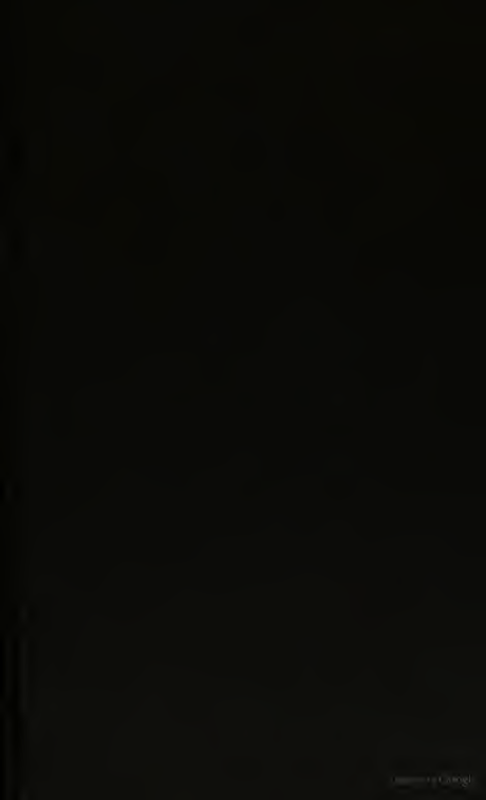
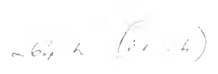



TAYLOR INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA







Conversations-Lexikon.

Zehnte Auflage.

Erster Band.

A bis Atlas.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Zehnte,

verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Erster Band.

A bis Atlas.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

A.

A ist der reinste und vollste Laut in der menschlichen Sprache, der gewichtigste der drei Grundvocale a, i, u. Er herrscht in den ältesten Sprachen als Grundton vor und gibt der Rede Fülle und Kraft. Durch seine Verbiudung mit deu beiden übrigen Grundvocalen entwickelu sich in den indogermanischen Sprachen die Zwischenlaute ê und ô, die echten Diphthongen ai und au, und dadurch die zartesten Schattirungen und Modificationen der Grundbedeutungen der Wurzeln. In den neuern Sprachen verflacht sich das a in der Aussprache oft zu ĕ, oder geht durch Trägheit des Sprachorgans in den dumpfern Laut ŏ über. Man vergleiche z. B. den Namen des a in den drei semitischen Dialekten, dem Hebräischen, Arabischen und Syrischen: alef, elif, olaf. Das a ist in dem altindischen und dem phönizischen Alphabet, und somit in den sämmtlichen von diesen Uralphabeten abgeleiteten Alphabeten, der erste Buchstabe; im Äthiopischen nimmt es die dreizehute und im Ruuenalphabet die zehnte Stelle ein. Im Phönizischen führt der Buchstabe a den Namen aleph, d. h. Stier, mit Bezug auf die älteste Gestalt desselben, welche die rohen Züge eines Stierkopfs darstellte. Hieraus entstand der griechische Name alpha. Die neuern Alphabete geben diesem Buchstaben keinen besondern Namen, sondern begnügen sich mit der bloßen Angabe des Lautes a. — A wird oft als symbolisches Zeichen gebraucht, und bedeutet dann das Erste, das Ursprüngliche, das Bestimmte. So bezeichnet man in der Logik mit A irgend einen Gegenstand des Denkens, ein Ding überhaupt. Die Formel A = A heißt dann so viel als: Jedes Ding ist sich selbst gleich. A und Z (im Griechischen A, alpha, und Ω, omega) bedeutet den Anfang und das Ende, das Erste und das Letzte, und drückt in diesem Sinne den Begriff des Allumfassenden, des Ewigen aus (vgl. Offenb. Joh. 1, 8). In der Algebra ist a einer der Buchstaben, mit denen man bekannte Größen bezeichnet. Auf Münzen bezeichnet A, daß die Münze in der ersten Münzstätte des Landes geprägt worden: so auf preuß. Münzen in Berlin, auf östr. in Wien, auf franz. in Paris. Franz. Münzen mit AA sind in Metz, der zweiten Münzstätte, geschlagen. In Rechnungen und Preisbestimmungen heißt a so viel als: das Einzelne zu oder für diesen oder jenen Preis, z. B. 10 Ctr. à 5 Thlr. will sagen: jeder einzelne dieser Centner soll 5 Thlr. kosten. — Ferner wird a bei vielen, meist lateinischen Wörtern und Redensarten als Abkürzungszeichen gebraucht, wo es dann der Anfangsbuchstabe des abgekürzten Wortes ist. So kommt vor: a. für anno (im Jahre); a. c. für anno currente (im laufenden Jahre); a. d. für anno domini (im Jahre des Herrn); a. p. für anno praeterito (im vergangenen Jahre); a. a. C. n. für anno ante Christum natum (im Jahre vor Christi Geburt); a. p. C. n. für anno post Christum natum (im Jahre nach Christi Geburt); a. aer. vulg. für anno aerae vulgaris (im Jahre der gewöhnlichen Zeitrechnung); A. M. für artium magister (Magister der Künste); AA. LL. M. für artium liberalium magister (Magister der freien Künste); A. b. für Aurea bulla (Goldene Bulle); a. c. für Augustana confessio (Augsburgische Confession); acc. für accepi (empfangen, bei Quittungen); auf Cassazetteln heißt a argent (Geld). — Über A als Grundton in der Musik s. Ton und Tonarten.

Aa, gleichbedeutend mit Aha, Ach oder Aach, bezeichnet im Altdeutschen ein fließendes Wasser, und erscheint noch jetzt selbständig in der Stammform als Flußuame in Nordfrankreich, Holland, Deutschland, der Schweiz und in Kurland, oder auch als Endsilbe an Ortsnamen angehängt, wie z. B. Biberach, Stockach u. s. w. Die bedeutendsten Flüsse dieses Namens sind: 1) die **Aa** im franz. Departement Pas-de-Calais, welche bei Rumilly-le-Comte entspringt, bei St.-Omer schiffbar wird und sich in zwei Arme theilt, deren einer als Colme bei Dünkirchen, der andere als Aa bei Gravelingen in den Kanal mündet; 2) die zur alten Yssel in Holland bei Deutichen einfließende und Bredevoort berührende **Aa** oder Ahe; 3) in der russ.

Ostseeprovinz Liefland einmal die **Treider-Aa**, welche nordwestlich von Dünamünde, und dann die **Bulder-Aa**, die südwestlicher in den Rigaschen Meerbusen mündet; 4) die **Aa**, die im Canton Uri entspringt, Unterwalden durchfließt und bei St.-Antoni in den Vierwaldstädtersee fällt. Unter dem Namen **Aach** fließen dem Bodensee nördlich drei Flüsse aus dem Badischen zu, die rudolfszeller, stockacher und seefelder Aach, und einer aus dem Würtembergischen; südlich einer unweit Bregenz aus Tirol. In den skandin. Sprachen wird das Wort nachgesetzt, und lautet im Schwedischen å, im Dänischen aa, im Jütischen au, z. B. Kongesau, der Königsfluß (nicht die Königsau), der Grenzfluß zwischen Jütland und Schleswig.

Aachen, als Regierungsbezirk die westliche Mitte der Rheinprovinz (s. d.), ist bei der Größe von nur 76 QM. einer der kleinsten Regierungsbezirke des preuß. Staats, umschlossen einerseits von den Regierungsbezirken Düsseldorf, Köln, Koblenz und Trier, andererseits von der belg. Provinz Lüttich und den niederl. Provinzen Luxemburg und Limburg. Der Hauptfluß desselben ist die Roer oder Ruhr, welche die Inde, Merz, Wurm und Urft aufnimmt, und fast den ganzen Regierungsbezirk mit nördlicher und nordwestlicher Abdachung dem Maasgebiete einverleibt, während im Südwesten Kill und Our der Mosel zufließen, und südwestlich die obern Erft- und Ahrthäler zum unmittelbaren Rheingebiet gehören. Der Süden wird von den kahlen und rauhen Plateauflächen der Eifel erfüllt, an welche zwischen Malmedy und Eupen die nebelbedeckten Hochmoore der Hohen Veen stoßen, die sich nordwärts zu den fruchtbaren Hügellandschaften des niederrh. Tieflandes verflachen. Die Hauptnahrungszweige der Bewohner sind im Südosten Bergbau, im Südwesten Lederfabrikation, besonders in Malmedy, St.-Vith und Eupen, im Norden reicher Ackerbau, und in der Mitte nächst guter Viehzucht die vielfach belebte, durch Steinkohlen und Eisen unterstützte Industrie, berühmt durch ihre Metallwaaren und Tücher. Nächst Erfurt ist A. der einzige Regierungsbezirk des preuß. Staats ohne Binnenschiffahrt, dennoch aber einer der ersten Handelsdistriete. Er hat 402000 E., folglich im Durchschnitt über 5200, und um die Stadt A. herum sogar 8500 Menschen auf der QM. In di deutsche Bevölkerung mischen sich westlich Franzosen und Wallonen, wie denn auch die deutsch Mundart sich zum Holländischen hinneigt. Mit Ausnahme von ungefähr 11000 Evangelische und 2000 Juden bekennen sich die Bewohner zur kath. Kirche. In administrativer Hinsicht zerfällt der Regierungsbezirk in die 11 Kreise: Stadtkreis A., Landkreis A., Eupen, Montjoi Malmedy, Geilenkirchen, Heinsberg, Erkelenz, Jülich, Düren und Schleiden.

Aachen, die Stadt, der Sitz der Regierung, zweier landräthlichen Behörden, eines Land gerichts, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, liegt unter 50° 47′ n. B. und 23° 4 ö. L., bei einer Seehöhe von 550 F., in einem fruchtbaren Kesselthale, welches von d Wurm bewässert und von den Vorhöhen der Hohen Veen umgrenzt wird. Die Stadt zäh 47000 E., darunter nicht ganz 2000 Protestanten und gegen 300 Juden. Sie hat viele kat Kirchen, ein Collegiatstift mit einem Propste, eine protest. Kirche und eine Synagoge; sie besi ein Gymnasium, eine höhere Bürger- und Gewerbschule, eine Bau- und Handelsschule und e gut gebautes Theater. A. bildet inmitten eines üppigen Feld- und Gartenbaus den Centralpun blühender Industrie, die sich besonders auszeichnet in Fabrikation von Näh- und Stecknade (seit mehr als 200 J.), sowie in Tüchern und Buckskins, welche selbst die engl. Waaren v den amerik. Märkten fast ganz verdrängten. Als Hauptstation der Belg.-rhein. Eisenbahn sie auch ein wichtiger Stapelplatz des preuß. Handels, und durch die im Bau begriffenen Bahn von A. über Düsseldorf nach Ruhrort und nach Mastricht steht ihr die Zukunft eines noch l deutsamern Handelsplatzes bevor.

A. birgt viele der ehrwürdigsten historischen Erinnerungen. Seit Pipin's Zeiten tritt Stadt aus dem historischen Dunkel, und Karl d. G. gründete ihren Weltruf. Ob sie dess Wiege gewesen, ist zweifelhaft; sein Grab ward sie 814. Karl d. G. ließ um 796 den sch vorhandenen Palast, die sogenannte Kaiserpfalz, ebenso die Kapelle, in welcher bereits Pip 765 das Weihnachtsfest feierte, von Grund aus neu bauen. Beide Werke wurden du einen Säulengang verbunden, der aber kurz vor des Kaisers Tode, wahrscheinlich durch E beben, wieder in Trümmer sank. Während die Ruinen des Palastes später zur Grundl des jetzigen Rathhauses verwendet wurden, bildet die Kapelle noch jetzt den Kern des Münst Diese alterthümliche Kathedrale hat die Form eines Achtecks, welches mit einem Umgang zwei Geschossen, nach außen hin ein Sechzehneck bildet. In der Mitte des Achtecks bezeichnet Stein mit der Inschrift „Carolo Magno" das Grab Karl's d. G. Otto III. öffnete das Grab J. 1000. Er fand den Kaiser noch wohlerhalten im Ornate, mit dem Scepter in den Händ das Evangelium auf den Knien, ein Stück des heiligen Kreuzes auf dem Haupte und die



gertasche um die Hüfte, auf einem Marmorstuhl sitzen, und ließ nach Ausbesserung des Schadhaften das Gewölbe wieder vermauern. Nachdem Kaiser Friedrich I. 1165 das Grab wiederum hatte öffnen lassen, wurden die Gebeine in einem Sargkasten von Gold und Silber beigesetzt und zum Gedächtniß ein großer, schön gearbeiteter Kronleuchter über dem Grabe aufgehangen. Friedrich II. ließ 1215 die Überreste des Kaisers in eine kostbare Truhe schließen, in der sie noch jetzt in der Sacristei aufbewahrt werden. Der später mit Goldplatten belegte weiße Marmorstuhl diente bis 1558 bei Kaiserkrönungen dem Neugekrönten zum Sessel während der Begrüßung der fremden Fürsten; die Reichsinsignien wurden 1795 nach Wien gebracht. Dem im byzant. Geschmack errichteten Achteck wurde gegen Osten im Laufe des 14. Jahrh. im goth. Stil ein Chor angebaut, während sich ihm westlich ein viereckiger Glockenthurm anschließt, neben dem zwei runde Treppenthürmchen zur Heiligthumskammer führen. Diese verwahrt die sogenannten großen Reliquien, welche noch jetzt alle sieben Jahre im Juli von der Thurmgalerie dem Volke gezeigt werden, und viele Tausende Fremder nach A. rufen. Der ehrwürdige und an alten Zierathen so reiche Bau (z. B. am Wolfsportal) ward in den spätern Jahrhunderten durch mancherlei Geschmacklosigkeiten ungemein verunstaltet. Die Thätigkeit des 1849 begründeten Karlsvereins stellt jedoch in Aussicht, daß diese Barbarei verschwinden und die Kirche nach innen und außen in ihrer Herrlichkeit erscheinen werde. Schon sind die Restaurationsarbeiten im Innern rüstig vorgeschritten. Das Achteck ist wiederum mit den herrlichen Marmorsäulen geschmückt, welche in der Franz. Revolution geraubt und durch den Pariser Frieden wiedererworben wurden, aber bis vor wenigen Jahren in den Umgängen des Doms den Verwüstungen der Zeit preisgegeben lagen. Die Standbilder im Innern des Chors erglänzen wieder in altgothischer Farbenpracht; für Erwerbung von Glasgemälden für die hohen Bogenfenster ist Sorge getragen. Auch wird der imposante Anblick des Münsters nicht lange mehr durch die angebauten Häuschen und Buden verdunkelt sein. Vgl. Nolten, „Archäologische Beschreibung der Münster- oder Krönungskirche zu A." (Aachen 1818). Das Rathhaus, das die Reste des Kaiserpalastes insichschließt, ziert den Marktplatz, rechts mit dem an die Römerzeit erinnernden Granusthurm, links mit dem Glocken- oder Marktthurm. Der im Innern des Rathhauses befindliche Krönungssaal, 162 F. lang und 60 F. tief, ward im vorigen Jahrh. durch Holzwände in zwei Hälften gespalten, wovon die eine wiederum in drei kleinere Säle und eine Treppenhalle getheilt wurde. Gegenwärtig ist man ebenfalls beschäftigt, den Saal, in welchem 37 deutsche Kaiser und 11 Kaiserinnen gekrönt wurden, in seiner ursprünglichen Gestalt herzustellen. Die Wände werden durch große Frescomalereien, Scenen aus dem Leben Karl's d. G. darstellend, geschmückt, die A. Rethel's Künstlerhand ausführt. In einem kleinern Saale des Rathhauses befinden sich die Brustbilder Napoleon's und Josephinens, von J. L. David gemalt, welche der Stadt vom Kaiser selbst geschenkt wurden. Vor dem Rathhause steht ein schöner Springbrunnen mit der Bronzestatue Karl's d. G. In der Franciscanerkirche befinden sich eine treffliche Kreuzabnahme von A. van Dyk, und zwei andere die Kreuzigung darstellende Gemälde von J. Diepenbeeck. Die Michaeliskirche besitzt ein ausgezeichnetes Nachtstück, die Grablegung Christi von G. Honthorst. Sehenswerth ist auch der dicht vor der Stadt gelegene großartige Bau des neuen Bürgerhospitals. Aus den freundlichen, zum Theil parkartigen Umgebungen A.s erhebt sich der Lousberg oder Louisberg zu 781 F. Seehöhe, mit herrlicher Aussicht, einem trigonometrischen Signale und dem reizenden Belvedere. Eine Viertelstunde von A. befindet sich, aus ihren romantischen Trümmern neu aufgebaut, die wasserumspülte Frankenburg, der sagenreiche Lieblingsaufenthalt Karl's d. G. und Fastrada's. Ganz in der Nähe und durch elegante Neubauten mit der Stadt verbunden, liegt Burtscheid (s. d.).

Der Name A.s schon deutet auf römischen Ursprung, denn das deutsche Aha ist mit dem lat. aqua verwandt, sodaß ohne Zweifel die in der Stadt entspringenden Heilquellen die Benennung veranlaßten. Der um das 3. Jahrh. auftretende Name Aquisgranum mag von granus, einem Beinamen des Apollo, hergeleitet sein, den die Römer bei Thermen verehrten. Der franz. Name Aix-la-Chapelle rührt von der Kapelle des Palastes her. Karl d. G. verlieh der Stadt außerordentliche Freiheiten. Ihre Bürger waren im ganzen Reiche frei von Hand- und Kriegsdiensten, Gefängniß und allen Abgaben; sie besaß auch das Asylrecht: aachener Luft machte Jeden frei, selbst den Reichsgeächteten. Im Mittelalter zählte diese freie Reichsstadt (des westfäl. Kreises) mehr als 100000 E.; im Rheinischen Städtebund spielte sie eine sehr bedeutende Rolle. Zu A. wurden seit Ludwig dem Frommen bis auf Ferdinand I. (813—1531) die Kaiser gekrönt. Reichsversammlungen sind in ihren Mauern 17, Provinzialconcilien 11 abgehalten worden.

1 *

Die Verlegung der Krönungen nach Frankfurt, die Religionsstreitigkeiten des 16. und 17. Jahrh., eine große Feuersbrunst, die 1656 gegen 4000 Häuser der Stadt einäscherte, und Anderes brachte allmälig das einst so reiche und blühende Gemeinwesen in Verfall. Im J. 1793, dann 1794 wurde A. von den Franzosen besetzt. Durch die Friedensschlüsse zu Campo-Formio und zu Luneville kam es völlig an Frankreich und ward die Hauptstadt des Departements der Roer; 1815 endlich fiel die Stadt Preußen zu. Vgl. Quix, „Geschichte der Stadt A., nach Quellen bearbeitet" (2 Bde., Aachen 1841).

Die Aachener Mineralquellen, sechs warme und zwei kalte, waren schon zur Zeit Karl's d. G. bekannt und wurden bereits gegen 1170 häufig besucht. Die warmen Quellen gehören zu den alkalisch-muriatischen Schwefelthermen. Dieselben werden nach ihrer Lage in die obern und untern getheilt, von denen jene eine höhere Temperatur und reichlichere Entwickelung von Schwefelwasserstoffgas zeigen als diese (35—46° R.). Sie wirken hauptsächlich auf das Pfortadersystem und die Schleimhäute, daher sie gegen Gicht, Hämorrhoiden, schlecht behandelte Syphilis und Blennorrhöen, besonders mit dem Charakter des Torpor, wirksam sind. Unter den obern Quellen ist die vorzüglichste die Kaiserquelle, die mitten im Gasthause zum Kaiserbade entspringt, und deren eingeschlossener Dunst den sogenannten Bandschwefel absetzt. Sodann gehören zu den obern: eine kleine Quelle vor dem Kaiserbade und die Quirinusquelle. Zu den untern Quellen gehören die alte Trinkquelle und der seit 1827 eingerichtete neue Trinkbrunnen, der Elisenbrunnen, die Rosenbadquelle und die Corneliusquelle. Die Bäder selbst sind 4—5 F. tief, ganz nach altrömischer Art gebaut. Die kalten Quellen sind eisenhaltige Sauerquellen von geringerm Gehalte. Der auf der Drischstraße gelegene sogenannte Spaabrunnen wird längst nicht mehr gebraucht. Weit mächtiger ist die erst 1829 aufgefundene, mit einer eleganten Badeanstalt versehene Eisenquelle. Die bewährte Heilkraft der aachener Quellen führt der Stadt jährlich viele Tausende von Curgästen zu, deren Hauptsammelplatz die Säulenhallen des Elisenbrunnens mit den davor gelegenen Promenaden, sowie die Redoute mit ihrem prächtigen, im Rococostil erbauten Cursale und ihrem großartigen Lesecabinet bilden. Vgl. Monheim, „Die Heilquellen von A., Burtscheid, Spaa, Malmedy und Heilstein" (Aachen 1829); Zitterland, „A.s heiße Quellen" (Aachen 1836); „A. und Burtscheid, Taschenbuch für Curgäste und Reisende" (Aachen 1847).

Aachener Friedensschlüsse und Aachener Congreß. Der erste Aachener Friede endigte den Devolutionskrieg, den Ludwig XIV. 1667 mit Spanien führte, weil er nach dem Tode Philipp's IV., seines Schwiegervaters, im Namen seiner Gemahlin, der Infantin Maria Theresia, auf das unter Privatpersonen in Brabant und Namur geltende deutsche Recht der Devolution (s. d.) sich berufend, einen großen Theil der span. Niederlande in Anspruch nahm. Das siegreiche Vorschreiten Ludwig's XIV. wurde durch die Tripelallianz zwischen England, Holland und Schweden gehemmt, welche Spanien vorschrieb, Ludwig XIV. entweder die Franche-Comté oder den bereits eroberten Theil von Flandern, namentlich Charleroi, Ath, Oudenaerde, Douai, Tournay und Lille abzutreten, und dem sich Weigernden den Krieg erklärte. Nachdem Ludwig XIV. zu St.-Germain-en-Laye die Bedingungen angenommen, auch Spanien gegen Zurücknahme der Franche-Comté die Abtretung des flandrischen Gebiets gewährt hatte, bewirkte die Tripelallianz zu Aachen am 2. Mai 1668 den förmlichen Frieden, zu dessen Aufrechthaltung sie sich 1669 noch in einem besondern Vertrage vereinigte. — Der zweite Aachener Friede beendete den Östr. Erbfolgekrieg, welcher durch die Ansprüche des Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern auf den von Maria Theresia 1740 besetzten östr. Thron angefacht war, acht Jahre lang mit abwechselndem Glück durchgekämpft wurde, und am Ende auf der einen Seite für bair. Interesse Frankreich, Spanien, Modena und Genua, auf der andern für Östreich, Sardinien, Großbritannien, Sachsen und Holland in den Krieg verwebt hatte. Das Waffenglück Östreichs und seiner Verbündeten veranlaßte das Heranziehen eines russ. Hülfsheeres unter Fürst Repnin, auf Rechnung der Seemächte, dessen Ankunft in den Rheingegenden den Präliminarvertrag zu Aachen am 30. April 1744 zwischen Frankreich und den zwei Seemächten beschleunigte. Am 18. Oct. 1748 wurde derselbe in einen förmlichen Frieden verwandelt, welchem sodann auch Spanien, Östreich, Genua und Sardinien beitraten, während Sachsen und Baiern schon früher vom Kampfplatze abgetreten waren. Es wurden in demselben alle frühern Friedensschlüsse und die Garantie der Pragmatischen Sanction bestätigt, und der Besitzstand der Mächte, wie er vor ausgebrochenem Kriege gewesen, im Allgemeinen zur Grundlage des Friedens bestimmt. Sardinien behielt die während des Kriegs abgetretenen mailändischen Plätze; Parma, Piacenza und Guastalla wurden an den span. Infanten Philipp

Elisabeth's zweiten Sohn, unter gewissem Vorbehalt des Rückfalls an Östreich, abgetreten; Preußen ward der Besitz von Schlesien und der Grafschaft Glatz garantirt, England der Assientotractat für vier Jahre von neuem bestätigt, und Dünkirchens Befestigung von der Landseite gewährt, dagegen der engl. Kronprätendent Eduard aus Frankreich verwiesen. Vorzugsweise durch die Bemühungen des Ministers Kaunitz kam Östreich mit sehr geringen Opfern weg, während England trotz seiner glänzenden Seesiege ohne sonderlichen Gewinn mit einer zu 80 Mill. Pf. St. gesteigerten Schuldenlast aus dem Kriege schied. — Der im Oct. 1818 abgehaltene **Aachener Congreß** eröffnete die Reihe der Congresse, durch welche die Heilige Allianz (s. d.) ihr System zu befestigen suchte. Der Congreß begann am 30. Sept. 1818 und endete am 21. Nov. Sein nächster Zweck war die Zurückziehung des 150000 Mann starken Occupationsheers aus Frankreich; sodann die Wiederaufnahme Frankreichs in den Bund der Großmächte. Die Kaiser von Rußland und Östreich und der König von Preußen waren persönlich zugegen. Als Bevollmächtigte fungirten: Metternich, Castlereagh und Wellington, Hardenberg und Bernstorff, Nesselrode und Kapodistrias, von Seiten Frankreichs Richelieu. Nachdem Frankreich am 4. Nov. zur Theilnahme an den Verhandlungen eingeladen worden, und dasselbe die übernommenen Geldverpflichtungen vollzogen hatte, unterzeichneten die sämmtlichen fünf Mächte am 15. Nov. ein Protokoll, das im Geiste der Heiligen Allianz die Grundsätze der künftigen Politik aussprach, und in Form einer Declaration allen übrigen Cabineten Europas mitgetheilt wurde.

Aachener und Münchener Feuerversicherungsgesellschaft. Sie wurde als Aachener Feuerversicherungsgesellschaft durch D. Hansemann 1825 mit 1 Mill., später 3 Mill. Thlr. Actiencapital begründet, unter der Bestimmung, daß die Hälfte des Gewinns gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken zugewandt werden solle. Für die Verwendung dieser Gewinnhälfte ward gleichzeitig der Aachener Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit gestiftet, der die Gewinnhälfte im Wesentlichen zur Errichtung einer großen Sparkasse mit Prämien benutzte, aber bald auf den Gewinnantheil seines nächsten Bezirks beschränkt wurde. Seitdem fließt ein verhältnißmäßiger Theil dieser Fonds den verschiedenen Ländern und Provinzen zu, wohin die Gesellschaft ihre Geschäfte ausdehnt. Diese eigenthümliche Einrichtung mußte den damals sehr im Steigen begriffenen Einfluß des Systems gegenseitiger Mobiliarversicherung schwächen, und ward daher von den Gesellschaften letzterer Art angegriffen. Namentlich suchte die Gothaer Bank auszuführen, daß der ganze dahin gehörige Plan auf Illusionen beruhe. Dies wurde der erste Anlaß zu dem spätern hartnäckigen Principienkampf zwischen den Anhängern beider Gesellschaften und Systeme, der, obwol an sich unerquicklich, doch viel zur Klärung der Begriffe vom Versicherungswesen beigetragen hat, seit Jahren aber schon einer gegenseitigen Achtung platzgemacht zu haben scheint, nachdem jede der beiden Gesellschaften auf ihrem Wege die größte ihrer Art in Deutschland geworden. In der That ist für die Aachener Gesellschaft gerade das angefochtene Princip der Gewinntheilung die Grundlage ihrer Ausdehnung geworden. Vermittelst seiner Anwendung sowie der Emission der noch disponibeln Actien, allerdings auch in Folge guter Eigenschaften im Allgemeinen, erlangte sie zuerst von der bair. Regierung 1834 die Rechte eines inländischen Instituts, woher auch die Firma rührt. Darauf folgten ähnliche Erwerbungen im Großherzogthum Hessen und andern Ländern, sowie Verträge mit Corporationen aller Art über die Verwendung ihres Antheils an der Gewinnhälfte, mit denen die Vermehrung der Geschäfte Hand in Hand ging. Im J. 1843 erhöhte die Gesellschaft ihr Grundcapital auf 3 Mill. Thlr. Danach, sowie nach dem hamburger Brande von 1842, dessen Resultat für sie auf zwei gewinnlose Jahre beschränkt blieb, stieg ihre Ausdehnung außerordentlich. Obwol ihre Versicherungen, durch eine vorsichtige Zurückhaltung, in den Jahren der politischen Umwälzungen etwas abgenommen haben, beliefen sie sich doch 1849 auf 480 Mill. Thlr., ihre Reserven auf nahe an 1⅓ Mill.; ihre Actien wurden Mitte 1850 mit 570—600 Thlr. über Pari bezahlt.

Äacus (griech. Aiakos), Sohn des Zeus und der Ägina, einer Tochter des Flusses Asopus, wurde auf der Insel Önone geboren, wohin Ägina von Zeus versetzt worden, um sie dem Zorne der Juno zu entziehen. Die Insel erhielt davon den Namen Ägina. Ä. befand sich allein auf der Insel, und Zeus verwandelte auf sein Bitten Ameisen in Menschen (Myrmidonen), über die er als König herrschte. Als gottesfürchtiger Mann stand er bei den Göttern in Ehren, die auch auf sein Verwenden Griechenland von einer Hungersnoth befreiten. Mit Endeïs, des Skiron Tochter, zeugte Ä. Telamon und Peleus, mit Psamathe, des Nereus Tochter, den Phokus. Nach seinem Tode wurde Ä. seiner Gerechtigkeit wegen einer der Richter, sowie Thürhüter der Unterwelt; man bildete ihn darum ab mit den Zeichen des Richteramts oder mit dem Schlüssel

zum Hades. In Ägina verehrte man ihn als Halbgott. Ein Theil von Pindar's Gesängen, äginetischen Siegern geweiht, feiern den Ruhm des A. und seiner Abkömmlinge, der Aaciden, zu denen auch, als Sohn des Peleus, Achilles gehört.

Aak nennt man die flachen, an den Enden abgestumpften Fahrzeuge, deren man sich auf dem Niederrhein bedient.

Aal. Die Aale bilden eine besondere Gruppe unter den Fischen, wurden aber ehedem irrigerweise zu den Amphibien gerechnet, indem sie, durch den eigenthümlichen Bau ihrer Kiemen begünstigt, längere Zeit außer dem Wasser ohne Lebensgefahr bleiben können und gelegentlich auf das Land gehen. Sie gehören im System der Fische zu den Grätenfischen, und zwar zu den Weichflossern (Ostacauthi, Malacopterygii), sind von langer, schlanker Gestalt, ohne Bauchflossen, haben Schuppen, die in der dicken Haut verhüllt sind, Kiemendeckel, die sich weit hinten durch ein Loch öffnen, scharfe und spitzige Zähne. Die Gattungen dieser über die Erde vereinzelten Familie sind nicht zahlreich; sie bewohnen theils nur das Meer oder nur süße Gewässer, theils kommen sie zugleich in beiden vor. Zu den erstern gehören von den Aalen im strengen Sinne die Muräne (Gymnothorax Muraena, Bl.), welche schon den Alten wohlbekannt war und bei den Römern als so große Leckerei angesehen wurde, daß man sie in besondern mit dem Meere in Verbindung stehenden Behältern zog. Nach des Plinius Erzählung soll zu August's Zeiten ein reicher Ritter, Vedius Pollio, welcher auf dem Pausilipp wohnte, seine Muränen mit nutzlos gewordenen Sklaven gefüttert haben. Der gemeine Aal (Muraena auguilla) findet sich von Rußland bis Portugal in den meisten Gewässern, aber auch im Meere bis Madeira, und ist ein durch Bissigkeit bekannter Raubfisch von sehr zähem Leben, den man lange für einen Zwitter hielt, der aber wie andere Fische laicht und zu diesem Zweck aus dem Meere in die Flüsse geht. Er gelangt oft zu sehr bedeutender Größe, und wird theils geangelt, theils in Reusen oder Netzen gefangen. In Norddeutschland macht er geräuchert oder marinirt einen nicht unbedeutenden Handelsartikel aus; er ist im frischen Zustande keineswegs so unverdaulich, wie wol geglaubt wird. Seine Haut dient zu manchen technischen Zwecken. Eine physikalisch merkwürdige Gattung dieser Familie stellt der Zitteraal (s. d.) dar. — Die **Aalmutter** (Zoarces viviparus, Cuv.) ist ein Fisch aus der Abtheilung der Stachelflosser und der Familie der Schleimfische von Fußlänge, braungelber, mit schwärzlichen Flecken wechselnder Farbe, schleimiger Oberfläche und wenig angenehmem Fleische. Sie ist gemein in der Nordsee und an den franz. Küsten, und merkwürdig durch das Gebären ausgebildeter, von Eihäuten nicht umhüllter Jungen. — Die **Aalraupe** oder Aalquappe (Gadus lota, L.) ist ein Fisch aus der Abtheilung der Weichflosser und der Familie der Schellfische, von cylindrischem Körper mit glatter, gelb und braun marmorirter Haut und zwei Rückenflossen und Bartfäden. Sie stellt die einzige im Süßwasser vorkommende Art der Familie dar, ist gemein im nördlichen Europa, und soll, nach Bloch, im Oderbruch einst so häufig gewesen sein, daß man die getrockneten als Brennmaterial benutzte. Ihr Fleisch ist zart und wohlschmeckend; das Weibchen enthält über 100000 Eier. — **Aalmolch**, s. Molch.

Aalborg (spr. Ohlborg), das nördlichste Stift der jüt. Halbinsel im Königreich Dänemark, welches im Norden mit Skagens-Horn ausläuft, durch den Lymfiord und den 1825 erfolgten Meeresdurchbruch bei Agger von der übrigen Halbinsel getrennt ist, und im Innern von Haide und Moor erfüllt wird. Es umfaßt 131½ QM. mit 162000 E. Am südlichen Ufer des Lymfiord liegt die Hauptstadt Aalborg mit dem Schlosse Aalborghuus und 8000 E., der Hauptort des gleichnamigen Amtes und Sitz eines Bischofs. Die Stadt gehört zu den mittlern Handelsplätzen Dänemarks, hat einen guten, sehr belebten Hafen, beschäftigt über 100 Schiffe in einträglicher Fischerei, und ist im Besitz von Seide-, Handschuh-, Zucker- und Waffenfabriken, Thran- und Seifensiedereien. Auch hat sie eine städtische Bibliothek und eine Navigationsschule, welche indessen nur sehr schwach besucht wird. Zu A. ward am 4. Nov. 1608 die Evangelische Union zwischen Pfalzbaden, Anhalt, Ausbach, Kulmbach und Würtemberg geschlossen. Am 18. Oct. 1627 ward hier das Corps des Markgrafen von Baden durch den kaiserl. General Schlick (im Dreißigjährigen Kriege) gefangen genommen.

Aalen, am Kocher, ehedem freie Reichsstadt mit demokratischer Verfassung, jetzt Hauptort eines Oberamts gleiches Namens im würtemb. Jartkreise, zählt 3000 E., welche Ackerbau, Lohgerberei und Tuchweberei treiben. Reichsstadt ward der Ort 1630, indem Graf Eberhard III. denselben wegen Empörung an das Reich abtreten mußte; 1802 kam A. an Würtemberg.

Aar, der drittgrößte Fluß der Schweiz, welcher in zwei verschiedenen Quellen den Aargletschern des Berner Oberlandes entspringt, und sich sodann bei Koblenz, dem alten Confluenti

in der Nähe der bad. Stadt Waldshut, in den Rhein ergießt. Die Gletscher, deren Abfluß dieser schöne, krystallklare Bergstrom ist, sind der Oberaargletscher, welcher das Thal zwischen dem Zinkenstein, dem Rothhorn und der Grimsel füllt, und der Unteraargletscher am Fuße des 13200 F. hohen Finsteraarhorns und der Schreckhörner. Der durch den Zufluß geschmolzenen Schnees und der Bergseen reichlich genährte Strom ergießt sich in tollen Sprüngen durch das Oberhaslithal, fällt bei der Handeck in verschiedenen Fällen, von welchen der obere Handeckfall, gegen 200 F. hoch, einen der prachtvollsten Wasserfälle Europas bildet, 4420 F. tief in das Hasli, durchströmt den Brienzer- und den Thunersee, und nimmt nach und nach die Flüsse Lütschine, Simmer, Gürbe, Saane mit Sense, Zihl (Abfluß des Bielersees), Emmen, Langeten, Wigger, Dünnern, Suren, Aa, Bünz, Reuß und Limmat auf. Die Aar berührt die Städte Unterseen, Thun, Bern (welches letztere ganz auf einer von ihr umschlungenen Halbinsel erbaut ist, und in dessen Nähe der Fluß bei der Aarenge die wunderlichsten Krümmungen bildet), Solothurn, Aarburg, Olten, Aarau, Brugg und Klingenau. Schiffbar wird der ziemlich reißende Strom erst von Unterseen aus, aber immer nur für kleinere Schiffe, und selbst für diese wegen der vielen Schnellen nicht immer ohne Gefahr. Die Aargletscher werden jetzt häufig von dem Grimselspital aus besucht. Auf ihnen stellte der berühmte Naturforscher Agassiz seine scharfsinnigen Untersuchungen über die Entstehung und Bedeutung der Gletscher (s. d.) an. — **Aar** oder Ahr heißt ferner ein kleiner Fluß in der preuß. Rheinprovinz, der in der Eifel entspringt und unweit Sinzig in den Rhein fällt. An seinen Ufern wächst der köstliche Aarwein, Aarbleichert genannt. — Im Herzogthum Nassau führen zwei kleine Flüsse den Namen **Aar**, von denen der eine in die Lahn, der andere in die Dille fällt. — Die **Aar** im Fürstenthum Waldeck fließt der Twiste zu. — **Aar**, die alte Benennung aller großen Raubvögel, besonders aber des Adlers (s. d.), wird fast nur noch in der poetischen Sprache gebraucht.

Aarau, die freundliche, wohlgebaute und gewerbfleißige Hauptstadt des Cantons Aargau, Sitz des Großen Raths, Kleinen Raths und des Obergerichts, mit etwas über 4600 meist ref. E., liegt an der Aar, dem fischreichen Sußbache und den Abhängen des Jura, etwa 1100 F. über der Meeresfläche. Sie hat Fabriken in Eisen, Seide und Baumwolle, ein blühendes Gymnasium und eine nicht unbedeutende Cantonsbibliothek mit der Sammlung des Generals Zurlauben und zahlreichen, für die schweiz. Geschichte merkwürdigen Manuscripten. Um die im 11. Jahrh. vom Grafen Rohr erbaute Burg erhob sich allmälig die Stadt, die später an die Grafen von Habsburg kam und bis zur Eroberung durch die Berner 1315 bei Östreich blieb. Am 9. und 11. Aug. 1712 wurde daselbst der den Toggenburger Krieg endende Friede geschlossen. Während der franz. Herrschaft war A. für kurze Zeit Hauptort der Eidgenossenschaft.

Aargau, der sechzehnte Canton der Schweiz. Eidgenossenschaft, ein fruchtbares und waldreiches, von den Ausläufern der Alpen und des Jura gebildetes Hügelland, von Aar, Reuß und Limmat, die sich hier mit dem Rhein vereinigen, durchströmt, vom Großherzogthum Baden (durch den Rhein) und den Cantonen Basel-Land, Solothurn, Bern, Luzern, Zug und Zürich begrenzt, hat einen Flächenraum von etwas über 25 □M. Seine Bevölkerung beläuft sich nach der Zählung von 1850 auf etwas über 199000 E., deren größere Hälfte sich zu der ref. Kirche bekennt. Der Canton ernennt auf Grund seiner Bevölkerungszahl 10 Abgeordnete in den Schweiz. Nationalrath. In zwei Dörfern, Endingen und Lengnau, wohnen gegen 2000 Juden, im Genusse freier Religionsübung und der bürgerlichen Rechte in ihren Heimatsgemeinden, jedoch ohne Theilnahme an den staatsbürgerlichen Befugnissen. Acker-, Wein- und Obstbau, Wiesenbau und Viehzucht werden mit großer Thätigkeit betrieben; industrielle Beschäftigungen verschiedener Art, besonders Fabrikation in Baumwolle und Seide, sind nicht blos in den 11 Städten und Städtchen des Cantons, sondern auch auf dem Lande verbreitet. Wohlstand und Bildung haben seit 40 Jahren, besonders seit 1830, in weiten Kreisen zugenommen. Es fehlt nicht an wissenschaftlichen Vereinen, und selbst viele Dörfer besitzen ihre eigenen Lesegesellschaften, Sängerchöre und gemeinnützigen Anstalten. Im ehemaligen Kloster Wettingen ist jetzt ein blühendes Seminar für Lehrer ref., kath. und israel. Confession, im Stift Muri eine Bezirksschule errichtet. Nach der gegenwärtig (1850) einer Revision unterliegenden Verfassung von 1841 übt das Volk seine souveraine Gewalt durch einen alle drei Jahre zur Hälfte zu erneuernden Großen Rath, dessen austretende Mitglieder wieder wählbar sind. Zur Bildung desselben ernennt jeder der 50 Kreise auf je 180 seiner stimmfähigen Bürger einen Abgeordneten. Actives und passives Wahlrecht haben regelmäßig alle Cantonsbürger vom vierundzwanzigsten Jahre an. Der Große Rath stimmt über die vom Kleinen Rathe einzureichenden Gesetzvorschläge ab; auch hat er die Finanzgewalt und das Begnadigungsrecht in peinlichen

Fällen. Die Vollstreckung der Gesetze ist einem vom Großen Rathe aus seiner Mitte gewählte Kleinen Rathe von neun Mitgliedern, von denen wenigstens vier Katholiken und vier Refo mirte sein müssen, übertragen. Die richterliche Gewalt wird in jedem Kreise von einem Fri dens- und einem Kreisgerichte, in jedem der 11 Bezirke von einem Bezirksgerichte, endlich vo einem Obergerichte, theils nach einem neuen bürgerlichen Gesetzbuch, theils nach besondern Ve ordnungen und Gewohnheitsrechten ausgeübt. Ein ref. und ein kath. Kirchenrath besorgen unt Aufsicht des Kleinen Raths die besondern confessionellen Angelegenheiten. Das reine Staats vermögen des Cantons beträgt nahe an 12, das jährliche Einkommen etwa 1 Mill. Schweizerf

Der Canton ist aus drei Hauptbestandtheilen gebildet: dem eigentlichen A., das fri her unter der Botmäßigkeit der berner Aristokratie stand; dem kath. Baden, den untern un obern Freienämtern, die gemeinschaftliche Unterthanengebiete mehrer Cantone waren; endli aus dem bis zum Luneviller Frieden unter östr. Hoheit gebliebenen Frickthale. Der Einbruch de Franzosen in die Schweiz (1798) befreite den A. aus seiner Unterthanschaft, und durch Napo leon's Vermittelung ward er 1803 ein selbständiger Canton. In der Mediationszeit blühte de neue Staat, unter einer repräsentativ-demokratischen Verfassung, sichtlich auf, und die ungleich artigen Landestheile schienen in jeder rein politischen Beziehung fest zusammengewachsen, wäh rend die confessionellen Gegensätze nur zeitweise beschwichtigt, aber nicht dauernd versöhnt un verschmolzen werden konnten. Nach Napoleon's Sturz begann die Reaction auch im A., de unter einem Kleinen Rathe von 13 Mitgliedern allen Sünden und Fehlern der Oligarchie an heimfiel. Die wachsende Unzufriedenheit trieb nach der Julirevolution am 6. Dec. 1830 da von seinen Behörden getäuschte Volk zum bewaffneten Aufstand, in dessen Folge am 15. Apr 1831 durch einen von sämmtlichen Staatsbürgern unmittelbar gewählten Verfassungsrath ein neue Constitution entworfen wurde, die bald darauf von der großen Mehrheit der Urversamm lungen angenommen ward. An dieser Bewegung hatte ein großer Theil der kath. Bevölke rung besonders lebhaften Antheil genommen, und obgleich letztere nur die kleinere Hälft der Bewohner bildet, nahm man doch, sogar für die Repräsentation der beiden Confessionen i der höchsten politischen Cantonalbehörde, den Grundsatz der Parität in die Verfassung au Dieses politische Privilegium stellte einen Theil der Katholiken nicht dauernd zufrieden. Al die neue Regierung an den vom Papst verdammten Beschlüssen der Badener Conferenz theil genommen hatte, und diese gegen einige widerspenstige Geistliche durchzusetzen suchte, kam e im Nov. 1835 zu Unruhen in den kath. Bezirken Muri und Bremgarten, die jedoch leich und ohne Blutvergießen unterdrückt wurden. Fortan wollten auch die Reformirten von der Pa rität nichts mehr wissen, sondern foderten eine Vertretung nach Verhältniß der Bevölkerung Am 5. Jan. 1841 wurde der Constitutionsentwurf, der den Grundsatz der Repräsentation nach der Kopfzahl feststellte, bei einer Gesammtzahl von 33629 stimmfähigen Bürgern von 1605 gegen 11484 angenommen. Fast alle Katholiken hatten gegen den Entwurf gestimmt, und di Gährung in den kath. Freienämtern, die vorzüglich von den Klöstern aus geschürt wurd und mit ähnlichen Bewegungen in Solothurn im Zusammenhange stand, nahm bald einen be drohenden Charakter an. Einige von der Regierung angeordnete Verhaftungen in Muri und Bremgarten gaben das Zeichen zum Ausbruch. Am 11. Jan. setzten sich die Aufrührer gege Aarau in Marsch, wurden aber nach kurzem Gefechte bei Vilmergen von den Regierungstrup pen zersprengt, welche alsbald die insurgirten Bezirke besetzten. Unter dem Eindrucke dieser Er eignisse und zur Sicherstellung gegen künftige Unordnungen beschloß der Große Rath am 13. Febr. 1841 mit 115 Stimmen die Aufhebung sämmtlicher Klöster, die bisher ein Vermö gen von etwa 5 Mill. Gld. besessen und im kath. Theile des Landes einen sichtlich hemmenden Einfluß auf die Fortschritte des Wohlstandes und der Bildung geäußert hatten. Ein Theil der Stände glaubte darin eine Verletzung der Bundesacte zu entdecken, wodurch die Aargauisch Klosterfrage zur eidgenössischen Frage wurde, bis endlich die Tagsatzung am 31. Aug. 1843 nach dem aargauischen Anerbieten der Herstellung mehrer Nonnenklöster, unter Widerspruch der meisten kath. Stände die Klosterfrage für beseitigt erklärte. (S. **Schweiz**.) Vgl. Bron ner, „Der Canton A., hist., geogr., statist. geschildert" (2 Bde., St.-Gallen 1844—45).

Aarhuus (spr. Ohrhuus), ein östliches Stift der jüt. Halbinsel im Königreich Dänemark an den Ufern des Großen Belt, umfaßt 86 QM. mit 137000 E., und hat vorherrschend fruchtba ren Boden. Hauptstadt des Stifts wie des gleichnamigen Amts und Bischofsitz ist Aar huus am Großen Belt in schöner, etwas flacher Gegend, und an einer Bucht des erstern welche durch den Ausfluß des Braband- oder Aabyesees in zwei Theile geschieden wird. Die Stadt zählt 6000 E., hat einen guten, durch Handel, Fischerei und Schiffahrt belebten

häfen, und besitzt Zuckerraffinerien, Tabacks-, Hut- und Handschuhfabriken, auch Baumwollen- und Tuchmanufacturen.

Aaröe (spr. Ohrö), eine schlesw. Insel im Kleinen Belt, unter 55° 16′ n. Br., kaum 3000 Schritt vom Festlande getrennt, und höchstens eine halbe Stunde lang und ebenso breit. Auf derselben liegt nur das Fischerdorf Aaröebye. Ihr gegenüber ist auf dem Festlande die Poststation Aaröesund, von wo aus ein Paketboot über den Kleinen Belt nach der Stadt Assens auf der Insel Fünen geht. Im Frühjahr 1848 fand im Aaröesund zwischen den dän. Schiffen und den deutschen Freischaren unter von der Tann und Aldosser ein Gefecht statt. Die kleine Insel A. ist nicht zu verwechseln mit der großen Arröe (s. d.).

Aaron (hebr. Aharon), der älteste Bruder des Moses, war ein Sohn Amram's und der Jochebeth, aus dem Stamme Levi. Als Moses den göttlichen Auftrag zur Befreiung seines Volks erhielt, ward A. zu seinem Beistande und Redner bestimmt, und durch die mosaische Gesetzgebung überkam er für sich und seine Nachkommen das Priesterthum als erbliche Würde. (S. Leviten.) Bei dem Zuge durch die Wüste fertigte er den Israeliten, die über Moses' Abwesenheit auf dem Berge Sinai ungeduldig wurden, auf ihr Verlangen ein goldenes Kalb, wahrscheinlich eine Statue des ägypt. Gottes Apis, welches das in Ägypten an den sinnlichen Götzendienst gewöhnte Volk anbetete, bis Moses zurückkehrte und es zerstören ließ. A. unterstützte seinen Bruder in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, und starb 123 J. alt auf dem Berge Hor, an der Grenze von Idumäa. Sein dritter Sohn Elasar folgte ihm in der Würde eines Oberpriesters. — **Aaronswurzel**, s. Arum.

Aas. Man versteht unter Aas schlechtweg die Leichname gestorbener Thiere, verbindet aber damit gewöhnlich noch den Nebenbegriff des Eintritts der Verwesung bei denselben. Wie unwichtig und theilweise ekelhaft der Gegenstand auch erscheint, so ist derselbe doch in nationalökonomischer und staatspolizeilicher Hinsicht sehr beachtenswerth. Zuvörderst liefert das Aas dem Landwirthe den kräftigsten, stickstoffreichsten Dünger. Seither begnügte man sich, die Äser einfach unter Obstbäumen einzuscharren. Das rationellere Verfahren ist jedenfalls, sie in Gruben mit Jauche und Ätzkalk gähren und verwesen zu lassen, wie dies in größern Wirthschaften in Frankreich längst, in Norddeutschland neuerdings geschieht. Eine andere Verwendung der Äser findet in Frankreich statt, indem man dieselben zur Fütterung der Hühner benutzt. In den großartigen Poularderien der Normandie und Bretagne werden oft Heerden von 3000 und mehr Hühnern Monate lang blos mit dem gekochten Fleisch und den in Papinischen Töpfen erweichten Knochen gefallener Thiere gefüttert und gemästet. Dieselben gedeihen dabei vortrefflich, und legen mehr Eier als gewöhnlich, ohne daß ihr Fleisch den mindesten Beigeschmack bekäme. Außerdem lassen sich natürlich die Häute, Hörner, Klauen, Knochen u. s. w. benutzen; ebenso ist von den Körpern gefallener Thiere stets noch eine reiche Quantität an Fett zu gewinnen, welches man entweder zur Fabrikation von Seife und Lichtern, oder von Wagenschmiere u. dgl., überhaupt zu technischen Zwecken sehr wohl verwendet. Auch in sanitätischer Hinsicht ist die möglichste Aufarbeitung der Äser, welche im Fall der Nichtverwendung stets so tief eingescharrt werden müssen, daß ihre Zersetzungsgase nicht den Dunstkreis verpesten, sehr wünschenswerth. Die Natur selbst gibt in dieser Hinsicht dem Menschen einen Fingerzeig. Man wird selten die Leichname von wilden Thieren, zumal Vögeln, finden. Dieselben werden augenblicklich von andern Thieren entweder verzehrt, oder zum Behuf fernern Bedürfnisses verborgen und vergraben. Die Thiere, welchen dieses Amt hauptsächlich zufällt, sind die **Aasthiere**, von welchen die Vögel und Insekten die zahlreichsten Arten aufzuweisen haben. In warmen Klimaten zeigen von Säugethieren Hund, Schakal und Hyäne, von Vögeln die Geier, und darunter besonders die Aasgeier, für das Wegschaffen oder die Vertilgung der Thierleichname. Unter denselben ist der ägypt. Aasgeier (Neophron perenopterus), der sich auch manchmal nach Deutschland verirrt hat, der bekannteste der alten Welt. Jenseit des Oceans sind die Hühnergeier (Cathartes) die hauptsächlichsten Aasvögel, und die Aura und der Gallinago der span. Amerikaner wie der Truthahngeier (Turkey-buzzard) der Nordamerikaner gehören zu dieser Gattung. Überhaupt sind die Geier und ein Theil der Adler fast blos eigentliche Aasvögel. Nächst ihnen gehört das Geschlecht der Raben und Krähen hinsichtlich der Nahrung in diese Kategorie. Von Insekten finden wir sehr viele Gattungen auf Aasnahrung angewiesen, während von den Lurchen oder Reptilien keine, von den Fischen nur wenige Geschlechter ausnahmsweise auch diese Nahrung annehmen. Unter den erstern sind aus der Ordnung der Käfer die bekannten Aaskäfer oder Todtengräber (Silpha thoracica und necrophorus) die verbreitetsten. Mit bewunderswürdigem Instinct wissen diese kleinen Kerfe in Gemeinsamkeit mäßig große

Thierleichen mit Erde zu bedecken und ihren aus den darein gelegten Eiern sich entwickelnden Larven auf diese Weise sogleich Nahrung und alle Bedingungen der Fortdauer zu verschaffen. Eins der wichtigsten Ämter im großen Haushalt der Natur haben ferner die Zweiflügler, indem sie hauptsächlich darauf angewiesen sind, faulende Aasreste kleinster Thiere in stehenden Wassern schnell und geräuschlos zu beseitigen. Dieser ihrer Rolle entspricht auch ihre unermeßliche Zahl. Alle übrigen aber übertrifft darin die Familie der Museiden, von welcher allein 150 Gattungen in Europa bekannt sind. Die Mehrzahl davon setzt ihre Eier in faulendem Fleische ab, welches sodann die überaus gefräßigen Larven nährt. Von den Krustenthieren sind es blos die Krabben, welche Aas angreifen und verzehren. Die Thätigkeit der Infusorien zur Vertilgung des Aases, welche gewiß nicht geringer anzuschlagen als die aller übrigen Thiergattungen zusammengenommen, ist bisjetzt noch nicht gehörig erforscht. — Aasblume, s. Arum.

Aba oder Abä, war eine Stadt in Phocis, die der Argiver Abas gegründet haben soll. Es befand sich daselbst ein uraltes, sehr berühmtes Orakel, das noch bei den Römern in ungemeinem Ansehen stand, und ein reicher dem Apollo geweihter Tempel. Apollo hieß von diesem Tempel auch Abäus. — **Aba** heißt ein orient. Kleidungsstück, das nach Art eines Überrocks geformt ist, aber ohne Ärmel; ebenso bezeichnet man damit das grobe Tuch (auch Salonika genannt), aus dem diese Kleidung verfertigt wird. In der Türkei legen das Aba die Soldaten, Matrosen und armen Leute an. Ehedem war der Stoff ein wichtiger Ausfuhrartikel zu Salonichi und in Macedonien. Marseille beförderte jährlich Massen solcher Zeuge nach den Antillen, wo man die Neger in Aba kleidete. Jetzt ist dieser Handel fast ganz erloschen.

Abaca- oder **Manillahanf** ist die Faser eines auf den Philippinen einheimischen Bananenbaums (Musa troglodytarum), der vornehmlich auf den Inseln Luçon, Samar und Leyte im Großen angebaut wird. Man spaltet die abgeschnittenen Zweige in lange Streifen und löst dann die Fasertheile von der fleischigen Masse ab. Ein Arbeiter kann auf diese Weise täglich 50 Pf. Hanf gewinnen. Aus diesem Hanf, der nicht gesponnen oder gedreht, sondern nur zusammengeknüpft wird, macht man sehr dauerhafte, aber weniger geschmeidige Seile. In Manilla ist eine Dampfseilerei, die diesen Hanf für die Marine verarbeitet. Vor 1825 war die Production gering, jetzt führt man schon jährlich über 55000 metrische Ctr. aus.

Abach, Marktflecken in Baiern, an der Donau unweit Regensburg gelegen, hat ein Wildbad, eine schwachalkalische Schwefelwasserstoffquelle, welche zum Baden bei Lähmungen, Gicht, Rheumatismen, Hautausschlägen u. s. w. benutzt wird. Die jetzt verfallene Heinrichsburg bei A. ist Kaiser Heinrich's II. Geburtsort.

Abachum, ein Märtyrer, von Geburt ein Perser, der mit seinen Ältern und seinem Bruder zur Zeit des Kaisers Claudius nach Rom kam und dort mit den Seinen als christl. Bekenner einen qualvollen Tod erlitt. Ihr kirchlicher Gedächtnißtag ist der 19. Jan.

Abäcus nannte man das sonst gebräuchliche Rechenbret zu arithmetischen Berechnungen; dann im Allgemeinen eine Zahlentabelle, daher Abacus Pythagoricus das Einmaleins. — In der Baukunst heißt **Abäcus** die obere Platte, womit der Knauf der Säule bedeckt ist. Bei dem dorischen, altionischen und toscanischen Säulenknauf ist die Platte ein regelmäßiges Viereck; beim neuionischen, korinthischen und römischen Knauf hat sie eingebogene Seiten mit abgestumpften Ecken. Viereckige Marmortafeln, zum Einsatz in die Wände, sowie Felder mit Figuren, zum Einfügen in Mosaikboden, wurden bei den Alten ebenfalls **Abaeus** genannt.

Abaddon (hebr.), so viel wie Abgrund, nennen rabbinische Sagen die tiefste Stelle der Hölle. In der Bibel bedeutet es so viel als Unterwelt, Schattenreich, Engel des Verderbens und in dieser Bedeutung ist es von Klopstock in seinem „Abaddona" gebraucht. In der Offenb. Joh. (9, 11) führt der König der Heuschrecken diesen Namen.

Abaditen, Name einer span.-maur. Dynastie, welche von 1043—91 zu Sevilla herrscht und von ihrem Gründer Abad I. so benannt wird. (S. Spanien.)

Abälardus (Petrus), auch Abailard, Abeillard und Abelard, scholastischer Philosoph und Theolog, unstreitig der kühnste Denker des 12. Jahrh., war 1079 in dem seinen Ältern Berengar und Lucie gehörigen Flecken Palet (oder Pallet) unweit Nantes geboren. Unüberwindlicher Wissensdrang, namentlich Lust an scholastischer Dialektik, bewog ihn, seinen Brüdern das Recht der Erstgeburt zu überlassen. Um Wilhelm von Champeaux zu hören, ging er aus der Bretagne nach Paris, zog sich jedoch bald den Haß des Meisters zu, den er durch seinen Scharfsinn in Verlegenheit setzte. Er floh nach Melun, von da nach Corbeil, überall bewundert, aber auch verfolgt. Zur Herstellung seiner Gesundheit ging er in die Heimat. Neugestärkt kehrte er sodann nach Paris zurück, versöhnte sich mit seinen Gegnern, und bildete die ausgezeichnetste

Männer, unter ihnen den nachmaligen Papst Cölestin II., Petrus Lombardus, Berengar, seinen nachherigen Apologeten, und Arnold von Brescia. Um diese Zeit lebte zu Paris Heloise, die Nichte des Kanonikus Fulbert, damals 17 J. alt, ausgezeichnet durch Schönheit, Geist und Kenntnisse. Für sie entbrannte A., obgleich schon 38 J. alt, in heftigster, alles Andere vergessender Liebe, die Heloise mit gleicher Leidenschaft erwiderte. Durch Fulbert selbst ward A. Lehrer und Hausgenosse Heloisens, und beide Liebende genossen ihr Glück, bis A.'s feurige Lieder auch Fulbert's Ohr erreichten. Er suchte die Liebenden zu trennen, doch zu spät, namentlich für Heloise. A. entführte die Geliebte nach der Bretagne, wo sie einen Sohn gebar, und vermählte sich heimlich mit ihr, wozu Fulbert seine Einwilligung gab. Bald aber kehrte Heloise in das Haus ihres Oheims zurück und leugnete die Ehe, um A. an der Erlangung kirchlicher Würden nicht hinderlich zu werden. Darüber und über eine zweite Entführung erbittert, zugleich um ihn zur Erlangung kirchlicher Ehren kanonisch unfähig zu machen, ließ Fulbert A. entmannen. Tief gebeugt durch diese Schmach trat A. als Mönch in die Abtei St.-Denis, und bewog auch seine Geliebte, zu Argenteuil den Schleier zu nehmen. Neue Verfolgungen zogen ihm die Vorlesungen zu, die er nach einiger Zeit begann. Die Synode zu Soissons (1121) erklärte seine Ansichten über die Dreieinigkeit für ketzerisch. Er verließ St.-Denis, erbaute zu Nogent an der Seine eine Kapelle und Klause, Paraklet genannt, die er, von seinen ihm dahin folgenden Schülern zu einer geräumigern Stiftung erweitert, nach seiner Ernennung zum Abt von St.-Gildes-de-Ruys in Bretagne, Heloisen und ihren Religiosen zur Wohnung überließ. Traurig war sein Aufenthalt in St.-Gildes und ein steter Kampf mit seiner Liebe und dem Haß der Mönche, die es endlich dahin brachten, daß 1140 seine Lehre vom Papst Innocenz II. verdammt und ihm Einkerkerung zuerkannt wurde. Doch Peter der Ehrwürdige, Abt zu Clugny, söhnte ihn, nachdem er seine Trinitäts- und Erlösungstheorie widerrufen hatte, mit seinen Feinden aus, und als Muster klösterlicher Zucht starb A. am 21. April 1142 in der Abtei St.-Marcel unweit Chalons an der Saône. Heloise, die ihn 20 J. überlebte, erbat sich den Leichnam, den sie zu Paraklet begraben ließ, um einst an seiner Seite zu ruhen. Beider Asche wurde 1808 in das Museum der franz. Denkmäler nach Paris gebracht, 1817 zu Monamy in einer besondern Kapelle, und 1828 in einem eigens erbauten Grabmal des Père-Lachaise beigesetzt. Im Streite mit dem heil. Bernhard sprach sich A.'s Lehre als entschiedener Rationalismus aus, und man kann ihn und den frühern Erigena als die ältesten offenen Vertreter dieser Richtung ansehen. A. stellte nämlich das Princip auf: Nichts sei zu glauben, als was man zuvor eingesehen habe, während die herrschende Kirche annahm, daß man glauben müsse, um einzusehen, und Bernhard das Forschen vom Gebiet der Religion gänzlich entfernt wissen wollte. Vgl. Goldhorn, „De summis principiis theologiae Abelardeae" (Lpz. 1838). A.'s Verdienst vollständig zu würdigen, geben seine Schriften ungleich weniger den Maßstab, als die Erwägung des Einflusses, welchen er durch unermüdliche Dialektik auf seine Zeit übte. Wie seine Lehre, so gab auch sein Charakter manchen Anstoß. Bis auf die neuere Zeit ist vorzugsweise sein romantisches Liebesverhältniß ins Auge gefaßt und dargestellt worden. So von Berington („History of Abelard and Heloise", Lond. 1787; deutsch von Hahnemann, Lpz. 1789); Feßler („A. und Heloise", 2 Bde., Berl. 1806); Schlosser („A. und Dulcin, oder Leben und Meinungen eines Schwärmers und eines Philosophen", Gotha 1807); Mad. Guizot („Essai sur la vie et les écrits d'Abailard et d'Héloise", Par. 1839); Feuerbach („A. und Heloise, oder der Schriftsteller und der Mensch", Lpz. 1844); Carrière („A. und Heloise, ihre Briefe und Leidensgeschichte", Gieß. 1844); zuletzt, nach A.s Selbstbiographie, von Jacobi („A. und Heloise", Berl. 1850). Das biographische Hauptwerk erschien von Rémusat u. d. T.: „Abélard" (2 Bde., Par. 1845), enthaltend A.'s Leben, Charakter, Schriften und Meinungen, nebst vollständiger Literatur in der Einleitung. A.'s lat. Schriften und Briefe hat Amboise gesammelt und Duchesne (Par. 1616) herausgegeben; zuletzt Cousin (Par. 1849). Neuerdings aufgefundene Werke, darunter das „Sic et Non", eine Sammlung dogmatischer Widersprüche der Kirchenväter, sind theils durch Cousin (Par. 1836), theils durch Rheinwald (Berl. 1831) veröffentlicht worden.

Abalienation, eine besondere altrömische Form der Veräußerung (s. d.), wonach sogenannte res mancipii, wie Sklaven, Thiere, Grundstücke, an Andere übertragen wurden. Abalieniren heißt überhaupt veräußern; **jus abalienandi** so viel als Veräußerungsrecht.

Abaligether Höhle, eine merkwürdige, sich über eine Stunde erstreckende Stalaktitenhöhle bei dem Dorfe Abaligeth in dem ungar. Comitat Baranya am Jakobsberge.

Abälus (nach Xenophon von Lampsakus: Baltia) hieß die Bernsteininsel der Alten. Wahr-

scheinlich war dieser Ort die preuß. Küste von Pillau bis zur Kurischen Nehrung; Andere meinen, es sei damit die schlesw. Küste bezeichnet worden.

Abancourt (Charles Xavier Joseph d'), Minister Ludwig's XVI. von Frankreich, der Neffe von Calonne, war beim Ausbruche der Revolution Hauptmann in der Cavalerie. Als gemäßigter Anhänger der Bewegung erhielt er nach den Ereignissen vom 20. Juni 1792 von Ludwig XVI. das Kriegsministerium. Er erschien jedoch nur einmal in der Gesetzgebenden Versammlung, um Rechenschaft über die Vertheidigungsanstalten an der Nordgrenze zu geben, und sich gegen die Denunciation einiger Soldaten zu rechtfertigen, die dahin ging, als habe er unter das der Armee gereichte Brot gestoßenes Glas mischen lassen. In den Vorgängen vom 10. Aug. ward er sodann als Feind der Freiheit gefangengenommen und in Anklage versetzt. Man schleppte ihn mit vielen Andern vor den Gerichtshof zu Orleans, von wo aus er nach Paris zurückgeführt werden sollte. Unterwegs wurde jedoch der Transport zu Versailles, als er eben das Gefängniß verließ, von einem Haufen überfallen und A. mit seinen Leidensgefährten niedergemetzelt. Die gräuliche Blutthat ist nie aufgeklärt worden. — **Abancourt** (Charles Frérot d'), ein ausgezeichneter franz. Ingenieuroffizier, der sich im Auftrage des franz. Hofes lange in der Türkei aufhielt, und beim Ausbruche der Revolution mit einer reichen Sammlung von Plänen und Karten nach Frankreich zurückkehrte. Er wurde in die Constituirende Versammlung gewählt, leistete hier als Ingenieurgeograph große Dienste und trat später an die Spitze des topographischen Bureau der Donauarmee. In dieser Stellung fertigte er eine noch jetzt sehr geschätzte Generalkarte der Schweiz an, ebenso eine Karte von Baiern. A. starb 1801 zu München.

Abandon (Abtretung), bei der Assecuranz (s. d.) der Schiffe das Verfahren des Versicherten, wonach er die assecurirten Gegenstände (Schiff und Ladung) an den Versicherer gegen Zahlung der stipulirten Summe abtritt. Der gewöhnlich im Contract vorgesehene Fall tritt dann ein, wenn von den versicherten Schiffen binnen einer gewissen Zeit (gewöhnlich 1 J. aus europ. Häfen, 2½ J. aus andern Welttheilen) keine Nachricht eingegangen ist.

Abano, Stadt mit 3000 E. in der östr.-venet. Delegation und im District Padua, sechs Miglien südlich von Padua, am Fuß der Euganeischen Berge, war seiner Schwefelquellen wegen schon den Römern unter dem Namen Aquae Aponi oder Aquae Patavinae (bei Plinius) bekannt. Überreste alter Bäder wurden hier namentlich zu Monte-Grotto (Mons aegrotorum), San-Pietro-Montagnone und Casa-Nuova gegen Ende des 18. Jahrh. aufgefunden. A. besitzt die heißeste Schwefelquelle unter allen europ. Thermen; sie gehört zu den euganeischen Quellen, welche in dem Umkreise einiger Miglien aus dem östlichen Abhange des euganeischen Kegelgebirgs hervorbrechen, und entspringt auf dem Gipfel des Montiron. Ihr Wasser enthält als vorwaltende Bestandtheile Kochsalz, schwefelsaures Natron, Magnesia und einen geringen Antheil Schwefelwasserstoffgas mit einer Temperatur von 66°—69° R. Vorzugsweise wird der Mineralschlamm zu heißen Schlammbädern benutzt, die insbesondere gegen chronische Hautausschläge, veraltete Syphilis und Gicht sich heilsam erweisen. Vgl. Andrejewsky, „De thermis Aponensibus in agro Patavino" (Berl. 1831). Nächst A. ist der südlich davon gelegene Flecken Battaglia seiner Heilquellen wegen am meisten besucht. — A. ist auch berühmt als Vaterstadt des berühmten Arztes und Philosophen Pietro d'Abano. Derselbe ward um 1250 geboren, erwarb sich seltene wissenschaftliche Kenntnisse unter den Arabern und zu Konstantinopel, und lehrte dann auf der Universität zu Padua, auch zu Paris. Von den abendl. Sarazenen aus, den Freidenkern der damaligen Welt, verbreitete sich unter den christl. Gelehrten der mit aristotelischer und platonischer Philosophie vermischte Nationalismus des Averrhoes, welchen das Kirchenconcil zu Vienne 1312 verbot. Pietro, als Anhänger dieser Lehren, namentlich in Bezug auf Sterndeuterei, gerieth darüber in eine strenge Untersuchung, starb aber um 1320, noch bevor die Strafe des Feuertodes an ihm vollzogen werden konnte. Die berühmteste seiner Schriften ist: „Conciliator differentiarum philosophorum et praecipue medicorum" (Ven. 1565).

Abarca (Don Joaquin), Bischof von Leon, ein Aragonier, geb. um 1780, trat in den geistlichen Stand und wurde Pfarrer in einem Orte Aragoniens. Als solcher sprach er 1820 gegen die wiederhergestellte Constitution von 1812, und ward eins der Häupter der apostolischen Partei seiner Provinz. Nach Wiederherstellung der absoluten Königsgewalt wurde er unter dem Ministerium Calomarde zum Bischof von Leon ernannt. Er blieb in Madrid, wo ihn seine Gesinnung eng mit der extrem apostolischen Partei verband; 1826 trat er in den Staatsrath, mußte aber seiner Parteiumtriebe wegen die Hauptstadt meiden. Bei der Veränderung in der Thronfolge, die Ferdinand VII. zu Gunsten seiner Töchter vornahm, protestirte er laut, und nahm nach

dem Tode des Königs an der ersten karlistischen Bewegung in Vittoria und Logroño theil. Nach dem Mislingen derselben begab er sich zu Don Carlos nach Portugal, den er von da nach England begleitete. Hier war er einer von dessen einflußreichsten Rathgebern und nach der Abreise des Prätendenten dessen Hauptagent in England. Als er sich 1836 mit den Geldbeiträgen der engl. Toryaristokratie zu Don Carlos begeben wollte, ward er am 16. April zu Cavaignac bei Bordeaux verhaftet und von der franz. Regierung mit einem Passe nach Frankfurt ausgewiesen. Von hier begab er sich über Holland zur See in die bask. Provinzen, wo er an die Spitze des Ministeriums des Prätendenten trat. Der fanatischen Partei erschien er jedoch nicht entschieden genug. Er fiel bei Don Carlos in Ungnade und ward sogar verhaftet, doch bald nachher wieder freigelassen und mit dem Justizministerium bekleidet, das er einige Zeit verwaltete. Als der Versuch, Maroto (s. d.) zu stürzen, mislang, wurde er im Febr. 1839 nebst den übrigen Häuptern der Camarilla verbannt und ging nach Frankreich. A. starb 1844 im Karmeliterkloster zu Lanzo bei Turin.

Abarim oder Aborim, Name eines Gebirgs in Palästina auf der Ostseite des Jordan, nordöstlich vom Todten Meere. Auf demselben lagerten sich (nach 4 Mos. 33, 47. 48) die Israeliten; auf seinem Gipfel, Nebo genannt, starb Moses (5 Mos. 32, 49).

Abascal (Don José Fernando), Vicekönig von Peru, Marques de la Concordia, wurde 1743 zu Oviedo geboren. Er trat 1762 in span. Militairdienste, wohnte 1775 der Expedition gegen Algier bei, blieb aber mehr als 20 J. in niederer Stellung. Seit 1793 Oberst, focht er tapfer im Kriege gegen die franz. Republik. Im J. 1796 ward er Gouverneur von Cuba, dann von Neugalizien. Seine Talente, die er in den Geschäften des Kriegs wie des Friedens bewies, bestimmten den Hof, ihn 1804 zum Vicekönig der Provinz Peru zu ernennen. Auf der Reise von Madrid dahin fiel er in die Hände der Engländer, entschlüpfte aber und langte endlich nach einer Landreise von mehr als 300 M. zu Lima an. Die vernachlässigten Zustände Perus, das Schicksal Spaniens selbst gaben ihm Gelegenheit, sein ganzes Genie zu entfalten. A. regierte und vertheidigte inmitten der politischen und kriegerischen Gefahren die Provinz völlig selbständig. Doch sagte er sich von dem europ. Mutterlande keineswegs los, sondern unterstützte durch Geld und Kriegsmittel die span. Cortes im Kampfe gegen Napoleon. Zu gleicher Zeit aber schuf und ordnete er in Peru eine civilisirte Verwaltung, gründete große Städte und Dörfer, eröffnete die Hülfsquellen des Landes durch Industrie und Handel, und sorgte so viel als möglich für Bildungsanstalten. A. legte unter den Dankbezeugungen der Peruaner 1816 seine Stelle nieder und kehrte nach Madrid zurück, wo er 1821 starb. Sein segensreiches Wirken hatte sogar den Haß der verschiedenen politischen Parteien entwaffnet, die miteinander in Spanien das Ruder führten.

Abat-jour bezeichnet eine Art von Fenster, deren Rahmen nicht senkrecht, sondern schräg oder zur horizontal gestellt sind, sodaß sie den Zutritt des äußern Lichts nach innen besser gestatten. Uneigentlich benennt man auch mit diesem Worte die Reflectoren, welche man bei Beleuchtungsapparaten anbringt, um den Lichtstrahlen die Richtung nach unten zu geben.

Abaton bezeichnet jeden nicht zugänglichen Ort, dann den mit Vorhängen umgebenen Chor, das Allerheiligste, in den griech. Kirchen. — Abaton hieß auch auf Rhodus ein von Artemisia, der Gemahlin und Nachfolgerin des karischen Dynasten Mausolus, errichtete Denkmal, das den glücklichen Überfall verewigen sollte, durch welchen sich diese Herrscherin der Insel bemächtigte. Die Rhodier schämten sich des Denkmals und machten es unzugänglich, indem sie es nach wiedererlangter Freiheit überbauten. — Abatos, d. h. die unzugängliche, nannte man auch die Felseninsel im Nil bei Philä, auf welcher sich die Grabmäler von Isis und Osiris befinden und zu der nur die Priester Zutritt hatten.

Abatucci (Jacques Pierre), corsischer General, wurde 1726 auf Corsica geboren. Er widmete sich dem Waffendienste und trat als Nebenbuhler und politischer Gegner Paoli's (s. d.) auf. Aus Patriotismus ordnete er sich jedoch demselben unter und kämpfte als zweiter Befehlshaber glücklich gegen die Genuesen. Nach der Invasion der Franzosen unterwarf er sich schwer, erhielt aber den Grad eines franz. Oberstlieutenants. Der Gouverneur Graf Marbeuf verwickelte ihn in den Proceß gegen die corsischen Patrioten, sodaß er zu entehrender Strafe verurtheilt wurde. Die corsischen Stände erhoben dagegen beim franz. Hofe Protestation, und Ludwig XVI. unterdrückte das Urtheil und ernannte dafür A. zum Maréchal-de-Camp. In dieser Eigenschaft ward ihm 1793 die Vertheidigung Corsicas gegen Paoli und die Engländer übertragen. Die Stimmung der Einwohner, die Übermacht des Feindes nöthigten ihn, nach der Einnahme von Toulon diesen Posten zu verlassen. Er kehrte nach Frankreich zurück,

ward zum Divisionsgeneral ernannt, vermochte jedoch wegen geschwächter Gesundheit keine Dienste zu leisten. Nachdem 1796 die Engländer Corsica verlassen, kehrte er in seine Heimat zurück. Er starb 1812; drei seiner Söhne waren ihm durch den Tod auf dem Schlachtfeld vorangegangen. — **Abatucci** (Charles), der bekannteste Sohn des Vorigen, geb. 1771, kämpfte in den ersten Jahren der Revolution als Artillerieoffizier am Rhein, und ward 1794 Adjutant Pichegru's. Nach dem ersten Rheinübergange, wobei er große Bravour entwickelte, erhielt er den Grad eines Brigadegenerals. Beim zweiten Rheinübergange beauftragte ihn Moreau mit den Vorbereitungen. Auch diesmal bewies er Talent und beispiellose Tapferkeit, sodaß man ihn zum Divisionsgeneral ernannte. Gegen Ende 1796 befehligte er zu Hüningen, wo er bei einem Ausfall gegen die Östreicher in der Nacht vom 1. zum 2. Dec. verwundet wurde. Er starb einige Tage später. Moreau ließ ihm auf der Stelle ein Denkmal errichten, das 1815 verschwand, nach der Revolution von 1830 aber wiederhergestellt ward. — Der durch seine diplomatische Laufbahn bekannte **Abatucci**, geb. 1791, ist der letzte Bruder des Vorigen. Er kämpfte während der Revolution in den Nationalgarden Corsicas gegen die Engländer und Paoli, fiel aber in die Hände der Feinde. Nach 18 Monaten durfte er nach Frankreich zurückkehren, wo er fortan in wichtigen diplomatischen Geschäften verwendet wurde. In den schlimmen Zeiten des Kaiserreichs war er Administrator in Corsica. Während der Restauration lebte er in Zurückgezogenheit; aber nach der Julirevolution übernahm er die Stelle eines Raths am Gerichtshofe zu Orleans, und ward im Depart. Loiret mehrmals zum Abgeordneten in die Kammer gewählt, wo er sich zur Linken hielt. In der Nationalversammlung der Franz. Republik bewies er sich durch seine Abstimmungen als Gegner der socialdemokratischen Bestrebungen.

Abaujvár (spr. Aba-uj-wahr), Comitat in Oberungarn, grenzt nördlich an die Comitate Sáros und Zips, westlich an Borsod und Zemplin, südlich an Zemplin, westlich an Torna und Gömör, und umfaßt 52,72 QM. Es gehört zu den fruchtbarsten Districten des Landes, und erzeugt, besonders in dem an Zemplin grenzenden Theile, ausgezeichneten Wein, der dem berühmten Tokayer wenig nachgibt. In Folge seines Natursegens ist dieses kleine Comitat ausnehmend bevölkert, indem hier auf die QM. 3170 E. fallen. Die Gesammtbevölkerung von A. beträgt gegen 166200 Seelen, wovon 99000 Magyaren, 33320 Slawen, 9470 Deutsche, 15120 Rußniaken und 9280 Juden. Der Hauptort ist Kaschau (s. d.). Obschon das Comitat rücksichtlich seiner Ausdehnung nur eins vierten Ranges ist, besitzt es doch mehr politische und historische Bedeutung als viele größere. Im Süden durch eine Reihe reinmagyarischer Comitate mit Siebenbürgen verbunden, war es bei den Unruhen des 17. und 18. Jahrh. gewöhnlich Hauptquartier und Stützpunkt der Aufständischen. Andererseits von der östr.-galiz. Grenze nur durch das Comitat Sáros getrennt, blieb es auch der östr. Gegenmacht leicht zugänglich. In den Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 erfuhr es ebenfalls die Wechselfälle des Kriegs.

Abbadie (Antoine und Arnould Michel de), zwei Brüder, bekannt durch ihre Reisen in Abyssinien, sind geborene Irländer, aber in Frankreich naturalisirt. Dieselben langten im März 1838 zum erstenmal in Abyssinien an, um, wie sie selbst behaupteten, auf eigene Kosten das Studium der Sprache und der Menschenracen zu betreiben. Die engl. Reisenden und Missionare bezeichneten sie jedoch als Agenten der franz. Regierung, die religiös-politische Zwecke verfolgten, und beschuldigten sie sogar, beim Fürsten Ubie die kurz nach ihrer Ankunft stattgefundene Austreibung der luth. Missionare von Adoa veranlaßt zu haben. Zu Anfang 1839 befanden sich die Brüder wieder in Kairo, von wo aus Arnould bald nach Abyssinien zurückkehrte; Antoine folgte seinem Bruder erst 1840. Seitdem durchstreifen beide Brüder, meist getrennt, Abyssinien und dessen Nebenländer, und veröffentlichen von Zeit zu Zeit in franz. Blättern die Resultate ihrer ethnographischen und naturwissenschaftlichen Forschungen. Im April 1847 begab sich auch ein dritter, jüngerer Bruder von Suez aus nach Abyssinien, um Antoine und Arnould aufzusuchen. Letztere waren 1845 von Akum abgereist, um zu Lande am Nil herab nach Ägypten zu gelangen, wurden jedoch längere Zeit vom Gallafürsten von Gonderan, wiewol unter guter Behandlung, zurückbehalten.

Abbadie (Jacques), ein berühmter ref. Theolog, geb. 1657 zu Nay in Béarn von armen Ältern, widmete sich durch Unterstützung seiner Religionsgenossen den geistlichen Studien. Nachdem er zu Sedan die Doctorwürde erhalten, machte er eine Reise durch Holland und Deutschland, und wurde Prediger an der franz. Kirche zu Berlin. Nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der ihm sehr günstig gewesen, ging er mit dem Marschall v. Schomberg nach England. Hier wurde er 1690 Prediger an der Savoykirche zu London, später Dechant zu Killaloe in Irland, und starb 1727. Seine zahlreichen, zum großen Theil der Erbauung

gewidmeten Schriften zeichnen sich durch Klarheit und Beredtsamkeit aus, und sind oft aufgelegt und übersetzt worden, namentlich das Hauptwerk: „Traité de la vérité de la religion chrétienne" (2 Bde., Rotterd. 1684; 3 Bde., Haag 1763; deutsch von Hahn, 2 Bde., Karlsr. 1776). Auch A.'s „Art de connaitre soi-même" ward viel gelesen. Sein „Triomphe de la providence et de la religion" (ein Schlüssel zur Apokalypse) läßt erkennen, daß er zuletzt in Schwärmerei verfallen. Ein seltenes Buch ist seine „Histoire de la conspiration dernière d'Angleterre" (Lond. 1796), die er zur Vertheidigung der Engländer schrieb.

Abbaken nennt man die Bezeichnung des Fahrwassers durch ausgelegte Tonnen (Baken), dann auch die Absteckung von Straßen, Kanälen u. s. w. durch Holzpflöcke.

Abbas, Oheim des Mohammed und eifriger Beförderer seiner Lehre, gest. 652, ist der Stammvater der **Abbasiden**. Dieselben herrschten von 749—1258 als Khalifen (s. d.) zu Bagdad, bekleideten dann in Ägypten, wo sie gastlich aufgenommen wurden, nur die geistliche Würde des Khalifats, bis diese 1517 an die türk. Sultane überging, und leben in ihren Nachkommen noch jetzt in der Türkei und Indien fort. — Die **Abbasiden** in Persien stammen aus dem angeblich vom Khalifen Ali abstammenden Geschlecht der Sofi, welches 1500 in Persien die Herrschaft an sich riß und 1736 erlosch. Der bedeutendste unter den pers. Abbasiden war **Abbas** I. oder der Große, der 1586 zur Regierung gelangte und 1628 starb. Seine ganze Regierungszeit füllten fast unaufhörlich glücklich geführte Kriege gegen die Türken. Auch suchte er mit den europ. Mächten in Verbindung zu treten, und zerstörte im Verein mit den Engländern 1621 die portug. Colonie Ormus.

Abbas-Mirza, ein pers. Prinz, bekannt durch seine Kriegführung gegen Rußland, war der Sohn des Schah von Persien, Feth-Ali, und wurde um 1783 geboren. Der Umstand, daß die Mutter des Prinzen aus dem regierenden Geschlechte der Kadscharen stammte, bewog den Vater, ihn mit Übergehung des ältern Bruders, der 1820 starb, zum Thronfolger zu bestimmen. A. besaß viel Talent, ungewöhnliche Kenntnisse, ein anmuthiges, ritterliches Wesen, und liebte abendl. Sitte und Bildung. Noch sehr jung, ernannte ihn sein Vater zum Statthalter der Provinz Azerbeidschan, wo er mit Hülfe von Engländern namentlich das Heer zu reformiren suchte. Wenn es ihm ungeachtet seiner Bestrebungen nicht gelang, 1801 der Eroberung Georgiens durch die Russen vorzubeugen, bewies er sich doch als ein edler und tapferer Charakter. Als Persien, durch franz. Einfluß bewogen, 1811 den Krieg gegen Rußland eröffnete, befehligte A. die pers. Hauptarmee, war jedoch nicht glücklich. Persien verlor in Folge dessen im Frieden zu Gulistan vom 12. Oct. 1813 seine übrigen Länder am Kaukasus, und mußte die russ. Kriegsflagge auf dem Kaspischen Meere gestatten. Auf A.'s Betrieb kam es zwischen Feth-Ali und Rußland 1826 abermals zum Kriege. Der Prinz focht von neuem mit seltener Tapferkeit an der Spitze des pers. Heers, mußte jedoch wiederum den russ. Waffen unter den Generalen Jermoloff und Paskewitsch unterliegen, und am 22. Febr. 1828 den Frieden von Turkmantschai schließen, durch den Persien seinen Antheil an Armenien verlor. Rußland hatte in diesem Frieden dem Prinzen die Thronfolge in Persien verbürgt, sodaß derselbe von nun an in russ. Abhängigkeit gerieth und seine Beziehungen zu den Engländern aufgeben mußte. Als im Febr. 1829 der russ. Gesandte zu Teheran in einem Volksaufstande ermordet wurde, den er durch unkluges Benehmen veranlaßt, begab sich A. in Person nach Petersburg, um die Folgen abzuwenden und den Frieden aufrechtzuerhalten. Er ward hier vom Kaiser sehr wohlwollend aufgenommen, und kehrte mit Geschenken überhäuft nach Persien zurück. A. starb zu Ende 1833, ohne daß die Umstände seines Todes bekannt wurden. Sein Tod war ein großer Verlust für Persien, wiewol es auch ihm nicht gelungen sein würde, sich dem Andringen Rußlands zu entziehen. A.'s ältester Sohn, Mohammed-Mirza, bestieg, als Feth-Ali 1834 gestorben war, unter Englands und Rußlands Schutz den Thron von Persien.

Abbas-Pascha, Vicekönig von Ägypten, der Enkel Mehemed-Ali's (s. d.), seit 1848 Regierungsnachfolger seines Oheims Ibrahim-Pascha, wurde 1813 zu Jedda in Arabien geboren und zu Kairo erzogen. Er ist der Sohn Jussuf-Bei's, des ältesten leiblichen Sohnes Mehemed-Ali's von dessen erster Gemahlin Amina, der aber schon 1818 starb. Es blieb stets zweifelhaft, ob A. je die Stelle seines Großvaters einnehmen werde, obschon die Regierungsnachfolge in Ägypten in directer Linie geordnet ist. Amina hatte nämlich dem Mehemed Ali aus ihrer ersten Ehe einen Sohn, den spätern Ibrahim-Pascha (s. d.) zugebracht, der vom Stiefvater nach Jussuf's Tode adoptirt und seiner gewaltigen Persönlichkeit wegen, jedenfalls in Übereinkunft mit der Pforte, zum Nachfolger bestimmt wurde. Die Angelegenheit blieb aber in Dunkel gehüllt. In den letzten Jahren, wo der alte Mehemed-Ali mit Ibrahim sehr

gespannt lebte, mag Ersterer sogar an Übertragung des Vicekönigthums auf seinen leiblichen Descendenten gedacht haben, denn er wollte 1843 den Enkel A. zum Regierungsgehülfen annehmen. Indessen behielt Ibrahim seine mächtige Stellung; A. hingegen lebte zurückgezogen als Statthalter zu Kairo. Nachdem Mehemed-Ali völlig geisteskrank und unfähig geworden, ergriff Ibrahim im Juni 1848 die Regierung und ward auch von der Pforte als Vicekönig bestätigt. Während sich nun Abbas auf einer frommen Reise nach Mekka befand, starb Ibrahim schon am 10. Nov. 1848. Sogleich trat zu Alexandrien der Divan zu einer Berathung zusammen, in welcher A. als der rechtmäßige Regent des Landes anerkannt wurde, und auch die Söhne Ibrahim's wagten dagegen keinen Einspruch zu thun. A. langte im Nov. in Kairo, am 19. Dec. in Alexandria an und ward allenthalben mit größtem Jubel empfangen, indem seine Persönlichkeit eine menschlichere und dem Lande angemessenere Regierung in Aussicht stellte. A. ist ein gerechter und großmüthiger Charakter, besitzt aber nur die beschränkte Erziehung eines Moslem. Weder er selbst noch seine Kinder haben europ. Unterricht empfangen, wogegen alle übrigen Nachkommen und Verwandten Mehemed-Ali's von Europäern geschult wurden. A. verordnete bei seinem Regierungsantritt die Reduction des elenden, bisher 30000 Mann zählenden Heeres auf 9000, die jedoch gut ausgebildet werden sollten. Er schaffte die Kopfsteuer (Ferde) ab, beschränkte die kostspieligen Staatsschulen und Luxusfabriken und hob auch vorläufig das Monopol auf, welches den Handel mit den Producten Abyssiniens, Sudans u. s. w. zu Gunsten einiger türk. Kaufleute bedrückte. Im Jan. 1849 langte A. zu Konstantinopel an, wo er vom Sultan glänzend aufgenommen und mit dem Vicekönigthum belehnt wurde. Die Verwaltung Ägyptens ist durch A. zwar nicht reformirt worden; aber sie geht ihren gelassenen Gang. Der Vicekönig verwendet seine Zeit auf religiöse Übungen und liebt Pferde, Hunde und Tauben. Da er keine ehrgeizigen Plane hegt, soll er im Frühjahr 1849 einen Theil seiner Flotte an Östreich haben verkaufen wollen, was angeblich England und Frankreich verhinderten.

Abbassi, Abbas, eine pers. Silbermünze, deren 50 auf den Toman als pers. Münzeinheit gehen. Er hat zwei Mamoudis oder vier Schahis. Sonst hatte er den Werth von beinahe ⅓ Thlr. Preuß.; allmälig haben sich jedoch die pers. Münzen so verschlechtert, daß ein Abbassi etwa noch den Werth von 2½ Sgr. besitzt.

Abbate (Niccolo dell'), auch Niccolo Abati genannt, geb. zu Modena 1509 oder 1512, ein handfertig tüchtiger Maler, besonders im Fache der Frescomalerei. Er folgte den künstlerischen Richtungen Rafael's und Correggio's; durch das Verschmelzen Beider, die auf wesentlich verschiedenen Principien beruhen, bereitete er jedoch zum Theil die manieristische Ausartung der Kunst vor, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. einriß. Frühere Werke seiner Hand sieht man in Modena, spätere zu Bologna, wo das Gemälde einer Anbetung der Hirten, im Portico de' Leoni, als sein Hauptwerk gilt. Im J. 1552 berief ihn der Maler F. Primaticcio nach Frankreich, um an der Ausführung der gegenwärtig meist zerstörten großen Frescomalereien in Fontainebleau theilzunehmen. Er starb in Frankreich 1571. Aus seiner Familie sind mehre, jedoch minder bedeutende Künstler hervorgegangen.

Abbau und **Ausbau.** Man begreift darunter die Errichtung neuer Bauernhöfe, mit Abbruch der alten, auf separirten und zusammengelegten Grundstücken, ebenso die Anlage von neuen Vorwerken auf großen Gütern. Da wo die Separationen, wie recht und billig, durch zweckmäßige Verordnungen eingeleitet und unterstützt werden, haben Abbau und Ausbau in nationalökonomischer Hinsicht große Vortheile, welche oft nicht für die erste Generation, um so erfreulicher aber für die zweite und dritte erwachsen. Jene Vortheile sind: Ersparung an Zeit und Arbeit, folglich an Betriebscapital, leichtere und gründlichere Aufsicht über Gesinde und Tagelöhner, Verhütung größerer Felddiebstähle, schnellere Einbringung der Ernten, mindere Abnutzung der Geräthschaften und Geschirre, bessere Aufbewahrung von Getreide und Futter, schnellere Vollendung der Arbeiten, größere Moralität der Dienstboten und Schutz vor Feuersbrünsten. Alle diese Vortheile sind wichtig; allein auch die Nachtheile müssen in Betracht kommen. Der Abbau gefährdet durch die Zerstreuung der Gehöfte über weite Strecken die Civilisation, indem der Schulbesuch erschwert, und die Gemeinsamkeit, die Mutter der bedeutendsten Fortschritte, theilweise aufgehoben wird. Ferner wird die Aufrechterhaltung der Gesetze, die Polizeiverwaltung durch die ferne und einsame Lage der Gehöfte nicht selten verhindert, Gelegenheit zu Brandstiftungen, Einbrüchen u. dgl. gegeben. Endlich kann das mächtige Agens der Ideenmittheilung nicht so wirksam werden, wie bei geschlossenen Gemeinden. Viele wollen daher dem Abbau und Ausbau durchaus nicht das Wort reden, und stellen die Behauptung auf, derselbe

schade der Staatswohlfahrt im Allgemeinen und der Landwirthschaft im Besondern. Als Belege führen sie die Beispiele Thüringens und Flanderns gegenüber von Westfalen und Brabant an, in welchen erstern Gegenden die Landleute in Dörfern, in den letztern in einzelnen Gehöften wohnen. Allein es läßt sich doch nicht leugnen, daß die Landwirthschaft in Westfalen und in Brabant vortrefflich betrieben wird, und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so könnten doch als schlagende Gegenbeispiele England, Holstein und die Schweiz angeführt werden, drei Länder, in welchen der Landwirth meistens einsam inmitten seiner Felder wohnt, und die durch die hohe Stufe ihres Betriebs weltbekannt sind. Auch auf Sittlichkeit und Fortschritt der Landbau treibenden Stände hat diese Wohnungsweise durchaus keinen schlechten Einfluß gehabt. Alles erwogen, läßt sich annehmen, daß Abbau und Ausbau überall da, wo schon die Civilisation eine bestimmte Höhe erreicht hat, und wo ein geordnetes Staatsleben auch geordnete Gemeindeverhältnisse hervorruft, keineswegs verwerflich, im Gegentheil ein Mittel zur Erhöhung des Reinertrags von Grund und Boden, mithin auch des Nationalreichthums sind. — Im Bergwesen haben die Wörter **Abbau** und **Abbauen** eine sehr verschiedene Bedeutung. Eine Grube oder eine Stelle ist abgebaut, wenn der ganze Erzgehalt erschöpft worden, oder der Bau irgendwelcher Schwierigkeiten wegen aufgegeben werden muß. Sodann spricht man von Abbauen, wenn die Fonds einer Grube bei deren Ausbeutung zugesetzt werden. Endlich wird abgebaut, wenn eine Grube solchen Ertrag gewährt, daß die allmälige Zurückzahlung des Betriebscapitals an die Unternehmer stattfinden kann.

Abbé, d. i. Abt (s. d.), hieß im weitern Sinne in Frankreich Jeder, der sich dem geistlichen Stande gewidmet, oder auch nur auf einer theologischen Lehranstalt studirt hatte. Vor der Revolution hatte der König das Recht, 225 abbés commendataires zu ernennen, welche, ohne irgend ein Geschäft, ein Drittheil der Klostereinkünfte bezogen, und selbst von der Bedingung, die Priesterweihe zu empfangen, meist vom Papste dispensirt wurden. Die Aussicht auf diese Sinecuren rief damals eine solche Menge Abbés hervor, daß sie eine eigene Classe der Gesellschaft bildeten und auf den Charakter der Gesellschaft nicht ohne Einfluß blieben. Fast in jeder angesehenen Familie war ein Abbé als Hausfreund oder Gewissensrath. In mancher Beziehung glichen sie unsern heutigen Literaten. Eine runde Haarlocke und ein schwarzes oder violettes Kleid bezeichneten den Abbé. Seit der Revolution sind die Abbés sehr selten geworden. In Italien dagegen, wo man jeden jungen Geistlichen, der die Tonsur, aber noch keine weitere Weihe hat, **Abbate** nennt, finden sie sich noch zahlreich vor.

Abberufung. Jeder Bevollmächtigte, der von einem Auftraggeber, nach dessen Ermessen, zu einem Geschäft berufen oder an einen Ort gesendet wird, kann nach dem Willen des Auftraggebers wieder abberufen werden, und wenn kein Anderer an seine Stelle tritt, so liegt darin in der Regel das Aufgeben der betreffenden Mission. Bei den Gesandten (s. d.) beendigt jedoch die bloße an den Gesandten gerichtete Auffoderung, zurückzukommen, die Gesandtschaft noch nicht, so lange nicht zugleich der Regierung, bei welcher der Gesandte fungirt, das Rappelschreiben übergeben oder seine Abberufung ihr sonst in amtlicher Weise erklärt wird. Mit diesem Umstande konnte Lord Palmerston in der griech. Differenz (1850) den Widerspruch zwischen seinen Erklärungen und denen der franz. Regierung über die Abreise des franz. Gesandten aus London ausgleichen. Die Abberufung eines Gesandten kann aus mancherlei, die Verhältnisse zwischen den beiderseitigen Staaten gar nicht berührenden Ursachen erfolgen; sie kann aber auch ein Zeichen des Bruchs, ein Vorbote des Kriegs sein. Zuweilen wird sie von der Regierung, an welche der Gesandte geschickt ist, verlangt, und wenn dem Verlangen nicht entsprochen wird, so steht es der Regierung frei, dem Gesandten seine Pässe zuzuschicken. Volksvertretende Abgeordnete (s. d.) können dagegen nicht nach Willkür abberufen werden, denn sie sind gar nicht Bevollmächtigte eines Auftraggebers, in dessen Namen allein sie zu handeln hätten und ein Recht übten, sondern sie sind von ihren Committenten nur bezeichnet worden, empfangen daher ihr Recht nicht von diesen, sondern von dem Gesetz, und haben es in dessen Sinn ihrem Gewissen gemäß zu üben. Es ist daher die radicale Foderung, daß die Wähler ihre Abgeordneten nach Willkür zurückberufen könnten, ebenso rechtlich unstatthaft, wie sie zur größten politischen Verwirrung führen müßte. Eine Ausnahme findet dann statt, wenn das Gesetz eine Corporation oder einen Standesherrn beruft, und diesem verstattet, sich durch Bevollmächtigte vertreten zu lassen, die dann nach Gutdünken abberufen und durch andere ersetzt werden können. In neuerer Zeit hat die von mehrern Regierungen vorgenommene Abberufung der Abgeordneten zur Deutschen Nationalversammlung zu Rechtszweifeln Anlaß gegeben. Da sie nicht Abgeordnete der Regierun-

gen, sondern durch einen Collectivbeschluß der Regierungen berufene Abgeordnete des Volk waren, so hätten sie eigentlich auch nur durch einen Collectivbeschluß der Regierungen abberufen werden können. Die getroffene Maßregel konnte höchstens durch die Annahme, daß die Na tionalversammlung ihr Mandat überschritten habe, eine völlig legale Auflösung derselben abe im Drange der damaligen revolutionairen Zeitlage nicht zu ermöglichen gewesen sei, begrün det werden.

Abbeville (Abbatis villa), nächst Amiens die ansehnlichste Stadt im franz. Depar Somme, am Flusse Somme, mit 20000 E. Sie war ehedem Hauptstadt der Grafschaft Pon thieu, ist gut gebaut, und besitzt einen Justizpalast und die goth. Kirche zu St.-Wulfran. D Ort ist der Sitz einer bedeutenden Industrie in Wollenstoffen. Die Fabrik, welche hier 166 der Holländer Van-Robais auf des Ministers Colbert Betrieb gründete, beschäftigt noch gegen wärtig mehr als 500 Arbeiter.

Abbinden, auch Ligatur anlegen, in medic. Sinne, wird die chirurg. Operation g nannt, durch welche Aftergebilde oder selbst Körpertheile ganz oder theilweise, mit Hül eines einfachen oder eines armirten (noch mit besonderm Apparat versehenen) Fadens vo Seide, Zwirn, Metall, Haaren u. s. w. entfernt werden. Dieser Faden wird nämlich, dem g sunden Theil so nahe als nur möglich, um das zu entfernende Gebilde gelegt, und entweder so fort so fest, als es in der Kraft des Operirenden liegt, zusammengeknüpft, oder der Knoten al mälig fester und fester zusammengeschnürt, um auf diese Weise jenes Gebilde durch Entziehun des Nahrungsstoffs (Blut, Ernährungsflüssigkeit) zum Absterben (Brandigwerden) und A lösen zu bringen. Man wendet das Abbinden besonders da an, wo die Basis einer Geschwul kleiner als ihr Umfang, also stielförmig ist, wenn viele kleinere oder ein großes Gefäß in diesel eintreten, und wenn sich dieselbe in der Nähe wichtiger Organe und Blutgefäße befindet. B blutscheuen Kranken und bei Aftergebilden setzt man die Ligatur gern in Gebrauch, weil sie w niger schmerzhaft als das Abschneiden ist: wie bei Warzen, gestielten Polypen, Fettgeschwü sten, Muttermälern und schwammigen, sehr blutreichen Wucherungen, besonders bei gestielt Geschwülsten aller Art innerhalb solcher Höhlen, welche an der Oberfläche des Körpers ei Mündung haben. Im letztern Fall wird der Faden mittels eines besondern Instruments die Höhle hinein und um die Geschwulst herumgeführt. Auch ganze Körpertheile, wie Zunge, das Zäpfchen, die Mandel, die Schilddrüse, die Brustdrüse, die Gebärmutter, verlä gerte Schleimhaut und Hautpartien, ja ganze erkrankte Gliedmaßen sind schon abgebunden statt abgeschnitten worden. Hier kann das Abbinden leicht üble, selbst tödtliche Zufälle, wie B tungen, heftige Entzündung und Brand, sowie krampfhafte Nervenzufälle (Kinnbacken- u Starrkrampf) und Eitervergiftung des Blutes nachsichziehen. Wo immer es geht, ist das M ser der Ligatur vorzuziehen.

Abbitte gehört nebst der Ehrenerklärung und dem Widerrufe (der Palinodie) zu d Privatgenugthuungsmitteln, und zwar, wenn man von Privatstrafen sprechen will, nach richtigern Ansicht zu den reinen Privatstrafen, wiewol einige Rechtslehrer, z. B. Feuerbach, denselben eine besondere Classe gemischt- oder relativ-öffentlicher Strafen machen wollen. Fälle kommen blos bei Injurien vor, und bezwecken eine Genugthuung für den Beleidigten du eine gewisse bestimmte Erklärung des Beleidigers, welche bei der Ehrenerklärung überha nur dahin geht, die Absicht zu beleidigen (den animus injuriandi) zu widerlegen, während Widerruf bei der Behauptung unwahrer Thatsachen, die Abbitte endlich bei unzweifelhaf Beleidigungen stattfindet. Nur die letztere erhält dadurch zugleich den Ausdruck der Reue die Bitte um Verzeihung. Die geschichtliche Ausbildung dieser Strafen läßt sich nicht weit nug zurückverfolgen, um mit Bestimmtheit über ihren Ursprung urtheilen zu können. Dem r Rechte sind sie fremd; wahrscheinlich beruhen sie auf german. Rechtssitte, und stehen Zusammenhange mit dem altdeutschen Compositionensystem, sind aber vorzüglich unter Einflusse des kanon. Rechts und besonders der Kirchendisciplin in Gebrauch gekomm In neuerer Zeit hat man sich sowol von der theilweisen Unausführbarkeit als von der Un gemessenheit und den nachtheiligen Folgen derselben überzeugt, und sie sind daher in den sten deutschen Ländern abgeschafft worden. (S. Injurie.)

Abbot (George), berühmter engl. Prälat unter den Stuarts, Erzbischof von Canterb war der Sohn eines Tuchmachers zu Guilford und wurde daselbst 1562 geboren. Er stu und lehrte zu Orford, und ging 1608 mit dem Großsiegelbewahrer Lord Dunbar nach Sch land, wodurch er sich den Weg zu den höchsten Würden öffnete. Nachdem er kurze Zeit Bis von Lichfield und Coventry gewesen, erhielt er 1610 die Würde des Erzbischofs von Can

burg. A. war ein ebenso gelehrter und geistvoller wie rechtschaffener und kirchlich toleranter Mann, sodaß ihn selbst in jener Zeit des kirchlichen Haders alle Parteien hochachteten. Zugleich besaß er ungemeines Talent für die öffentlichen Geschäfte. Jakob I. zog ihn in den wichtigsten Staats- und Kirchenfragen zu Rathe, und oft widersetzte er sich den despotischen Absichten des Königs. Ausnahmsweise heftig und intolerant bewies sich A. gegen die arminianischen Theologen. Bei Karl I. fiel er in Ungnade, weil er sich dessen kirchlicher Herrschsucht nicht fügen wollte. An der von Jakob I. veranstalteten Bibelübersetzung nahm A. lebhaften Antheil. Seine Schriften sind nur von geringer Bedeutung. Er starb 1633 zu Croydon; seine Vaterstadt, wo er ein großes Hospital gegründet, ließ ihm ein prächtiges Denkmal errichten. — **Abbot** (Robert), Bischof von Salisbury, geb. 1560, des Vorigen Bruder, war früher ebenfalls Professor zu Oxford, und einer der gründlichsten und gelehrtesten Theologen seiner Zeit. Er starb 1617. In der Schrift „De suprema potestate regia" (Lond. 1616) vertheidigte er glänzend die königl. Gewalt gegen Bellarmin und Suarez. — **Abbot** (Charles), Sprecher des engl. Unterhauses, s. **Colchester**.

Abbotsford, der berühmte Landsitz des Dichters Walter Scott, in der schott. Grafschaft Selkirk, am Flusse Tweed, in der Nähe der Abteien Melrose, Jedburgh und Dryburgh, und der Städte Selkirk und Galashiels. Mehre Flußthäler stoßen in dieser ebenso lieblichen wie geschichtlich denkwürdigen Gegend zusammen. A. war ehemals ein Kloster. Walter Scott kaufte 1811 das alterthümliche Haus und gestaltete es allmälig zu einem romantischen Wohnsitz um, mit schönen Anlagen, einer Bibliothek, Antiquitäten und Gemälden. Der Baronstitel der Familie war auf A. gegründet; derselbe erlosch schon 1847 mit dem Tode des letzten Sohnes von Walter Scott. Das Besitzthum selbst geht nach dem Ableben der Witwe an den einzigen Enkel des Dichters über, an Walter Scott Lockhart, den Sohn des bekannten Herausgebers des „Quarterly review".

Abbrechen des Gefechts ist die Einstellung des noch nicht zur Entscheidung gelangten Kampfes, weil entweder der beabsichtigte Zweck bereits erreicht oder ein günstiger Ausgang nicht zu erwarten ist. Die schwierige Operation setzt tüchtige Truppen und geschickte Offiziere, starke Reserven und ein der Vertheidigung günstiges Terrain voraus. Bei großer Nähe der Kämpfenden ist das Abbrechen des Gefechts nicht möglich, auch findet es leichter statt bei größern Schlachten, weil hier schon von selbst längere Pausen eintreten. Der Herzog von Braunschweig brach (1792) die Schlacht bei Valmy ab, weil er keinen entscheidenden Kampf, vielmehr nur eine Prüfung des Feindes beabsichtigte. Der Prinz von Koburg that bei Fleurus (1794) ein Gleiches, weil inzwischen Charleroi, das er zu entsetzen beabsichtigte, gefallen war. Der Erzherzog Karl brach die Schlacht bei Neresheim (1796) ab, indem ein ungünstiger Ausgang drohte. In offenem Terrain kann das Gefecht nur bei überlegener Cavalerie und Artillerie abgebrochen werden. Lassen beide Theile den Kampf fallen, wie z. B. bei Borodino, bei Bautzen geschah, so sagt man: die Schlacht ist nicht ausgeschlagen worden.

Abbrennen oder Schwelen des Bodens nennt man ein Verfahren bei der Urbarmachung von Haideländereien, welches darin besteht, daß zuerst die mit Gras und Haidekraut bewachsene Narbe des Erdreichs abgeschält, sodann, in Haufen zusammengesetzt, getrocknet und darauf verbrannt wird. Das Abschürfen der Haidekrautrasen (Plaggen) geschieht gerade in der Dicke, als etwa die ertragsfähige Bodenschicht mächtig ist. Die Rasen werden hohl aufgesetzt, sodaß das dürre Geniste von unten gut angezündet werden, und mit hinreichendem Luftzug brennen kann. Durch dieses Rasenbrennen wird nun nicht allein eine vortrefflich wirksame Asche mit dem Boden vermengt, demselben also ein Reichthum an Alkalien zugeführt, sondern seine mineralischen Bestandtheile selbst erleiden auch theilweise durch das Glühen eine Verwandlung, die auf ihre das Pflanzenwachsthum fördernde Thätigkeit von dem größten Einfluß ist. Am bedeutendsten wirkt das Abbrennen bei Thon- und Moorboden. Bei dem letztern wird namentlich dadurch die so schädliche freie Säure entfernt, bei dem erstern aus einem gebundenen, strengen Erdreich ein lockeres und mürbes gemacht. Das Abbrennen ist daher hauptsächlich in den Haidegegenden und bei Moorländereien üblich. Am meisten systematisch und sorgfältig wird es in Großbritannien ausgeführt; aber es geschieht auch in Frankreich, Holland, dem nordwestlichen und nördlichen Deutschland. Bemerkenswerth ist, daß diese Operation, die oft auf Quadratmeilen großen Districten zu gleicher Zeit ausgeführt wird, andern Gegenden den verderblichen Höherauch (s. d.) zusendet, ein Phänomen, welches erst in neuerer Zeit seine Erklärung hierin gefunden hat. In der Landwirthschaft wird das Bodenschwelen, das paring and

burning der Engländer, als eine chemische Bodenbearbeitnng und als Düngerersatz erachtet. Das damit hergerichtete Feld wird seicht gepflügt, liefert höchstens drei Ernten an Roggen, Kartoffeln und Buchweizen, und verfällt alsdann wieder der Berasung. Auch beim Hackwaldbetrieb kommt zuweilen ein Abbrennen vor, wenn man den abgetriebenen Schlag summarisch von Genist und dünnem Unterholz reinigen will. Man setzt die vorher abgehackten Reiser bei vorsichtig gewähltem Windzug in Brand. Die großen Steppenbrände in Südrußland, Asien und Amerika sind ein Abbrennen in ungeheuer großem Maßstab, welches übrigens den gleichen Erfolg hat, wie das bei geringerer Ausdehnung. Der Boden wird dabei mit löslichen Salzen bedeckt, die der Regen auflöst und dem Boden imprägnirt; diese Salze aber sind eine der wesentlichsten Grundbedingungen einer guten Vegetation. — In der Technologie versteht man unter **Abbrennen** die letzte Hitze, welche einem Kalk- oder Ziegelofen gegeben wird, ehe man verglühen läßt. — In der Pyrotechnik wird der Ausdruck **Abbrennen** von der Anzündung eines Feuerwerks gebraucht.

Abbreviatoren heißen die Geheimschreiber der päpstlichen Kanzlei, welche die Concepte zu den päpstlichen Breven oder andern Sendschreiben entwerfen und eintragen, sie nach geschehener Reinschrift mit dem Originale vergleichen und mit den üblichen Liquidationen an die Dataria ausfertigen, wo das Datum dazugesetzt wird. Sie werden zuerst in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. erwähnt, wurden von Paul II. ihrer Bestechlichkeit wegen abgeschafft, später aber wiederhergestellt. Ihre Zahl stieg bis auf 72, von denen 12 den Rang und die Kleidung der Prälaten hatten, 22 niedere Geistliche, die übrigen Laien waren. Jetzt hat sich mit ihren früher sehr bedeutenden Einkünften auch ihre Zahl vermindert.

Abbreviaturen oder Abkürzungen werden beim Schreiben angewendet, um an Zeit und Raum zu ersparen, oder auch wol, damit das Geschriebene nicht von Jedermann gelesen werden könne. Die Abbreviaturen sind entweder wirkliche stellvertretende Zeichen, also eigentliche Abkürzungszeichen, oder sie bestehen nur in der Verkürzung des Wortes, der Silbe bis auf einige oder bis auf den Anfangsbuchstaben. In den ältesten Zeiten, wo man mit Uncial- oder Lapidarbuchstaben schrieb, konnte man im Allgemeinen nur durch Verkürzung der Silben, Wörter, Formeln und vielgebrauchten Redensarten abbreviren. Man findet diese Abkürzungen in den Inschriften, auf Monumenten, Münzen, Steinen. Erst mit der Anwendung der kleinen griech. und lat. Buchstaben, welche die Abschreiber der Handschriften zur Förderung der Arbeit erfanden, treten eigentliche Abkürzungszeichen für Silben, Doppelconsonanten, Doppelvocale und Wörter ein. Die griech. Handschriften wimmeln von solchen Zeichen, und oft kann sie nur Der deuten, welcher die griech. Paläographie förmlich studirt hat. Aus den Handschriften gingen diese Zeichen auch in die gedruckten Ausgaben der griech. Schriftsteller über, wo sie sich gänzlich erst in neuerer Zeit verloren haben. Die ältern griech. Grammatiken enthalten darum Verzeichnisse der gebräuchlichsten Abbreviaturen. Bei den Römern hießen die Abkürzungszeichen notae oder compendia scribendi, und die handwerksmäßigen Schreiber, die sich dieser Zeichen bedienten, notarii. Man unterschied dreierlei Abbreviaturen: Abkürzungen ganzer Wörter und Silben: sigla oder siglae (literae singulae bei Cicero); dann Vertauschungen der Buchstaben zur Geheimschrift; endlich ganz willkürlich erfundene Zeichen, wie etwa bei uns die Kaufleute, Ärzte u. s. w. im Gebrauch haben. Die Siglen zerfielen wieder in Abkürzungen von Silben, Wörtern und ganzen Sätzen. Man nennt die sämmtlichen röm. Abkürzungen notae Tironianae, nach dem Tullius Tiro, dem gelehrten Freigelassenen des Cicero, der diese Abbreviaturen zwar nicht erfand, aber systematisch erweiterte und in Aufnahme brachte. Allmälig gewannen sie eine so große Ausdehnung, daß L. Annäus Seneca, der sie ordnete, an 5000 aufzählen konnte. Auch andere Völker haben in ähnlicher Weise ihre Schrift der Abkürzung unterworfen. Am weitesten gingen darin die Rabbinen, deren Schriften man ohne die genaueste Kenntniß ihrer Abbreviaturen gar nicht lesen kann. Mit der röm. Sprache kamen die altröm. Abbreviaturen auch in das Mittelalter herüber, wo man sie zuvörderst bei Inschriften und Münzen, dann auch in Handschriften, besonders seit dem 11. Jahrh. aber auch in den Urkunden findet. Im letztern Falle kommen sie sogar noch im 16. Jahrh. vor. Die Zusammenstellung und theilweise Erklärung der altröm. Abbreviaturen versuchten unter Andern Gruterus im „Thesaurus inscriptionum" (zuerst Amsterd. 1707), dann Sertorius Ursatus in seinem „Commentarius de notis Romanorum" (in Grävius' „Thesaurus antiquitatum italicarum", Bd. 11). Ebenso bemühte sich der Franzose Carpentier im „Alphabetum Tironianum" (Par. 1747) eine förmliche Theorie der Erklärung zu begründen, was theilweise sehr mislich ausfiel. Glücklicher war der Benedictiner Tassin, der im dritten Bande seines

„Nouveau traité de diplomatique" (6 Bde., Par. 1750—65) sich über die röm. Abbreviaturen verbreitet. Die in spätern Handschriften und Urkunden vorkommenden Abbreviaturen bestehen gewöhnlich aus Auslassungen, mehr noch aus Zusammenziehungen von Buchstaben. Auf Letztern beruht die Namenschiffre oder das Monogramm (s. d.). Verzeichnisse über solche gewöhnliche Abkürzungen in den Urkunden und die Regeln ihrer Erklärung findet man in allen Handbüchern der Urkundenlehre oder Diplomatik (s. d.). — Über die in der Schrift und im gewöhnlichen Verkehr vorkommenden Abkürzungen der Wörter s. die betreffenden Buchstaben unsers Werks; über die Abkürzungszeichen in den verschiedenen Künsten und Wissenschaften s. ebenfalls die besondern Artikel, wie **Astronomische Zeichen**. **Chemische Zeichen**, **Musikalische Zeichen** u. s. w.; über Geheimschrift s. **Chiffre** und **Dechiffrirkunst**; über moderne Geschwindschrift s. **Stenographie**.

Abbt (Thom.), ein philos. Schriftsteller, geb. 25. Nov. 1738 zu Ulm, gest. zu Bückeburg 3. Nov. 1766, entwickelte früh seine vortrefflichen Anlagen und seinen Geschmack für die Wissenschaften. Er bezog 1756 die Universität zu Halle, wo er, der Theologie entsagend, Philosophie und Mathematik studirte, und wurde 1760 außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Frankfurt a. d. O. Hier schrieb er mitten im Getümmel des Kriegs seine Abhandlung „Vom Tod fürs Vaterland" (Berl. 1761). Das Jahr darauf folgte er einem Rufe als Professor der Mathematik nach Rinteln, und benutzte den ihm bewilligten halbjährigen Urlaub zu einer Reise nach Berlin, wo er thätiger Theilnehmer an den „Literaturbriefen" wurde. Das öde Rinteln machte ihn dem akademischen Leben abgeneigt, und er fing an die Rechte zu studiren, um einst ein bürgerliches Amt bekleiden zu können. Nach der Rückkehr von einer Reise in das südliche Deutschland, die Schweiz und einen Theil Frankreichs 1763 begründete er seinen Ruhm besonders durch das Werk „Vom Verdienst" (Berl. 1765), das sich durch seine Bemerkungen und treffliche praktische Philosophie auszeichnet. Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der A. mit besonderer Freundschaft zugethan war, ernannte ihn 1765 zum Hof-, Regierungs- und Consistorialrath zu Bückeburg; allein nur ein Jahr war es ihm vergönnt, diesen Posten zu bekleiden. A.'s Ausdruck ist anmuthig und kraftvoll, ohne jedoch immer von Zwang und Dunkelheit frei zu sein. Seine Schriften sind reich an Scharfsinn, Einbildungskraft und Geist. Kräftig hat er zur bessern Gestaltung der deutschen Literatur mitgewirkt, und würde gewiß einer unserer vorzüglichsten Schriftsteller geworden sein, wenn er das reifere männliche Alter erreicht hätte. Aber auch so verdient er zu Denen gerechnet zu werden, die in Lessing's Zeitalter zu der bessern Gestaltung der deutschen Literatur kräftig beigesteuert haben. Seine „Vermischten Werke" wurden nach seinem Tode von F. Nicolai herausgegeben (6 Bde., Berl. 1768—81; 2. Aufl. 1790).

A-b-c-Bücher, auch Fibeln genannt von den sie zusammenhaltenden Hefteln oder Schlingen, gehen als ein mit den Schulen entstehendes und wachsendes Bedürfniß noch in die Zeiten vor der Reformation zurück. Indessen ward unter den Protestanten Luther's Fibel (1525—30), außer dem vorangestellten Alphabet das Vaterunser, den Glauben und einige Gebete enthaltend, bald die verbreitetste. Mit Bildern wurden diese Büchlein seit dem Anfange des 18. Jahrh. versehen. Die unter den Bildern zu leichterer Einprägung der Buchstaben angebrachten barbarischen Reimverse sollen ursprünglich einen Schulmann in Wernigerode, Birnrod, zum Verfasser haben. Eine stereotype Verzierung der A-b-c-Bücher ward frühzeitig das Bild eines Hahns, des Symbols der Aufmerksamkeit und Wachsamkeit; bald fehlte auch auf der Rückseite das Einmaleins nicht mehr. Um zweckmäßigere Einrichtung der Fibeln machten sich seit Zeidler (Halle 1700) Weiße, Campe, Salzmann, Dolz und andere Pädagogen verdient. — **A-b-c-Schützen** hießen im Mittelalter jüngere, der Führung herumziehender Lehrer (Bacchanten) überlassene Schüler, die wol oft kaum über die ersten Anfangsgründe hinauskamen. Den Bacchanten, denen sie mit Leib und Leben angehörten, mußten sie, außer andern erniedrigenden Dienstleistungen, auch präsentiren, d. h. für ihren Unterhalt sorgen helfen, durch Betteln und Stehlen (z. B. bei ihren Wanderungen nach Gänsen werfen, nach dem Studentenausdrucke: schießen). Noch jetzt heißen unsere kleinen Elementarschüler A-b-c-Schützen.

A-b-c-tuorium, A-b-c-turium, auch Abgatorium, heißt im röm. Kirchenritual Gregor's d. G. eine Ceremonie bei Einweihung der Kirchen. Der weihende Bischof zeichnet hiernach, während das „Benedictus Zachariae" abgesungen wird, mit seinem Stabe in die auf den Fußboden der Kirche gestreute Asche erst links vom Eingange nach dem Hochaltar die Buchstaben des griech., dann rechts die des lat. Alphabets. Der Sinn dieser Handlung ist, daß sich die Anwesenden Das ins Herz schreiben sollen, was sie in der Kirche gehört haben.

Abchasen oder Abasen ist die georgische oder grusinische Benennung (der einheimische Name lautet Absne) eines kaukasischen Volks zwischen dem Kuban und dem Schwarzen Meere. Das Land der Abchasen oder Abchasien wird durch die große Kette des Kaukasus in zwei Hälften gesondert, in eine südliche und nördliche, welche selbst wieder, nach den verschiedenen Clanen des Volks, in zwölf Gaue zerfallen. Abchasien umfaßte aber zu verschiedenen Zeiten bald größere, bald kleinere Länderstrecken; selbst ganz Mingrelien und ein großer Theil von Imerethien wurde dazu gerechnet. Die abchasischen Kaukasusketten erheben sich mit ihren Gipfeln von 12—13000 F. bis an die Eisregion. Unermeßliche Wälder ziehen von den Gebirgshängen zu den Ebenen, in denen das Klima neben Mais, Feige und Granate mitteleuropäisches Obst, Getreide und den köstlichsten Wein reifen läßt. Das Land ist jedoch verwildert und erinnert nur durch seine zahlreichen Ruinen an eine frühere Blüte. Es wird jetzt in folgende vier Gaue eingetheilt: Abschaw mit 18 Dörfern und 9000, Abchab mit 15 Dörfern und 8000, Bsyib mit 33 Dörfern und 16000, endlich Zybeld ebenfalls mit 33 Dörfern und 13000 E. Der Abchase betreibt Viehzucht und Handel so nachlässig, daß Beides seine Bedürfnisse nicht hinlänglich befriedigt; dagegen ist ihm das Räuberleben zur zweiten Natur geworden und der Besitz glänzender Waffen sein höchstes Glück. Die Alten kannten bereits das Volk unter demselben Namen, und berichten auch von dessen Menschenhandel, der trotz alles Verbots bis auf den heutigen Tag im Kaukasus fortdauert. Die Abchasen haben ihrer Sprache nach Verwandtschaft mit den Tscherkessen (s. d.). In Aussehen und Sitte sind sie jedoch sehr verschieden von diesem verhältnißmäßig gebildeten Volke. Der Abchase gehört zu den rohesten Stämmen des Kaukasus. Er ist von dunklerer Farbe als der Tscherkesse, seine Züge sind unregelmäßiger und das Gesicht hat einen rohern Ausdruck. Zu den Zeiten Justinian's wurde durch griech. Sendboten das Christenthum unter dem Volke verbreitet; der Kaiser ließ herrliche Kirchen bauen, deren Ruinen noch heute unsere Bewunderung erregen. Das Christenthum wurde bald wieder von dem einheimischen Naturglauben verdrängt, doch haben sich bis auf den heutigen Tag mehre christl. Sitten im Lande erhalten. Abchasien war unter seinen den Königstitel führenden Fürsten mit dem Lande der Lazen (Kolchis) bis zum 11. Jahrh. vereinigt, und bildete unter der Oberherrschaft der byzant. Kaiser einen selbständigen, von Georgien unabhängigen Staat. Im 11. Jahrh. vereinten die Könige Georgien durch Erbschaft mit Abchasien, und residirten nun zu Tiflis, wodurch das Land verwilderte. Nachdem die Türken schon 1451 Abchasien verwüstet, erklärten sie sich während der Kriege gegen Persien und Georgien auch für Oberherren dieses Landes. Im J. 1771 empörten sich die Abchasen unter Anführung zweier Brüder aus der Familie Scherwaschidse, Levan-Bei und Suraba-Bei, und nahmen die Festung Sukum-Kale. Innere Zwietracht schwächte indessen ihre Macht, und durch Levan selbst wurde Sukum-Kale an die Türken verkauft, die dasselbe jedoch nur drei Jahre besetzt hielten. Kelisch-Bei, angeblich aus derselben Familie, nahm die Festung in Besitz, gab sich zwar den Schein eines türk. Unterthans, wurde jedoch Christ und Vasall Rußlands. Er fiel als das Opfer einer von den Türken angefachten Verschwörung, an deren Spitze sein eigener Sohn Aslan stand, welcher aber flüchten mußte. Hierauf übernahm Aslan's ältester Bruder, Saphyr-Bei, der Christ war und den Rang eines russ. Obersten bekleidete, die Regentschaft unter russ. Oberhoheit. Er starb 1821 und ihm folgte in der Regentschaft sein ältester Sohn, der schon 1823 starb. Den Thron erbte nun der jüngere Bruder desselben, Michael Scherwaschidse, der mehr zu seiner persönlichen Sicherheit als im Interesse des Landes Rußland auffoderte, dasselbe mit Truppen zu besetzen. Michael Scherwaschidse, dessen Macht sich nur auf einen kleinen Theil des Landes ausdehnt, hat obgleich er sich, wie seine ganze Familie, zum Islam bekennt, unter den Russen einen Anflug von europ. Bildung erhalten. Er ist dem Kaiser Nikolaus sehr ergeben und bekleidet den Rang eines russ. Generallieutenants. Abchasien wird demnach gewöhnlich als dem russ. Reiche einverleibt angesehen, obgleich sich kein Russe ohne Lebensgefahr im Innern des Landes sehen lassen darf. Die anmuthig gelegene Residenz des Fürsten Scherwaschidse, Sojuk-Su, zählt etwa 5000 E.; die ganze Bevölkerung des Landes mag sich auf 40—50000 Seelen belaufen. Seit den ältesten Zeiten waren die Abchasen berühmt als kühne Seeräuber; in neuerer Zeit ist ihnen von den Russen dieses Handwerk gelegt, und ihre alten Stapelplätze sind in russ. Festungen umgewandelt worden. Die Namen dieser Küstenforts, welche sämmtlich einen mehr oder minder bedeutenden Bazar besitzen, sind: Ilori, Dranda, Suchum-Kale, Bambor und Pitzunda. Unter den Thieren dieses in jeder Beziehung reichen Landes ist die große abchasische Ziege ihres edlen Wuchses und feinen langen Haars wegen berühmt. Von den in den Handel kommenden Producten nennen wir den abchasischen Honig, wovon man große Niederlagen auf dem Baza

von Konstantinopel findet. Dieser wilde Honig hat die Eigenschaft, nüchtern genossen, einen Rausch zu erzeugen, weshalb er auch beim strenggläubigen Muselmann die Stelle geistiger Getränke vertritt.

Abd heißt im Arabischen Sklave, Knecht, und wird in vielen Zusammensetzungen mit den verschiedenen Namen Gottes zu Eigennamen gebraucht, z. B. Abd-allah, d. i. Knecht Gottes; Abd-el-kader, Knecht des mächtigen Gottes; Abd-ul-latif, Knecht des huldreichen Gottes; Abd-ur-rahman, Knecht des erbarmungsreichen Gottes.

Abdachung, im Allgemeinen die Neigung einer Fläche gegen den Horizont, bezeichnet in der Geographie das allmälige Abnehmen der Höhe eines Landes gegen die Meeresküsten hin, oder die den Lauf der abfließenden Gewässer bedingende geneigte Lage desselben. Als Richtung dieser Abdachung nimmt man die Richtung des in ihr gebildeten Hauptstroms an, wenn auch die einzelnen kleinen Bäche und Flüsse aufs mannichfaltigste von derselben abweichen, oder gar, wie nicht selten der Fall ist, ihr entgegengesetzt sind. So haben z. B. die nördlichen Theile Deutschlands und Frankreichs eine nördliche oder nordwestliche Abdachung. Da die Richtung und der Grad der Abdachung (das Gefälle) auf Klima, Fruchtbarkeit und nationalen Verkehr eines Landes einen wesentlichen Einfluß haben, so pflegt man, wo nicht politische Eintheilungsgründe vorwiegen, die Continentalgebiete nach ihrer verschiedenen Abdachung, oder, was dasselbe sagt, nach ihren verschiedenen Stromgebieten einzutheilen, sodaß die Grenzen der so erhaltenen Bezirke einerseits das Meer, andererseits die sogenannten Wasserscheiden bilden.

Abdallah, d. h. der Knecht Gottes, ist ein unter den Arabern und übrigen mohammed. Völkern sehr gebräuchlicher Name. Die bekanntesten Träger desselben sind: **Abdallah**, Sohn des Abd-el-muttalib, Vater des Propheten Mohammed. Er war ein unbedeutender Kaufmann in Mekka, und starb kurz vor der Geburt seines Sohnes auf einer Handelsreise in Jathreb. — **Abdallah**, Sohn des Abbas, Oheim des ersten Khalifen aus dem Geschlechte der Abbasiden, unter dessen Regierung er alle Abkömmlinge des frühern Khalifengeschlechts der Ommajaden auf eine grausame Art ausrottete (752 n. Chr.). Nach seines Neffen Tode strebte er selbst nach der Khalifenwürde, wurde aber meuchlings ermordet (754 n. Chr.). — **Abdallah-ben-Kais-el-Fezari**, der erste Mohammedaner, der eine Landung in Sicilien machte (667 n. Chr.). — **Abdallah-ben-Yasin**. Schon gegen das Ende des 11. Jahrh. schien die Macht der Araber in Spanien durch die Zwietracht der einzelnen Dynasten dem Übergewicht der christl. Herrscher Spaniens unterliegen zu sollen. Da erhob sich unter den wilden arab. Nomadenstämmen im Nordwesten Afrikas Abdallah-ben-Yasin, predigte den Islam und erweckte Lust und Muth zu Krieg und Eroberung. Er nannte diese neuen Streiter für den Islam Morabiten (s. d.) und setzte den Abu-Bekr zu ihrem Herrscher, der die begonnenen Eroberungen fortsetzte und 1070 Marokko gründete. Sein Nachfolger Jussuf-ben-Taschfin unterwarf sich bis 1106 das ganze arab. Spanien.

Abdampfen, Evaporiren, nennt man in der Chemie und Technologie die Verwandlung einer Flüssigkeit in Dampf oder Gas vermittelst der Hitze oder des Siedens. Der Zweck des Abdampfens ist gewöhnlich die Gewinnung der in der Flüssigkeit im Zustande der Auflösung befindlichen krystallisirbaren Körper (z. B. Salzbereitung, Zuckerfabrikation), oder überhaupt fester Stoffe; ferner die Concentration eines flüssigen Körpers bis zu einer erfoderlichen Dichtigkeit (z. B. Syrupkochen, Verdickung von Pflanzensäften). Im Kleinen findet das Abdampfen statt in einem Sandbade oder mittels Dämpfen in Abdampfschalen von Porzellan, Silber und Platina; im Großen werden zinnerne, eiserne, bleierne Kessel und Pfannen dazu angewendet. In letzterm Falle dampft man meistens über freiem Feuer ab, seltener durch Dampfheizung, wie z. B. bei der Zuckerfabrikation.

Abdas, auch Audas, Märtyrer, war zu Anfange des 5. Jahrh. Bischof zu Susa, einer der Hauptstädte des parthischen Reichs, unter der Regierung Jezdebscherd's I. Im christl. Eifer zerstörte A. einen Feuertempel, wodurch die Magier sehr erbittert wurden. Der gegen die Christen sonst mild gesinnte König befahl ihm die Wiederherstellung des Tempels; aber der Bischof konnte dies nicht über sich gewinnen. A. erlitt dafür den Märtyrertod, und zugleich brach eine furchtbare Christenverfolgung über die pers. Länder aus, die mit kurzer Unterbrechung 30 Jahre gedauert haben soll. Der Gedächtnißtag für diesen Märtyrer ist der 16. Mai, zugleich der Festtag des heil. Nepomuk.

Abdecker, Caviller, Wasen- (Rasen-)meister oder Feldmeister heißen Diejenigen, welche sich handwerksmäßig mit der Wegschaffung, Abledерung und Verscharrung gefallener Thiere beschäftigen. In frühern Zeiten war das Eigenthum der Abdeckereien theils mit den Rittergü-

tern verbunden, theils der Commun gehörig; jetzt ist es aber fast überall in die Hände der Abdecker selbst, und zwar käuflich übergegangen. Alle Abdecker beanspruchen das Recht auf Überlassung des gefallenen Viehes, welches Recht jedoch an verschiedenen Orten verschiedene Modificationen, besonders in Hinsicht Dessen, was der Abdecker von dem gefallenen Vieh dem Eigenthümer desselben zurückgeben oder an Geld gewähren muß, erleidet. In neuester Zeit war man bemüht, die Abdeckergerechtsame der Ablösung zu unterwerfen; doch hat sich dies bisher noch nicht überall realisirt, obgleich die Vortheile, welche aus der Aufhebung der Cavillereien, namentlich für die Landwirthschaft, hervorgehen würden, nicht unbedeutend sind. Insofern der Abdecker mit Beaufsichtigung der Hunde, Einfangung und Tödtung der herrenlosen u. s. w., betraut ist, besitzt er auch den Charakter eines Polizeibeamten. Der Abdecker ist nach deutschem Rechte anrüchig (s. Anrüchigkeit), aber keineswegs ehrlos; seine Kinder, wenn sie nicht das Geschäft des Vaters betreiben, sind im Besitz der vollen bürgerlichen Ehre, und die letztere oder vielmehr Das, was ihnen daran fehlte, kann den gewesenen Abdeckern auch von Staats wegen ertheilt werden.

Abd-el-Kader, eigentlich El-Hadschi Abd-el-Kader-Ulid-Mahiddin, aus einer Marabutfamilie vom Stamme Haschem, die ihren Stammbaum bis zu den fatimitischen Khalifen hinaufführt, ward um 1807 in der seiner Familie angehörigen Ghetna, einer Unterrichtsanstalt der Marabuts, unweit Maskara, geboren. Schon sein Vater, der 1834 starb, übte als ein für heilig gehaltener Mann großen Einfluß auf seine Landsleute und trug denselben auf seinen Sohn über. Seine Mutter Zora stand ebenfalls in dem Rufe der Heiligkeit, und war eine durch Charakter, Geist und Einsicht höchst bedeutende Frau. A. machte in seinem achten Jahre mit seinem Vater die Wallfahrt nach Mekka, und 1827 besuchte er Ägypten, wo er in Kairo und Alexandrien zuerst mit abendl. Bildung in Berührung kam. Religiöse Schwärmerei und Melancholie waren die hervorstechendsten Züge in seinem Äußern. Schon frühzeitig zeigte er ungewöhnliche Geistesgaben, und auf der hohen Schule zu Fez erwarb er sich Kenntnisse in den Bereichen arab. Wissens. Er war frei von der rohen Grausamkeit, sowie von der leidenschaftlichen geschlechtlichen Sinnlichkeit der Araber, hielt auf Reinheit der Sitten, und ließ sich nicht von Zorn und Leidenschaften hinreißen. Wiewol er mit dem glühendsten Eifer an dem Glauben seines Volks hielt, und den Fanatismus desselben zu seiner wichtigsten Hülfsquelle machte, theilte er doch die fanatische Intoleranz der Mehrzahl desselben nicht. Seine öffentliche Thätigkeit begann erst mit der Eroberung Algeriens durch die Franzosen. Kaum war die Macht der Türken gebrochen, als die Araberstämme der Provinz Oran die Gelegenheit ergriffen, sich unabhängig zu machen. An ihrer Spitze erschien A.'s Vater vor Maskara und überwältigte die türk. Besatzung. Die Bewohner der eroberten Stadt wollten ihn zu ihrem Oberhaupte wählen; allein der Vater lehnte dies ab zu Gunsten A.'s, seines jüngsten Sohnes, der nun von ihnen zum Emir erwählt wurde. Bald wußte A. die Araberstämme der Umgegend sich zu unterwerfen und von Maskara aus seine Macht immer weiter auszubreiten.

Seine erste größere Unternehmung war der Angriff, den er, jedoch vergebens, am 3. und 4. Mai 1832 auf das von den Franzosen besetzte Oran unternahm. In der nächstfolgenden Zeit dehnte er seinen Einfluß aus über alle Stämme zwischen Maskara und dem Meere, und am 3. Juli 1833 erstürmte und zerstörte er das den Franzosen unterworfene Arzew. Einige blutige Gefechte, die er dem in Oran befehligenden General Desmichels am 3. Dec. 1833 und am 6. Jan. 1834 lieferte, nöthigten diesen zu einem Vertrage mit ihm. Im Innern des Landes griff nun A.'s Macht auf eine höchst beunruhigende Weise um sich, indem er den Frieden mit den Franzosen benutzte, alle am linken Ufer des Schelif und in der Ebene Ceirat wohnenden Stämme seiner Oberherrschaft zu unterwerfen. Er besiegte, obwol unter großen Anstrengungen, seinen alten Gegner Mustapha-ben-Ismael, ehemaligen Aga von Oran, und Mussa-el-Darkui, einen mächtigen Häuptling der Sahara. In Folge des letztern Sieges kam er in den Besitz von Miliana und Medeah. Alle Städte und Stämme der Provinzen Oran und Titeri gaben ihm nun den Titel Sultan; die entferntern schickten ihm Gesandte mit Geschenken. Während er sich so im Innern ein Reich gründete, wußte er den damaligen franz. Generalgouverneur Drouet d'Erlon zu überreden, daß er lediglich dahin arbeite, die directe Herrschaft Frankreichs über die Stämme vorzubereiten und der europ. Civilisation den Weg zu bahnen. Mit den Gewehren, die ihm der Generalgouverneur zum Geschenk machte, rüstete er neue Truppen aus, die später den Kern seines Heers bildeten und von Renegaten eingeübt wurden. Bald gaben ihm die Unternehmungen des in Oran befehligenden Generals Trezel, welcher die Nachtheile des von seinem Vorgänger geschlossenen Friedensvertrags wiedergutmachen wollte, Ge-

legenheit, den Krieg mit erneuten Kräften zu beginnen. Gleich die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten war ihm günstig, denn die ersten Operationen Trezel's führten zu dessen Rückzug, bei dem das franz. Heer an der Makta von der gesammten Streitmacht A.'s, die sich auf fast 20000 Reiter belief, am 28. Juni angegriffen wurde und eine schmähliche Niederlage erlitt. A.'s Hauptbestreben ging dahin, alle Stämme diesseit und jenseit des Atlas gegen die Franzosen aufzustacheln und diesen durch Aufhebung alles Verkehrs die Verproviantirung unmöglich zu machen. Um dies zu vereiteln, sahen sich die letztern zu der Expedition gegen Maskara genöthigt, die am 26. Nov. 1835 unter dem Oberbefehl des Marschalls Clauzel, 11000 Mann stark, von Oran aus sich in Bewegung setzte. Das Unternehmen endete zwar mit der Einnahme von Maskara, blieb aber dennoch erfolglos, indem der Marschall diese Stadt nicht behaupten zu können glaubte, und sie deshalb vor dem Rückzuge anzünden ließ. Von den nun folgenden kriegerischen Operationen, bei denen die Franzosen fast immer Sieger waren, aber nichts weiter gewannen als das Schlachtfeld, sind zu erwähnen: der erfolglose Zug des Generalgouverneurs an die Tafna, die Wiederbesitznahme von Maskara durch A., die Niederlage, welche General d'Arlanges am 25. April 1836 durch A. an der Tafna erlitt, und durch welche er in die gefährlichste Lage versetzt wurde, sodaß die franz. Regierung in aller Eile den General Bugeaud mit 4000 Mann ihm zu Hülfe senden mußte. Gleich Bugeaud's erstes Auftreten war von ziemlichem Erfolg begleitet, indem er nicht nur die an der Mündung der Tafna eingeschlossenen Franzosen befreite, sondern auch am 6. Juli A. am Sikak eine bedeutende Niederlage beibrachte. Inzwischen machte es den Franzosen die beabsichtigte Expedition nach Konstantine wünschenswerth, im Westen der Regentschaft Ruhe zu haben. Es kam demnach mit A. am 30. Mai 1837 der für diesen sehr vortheilhafte Friede an der Tafna zustande. Trefflich wußte nun A. diese Zeit des Friedens zu nutzen, seine innern Angelegenheiten zu ordnen, und sich in Stand zu setzen, den Krieg zur gelegenen Zeit wieder beginnen zu können. Auch die Streitigkeiten über die Grenzen des beiderseitigen Gebiets wurden durch einen Zusatzvertrag zum Frieden an der Tafna am 4. Juli 1838 beseitigt. Als aber A.'s Gebiet, wie er behauptete, durch den Streifzug, den der Marschall Valée mit dem Herzog von Orleans im Oct. 1839 von Konstantine aus nach dem Engpaß des Eisernen Thores unternahm, verletzt worden war, begann er im Nov. den Krieg von neuem. Der Kampf ward von beiden Theilen mit dem größten Nachdruck geführt, und mehre blutige Gefechte zeigten, daß die Bestrebungen A.'s, sein Heer zu disciplinirеn, nicht ohne Erfolg gewesen waren. Zwar gelang es den Franzosen nach hartem Kampfe in dem Engpaß von Muzaia, im Mai 1840 Medeah, und im Juli Miliana zu besetzen; dies waren aber auch die einzigen Resultate des Frühlingsfeldzugs dieses Jahres. Unter immerwährenden kleinen Gefechten im Laufe des darauf folgenden Winters rüstete sich A. zu den neuen Feldzügen für 1841. An die Stelle des Marschalls Valée war indessen gegen Ende Febr. der General Bugeaud getreten. Dieser griff ihn Schlag auf Schlag an, sodaß sich A. bald in die Enge getrieben sah. Die Einnahme von Tekedemt und Maskara, im Mai 1841, gab seiner Macht den ersten Stoß, und der Herbstfeldzug Bugeaud's vollendete, was Derselbe im Frühjahr begonnen. Die Einnahme und Zerstörung von Saida bewirkte, daß alle Stämme der dortigen Gegend von A. abfielen. Nach der Einnahme von Tlemezen und des festen Schlosses von Tafrua, im Jan. und Febr. 1842, sowie durch die fast gänzliche Vernichtung seiner regelmäßigen Truppen, sah sich A. genöthigt, im Marokkanischen ein Asyl zu suchen.

Gegen Ende März 1842 erschien A. mit neuen, zum Theil im Marokkanischen angeworbenen Truppen bei Tlemezen; doch nach kurzer Zeit mußte er sich wieder in das Marokkanische zurückziehen. Marokko blieb nun sein Stützpunkt, und er verwickelte dieses sogar in einen Krieg mit Frankreich, den die Schlacht von Isly beendigte. Der Sultan mußte A. aufgeben, empfand aber bald, daß ihm derselbe mindestens an Macht gleichkam, und konnte auch nicht verhindern, daß er sowol im Oct. 1845 wie im März 1847 von Nedem aus angreifend gegen die Franzosen auftrat. Dennoch begann jetzt A.'s Stern zu sinken, wiewol er am 14. Juni 1847 die Marokkaner am Riff besiegte. In der Nacht vom 11. Dec. unternahm er einen kühnen Angriff auf das marokkanische Lager, wobei er geschlagen wurde, sodaß er sich zur Flucht entschließen mußte. Sicherlich hätte er sich für seine Person in Sicherheit bringen können; aber er mochte seine Deira, das Asyl seiner Mutter, Frau, Kinder, Verwandten und treuesten Anhänger, nicht preisgeben. Am 21. Dec. setzte A. mit der Deira und etwa noch 1000 Kriegern, unter einem letzten heroischen Gefecht, über die Muluia, und betrat die Grenzen von Algerien, um sich nach dem Süden durchzuschlagen. Während sich die Deira den Franzosen

auslieferte, eilte er mit seinen Reitern dem Passe von Kerbens zu; doch auch hier fand er den Weg versperrt und ward mit Flintenschüssen empfangen. Entmuthigt ergab sich nun A. selbst am 22. Dec. dem General Lamoricière und dem Herzog von Aumale, gegen das Versprechen, daß man ihm erlauben wolle, sich nach Ägypten oder St.-Jean-d'Acre zurückzuziehen. Die franz. Regierung, die endlich den Mann in ihren Händen sah, der ihr 15 J. hindurch so viel zu schaffen gemacht, bestätigte diesen Vertrag nicht. A. wurde mit den Seinigen nach Toulon eingeschifft und im Jan. 1848 in das Fort Lamalgue, später nach Pau gebracht. Auch von der Republik hat er seine Freiheit noch nicht erlangen können. Vgl. Delacroix, „Histoire privée et politique d'A." (Par. 1845); Lamenaire, „Vie, aventures, combats, amours et prise d'A." (Par. 1848); Bautruche, „Vie d'A." (Par. 1848).

Abdĕra, eine Stadt in Thracien, am Flusse Nestos, der Sage nach von Hercules erbaut, der Geburtsort der Philosophen Demokrit, Protagoras, Anaxarch, des Geschichtschreibers Hekatäus u. A. Die Stadt wurde, nachdem sie seit den Perserkriegen blühend und unabhängig gewesen, von Philipp von Macedonien unterjocht, dann von den Römern erobert und geplündert, aber wieder zur freien Stadt erklärt. Noch im Mittelalter erscheint sie bei den Byzantinern. Ruinen von ihr sollen sich bei Polystilo (in Rumelien) befinden. Die Einwohner von A. standen von frühester Zeit an im Rufe der Verkehrtheit und eines periodischen Wahnsinns, was nach dem Zeugnisse des Hippokrates in der dicken Luft daselbst und den daraus erzeugten Krankheiten seinen Grund haben sollte. Der Name **Abderit** war daher schon im Alterthume ein Schimpfwort. Mit vielem Spotte hat Lucian zu Anfang seiner Abhandlung „Wie man Geschichte schreiben müsse" diesen Charakter geschildert, und Wieland in den „Abderiten" ein ergötzliches Bild davon gegeben. Unter **Abderitismus** versteht man so viel als beschränktes, albernes Wesen, auch Kleinstädterei. In der Philosophie bezeichnet man damit die Ansicht, wonach die Menschheit nicht die Fähigkeit einer unendlichen Fortentwickelung besitzt, sondern auf einer gewissen Höhe der Bildung immer wieder auf die niedere Stufe zurücksinken und von neuem anfangen muß.

Abdias. Angeblich einer der 70 Jünger Christi, der nach seinem Vorgeben von demselben als Bischof von Babylon eingesetzt worden sein soll. Seine ursprünglich hebräisch geschriebene Schrift „Historia certaminis apostolici" ist von der Kirche schon früh für untergeschoben erklärt worden. Papst Paul IV. that ein Gleiches, als die Schrift 1551 zu Basel durch Lazius herausgegeben ward.

Abdication und **abdiciren** (abdanken) gebraucht man vorzugsweise von dem Niederlegen der Herrscherwürde. Selten erfolgt dies als Handlung völlig freien Entschlusses, meist als Folge von Überdruß an den Geschäften und Sorgen, oder von Verdruß über fehlgeschlagene Pläne. Freiwillig vielleicht und des Herrschens müde trat Diocletian und mit ihm Maximian (305) ab. Ebenso zog die Königin Christine von Schweden 1654 die Ungebundenheit des Privatlebens dem Zwange des Thrones vor, wollte aber auch nachher noch Regentenrechte üben, wie sie einem abdicirten Fürsten niemals zukommen. Kaiser Karl V. legte 1556 seine Krone nieder, weil er sein Streben als verfehlt erkannte. Philipp V. von Spanien trat 1724 aus Schwermuth ab, übernahm die Krone aber wieder, als sein Sohn starb. Amadeus von Savoyen abdicirte 1494, um in den geistlichen Stand zu treten. Victor Amadeus von Sardinien wollte seine 1730 erfolgte Abdicirung wieder rückgängig machen, ward aber gewaltsam daran gehindert. Ludwig Bonaparte entsagte 1810 dem Throne von Holland, weil er Holland nicht als franz. Provinz behandeln wollte. Karl Emanuel von Sardinien trat 1802 ab, weil er sich den Umständen nicht mehr gewachsen hielt; ebenso Victor Emanuel 1819. Wilhelm I., König der Niederlande, trat 1840 ab, weil seine Politik durch die Wendung der belg. Angelegenheiten unmöglich geworden war. Auswärtige Gewalt erzwang die Abdankung August's von Polen (1707), und später die Stanislaus Lesczczynski's (1735) und Poniatowski's (1795); ferner Karl's IV. von Spanien (1808) und Napoleon's (1814 und 1815). Am häufigsten haben Aufstände eine Abdication gewaltsam herbeigeführt. Daran und an gestürzten Herrschern ist namentlich die ältere Geschichte der skandinavischen Reiche überaus reich. In England bietet die gezwungene Abdankung Richard's II. (1399) ein frühes Beispiel. Neuere Zeiten sahen Karl X. (1830) und Ludwig Philipp (1848) im Sturme der Revolutionen abtreten, ohne daß die von ihnen dabei gestellten Bedingungen beachtet worden wären. Die wichtigste Abdankung der neuern Zeit, die des Kaiser Ferdinand von Östreich (1848), war nur indirect durch den Gang der Ereignisse herbeigeführt. Die des Königs Karl Albert von Sardinien (1849) war die Folge der Schlacht von Novara. In den letztern Jahren haben mehre deutsche Fürsten ihrer Souverainetät entsagt;

so namentlich König Ludwig von Baiern (1848); ferner Heinrich LXXII. Reuß (1848), durch dessen Rücktritt, da er der Letzte seines Zweiges war, ein Staat weniger wurde in Deutschland, und die Fürsten von Hohenzollern (1849) zu Gunsten der Krone Preußen. Der Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg dankte 1849 zu Gunsten seines Bruders ab. Bloße Verzichtleistungen von Thronfolgern auf die Succession können nicht als Abdicirungen betrachtet werden.

Abdiesus, Diakon und Märtyrer, kam mit vielen Andern in der großen Christenverfolgung in Persien unter König Sapor um. Gedächtnißtag ist der 22. April.

Abdominal, von Abdomen, Unterleib, wird Alles genannt, was mit dem Unterleibe in nächster Beziehung steht. **Abdominaleingeweide** heißen die im Unterleibe liegenden Organe, wie: die Digestions-, Harn- und Geschlechtsorgane. **Abdominaltyphus** wird dasjenige Nervenfieber (Typhus) von den Ärzten genannt, bei welchem die Verdauungsorgane des Unterleibes in auffallender Weise leiden, was sich durch Auftreibung, große Hitze und Empfindlichkeit des Unterleibes, starke erbsenfarbige oder selbst blutige Diarrhöe, aufgehobenen Appetit und bisweilen auch durch Übelsein und Brechen zu erkennen gibt. Der Grund dieser Erscheinungen liegt in einer krankhaften, gewöhnlich zu Geschwüren führenden Ablagerung in der Wand des Darmkanals, vorzugsweise des Krummdarms, und in Katarrh des Magens, sowie bisweilen auch des Dickdarms. (S. **Nervenfieber** und **Typhus**.)

Abdon, Märtyrer, ein vornehmer Perser, der 250 n. Chr. während der Christenverfolgung Diocletian's nach Rom kam und dort mit seinem Gefährten, Sennen, den Tod des Bekenners starb. Ihr Gedächtnißtag ist der 30. Juli.

Abdruck. Unter Abdruck versteht man die Vervielfältigung eines schriftlichen oder bildlichen Gegenstandes durch mechanische Mittel, insbesondere durch die Presse. Alle gewöhnlichen Abdrücke, die der Lettern bei der Buchdruckerkunst, der Holzstöcke zu Holzschnitten, der Platten für Kupferstiche, der Lithographien, Autographien u. s. w. finden in der Weise statt, daß die erhaben oder vertieft gestellten, gegossenen, geschnittenen, radirten u. s. w. Zeichen mit einer Farbe überzogen und sodann auf Papier oder irgend einen andern Stoff, welchem man sie mittheilen will, durch einen Druck oder ein Pressen übertragen werden. Auch bei der gewöhnlichen Kreidezeichnung der Lithographie findet ganz dieses Verfahren statt. Der Abdruck einer Platte, eines Steins u. s. w. fällt um so besser aus, je genauer alle Bedingungen der künstlerischen und mechanischen Erfordernisse dabei gewahrt werden. Nicht allein von der Schärfe der Lettern, der Energie des Stichels und der Kreide u. s. w. hängt die Güte und Schärfe eines Abdrucks ab, sondern auch von der Beschaffenheit des Stoffs, auf welchen er übertragen wird, von der angewendeten Farbe und namentlich von der Geschicklichkeit des Druckers. Alle diese Punkte wollen namentlich beachtet sein bei der Herstellung von Abdrücken der Kupferstechkunst. Man unterscheidet in neuerer Zeit viererlei Arten von Kupferstichabdrücken. Die kostbarsten sind die ersten Abdrücke ohne alle Unterschrift, épreuves d'artiste genannt; die zweitbesten die Abdrücke avant la lettre, mit dem Namen des Künstlers aber ohne volle Unterschrift; die dritten mit blos eingerissener Unterschrift heißen avec lettre grise oder avant la lettre finie; die vierten sind die gewöhnlichen im Handel vorkommenden Abdrücke mit voller Unterschrift. Natürlich werden aber genug Unterschleife mit dieser Classification getrieben, und es gehört ein gewiegter Kenner dazu, die verschiedenen Abdrücke voneinander genau zu unterscheiden. Bei dem Buchdruck versteht man unter Abdruck im Allgemeinen die Darstellung eines jeden Druckwerks, speciell aber auch die Copie eines solchen, sodaß z. B. eine neue Auflage oft den Zusatz: Unveränderter Abdruck, erhält. — **Abdruck** bedeutet in der Kunsttechnik auch das Abformen irgend eines Körpers, gewöhnlich in halberhabener Arbeit, zuerst in eine weiche Masse, welche darnach erhärtet und die Mutterform bildet, in die sodann die eigentliche Formmasse eingedrückt wird und ihre Gestalt empfängt. Man macht Abdrücke in Wachs, Thon, Gyps, Schwefel, Metall u. s. w., und namentlich sind es die Künste und Gewerbe der Modelleure, Bildstecher, Wachsbossirer, Töpfer, Stempel- und Steinschneider, sowie die Porzellan- und Steingutfabriken, welche dergleichen Abdrücke bedürfen. — In der Geologie wird unter **Abdruck** die durch Erdumwälzung und Druck von Felsschichten auf oder in irgend einem Fossil entstandene Abbildung eines organischen Wesens oder eines Theiles desselben verstanden. Dergleichen sind die Dendriten, Mergelsteine, in welchen Laubmoose sich oft in der zartesten Zeichnung abgedrückt haben, die Ichthyolithen und Ichthyotypolithen, Fischabdrücke in Kalkschiefer, die Fußspuren des Chirotheriums oder Handthiers, welche bei Hildburghausen im rothen Sandstein gefunden wurden und anfangs zu den abenteuerlichsten Hypothesen Anlaß gaben, jetzt aber als fossile Abdrücke von Beutelthieren erkannt sind.

Abd-ul-Hamid, der siebenundzwanzigste Sultan der Osmanen, bestieg am 21. Jan. 1774

im funfzigsten Lebensjahre den Thron. Das Reich war in tiefer Zerrüttung. Die Statthalter der entlegenen Provinzen, wie Syrien, Ägypten, Georgien und andere, ließen von der Macht des Sultans kaum einen Schatten übrig, und Romanzow stand mit einem siegreichen russ. Heere an der Donau. Unter lästigen Bedingungen mußte der Sultan den Frieden erbitten, der am 21. Jul. 1774 zu Kainardschi (bei Silistria) unterzeichnet wurde. Vermöge dieses Friedens, der die Grundlage des mächtigen und gebietenden Einflusses bildet, welchen Rußland seitdem ununterbrochen über die Türkei ausgeübt, erhielt es die Große und Kleine Kabardei, die Festungen Jenikala und Kertsch, die Stadt Asow und das Schloß Kilburn mit der Erdzunge zwischen dem Bog und Dniepr, die freie Schiffahrt auf dem Schwarzen und Weißen Meere, das Schutzrecht über die beiden Fürstenthümer der Moldau und Walachei und alle griech. Kirchen im ganzen osman. Reiche, schließlich auch die Garantie der Theilung Polens. Dem Tatarkhan der Krim wurde die Unabhängigkeit zugesichert; aber gerade dies gab den Grund der Einmischung Rußlands in die innern Verhältnisse dieses reichen und schönen Landes, von dem es 1783 förmlich Besitz nahm. Östreich erhielt für seine Neutralität die Bukowina. A. brachte nun mehre rebellische Paschas zum Gehorsam zurück und rief, da er die Überlegenheit der europ. Kriegskunst erkannt hatte, franz. Offiziere nach Konstantinopel, um die Grenzfestungen in bessern Vertheidigungszustand zu setzen. Ein neuer Krieg gegen das mit Östreich verbündete Rußland brach 1787 los, der mit dem Verluste der türk. Flotte auf der Höhe von Kilburn und der Eroberung von Oczakow durch Potemkin (17. Dec. 1788) sehr unglücklich für die türk. Waffen eröffnet wurde. Mitten unter den Zurüstungen zu dem neu zu eröffnenden Feldzuge starb A. am 7. April 1789, nachdem er schon längere Zeit an geistiger und körperlicher Schwäche gelitten hatte.

Abd-ul-Hamid-Bei ist der orient. Name eines kühnen franz. Reisenden und Abenteurers, Namens du Couret, geb. in Hüningen 1812. Er begab sich 1834 nach Ägypten, von wo er den Nil aufwärts bis nach Abyssinien vordrang, und dann längs der Westküste des Rothen Meeres nach Ägypten zurückkehrte. In aller Form nahm er den Islam an, begab sich auf die Pilgerfahrt nach Mekka, wodurch er den Namen Hadschi erlangte, und durchzog den größten Theil von Arabien, bis er krank und erschöpft auf der Insel Bourbon landete. Von da besuchte er 1846 Persien, wo er, als Intriguant verdächtigt, ins Gefängniß geworfen wurde, aus dem er nur durch Bestechung sich befreite. Unter vielen Gefahren kehrte er 1847 nach Frankreich zurück. Doch sein unternehmender Geist fand hier nicht lange Ruhe, und so beschloß er über Algier nach Tombuktu zu reisen. Seine Reisen und interessanten Erlebnisse sind zum Drucke vorbereitet.

Abd-ul-Latif, ein berühmter, vielseitig gebildeter arab. Gelehrter, wurde 1162 in Bagdad geboren. Nach einem sorgfältigen Unterricht in den verschiedenen Zweigen mohammed. Wissens begab er sich nach Damask, wo der bekannte Sultan Saladin die berühmtesten Gelehrten seiner Zeit um sich versammelte. Durch den Sultan unterstützt, ging er nach Ägypten, wo er in Kairo die Bekanntschaft des berühmten jüd. Gelehrten Moses Maimonides machte. Hier, wie später in Damask, Jerusalem und Aleppo widmete er sich vorzugsweise der Medicin. Noch im siebzigsten Lebensjahre entschloß er sich zur Wallfahrt nach Mekka. Er nahm den Weg über Bagdad, um dem Khalifen Mostanser-billah einige seiner Werke zu überreichen; doch überraschte ihn hier der Tod 1231. A. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller in mehren Gebieten des Wissens, der Grammatik, Rhetorik, Theologie, Jurisprudenz und Medicin. Sein bekanntestes und für uns wichtigstes Werk ist eine Beschreibung von Ägypten, in welchem er sich als ein sehr unterrichteter, wahrheitliebender und sorgfältiger Beobachter zeigte. Dasselbe wurde von dem Engländer White herausgegeben unter dem Titel: „Abdollatiphi historiae Aegypti compendium, arabice et latine" (Orf. 1800), und erhielt eine musterhafte Bearbeitung in franz. Sprache von Silvestre de Sacy („Relation de l'Égypte", Par. 1810). A.'s Leben hat Ibn-Abu-Oseiba in seiner Geschichte der Ärzte sehr ausführlich beschrieben. Vgl. „Abdollatiphi vita, arab. et lat. ed. G. Mousley" (Orf. 1808).

Abd-ul-Medschid, der jetzt regierende Großsultan, geb. 6. Mai 1822 (14. Schaban 1237 nach der mohammed. Zeitrechnung), Sohn des Padischah Mahmud II., folgte dem plötzlich gestorbenen Vater in der Regierung am 1. Juli 1839. Das Osmanische Reich befand sich damals in einer äußerst gefährlichen Lage. Das türk. Heer war in der Schlacht bei Nisib (24. Juni 1839) von der ägypt. Armee geschlagen und zerstreut worden. Nichts konnte den siegreichen Ibrahim-Pascha mehr hindern, nach Konstantinopel vorzudringen, wo die ägypt. Macht überdies von einer großen Partei mit Sehnsucht erwartet wurde. Diese Partei

wünschte den Vicekönig von Ägypten, Mehemed-Ali (s. d.), zum Chakan (alter Titel des Großsultan) der beiden Meere zu erheben. Derselbe allein, meinte man, sei im Stande, das Panier des Islam gegen den Andrang der Ungläubigen von innen und außen zu retten. Ohne die Dazwischenkunft der christl. Mächte wäre das Haus des Osman verloren gewesen. Der ohne Frankreich abgeschlossene Julivertrag (15. Juli 1840) errettete den körperlich und geistig schwächlichen jungen Padischah aus dem sichern Verderben. Mehemed-Ali mußte sich unterwerfen (27. Nov. 1840), und die künftige Stellung des Lehenstaats Ägypten zur Pforte wurde durch einen neuen Vertrag der Mächte (13. Juli 1841), welchem auch nachträglich Frankreich seine Zustimmung gab, geordnet. (S. Ägypten.) Reschid-Pascha (s. d.), ein einsichtsvoller, menschenfreundlicher Muselmann, der in Frankreich seine Bildung erhalten, vermochte den Sultan, auf dem Wege der Reformen, welchen Selim III. und Mahmud II. (s. d.) in so entschiedener Weise eingeschlagen, fortzufahren, um das Volk der Osmanen ebenbürtig den civilisirten Bewohnern des Westens hinzustellen. A. wünscht in der That das wahre Wohl aller seiner zahlreichen Unterthanen in Europa, Asien und Afrika, und zwar ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses. Große, durchgreifende Reformen, von dem Hattischerif von Gülhane (3. Nov. 1839) bis zur Gleichstellung aller Glaubensgenossen vor Gericht (12. Mai 1850), wurden anbefohlen. (S. Türkei.) Allein die seit Jahrhunderten verrotteten Zustände des Reichs lassen sich nicht durch Decrete umgestalten, nnd widerstehen vielleicht sogar allen Vorkehrungen, indem sie zum großen Theil auf dem Grunde des Islam beruhen. Zudem ist der Divan oder Ministerrath fortwährend der Spielball der europ. Großmächte, die in der That durch ihre Gesandten den Staat regieren und die Geschicke desselben bestimmen. Der Sultan, welcher sich „Seine Majestät" und „Kaiser" nennen läßt, führte auch den im Orient seltenen Brauch ein, daß er von Zeit zu Zeit einen Theil seiner Staaten bereist, um die Wünsche und Bedürfnisse seiner Unterthanen kennen zu lernen. Diese Prunkreisen führten aber ebenfalls nicht zum Ziele, vielmehr trugen sie nur noch mehr zur Erschöpfung der zerrütteten Finanzen des Reichs bei. Die Anreden des Sultans, welche ihm die amtlichen Blätter zu Konstantinopel bei solchen Gelegenheiten in den Mund legen, lassen kaum etwas zu wünschen übrig. A. ist der einunddreißigste Souverain vom Stamme Osman's, der achtundzwanzigste seit der Eroberung Konstantinopel's. Sein ältester Sohn, Mohammed-Murad, ist 22. Sept. 1840 geboren.

Abd-ul-Mumen, Gründer der maur.-span. Dynastie der Muahedim oder Almohaden, die von 1146—1273 über das nordwestliche Afrika und das arab. Spanien herrschte.

Abd-ur-Rahmân, jetzt regierender Sultan von Fez und Marokko, geb. 1778. Er hätte eigentlich schon 1794 nach dem Tode seines Vaters auf den Thron gelangen sollen, war aber damals noch zu jung und konnte nicht verhindern, daß sein Oheim Mulei-Suleiman sich der Sultanswürde bemächtigte. Doch war dieser gewissenhaft genug, in seinem letzten Willen zu verfügen, daß sein zurückgesetzter Neffe ihm nachfolgen sollte, und so bestieg A. 1823 den Thron. Er hatte nach seiner Erhebung vier Jahre lang mit aufrührerischen Stämmen zu kämpfen, die er glücklich besiegte, sodaß er von da an in Ruhe regierte. In der Zeit der tiefsten Erniedrigung bezahlten die europ. Seestaaten an Marokko, sowie an die Raubstaaten, einen jährlichen Tribut, um gegen die seeräuberischen Angriffe dieser Völker gesichert zu sein. Die Republik Venedig zahlte auf diese Weise jährlich 25000 Thlr. Kaiser Franz weigerte sich, diesen Tribut ferner zu bezahlen, und so wurde 1828 ein venet. Handelsschiff, das in Rabath angelegt hatte, von den Marokkanern geplündert und die Mannschaft in Ketten gelegt. Ein östr. Geschwader unter Admiral Bandiera erschien nun an den Küsten von Marokko, konnte aber nicht viel ausrichten. Trotzdem schloß der Sultan Frieden, gab das geraubte Schiff heraus und leistete auf den frühern Tribut Verzicht. Eine drohende ernste Differenz zwischen Spanien 1844, dessen Consularagenten Victor Darmon der Sultan hatte hinrichten lassen, wurde durch Englands Vermittelung beigelegt. Größere Gefahren bereiteten dem marokkanischen Staate die Glaubenskriege, welche Abd-el-Kader in Algier gegen die Franzosen führte. Der Fanatismus der Bevölkerung war durch die span. Kriegsdrohungen auf das höchste gesteigert, und diese Stimmung verstand Abd-el-Kader gegen Frankreich zu kehren. Der Sultan sah sich gezwungen, den Kampf mit den Franzosen anzufangen, der, obschon mit wilder Tapferkeit geführt, durch die für die Marokkaner unglückliche Schlacht am Isly (13. Aug. 1844) auf der Landseite endigte, während ein franz. Geschwader unter des Prinzen Joinville Führung die Küsten beunruhigte. Ein längerer Widerstand gegen die franz. Übermacht schien unmöglich, und so wurde ebenfalls unter Englands Vermittelung ein Frieden geschlossen, der die Territorialverhältnisse beider Staaten nicht wesentlich änderte, den Sultan aber verpflichtete, nur eine ge-

ringe Streitmacht an der algierischen Grenze zu halten, und den **Emir Abd-el-Kader** in das Innere des Reiches zu verbannen. Seitdem ist das freundschaftliche Verhältniß beider Staaten nicht weiter ernsthaft gestört worden. Sultan A. ist ein eifriger Muselmann, doch ohne den wilden Fanatismus seines Volks zu theilen, dabei streng, oft grausam. Der älteste seiner vielen Söhne und vermuthliche Thronerbe heißt Sidi-Mohammed, geb. 1803.

Abd-ur-Rahmân, Sohn des Abdallah, Statthalter des Khalifen Yezid in Spanien, faßte den Entschluß, auch Frankreich dem arab. Reiche einzuverleiben. Mit einer ungeheuern Heeresmacht drang er 731 in Aquitanien ein, eroberte Bordeaux, ging ungehindert über die Garonne und Dordogne und vernichtete das Heer des Herzogs Eudes von Aquitanien. Verheerend und zerstörend durchzogen die Sarazenen das Land, streiften bis nach Burgund und drangen schon bis Nizza vor. Einzelne Große des Fränkischen Reichs unterwarfen sich bereits dem A.; das ganze Abendland drohte der Gewalt der Araber zu unterliegen. Da traten Karl Martell, der Majordomus der Franken, und Lütbrand, König der Longobarden, zusammen. Lütbrand schützte Nizza, während Karl mit dem Herzoge Eudes vereinigt sich gegen die Loire wandte. Schon brannten die Thürme von Tours, als Karl im Oct. 732 zwischen Tours und Poitiers, an der Spitze des Heerbannes von Austrasien, Burgund und Neustrien, dem Eroberer unerwartet entgegentrat. Sechs Tage lang schwankte die Schlacht, endlich am siebenten wurden die Araber total geschlagen. A. fiel selbst auf der Wahlstatt. In wilder Flucht eilten die Araber über die Pyrenäen zurück und betraten nie wieder den franz. Boden. Diese Schlacht gehört zu den erfolgreichsten der Weltgeschichte; sie rettete das Christenthum und das german. Europa vor sarazenischer Barbarei. — Den Namen **Abd-ur-Rahmân** führen auch der Stifter des Khalifats zu Cordova und zwei seiner Nachfolger. (S. **Spanien**.)

Abedechalas, Märtyrer, Presbyter des Bischofs Simeon von Seleucia, starb in der Christenverfolgung des Perserkönigs Sapor. Gedächtnißtag: 21. April.

Abegg (Jul. Friedr. Heinr.), ein bekannter Lehrer der Rechtswissenschaft an der Universität zu Breslau, geb. zu Erlangen 1796, erhielt seine erste Erziehung zu Königsberg in Preußen, wohin sein Vater, Joh. Wilh. A., als Consistorialrath, Superintendent und Hofprediger berufen wurde, und nach dessen Tode auf den Gymnasien zu Erlangen und Nürnberg. Er studirte zu Erlangen, Heidelberg und Landshut, wo er 1818 die jurist. Doctorwürde erwarb, widmete sich dann noch ein Jahr lang unter der Leitung des Landrichters Wolfgang Puchta zu Erlangen der jurist. Praxis, und setzte hierauf seine Studien in Berlin fort. In Folge amtlicher Aufforderung begann er zu Königsberg 1820 Vorlesungen zu halten; schon 1821 wurde er außerordentlicher und 1824 ordentlicher Professor der Rechte. In gleicher Eigenschaft ging er 1826 an die Universität zu Breslau. Seine schriftstellerischen Arbeiten beziehen sich vorzugsweise auf das Gebiet des Criminalrechts nach der Seite der Philosophie, der Geschichte und des Systems des praktischen Rechts. Doch hat er auch einzelne Theile des Naturrechts bearbeitet, und dem Civilprocesse, namentlich dem preuß., seine Thätigkeit zugewendet in der „Jurist. Wochenschrift für die preuß. Staaten", sowie in seinem „Versuch einer Geschichte der preuß. Civilgesetzgebung" (Bresl. 1848). Die Universalität seiner Richtung zeigt sich schon äußerlich in der großen Anzahl seiner Schriften, von denen vorzüglich zu nennen sind: „System der Criminalrechtswissenschaft" (Königsb. 1826); „Untersuchungen aus dem Gebiete der Strafrechtswissenschaft" (Bresl. 1830); „Lehrbuch des Criminalprocesses" (Königsb. 1825; 2. Aufl. 1833); „Versuch einer Geschichte der Strafgesetzgebung und des Strafrechts der brandenb.-preuß. Lande" (Berl. 1835); „Die verschiedenen Strafrechtstheorien in ihrem Verhältniß zueinander und zu dem positiven Rechte und dessen Geschichte" (Neust. a. d. O. 1835). Diesen Arbeiten schließen sich seine Abhandlungen an in dem von ihm, Heffter, Mittermaier und Wächter redigirten „Neuen Archiv für das Criminalrecht" und dessen „Neuer Folge", sowie in andern Zeitschriften. Ebenso offenbart sich bei A. auch innerlich eine universelle Richtung, indem er sich bestrebt, von einseitigen Voraussetzungen frei zu bleiben, und aus dem Streite über die absoluten und relativen Theorien auf das wahrhaft speculative Gebiet herauszutreten. Von diesem Standpunkte aus ist insbesondere sein „Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft" (Neust. a. d. O. 1836) bearbeitet. Auf derselben Basis ruhen die Arbeiten, durch welche er auf die Prüfung mehrer in neuester Zeit erschienenen Strafgesetzentwürfe, wie Norwegens (1835), Sachsens (1836), Würtembergs (1836), Badens (1839), Preußens (1847 und 1849) Einfluß zu gewinnen versuchte. Auch eine „Beiträge zur Strafproceßgesetzgebung" (Neust. a. d. O. 1841) behandeln schon mit philos. Scharfblick und in strenger Consequenz die Principfragen auf dem Felde der heutigen

Reform im Strafverfahren. Im J. 1846 ward A. von der jurist. Facultät zu Breslau als Abgeordneter zur preuß. Landessynode gewählt. — **Abegg** (Bruno Erhard), der Vetter des Vorigen, geb. zu Elding 17. Jan. 1803, war ein Sohn des Kaufmann und Commerzienrath A. zu Elbing. Er erhielt seine Schulbildung auf dem dortigen Gymnasium, studirte seit 1822 die Rechte in Heidelberg, dann in Königsberg, wo er 1826 den Doctorhut erhielt. Später widmete er sich mit Glück der jurist. Praxis zu Danzig, dann beim Oberlandesgericht in Königsberg. Im J. 1831 verließ er Königsberg und erwarb ein Gut im Kreise Fischhausen. Zwei Jahre später wurde er hier zum Landrathe erwählt. In dieser Stellung erwarb er sich ein großes und bleibendes Verdienst, indem er die Aufhebung der Verpachtung der Bernsteinfischerei an einen Generalpachter durchsetzte, sodaß nun dieses Recht den Strandbewohnern gegen eine Vergütung an den Staat für immer übertragen wurde. Im Herbste 1835 ward A. als interimistischer Polizeipräsident durch den damaligen Oberpräsidenten v. Schön nach Königsberg berufen, wo er eine so ausgezeichnete Tüchtigkeit entwickelte, daß die Stadtverordneten selbst im folgenden Jahre seine definitive Anstellung bewirkten. A. verstand es aber auch, in Erfüllung seiner Amtspflichten Humanität und edle Freisinnigkeit zu vereinigen. An der Entwickelung der innern Verhältnisse des Staatslebens nahm er ebenfalls den lebhaftesten Antheil. Bei der Huldigung 1840 bot man ihm den Adel an, welchen er in Folge seiner Grundsätze ablehnte. Unter Schön's Nachfolger gestaltete sich A.'s Verhältniß weniger angenehm. Es erfolgte darum gegen Ende 1845 seine Versetzung nach Berlin, wo er im Finanzministerium interimistisch beschäftigt wurde. Einige Zeit später ward er mit dem Titel eines Geh. Regierungsraths als kön. Commissar der Oberschles. Eisenbahn nach Breslau gesendet. Er lebte hier seinem Amte, bis ihn die Bewegung des Jahres 1848 auf ein weiteres Feld öffentlicher Thätigkeit berief. A. war Mitglied der Deputation, die im März 1848 aus Breslau und Liegnitz mit den bekannten sieben Bitten an den König nach Berlin gesendet ward. Hierauf wählte man ihn in Breslau zum Vorparlament nach Frankfurt. Dort trat er in den Funfzigerausschuß, dessen Vicepräsident er war. Der Kreis Kreuznach wählte ihn sodann in die preuß. Nationalversammlung, wo er aber schon sehr leidend eintrat und nur kurze Zeit thätig sein konnte. A. starb zu Berlin 16. Dec. 1848. Er war ein Mann, der für Preußens Ehre glühte, und ein warmes Herz fürs große deutsche Vaterland besaß. — **Abegg** (Heinrich Burkhard), Commerzien- und Admiralitätsrath zu Danzig, der Vetter der beiden Vorigen, ist der Sohn des verdienten, 1840 gestorbenen Kirchenraths und Professors der Theologie A. in Heidelberg, und wurde daselbst 1791 geboren. Derselbe hat sich als Mitglied der preuß. Provinzialstände seit 1837, der in Berlin versammelten ständischen Ausschüsse von 1847 und 1848, sowie der Vereinigten Landtage von 1847 und 1848, den Ruf eines freisinnigen und aufgeklärten, aber gemäßigten Charakters erworben.

Abeille (Joh. Christian Ludw.), Tonkünstler und Componist, geb. 20. Febr. 1761 zu Baireuth, bildete sich auf der Karlsschule zu Stuttgart unter Baroni und Sämann, und ward 1782 Mitglied der würtemb. Hofkapelle, nach Zumsteeg's Tode Concertmeister, später Hoforganist. Virtuos auf dem Pianoforte und der Orgel, hat er auch sehr beliebte Compositionen geliefert, von denen zu nennen sind die Opern „Amor und Psyche" und „Peter und Ännchen"; das „Aschermittwochlied" von Jacobi für vier Stimmen; mehre Concerte, Trios, u. s. w. A. war zwar kein hochbegabter Geist, besaß aber das Talent des Angenehmen und Zierlichen, und hatte sich außerdem durch Studium auf eine achtungswerthe Höhe der Kunstbildung geschwungen. Er starb 1832.

Abeken (Bernh. Rud.), Professor und Rector am Gymnasium zu Osnabrück, ein geistvoller Philolog und Schulmann, wurde 1. Dec. 1780 zu Osnabrück geboren. Nachdem er daselbst die Gymnasialbildung erhalten, besuchte er 1799 die Universität Jena, wo er Theologie studirte, sich aber zugleich unter dem Einflusse der philosophisch-ästhetischen Tagesrichtung mit besonderer Vorliebe der Literatur zuwandte. Im J. 1802 ging er als Hauslehrer nach Berlin, wo er im Kreise ausgezeichneter Genossen diese Bestrebungen fortsetzte, und zugleich die Vorlesungen von Schleiermacher, Fichte, Schlegel u. s. w. besuchte. Seit 1808 übernahm er den Unterricht der Söhne Schiller's, und verlebte in diesem genußreichen und bildenden Verhältnisse zwei Jahre in Weimar. Sodann folgte er einem Rufe an das Gymnasium in Rudolstadt, wo er bald Mitdirector wurde. Als ihm 1815 die zweite Lehrerstelle am Gymnasium zu Osnabrück angetragen wurde, nahm er dieselbe an und ward nach Fortlage's Tode Director dieser Anstalt. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind zu erwähnen: „Beiträge zum Studium der Göttlichen Komödie Dante Alighieri's" (Berl. 1826); „Cicero in seinen Briefen" (Hanov. 1835); „Ein Stück

aus Goethe's Leben, zum Verständniß einzelner Werke desselben" (Berl. 1848). Auch besorgte er eine Gesammtausgabe von Möser's Werken (10 Bde., Berl. 1842—43). — **Abeken** (Wilh. Ludw. Alb. Rud.), des Vorigen Sohn, geb. 30. April 1813, ward in glücklichem Familienkreise und auf dem Gymnasium zu Osnabrück gebildet, und bezog 1833 mit einem jüngern Bruder, der sich den mathematischen Wissenschaften widmete, die Universität Berlin, um Theologie zu studiren. Sein Sinn fürs Schöne führte ihn jedoch auf das Feld der Archäologie, wobei er an E. Gerhard einen freundlichen Führer erhielt. Nachdem er den Sommer 1836 zu Göttingen verbracht und daselbst die philos. Doctorwürde erworben, reiste er, durch ein Stipendium des Kronprinzen von Hanover unterstützt, zur weitern Ausbildung nach Rom. Hier widmete er sich im Kreise edler Kunstfreunde ernsten Studien besonders über das vorrömische Italien, hielt in ital. Sprache archäologische Vorlesungen, und unternahm häufige Reisen. Im April 1842 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich zu München nieder, wohin ihn das dortige Kunstleben zog. Große Anstrengung hatte jedoch die Gesundheit dieses hoffnungsvollen jungen Mannes untergraben; er erlag einem Nervenfieber am 29. Jan. 1843. Kurz nach seinem Tode erschien von ihm das Werk: „Mittelitalien vor den Zeiten röm. Herrschaft nach seinen Denkmalen" (Stuttg. 1843).

Abel (hebr. Hebel, d. i. Hauch, wahrscheinlich nach seinem kurzen Leben so benannt) hieß Adam's zweiter Sohn. Er war Hirt und wurde von seinem ältern Bruder Kain, einem Ackersmanne, aus Neid wegen günstigerer Aufnahme seines Opfers von Seiten Jehova's, erschlagen. Dieser Brudermord, unter dem ersten Brüderpaar verübt, bildet in der hebr. Urgeschichte den schroffen Übergang vom Stande der Unschuld der ersten Menschen zur Herrschaft der Sünde, vom goldenen zum eisernen Zeitalter. Die Erzählung im 1. Buch Moses (4, 1—16) ist übrigens wol nur Fragment einer ältern vollständigern Sage. Die bibl. Erzählung ist namentlich von Geßner und Byron dichterisch verarbeitet worden.

Abel (Jak. Friedr. v.), geb. 9. Mai 1751 zu Vaihingen an der Enz in Würtemberg, erhielt seine Bildung in den Seminaren zu Denkendorf und Maulbronn, später zu Tübingen. Schon im einundzwanzigsten Jahre wurde er zum Professor der Philosophie an der kurz zuvor auf dem Lustschloß Solitude errichteten Karlsakademie ernannt, und war hier einer der Ersten, welche Schiller's Genius erkannten und beschützten. Im J. 1775 siedelte er mit der Akademie selbst nach Stuttgart über, und 1790 wurde ihm die durch Ploucquet's Tod erledigte Professur der praktischen Philosophie an der Universität Tübingen übertragen. Im J. 1811 vertauschte er die akademische Wirksamkeit mit der Würde eines Prälaten und Generalsuperintendenten von Öhringen, wodurch er zugleich Mitglied der leitenden Oberbehörde der evang. Kirche in Würtemberg wurde. In dieser Stellung, die er 1823 mit der eines Generalsuperintendenten in Urach, später in Stuttgart vertauschte, hat er mit gewissenhafter Berufstreue noch sechs Jahre gewirkt, bis er 7. Juli 1829 zu Schorndorf im Jaxtkreis starb. Seine zahlreichen Schriften aus der frühern Periode seines Lebens beziehen sich auf verschiedene Theile der Philosophie, namentlich die Psychologie, Metaphysik und Moral. Eine der ausführlichern hat den Titel: „Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben" (3 Bde., Frkf. u. Lpz. 1789—90). Diese Schriften sind meist im Sinne des vor Kant in Deutschland herrschenden Eklekticismus gedacht. Die Umgestaltung der Philosophie durch Kant hat keinen wesentlichen Einfluß auf diese seine Richtung gehabt, und auch die spätern Schriften A.'s, z. B. die „Ausführliche Darstellung über die Beweise vom Dasein Gottes" (Heilbronn 1817), „Philos. Untersuchungen über die letzten Gründe des Glaubens an Gott" (Heilbronn 1818; 2. Aufl., Stuttg. 1820), „Ausführliche Darstellung des Grundes unsers Glaubens an Unsterblichkeit" (Frankf. a. M. 1826), liegen außerhalb der zur Zeit ihres Erscheinens herrschenden philos. Schulen. An den öffentlichen Angelegenheiten seines engern Vaterlandes hat A. theils als Mitglied der Ständeversammlung, theils durch Schriften, die sich auf das würtemb. Unterrichtswesen beziehen, thätigen Antheil genommen.

Abel (Joseph), bekannt als Historienmaler, wurde 1768 zu Aschach in Östreich geboren, bildete sich auf der wiener Malerakademie unter Füger, und arbeitete in seinen jüngern Jahren in Polen für die Familie Czartoryiski. Erst 1802 ging er nach Rom, wo er sechs Jahre hindurch ein schönes Talent entwickelte und durch mehre Werke, namentlich durch eine vor der Leiche des Bruders kniende Antigone, Aufsehen erregte. Nach seiner Rückkehr producirte er zu Wien eine Reihe trefflicher historischer Stücke, die zum Theil in der k. k. Akademie, sowie in der Gemäldegallerie des Belvedere aufgestellt sind. Die Kirche zu Gumpendorf besitzt von ihm einen St.-Ägi-

dius mit 15 lebensgroßen Figuren. Auch malte er die schöne Gruppe des ersten Vorhangs im wiener Hoftheater. A. starb zu Wien 1818.

Abel (Karl von), geb. 17. Sept. 1788 zu Wetzlar, ein Sohn des 1819 verstorbenen Justizraths und Professors der Rechtswissenschaft an der bis 1814 daselbst bestandenen Rechtsschule, zeigte schon beim ersten Unterricht viel Anlage, Fleiß und energischen Ehrgeiz. Die Franz. Revolution machte tiefen Eindruck auf ihn, und gab ihm früh eine politische Richtung. Nach jurist. Vorstudien besuchte er 1806—9 die Universität zu Gießen und die Rechtsschule seiner Vaterstadt. Hierauf begann er seine praktische Laufbahn, die er 1814 durch anderthalbjährige Militairdienste unterbrach, wurde nach manchem Wechsel seiner Amtsverhältnisse 1818 Polizei- und Stadtcommissar zu Bamberg, wo er viel Eifer und administratives Talent bewährte, 1819 Regierungsrath zu München, und 1827 Ministerialrath im Ministerium des Innern. Mit dem Civilverdienstorden der Bair. Krone erhielt er den Adel. Seine politische Thätigkeit begann mit dem Landtage von 1831, wo er, wie auf dem von 1828, Regierungscommissar war. Die bewegte Zeit äußerte auf ihn ihren Einfluß. „Die Preßfreiheit", sagte er damals, „ist von nun an ein Dogma unserer politischen Glaubenslehre. Und wer könnte und möchte wol jetzt noch der Censur das Wort reden, dieser morschen Krücke einer schwachen, dieser lähmenden Fessel einer starken, in sich einigen Regierung?" Auch bemerkte er, es sei für jeden zur Theilnahme an der Verwaltung Berufenen beinahe eine Ehrenpflicht, der Censur, wie bei der Taufe dem Teufel, feierlich zu entsagen. Solche Ansichten vermehrten nicht die Gunst, in der er stand. A. wurde 1832 als Geh. Legationsrath ins Ministerium des Auswärtigen versetzt; aber noch in demselben Jahre substituirtes Mitglied der Regentschaft in Griechenland, um das er sich nicht geringe administrative Verdienste erwarb, und wo er eine Politik verfolgte, die ihn besonders den Vertretern des östr. Systems näherte. Er nahm lebhaft Partei gegen Armansperg, und die Zwistigkeiten in der Regentschaft führten ihn 1834 nach Baiern zurück, wo er wieder in das Ministerium des Innern eintrat. Seine Thätigkeit zur Rechtfertigung des Aufwandes für das neue Universitätsgebäude gewann ihm wieder die Gnade des Königs, und fortan schloß er sich entschiedener der Partei der Ultramontanen an. Als Regierungscommissar auf dem Landtage von 1837, wo der Minister des Innern, Fürst von Öttingen-Wallerstein, eine dem Steuerbewilligungsrechte der Volksvertreter nicht ungünstige Theorie des Usus aufstellte, wich er zwar noch jeder Principfrage aus und ließ nur zuweilen seine veränderte Ansicht durchblicken; doch schon im Herbste 1837 unterzeichnete er das Entlassungsdecret für den Fürsten. Zum wirklichen Staatsrathe ernannt, versah er jetzt das Ministerium des Innern erst provisorisch und seit dem April 1838 definitiv; auch übernahm er im März 1840 provisorisch die Leitung der Finanzen. Der Landtag von 1839 auf 1840 gab ihm Veranlassung, sich auf dem Gipfel der nunmehr von ihm vertretenen Meinung zu zeigen. Namentlich suchte er die Verantwortlichkeit der Minister, die er, zumal in Beziehung auf Anstellungen im Staatsdienste, nur als Werkzeuge eines höchsten Willens schilderte, möglichst in den Hintergrund zu stellen, und bei jeder Gelegenheit hervorzuheben, daß Baiern nur eine ständische, aber keine repräsentative Verfassung habe. Die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 wurden von ihm, den „mit Übereilung gegebenen süddeutschen Verfassungen" gegenüber, dadurch auf die höchste Spitze ihrer Consequenz getrieben, daß er, unter steter Verwahrung gegen jede Absicht, den Landtag zu einem bloßen Postulatenlandtag zu machen, gleichwol dessen Steuerbewilligungsrecht auf das Minimum seiner Bedeutung zurückzuführen suchte. Auf diesem Standpunkte sprach er denn auch am Schlusse der ständischen Sitzung (9. April 1840) über den bisherigen „Usus und dessen Urheber" den förmlichen Fluch aus, und verstärkte noch am folgenden Tage die beleidigenden Worte, in die er gegen seinen Vorgänger im Ministerium ausgebrochen war. Die Folge dieses in den parlamentarischen Annalen unerhörten Vorfalls war ein Zweikampf zwischen ihm und dem Fürsten von Öttingen-Wallerstein. Die Duellanten schossen sich; zwar fehlten die Kugeln, doch entspann sich aus diesem Zwiste eine für beide Theile wol gleich unangenehme öffentliche Verhandlung über den Ehrenpunkt. Vgl. „A. und Wallerstein" (Stuttg. 1840). In den folgenden Jahren machte A. sich namentlich durch immer näheres Anschließen an die ultramontanen Tendenzen viele Gegner. Dafür sollte er im Febr. 1847, noch ehe der große europ. Sturm losbrach, durch eine Tänzerin gestürzt werden. Sein Abgang war indessen ehrenhaft, indem er, wie sein ganzes Ministerium, sich weigerte, die Indigenatsertheilung für Lola Montez zu unterzeichnen. Er und seine Collegen reichten in Folge dessen ihre Entlassung ein, die nach einigem Zögern am 13. Febr. angenommen wurde. Viel Aufsehen machte die Veröffent-

lichung des Memorandums, welches die Minister am 11. Febr. dem Könige eingereicht hatten. A., welchen der König vorher mit einem Gute dotirt hatte, ward Staatsrath im ordentlichen Dienste und ging als Gesandter nach Turin. Im J. 1849 erschien er kurze Zeit in der zweiten Kammer der Ständeversammlung, wo er einige heftige Scenen veranlaßte. Indessen erlangte er so wenig Einfluß, daß er den Versuch nicht erneuerte. Seiner administrativen Geschicklichkeit und rastlosen Thätigkeit haben übrigens auch Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Abel (Karl Friedr.), geb. 1726 zu Köthen, gest. zu London 1787, ein Musiker, welcher, obgleich trefflicher Theoretiker und Kenner vieler Instrumente, seinen Ruhm doch einzig dem Umstande verdankt, daß er der erste und letzte große Virtuos auf der Gambe oder Viola di gamba war. Niemals hat ein anderer Tonkünstler vor und nach ihm dies schwierige und theilweise undankbare Instrument mit gleicher Vollkommenheit zu behandeln gewußt, wie er. A. war ein Schüler J. S. Bach's und Hasse's und zuletzt Kapelldirector und Kammervirtuos der Königin von England. Er wußte insbesondere in der freien Phantasie zu excelliren, und starb den beneidenswerthen Tod der Erschöpfung nach einem Vortrag, welcher ihn selbst und mit ihm die Zuhörer hingerissen hatte. Mit ihm ging auch sein Instrument unter, welches von dem Cello gänzlich, und mit Recht, verdrängt wurde.

Abel (Niels Henrik), einer der scharfsinnigsten Mathematiker der neuern Zeit, geb. 5. Aug. 1802 zu Findöe im Stifte Christiansand in Norwegen, erhielt den ersten Unterricht bei seinem Vater, Sören Georg A., der in dem genannten Orte Prediger war, und besuchte dann eine Schule in Christiania, auf welcher sein Genie bei der Auflösung mathem. Aufgaben erwachte. Schon auf der Universität seines Vaterlandes, die er 1821 bezog, gab er einige Abhandlungen heraus, die seinen Ruf in der gelehrten Welt begründeten. Die Regierung bewilligte ihm bereitwillig ein Reisestipendium, um sich zwei Jahre lang im Auslande, namentlich in Paris, für sein Fach auszubilden, worauf er über Berlin und Wien nach Paris reiste, dann aber nach Berlin zurückkehrte, wo er in nähere Verbindung mit dem Oberbaurath Crelle trat, der fortan für sein „Journal für reine und angewandte Mathematik" in A. einen fleißigen Mitarbeiter gewann. A.'s Arbeiten betrafen insbesondere die Theorie der elliptischen Functionen, die er gleichzeitig mit dem scharfsinnigen K. G. J. Jacobi bearbeitete und mit den schönsten Entdeckungen bereicherte. Nach seiner Rückkehr wurde er Docent an der Universität und Ingenieurschule in Christiania, zog sich aber durch seinen übermäßigen Fleiß die Auszehrung zu, die 6. April 1829 auf dem Eisenwerke Froland bei Arendal sein junges Leben endigte, von dem für die Wissenschaft noch schöne Früchte zu erwarten waren. Die Schriften A.'s in franz. Sprache hat sein Lehrer Holmboe herausgegeben (2 Bde., Christiania 1839).

Abel de Puyol (Alexandre Denis), ein ausgezeichneter franz. Historienmaler, wurde 1787 zu Valenciennes geboren. Er bildete sich in der Schule L. D. David's, gelangte aber durch eifriges Studium der Antike und der besten Muster zu einer eigenen freien Entwickelung. Unter seine Hauptwerke zählen: Jakob, der die Kinder Joseph's segnet; der Tod des Britannicus, ein großes Gemälde im Museum zu Dijon; die Predigt des heil. Stephan; Germanicus, wie er auf dem Schlachtfelde den röm. Adler wiederfindet. In der Dianengalerie zu Fontainebleau befinden sich 22 Gemälde von ihm, 14 in der Chapelle des Dames du sacre-coeur zu Paris, und 8 ahmen Basreliefs nach im großen Saale der pariser Börse. Auch hat er den Plafond der großen Treppe des Museums zu Paris gemalt, die Kapelle St.-Roche in der Kirche St.-Sulpice, sowie die Decke des dritten Saales im Museum. Die Zeichnungen A.'s sind in großartigem Stil, die Ausführung ist leicht und geistreich, sein Pinsel kräftig, die Färbung harmonisch. Besonders meisterhaft weis er das Helldunkel zu behandeln.

Abelin (Joh. Phil.), geb. zu Strasburg und gest. daselbst um 1646, mag als ein Vorläufer der Zeitungspublicistik hervorgehoben werden, indem er, unter dem Autornamen Johann Ludwig Gottfried oder Gothofredus, eine Menge zeitchronikenartige Werke schrieb, welche vielen Anklang und weite Verbreitung fanden, und auch jetzt noch als Geschichtsquelle dienen. Am bekanntesten ist darunter sein „Theatrum Europaeum", dessen ersten Band, der von 1617—28 reicht, er allein schrieb, während er später an Schneider, Dräus u. A. Mitarbeiter und Fortsetzer fand, die das Werk bis auf 21 Foliobände erweiterten und bis ins 18. Jahrh. fortführten. Die beste Ausgabe erschien zu Frankfurt a. M. 1635—1738. Außerdem schrieb er u. a. eine „Archontologia cosmica", eine „Historische Chronica", die lange Zeit die beliebteste Universalgeschichte war, eine „Historia antipodum", eine Schilderung von Schweden, eine Geschichte Indiens, u. s. w. Allen diesen Werken sind viele vortreffliche Kupferstiche von M. Merian beigegeben, wodurch sie einen besondern Werth erhalten.

Abeliten, Abelianer, Abeloniten, eine christl. Sekte des 4. Jahrh., welche ihre Anhänger besonders unter den Landbewohnern in der Gegend von Hippo in Nordafrika fand. Diese Sektirer verheiratheten sich zwar, enthielten sich aber des ehelichen Umgangs, um die Erbsünde nicht fortzupflanzen. Zur Erhaltung ihrer Gesellschaft nahmen sie fremde Kinder, je einen Knaben und ein Mädchen, in ihr Haus auf und erzogen sie nach ihren Grundsätzen. Nach ihrer Ansicht hatte Abel ebenso gelebt, weil keine Kinder von ihm erwähnt werden. — **Abeliten** hießen in der Mitte des vorigen Jahrh. die Mitglieder eines Ordens, welche sich angeblich bestrebten, dem Abel, ihrem Patron, an Aufrichtigkeit und Redlichkeit gleich zu sein. Obgleich dieser Orden sich geheimer Zeichen, Symbole, Worte und Aufnahmeceremonien bediente, so hatte er doch mit der Freimaurerei nichts gemein. Näheres in der Schrift „Der Abelit" (Lpz. 1746).

Abencerragen. Der Kampf dieses edlen maur. Geschlechts mit der Familie der Zegris, und sein tragischer Untergang in der königl. Burg Alhambra in Granada zur Zeit Abu-Hassan's, des vorletzten Königs von Granada, der 1466—84 regierte, bildet den Stoff zu einer reizenden, durch die eingewebten Romanzen berühmten span. Dichtung: „Historia de las guerras civiles de Granada" (Madr. 1694). Hiernach bearbeitete Chateaubriand „Les aventures du dernier Abencerrage", und lieferte den Text zu einer Oper Cherubini's. Eine historische Grundlage scheint der Dichtung übrigens zu fehlen, wenigstens schweigt Conde in seiner „Historia de la dominacion de los Arabes en España" (3 Bde., Madr. 1829) darüber gänzlich.

Abend heißt die Zeit des Sonnenuntergangs, in der astron. Sprache die Zeit zwischen Mittag und Mitternacht; ferner diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne untergehen, auch Abendgegend oder Westen genannt. (S. **Himmelsgegend.**) — Der **Abendpunkt** oder Westpunkt, einer der vier Haupt- oder Cardinalpunkte des Horizonts, ist derjenige Punkt desselben, in welchem die im Äquator stehenden Gestirne untergehen, weshalb auch die Sonne an den Tagen der Nachtgleichen genau in diesem Punkte untergeht. Er ist 90° von Süden und mithin ebenso weit von Norden entfernt, und liegt dem nach Süden sehenden Beobachter zur Rechten. — Abendweite ist der Abstand des Punktes, wo ein Gestirn untergeht, vom wahren Abendpunkte; sie kann nördlich oder südlich sein, je nachdem der Stern nördlich oder südlich vom Äquator steht. Die Sonne hat im Sommer eine nördliche, im Winter eine südliche Abendweite. — **Abendröthe** ist die Röthe, welche sich sehr häufig kurz vor und nach dem Untergange der Sonne am Abendhimmel zeigt, ganz ähnlich derjenigen, welche um die Zeit des Sonnenaufgangs am Morgenhimmel gesehen wird, und auf dieselbe Weise zu erklären. Da nämlich die Luft die Eigenschaft hat, von den sie treffenden Lichtstrahlen vorzugsweise die rothen und gelben durchzulassen, die blauen aber zurückzuwerfen, so erhalten die am Horizonte in der Nähe der Sonne stehenden Dünste und Wolken, deleuchtet von den Sonnenstrahlen, welche einen viel längern Weg als bei hohem Stande der Sonne innerhalb der Atmosphäre zurücklegen müssen, und daher einen großen Theil ihrer blauen Strahlen verlieren, eine röthliche Färbung und erscheinen uns in dieser, weil die wässerigen Dünste das empfangene Licht ziemlich unverändert zurückwerfen. Im Allgemeinen betrachtet man eine starke Abendröthe als eine günstige Vorbedeutung für die Witterung des folgenden Tages, während Morgenröthe für ein ungünstiges Zeichen gilt, was auch in der That auf alter Erfahrung beruht, aber keineswegs in allen Fällen zutrifft. Ist der Himmel schön blau und wird im Westen mit einem leichten Purpurroth überzogen, so bedeutet dies fortdauernd gutes Wetter, sowie auch einzelne geröthete Wolken nach längerm Regenwetter auf Wiederkehr besserer Witterung deuten; aber eine weißlichgelbe Abendröthe ist kein gutes Zeichen, und geht dabei die Sonne selbst in weißem Glanze unter, so ist stürmisches Wetter zu erwarten. Dasselbe gilt von einer röthlichgrauen Abendröthe, durch welche man die Sonne kaum bemerken kann. — **Abendstern** und Morgenstern, oder Lucifer und Hesperus, heißt der Planet Venus (s. d.), weil derselbe nur zur Zeit des Auf- und Untergangs der Sonne sichtbar wird.

Abendberg, ein Unterberg des Niesen, im Schweizercanton Bern, der sich unmittelbar aus den Fluten des Thunersees, südlich von demselben erhebt. Er ist in neuerer Zeit besonders interessant geworden durch die Cretinenheilanstalt, die Dr. Guggenbühl, unterstützt von mildthätigen Beiträgen aus Nähe und Ferne, darauf errichtet hat. Die herrliche reine Gebirgsluft, das klare Quellwasser, die freie, weite Aussicht, überhaupt die frische, erquickende Bergnatur lassen allerdings diesen Ort als einen außerordentlich gesunden Aufenthalt erscheinen, welcher manchen Kranken vorzugsweise zuträglich sein mag. Das räthselhafte Wesen des Creti-

nismus hat derselbe aber nicht zu heben, nicht einmal zu lindern vermocht. Obschon bei den in der Heilanstalt behandelten Kindern der Cretinismus niemals im höchsten Grade vorhanden war, hat es doch nicht gelingen wollen, denselben nur einigermaßen verschwinden zu machen. Es ist kein anderer Erfolg erzielt worden, als derjenige der Instinetweckung und Gewöhnung, welcher auch bei den untersten Thieren erreicht werden kann. Das Aufsehen, welches die menschenfreundliche Unternehmung, die noch dazu von der Gräfin Ida Hahn-Hahn in einem besondern Schriftchen (Berl. 1848) phantastisch verherrlicht worden, im Anfange erregte, ist daher wieder erloschen, obgleich die Anstalt noch immer fortbesteht und als Bewahranstalt nicht ohne Nutzen.

Abendland. Indem man Rom als den Mittelpunkt der Erde betrachtete, nannte man die östlich gelegenen Länder, wo die Sonne aufgeht, das Morgenland, Oriens; die westlichen Länder, das Abendland, Occidens. Speciell beschränkt man den Ausdruck Abendland gewöhnlich auf Deutschland, England, Frankreich und die Pyrenäische Halbinsel, und versteht unter abendländischer Cultur die auf der classischen Griechenlands und Roms basirte, durch das Christenthum vergeistigte Bildung der german. und roman. Völker.

Abendländisches Kaiserthum, so viel als weström. Kaiserthum, s. Rom.

Abendmahl, das heilige Abendmahl oder Nachtmahl, weil von Christus am Abende der Nacht eingesetzt, in welcher er verrathen ward, auch Mahl des Herrn (coena domini, 1 Kor. 11, 20), Tisch des Herrn (nach 1 Kor. 10, 25), Eucharistie (d. i. Danksagung, Eulogie nach 1 Kor. 10, 16), oder Communion (communio) seit dem 3. Jahrh. wegen der ursprünglich mystisch gedachten Einigung der Gemeindeglieder in dem Genusse des Einen Leibes und Blutes Christi (vgl. 1 Kor. 10, 16—21), wird, wenn auch in verschiedenem Sinne, von allen christl. Parteien, außer den Quäkern, als eines der heiligsten Sacramente gefeiert. Die einfache, vom heiligen Schmerze geweihte Einsetzung des Abendmahls bei Paulus (1 Kor. 11, 23—25), Lucas (22, 8—23), Matthäus (26, 17—29) und Marcus (14, 12—25), deren Johannes in seinem Evangelium jedenfalls nur aus zufälligen Gründen oder wegen der allgemeinen Bekanntschaft der Sache nirgend (auch 6, 32—58 nicht) Erwähnung thut, die tiefe Beziehung desselben auf die Spitze des Erlösungswerkes Jesu, auf seinen Tod, hatte schon in der ältesten Kirche den mächtigsten Eindruck gemacht. Man wiederholte die Feier nicht blos der ursprünglichen Stiftung (wenigstens bei Paulus und Lucas) gemäß täglich in Verbindung mit den sogenannten Liebesmahlen (s. d.) und behielt sie nach Beseitigung der letztern als besondern Ritus bei, sondern man legte von jeher einen vorzüglich hohen Werth darauf und verknüpfte frühzeitig äußerlich und innerlich den Begriff des Wunderbaren und Mystischen damit. Nicht genug, daß man das Abendmahl bei jeder wichtigern Handlung des Lebens, bei Stiftung der Ehe, am Gedächtnißtage der Lieben und insbesondere der Märtyrer beging; nicht genug, daß man es auch den in der Gemeindeversammlung nicht gegenwärtigen, den Gefangenen, Kranken und Kindern durch die Diakone als eine unentbehrliche Speise des Himmels bringen ließ und, namentlich in einzelnen Kirchen, wie in Afrika, selbst nach Hause mitnahm, um mit geweihter Speise einen neugeschenkten Morgen begrüßen zu können; nicht genug endlich, daß man früh schon die Heiden und Unwürdigen von diesem heiligsten Geheimnisse auszuschließen suchte: schon Ignatius (gest. 116), Justinus Martyr (gest. um 168) und Irenäus (gest. 202) deuten darauf hin, daß aus dem gemeinen Brot und Wein etwas Höheres, aus dem Irdischen etwas Himmlisches werde, jedoch ohne daß Brot und Wein damit aufhörten Brot und Wein zu sein. Traten nun auch einzelne große Kirchenlehrer mit mehr figürlicher Auffassung des Abendmahls und selbst mit Zurückstellung seines Werthes (wie Origenes, gest. 254) entgegen: so war doch insbesondere seit dem 4. Jahrh. die magische Vorstellung vom Abendmahl sowol im Volk als im Cultus der Kirche im Wachsen begriffen. Die Vorstellung, daß in der Darbringung von Brot und Wein, durch die Gemeinde und (seit dem 3. Jahrh.) durch den Priester, ähnlich wie einst in dem Tode Christi, Gott ein (allerdings unblutiges) Opfer (sacrificium) immer von neuem dargebracht werde, steigerte immer mehr die Bedeutung, das Gewicht- und Geheimnißvolle, sowie den allmälig zur Gestalt der Messe (s. d.) insbesondere durch Papst Gregor d. G. (um 590) sich entfaltenden Glanz der Abendmahlsfeier. Wie in Christo eine göttliche und menschliche Natur wunderbar verbunden war, so entsprechend im Abendmahle eine irdische und überirdische Wesenheit. In derselben Entwickelung, in welcher man über das Erstere einig wurde, geschah es auch über das Letztere, und fortdauernd stehen auch in der Folgezeit beide Gedanken in Wechselwirkung.

Nachdem lange Zeit die Meinung der Kirche über die Gegenwart Christi im Abendmahle

öffentlich nicht festgestellt war, kam es endlich vor der Mitte des 9. Jahrh. zwischen dem Abt zu Korvei, Paschasius Radbertus, und einem wissenschaftlich gebildeten Mönche desselben Klosters, Ratramnus, durch gewechselte heftige Streitschriften „De sanguine et corpore domini" unter Theilnahme der bedeutendsten Männer der Zeit zur offenen Aussprache. Paschasius behauptete, daß Brot und Wein vermittelst jeder Consecration durch die Allmacht Gottes umgeschaffen werde in denselben Leib Christi, der einst von Maria geboren, an das Kreuz geheftet und auferweckt worden ist. Nichts bleibt nach dieser Auffassung von Brot und Wein zurück als die äußere Gestalt, der Geruch und der Geschmack, während Ratramnus nur eine Wandelung derselben, aber eine wirkliche Umwandelung der Kraft zugestehen wollte. Die größere Übereinstimmung der ersteren Ansicht mit der magischen Richtung der Zeit, sowie mit dem Bedürfnisse der möglichsten Nähe Christi, um unfehlbar durch ihn erlöst zu werden, das Interesse der Priesterschaft, in dem erhöhten Glanze des Abendmahls sich selber zu heben, und die Consequenz des Gedankens, daß bei allgemein zugestandener Wandelung der Kraft auch die Substanz verwandelt werden müsse: dies Alles zusammengenommen verschaffte der Verwandelungslehre (transsubstantiatio seit dem 12. Jahrh.) auch den öffentlichen und officiellen Sieg auf der Synode zu Rom (1079), als Berengar, Kanonikus von Tours, gegenüber dem Lanfranc, Bischof von Canterbury, und Cardinal Humbert die Ansicht des Ratramnus im Wesen erneuerte. Auf der vierten Lateransynode (zu Rom 1215) wurde unter Innocenz III. die Transsubstantiation für rechtgläubig erklärt, und nun bis zur Gegenwart von der röm.-kath. Kirche selbst bis auf den Punkt festgehalten, daß die Aufbewahrung (asservatio) des verwandelten Brotes und Weines behauptet wird. Die griech.-kath. Kirche hat dieselbe Ansicht der Transsubstantiation 1672 auf der Synode zu Jerusalem sanctionirt.

Die Reformation des 16. Jahrh. brachte nach vielen Vorarbeiten in privaten Schriften die Frage über den Sinn des Abendmahls wiederum zu dem vollsten heißesten Streite. Die luth. Kirche verwarf gleich anfangs entschieden die kath. Wandelungslehre, wie die Messe, d. i. die immer erneute, unblutige Opferung des einst blutig geopferten Christus (sacrificium propitiatorium oder impetratorium), und lehrte nur ein weiter nicht erklärbares (sacramentalisches), von Gottes Allmacht bewirktes Vorhandensein des Leibes und Blutes Christi in, mit und unter dem in seiner Substanz unveränderten Brote und Weine, die den gläubig Genießenden zum Heile, den ungläubig Genießenden zur Verdammniß gereichen. Dem stellte Zwingli die Behauptung entgegen, daß das Abendmahl ein bloßes Gedächtnißmahl des Todes Christi und ein Bekenntnißmahl für die Kirche, Brot und Wein bloße Symbole seien: eine Ansicht, welche die Socinianer, Arminianer und Mennoniten (und Deutschkatholiken) wesentlich zu der ihrigen gemacht haben, während namentlich Luther sie zwischen den Jahren 1520 und 1530, und trotz der Wittenberger Concordia (1536), kurz vor seinem Tode (1544) selbst noch heftiger bekämpfte, als die ihm mystischer und tiefer dünkende kath. Lehre. Der den Zwingli an Tiefe weit übertreffende Calvin suchte eine Vermittelung, welche die ref. Symbole im Wesen sich angeeignet haben. Zwar ist ihm der Körper Christi nicht selbst zugegen in Brot und Weine, vielmehr blieben auch ihm diese bloße Symbole. Aber der „gläubig" Genießende versetzt sich nach ihm im Augenblicke des Genießens in den Himmel, wo ihm im Heiligen Geiste die himmlische Kraft zutheil wird, welche von dem verklärten Leibe Christi fortdauernd ausströmt. Melanchthon verwarf zwar mit Luther die kath. Lehre entschieden und indirect schon in der Augsb. Confession (Art. 10); allein namentlich seit 1535 neigte er sich zur calvinischen Ansicht hinüber, ohne sie nachweislich je völlig anzunehmen. Persönlich und aus Zwecken der Friedensvermittelung zwischen der luth. und ref. Kirche schien ihm jedoch das Bekenntniß vollkommen ausreichend zu sein, daß Christus im Abendmahl „wahrhaft und wesentlich" (nicht im bloßen Glauben) zugegen sei. Die Herausfoderung der Schweizer und das Bestreben Melanchthon's, mit seiner Partei durch seit 1540 willkürlich vorgenommene Änderungen der Augsb. Confession und andere Mittel die verschiedenen Ansichten auch öffentlich auszusöhnen, erregten die Eiferer für Luther's persönliche Ansichten und Orthodoxie zu einem furchtbaren (dem kryptocalvinistischen) Theologenstreite, der mit der Feststellung der speciell Luther'schen Ansicht in der Concordienformel (1580) endete. Die luth. und ref. Kirche blieben geschieden.

Mit dieser Verschiedenheit der dogmatischen Auffassung des Abendmahls hing die Verschiedenheit der Ceremonien bei der Feier desselben begreiflich eng zusammen. Die kath. Ansicht von einer geheimnißvollen Wandelung steigerte die alte Besorgniß, von Brot oder Wein etwas auf die Erde fallen zu lassen, und beseitigte seit dem 11. Jahrh. das sinnbildliche Brotbrechen, indem die Oblaten (Hostien, eigentlich so viel wie „Opfer") an deren Stelle traten, und entzog allmälig,

kirchlich officiell erst auf der Synode zu Kostnitz (1415), nach vielen andern Versuchen, de „Laien" und den nicht administrirenden Priestern (sacerdotes non conficientes) auch de Kelch (communio sub una), indem man in der Lehre von der unio realis oder concomitanti behauptete, daß im Brot sowol als im Wein, in jedem Einzelnen schon und für sich, der ganz Christus zugegen sei und genossen werde. Angebliche Erscheinungen von „blutigen" Hostie mußten dies bestätigen. Die gesammte Reformation hat den Kelch, den die griech.-kath. Kirch nie daran gegeben, zurückgefodert, während das röm.-kath. Concil zu Trient der Reformatio gegenüber die Entziehung des Kelchs bestätigte. Aus demselben Gefühle der Hochachtung vo dem Abendmahle ist die Communion der Kinder allmälig und namentlich seit dem 12. Jahrh aufgehoben worden. Nur die griech. Kirche findet sie jetzt noch zulässig. Zufolge der Trans substantiationslehre halten die griech. und die röm.-kath. Kirche die Aufhebung (elevatio) de Hostie, ein Symbol der Erhöhung Christi aus dem Stande der Erniedrigung fest, womit di Anbetung (adoratio) der Hostie überhaupt, und ihre feierliche Umtragung (circumgestatio beim Fronleichnamsfeste insbesondere, zusammenhängt. Der Gebrauch des gesäuerten Bro tes in der griech., des ungesäuerten Brotes in der röm. und luth., die Anwendung von mi Wasser gemischtem Weine in der röm. und griech., von ungemischtem Weine in der protest Kirche sind kleine, aber zum Theil in heftigen Streitigkeiten festgestellte oder doch aufrechter haltene Verschiedenheiten, die meist in zufälligen historischen Verhältnissen begründet, durch symbolische Ausdeutungen wichtiger gemacht wurden. Daß aber ein bedeutender Theil der ref Kirche das Brot, der ursprünglichen Einsetzung gemäß, brechen und von den Communicanten mit der Hand (nicht mit dem Munde) „nehmen" läßt, liegt in der uranfänglichen Richtung die ser Kirche auf die symbolische Fassung des Abendmahls, die in dem Brechen des Brotes wie Ausgießen des Weines ein Wesensmerkmal finden muß.

So weit hat die Entwickelung der Abendmahlsidee sich kirchlich ausgeprägt. Die öffentliche Meinung der neuern Zeit ist auch über das Abendmahl sehr getheilt gewesen. Indeß, wenn auch die ältere luth. Ansicht selbst in neuerer Zeit (besonders schroff von Scheibel, Sartorius, Th. Schwarz, ausdeutend von Hahn, Lindner u. A.) in der Hitze des Streites wiederaufgestellt, und die calvinische Ansicht als Vermittelung zwischen der ref. und luth. Kirche (z. B. von Schleiermacher, de Wette, Nitzsch, Ebrard) wieder angerufen worden ist, ja Hegel es sogar versuchte, die (übrigens von ihm misverstandene) luth. Lehre speculativ zu begründen: so überwog doch im Vulgärrationalismus der letzten Jahrzehnde und in der neuern Zeit überhaupt die symbolische Auffassung Zwingli's. Selbst supranaturale Theologen (wie Storr, Reinhard, Knapp) zogen sich direct oder indirect von der strengen kirchlichen Fassung zurück, während auch einzelne kath. Theologen (wie Bossuet) ihre Kirchenlehre philosophisch zu erfassen strebten, und die Männer der Mystik (Paracelsus u. A.) fortfuhren, auf einfache Aneignung des geistigen Gehalts im Abendmahle, unbekümmert um das Wie, zu dringen. Gleichwol liegt in dieser allgemeinen Richtung des gegenwärtigen Bewußtseins fast ausschließlich auf das Symbolische im Abendmahle eine große Oberflächlichkeit. Die reflectirende Gegenüberstellung von Bild und Inhalt ist jenem heiligen Acte völlig fremd, durch welchen das Abendmahl eingesetzt wurde, und in welchem es stets wiederholt werden soll. Allerdings sind das gebrochene Brot und der ausgegossene Wein Symbole des gebrochenen Leibes und des vergossenen Blutes Christi. Aber in dem heiligen Augenblicke, als Christus seinen Jüngern jenes Brot und jenen Wein darreichte, waren für seinen und seiner Jünger innigen Schmerz die Zeichen, das äußere Brot, der äußere Wein, völlig verschwunden in die Tiefe der Empfindung Dessen, um was es sich handelte, d. h. sie waren thatsächlich für das allein hier maßgebende Bewußtsein Christi und seiner Jünger nicht mehr vorhanden, sondern ganz übergegangen in die Wirklichkeit der Empfindung Dessen, was sie als Bilder abprägen sollten. In solchen Augenblicken verschwindet das Bild der kalten Reflexion und die psychologische Möglichkeit, Bild und Idee auseinanderzureißen. Die Empfindung, welche ausgeprägt werden sollte, ist allein vorhanden. Daher erscheint die zwinglische (übrigens von Zwingli selber später modificirte und verinnerlichte) vulgärrationalistische Ausdeutung des „dies ist mein Leib u. s. w." in „dies bedeutet meinen Leib", die oberflächlichste von allen, und die harten Kämpfe gegen dasselbe sind wol durch das Bedürfniß der tiefern Auffassung erklärt und gerechtfertigt. Die innige, Bild und Gedanken nicht scheidende Auffassung und Feier des Abendmahls aber wird freilich dann nur sich verständlich und möglich machen, wenn aus innerer Erfahrung heraus eine lebendige Anschauung des Wesens Christi, seines Werkes und seines Todes errungen worden ist. Vgl. Schulz, „Die christl. Lehre vom Abendmahle" (Lpz. 1824); Ebrard, „Das

Dogma vom heiligen Abendmahl und seine Geschichte" (Frkf. 1845). Über das Rituelle vgl. die Archäologien von Augusti, Rheinwald, Guerike und Scheibel's „Kurze Nachricht von der Feier des Abendmahls bei den verschiedenen Religionsparteien" (Breslau 1824). — Über **Abendmahlsgerichte** und **Abendmahlsproben** s. **Ordalien**.

Abendroth (Amadeus Aug.), ein verdienter hamburger Rathsherr, Sohn des aus dem Erzgebirge stammenden Procurators Abraham A. zu Hamburg, wurde daselbst 16. Oct. 1767 geboren. Er studirte seit 1787 die Rechte zu Erlangen, dann zu Göttingen, wo er 1790 die jurist. Doctorwürde erlangte. Nachdem er sich 1792 mit einer Tochter des Freiherrn von Reck zu Venedig vermählt, widmete er sich in seiner Vaterstadt mit Erfolg der Advocatur und erwarb sich in dieser Stellung den Ruf eines ehrenhaften und fähigen Mannes. Schon 1800 ward er zum Rathsherrn erwählt, womit sich ihm, in Folge der Zeitdrangsale, die auch Hamburg betrafen, ein weites Feld männlicher Thätigkeit eröffnete. Als die Franzosen im Herbst 1806 die Stadt und ihr Gebiet besetzten, versah A. als erster Prätor die Polizeiverwaltung, die er auch ferner mit großem Geschick fortführte, bis ihn die herkömmliche Reihenfolge der Rathsmitglieder 1809 als Amtmann nach Ritzebüttel brachte. Bei der Einverleibung ins franz. Kaiserreich übernahm A. 1810 das ebenso wichtige wie gefahrvolle Amt eines Maire von Hamburg. A. wirkte auf diesem Posten unter harten Kämpfen und rastloser Thätigkeit für das Interesse seiner Mitbürger, vermochte aber in den obwaltenden Verhältnissen nicht allen Härten und Übeln zu begegnen. Mit dem Abzuge der Präfecturwache zur franz. Armee brach 24. Febr. 1813 zu Hamburg ein Volksaufstand aus, in welchem auch A., der die Masse beschwichtigen wollte, persönlich gemishandelt wurde. Die Franzosen kehrten nach einigen Tagen verstärkt zurück, griffen sechs Menschen willkürlich heraus und erschossen dieselben. A. suchte der blutigen Gewalt Einhalt zu thun, indem er mit Niederlegung seines Amtes drohte. Als im Frühjahr 1813 russ. und deutsche Truppen auf kurze Zeit Hamburg besetzten, übernahm A. die Polizeiverwaltung, wofür ihn die Franzosen auf die Liste der Geächteten setzten. Er verließ deshalb vor dem Abzuge der Verbündeten mit seiner Familie die Stadt, und suchte nun im Bunde mit andern tüchtigen Männern für die Befreiung und Selbständigkeit Hamburgs auswärts zu wirken. Noch ehe die Franzosen Ende Mai 1814 Hamburg verließen, nahm er im Namen der Freien Stadt das Amt Ritzebüttel in Besitz, welches er fortan auf allgemeinen Wunsch, unter der Entfaltung der segensreichsten Friedensthätigkeit verwaltete. In dieser Stellung gründete er auch zu Kuxhafen das erste deutsche Nordseebad. Mit seinem Wiedereintritt in den hamb. Senat (1821), übernahm er abermals die Leitung des Polizeiwesens, bis er 1831 zum Bürgermeister erwählt wurde. Schon 1835 mußte er indessen auf fernere Amtsthätigkeit verzichten in Folge einer langen und schmerzhaften Krankheit, von deren Nachwirkungen er sich nicht wieder erholte. Nachdem der Greis noch den Schmerz gehabt, im Mai 1842 den großen Brand zu erleben, starb er in der Nacht vom 16. zum 17. Dec. desselben Jahres. Von acht Kindern waren ihm zwei Töchter und ein Sohn, erwachsen und vermählt, im Tode vorangegangen. — Der älteste der den Vater überlebenden Söhne, Dr. Aug. A., hat sich als Mitglied des Ausschusses für den Neubau Hamburgs nach dem Brande, durch Erschaffung einer allgemeinen Wasserversorgung, durch den großartigen Sielbau, durch Einführung der Gasbeleuchtung und andere gemeinnützige Unternehmungen verdient gemacht; der zweite, Ernst A., widmete sich dem Seewesen auf der franz. Marine, und versieht jetzt als Commandeur und Lootseninspector in Kuxhafen das Pförtneramt des deutschen Seehandels an der Elbe; der dritte, Karl Eduard A., ward seiner Vaterstadt als Vorsteher der Gefängnisse, sowie des großen Allgemeinen Krankenhauses nützlich; der vierte, Dr. Ferd. A., ist gegenwärtig Actuar des städtischen Prätur.

Abendschulen oder Nachtschulen nennt man solche Schulen, in welchen der Unterricht während der Abendstunden ertheilt wird. Sie sind zur Bildung solcher Kinder und jungen Leute bestimmt, welche durch Geschäfte und Arbeiten abgehalten werden, am Tage den Unterricht zu besuchen, und haben Nachhülfe oder Fortbildung, oder Elementarbildung überhaupt zum Zweck. Als Schulen für elementarische Bildung sollen sie die gewöhnliche Volksschule für jene Kinder ersetzen, welche den Tag über in Fabriken arbeiten müssen; sie sind aber dann nichts als Nothbehelfe und nur in den dringendsten Fällen zulässig, denn die Kürze der Unterrichtszeit und die durch die Tagesarbeit herbeigeführte körperliche und geistige Erschöpfung und Abspannung der Kinder macht einen gedeihlichen Unterricht unmöglich. Daher wurden auch die Abendschulen im Allgemeinen für unzulässig erklärt, und in verschiedenen Staaten Verordnungen erlassen, daß der Unterricht auch der in Fabriken arbeitenden Kinder in der Regel am

Tage stattfinden soll. Nur als Nachhülfe- und Fortbildungsschulen für schon confirmirte Knaben sind Abendschulen im Allgemeinen zu empfehlen, wenn zugleich durch gehörige Aufsicht von Seiten der Ältern, Lehrmeister und der Polizei verhütet wird, daß die Schüler bei nächtlicher Weile Unfug und Unsittlichkeiten treiben.

Abendwind, so viel als Westwind (s. d.).

Aben Esra, eigentlich Abraham-ben-Meir-ben-Esra, geb. um 1093 in Spanien, gest. 1168 in Rom, war einer der begabtesten Geister unter den Juden des 12. Jahrh., ein kenntniß- und geistvoller Denker, scharfsinnig und sprachgewandt. Er verstand das Hebräische, Arabische, Aramäische, Mathematik, Astronomie und Heilkunde, war ein scharfer Beobachter, im Ausdrucke der Rede klar und kurz, nicht selten epigrammatisch witzig. Besonders hat er sich um hebr. Grammatik und Poesie, um Theologie und bibl. Exegese, wie um die Astronomie bleibendes Verdienst erworben. Ohne Vermögen und vielleicht in Folge von Bedrückungen verließ er etwa um 1140 sein Vaterland, wohin er nie wieder zurückkehrte. Wir finden ihn später in der Lombardei, der Provence, Frankreich, Ägypten, Rhodus (1156) und England (1159). Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Rom zu. Fast an jedem Orte seines Aufenthalts hat er, bald aus eigenem Bedürfniß, bald nach dem Wunsche der ihm zuströmenden Schüler, grammat., theol., exeg. und astron. Abhandlungen, oder im Auftrage von Gemeinden Synagogalgebete verfaßt. Auch hat er mehre arab. Werke ins Hebräische übertragen und Einzelnes selbst arabisch geschrieben. Er war mit seinen berühmten Zeitgenossen Jehuda Hallevi aus Castilien und Jakob Tam aus Frankreich persönlich bekannt; Maimonides zog seine exeg. Schriften denen der Zeitgenossen vor. Unter seinen Werken stehen die Commentarien zu einem großen Theile des Alten Testaments oben an; zum Pentateuch hat er später noch einen kürzern Commentar ausgearbeitet. Einzelne Theile dieser Arbeiten sind auch in lat. Übersetzung gedruckt. Von seinen astrol. Werken, die er zum Theil aus dem Arabischen übertrug, sind ebenfalls einzelne Abtheilungen, wie „De nativitatibus" (Ven. 1485), „Opera astrologica" (Ven. 1507), „De diebus criticis" (Lyon 1496), lateinisch erschienen. Mit Recht gilt A. mit Jehuda Hallevi und Moses-ben-Esra als der Dritte in dem glänzenden Triumvirat der jüd. Literatur seines Jahrh. Bei den christl. Schriftstellern des spätern Mittelalters kommt er unter dem Namen Abenare oder Aveuara vor.

Abensberg, Landgericht und Stadt in der Provinz Niederbaiern an der Abens, einem Nebenflusse der Donau, hat 1300 E., ein Mineralbad mit schönem Garten und nicht unbeträchtliche Brauerei und Wollweberei. Man hält es für das Abasina oder Abasinum der Römer und bemerkt daselbst noch die Spuren eines röm. Lagers. A. ist Geburtsort des bair. Geschichtsschreibers Thurnmayr, der sich darnach Aventinus (s. d.) nannte. Hier schlug am 20. April 1809 Napoleon an der Spitze der Baiern und Würtemberger im Verein mit der Großen Armee unter Davoust, Lannes und St.-Sulpice den linken Flügel der östr. Armee des Erzherzogs Karl unter Erzherzog Ludwig und General Hiller. Die Östreicher verloren dabei 88 Offiziere, 2620 Todte und Verwundete und 4000 Gefangene. Sie mußten 21. April Landshut räumen, wurden über die Isar geworfen, gegen den Inn gedrängt und vom rechten Flügel getrennt, der unter Erzherzog Karl 22. April bei Eckmühl (s. d.) ebenfalls geschlagen ward.

Abensperg und Traun, ein östr. gräfliches Geschlecht, leitet seinen Ursprung von den berühmten Grafen von Scheyern ab, und zwar von Bado von Scheyern, dessen Bruder, Otto, der Stammvater des bair. Hauses geworden ist. Bado hatte zwei Söhne, Eberhard und Wolfram. Eberhard war der Stammvater der Grafen Abensperg und Rohr, die schon 1485 erloschen. Wolfram ließ sich in der damaligen Bayerschen Marsch, dem jetzigen Östreich ob der Ens, nieder, und baute das Schloß Traun. Ein Johann Herr von Traun wird als Kriegsheld genannt, und zeichnete sich in der Schlacht von Cressy (1376) aus. Im J. 1470 gründeten die Brüder Johann V. und Michael II. zwei Linien, deren erstere, zu Eschelberg, 1807 erlosch. Von Kaiser Ferdinand III. wurde Ernst Herr von Traun nebst seinen Brüdern und Vettern 1653 in den Reichsgrafenstand erhoben. Graf Otto von Traun erhielt unter Kaiser Rudolf I. (1705) das Oberst-Erbland-Panier- und Fähndrichenamt des Erzherzogthums Östreich. Diese Würde führt noch das gegenwärtige Haupt der ersten der beiden Linien, in welche das Haus jetzt zerfällt: Graf Franz Xaver, geb. 15. April 1804, Besitzer der Herrschaften Traun und Petronell, seit 1843 vermählt mit Barbara, geb. Gräfin Bethlen. Der Vertreter der jüngern Linie, Graf Otto Ehrenreich, geb. 14. Sept. 1818, Herr von Bisamberg, Schweinbarth, Pockfließ u. s. w. in Östreich, führt den Titel Erbland-Panier-Träger in Oestreich ob und unter der Ens, und ist seit 1844 vermählt mit Maria Eleonora Josephia, geb. Gräfin Wilczeck.

Abenteuer. Aus dem mittellateinischen advenire (statt des classischen evenire, sich ereignen) bildete sich das Wort adventura, franz. aventure, das im 13. Jahrh. in das Deutsche unter der Form âventiure eingeführt wurde, woraus das heutige Abenteuer entstand. Im Mittelhochdeutschen bedeutet das Wort ein unbegreifliches, wunderbares, zauberhaftes Ereigniß, dessen Ausgang ungewiß ist, daher vorzüglich die ritterlichen Zweikämpfe und jedes andere gefahrvolle Unternehmen eines Ritters. (S. **Ritterwesen.**) Dann bedeutet es zuverlässigen Bericht, auf dem eine epische Sage, Märe, beruht, sei er mündlich oder schriftlich. Hieraus entwickelte sich eine Personification, Frau Aventiure, gewissermaßen die Muse der mittelalterlichen Dichter, ein weibliches Wesen von göttlicher Schönheit. Durch einen Ring, den sie ansteckt, kann sie sich unsichtbar machen, und so zieht sie durch alle Lande und beobachtet den Lauf der Welt und die geheimen Triebfedern der menschlichen Handlungen. Ein Stab in der Hand dient ihr, um Flüsse und Berge zu überschreiten. Als solche wandernde Späherin erscheint sie bisweilen auch dem erzählenden Dichter, und gibt ihm die zuverlässigsten Aufschlüsse über Alles, was er zu wissen verlangt. Was er von ihr erfahren hat, macht er dann in seiner Märe der Welt bekannt. — Im jetzigen Sprachgebrauche bedeutet **Abenteuer** vorzugsweise ein auffallendes Ereigniß, das mit dem Gesetze, dem Herkommen, der Sitte und der Polizei nicht in Einklang steht. Demgemäß auch wird mit **abenteuerlich** alles Das bezeichnet, was über die Gesetze der Natur oder die der moralischen Welt hinausgeht, und seine Entstehung vielmehr einer zügellosen Phantasie und blindem Thatendurst als irgend einem vernünftig sittlichen Zwecke verdankt. In der schönen Kunst ist das Abenteuerliche nur im Gebiete des Romantischen (s. d.) oder im Gebiete des Komischen (s. d.) zulässig; in jedem andern Falle hört es auf, als Schönes zu wirken und fällt ins Sinnlose. — **Abenteurer** wird Derjenige genannt, welcher, im weitern oder engern Kreise, ohne Ziel und Zweck, Neues und Unerhörtes zu erleben sucht, und sich dabei meist mit der Ehre zufriedenstellt, das Abenteuer erlebt oder überwunden zu haben. Mit solcher Lebensrichtung ist aber nicht selten das Herabsinken auf die Stufe des gaunerhaften Glücksritters verbunden, sodaß das Wort sehr oft in dieser übelsten Bedeutung seine Anwendung findet.

Abercromby (Sir Ralph), engl. General, stammte aus einem alten schott. Geschlechte, und ward um 1738 zu Tullibodie in der Grafschaft Clackmannan geboren. Er trat 1756 in die engl. Armee, stieg rasch von Stufe zu Stufe, und wohnte 1793 als Generallieutenant dem Feldzuge des Herzogs von York in Holland bei. Im J. 1795 wurde ihm der Oberbefehl über die Truppen anvertraut, die zur Wiedergewinnung von Grenada, Sta.-Lucia, St.-Vincent, Trinidad u. s. w. nach Westindien abgingen, wo er nicht ohne Glück operirte. Nach seiner Rückkehr befehligte er 1798 kurze Zeit in dem von einer Landung bedrohten Irland, und übernahm dann 1799 in dem zweiten Feldzuge des engl.-russ. Heeres in den Niederlanden ein Commando. Im J. 1801 erhielt A. das Obercommando der 16000 Mann starken Expedition nach Ägypten, um dort den Franzosen die Spitze zu bieten. Er bewirkte 8. März 1801 die Landung zu Abukir, und lieferte den Franzosen 21. März die Schlacht bei Alexandria, in welcher er jedoch eine tödtliche Wunde erhielt, an der er 28. März auf dem Wege nach Malta starb. In der St.-Paulskirche zu London ist ihm ein Denkmal errichtet. — **Abercromby** (James), Baron von Dufermline, der frühere Sprecher des engl. Unterhauses, Sohn des Vorigen, wurde 7. Nov. 1776 geboren. Im J. 1832 kam er als einer der Vertreter der Stadt Edinburgh in das Parlament, und 1834 wurde er Münzmeister und Mitglied des ersten Melbourne'schen Ministerium. Durch seine Erhebung zum Sprecher des Unterhauses (1835) erlangte er eine Berühmtheit, wozu die Natur ihn gar nicht bestimmt zu haben scheint. Denn bis dahin, obgleich in allen Verhältnissen des Lebens ein redlicher Mann, hatte er sich eigentlich durch nichts bemerkbar gemacht, als daß er dem Grundsatz fortschreitender Verbesserung huldigte, und daß er die Abschaffung einer kostspieligen, nutzlos gewordenen richterlichen Würde, die er in Schottland bekleidete, selbst empfahl, und sich mit einem geringern Jahrgehalte von 2000 Pf. St. begnügte. Es war aber gerade die Achtung, die er sich durch seine geräuschlosen Tugenden erworben hatte, welche ihm bei der Sprecherwahl, wo man so ungern Parteirücksichten zu folgen pflegt, unter 622 Stimmenden 10 Stimmen mehr als seinem Gegner Sir Charles Manners Sutton, jetzigem Viscount Canterbury, verschaffte. Auch von dem Unterhause, welches 1837 nach dem Regierungsantritte der Königin Victoria berufen ward, wurde A. ohne allen Widerstand aufs neue zum Sprecher gewählt. Im J. 1839 legte er dieses Amt nieder und wurde zum Baron von Dunfermline ernannt, wodurch er einen Platz im Oberhause erhielt. — **Abercromby** (Ralph), Sohn des Vorigen, ist seit 1836 außerordentlicher Gesandter

und bevollmächtigter Minister Großbritanniens am Hofe zu Florenz, als welcher er sich auch bei den sardin. Verhandlungen 1848 und 1849 betheiligte.

Aberdeen, eine mit dem Cap Kinnaird nordöstlich in die Nordsee vorspringende Grafschaft des mittlern Schottland, zwischen Banff und Inverneß im NW. und Perth, Angus (Forfar) und Kincardine im S., umfaßt 92 QM. mit gegen 180000 E. Der südwestliche Theil wird vom Grampiangebirge und seinen nordöstlichen Verzweigungen zu einem rauhen, in Hochmooren, dichten Waldungen und wilden Felspartien wechselnden Berglande gemacht, in welchem der Ben-na-Muic-Duh (3320 F.), der Cairntoul (4245 F.), der Cairngorm (4095 F.) und der Benavon (3964 F.) die ausgezeichnetsten Gipfel sind, und das nordöstlich zu einem wellenförmigen, größtentheils ebenen Hügellande übergeht. Doch sind die Küsten felsig, von Riffen umgeben und zum Theil ausgehöhlt, wie z. B. die Bullers von Buchan einen vom Meere durchbrochenen Felsbogen von 50 F. Weite zeigen. Zu den Hauptflüssen gehört der banffer Grenzfluß Deveron, der Ugie, der Ythan, in welchem Perlenfischerei betrieben wird, der Don mit dem Urie und der Dee. Das Klima ist trotz der durch herrschende Winde erzeugten Veränderlichkeit bei der offenen Lage am Meere ein mildes. Die Bewohner treiben Bergbau, Viehzucht, Fischerei und beträchtlichen Handel; auch hob sich in neuerer Zeit der Ackerbau und die Industrie auf Baumwollen- und Leinenzeuge, Seidenwaaren und Strumpfstrickerei. — Die Hauptstadt der Grafschaft ist Aberdeen, getheilt durch den Dee in Alt- und Neu-Aberdeen, welche beide Theile durch eine schöne, aus einem einzigen Bogen von 132 F. bestehende Brücke miteinander verbunden werden, und zusammen an 60000 E. haben. Die Collegien beider Orte bilden eine Universität mit reichen Hülfsmitteln, aber untergeordneter Wirksamkeit. Die ansehnlichen Fabriken in Wollen-, Baumwollen- und Leinenwaaren, mehre Eisengießereien, Schiffbau, Ausfuhr von Granitplatten und Mühlsteinen, Grönlandsfischerei und Lachsfang im Don und Dee sind Haupthebel eines sehr bedeutenden Handels. Der sonst gefährliche Hafen ist jetzt geschützt durch einen 1200 F. langen Granitdamm, der durch zwei Batterien vertheidigt wird.

Aberdeen (George Gordon, Graf von), engl. Staatsmann, aus einem alten schott. Geschlechte, machte sich, nachdem er den Continent bereist und sich längere Zeit in Griechenland aufgehalten, zuerst 1804 durch die Stiftung der Athenian society in London bekannt, in welche Niemand eintreten durfte, der nicht eine Reise nach Griechenland unternommen. Im J. 1813 erhielt er eine wichtige Sendung an den östr. Hof, den er zum Eintritt in den Bund gegen Napoleon bewog und mit dem er am 3. Oct. 1813 zu Teplitz die vorläufigen Bedingungen dazu abschloß. Zum außerordentlichen Botschafter am östr. Hofe ernannt, leitete er die Vereinbarungen zwischen Murat, dem König von Neapel, und Östreich ein, sah jedoch seine Bemühungen durch den Schritt Murat's 1815 vereitelt. Seit 1814 zum schott. Pair ernannt, zeigte er sich im Oberhause fortwährend als entschiedener Tory. Im J. 1828 ward er Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Ministerium Wellington's. In dieser Stellung ging er ganz von dem zeither befolgten politischen Systeme Canning's ab, indem er, als Freund Metternich's, so viel als möglich im Sinne der östr. Politik handelte. So misbilligte er die Schlacht bei Navarin, obschon er mit Frankreich und Rußland die ersten Protokolle in Betreff Griechenlands unterzeichnet, und handelte zu Gunsten Dom Miguel's, den er erst kurz zuvor im Parlamente ein „Scheusal neuer Art" genannt hatte. Bei der durch die Reformaufregung herbeigeführten Auflösung des gesammten Wellington'schen Ministeriums (16. Nov. 1830) legte auch er seine Stelle nieder. Seit dieser Zeit war er im Parlamente einer der entschiedensten Gegner aller liberalen Maßregeln der nun folgenden Whigministerien, sowie ein eifriger Freund der Sache Dom Miguel's und des Don Carlos, für welchen Letztern er sich auch außerhalb des Parlaments, im Gegensatz zur Politik der Whigs, auf mannichfache Art thätig zeigte. In dem kurzen toryistischen Zwischenministerium Peel-Wellington, vom 14. Nov. 1834 bis 8. April 1835, bekleidete er die Stelle eines Colonialministers, und in dem nach Melbourne's Sturz 1841 gebildeten Peel'schen Ministerium ward er wieder Minister des Auswärtigen, verfuhr aber jetzt, im Sinne dieses Cabinets, gemäßigter. Mit dem Ministerium Peel legte er 1846 abermals sein Amt nieder. A. stellte sich seitdem wieder an die Spitze der Opposition im Oberhause bei den Fragen der auswärtigen Politik.

Aberglaube (superstitio) ist eigentlich ganz im Allgemeinen so viel als falscher Glaube, besonders wenn derselbe mit Unzugänglichkeit für bessere Einsicht und Hartnäckigkeit festgehalten wird. Der Aberglaube ist ein Kind der Unwissenheit, und zeigt sich daher in den verschiedensten Gestalten da, wo die Lücken und Dunkelheiten der Erfahrung in dem Zusammenhang

der Ereignisse nicht durch Kenntnisse und Einsichten, sondern durch phantastische Meinungen ausgefüllt und angeblich aufgeklärt werden. Fast auf jedem Gebiete der Naturerscheinungen, namentlich solcher, welche mit menschlichen Schicksalen und Zuständen in Verbindung stehen, hat sich der Aberglaube angebaut, von dem Glauben an die zauberhafte Kraft gewisser Worte und Dinge an bis hinauf zur Sterndeuterei. Im Allgemeinen sind die höchst verschiedenen Formen des Aberglaubens, die zum Theil platt und geistlos sind, zum Theil aber eines tiefen poetischen Reizes nicht entbehren, psychologisch dadurch begreiflich, daß eine ungebildete Reflexion die Wirksamkeit und Vererbung der geheimnißvollen Naturkräfte zu personificiren und die Welt mit Geistern zu bevölkern geneigt ist. Da der Aberglaube seine phantastischen Gestalten fast nothwendig in eine Gegend hineinbaut, die jenseit aller Erfahrung liegt, so erklärt sich, warum selbst der rein physikalische Aberglaube fast durchgängig eine religiöse Färbung annimmt; daher man den Aberglauben oft auch als eine Ansicht über den ursachlichen Zusammenhang zwischen der sinnlichen und nichtsinnlichen Welt definirt hat, welche den Gesetzen der Erfahrung und des vernünftigen Denkens zuwiderläuft. Als unzugänglich für Erfahrung und Vernunft kann der Aberglaube leicht zum Fanatismus (s. d.) führen; viele abergläubische Meinungen sind aber an sich ganz harmlos. Der Streit, ob der Aberglaube oder sein Gegentheil, der Unglaube, verderblicher sei, ist ziemlich unfruchtbar; wol aber sind die verschiedenen Formen des Aberglaubens, als historisches Factum betrachtet, sehr belehrend theils für den allgemeinen Gang der menschlichen Bildung, theils für das Temperament, die Sinnesart, die Culturstufe einzelner Völker und Zeitalter. Über die hierher gehörige Literatur vgl. Magie.

Aberli (Joh. Ludw.), ein durch seine Schweizeransichten berühmter Zeichner, geb. 1723 zu Winterthur, war ein Schüler J. Grimm's in Bern und malte anfangs Portraits. Als jedoch die Neigung für Landschaftsmalerei bei ihm die Oberhand gewann, ging er 1759 mit seinem Schüler Zingg nach Paris. Später kehrte er nach Bern zurück, wo er nun große Achtung genoß und 1786 starb. Er kann als Erfinder und zugleich als einer der ausgezeichnetsten Meister des sehr ausgebreiteten Zweigs der Kunstindustrie in illuminirten Schweizerlandschaften und Volkstrachten genannt werden; Rieder, Bidermann u. A. sind ihm hierin gefolgt.

Abernethy (John), ein ausgezeichneter Chirurg, wurde 1763 zu Derby in Irland geboren, erhielt aber seine Erziehung zu London, wohin seine Ältern bald nach seiner Geburt gezogen waren. Ein Schüler J. Hunter's, suchte er besonders vom anatomischen Standpunkte aus die Chirurgie zu cultiviren, und zwar mit so glänzendem Erfolge, daß er nicht nur bald als Lehrer der Anatomie und Chirurgie am Collegium der Wundärzte angestellt, sondern auch mit der Stelle eines Directors am Bartholomew-Hospital bekleidet ward, dessen Schule und vortreffliches pathologisches Museum seinen Bemühungen ihr Dasein verdanken. Wenngleich sein schroffes Benehmen ihn seinen Collegen entfremdete, so wurden ihm doch zahlreiche Auszeichnungen zutheil. Er starb, in England wie im Auslande seines Wissens und seiner Kunst wegen geachtet, am 20. Apr. 1831 zu London. Unter seinen Schriften haben die Classification der Geschwülste und die Werke über Pseudosyphilis, worin er die Mehrheit der Contagien vertheidigte, die meiste Anerkennung gefunden; sie erschienen unter dem Titel: „Surgical and physiological works" (4 Bde., Lond. 1831).

Aberration des Lichts, s. Abirrung des Lichts.

Abersee, ein See im Salzkammergut in Oberöstreich, etwa drei St. lang und eine St. breit, bis zu 100 Klaftern tief und reich an einigen Arten edler Fische. Durch die Ischel steht er mit dem Traunsee in Verbindung. An seinem Ufer liegt St.-Wolfgang, woher er auch St.-Wolfgangssee genannt wird.

Aberwitz bedeutet, wie der ähnliche Ausdruck Wahnwitz, eine Ausartung des Witzes, bei welcher die Bedingung desselben, der gesunde Menschenverstand, verloren gegangen und der bloße Unsinn mit der Prätension des Witzes und Verstandes übrig geblieben ist. Dieser Anspruch auf Witz und Verstand bei dem Unsinn unterscheidet den Aberwitz von der reinen Einfalt und Dummheit; wie wenn z. B. Jemand meint und behauptet, eine große Entdeckung gemacht zu haben, die nichts Anderes als ein haltloser Einfall ist, oder tiefsinnig über Problemen grübelt, die in sich selbst widersprechend sind. Wird solcher Aberwitz beharrlich und ergreift er größere Partien des Gedankenkreises, oder fängt er an Einfluß auf die Handlungen des Menschen auszuüben, so nähert er sich der Geisteskrankheit, in welche er unter Umständen vollständig übergehen kann. Particulairer und momentaner Aberwitz ist übrigens viel häufiger, als man erwarten sollte, wenn man Verstand und Vernunft als ein ursprüngliches Eigenthum, und nicht als ein mühsam erworbenes und sorgfältig zu hütendes Gut ansieht.

Ab executione anfangen, so viel als mit der Vollstreckung anfangen, ein ganz rechtswidriges Verfahren, wobei die Nöthigung zu einer Leistung eher eintritt, als die Entscheidung des darüber anhängigen Rechtsstreits erfolgt ist.

Abfall. Die Lossagung von einem Grundprincip, einem System, einer Partei, einem Bündnisse, dem man zeither angehört hatte, und der Übergang zu einer mehr oder weniger entgegenstehenden Seite muß, je nach den Beweggründen, aus denen er, der Richtung, in welcher er erfolgt, der Stärke und Heiligkeit des Bandes, welches damit gebrochen wird, auch wol der größern oder geringern Plötzlichkeit des Vorganges nach, sehr verschieden und oft sehr ungünstig beurtheilt werden. Bei dem hohen Werthe, der mit Recht auf Consequenz und Treue gelegt wird, erscheint es natürlich, daß das Wort Abfall zunächst eine ungünstige Meinung erweckt. Indeß gibt es auch einen Abfall zum Bessern. Zuerst ist das Wort in religiöser Beziehung gebraucht worden. Man muß zugestehen, daß die öftere Untreue, welche das israel. Volk gegen das ihm durch Moses geoffenbarte Gesetz bewies, namentlich seine öftere Verleugnung des alleinigen Gottes und sein Verfallen in allerlei Götzendienst, ein strafbarer Abfall war. Er erfolgte wider eigenes besseres Wissen und Gewissen, vom Guten zum Schlechten, aus allerlei niedrigen, sinnlichen Beweggründen. Den Gesichtspunkt, aus welchen diese Vorgänge mit Recht betrachtet werden, hat man dann aber von Seiten der orthodoxen Kirche auf Alles, was man Ketzerei nannte, selbst auf Abweichungen übergetragen, deren Quelle in freier Überzeugung, in tiefem Pflichtgefühl, in inniger Religiösität lag, welche sichtlich zum Bessern führte, und wobei kein irdischer Vortheil verführte, sondern der erkannten Wahrheit die größten Opfer gebracht wurden. Da wird dann das Wort Abfall keine ungünstige Bedeutung haben, und der Abfall z. B. der reformirten Kirchen von Rom wird jetzt keinem nur irgend aufgeklärten Katholiken auch nur entfernt in dem Lichte erscheinen, in welchem sich der Abfall der Israeliten von ihrem Gotte darstellte. Den Abfall eines Einzelnen von seinem zeitherigen Glauben, nicht aber den ganzer Gemeinschaften, nennt man übrigens häufig Apostasie, und den Abtrünnigen einen Apostaten (s. d.). Ein solcher Abfall verliert an Bedeutung, sobald er kein Abfall von einem wirklichen Glauben, sondern nur ein Lossagen von einer kirchlichen Gemeinschaft ist, deren Glauben man vielleicht nie getheilt, der man aber der Form nach angehört hatte. Wo hier das Nichttheilen des Glaubens auf wahrer Überzeugung von seiner Irrigkeit beruht, da ist der Abfall eigentlich Pflicht und das Beharren Täuschung. — Weiter ist das Wort Abfall in den politischen Bewegungen der Staaten- und Völkerwelt besonders von dem Lossagen von Bündnissen und Übergehen in entgegengesetzte Feldlager, namentlich auch von dem Lostrennen von Provinzen, die ihrem zeitherigen Souverain die Treue aufkündigten und sich entweder einem andern anschlossen, oder für unabhängig erklärten, gebraucht worden. Da die politischen Bündnisse und Völkerrechte als eine Sache des völlig freien Willens und als stets unter der Clausel: rebus sic stantibus, geschlossen betrachtet werden, so ist ein Rücktritt von politischen Allianzen jederzeit für erlaubt gehalten worden, wenn man auch über die Beweggründe in einzelnen Fällen hart geurtheilt hat, und der unzuverlässige Verbündete zuweilen später für seine Untreue büßen mußte. Die Savoyer, welche in den Kriegen zwischen Östreich und Frankreich so oft die Partei wechselten, erfuhren auch, daß sich Niemand ihres Interesse aufrichtig annahm, und daß der Frieden nicht selten auf ihre Kosten geschlossen ward. Abfallende Provinzen verleugnen zwar eine ihnen aufliegende und zu steter Dauer bestimmte Pflicht, werden aber doch nicht mit Härte getadelt werden können, wenn ihre zeitherige Verbindung eine gezwungene war, wenn die Verpflichtungen gegen sie selbst nicht gehalten wurden, wenn sie nur als Mittel für die Zwecke Anderer ausgebeutet wurden. Berühmte Beispiele solchen Abfalls sind die Lostrennung der Vereinigten Niederlande von Spanien, der nordamerikanischen Colonien von England, der südamerikanischen von Spanien und Portugal, Haitis von Frankreich, Belgiens von Holland. In der innern Politik nennt man namentlich das Übergehen von einer politischen Partei zur andern Abfall, und auch hier kommt natürlich Alles darauf an, ob Überzeugung und Pflichtgefühl oder ob äußere Beweggründe dabei gewirkt haben. In Zeiten großer innerer Erschütterungen, öfterer Regierungs- und Verfassungswechsel erfolgen auch die Übergänge von einer Seite zur andern so rasch und zahlreich, daß der ganze Maßstab der öffentlichen Sittlichkeit tief herabgedrückt wird. Solche Zeiten erlebte England von seiner ersten bis zu seiner letzten Revolution, Frankreich seit 1789. Öfters ist aber ein Aufgeben der zeither befolgten politischen Richtung die Frucht veränderter Stellungen, welche bisher nicht beachtete Gesichtspunkte hervortreten ließen, wie es denn z. B. ganz natürlich ist, daß sich vieles vom Ministerstuhle ganz anders ausnimmt als von der Oppositionsbank. Erfahrungen, welche die Tendenzen der Parteien ent-

hüllen, welche Licht geben über den wahren Charakter des Lebens und seiner Bewegungen, können Manchen zum Abfall bringen. Schon die zunehmende Reife des Geistes und Charakters führt von Richtungen ab, welche auf Allgemeinheiten und Idealisirungen beruhen, und lehrt die Unterschiede und Besonderheiten und die nüchterne Wirklichkeit würdigen. Auch ist Mancher als Abtrünniger erschienen, der nicht der Partei, sondern dem die Partei untreu ward.

Abführen nennt man in der Heilkunde die Hervorrufung reichlicherer, oft auch wässerigerer Stuhlgänge, die vermehrte Darmausleerung. Die arzneilichen Mittel dazu, die **Abführmittel** (Purgantia, Cathartica, Purganzen), unterscheidet man in laxirende und drastische. Erstere, die Laxantia (Laxanzen, d. h. erschlaffende Abführmittel) machen die Därme schlüpfrig, den Darminhalt dünn, aber bei längerm Gebrauch auch die Darmmuskeln schlaff (daher Aufblähung u. s. w.). Dahin gehören die fetten Öle, besonders Ricinusöl; die zuckerartigen Dinge, besonders Manna, Honig, Kassia; die Pflanzensäuren, besonders Tamarinden, Pflaumenmus, säuerliche Obstarten, Sauerkraut; und die sogenannten Mittelsalze, besonders Glaubersalz, Engl. Bittersalz, Cremortartari, Seignettesalz und die vielen abführenden künstlichen und natürlichen Mineralwässer. Die drastischen, d. h. den Darm bethätigenden Abführmittel, die Drastica, reizen die Nerven der Darmmuskelwände zu kräftigen, den Darminhalt fort- und hinaustreibenden Zusammenziehungen, können aber auch leicht Unterleibsentzündungen oder Mutterblutungen, Aborten u. dgl. hervorrufen. Dahin gehören Aloë, Jalappe, Scammonium, Gummigutti, Koloquinthen, Crotonöl u. a. Sie werden von den rationellen Ärzten fast nur bei Wurmcuren und gegen hartnäckige Wassersuchten angewendet. Wo es sich um einfache Entleerung des vorhandenen Darmkoths handelt, benutzt man öfters eine Classe milderer Drastica (Eccoprotica, d. h. kothausleerende Mittel), besonders die Sennesblätter und ihre Präparate (Laxirthee, St.-Germainthee, Wienertränkchen, Sennalatwerge, Kurella's Hustepulver u. a.), die Rhabarber und ihre Präparate (Kinderpulver, wässerige oder weinige Rhabarbertinctur, Rhabarbersäftchen), den Kreuzdornsaft, den Aufguß der Faulbaumrinde, die Schwefelblumen. Die Laien aber bedienen sich zu diesem Zweck oft zu ihrem großen Schaden starker drastischer, besonders aloëhaltiger Geheimmittel, z. B. der Morison'schen, Sehme'schen, Ohme'schen und Kaiserpillen, der Augsburger Lebensessenz u. dgl. Die abführende, reichlich laxirende Heilmethode war unter den Ärzten im vorigen Jahrh. durch M. Stoll, im jetzigen durch Kreysig und A. eine Zeit lang sehr in Aufnahme: die sogenannte gastrische Schule. Die neuern physiologisch gebildeten Ärzte bedienen sich derselben weit seltener, meistens nur, wo wirklich auszuleerende Stoffe im Darmkanal oder seinen Anhängen nachweisbar sind, oder zur Unterstützung anderer Curmethoden (z. B. der Diätcur bei Behandlung der Lustseuche ohne Quecksilber, des auflösenden Verfahrens bei den Mineralwassercuren). Die Wasserärzte ersetzen die Abführmittel durch kalte Klystiere, kalte Umschläge auf den Leib und reichliches Kaltwassertrinken. Die Gymnastiker bewirken Stuhlentleerungen durch Knetungen des Bauches und durch solche Turnübungen, welche die Bauchmuskeln stärken. In sehr vielen Fällen reichen einfache diätetische Mittel zur Stuhlbeförderung aus, z. B. Klystiere, Stuhlzäpfchen, der Genuß von ein paar Löffeln guten Öls, von Butter im Kaffee, warmer oder kalter Kuhmilch, Zuckerwasser, Compots, Himbeerwasser, Fruchteis, Limonaden oder Brausewässern; letztere Dinge besonders bei leerem Magen zwischen dem Frühstück und Mittagsbrot. Das Spazierengehen, das Tabackrauchen und das Einhalten einer bestimmten Sitzungsstunde empfahl schon Kant den Stubensitzern.

Abgaben, eine der mehrfachen Benennungen für die Beiträge des Volks zu den Staatskassen, und zwar die allgemeinste darunter. Man hat zuweilen versucht, den Ausdruck Steuern auf die directen, den Ausdruck Auflagen auf die indirecten Abgaben zu beschränken, und den Ausdruck Abgaben für beide Classen zu fixiren. Der Sprachgebrauch hat dies aber immer wieder vermischt. Über die Sache selbst s. Steuern.

Abgang heißt in der Sprache der Dramaturgie die Entfernung eines Darstellers aus der Scene. Da bei Hauptrollen gewöhnlich mit dem Abgange des Schauspielers ein bestimmter Effect erzielt werden soll, so ist die künstlerische, der beabsichtigten Wirkung angemessene Ausführung desselben keineswegs leicht, und erfodert vieles Studium. Schröder hatte wol Recht, als er einem jungen Collegen eines Tags sagte: „Sie können sich noch nicht mit der Hinterseite dem Publicum präsentiren; nach den Lampen zu mögt Ihr erträglich spielen, aber sowie Ihr Euch umdreht und die Beine zum Weggehen hebt, seid Ihr meistens die Leute von der Gasse draußen und vergeßt, daß Ihr Könige und dergleichen sein müßt." Man unterscheidet, je nach den verschiedenen Gattungen der Dramen und den Scenenschlüssen, tragische, heroische, komische Abgänge. Da sich gewöhnlich im Abgange die

Kunst des Schauspielers besonders effectreich zeigen kann, so sucht derselbe hier auch alle Mittel der Steigerung hervor. Oft beurtheilt der Darstellende, in fehlerhafter Ostentationssucht, ein Stück danach, ob es für ihn einen guten, d. h. recht augenfälligen Abgang hat. Sehr häufig wird daher gerade bei den Abgängen übertrieben und das rechte Maß verfehlt. Meister beim Abgange sind in Deutschland Iffland, in Frankreich Talma gewesen. Ihre einfache und edel-große Weise sagt aber gewöhnlichen Routiniers der Bühne nicht zu, und dieselben gerathen oft dahin, daß sie Abgänge effectreich zu machen suchen, welche es weder sein können noch dürfen, und so gerade die entgegengesetzte Wirkung erzielen. Übrigens kann auch der dramatische Dichter nicht selten das Seine dazu beitragen, durch Vermittelung eines guten Abgangs den theatralischen Effect der Rolle und der Scene bedeutend zu heben.

Abgar ist der allgemeine Titel der Herrscher des osrhoënischen Reichs zu Edessa, welches in Mesopotamien zwischen den Flüssen Euphrat und Chaboras und dem Gebirge Taurus lag, 137 v. Chr. gegründet und 216 n. Chr. unter Caracalla vernichtet wurde. Es werden 28 Könige dieses Reichs angeführt. Am bekanntesten ist der vierzehnte, mit dem Beinamen Uchomo, d. i. der Schwarze, ein Zeitgenosse des Augustus und Tiberius. Besondere Berühmtheit erlangte sein Name durch den angeblichen Briefwechsel desselben mit Christus, den zuerst im Anfange des 4. Jahrh. Eusebius von Cäsarea und zwar so erwähnt, daß er den in den Archiven zu Edessa vermeintlich aufgefundenen Originalien vollen Glauben beimißt. Im griech. Texte und auch in verschiedenen Übersetzungen sind die zwei Briefe viel verbreitet worden; selbst ihre Echtheit hat noch in jüngster Zeit Vertheidiger gefunden. Doch auch abgesehen von mehrfachen Anspielungen auf evangelische Stellen, ist die Geringfügigkeit und ganze Art des Inhalts, wonach der König den großen wunderthätigen Arzt aus der Mitte seiner jüd. Verfolger zu sich in ein sicheres Asyl einladet, dieser aber, an Israel durch seinen Beruf gefesselt, nur einen seiner Schüler, den Thaddäus, zur Heilung des Königs absendet, ein hinreichender Beweis der Unechtheit. Auch ein Bild Christi, das dieser an A. gesendet haben soll, wird schon frühzeitig öfter, besonders im Bilderstreite erwähnt. Der Besitz desselben ist sogar jetzt noch zwischen Rom und Genua streitig.

Abgeordnete. Mit diesem Namen bezeichnet man häufig gewählte Volksvertreter, zum Gegensatz von den durch ihre persönliche Stellung zur Theilnahme an Landtagen Berufenen. Die Bezeichnung stammt aber allerdings aus der vorconstitutionellen Periode, und entspricht weit mehr den Verhältnissen, wo sich auf den Landtagen, neben den kraft eigenen Rechts Erscheinenden, Mandatare von Corporationen befanden, welche lediglich Abgesandte der letztern und statt ihrer erschienen waren, nicht aber Repräsentanten des Volks. Im Sinne des wahren Repräsentativsystems sind die Wähler nur das Organ, durch welches die Männer gefunden werden, denen dann das Gesetz die Rechte zutheilt, die sie im Namen und zum Besten des gesammten, ungetheilten Volks, und unabhängig von ihren Wählern zu üben haben, und in dieser Beziehung ist der Name Abgeordnete, der an eine Absendung von einer bestimmten, bleibenden Vereinigung erinnert, eigentlich unpassend.

Abgott und **Abgötterei.** Abgott wird meistens und oft übertrieben im uneigentlichen Sinne gebraucht von Dingen, die der Mensch gleichsam an Gottes Stelle als sein höchstes Gut achtet. In diesem Sinne sagt man von einem Geizigen: das Geld ist sein Abgott, oder von einem Verliebten: er betet seine Geliebte an. Es verrückt demnach diese Art der Abgötterei das sittliche Lebensziel des Menschen, indem ein sinnlicher Gegenstand ihn dermaßen beschäftigt, daß er an seine höhere Bestimmung und an Gott selbst nicht zu denken vermag. Als religiöse Denkart betrachtet, ist Abgötterei die göttliche Verehrung eines Wesens, das nicht Gott ist; sie fällt meist mit Idololatrie (s. d.) zusammen, und wird im Falle der Zersplitterung des Gegenstandes der Verehrung zum Polytheismus (s. d.). Zu schwach an Vernunft, um das höchste Wesen in seiner Einheit und als etwas Übersinnliches zu denken, stellt der Mensch hier die Kräfte der Natur (daher Abgötterei oft Naturdienst genannt wird) und Alles, was ihm besonders wichtig ist, unter Bildern dar, denen er die höchste Ehrfurcht beweist. Diese Wahrnehmung können wir bei allen auf einer noch niedern Stufe der geistigen Ausbildung stehenden Völkern machen. Ein solcher Abgott war das goldene Kalb der Israeliten in der Wüste, der Apis bei den Ägyptern. Die unterste Stufe ist der Fetischismus (s. d.). Hierher zu rechnen sind auch Sabäismus (s. d.), Zoolatrie (s. d.) und Anthropolatrie (s. d.).

Abgottsschlange, s. Riesenschlange.

Abguß, Abgüsse. Unter Abguß versteht man eine Abformung von ganz- oder halberhabenen (Relief-) Gegenständen nach der Natur oder nach Kunstwerken in einer anfänglich weichen und bildsamen, plastischen, darnach aber erstarrenden und festwerdenden Masse. Am häu-

figsten wird hierzu Gyps genommen; außerdem jedoch noch gar mancher andere Stoff, z. B. Weichmetalle, wie Schwefel und Selen, dann Blei, Kupfer, Bronze, Eisen, obgleich man den Guß mit Hartmetallen nicht gern in die Allgemeinrubrik der Abgüsse bringt, endlich Glasfluß, Thon, Wachs, Harze, Asphalt u. s. w. Selbst Salpeter wird dazu mit Glück verwendet, wie die schwed. Salpeterthaler bezeugen. Bei dem Abguß muß zuerst eine Form, die Mutterform, gegossen werden, welche alle Stellen vertieft ausweist, die der Abguß erhaben bekommen soll, und umgekehrt. Bei Gypsabgüssen besteht diese Mutterform oder Matrize wieder aus Gips oder Thon. Bei feinern Güssen, z. B. von Medaillen, Münzen, Gemmen u. dgl., nimmt man Schwefel, der sich vortrefflich eignet, weil er ohne Druck auch die geringsten Vertiefungen ausfüllt, freilich aber, nachdem er erkaltet, sehr leicht in der Form zerbricht. Wenn der Abguß einer ganzen Gestalt beabsichtigt wird, so sind natürlich Formen aus mehren Stücken dazu nothwendig. Da diese niemals vollkommen genau aneinander schließen, so führt ihre Anwendung den Übelstand mit sich, daß am erhaltenen Abgusse Näthe entstehen, schmale erhöhte Streifen, welche weggeschabt werden müssen, um die Harmonie des Abgusses nicht zu stören. Da jedoch dieses Wegschaben sehr leicht eine Verunglimpfung des Kunstwerks nachsichzieht, so läßt man bei antiken Bildwerken und überall da, wo auch der kleinste Wegputz die edle Form beeinträchtigen könnte, die Näthe meistens stehen. Bei allen nicht besonders werthvollen Abgüssen, namentlich bei Ornamenten, werden sie immer entfernt. Gypsabgüsse können durch Behandlung mit Milch, Öl und Firnissen ein marmorähnliches Ansehen erhalten; auch lassen sich dieselben durch Auflichten mit Musivgold bronziren, und mit Metallseifen beliebig färben. Eine vortreffliche Sammlung von Gypsabgüssen, mit welcher nur noch wenige in Italien, Paris und Berlin zu wetteifern vermögen, befindet sich in Dresden. Dieselbe ist von Mengs nach Antiken veranstaltet. Abgüsse in weichen Metallen und ähnlichen Stoffen kommen nur im Kleinen und als Spielerei vor und haben selten wirklichen Kunstwerth.

Abhärtung nennt man in der Physiologie diejenige Nachwirkung der Gewöhnung an gewisse äußere Einwirkungen, wodurch der menschliche Körper fester, widerstandsfähiger, in seinen Geweben derber wird. Die Organe, welche der Wechselwirkung mit der Außenwelt am meisten ausgesetzt sind, werden auch am meisten abgehärtet, daher vorzüglich die Haut, nächstdem die Muskeln, die Sinneswerkzeuge, der Magen u. s. w. Die Diätetik, die Erziehung und Heilkunde bedienen sich der Abhärtung, besonders um dem Körper gegen nachtheilige äußere Einwirkungen in sich selbst einen Schutz zu gewähren, um seine Muskel- und Sinneskräfte zu erhöhen und seine Nervenempfindlichkeit zu mindern. So ist die Abhärtung ein wichtiges Schutz- und Heilmittel gegen eine Menge von Nervenkrankheiten, besonders gegen Nervenschmerzen, Erkältbarkeit, Hypochondrie, Hysterie, Veitstanz, Rückenmarksreizung u. s. w.; ferner gegen Anlage zu Katarrhen und Rheumatismen, zu Hämorrhoiden, Skropheln, Bleichsucht u. s. w. Die Hauptmittel der abhärtenden Behandlung sind: Kälte (besonders kalte, frische, reine Luft, Bergluft, Morgenspaziergänge, kalte Klimate u. s. w.), kaltes Wasser (als Waschungen, Fluß- und Seebäder, Regen- und Wellenbäder, Douchen u. s. w.), leichte Kleidung, Körperbewegung, namentlich systematisch geregeltes Turnen, Fechten, Reiten u. s. w., dabei grobe, einfache Hausmanns- und Bauernkost (zur Abhärtung des Magens), hartes Nachtlager, Gewöhnung an Licht, Lärm, Tumult, Schmerz, Hunger, Durst (zur Abhärtung der Sinnes- und Gefühlsnerven) u. s. w. Viele Völker, besonders älterer Zeit, härteten ihre Kinder von früher Kindheit an ab, um sie geistig und körperlich tüchtig zu erhalten: durch Eintauchen in kaltes Wasser, durch Entbehrungen und Anstrengungen verschiedener Art. Bekannt ist in dieser Hinsicht die spartanische Erziehung. Nach Tacitus badeten die alten Deutschen im Winter zwischen dem Eise. Die Russen taufen noch heute ihre Kinder in dem Wasser des zugefrorenen Flusses. Von neuern Heilmethoden ist die des Vincenz Prießnitz, sowie Mahner's „Urhygieine" wesentlich auf Abhärtung begründet, und entspringen aus einer Reaction gegen die bis dahin ziemlich allgemein herrschend gewesene Verweichlichung, besonders der mittlern und höhern Stände. Die Abhärtung kann aber leicht übertrieben werden und Schaden bringen. Personen mit wirklichen organischen Nerven-, Hirn- und Herzkrankheiten, zarte Kinder und Frauen, Greise mit starren Fasern, ausgebildet Bleich- und Schwindsüchtige u. s. w. muß man nicht abhärtenden Curen unterwerfen. Auch da, wo solche bisweilen Nutzen schaffen, z. B. bei der Anlage zu Erkältungen und Gelenkleiden, sogenannten Gichtleiden, schadet eine zu rasch, zu übereilt und gewaltsam begonnene Abhärtungscur leicht sehr bedeutend und auf Zeitlebens. Die geistige Abhärtung ist das Grab der Gemüthlichkeit und zarten Empfindung, gerade so wie die abgehärtete Fingerhaut dem Schmied, der glühendes Eisen angreifen kann, nicht erlaubt, die Nähnadel

zu führen. Daher muß die Erziehung wie die ärztliche Behandlung in jedem Einzelfalle wohl erwägen, ob die persönlichen und Standesverhältnisse und sonstige Eigenthümlichkeiten eines Individuums einen bestimmten Grad oder eine besondere Art der Abhärtung erlauben, oder ob nicht gewisse Organe desselben vielmehr weich und zartempfindend erhalten werden müssen.

Ab hodierno, d. h. vom heutigen Tage an.

Abholzen nennt man in der Forstcultur das Fällen des Holzes in bestimmten Schlägen, welche völlig geräumt werden, sodaß sämmtliche Bäume fallen. Ebenso versteht man darunter die Reinigung eines bebuschten Landstrichs von Sträuchern und Gestrüpp. Der befreite Raum wird Abraum genannt, und das darauf geschlagene Holz auch Abholz. Doch wird der letztere Ausdruck lieber von dem Abfallholz gebraucht, welches man vom guten Holze scheidet, sowie von dem kleinen Reisholz. Als **abholzig** bezeichnet man auch einen Baum, der plötzlich auffallend dünner wird, also einen zu stark kegelförmigen Stamm treibt.

Abhorrers. Eine der mehrfachen Bezeichnungen, welche den großen engl. Parteinamen Tories und Whigs (s. d.) vorausgingen. Sie kam unter der Regierung Karl's II. auf und wurde den Royalisten und Hochkirchenmännern beigelegt, welche erklärten, daß sie die Grundsätze der Opposition und der Dissenters verabscheuten. Besonders gelangte der Ausdruck bei Gelegenheit des Kampfes um die Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge in Gebrauch.

Abia, auch Abiam, König von Juda, Sohn des Rehabeam und Enkel des Salomo, regierte drei Jahre (957—955 v. Chr.) mit Jerobeam in Israel, und lebte mit demselben in dauerndem Kriege. Die ältern Berichte im 1. Buch der Könige stellen ihn als einen dem Jehovadienste nicht sehr ergebenen Herrscher hin, der mehr in die Fußstapfen seines abgöttischen Vaters getreten sei, während die Chronik im 2. Buch ihn als treuen Verehrer des Levitenthums bezeichnet.

Abibo, ein Märtyrer, dessen Leichnam zu Jerusalem zur Zeit des Fürsten Honorius aufgefunden wurde. Sein Jahrestag ist der 3. Aug. Ein anderer ist der Syrer **Abibus**, welcher unter dem röm. Kaiser Licinius den Märtyrertod starb. Sein Gedächtniß ist der 15. Nov.

Abigail, Gattin eines reichen Heerdenbesitzers, Nabal, zu Karmel, die sich bei David durch Geschenke und kluge Reden so zu empfehlen wußte, daß er sie nach dem Tode ihres Mannes in seinen Harem aufnahm. Er erzeugte mit ihr den Chileas. Auch eine Schwester David's führte diesen Namen.

Abildgaard ist der Name einer in Dänemark berühmten Familie. **Abildgaard** (Sören), gest. 1791, lieferte genaue Zeichnungen verschiedener Denkmäler des nordischen Alterthums, indem er in dieser Hinsicht auf öffentliche Kosten Dänemark bereiste. — Sein ältester Sohn, Peter Christian **Abildgaard**, gest. 1810, war Stifter der Veterinairschule zu Kopenhagen, sowie der Naturhistorischen Gesellschaft daselbst. Mehre seiner Schriften finden sich in den Sammlungen dieser Gesellschaft, und in den der Königl. dän. Gesellschaft der Wissenschaften. — Sein jüngerer Bruder, Nicolai Abraham **Abildgaard**, geb. zu Kopenhagen 1744, gest. daselbst 4. Juni 1809 als Director und Professor der Kunstakademie, war ein Maler von seltenen Geistesgaben und besonderer Kraft in der Ausführung seiner phantasiereichen, originellen Ideen. Ein fünfjähriger Aufenthalt in Italien vollendete seine künstlerische Bildung. In den Schöpfungen seiner fruchtbaren Phantasie spricht sich oft eine düstere, wiewol immer große und feierliche Natur aus, doch zeigt sich in seinen zahlreichen historischen Gemälden ein heiter-erhabener Stil; vorzüglich ausgezeichnet war er im Colorit. Von der bedeutenden Zahl seiner großen historischen Gemälde im Residenzschlosse Christiansburg wurden beim Brande 1794 nur wenige gerettet, doch sind von ihm in und außer Kopenhagen noch viele zum Theil größere Bilder vorhanden. Seine Bibliothek wurde für die königl. Kunstakademie angekauft. Unter seinen Schülern steht Thorwaldsen obenan.

Abimelech, Name eines philistäischen Königs zu Gerar (vielleicht der philistäischen Könige überhaupt, wie Pharao der ägypt. Könige), in dessen Gebiet Abraham nach der Zerstörung von Sodom zog. A. raubte dem Abraham, im Wahne, es sei seine Schwester, seine Gattin Sara, gab sie aber auf Jehova's Befehl unberührt dem Abraham zurück, nebst reichen Gaben und der Erlaubniß, in seinem Reiche zu wohnen, wo es ihm beliebte (1 Mos. 20). — Auch mehre Israeliten führen diesen Namen. Besonders zu erwähnen ist **Abimelech**, der uneheliche Sohn des Richters Gideon, der sich von den Sichemiten zum König über Israel wählen ließ. Im dritten Jahre seiner Herrschaft entstand jedoch, da er eben auf einem Feldzuge abwesend war, unter den Sichemiten selbst eine Meuterei gegen ihn. Er rückte feindlich gegen die Stadt an, eroberte sie und ließ die wehrhaften Einwohner niedermachen. Dann zog er gegen das etwo

drei M. davon entlegene Thebez, das ihm ebenfalls den Gehorsam versagte, wurde aber, indem er den Angriff auf die Stadt leitete, durch einen Steinwurf getödtet.

Ab initio, d. h. vom Anfang an.

Ab instantia freisprechen, diejenige Art der Freisprechung, wo der wider den Angeklagten erhobene Verdacht nicht als gänzlich beseitigt erachtet wird, mithin die Untersuchung eintretendenfalls wieder aufgenommen werden kann. Ein solches Urtheil wird auch Entbindung von der Instanz genannt. (S. **Freisprechung**.)

Ab intestato, d. h. ohne daß ein Testament vorhanden ist. Wer ab intestato stirbt, hat kein Testament hinterlassen; Derjenige, welcher erbt ab intestato, erbt, ohne daß er durch ein Testament zum Erben berufen ist. (S. **Erbrecht**.)

Abiponer, ein berittener Kriegerstamm der Indianer von etwa 5000 Köpfen, zwischen 28° und 30° s. B., am Ufer des Plata. Die Männer sind hoher Statur, gute Schwimmer und lieben das Tattowiren. Ihr Anführer im Kriege ist auch Richter im Frieden. Jagd und Fischfang geben ihnen Nahrung; lange Lanzen und Pfeile mit eisernen Spitzen sind ihre Waffen. Während der Regenmonate zieht der ganze Stamm entweder nach den Inseln des Platastroms oder baut sich Hütten in den Baumgipfeln. Wir besitzen eine ausführliche Beschreibung des Thuns und Treibens dieses Völkchens, das als Repräsentant der sonst wenig bekannten südindianischen Reiterstämme dienen kann, in Dobrizhofer's „Geschichte der A." (3 Bde., Wien 1783).

Abirrung des Lichts oder **Aberration** nennt man den Abstand des Orts, an welchem wir einen Stern am Himmel erblicken, von demjenigen, an welchem er uns erscheinen würde, wenn entweder die Erde stillstände oder das Licht zu seiner Fortpflanzung von einem Punkte zum andern gar keine Zeit brauchte. Beide Ursachen, die Bewegung der Erde um die Sonne und die Fortpflanzung des Lichts, bewirken vereint, daß wir, um einen Stern im Fernrohre zu sehen, das letztere in eine Lage bringen müssen, welche mit der nach dem wahren Orte des Sterns gehenden Richtung einen kleinen Winkel bildet, und zwar müssen wir es in derselben Richtung, in welcher die Erde sich bewegt, weiter vorwärts neigen. Jener Winkel aber ist desto kleiner, je größer die Geschwindigkeit des Lichts, das in einer Sec. 42000 M. zurücklegt, im Vergleiche zur Geschwindigkeit der Erde ist, welche sich ungefähr 10000 mal langsamer bewegt, und beträgt höchstens 20 Sec. Daraus folgt, daß der scheinbare Ort eines Sterns um den wahren einen kleinen Kreis oder vielmehr eine Ellipse beschreibt, deren große Achse 40 Sec. beträgt. Diese scheinbare Bewegung dauert so lange als die Bewegung der Erde um die Sonne, d. h. gerade ein Jahr; nach Ablauf desselben erscheint der Stern genau wieder an demselben Orte als zu Anfang des Jahres. Die Abirrung des Lichts wurde 1727 von dem engl. Astronomen Bradley entdeckt, der bei dem Versuche, die Parallaxe mehrer Fixsterne zu bestimmen, scheinbare Ortsveränderungen bemerkte, die auf keine andere als die eben angegebene Art erklärt werden konnten. Übrigens liefert die Abirrung des Lichts einen neuen Beweis für die Bewegung der Erde um die Sonne, und bestätigt zugleich die vom dän. Astronomen Römer aufgefundene Geschwindigkeit des Lichts. Eine erschöpfende Theorie der Abirrung des Lichts lieferte Bessel.

Abiturient, auf gelehrten Schulen Derjenige, welcher im Begriffe steht, abzugehen. — **Abiturientenexamen**, s. **Maturitätsprüfung**.

Abjudication, **abjudiciren**, so viel als durch ein gerichtliches Urtheil etwas aberkennen; das Gegentheil ist Adjudication.

Abjuration, d. h. Abschwörung. Im engl. Rechte kommt seit Wilhelm III. ein besonderer Abschwörungseid (Oath of abjuration) vor, der von Beamten zu leisten ist, und sich auf die Anerkennung der staatsrechtlich festgestellten Erbfolge in der Regierung bezieht. Der den Eid Leistende muß hierin zugleich abschwören, daß er den Nachkommen des Prätendenten (der Stuarts) keinen Vorschub leisten will.

Abklären nennt man in der technischen Chemie die letzte Ausscheidung fremdartiger Substanzen aus einer gegohrenen Flüssigkeit. Hauptsächlich wird dieser Ausdruck aber von dem Biere gebraucht, wenn es entweder durch zu frühen Verbrauch, oder weil es überhaupt nicht gehörig gebraut war, durch künstliche Mittel klar gemacht werden muß. Zum Abklären nimmt man gewöhnlich eine Auflösung von Hausenblase oder eine Abkochung von Kalbsfüßen. Man weicht 1 Loth Hausenblase zur Klärung von 5 Tonnen Bier in 1 Quart Wasser 24 St. lang ein, löst diese dann in schwachem Branntwein bei gelinder Wärme auf, schlägt die gallertartige Masse durch ein Sieb, setzt sie dem Biere zu und vermengt sie mit demselben. Nach 12—24 St. ist das Bier klar; es hat sich ein Niederschlag von Gallert und den das Bier trü-

benden Theilen gebildet, und dasselbe kann nunmehr abgezogen werden. Bei richtig gebrauten Bieren ist ein Abklären nicht nöthig; die Operation geschieht auch meistens nur auf Kosten des Kohlensäuregehalts im Biere. Bei dem Weine wird die gleiche Operation schönen genannt. — In der Haushaltung versteht man unter **Abklärung** das Reinkochen von Fruchtsäften, eingemachten Zuckergelées oder Marmeladen, von Syrup u. dgl. Auch bei der Reinigung von flüssigen Fetten wird dieser Ausdruck gebraucht.

Abklatsch, s. Clichiren.

Abköpfen, auch Köpfen, Kröpfen, Kappen, Abkappen und Ablauben, ist eine Arbeit der Forstcultur, welche darin besteht, daß die Krone eines Baums abgehauen oder abgeschnitten wird um als Brennmaterial zu dienen. Solche Bäume nennt man Kopfhölzer, und es kann deren Schlagbetrieb ein ganz regelmäßiger und selbst lucrativer sein. Zu Kopfholz wählt man am liebsten Weiden und Pappeln, sodann Ellern, Erlen, Ulmen, auch Eichen und Maulbeerbäume. Die erstern werden zu dem Ende gewöhnlich längs der Wässer, oder auch in feuchte Wiesen und Brüche in Reihen gepflanzt und als Hochstämme gezogen. Sobald sie eine hinreichend starke Krone gebildet haben, werden sämmtliche Äste derselben dicht am Stamm mit dem Beil oder der Säge abgeschnitten. Der Baum schlägt von neuem aus, und wird solchergestalt nunmehr alle 3—4 J. im Frühjahr ausgenutzt. Nach und nach bildet sich von den vielen Narben und Aststummeln ein dicker Wulst, der Kopf, daher man auch dies Verfahren Kopfholzbetrieb nennt. Es kann dasselbe sehr schöne Erträge gewähren, zumal es fast gar keinen Aufwand verursacht, und stets als Neben- oder Zwischennutzung betrachtet werden muß. Bei Eichbäumen und Ulmen kommt das Abköpfen nur dann in Anwendung, wenn einzelne Exemplare derselben in freiem Feld vertheilt stehen, und nicht gut anders auszunutzen sind.

Abkühlung ist eine Operation, durch welche man einem Körper Wärme entzieht, und dies geschieht in der Regel durch Berührung mit einem kältern Körper. Man kann sich dazu, je nach den Umständen, verschiedener Apparate und verschiedener kälteerregender Mittel bedienen. (S. Destillation, Kältemischung, Specifische Wärme.) In medic. Hinsicht geschieht die Abkühlung durch Herabsetzen der Eigenwärme des menschlichen oder thierischen Körpers, durch Abkühlungsmittel. (S. Kühlende Mittel und Erkältung.)

Abkürzungen, s. Abbreviaturen.

Ablactiren, oder ansaugen, einsaugen, nennt man eine Art der Obstbaumveredlung. Man setzt einen veredelten und einen wilden Baum dicht nebeneinander, und sucht dann den Stamm des Wildlings mit einem Zweige des veredelten Baums durch einen Einschnitt zu verbinden. Die Stelle, wo diese Verbindung stattfindet, wird mit Baumwachs umlegt. Nachdem eine vollkommene Verwachsung stattgefunden hat, wird der veredelte Zweig vom Mutterstamm getrennt. Obgleich sich diese Veredlungsart unter gegebenen Verhältnissen bei Obstbäumen sehr wohl eignet, so wird sie doch weit mehr nur bei Topfgewächsen und Ziersträuchern ausgeführt. Sie kann zu jeder Jahreszeit vorgenommen werden.

Ablaß oder **Indulgenz** bezeichnet gewöhnlich den Erlaß einer auferlegten Kirchenstrafe. Es liegt in der Natur der gesellschaftlichen Verhältnisse, daß ein solcher Erlaß ebenso zeitig eintrat als die kirchliche Strafthätigkeit überhaupt. Schon im Neuen Testament finden sich Spuren eines solchen Straferlasses (vgl. 1 Kor. 5, 5 mit 2 Kor. 2, 6). Der tiefe Sittenernst der ersten christl. Jahrhunderte ließ zwar weniger die Bereitwilligkeit aufkommen, namentlich die Strafen größerer Sünden zu erlassen, und Verbrechen wie Blutschänderei, Mord und Götzendienst ließen in vielen Theilen der Kirche (besonders in der afrik.) gar keinen Erlaß der Strafen zu. Indeß machte auch die lebendigere Sittlichkeit der ersten Christen die Verbrechen, an die Verhältnisse der damaligen Zeit gehalten, im Ganzen weniger häufig. Zudem bestand wol die Verirrung vorzugsweise nur in dem Abfall von der reinen Lehre der „katholischen“ Kirche, welche sich, im Gegensatze zu willkürlichen Entstellungen des Urchristenthums und der öffentlichen Meinung der Christen, allmälig herausarbeitete. Erst mit der Vermehrung der Christenanzahl und mit der Abschwächung des streng sittlichen Ernstes mehrte sich auch die Veranlassung milderer Beurtheilung und ebenso die Bereitwilligkeit zu derselben, wenn auch zum Theil unter dem heftigsten Gegensatze der strenger Gesinnten, sowol Einzelner als ganzer Secten, wie der Novatianer, der Donatisten u. A. Zeugniß für diese eintretende Geneigtheit der Milde legt nicht nur die schon im 3. Jahrh. sehr weit verbreitete Meinung ab, daß Confessores, zum Tode muthige Bekenner Christi, in den Verfolgungen der ersten Jahrhunderte, das Recht besitzen, aus eigener Machtvollkommenheit Sündern die kirchl. Strafen zu erlassen, sondern mehr noch die seit dem Ende des 3. Jahrh. festgestellte Bußordnung selbst, welche, obgleich es

gewisse Reihenfolge der Strafe vor Wiederaufnahme des Sünders in die Kirchengemeinschaft feststellend, dennoch ein Ergebniß des Strebens war, nach Kräften die Pforten der Kirche dem reuigen Sünder zu öffnen. Auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa (325) wurde den Bischöfen ausdrücklich erlaubt, Abgefallenen einen Theil ihrer Büßungsjahre zu erlassen, wenn sie durch Reue und gute Werke Zeichen ihrer aufrichtigen Besserung gegeben zu haben schienen. Aber nach Unterdrückung der strengern Sekten und nach Ableitung der eine ernstere Disciplin von der Kirche Fodernden in das auch kirchlich gebilligte Mönchthum seit dem 4. Jahrh., stellte sich eine immer häufigere Übung des Ablasses ein. Die Übertragung des christl. Mittelpunkts von dem absterbenden röm. Volk auf das neuerstehende kräftige Germanenvolk begünstigte ebenfalls die Ausbildung des Ablasses insofern, als die Sitte, Geld für Erlaß der Kirchenstrafen zu nehmen, seit dem 9. Jahrh. sich einfand. Die altgerm. Sitte der Übertragung der Strafe auf Andere (permutatio), das Wergeld, welches nach heidnisch-germ. Weise fast für jedes Verbrechen bezahlt werden konnte, und je nach Würde der Person und Bedeutung des Verbrechens selbst höher oder geringer abgeschätzt wurde, konnte von der Kirche um so weniger gänzlich beseitigt werden, je tiefer es im Bewußtsein d. Volks wurzelte, je mehr sich die Verbrechen unter den rohen Germanen häuften, je laxer die Sittendisciplin überhaupt gehandhabt ward und je vortheilhafter und bequemer die Zulassung insbesondere eines Geldäquivalents der Kirche im Allgemeinen erscheinen mußte. Die namentlich von England aus seit dem 10. Jahrh. sehr verschärften Kirchenstrafen konnten bei der Unmöglichkeit ihrer vollen und steten Ausführung jene Milderung durch Geld und andere ähnliche Leistungen nur unterstützen. Die Veräußerlichung der christl. Kirchenorganisation zur allmälig sich ausbildenden Hierarchie, und die damit zusammenhängende Benöthigung größern Ansehens und größerer Geldsummen für die Häupter der Kirche, führten nothgedrungen zu demselben Ziele. Namentlich wurde Jedem, der zum Bau oder zur Wiederherstellung einer Kirche eine gewisse Geldsumme steuerte, der dritte oder vierte Theil der kirchl. Buße erlassen, und viele Kirchen des 10. und 11. Jahrh., wo man in großer Allgemeinheit das Herannahen des Jüngsten Tages erwartete und durch Geldspenden an die Kirche sich beeilte, eine Stufe im Himmel sich zu bauen, sind auf diese Weise entstanden. Im 11. Jahrh. erscheint unter Papst Alexander II. auch der Name: Ablaß (indulgentia). Das Bedürfniß, zur Theilnahme an den Kreuzzügen zu ermuntern, verkündete besonders seit dem Concil zu Clermont (1095—96) den Kreuzfahrern oder Denen, welche durch Geld das heilige Unternehmen fördern würden, für ihre eigene Person und selbst für todte oder lebendige Anverwandte entweder gänzlichen oder theilweisen Erlaß der kanon. und selbst göttlichen Strafen (vollkommenen und unvollkommenen Ablaß). Die Anwendung dieses Reizmittels reichte über das Ende der Kreuzzüge in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. weit hinaus. Man hatte sich gewöhnt, den Sündenerlaß immer leichter zu nehmen: man gewährte ihn selbst für das Besuchen einer gewissen Kirche an gewissen Tagen, für das Anhören einer Predigt, z. B. in Gegenwart eines Fürsten, den der Papst aus gewissen Interessen schmeicheln wollte, und dehnte ihn sogar bis dahin aus, daß man durch gewisse fromme Leistungen auch Ablaß für zukünftige Sünden, sowie für die im Fegefeuer Leidenden erwerben konnte. Theils die immer schreiender hervortretenden Misbräuche in der Handhabung des Ablasses, theils hierarchisches Interesse bestimmten zwar Papst Innocenz III. 1215, die Bischöfe in der Übung des Ablasses zu beschränken, und der vollkommene Ablaß (indulgentiae plenariae) wurde allmälig dem röm. Bischofe vorbehalten. Aber desto rücksichtsloser übte dafür Rom selbst dieses Ablaßwesen, das allmälig zur Besteuerung der Christenheit ausartete, wie denn z. B. auf dem Reichstage zu Nürnberg 1466 ein Ablaß vorgeschlagen wurde, um Geld zum Türkenkriege aufzubringen. Dazu beeilte sich die scholastische Wissenschaft, den kirchl. Ablaßgebrauch auch theoretisch zu begründen. Alexander von Hales (gest. 1245) und Thomas von Aquino (gest. 1274) machten darauf aufmerksam, daß Christus, Maria und die Heiligen sich überschüssige Verdienste vor Gott erworben und diesen „unendlichen" Schatz überflüssiger guter Werke (opera supererogationis) der Kirche zur Übertragung an Solche überlassen hätten, welche innerlich und äußerlich von der Kirche für dieser Gnade würdig erachtet würden. Diesen Glaubenssatz bestätigte Clemens VI. in der Mitte des 14. Jahrh., indem er als den Verwalter dieses Schatzes den Apostel Petrus, als Schlüsselträger des Himmels, und dessen Nachfolger, die röm. Bischöfe, bezeichnete. Allein die Entartung wurde dadurch nur beschleunigt.

Der furchtbare Hohn auf jede wahre Sittlichkeit, mit dem Leo X. 1514 und 1516 angeblich zur Führung eines Türkenkriegs, zum Bau der Peterskirche zu Rom und zur Bestreitung

seines und seiner Verwandten Hofluxus den Ablaß verpachtete (s. Tezel), und fast ganz Europa brandschatzen ließ, wurde einer der Hauptanstöße der deutschen und schweiz. **Reformation**, nachdem schon Jahrhunderte vorher einzelne erleuchtete und sittlich tiefer bewegte Männer, z. B. Abälard (gest. 1142), der Franciscanerprediger Berthold im 13. Jahrh., Wiclef, Huß (gest. 1415) u. A., wenigstens insofern nicht vergebens dagegen geeifert hatten, als die öffentliche Meinung zum Theil durch sie vorbereitet genug war, um mit ihren besten und sittlichsten Männern dem Kampfe Luther's gegen die Sünde der Ablaßkrämerei laut oder im Stillen Beifall spenden zu können. Es war daher die Aufgabe der zu Trient seit 1545 versammelten Kirchenväter, diese Misbräuche öffentlich zu misbilligen, damit nicht als Dogma der Kirche erscheine, was nur durch Misbrauch eingerissen. Das Concilium foderte zuvörderst die Herstellung der öffentlichen Buße für öffentliche Sünden mit folgenden Worten: „Der Apostel (Paulus an den Timotheus) verordnet, daß man Jeden, der öffentlich gesündigt hat, öffentlich mit Verweisen belege. Wenn also von Jemand ein Verbrechen im Angesichte Vieler begangen ist, von dem nicht zu zweifeln, daß dadurch Andern ein böses Beispiel gegeben worden, so soll Diesem eine seinem Vergehen angemessene öffentliche Buße auferlegt werden, damit er Diejenigen, welche er durch sein böses Beispiel zu böser Gesittung aufgefodert hat, durch das Zeugniß seiner Besserung auf den rechten Weg zurückrufe. Der Bischof kann aber diese öffentliche Buße in eine geheime verwandeln, wenn er dies zweckmäßiger findet." Über den Ablaß selbst erließ das Concilium in seiner letzten Sitzung den Beschluß: „Da die Macht, Ablässe zu ertheilen, der Kirche von Christus verliehen ist, und sie diese ihr göttlich ertheilte Gewalt schon zu den ältesten Zeiten ausgeübt hat, so lehrt und verordnet die Heilige Synode, daß der dem christl. Volke sehr heilsame und durch das Ansehen heil. Concilien bestätigte Gebrauch der Ablässe in der Kirche beizubehalten sei, und belegt Solche mit dem Anathema, welche sie entweder für unnütz erklären, oder daß selbe zu ertheilen in der Kirche die Gewalt sei bestreiten. Sie will jedoch, daß in Ertheilung der Ablässe, nach der alten und in der Kirche bewährten Gewohnheit, Ziel und Maß gehalten werde, damit die kirchliche Disciplin durch zu große Leichtfertigkeit nicht entkräftet werde. Da die Kirche aber will, daß die hier eingeschlichenen Misbräuche, durch deren Gelegenheit dieser erhabene Name der Ablässe von den Irrlehrern beschimpft wird, abgestellt und verbessert werden, so verordnet sie durch gegenwärtiges Decret allgemein, daß alle die schändlichen, hier vorkommenden Geldgewinnste, aus denen beim christl. Volke die mehrsten Ursachen der Misbräuche entstanden sind, gänzlich aufgehoben werden. Da aber die übrigen Misbräuche, welche aus Aberglauben, Unwissenheit, Unehrerbietigkeit, oder wo sonst immer her entstanden sind, wegen der verschiedenartigen Verderbnisse der Orte und Provinzen, wobei sie vorkommen, nicht füglich speciell hier verboten werden können, befiehlt die Synode allen Bischöfen, daß sie, ein jeder, dergleichen Misbräuche ihrer Kirche fleißig sammeln und in der ersten Provinzialsynode vorbringen, damit sie auch durch der andern Bischöfe Urtheil für Misbräuche anerkannt, sofort dem obersten Bischofe zu Rom vorgetragen werden, nach dessen Ansehen und Weisheit, was der allgemeinen Kirche angemessen ist, bestimmt werden soll, sodaß das Amt der heiligen Ablässe fromm, heilig und unverdorben für alle Gläubige verwaltet werde."

Ein großer Theil der kath. Kirche legt zwar Dem, was von dem Concilium nur disciplinarisch aufgestellt worden ist, keine bindende Kraft bei. Aber die moralische Macht der Reformation und der mit ihr zusammenhängende Umschwung der Zeit hat dennoch thatsächlich jene von der Kirche als solcher nie gebilligten Misstände auch in der kath. Kirche beseitigt, während der durchgängige Verfall der Disciplinargewalt in der protest. Kirche keine Gelegenheit darbot, hier die Lehre von Erlaß der Kirchenstrafen theoretisch und praktisch näher zu entwickeln. Jedenfalls liegt dem Ablaßwesen, abgesehen von dem gänzlich unbrauchbaren Dogma der überschüssigen Verdienste, die tief berechtigte, täglich verwirklichte Idee zu Grunde, daß fremdes Verdienst bei vorhandener innerer Verwandtschaft, vor Allem bei Sündenernst, Reue und frommer Hingabe, auf Andere übertragen werden und den Erlaß eines gewissen äußern Thuns und Leidens rechtfertigen könne; aber die Handhabung und Aufnahme dieses Zugeständnisses ist nothwendig mit so vielen tiefgreifenden zarten Rücksichten des sittlichen Ernstes verbunden, daß gerade sie zu den schwierigsten Aufgaben gehört, und bei Veräußerlichung der Kirche überhaupt unvermeidbar einen furchtbaren Schaden nehmen und anrichten mußte. In Erinnerung an einst bewilligten päpstlichen Ablaß oder zum Andenken an erlassene ehemaligen Lasten, Frohnen u. s. w. werden an manchen Orten noch Freudenfeste gefeiert, die gleichfalls mit dem Namen **Ablaß** bezeichnet werden.

Ablativ ist der Name eines Casus in der Declination der Nomina. Den verschiedenen

Beziehungen, in denen der Ablativ mit und ohne Präpositionen gebraucht wird, liegt der Begriff eines Raumverhältnisses zu Grunde, zur Bezeichnung des Woher? oder Wo? In der engsten Verbindung damit steht der Gebrauch desselben zur Bezeichnung der Zeitverhältnisse Wann? oder Während. Aus dieser Grundbedeutung entwickelt sich dann die der Ursache und des Mittels und Werkzeuges, sowie der Art und Weise und der Beschaffenheit. Nur in wenigen Sprachen der indogermanischen Sprachfamilie wird dieser Casus durch eine besondere Form bezeichnet, so im Sanskrit, Lateinischen und Altslawischen; die meisten andern gebrauchen dafür den Genitiv und Dativ mit oder ohne Präposition, so das Griechische und sämmtliche german. und roman. Sprachen. Der symbolische Buchstabe, der die Form des Ablativs charakterisirt, ist d, findet sich jedoch nur im Singular, und auch hier nur in einzelnen Fällen, so im Sanskrit, Zend und ältesten Lateinischen, in andern ist er mit Genitiv oder Dativ gleichlautend; im Plural fällt der Ablativ der Form nach stets mit dem Dativ zusammen.

Ablaut bezeichnet in der Grammatik ein namentlich allen deutschen Sprachen eigenes Verhältniß der Vocalabwechselung. Zufolge bestimmter, in den innersten Bau unserer Sprache verflochtener Gesetze, lösen in Verbal- und Nominalbildungen, ohne daß dazu eine auf der Endung beruhende Veranlassung nöthig wäre, Vocallaute sich einander ab, z. B. binden, Band, Bund; trinken, Trank, Trunk. Der Ablaut tritt besonders in der Conjugation im Präteritum, und Particip hervor, z. B. gehen, ging, gegangen; fallen, fiel; laufen, lief; schaffen, schuf u. s. w. Die Ablautung ist eine Hauptschönheit unserer Sprache, eine mit ihrem Alterthume und ihrer ganzen Einrichtung tief verbundene Eigenschaft, die zwar auch in andern indogerman. Sprachen, z. B. dem Griechischen und Lateinischen, in ähnlichen Erscheinungen, aber nicht mit so durchgreifender Consequenz auftritt.

Ablegat (Abgesandter) so viel als Legat (s. d.).

Ableger heißt bei dem Weinbau das Einlegen von Zweigen eines Wurzelstocks in die Erde zum Behuf der Bildung eines neuen Stammes. In der Gärtnerei wie in der Forstwirthschaft versteht man darunter überhaupt ein jedes Reis oder Zweig, welcher, in die Erde gepflanzt, darin Wurzel schlagen soll. Nicht zu verwechseln ist mit dem Ableger der Absenker (s. d.). — In der Bienenzucht heißt Ableger ein jeder neue Stock, welchen man bildet, indem man Bruttafeln aus überfüllten alten Stöcken in neue, leere Körbe bringt, und einen schwachen Schwarm dazu übersiedelt.

Ableitung heißt in der Grammatik die zwischen Wurzel und Flexion eingeschaltete, an sich selbst dunkele Mehrung des Wortes, kraft welcher der Begriff der Wurzel weiter geleitet und bestimmt wird, z. B. Fisch-er, Trif-t, thör-icht. Wenngleich bisweilen Zusammensetzungen, besonders in Volksmundarten, den Schein von abgeleiteten Worten annehmen können (wie z. B. Viertel für Viertheil, Wingert für altdeutsch Wingart, u. s. w.): so ist doch die Ableitung von der Zusammensetzung, einem zweiten Factor der Wortbildung, streng unterschieden, da die letztere nur lebende und deutliche Wurzeln miteinander verbindet, die erstern Glieder der Zusammensetzungen Flexionen und ähnliche Formen beibehalten können (z. B. Blätter-krone, Adelsbrief u. s. w.), endlich die Zahl der zusammenzusetzenden Worte, theoretisch genommen, eine unbeschränkte ist. Die Ableitung selbst besteht entweder aus einem bloßen Vocal, z. B. Nam-e, Härt-e, oder aus bloßen Consonanten, z. B. Trif-t, Zuch-t, Gif-t, oder aus Vocal und Consonanten, z. B. Himm-el, Reg-en, Wett-er. Sie darf höchstens eine Silbe bilden, oft bildet sie gar keine; mehrsilbige sind nur scheinbar, indem sie auf Häufung mehrer Ableitungen beruhen, z. B. heuchlerisch enthält die drei Ableitungen l, er und isch. In allen Sprachen hat jedoch die Zeit zerstörend eingewirkt, oder doch die Durchsichtigkeit der Formen getrübt, sodaß sie nur unter Zuziehung älterer Sprachgestaltungen und verwandter Sprachen in ihrer ursprünglichen Reinheit erkannt werden können. So sind im Deutschen die reinvocalischen Ableitungen meistentheils entweder ganz verschwunden, wie (z. B. Sohn, Fuß vergl. mit dem goth. sunus, fôtus), oder sie haben sich mit der Flexion und dem Geschlechtszeichen gemischt (z. B. in Güt-e, Lieb-e u. s. w.), während sie noch im Gothischen fast immer erscheinen. So sind auch viele der reinconsonantischen Ableitungen erst durch den Ausfall eines dem Consonanten vorangehenden Vocals entstanden, welcher sich in den ältern deutschen Mundarten und den verwandten Sprachen noch zeigt, z. B. Hal-m, althochdeutsch Hal-am, lat. cal-amus; Hel-d, früher Helid, Helet, u. s. w. Die Ableitungen sind entweder fühlbar und deutlich, oder das Gegentheil. Fühlbar sind z. B. die Endungen isch, ig, er, el, t, de, in närr-isch, ruh-ig, Fisch-er, Ärm-el, Zuch-t, Zier-de, weil ihr Zusammenhang mit ihren Stammworten Narr, Ruhe, Fischer, Arm, ziehen, zieren noch völlig deutlich ist und gefühlt wird. Unfühlbar und für uns völlig abgestorben ist die

Ableitung in Worten wie Hel-m, Sal-z, Grau-s, Er-de, See-le, in denen sie als wurzelhafte erscheint, und die Wurzeln selbst nur erst vom Forscher mit Hülfe der Etymologie und Sprachvergleichung ausgeschieden werden können. Allein, fühlt man auch in Flucht das t, oder in blumig das ig als die hinzutretende, die Bedeutung des Stammwortes modificirende Ableitung: so ist doch zwischen diesen beiden Fällen ein Unterschied, insofern mit der Ableitung t jetzt kein neues Wort mehr gebildet wird, während durch ig von Substantiven oder Adverbien neue Worte abgeleitet werden können. Es sind daher sehr wohl die noch beweglichen, lebendigen, fortführbaren Ableitungen von den unbeweglichen, erstarrten zu unterscheiden. Die erstern treten nur zu an und für sich deutlichen Wurzeln (z. B. in stein-ig, thör-icht, närr-isch), fügen sich auch zu bereits vorausgegangenen Ableitungen (z. B. verbrech-er-isch u. s. w.), und werden häufig und allgemein gebraucht. Bei der unverkennbaren Richtung der jüngern Sprachen, besonders der deutschen, die Ableitung aufzugeben und durch Composition zu ersetzen, kann es nicht befremden, daß nur wenige früher lebendige Ableitungen jetzt noch fortgeführt werden können, sowie einerseits, daß mehre Ableitungen durch Einschiebung unorganischer Consonanten den Anschein von Zusammensetzungen zu gewinnen suchen, z. B. lung, ling, niß u. s. w., andererseits wirkliche Zusammensetzungen, wie z. B. mit lich, sam, keit, heit, haft, bar u. a. zu bloßen Ableitungsendungen sich verallgemeinern.

Ableitung nennt man in der Heilkunde die Verminderung der Thätigkeit und des Säftereichthums in einem Organ, wenn sie dadurch hervorgebracht ward, daß ein anderes Organ in erhöhte Thätigkeit versetzt oder der Sitz eines reichlichern Säftezuflusses wurde. Man spricht von Ableitung in rein geistigen Sphären des Lebens; z. B. Turnen und Körperarbeit leitet ab von Insichversinken und Grübeln, und wird daher zum Heilmittel für Hypochondristen und Gemüthskranke. Lebhafte Körperbewegungen leiten übermäßige Empfindungen ab, daher die Zuckungen, das Schreien, Sichkrümmen, Umherspringen, und die Gesichtsverzerrungen Derer, welche Schmerzen leiden. Ein Schmerz, besonders ein lebhafterer, im System der Hautnerven erregter, leitet den Geist von der Empfindung eines andern, dumpfern oder innerlichen Schmerzes ab. Hierauf beruht hauptsächlich die Anwendung schmerzmachender Mittel in der Heilkunde als **Ableitungsmittel** (Derivantia), wozu namentlich die Hautreize (Epispastica) dienen: Senfteige und Senfspiritus, Blasenpflaster, das Brennen mit heißen oder glühenden Körpern, die Pocken- oder Pustelsalben u. dgl. Manche von diesen und andern sogenannten ableitenden Mitteln der Ärzte erregen aber auch in dem gewählten Ableitungsorgan (z. B. in der Haut) eine vermehrte Säfteanhäufung und in Folge dessen Absonderungen, Ausschwitzungen, Eiterungen u. s. w. So die Blasenpflaster, die Fontanelle und Haarseile, die Abführmittel, die Schröpfköpfe, Schwitzmittel, die Blutentziehungen. Man glaubt, daß auf diese Weise innere Säfteanhäufungen, die Blutstockungen und Entzündungen entfernterer Theile, zertheilt und geheilt werden können. Doch läßt sich dies schwer beweisen, obschon Manches dafür spricht, z. B. das Aufhören des Durchfalls, wenn man schwitzt, die Linderung von Kopfschmerz durch Abführmittel oder hervorgerufene Menstruation. Fast alle ärztlichen Schulen unterscheiden die Anwendung obiger Mittel als eine besondere Heilmethode, die ableitende (Methodus derivans oder antagonistica). Hahnemann stellt dieselbe als Enantiopathie den beiden andern von ihm angenommenen Heilsystemen, der Allopathie und Homöopathie gegenüber. Die Hydropathen wissen mit dem Wasser kräftige Ableitungen, besonders Hautentzündungen, Schwäre, Pustelchen u. dgl. hervorzubringen; sie unterscheiden ableitende Umschläge, Bäder u. s. w. Die Magnetiseure glauben durch Streichen u. s. w. die Strömungen der Nervensäfte oder des Nervenprincips von den Centraltheilen hinweg und nach äußern Nervengebieten hinleiten zu können. Die neuere Medicin ist den Ableitungen weniger hold, theils aus praktischen Gründen, weil sie naturwidrige schmerzerregende und krankmachende Eingriffe in den Organismus nicht liebt, theils aus theoretischen Gründen, weil der angebliche Heilzweck, die Hinwegleitung eines Stoffes oder Giftes u. s. w. von einem Organ nach dem andern, eine bloße Abstraction und Voraussetzung zu sein pflegt und sich in der Wirklichkeit gar nicht beweisen läßt.

Ablösung der Grundlasten. Die Völker des heutigen Europa sind fast überall als Eroberer in die Mitte einer sie an Zahl übertreffenden, an kriegerischer Kraft und Frische ihnen nachstehenden Bevölkerung getreten. Selbst in Deutschland gilt das von allen den Ländern, welche während der Völkerwanderung von slaw. Stämmen besetzt worden waren, und nur erst langsam im Kampfe von Jahrhunderten durch deutsche Waffen wiedererobert wurden. Das Alles erfolgte in Zeiten, wo nicht Geldwirthschaft, sondern Naturalwirthschaft vorherrschte. Unter solchen Umständen schlug man überall das Verfahren ein, daß man den Siegern einen bestimmten,

in größern Massen ertheilten Bodenbesitz zuwies, der unterworfenen Bevölkerung aber, gegen Fortgenuß kleinerer Güter, Dienste und Lieferungen an die Besitzer jener Großgüter, welche über die umliegende Bauernschaft obrigkeitliches Recht und Schutzpflicht übten, auferlegte. Statt Tribut und Abgaben an Geld schrieb man Arbeit und Lieferungen vor. Beides war Das, was dem Leistenden am leichtesten fiel und dem Empfangenden am meisten nützte. So ward auch die Kirche, als sie in deutschen Landen begründet ward, theils auf Grundbesitz, theils auf den Zehnten (s. d.) basirt. War es nun einmal eine in weitern Verhältnissen ausgeprägte Gewohnheit, daß man Abgaben in Form von Diensten und Lieferungen zahlte, so geschah es ganz natürlich, daß sich dies auch in manchen andern, einzelnen Fällen im Wege des Vertrags in ähnlicher Weise gestaltete. Große Grundherren nahmen Colonisten in ihre Besitzungen auf, wiesen ihnen Land an, und verpflichteten sie, statt des Kaufpreises, ihnen auf den der Herrschaft verbleibenden Ländereien Dienste zu leisten. Noch in späten Zeiten, noch im vorigen Jahrh., kam es häufig, und nicht blos bei Ritter-, sondern auch bei Bauergütern vor, daß man Feld zum Anbau von Häusern für einen sehr geringen Kaufpreis, aber unter Auflegung weniger Frohntage abließ. Im Mittelalter wurden die strengen Gesetze gegen Zinsnahme dadurch umgangen, daß der Entlehner des Capitals, statt der Zinsen und Rückzahlung, eine bleibende Grundlast übernahm. Das ganze Verhältniß entsprach den Zuständen des Mittelalters und hatte damals sein Wohlthätiges und Natürliches. Die kleinern Grundbesitzer hatten Zeit und Arbeitskraft übrig, die sie bei dem damaligen niedern Stande der wirthschaftlichen Verhältnisse nicht verwerthen konnten. Sie bauten, auch bei sehr unvollkommenem Betriebe der Landwirthschaft, mehr, als sie für ihre sehr einfachen Bedürfnisse brauchten, und fanden wenig Gelegenheit zum Absatz des Überschusses. Die großen Grundherren hatten kein Geld, um für Bestellung ihrer weiten Ländereien freie Arbeiter zu lohnen, und brauchten viel Naturalien, um die Scharen ihrer Kriegsleute zu ernähren und ihre rohe Gastfreundschaft zu üben. Später ist übrigens das Verhältniß ohne Zweifel in manchen einzelnen Fällen, durch Misbrauch der Gewalt, in neuern Zeiten auch durch Misbrauch der obrigkeitlichen Stellung von Seiten der Patrimonialrichter, aufgezwungen, öfter noch übertrieben, ausgedehnt, vervielfältigt worden. Wie dem auch sei, es hatte sich unter dem Rechtsstande seiner Zeiten gebildet, war in diesen eingetreten, und ist auf uns als ein rechtlich begründetes gekommen, welches für den Berechtigten ein vom Gesetz ebenso geschütztes Eigenthum war, wie jedes andere. Auch wurde schon im vorigen Jahrhundert von den Staatsbehörden darauf gehalten, daß eine willkürliche Steigerung nicht mehr stattfinden konnte.

Doch das genügte nicht, sondern es mußte die Beseitigung des ganzen Verhältnisses wenigstens möglich gemacht werden. Es entsprach der veränderten Gestalt des Lebens, dem an die Stelle der Naturalwirthschaft getretenen System der Geldwirthschaft nicht mehr. Die Lasten wurden drückender, wie daneben die früher unbekannten Abgaben an den Staat aufkamen und wuchsen. Die Genüsse und Bedürfnisse vervielfachten sich, und erhöhten den Aufwand, folglich auch den Geldbedarf jeder Wirthschaft. Die Bevölkerung wuchs und die sorgfältigste Benutzung des Bodens wurde damit so Interesse wie Pflicht. Die Vorschritte der Landwirthschaft führten auf neue Bestellungsweisen. Die Pflichtigen wollten nicht mehr, nichts Anderes leisten, als hergebracht war, und man zeichnete nun genau die Leistungen auf, die jedes einzelne Gut den Berechtigten schuldete. Mit dieser an sich nothwendigen und für die Pflichtigen wohlthätigen Maßregel ward doch die starrste Stabilität in dem Betriebe des Landbaus, also an der ungeeignetsten Stelle, fest begründet. Die Frohnen waren für den Pflichtigen nachtheilig, weil sie ihn zu einer Arbeit nöthigten, für die er sich zuweilen gar nicht, zuweilen nur sehr unvollständig, selten ausreichend entschädigt sah, bei großer Ausdehnung eine wesentliche Vermehrung seines Wirthschaftsaufwandes verursachten, vielfache Versäumnisse in seiner Wirthschaft herbeiführten, nicht selten auch einen Geist der Trägheit von der Frohnarbeit auf die freie Arbeit verpflanzten. Sie waren für den Berechtigten nachtheilig, weil sie ihm träge, widerwillige und nicht nach Bedarf zu verwendende Arbeiter gaben, jeder Veränderung des Wirthschaftssystems, die nicht zu der ortsüblichen Frohnarbeit paßte, entgegenstanden und ihn in misliche Streitigkeiten mit seinen Umgebungen verwickelten. Frohnarbeit ist halbe Arbeit, ward sprüchwörtlich. Das Nationalvermögen verlor den Mehrertrag, den ein rationelleres Wirthschaftssystem von den berechtigten, eine freie, eifrige, durch nichts gefährdete Bestellung von den verpflichteten Gütern, und den ein höherer Aufschwung des ganzen Standes der kleinern Landwirthe gebracht hätte. Die Naturallieferungen sind vielleicht an sich die unschädlichsten Grundlasten, werden aber eine der schädlichsten, wenn sie in der Form des Zehnten auf dem rohen Ertrag des Bodens lasten. Gleichfalls von besonderer Schädlichkeit sind die, in ihrem Ursprunge natürlich und billig be-

gründeten, jetzt aber durch keinen Zweckmäßigkeitsgrund mehr gerechtfertigten Hutungs- und Triftrechte. Viele Belästigungen führen die wechselnden, bei mancherlei Veränderungen in der Person des Besitzers zu entrichtenden Leistungen, wie die Lehngelder u. s. w., mit sich. Das Streben des Staats muß es sein, überall freie und volle Eigenthümer des Bodens zu haben, folglich auch den mannichfaltigen Gattungen des im Mittelalter so beliebten unvollkommenen Eigenthums ein Ende zu machen.

Die Revolution schafft das Alles mit einem Striche ab, ohne Entschädigung, begeht damit einen Rechtsraub, macht dem Einen, der sein Gut, mit Berücksichtigung der Oblasten, zu niedrigem Preise gekauft hat, ein reines Geschenk auf Kosten des Andern, der es, um seiner Gerechtsame willen, hoch bezahlt hat, und stellt die ganze Zukunft des Staats auf Beeinträchtigung und Unrecht. Das starre Stabilitätssystem läßt Alles unverändert, hemmt damit den Vorschritt zum Bessern, und bereitet der Zukunft Stürme, welche nicht ausbleiben, sobald das Verhältniß völlig unerträglich geworden. Die Reform löst die schädlichen Lasten, unter voller Entschädigung der Berechtigten, ab und kann dies, weil und wo jene Lasten in der That dem Verpflichteten mehr schaden, als sie dem Berechtigten nützen. Sie würde zu weit gehen, wenn sie die Ablösung überall und allgemein vorschreiben, erzwingen wollte. Denn es gibt Fälle genug, wo die Fortdauer des Verhältnisses noch für alle Theile wünschenswerth ist. Sie würde nicht weit genug gehen, wenn sie die Ablösung blos in den Willen des Berechtigten, oder des Verpflichteten, oder Beider stellen wollte. Sie muß vielmehr jedem Theile das Provocationsrecht zur Ablösung beilegen, und dieser Provocation eine zwingende Kraft geben. Zweckmäßig geordnete Behörden müssen in raschem, wohlfeilem Verfahren die Maßregel durchführen, wo sie nicht in gütlicher Vereinigung der Betheiligten zu Stande kommt. Das Gesetz muß dem wahren Verhältniß gemäß die Grundsätze vorzeichnen, nach denen der wirkliche Nutzen zu schätzen ist, der dem Berechtigten zeither zutheil wurde. Es muß unter Berücksichtigung der verschiedenartigen Zustände und Interessen die Entschädigungsmittel ordnen und die Wahl unter denselben gestatten. Sehr wohlthätig hat es sich erwiesen, wenn, wie in Sachsen, eine Landrentenbank (s. d.) es möglich macht, daß der Pflichtige die Entschädigung in der für ihn am mindesten drückenden Weise leistet und der Berechtigte sie in der für ihn vortheilhaftesten Weise empfängt. Anderwärts, wie in Kurhessen, hat man durch Landescreditbanken geholfen.

In dem ganzen Ablösungswerke, bei welchem Preußen seit 1808 voranging, allerdings aber dabei im Verfahren manchen Misgriff beging, den die später Nachfolgenden vermeiden konnten, ist namentlich seit 1830 in vielen deutschen Staaten Großes geschehen. Besonders hat das Königreich Sachsen seit 1832 die Emancipation des Landbaus nach allen Seiten hin, mit alleiniger Ausnahme des Pfarrzehnten und der Lehngelder, auf das zweckmäßigste, gerechteste und wohlthätigste durchgeführt. Baden beschränkte sich mehr auf einzelne Gattungen, stieß auch bei den standesherrlichen Besitzungen, ebenso wie Würtemberg, auf Hindernisse, leistete aber große Beiträge aus Staatsmitteln, was jedenfalls gerechter ist, als wenn man, wie seit 1848, die Maßregel auf Kosten der Berechtigten erleichtern will. Baiern war am meisten zurückgeblieben, und hätte doch weit besser gethan, auf Befreiung seines Landbaus, als auf künstliche Beförderung seines Fabrikwesens bedacht zu sein. Sehr thätig war die befreiende Gesetzgebung in diesem Gebiete, schon vor 1848, auch in den beiden Hessen, in Hannover, Braunschweig, Sachsen-Altenburg.

Wo man zurückgeblieben war, da beflügelte das Jahr 1848 das Nacheilen. Die Berechtigten haben es dann mehrfach zu beklagen gehabt, daß man so spät gekommen. Denn sie haben selten so günstige und gerechte Bedingungen erhalten wie vorher. Von der höchsten, für alle Zukunft folgenreichsten Bedeutung war die Aufhebung der privatrechtlichen Grundlasten in den gesammten östr. Staaten, wo sie, zwar unter Joseph II. geordnet und gemildert, doch noch in besonderer Höhe und Ausdehnung bestanden. Mit diesem einen Schritte ist das Glück von Millionen in einer Weise gefördert und dem gesammten Staatsleben eine neue Basis gegeben worden, wie schwerlich durch irgend eine andere Reform dieser Jahre. Am entscheidendsten ist darüber das Gesetz vom 2. Sept. 1848. In Preußen hatte man nur Verfügungen zu treffen, welche das Ablösungswerk beschleunigten und erleichterten. In Baiern begann man mit dem Gesetz vom 4. Juni 1848 das zu lange versäumte Werk. In Würtemberg gehört ebendahin das Gesetz vom 14. April 1848. In Baden vervollständigte man die schon seit 1831 getroffenen Maßregeln durch die Gesetze vom 10. April und 31. Juli 1848. In Kurhessen hob man, durch Gesetz vom 26. Aug. 1848, alle Lehen, Zins-, Erbpacht- und andere gutsherrliche Verbände, gegen Entschädigung von 3—5 Proc. des Werthes der Güter, auf. Auch in Sachsen-Weimar

wurde das Ablösungswerk, mit dem man dort zu lange gezögert, begonnen. In Sondershausen schloß man sich dem sächs. Gesetz von 1832 an. Sigmaringen begann mit Ablösung der Zehnten, Frohnen und sonstigen Grundlasten. Ebenso Waldeck durch Gesetze vom 7. Juli und 20. Nov. 1848. Auch im Frankfurter Gebiete erschien ein Zehntablösungsgesetz vom 18. Nov. 1848. In der Regel werden jetzt, wie früher, alle aus einem im öffentlichen Rechte begründeten Obrigkeitsverhältniß fließenden oder mit persönlicher Unterthänigkeit zusammenhängenden Leistungen unentgeldlich aufgehoben, und nur für diejenigen Entschädigungen bedingt, welche das Gut dem Gute schuldete.

Abluentia nennt man in der Heilkunde solche Mittel, welche zur Reinigung des Darmkanals verordnet werden.

Ablution, ein lat. Wort, das im Allgemeinen Abwaschung bedeutet. In der kath. Kirche wird damit die Abspülung des Kelches durch Wein nach dem Abendmahl bezeichnet, wobei der Priester ebenfalls seine Finger mit Wein und Wasser abwäscht oder purificirt. Bei zweimaligem Messelesen hintereinander (Biniren) unterbleiben Ablution und Purification bis zur letzten Messe. Werden die Messen vom Priester in verschiedenen Kirchen und nicht mit ein und demselben Kelche gelesen, so kann die Ablution und die Purification auch bei jeder Messe stattfinden.

Abmagerung ist die Abnahme des lebenden thierischen oder menschlichen Körpers an Umfang, besonders durch Schwinden der Weichtheile, vorzugsweise der Haut, des Fettgewebes und der Muskeln. (Vgl. **Auszehrung**.)

Abmeierungsrecht, auch Recht der Entsetzung oder die Expulsion, ist das einem Gutsherrn zustehende Recht, den Besitzer eines Bauernguts wegen Vernachlässigung der ihm hinsichtlich des letztern obliegenden Pflichten von demselben zu vertreiben. Das gemeine deutsche Recht kennt als Veranlassungsgründe dazu folgende, welche durch Particularrechte noch genauer bestimmt werden: schlechte Bewirthschaftung, wodurch das Gut zu Grunde gerichtet wird, oder unterlassene Entrichtung der gutsherrlichen Zinsen, Beides jedoch erst nach gewissen Fristen, ferner Verlassung des Gutes oder Veräußerung desselben ohne gutsherrliche Bewilligung, endlich, wenigstens nach manchen Rechten, Unterlassung der Contractserneuerung u. s. w. Der wirklichen Abmeierung muß ein in der Regel summarisches Verfahren vorhergehen, welches man früher den Aufholungsproceß zu nennen pflegte. Das Abmeierungsrecht ist in Folge der neuesten Umgestaltungen der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse allenthalben aufgehoben.

Abneigung und **Zuneigung**, s. **Sympathie** und **Antipathie**.

Abner, Feldherr des Königs Saul. Nach Saul's Tode, als David zum Könige ausgerufen wurde, führte er Saul's Sohn, Isboseth, nach Mahanaim, und gewann ihm die übrigen Stämme, über die er zwei Jahre regierte, unter fortdauernd unglücklichen Kriegen gegen David. Als A. darauf von Isboseth beleidigt worden war, ging er zu David über, dem er auch die übrigen Stämme gewann, fiel aber bald darauf durch Meuchelmord, von David tief beklagt.

Abnoba heißt bei Tacitus und Andern das Gebirge, auf welchem die Donau entspringt. Es ist der heutige Schwarzwald, wie sich auch aus dort aufgefundenen Inschriften ergibt, auf denen einer Gottheit, der Diana Abnoba, gedacht wird.

Abnormität, d. i. Abweichung von der Regel, Regelwidrigkeit, Anomalie, krankhafter Zustand des Körpers, heißt im physiol. Sinne jeder Zustand eines lebenden Körpers, der von dem Gesetz, welches die Natur in der Bildung und der Einrichtung desselben gewöhnlich befolgt, in einer merklichen Art abweicht. Wir nennen dann den Zustand selbst einen abnormen, im Gegensatz des normalen, der jenem Gesetz entsprechend ist. Die Abnormität kann bleibend wie vorübergehend, angeboren oder nach der Geburt erst erworben (Misgeburt oder Krankheit) sein; sie kann die physik. Eigenschaften (Form, Größe, Farbe, Consistenz, Zusammensetzung, Lage u. s. w) wie die Function eines Körpers oder Körpertheils betreffen. Im letztern Fall ist stets auch, bisweilen nur nicht deutlich merkbar, die physik. Beschaffenheit umgeändert. In Fällen, wo sich die Natur selbst nicht an eine gewisse Regel hält, pflegt man Bildungsverschiedenheiten nicht Abnormitäten, sondern Modificationen der Bildung, Naturspiele zu nennen; so die gerade oder krumme Form des Nasenrückens, die schwarze, braune, blonde oder rothe Farbe der Haare. (Vgl. **Krankheit** und **Misgeburt**.)

Abo (spr. Obo), finnisch Turku, Hauptstadt des finnischen Gouvernements und Läns gleiches Namens, zu beiden Seiten des Aurajokki, der sich nicht weit davon in den Bottnischen Meerbusen ergießt und den Hafen der Stadt bildet, wurde 1157 von den Schweden gegründet

und war bis 1819 die Hauptstadt Finnlands. Das hier im 13. Jahrh. errichtete **Bisthum** erhob die russ. Regierung 1817 zu einem protest. Erzbisthum. Ein gewaltiger Brand im Herbste 1827 zerstörte nicht allein den größten Theil der Stadt, sondern ward auch Ursache, daß A. seine schönste Zierde, die 1640 durch die Königin von Schweden, Christine, gestiftete Universität einbüßte, indem außer den Universitätsgebäuden auch die 40000 Bände zählende Bibliothek verbrannte, zu welcher nicht lange vorher die bedeutende jurist. Büchersammlung des Professors Haubold in Leipzig gekommen war. Die Universität wurde in die neue Hauptstadt Finnlands, nach Helsingfors, verlegt. Das neuerbaute A. ist nach einem regelmäßigen Plane angelegt und mit breiten, gut gepflasterten Straßen ausgestattet. Der schönste Platz ist der um die alte, 1827 im Hauptbau gerettete und dann wiederhergestellte Kathedrale. Der durch eine Bank unterstützte Handel der Stadt, die 13050 E. zählt, ist nicht unbedeutend, und auf den dortigen Werften werden viel Schiffe gebaut. A. hat ein Gymnasium, eine Navigationsschule und ein Theater, auch ist daselbst der Appellationshof für Südfinnland. — Der am 17. Aug. 1743 zwischen Schweden und Rußland abgeschlossene **Friede zu Abo** endigte den auf Frankreichs Betrieb, um Rußland von der Theilnahme am Östr. Erbfolgekriege abzuhalten, zwischen Rußland und Schweden 1741 ausgebrochenen Krieg, in welchem die Russen, nach Lacy's Siege bei Wilmanstrand, durch die Fehler der schwed. Generale Löwenhaupt und Buddenbrock am 3. Sept. 1741 ganz Finnland eroberten. Beide Generale wurden deshalb enthauptet, die Actenstücke ihrer Verurtheilung aber versiegelt und erst 1829 vom Adelstande eröffnet. Die Kaiserin Elisabeth versprach einen großen Theil ihrer Eroberungen zurückzugeben, wenn Schweden statt des Kronprinzen von Dänemark den Prinzen Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp, Bischof von Lübeck, zum Thronfolger erwählte, was am 4. Juli 1743 geschah. Nach jener Wahl ward der Schlußfriede zu A. unterzeichnet, in welchem Schweden an Rußland die finnische Provinz Kymenegård mit den Städten und Festungen Friedrichshamm und Wilmanstrand, sowie Stadt und Festung Nyslot abtrat. Hierauf schlossen Schweden und Rußland zu Petersburg am 25. Juni 1745 ein Bündniß, und der Kymenefluß blieb zwischen beiden Staaten die Grenze, bis Rußland 1809 durch den Frieden von Frederikshofm ganz Finnland bis zum Torneåfluß, nebst den Alandsinseln, erhielt.

Abolition heißt in der Rechtssprache diejenige von der höchsten Gewalt im Staate ausgehende Aufhebung einer Strafe, welche vor erfolgtem Urtheilsspruch gegen einen Verbrecher oder auch vor eingeleiteter Untersuchung erfolgt. Insofern unterscheidet sie sich von der Begnadigung (s. d.), welche nur nach bereits gefälltem Straferkenntniß erfolgt.

Abolitionisten nennt man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine besonders in den neuenglischen Staaten erwachsene Partei, welche, aus philanthropischen und religiösen Gründen die Abschaffung des Sklaventhums betreibt. Da sie von Anfang an eine sofortige unbedingte Aufhebung der Sklaverei und völlige Gleichstellung der Weißen und Farbigen foderten, auf die gegebenen Verhältnisse, die entgegenstehenden Schwierigkeiten gar keine Rücksicht nahmen, bei ihren Mitteln es an Klugheit und Mäßigung vielfach fehlen ließen, sich in die innern Angelegenheiten der Sklavenstaaten einmischten, aufreizende Schriften verbreiteten, Emissare ausschickten u. s. w., so erregten sie nicht blos gegen sich selbst eine große Feindschaft in den Sklavenstaaten, welche manchem Abolitionisten das Märtyrerthum gedroht hat, sondern haben selbst den Zustand der von ihnen beschützten Sklaven vielfach eher verschlimmert als verbessert. Denn die mistrauisch gewordenen Sklavenbesitzer entzogen jetzt den Letztern manches Bildungs- und Unterstützungsmittel, und schmälerten ihre freie Bewegung. Es scheint auch in neuerer Zeit die specifische Partei der Abolitionisten mehr in den Hintergrund getreten zu sein, während dieselbe Tendenz aus einem mehr politischen Gesichtspunkte fortwirkt. Man faßt dabei weniger die Sklaven als vielmehr das Sklaventhum und die in ihm liegende unleugbare Gefahr ins Auge, strebt danach, eine Vermehrung der Sklavenstaaten zu hindern, eine Vermehrung der Nichtsklavenstaaten zu fördern, und damit einen Zeitpunkt anzubahnen, wo das unheimliche und verwerfliche Institut im Wege der Gesetzgebung beseitigt werden kann.

Abonnement, abonniren, diejenige Art eines, eine gegenseitige Leistung bedingenden Rechtsgeschäfts, wo Jemand sich verbindlich macht, eine gewisse Reihe von Leistungen mit einer gewissen Summe zu vergüten, welche letztere niedriger ist, als der Gesammtbetrag des Preises der angegebenen Leistungen, in der Regel aber vorausbezahlt werden muß. Es kommt dies am häufigsten beim Theater, bei Concerten, Schaustellungen, auch beim Mittagstisch u. s. w. vor. Soll ausnahmsweise in einer Reihe von Vorstellungen, worauf Jemand gegen einen stehenden Partiepreis abonnirt ist, wegen besonderer Kosten oder aus andern besondern Grün-

den eine Vorstellung nicht zu den Partiepreisen gewährt werden, so heißt es: das Abonnement ist aufgehoben (abonnement suspendu).

Aboriginer heißen im Allgemeinen die Ureinwohner eines Landes, die von Ursprung der Zeiten an (ab origine) das Land bewohnt haben. Dasselbe drückt im Griechischen das Wort Autochthonen aus. Die Römer bezeichneten jedoch mit dem Namen Aboriginer auch ein besonderes Volk, welches zu den ältesten Einwanderern in Italien gehört haben mag. Dieses Volk, wahrscheinlich ein griech. Stamm, der aus Thessalien nach Italien wanderte, hatte mitten in Italien in den Gebirgen des Apennins, in der Gegend von Reate, dem heutigen Rieti, seinen Wohnsitz genommen. Neben den Aboriginern wohnten die Siculer. Während eines Kriegs, in den die beiden Völker geriethen, erhielten die Aboriginer eine Verstärkung durch Pelasger, sodaß sie jetzt die Siculer aus Latium und Campanien verdrängen konnten, und diese endlich das ital. Festland verließen und nach Sicilien auswanderten. Nach jenen Kriegen mit den Siculern verschwindet der Name der Aboriginer als der eines besondern Volks aus der Geschichte. Die Römer leiteten von ihnen die Latiner und somit sich selbst ab.

Abortus (Fehlgeburt, Unrichtiggehen, Umschlag, fausse-couche). Man versteht darunter die Geburt eines unreifen Kindes in den ersten 28 Wochen (7 Monaten) der Schwangerschaft. Dieses Kind (unreife Frucht, unreifer Fötus oder Embryo), welches entweder schon todt zur Welt kommt oder doch sehr bald nach der Geburt stirbt, besitzt noch nicht die Fähigkeit, außer der Mutter fortzuleben. Denn vor der gehörigen Zeit das Licht der Welt erblickende Kinder, welche diese Fähigkeit besitzen, indem sie in der spätern Schwangerschaftszeit (in der 28. bis 38. Woche) geboren werden, erhalten den Namen Frühgeburten. Am häufigsten kommt der Abortus in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft, vorzugsweise im dritten Monat vor; er kann übrigens selbst bald nach der Empfängniß erfolgen. Besonders häufig abortiren Frauen zu der Zeit, wo im nichtschwangern Zustande die Menstruation eingetreten wäre. Vom vierten Schwangerschaftsmonate an werden die Fehlgeburten seltener, und zwar um so mehr, je weiter die Schwangerschaft in ihrer Dauer vorrückt; nur der siebente Monat scheint wieder mehr zur vorzeitigen Ausstoßung der Frucht geneigt zu sein. Die Ursachen des Abortus liegen zunächst entweder im mütterlichen Körper, oder im Ei (Frucht), oder es sind äußere Einflüsse. Bewirkt wird eine Fehlgeburt durch alle Umstände, welche die Frucht unmittelbar oder mittelbar tödten oder die Verbindung derselben mit dem mütterlichen Körper schwächen oder aufheben können. Sehen wir von den bedeutendern allgemeinen und örtlichen Krankheiten der Mutter (zu denen vor allen die Cholera gehört), sowie von den angeborenen und erworbenen Abnormitäten des Eies ab, so sind es vorzüglich folgende Einflüsse, welche den Abortus hervorrufen, und deshalb von den Schwangern, besonders in den ersten drei Monaten der Schwangerschaft, und ganz vorzüglich in der Zeit der Schwangerschaft, in welcher früher einmal Abortus vorkam, so viel als nur immer möglich gemieden werden müssen: heftige Erschütterungen des mütterlichen Körpers (durch Stöße, Sprünge, Fall, Fehltritt, Tanzen, Fahren, roh ausgeübten Beischlaf, Heben und Tragen schwerer Lasten, Brechen), zu große Hitze und strenge Kälte, Misbrauch erregender Speisen und Getränke, zu lange fortgesetztes Fasten, Nachtwachen, geistige Anstrengungen, starkes Schnüren, häufiger Beischlaf, Aderlaß, Misbrauch allgemeiner Bäder, Purganzen, harnvermehrende und sogenannte fruchtabtreibende Arzneimittel. (S. Abtreibung.) Als eigenthümliche Vorboten des Abortus gelten folgende: öfteres Frösteln mit darauf folgender Hitze, allgemeine Mattigkeit, Gefühl von Unbehaglichkeit und Schwere in den Gliedern, Schwindel, Anwandlungen von Ohnmacht, Benommensein des Kopfes, Unruhe, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, trübe Gemüthsstimmung, blasses, leidendes Aussehen, trübe Augen mit bläulichen Ringen, Appetitlosigkeit, Dehnen und Ziehen in der Lenden- und Leistengegend, Spannen und Schwere im Kreuze, öfterer Drang zum Uriniren, Abgang von Flüssigkeit aus den Geschlechtstheilen. Zeigen sich diese Vorboten, oder haben Frauen, die schon einmal oder gar mehrmals abortirten, den Zeitpunkt in ihrer jetzigen Schwangerschaft, in welchem sie bei frühern Schwangerschaften eine Fehlgeburt machten, erreicht, so müssen sie die strengste Ruhe des Körpers und Geistes bei horizontaler Lage im Bette und mäßiger Temperatur des Zimmers beobachten, und sich aller aufregenden Speisen, Getränke und Arzneien enthalten. Nach erlittenem Abortus bedürfen die Frauen, da sie sich in der Regel sehr angegriffen und geschwächt fühlen, noch einer längern, sorgsamen Pflege. Ruhiges Liegen im Bette ist noch durchaus nöthig, und zwar so lange, bis der Abfluß aus den Geschlechtstheilen (Wochenfluß) seit einigen Tagen nicht mehr blutig ist.

Dabei muß die Kost reizlos, leicht verdaulich, aber nährend sein. Starke Blutungen beim Abortus verlangen durchaus ärztliche Hülfe.

Ab ovo, ein lat. Ausdruck, der wörtlich bedeutet: vom Ei an. Eine Sache ab ovo beginnen heißt demnach, dieselbe vom Anfang, vom Ursprunge an behandeln, entwickeln oder erzählen. Wiewol es nahe liegt, diesen bildlichen Ausdruck vom physiol. Entwickelungsproceß des Eies herzuleiten, mag er doch ursprünglich mit der lat. Redensart ab ovo usque ad mala (von den Eiern bis zu den Äpfeln) zusammenhängen. Die Römer begannen nämlich häufig ihre Mahlzeiten mit Eiern und schlossen dieselben mit Äpfeln, sodaß bei ihnen jene Redensart so viel als vom Anfange bis zu Ende bedeutete.

Abplattung der Erde oder **Elliptieität**. Unmittelbare Messungen der Gestalt und Größe der Erde oder sogenannte Gradmessungen haben gezeigt, daß die Erde keine vollkommene Kugel, sondern an ihren beiden Polen eingedrückt oder abgeplattet sei. Diese Abplattung der Erde an ihren Polen ist eine Folge der Rotation der anfangs weichen Erde um ihre Achse. Durch die aus dieser Rotation entstehende Schwungkraft (s. d.) wurden die Elemente der Erde desto mehr von ihrer Achse entfernt, je näher sie dem Äquator lagen, weil am Äquator die Umdrehungsgeschwindigkeit am größten ist und von da nach den Polen zu abnimmt. Man pflegt die Abplattung durch den Unterschied zwischen dem größten und kleinsten Durchmesser der Erde auszudrücken, indem man angibt, der wievielste Theil dieser Unterschied von dem größten Erddurchmesser ist. Hiernach beträgt die Abplattung ungefähr $^1/_{300}$; sie ist indeß noch nicht mit absoluter Genauigkeit ausgemittelt, und als die genauesten Grenzen, zwischen welche sie fällt, sind $^1/_{289}$ und $^1/_{305}$ anzusehen. Der erstere Werth ergibt sich aus genauen Pendelversuchen des Engländers Sabine, welche das beste Mittel zur Bestimmung der Gestalt der Erde sind. Eine etwas geringere Abplattung ergibt sich aus den Breitegradmessungen, aus denen im Mittel, wenn dabei die weniger zuverlässigen ausgeschlossen werden, ungefähr $^1/_{305}$ folgt. Ohne Zweifel rührt die Verschiedenheit der auf verschiedenen Wegen und durch verschiedene Messungen gefundenen Resultate nicht nur von den unvermeidlichen Beobachtungsfehlern, sondern auch von Unregelmäßigkeiten in der Gestalt der Erde her, die kein genauer geometrischer Körper ist.

Abprotzen heißt bei der Artillerie den Schwanz der Laffete eines Geschützes von dem vordern Transportkarren (Protzwagen) abheben und auf den Boden niedersetzen. Das Gegentheil heißt Aufprotzen. Ersteres geschieht, wenn gefeuert werden soll, also beim Vorrücken; Letzteres beim Zurückgehen. In den meisten Fällen muß diese Operation so schnell als möglich ausgeführt werden, was einestheils von der Construction des Geschützes selbst, anderntheils von der Geübtheit der Mannschaft abhängt.

Abracadabra ist ein magisches Wort, mit welchem man ehedem das Fieber, besonders das viertägige Wechselfieber und den Hemitritäus, ein meist tödtliches Fieber, vertreiben zu können glaubte. Jetzt wird es nur im Scherz gebraucht und ist, wie Hokuspokus, eine nichtssagende Zauberformel. Um die vermeinten Wirkungen hervorzubringen, schrieb man es im Dreieck.

Abraham, in der frühern Periode seines Lebens Abram genannt, der Stammvater des israel. Volks, Sohn des Therah, von Sem, dem Sohne Noah's stammend, war aus Ur in Mesopotamien gebürtig, und gehörte zu dem jenseit des Euphrat wohnenden Stamme der Hebräer. Auf Jehova's besondern Befehl zog A. mit seinem Weibe Sara und seines Bruders Sohne Lot in das ihm und seinen Nachkommen verheißene Land Kanaan. Hier nomadisirte er in den südlichen Districten neben kanaanitischen und philistäischen Stämmen, dem Jehova Altäre erbauend. In Folge einer Hungersnoth wanderte er nach Ägypten, kehrte aber bald zu seinen frühern Weideplätzen in Kanaan zurück. Wegen der wiederholten Streitigkeiten zwischen seinen und Lot's Hirten trennten sich Beide; A. blieb in Kanaan, Lot aber wandte sich zum Jordan hin, und ließ sich in Sodom nieder. Als die Einwohner dieser Stadt von ihren Feinden geschlagen wurden, und diese auch Lot und seine Familie gefangen wegführten, verfolgte sie A. mit seinen Knechten, und befreite nicht nur Lot, sondern auch den König von Sodom, ohne jedoch etwas von der Beute zu berühren. In seinem sechsundachtzigsten Jahre zeugte A. mit einer ägypt. Magd, Hagar, den Ismael. Später erschien ihm Jehova, schloß mit ihm einen förmlichen Bund, als dessen äußeres Zeichen die Beschneidung eingesetzt wurde, und verhieß ihm die Geburt eines Sohnes von der Sara. Von da an änderte er seinen Namen Abram (Vater der Erhabenheit, der Erhabene) in Abraham, d. h. Vater der Menge oder einer zahllosen Nachkommenschaft. A. wanderte dann weiter südwärts nach Gerar, wo der philistäische König Abimelech (s. d.) ihm die Sara raubte, aber bald mit reichen Ehrengeschenken zurückstellte. In seinem hundertsten Lebensjahre ward A. von Sara der Sohn Isaak geboren, was die Verstoßung

Ismael's mit seiner Mutter Hagar zur Folge hatte. Ismael, nach Südosten wandernd, wurde der Stammvater der Ismaeliten (Araber). Um A.'s Gehorsam zu prüfen, befahl ihm Jehova, den Isaak auf dem Berge Morija zu opfern. A. unterwarf sich dem göttlichen Befehle; doch rettete Jehova den Knaben. Bald darauf starb Sara in Hebron im südlichen Kanaan, und A. kaufte von den Fürsten des Landes für 400 Sekel Silbers die Höhle Makphela nebst Gebiet als Begräbnißstätte für sie. A. verheirathete sich darauf wieder mit Kethura, von der er sechs Söhne erhielt, die mit Geschenken aus dem väterlichen Hause entlassen die Stammväter arab. Völkerschaften wurden. Nach Isaak's Vermählung mit Rebekka starb A., 175 J. alt (etwa 1800 v. Chr.), und wurde neben Sara in der Höhle zu Makphela begraben. Die mosaischen Urkunden (1 Mos. 12—25), die übrigens sehr verschiedenen Redactionen angehören, schildern A. als einen durchaus schlichten, redlichen, mit unerschütterlicher Treue seinem Gott zugethanen Mann, der sich daher des Vertrauens und der Liebe Jehova's in vorzüglichem Grade zu erfreuen hatte, und knüpfen an seine Person den Ursprung des Jehovacultus und somit der israel. Theokratie. Die spätere Tradition legte ihm umfassende astron. und philos. Gelehrsamkeit bei, die Erfindung der Buchstabenschrift, die Traumdeutekunst u. s. w. Selbst im Paradies wird er als bevorrechtet geschildert, wo er die Guten und Gerechten wie ein liebender Vater in seinem Schooße versammelt (Luc. 16, 22). Auch den Mohammedanern gilt er als Heiliger, und heißt der Freund Gottes, soll auch die heilige Kaaba (s. d.) in Mekka erbaut haben.

Abraham, ein heiliger Einsiedler und Glaubensprediger, nach der Legende der Sohn vornehmer Ältern, zeigte schon in früher Jugend große Neigung zu einem frommen Wandel. Man nöthigte ihn zur Ehe; aber er eilte aus dem Brautgemach in die Einsamkeit, um sich dort, von allem Irdischen fern, dem Himmlischen zu widmen. Als er 12 J. später die Reichthümer seiner Ältern erbte, ließ er Alles an die Armen und Waisen vertheilen. Vom Bischofe der Umgegend (Edessa) erhielt er endlich den Auftrag, als Glaubensprediger in einem benachbarten heidnischen Orte aufzutreten. Hier baute er eine schöne Kirche, zerstörte die Götzentempel und verschaffte trotz aller Mishandlungen der christl. Lehre durch Beharrlichkeit und heiligen Eifer Eingang. Nach einem Jahre überließ er die Fortbildung der Gemeinde Andern und kehrte in die Einsamkeit zurück, wo er als Greis von 70 J., unter dem Herbeiströmen der Gläubigen, seinen irdischen Wandel beschloß.

Abraham a Sancta Clara hieß mit seinem Klosternamen der vielgenannte Kanzelredner Ulrich Megerle, geb. 4. Juli 1642 zu Krähenheimstätten unweit Möskirch in Würtemberg. Er trat 1660 in den Augustinerorden, studirte zu Wien, kam dann als Prediger nach Kloster Taxa in Oberbaiern, wurde 1669 als Hofprediger nach Wien berufen, 1689 Provincial seines Ordens und starb zu Wien 1. Dec. 1709. Nie verließ ihn ein heiterer Sinn; ohne alle Furcht besuchte er, wie es sein Beruf mitsichbrachte, bei der Pest 1679 die Kranken. Er war von der Natur zu einem Volksredner berufen; seine barocke Außenseite barg einen tüchtigen Verstand, tiefe Menschenkunde und große Wahrheitsliebe. Weit entfernt von allem Mysticismus und der Spitzfindigkeit der Kanzelredner seiner Zeit, rügte er freimüthig jedes Gebrechen; allein um Eindruck zu machen, kümmerten ihn wenig die Mittel, weshalb seine Predigten voll der seltsamsten Einfälle und beißend witzig sind. In der That erreichte er auch seinen Zweck, indem er sehr bald einer der beliebtesten und besuchtesten Prediger wurde und seine Vorträge nicht ohne Wirkung blieben. Schon die Titel seiner Schriften charakterisiren den darin herrschenden Ton, z. B. „Gack Gack d. i. Wallfarth Maria Stern in Taxa"; „Huy und Pfuy der Welt"; „Östreichisches Deo Gratias"; „Heilsames Gemisch-Gemasch" und „Wohl angefüllter Weinkeller, in welchem manche durstige Seel sich mit einem geistlichen Gesegn-Gott erquicken kann" (Würzb. 1710), die letzte Schrift von ihm, deren Druck er bereits auf dem Todtenbette vorbereitete. Viele Schriften sind ihm gleichzeitig und später untergeschoben worden. In neuester Zeit wurde eine Auswahl seiner Werke (2 Bde., Wien 1846), eine Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (20 Bde., Passau und Lindau 1835—48) und „Das Gediegenste aus seinen Werken" (7 Bde., Heilbr. 1840—44) herausgegeben.

Abrahamiten oder böhmische Deisten nannte man eine Anzahl Landleute in der Herrschaft Pardubitz in Böhmen, die, dem Toleranzedict Joseph's II. vertrauend, 1782 aus ihrer Dunkelheit hervortrat und sich zu dem Glauben bekannte, den Abraham vor der Beschneidung gehabt habe. Schon im 9. Jahrh. hatte sich in Syrien, nach Abraham von Antiochien benannt, eine Sekte dieses Namens, welche die Gottheit Christi leugnete, ausgebreitet, und war vom Bischof Cyprian von Antiochien mit Mühe unterdrückt worden. Die böhm. Deisten selber leiteten sich indeß von den Hussiten ab und nahmen außer der Lehre von dem einigen Gott

und dem Vaterunser nichts aus der Bibel an. Weil sie weder den Juden noch einer der anerkannten christl. Confessionen angehören wollten, wieß der Kaiser ihr Gesuch um Religionsfreiheit nicht nur ab, sondern ließ auch diese sonst unbescholtenen Leute, da sie allen Bekehrungsversuchen widerstanden, 1783 aus ihrem Eigenthum vertreiben und durch militairische Gewalt vereinzelt nach verschiedenen Grenzorten Ungarns, Siebenbürgens und Slawoniens bringen, wo Männer wie Weiber zum kath. Glauben gebracht wurden, mehre aber als Märtyrer ihres Glaubens starben. Vgl. „Geschichte der böhmischen Deisten" (Lpz. 1785), und Dohm, „Denkwürdigkeiten" (Bd. 2).

Abrahamson (Werner Hans Friedr.), ein Däne, bekannt als ästhetischer Kritiker und als Forscher der nordischen Alterthümer, wurde 1744 geboren. Nachdem er zum Range eines Capitains in der dän. Artillerie avancirt war, nahm er 1787 seinen Abschied aus dem activen Dienst, um mit ganzer Kraft wissenschaftlich für eine höhere Bildung, besonders der jüngern Krieger wirken und ungestört der Literatur leben zu können. Wie als Schriftsteller um die Literatur überhaupt, so erwarb er sich um den Militairstand als Lehrer verschiedener Militairinstitute, sowie durch seine Schriften und sein Beispiel unleugbare Verdienste. A. starb 1812. Neben zahlreichen andern Schriften gab er mit Nyerup und Rahbek eine schätzbare Liedersammlung: „Udvalgte danske Viser fra Middelalderen" (5 Bde., Kopenh. 1812—14) heraus. Einige seiner Schriften sind in deutscher Sprache verfaßt, z. B. eine „Vollständige dän. Sprachlehre für Deutsche" (Kopenh. 1812). Als Dichter schrieb er unter Anderm einige treffliche dän. Volks- und Kriegsgesänge. — Abrahamson (Jos. Nicolai Benj.), dän. Oberstlieutenant, des Vorigen Sohn, geb. 6. Dec. 1789, hat sich besonders durch die Einführung des wechselseitigen Unterrichts in Dänemark in weitern Kreisen bekannt gemacht. Als Capitain bei dem Generalstabe des dän. Hülfscorps in Frankreich hatte er dort Gelegenheit genommen, sich mit dieser Unterrichtsweise genau vertraut zu machen, die er nun nach der Rückkehr eifrigst bemüht war, seinem Vaterlande anzueignen. Doch läßt sich nicht leugnen, daß er hierbei etwas zu weit gegangen, weshalb er auch, nachdem ihm eine Zeit lang eine bedeutende Mitwirkung bei der Einführung des wechselseitigen Unterrichts in die Schulen des Landes anvertraut gewesen war, 1832 gänzlich von der Leitung dieser Angelegenheit enthoben wurde. Mehre seiner Schriften betreffen diese Unterrichtsmethode; die Hauptschrift „Om indbyrdes Underviisnings Väsen og Värd" (3 Bde., Kopenh. 1822—27), gab er im Verein mit dem nachmaligen Propst Münster in Aarhuus heraus. Viele Jahre hindurch Director der militair. Hochschule zu Kopenhagen, wurde er 1836 dieser Function enthoben.

Abraken, in der Schiffahrt so viel als sich losmachen von einer gefährlichen Stelle, einer Klippe, einer Sandbank u. s. w.

Abramson (Abraham), bekannt als Stempelschneider, war zu Potsdam 1734 geboren. Den ersten Unterricht im Technischen erhielt er durch seinen Vater Jakob A., der von jüd. Ältern zu Strelitz 1722 geboren, als preuß. Medailleur zu Berlin 1780 starb. Zur Bildung seines Geschmacks trug wesentlich eine Kunstreise bei, die er 1788—92 machte. Nach seiner Rückkehr wurde er sofort vom Könige von Preußen zum Medailleur und Stempelschneider ernannt, und starb als Münzmeister zu Berlin 1811. Durch die Ausführung seiner Medaillen hat er den einfachen, reinen Geschmack in der Stempelschneidekunst, namentlich zu Berlin, sehr gefördert und das Vollkommenere vorbereitet. Den meisten Ruhm erwarb ihm eine Folge von Denkmünzen auf berühmte Gelehrte.

Abrantes, eine befestigte Stadt in der portug. Provinz Estremadura, am Tejo, mit 5000 E., in einer schönen an Obst und Früchten reichen Gegend, mit denen ein lebhafter Handel nach Madrid getrieben wird. Von diesem Orte aus unternahm 1808 der franz. General Junot, an der Spitze von 1500 Grenadieren, den glücklichen Anlauf auf Lissabon, wofür er von Napoleon zum Herzog von Abrantes (s. d.) erhoben ward.

Abrantes (Andoche Junot, Herzog von), franz. Marschall, geb. zu Bussy-les-Forges im Depart. Cote-d'Or 23. Oct. 1771, studirte beim Ausbruche der Revolution die Rechte und trat 1792 als Grenadier in das Heer. Seine Unerschrockenheit während der Belagerung von Toulon 1793, wo er im Feuer des engl. Geschützes ruhig nachschrieb, was ihm der Artilleriecommandant Bonaparte dictirte, und als eine einschlagende Bombe Beide mit Erde überschüttete, die lakonischen Worte äußerte: „So brauche ich keinen Streusand", wendete ihm Bonaparte's Aufmerksamkeit zu, der ihn später zu seinem Adjutanten erwählte. Er bekleidete Bonaparte auf seinen Zügen in Italien, nach Ägypten und wurde nach dem 18. Brumaire Commandant und nachher Gouverneur von Paris. Im J. 1805 sendete ihn Napoleon als Ge-

sandten nach Lissabon, doch kehrte er noch in demselben Jahre von dort zurück, und nahm hierauf an der Schlacht von Austerlitz theil. Im J. 1807 erhielt er den Befehl über das Corps, welches unter Mitwirkung der Spanier Portugal besetzte. Er rückte am 10. Nov. 1807 in Lissabon ein, indem er weder das Volk noch die Regierung erst zur Besinnung kommen ließ, und erklärte sich am 1. Febr. 1808 im Namen des Kaisers zum Generalgouverneur von Portugal. Napoleon ernannte ihn dafür zum Herzoge von Abrantes. In Folge der Landung der Engländer im Aug. 1808 wurde jedoch seine Lage in Portugal sehr bedenklich, sodaß er sich zur Capitulation von Cintra genöthigt sah, die, so vortheilhaft sie auch erschien, ihm Napoleon's Ungnade zuzog. Im östr. Kriege von 1809 führte er ein Armeecorps und wurde dann Gouverneur der illyrischen Provinzen. Im russ. Kriege handelte er ohne Energie, zog sich Napoleon's ganze Unzufriedenheit zu und wurde wieder nach den illyrischen Provinzen zurückgesendet. Geisteskrank kehrte er nach Frankreich zurück und lebte im Städtchen Montbard, wo er in Folge eines Sturzes von der Gartenmauer am 28. Juli 1813 starb. — Seinem ältesten Sohne, Napoleon, bestätigte Ludwig XVIII. im Jan. 1815 den Titel eines Herzogs von A. Derselbe ist der Verfasser eines Romans „Deux coeurs de femme" (Par. 1833).

Abrantes (Josephine Junot, Herzogin von), Gattin des Vorigen, wurde 6. Nov. 1784 zu Montpellier geboren. Sie war ein Fräulein Permon; ihre Mutter stammte aber von einem Zweige der Komnenen, der sich nach Corsica geflüchtet. In dem Hause ihrer Mutter, die als Witwe zu Paris lebte, ging Napoleon, bevor er auf so glänzende Höhe stieg, aus und ein. Nach dem Sturze des Kaisers fand sie sich durch ihre beschränkte Lage veranlaßt, schriftstellerischen Erwerb zu suchen. Von ihren zahlreichen belletristischen und geschichtlichen Schriften haben aber nur ihre „Mémoires" (18 Bde., Par. 1831—34) und allenfalls deren Fortsetzung (6 Bde., Par. 1836—37), sowie die „Souvenirs d'une ambassade et d'un séjour en Espagne" (2 Bde., Par. 1837) einen bleibenden Werth. Besonders das erste Werk enthält viel Detail über Napoleon und seine Umgebungen. Die Herzogin starb fast in Dürftigkeit 7. Juni 1838.

Abravanel (Isaak-ben-Jehuda) oder Abarbanel, geb. 1437 in Lissabon aus einer alten und vornehmen jüd. Familie, erhielt eine gute Erziehung und widmete sich in der ersten Lebenshälfte mehr den weltlichen Angelegenheiten als theol. Studien. Er bekleidete an dem Hofe Alfons' V. einen Posten und stand bei diesem Könige in Ansehen. Aber kaum war Alfons V. todt, so fiel A. in Ungnade; sein Vermögen ward eingezogen und er mußte, um sein Leben zu retten, 1482 nach Castilien fliehen. Dort beschäftigte er sich mit bibl. Studien, trat aber schon 1484 wieder in Ferdinand's Dienste, bis die allgemeine Austreibung der Juden aus Spanien ihn 1492 auszuwandern nöthigte. Er begab sich nach Neapel, und nach der Eroberung dieser Stadt durch den König von Frankreich 1495 mit Alfons II. nach Messina, bald darauf nach Korfu und 1496 nach Monopoli in Apulien. Hier verweilte er bis 1503, wo er in Aufträgen der portug. Regierung nach Venedig reiste. In Venedig starb er 1508 und wurde in Padua begraben. A. war ein gewandter Geschäftsmann, gelehrt und beredt; sein Stil ist fließend und elegant. Seine Liebe zu den Juden war ebenso feurig wie sein Haß gegen das christl. Rom. Seine in mancher Beziehung sehr schätzbaren Schriften bestehen in theol. Exegesen des Pentateuch, der Propheten und des Daniel, in Commentarien zu der Mischna-Abot, zur Pesach-Haggada und zu Maimonides, und in mehren Schriften philos. oder theol. Inhalts. Der berühmteste unter seinen drei Söhnen war Jehuda (Leone), der 1502 „Dialoghi di amore" (Rom 1535 und öfter) herausgab, ein einst viel gelesenes, in verschiedene Sprachen übersetztes philos. Werk in platonischem Geiste. Im 16. und 17. Jahrh. waren A.'s Nachkommen in Italien, Holland und der Türkei sehr angesehen.

Abraxassteine oder Abraxasgemmen ist der Name einer Art geschnittener Steine von sehr verschiedener Form, auf welchen sich neben abenteuerlichen Bildern, meist Zusammensetzungen aus menschlichem Rumpf und Armen, Hahnenkopf und Schlangenleib, oder auch andern Symbolen von vieldeutigem Sinne das griech. Wort Abraxas oder Abrasax findet. Diese Gemmen stammen angeblich aus Syrien, Ägypten und Spanien, und sind in allen Sammlungen in großer Menge vorhanden. Indessen hat man ihnen wol zu viel Werth und Bedeutung beigelegt. Gewiß ist es, daß die gnostische Sekte der Basilidianer den Namen Abraxas zuerst und allein gebraucht habe, und es bezeichnet wahrscheinlich dieses Wort nach der Zahlbedeutung der griech. Buchstaben die Zahl 365, sodaß man weder die altpers. noch die ägypt. Sprache dabei zu Hülfe zu nehmen braucht, wie man oft gethan hat. Aber nicht der höchste Gott, sondern die Gesammtheit der Weltgeister führte diesen Namen bei den Basilidianern. Später ging die Lehre

und Sitte dieser Partei durch die Priscillianisten nach Spanien über, von wo aus man na mentlich viele solche Steine erhalten hat. Die gnostischen Symbole wurden nachher von alle magischen und alchymistischen Sekten und Tendenzen angenommen, und so sind auch ohn Zweifel diese Steine zum allergrößten Theile, diejenigen ausgenommen, welche geradezu betrü gerische Erfindungen gewesen sein mögen, in den Zeiten des Mittelalters als Talismane gefer tigt worden. Schon die bunte, wunderliche Zusammensetzung ihrer Bilder kann als Bewei gelten, daß die Urheber selbst von vielen unter ihnen nichts Bestimmtes dabei gedacht, vielmeh nur aus bekannten Symbolen aller Art, oder auch aus eigener Phantasie Bilder und Auf schrift auf ihnen zusammengesetzt haben. Auf ähnliche Weise hat auch Kopp in der „Palaeographia critica" (Bd. 3) über diese Gemmen geurtheilt. Vgl. Bellermann, „Über die Gem men der Alten mit dem Abraxasbilde" (3 Stücke, Berl. 1817—19), vervollständigt durc Matter in der „Histoire critique du gnosticisme" (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1843—44).

Abrichtung der Thiere zum Zug, zum Tragen, überhaupt zur nutzbringenden Arbeitsver richtung, aber auch zu sonstigen Leistungen, ist keineswegs eine leichte und ohne Weiteres erlern bare Kunst. Wenn auch nicht gerade naturwissenschaftliche und physiol. Kenntnisse daz gehören, so ist doch dafür ein genaues Bekanntsein mit den Eigenthümlichkeiten des abzurich tenden Thieres, man möchte sagen psychol. Studium des Charakters und Temperament desselben unerläßlich. Diese Eigenschaft erscheint nicht allein manchen Völkern, sondern auc einzelnen Menschen gewissermaßen angeboren, und wird bei letztern in vielen Fällen sogar zun Talent. In neuerer Zeit ist die Abrichtung oder Dressur der Thiere zu ungewöhnlichen Pro ductionen, zur wirklichen Kunst geworden, und viele sogenannte Thierbändiger, wie van Aken Amburgh, Carter u. A. haben Unglaubliches geleistet. Unter den Völkern, welche vorzugs weise Geschicklichkeit in der Abrichtung der Thiere besitzen, stehen die Araber mit ihren Kame len und Pferden obenan; auch sind zu erwähnen die Birmanen, welche die Dressur des Ele fanten sehr gut verstehen, die Peruaner mit ihren Llamas u. s. w. Bei civilisirten Nationen beschränkt sich die Abrichtung der Thiere gewöhnlich blos auf das Nothwendige, auf die Erhö hung und Vermehrung ihres Gebrauchswerths. Am weitesten geht man hierin mit dem Pferde dessen Abrichtung die Schule heißt, wenn es zum Reiten und Reitkünsten dressirt wird. Wi weit dieses edelste Thier darin gebracht werden kann, beweist die Kunstreiterei der Neuzeit. Rin der richtet man blos zum Zug ab, und es gelingt dies sehr leicht, indem schon durch Vererbun eine Anstelligkeit dazu auf dieselben überzugehen scheint. Die Abrichtung des Hundes, d. h. di Ausbildung seines Instincts und seiner Sinne zur Unterstützung bei der Jagd, nennt de Waidmann insbesondere Dressur oder Arbeit. Verschiedene Hunderacen, wie die Hühnerhund Dachshunde, Bracken, Windhunde u. s. w., sind vorzugsweise dazu geeignet und bedürfen of nur geringer Anleitung, wie man denn überhaupt zur Ehre der Menschheit die grausame Ab richtung der Hunde mittels Korallen und allen möglichen Zwangsmitteln sehr verläßt, um de für eine mildere und vernünftigere Methode der Dressur zu wählen, welche durch Aufmerksam keit auf die Gaben und Eigenschaften des Thiers weit sicherer und erfolgreicher zum Ziele führ Die Abrichtung der Hunde, insbesondere der Pudel, zu allerlei Kunststücken hat oft sehr über raschende Erfolge, und die Gelehrigkeit dieser Hunde ist zum Sprüchwort geworden. Auch Vö gel werden abgerichtet, gewöhnlich zum Jagdgebrauch, wie Falken und Sperber zur Beiz Uhus zur Hütte, Hühner, Wachteln u. s. w. zu Lockvögeln. Doch gebraucht man in der Waid mannssprache bei ihnen statt des Ausdrucks abrichten das Wort abtragen.

Abrogiren, derogiren, u. s. w. Die gänzliche Aufhebung eines Gesetzes heißt Abrogiren die theilweise Aufhebung kann entweder durch theilweises bloßes Aufheben, Derogiren, ode durch Hinzufügung eines Zusatzes, Subrogiren, oder durch Aufhebung eines Theiles mittel Entgegensetzen eines andern, Obrogiren, geschehen.

Abruzzen heißt der nördliche Theil des Königreichs Neapel, welcher im NW. un W. an den Kirchenstaat, im NO. an das Adriat. Meer, im SO. an Apulien und in S. an Terra di Lavoro grenzt, auf 236 QM. gegen 800000 E. hat und in Abruzzo ulte riore I und II, den nordwestlichen, und Abruzzo citeriore, den südöstlichen Theil zerfällt. Da Hochland der A. bildet den wildesten und höchsten Theil des apenninischen Gebirgs systems. Der langgestreckte hohe Gebirgskessel wird bewässert von dem Alterno und Gizio, di sich zur Pescara vereinen; die gespaltene Apenninkette umfaßt ihn in pittoresken Formen, träg östlich den höchsten Gipfel der ital. Halbinsel im Gran Sasso d'Italia (8882 F. hoch) un auf der westlichen Kette den Monte Velino (7684 F. hoch), während Aquila auf der Scheitel fläche 2252 F. über dem Meere liegt. Das Gebirgsland fällt steil zu allen Seiten ab, am steil

sen aber zum Adriat. Meere, zerrissen durch tiefe Schluchten reißender Gebirgswasser, während sich östlich der Subapennin in terrassenförmiger Abstiegung anlegt. Das Klima der A. ist rauh, Schnee bedeckt die Gipfel der Berge vom Oct. bis April, dichte Wälder krönen die Höhen; nur die Thäler sind fruchtbar; Mandel-, Nuß- und andere Obstbäume gedeihen überall, Ölbäume in den tiefern Gegenden. Die schönsten Viehheerden weiden auf den Höhen und in den Thälern. Die bedeutendsten Städte sind die Festungen Aquila und Pescara, dann Chieti (das alte Teate) und Sulmona. Die größte Wichtigkeit der A. besteht in ihrer milit. Lage. Als ein strategisches Bollwerk 15 geogr. M. weit in den Kirchenstaat vorspringend, werden sie besonders dadurch bedeutend, daß in ihnen nur eine, jedoch für eine Armee äußerst beschwerliche Heerstraße in das Königreich, und gar keine ähnliche über das Gebirge vom Ufer des Mittelländ. Meeres nach dem des Adriatischen führt. Das Königreich Neapel kann daher, gut vertheidigt, nur auf zwei Straßen, nämlich auf der, die längs des Mittelländ. Meeres und der Pontinischen Sümpfe von Rom über Terracina und Capua nach Neapel, oder auf der, die längs des Adriat. Meeres von Ancona über Atri, Pescara u. s. w. ins Innere führt, mit Erfolg angegriffen werden. Der Besitz der A. ist daher zum Angriff Neapels unumgänglich nothwendig, ihn zu erzwingen jedoch ebenso schwierig als ihn zu behaupten, da die dichten Wälder mit tiefen Schluchten sich trefflich zu einem Kriege nach Art der Guerrillas oder der Tiroler im Rücken des Feindes eignen. Allein das Volk ist ohne Muth, obgleich physisch ein tüchtiger Menschenschlag, der sich trefflich zum Kriegsdienste, namentlich zu Pferde, eignet. In frühern Zeiten waren die Abruzzesen als Banditen und Räuber berüchtigt. Sie sind ein Hirtenvolk von patriarchalischer Einfachheit und Roheit, den heimatlichen Gebirgen treu anhänglich, abergläubisch, musikalisch und gastfrei. Die alten Samniten, Marsen und Sabiner, welche den Römern so furchtbar wurden, erkennt man freilich in ihnen nicht wieder. Sie haben weder die Deutschen noch die Franzosen oder Spanier gehindert, in Neapel einzudringen. Nur einmal (1798) erhoben sie sich gegen die siegreich vorrückenden Franzosen; sie tödteten damals den General Hilarion-Point, nahmen den General Rusca gefangen und schadeten den Eroberern, besonders der Colonne des Generals Duhesme, bedeutend. Da indessen das neapolit. Heer schon im Kirchenstaate geschlagen war und, wo sich nur die Franzosen zeigten, auf das feigste benahm, so halfen diese augenblicklichen Aufwallungen in den A. nur wenig, und spätere kleine Aufstände, wie 1806, trugen den Charakter gemeiner Räuberstreiche. Als 1815 Murat gegen Östreich zog und nach der Schlacht von Tolentino einen Volkskrieg zu erregen gedachte, mislang nicht nur dies, sondern feig zerstreuten sich selbst die aus den A. gebürtigen Soldaten, als sie beim Rückzuge ihrer Heimat sich nahten, und Östreichs schnelles Vorrücken bewirkte bald die gänzliche Auflösung der neapolit. Armee. Beim Aufstande 1821 hoffte die revolutionaire Partei zu Neapel, daß die A. die größten Vortheile beim Vertheidigungskriege darbieten würden, und die Verbrüderungen der Carbonari, die Volksversammlungen, ja selbst die franz. Deputirtenkammer hallten wieder von dem Lobe des dortigen vortheilhaften Terrains und des Geistes, der die Einwohner als würdige Nachkommen ihrer tapfern Vorfahren beseele; der Erfolg indeß täuschte die Erwartung gänzlich. Ebenso haben die Bewohner der A. zwar bei den Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 sich vielfach geregt, der Reaction aber keinen nachhaltigen Widerstand entgegengesetzt.

Absaigern nennt man eine eigenthümliche Art des Ausschmelzens oder Trennens eines Metalls von einem andern, oder von sonstigen Bestandtheilen eines Erzes. Man gewinnt z. B. aus silberhaltigem Kupfer das Silber durch Absaigern, indem man es mit einer bestimmten Menge Blei zusammenschmilzt, und die erhaltene Legirung nur so weit erhitzt, daß nicht die ganze Legirung schmilzt, sondern blos das silberhaltige Blei ausfließt, worauf man das Silber durch Abtreiben vom Blei scheidet.

Absalon (hebr. Abschalom), David's dritter Sohn, von ausgezeichneter körperlicher Schönheit, ließ seinen zum Thronfolger ernannten Bruder Amnon, der seine Schwester Thamar entehrt hatte, meuchlings umbringen, und floh vor der Rache David's zu seinem mütterlichen Großvater, dem Könige Talmai von Geschur in Syrien, wo er sich drei Jahre lang aufhielt, bis ihm Joab die Erlaubniß zur Rückkehr auswirkte, welcher jedoch erst später die völlige Aussöhnung mit dem Könige folgte. Nun wußte er sich durch ungemeine Popularität die Liebe des Volks in hohem Grade zu gewinnen, und erregte bald von Hebron aus einen förmlichen Aufstand gegen seinen Vater, der mit wenig Getreuen Jerusalem verlassen mußte und sich nach Mahanaim zurückzog. A. nahm von der Hauptstadt sogleich Besitz, entweihte das zurückge-

lassene Harem seines Vaters und rückte mit einem starken Heere gegen den König an. Im Walde Ephraim am Jordan kam es zum Treffen. A. ward völlig geschlagen und büßte auf der Flucht sein Leben ein, indem er unter einer Terebinthe wegreitend mit den Haaren in den Zweigen hängen blieb, und von Joab, David's Feldherrn, gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs durchstochen wurde. David beklagte den Verlust des Sohnes tief.

Absalon, Erzbischof in Lund, s. Axel.

Absceß (Eiterbeule, Eitergeschwulst, Eiterhöhle, Apostema) nennt man eine Ansammlung von Eiter (s. Eiterung) in einem widernatürlich entstandenen begrenzten höhlenartigen Raume innerhalb eines Gewebes oder Organs (eines weichen wie harten) des menschlichen oder thierischen Körpers. Die Bildung des Abscesses kommt so zu Stande: Die feinsten Blutgefäßchen (Haargefäße) überfüllen sich mit Blut, d. h. die Stelle, an welcher später der Absceß auftritt, entzündet sich, und zwar heftiger (heißer Absceß), oder in geringem, kaum merklichem Grade (kalter Absceß). Aus diesem sehr langsam fließenden oder ganz stockenden Blute schwitzt nun durch die Gefäße hindurch und in das Gewebe des Organs hinein eine Flüssigkeit aus, welche sehr eiweißreich und leichtgerinnend sich sofort zu Eiter umwandelt, oder erst, nachdem sie fest geworden, wieder erweicht und dadurch zu Eiter zerfließt. Der so gebildete Eiter, welcher anfangs noch zwischen den kleinsten Partikelchen des Gewebes vertheilt liegt, löst allmälig diese auf und fließt endlich in einen Raum zusammen, der demnach die Größe der entzündeten Stelle haben, durch zerstörende Auflösung des Gewebes mit Hülfe des Eiters entstanden sein, und nach Entfernung seines eiterigen Inhalts eine Höhle darstellen muß. Sehr oft bahnt sich der Eiter, in Folge seiner die Gewebe leicht auflösenden Flüssigkeit, einen Weg aus dem Absceß nach der Oberfläche oder nach einer Höhle des Körpers hin, worauf sich dann die Absceßhöhle schließt. Nicht selten tritt so der Eiter an einer andern Stelle des Körpers (Congestionsabsceß) zu Tage, als wo er gebildet wurde. Auch kommt es vor, daß, wenn sich der Absceß nicht von selbst oder durch künstliche Eröffnung (mit Hülfe des Messers, Haarseils, Glüheisens, Ätzmittels) entleert, der eiterige Inhalt desselben allmälig vertrocknet (verkreidet). Bei oberflächlich liegenden Abscessen (in oder dicht unter der Haut) besteht die Behandlung zu Anfange, wo wegen der Blutfülle in den Gefäßen und wegen der Festigkeit des geronnenen, aus dem Blute Ausgeschwitzten noch eine harte, bisweilen geröthete Geschwulst vorhanden ist, in Anwendung von feuchter Wärme (besonders von warmen Breiumschlägen), später aber, wenn sich der Eiter gehörig gebildet hat, in Entfernung desselben. Wird die Entfernung des Eiters zu lange verzögert, so kann derselbe nicht nur zu großen Zerstörungen des Organs, sondern auch zur äußerst gefährlichen sogenannten Eitervergiftung des Blutes (Pyämie) Veranlassung geben. Die Absceßbildung wird von der Natur gewöhnlich dann gebraucht, wenn sie fremde, in den Körper eingedrungene Stoffe wieder aus demselben entfernen will.

Abschatz (Hans Aßmann, Freiherr von), einer der bessern Dichter des 17. Jahrh., geb. 4. Febr. 1646 zu Würbitz in Schlesien, wurde zu Liegnitz, Strasburg und Leyden gebildet, worauf er drei Jahre lang Holland, die Niederlande, Frankreich und Italien bereiste. In seinem einundzwanzigsten Jahre kehrte er in die Heimat zurück, wo er sich der Bewirthschaftung der bedeutenden väterlichen Güter unterzog. Nach des letzten Piasten, des Herzogs Georg Wilhelm von Brieg, Wohlau und Liegnitz, Tode (1675) leistete A. als Landesbestallter des Fürstenthums Liegnitz, als Abgeordneter bei den Fürstentagen zu Breslau und als schles. Gesandter am kais. Hofe zu Wien seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste. Später zog er sich auf seine Güter zurück und starb 22. April 1699. Sein poetischer Nachlaß ward nach seinem Tode, wie es scheint von Chr. Gryphius (Bresl. 1704), herausgegeben. Das Verdammungsurtheil, das man über die Lohenstein'sche Schule aussprach (s. Lohenstein), traf auch ihn, und höchstens ward seiner als des Übersetzers des „Pastor fido" von Guarini gedacht. Allerdings sind seine Gedichte von Überladung und pomphaftem Schwulste nicht frei; viele derselben aber zeichnen sich durch Innigkeit des Gefühls oder durch männliche Kraft und hausväterlichen deutschen Ernst aus. Sein Andenken hat W. Müller in der „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (6. Bdch., Lpz. 1824) würdig erneuert.

Abschätzung nennt man die von competenter Stelle erfolgende Würderung des Werthbetrags, oder der Leistungsfähigkeit von Personen oder Gütern. In Betreff der letztern ist die Abschätzung in privatrechtlicher Beziehung seit langer Zeit vorgekommen, wenn es darauf ankam, zum Zweck einer öffentlichen Versteigerung, oder einer Erbtheilung, oder einer Verpfändung, oder einer Auseinandersetzung zwischen ab- und anziehenden Pächtern u. s. w. den Werth einer Sache zu ermitteln. Aber auch in das öffentliche Recht trat die Abschätzung aus mannich-

fachen Veranlassungen ein, wohin namentlich die Brandversicherungen, die Expropriationen (s. d.), und ganz besonders die Steuern gehören. Hinsichtlich der letztern waren es lange Zeit hauptsächlich nur die Grundstücke, für deren Abschätzung zum Zweck ihrer Besteuerung ein bestimmtes Verfahren vorgezeichnet ward. (S. **Grundsteuer**.) In neuern Zeiten versuchte man aber auch das Einkommen abzuschätzen, was Gewerbtreibende (in dem weitesten Sinne des Wortes) aus ihrem Gewerbe bezogen; noch später hat man das Einkommen von Capitalisten, endlich das aller Steuerpflichtigen, aus welchen Quellen es immer stamme, zuweilen auch, jedoch mehr nur als außerordentliche Maßregel, das Vermögen abzuschätzen versucht. Dabei hat man, wo die Sache nicht offen vorlag, theils das Urtheil mit den Verhältnissen bekannter Gemeindeglieder und Standesgenossen, theils die eigenen Angaben der Betheiligten zu Hülfe genommen. Es ist klar, daß die Sache sich mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit macht, wo die abzuschätzende Sache offen vorliegt, und ebenso die über ihren Ertrag entscheidenden Verhältnisse leicht zu beurtheilen sind. Und doch hat sich selbst die Abschätzung der Grundstücke zum Behuf der Besteuerung als ein schwieriges und viele Zweifelspunkte darbietendes Geschäft erwiesen. Wie viel mehr ist das der Fall, wo die Unterlagen dunkel und ungewiß sind, und die Abhängigkeit von persönlichen Verhältnissen und Maßregeln, ganz besonders aber der Wechsel der Sachlage unendlich größer ist. Hier kann man sich nur mit annäherungsweisen, voraussätzlichen Schätzungen helfen, und wird sich zur Richtschnur machen müssen, lieber etwas zu niedrig als zu hoch zu schätzen. Darin, überhaupt in der vielfachen Abstufung der Schwierigkeit der Abschätzung, sowol bei den verschiedenen Classen des Volks, als dann wieder bei den Einzelnen, liegt aber schon einer der Gründe, warum sich der Vorschlag, alle Steuern in eine einzige Einkommensteuer (s. d.) zu verwandeln, unpraktisch erweisen und zu drückenden Ungerechtigkeiten führen mußte.

Abschichtung mit den Kindern ist ein dem ältern deutschen Rechte eigenthümliches Institut. Wenn die Söhne durch Gründung einer eigenen Haushaltung bürgerlich selbständig auftraten oder die Töchter sich verheiratheten, trat eine Absonderung ihres Vermögens aus dem vom Vater bisher innegehabten Vermögenscomplexe ein. Das durch eine solche Abschichtung abgesonderte Kind wurde nach einigen Statuten als völlig abgefunden angesehen, sodaß es keine Erbrechte mehr an das älterliche Vermögen hatte, nach Andern standen ihm noch daneben solche zu. Es hängt dies mit den Rechtsverhältnissen der ehelichen Gütergemeinschaft (s. d.) zusammen. Particularrechtlich galt auch die verschwenderische Wirthschaft des überlebenden Ehegatten für Grund der Abschichtung. In spätern Rechten pflegt die Ansicht von einem wahren Erbverzicht an dieselbe geknüpft zu werden.

Abschied ist der Moment der Trennung. Dasselbe Wort ist auf die Formen und Äußerungen übergetragen worden, die in diesem Moment gewechselt werden. Von da trug man es auf Würden und Festsetzungen über, welche theils über den Grund der Trennung und über das Vorhergehende Zeugniß geben, theils für das während der Trennung und sonst bis auf weiteres Übereinkommen bestehende Verhältniß maßgebend sein sollte. Der Militair, der aus dem Dienste gestoßen wird, bekommt keinen Abschied, wol aber, wer in ehrenvoller Weise austritt. Der Staatsdiener, der seine Stellung verwirkt hat, wird nicht verabschiedet, sondern abgesetzt. Wenn Reichs- oder Landtage nach Erledigung ihrer Geschäfte auseinandergehen, wird in dem Abschiede zusammengestellt, was als das Ergebniß ihrer Verhandlungen hervorgeht, und namentlich was die Regierung, der sie gegenüberstanden, auf ihre Beschlüsse resolvirt hat. Vielfach, besonders in der ältern Zeit des deutschen Staatswesens, waren diese Abschiede als die großen Verträge und innern Friedensschlüsse zu betrachten, in denen sich die Fortbildung des Staatslebens aussprach. In England, wo man mit praktischem Sinn der solidarischen Verflechtung der Angelegenheiten ausweicht, und jede Sache für sich zu halten bestrebt ist, hat man diese Form nicht eingeführt, sondern die Krone ertheilt im Laufe der ganzen Session ihre Resolution auf jede wichtige Sache einzeln, und nur unbedeutendere Angelegenheiten werden zuweilen nicht zusammengenommen, aber gleichzeitig erledigt. Unter den Abschieden des deutschen Reichstags ist der von 1654 besonders bekannt geworden, weil er der letzte war, indem nachher der Reichstag, wenn auch nur in Form einer Deputation, permanent wurde. Man nannte ihn deshalb den Jüngsten Reichsabschied (Recessus imperii novissimus).

Abschnitt oder **Segment** einer Figur heißt in der Geometrie derjenige Theil ihrer Fläche, der von einer geraden, durch zwei Punkte des Umfangs gezogenen Linie abgeschnitten wird. Ist der Umfang krummlinig, so wird der Abschnitt durch einen Bogen der krummen Linie und durch die gerade Linie begrenzt. So bildet jede Sehne eines Kreises mit ihrem Bogen einen Abschnitt

(Kreisabschnitt). Abschnitt eines Körpers ist dagegen ein Theil desselben, der von einer durch den Körper gelegten Ebene abgeschnitten wird. — Der **Abschnitt** in einem Festungswerke dient bei der Erstürmung desselben zum Rückzuge der Besatzung und zum Festhalten des innern Raums, daher er gewöhnlich aus einer Brustwehr und palissadirtem Graben besteht. In den Bollwerken hat der Abschnitt gewöhnlich die Form eines Zangenwerks oder zweier halben Bollwerke, durch eine Courtine verbunden und von einem Schulterpunkt zum andern gehend oder die Kehle verschließend. Sie werden entweder gleich anfangs permanent erbaut, oder erst während der Belagerung aufgeführt; wird aber der Belagerer durch sie nicht gezwungen, Geschütz gegen sie zu stellen, so ist Zeit und Arbeit verloren. Das Ravelin bedarf statt des Abschnitts eines massiven bombenfesten Gebäudes. Auch hat man, und meistentheils mit Erfolg, die Straßen einer belagerten Stadt durch Abschnitte vertheidigt, wie Saragossa, Dresden, in neuerer Zeit Paris und Brüssel. (S. Barrikade.)

Abschoß oder **Erbschaftsgeld** (gabella hereditaria, quindena) ist die Abgabe, welche von einer an Ausländer fallenden Erbschaft erhoben wird. Sie beruhte in Deutschland auf einem Herkommen, welches sich wahrscheinlich aus der Beschränkung der Erbfähigkeit der Fremden herschreibt, wie sie das ältere deutsche Recht statuirt. Verbreitet und aufrechterhalten wurde sie durch Retorsion der einzelnen Länder gegeneinander, welche auch der Aufhebung derselben, sowie des verwandten Abzugsgeldes (s. d.) lange entgegenstand. Letztere erfolgte in Beziehung auf die deutschen Bundesstaaten unter sich durch die Deutsche Bundesacte (s. Freizügigkeit); einzelne Staatsverträge, wie sie z. B. Rußland mit mehren Staaten geschlossen hat, erstrecken diese Aufhebung auch weiter.

Abschreckung. Wenn man der Strafe den Zweck unterlegt, ein psychol. Gegengewicht gegen die Neigung zum Verbrechen abzugeben, indem dadurch die durch das Strafgesetz hervorgebrachte Gewißheit der Strafe als eines, dem Verbrechen folgenden Übels dargestellt wird, so nennt man dies das Princip der Abschreckung, und die darauf zuerst von Feuerbach gegründete Theorie heißt die **Abschreckungstheorie**. (S. Strafrechtstheorien.)

Abschrift (copia). Im rechtlichen Verkehr ist zwischen einfacher und vidimirter Abschrift (copia vidimata) zu unterscheiden, von denen nur der letztern, d. h. derjenigen Abschrift, welche mit dem Zeugnisse der Übereinstimmung mit dem Originale seiten der Behörde oder einer hierzu ermächtigten Person (Notar, Gesandten u. s. w.) versehen ist, rechtliche Wirkung beigelegt wird.

Abschwören kommt in der Rechtssprache in doppelter Bedeutung vor: einmal in dem Sinne, wo Jemand durch einen Eid erhärtet, daß eine von einem Andern aufgestellte Behauptung, auf welche dieser eine Foderung an ihn gründet, nicht wahr sei, oder daß er eine ihm zur Last gelegte verbrecherische Handlung nicht begangen habe (Reinigungseid), sodann in dem Sinne, daß Jemand die jenseits behauptete Echtheit seiner Unterschrift unter einem Document eidlich ablehnt (Diffessionseid). (S. Eid.) — Kirchliche **Abschwörung** ist die eidliche Entsagung des Glaubens, einer Religionspartei, oder einer von der Kirche als Irrlehre betrachteten Meinung oder Ansicht. Ein merkwürdiges Beispiel in letzterer Beziehung gibt die Abschwörung des Galilei (s. d.)

Abscisse, ein mathem. Ausdruck, s. Coordinaten.

Absenker oder Senker sind in der Gärtnerei und bei dem Weinbau diejenigen Ableger, welche gemacht werden, ohne daß man die Zweige von der Mutterpflanze abtrennt. So wird z. B. eine der untern einjährigen Loden eines Weinstocks herabgebogen, in die vorher ausgegrabene Erde eingesenkt, mittels hölzerner Häkchen darin befestigt, und sodann dem Anwachsen überlassen. Erst wenn man sicher ist, daß sie hinreichende Wurzeln geschlagen hat, kann man sie vom Mutterstamm trennen und weiter verpflanzen. Gleicherweise wird mit vielen Gartengewächsen verfahren. Das Absenken kann auch geschehen, indem man den Ast oder Zweig einer Pflanze mit einem mit Erde gefüllten Gefäß umgibt, worin er, durch Feuchtigkeit begünstigt, Wurzel schlägt; es ist dies namentlich bei Oleandern üblich. Diese Methode der Fortpflanzung hat den Vorzug, daß dabei kein Reiß verloren geht, indem da im Fall des Nichtgelingens der Absenkung der Zweig am Stamm bleibt.

Absent heißt abwesend. (S. Abwesenheit.) **Absenzlisten** nennt man die Verzeichnisse der bei einer Gelegenheit, wo sie zu erscheinen hatten, Abwesenden, speciell die Verzeichnisse der den Unterricht versäumenden Schüler. **Absenzgelder** müssen die Domherren entrichten, oder sich abziehen lassen, wenn sie während ihrer Residenzzeit einzelne Tage abwesend sind. — Ein besonderes Verhältniß bezeichnet der **Absentismus**, der hauptsächlich in Irland hervorgetreten ist, unter ähnlichen Umständen aber überall vorkommen kann. So lange

Irland noch sein eigenes Parlament hatte, und Dublin weit entschiedener als jetzt Mittelpunkt des irischen Staatswesens war, hielt sich auch ein großer Theil der irischen Grundherren in Irland auf, brachte den Winter in Dublin, den Sommer auf seinen Gütern zu, und verzehrte nicht nur seine Einkünfte im Lande, sondern blieb auch in lebendiger Verbindung mit diesem und seinen Einwohnern. Seitdem aber die Union Irlands mit England stattfand, sich mehr und mehr die ganze Regierung in London concentrirte, gleichzeitig aber die Verhältnisse im Innern Irlands unheimlicher wurden, ward es immer gewöhnlicher, daß die großen Grundherren fortwährend in England oder auf dem Festlande lebten, ihre reichen Besitzungen selten oder nie besuchten, und ihren Agenten überließen, so viel als möglich aus den Gütern und von deren Insassen herauszupressen. Man nannte sie nun Absenters, das ganze Verhältniß Absentismus, und suchte darin einen Hauptgrund der Leiden Irlands. Dabei hielt man sich zumeist nur daran, daß dem Lande das Geld entgehe, was die Grundherren verzehrten. Nun ist zwar diese Ansicht in nationalökonomischer Beziehung nicht ganz correct, und unter sonst wohlgeordneten Zuständen müßte es gleichgültig sein, wo einige Hunderte von bemittelten Einwohnern ihre Einkünfte verzehrten. Aber auch dieses Verhältniß stellt sich schon anders, wenn diese Einwohner die Besitzer fast des ganzen Bodens sind, und wenn in ihnen, statt in zahlreichen Mittelclassen, sich der Wohlstand des Landes hauptsächlich concentrirt. Außerdem ist es jedenfalls ein schlimmes Zeichen für den Zustand des Landes, wenn seine großen Grundherren systematisch sich abwesend halten. Auch werden die Verhältnisse zwischen Grundherren und Pächtern dadurch immer gespannter, kälter und feindlicher, und die Vermittelung zwischen ihnen fällt fremden Agenten anheim, die für Land und Volk kein Herz haben, und deren Interesse nur darin besteht, für ihren Principal so viel als möglich herauszupressen und daneben sich selbst zu bereichern. So mislich auch dieses Verhältniß ist, so schwierig dürfte es sein, es zu beseitigen. Gezwungene Residenz würde allen englischen Freiheitsbegriffen widerstreben, Absenzgelder wenig fruchten, beides aber den Preis der irischen Güter herabdrücken. Es wird darauf ankommen, die allgemeinen irischen Zustände so zu gestalten, daß der dortige Grundherr ebenso gern auf seinen Besitzungen weilt, wie der englische oder schottische auf den seinen. Übrigens hat man auch in Rußland für die Maßregeln, durch welche man dort den Absentismus erschwert, ähnliche Gründe angegeben, wie dies gegen die Abwesenheit der irischen Grundbesitzer geschieht.

Absetzbarkeit der Beamten, s. Staatsdiener.

Absolut, ein Wort aus der philos. Kunstsprache, bedeutet überhaupt, was ohne Beziehung auf ein Anderes an und für sich selbst betrachtet wird, und steht insofern dem Relativen entgegen. So spricht man z. B. von dem absoluten Werthe einer guten Handlung, d. h. von dem Werthe, welchen sie ohne Beziehung auf ein Anderes, mithin durch sich selbst hat. In den neuern philos. Systemen versteht man unter dem Absoluten Das, was im Gegensatze zu den mannichfaltigen, veränderlichen, sich gegenseitig bedingenden Erscheinungen an sich selbst wahrhaft ist und den Erscheinungen als letztes Princip zu Grunde liegt; daher auch darüber, was das Absolute sei, die verschiedenen philos. Schulen verschiedene Meinungen aufgestellt haben. — In der Physik spricht man vom **absoluten Gewicht** der Körper im Gegensatze zum specifischen Gewicht derselben.

Absolution, d. h. Lossprechung, ist ein aus der jurist. Latinität entlehntes Wort (s. Freisprechung), und im Deutschen nur von der kirchl. Lossprechung gewöhnlich. In die Kirchensprache kam es durch die Bußzucht der ersten christl. Kirche. Die Glieder der Gemeinde, welche durch grobe Vergehen, wie Ehebruch, Diebstahl, Verleugnung des Glaubens, öffentliches Ärgerniß gegeben hätten, wurden von den Versammlungen, vom Abendmahle oder auch ganz von der Gemeinde ausgeschlossen, und konnten nur wieder aufgenommen werden, wenn sie bereueten, um Aufnahme baten und die Bußungen übernahmen, welche ihnen von der Gemeinde auferlegt wurden. War dieses geschehen, so ertheilte ihnen der Vorsteher der Gemeinde in Gemeinschaft mit den Gemeindeältesten in Versammlung der Gemeinde die Absolution, denn die Gemeinde verzieh das Vergehen und nahm den Sünder wieder in ihre Mitte auf. Es war daher keine Lossprechung von der Schuld, sondern blos ein Erlaß der Kirchenstrafe und eine Erklärung des Verzeihens von Seiten der Gemeinde. Noch im 3. Jahrh. bedurfte es daher auch zur Absolution der Zustimmung der Laien und der Gemeinde. Allmälig und schon im 4. Jahrh. wurde das Absolviren ein Recht der Bischöfe, und das öffentliche Sündenbekenntniß der Schuldigen wurde, beim Nachlaß der Bußzucht, in ein Privatbekenntniß vor dem Priester verwandelt, der nun die Buße auflegte, ermäßigte oder erließ, und dann absolvirte. Im 9. Jahrh.

aber wurde es gewöhnlich, daß die Absolution sogleich auf das immer mehr als vor dem Priester nothwendig erachtete Sündenbekenntniß ertheilt wurde, was dann allgemeiner Gebrauch blieb. Sie war aber doch nicht auf alle Sünden, sondern nur auf öffentliche grobe Vergehen erstreckt. Da man jedoch anfing, die Beichte und Absolution auch mit dem Abendmahl zu verbinden, und die hierarchische Macht über die Gemüther den Höhepunkt ihrer Entwickelung erreicht hatte, so erstreckte man seit dem vierten Lateranconcil (1215) unter Innocenz III. bei Feststellung der im Jahre wenigstens einmal vorzunehmenden Ohrenbeichte das Bekenntniß und die Absolution auf alle Sünden überhaupt, und bezog sie nun auch nicht mehr allein auf die Vergebung von Seiten der Kirche, sondern auf die Vergebung vor Gott. Die bis ins 12. Jahrh. gebräuchlich gewesene Absolutionsformel: Deus oder Christus absolvit te, wurde nun, besonders unter Bevorwortung des Thomas von Aquino, später im 14. Jahrh. näher bestimmt von dem Dominicaner Rainerius von Pisa und dem Franciscaner Angelus Carletus (gest. 1485), verändert in: ego absolvo te, und damit dem Priester das Recht zugesprochen, die Sünden vor Gott zu vergeben. Dies ist die noch jetzt in der röm.-kath. Kirche herrschende, durch das Tridentiner Concilium bestätigte Theorie, die man auf Ausspruch Christi Joh. 20, 21—24 stützt, der freilich blos die Apostel wegen der Tiefe und Innigkeit ihres Glaubens, nicht jeden folgenden Kirchendiener meint. Protestanten und Reformirte schreiben der Absolution des Geistlichen nur declarative, nicht exhibitive Kraft zu, d. h. sie bestimmen, der absolvirende Geistliche kündige den Beichtenden die Vergebung bei Gott an, sichere sie zu, könne sie aber nicht selbst ertheilen. Dabei ist indeß zu bemerken, daß die luth. Kirche, wie sie von vornherein geneigt war, auf die Buße ein großes Gewicht zu legen, so die Absolution in ihrer moralischen Bedeutung zu schwächen durchaus nicht gewillt war. Melanchthon lehrte daher, daß durch die Absolution die Sünden wahrhaft vergeben würden und die Stimme des Absolvirenden einer Stimme aus dem Himmel gleich zu achten sei. Die unverantwortliche Vernachlässigung der Seelsorge von Seiten der Geistlichen und die damit zusammenhängende geringe Bereitwilligkeit der Gemeinden, ihren Geistlichen sich zu erschließen und hinzugeben, hat die Absolution innerhalb der protest. Kirche meist zur Bedeutungslosigkeit und zur leeren Formel herabsinken lassen. Sie kann nur bestehen entweder bei Anerkennung des Priesters als eines Verwalters magischer Geheimnisse (so in der kath. Kirche), oder bei einer seelsorgerisch tief eingreifenden moralischen Stellung des Geistlichen. In der ref. Kirche wurde die Privatbeichte und die Privatabsolution gleich anfangs abgeschafft, in der protest. Kirche bis ins vorige Jahrh. allgemein beibehalten, wo sie dann aber auch in den meisten Orten in eine allgemeine verwandelt worden ist.

Absolutismus nennt man in politischer Hinsicht die Unbeschränktheit einer Herrschergewalt im Gegensatz der durch staatsgrundgesetzliche Einrichtungen gebundenen Obergewalt. Während der absolute Herrscher auch Das vermag, was weder ihm noch dem Volke frommt, ist namentlich der constitutionelle Monarch, besonders bei Ausübung der gesetzgebenden Gewalt, an die Mitwirkung der Vertreter des Volks gebunden. Von der despotischen Gewalt unterscheidet sich die absolute dadurch, daß jene lediglich für die Zwecke des Gebieters und nach dessen Laune geübt wird, während die absolute, wenigstens der Idee nach, das Beste des Volks zur Richtschnur nehmen und sich an die selbstgegebenen Gesetze binden soll. Da aber für Beides keine sichere Bürgschaft gewonnen ist, so hat man mit Recht gesagt, daß absolute Gewalt für die Fürsten gefährlich, für das Volk herabwürdigend sei. Sie taugt aber nirgend etwas, auch in den Händen des Volks und der von ihm ausgehenden Institute nicht, sondern jede Gewalt soll ihre Schranken und Gegengewichte haben und in dem Ineinandergreifen mannichfaltiger Einflüsse und Controlen, welche darauf hinführen, daß Jeder das Gute und Keiner das Schlechte kann, beruht das Geheimniß guter Verfassungen. Auch der Staat soll nicht absolut sein, sondern über sich das Gesetz des Rechts und der Sitte, der edlen Menschlichkeit und der Religion erkennen, und vor jedem unnöthigen Eingreifen in die freie Selbstbestimmung der Individuen zurückweichen. — Der Name Absolutisten wurde zuerst in Spanien, bald auch im übrigen Europa, der Parteiname der Verfechter der unbeschränkten Fürstengewalt. — In der Dogmatik bezeichnet man mit Absolutismus die Behauptung unbedingter Prädestination (s. d.).

Absolutorium heißt ein freisprechendes Urtheil.

Absonderung. Der menschliche Körper ist aus festen und flüssigen Stoffen zusammengesetzt und zwar machen die flüssigen fast vier Fünftel des Körpergewichts aus, sodaß die festen Theile unsers Körpers wie ein Schwamm von Flüssigkeit durchfeuchtet sind. Die flüssigen ebenso wie die festen Bestandtheile unterliegen aber während des Lebens einer unausgesetzten Umwandlung (der Stoffmetamorphose). Es werden nämlich fortwährend diese Bestandtheile durch

Stoffe, welche wir von außen in uns aufnehmen, neu gebildet, und dafür die ältern, schon gebrauchten wieder zerstört und aus dem Körper weggeschafft. Diese Stoffmetamorphose kommt nun dadurch zu Stande, daß ein Röhrensystem (Adern) in unserm Körper verbreitet ist, welches eine Flüssigkeit, das Blut, zu allen Theilen desselben hin- und zurückführt (der Kreislauf des Bluts), die ebensowol das Material zur Neubildung der Stoffe, wie auch die Reste der alten abgestorbenen Körperbestandtheile in sich enthält. Indem nämlich das Blut durch die feinsten, sehr dünnwandigen Adern (die sogenannten Haargefäße) langsamer als durch die größern Blutgefäße hindurchfließt, dringen durch die porösen Wände dieser Haargefäße Stoffe verschiedener Art aus dem Blute, und zwar nur in flüssiger, tropfbarflüssiger oder gasförmiger Gestalt heraus, während zugleich flüssige wie auch flüssig gewordene alte, feste Körperbestandtheile von außen hineindringen. Das Herausdringen von Flüssigkeiten aus dem Blute durch die Poren der Haargefäßwände hat den Namen der Absonderung im weitern Sinne erhalten. Das Herausgedrungene dient entweder zur Neubildung, zur Ernährung der Organe, welche sie durchfeuchtet, ist dann sehr eiweiß-, fett- und salzhaltig, und wird Bildungsflüssigkeit (Blastern, Cytoblastern) genannt; oder das Herausgedrungene bildet eine Flüssigkeit, die aus dem Blute entweder zu besondern Lebensverrichtungen ausgeschieden und nach Erfüllung ihres Zwecks zum großen Theil wieder in die Blutmasse aufgenommen wird (die Absonderung im engsten Sinne, Secretion, wie Speichel, Magen- und Darmsaft, Galle, Bauchspeichel, Samen, die Flüssigkeiten in den Sinnesorganen u. s. w.). Oder auch das Herausgedrungene ist eine Flüssigkeit, welche das Blut, um sich in seiner guten Beschaffenheit zu behaupten, als unbrauchbar absetzt, und die größtentheils sogleich, nach ihrer Absetzung, ohne vorher zu irgend einem Behuf verwendet worden zu sein, aus dem Körper entfernt wird (die Aussonderung, Excretion, wie die Lungen- und Hautausdünstung, der Schweiß, Urin u. s. w.). Die Ausscheidung der Secretions- sowie der Excretionsflüssigkeiten aus dem Blute wird Absonderung im engern Sinne genannt, sodaß demnach eine Absonderung im weitern, engern und engsten Sinn existirt. Die Stellen im menschlichen Körper, an welchen die letztern Absonderungen (die Secretionen und Excretionen) zu Stande kommen, die sogenannten Absonderungs- oder Secretionsorgane, sind entweder hautförmig ausgebreitete Gebilde, oder eigenthümlich geformte, zusammengesetzte Organe, die sogenannten Drüsen. Zu den erstern gehören: die äußere Haut, welche Schweiß und Hauttalg absondert; die Schleimhaut, welche vorzugsweise Schleim bereitet; die serösen Häute, welche geschlossene, mit einer wässerigen oder eiweißähnlichen Flüssigkeit gefüllte Säcke darstellen (wie der Herzbeutel, die Brustfelle, das Bauchfell, die Gelenkkapseln u. s. w.), die zwischen die einzelnen Organe eingeschoben sind, damit sich dieselben bequem aneinander hin und her bewegen können. Unter den Drüsen gehören zu den größern: die Leber für die Gallenbereitung, die Nieren zur Harnbildung, die Hoden, welche den Samen absondern, die Speichel-, Milch-, Thränen- und Bauchspeicheldrüsen; kleinere sind die Augenbutter-, Ohrenschmalz-, Schweiß- und Hautfettdrüsen.

Absorption, Auffaugung, heißt in der Physik das Eindringen tropfbarer oder luftförmiger Flüssigkeiten in die Poren eines festen Körpers (z. B. des Wassers in einen Badeschwamm). In der Physiologie bezeichnet Absorption die Aufnahme solcher Flüssigkeiten in die Säfte des Körpers, also besonders in die Blutadern und Saugadern (z. B. die Aufnahme des getrunkenen Wassers im Magen, des eingeathmeten Luftsauerstoffs in den Lungen). Wenn die aufzunehmenden Stoffe aus dem Körper selbst stammen, nennt man die Auffaugung Resorption. — **Absorbentia** heißen im engern Sinne diejenigen Heilmittel, welche krankmachende Säuren im Körper binden und dadurch unschädlich machen. Hauptsächlich sind dies die alkalischen Stoffe: Kalk (als Marmor, Kreide, Krebssteine oder Austerschalenpulver), Magnesia, Natron, Kali und andere. Diese wirken chemisch, durch Neutralisation der Säure. Hingegen Pflanzenkohle, Brotrinde und andere Pulver erfüllen diesen Zweck nur durch ihre Porosität, demnach physikalisch-absorbirend.

Abspannung nennt man ein mehr vorübergehendes Nachlassen der Körperkräfte, wie es am gewöhnlichsten nach Anstrengungen durch Ermüdung eintritt. Obschon die wissenschaftliche Medicin diesen Ausdruck weniger gebraucht als die Volkssprache, so ist er doch physiologisch begründet, weil alle im thierischen Körper der Bewegung dienende Fasern (besonders die Muskelfasern) sich während des Lebens in einer von den Bewegungsnerven unterhaltenen steten Spannung (tonus) befinden, welche im gesunden Zustande lebhafter ist als im kranken und ermatteten. Die Abspannung äußert sich durch Welksein der Muskeln, schlaffen Gesichtsausdruck, matte und eingesunkene Augen, Unlust zum Arbeiten oder zu Geistesanstrengungen. Man

heilt sie durch Ausruhen, besonders Schlaf, durch Genuß von Nahrungsmitteln oder erquickenden Getränken; in Krankheiten durch Beseitigung der Ursachen oder Abwarten des natürlichen Heilungsvorganges. Geistige Abspannung beseitigt sich zuweilen durch neue, andersartige, besonders anregende Geisteseindrücke, oder durch Abwechselung mit körperlicher Arbeit. Höhere Grade der Abspannung gehen in die Ohnmacht (s. d.) über.

Absperrung. Völkerrechtlich steht es jedem souverainen Staate, streng genommen, zu, sein Gebiet allen fremden Personen und Gütern zu verschließen, oder denselben den Eingang nur unter ihm billigen Bedingungen zu verstatten. Dieses Recht, wovon in alten Zeiten Ägypten, in spätern China, in neuern Paraguay unter Francia den weitesten allgemeinen, wovon aber auch die europ. Colonialstaaten, bis in unser Jahrhundert hinab, in Betreff ihrer Colonien einen sehr ausgedehnten Gebrauch gemacht haben, kann natürlich in dem Nebeneinanderleben durch die Bande des Verkehrs eng verflochtener Staaten nicht in seiner ganzen Strenge ausgeübt werden. Es würde dem Staate, der es ausübte, wie seinen Nachbarn die größten Nachtheile bringen, und die Nachbarstaaten würden gegen seine, ihnen nachtheilige Ausübung das ihnen ebenso sicher zustehende Recht der Retorsion (s. d.) und des Kriegs anwenden. Deshalb kommt gegenwärtig in Europa eine Absperrung des Gebiets nur in Ausnahmefällen, oder nur in Betreff besonderer Kategorien von Personen oder Gütern vor. So finden wir es hauptsächlich in Kriegszeiten, theils zwischen den kriegführenden Staaten, zur Ausschließung jedes Verkehrs unter ihren Angehörigen, theils von Seiten der Neutralen zur bessern Sicherung ihrer Neutralität. Ferner bei pestartigen Krankheiten, von denen man annimmt, daß sie sich durch Ansteckung fortpflanzen. Das Letztere wird dann auch wol auf Einzelfälle bleibend übertragen, wie denn in vielen Staaten mit ansteckenden Hautkrankheiten behaftete Handwerksgesellen nicht über die Grenze gelassen werden. Auch sonst haben die Staaten ihre Gebiete bald gegen diese, bald gegen jene Classe von Individuen gesperrt, z. B. gegen Juden, gegen Hausirer, gegen Bärenführer und Gaukler u. s. w. Die gewöhnlichsten und eingreifendsten Sperrmaßregeln haben aber in Betreff der Ein- und Ausfuhr von Waaren stattgefunden. Diese Frage hängt aber mit der des Prohibitivsystems (s. d.) zusammen. Was jene Absperrung in gesundheitspolizeilicher Rücksicht betrifft, so ist sie unleugbar das bewährteste Schutzmittel gegen manche, leider aber nicht gegen alle Arten ansteckender Krankheiten. Sie wird bei größern, weiterschreitenden Weltseuchen von Staats wegen mittels der Quarantainen ins Werk gesetzt. Privatleute schützen sich (z. B. in Ägypten bei herrschender Pest) durch Verschließung ihrer Häuser und Vermeiden jedes Verkehrs mit der übrigen Bevölkerung, welcher zu unmittelbaren Berührungen führen könnte. Das Absperren einzelner, von einer Seuche befallener Häuser durch polizeiliche Bewachung (z. B. bei Pocken oder Cholera) hat meist für die darin Wohnenden sehr traurige Folgen, und macht das abgesperrte Haus leicht zu einem besonders verderblichen Krankheitsherd.

Abstammung des **Menschengeschlechts.** Ob die verschiedenen Menschenstämme von einem (Adam und Eva) oder mehren Menschenpaaren abstammen, läßt sich nicht ermitteln. Die Abstammung von einem einzigen Menschenpaare ist nicht ganz wahrscheinlich, aber durchaus nicht unmöglich, denn die Geschichte der Racen der Thiere und Pflanzen führt zu dem Satze, daß alle wahren Racenverschiedenheiten einer Art von Einzelnen aus durch innere und äußere Ursachen und in hinreichend langer Zeit sich bilden können. Die Meisten nehmen aber an, daß die zahlreichen Völker des Erdballs von einigen Racen ausgegangen seien, und suchen ihre Ansicht durch die Verwandtschaft der Sprachen und gewisse Traditionen einzelner Völker nachzuweisen. Mehre Neuere lehren, daß ein jedes Land seinen ursprünglichen Stamm von Einwohnern (Autochthonen) habe. Diejenigen, welche streng an den bibl. Traditionen festhalten, lassen von Noah und seinen drei Söhnen Sem, Cham und Japhet alle Menschen abstammen. Den Ursprung der ersten Menschen nehmen Einige auf den höchsten Gebirgen an, so den der kaukasischen Völker auf dem Kaukasus, den der Afrikaner zum Theil auf dem Atlas, der Amerikaner auf den Anden, der Mongolen auf den Gebirgen Altai oder Himalaya, und lassen von ihnen aus sich die Menschen nach Süden und Osten, nach Westen und später nach Norden ausbreiten. Manche halten Vorderasien für den Wohnsitz der ersten Menschen und glauben, aus dem weißen Menschenstamme seien die übrigen hervorgegangen. Andere sehen Afrika für die Wiege des Menschengeschlechts und den Neger für den ursprünglichen Menschenstamm an, indem sie sich an die Erfahrung halten, daß die organischen Schöpfungen stets fortgeschritten, und auf weniger vollkommene Bildungen vollkommenere gefolgt seien. Der besonders in neuerer Zeit wieder lebhaft entbrannte Streit über diese Frage kann noch nicht f

beendet angesehen werden. Auf beiden Seiten finden wir gewichtige Autoritäten. Carus, Joh. Müller, A. v. Humboldt erklären sich für die Einheit des Menschengeschlechts als Art und halten die Racen, obgleich sie den großen Abstand zwischen ihnen in natürlicher wie in geistiger Entwickelung nicht leugnen, nur für Varietäten derselben. Während sie es noch unentschieden lassen, ob die Menschen an verschiedenen Orten zugleich aufgetreten seien oder sich von einem Orte aus über die ganze Erde ausgebreitet haben, glaubt der Engländer Prichard in seiner ausgezeichneten „Naturgeschichte des Menschengeschlechts" (deutsch, 4 Bde., Lpz. 1840—48) von der einen Menschenspecies auf eine Urrace schließen zu dürfen. Dagegen bestreitet Burmeister in seiner „Geschichte der Schöpfung" (3. Aufl., Lpz. 1848) die Möglichkeit der Abstammung aller Menschen von einem Paare, und behauptet die ursprüngliche Entstehung mehrer Menschenracen, wiewol auch er die Einheit der Art annimmt. Über die Racenverschiedenheiten s. **Menschenracen.**

Abstand. In der Sternkunde nennt man Abstand vom Mittage den Bogen des Äquators von dem Mittagskreise bis zu dem Punkte, in welchem der Abweichungskreis eines Sternes den Äquator schneidet; Abstand der Nachtgleiche vom Mittage den in Graden oder Stunden ausgedrückten Bogen des Äquators, welchen der Frühlingspunkt von dem Augenblicke des wahren Mittags an noch zu durchlaufen hat, ehe er in den Mittagskreis kommt, d. h. 360° weniger der jedesmaligen geraden Aufsteigung der Sonne, was leicht in Stunden ausgedrückt werden kann, da in einer Stunde 15 Grade durch den Meridian gehen; Abstand vom Scheitel oder Zenith (die Zenithdistanz) den Bogen eines Scheitelkreises vom Scheitelpunkt an gerechnet bis zu einem beliebigen Punkte, z. B. einem Sterne, also 90° weniger der Höhe dieses Punktes über dem Horizonte. — In der Geometrie ist **Abstand** eines Punktes von einer geraden Linie oder von einer Ebene die senkrechte Linie, welche von diesem Punkte auf die (nöthigenfalls verlängerte oder erweiterte) Linie oder Ebene gezogen ist; ferner der Abstand einer Linie von einer ihr parallelen Linie oder Ebene, ebenso der einer Ebene von einer ihr parallelen Ebene eine senkrechte Linie, welche von irgend einem Punkte der erstern auf die letztere (nöthigenfalls zu verlängernde oder zu erweiternde) gefällt oder gezogen ist.

Abstandsgeld, diejenige Summe, welche beim Rücktritt von einem Contract oder andern Rechtsverhältnissen von dem einen Theile dem andern gezahlt wird, um dadurch den erstern von den ihm obliegenden Verpflichtungen gegen den letztern zu befreien. (S. auch **Reugeld.**)

Absteigung, s. **Aufsteigung.**

Abstimmung ist die Handlung, wodurch eine Versammlung, in der Regel nach vorheriger Berathung, den definitiven Willen ihrer Mitglieder über den von ihr zu fassenden Beschluß ermittelt. Es hängt von der Verfassung des betreffenden Instituts ab, ob Stimmeneinhelligkeit oder nur Stimmenmehrheit erforderlich ist, um den Beschluß zu Stande zu bringen. Nur ausnahmsweise steht zuweilen schon einer bestimmten Minderzahl einer Versammlung das Recht zu, die Gesammtheit zu einer Handlung zu nöthigen, z. B. zur Verwandlung einer öffentlichen Sitzung in eine geheime, zur Vornahme einer Gemeinheitstheilung u. dgl. Indirect kann da, wo, wie bei der engl. Jury, Stimmeneinhelligkeit, oder eine sehr starke Majorität, oder umgekehrt nur relative Mehrzahl erfodert wird, der Wille einer Minderzahl für die Mehrzahl verpflichtend werden. Ferner kommt es bei der Abstimmung darauf an, ob absolute Majorität, d. h. eine Stimme mehr als die Hälfte, oder eine noch stärkere, etwa ⅔ oder ¾ der Mitglieder, oder ob nur relative Majorität, d. h. daß für eine Meinung sich mehr Mitglieder entscheiden als für irgend eine andere, wenn auch weniger als für alle andern zusammengenommen, nöthig ist. Es muß bestimmt sein, wie es im Fall der Stimmengleichheit zu halten sei, ob da der Präsident oder das Loos den Ausschlag zu geben, ob der mildern Meinung, oder dem Beklagenden der Vorzug zu geben, oder ob die Sache zu vertagen sei. Auch ist es wichtig, ob die Abstimmung öffentlich, durch Ja und Nein, Aufstehen oder Sitzenbleiben, Theilung nach verschiedenen Seiten, Händeaufheben u. dgl., oder ob sie geheim, z. B. durch Ballotage, Kugelung u. s. w., erfolgen soll. Ersteres hat etwas Offenes, Biederes und vermittelt bessere Controle, Letzteres sichert größere Unabhängigkeit der Abstimmung. Bei zahlreichen Versammlungen erhält, wo die Abstimmung öffentlich ist, auch die Stimmenzählung ihr Schwieriges und Bedenkliches, weshalb dann viel Gewicht darauf gelegt wird, daß dieselbe von unparteiischen Männern oder unter gleichmäßiger Betheiligung der beiden Parteien vorgenommen werde. Hier erlangen auch die Modalitäten der Abstimmungsweise ihre besondere Wichtigkeit, weil bei so großer Zahl auch die Bequemlichkeit, Vergeßlichkeit, der Irrthum ihre Rollen spielen. Wenn z. B., wie früher in England, der eine Theil hinausgehen mußte, während der andere sitzen bleiben konnte, so war diejenige Meinung im Vortheil, deren Anhänger sitzen bleiben

konnten. Jede Entscheidung nach Stimmenmehrheit ist allerdings in den meisten Fällen nur ein freilich häufig unvermeidliches, aber immer unvollkommenes Auskunftsmittel, da Weisheit und Tugend nicht nach der Kopfzahl gleichmäßig unter die Menschen vertheilt sind. Das erkennt schon der alte Spruch an: Vota sunt ponderanda, non numeranda. (Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.) Die Entscheidung nach Stimmenmehrheit ist eigentlich nur in dem Falle jedem Bedenken enthoben, wo die Stimmenden lediglich für sich selbst, nicht für Andere, nicht für die Zukunft, und wo sie zudem nur über eine Frage des Vortheils, nicht über eine Frage der Pflicht entscheiden, kurz wo sie rein das Thun und Lassen haben. In allen andern Fällen bleibt es höchstens eine Wahrscheinlichkeitssache, daß die Meinung der Mehrzahl auch die gerechteste und weiseste sei, und auf die Verstärkung dieser Wahrscheinlichkeit sind die Einrichtungen zu berechnen. Besondere Schwierigkeit entsteht durch den Conflict der Interessen, ferner wenn die Frage, über welche abgestimmt werden soll, aus vielen Theilen besteht, die doch in harmonischem Geiste behandelt werden sollen, oder wenn sie sehr verschiedenen Ansichten unterliegt. Der Erfolg der Abstimmung wird zweifelhafter, je zahlreicher die Versammlung, während doch auch wieder eine gewisse Zahl und Vielseitigkeit derselben häufig wünschenswerth ist. Sehr viel kommt auf die Art der Fragstellung an. Es muß stets mit Ja und Nein geantwortet werden können; die ganze Reihenfolge der Fragen muß klar, übersichtlich, erschöpfend sein. Die Beantwortung der einen Frage darf die andern nicht präjudiciren. Eine besondere Art von Abstimmungen, bei der namentlich die Fragen über absolute und relative Majorität sowie über öffentliche und geheime Stimmgebung wichtig werden, ist die zum Behufe von Wahlen. (S. **Wahlrecht** und **Wahlverfahren**.)

Abstinenz, d. i. Enthaltung, heißt bei den Katholiken besonders die Enthaltung von Fleischspeisen am Freitag, Sonnabend und überhaupt an Fasttagen, welche deshalb auch Abstinenztage genannt werden. (S. **Fasten**.)

Abstoßung oder **Repulsion** bezeichnet in der Physik, besonders in dem Gebiete der Elektricität, des Magnetismus, der Wärme und des Lichts, die Wirkungen der Kräfte, welche im Gegensatze zur Anziehung wirken, und im gewöhnlichen Sinne des Wortes Abstoßungen hervorbringen. Wo man Elektricität, Magnetismus, Wärme u. s. w. selbst als Materien ansieht, schreibt man den Theilchen derselben da eine gegenseitige Abstoßung zu, wo es darauf ankommt, ihre Ausdehnung nach allen Richtungen zu erklären. Abstoßende Kräfte beobachtet man leicht an mit gleichnamiger Elektricität beladenen Materien von geringem Gewicht, Kügelchen von Kork, Hollundermark u. s. w., ebenso an den gleichnamigen Polen zweier Magnete. Nach der veralteten Emanationstheorie des Lichtes nahm man an, daß Lichttheilchen von der Sonne abgestoßen würden. Die Elasticität der Gase, welche sich bei Verminderung des Druckes, unter welchem sie einen gewissen Raum einnahmen, ununterbrochen ausdehnen, erklärt sich leicht aus der Voraussetzung, daß ihre kleinsten Theilchen sich gegenseitig abstoßen. (S. **Anziehung**.)

Abstraction ist diejenige Operation des Denkens, vermöge deren unsere Vorstellungen und Gedanken aus den Verknüpfungen und Verbindungen, in welchen die sinnliche Empfindung und Erfahrung sie uns darbietet, herausgehoben und ihrem eigenen Inhalte nach im Denken bestimmt werden. Das Product dieser Operation heißt ein abstracter Begriff, im Gegensatze der concreten Vorstellung. Zum großen Theile vollzieht sie schon der gewöhnliche, unwillkürliche Gedankenlauf, wenn auch nicht präcis und vollständig; aber doch so weit, daß, mit Ausnahme der Eigennamen, eigentlich alle Worte der Sprache Abstracta sind, die jedoch zum größten Theile zwischen verschiedenen Bedeutungen schwanken. Insofern ein abstracter Begriff nicht blos von einem bestimmten Exemplar gilt, sondern als Merkmal in mehren Dingen vorkommt, ist er ein allgemeiner höherer; und da die Abstraction stufenweise fortschreiten kann, so nennt man einen Begriff um so mehr abstract, je höher und allgemeiner, also auch je entlegener er von der unmittelbaren sinnlichen Erfahrung ist. Dergleichen Abstractionen, die bei der Zerlegung der Begriffe in ihre verschiedenen Merkmale willkürlich nach verschiedenen Richtungen hin verfolgt werden können, werden leer, wenn sie ihren Beziehungspunkt aus dem Auge verlieren. So ist z. B. das allgemeine Abstractum Raum und Zeit für den Physiker eine leere Abstraction, weil ihn räumliche und zeitliche Verhältnisse nur insofern interessiren, als dadurch Dinge und Ereignisse bestimmt werden. Ueberhaupt bietet die Ausbildung allgemeiner Begriffe, obwol alles Wissen sich unvermeidlich in ihnen bewegt, für sich allein nicht unmittelbar ein Wissen dar, und es gehört zu den, wenn auch leicht begreiflichen Verirrungen der Philosophie, daß sie in älterer wie in neuerer Zeit bisweilen das Allgemeine und Abstracte geradezu für das Wesen der Dinge erklärt hat. Da die Abstraction und das starre Festhalten an einmal

gebildeten Abstractionen oft die für die Erkenntniß nothwendigsten Beziehungen der Begriffe verdunkelt und aus dem Auge verlieren läßt, so bezeichnet man durch das Wort abstract auch das Einseitige und durch seine Einseitigkeit Ungenügende. — Im gewöhnlichen Leben heißt von etwas **abstrahiren** so viel als von etwas absehen, kein Gewicht darauf legen, es nicht zum Gegenstande einer absichtlichen Thätigkeit machen.

Abstrus, von abstrudere, wegstoßen, heißt eigentlich das Versteckte, schwer zu Verstehende, daher überhaupt Das, was den Auffassenden wegen der Form oder wegen des Inhalts abstößt, ihm als seltsam, hart und ungenießbar erscheint. Natürlich kommt dabei viel auf den Bildungsgrad und die Neigungen des Auffassenden selbst an. Namentlich in wissenschaftlichen Untersuchungen kann dem Laien leicht etwas als sehr abstrus erscheinen, was gleichwol der Natur der Sache ganz angemessen ist. In der künstlerischen Darstellung, die sich, wenn sie ihren Zweck erreichen will, nach dem mittlern Durchschnitte der Empfänglichkeit richten muß, verdirbt der Fehler des Abstrusen leicht den ästhetischen Eindruck.

Absud, s. Decoct.

Absurd, der Ableitung nach, von ab und surdus, eigentlich Das, was von einem Tauben kommt. Da der Taube sehr leicht in Gefahr kommt, etwas zu sagen, was gar nicht zur Sache paßt, so nennt man das Ungereimte und Lächerliche absurd oder eine Absurdität. Im strengen, wissenschaftlichen Sprachgebrauch der Philosophie und der Mathematik heißt aber nur Das absurd, was einen Widerspruch in sich selbst enthält oder einer anerkannten Wahrheit zuwiderläuft. **Ad absurdum** führen heißt daher eigentlich eine Wahrheit dadurch beweisen, daß man das Entgegengesetzte in seiner Ungereimtheit darstellt, im gewöhnlichen Leben aber überhaupt: lächerlich machen.

Absynthium, **Wermuth**, bezeichnet in der Botanik eine Unterabtheilung der Gattung Artemisia, Beifuß, in der ärztlichen und Volkssprache aber eine Art derselben, den gemeinen Wermuth (Artemisia absynthium, L.; Absynthium officinale, Nees). Dieses an Hecken, Wegen und Flußufern gemeine Kraut enthält einen Bitterstoff und ein ätherisches Öl, beide von großer Kräftigkeit, und ist in Folge dessen als magenstärkendes und wurmwidriges Mittel in der Medicin in verschiedenen Formen (Öl, Extract, Tinctur u. s. w.) gebräuchlich, kommt auch zu verschiedenen zusammengesetzten Arzneien (z. B. zu den Bittern Magentropfen, Elixir viscerale Hoffmanni). Verschieden davon sind die Kräuter, aus denen der unter dem Namen Extrait d'absinthe bekannte Liqueur (unter Zusatz von Anis) bereitet wird. Dies sind kleine, niedrige, in den Alpen wachsende Arten von Artemisia, z. B. mutellina, glacialis, rupestris, spicata, welche den Alpenbewohnern unter dem Namen Genipi bekannt sind. Der Liqueur selbst wird, meist in Wasser gegossen, von Personen genossen, welche die natürliche Wiederkehr des Appetits vor Tische nicht abwarten wollen oder wirklich an Verdauungsschwäche leiden.

Abt, Abbas, d. i. Vater, hieß anfangs jeder alte Mönch, seit dem 5. Jahrh. aber nur der Vorsteher eines Klosters, der über die Beobachtung der Ordensregel wachte, die Klostergüter verwaltete und dem die Mönche unbedingten Gehorsam (Obedienz) zu leisten hatten. Schon seit dem 6. Jahrh. gehörten die Äbte zum geistlichen Stande, und seit der zweiten Kirchenversammlung zu Nicäa (787) waren sie zur Ertheilung der kleinern Weihen an ihre Mönche berechtigt, doch im Wesentlichen der Gerichtsbarkeit ihrer Diöcesanbischöfe noch bis ins 11. Jahrh. überall unterworfen. Mit den Reichthümern der Klöster wuchs das Ansehen der Äbte; mehre erhielten bischöfliche Titel und Rechte, alle, als Prälaten der Kirche, den Rang gleich nach den Bischöfen und das Stimmrecht auf den Kirchenversammlungen. Gleiche Vorzüge und Rechte suchten auch die Vorsteherinnen der Nonnenklöster, die Äbtissinnen, zu erhalten, doch sind ihnen dieselben schon darum nie ganz zugestanden worden, weil Frauen keine priesterlichen Handlungen verrichten dürfen. Häufig kamen im 8. und noch mehr im 9. Jahrh. durch die Könige, namentlich für Kriegsdienste, Abteien in Laienhände. So stand im 10. Jahrh. eine Menge der ansehnlichsten Klöster in dem Gebiet der röm. Kirche unter Laienäbten oder Abtgrafen (Abbates milites, Abbacomites), für welche regulirte Unteräbte, Dekane oder Prioren die geistliche Aufsicht führten. Den Mitgliedern des königl. Hauses wurden Abteien als Tafelgüter geschenkt; die reichsten behielten sich gewöhnlich die Könige selbst vor: wie denn Hugo Capet Abt von St.-Denis bei Paris war. Bisweilen fielen Nonnenklöster auch Männern zu, und Mönchsklöster vornehmen Frauen. Dem Eifer, der im 10. Jahrh. die Reform des Klosterlebens betrieb, gelang allmälig die Abstellung solcher Schenkungen an Laien, und man sah nun seltener kriegerische Äbte, die in Person die im Übrigen fortdauernde Heeresfolge leisteten. In Folge der von Clugny ausgegangenen Reform des Benedictinerordens entstanden auch Klöster ohne Äbte, die von dem

Stammkloster zu Clugny abhängig waren, und nur Prioren oder Proabbates, auch Coabbates, zu Vorstehern erhielten. Von den seit dem 11. Jahrh. gestifteten neuen Orden nannten nur einige die Vorsteher ihrer Klöster Äbte, z. B. die Cistercienser, Bernhardiner, Feuillants, Trappisten, Grandmontaner, Prämonstratenser und mehre Congregationen der Regulirten Chorherren. Mehre Orden wollten sich des Titels aus Demuth nicht bedienen. Bei den Camaldulensern nannten sich die Vorsteher Majores, bei den Karthäusern, Hieronymiten, Dominicanern, Karmelitern, Augustinern, Serviten u. s. w. Prioren, bei den Franciscanern Ministri oder Guardiane, bei den Jesuiten Rectoren. Äbtissinnen hatten, außer den weiblichen Zweigen der genannten Orden, auch die Nonnen von Fontevraud und die weltlichen Chorfrauen. Die Äbtissinnen sind fast immer unter der Gerichtsbarkeit ihrer Diöcesanbischöfe geblieben, während die Äbte der befreiten oder unmittelbaren Klöster keinen andern Herrn als den Papst anerkennen. Die infulirten Äbte genießen das im Mittelalter häufig durch päpstliche Legaten an Benedictineräbte verliehene Recht, sich bischöflicher Titel und Insignien zu bedienen. Die bischöfliche Gewalt mit eigenen Diöcesen hatten aber nur wenige derselben, z. B. die Äbte zu Fulda und Korvei in Deutschland, zu Montecassino bei Neapel, zu Catanea und Monreale in Sicilien; in Frankreich keiner. Vor der Periode der Säcularisation gab es in Deutschland und in der Schweiz auch **gefürstete Äbte**, z. B. zu Fulda, Kempten, St.-Emmeran in Regensburg, Einsiedeln, St.-Gallen u. s. w., und gefürstete Äbtissinnen, z. B. zu Gandersheim, Quedlinburg, Herford, Ober- und Niedermünster zu Regensburg. Die Abteien wurden daher auch im Reichsdeputationshauptbeschlusse von 1803 als Fürstenthümer betrachtet. Die Wahl der Äbte steht in der Regel den Capiteln der Klöster zu, bei den unmittelbaren folgt darauf die päpstliche, bei den mittelbaren die bischöfliche Bestätigung; doch wurden von Alters her viele Abteien in Italien vom Papst, und in Frankreich, vermöge des Concordats von 1516, vom Könige vergeben. Weltgeistliche, die dergleichen Pfründen genießen, ohne die Ordensregeln zu beobachten, heißen **Säcularäbte**; ihre Vicarien dagegen in den Klöstern, gleich allen den Äbten, die dem Mönchsstande angehören, **Regularäbte**. Besonders in Frankreich wurde mit der Ernennung von Säcularäbten bis in die neuere Zeit großer Misbrauch getrieben. Der Hof gab die Abteien an begünstigte Personen, meist jüngere Söhne vornehmer Familien, welche die niedern Weihen nur nahmen, um als Weltgeistliche reiche Einkünfte genießen zu können. Man ging selbst so weit, daß jeder vornehme junge Mann, der sich dem geistlichen Stande widmete, in der Aussicht auf geistliche Pfründen Abbé (s. d.) genannt wurde. Oft wählten sich aber auch die Klöster selbst Säcularäbte, um den Schutz einer vornehmen Person oder Familie zu erhalten. In Rücksicht auf dieses Verhältniß hießen die Säcularäbte auch **Commendaturäbte** (Abbés commendataires), indem ihnen mit der Pfründe auch die Vertretung und der Schutz des Klosters zufiel. In den Ländern, welche die Kirchenreformation annahmen, wurden die meisten Klöster zu den fürstl. Domainen gezogen, und nur in Hannover, Braunschweig und Würtemberg blieben einige als Schulen und Seminarien, oder als Versorgungsanstalten für unverheirathete Frauen bestehen, deren Vorsteher und Vorsteherinnen den Namen Äbte und Äbtissinnen behielten und die landständischen Rechte der Klöster vertraten. Die Vorsteher der Klöster in der griech. Kirche heißen Higumenen oder Mandriten, die Generaläbte Archimandriten. — Im Mittelalter und selbst später wurde der Name Abt gewissen Vorgesetzten des nichtregulirten Klerus, obrigkeitlichen Personen, Vorstehern geistlicher Genossenschaften u. s. w. beigelegt. In Frankreich und Italien führten z. B. die Vorsteher der Kaufmannsinnungen einiger Städte den Titel eines Abts. Scherzweise hießen im Mittelalter auch die Anführer lustiger Brüderschaften Äbte; daher der Name Narrenabt, abbas cornadorum, fatuorum.

Abtakeln heißt ein Schiff behufs vorzunehmender Reparaturen seines Tauwerks (der Takelage) und der obern Theile seiner Masten, sowie der damit in Verbindung stehenden Theile, entkleiden.

Abtheilungen. Von Frankreich aus ist die Einrichtung auch auf einige andere Staaten, z. B. Baden, übergegangen, daß die Mitglieder einer volksvertretenden Versammlung durch das Loos, unter zeitweiser Erneuerung, in bestimmte Abtheilungen gesondert werden, welche die Vorberathung der Vorlagen besorgen und die Wahlen zu den besondern Ausschüssen oder Deputationen vornehmen. Man will damit theils dem Übelstande vorbeugen, daß stehende Deputationen, welche gleich beim Beginn der Sitzungen, wo sich nicht einmal die Befähigung aller Mitglieder mit Sicherheit übersehen läßt, ernannt werden, zu große Arbeitslast und zu überwiegenden Einfluß auf wenige Mitglieder legen, und hofft zugleich, daß durch die Verhandlungen in den Abtheilungen, in denen sich die Debatte freier bewegt, weil die Sitzungen nicht öffent-

sich und die Erklärungen nicht bindend sind, die Mitglieder und die Geschäfte besser für die Hauptsitzungen vorbereitet werden. Indeß dürfte es für beide Zwecke auch andere, dem Zufalle weniger überlassende Mittel geben.

Abtreibung der Leibesfrucht, d. h. künstliche Hervorrufung eines Abortus (s. d.). Theils durch mechanische, chirurgische Kunstgriffe, theils durch innere, arzneiliche Mittel (die sogenannten abtreibenden oder Abortivmittel), ist es möglich, den Fötus im Mutterleibe zu tödten und die Gebärorgane zu dessen vorzeitiger Ausstoßung zu veranlassen. Diese Kunst wurde schon im Alterthum und wird noch jetzt bei vielen Völkern ausgeübt. Auch in unsern civilisirten Staaten geschieht es häufig genug, namentlich von außerehelich Geschwängerten und deren oft ein Gewerbe daraus machenden Helfershelferinnen, obschon unsere Gesetze, aus sittlichen und gesundheitspolizeilichen Gründen, harte Strafen darauf setzen. Die Abtreibung der Leibesfrucht wurde erst durch das kanon. Recht und die Halsgerichtsordnung Karl's V. als ein die Rechtsverletzung des Kindes involvirendes, selbständiges Verbrechen angesehen und mit harter, bis zur Todesstrafe ansteigender Strafe belegt. Die neuern Gesetzgebungen bestrafen sie mit mehr oder minder dauernder, in der Regel schwerer Freiheitsstrafe.

Abtretung ist die Überlassung eines Eigenthums, Rechtes, Anspruchs an einen Dritten, der damit in unsere Rechte an dem Objecte der Abtretung tritt. In privatrechtlicher Beziehung ist hier besonders die Cession (s. d.) von Foderungen wichtig. Abtretungen kommen aber auch in staats- und völkerrechtlicher Beziehung vor, wie namentlich Abtretungen von Provinzen und Landestheilen von Seiten eines Staats an den andern, dergleichen fast nach jedem Kriege erfolgen, Abtretungen des Regierungsrechts zu Gunsten eines Nachfolgers, Abtretungen der ganzen Souverainetät zu Gunsten eines fremden Regenten oder Staats. Während aber im Allgemeinen dieselben Rechtsgrundsätze, welche bei der privatrechtlichen Abtretung einschlagen, auch bei der öffentlichen anwendbar sind, bildet doch bei letzterer ein Hauptersoderniß der erstern: daß nämlich die Abtretung vollkommen freiwillig erfolge, und keinerlei Gewalt, List, Trug dabei im Spiele sei, eine seltene Ausnahme. Die meisten von Staaten an Staaten erfolgten Abtretungen sind erzwungen, sind die Folgen unglücklicher Kriege gewesen. Ebendeshalb hat sich der Abtretende auch immer stillschweigend vorbehalten, das ihm mit Gewalt Entrissene bei günstiger Gelegenheit wiederzuholen. Indeß hat doch auch diese Abtretung die rechtliche Wirkung, daß selbst bei einer spätern Wiedererlangung der Abtretende den Zwischenherrscher als einen legitimen ansehen und dessen Handlungen als ihn verbindend betrachten muß, während dies sehr zweifelhaft bleibt, wo die Zwischenherrschaft lediglich auf der Thatsache der Occupation beruhte und durch keinerlei Abtretung sanctionirt war. Auch Abtretungen von Regierungsrechten, Verzichtleistungen zu Gunsten Dritter sind häufig wenigstens durch die Umstände, vielleicht durch revolutionaire Zustände erzwungene gewesen. Eine völlig freiwillige Abtretung eines Landestheils an einen andern Staat war in neuerer Zeit die des Kreises St.-Wendel von Seiten Koburgs an Preußen. Zuweilen sind Landestheile zur Deckung anderweiter Foderungen abgetreten worden, z. B. die Lausitzen von Böhmen an Sachsen zur Deckung der Kriegskosten. Zuweilen beruhte die Abtretung auf ältern, für das Eintreten bestimmter Fälle geschlossenen Verträgen, z. B. die von Lucca an Toscana. Zwei Staaten hörten in der neuesten Zeit (1850) durch Abtretung auf, nämlich die beiden Fürstenthümer Hohenzollern. Eine Abtretung der Regierung an einen andern als den legitimen Nachfolger wird übrigens nicht ohne Zustimmung Derer erfolgen können, deren Recht dadurch gefährdet wird.

Abtritt, der Ort, welcher zur Aufnahme der menschlichen Auswürfe bestimmt ist. Wie unwesentlich und selbst unangenehm die Berührung dieses Gegenstandes Vielen auch scheinen mag, so ist derselbe dennoch nicht blos in architektonischer, sondern auch in gesundheitspolizeilicher, in ärztlicher und in ökonomischer Hinsicht ein hochwichtiger und wegen seines Einflusses auf die Wohlfahrt des Einzelnen und der Gesammtheit beachtenswerther. Bei Errichtung eines Hauses sind vor Allem die Abtritte so anzulegen, daß sie hinreichendes Licht erhalten und namentlich durch ihren Geruch nicht belästigen. Die Aufbewahrungsgruben, in welche die Excremente durch die am besten aus glatten Stoffen, wie Marmor, Gußeisen, gebranntem Thon gefertigten Abfallsröhren geführt werden, müssen leicht gereinigt werden können und vor Wärme und eindringendem Luftzug geschützt sein. Die Gesundheitspolizei hat diesem Gegenstand ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen, da die leicht mögliche Unreinlichkeit, Mangel an Vorsicht, namentlich aber die schädlichen Gase und Miasmen besonders in größern Städten oft Anlaß zu Krankheiten geben, weshalb 1850 in Frankreich durch Verordnung die Desinfection oder Geruchlosmachung der Abtritte anbefohlen worden ist. Man kann dies theils durch Geruchröhren,

welche in oder längs der Mauer bis über das Dach führen, durch Ventilatoren u. s. w., theils durch Zusätze von desinficirenden Mitteln, z. B. Gyps, Eisenvitriol, Torf- und Steinkohlenasche, Schwefelsäure u. s. w. bewerkstelligen. Außerdem darf die Ausleerung der Gruben nur im Winter und bei Nacht stattfinden. Die Anlage öffentlicher Abtritte erscheint in größern Städten durchaus nothwendig; sie bedürfen jedoch sorgfältiger Überwachung. Weil die Abtritte leicht die Fortpflanzer ansteckender Krankheiten werden können, so wird namentlich bei der Benutzung öffentlicher Institute der Art Vorsicht nöthig, zumal ist die Benutzung solcher Abtritte, welche von gefährlich Kranken besucht werden, gänzlich zu vermeiden; viele Ärzte sind der Ansicht, daß durch den bloßen aufsteigenden Dunst manche Krankheiten, wie z. B. Ruhr, Cholera u. dgl. übertragen werden können. Auch müssen die Abtritte so eingerichtet sein, daß kein Zugwind entsteht, da eine Menge von Erkältungen und Krankheitsfällen hierin ihren ersten Grund haben.

In ökonomischer Beziehung muß bedauert werden, daß man der Benutzung der menschlichen Excremente, obgleich sie in passender Mischung mit andern Stoffen dem Pflanzenwachsthum besonders günstig sind, theils aus Ekel, theils aus Fahrlässigkeit, in vielen Gegenden so sehr entgegen ist. Durch die ebengenannten Desinfectionsmittel wird der Dünger verbessert und zugleich in eine leichter transportable und minder unangenehme Form gebracht. Wenn daher die Hausbesitzer sich derselben zur Geruchlosmachung ihrer Gruben bedienten, so würden sie sich selbst eine ansehnliche Rente durch den Verkauf dieses vom Landwirth hoch bezahlten Düngers erwerben können. Diese Vortheile erkennend, übernahmen Einzelne oder Vereine schon schon vor Jahren in Belgien, später in Paris, neuerdings auch in größern Städten Deutschlands, unentgeldlich oder gegen einen gewissen Pacht die Reinigung der Gruben und Kloaken von ihren Besitzern, um ihren Inhalt zur Fabrikation von Poudrette (s. d.) und Urat (s. d.) zu verwenden. Mit großem Vortheil würden sich solche Fabriken in der Nähe von Hospitälern, Kasernen, Strafanstalten u. dgl. anlegen lassen. Wie in Flandern, könnte ein nicht unwichtiger Handel mit den Dungstoffen getrieben werden, namentlich könnten aber, wenn durch die landwirthschaftlichen Vereine und Behörden auf bessere und vermehrte Anlage von Abtritten auf dem Lande hingewirkt und der Bauernstand auf die Wichtigkeit und Bedeutung der menschlichen Excremente als Dungstoffe hingewiesen würde, ungeheuere Summen, welche zum Theil für Knochenmehl, Guano u. dgl. ins Ausland gehen, erspart und gewonnen werden. (S. **Dünger**.)

Abu bedeutet im Arabischen Vater, ebensowie das entsprechende hebräische Ab. Das Wort wird in beiden Sprachen zur Bildung vieler männlicher Eigennamen gebraucht, in welchen zuweilen das wirkliche Vaterverhältniß bezeichnet wird, z. B. Abu-bekr, d. i. Vater der Jungfrau. Meistens aber steht Abu oder Ab für Besitzer, Einer der etwas hat, z. B. Abulfeda, Vater der Treue, d. h. der Treue; Abialbon, Vater der Stärke, d. i. der Starke (Name eines Kriegsobersten David's); Abner, Vater des Lichts, d. i. der Leuchtende.

Abubekr, d. h. Vater der Jungfrau, weil seine Tochter Aïscha unter Mohammed's Frauen die einzige war, die er als Jungfrau heirathete, eigentlich Abdallah-ben-Othman-al-Koraisch, war der Schwiegervater Mohammed's, ein Mann von großem Ansehen unter dem mächtigen Stamme der Koraischiten, und wurde bei dessen Tode 632 erster Khalif oder Nachfolger des Propheten. Glücklich im Kampfe gegen die wider ihn sich auflehnenden Araber, gegen Babylonien und Syrien, auch gegen den byzant. Kaiser Heraklius, starb er 63 J. alt (635) und wurde neben seiner Tochter Aïscha und dem Propheten in Medina beigesetzt.

Abukelb, eine in Syrien geprägte Silbermünze, die man auch den Piaster mit dem Hunde (arab. kelb) zu nennen pflegt. Sie hat den Werth von 1½ türk. Piaster, und heißt zu Konstantinopel gewöhnlich Almichler. In Ägypten bezeichnet man mit Abukelb die holl. Löwenthaler.

Abukir (franz. Bequière), das alte Kanopus, gegenwärtig ein unbedeutendes Dorf an der ägypt. Küste, vier St. östlich von Alexandrien, mit einem festen Schlosse an der Westseite des Meerbusens, ist besonders durch die Seeschlacht vom 1.—3. Aug. 1798 berühmt, in welcher der engl. Admiral Nelson die franz. Flotte vernichtete. Obschon sich die franz. Flotte, in eine krumme Linie gestellt, so nahe als möglich an eine kleine Insel anschloß, die durch eine Batterie gedeckt war, so ließ dennoch Nelson plötzlich, mit einer unerhörten Verwegenheit, die Hälfte seiner 15 Linienschiffe starken Flotte zwischen der Insel und der franz. Schlachtlinie durchbrechen und an der Landseite, im Rücken der letztern, hinuntersegeln, während die andere Hälfte sich auf deren Fronte zog und einen Pistolenschuß weit davon vor Anker legte, sodaß die franz. Schiffe sowol von beiden Bords als vom Spiegel her angegriffen wurden. Abends halb 7 Uhr mit Sonnenuntergang hatte die Schlacht begonnen, und nach einer Stunde schon waren fünf franz. Schiffe entmastet und genommen. Der franz. Admiral de Brueys ward durch eine Kanonenkugel ge-

tödtet; sein Schiff L'Orient setzte das Feuer mit großer Lebhaftigkeit fort, bis es plötzlich vom Brand ergriffen ward. Um 10 Uhr flog das prächtige Gebäude von 120 Kanonen in die Luft; von 1000 Menschen konnten kaum 60—70 gerettet werden. Am nächsten Morgen war die völlige Niederlage der franz. Flotte entschieden. Im J. 1799 landete eine türk. Flotte bei A. Bonaparte brach am 11. Juli mit 6000 Mann von Kairo auf und nahm schon am 25. Juli 1799 A. mit Sturm, erhielt hier aber Nachrichten, die ihn bestimmten, nach Frankreich zurückzukehren. Am 7. März 1801 ward sodann A. wieder den Engländeru übergeben.

Abulfaradsch, s. **Barhebräus**.

Abulfeda (Ismail), ein als Schriftsteller berühmter moslemischer Fürst, aus dem kurdischen Geschlechte der Ejjubiden entsprossen, dem auch der große Saladin angehörte, ward zu Damaskus im Jahre der Hedschra 672 (1273 n. Chr.) geboren und zeichnete sich schon als Jüngling durch Tapferkeit in mehren Feldzügen gegen die Kreuzfahrer aus. Seine Abstammung gab ihm Erbansprüche an das Fürstenthum Hamat in Syrien, welches unter der Oberhoheit der ägypt. Sultane stand. Nach mancherlei Hindernissen empfing er 1310 vom Sultan Malek-en-Nasser das Fürstenthum Hamat und behielt es bis an seinen Tod. Er blieb fortwährend ein treuer Bundesgenosse des Sultans, besuchte diesen oft in Ägypten, erweiterte seine Kenntnisse durch Reisen und starb 1331. Er war ein großer Freund der Wissenschaften und hat mehre wichtige Werke in arab. Sprache hinterlassen, darunter namentlich Annalen, die bis 1328 reichen, und von denen Fleischer die „Historia anteislamica" (Lpz. 1831), Gagnier „De vita et rebus gestis Muhammedis" (Orf. 1722), Noël des Vergers „Vie de Mohammed" (Par. 1837), Reiske aber das ganze Werk mit Ausschluß der anteislamitischen Geschichte unter dem Titel „Annales moslemici" (5 Bde., Kopenh. 1789—94) herausgegeben hat. A. hat sein Werk freilich größtentheils aus frühern arab. Schriftstellern excerpirt; allein da es in einer verhältnißmäßig spätern Zeit verfaßt ward, liefert es auch über die moslemischen Dynastien eine so weit reichende Übersicht, wie man sie nicht häufig findet. Sein Stil ist ganz einfach und ungeschmückt. Ferner ist bekannt eine Geographie A.'s, von welcher mehre Stücke arab. und lat. herausgegeben wurden, z. B. „Tabula Syriae" von Köhler (Lpz. 1766), „Descriptio Aegypti" von Michaelis (Gött. 1776) und „Arabiae descriptio" von Rommel (Gött. 1802—4); eine Ausgabe des ganzen Werkes besorgten Reinaud und Mac Guckin de Slane „Géographie d'A." (Par. 1848) nebst einer franz. Übersetzung, und ebenfalls mit solcher Schier nach andern kritischen Materialien eine autographirte Ausgabe (Dresd. 1842). Außerdem hat A. über Rechtsgelehrsamkeit, Mathematik, Logik und Medicin geschrieben.

Abulghazi Behadur, Khan von Khiwa in Khawarism, aus der Familie des Dschingis-Khan abstammend, wurde 1605 geboren. Er bestieg den Thron 1644, dankte aber zu Gunsten seines Sohnes kurz vor seinem Tode ab und starb 1663. Nach seiner Abdankung verfaßte er eine genealogische Geschichte der Türken in dem osttürk. Dialekte, den man gewöhnlich tatarisch nennt, in neun Büchern. Dieses Werk, das in seinen Abschnitten über die ältere Geschichte, vorzüglich nach dem pers. Historiker Raschid-ed-din gearbeitet ist, und wozu der Verfasser außerdem noch 17 andere historische Werke benutzte, enthält eine im Ganzen sehr authentische Geschichte der Dschingis-Khaniden, von den ältesten Stammsagen bis auf die Zeit herab, wo der Verfasser die Regierung niederlegte. Das Werk wurde von einigen schwed. Offizieren, die nach der Schlacht bei Pultawa in russ. Gefangenschaft gerathen waren, in das Deutsche übersetzt, und nach der deutschen Übersetzung die „Histoire généalogique des Tatars" (2 Bde., Leyd. 1726) gearbeitet. Eine neue Übersetzung gab Messerschmid („Geschlechtsbuch der mungalisch-mogulischen Khanen", Gött. 1780), und das Original wurde in Kasan gedruckt („Historia Mongolorum et Tartarorum", 1825).

Abulkasem (Chalaf-ibn-Abbas), gewöhlich Albukasis genannt, geb. zu Zahera bei Cordova, gest. 1106, arab. Arzt und Verfasser eines berühmten Werks über die chirurgischen Operationen, nebst Beschreibung der chirurg. Werkzeuge und ihres Gebrauchs. Wie die Schriften der meisten arab. Ärzte, wurde auch diese zuerst in lat. Übersetzung gedruckt; das Original aber von Channing unter dem Titel: „Albucasis de chirurgia" (2 Bde., Orf. 1778) herausgegeben. Andere Schriften sind bisjetzt nur lateinisch gedruckt.

Abulie, Willenlosigkeit, bezeichnet in der Medicin eine Form von Geisteskrankheit, welche gewöhnlich mit Melancholie (s. Trübsinn) zusammen vorkommt. Solche Kranke sitzen da und klagen, daß sie nichts arbeiten und zu keinem Entschluß kommen können u. s. w., während sie doch die Nothwendigkeit deutlich einsehen. Dadurch unterscheidet sich diese Abulie von der der Blödsinnigen, denen sogar die Begriffe abgehen. Leichtere Grade der Willenlosigkeit, die

Charakterlosigkeit und Bestimmbarkeit durch jeden Einfluß; sind in unsern verweichlichten und genußsüchtigen Zeiten ein sehr häufiger Charakter- und Erziehungsfehler.

Abundantia, d. i. Überfluß, Fülle, eine Gottheit bei den Römern, welche als weibliche Figur, meistens ein Füllhorn mit Geld ausschüttend, dargestellt wird. Sie erscheint nur auf Münzen; Altäre und Tempel wurden ihr nicht errichtet. — Verschieden davon ist die **Domina Abundia** (in altfranz. Dichtungen Dame Habonde), welche in Schriften des Mittelalters als Überrest des celt. oder german. Heidenthums erwähnt wird. Sie erscheint als ein gütiges freundliches Wesen, bringt den Menschen Gedeihen und Überfluß und genießt von den Speisen und Getränken, welche ihr, wie andern befreundeten Geistern, von den Menschen bei nächtlicher Weile hingestellt werden.

Abuschehr, mit mancherlei Abkürzungen und Verstümmelungen bald Buschehr, Abusch und von Europäern auch Buschir genannt, ist eine Hafenstadt (Benderschehr im Persischen) an der Nordküste des Persischen Meerbusens in der pers. Provinz Farsistan, unter 29° n. Br. und 68° ö. L. Sie liegt auf der nördlichen Spitze einer Halbinsel, welche der alte Geograph Nearch Mesambria nennt. Obschon die Gegend von Erdbeben, dem Samum und Heuschrecken geplagt wird und das Trinkwasser mangelt, erhob sich die Stadt durch ihre Lage zu einem Haupthandelsort von 12—15000 E., in welchem die engl. Ostind. Compagnie eine Factorei errichtet hat. Die nahe liegende Insel Kharak wurde 1837 von den Engländern besetzt, um bei den Unternehmungen Persiens gegen Herat durch eine Landung in A. interveniren zu können; nach Beilegung der Zwistigkeiten mit Persien (s. d.) ist sie wieder geräumt worden. Sollte dereinst der Euphrat ein Communicationsweg nach Indien werden, wie das 1836 und 1837 durch eine Expedition des Oberst Chesney für ausführbar befunden ward, so könnte A. vielleicht zu dem Glanze emporsteigen, den ihm der ostind. Waarenweg um das Cap der guten Hoffnung geraubt hat. Unter allen Umständen aber würde der Ort in den Händen einer europ. Handelsmacht einen Theil seines mittelalterlichen Glanzes wieder erlangen.

Abu-Temâm, ein berühmter arab. Dichter, geb. in Syrien 807, gest. in Mossul 845. Als er auf einer Winterreise in Hamadan durch dichten Schneefall an der Weiterreise verhindert wurde, erwarb er sich das große Verdienst, aus den dortigen Bibliotheken die schönsten der altarabischen Volksgesänge zu sammeln, die er unter dem Namen Hamâsa (s. d.) bekannt machte.

Abwaschungen der gesammten Haut oder einzelner Glieder, mit kaltem oder warmem Wasser, Essig, Wein, Medicamenten u. s. w. sind als Schutz- und Heilmittel neuerdings mit Recht wieder mehr in Aufnahme gekommen. So schützen die früh Morgens gemachten kalten Waschungen sehr gegen Erkältungsneigung. Kranke, welche stark geschwitzt haben, wäscht man deshalb kalt ab, ehe man sie in trockene Leib- und Bettwäsche bringt. Die Essigwaschungen sind ein beliebtes schweißtreibendes und beruhigendes Mittel in heftigen Fieberkrankheiten, besonders beim Typhus. — Über die mit religiösen Geboten und Gebräuchen zusammenhängenden Abwaschungen der Griechen, Orientalen s. **Reinigung**.

Abweichung eines Gestirns oder Declination (astronomische Abweichung) nennt man den Abstand des Gestirns vom Äquator, gemessen auf einem durch das Gestirn und die Pole gelegten, also gegen den Äquator senkrechten Kreise, welcher Abweichungs- oder Declinationskreis heißt; sie ist nördlich oder südlich, je nachdem der Stern nördlich oder südlich vom Äquator steht. — **Optische Abweichung** bei Gläsern und Spiegeln auch Abirrung genannt, ist die Abweichung der von einem Punkte ausgehenden Lichtstrahlen, welche durch Linsengläser gebrochen oder durch Hohlspiegel zurückgeworfen werden, an demjenigen Punkte, in welchem sie sich eigentlich sämmtlich vereinigen sollen, um ein deutliches Bild zu geben oder überhaupt die beabsichtigten Zwecke zu erreichen; sie rührt bei Linsengläsern theils von der Gestalt derselben, theils von der ungleichen Brechbarkeit der verschiedenfarbigen Strahlen her, und die letztere Art der Abweichung ist noch weit beträchtlicher und für die Erlangung eines deutlichen Bildes nachtheiliger als die erstere. (S. **Brechung der Lichtstrahlen** und **Licht**.) — Über die **Abweichung der Magnetnadel** s. **Magnetnadel**.

Abwesenheit. In Bezug auf Rechtsverhältnisse kommt die Abwesenheit mehrfach in Betrachtung, insofern die Gesetze der Unfähigkeit des Abwesenden, seine Rechte gehörig wahren zu können, mehrfach zu Hülfe kommen. Das röm. Recht gestattete dem aus gewissen triftigen Gründen Abwesenden, wobei der in Staatsgeschäften Abwesende noch begünstigt war, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen Rechtsnachtheile, die ihn betroffen hatten, insbesondere gegen versäumte Fristen; auch hinsichtlich der Verjährung, der negotiorum gestio u. s. w. galten für ihn mildere Grundsätze. Das Institut einer besondern Vormundschaft für Abwesende (cura absentium) ist aus dem röm. Rechte in die meisten deutschen Particularrechte

übergegangen und hat verschiedene Modificationen erlitten. An den Begriff der Abwesenheit knüpft sich der des Verschollenseins an. (S. Verschollene.)

Abydos, Stadt in Kleinasien an der engsten Stelle des Hellespont, Sestos gegenüber, ursprünglich dem trojanischen Fürsten Asios gehörig, später von Thraciern und Milesiern bewohnt, ist bekannt durch des Xerxes Heerschau und mächtigen Brückenbau (480 v. Chr.), durch ihre spätern tragischen Schicksale, besonders ihren heldenmüthigen Widerstand gegen den jüngern Philipp von Macedonien, sowie durch die Liebe des Leander zur Hero (s. d.) in Sestos. In spätrer Zeit waren die Abydener als Weichlinge und Taugenichtse, die Frauen als Buhlerinnen berüchtigt. — **Abydos**, Stadt in Oberägypten (Thebais) am linken Ufer des Nil, auf dem großen Handelswege nach Lybien, schon zu Strabo's Zeit verfallen, ist jetzt noch durch seine Ruinen merkwürdig, namentlich durch das Memnonium und einen großen Tempel des Osiris. In den wohlerhaltenen Ruinen des erstern entdeckte W. J. Bankes 1818 die berühmte, gegenwärtig in Paris befindliche Tafel von A., welche in Hieroglyphen eine Genealogie der 18. Dynastie der ägypt. Pharaonen enthält. Abzeichnungen derselben haben Mehre geliefert; ein Abdruck mit beweglichen Charakteren wurde durch Letronne im „Journal des savants" (1845, April) veranstaltet.

Abyssinien oder **Habesch** nennt man im Allgemeinen das Gebiet des großen Hochlandes von Ostafrika, das terrassenweise im NO. vom Rothen Meere aus nach SW. aufsteigend, im N. zu den sumpfigen und waldigen Niederungen der Kolla oder Mazaga und im W. in die Ebenen von Sennaar und Kordofan abfällt, im O. von dem sandigen Küstenstrich der Samhara am Rothen Meere und dem Küstenlande Adel am Meerbusen von Aden begrenzt wird, im S. aber noch zum Theil unbekannt ist. Das Land besteht aus Hochebenen mit tiefen Schluchten und steil aufsteigenden Sandsteinterrassen, Ambas genannt. Über die Hochebene hin ziehen sich viele Bergketten meist vulkanischen Ursprungs, die in den Hochlanden von Simen und Godschem bis zu 14000 F. ansteigen. A. ist das Quelland des Nil (s. d.), welcher hier zahlreiche Zuflüsse empfängt, und des Goschob, eines mächtigen schiffbaren Stroms, welcher in den Hochgebirgen entspringt, die Gebiete der Gallas durchströmt, mehre schiffbare Nebenflüsse aufnimmt und einige Meilen nördlich vom Äquator sich in den Indischen Ocean ergießt. Im S. fließt der ziemlich unbekannte Hawasch, von welchem das Land seinen Namen erhielt. Auch enthält das Gebirge mehre Seen, von denen der Tzanasee, welchen der Blaue Nil (Bahr-el-Azrek) durchströmt, der bedeutendste ist. Das Klima ist im Hochgebirge gemäßigt und gesund, in dem sandigen Küstenstrich im O. und in den sumpfigen Niederungen im N. und NW. glühend heiß und ungesund. Wie im Klima, so macht auch in Bezug auf das Pflanzen- und Thierreich der Gegensatz von Hochland und Niederung einen durchgehenden Unterschied; im Allgemeinen jedoch erfreut sich das Land einer großen Fruchtbarkeit. Es gedeihen hier nicht nur die Cerealien des Orients und Europas, wie Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Hirse, Mais ganz vorzüglich, sondern auch der Baumwollenstrauch, welcher zwei Sorten, die Baumwolle von Efat und die Gondarbaumwolle liefert, ferner Hülsenfrüchte, etwas Zuckerrohr und Taback, Öl- und Gewürzpflanzen (z. B. Spanischen Pfeffer), Pisang u. s. w. Die Dattelpalme erscheint nur an den Küsten, der vortrefflichste Kaffee aber wächst überall wild. Von Raubthieren finden sich Löwen, Leoparden, Hyänen, Wölfe, wilde Hunde u. s. w. Die Bewohner dieser weiten Strecken, die Abyssinier oder Amhara, gehören ihrer Hauptmasse nach zu dem semitischen Stamme, wie nicht allein ihr schöner Körperbau, ihre der arab. ähnliche Gesichtsbildung, ihr langes Haar u. s. w., trotz ihrer dunklern Färbung und vielfacher Ausartungen im Einzelnen, darthun, sondern auch die nahe Verwandtschaft ihrer in mehren Mundarten auftretenden Sprache beweist. (Vgl. Äthiopische Sprache und Literatur.)

Wenn auch die Berichte über die älteste Geschichte der Abyssinier, welche übrigens nach arab. Sagen aus Yemen einwanderten, voller Fabeln sind, so beweisen sie doch, daß dieses Volk zu den ältesten Culturvölkern der Erde gehört. Von dieser alten vorchristl. Cultur sind heutigen Tags noch manche Spuren vorhanden. In der Geschichte erscheinen die Abyssinier zuerst in dem Reich von Axum (s. d.). Das Christenthum ward in der Mitte des 4. Jahrh. bei ihnen eingeführt und breitete sich bald über ganz A. aus. Unter den axumitischen Herrschern erreichte das abyss. Reich seinen größten Glanz, der jedoch bald durch das Umsichgreifen des Islam sein Ende fand. Seitdem begannen die bis in die neueste Zeit dauernden Kämpfe zwischen den Abyssiniern und dem Islam, welche das Christenthum immer mehr beschränkten; so ging namentlich der Küstenstrich der Samhara und des Landes Adel an den Mohammeda-

nismus verloren. Noch nachtheiliger wurden für das damals schon auf das Hochland beschränkte abyss. Reich die im 16. Jahrh. beginnenden Einfälle der Gallas, eines wilden, negerartigen Volks, das, von Süden her kommend, ein Stück nach dem andern von A. abriß und furchtbar verwüstete, sich zwischen der semitischen christl. Bevölkerung festsetzte und diese dadurch in immer größere Barbarei zurückwarf. Mit Europa hatten die abyss. Herrscher oder Negus im Mittelalter seit den Kreuzzügen immer in einiger Verbindung gestanden und wol zur Entstehung der Sage vom Priester Johannes (s. d.) Veranlassung gegeben; in nähere Berührung kamen sie seit dem Ende des 15. Jahrh. mit Portugal. Hierdurch wurde die Röm. Curie auf den Gedanken gebracht, die Abyssinier für den Katholicismus zu gewinnen. Der vereinigten Thätigkeit der Portugiesen und Jesuiten, welche erstere dem abyss. Reiche große Dienste in den Kriegen mit den Mohammedanern und den Gallas leisteten, gelang es auch wirklich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. großen Einfluß in A. zu erhalten, 1603 die Königsfamilie zum Katholicismus zu bekehren und eine Union der alten Landeskirche mit der röm. zu Stande zu bringen. Innere Kämpfe waren die Folge davon, da das Volk seinem alten christl. Glauben treu blieb, und erst als der König Socinius vom röm. Glauben sich abgewandt hatte und die kath. Priester 1632 vertrieben oder hingerichtet waren, kam das Land zur Ruhe. In Folge der durch diese innern und äußern Störungen eingetretenen Auflösung ist der König oder Negus zu einem bloßen Schattenbild herabgesunken, dagegen haben sich die Ras oder Statthalter der einzelnen Provinzen zu factisch unabhängigen Herrschern gemacht, sodaß gegenwärtig A. in mehre Staaten zerfällt. Die drei wichtigsten derselben sind: 1) das Königreich Tigré, welches den nordöstlichen Theil des Hochlandes zwischen dem Strome Tacazzé und dem Simen- (d. i. Himmels-) Gebirge einerseits und der Samhara andererseits mit den Städten Antalow und Adaua (Adoa) umfaßt; 2) das Reich Gondar oder Amhara erstreckt sich auf die Gebiete westlich vom Tacazzé und dem Gebirge Simen und hat Gondar zur Hauptstadt; endlich 3) das Königreich Schoa und Efat, südlich von den beiden ebengenannten gelegen mit der Hauptstadt Ankobar. Außer diesen in älterer und neuester Zeit häufiger besuchten und genauer beschriebenen Gebieten gibt es noch einige kleinere minder bekannte Staaten, welche unter unabhängigen abyss. Herrschern stehen. Dazu gehört Cambat, ein kleines sehr gebirgiges Land mit der Hauptstadt Karembza, desgleichen das südlicher gelegene Wollamo mit der Hauptstadt Wofana und die etwas bedeutendern Königreiche Susa, mit rauhen kalten Hochgebirgen und der Hauptstadt Bonga, und Kaffa, zwischen dem Strome Goschob und dessen Zuflusse Omo, mit einer gemischten heidn. und christl. Bevölkerung, mit Hochgebirgen, Waldungen, und Kaffee der besten Sorte, welcher übrigens von diesem Lande seinen Namen führt. Alle diese Staaten liegen im südlichen Theile A.s; im W. und S. derselben beginnen die Wohnsitze der Neger, wie der ganz wilden Dokos und anderer Stämme, auf welche von den Gallas zum Behuf des Sklavenhandels förmliche Jagden gemacht werden. Die Sklaven werden theils nach dem übrigen A. verkauft, theils den Goschob abwärts den Portugiesen und andern Völkern zugeführt.

Zu den wichtigsten Volksstämmen, die theils in A. eingedrungen dort feste Wohnsitze erworben haben, theils an seinen Grenzen hausen, gehören, wie schon erwähnt, die Gallas. Dieses kriegerische und lebenskräftige Volk, welches in unzähligen Stämmen den ganzen Osten des tropischen Afrika bewohnt, hat in A. in der neuesten Zeit nicht blos durch den Verkehr mit den gesitteten christl. Amharen, sondern auch durch den Bekehrungseifer der Moslems, in seinem Charakter manche Veränderung erlitten. Mit dem Islam wurde auch das Königthum eingeführt und der Grund zu mächtigen Reichen gelegt. So entstand das Königreich Enarea, eins der höchsten Gebirgsländer Afrikas, reich an Vieh, Getreide, Pelzwerk, Elfenbein, Weihrauch und Myrrhe, Zibeth u. s. w., mit der Hauptstadt Saka und einem kriegerischen König. Durch ihn wurde in den letzten Jahren das weiter südöstlich gelegene Königreich Zingaro unterjocht, dessen Hauptstadt Anger heißt. Im Süden davon liegt längs beiden Ufern des Goschob das Reich Kuscha, welches stromabwärts in lebhaftem Verkehr mit portug. Sklavenhändlern steht. Anderwärts haben sich kleinere Stämme unter eigenen Häuptlingen mitten zwischen die abyss. Staaten und Provinzen hineingedrängt und viele derselben unterworfen. Sie sind vorzüglich im Süden des Hochlandes vorherrschend, wo sie das Königreich Schoa und Efat, das ihnen jedoch in neuerer Zeit wieder viele Landstriche abgenommen, fast ganz umgeben. Außer den Amharas und Gallas wird das abyss. Hochland noch bewohnt von den jüd. Falaschas in der Provinz Simen, die wahrscheinlich von Juden herstammen, welche nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus auswanderten, sowie von den Negerstämmen, welche unter dem Namen Schangallas den westlichen Theil des Gebirges, die Landstriche Bar-el-Bertat und Fassokl

nebst den sumpfigen Niederungen im Norden bevölkern. Der Küstenstrich Samhara wird von den nomadischen Stämmen der Danakil oder Adaiel bewohnt, welche sich zum Islam bekennen und deren nördliche Stämme von einem die Souverainetät der Pforte anerkennenden Naib regiert werden. Seine Residenz Arkiko liegt der Insel Massawah gegenüber, welche der Pascha von Ägypten beansprucht.

Der gegenwärtige Zustand des eigentlichen A. ist in Folge der innern Streitigkeiten und der Kriege mit den Gallas ein höchst zerrütteter, der die alte Civilisation des Volks immer mehr untergraben und das an sich intelligente und geistig wie körperlich begabte Volk der Abyssinier sehr demoralisirt hat, sodaß es allgemein als betrügerisch und hinterlistig geschildert wird. Am vortheilhaftesten ist noch der Zustand des Reiches Schoa und Efat, das besser bebaut, zahlreicher bevölkert und innerlich beruhigter ist als die übrigen abyss. Länder. Zwar sind die Abyssinier Christen, doch besteht ihr Christenthum fast nur in der strengen Beobachtung der Ceremonialgesetze, und obgleich ihre zahlreiche Geistlichkeit sich viel mit den dogmatischen Spitzfindigkeiten beschäftigt, so sind sie ihrer Gesinnung nach doch nur sehr laue Christen. Sie bilden eine eigene Kirche, deren nominelles Haupt der Negus, deren eigentliches Oberhaupt aber Abuna, d. h. „unser Vater" ist. Diesen empfängt sie gewöhnlich vom koptischen Patriarchen in Alexandrien, da die abyss. Kirche mit der koptischen einerlei Lehrbegriff hat, nämlich den monophysitischen (s. **Monophysiten**), während sie in Ritus und Disciplin im Allgemeinen der orthodoxen orientalischen gleicht. Doch hat sie auch viele Eigenthümlichkeiten, die aus alten orient. Gewohnheiten herrühren; so die Beschneidung bei beiden Geschlechtern, die Beobachtung der mosaischen Gesetze in Betreff der Speisen und der Reinigung, die Feier des Sonnabends u. s. w. Aus den ersten christl. Zeiten haben sie die Agapen und die Taufe der Erwachsenen behalten, welcher die Communion zu folgen pflegt, zu der Niemand vor dem fünfundzwanzigsten Jahre zugelassen wird, da der Glaube herrscht, daß ein Gläubiger vor diesem Jahre keine eigentliche Sünde begehen könne. Kirchen haben sie viele; die ältesten sind in Felsen gehauen, die spätern meist klein, rund und kegelförmig mit Strohdächern, auf Hügeln in der Nähe eines fließenden Wassers, behufs der Taufe, gelegen und von Cedern umgeben. Im Sanctuarium steht der Altar in Form der alttestamentlichen Bundeslade. Statuen und Basreliefs dulden sie nicht darin, wol aber viele Gemälde. Der Gottesdienst besteht hauptsächlich im Vorlesen von Stellen aus der Bibel, wobei sie auch apokryphische Bücher brauchen, und der Ertheilung der Sacramente. Die Geistlichen sind im Ganzen sehr unwissend, dürfen sich verheirathen und werden in Komosats oder Weltgeistliche, Abbas oder Schriftgelehrte und Mönche eingetheilt. Letztere, zur Congregation des heil. Antonius gehörend, zerfallen in zwei Classen, von denen die eine unverheirathet ist und in ordentlichen Klöstern lebend einer strengern Regel folgt, die andere dagegen sich dem Ackerbau und Gewerbe widmet und sich verheirathet. Merkwürdig ist, daß die Kirche dem König die Vielweiberei erlaubt, wie denn der jetzige König von Schoa, Sahila Silassi, 500 Beischläferinnen hält.

War es bis auf die neuere Zeit fast allein die Herrschsucht der päpstl. Curie oder der fromme Bekehrungseifer protest. Missions- und Bibelgesellschaften, oder auch rein wissenschaftliche Bestrebungen, welche Europäer zum Besuche A.s veranlaßten, so hat jetzt noch ein wichtigeres politisches und mercantilisches Interesse in den letzten beiden Decennien zahlreiche Sendungen, Nachforschungen und Berichte über A. hervorgerufen. Die Wichtigkeit des Landes für den Handel nach dem innern Afrika erkennend, suchte sich England auch in diesen Regionen Einfluß zu verschaffen, wodurch es die Eifersucht seiner politischen und commerciellen Nebenbuhler in beiden Hemisphären erweckte. Den Intriguen der franz. Agenten gelang es, die Abgeordneten der engl. Missionsgesellschaft aus Tigré und andern Staaten zu verdrängen und dort franz. Einfluß herrschend zu machen; man that dies, wie die Engländer behaupten, um sich das Monopol aller Erzeugnisse des innern Afrika (Straußfedern, Elfenbein, Farbestoffe, kostbare Harze, Kaffee, Gewürze, Gold, Pelzwerk u. s. w.) zu sichern. Bei der Wichtigkeit der Interessen, welche hier auf dem Spiel standen, sendete man von engl. Seite 1840 den Major Harris an den König von Schoa, um den Franzosen entgegenzuwirken. Derselbe führte seinen Auftrag nicht nur zur Zufriedenheit der Regierung aus, sondern wurde auch durch seinen längern Aufenthalt in A., besonders durch die Unterstützung des Missionars Krapf, in den Stand gesetzt, in seinem Werke: „The highlands of Aethiopia" (3 Bde., Lond. 1844; deutsch, 2 Bde., Stuttg. 1845—47) wichtige Beiträge zur Kenntniß der Länder und Völker Ostafrikas zu liefern. Durch die Missions- und Handelsbestrebungen wird die Literatur über A. von Jahr zu Jahr vermehrt. Unter

den ältern Schriften sind zu nennen: Ludolf's „Historia aethiopica" (Frkf. 1681) nebst „Commentarius ad historiam aethiopicam" (ebd. 1691), „Appendix ad historiam aeth.", des Pater Tellez „Historia geral de Ethiopia", des Pater Alvarez „Verdadeira informacion das terras do Preste Joām". Unter den neuern Reiseberichten zeichnen sich aus die von Bruce, „Travels to discover the Source of the Nile in the years 1768—73" (5 Bde., Edinb. 1790; deutsch von Volkmann, 5 Bde., Lpz. 1790—92), Salt, „Voyage to Abyssinia", in den J. 1809 and 1810" (Lond. 1814), Combes und Tamisier, „Voyage en Abyssinie 1835—37" (4 Bde., Par. 1838), Rüppell, „Reise in A." (2 Bde., Frkf. 1838—40), Rochet de Héricourt, „Voyage sur la côte orientale de la Mer Rouge etc." (Par. 1841) und „Second voyage" (Par. 1846), der Missionare Isenberg und Krapf „Journals" (Lond. 1843), Johnston, „Travels in Southern A." (2 Bde., Lond. 1844), der Gebrüder d'Abbadie im „Journal asiatique", dem „Bulletin de la Société de géographie" und anderwärts, vor allen aber der Bericht einer franz. wissenschaftlichen Commission, bestehend aus Lefebvre, Petit, Quartin-Dillon und Vignot, welcher seit 1845 zu Paris erscheint. Vgl. noch Ritter, „Ein Blick in das Nil-Quelland" (Berl. 1844).

Abzehrung, s. Auszehrung

Abzeichen (politische). Bei den politischen Parteikämpfen ist es den Besten nur um den Sieg des Princips, das ihnen Zweck ist, durch die Partei, die ihnen Mittel ist, zu thun. Der großen Masse dagegen ist oder wird in der Regel die Partei, ihre Organisation und ihr Aufdringen zur Herrschaft zum Selbstzweck und das Princip zum Mittel. Ebendeshalb spielen die Losungsworte und äußern Abzeichen der Partei bei der Masse eine große Rolle. Oft sind dieselben von Zufälligkeiten entlehnt worden, und aus sehr geringfügigen, räthselhaften Umständen geflossen. So der Bundschuh der schwäbischen Bauern; so der Geusenpfennig. Nationaleigenthümlichkeiten gaben z. B. den Wallisern den Lauch, den Schotten die Distel zum Abzeichen. Die Anhänger der Restauration der Stuarts trugen einen Eichenzweig, zur Erinnerung an die Eiche, auf der sich Karl II. nach der Schlacht bei Worcester verborgen. Später spielten besonders Farben als politische Abzeichen eine Rolle. Nach einem Wortspiele mit dem Namen Oranien wurde die Orangenfarbe das Abzeichen der herrschenden Protestanten in Irland, der Anhänger des Hauses Oranien in den Niederlanden und England. In Schweden erhielten zwei große politische Parteien ihre Namen daher, daß die Einen Mützen, die Andern Hüte trugen. Mit der Franz. Revolution kam die Tricolore als das Zeichen der Progressisten auf, während die Anhänger des Alten die weiße Farbe als Abzeichen festhielten. 1815 war ein Veilchen das Abzeichen der Bonapartisten. Bei der Verpflanzung der Revolution in andere Länder nahm ihre Partei überall drei Farben, wenn auch nicht das Blau-Roth-Weiß der Franzosen zum Abzeichen, und die Gegner stellten ihnen die verschiedenen Landesfarben entgegen. In Deutschland wurde nach den Befreiungskriegen das Schwarz-Roth-Gold erst das Abzeichen der Burschenschaft, dann mit dieser geächtet und verfolgt, aber 1848 vom Bunde zur Reichsfarbe erklärt, von den Regierungen bei ihrem Heere eingeführt, seit 1849 theilweise wieder außer Gebrauch gesetzt, und jetzt in ihrer Beliebtheit bei den Conservativen durch das Schwarz-Weiß der Preußen, das Schwarz-Gelb der Östreicher u. s. w., bei den Radicalen durch das einfache Roth der Rothen Republik überflügelt. Doch auch die Tracht, der Schnitt des Haars, des Barts u. s. w. haben als politische Abzeichen gedient, und dabei haben die Sitten oft wunderbar gewechselt. Die engl. Royalisten des 17. Jahrh. ließen ihre Locken in stolzen Ringeln herabfallen, während die republikanischen Puritaner sie kurz schoren und sich dadurch den Namen Rundköpfe erwarben. In der burschenschaftlichen Periode in Deutschland war dagegen das lange Haar bei der liberalen Jugend beliebt. Denke man weiter an den altdeutschen Rock, die Carbonarimäntel, Calabreserhüte u. s. w. Doch sind das Alles keine so bestimmten politischen Abzeichen wie Bänder, Schleifen, Cocarden.

Abzugsgeld (Abfahrtsgeld, Nachsteuer, gabella emigrationis) ist eine von dem Vermögen eines Auswandernden an den Staat oder die Gemeinde, welcher er angehörte, zu zahlende Abgabe. Sie entstand aus den frühern Hörigkeitsverhältnissen, und war anfangs blos auf kleinere Bezirke, namentlich Städte, beschränkt, dehnte sich aber mit der Zeit auch auf die Länder aus, und wurde zu einem landesherrlichen Rechte, welches die Reichsgesetze als Herkommen anerkannten. Gleich dem verwandten Abschoß (s. d.) stand ihrer Aufhebung lange die Rücksicht auf Retorsion, welche die einzelnen Länder gegeneinander übten, entgegen, bis dieselbe durch Art. 18 der Bundesacte in Bezug auf die deutschen Bundesstaaten untereinander erfolgte. (S. Freizügigkeit.) Insoweit das Abzugsgeld demnach überhaupt in Deutschland noch

außerdeutschen Staaten gegenüber Gültigkeit hat, bedarf es jedenfalls eines besondern Beweises, daß es hergebracht sei.

Acajou, das Holz des Mahagonybaums, s. Mahagony.

Acanthus hieß bei den Griechen und Römern die Pflanze Bärenklau, von welcher die beiden Arten A. mollis und A. spinosa am häufigsten vorkommen. Der gewundene Bau der Pflanze, ihre große weiße Blüte, namentlich aber die malerische Form ihrer dunkelglänzenden Blätter veranlaßten ihre künstlerische Verwendung, besonders an den von Kallimachus (s. d.) erfundenen Kapitälen korinthischer Säulen. (S. Säulenordnungen.) Auch zur Verzierung von Gefäßen wurden Acanthusblätter angewendet; es finden sich röm. Trinkschalen, deren Henkel mit Acanthuslaub umwunden sind. Während die Alten besonders den A. mollis zum Vorbilde wählten, hielten sich die ältern deutschen Baumeister bei ihren goth. Ornamenten mehr an die kleinern weniger schönen Blätter des A. spinosa. — Das Acanthusholz, aus welchem die Alten Statuen arbeiteten, gehört vielleicht der Robinia pseudoacacia oder auch einem andern stacheligen Baume an.

A capella, alla capella, d. h. im Kapellstile, bedeutet in ältern Kirchenmusiken die Bewegung der Singstimmen ohne Instrumente, oder wenn ja solche den Gesang begleiten, das Fortgehen der Instrumente im Unisono mit den Singstimmen. Der Ausdruck bedeutet bisweilen auch, daß bei choralartigem Cantus firmus die dem Thema entlehnten Notenfiguren in lebhafter Bewegung, als verzierende Figur, Contrapunctus floridus, ausgeführt werden.

Acapulco ist der beste mexic. Hafen und ein bedeutender Handelsplatz am Austral-meere. Hafen und Rhede sind tief und gewähren einen sichern Ankerplatz vor Stürmen. Schwer beladene Schiffe können dicht an den Granitfelsen vor Anker liegen. In der Einfahrt des Hafens liegt die Insel Roqueta oder Grifo. Die Stadt selbst, vertheidigt durch das hochgelegene Fort Diego, mit etwa 4000 E., hat eine höchst ungesunde Lage; die Cholera ist hier heimisch und ergreift am meisten die Fremden. Um der Stadt etwas Kühlung zu verschaffen, ließ die span. Regierung von O. her durch die Felsen einen hohen Weg sprengen, doch hat sie versäumt, den Morast im O. der Stadt trockenzulegen und zu bedeichen. Unbedeutend ist der Handel mit der Nordwestküste Amerikas, den die Natur sonst so sehr begünstigt. Wegen der oft unerwartet lange dauernden Windstille unter der Linie ist die Fahrt von Callao in Peru nach A. schwieriger und währt oft länger als von Callao nach Cadiz. Die Ausfuhr aus A. besteht in Silber, Indigo, Cochenille, Tuch und etwas Pelzwerk; die Einfuhr aber bringt dahin Alles, was Asien an Kostbarkeiten besitzt.

Acca, Akja von den Türken, St.-Jean d'Acre von den Franzosen genannt, das alte Akko, im Mittelalter Ptolemais, eine Stadt mit Hafen an der Küste Syriens, am Fuße des Karmel, hat 10—15000 E.; der Hafen ist versandet, dessenungeachtet aber noch immer einer der besten an dieser Küste. Im J. 1004 eroberten A. die Genueser, 1187 Sultan Saladin. Doch ward es Letzterm 1188 wieder entrissen und blieb nun bis 1291 der vorzüglichste Landungsplatz der Kreuzfahrer, der Sitz eines Bischofs und des Johanniterordens. Hierauf fiel es in die Hände der Ägypter, und 1517 in die der Türken. Unter dem grausamen Djezzar-Pascha hielt es 1799, mit Hülfe der Engländer unter Sidney Smith, 61 Tage lang die Belagerung der Franzosen aus. Am 27. Mai 1832 ward die Stadt durch Ibrahim-Pascha, den Sohn des Vicekönigs von Ägypten, mit Sturm genommen und blieb durch den Frieden zu Kiutahia (14. Mai 1833), sowie ganz Syrien und Kleinasien bis zum Taurus in den Händen des Vicekönigs. In Folge des Julivertrags von 1840 wurde A. nach zweitägigem Bombardement 4. Nov. 1840 von der vereinigten engl.-östr.-türk. Flotte genommen, bei welcher Gelegenheit sich sowol der engl. Commodore Napier wie der Erzherzog Friedrich von Östreich auszeichneten. Mit Syrien ging auch A. wieder für Mehemed-Ali verloren. (S. Ägypten.)

Acca Larentia oder Laurentia wird in der röm. Sage eine Frau genannt, welcher zu Ehren das Fest der Larentinalia gefeiert wurde. Nach Einigen war sie die Frau des Hirten Faustulus, welche die Zwillingsbrüder Romulus und Remus auferzog; nach andern Berichten war A. eine Buhlerin, die ihr bedeutendes Vermögen dem Romulus oder dem röm. Volke vermachte. Wahrscheinlich stammen diese Erzählungen aus Etrurien und stehen mit dem ebendaher eingeführten Cultus der Laren (s. d.) in Zusammenhang.

Accaparenr nennt man den Aufkäufer, welcher die Vorräthe bestimmter Güter zusammenkauft, um den Preis nach Willkür bestimmen zu können und sich in den Besitz eines factischen Monopols zu setzen. Es ist das meistentheils eine sehr gewagte Speculation, gegen die sich aber bei Gegenständen, welche nicht Sache des allgemeinen Bedürfnisses sind, rechtlich nichts einwenden

läßt, während sie bei Gegenständen allgemeinen Bedarfs, also auch weit verbreiteter Erzeugung, nur sehr selten in einigermaßen wirksamer Ausdehnung ausführbar ist. (S. Wucher.)

Acceleration, Beschleunigung, heißt in der Mechanik so viel als Vermehrung der Geschwindigkeit. Sie kann gleichförmig oder ungleichförmig sein; im erstern Falle bedeutet Acceleration (im engern Sinne) die Größe, um welche die Geschwindigkeit in jeder Secunde zunimmt. Das einfachste Beispiel bieten die fallenden Körper dar, bei denen die Acceleration in der letztern Bedeutung über 30 F. beträgt. Ein fallender Körper fällt immer schneller, je länger er fällt, also ist seine Bewegung accelerirt oder beschleunigt. Man sieht dabei die Kraft der Erde, mit welcher sie den fallenden Körper anzieht, als eine constante, aber fortwährend, in jedem Augenblicke auf den Körper einwirkende Kraft an. — **Accelerirende Kraft** nennt man die eine beschleunigte Bewegung hervorbringende Kraft oder die fortgesetzte Wirkung eines Körpers auf einen andern, welche in dem letztern eine Bewegung hervorbringt. Auf solche Weise wirkt die Erde auf den fallenden Stein, die Sonne auf die Erde u. s. w. — **Acceleration des Mondes.** Wie zuerst von Halley bemerkt wurde, wird schon seit mehren Jahrtausenden die Umlaufszeit des Mondes um die Erde immer kürzer oder die Geschwindigkeit desselben immer größer. Diese Erscheinung konnte man sich lange nicht erklären. Endlich fand Laplace 1787 die wahre Ursache dieser Acceleration des Mondes in der veränderlichen Excentricität der Erdbahn, welche ungefähr seit 12000 v. Chr. im Abnehmen ist. Seit dieser Zeit rückt der Mond der Erde immer näher, und dieses wird etwa bis 36900 n. Chr. dauern, wo die Excentricität der Erde wieder zunehmen wird. — **Acceleration der Fixsterne** nennt man den Unterschied zwischen dem Sterntage und dem mittlern Sonnentage, welcher ungefähr 3 Min. 56½ Sec. Sternzeit beträgt, um welche der Sonnentag länger ist.

Accent (grammatischer). Der Laut ist die Aussprache der Stimme selbst; die Dauer des Lautes, ob kurz oder lang, mißt das Gesetz der Quantität (s. d.), der Ton oder Accent ist die den Laut begleitende Hebung oder Senkung der Stimme. Hebung durch den Ton ist von der Dehnung einer Silbe in der Aussprache wesentlich verschieden. Beides, Hebung und Dehnung, kann zwar bei einer und derselben Silbe stattfinden, z. B. léges (die Gesetze), allein ebenso gut kann der Ton auf eine kurze Silbe fallen, z. B. lĕges (du wirst lesen). Der eigentliche Accent beruht auf der Hebung der Stimme, wozu die Senkung die Gegenseite bildet, allein dieser Gegensatz ist verschiedener Abstufungen fähig von dem bloßen Sinken bis zum völligen Weichen des Tons (Tonlosigkeit). Diese Hebung ist in der Aussprache das Mittel, die Vereinigung mehrer Silben, des Stammes mit seinen Abbeugungen, zu Einem Worte oder Begriffszeichen anzudeuten, und gleichwie der Ton die einzelnen Silben eines Wortes beherrscht, so geht er mit größerer Freiheit und Abwechselung durch ganze Sätze hindurch, überall der Rede erst Einheit, Farbe und Leben gebend. Eine Silbe durch den Ton in der Aussprache hervorheben, nannten die Römer acuere (schärfen, mit geschärftem Tone aussprechen), eine solche Silbe hieß daher syllaba acuta, der Ton derselben, die Hebung, accentus acutus; das Zeichen desselben ist (´). Das Gegentheil davon, die unbetonte, gesenkte Silbe, hieß syllaba gravis, und diese Abwesenheit der Hebung, die Senkung, accentus gravis (`). Von beiden ist noch zu unterscheiden eine von Natur lange Silbe mit dem accentus circumflexus. Hier trat Hebung und Senkung des Tons in der Aussprache einer und derselben Silbe ein (daher das Zeichen ^ oder ˜), die unserm Organe nachzuahmen nicht gut möglich ist; wir können in der Aussprache mâlus (der Apfelbaum) und mălus (der Schlechte) nicht mehr unterscheiden. Die tiefern Gesetze, nach welchen in den einzelnen Wörtern bestimmte Silben durch den Ton hervorgehoben werden, sind bisjetzt noch nicht erforscht. Ursprünglich hob der Accent wol den Vocal derjenigen Silbe hervor, durch welche ein Begriff modificirt wurde, also die Suffixa oder Präfixa, wenn sie sich mit einer Wurzel oder einem aus einer Wurzel gebildeten Thema verbanden; doch wurde dies einfache Gesetz schon früher durch mannichfache euphonische Einflüsse vielfach verdunkelt. Quantität und Accent erscheinen ursprünglich in den Sprachen der Vorzeit, in denen das Princip sinnlich höherer Vollendung vorherrscht, wie im Griechischen und Lateinischen, innig verschmolzen; die Quantität umfaßt gleichsam die poetische, der Accent die prosaische Lebendigkeit der Sprache. Allmälig geht die Quantität unter, und der Accent gewinnt an Ausdehnung, bis er in den neuern Sprachen fast allein herrscht, und dadurch die Hauptursache vieler Veränderungen der Sprache selbst wird, indem er Flexions- und Bildungsendungen zu seiner Hebung heran- und dadurch zusammenzieht, in seinen Senkungen aber den wahren Laut der Buchstaben beschädigt nud verdunkelt. Auch in der deutschen Sprache haben beide Elemente wol anfangs nebeneinander geherrscht, es hat sich aber allmälig das Gesetz gebildet, daß der

Ton auf die Wurzel fällt und auf ihr ruhen bleibt bei allen Beugungen und Zusammensetzungen. Doch gibt es viele Vorpartikeln, bei deren Betonung die Sprache nach noch unerforschten Gesetzen und Gewohnheiten schwankt; z. B. bei den Vorsilben ge, be, ver, zer u. s. w. behält die Wurzel den Acutus und das Präfix ist tonlos, z. B. benéhmen, gelóben. Andere Vorsilben, wie ab, auf, an u. s. w. haben den Acutus, und die Wurzel den Gravis, z. B. ábnehmen, áufgehen, Ánkunft u. s. w. Häufig kommt einer und derselben Partikel verschiedener Ton zu, nach Maßgabe der veränderten Bedeutung, z. B. úmgehen (mit Jemandem), aber umgéhen (den Feind). Die einzelnen Sprachen unterscheiden sich wesentlich durch die Begrenzung der Silben, auf denen der Ton ruhen kann. Im Sanskrit kann ihn jede Silbe eines noch so langen Wortes annehmen; das Griechische beschränkt dies auf die drei letzten Silben; im Lateinischen geht er nie über die drittletzte hinaus, und fällt nie auf die letzte; im Hebräischen ruht der Ton fast stets auf der letzten Sylbe, und im Finnischen unwandelbar auf der ersten Silbe eines Wortes. Nur wenige Sprachen deuten den Accent durch besondere Zeichen in der Schrift an; blos die Indier bei den religiösen Gesängen der Vedas, und die Griechen accentuiren ihre Sprache. Die griech. Accentzeichen soll Aristophanes aus Byzanz eingeführt haben. Die genaueste Accentuation herrscht in der hebr. Bibel, wo die Masorethen mehr als vierzig Accente angewendet haben, die aber nicht blos dazu dienen, die Tonsilben hervorzuheben, sondern auch zugleich als Interpunctionszeichen und selbst zur melischen Bezeichnung verwendet werden. Häufig werden die obigen Accentzeichen als rein orthographische Zeichen gebraucht, um gleichlautende aber der Bedeutung nach verschiedene Wörter zu unterscheiden, z. B. im Lateinischen hic (hier) von hic (dieser), im Französischen die Präposition à (zu) von dem Verbum a (er hat) u. s. w. — Der Accent des Satzes ist sehr mannichfaltig, denn er hängt von dem jedesmaligen Sinne des Satzes ab, also von der unendlichen Freiheit, Gedanken und Worte zu einem Ganzen zu verbinden. Das Hervorheben eines einzelnen Wortes im Satze, oder eines ganzen Satzgliedes aus einer Periode, indem die Stimme darauf ruht, um die Aufmerksamkeit des Zuhörers speciell auf dieses Einzelne hinzulenken, nennt man den oratorischen oder declamatorischen Accent. Im Ganzen wird der oratorische Accent mit dem grammatischen stets übereinstimmen, in einzelnen Fällen darf er aber diese Gesetze verletzen, wenn das sonst Unbedeutende durch den Gegensatz eine hervorragende Bedeutung erlangt, z. B. er ist nicht értrunken, sondern bétrunken, obgleich die grammat. Accentuation verlangt: ertrúnken, betrúnken. — Da der Accent in den neuern Sprachen die Basis ist, auf welcher allein die rhythmische Bewegung der Rede beruht, so bildet der metrische Accent das wesentlichste Element des Versbaus. (S. Metrik und Rhythmus.)

Accent (musikalischer) ist die Betonung, mit welcher sowol einzelne Töne als auch besondere Stellen bei dem Vortrage herausgehoben werden. Die Ursachen dieser verschiedenen musik. Accente beruhen auf äußern und innern Gründen. Man kann sie am besten eintheilen in grammatikale und ästhetische. Der grammatikale Accent ruht stets auf jedem ersten Takttheile. Längere Taktarten haben mehre Nebenaccente, doch sind sie von geringerm Gewichte. Bei den geraden Taktarten fallen diese Accente auf die ungeraden Takttheile, so z. B. bei vier schweren Vierteln auf 1 und 3; bei den ungeraden hat jede Gruppe von drei Noten auf der ersten die Betonung; ebenso in den Tripeltaktarten. Der grammatikale Accent darf sich nicht stärker bemerkbar machen, als das Verständniß des musik. Gedankens und seines rhythmischen Geschlechtes erfodert. Hierin unterscheidet sich von ihm der rhythmische Accent, welcher einzelne Noten stärker und von jener Unterordnung unabhängiger hervorhebt. Der ästhetische Accent beschäftigt sich als oratorischer mit der Hebung und Senkung der Silben und Töne, und beschränkt sich keineswegs auf bestimmte Takttheile. Durch ihn wird beim Vortrage eines Tonstückes der Sinn desselben faßlicher. Man kann noch einen leidenschaftlichen, pathetischen Accent annehmen, welcher dem Tonstücke die genauesten Schattirungen aufprägt. Die Gesangsmusik ist vermöge des untergelegten Wortes am fähigsten, eine richtige Accentuation zur Erscheinung zu bringen; in der Instrumentalmusik wird es auf vollendete Weise nur dem Künstler gelingen, welcher sich den abstracten und musik. Gedanken zu einem concreten Inhalt umzuformen versteht. Denn obwol jeder Componist bemüht sein wird, möglichst genaue Betonungszeichen anzugeben, so werden sich dennoch Schattirungen in Menge finden, welche nothwendigerweise unangedeutet bleiben müssen und sogar von der Willkür des Vortragenden abhängig sein dürfen. Das poetische Gefühl des Ausübenden wird hier die Hauptsache thun.

Accentus ecclesiastici hießen die früher den Priestern beim Absingen der evangelischen und Epistelabschnitte vorgeschriebenen Weisen, die sich nur durch die Biegungen der letzten Silben eines Satzes bei gleichförmigen Absingen der übrigen auf einem und demselben Tone

voneinander unterschieden. Man hatte deren sieben, und sie unterschieden sich von dem Vortrage der Collecten und Intonationen in der protest. Kirche nur durch größere Mannichfaltigkeit der Schlußwendungen.

Accept, **Acceptation**, so viel wie Annahme, heißt im Wechselrecht die Erklärung des Bezogenen, daß er zur Verfallzeit des Wechsels die in demselben ausgedrückte Summe zahlen wolle. Sie geschieht mit dem auf den Wechsel geschriebenen Worte: „Acceptirt" oder „Angenommen".

Acceptilation heißt im ältern röm. Recht die mit einer bestimmten Formel abgegebene feierliche Erklärung eines Gläubigers, daß ein Schuldner seine Schuld bezahlt habe, und diese ihm erlassen sei. — In der Dogmatik heißt Acceptilation (gleichbedeutend mit acceptio gratuita) die Lehre, daß sich Gott mit der von Christus durch sein Leiden und Sterben für die Sünden der Menschheit geleisteten Genugthuung begnüge, nicht etwa wegen ihrer Zulänglichkeit, sondern aus göttlichem Erbarmen. Diesem Satze des Duns Scotus sowie der Arminianer gegenüber sprechen Andere, wie Thomas von Aquino, Bonaventura, später auch die luth. Theologen von einer satisfactio abundans, insofern sie annehmen, daß durch Christus im Überfluß jene Genugthuung für die Sünden der Welt gewährt worden sei.

Acceß heißt in der Rechtswissenschaft die Zulassung junger Juristen zur praktischen Übung bei einem Gerichte oder einem Advocaten.

Accession, das Hinzukommen einer Sache zu einer andern, ist eine der Arten des Eigenthumserwerbs, welche auf dem Grundsatze beruht: Wem die Hauptsache gehört, dem gehört auch die Nebensache dieser Hauptsache. Die Hauptfälle der Accession lassen sich unter folgende Kategorien bringen: Etwas Unbewegliches wird mit etwas anderm Unbeweglichen vereinigt, wie bei der Anschwemmung eines Stückes Landes (Alluvion), bei der Bildung einer Insel im Flusse und bei der Austrocknung des Flußbettes; oder etwas Bewegliches tritt zu etwas Unbeweglichem, wie durch Einpflanzen, Einsäen, Aufbauen in oder auf fremden Boden; oder etwas Bewegliches tritt zu etwas Beweglichem hinzu, wie beim Schreiben oder Malen auf fremdem Material, bei der Verbindung einer fremden Sache mit einer eigenen durch Anschmieden, Anlöthen, Einfassen, Stücken u. s. w. In dem zuerst angeführten Falle werden die Grundbesitzer der angrenzenden Ufer Eigenthümer des Landes des leeren Flußbettes, wovon jedoch neuere Landesgesetze zum Theil eine Ausnahme zu machen pflegen und das neugebildete Land dem Fiscus zutheilen; in dem zweiten Falle wird der Herr des Bodens Herr des Hinzugekommenen; im letzten gelten verschiedene Grundsätze. In einigen der obigen Fälle wird das Eigenthum widerruflich, in andern unwiderruflich, in den meisten jedoch so erworben, daß der Erwerber zum Ersatz verbindlich wird; das röm. Recht, das in den Staaten des gemeinen Rechts hierüber noch mit wenigen Ausnahmen gilt, enthält sehr detaillirte Bestimmungen darüber. Im weitern Sinne nehmen mehre Rechtslehrer die Accession, indem sie ihr noch die Specification oder das Umbilden einer Sache in eine andere, ferner die Confusion und die Commixtion, die Vermischung flüssiger oder trockener Sachen verschiedener Eigenthümer, beizählen: drei Rechtsbegriffe, die jedoch richtiger als besondere Eigenthumserwerbungsarten betrachtet werden, und von denen die letzte noch dazu nur in den wenigsten Fällen wirklich eine solche ist. Auch über den Erwerb der Früchte ins Eigenthum gelten verschiedene Grundsätze.

Accessit. Den zweiten Preis oder das Accessit erhält bei Beurtheilung von Preisaufgaben diejenige Arbeit, welche nach der, die den Sieg davongetragen, für die beste erklärt wird.

Acciajoli oder **Acciajuoli**, Name einer alten und berühmten Familie aus Florenz, die dem Staate, der Kirche und der Wissenschaft mehre verdienstvolle Männer gegeben hat. **Acciajoli** (Nicol.), geb. 1310, war Feldherr in Diensten des Königs Robert von Neapel, machte viele Eroberungen in Morea, Sicilien und Italien, stieg unter der Königin Johanna zu der höchsten Würde, der eines Großseneschalls des Reichs empor, ward Gouverneur der Romagna, und starb 1366 als Vicekönig von Apulien. Er war einer der vertrautesten Freunde des Petrarca und Boccaccio, von welchen man Briefe an ihn hat. — Sein Neffe, **Reiner Acciajoli**, wurde an dem Hofe der Maria von Bourbon, der lateinischen Kaiserin von Konstantinopel, angestellt. Die nach Neapel geflüchteten Titularkaiser hatten sich die Souverainität über einige Provinzen Griechenlands erhalten, die sie wieder zu Lehen gaben. Auf diesem Wege wurde Reiner im Anfange des 15. Jahrh. Herr von Athen, Korinth und einem Theile von Böotien. Da er keinen männlichen Erben hinterließ, so vermachte er Athen den Venetianern, Korinth dem Theodor Paläologus, der seine älteste Tochter geheirathet hatte, und Böotien mit der Stadt Theben seinem natürlichen Sohne Anton. Dieser brachte auch Athen in seine Gewalt, allein der türk. Sultan Mohammed II. verdrängte 1455 seine Nachkommen

aus dem Besitze dieser Stadt. — **Acciajoli** (Donatus), geb. 1428, ein um die Angelegenheiten seiner Vaterstadt Florenz verdienter, und dabei so uneigennütziger Staatsmann, daß das Vaterland nach seinem Tode 1478 die Ausstattung seiner beiden Töchter übernahm, und seinen drei unmündigen Söhnen den berühmten Lorenzo von Medici zum Vormund setzte. Er war zugleich ein geschätzter Schriftsteller; man hat von ihm u. A. „Commentarius de vita Caroli Magni" (in Mencken's „Scriptores rerum Germ.", Bd. 1), eine lat. Übersetzung mehrer Biographien des Plutarch (1470), einen oft gedruckten Commentar über die Moral und Politik des Aristoteles. — **Acciajoli** (Fil.), geb. zu Florenz 1637, Malteserritter, bereiste alle vier Welttheile, dichtete einige Operntexte, zu denen er selbst die Musik componirte, und starb 1700 in Rom. Er ist der eigentliche Erfinder des jetzigen Maschinenwesens beim Theater.

Accidens bezeichnet eine zufällige, nicht wesentliche Eigenschaft eines Dinges; **accidentiell** ist so viel als zufällig, im Gegensatze des Essentiellen, Wesentlichen. Daher wird Accidens bei den Philosophen der Substanz (s. d.) entgegengesetzt, und bezeichnet die Art und Weise des Seins der Substanz, die Eigenschaften, Bestimmungen, die nicht zum Wesen eines Dinges gehören, und ihm deshalb auch fehlen oder sich verändern können, ohne daß das Ding aufhöre zu sein, was es ist. Inwiefern aber diese Unterscheidung zwischen Substanz und Accidens auch nur für das vergleichende und abstrahirende Denken gültig ist, bedarf weiterer Untersuchungen.

Accidenzarbeiten nennt man in der Buchdruckerkunst kleine Nebenarbeiten, als Karten, Avise, Facturen, Briefe, Phantasiesätze, Musiknotensatz, Wechsel, Staatspapiere u. s. w., kurz alle solche Drucksachen, welche aus dem Bereich des Gewöhnlichen treten und besondere Kunstfertigkeit, Zierlichkeit und Geschmack verlangen. Es werden daher nur solche Arbeiter (Setzer und Drucker) dazu gewählt, welche viel Erfahrung, Übung und Einsicht besitzen, und daher nicht nöthig haben, über eine oft sehr schwierige, zufällige oder Accidenzarbeit viel nachzudenken. Um die verschiedenen Accidenzarbeiten schnell verrichten zu können, muß der Setzer mit einer großen Auswahl von Zierschriften, Durchschuß, Regletten, Stegen oder Formquadraten, Ziffern, übergesetzten Buchstaben, Klammern, Linien u. s. w. reichlich versehen sein. Es gibt aber auch Accidenzarbeiten, die eine sehr große Mannichfaltigkeit von Mitteln in einer Druckerei nothwendig machen und äußerst schwierig in der Ausführung sind, wobei sich also der Setzer außerordentlicher Mittel bedienen muß. Dergleichen ist z. B. der Satz von geographischen Karten. (S. Buchdruckerkunst.)

Accidenzien, s. Stolgebühren.

Accise, Excise, Ziese oder Zeiße, ist eine sehr alte und in ihrer Entstehung örtliche Abgabe von gewissen Verkaufsgegenständen. Sie kommt in den deutschen und franz. Städten schon im 12. Jahrh. vor und war vermuthlich schon damals etwas Altes; die Gegenstände aber, von welchen sie genommen wurde, waren sehr verschieden, bald nur wenig, bald Alles, was von Fremden eingebracht und in der Stadt verkauft wurde. Meist wurde die Abgabe nach Verhältniß des Preises erhoben. Als die Landesherren häufigere Steuerbewilligungen verlangten, wurde ihnen nicht selten von den Städten die Einnahme der Accise überlassen, die früher meist in die Gemeindekasse geflossen war; allein hier und da sind dergleichen Abgaben auch zum Vortheil der Städte selbst beibehalten worden. Der bessern Ordnung wegen erhob man die Accise bei dem Einbringen an den Thoren. Später wurde sie auch auf das Land ausgedehnt (Landaccise) und dadurch zu einer allgemeinen Verbrauchssteuer (Generalconsumtionsaccise), die aber mit einer Menge anderer Abgaben, Zöllen, Impost, Tranksteuer concurrirte und nach Provinzen und Orten verschieden war. Als ziemlich allgemein zutreffende Perioden ihres Fortschreitens kann man annehmen, daß sie im 15. Jahrh. in die Hände der Landesherren kam (in Sachsen 1440, in Brandenburg 1467), im 17. Jahrh., gegen Ende des Dreißigjährigen Kriegs, auf das Land ausgedehnt (in Sachsen 1640, Brandenburg 1641) und dann immer weiter ausgebildet wurde, in Preußen durch Kurfürst Friedrich Wilhelm 1684 und König Friedrich II. 1787, in Sachsen 1707, 1822 und 1824. In Frankreich hatte jede Provinz ihr eigenes Abgabesystem, daher auch eigene Grenzzölle, und die Menge dieser Binnenzölle war kein geringes Hinderniß des bürgerlichen Verkehrs. In der Revolution wurden sie abgeschafft, auch durch das Gesetz vom 19. Febr. 1791 die Localabgaben aufgehoben; da aber hierdurch die städtischen Verwaltungen in die größte Verlegenheit kamen, schon unter der Directorialverfassung 1798 wiederhergestellt. In England ist die Accise nicht eigentlich eine Abgabe, die bei dem Übergang der Waaren aus einem Orte in den andern erhoben wird, sondern umfaßt, außer gewissen Zöllen, hauptsächlich indirecte Abgaben, die von den Producenten gewisser, in größern Fabrikanlagen gefertigter Consumtionsartikel entrichtet werden. Auch in

Deutschland hat man in neuerer Zeit die innere Accise meist aufgehoben, durch Grenzzölle, directe Steuern (Gewerbs- und Classensteuer) und indirecte Abgaben (z. B. die Branntweinsteuer) ersetzt und damit der Freiheit des innern Verkehrs große Dienste geleistet.

Acclamation, beistimmender Zuruf. Wenn sich in einer berathenden Versammlung die Meinung für einen Vorschlag, eine zu wählende Person u. s. w. so unzweideutig und ungetheilt ausspricht, daß man nicht für nöthig hält, eine wirkliche Abstimmung (s. d.) vorzunehmen, so schlägt man wol vor, sich durch Acclamation zu entscheiden, und wenn kein Widerspruch erfolgt, so ist der Vorschlag angenommen. Es muß jedoch jedem Mitgliede freistehen, auf wirkliche Abstimmung anzutragen.

Acclimatisation nennt man die Gewöhnung lebender Wesen an ein anderes Klima als dasjenige, wo sie ursprünglich zu Hause waren. Diese Gewöhnung ist, bei Menschen, Thieren und Pflanzen, oft, und besonders wenn das neue Klima von dem alten sehr bedeutend verschieden ist, mit bedeutenden Veränderungen ihrer Organisation verbunden, die daher bald zu Ausartungen, bald zu wirklichen Krankheiten, den sogenannten **Acclimatisationskrankheiten**, führen. So werden Europäer in den heißen Tropenländern häufig von Leberkrankheiten befallen, wogegen die in heißen Klimaten einheimischen Neger u. s. w. bei uns leicht an Lungenübeln erkranken und hinsterben. Die Fähigkeit, sich einem solchen Wechsel des Klimas ohne Nachtheil auszusetzen, nennt man **Acclimatisationsvermögen**. Dasselbe ist beim Menschen, namentlich bei dem Europäer und insbesondere dem anglogerman. Stamm, am größten; nächstdem bei einigen Hausthieren: Hunden, Katzen, Ratten u. s. w., und gewissen Pflanzen, z. B. den Kartoffeln, Getreidearten, Löffelkraut, auch bei einigen Unkräutern, welche sich daher über die ganze Erde verbreitet haben. Beim denkenden Menschen wird diese ihm angeborene Fähigkeit noch durch den Willen, durch die wissenschaftliche Erfahrung und Erfindungsgabe, welche ihm künstliche Mittel zur Acclimatisation darbieten, gesteigert. Der Europäer meide in den Äquatorialländern die geistigen Getränke, die übermäßige Fleischdiät, die sumpfigen Niederungen und die Nachtluft. Der Südländer trage in kalten Klimaten Wolle auf dem bloßen Leib, vermeide die rauhen scharfen Nord- und Ostwinde, die Erkältungen der Füße u. s. w. Gegenden, welche ehedem als höchst ungesund verrufen waren, sind theils durch solche Vorsichtsmaßregeln der Einzelnen, theils durch allgemeinere sanitätspolizeiliche Maßregeln, z. B. Trockenlegung von Sümpfen, weit bewohnbarer für Einwandernde geworden. Doch scheint es auch hier eine Grenze zu geben, welche wenigstens erst von Generationen, durch allmälige Abänderung der Race, nicht von dem Einzelnen überschritten werden kann. Vgl. Foissac, „Über den Einfluß des Klima auf den Menschen" (deutsch von Westrumb, Gött. 1840), und Hasper, „Über die Krankheiten der Tropenländer" (Lpz. 1831). — **Acclimatisation der Thiere.** Sie ist einer der größten Triumphe des Menschen über die Verschiedenheit des Klimas und der Zonen. Bei den meisten Gattungen der Nutz- und Hausthiere reicht sie bis in ein Alterthum, von dem wir keine Kunde mehr besitzen. Es ist eine Thatsache, daß fast alle Hausthiere, welche jetzt in ganz Europa und zwar bis hoch im Norden gezüchtet werden, ursprünglich wärmere Klimate zum Vaterlande hatten. Gegenwärtig ist Pferd und Rind, Hund und Katze über die ganze Welt verbreitet und zwar blos in Folge der Gewöhnung derselben durch den Menschen, wovon Amerika ein sprechendes Beispiel liefert. Übrigens bedarf ein jedes Thier bestimmter Zeit und gewisser Bedingungen, um in einem neuen Klima heimisch zu werden. Am meisten trägt dazu bei die Pflege und Sorgfalt des Menschen, ohne welche noch nicht völlig acclimatisirte Thiere immer wieder Neigung haben, in ihren frühern Zustand zurückzufallen. Außerdem geht durch Acclimatisation eine Veränderung in dem Thiere vor, welche eine gute wie eine schlechte sein kann. Die kleinen Pferde der Shetland-Inseln sind eine Abartung, die feinen Merinoschafe Spaniens eine Veredlung durch Acclimatisation. Wie der Mensch, ist auch das Thier Acclimatisationskrankheiten unterworfen. Nicht alle Thiere gewöhnen sich an jedes Klima; viele gehen bei dem jedesmaligen Versuche zu Grunde, selbst solche, die aus einem kältern in ein gemäßigteres Klima versetzt werden, wie z. B. das Rennthier. Im Allgemeinen hat das Klima jetzt nicht mehr so großen Einfluß auf die Zucht unserer Hausthiere, als man gewöhnlich annimmt, weil sich die klimatischen Einwirkungen leicht modificiren lassen, sobald nicht die allerschroffsten Temperaturgegensätze ins Spiel kommen. So ist das Vaterland der edelsten Pferde der Orient, dessen Klima von demjenigen Englands wesentlich verschieden ist, und dennoch steht die Pferdezucht des letztern Landes auf einer wenn auch künstlichen, doch mindestens ebenso hohen Stufe, wie diejenige in Arabien und Persien ist. Das syrische oder maurische Schaf ist nach Spanien, also nach Norden, eingewandert und ha

sich daselbst zu erstaunenswürdigem Grade von Wollfeinheit veredelt. Aber noch mehr: das Klima Spaniens ist im Durchschnitt beiweitem wärmer wie dasjenige Schlesiens und Pommerns, und doch haben die nach letztern Ländern eingeführten Schafheerden sich nicht nur in kurzer Zeit an das kältere Klima gewöhnt, sondern sind selbst weit besser geworden als ihre Stammältern. Ein Gleiches läßt sich bei den Seidenraupen nachweisen, welche von China zuerst nach Italien, dann ins südliche Frankreich und zuletzt bis an die Küsten der Ost- und Nordsee versetzt worden sind, ohne bei richtiger Behandlnng Schaden zu leiden. Im engern Kreise sehen wir schweiz. Kühe nach Kurland, holl. Rindvieh nach Ungarn, dän. Pferde nach der Schweiz und ostind. Zebus nach Würtemberg gebracht, ohne daß die Thiere irgend eine ihrer Eigenthümlichkeiten und Vorzüge verlören. In vielen Fällen ist der Thierzüchter oder Landwirth geradezu gezwungen, fremde Thiere zu acclimatisiren, um durch Blutauffrischung den eigenen Stamm unverfälscht und kräftig fortzüchten zu können. Immerhin darf aber die Einführung neuer Thiergattungen nicht in Spielerei ausarten. Die neuesten Acclimatisationsversuche sind die, welche in Frankreich mit den südamerik. Last- und Wollethieren, Lama, Vicuña und Alpaca angestellt wurden. Die mit den beiden erstern sind ganz misrathen, doch hofft man, die Zucht der letztern mit Erfolg durchsetzen zu können und schon soll sich eine Alpacaheerde in den Pyrenäen befinden. — **Acclimatisation der Pflanzen.** Die Pflanzen acclimatisiren sich verhältnißmäßig leichter, dafern ihnen an Luftwärme, Boden und Feuchtigkeit ein ihrer Organisation einigermaßen entsprechender Ersatz in dem neuen Klima geboten wird, z. B. der Weinstock, die Kartoffel. Aber ebendeshalb hat diese Verbreitung der Pflanzen ihre Grenzen, die man in der Pflanzengeographie besonders für die hauptsächlichsten Culturpflanzen ermittelt findet, z. B. Grenze des Weinbaus, der Ölbaumcultur. Diese Grenzen hängen vorzüglich von dem Grad der Sommerwärme, weniger von der mittlern Jahreswärme ab. (S. **Isothermen.**)

Accolade (d. i. Umarmung) heißt die Ceremonie, mit welcher die Ritter in den Orden aufgenommen wurden. Der Großmeister umarmte den Aufzunehmenden, indem er seine Arme um den Hals desselben (ad collum) legte. — Accolade heißt ferner in der Musik die Klammer, durch welche mehre Notenliniensysteme, z. B. bei der Klaviermusik das der obern Stimme und des Basses, am vordern Rande miteinander verbunden werden.

Accommodation heißt die Anbequemung an Anderer Meinungen, Wünsche, Schwachheiten. Die Accomodation eines Lehrers zu den Fähigkeiten und Vorstellungen der zu Belehrenden kann eine doppelte sein; zuerst in der Form des Vortrags, wenn er eine Lehrmethode, eine Art zu erläutern und zu beweisen wählt, welche nicht an sich die vollkommenste, sondern der Beschaffenheit, d. i. der Fassungskraft und den Meinungen der zu Belehrenden, angemessen ist. Besonders gehört dahin der Gebrauch solcher Beweise für die vorzutragende Wahrheit, die aus Sätzen, welche die zu Belehrenden schon glauben und festhalten, mögen sie auch ungegründet sein, hergeleitet werden (argumenta ad hominem, disputatio ex concessis), sowie der Gebrauch solcher sprachlicher Formen, welche zwar der reinen Idee, die man geben will, nicht genau entsprechen, aber den zu Belehrenden schon bekannt und geläufig sind, und daher bei ihnen den Übergang von der Form zur reinen Idee vorbereiten und vermitteln. Diese Accommodation gehört zur Lehrweisheit, selbst für einen göttlichen Lehrer, weil der Fortschritt zur Wahrheit nie ein abgerissener Sprung sein kann, sondern aus dem Vorhandenen heraus sich entwickeln und an das Vorhandene anknüpfen muß. Darum fanden es schon die ältesten Kirchenväter unbedenklich zu behaupten, daß auch Gott bei der Offenbarung sich nach den Fähigkeiten der Menschen in seinem Reden, Thun und seinen Anordnungen gerichtet habe. Sie nannten dieses συγκατάβασις (Synkatabasis), die Lateiner condescensio oder demissio. Die Accommodation kann aber auch zweitens geschehen in der Materie, die der Lehrer vorträgt, und findet statt, wenn der Lehrer die irrigen Vorstellungen der zu Belehrenden selbst zu billigen scheint, indem er entweder (negativ) diese Irrthümer nicht bestreitet, sondern stehen läßt, oder (positiv) diese Irrthümer selbst, ungeachtet er sie als irrig erkennt, mit in seinen Unterricht aufnimmt und als wahre Sätze vorträgt, um dadurch die zu Belehrenden für andere Wahrheiten zu gewinnen, oder doch ihnen nicht geradezu anstößig zu werden. Der Unterschied, ob der Lehrer sich seines Accommodirens durch Reflexion bewußt werde oder nicht, ist hier nicht anwendbar, da eine unbewußte Accommodation keine Accommodation mehr, sondern ein Theilnehmen an dem Irrthum ist. Die Accommodation in der Form ließen auch die Supranaturalisten stets gelten, aber nicht in der Materie. Diese aber nahm man im vorigen Jahrh. bei Jesu an, nachdem man die Vorstellungen von den Dämonischen des Neuen Testaments für eine bloße jüd. Zeitvorstellung er-

kannt hatte und Grund zu haben glaubte, auch die Vorstellungen vom Teufel, den Engeln, dem Messiasreiche, dem Gericht, der Auferstehung u. s. w. als jüd. Zeitvorstellungen an sehen zu müssen. Man behauptete daher, Jesus habe aus Schonung seiner Zeitgenossen, und um sie für die höhere Wahrheit zu gewinnen, diese Vorstellungen theils nicht bestritten, theils in seine Vorträge eingewebt, ohne jedoch damit bestimmen zu wollen, daß sie für alle Zeiten Wahrheit sein sollten. Vielmehr habe man diese unter den Juden gangbaren Vorstellungen von der reinen Lehre Jesu zu scheiden. So der ältere Rationalismus in der letzten Hälfte des vorigen Jahrh., der auf diese Art den gestörten Frieden zwischen Vernunft und Erfahrung mit dem herkömmlichen theol. System wiederherstellen zu können vermeinte. In neuerer Zeit ist der Streit über die Accommodation ziemlich entschlafen, indem die neuere Philosophie (Schelling, Hegel) die kirchl. und bibl. Sätze in ihrem histor. Sinne unangefochten ließ, aber die kirchl. Wörter und Formeln mit großer Kühnheit in philos. Sinne umdeutete, der neuere Rationalismus aber, das Unhaltbare der ältern Accommodationshypothese erkennend, der Frage, ob Jesus sich accommodirt habe oder nicht, sich ganz entschlagen konnte, weil er (besonders Bretschneider, weit geistreicher Ammon, vor Allen tief befruchtend aber Schleiermacher) nachwies, daß die religiösen Ideen selbst nur allein das Wesentliche in jeder Offenbarung sein können, daß aber ihre Bekanntmachung und ihre Form, oder ihre Auffassung in dem menschlichen Gemüthe dem allgemeinen Gesetze der allmäligen Entwickelung und Fortbildung unterworfen und durch den Reflex der Weltanschauung jedes Zeitalters bedingt sei, sodaß jede Offenbarung sich nothwendig an die Culturstufe ihrer Zeit anschließen, in den Vorstellungskreis ihres Zeitalters eintreten und aus diesem heraus, als historischer Übergangsstufe, sich entwickeln müsse. Es gilt die einst für ihre Zeit nothwendige Form mit Besonnenheit, aber mit Zuversicht des göttlichen Rechts zu zerschlagen, um auf ihr unserm Bildungsstande gemäß die reine Idee zu gewinnen und zu wahren.

Accompagnement, s. Begleitung.

Accord, accordiren, so viel als Übereinkommen, ein Übereinkommen treffen. In der Rechtssprache bezeichnet man damit eine Übereinkunft des Schuldners mit seinen Gläubigern wodurch Ersterer sich den Rechtsnachtheilen des wirklichen Concurses (s. d.) entzieht. (S. Concurs.) Außerdem wird das Wort von dem Falle gebraucht, wo Jemand contractlich die Lieferung einer bestimmten Arbeit (eines Bauwerks u. s. w.) gegen einen Bauschpreis übernimmt

Accord (musikalischer), ital. accordo, engl. chord, Zusammenklang, eine faßliche Tonverbindung mehrer Intervalle. Diese Verbindung ist keine willkürliche, sondern gründet sich auf bestimmte natürliche Gesetze, die zuerst vom Ohr gefunden und später durch Beobachtung der Saitenschwingungen und der Vibration in den Luftsäulen der Blasinstrumente bestätigt worden. Auf diesen Zusammenklängen und ihrer Folge und Verknüpfung beruht die Harmonie (s. d.), weshalb man auch oft den einzelnen Accord Harmonie zu nennen pflegt. Es gibt zwei- bis fünfstimmige Accorde. Absolut zweistimmige Accorde können nur durch Terzen- und Sextenverbindungen erzeugt werden. Der improvisirte zweistimmige Volksgesang bewegt sich deshalb nur in diesen Intervallen. Die mehrstimmigen Accorde werden nach der Stellung ihrer Baßnote in Stammaccorde und in abgeleitete, nach ihrer innern Zusammenfügung aber in consonirende und dissonirende eingetheilt. Doch sind in letztere Rubriken auch die zweistimmigen einzureihen. Alle Accorde werden terzenweise zusammengestellt, in steter Vermischung von großen und kleinen Terzen. Eine Zusammenstellung von lauter großen Terzen vermag das menschliche Ohr nicht zu ertragen. Die Basis aller Harmonie ist der Dreiklang; ihm steht der vierstimmige Dominantenaccord an Bedeutung nach, obwol ihn die neuere Wissenschaft als selbständigen Stammaccord aufgenommen hat. Als Beweis dafür mag der Umstand gelten daß in frühern Jahrhunderten eine Menge von Tonstücken geschaffen wurde, welchen ohne diesen Accord die richtigste musikalische Wirkung erzeugen. Jeder Dreiklang besteht aus Prime, Terz und Quinte, also aus zwei übereinander gebauten Terzenverhältnissen. Liegt die große Terz unten, so gehört der Accord dem Durgeschlechte an, liegt sie oben, so entsteht ein Molldreiklang Ein aus zwei kleinen Terzen zusammengesetzter Dreiklang heißt ein verminderter. Durch Hinzufügung einer dritten Terz zu dem Dreiklange erhält man einen vierstimmigen Accord, der weil seine äußern Töne dem Intervall der Septime gleich sind, der Septimenaccord genannt wird. Es ist falsch, jeden solchen Accord schlechthin auch als Dominanten- oder Leitaccord zu bezeichnen. Diesen Namen darf er nur dann erhalten, wenn er in einem nähern oder entferntern Cadenzverhältnisse zu einem tonischen (Dreiklang der Prime) oder zu einem aus diesem abgeleiteten Accorde steht. Nach der äußern Abgrenzung des Septimenaccords wird dieser nu

ein Accord mit großer, kleiner oder verminderter Septime sein, und nach der Beschaffenheit des entscheidenden Intervalls seine Beziehung erhalten. Der innere Bau dieser Accorde richtet sich nach der Prime, auf welche der Accord gestellt wird und nach den herrschenden Tonleiterverhältnissen. Dies wird aus einigen auf den Stufen der C-dur-Tonleiter gegründeten Septimenaccorden klar werden: c e g h; d f a $\overline{c}$ e g h $\overline{d}$; f a $\overline{c}$ $\overline{e}$ u. s. w. Der reine Dominantenaccord steht immer auf einer Quinte, in C-dur also auf g. Er heißt demnach g h $\overline{d}$ $\overline{f}$, und ist stets aus einer großen und zwei kleinen Terzen zusammengefügt. Die innern Verhältnisse der auf die Stufen der Molltonleiter gebauten Septimenaccorde gestalten sich complicirter, da die Stufen der auf- und abwärtsgehenden Molltonleiter wesentlich voneinander verschieden sind. Wenn schon der Dominantenaccord gebieterisch nach Auflösung in einen Dreiklang drängt, so thun dies die übrigen Septimenaccorde in einem viel höhern Grade, weil in ihnen die dissonirenden Verhältnisse ein rascheres Aufgehen in die Consonanz bedingen. Einen höchst interessanten Abschnitt in der Harmonielehre bildet die Lehre von den verminderten Septimenaccorden, da die durch seine Construction bedingten enharmonischen Verhältnisse eine große Vieldeutigkeit und deshalb die mannichfachsten Auflösungen zulassen. Durch Hinzufügung einer vierten Terz gestaltet man den Vierklang zum Fünfklang. Er heißt nach seinen außenliegenden Intervallen der Nonenaccord. Weitere hinzugefügte Terzen geben den sechsstimmigen Undecimenaccord, den siebenstimmigen Terzdecimenaccord, welche letztere aber nur unter gewissen Verhältnissen als vorgehaltene Accorde und selten in ihrer Vollstimmigkeit erscheinen. Abgeleitete Accorde sind solche, die aus der Verwechselung oder Umkehrung der Grundaccorde entstehen. Aus dem Dreiklange entstehen auf diese Weise mit der Terz als Grundton (e g $\overline{c}$): der Sextenaccord; mit der Quinte als Grundton (g $\overline{c}$ $\overline{e}$): der Quartsextenaccord; der Septimenaccord bildet auf der Terz (h $\overline{d}$ $\overline{f}$ $\overline{g}$) den Quintsextenaccord, auf der Quinte ($\overline{d}$ $\overline{f}$ $\overline{g}$ $\overline{h}$) den Terzquartsextenaccord, auf der Septime ($\overline{f}$ $\overline{g}$ $\overline{h}$ $\overline{\overline{d}}$) den Secundquartsextenaccord. Consonirend heißt ein Accord, wenn alle seine Intervalle zueinander in consonirenden Verhältnissen stehen; dissonirend wird er, sobald auch nur ein einziges dissonirendes Intervall in dem Accorde sich findet. Der Dreiklang ist der vollständigst consonirende Accord; alle Septimen-, Nonenaccorde u. s. w. sind dissonirend. Das erste geordnete Accordsystem haben wir Rameau (1720) zu verdanken. Die Wissenschaft hat seitdem viel Gutes und Neues hinzugefunden und die ersten ziemlich complicirten und abenteuerlich construirten Systeme sehr vereinfacht. Ausgezeichnetes leisteten in dieser Hinsicht früher Marpurg und Kirnberger, in neuerer Zeit Gottfr. Weber, André und Marx.

Accordion, musik. Instrument, gewöhnlich Ziehharmonika genannt. Es ist aus der bekannten, jetzt nur noch als Kinderspielzeug benutzten kleinen Mundharmonika entstanden, welche aus einer Anzahl stählerner feiner Zungen besteht, deren Mechanik so eingerichtet ist, daß sie beim Hereinstoßen des Athems einen Accord, und beim Zurückziehen desselben einen zweiten erklingen lassen. Diese Accorde stehen stets in dem Verhältnisse der Tonica und Dominante. Das Accordion ist dasselbe Instrument, nur in so bedeutend vergrößertem Maßstabe, daß der Athem des Mundes nicht mehr ausreichen würde, um dasselbe zum Erklingen zu bringen. Es wird in Gestalt eines viereckigen Kastens gebaut, dessen Seitenwände von Leder und dehnbar sind, und so die Möglichkeit geben, den in das Instrument hineingelegten Blasebalg in Bewegung zu setzen. Oben anf dem Deckel finden sich Tasten zum Spielen einer Melodie. Am Boden des Instruments befinden sich wiederum eine oder zwei Klappen, welche zur Hervorbringung der Harmonie benutzt werden. Jede Taste gibt zwei Töne, einen durch den Zug, den andern durch den Druck. Es gibt doppelte nnd einfache Accordions; die einfachen haben eine Reihe, die doppelten zwei Reihen Tasten. Unterrichtswerke für das Instrument sind mehre erschienen, von denen besonders hervorzuheben: „Accordion, Unterricht dasselbe spielen zu lernen“ (Lpz. 1834) und Zimmermann's „Tabelle für Accordion mit 58 Tönen“.

Accreditiren heißt Jemanden bei einem Andern beglaubigen nnd die Gewährleistung seiner Handlungen in dem Umfange seiner Vollmachten übernehmen. So accreditirt der Staat oder Regent desselben mittels eines Accreditivs einen Gesandten oder Agenten; so der Kaufmann einen Commissionair; so der Banquier durch einen Creditbrief einen Reisenden, gewöhnlich auf bestimmte Summen, damit derselbe an bestimmten Orten Geld erheben kann.

Accum (Friedr.), praktischer Chemiker, geb. zu Bückeburg 1769, ging 1793 nach London, wo er 1801 eine Professur der Chemie und Mineralogie in der Surrey-In-

stitution erhielt. In Folge unangenehmer Verwickelungen nach Deutschland zurückgekehrt, wurde A. 1822 zum Professor am Gewerbinstitut und der Bauakademie zu Berlin ernannt, wo er 1838 starb. Am bekanntesten ist er durch seine Bemühungen für Einführung und Verbreitung der Gasbeleuchtung geworden, zu welchem Zwecke er sich bereits in London mit dem unternehmenden deutschen Kunsthändler Ackermann verband und sein in mehren Ausgaben und Übersetzungen verbreitetes Hauptwerk: „A practical treatise on gas-lights" (Lond. 1815; deutsch von Lampadius, 2 Bde., 2. Aufl., Weim. 1819) verfaßte. Die meisten seiner zahlreichen engl. Schriften über Gegenstände der praktischen Chemie und Gewerbskunde erlebten mehre Auflagen und wurden vielfach übersetzt; er schrieb u. A.: „Über die Verfälschung der Nahrungsmittel" (deutsch von Cerutti, Lpz. 1822); „Chemische Belustigungen" (deutsch, Nürnb. 1824) u. s. w.; deutsches Original ist: „Physische und chemische Beschaffenheit der Baumaterialien" (2 Bde., Berl. 1826).

Accursius (Franciscus), einer der berühmtesten unter den alten ital. Rechtsgelehrten (Glossatoren), Schüler des Azo, Rechtslehrer zu Bologna, geb. um 1180, gest. um 1260. Von ihm rührt die sogenannte Glossa ordinaria (s. Glosse) her, welche sich auf die Arbeiten der frühern Glossatoren gründet und aus dem dritten Jahrzehnd des 13. Jahrh. datirt.

Accusation und **Accusationsproceß**, s. Anklage und Anklageproceß.

Accusativ ist der Name eines Casus in der Declination der Nomina. Dieser Casus bezeichnet vorzugsweise das aus einer wirkenden Ursache Entsprungene, Verursachte, Bewirkte, überhaupt Dasjenige, auf welches eine Thätigkeit einwirkt. Bei Zeit- und Raumbestimmungen steht der Accusativ auf die Frage wohin? wird aber in diesen Fällen meistens durch Präpositionen noch genauer bestimmt. Der symbolische Ausdruck für diesen Casus ist in den ältern indogermanischen Sprachen im Singular m oder n, im Plural für das Masculinum ns, für das Femininum s, und für das Neutrum ni, doch erscheinen diese Formen schon im Griechischen und Lateinischen mannichfach verstümmelt. Die neuern Sprachen begnügen sich meistens ohne formellen Charakter mit der Stellung des Worts hinter das regierende Verbum. Der Name casus accusativus (d. h. Casus der Anklage) stammt aus einer unrichtigen Übersetzung der griech. Benennung dieses Casus; factitivus (Casus der Bewirkung) wäre richtiger.

Acepsimas, Bischof und Märtyrer, welcher bei der großen Christenverfolgung unter dem Perserkönig Sapor nebst mehren andern Bischöfen, Presbytern und vielen Klerikern den Tod erlitt. Jahrestag ist der 22. April.

Acerbi (Giuseppe), rühmlich bekannt durch seine Reisen und als Gründer der „Biblioteca italiana", geb. zu Castel-Goffredo bei Mantua, woselbst er auch als k. k. Gubernialrath im Aug. 1846 starb. Als der erste Italiener drang er auf einer Reise, die er 1798 durch Dänemark, Schweden, Finn- und Lappland unternahm, in Begleitung des Obersten Sköldebrand eines geschickten Landschaftsmalers, bis ans Nordcap vor. Diese Reise beschrieb er während seines Aufenthalts in England in engl. Sprache (2 Bde., Lond. 1802), worauf sie unter seinen Augen von Petit-Radel ins Französische übersetzt und von Lavallée revidirt erschien (3 Bde. Par. 1804; deutsch von Weiland, Berl. 1803). Der von ihm 1816 in Mailand begründete „Biblioteca italiana" lieferte er auch nach seiner Ernennung zum östr. Generalconsul in Ägypten (1826), als die Redaction an Gironi, Bibliothekar der Brera, und die Astronomen Carlini und Fumagalli überging, denen sich später Brugnatelli, Configliachi, Ferrario, Catena und Fantonetti anschlossen, werthvolle Beiträge über Ägypten. Seinen zehnjährigen Aufenthalt daselbst benutzte er, nächst dem Studium der orient. Sprachen, zu Reisen durch Unter- und Mittelägypten, nach Fayum, dem Rothen Meer und selbst nach Asien, sowie zur Anlegung reichhaltiger Naturaliensammlungen, womit er nicht nur sein Privatmuseum, sondern nach seiner Rückkehr (1836) auch die Museen zu Mailand, Pavia, Padua und Wien bereicherte. Bis an sein Ende im vorgerückten Alter lebte er in thätiger Beschäftigung mit den Naturwissenschaften. — **Acerbi** (Enrico), geb. zu Castano im Mailändischen 1785 und gest. 182[illegible] als Hospitalarzt in Mailand, hat sich als Lehrer der Klinik und als medic. Schriftsteller einen Namen erworben. Sein klarer Blick am Krankenbette und sein beredter Vortrag voll origineller Funken und geistreicher Bemerkungen, sowie seine liebenswürdige Persönlichkeit zog die Studirenden dergestalt an, daß seine Krankensäle ganz von selbst zu einer Schule der Klinik wurden. Sein Hauptwerk ist die „Dottrina teorico-pratica del morbo petecchiale e de' contagj in generе" (Mail. 1822). Auch seine „Annotazioni di medicina pratica", die ihn in einen gelehrten Streit mit Locatelli verwickelten, sind in Italien geschätzt. Unter seinen Aufsätzen ist noch zu erwähnen eine Lebensbeschreibung des Wundarztes Monteggia und eine andere des Angelo P[illegible]

lisiano. Er hatte sich außerdem mit poetischen Studien von Jugend auf beschäftigt und war auch Mitarbeiter der „Biblioteca italiana".

Acervus (Haufen) nennt man die sophistische Art, durch fortgesetztes Fragen nach der Anzahl der Körner, die zur Bildung eines Haufens nöthig sind, den Gefragten in Verlegenheit zu setzen. Daß ein Korn noch keinen Haufen bilde, gibt Jeder zu. Man fügt nun immer nur noch ein Korn hinzu, und behauptet der Gefragte bei einer gewissen Anzahl, daß nun der Haufen gebildet sei, so hat er zugegeben, daß ein Korn einen Haufen bilde, sich also selbst widersprochen. Das Trügerische dieses Sophisma liegt darin, daß Haufen als relativer Begriff erst durch Gegenüberstellung eines andern Begriffs seine Bedeutung erhält und also nicht durch eine bestimmte Anzahl Körner bedingt ist.

Achäer, der Name eines griech. Stammes, der aber bei Homer wie Argiver und Danaer auch die Griechen insgesammt bezeichnet. Sie leiteten sich von dem Achäus, einem Sohne des Xuthus und Enkel des Hellen ab und scheinen ursprünglich aus Thessalien in den Peloponnes eingewandert zu sein, wo sie namentlich in Argolis und Lakonika Reiche gründeten, die zur Zeit des Trojanischen Kriegs die mächtigsten in Griechenland waren. Aus diesen Wohnsitzen durch die Dorier, die um 1104 unter den Herakliden in den Peloponnes eindrangen, vertrieben, wendeten sie sich nach der nördlichen Küste der Halbinsel, verdrängten die daselbst wohnenden Ionier und nannten das Land, das bis dahin Ägialea geheißen hatte, Achaja. Hier wohnten sie, ohne an den Verhältnissen des übrigen Griechenlands bedeutenden Antheil zu nehmen, in zwölf Städten, in welchen an die Stelle der monarchischen Verfassung bald eine demokratische trat und die selbst untereinander in einem Bund standen, der erst in der macedonischen Zeit durch die Eingriffe des Demetrius, Kassander und Antigonus aufgelöst ward. Erneuert ward er um 280 v. Chr. durch das Zusammentreten von vier der alten Städte, und so der Grund zu dem vorzugsweise so genannten **Achäischen Bund** gelegt, der über Achaja hinaus durch den Beitritt vieler andern griech. Städte erweitert ward. (S. **Griechenland**.) Als die Römer 146 v. Chr. durch die Eroberung von Korinth dem Bunde und der griech. Freiheit zugleich ein Ende machten, ward der Name Achaja Benennung des gesammten Griechenlands als röm. Provinz.

Achaja, eine schmale, in zwölf kleinere Staaten getheilte Landschaft im Norden des Peloponnes, am Isthmus, mit der Hauptstadt Ägium, daher in frühester Zeit Ägialea genannt, grenzt östlich an den Saronischen, nördlich und westlich an den Korinthischen Meerbusen, südlich an Arkadien und Elis. Das Land selbst, am Meere hin eben, dann gegen das Gebirge sanft aufsteigend, wird von den Alten besonders als ergiebig an Wein, Öl und andern Südfrüchten gerühmt. Zur Zeit der Römer, als diese das gesammte Griechenland in Macedonia und A. eintheilten, begriff man unter A. im weitern Sinne das ganze Griechenland mit Ausschluß Thessaliens. Jetzt bildet es im Königreiche Griechenland das nordwestlichste Gouvernement der Halbinsel Morea, begrenzt im N. vom Meerbusen von Patras und von Lepanto, im SO. von Korinth und Kyllene und im SW. von Elis. Die westlich flache und östlich gebirgige Küste springt mit dem Cap Papa (dem Araros der Alten) nach Nordwest und mit dem Cap Drepano am weitesten nach Norden vor. Das Kalavritaküstengebirge erfüllt den Süden und Osten mit seinen nordwestlichen Terrassen und einzelnen ausgezeichneten Bergmassen, wie dem 5918 F. hohen Voida (Panacheikon) im Norden und dem 6820 F. hohen Olonos (dem höchsten Gipfel des Erymanthosgebirges der Alten) auf der Südgrenze, und entsendet viele kleine Küstenflüsse zum Meere, darunter die Kameniza (Peiros) im W. und die Vostiza (Selinus) im O. Außer der Hauptstadt Patras (s. d.) finden sich nur unbedeutende Ortschaften vor, wie Achaia apano, Achaia kato, das Castell von Morea (Rhion), Vostiza und Diakopto. Die Bewohner treiben in den, mit Ausnahme der westlichen Küstengegenden, sehr fruchtbaren Landschaften, Wein-, Öl-, Gemüse- und Getreidebau, während der Seehandel sehr gesunken ist.

Achaltsiche, d. h. die neue Festung, bildet gegenwärtig einen der elf Kreise des grusino-imerethischen Gouvernements des russ. Transkaukasiens im Gebiete des obern Kur, umgeben im NW. von den Kreisen Osurgeti und Kutniß, im N. und NO. von Tiflis, von Alexandropol und im SO. von den türk. Bezirken Tschaldir und Kars. Das Becken von A. ist einer jener merkwürdigen Kessel, die Armenien charakterisiren in der Erfüllung trichter, durch vulkanische Kräfte theils gehobener, theils zerstörter Schichten. In den Thälern des Kur und Poskho finden sich schöne Getreidefelder und Weiden und an den Felsterrassen der Weinstock; im Allgemeinen aber ist die Gegend öde und kahl. Das obere Thal des Kur und Poskho hieß im Alterthume Ober- oder Hoch-Karthli (Semo-Karthli), war von Georgiern bewohnt und ihnen stets ein sicherer Zufluchtsort. Gegen Ende des 1. Jahrh.

eroberte Erowant von Armenien Semo-Karthli, was erst nach langen blutigen Kämpfen wieder von den Königen von Georgien gewonnen und, inniger mit diesem Lande vereint, unter dem Schutze des Christenthums einer höhern Cultur zugeführt wurde. A. wurde von Statthaltern regiert, Atabegs genannt, als deren ältester Sargis bekannt ist, welcher 1334 starb. Während der Kriege zwischen den Türken und Persern in Mitte und zu Ende des 16. Jahrh. war A. oft Schauplatz der schrecklichsten Verwüstungen. Ungeachtet der tapfern Gegenwehr der beiden Söhne des Atabeg Kächostrow, Kuarkuare und Manutschar, wurde es 1579 von den Türken in Besitz genommen; Manutschar ward Muselmann und dann mit dem Titel eines Pascha von A. als Regent eingesetzt. Im J. 1625 befestigten die Türken ihre Herrschaft noch mehr durch gänzliche Verdrängung des alten Fürstengeschlechts, indem Amurath IV. A. durch Saphar-Pascha (Hassan-Pascha) besetzen ließ, dessen Nachkommen von nun an regierten. Das unter der Türkenherrschaft immer mehr verödende Land war, wie gewöhnlich, in Sandschake getheilt, von denen durch den Frieden zu Adrianopel 1829 den Russen die fünf: A., Atskwer, Aspindse, Chertwis und Achalkalaki zufielen. Die Volkszahl verminderte sich durch die russ. Besitzergreifung von 70000 auf ungefähr 45000 E., weil ein großer Theil der muselm. Bevölkerung auswanderte und die Russen in die vier Festungen nur ein Regiment vertheilten, während die Türken stets eine bedeutende Truppenzahl unterhielten. A. bildete, so lange das Land zu Armenien gehörte, einen Theil der Provinz Daik (Taochien in Xenophon's „Anabasis"), die sich nordöstlich von Hocharmenien erstreckte. — Die Hauptstadt des Landes ist Achaltsiche, eine durch eine Citadelle vertheidigte Festung am Poskho oder Dlaki, der sich in den Kur ergießt, mit 11000 E. Die Stadt wurde am 27. Aug. 1828 vom Feldmarschall Fürsten Paskewitsch eingenommen und von einem russ. Bataillon besetzt. Als die Paschas von Kars und Erzerum den Fall A.s erfuhren, versuchten sie an der Spitze eines Corps von 18000 Mann die Stadt, als den nördlichen Schlüssel zu Anatolien, wieder zu erobern; die tapfere Gegenwehr der Russen vereitelte jedoch ihr Unternehmen. Die wenig geschützte Lage der fast ganz zerstörten Stadt veranlaßte den Plan zu einer neuen Stadt am rechten Poskhoufer, woselbst bereits ein neues Stadtviertel erbaut und von armen. Colonisten bewohnt ist. Seitdem die russ. Mauthlinie den Verkehr mit Anatolien abgeschnitten hat und A. nicht mehr der gesuchte Sklavenmarkt oder der belebte Sammelplatz des Lesghier ist, hat die Stadt, deren Bewohner fast nur Kaufleute und Handwerker sind, ihre Bedeutung verloren. A. hat acht größtentheils armen. Kirchen, eine Synagoge und unter den meist zertrümmerten Moscheen eine sehr schön erhaltene in der Festung, welche der Kaiser in eine russ. Kirche umzuwandeln befohlen hat.

Achard (Franz Karl), verdienstvoller Naturforscher und Chemiker, geb. 28. April 1754 zu Berlin, erwarb sich insbesondere große Verdienste um die Vervollkommnung der Runkelrübenzuckerfabrikation, indem er die Versuche Marggraf's wieder aufnahm und erweiterte und später eine vollständige Rübenzuckerfabrik und eine Lehranstalt errichtete. In seinen Bemühungen wurde er durch das persönliche Interesse, das der König von Preußen an diesem Industriezweige nahm, wesentlich unterstützt, indem ihm das Laboratorium der Akademie zu weitern Versuchen überwiesen wurde. Obgleich die Resultate seiner Forschungen 1799 und 1800 von dem Ministerium öffentlich bekannt gemacht wurden, so fanden sie doch keine Anwendung in der Praxis, weshalb ihm der König das Gut Cunern in der Niederlausitz unter der Bedingung verlieh, daselbst eine Musterfabrik zu errichten. Den Untersuchungen aller Forschungen mußte sich der Kreisphysikus Neubeck unterziehen, und so geschah es, daß durch die Vermittelung des Königs A. in Verbindung mit Neubeck nach sechs mühevollen Jahren den richtigen Weg zur Abscheidung des Zuckers fand, und daß die Achard'sche Rübenzuckerfabrikation nun überall Anklang und Nacheiferung fand. Im J. 1812 wurde auf Befehl des Königs, da die Fabrik in Cunern, namentlich während der Continentalsperre, glänzende Geschäfte machte, daselbst eine Lehranstalt für Runkelrübenzuckerfabrikation errichtet. Als Director der physik. Classe der Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen, starb A. dort 20. April 1821. Unter seinen Schriften, die sich meist auf Runkelrüben und deren industrielle Anwendung erstrecken, heben wir hervor: „Die europ. Zuckerfabrikation aus Runkelrüben" (3 Bde., Lpz. 1809; neue Aufl. 1812).

Acharius (Erik), schwed. Naturforscher, geb. 10. Oct. 1757 in Gefle, gest. 13. Aug. 1819 zu Wadstena, studirte von 1773 an in Upsala, wo er Linné zum Lehrer hatte, von dem er seines Talents wegen nicht unbeachtet blieb. Nachher begab er sich nach Stockholm, wo er die Zeichnungen naturwissenschaftlicher Gegenstände für die Akademie der Wissenschaften besorgte; 1782 ward er in Lund Doctor der Medicin, prakticirte hierauf als Arzt in Schonen, bis er

1789 als Provinzialarzt eine Anstellung in Wadstena bekam, welches Amt er mit dem Titel eines Professors bis zu seinem Tode bekleidete. In der Naturgeschichte erwählte er sich die Flechten zu seinem Hauptstudium, und gleich seine ersten darauf bezüglichen Schriften: „Lichenographiae suecicae prodromus" (Linköp. 1798), und „Methodus, qua omnes detectos lichenes illustrare tentavit" (Stockh. 1803), fanden allgemeinen Beifall. Aus allen Theilen der Welt kamen ihm reiche Flechtensendungen zur Bestimmung und Aufnahme in sein System zu. Hierauf ließ er seine „Lichenographia universalis" (Gött. 1810) und die „Synopsis methodica Lichenum" (Lund 1813) erscheinen. Doch die Masse der ihm vorliegenden Materialien, vielleicht auch die häufige Unterbrechung seiner Studien durch Amtsgeschäfte schadete dem Ganzen und brachte ein gewisses Schwanken in sein System. Sehr bald traten Flöcke und dessen Schüler als gewichtige Gegner dieses Systems auf, sodaß A. fast nur das einzige Verdienst geblieben ist, in diesem Zweige der Naturwissenschaft der Systematik Bahn gebrochen zu haben. Sein Name wurde mehren Gewächsen, wie dem Genus Acharia, Conferva Acharii, Urceolaria Acharii, Rhizomorpha Acharii und dem Insekt Tortrix Achariana, beigelegt. Er hinterließ eine aus 11000 Species bestehende Gewächssammlung, deren wichtigster Theil, die Lichenen, an die Universität zu Helsingfors verkauft wurde.

Achat bezeichnet verschiedene Spielarten von Carneol und gemeinem Chalcedon. Alle sind ihrer Substanz nach zum größten Theile Kieselsäuren, wovon sie in 100 Theilen 94—96 Theile und darüber enthalten. Die übrigen Bestandtheile sind geringe Mengen Kalk, Eisenoxyd und Eisenoxydul und Thonerde. Es scheint wenig zweifelhaft zu sein, daß diese Minerale von gallertförmig aus Lösungen in Wasser ausgeschiedener, mehr oder weniger reiner Kieselsäure gebildet wurden, da sie sich in Mandelsteinen, die oft Wasser einschließen, und in eiszapfenförmig getropften Massen in Höhlen finden. Der Achat zeichnet sich ganz besonders durch seine Farben und Zeichnungen aus, und die große Härte seiner Substanz macht ihn zu Schmucksteinen, die eine ausdauernde Politur annehmen, geeignet, und für manche technische Zwecke im höchsten Grade nützlich. Am häufigsten ist der Achat durchscheinend bis durchsichtig, stellenweise undurchsichtig, und in verschiedenen Lagen farblos, weiß, röthlich, rothgelb, braun, violett und bläulich gefärbt. Die einzelnen gefärbten Schichten bilden oft bandartige Zeichnungen: Bandachat. Oft sind diese Zeichnungen in scharfen Ecken umgebogen und haben dann Ähnlichkeit mit der Zeichnung einer Festung: Festungsachat. Noch andere Zeichnungen gaben ihm nach ihrer Ähnlichkeit die Benennungen Kreisachat, Moosachat, Landschaftsachat, Röhrenachat, Trümmerachat, Wolkenachat. Einige, welche meist in gemeinem Chalcedon bestehen, zeigen in durchfallendem Lichte Regenbogenfarben und heißen Regenbogenachat. Zum Achat gehörige Steine, welche aus braunem Carneol mit abwechselnden Lagen von gemeinem Chalcedon bestehen, heißen Onyx (s. d.), bei den Alten zum Theil auch Sardonyx. Andere dem Achat nahe verwandte Minerale sind der Feuerstein, Hornstein, Jaspis und der Chrysopras. Verschiedene Formen des Carneols werden zu Schmucksteinen verschliffen, die Achate insbesondere zu Reibschalen, Polirsteinen, Ringen, Schalen, früher, namentlich in der türk. Armee, auch zu Flintensteinen. Für physik. Instrumente dienen zur Verminderung der Reibung sehr oft Achatplatten, so als Unterlage für die Schneide genauer Wagen, als Pfannen für feine Zapfen u. s. w. Der schönste Achat kommt aus Indien, Arabien, Sicilien; er findet sich aber auch in Böhmen, Sachsen, Hessen, Franken, in besonders großer Mannichfaltigkeit in Mandelsteinen bei Oberstein im Nahethale. Die Farben der Achate sollen sich durch längeres Einweichen derselben in Honigwasser und nachherige Behandlung mit Schwefelsäure bedeutend heben lassen.

Achelōus, früher Thoas, jetzt Aspropotamo, der größte Fluß Griechenlands, entspringt auf dem Pindus, strömt durch das Land der Doloper, trennt dann Ätolien von Akarnanien, und fällt in das Ionische Meer, da, wo man den Korinthischen Meerbusen zu rechnen anfing. Die Ufer dieses Flusses sind die einzige Gegend Griechenlands und Europas, die einst Löwen zur Wohnung diente. — In der griech. Mythe erscheint Achelous als berühmter Flußgott, der nach Hesiod ein Sohn des Oceanus und der Tethys, nach Andern des Helios und der Gäa war. Er kämpfte mit Hercules um die Dejanira, verwandelte sich bei diesem Kampfe zuerst in eine fürchterliche Schlange, zuletzt in einen Stier und flüchtete, nachdem ihm Hercules ein Horn abgebrochen, beschämt in die Wellen seines Flusses. Aus dem abgebrochenen Horne, erzählt man, machten die Nymphen das Horn des Überflusses.

Achen (J. van), auch Janachen, Fanachen, Dac, Acken genannt, deutscher Maler, erhielt seinen Namen von der Stadt Aachen, dem Geburtsorte seines Vaters. Er wurde zu

Köln 1552, nach Andern 1556 geboren, entwickelte schon in früher Jugend, bei schlechtem Ur terricht, ein ungewöhnliches Talent, und wanderte kaum 22 Jahre alt nach Italien. Nach dem er sich einige Zeit zu Venedig bei dem niederl. Maler C. Rems aufgehalten, wandt er sich nach Rom, wo er für die Jesuitenkirche eine Geburt Christi malte. Noch mehr Beifa erntete er daselbst durch ein anderes Gemälde, auf dem er sich selbst, mit einem Glase Wasser i der Hand, befindet, vor ihm eine Lautenschlägerin. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland tr er in bair. Hofdienste und malte zu München eine Reihe schöner Bilder, war auch zu Augsbur für die Fugger beschäftigt. Kaiser Rudolf II., der sein Talent wie seinen trefflichen Charakt schätzte, zog ihn endlich nach Prag, wo er nun unausgesetzt für den Kaiser malte. A. starb d selbst 1615; er war mit einer Tochter des berühmten Tonmeisters Orlando Lasso verheirathe Hätte A. nicht das Studium der Natur und Antike vernachlässigt, er würde in seiner Kun das Höchste geleistet haben. Er hatte sich zeitig nach den Zeichnungen Spranger's gebilde jedoch dessen Übertreibungen nicht angenommen. Die kais. Gemäldegalerie zu Wien enthä 16 Gemälde von ihm; auch die Hofkirche zu München besitzt einige seiner ausgezeichnetste Werke. Viele Bilder A.'s sind von tüchtigen Meistern gestochen worden.

Achenwall (Gottfr.), der Begründer der Statistik, geb. zu Elbing in Preußen 20. O 1719, studirte in Jena, Halle und Leipzig, und habilitirte sich 1746 in Marburg, wo er unt Anderm auch Statistik (s. d.) las, von der er sich jedoch erst einen bestimmten Begriff zu bilde anfing. Im J. 1748 begab er sich nach Göttingen, wo er bald außerordentlicher, 1753 o dentlicher Professor der Philosophie und 1761 ordentlicher Professor der Rechte wurde. M kön. Unterstützung bereiste er 1751 und 1759 die Schweiz, Frankreich, Holland und Englan Er starb 1. Mai 1772. Von seinen Werken über die Geschichte der europ. Staaten, über Natur- un Staatsrecht, Staatswirthschaft u. s. w. haben die meisten mehre Auflagen erlebt. Sein Haup verdienst ist, daß er die Statistik zuerst in eine bestimmte und feste Form brachte und aus de praktischen Gesichtspunkte betrachtete. Sein ausgezeichnetster Schüler, der auch sein Nachfo ger im Amte ward, war Schlözer. — Seine Gattin, **Sophia Eleonora**, geb. Walther, w eine sehr gelehrte Frau. Ihre 1750 erschienenen Gedichte veranlaßten ihre Aufnahme in d Deutschen Gesellschaften zu Jena, Helmstädt und Göttingen. Vielen Antheil hat sie auch an de „Meisterstücken moral. Abhandlungen engl. und deutscher Sittenlehrer" (5 Bde., Gött. 1751

Achĕron, der Name mehrer Flüsse der alten Welt, die stets in Verbindung mit gewisse Natureigenthümlichkeiten, wie schwarzes, bitteres Wasser, mephitische Ausdünstung, gedac wurden. So der ins Ionische Meer mündende A. in Thesprotia, der durch den See Acherusi fließt und den Kocytus aufnimmt. Von ihm soll, nach Pausanias, Homer den Namen für se nen Strom der Unterwelt entlehnt haben, den dann spätere Dichter mit allerlei Grausen un gaben. Der gleichnamige Fluß in Elis ist der heutige Sacuto; ein anderer A. in Bruttien, d dem Alexander von Epirus verhängnißvoll ward, heißt jetzt Lese. Die Halbinsel bei Herakl in Bithynien, mit einer mephitischen Höhle, nannte man gleichfalls A. Auch in Ägypten ga es Flüsse, die man mit dem Schattenreich in Verbindung brachte. — Acherusia hießen, auß jenem Sumpfe in Thesprotia, noch andere geheimnißvolle Seen, wie der bei Hermione in A golis, durch dessen Schlund Hercules den Cerberus emporzog, in Campanien, bei Memphi

A-cheval-Stellungen sind solche Truppenstellungen, welche quer über eine Landstraße od einen Fluß genommen werden, sodaß die Straße oder der Fluß in der Mitte der Stellung, un zwar senkrecht auf der Front derselben sich befindet. Eine solche Stellung hatte z. B. Wellingto bei Belle-Alliance 1815 eingenommen, indem er seine Armee quer über die Chaussée von Cha leroi nach Brüssel stellte. Dergleichen Stellungen haben zwar den Vortheil, daß sie das hint sich liegende Operationssubject am sichersten decken; wird aber das Centrum durchbrochen, geht mit der Schlacht auch gewöhnlich die Communication mit dem Subject verloren. Auße dem haben à-cheval-Stellungen den Nachtheil, daß, wenn die Flügel nicht an Terrai hindernisse gelehnt sind, also in der Luft sich befinden, besondere Corps zu deren Deckung not wendig werden, wodurch die Hauptstellung an Truppen geschwächt wird. Wer sich à-chev eines Flusses stellt, muß im sichern Besitz einer Brücke sich befinden (am besten durch einen do pelten Brückenkopf gedeckt), weil er sonst Gefahr läuft, daß die eine Hälfte seiner Streitma geschlagen wird, während die andere den Zuschauer abgibt.

Achilles, Sohn des Peleus, Königs in der thessal. Landschaft Phthiotis, und der Seegött Thetis, einer Tochter des Nereus, Enkel des Aacus, und somit aus des Zeus Geschlec erscheint bei Homer als Hauptheld der Iliade und als Günstling der Götter, auf dessen Ve herrlichung Alles mehr oder weniger hinausläuft. Von seinem Leben vor seinem Zuge na

Troja und seinem Tode erzählen erst nachhomerische Dichter. Nach ihnen tauchte ihn seine Mutter in den Styx, wodurch er bis auf die Ferse, woran sie ihn hielt, unverwundbar wurde. Die Achillesferse dient demnach noch heute, im metaphorischen Sinne, zur Bezeichnung der verwundbarsten Stelle eines Menschen. Zum Lehrer und Führer erhielt A. von seinem Vater den Phönix; in der Arzneikunde unterwies ihn der Centaure Chiron. Da ihm gleich nach seiner Geburt ein kurzes Leben prophezeit worden war, so suchte ihn Thetis auf jede Weise diesem Verhängniß zu entreißen, und verbarg ihn daher, als der Seher Kalchas den Griechen verkündete, Trojas Eroberung sei ohne A. unmöglich, als Mädchen verkleidet beim König Lykomedes auf Skyros, mit dessen Tochter Deidamia er den Neoptolemus (auch Pyrrhus genannt) zeugte. Dort aber entdeckte ihn der schlaue Odysseus und führte ihn mit sich nach Aulis, wo das Achäerheer vor Anker lag. Vor Troja zog A., von Phönix und seinem Freund Patroklus begleitet, an der Spitze von 50 mit Myrmidonen (s. d.) bemannten Schiffen. Bei Zerstörung der Stadt Lyrnessus erbeutete er die schöne Briseïs, die ihm jedoch Agamemnon, der Oberbefehlshaber der Griechen, entriß, als dieser, um eine von Apollo über das Heer verhängte Pest abzuwenden, die geraubte Chryseïs ihrem Vater Chryses, dem Priester des Gottes, zurückgeben mußte. Dieser Streit mit dem „Völkerfürsten" Agamemnon eröffnet die Iliade. Von da an verweigerte der zürnende A. die fernere Theilnahme am Kampfe, und ließ sich weder durch Agamemnon's glänzende Anerbietungen noch die äußerste Bedrängniß der Griechen erweichen. Erst als Patroklus, der ihm die Erlaubniß zur Theilnahme an dem Kampfe abgedrungen hatte, durch Hektor gefallen war, versöhnte er sich mit Agamemnon, der ihm die Briseïs überließ. Er schickte sich nun zum neuen Kampfe gegen die Troer an, in der kunstvoll von Hephästus gearbeiteten Rüstung, die ihm Thetis, anstatt der nach des Patroklus Fall von Hektor erbeuteten, von dem Gott erbeten hatte, und wovon besonders der Schild ein Meisterstück der Kunst war. In diesem Kampfe wurde seine Rach- und Mordsucht nicht eher gestillt, bis er die siegreichen Scharen der Troer in die Stadt zurückgetrieben und, nachdem er unzählige ihrer Helden unbarmherzig hingemordet, zuletzt auch den Hektor, der allein noch am Skäischen Thore Stand hielt, erlegt und dessen Leichnam an seinen Streitwagen gebunden ins Lager geschleift hatte. Jetzt erst, nachdem er sein Gelübde erfüllt sah, nahm A. wieder Speise und Trank, und bestattete den Patroklus, zu dessen Ehren er feierliche Kampfspiele und Todtenopfer anordnete, und um dessen Grabhügel er abermals des Hektor Leichnam schleifte. Diesen gab er endlich auf das Flehen des bei Nachtzeit in sein Zelt tretenden Vaters Priamus zurück. Hiermit und mit Bestattung des Hektor schließt die Iliade. Kurz nach Hektor fiel auch A., nach Einigen im Tempel des Apoll, wohin er sich begeben, um ein Hochzeitsbündniß mit der troischen Königstochter Polyxena zu schließen, von ihrem Bruder Paris hinterlistig durch einen Stich in die Ferse ermordet, oder, wie auch Homer andeutet, von Apollo selbst, der die Gestalt des Paris angenommen hatte, durch einen Pfeilschuß getödtet. Seine Asche wurde mit der des Patroklus in einer Urne vereinigt und am Vorgebirge Sigeum bestattet, ihm daselbst auch nach Trojas Untergang die gefangene Polyxena als Sühnopfer geopfert. Um seine Waffen stritten sich der Telamonier Ajax und Odysseus, dem sie zugesprochen wurden. Vgl. Schwab, „Die schönsten Sagen des class. Alterthums", Thl. 2.

Achilles heißt ein bekannter Trugschluß des Eleatischen Philosophen Zeno (nach Andern seines Lehrers Parmenides), der durch diesen und ähnliche zu beweisen suchte, daß der Begriff der Bewegung ebenso wie der des Wechsels und der Vielheit der Dinge an innern Widersprüchen leide, und darum der Begriff des einen unveränderlichen Seins allein Wahrheit habe. Er behauptete nämlich, ein Gegenstand, der sich langsam bewege, z. B. eine Schildkröte, könne von einem sich schneller bewegenden, z. B. Achilles, nie eingeholt werden, wenn jener erstere auch nur einen kleinen Vorsprung voraus habe. Der Abstand zwischen beiden müsse in immer kleinere Theile zerlegt werden, könne aber nie ganz verschwinden, und der letztere müsse immer erst dahin kommen, wo der erstere schon gewesen sei. Der Begriff der Bewegung widerspreche sich darum. Dieser Schluß, obwol äußerst scharfsinnig entwickelt, ist doch nur ein Trugschluß, weil derselbe Raum von Verschiedenen in verschiedener Zeit durchlaufen werden kann, der Begriff der Bewegung also nicht dadurch widerlegt wird.

Achillessehne ist der starke, feste, sehnige Strang, welcher, deutlich fühlbar, sich hinten am Unterschenkel von der Wade zur Ferse herab erstreckt. An sein oberes Ende heften sich die Wadenmuskeln an, sein unteres Ende befestigt sich an die Ferse, sodaß, wenn sich jene Muskeln durch Zusammenziehung verkürzen, die Ferse in die Höhe, die Fußspitze aber herabgezogen wird, eine Bewegung des Fußes, welche das Gehen vermittelt. Den Namen Achillessehne bekam die-

fer Sehnenstrang deshalb, weil der griech. Held Achilles an den Folgen eines Pfeilschusses in die Ferse gestorben sein soll. Die Ärzte des Alterthums hielten nämlich die Wunden und Quetschungen der Achillessehne für tödtlich.

Achilles Tatius, griech. erotischer Romandichter im 4. oder 5. Jahrh. n. Chr., war aus Alexandria gebürtig und soll im spätern Alter zum Christenthum übergegangen und selbst Bischof geworden sein. Seinen Namen in der Literatur verdankt er einem Roman in acht Büchern „Geschichte der Leukippe und des Klitophon", dem besten unter den griech. nach dem des Heliodorus. Er ist reich an Schilderungen der Natur, künstlerischer Gegenstände und der Äußerungen der Empfindung und der Leidenschaft, aber mangelhaft in der Anlage, Anordnung und Entwickelung der Geschichte. Der Stil ist der eines Rhetor, mit Wortspielen, Gegensätzen und gesuchten Ausschmückungen überhäuft. An sittlicher Reinheit steht A. weit unter Heliodorus, dessen Nachahmer er sonst ist. Die besten Ausgaben lieferten Salmasius (Leyd. 1650) und Jacobs (2 Bde., Lpz. 1821), die beste deutsche Übersetzung Ast und Güldenapfel (Lpz. 1802).

Achmed I., Sultan der Osmanen, geb. 1589, war erst 14 Jahre alt, als er 1603 seinem Vater Mohammed III. folgte. Er ist bemerkenswerth wegen seiner Kriege in Ungarn und Persien, noch mehr aber wegen des Friedens zu Sitvatorok (11. Nov. 1606), der für Östreich sehr günstig ausfiel, und der erste Vertrag war, den die Pforte mit einer europ. Macht unter völliger Gleichstellung derselben abschloß. In diesem Frieden, der für 20 Jahre abgeschlossen ward, kam nicht nur der Streit wegen des Kaisertitels zur Erledigung; es wurde auch Östreich gegen Zahlung einer bestimmten Summe der zeitherige Tribut erlassen. Den Frieden mit Persien, der die langjährigen Grenzstreitigkeiten beilegte, schloß A. 1612. Er starb 22. Nov. 1617. — **Achmed** II., geb. 1642, Sultan von 1691—95, war von sehr beschränkten Fähigkeiten und ohne alle Kraft und Energie, hatte aber fortwährende Kämpfe im Innern und nach außen zu bestehen. — **Achmed** III., Sultan von 1703—30, war der Sohn Mohammed's VI. und der Nachfolger des entthronten Mustapha II. Bei ihm suchte Karl XII. nach der Schlacht bei Pultawa Schutz; er ward auch durch diesen mit Zar Peter I. in Krieg verwickelt, der mit dem schmachvollen Frieden am Pruth endigte. Sein Großvezier Ibrahim entriß den Venetianern fast ganz Morea und die Ionischen Inseln; als er aber auch Ungarn wiedererobern wollte, fand er an dem Prinzen Eugen einen Gegner, dem er nicht gewachsen war. Der Friede von Passarowitz (1718) endigte diese Kriege, durch welchen Östreich Belgrad und einen großen Theil von Serbien und der Walachei erhielt, und die Handelsverhältnisse auf sicherer, noch jetzt geltender Grundlage geregelt wurden. Im Kampfe gegen Persien anfangs glücklich, wurden ihm später durch Nadir-Schah alle Eroberungen wieder abgenommen. Diese Unglücksfälle führten einen Janitscharenaufstand herbei, welcher ihn 1730 in dasselbe Gefängniß brachte, in dem er bisher seinen Nachfolger Mahmud I. gefangen gehalten hatte. Er starb 1736. Durch ihn ward 1727 die erste Druckerei in Konstantinopel angelegt.

Achmed-Resmi-Efendi, türk. Staatsmann, der 1757 nach Wien geschickt wurde, um die Thronbesteigung Mustapha's III. anzuzeigen. Im J. 1763 kam er als Gesandter nach Berlin, um die zwischen Preußen und der Pforte angeknüpften freundschaftlichen Verhältnisse zu befestigen. Beide Reisen hat er selbst beschrieben; sie erschienen auch deutsch von J. v. Hammer (Berl. 1809). Nach seiner Rückkehr bekleidete er verschiedene hohe Staatsämter, und unterzeichnete als Bevollmächtigter den Frieden von Kainardschi. (S. Abd-ul-Hamid.) Er fiel aber in Folge dessen in Ungnade und starb, blind geworden, kurz vor dem Ausbruch der Französischen Revolution. Wir besitzen von ihm eine „Geschichte des Kriegs zwischen den Osmanen und Russen in den Jahren 1768—74" (deutsch von Diez, Halle 1813). — **Achmed**, Pascha von St.-Jean-d'Acre, s. **Djezzar**.

Achromatisch (farbenlos) heißen diejenigen Linsengläser und Fernröhre, durch welche man die Gegenstände ohne falsche Farben und farbige Ränder erblickt, welche jene entstellen und der Deutlichkeit großen Eintrag thun. Dieser Fehler, an welchem die gewöhnlichen Fernröhre der ältern Art mit einfachen Ocular- und Objectivgläsern leiden, rührt daher, daß der weiße farbige oder richtiger farblose Lichtstrahl aus mehren buntfarbigen Lichtstrahlen von verschiedener Brechbarkeit (s. **Brechung der Lichtstrahlen**) zusammengesetzt ist. Wenn daher ein weißfarbiger Lichtstrahl gebrochen wird, so wird er in die verschiedenen Farbenstrahlen zerlegt, welche von dem geradlinigen Wege des ursprünglichen Lichtstrahls in ungleichem Grade abgelenkt werden. Es geschieht es, daß die durch ein convexes Objectivglas gehenden und in demselben gebrochenen Lichtstrahlen nicht einen einzigen Vereinigungspunkt im Brennpunkte des Glases haben, wie bei einfarbigen Lichtstrahlen der Fall sein würde, sondern mehre, wenn auch nicht sehr voneinander

ander entfernte Vereinigungspunkte, in denen rothe, blaue, gelbe und andere Bilder entstehen, bei deren Betrachtung nur in der Mitte durch Vereinigung aller Farben ein weißes Bild, am Rande desselben aber verschiedene Farben zum Vorschein kommen. Der sonst so scharfsinnige Newton hielt, durch unvollkommene Experimente verleitet, eine Aufhebung der Farbenzerstreuung für unmöglich; erst Euler äußerte 1747 den Gedanken, daß sie doch wol möglich sei, was durch die genauen Untersuchungen des schwed. Mathematikers Klingenstierna bestimmter nachgewiesen, und durch die seit 1757 angestellten Versuche des Engländers John Dollond bestätigt wurde, der zuerst achromatische Fernröhre verfertigt hat. Nach Einigen wurde die Erfindung schon 1729 von dem Engländer Chester More Hall gemacht, damals aber nicht weiter beachtet. Dollond erreichte seinen Zweck dadurch, daß er das Objectivglas aus zwei Glasarten, Flint- und Crownglas, zusammensetzte, welche nicht nur das Licht ungleich stark brechen, sondern auch hinsichtlich der Zerstreuung der Farben verschiedene Gesetze befolgen. Wenn man nun eine convexe Crownglas- und eine concave Flintglaslinse miteinander zu einer einzigen Linse verbindet und diese als Objectivglas nimmt, so kann bei einer gewissen Auswahl der Dimensionen beider Gläser auf eine hier nicht näher anzugebende Weise eine Wiedervereinigung der getrennten Farben bewirkt werden, indem zwei Bilder, deren Farben sogenannte Complementär- oder Ergänzungsfarben sind, auf dieselbe Stelle treffen und vereinigt ein weißes Bild geben. Dreifache Objective, die man kurz nach Erfindung der achromatischen Gläser häufiger anwandte, bestehend aus zwei converen Crownglaslinsen und einer zwischen ihnen befindlichen concaven Flintglaslinse, sind wenig mehr in Gebrauch und haben den Nachtheil, daß sie mehr Licht verlieren als die doppelten. Die Verfertigung der achromatischen Gläser und Fernröhre ist theils durch den Erfinder selbst, theils durch dessen Sohn, Peter Dollond, ferner durch den engl. Optiker Ramsden, namentlich aber in neuerer Zeit durch den früh verstorbenen Fraunhofer, der eine Methode erfand, um die Glasarten vollkommen rein darzustellen, was namentlich bei dem Flintglase große Schwierigkeiten hat, nach und nach zu großer Vollkommenheit erhoben worden. Fernröhre dieser Art leisten bei weit geringerer Länge weit mehr als die ältern, nicht achromatischen. Eine wichtige Verbesserung der achromatischen Fernröhre verdanken wir dem Optiker Plößl in Wien, welcher in der neuesten Zeit die dialytischen Fernröhre erfand, bei denen die das Objectivglas bildenden Linsen verschiedener Glasarten nicht mehr wie bisher dicht hintereinander, sondern in einem angemessenen größern Abstande voneinander angebracht sind, was abermals eine Verkürzung der Röhre möglich gemacht hat.

Achse (Axe). In der Geometrie ist Achse einer krummen Linie diejenige gerade Linie, welche die krumme in zwei gleiche, ähnliche und symmetrische, d. h. ähnlich liegende Theile theilt, z. B. in der Parabel, Ellipse und Hyperbel. Achse eines geometrischen Körpers ist diejenige gerade Linie, welche durch die Mittelpunkte aller ähnlichen parallelen Durchschnitte des Körpers geht; in diesem Sinne haben Cylinder, Kegel, Sphäroid eine Achse. Insbesondere versteht man unter der Achse (auch Umdrehungsachse) eines Körpers eine gerade Linie, um welche der ganze Körper sich bewegt, sodaß nur jene Linie in Ruhe bleibt. — In der Physik ist die Achse eines Linsenglases die durch den Mittelpunkt beider Kugelflächen oder beider Seiten des Glases gehende Linie. Die Achse eines Fernrohrs ist die verlängerte Achse aller darin enthaltenen Gläser. Die Achse des Auges ist eine durch die Mitte der Pupille und der Krystallinse gehende gerade Linie. — Bei den Wagen versteht man unter Achsen die Theile, welche die Last auf die Räder übertragen. Je nachdem diese Theile fest mit den Rädern oder mit dem Oberbau verbunden sind, drehen sie sich mit den Rädern in mit dem Oberbau verbundenen Zapfenlagern, oder die Räder drehen sich um die an beiden Enden der Achsen befindlichen Zapfen. In neuerer Zeit hat man die Achsen ganz aus Eisen gemacht. Diese eisernen Achsen erleichtern das Fahren, da sie wegen der Dünne weniger Reibung geben, und sind für lange Zeit dauerhaft. Über ihre Zweckmäßigkeit bei schweren Fahrzeugen ist man einverstanden, weshalb sie auch in mehren Staaten bei der Artillerie eingeführt sind. Um das Springen, namentlich in der Kälte, nicht befürchten zu dürfen, bedient man sich damascirter eiserner Achsen. Die Achsen mit beweglichen Schenkeln, eine engl. Erfindung, zeichnen sich dadurch aus, daß die Schenkel ganz von der Mittelachse getrennt sind. Durch die Enden der letztern gehen eiserne Bolzen, an denen die Schenkel befestigt sind, und um die sich die Schenkel, wie bei gewöhnlicher Einrichtung der Vorderachse, horizontal bewegen, sodaß auf diese Weise das Lenken erleichtert und das aus andern Rücksichten verwerfliche, sogenannte Unterkriechen der Vorderräder vermieden wird. Doch sind diese beweglichen Schenkel nur bei leichtem Fuhrwerk anwendbar. Die franz., preuß. und fast alle deutsche Artillerien bedienen sich der Achsen ganz von Eisen, die engl. ist die

einzige, bei der zwar die Achsschenkel von Eisen sind, die Mittelachse aber aus Holz besteht. Die russ. Artillerie hat hölzerne Achsen, weil sie den Krieg häufig in unwirthbaren Gegenden führt, wo der Ersatz eiserner Achsen schwierig sein würde; auch ist es bei ihr Grundsatz, daß alles Material so viel als möglich von den Artilleristen selbst gefertigt und ausgebessert wird, was auf eiserne Achsen sich nicht ausdehnen lassen würde.

Achsel (Schulter) wird die oberste und höchste Partie des Arms genannt, dessen knöcherne Grundlage vom äußern Ende des Schlüsselbeins und vom vordern Theile des Schulterblatts gebildet ist. Die Rundung dieser Gegend, welche der Brust ihre volle Breite gibt, rührt vom Kopfe des Oberarmknochens her, welcher dicht vor der Achselhöhle mit dem Schulterblatte das sehr bewegliche und deshalb sehr zu Verrenkungen geneigte Achselgelenk bildet.

Acht oder **Bann** (bannum) heißt die Erklärung der Gerichte gegen ungehorsam außenbleibende Parteien, wodurch sie des Schutzes der Gesetze für verlustig erklärt werden. In ältern Zeiten kam die Acht auch wegen blos bürgerlicher Rechtssachen (bannum contumaciae) in Anwendung; so auch in England seit der normännischen Eroberung, wo sie noch jetzt üblich ist, insoweit besondere Gesetze es bestimmen. In Deutschland ist die Acht als blos bürgerliches Zwangsmittel längst außer Gebrauch gekommen, besonders seitdem durch die Gründung des Reichskammergerichts der Anfang zu einer allgemeinen Reform der Gerichtsverfassung gemacht worden war. Hier blieb nur das Achtsverfahren gegen flüchtige und abwesende Verbrecher, und auch bei diesen in gewöhnlichen Straffällen nur ausnahmsweise in einigen deutschen Ländern (Landacht), und bei Vergehen gegen Kaiser und Reich, vornehmlich durch Land- und Religionsfriedensbruch oder Auflehnung gegen den Kaiser (Reichsacht). Den Anfang des Achtsprocesses, vornehmlich bei der Landacht, machte eine öffentliche, gewöhnlich dreimalige, Vorladung des Angeklagten, sich zur Verantwortung zu stellen, bei Strafe, für geständig und überführt geachtet zu werden. Blieb derselbe aus, so wurde die erste einfache Acht (irrig Unteracht) gegen ihn erkannt, deren Folge schon war, daß er für einen präsumtiven Verbrecher galt, im Bezirk des erkennenden Gerichts kein Recht ausüben konnte und keinen Schutz hatte, auch im Betretungsfalle sogleich verhaftet werden mußte und zur Tortur gebracht werden konnte. Hatte er nicht binnen Jahr und Tag seine Unschuld bewiesen und sich aus der Acht gezogen, so wurde auf neuen Antrag des Anklägers die zweite strenge oder vollständige Acht (bannum reiteratum, re-bannum, die Aberacht, auch Oberacht genannt) gegen ihn ausgesprochen, welche in gänzlicher Schutz- und Rechtlosigkeit bestand, bürgerlichen Tod, Eröffnung der Lehen, Auflösung der Ehe und Vogelfreiheit nach sich zog. „Wir theilen", heißt es in einer alten Formel, „deine Wirthin zu einer wissenhaften Witwen und deine Kinder zu ehehaftigen Waisen; deine Lehen dem Herrn, von dem sie zu Lehn rühren; dein Erb und Eigen deinen Kindern; deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften. Wir erlauben dich männiglichen auf allen Straßen, und wo ein jeglicher Mann Fried und Geleit hat, sollst du keines haben, und wir weisen dich in die vier Straßen der Welt in dem Namen des Teufels." Damit war aber nach neuerm Rechte keineswegs das Recht, den Geächteten zu tödten, gegeben; vielmehr wurde nur so die Verfolgung desselben über den Gerichtsbezirk hinaus erstreckt und sein Ergreifen einem Jeden gestattet. Wer einem Geächteten Aufenthalt und Schutz gab, fiel selbst in die Acht, wie dies dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen 1566 geschah, weil er sich des geächteten Wilhelm von Grumbach annahm. Die Reichsacht (bannum imperii) war nur dadurch ausgezeichnet, daß sich ihre Folgen über das ganze Reich erstreckten, und daß sie häufig mächtige Fürsten und Große des Reichs traf, wie 976 den Herzog Heinrich von Baiern, 1180 den Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen und Baiern, 1208 den Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, 1547 den Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, 1619 den Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz mit seinen Bundesgenossen, 1706 die Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern und dessen Bruder Joseph Clemens, Kurfürst von Köln. Noch 1758 wurde eine Achtserklärung gegen den König Friedrich II. von Preußen als Kurfürsten von Brandenburg eingeleitet, aber durch die evang. Reichsstände abgewendet. Schon der ältesten Reichsverfassung war es gemäß, daß solche Achtserklärungen nicht vom Kaiser allein, sondern von einem Gericht aus Standesgenossen des Angeklagten ausgesprochen wurden. Karl V. mußte 1519 in der Wahlcapitulation (Art. 22) versprechen, keine Achtserklärung ohne ordentlichen Proceß und Zustimmung der Reichsstände vorzunehmen. Dessenungeachtet ließ er den Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, den Landgraf Philipp von Hessen u. A. einseitig und ohne gesetzliche Form ächten, wie dies auch Kaiser Ferdinand II. 1619 gegen den Kurfürst Friedrich V.

von der Pfalz, den Markgraf Johann Georg von Brandenburg, den Fürst Christian von Anhalt u. A. that. Daher wurde im Westfälischen Frieden und nachher in den Wahlcapitulationen seit 1711 (Art. 20) das Verfahren bei Achtserklärungen genauer geordnet und bestimmt, daß sie nur auf dem Reichstage erkannt werden könnten. Mit der Aufhebung der Reichsverfassung fiel die Achtserklärung ganz weg, nachdem die mittelalterliche Barbarei schon längst dabei nicht mehr in Ausübung gekommen war. Nach den Gesetzen des Deutschen Bundes werden entwichene Verbrecher ihrer Obrigkeit ausgeliefert.

Acht ist in der natürlichen Reihenfolge der Zahlen die erste, welche als dritte Potenz einer unter ihr liegenden auftritt, nämlich der Zahl 2. Sie ist daher auch das Doppelte der zweiten Potenz von 2. Diese Verhältnisse machen die Zahl 8 sehr bequem für die Eintheilung von Maß, Münze und Gewicht. Bei den alten Völkern stand die Zahl 8 ohne Zweifel auf Grund ihrer eigenthümlichen mathematischen Verhältnisse in besonderm Ansehen. Wie wir zu sagen pflegen: „Aller guten Dinge sind drei", so brauchten die Griechen in einer gleichen Redensart die Zahl 8. Nach der biblischen Erzählung von der Sündflut blieben acht Menschen übrig. Die Griechen bildeten die Hauptwinde auf einem Octogone ab, und schon in der chald. Astrologie dienten die acht Örter des Himmels zur nähern Bestimmung der Weltgegenden. Auch die Baukunst des Alterthums scheint die Heiligkeit der Zahl 8 zu bestätigen. Die Gallier gaben ihren Tempeln häufig achteckige Gestalt, und in der ältesten Zeit des Christenthums hatten die Taufsteine und die Orte, an denen sie standen, oft eine achteckige Gestalt. An den kirchl. Gebäuden selbst war die Form des Achtecks noch im Mittelalter beliebt, und im Latein des Mittelalters bedeutete Octava die ewige Ruhe. Die Anwendung der achteckigen Gestalt in der Baukunst möchte sich leicht aus der Nützlichkeit in Bezug auf Raumersparniß, der Regelmäßigkeit der Gestalten und der Entstehung dieser Formen durch Abstumpfung der scharfen Kanten von vierseitigen Säulen ergeben. In der Physik der Töne und in der Musik selbst theilt man die Tonfolgen nach Octaven (s. d.) ein.

Achterfeld (Joh. Heinr.), Professor der kath. Theologie zu Bonn, wurde 17. Juni 1788 zu Wesel geboren. Er erhielt auf dem dortigen Gymnasium und zu Emmerich seine Vorbildung, studirte dann zu Köln und zu Münster, trat nach empfangener Priesterweihe 1813 in die Seelsorge, und ward zu Anfang 1814 als Pfarrkaplan nach Wesel berufen. Im J. 1817 verlieh ihm das preuß. Cultusministerium, im Einklange mit dem Fürstbischof von Ermeland, Prinzen Joseph von Hohenzollern, eine theol. Professur an der neuerrichteten philos.-theol. Lehranstalt zu Braunsberg. Hier verfaßte er, nachdem ihn der Fürstbischof mit Entwerfung eines Diöcesan-Katechismus beauftragt, das „Lehrbuch der christkath. Glaubens- und Sittenlehre", welches mit fürstbischöflicher Gutheißung und Genehmigung (Braunsberg 1829) im Druck erschien, und ebenso ein Auszug daraus als „Katechismus der christkath. Lehre für das Bisthum Ermeland". Im Herbst 1823 erhielt A. vom Fürstbischof den wichtigen Auftrag, das Klerikal-Seminar zu Braunsberg zu reorganisiren. Er unterzog sich diesem Geschäft, und blieb fast ein Jahr hindurch Vorstand der Anstalt. In Übereinstimmung mit dem Erzbischof von Köln, Grafen Spiegel, wurde A. 1826 durch den Cultusminister als Professor der kath.-theol. Facultät nach Bonn versetzt, wo er 1827 zugleich die Inspectorstelle im kath.-theol. Convictorium übernahm, die er bis Ostern 1843 bekleidete. In Bonn traf A. mit seinem frühern Lehrer, Professor Hermes, und seinem Studienfreunde, Professor Clemens von Droste-Hülshoff, zusammen, mit denen er bis zu ihrem Tode in den freundschaftlichsten Verhältnissen und gemeinsamem wissenschaftlichen Streben verharrte. Nach Hermes' Tode gab A. dessen „Christkatholische Dogmatik" heraus, die beim röm. Stuhle der Irrlehre angeklagt und von demselben verworfen wurde. A. ward so, als Anhänger und Förderer der wissenschaftlichen Richtung Hermes', im Verein mit den Professoren Braun und Elvenich, in jene Streitigkeiten verwickelt, welche 1843 auch für ihn die Suspension seiner Lehrthätigkeit an der Universität Bonn zur Folge hatten. (S. Hermesianismus.) Schon seit 1832 bei der „Zeitschrift für Philosophie und kath. Theologie" lebhaft betheiligt, gibt A. dieselbe seit 1843 mit seinem Freunde Braun allein heraus.

Acidum ist das lat. Wort für Säure (s. d.), und wird in diesem Sinne in der Chemie, Pharmacie und Medicin gebraucht.

Aci reale, Stadt in Sicilien, in der Intendanz Catania, liegt am Fuß des Ätna auf der Meeresküste und an der Mündung des kleinen sich vom Ätna ergießenden Flusses Aci, der hier einen Hafen bildet. Der Ort ist auf Lavagrund erbaut, wird durch ein Fort vertheidigt, und zählt 15000 E., die sich vornehmlich mit Leinwand- und Seidenweberei beschäftigen und nicht

unbedeutenden Flachs- und Getreidehandel treiben. In der Nähe zeigt man die Höhle des Polyphem und die Grotte der Galatea. (S. Acis.)

Acis, ein Sohn des Faunus und der Nymphe Symäthis, liebte die Nymphe Galatea, und wurde von seinem Nebenbuhler, dem Cyklopen Polyphem, mit einem Felsstück des Ätna erschlagen, als Letzterer die beiden Liebenden zusammen fand. Galatea verwandelte das unter dem Felsstück hervorquellende Blut des Geliebten in den vom Ätna ins Meer sich ergießenden Fluß Acis (Aci). Die Mythe kommt nur in Ovid's „Metamorphosen" vor.

Acker, ein Flächenmaß zunächst für Feld und Pflugland, sodann überhaupt für angebaute, benutzte oder benutzbare Ländereien. Das Ackermaß ist in verschiedenen Ländern und selbst Gegenden so verschieden und voneinander abweichend, daß dadurch sowol im praktischen Leben wie in landwirthschaftlichen und statistischen Schriften nicht selten der größte Irrthum entsteht. So lange die Einführung eines allgemeinen Maß- und Gewichtsfußes nicht zu Stande gekommen ist, bleibt es auch nothwendig, die Ackermaße der verschiedenen Länder auf ein bestimmtes und allgemeiner bekanntes zurückzuführen. Für Deutschland ist als Reductionsmaß vorzugsweise das rheinländ. oder preuß. Maß zu empfehlen. Es mögen darum hier die hauptsächlichsten europ. Ackermaße in der Reduction auf das preuß. Maß folgen: Preuß. kleiner Morgen = 1,000 preuß. Morgen (der preuß. Morgen zu 180 □R. à 12 rheinl. Fuß); preuß. großer Morgen = 2,200; bad. Morgen = 1,188; bair. Juchart = 1,194; braunschweig. Morgen = 1,018; dän. Tonne Hartkorn = 8,690; dän. Tonne Saatland = 2,172; engl. Acre = 1,584; flandr. Arpent = 2,582; flandr. Bunder = 5,154; franz. Hectare = 3,916; friesl. Diemt = 2,222; gothaischer Acker = 0,793; hamburg. Morgen Marschland = 3,780; hessen-kassel. Morgen = 0,905; hessen-darmstädt. Morgen = 1,021; hannov. Morgen = 1,026; holländ. Morgen = 3,124; holstein. Tonne = 2,050; irländ. Acre = 2,562; lith. Morgen = 2,142; mecklenb. Morgen = 2,499; wiener Joch = 2,255; prager Morgen = 1,144; oldenb. Juck = 1,777; osnabrück. Morgen = 2,661; pommer. Morgen = 2,444; russ. Dessjätine = 4,279; sächs. Acker (à 640 □R.) = 2,167; schles. Morgen = 2,345; schott. Acre = 2,015; schwed. Tonne = 1,933; schweiz. (franz.) Bosses = 1,290; schlesw. Tonne = 2,627; würtemb. Morgen = 1,234; weimar. Revisions-Acker = 0,777; züricher Juchart = 1,270 preuß. Morgen. Das preuß. oder rheinländ. Ackermaß ist der sogenannte in ganz Deutschland bekannte magdeburger Morgen zu 180 □R. = 44 □F. = 14,18459 □Mètres. Bei der 1849 in Mainz abgehaltenen zwölften Versammlung Deutscher Land- und Forstwirthe wurde das franz. Maßsystem als Grundlage zur Vereinbarung der Ackermaße deutscher Länder vorgeschlagen, und dieser Vorschlag fast einstimmig als praktisch angenommen. Die franz. Flächenmaße sind aber, mit den preuß. verglichen, folgende: 1 Kilomètre carré = 1000000 Mètres carrés = 391,62296 preuß. Morgen; 1 Hectare = 10000 Mètres carrés = 3,9162216 preuß. Morgen; 1 Are = 100 Mètres carrés = 7,0492133 □R.; 1 Metre carré = 10,151867234 preuß. □F. Es vergleichen sich demnach nahe genug 20 Ares mit 141 preuß. □R., und 32 Mètres carrés mit 335 preuß. □F.

Ackerbau, im engern Sinne, ist derjenige Theil der Landwirthschaft, welcher sich ganz speciell mit der Ausnutzung des Bodens durch den Anbau nützlicher Gewächse beschäftigt. Im weitern Sinne versteht man unter Ackerbau nicht selten die gesammte Landwirthschaft (s. d.) oder Agricultur; allein mit Unrecht. Ebenso wenig ersetzt das Wort Feldbau, worunter blos die Cultur der Äcker, aber nicht die der Wiesen und Weiden verstanden wird, den erstgenannten Begriff. Wenn die Landwirthschaft in ihrem großen Ganzen heutigen Tags als eine Wissenschaft aufgefaßt und betrachtet werden muß, so erhebt sich der Ackerbau durch die Lehren der Physik und Chemie, der Geologie und Pflanzenphysiologie von der niedern Stufe des Gewerbes auf die höhere einer Kunst. Der Ackerbau ist älter wie die Landwirthschaft im großen Sinne, und jünger als die Viehzucht (s. d.). Die ältesten Völker trieben die letztere allein; erst mit zunehmender Civilisation griff der frühere Nomade oder Jäger zum Spaten oder zum Pflug und ward ein Ackerbauer. Die hohe Wichtigkeit dieses ersten, größten aller Gewerbe ist den ältesten Nationen, von denen wir Kunde haben, nicht entgangen, und ihre Mythologie gibt uns hinreichende Beweise davon, in wie hohen Ehren derselbe bei ihnen gestanden hat.

Der eigentliche Ackerbau zerfällt in zwei große Theile: 1) in die Agronomie, 2) in den Pflanzenbau. Unter Agronomie versteht man die Gesammtheit der aus der Naturgeschichte, der Physik, Mechanik und Chemie entlehnten und auf die Cultur des Bodens angewendeten Lehrsätze. In ihrer Gesammtheit zerfällt daher die Agronomie in vier Theile oder Disciplinen: Anatomie und Physiologie der Pflanzen; Lehre von den Naturkräften, welche auf das Pflanzenwachsthum von Einfluß sind; chemische und mechanische Bearbeitung des Bodens;

Urbarmachung desselben. 1) Die Anatomie und Physiologie der Pflanzen gehört nur insofern hierher, als sie auf das rein Landwirthschaftliche Bezug hat, d. h. das Verständniß der verschiedenen Operationen zur Beförderung der Vegetation vermittelt. Sie beschränkt sich demnach auf die Wissenschaft von dem Bau der Pflanzen im Allgemeinen, deren organischen und unorganischen Bestandtheilen, ihrer Zusammensetzung und hauptsächlich ihrer Ernährung. Sie hat nachzuweisen, wie die in Luft, Wasser und Erde elementarisch vertheilten Grundstoffe und chemischen Verbindungen durch Assimilation in die Pflanze übergehen und sie zu Wachsthum und völliger Entwickelung befähigen. 2) Von den auf die Vegetation einwirkenden Naturkräften ist es zunächst die Wärme oder das Klima, welches in Betracht kommt. Begreiflicherweise hängt davon das ganze äußere Getriebe des Ackerbaus ab, und derselbe gestaltet sich unter den verschiedenen Breitegraden ebenso verschieden, wie in den verschiedenen verticalen Erhebungen. Nächst der Wärme ist auch das Licht nicht ohne Einfluß, und beide Kräfte mögen zusammen unter der Lehre von der Lage eines zu bebauenden Grundstücks abgehandelt werden, wobei hauptsächlich ins Auge zu fassen, ob die Lage eben oder abhängig, frei oder schattig ist, in welchem Winkel die Sonnenstrahlen auf sie fallen, welche Umgebungen darauf einwirken u. s. w. Zur Kenntniß und Beachtung der beiden genannten Naturkräfte tritt nun noch die Lehre von dem Boden oder die Bodenkunde (s. d.) hinzu. In dem Boden keimt und wächst die Pflanze, er gewährt ihr einen festen Standort, aus ihm schöpft sie den größten Theil der ihr zu allmäliger Entwickelung nöthigen Nahrungsstoffe, und auf den Boden muß sich demzufolge zunächst die besondere Sorgfalt nnd Mühe des Ackerbauers richten. 3) Die Bearbeitung des Bodens ist entweder eine mechanische oder eine chemische. Unter der erstern versteht man alle Vornahmen, welche eine blos physische (mechanische) Veränderung des Bodens bewirken. Dahin gehört vor allem die Trockenlegung solchen Bodens, welcher durch ein Übermaß an Feuchtigkeit unfruchtbar oder nur wenig ertragsfähig ist, wie Moräste, Sümpfe, Brüche, naßgallige Felder, Torfwiesen, Marschländer u. s. w. Aber auch durch Mangel an Feuchtigkeit kann ein Boden unfruchtbar sein, und alsdann kommt ihm die Bewässerung, das Hinzuführen derselben durch zweckgemäße Anlagen zu Hülfe. Diesen beiden hochwichtigen Operationen schließt sich eine andere an, nämlich die der Erdmischung. Nicht jeder Boden enthält die wenigen Erdarten, woraus das culturfähige Land besteht, in solcher Zusammensetzung, wie sie der Zweck eines rationellen Ackerbaus verlangt. Alsdann ist es Sache des Landwirths, durch verständige Mischung verschiedener Erdarten der Ackerkrume (s. d.) diejenige Zusammensetzung zu verleihen, welche die von ihm beabsichtigte Cultur erheischt. Aber der Boden wird an und für sich noch lange nicht zur Hervorbringung von Nutzpflanzen geeignet sein, wenn derselbe nicht auch durch die eigentliche mechanische Bearbeitung vermittelst der Ackergeräthe (s. d.) dazu genügend vorbereitet wird. Ferner: der Reichthum eines Erdreichs an Pflanzennahrungsstoffen ist nicht unerschöpflich, nnd eine Erzeugung neuer Nutzgewächse im Boden wird nur möglich, wenn derselbe diejenigen Bestandtheile enthält, die für die Vegetation erfoderlich sind. Wenn nun diese Bestandtheile schon durch frühern Anbau dem Boden entzogen worden sind, so ist es klar, daß sie demselben auf irgend eine Weise wiedergegeben werden müssen, sofern er culturfähig bleiben soll. In einer langen Reihe von Jahren geschieht dies allerdings hinreichend durch Luftelektricität und Wasser; allein der Landwirth kann darauf nicht warten. Er ersetzt daher die verloren gegangenen Kräfte des Bodens durch die Düngung. (S. Dünger.) Dieses ist die chemische Bearbeitung des Bodens, denn sie verändert die chemische Beschaffenheit seiner Bestandtheile oder führt neue Verbindungen in denselben ein. 4) Der letzte Theil der Agronomie begreift die Lehre von der Urbarmachung des Bodens. Darunter versteht man die Cultur seither noch nicht angebaut gewesener Grundstücke durch mechanische Entfernung der derselben entgegenstehenden Hindernisse. Sie handelt also von der Wegräumung hinderlicher Pflanzen, Steine u. s. w.

Der zweite Haupttheil des Ackerbaus ist die Lehre von der Pflanzencultur oder vom Anbau der verschiedenen Nutzpflanzen. Dieselbe zerfällt in zwei Abschnitte, in den allgemeinen und in den speciellen Pflanzenbau. Unter dem erstern werden die verschiedenen Operationen zur Hervorbringung lohnender Pflanzenerträge behandelt. Es gehören hierher: 1) die Saat, darunter die Auswahl des Samens, die Tiefe der Bedeckung und die Menge desselben, das zweckmäßigste Verfahren bei seiner Unterbringung, die Zeit der Aussaat, und endlich auch das Verpflanzen einzelner Gewächse; 2) die Pflege der Pflanzen, oder der Schutz und die Bearbeitung derselben während ihrer Vegetationsperiode, wohin die Behütung der Gewächse vor Krankheiten, Thieren und Unkraut, das Behacken und Behäufeln, das Jäten, das Überwalzen und Übereggen derselben zu rechnen sind; 3) die Ernte oder das Einsammeln der Producte. Diese theilt sich ein

in das Abbringen der Pflanzen, in das Trocknen und Einbringen derselben, in ihre Aufbewahrung nach verschiedenen Methoden, endlich in die Gewinnung, Reinigung und Aufbewahrung der Samen oder Körner. Hierher wird auch wol noch die Stellung der Feldfrüchte in der Fruchtfolge (s. d.) gerechnet, obgleich man diese Lehre besser in der Theorie vom Betrieb oder der Wirthschaftskunst abhandelt. Der specielle Pflanzenbau lehrt die Cultur der einzelnen Gewächse bis in die kleinsten Details kennen, und es lassen sich nach denselben verschiedene Unterabtheilungen dieses Zweiges bilden. Folgendes sind die einzelnen Theile des Pflanzenbaus und die gesammten landwirthschaftlichen Gewächse, auf welche er sich erstreckt: 1) Halmgetreidebau: Weizen, Spelz, Emmer, Einkorn, Roggen, Hafer, Hirse, Moorhirse, Mais, Kanariensamen, Reis. 2) Hülsenfruchtbau: Erbse, Linse, Wicklinse, Wicke, Kicher, Platterbse, Speisebohne, Pferdebohne, Lupine. 3) Blattfrüchte: Buchweizen, Spergel, Quinone oder peruanische Melde. 4) Ölgewächse: Winterraps, Winterrübsen, Sommerraps, Sommerrübsen, Mohn, Dotter, Madia, Senf, Sonnenblume, Ölrettig, Gartenkresse. 5) Gespinnstpflanzen: Lein, Hanf, Brennessel, Neuseeländischer Flachs, Hanfklee, Syrische Seidenpflanze. 6) Farbepflanzen: Krapp, Waid, Wau, Saflor, Indigo-Buchweizen, Kermesbeere. 7) Gewürzpflanzen: Hopfen, Senf, Kümmel, Fenchel, Anis, Koriander, Schwarzkümmel, Safran, Zwiebel, Meerrettig. 8) Kaffeesurrogate: Cichorie, Erdmandel, Kaffeewicke. 9) Fabrik- und Gewerbspflanzen: Taback, Weberkarde, Seifenkraut. 10) Wurzel- und Kohlgewächse: Kartoffel, Topinambur, Runkelrübe, Kohlrübe, Wasserrübe, Möhre, Pastinake, Kopfkohl, Kuhkohl. 11) Futterpflanzen: Rothklee, Weißer Klee, Incarnatklee, Melilotenklee, Mittler Klee, Bastardklee, Goldklee, Hopfenluzerne, Luzerne, Schwedische Luzerne, Esparsette, Wicken, Erbsen, Buchweizen, Hirse, Mais, Futterroggen, Raps, Rübsen, Kürbis, Taubenkropf, Cichorie, Nessel, Malve, Aster, Ginster, Rauchblättrige Schwarzwurz, Orientalische Zackenschote, Sibirisches Heilkraut, Geisklee, Spinat. 12) Grasbau (auf dem Acker): Englisches Raigras, Thymothigras, Italienisches Raigras, Knaulgras, Kümmel, Pimpinelle, Spitzwegerich, Weiche Trespe, Honiggras, Jähriges Rispengras, Schafgarbe, Französisches Raigras, Hohe Trespe, Petersilie, Schafschwingel. Aus der Literatur über Ackerbau im engern Sinne führen wir an: Thaer, „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft" (4 Bde., Berlin 1809—10); Schwerz, „Anleitung zum praktischen Ackerbau" (2. Aufl., 3 Bde., Stuttg. und Tüb. 1836—37); Koppe, „Unterricht im Ackerbau und der Viehzucht" (3. Aufl., 3 Thle., Berl. 1841); Metzger, „Pflanzenkunde" (2 Abth., Heidelb. 1841); Solly, „Agriculturchemie" (aus dem Engl., Berl. 1844); Liebig, „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" (6. Aufl., Braunschweig 1846); Langethal, „Lehrbuch der landwirthschaftl. Pflanzenkunde" (2. Aufl., 2 Thle., Jena 1847—50); Pabst, „Der landwirthschaftl. Pflanzenbau" (3. Aufl., Darmst. 1847); Schleiden, „Die Pflanze und ihr Leben" (2. Aufl., Lpz. 1850), und dessen „Pflanzenphysiologie" (Braunschw. 1850); Hamm, „Katechismus der Ackerbauchemie, Bodenkunde und Düngerlehre" (2. Aufl., Lpz. 1850).

Ackerbauschule, im Gegensatz zur höhern landwirthschaftlichen Lehranstalt oder Akademie, ein Bildungsinstitut für den eigentlichen Bauernstand, in welchem derselbe mit den Vorzügen einer rationellen Wirthschaft, der Handhabung verbesserter Geräthe und Maschinen bekannt gemacht, und wie in sachlicher so auch in rein menschlicher Hinsicht gehoben und veredelt werden soll. In der Ackerbauschule sollen die Bauernsöhne diejenige Bildung genießen, welche sie befähigt, nicht allein ihren Stand selbst auf eine hohe Stufe zu bringen, sondern die sie auch zu tüchtigen Gemeindemitgliedern tauglicher macht, als dies die bloße seitherige Schulbildung konnte. Die Ackerbauschule hat, ihrem Begriff nach, eine doppelte Aufgabe, eine praktische und eine theoretische. Die erste löst sie durch Unterweisung des Schülers in allen möglichen landwirthschaftlichen Arbeiten und Handgriffen, vom einfachen Spatenstich an bis hinauf zur leichtern thierärztlichen Operation. Zu diesem Zweck wird der Schüler wirklich in der zur Ackerbauschule gehörenden Wirthschaft in allen vorkommenden Verrichtungen dergestalt beschäftigt, daß er von dem Leichtern stets zu dem Schwierigern fortschreitet. Der theoretische Unterricht läuft neben der Praxis in der Weise her, daß in Zeiten, wo die Wirthschaft alle Hände und Kräfte in Anspruch nimmt, die Lehre blos die Erklärung der auszuführenden Arbeiten übernimmt. In der Periode der Arbeitsruhe hingegen, im Winter, tritt der theoretische Unterricht in den Vordergrund. Derselbe zerfällt in zwei große Zweige: in die Fortsetzung des Elementarunterrichts der Volksschule, der also Lesen, Schreiben, Rechnen, Geschichte, Geographie, Religion in den dem Zweck entsprechenden Grenzen umfaßt. Der andere Zweig der Lehre umfaßt die Theorie der Landwirthschaftswissenschaft. Um in diese einzutreten, muß der Schüler auf

einen gewissen Standpunkt von naturwissenschaftlicher Kenntniß gehoben, also vorerst in Naturgeschichte, Ackerbauchemie und Physik hinreichend unterrichtet werden. Dann begreift er um so rascher die einzelnen Grundsätze des Ackerbaus, Wiesenbaus, Garten-, Obst- und Weinbaus, der Viehzucht und der allgemeinen Thierarzneikunde, welche die Basis des Fachunterrichts in allen Ackerbauschulen bilden. Höchst nothwendig sind endlich noch folgende Nebenzweige: Feldmeßkunst, Zeichnen, Buchhalten, landwirthschaftliche Gesetzkunde. Der Cursus auf der Ackerbauschule sollte niemals kürzer als drei Jahre sein. Zum Director einer Ackerbauschule muß stets ein praktischer, aber gründlich gebildeter Landwirth gewählt werden, dessen Leben und Wirken Bürgschaft gibt für seine Moralität und Humanität. Er leitet das Ganze und ertheilt zugleich in einzelnen theoretischen Hauptfächern Unterricht. Ein Lehrer wird außer ihm zu Unterricht und Beaufsichtigung fast immer genügen. Die Beaufsichtigung muß stets in ausreichendem Maße stattfinden, da die Zöglinge sämmtlich im Alter von 16—20 Jahren stehen sollen; weder im niedern noch im höhern Alter ist die Aufnahme räthlich. Ebenso wird es selten taugen, die Schülerzahl über 12 zu erhöhen, schon weil diese sonst nicht alle hinreichend praktisch beschäftigt werden können. Davon, daß dies geschieht, hängt aber ein wesentlicher Erfolg der Ackerbauschule ab. Denn die Schüler sollen so wenig als möglich für ihren Unterhalt daselbst entrichten, dagegen den größten Theil des Aufwandes durch ihre eigene Arbeit vergüten. Darum ist auch die Einrichtung zu treffen, daß sie im dritten Jahre, wo sie schon vollkommen eingeschult sind, ausschließlich praktisch beschäftigt werden. In vielen Ackerbauschulen verpflichtet sich der Schüler zu einem unentgeltlichen Jahresdienst nach Ablauf des Cursus. Das Verdienst der Gründung der ersten Ackerbauschule (1804) gebührt Fellenberg (s. d.) in Hofwyl. Seine Musterschule, welche unter Wehrli's tadelloser Leitung über 30 Jahre blühte und fast 3000 Zöglinge bildete, rief zuerst in Würtemberg Nachahmung hervor. Zugleich mit der Akademie entstand in Hohenheim eine Ackerbauschule für Bauern, welche so große Erfolge hatte, daß die Regierung sich veranlaßt sah, alsbald noch zwei andere in Ellwangen und Ochsenhausen zu gründen. Seitdem ist die Frage der Ackerbauschulen eine der wichtigsten im ganzen Gebiete der Landwirthschaft geworden. In allen europ. Staaten hat man deren gegründet, oder beabsichtigt doch ihre Gründung, und ihr in die Augen fallender großer Nutzen erwirbt ihnen täglich neue Anhänger. Gegenwärtig besitzt Deutschland, ungerechnet die Spinnerei-, Schäfer-, Seiden- und Wiesenbauschulen, 35 Ackerbauschulen, davon Preußen allein 20. Nächst Deutschland hat Rußland die meisten Ackerbauschulen. Vgl. Schinz, „Über die Errichtung landwirthschaftlicher Schulen" (Aarau 1845); Scheidler, „Die europ. Lebensfrage" (Jena 1839); Löbe, „Dir landwirthschaftlichen Lehranstalten Europas" (Stuttg. 1849).

Ackergeräthe nennt man diejenigen Werkzeuge, welche zur mechan. Bearbeitung des Bodens (s. **Ackerbau**) gebraucht werden. Die Construction und die Handhabung der Ackergeräthe ist darum von so großer Wichtigkeit, weil ganz allein von der Art und Güte derselben die Vollkommenheit der Bodenbearbeitung abhängig ist. Jeder Landwirth, welcher einen wahrhaft rationellen Betrieb im Auge hat, muß es sich daher angelegen sein lassen, sich zur Erreichung seiner Zwecke möglichst vollkommene Instrumente zu verschaffen. Dies kann er auf dreierlei Wegen thun. Er kann die vorhandenen, landesüblichen Werkzeuge verbessern; er kann neue erfinden; er kann anerkannt gute fremde einführen. Unter diesen Wegen ist der letztere in den meisten Fällen der sicherste. Dem praktischen Landwirth ist es nur selten möglich, die Zeit auf die Erdenkung oder Verbesserung eines Geräths zu wenden. Ihm fehlen ferner gewöhnlich die Hülfsmittel, ja selbst die mechanischen Kenntnisse, welche zu solcher Thätigkeit nothwendig sind. Auch werden die Arbeiter gar häufig solche selbst ausgeführte Verbesserungen und Erfindungen fast wie einen Eingriff in ein Heiligthum betrachten; sie werden das langgewohnte Werkzeug, und sei es noch so schlecht, immer höher schätzen und besser zu führen wissen als das verbesserte. Gleiches findet zwar auch bei Einführung eines neuen Instruments statt, aber nicht in dem Maße. Hier trägt der Ehrgeiz und die Neugierde schon das Seinige zum Gelingen der Neuerung bei. Aus diesem und andern Gründen bleibt es also für die meisten Fälle gerathener, sich gute fremde Instrumente anzuschaffen, und nur das Vorurtheil kann es verschmähen, das gute Fremde sich anzueignen, eben weil es fremd ist. Wir finden denn auch wirklich in Deutschland überall da, wo der Ackerbau eine höhere Stufe erreicht hat, ausländische Instrumente in größerer oder geringerer Anzahl eingeführt. Selbst den Erfindungen unserer Landsleute, wenige ausgenommen, sind meistens fremde Geräthe und Maschinen zu Grunde gelegt. Fragen wir nach dem Ursprungslande der meisten bei uns eingebürgerten fremden landwirthschaftlichen Werkzeuge, so müssen wir vor allem England nennen. Zwar hat uns auch Flandern mehre

der besten, schon weit verbreiteten Geräthschaften geliefert; die meisten derselben aber, besonders fast alle landwirthschaftlichen Maschinen, stammen mittelbar oder unmittelbar aus England.

In frühern Perioden des Ackerbaus beschränkte sich die Bestellung fast einzig und allein auf ein sehr unvollkommenes Umbrechen der Brache, um den Boden einigermaßen zu reinigen und durch Umwenden der Stoppeln für die Saat einer andern Frucht vorzubereiten. Nur in den allerersten Anfängen der Cultur bediente man sich dazu wol der Handwerkzeuge. Die Mühseligkeit der Arbeit und der geringe Erfolg derselben brachte den Menschen dahin, sich der Kräfte gezähmter Thiere zu bedienen, und neue tauglichere Werkzeuge zu erfinden. Diese bestanden Jahrhunderte lang nur aus Pflug und Egge. Nur hier und da hatte ein intelligenter Landwirth ein und das andere Geräth im Gebrauch, welches von der allgemeinen Construction abwich, sich aber auch selten weiter als in einem sehr kleinen Kreise verbreitete. Erst sehr spät, zu Ende des 17. Jahrh., begann man die Ackerbaugeräthschaften zu verbessern, neue zu erfinden. Die Zahl derselben ist jetzt bedeutend gestiegen, viele neue, vorher nicht gekannte, ja kaum geahnte, sind dazugekommen, und jährlich wird eine Menge neuer erfunden. Sonderbar ist es jedoch, daß die meisten sich im Ganzen nicht von den alten Formen zu entfernen vermögen.

Die wichtigsten der landwirthschaftlichen Geräthe sind diejenigen, welcher man sich zur mechanischen Bearbeitung des Bodens bedient. Ohne sie ist der Ackerbau, als solcher, durchaus unmöglich. An dieselben reihen sich andere, deren Gebrauch zwar ein beschränkter, aber ebenfalls unentbehrlich ist. Darunter gehört die Masse der Geräthschaften, welche man zu Ernte und Transport, zu Verrichtungen mancherlei Art in Hof, Scheune und Feld nöthig hat. Den Beschluß machen die Maschinen. Sie gehören fast sämmtlich der neuesten Epoche der Landwirthschaft an. Die Anzahl derselben, wenn man blos die im eigentlichen Sinne des Worts landwirthschaftlichen dahin rechnet, ist nicht bedeutend; auch sind die meisten nur für größere Güter von wahrem Gebrauchswerth. Die passendste Eintheilung der landwirthschaftlichen Geräthe geschieht nach Art ihrer Anwendung, oder nach der sie bewegenden Kraft. Genaue Unterscheidungszeichen lassen sich aber bei sehr vielen gar nicht feststellen. So könnte man z. B. schon den Pflug zu den Maschinen, solche als arbeitersparende Geräthe oder Triebwerke genommen, zählen, dagegen manche Maschinen zu den Gespannwerkzeugen. Die Gesammteintheilung der Agriculturgeräthschaften ist sonach folgende: I. Handwerkzeuge: 1) Zur Bestellung des Feldes, zur Bodenbearbeitung: Spaten, Schaufel, Haue und Hacke, Pflanzgeräthschaften; auch zählt man hierzu noch die Werkzeuge zur Cultur der Einfriedigungen und zur Vertilgung schädlicher Thiere. 2) Erntegeräthe: Sensen, Sicheln, Harken, Gabeln und Rechen. 3) Hof- und Scheunengeräthe: Dreschflegel, Fruchtschaufel, Siebe, Dunggabeln und Haken, Stall- und Feimengeräthschaften. II. Gespannwerkzeuge: 1) Zur Bodenbestellung: Pflug, Pferdehaken und Exstirpatoren, Grubber, Häufelpflüge, Eggen, Scarificatoren, Schäl- und Schröpfpflüge, Walzen, Marqueure. 2) Transportgeräthschaften: Wagen, Karren, Faßwagen, Schlitten und Schleifen, Pferderechen, Muldbreter, Spritzwagen. Als Anhang können hier noch hinzugefügt werden die verschiedenen Handtransportgeräthe, als Schiebkarren, Tragbahren u. s. w. III. Maschinen. Begreiflicherweise können hierunter weder diejenigen aufgezählt werden, welche nur eine secundäre Verarbeitung mancher Ackerproducte liefern, dennoch aber oft mit dem Wirthschaftsbetrieb verbunden sind, wie Mühlen, Maschinen für technische Nebengewerbe u. s. w., noch die, welche, der Landwirthschaft gar nicht angehörend, dennoch häufig dazu benutzt werden, dieselbe zu unterstützen, wie Schöpfräder, Maschinen zum Heben des Wassers u. dgl. Die eigentlichen landwirthschaftlichen Maschinen sind: Säemaschine, Dibbelmaschine, Maschinen zur Reinigung des Getreides (Putzmühlen), Strohschneidemaschinen, Maschinen zum Waschen und Schneiden des Wurzelwerks, Mähemaschinen und Heuwendemaschinen. Vgl. Thaer, „Beschreibung der nutzbarsten neuen Ackergeräthschaften" (Hannov. 1803); Williamson, „Grundsätze des landwirthschaftlichen Maschinenwesens" (deutsch von Schilling, 2 Bde., Lpz. 1843); Fischer, „Entwurf einer landwirthschaftlichen Maschinenlehre" (Lpz. 1831); Schober, „Landwirthschaftliche Geräthschaftskunde" (Anclam 1846 fg.); Hamm, „Die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen Englands" (Braunschw. 1849), und dessen „Die neuesten und nutzbarsten Geräthe für Land- und Hauswirthschaft" (Lpz. 1850 fg.).

Ackergesetze, s. Agrarische Gesetze.

Ackerkrume nennt der Landwirth die oberste culturfähige Bodenschicht, welche den Pflanzenwurzeln Nahrung reicht und durch den Pflug und die Geräthe der Bestellung hauptsächlich gelockert und zum Anbau zubereitet wird. Die Ackerkrume enthält gewöhnlich allein von allen

Bodenschichten Humus (s. d.) oder Dammerde; allein sie darf doch keineswegs mit diesem verwechselt werden. Sie ist ein Conglomerat fein zertheilter Felsentrümmer, vermischt mit den zersetzten Resten thierischer und vegetabilischer Organismen, welches in dieser Gestalt zur Aufnahme und Beförderung der Entwickelung der Nutzpflanzen besonders geeignet ist. Die Schichtentiefe oder Mächtigkeit einer Ackerkrume, oder Krume schlechtweg, wie sie ebenfalls genannt wird, ist eine der wesentlichen Bedingungen, von welchen die Güte und Ertragsfähigkeit eines Bodens abhängt. In dieser Hinsicht setzt man folgende Grenzen fest: Seicht ist eine Ackerkrume bei vier Zoll, mitteltief bei sechs Zoll, tief bei zehn Zoll, außerordentlich tief bei größerer Mächtigkeit. Es versteht sich, daß außerdem noch die chem. Zusammensetzung und das physik. Verhalten der Ackerkrume auf den Stand der ihr anvertrauten Saaten wesentlich Einfluß üben.

Ackermann (Konr. Ernst), ein berühmter Schauspieler, den die Deutschen neben Eckhof und Schönemann als einen der Schöpfer ihrer Schaubühne ansehen können, wurde 1710 in Schwerin geboren. Er ging 1740 zu der Schönemann'schen Gesellschaft, und wurde 1753 Director einer eigenen Gesellschaft. Zahlreich sind die Verbesserungen, welche dem deutschen Schauspielwesen durch ihn zu Theil wurden. Sein edles Bestreben war, dem verdorbenen Geschmacke des Publicums nach und nach entgegenzuarbeiten, und die bessern Erscheinungen der damaligen, freilich noch dürftigen, dramatischen Literatur der Deutschen auf der Bühne zur Darstellung zu bringen. Wohin er kam, gewann die Bühne sogleich einen edlern Charakter: so 1755 in Königsberg, wo er ein Theater auf eigene Kosten erbaute, in Mainz, wo er von 1760—63 spielte, endlich 1765 in Hamburg, wo er ein neues Theater errichtete, und aus den vorzüglichsten Talenten eine Gesellschaft bildete, die alsbald durch Lessing, der an ihre Leistungen seine berühmten dramaturgischen Abhandlungen knüpfte, in Deutschland Epoche machte. Nach einiger Unterbrechung übernahm A. das hamburger Theater 1769 abermals, zog dann, von seinem unruhigen Geiste getrieben, an verschiedenen Orten umher, und starb zu Hamburg 1771. A., der in seiner Jugend nur tragische Helden spielen wollte, welche nicht sein Fach waren, und in den letzten Lebensjahren sich fast in allen Rollenfächern abmühte, war in seiner besten Zeit als Komiker ausgezeichnet, und glänzte besonders in launigen Vätern, Charakterrollen und den sogenannten Mantelrollen. — **Ackermann** (Sophie Charlotte), geb. Biereichel, seit 1749 Gattin des Vorigen, war die Witwe des Organisten Schröder in Berlin und Mutter des großen Schröder. Geboren zu Berlin, trat sie 1740 zuerst bei der Schönemann'schen Gesellschaft in Lüneburg auf, fand später besonders in Hamburg einen glänzenden Schauplatz für ihr außerordentliches Talent, spielte dort bereits 1742—43 im Opernhause, und übernahm mit ihrem zweiten Manne 1767 die Direction des neuerrichteten hamburger Theaters. Im J. 1771 trat sie gänzlich von der Bühne zurück, beschäftigte sich jedoch mit der Bildung junger Schauspielerinnen, und starb 1792. In den ersten Rollen des Trauerspiels wie des Lustspiels war sie gleich meisterhaft, indem sie dieselben mit seltenem Geiste und durchdringender Feinheit auffaßte und durchführte. — Ihre Tochter Charlotte **Ackermann**, geb. 1758, gleich ausgezeichnet durch Liebenswürdigkeit, hohe geistige Bildung und mimisches Talent, starb in der Blüte der Jugend 1775, von den Bewohnern Hamburgs so innig betrauert, daß der allgemeine Schmerz an ihrem Begräbnißtage fast an Schwärmerei grenzte.

Ackermann (Rud.), geb. 20. April 1764 zu Stollberg im sächs. Erzgebirge, wo sein Vater Sattler war, erhielt seinen Unterricht in der lat. Schule der Vaterstadt, erlernte das Gewerbe des Vaters und ging als Geselle auf die Wanderschaft. Nachdem er in Paris und Brüssel gearbeitet, und sich auch in geschmackvoller Erfindung und Zeichnung von Verschönerungen in Bezug auf Wagenbau und andere Modeartikel Fertigkeit erworben hatte, reiste er nach London. Hier mußte er sich anfangs ärmlich behelfen, bis ihn die Bekanntschaft mit einem Deutschen, der ein Modejournal herausgab, dazu verhalf, durch seine Musterblätter Aufmerksamkeit zu erregen. Die Verbindung mit Künstlern, in die er dadurch kam, veranlaßte ihn, ein Kunstmagazin auf dem Strande zu errichten, welches durch seinen unermüdlichen Eifer das blühendste in der engl. Hauptstadt wurde, und seinen Ruf im In- und Auslande verbreitete. Ihm verdankt England die Einführung der Lithographie. Er war der Vater der engl. Annuals, dieser zierlichen Taschenbücher nach dem Muster der deutschen Almanachs, deren Reihen er mit seinem „Forget me not" für 1823 eröffnete. Sein elegantes Modejournal „Repository of arts, literature, fashions" erstattete seit 1814 Bericht von Allem, was neu war. Zugleich unternahm er eine Folge topographischer, mit trefflichen Aquatintablättern ausgestatteter Werke, zuerst den „Microcosm of London", dann die „Histories of Westminster Abbey", die „Universities of Oxford and Cambridge" und die „Public schools". Auch der engl. Holzschneidekunst, die

seitdem die größten Fortschritte gemacht hat, gab er Gelegenheit sich zu zeigen. Zu Anfange dieses Jahrh. war A. einer der Ersten, welchen es gelang, wolleue und gefilzte Stoffe, Lederwerk und Papier wasserdicht zu machen, was eine Zeit lang einen bedeutenden Handelsartikel bildete. Ebenso führte er zuerst die Gasbeleuchtung in seinem Magazin ein, und suchte dieselbe in und außer London zu verbreiten. Durch ausgewanderte Spanier, besonders durch Blanco White, ließ er lehrreiche engl. Werke in das Spanische übersetzen, und sendete sie nach Amerika, wo sein ältester Sohn in Mexico eine Buch- und Kunsthandlung angelegt hatte. A. blieb dabei der Wohlthäter seiner unbemittelten Verwandten in Sachsen, und zeigte sich als Mitglied des 1813 gebildeten Vereins zur Unterstützung der durch den Krieg Verunglückten in Deutschland, besonders auch gegen sein Vaterland, als einen der thätigsten Menschenfreunde. Bei der Vertheilung der vom Parlamente verwilligten 100000 Pf. St. zur Unterstützung der Kriegsbeschädigten ward er darum vorzüglich gebraucht. A. starb 30. März 1834, nachdem er die von ihm gegründete Anstalt seinen Söhnen übergeben hatte.

Ackerschnecke, Limax agrestis, ein dem Landwirth als schädlich bekanntes und verhaßtes Weichthier, welches oft in zahlloser Menge die jungen Saaten, insbesondere bei feuchter Witterung und des Morgens und Abends in unglaublicher Weise verheert. Die Mittel gegen die Ackerschnecke sind bisjetzt sämmtlich entweder nur im Kleinen anwendbar, oder im Großen nicht völlig sicher. Folgende sind die mit dem meisten Erfolg angewendeten: Eintreiben von Entenheerden in die Felder; Bestreuen der Saaten mit Gerstengrannen; Bestreuen der Äcker mit gepulvertem Eisenvitriol; Schonung der Feinde der Schnecken, wie der Krähen, Maulwürfe u. s. w.; Ablesen derselben von den Saaten; Düngung mit Schafmist; Pflügen des Landes bei trockener Witterung und darauf folgendes energisches Walzen, wodurch die Brut der Schnecke bei sonst günstigen Umständen zerstört werden kann.

Aconit, Aconitum, eine Pflanzengattung aus der Verwandtschaft der Ranunkeln. Ihre zahlreichen Arten sind als Zierpflanzen in unsern Gärten (Sturmhut, Venuswagen). Die meisten derselben sind giftig, scharf und betäubend zugleich, und enthalten ein scharf narkotisches Alkaloid, das **Aconitin**. In der Heilkunde wird besonders das in allen Gärten zu findende **Aconitum Stoerckianum** benutzt, welches der kais. östr. Leibarzt von Störck im vorigen Jahrh. in Aufnahme brachte. Dasselbe hat einen Ruf bei Nervenschmerzen und sogenannten rheumatisch-gichtischen Leiden, auch bei Lähmungen u. dgl. Die Homöopathen geben Verdünnungen des Aconit bei hitzigen Fiebern, Brust- und Gelenkentzündungen u. s. w.

A conto, ein dem Italienischen entlehnter Ausdruck, welchem unser „auf Rechnung" oder „auf Abschlag" entspricht. Eine Zahlung a conto ist eine abschlägliche Zahlung, d. h. eine solche, durch welche nur ein Theil einer Schuld abgetragen wird.

Acosta (Gabriel oder Uriel), portug. Edelmann, aus einem vormals jüd. Geschlechte, wurde 1587 zu Oporto geboren und in den Lehren der kath. Kirche unterrichtet. Nachdem er sich forschend und unruhig, wie er war, immer tiefer in Zweifel an der Göttlichkeit des Christenthums verstrickt, floh er aus seinem Vaterlande und trat zu Amsterdam zum Judenthume über, bei welcher Gelegenheit er den Namen Uriel annahm. Doch gar bald fühlte er sich auch in dieser neuen Gemeinschaft unbefriedigt. Er schrieb gegen die mosaischen Schriften und die Unsterblichkeit der Seele, gerieth deshalb mit den Rabbinern in Streitigkeiten, und als er zur Vertheidigung seiner Meinungen das „Examen de tradiçoens Phariseas conferidas con à ley escripta" (1624) herausgegeben hatte, wurde er von den Juden bei der christl. Obrigkeit des Atheismus angeklagt. In Folge davon seines Vermögens verlustig und mit siebenjährigem Banne belegt, sah er sich später veranlaßt, sich wieder mit der Synagoge auszusöhnen. Er unterwarf sich selbst schimpflichen Züchtigungen, die ihm von derselben zur Sühne auferlegt und bei seinen fortwährend von neuem auftauchenden atheistischen Meinungen wiederholt wurden, bis innere Zerrüttung ihn dahin brachte, sich 1640 (nach Andern 1647) mit einem Pistolenschuß das Leben zu nehmen. A. ist von Gutzkow zum Helden einer Tragödie (2. Aufl., Lpz. 1850), schon früher (1834) zu dem einer Novelle: „Der Sadducäer von Amsterdam", gewählt worden. Seine Selbstbiographie erschien lat. und deutsch (Lpz. 1847). Vgl. auch Jellinek, „A.'s Leben und Lehre" (Zerbst 1847).

Acquit (franz.), Quittung, Empfangschein. Man pflegt mit den in Frankreich üblichen Worten pour acquit oder par acquit (pr. acquit) den Empfang einer schuldigen Zahlung zu beglaubigen, und namentlich ist dies bei Wechseln und Anweisungen gebräuchlich. Es folgt jenen Worten die Unterschrift des Empfängers der Zahlung, sowie die Beifügung des Tags derselben welche letztere wenigstens bei Wechseln und ähnlichen Documenten sehr zweckmäßig ist.

Acre (St.-Jean d'), Stadt an der syr. Küste, s. **Acca**.

Acs (spr. Ahtsch), reinmagyar. Dorf im komorner Comitat in Ungarn, am rechten Donauufer, unweit der Festungswerke von Komorn. Der Ort an sich ist unbedeutend, erhält aber Wichtigkeit durch den vor ihm gelegenen Wald, der einen massenhaften Angriff hindert und außerdem leicht verbarrikadirt werden kann. Dieser Wald war daher in dem Feldzuge von 1849 mehrmals Gegenstand hitziger Kämpfe, und wurde endlich auf Befehl Klapka's ausgehauen.

Act wird im Drama derjenige Theil genannt, welcher durch einen Schluß oder ein Fallen des Vorhangs eine bestimmte Grenze erhält. Ist ein Stück in einen so engen Rahmen zusammengedrängt, daß mit dem Fallen des Vorhangs auch sein Ende eingetreten, so nennt man dasselbe einactig. Ist es hingegen mehractig, so besteht der Zweck des eintretenden Stillstandes oder Zwischenactes hauptsächlich darin, daß der Zuschauer in demselben nunmehr den empfangenen Eindruck zu verarbeiten und sich auf das nun folgende hinreichend vorzubereiten vermöge. Ebenso ist bei größern Dramen eine solche Pause nothwendig zur neuen Scenirung, zum Umkleiden der Handelnden u. s. w. Bei der alten Bühne, und zwar noch bis gegen Ende des vorigen Jahrh., fiel bei dem Actschluß nicht der Vorhang; wie denn auch heutzutage noch das Théâtre français in Paris bei offenen Gardinen spielt, und nur durch die einfallende Musik der Abschnitt bezeichnet wird. Daher ist auch das deutsche Wort Aufzug für Act nicht ganz passend. Die Dramatik verlangt, daß der Schluß eines Acts niemals willkürlich, sondern durch eine innere Nothwendigkeit geboten sei. Der Act soll für sich möglichst ein Ganzes bilden, aber ebenso ein Ganzes wie ein einzelnes Glied, das erst in Verbindung mit den übrigen Gliedern einen lebendigen Organismus ausmacht. Daher soll ein jeder Act schon an und für sich dem Zuschauer eine bestimmte Befriedigung gewähren, ihn aber dennoch auf die weitere Entwickelung gespannt sein lassen. Gegen dieses Gesetz wird in neuern Schauspielen oft genug, am meisten aber in der Oper, gesündigt. Die Handlung eines jeden Dramas zerfällt in drei Hauptabtheilungen: die Auseinandersetzung, Exposition, die Spitze oder die Höhe der Verwickelung, und die Lösung oder Katastrophe. Demnach wäre die Eintheilung in drei Acte wol unter allen Umständen die natürlichste. Allein nicht immer läßt sich die dramatische Handlung in drei Acte zusammendrängen, sodaß bei größern Dramen seit der Zeit der alten griech. Tragödien fünf Acte als Regel angenommen werden. Bei dieser Eintheilung bringt der erste Act die Einleitung oder Auseinandersetzung. Gegen seinen Schluß hin muß sich schon eine Steigerung bemerkbar machen, welche in dem zweiten, hinreichend motivirt, sich fortsetzt, um in dem dritten endlich die Spitze zu erreichen. Von da an muß aber eine Rückkehr stattfinden, deren geschickte Bewerkstelligung eine der größten Aufgaben des Dramatikers ist. Die meisten Dramen scheitern an dem vierten Act, welcher die Lösung zwar vorbereiten, aber keineswegs eine Erschlaffung zeigen soll, die dem Publicum den Eindruck des dritten Acts wieder verwischt. Mehr wie fünf Acte werden nur ungern angewendet, und lassen sich auch vor der Kritik und der dramatischen Einheit nicht rechtfertigen. Wenn der Dichter seinen Stoff in fünf Acten nicht unterbringen kann, so zieht er es gewöhnlich vor, ein Vor- oder Nachspiel daran zu hängen. Auch vier und zwei Acte sind unpassend, kommen aber dennoch zuweilen vor. Dagegen ist das einactige Lustspiel eine dramatische Gattung, welche den größten Erfolg haben kann. Mit Unrecht nennt man die Pause, welche nach jedem Act eintritt, Zwischenact. Dieser Name rührt davon her, daß früher, wie noch jetzt bei engl. Volkstheatern, in der Pause andere Schauspieler kleine Zwischenstücke aufzuführen pflegten, an deren Stelle jetzt bei unsern Theatern musikalische Aufführungen getreten sind. — Act heißt in der bildenden Kunst sowol die Stellung, in welche man ein lebendes Modell versetzt, um dasselbe zu zeichnen, als auch die Zeichnung selbst, die man von jenem Modell entnommen.

Act, Acte und Acte. In der engl. Rechtssprache bezeichnet **Act** einen Beschluß. Das Wort kommt vorzüglich in dem Ausdrucke act of parliament vor, wo es einen vom Parlament gefaßten und vom Könige genehmigten Beschluß bedeutet. Diese Parlamentsschlüsse werden nach beendigter Sitzung desselben, deren regelmäßig eine im Jahre mit Unterbrechungen (Prorogation) gehalten wird, in eine Urkunde zusammengefaßt, welche das Statut heißt, und von welchem die einzelnen Beschlüsse die besondern Capitel ausmachen. Citirt werden sie nach dem Regierungsjahre des Königs und dem Capitel, daher z. B. die Habeascorpusacte als das zweite Capitel des Statuts von 1680, dem 31. Regierungsjahre Karl's II. (das Jahr der Thronbesteigung wird hierbei für voll gerechnet), so citirt wird: 31. Charles II., chap. 2. — **Act of settlement** nennt man die wichtige Parlamentsacte, wodurch die brit. Thronfolgeordnung festgestellt ward, speciell aber die Successionsacte, welche noch Wilhelm III. kurz vor seinem Tode, 12. Juni 1701, sanctionirte, und durch die, nach dem erblosen Tode Anna's, das Haus Braun-

schweig-Lüneburg-Hannover auf den brit. Thron berufen wurde, weil es die Tochter Jakob's I., Elisabeth Stuart, unter seinen Stammältern hatte, die näher stehenden Erben aber katholisch und als solche von dem brit. Throne ausgeschlossen waren. — In Frankreich heißt **Acte** eine Urkunde; donner acte bedeutet, eine Urkunde über etwas Geschehenes ausstellen. Man unterscheidet: a) Privaturkunden (actes sous seing privé), welche die Anerkennung der Parteien bedürfen, um eine rechtliche Wirkung (Beweis und Vollstreckung) hervorzubringen; b) öffentlich beglaubigte Urkunden (actes authentiques), welche auch ohne Anerkennung Beweiskraft haben, bis sie für unecht oder verfälscht erklärt werden; c) vollstreckbare Urkunden (actes exécutoires), auf welche, so lange nicht der Beweis ihrer Unechtheit unternommen wird (inscription à faux), ohne Anerkennung und Proceß die Execution erfolgen und ein Pfandrecht auf den Gütern des Schuldners erwirkt werden kann. Zu den letztern gehören besonders die Notariatsinstrumente (actes notariés) und die von franz. Gerichten ausgefertigten Erkenntnisse, wogegen ausländische Urkunden und Erkenntnisse blos Beweiskraft, nicht Vollstreckbarkeit haben. — **Acte de foi** nannte man die öffentliche Strafvollziehung oder Lossprechung des Angeschuldigten bei den Inquisitionsgerichten. — Im Deutschen wird das Wort Acte nur selten, und zwar nur zur Bezeichnung der Urkunden gebraucht, in welchen das staatsrechtliche Resultat diplomatischer Conferenzen concentrirt wird, wie z. B. Wiener Schlußacte, Deutsche Bundesacte.

Acta hießen bei den Römern alle öffentlichen und amtlichen Verhandlungen, desgleichen die officiellen Tagesberichte (Acta diurna), welche unter den Kaisern täglich zu Rom ausgestellt wurden und dem Volke die wichtigsten Hof- und Staatsereignisse verkündigten. Später legte man den Namen Acta verschiedenen Zeitschriften und Sammelwerken bei. — **Acta Eruditorum** hieß demnach auch die erste gelehrte Zeitschrift Deutschlands, welche Professor Otto Mencke zu Leipzig seit 1680 begründete. Das Beispiel des „Journal des savants" (1665) und des „Giornale de' letterati" (1668), ebenso der damalige Aufschwung des deutschen Buchhandels gaben Veranlassung dazu. Nachdem Mencke durch eine große Reise Verbindungen eingeleitet, begann er 1682 die Herausgabe. Als Mitarbeiter waren die damals ausgezeichnetsten Gelehrten betheiligt, wie Carpzov, Leibnitz, Thomasius, Bünau, Schurzfleisch, Seckendorf, Sagittarius, Tenzel, Cellarius. Das Journal brachte Auszüge aus neuen Schriften, Recensionen, selbständige Aufsätze und kleinere Notizen, und erlangte mit jedem Jahre größere Verbreitung und ein solches Ansehen, daß es eine Zeit lang die deutsche Literatur gewissermaßen beherrschte. Nach des Gründers Tode ging 1707 die Redaction auf seinen Sohn Johann Burkhardt, 1732 aber auf des Letztern Sohn Friedrich Otto über, der eine neue Folge als „Nova acta eruditorum" eröffnete. Die Unordnungen in der Redaction, die seit 1754 Professor Bel besorgte, die Unruhen des Siebenjährigen Kriegs, ein immer mehr sich bethätigender innerer Verfall verurachten endlich 1782, wo der bis dahin verspätete Jahrgang von 1776 erschien, das Aufgeben der ehrwürdigen Zeitschrift. Das Werk umfaßt mit Supplementen und Registern 117 Quartbände. — **Acta Sanctorum** oder **Martyrum** ist der Name verschiedener älterer Sammlungen über die Heiligen und Märtyrer der griech. und röm.-kath. Kirche. Vorzugsweise aber führt diesen Titel das große, im 17. Jahrh. auf Veranstaltung der Jesuiten begonnene Sammelwerk, das die Nachrichten jener frühern Werke zusammenfaßt und in einer mehr kritischen Behandlung wiedergibt. Der Jesuit Heribert Rosweyd zu Antwerpen leitete das nicht nur in religiös-kirchlicher sondern auch in geschichtlicher und anderer Beziehung wichtige Unternehmen ein. Nach seinem Tode (1629) trat im Auftrage des Ordens J. Bolland an die Spitze, von dem, im Verein mit G. Henschen, 1643 die beiden ersten Bände erschienen. Mit Bolland's Tode (1665) wurde das Werk von einer Gesellschaft gelehrter Jesuiten, den Bollandisten (s. d.) fortgeführt bis 1794 mit der Invasion der Niederlande durch die Franzosen die Arbeiten eingestellt werden mußten. In neuerer Zeit hat man das Werk, das bis zum 53. Bande gediehen war, wieder aufgenommen; 1846 erschien von Vandermooren und Vanhecke zu Brüssel ein 54. Band. An der Vollendung des Ganzen fehlt somit etwa noch der fünfte Theil. Über andere Sammlungen der Art s. Heilige und Märtyrer. — **Acta Pilati** heißt ein unzweifelhaft unechter Bericht, welchen der Landpfleger Pontius Pilatus an den Kaiser Tiberius über die Verurtheilung und den Tod Jesu geschickt haben soll. Aus einer Bearbeitung desselben entstand das sogenannte Evangelium Nicodemi. Beide Schriften sind in Fabricius' „Codex apocryphus N. T." enthalten. — **Acta Latomorum** heißt ein für die Geschichte der Maurerei wichtiges Buch, das den pariser Maire Thory zum Verfasser hat. Dasselbe führt zugleich den Titel: „Chronologie de l'histoire de la franche-maçonnerie française et étrangère" (2 Bde., Par. 1815). — **Acta Apostolorum** ist der lat. Name für die Apostelgeschichte (s. d.) des Lucas im Neuen Testament.

Acten heißen in Deutschland die in Bezug auf irgend eine Verhandlung, eine geführte Verwaltung oder einen Proceß gesammelten Schriften. Man pflegt sie nach der Behörde, bei welcher sie geführt worden, oder, wie man es nennt, ergangen sind, und auch nach ihrem Gegenstande zu bezeichnen, sodaß diese beiden Punkte nebst der Angabe des Jahres die Aufschrift oder das rubrum (so genannt, weil es früher mit rothen Buchstaben gemalt wurde) der Acten bilden. Sie bestehen theils aus den von der Behörde oder Person, welche die Acten führt, vorgenommenen Aufzeichnungen oder Protokollen, theils aus den Concepten der von derselben an Andere ergangenen Schreiben, theils aus den von Andern an dieselbe bewirkten Eingaben, welche in der Regel im Originale, und nur dafern dies nicht gestattet war, in, wenigstens bei Gerichtsacten beglaubigter, Abschrift zu den Acten zu nehmen sind. Auch hier ist allenthalben genaue Angabe der Zeit erfoderlich, zu welcher die einzelnen aus den Acten ersichtlichen Verhandlungen vorgenommen worden sind. Insbesondere bedarf es auch der Bemerkung des Tages, nach Befinden, z. B. bei bevorstehendem Ablaufe einer Frist, der Stunde, zu welcher ein Interessent eine Eingabe bewirkt hat, was man das Präsentat nennt. Dem entsprechend ist bei dem Concepte der von dem Acteninhaber ausgehenden Schriften der Tag des Abgangs zu bemerken. In den meisten deutschen Ländern werden die so gesammelten Acten in chronologischer Folge in Folio zusammengeordnet und geheftet, desgleichen die Blätter mit Zahlen versehen (foliirt), und ein Inhaltsverzeichniß (Repertorium) vorangestellt. Minder sicher und zuverlässig ist die in einigen Ländern vorkommende Art, die Acten in Quart, sodaß das obere Ende mit dem untern zusammenstößt (Quadrangel), oder in Octavform zusammenzulegen (ein Stock Acten). Übrigens ist das Ordnen und Instandhalten der bei öffentlichen Behörden ergangenen Acten ein Hauptgeschäft der Actuarien (s. d.), und bei manchen verwickeltern Rechtsstreitigkeiten kann die zweckmäßigste und übersichtlichste Anordnungsweise wol verdienen, ein Gegenstand besonderer Erörterungen zu sein, wie dies z. B. hinsichtlich der Concursacten der Fall gewesen ist. — Wenn man von der **Actenmäßigkeit** des gemeinen deutschen gerichtlichen Verfahrens spricht, so versteht man darunter diejenige Grundmaxime desselben, wonach alle in einem Rechtsstreite vorkommenden Verhandlungen, Verfügungen und Erklärungen schriftlich bewirkt oder aufgezeichnet und zu den Acten gebracht werden müssen, dergestalt, daß nur der Inhalt der letztern dem erkennenden Richter den Stoff zu seiner Entscheidung bieten darf. Daher der Rechtsspruch: Quod non est in actis, non est in mundo, d. h.: Was nicht in den Acten steht, ist nicht in der Welt (existirt nicht für den Richter). Diese Maxime ist namentlich in der Kammergerichtsordnung von 1555 ausgesprochen, und ebenso ist durch ein deutsches Reichsgesetz (Reichsabschied von 1654) vorgeschrieben, daß die Sachwalter der Parteien die Concepte ihrer Vorträge sowie die Ausfertigungen der gerichtlichen Verfügungen sorgfältig aufbewahren sollen. Diese letztern Acten heißen, im Gegensatz zu den Gerichtsacten, **Manualacten**, und dienen vorkommenden Falls zur Actenredintegration: d. h., wenn die Gerichtsacten ganz oder zum Theil vor beendigtem Processe verloren gegangen sind, so wird das Verlorengegangene in einem dazu anzuberaumenden Termin aus den beiderseitigen Manualacten wiederhergestellt. Über die Beweiskraft der Acten s. **Urkunde**.

Actenversendung. Im prägnanten Sinne bezeichnet Actenversendung die Verschickung der in einem Civil- oder Criminalproceß geführten Acten zum Verspruch an einen Schöppenstuhl oder eine Juristenfacultät, im Gegensatz zu der Fällung eines Erkenntnisses durch den den Proceß führenden Richter oder das gesetzlich geordnete Obergericht. Es hängt dieses in Deutschland am eigenthümlichsten ausgebildete Rechtsinstitut in seinen Anfängen mit dem Verhältniß zusammen, in welchem die Schöppenstühle (s. d.) zueinander und namentlich zu den sogenannten Oberhöfen standen. Die Sitte, von solchen angesehenen Gerichten sich Rechtsbelehrungen ertheilen zu lassen, dauerte auch, nachdem die Aufnahme des röm. Rechts und die Errichtung der Universitäten viele Eigenthümlichkeiten des ältern deutschen Processes verdrängt hatte, in der Art fort, daß an die Stelle der Schöppenstühle die Juristenfacultäten traten. Hierzu gab die Gewohnheit, bei einzelnen berühmten Rechtsgelehrten Gutachten einzuholen, neue Veranlassung, und manche Gerichte, wie z. B. das kais. Landgericht in Ober- und Niederschwaben, sendeten in der That auch ihre Acten nie an Facultäten, sondern nur an einzelne Rechtsgelehrte zum Verspruch. Je fühlbarer die Übelstände in der Rechtspflege wurden, welche aus der Unwissenheit und Übereilung rechtsunkundiger Richter hervorgingen, desto mehr hielt man an diesem Gegenmittel gegen dieselben fest, und in diesem Sinne schrieb auch die Criminalgerichtsordnung Karl's V., die sogenannte Carolina, 1532 die Actenversendung in Criminalsachen für alle zweifelhaften Fälle vor. In Civilsachen kam sie dadurch in immer größere Aufnahme, daß die ein-

zelnen deutschen Staaten sich unabhängiger von der Competenz der obersten Reichsgerichte z machen bestrebten, ohne daß sie gleichwol, namentlich die kleinern Staaten, den nöthigen In stanzenzug durch eigene Gerichte herstellen konnten. Hierdurch, und noch mehr durch die hieran da sich bildende Ansicht von der Nothwendigkeit dreier gleichlautender Urtheile, wurden sie veran laßt, die Actenversendung eintreten zu lassen. Der Deputationsabschied von 1600 verstatte die Revision mit Versendung der Acten an eine auswärtige Juristenfacultät oder Schöppen stuhl als Rechtsmittel in den Fällen, in welchen keine Berufung an die Reichsgerichte stattfin den konnte. Auf diese Weise kam die Actenversendung in solche Aufnahme, daß die Anzahl de von den genannten Collegien gesprochenen Urtheile vom 16. Jahrh. an überaus bedeutend war Unverkennbar ist der wohlthätige Einfluß, der hieraus sowol für die Unabhängigkeit der Recht pflege als für die Verbindung zwischen Theorie und Praxis hervorging, und ebenso das Ersta ren der erstern wie das Erschlaffen der letztern verhinderte. Diese Gründe sind es auch, welch mit Recht der in neuerer Zeit eingetretenen Beschränkung und theilweisen Aufhebung de Actenversendung entgegengesetzt worden sind. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß, wie scho der Wechsel der verschiedenen Erkenntnisse verschiedener Spruchbehörden das organische Hera bilden einer Praxis verhinderte, und das ganze Institut auch die Bequemlichkeit der Unterricht begünstigte, so namentlich die immer größer werdende Sonderung der deutschen Particularrech und die Justizreformen in den größern Staaten das Fortbestehen des Instituts der Actenverse dung nicht wol mehr zuließen. Sie wurde in Preußen, Baiern, Östreich schon im 18. Jahrh verboten; ein Bundesbeschluß vom Nov. 1835 untersagte die Actenversendung an auswärtig Spruchcollegien in Criminal- und Polizeisachen. Nachtheilig mußte dieses Verbot namentlic auf die Rechtspflege in den kleinern Staaten, welche keine Landesuniversität besaßen, wirken, un außerdem die bedenkliche Trennung der Theorie von der Praxis nur begünstigen.

Actie und Actienwesen. Auf Actien begründete Unternehmungen unterscheiden sich vo der gewöhnlichen kaufmännischen Societät zunächst durch die größere Zahl der Theilnehme welches Kriterium schon in der ältesten deutschen Actienunternehmung, dem Bergbaue, dadur anerkannt wurde, daß man eine bestimmte Zahl festsetzte, von welcher an erst der gewerkschaf liche Betrieb beginnt. Der hauptsächlichste Unterschied aber ist, daß die Theilnehmer an Actien unternehmungen in der Regel nur bis zu einer bestimmten Summe verhaftet sind, oder doch z jeder Zeit, durch Übertragung ihrer Rechte auf Andere, oder durch Verzichtleistung auf ihre An sprüche sich von dem Verhältnisse losmachen können, sowie daß sie durch ihren Zusammentri ein Unternehmen hervorrufen, welches selbst, und nicht die einzelnen Theilnehmer, das eigen liche Rechtssubject wird. Die Actienunternehmungen stellen eine Vereinigung von Kräften da berechnet auf die Erzielung eines Vortheils, meist eines materiellen Gewinns, welchen die ve einzelte Kraft nicht erwirken konnte, und sie geben ihren Theilnehmern zunächst den Anspruch a antheilsweise Beziehung des Gewinns. Die Actie ist nach dem Antheil berechnet, der von de Kosten des Unternehmens auf sie kommt, repräsentirt aber für ihren Inhaber in den meiste Fällen ihren Curspreis, welcher wieder in der Regel und auf die Dauer, besonders wenn d Unternehmung ausgeführt und consolidirt ist, sich dem Capital der Rente anschließt, die ma auf die Actie aus der Unternehmung zu beziehen hat. Da diese Rente sich nach dem Ertrag der Unternehmung richtet, so kann von Verzinsung eigentlich nicht die Rede sein, sondern Gewin und Verlust vertheilt sich auf die Actien, und der erstere wird in Form einer Dividende (s. D geleistet. Wenn aber der Curspreis der Actie dem durchschnittlichen Capitalwerthe dieser Div dende ungefähr gleichsteht, so wird der Ertrag der Actie für den Inhaber, der sie um diese Curspreis erwarb, nur dem gewöhnlichen Zinsbetrag gleichstehen, während ein höherer für D gewonnen wird, der sie gegen Einzahlung einer geringern Summe oder für einen niedriger Curspreis an sich brachte. In der Regel gibt jedoch die Actie auch gewisse Rechte in der Be schlußfassung der Mitglieder über die Unternehmung. Das Actienrecht liegt noch sehr im A gen, und leidet an manchen Orten besonders unter der unpassenden Anwendung der Grundsä über die „Societät" auf die Actienunternehmungen. Am passendsten scheint es, daß, wie in Eng land, der Actienverein erst dann in vollständiges Leben tritt, wenn er von der Staatsgewalt (England durch Parlamentsstatut) die Rechte einer Corporation erlangt hat, und daß nun dur den ihm ertheilten Verfassungsbrief (Statuten, Charter) das ganze innere und äußere Verein wesen, den jedesmaligen Verhältnissen gemäß, geordnet wird.

Schon längst kamen Actienunternehmungen vor, bei denen die Theilnehmer Geld und sonstig Kräfte zusammenschossen, die Unternehmung gemeinschaftlich ausführten und, nach Maßgal des Antheils an Kosten und Arbeit, den Gewinn vertheilten. In einigen nordischen Küstenlä

dem erhält sich diese, unter eigenthümlichen Formen auch der deutschen Bergbauverfassung angehörige Einrichtung noch fortwährend, besonders bei Ausrüstung von Schiffen zum Fischfang. Sie ist es eigentlich, an welche man hauptsächlich denkt, wenn man von der Association und dem Actienwesen die Abstellung mancher die industrielle Entwickelung begleitenden Schattenseiten erwartet. (S. Association.) Denn es liegt in ihr zuvörderst eine sehr gerechte und verhältnißmäßige Vertheilung des Gewinns; sie macht es auch Solchen, die kein baares Capital besitzen, möglich, sich bei gewinnreichen Unternehmungen zu betheiligen, und sie verflechtet das Interesse aller bei dem Unternehmen Beschäftigten so innig in die Erfolge des Geschäfts, daß sich die größtmögliche Anstrengung, das sorgfältigste Zurathehalten, die wirksamste Controle, und eben deshalb auch der günstigste Erfolg hoffen läßt. Für jetzt aber haben sich dergleichen Organisationen, die sich, wie Alles im Güterleben, nicht künstlich einrichten lassen, sondern für welche sich Formen und Wirkungskreis im freien Gange des Lebens durch den Zug der Verhältnisse bilden müssen, noch nicht über weitere Kreise und vielartige Unternehmungen verbreiten wollen. Anderer Art sind die großen Actienunternehmungen, bei denen die Theilnehmer nur Geldmittel zusammenschießen, und die Anwendung derselben einer von ihnen eingesetzten und mehr oder weniger von den Beschlüssen der Mehrzahl abhängigen Verwaltung überlassen. Die engl. Joint-stock-banking-companies stehen dem Begriff der gewöhnlichen kaufmännischen Societät noch zu nahe, als daß man sie schon hier als treffende Beispiele anführen könnte. Wol aber gehören hierher die großen, besonders im Laufe des 17. und 18. Jahrh. entstandenen Handelscompagnien, wiewol auch hier viele Theilnehmer noch weiter in das Geschäft verflochten waren, als durch die bloße Herschießung einer Summe. Es handelte sich dabei um Unternehmungen, deren Charakter nur die Wenigsten mit einiger Sicherheit beurtheilen konnten, wo man sich in ein gefahrvolles unbekanntes Feld hinaus begab, die Leitung in die Hände Weniger geben und stets besorgen mußte, daß ein einziger von diesen verschuldeter Misgriff, aus dem man ihnen bei der Natur der Sache nicht einmal einen großen Vorwurf machen konnte, unberechenbare Verluste für das Ganze nach sich ziehe. Die meisten dieser Unternehmungen sind wieder untergegangen. Einzelne erhielten sich kümmerlich durch vom Staate verliehene Unterstützungen und Privilegien. Die bedeutendste, die Engl.-ostind. Handelscompagnie, liefert ihren Theilnehmern zwar eine beträchtliche, aber doch dem Umfange des Geschäfts nicht entsprechende Dividende. Wenn einige russ. Handelsgesellschaften gute Geschäfte machen, so haben sie es auch mit nähern und sichern Gegenständen zu thun; auch muß in einem Lande, wo die Industrie in der Kraft des ersten Aufblühens ist, das Capital stets seinen reichen Lohn finden. Nützlicher wurden die Actienunternehmungen, als sie sich dem innern Verkehre und seinen Beförderungsmitteln zuwendeten, namentlich in England die Privatkräfte zu Leistungen vereinigend, welche anderwärts von aufgeklärten Regierungen, aber in weit geringerm Maße, übernommen wurden. Mit gewaltigem Eifer warf man sich auf die Errichtung von Kanälen, Landstraßen und (seit 1758) Eisenbahnen. England ist in diesen innern Verbindungsmitteln allen Staaten der alten Welt weit voraus, und seine Riesenwerke beruhen fast lediglich auf der Privatkraft, während die Regierung nur solche Unternehmungen durchzuführen braucht, die wegen ungünstiger Aussichten die Privaten nicht anlocken, gleichwol aber für den Aufschwung ärmerer Gegenden, oder aus politischen und militärischen Gründen wünschenswerth scheinen.

Der mercantilische Erfolg der Actienunternehmungen ist allerdings ein sehr verschiedener gewesen; im Ganzen hat jedoch der Credit derselben etwas höhere Zinsen bedingt, als der gesicherte Staats- oder Privatcredit verlangte. Wenn in England der Staat besonders die Rechte dritter Personen gegen die Actienvereine wahrnimmt, sonst aber denselben freiere Bewegung läßt, so mischt er sich in Frankreich, dem allgemeinen Charakter dortiger Gesetzgebung gemäß, auch in ihr Inneres ungleich mehr bevormundend ein. Es hat hier auch erst in neuester Zeit die Privatkraft angefangen, sich Aufgaben zu unterziehen, die bis dahin allein auf den Schultern des Staats lagen. In Deutschland fing man mit überseeischen Handels- und Bergwerksunternehmungen und mit großen Industriegeschäften an, und der üble Erfolg verleidete eine Zeit lang die Sache. Einen neuen Aufschwung bekam aber das Actienwesen, als es auf die Eisenbahnen gelenkt ward. Die großen Hoffnungen, die man auf diese neuen Vehikel des Verkehrs richtete, und dazu die reichen Gewinne, die im Börsenspiel mit den Actien gemacht worden waren, riefen ein gewaltiges Gedränge in Actien hervor, sodaß bald für die verschiedenartigsten Zwecke dergleichen Unternehmungen entstanden. Im Allgemeinen hat sich gezeigt, daß Geschäfte, denen schon die Privatkraft gewachsen ist, und bei denen vielleicht gar die Actienunter-

nehmung mit Privaten concurriren muß, sich nicht für diese großen Actienvereine, welche Geschäfte durch Beauftragte verrichten lassen müssen, eignen, und daß sie dabei eher noch günstiger gestellt sind als der Staat. Dagegen wirken sie wohlthätig und arbeiten auch für mit größerer Aussicht des Gewinns, wo der Zweck an sich wichtig, seine Ausführung aber einem solchen Kraftbesitze abhängig ist, wie er in den Händen Einzelner nicht wol erw werden kann, sodaß die Unternehmung selbst unterbleiben müßte, sobald nicht der Staat ein Actienverein sich derselben annähme. Auch dann noch kann es sich in manchen Fällen gen, ob es nicht gut wäre, daß der Staat die Ausführung des Unternehmens auf Rechnung Vereins besorgte. Doch sind in der Regel diese Geschäfte auch in ihrem Wesen einfach und den controlirenden Einfluß der Actionärs, des Publicums und des Staats geeignet. Dabei ben sie in der Regel wenig oder keine Concurrenz zu bekämpfen. Übrigens sind in den le Jahren die meisten deutschen Actienunternehmungen, die sich in das Gebiet der Privatindu gewagt hatten, wieder eingegangen oder auf dem Punkte des Eingehens. Dagegen arbeiten Eisenbahnunternehmungen wenigstens mit leidlichem Erfolge fort. Doch haben auch hier Theil die Regierungen nöthig gefunden, ihre Garantie zur Hülfe zu geben, oder das Ges ganz auf eigene Schultern zu nehmen. In neuester Zeit ist es immer häufiger geworden, da Regierungen Bahnen, welche sich zur Vervollständigung des Bahnnetzes nöthig machten, übernahmen. Denn die durch allzu gehäufte Unternehmungen sowie durch die bürgerlichen ren der Jahre 1848 und 1849 geschwächten, und durch die wenig glänzenden Erfolge der sten Versuche entmuthigten Privatkräfte fanden sich immer spärlicher selbst zu Unternehmun welche weit hoffnungsreicher waren, als andere, zu denen man sich früher drängte. Auch ha überhaupt die Meinung den Staatsbahnen immer mehr zugewendet. In Frankreich meh in Deutschland hat dazu auch der Umstand beigetragen, daß die Actiengesellschaften ihr sches Monopol nicht selten zum Nachtheil des Publicums misbrauchten. Überhaupt abe das Actienwesen die Erwartungen lange nicht befriedigt, die man bei seiner ersten Verbrei daran knüpfte, und hat daher auch sehr an seiner frühern Beliebtheit verloren. Am m schätzt man es noch als ein Mittel, gemeinnützige, aber keinen sichern Gewinn versprechend ternehmungen durch eine große Anzahl kleiner Beiträge zu fördern, die halb Einlage der culation, halb Geschenk des Gemeinsinns sind.

Action bezeichnet in den redenden Künsten die Unterstützung des gesprochenen Worts entsprechende Stellung, Geberde, Handbewegung und Gesichtsausdruck. Es gibt sonach blos rednerische und eine theatralische Action. In neuerer Zeit gebraucht man aber den druck fast nur in der letztern Beziehung, sofern der Darstellende auch in seinen Bewegu den Charakter des Dargestellten auszudrücken hat. Zu theatralischer Action gehört die tomimische und die schauspielerische im engern Sinne, die sich dadurch voneinander unter den, daß bei der letztern sich die sichtbare Darstellung mit der hörbaren, der Declamation dem Gesang, verbindet, daher man wieder die Action im recitirten Schauspiel (s. Schauf kunst) von der Action des Opernsängers unterscheiden kann, deren Eigenthümlichkeit dur Natur der Musik bestimmt ist. Bei der pantomimischen Darstellung drängt sich Alles au sichtbaren Ausdruck zusammen. (S. Pantomime.) Die Action umfaßt das Tragen, die tung und Stellung des Körpers überhaupt, insofern dadurch gewisse geistige Eigenschaften Zustände einer Person zu bezeichnen sind, die Geberdung im weitern Sinne, wozu auc Attitude (s. d.) gehört; ferner die Bewegungen des Kopfes, der Arme und Füße, und en insbesondere die Bewegung der ausdrucksvollsten Glieder dieser Körpertheile, der Augen Gesichtsmuskeln, oder Hände und Finger. Der Fußbewegung gibt die Tanzkunst beso Ausbildung und Bedeutung. (Vgl. auch Mimik.)

Actium (jetzt Azio), Stadt und Vorgebirge an der Westküste Griechenlands, die nördl Spitze von Akarnanien, am Eingang des Ambracischen Meerbusens, ist wegen der am 2. 31 v. Chr. gelieferten Seeschlacht berühmt, in der Octavianus Augustus und Marcus Ant um die Alleinherrschaft kämpften, nachdem sie bis dahin das röm. Reich gemeinschaftlich, vian im Abendlande, Antonius im Morgenlande, beherrscht hatten. Beider Heere hatten si den entgegengesetzten Ufern des Meerbusens gelagert. Octavian hatte 80000 Mann zu 12000 Reiter und 260 Kriegsschiffe; Antonius 100000 Fußsoldaten, 12000 Reiter und Schiffe. Groß, mit Wurfmaschinen versehen, aber schwerfällig, waren des Antonius Sch kleiner, aber desto gewandter die des Octavian. Den Antonius verstärkte mit 60 Sc die ägypt. Königin Kleopatra, auf deren Antrieb er sich gegen den Rath seiner erfahre Feldherren zur Seeschlacht entschlossen hatte. Als das Gefecht einige Stunden ohne Ent

tung gedauert, gelang es dem Agrippa, der die Flotte des Octavian befehligte, durch eine geschickte Bewegung den Antonius zu nöthigen, die enggeschlossene Linie seiner Schiffe, welche die Feinde vergebens zu durchbrechen suchten, auszudehnen. Da ergriff Kleopatra mit ihren Schiffen, die hinter der Schlachtlinie des Antonius lagen, die Flucht; unbesonnen folgte ihr Antonius mit wenigen Schiffen. Die zurückgelassene Flotte ward nach der tapfersten Gegenwehr, erst als Agrippa Feuer auf sie werfen ließ, überwunden, und das Landheer ergab sich dem Sieger erst, nachdem es sieben Tage auf des Antonius Rückkehr vergebens gewartet. Zum Gedächtniß seines Sieges und aus Dank gegen die Götter ließ Octavian den Tempel des Apollo zu Actium erweitern, die eroberten Siegeszeichen aufhängen, und alle fünf Jahre das Andenken dieser Schlacht durch Spiele feiern. Auch baute er Actium gegenüber, wo sein Heer gelagert und jetzt Prevesa liegt, die prächtige Stadt Nikopolis.

Activ und **passiv** bezeichnet thätig und leidend, d. h. eine Wirksamkeit äußernd, und die Äußerung fremder Wirksamkeit empfangend, sich nach ihr richtend. — In der Sprachlehre wird das Zeitwort (s. **Verbum**) nach diesen beiden Begriffen betrachtet, indem es entweder die Thätigkeit eines Subjects und die Wirkung desselben auf einen äußern Gegenstand (actives, transitives Zeitwort), oder das Erleiden einer außer ihm liegenden Thätigkeit bezeichnet (passives Zeitwort). Von dem **Activum** ist wieder unterschieden das Intransitivum oder Neutrum, welches eine Thätigkeit oder einen Zustand bezeichnet, der in dem Subjecte bleibt, ohne auf ein anderes einzuwirken. Die griech. Sprache hat eine besondere Form auch für ein drittes Verhältniß, in welchem das Subject die Handlung auf sich selbst richtet, und also mit, durch und gegen sich selbst thätig ist (**Medium**). — In der Kriegssprache bezeichnet activ die Anwesenheit eines **Militärs im wirklichen (activen) Dienste**, als Gegensatz eines ausgeschiedenen oder inactiven **Militärs**. Ferner wird unter **activer Vertheidigung** diejenige verstanden, wobei man aus der Defensive hervortritt und zum Selbstangriff (gewöhnlich mit der Reiterei oder mit der blanken Waffe überhaupt) übergeht, als Gegensatz der **passiven Vertheidigung**, welche sich auf ein bloßes **Abwehren des feindlichen Angriffs** beschränkt. Die active Vertheidigung wird von einigen Schriftstellern auch die relative, die passive dagegen die absolute genannt. Jede gute Vertheidigung muß in letzter Instanz in einen Selbstangriff übergehen.

Activa und Passiva. Activa sind die Bestandtheile des effectiven Vermögens, ohne Berücksichtigung der darauf haftenden Schulden, insbesondere außenstehende Foderungen; Passiva sind die Schulden. Um wieviel die Activa die Passiva übersteigen, darin besteht das eigentliche Vermögen. Übersteigen die Passiva die Activa, so ist Insolvenz da. — Im Handel nannte man früher überhaupt den Ausfuhrhandel **Activhandel**, den Einfuhrhandel **Passivhandel**. Da jedoch die Nationen einander nichts schenken, so ist keine Einfuhr ohne Ausfuhr und keine Ausfuhr ohne Einfuhr denkbar. Activhandel bezeichnet jetzt vielmehr den stärkern thätigen Antheil am Handel, den ein Volk nimmt, welches so Ausfuhr wie Einfuhr vorzugsweise mit eigenen Capitalen und Arbeitskräften betreibt, während ein Volk, das sich seine Erzeugnisse von Fremden abholen und seinen Bedarf an fremden Waaren zubringen läßt, einen Passivhandel führt. Der letztere ist leichter und gefahrloser; der erstere eignet sich mehr für reiche und in Betreff der Transportmittel begünstigte Länder. Wo miteinander verkehrende Nationen Aus- und Einfuhr wetteifernd besorgen, hört dieser Unterschied auf.

Acton (Jos., Fürst), Premierminister Ferdinand's IV. von Neapel, geb. 1737 in Besançon, der Sohn eines dort angesiedelten irländ. Arztes, diente nach vollendeten Studien in der franz. Marine, trat dann als Fregattencapitän in toscan. Dienste, und zeichnete sich als Führer der von Spanien und Toscana gegen die Barbaresken unternommenen Expedition aus. Weil er in Algier einigen Tausend Spaniern das Leben rettete, wurde er in neapolit. Dienste berufen und erwarb sich am dortigen Hofe sehr bald die Gunst der Königin Karoline. Er ward zum Marine-, Kriegs-, Finanz- und endlich zum dirigirenden Premierminister ernannt. Im engern Bündnisse mit der Königin und dem engl. Gesandten Hamilton regierte er das Land nach Willkür. Seinem Hasse gegen abweichende politische Meinungen fielen viele Opfer aus allen Ständen. Sein zur Leidenschaft gesteigerter Haß gegen Frankreich verleitete ihn während der Dauer der ital. Kriege zu den ausschweifendsten Maßregeln, die am Ende stets nachtheilig für die kön. Familie zurückwirkten, und die franz. Partei, aus der später die der Carbonari sich bildete, verstärkten. Als er 1804 auf Betrieb Frankreichs von der Leitung der Geschäfte entfernt werden mußte, ward er in den Fürstenstand erhoben und nach Sicilien gesandt, kehrte jedoch sehr bald in seine frühere Stellung zurück, um 1805 wieder gegen Napoleon thätig zu sein. A. fiel nach Beseitigung des engl. Einflusses, und starb 1808, mit Recht verachtet und gehaßt von allen Parteien.

Actor ist nach dem Wortsinn so viel als Kläger; doch schon im röm. Rechte wurde dieses Wort theilweise in der abweichenden Bedeutung angewendet, welche es in der neuern Rechtssprache durchweg erhalten hat. Es bezeichnet darnach Denjenigen, der als Sachwalter für eine Person, ein Individuum oder eine Corporation auftritt, welche nicht im eigenen Namen, sondern nur unter Mitwirkung von Vormündern, wie Minderjährige, Geisteskranke, oder nur durch Beamte handeln kann, wie Gemeinden, Stiftungen, öffentliche Behörden, welche nicht einen beständigen Anwalt für ihre Angelegenheiten bestellt haben. — **Actorium** nennt man die Vollmacht eines solchen Actor.

Actuarius, auch Gerichtsschreiber, Secretär, oder (bei manchen höhern Gerichten nach dem Vorgang des ehemaligen Reichskammergerichts) Protonotar genannt, ist derjenige Beamte, welcher die gerichtlichen Handlungen niederzuschreiben und die daraus sich ergebenden Acten zu besorgen hat. Bei größern Gerichten ist das letztere, namentlich die Instandhaltung, Sammlung und Aufbewahrung der Acten, das Geschäft besonderer Registratoren und Archivare. Das Hauptgeschäft des Actuarius bleibt immer das Erstgenannte, und er ist insofern eine wesentliche Person des Gerichts, indem er zugleich für die Treue der Aufzeichnung zu stehen und gewissermaßen den richterlichen Handlungen eine Controle zu geben hat. Er darf daher mit dem Richter, weil er dessen Handlungen beurkunden soll, nicht in einem solchen Verwandtschaftsverhältnisse stehen, daß er von ihm abhängig ist und nicht gültig für ihn zeugen kann. Ebenso wenig kann er durch Befehle desselben genöthigt werden, untreue Niederschreibungen oder Beglaubigungen vorzunehmen; noch kann ihn ein solcher Befehl, wenn er gehorcht hat, gegen eigene Verantwortung und Strafe schützen. Gewöhnlich ist dem Actuarius auch das Advociren verboten. Dem deutschen Actuarius entspricht der franz. Greffier und der engl. Clerk nur bis zu einem gewissen Grade, und namentlich ist der erstere einflußreicher und selbständiger.

Actum ut supra, d. h. so geschehen wie oben (im Eingange), ist eine bei Abfassung von Protokollen gebräuchliche Redeweise.

Actus nennt man jede öffentliche und feierliche, besonders gerichtliche Handlung. Auf Schulen bezeichnet man damit die öffentlichen Schulfeierlichkeiten, bei welchen gewöhnlich Reden von Seiten der Lehrer und Schüler vorgetragen werden.

Acupunctur, abgeleitet von acus (Nadel) und punctura (Stich), heißt das Heilverfahren, bei welchem man durch Einstechen oder Einklopfen metallener Nadeln in weiche Theile des Körpers lähmungsartige, krampfhafte, rheumatische Krankheiten, und namentlich mehre Augenübel zu heilen versucht. Die Operation ist, gut ausgeführt, nicht sehr schmerzhaft, von keiner Blutung und Geschwulst begleitet, und in der Hand des rationellen Arztes von großer, zum Theil überraschender Wirksamkeit. Man wählt dazu stählerne, silberne und goldene Nadeln, und es scheint allerdings etwas auf das Metall anzukommen, aus welchem die Nadel besteht. Die Erfindung der Acupunctur wird den Chinesen und Japanesen zugeschrieben, deren Ärzte sie noch jetzt mit großer Geschicklichkeit ausführen, die sie sich durch Übungen an einem mit den Einstichsstellen bezeichneten Phantom von Holz oder Pappe, Tsoe-Bosi genannt, erwerben. In Europa wurde sie im 17. Jahrh. bekannt, aber gänzlich wieder vergessen, bis in neuerer Zeit einige franz. Ärzte die Operation versuchten, anpriesen und Nachahmer fanden. Jetzt ist man zu einer gemäßigtern, richtigern Würdigung des Mittels zurückgekehrt, und hat dasselbe durch Verbindung mit der Elektricität und dem Galvanismus (Elektro- und Galvanopunctur) wesentlich in seiner Wirkung erhöht. Dagegen mangelt es noch immer an einer richtigen und ausreichenden Erklärungsweise der Acupunctur.

Acute Krankheiten, d. h. hitzige, ihrer Natur nach binnen zwei bis drei Wochen verlaufende und mit Fieber verbundene Erkrankungen. Die ältere Medicin unterschied ihre Krankheitsarten nach diesem Kennzeichen in zwei Hauptclassen, acute und chronische (d. h. langwierige, fieberlose). Daher schon bei Hippokrates das Buch über die Diät bei acuten Übeln. Die neuere Medicin, welche die Krankheiten nach dem Leichenbefunde studirt und classificirt, hat eingesehen, daß jener Unterschied als Eintheilungsprincip nicht Stich hält, weil fast alle Krankheiten bald mit einem acuten, bald mit einem langwierigen Verlauf beobachtet werden (z. B. hitzige und schleichende Entzündung). Sie hat aber bei vielen Übeln, wo man es bisher nicht wußte, eine acut verlaufende Form derselben Krankheit neben einer chronischen unterscheiden lernen, z. B. acute Tuberculose, acuten Krebs, acute Bright'sche Nierenkrankheit, acutes Lungenödem, acute Milzanschwellung. Die Kenntniß dieser Formen ist für den Praktiker äußerst wichtig, weil dies die räthselhaften und gefährlichen Erkrankungen sind, welche unsere Vorfahren mit dem unbestimmten Namen „nervöse oder bösartige Fieber" u. dgl. bezeichneten.

Acutus, s. Accent.

Adagio, langsam, mit Bequemlichkeit, ist unter den Hauptgraden der musik. Bewegung der zweite, und steht zwischen dem Largo, Grave und Andante. In den größern Werken der Instrumental- und Kammermusik findet sich gewöhnlich der zweite oder dritte Satz mit diesem Namen bezeichnet; er dient als nothwendiger Contrast gegen die rasche und stürmische Bewegung der ihm vorausgehenden und folgenden Sätze. Das Adagio muß in einer schweren, langen Taktart geschrieben sein, um einestheils singbare, empfundene Cantilenen zu schaffen, anderntheils um einer lebhaften Figuration Raum zu gönnen. Diese lebhafte Bewegung in kleinen begleitenden Figuren ist darum nöthig, weil ein fortgesetztes ruhiges Einherschreiten Monotonie erzeugen würde. Der gute und richtig empfundene Vortrag eines Adagio ist der schärfste Prüfstein der Leistungen des Musikers und Sängers. Es muß hier Alles zusammenwirken: schöner, vollendeter Ton, richtiges Verstehen der Cantilene bis in ihre kleinsten Phrasen, sorgfältiges Abmessen der dynamischen Effecte. Die wunderbarsten Adagios finden sich in den Werken unserer ältern Meister Haydn, Mozart und Beethoven, doch unterscheiden sie sich ihrem Charakter nach bedeutend nach der Individualität der genannten Meister. Die neuere Zeit hat mehr Glück in dem Schaffen der raschen Musiksätze.

Adalbert von Prag, der Heilige, Apostel der Preußen, der Sohn eines vornehmen Böhmen Slawnik, erhielt in der Schule des Moritzklosters zu Magdeburg unter der Leitung des berühmten Otherich seine Bildung, kehrte 979 nach Böhmen zurück, und wurde nach dem Tode Dietmar's 983 zum Bischof von Prag erwählt. Seine allzugroße und unzeitige Strenge gegen die neubekehrten Böhmen erzeugte bei diesen Haß und Erbitterung, und 988 verließ A., über den schlechten Erfolg seiner Bemühungen entrüstet, seinen Sprengel, begab sich in das Kloster Montecassino und von da in das des heil. Alexius zu Rom, wo er in stiller Zurückgezogenheit bis 993 lebte. In diesem Jahre riefen ihn die Böhmen in sein Bisthum zurück; allein der Zorn über ihre heidnische Wildheit trieb ihn schon nach zwei Jahren wieder fort. Auf dem Rückwege nach seinem Kloster durch Ungarn taufte er 995 zu Gran in Gegenwart des Kaisers Otto III. den Prinzen und nachherigen König Stephan den Heiligen. Im J. 996 begab er sich von Rom zum Kaiser nach Mainz, besuchte die Klöster zu Tours und Fleury, und ging dann nach Polen zum Herzog Boleslav, wo er den bereits früher gefaßten Entschluß, den heidnischen Völkern und zunächst den Preußen das Christenthum zu predigen, in Ausführung brachte. Mit seinen treuen Begleitern, Gaudentius und Benedict, fuhr er die Weichsel hinab nach Danzig, predigte und taufte hier, und setzte dann seine Reise nach Preußen fort. Er landete auf einer kleinen Insel, wahrscheinlich am Ausflusse des Pregel. Sein erster Versuch, den heidnischen Preußen zu predigen, misglückte, und den zweiten bezahlte er sogar mit seinem Leben. Ein heidnischer Priester stieß ihm 997 den Wurfspieß durch die Brust, aller Vermuthung nach in der Gegend, wo jetzt Fischhausen liegt. Den Leichnam löste Herzog Boleslav für eine große Summe Geldes ein und brachte ihn nach Gnesen. Unter Denen, die wegen der Wunder, die er hier wirkte, zu ihm wallfahrteten, war im J. 1000 auch Kaiser Otto III. Nach der Einnahme von Gnesen 1038 entführte Herzog Brzetislaw den Körper des Heiligen nach Prag. Seine kirchliche Gedächtnißfeier fällt auf den 1. Juni.

Adalbert, Erzbischof von Bremen und Hamburg, aus dem Hause der Pfalzgrafen von Sachsen, erhielt die erzbischöfliche Würde 1043 durch seinen Verwandten, Kaiser Heinrich III., den er auf seinen Heereszügen begleitet hatte. Ihm folgte er auch 1046 nach Rom, wo er nahe daran war zum Papst gewählt zu werden. Papst Leo IX., für den er 1049 auf der Synode zu Mainz gesprochen, machte ihn 1050 zu seinem Legaten im Norden. Sein Sprengel erstreckte sich über Dänemark, Norwegen und Schweden; vergebens war sein Streben, sich zur Würde eines Patriarchen des Nordens zu erheben. Viel hat A. gethan für den Glanz seiner beiden Kathedralen. Während der Minderjährigkeit Kaiser Heinrich's IV. riß er in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Hanno von Köln die Vormundschaft und Reichsverwaltung an sich, wußte dann durch Nachsicht gegen die Leidenschaften des jungen Königs auch diesen Nebenbuhler zu entfernen, und bemächtigte sich, nachdem er den vierzehnjährigen König 1065 hatte wehrhaft machen lassen, im Namen desselben der unumschränkten Regierung. Sein Stolz und die Willkür, mit der er regierte, empörte die deutschen Fürsten, sodaß sie ihn 1066 gewaltsam von Heinrich entfernten. Doch nach kurzem Kampf gegen die sächs. Großen, die verwüstend in sein Gebiet eingefallen waren, stand er 1069 schon wieder im vollen Besitz der vorigen Macht an Heinrich's Seite. Die Ausführung seiner weitern ehrgeizigen Entwürfe unterbrach sein Tod, zu Goslar am 17. März 1072. Bei fürstlichen Eigenschaften und unbezweifelter Überlegenheit des Gei-

stes und der Charakterkraft über seine Zeitgenossen fehlten ihm nur weise Mäßigung und Edelmuth, um den Namen des Großen zu verdienen, den blinde Bewunderung ihm beigelegt hat. Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten befleckten das Andenken seiner Verwaltung Deutschlands, und verschuldeten die Verwirrung, in welche das Reich unter Heinrich IV. gerieth.

Adalbert (Heinr. Wilh.), Prinz von Preußen, Sohn des Prinzen Wilhelm, des Oheims Friedrich Wilhelm's IV., ward zu Berlin 29. Oct. 1811 geboren. Gleich den übrigen Gliedern des preuß. Königshauses widmete sich auch Prinz A. in früher Jugend der milit. Laufbahn. Nachdem er die verschiedenen Grade bei verschiedenen Waffengattungen durchlaufen, wurde er im Mai 1839 als Oberst mit der Führung der Garde-Artilleriebrigade beauftragt. Im Aug. 1840 ward er sodann zur Dienstleistung bei der zweiten Artillerieinspection verwendet, und am 22. Aug. zum Generalmajor ernannt. Von Jugend auf bewies der Prinz Neigung, die Sitten und Zustände fremder Länder kennen zu lernen; namentlich scheinen Seereisen das stete Ziel seiner Wünsche gewesen zu sein. Im J. 1826 besuchte er Holland, 1832 England und Schottland, 1834 Petersburg und Moskau, 1837 das südl. Rußland, die Türkei, Griechenland und die Ionischen Inseln. Im J. 1842 trat er eine längst beabsichtigte größere Seereise an. Er schiffte sich mit zwei Begleitern am 22. Juni in Genua auf einer ihm vom Könige von Sardinien zur Verfügung gestellten Fregatte ein, und begab sich über Gibraltar, Tanger, Cadiz, Madeira und Teneriffa nach Rio-de-Janeiro. Von dort aus machte er Ausflüge nach den Ufern des Amazonen- und des Xingu-Stroms, die mehr oder minder mit Beschwerden und Gefahren aller Art verbunden waren. Die Resultate dieser Reise hat der Prinz in einem verdienstvollen Werke: „Aus meinem Reisetagebuche 1842—43" (als Manuscript gedruckt, Berlin 1847; im Buchhandel ist nur eine engl. Übersetzung mit Genehmigung des Prinzen erschienen) niedergelegt. Die Zeichnungen des beigefügten Atlas rühren ausschließlich vom Prinzen selbst her. Bemerkenswerth in diesem Werke sind besonders: ein Abriß der Revolutionen Brasiliens, und die orohydrographische Skizze des südamerik. Festlandes. Außerdem ist Alles, was sich auf See- und Schifffahrtswesen bezieht, Gegenstand vorzüglicher Aufmerksamkeit des Prinzen. Bald nach seiner Rückkehr (11. Juli 1843) ward er an die Stelle des kurz zuvor verstorbenen Prinzen August zum ersten Generalinspector der gesammten preuß. Artillerie ernannt, wozu ihn seine gediegenen Kenntnisse in dieser Waffe ausnehmend befähigen. Am 31. März 1846 erhielt er die Ernennung zum Generallieutenant. Das J. 1848 gab dem Prinzen Gelegenheit, seine im Marinewesen eingesammelten Erfahrungen dem deutschen Vaterlande durch die „Denkschrift über die Bildung einer deutschen Flotte" (Potsd. 1848) nutzbar zu machen. In Folge dessen erbat sich die Provisorisch Centralgewalt seinen Rath bei ihren Arbeiten zur Herstellung einer deutschen Flotte. Als kurz darauf durch Beschluß der Nationalversammlung die Bildung einer technischen Marinecommission festgesetzt wurde, ernannte das Reichsministerium den Prinzen zum Vorsitzenden derselben. Seiner Thätigkeit verdankt Deutschland Das, was in jener kurzen und ungünstigen Zeit für das vaterländische Seewesen geschehen ist. Als später die Centralgewalt ihre Wirksamkeit einstellte, ward Prinz A. von der preuß. Regierung zum Befehlshaber sämmtlicher preuß. Kriegsfahrzeuge ernannt. Wenn der preuß. Kriegsmarine eine weitere Entwickelung beschieden ist, so dürfte wol die Zukunft des Prinzen eng damit verknüpft sein.

Adam (d.h. hebr. der Mensch) **und Eva** (hebr. Havva, d.h. das Leben, die Mutter alles Lebens) sind nach der Tradition der Hebräer das erste Menschenpaar auf Erden und die Stammältern des ganzen Menschengeschlechts. In dem ersten Buche Mosis ist uns eine doppelte Mythe von der Schöpfung der ersten Menschen erhalten. In der ältern einfachern Darstellung (1, 26—30) wird erzählt, daß Gott am sechsten Tage den Menschen, Mann und Weib, nach seinem Ebenbilde geschaffen habe, als Herrscher über Alles, was auf Erden lebt und webt. Die zweite, unstreitig jüngere Erzählung (Cap. 2 und 3), in welcher ostasiat. Einfluß nicht zu verkennen ist, gehört zu den schönsten und bedeutungsvollsten Mythen des hebr. Volks. Nachdem die Erde mit Bäumen und Pflanzen bewachsen war, bildete Gott den Menschen (hebr. adam) aus Erde (hebr. adama), blies ihm lebendigen Odem ein, und setzte ihn in einen schönen Baumgarten im Lande Eden. In der Mitte dieses Gartens befanden sich zwei Bäume, der Baum des Lebens, d. i. des längern, gottgleichen Lebens der Unsterblichkeit, und der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, d. i. der weiseren gottgleichen Einsicht im Gegensatz der kindlichen Unschuld. Von letzterm Baume zu essen ward dem Menschen bei Strafe des Todes verboten. Darauf schuf Gott die Thiere des Feldes und die Vögel des Himmels, und führte sie zu A., der ihnen Namen beilegte. Aber der Mensch war noch allein. Da ließ Gott einen tiefen Schlaf auf A. fallen, und nahm eine seiner Rippen und bildete daraus das Weib, und führte sie zu A., der sie Männin (hebr.

ischa) nannte, als vom Manne (hebr. isch) entsprossen. Beide aber waren nackt und schämten sich nicht. Von der listigen Schlange verführt aß das Weib von dem Baume der Erkenntniß, und gab davon auch ihrem Manne. Die Folge des Genusses der verbotenen Frucht zeigte sich sogleich in dem Verluste der kindlichen Unschuld und dem entstehenden Gefühl der Schamhaftigkeit; sie schämten sich ihrer Nacktheit und machten sich Schürzen von Feigenblättern. Zugleich erwachte das böse Gewissen, und sie verbargen sich vor Gott. Gott bestrafte sie nun, indem er dem Weibe bestimmte, sie solle mit Schmerzen Kinder gebären und dem Manne unterthan sein, der Mann aber solle im Schweiße seines Antlitzes die Erde bebauen, die um seiner Schuld willen nicht mehr freiwillig ihre Gaben bringen würde, bis er, vom Staube genommen, zum Staube zurückkehren werde. A. nannte von nun an sein Weib: Eva. Damit der Mensch nicht etwa auch vom Baume der Unsterblichkeit esse, verjagte ihn Gott aus dem Garten Eden, dessen Pforten durch Cherubs bewacht wurden. Außerhalb des Paradieses zeugten A. und Eva zuerst drei Söhne: Kain, Abel und Seth, dann andere Söhne und Töchter, worauf A., 930 Jahre alt, starb. Nach der einen Überlieferung (Cap. 4) stammt das spätere Menschengeschlecht von Kain ab, nach einer andern (Cap. 5) von Seth. Einer jüd. Sage zufolge liegt A. in Hebron neben den Patriarchen begraben, während eine christl. Sage ihn auf Golgatha ruhen läßt.

Die spätern jüd. Schriftsteller im Talmud haben die einfach erhabene Erzählung des Alten Testaments geschmacklos erweitert. Nach ihnen hat Gott den A. aus dem Staube der gesammten Erde als Mannweib geschaffen; sein Haupt reichte bis zum Himmel, und der Glanz seines Angesichts übertraf die Sonne. Ihn fürchteten selbst die Engel des Himmels, und alle Geschöpfe eilten, ihn anzubeten. Da ließ der Herr, um vor den Engeln seine Macht zu beweisen, auf A. einen Schlaf fallen und nahm von allen Gliedern desselben etwas hinweg, und befahl beim Erwachen dem A., die abgenommenen Theile auf dem Erdboden zu zerstreuen, damit die ganze Erde von seinem Samen bewohnt werde. A. verlor dadurch seine Größe, allein seine Vollkommenheit blieb. Und Gott schuf dem A. ein Weib, die Lilith (d. i. Nachtgespenst), die Mutter der Dämonen; doch sie entfloh durch die Luft, und der Herr schuf ihm aus seiner Rippe die Eva. Im schönsten Schmucke führte Gott sie dem A. zu, und Engel stiegen vom Himmel herab, spielten auf himmlischen Instrumenten, und Sonne, Mond und Sterne tanzten den Reihen. Gott selbst segnete das Paar und gab ihnen ein Mahl auf einem Tische von Edelgestein, wobei Engel die köstlichsten Speisen bereiteten. Die Herrlichkeit des A. reizte die Engel zum Neid, und dem Seraph Sammael gelang die Verführung. Das glückliche Paar ward aus dem Paradiese in den Ort der Finsterniß verstoßen und wanderte nach und nach durch die Erden bis zur siebenten, Tebhel, die wir jetzt bewohnen. — Nach dem Koran bereitete Gott den Körper seines Statthalters auf Erden aus trockenem Thon und den Geist aus reinem Feuer. Alle Engel bezeugten dem neuen Geschöpf ihre Ehrfurcht, nur Eblis nicht, der deshalb aus dem Paradiese verstoßen wurde, das nun A. erhielt. Im Paradiese ward Eva erschaffen. Aus Rache verführte Eblis die Menschen, und sie wurden auf die Erde herabgestürzt. Des reuigen A. erbarmte sich Gott und ließ ihn in einem Gezelte an der Stelle, wo dann der Tempel zu Mekka stand, durch den Erzengel Gabriel die göttlichen Gebote lehren, die A. treu befolgte, worauf er auf dem Gebirge Arafat nach 200 Jahren die Gattin wiederfand. Er starb und wurde auf dem Berge Abukais bei Mekka begraben. Die spätern Sagen der Juden und Mohammedaner finden sich am ausführlichsten in Eisenmenger's „Entdecktes Judenthum" (Frankf. 1700) und in Herbelot's „Bibliothèque orientale". In dem Emanationssystem der christl. Gnostiker und Manichäer, sowie in der Gnosis der Zabier (s. d.) gilt A. als einer der ersten und heiligsten Äonen.

Adam, von Bremen, Domherr und Scholasticus oder Magister scholarum daselbst, kam wahrscheinlich von Erzbischof Adalbert aus Obersachsen berufen, 1067 nach Bremen, wo er um 1076 starb. Er schrieb hier unter dem Namen „Gesta Hammenburgensis ecclesiae pontificum", sonst „Historia ecclesiastica" genannt, meist nach Urkunden und alten Aufzeichnungen eine Geschichte des Erzbisthums Hamburg von 788 bis zum Tode des Erzbischofs Adalbert 1072, die zugleich werthvolle Beiträge zur Geschichte der nord. Reiche und besonders der nordslaw. Völker enthält, welche der Verfasser den mündlichen Belehrungen des dän. Königs Svend Estrithson verdankte, den er gleich nach seiner Ankunft in Bremen besuchte. A.'s Werk, dem Erzbischofe Liemar (1072—1101) gewidmet, ist die einzige bedeutende Quelle aus jener Zeit für die Geschichte des Nordens, und schon deshalb für den Historiker von äußerster Wichtigkeit. Außerdem empfiehlt es sich auch durch richtige Auffassung und Wiedergebung der geschriebenen und mündlichen Berichte, durch lichtvolle Darstellung und durch eine den Alten nicht ohne Glück nachgebildete Sprache. Nach einer von Bartholin im Kloster Soröe aufgefun-

denen Handschrift wurde A.'s Werk zuerst von Andr. Sever. Vellejus, d. i. Vedel, herau gegeben (Kopenh. 1579); seitdem hat man andere alte Handschriften zu Kopenhagen, Leyd und Wien entdeckt, nach denen ein berichtigter Text in Perz's „Monumenta" (Bd. 9) erschie

Adam (Albr.), einer der ausgezeichnetsten Thier- und Schlachtenmaler der neuern Zeit, Nördlingen 1786 geboren. Von seinem Vater, einem Conditor, zu gleichem Gewerbe bestimm entwickelte er schon früh große Neigung und bedeutendes Talent für die Kunst. Im J. 180 kam er nach Nürnberg, wo er sich völlig für den künstlerischen Beruf entschied, und 1807 na München, wo er fortan seinen Aufenthalt nahm und einflußreiche Gönner fand. Im J. 180 begleitete er den Grafen von Frohberg-Montjois auf den Feldzügen gegen Östreich. Die mi Darstellungen, zu denen ihm dieses Verhältniß reichlichen Stoff gab, fanden allgemeinen Be fall, und veranlaßten endlich den Vicekönig von Italien, A. in seine Dienste zu nehmen. lebte nun einige Jahre in Italien den Studien und dem Genuß der Kunst, bis er 1812 de Vicekönig Eugen auf dem Feldzuge nach Rußland folgte. Im Dec. desselben Jahres kehrte unter großen Gefahren und Beschwerden nach München zurück, ging aber im Gefolge des Vic königs nach Italien, wo er bis 1815 verweilte. Nach dem Frieden gab er mehre Sammlunge von Zeichnungen heraus und fertigte eine Reihe von Schlachtgemälden an, welche sämmtli Scenen aus den Feldzügen darstellen, denen er beigewohnt. Besonders zu nennen ist darunt das große lithographische Prachtwerk, das er unter dem Titel „Voyage pitteresque militair veröffentlichte. In den Sammlungen des verstorbenen Königs Maximilian von Baiern befi den sich viele ausgezeichnete Werke von ihm; ebenso in der Sammlung des Baron Rothschi zu Paris. In neuerer Zeit hat A. mehre bedeutende Bilder gemalt, darunter im Auftrage d Königs Ludwig (1835) die Schlacht an der Moskwa. Auch entwarf er Handzeichnungen für d „Erinnerungen an die Feldzüge der östr. Armee in Italien in den Jahren 1848, 1849" (Münc 1850). In seinen Werken vereinigt sich Leben und Ausdruck mit seltener Klarheit und künstl rischer Gemessenheit. Besonders als Pferdemaler ist A. bisjetzt von keinem Zeitgenossen erreic

Adam de la Hale, genannt le bossu d'Arras, geb. um 1240, ein Mann von Verdienst um die Musik und die dramatische Poesie seines Jahrhunderts. In Paris, wohin er sich gewe det hatte, schloß er sich an Robert II., Grafen von Artois, mit welchem er sich 1282 nach Ne pel begab, wo er um 1287 starb. A. war Dichter und Componist. In den pariser Bibliothek finden sich noch eine Menge Chansons und Liederspiele von ihm. Von großer Wichtigkeit f die Geschichte der Musik ist die Thatsache, daß er zuerst auf freiere Weise mehrstimmig zu schr ben versuchte. Nach der Harmonielehre jener Zeit wagte man in mehrstimmigen Sätzen kei andern Harmonien anzuwenden als ununterbrochene Reihen von Quinten, Quarten und Oct ven, wie es Guido von Arezzo und seine Nachfolger vorgeschrieben. A. hält sich zwar im A gemeinen auch noch an diese Regeln, aber er untermischt sie mit Gegenbewegungen und ande harmonischen Combinationen. Als besondere Merkwürdigkeit seiner Motetten muß auch gelt daß er in die Baßstimme den Cantus firmus mit lat. Worten setzt, und darüber eine oder zwei a dere Stimmen im verzierten Contrapunkt, welche in franz. Worten chansons d'amour singe Eins seiner bis dahin unbekannten Werke: „Le jeu de Robin et de Marion", gewiß d älteste komische Oper, ward 1822 zum ersten mal in Paris von der Gesellschaft der Bibliopl len herausgegeben. In diesem Stücke spielen 11 Personen; es ist eingetheilt in Scenen u der Dialog unterbrochen durch Singstücke. Proben von A.'s Setzart finden sich in Kie wetter's „Geschichte der neuern Musik" (2. Aufl., Lpz. 1846).

Adam (Louis), ausgezeichneter Klavierlehrer, geb. 1758 zu Mietttersholz am Niederrhei genoß wenig Unterricht, aber Talent und eifriges Studium der Werke Händel's, Bach' Clementi's und Mozart's brachten ihn auf die Höhe der Kunstbildung. Siebzehn Jahre ging er nach Paris, wo er sich so auszeichnete, daß er 1797 zum Professor am Conservatoriu ernannt wurde. Unter seine Schüler gehören Kalkbrenner, Chaulieu, Herold und viele ande Namen von gutem Klang. A. starb 3. Dec. 1848. Aus seinen vielen tüchtigen Werken heb wir nur hervor: „Methode de pianoforte du Conservatoire de Paris" (3 Thle., deutsch v Czerny, Wien 1826). — **Adam** (Adolphe Charl.), beliebter franz. Componist, des Vorigen Soh wurde 8. Jan. 1803 zu Paris geboren. Er trat 1817 in das pariser Conservatorium, wo nach Beendigung des Klavierunterrichts sich unter Reicha's und Boyeldieu's Leitung zum Co ponisten bildete. Seine ersten Compositionen bestanden nur in Phantasien und Variationen f Pianoforte, zu denen er die Themen aus den damals beliebten Opern nahm. Später wandt er sich zum Vaudeville und der Operette. Sein erstes bedeutenderes Werk war die Oper „Pier et Cathérine" (1829). Er zeigte hier zwar selbständigeres Talent, doch auch immer noch Leic

m und Oberflächlichkeit der Arbeit. Beiweitem besser war seine nächste Oper „Danilowa" 850), welcher „Le morceau d'ensemble", „Le grand prix", „Le proscrit" folgten, die mmtlich so schnell verschwanden als sie auftauchten. Im J. 1832 schrieb er ein großes Ballet r London. Eine neue Phase seiner Wirksamkeit begann mit der Oper „Le postillon de Longmeau" (1836), die auch außerhalb Frankreich vielen Beifall fand. A. hat sich in dieser Arbeit s einen der bedeutendsten aus Auber's Periode hervorgegangenen Musiker bekundet. Er entickelt Grazie und Eleganz und ein feines Talent für das Komische; doch vermißt man auch arin eine tiefere Empfindung und den Sinn für das Vollendete. Dasselbe gilt von seinen Opern: „Le brasseur de Preston" (1839) und „Au fidèle berger". Geringern Anklang erarb sich „Le diable à quatre" (1845). Auch sein neuestes Werk „Giralda ou la nouvelle syché" ward in Paris ohne großen Enthusiasmus aufgenommen.

Adamberger (Maria Anna), eine der vorzüglichsten deutschen Schauspielerinnen, geb. 32 in Wien, die Tochter des Hofschauspielers Jacquet, betrat schon im Kindesalter mit ihrer chwester Katharina, welche ein früher Tod den schönsten Hoffnungen entriß, die Bühne. Nach nigen Versuchen im tragischen Fache widmete sie sich dem Naiven, und spielte die Rollen dieses achs mit einer bewunderswürdigen Natur, Mannichfaltigkeit und Vollendung. Sie hatte r aus Büchern studirt, aber ihr glücklicher Genius ließ sie die Natur mit einem sichern Gefühl obachten. Seit 1781 war sie mit dem Hofsänger Adamberger vermählt. Im Febr. 1804 rat sie zum letzten male die Bühne; sie starb noch in selbigem Jahre, nachdem sie fast wäh- d eines halben Jahrh. durch hohe Kunstleistungen entzückt hatte. — Ihre talentvolle Tochter ntonie war die Braut Theodor Körner's; ihr sang der unvergeßliche Sänger manches liebe Lied. Im J. 1817 verließ sie die Bühne und verehelichte sich.

Adamiten oder Picarden heißt eine Sekte wilder Schwärmer, die seit dem 15. Jahrh. in hmen und Mähren auftrat, doch durchaus in keiner Beziehung zu den Hussiten steht. Stifer der Sekte soll ein Franzose Picard gewesen sein, der gegen 1400, unter großem Zulauf Männern und Weibern, durch Holland und das nördliche Deutschland bis nach Mähdrang. Picard nannte sich Adam, den Sohn Gottes, verwarf die kath. Abendmahlslehre, Priesterthum, und lehrte die völlige und willkürlichste Gemeinschaft der Weiber. Nachdem ard in Mähren gestorben, verbreitete sich die Sekte besonders in Böhmen, wo sie sich inmitder hussitischen Wirren festzusetzen suchte. Ihre Häupter waren: ein ehemaliger Schmied Ro-, der sich auch „Gott" nannte, Morowetz, Strauß, Konisch, Loquis u. s. w. Auf einer kleinen el, die das Flüßchen Luschnitz (Nebenfluß der Moldau im ehemaligen bechiner Kreise) bildet, ten sie sich eine Festung, in der sie ihr Unwesen trieben, und von wo aus sie die Gegend verten. Sowol die Hussiten wie die Katholiken verabscheuten diese Schwärmer. Ziska begann Verfolgung, schlachtete und verbrannte ganze Scharen von ihnen, und eroberte 1421 auch Insel. Mit ungemeinem Muthe gingen sie in den Tod; doch konnten sie nicht ausgerottet den, und die Spuren ihres Daseins traten immer wieder hervor. Besonders zahlreich zeigten sich stets im chrudimer Kreise, auf den Herrschaften Richenburg, Leutomischl, Landskron, osowitz. Als die östr. Verfassung von 1849 die Religionsfreiheit aussprach, wagte sich die te einigermaßen ans Licht, und suchte, namentlich im Dorfe Stradoun, Proselyten zu ma-n. Nach den officiellen Untersuchungen, die seitdem angestellt wurden, soll ihr Glauben und aus einem Gemisch von Freigeisterei, Quietismus und Communismus bestehen. Die glieder der Sekte sind nur Czechen, dem Handwerker- oder Bauernstande angehörig. Männer wie Frauen beweisen sich im bürgerlichen Leben sehr thätig, sauber, schweigsam, überhaupt llos. In nächtlichen Zusammenkünften, die sie entkleidet halten, sollen sie jedoch weder Ehe h Verwandtschaft beachten. — **Adamiten** oder **Adamianer** nannte man auch eine kirch-e Sekte gnostischer Richtung im 2. Jahrh., die durch Enthaltsamkeit von sinnlichen Lüsten Begierden den Stand der Unschuld vor dem Sündenfall zurückrufen wollte. Sie verten darum die Ehe und gingen zur Übung der Enthaltsamkeit nackend. Einmal in den d der Unschuld versetzt, soll für sie der Grundsatz gegolten haben, daß jede Handlung gleichtig, also weder gut noch böse sei. Das zügelloseste Treiben war die Folge dieser Lehre. — religiöse Verirrung der sogenannten Adamiterei ist übrigens, wenn auch unter verschiede- Formen und Beschönigungen, in allen Jahrhunderten bis in die neueste Zeit vorgekommen.

Adams (John), zweiter Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas, 1797—1801, der ersten Staatsmänner seines Vaterlandes, aus einer ehemaligen Puritanerfamilie, die aus England nach Massachusetts auswanderte, wurde dort zu Braintree 19. Oct. 1735 ren. Vor der Revolution zeichnete er sich als Rechtsgelehrter aus. Schon 1765 schrieb

er in der bostoner Zeitung einen Versuch über das kanon. Recht und das Feudalrecht, der 1
in London wieder abgedruckt und 1783 mit seinem Namen in Philadelphia herausgegeben w
Im J. 1774 wurde er von Massachusetts in den Congreß gewählt, welcher in demselben J
in Philadelphia seine Sitzungen eröffnete. Er nahm an den Berathungen den thätig
Antheil, und als er im folgenden Jahre wieder im Congreß erschien, war er es, der Wash
ton's Wahl zum Oberbefehlshaber durch seine Entschiedenheit mit beförderte. Vereint
Lee und Jefferson gelang es ihm, dem Gedanken einer Trennung vom Mutterlande in
mehr Eingang zu verschaffen, und schon im Mai 1776 machte er den Antrag, die republi
sche Regierungsform einzuführen. Nur Pennsylvanien zögerte damals, indem Dickerson,
einflußreichste Abgeordnete dieses Staats, noch immer an eine Versöhnung mit England gla
Doch wurde dem Antrage Lee's auf Unabhängigkeitserklärung Bahn gemacht, dessen Anna
am 4. Juli 1776 den Vereinigten Staaten die Freiheit brachte. A. und Jefferson waren ge
worden, die Unabhängigkeitserklärung zu entwerfen; doch, wie jetzt erwiesen, ist Jeffe
allein der Verfasser derselben. Im J. 1777 wurde A. nach Frankreich gesendet, wo bei s
Ankunft das Bündniß durch Franklin, mit dem er übrigens nicht auf dem besten Fuße st
bereits abgeschlossen war. Nach seiner Rückkehr ward er vom Staate Massachusetts zum
gliede des Ausschusses erwählt, der das neue Grundgesetz entwerfen mußte. Bald na
schickte ihn der Congreß wieder nach Europa, um Friedensunterhandlungen mit Großbritan
anzuknüpfen. Er kam 1780 in Paris an, wo ihm aber die Eifersucht des franz. Cabinets
seine Abneigung gegen Frankreich, sowie seine Eifersucht gegen Franklin, viele Schwierigk
in den Weg legten. In demselben Jahre ging er als Gesandter nach Holland, und wußte s
durch geschickte Unterhandlungen als durch geistreiche Aufsätze die Regierung und die öffen
Meinung für sein Vaterland zu gewinnen. Er blieb in Holland bis 1782, wo er nach P
zurückkehrte, um in Verbindung mit Franklin, Jay, Jefferson und Laurens den Frieden
England abzuschließen. Als der erste Gesandte der Union kam er 1785 nach London. Georg
welcher wußte, daß A. keine Vorliebe für Frankreich hegte, sagte ihm, er freue sich, einen Ge
ten zu empfangen, der kein Vorurtheil für Frankreich, den natürlichen Feind seiner Krone,
„Ich habe nur für mein Vaterland ein Vorurtheil", erwiderte A. In London gab er die „
fence of the constitution and government of the United States" (3 Bde., 1787) he
Als er 1787 nach Amerika zurückgekehrt war, beförderte er mit Alex. Hamilton und an
Anhängern der föderalistischen Partei die Veränderungen der Verfassung, welche das Ans
des Congresses, den einzelnen Staaten der Union gegenüber, befestigten. Nach der Einfüh
des neuen Staatsgrundgesetzes wurde er zum Vicepräsidenten erwählt, und als Washingto
1797 zurückzog, zum Präsidenten. Hatte er sich schon früher unter der demokratischen P
Feinde gemacht, so ward er durch die Maßregeln, die er zur Erhaltung der Nationalwürde g
die Anmaßungen Frankreichs ergriff, mehr aber noch durch seine entschiedene Vorliebe für
erblichen Adel noch unbeliebter. Als 1801 die Zeit seiner Amtsdauer verflossen war, siegte
ferson bei der Wahl durch die Entscheidung Einer Stimme. A. zog sich auf sein Landgut Qu
zurück, wo er sich eifrig mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Seitdem erhielt er manche e
volle Beweise des Vertrauens seiner Landsleute. Schon 85 Jahre alt, arbeitete er noch 1
als Mitglied des Ausschusses, welcher zur Durchsicht der Verfassung des Staats Mass
setts erwählt wurde. A. starb zu Neuyork am 4. Juli 1826, dem funfzigsten Jahresfeste
Tages, wo er im Congresse die Unabhängigkeit seines Vaterlandes ausgerufen hatte.

Adams (John Quincy), der sechste Präsident der Vereinigten Staaten Nordamer
1825—29, der Sohn des Vorigen, wurde in Massachusetts 11. Juli 1767 geboren.
begleitete schon im Knabenalter seinen Vater nach Europa, und brachte einen großen Thei
ner Jugend zuerst in Paris, dann im Haag und zuletzt in England zu. Zur Zeit der Präsi
schaft des Vaters wurde er als Gesandter nach Berlin geschickt. Als solcher bereiste er S
sien und gab im „Portfolio", einer Zeitschrift von Philadelphia, die Beschreibung dieses La
in Briefen heraus, die ins Deutsche und Franz. übersetzt wurden. A. theilte ganz die Ansi
seines Vaters. Sobald daher Jefferson 1801 zum Präsidenten gewählt war, rief ihn
selbe aus Berlin zurück. Er ließ sich nun als Professor der Beredtsamkeit an der Unive
Harvard in Massachusetts nieder, dem Hauptsitz der föderalistischen Partei, vertauschte
bald diese Laufbahn mit der politischen, und wurde später als Senator dieses Staats nach
shington gesandt. Hier war er ein eifriger Vorkämpfer der föderalistischen Partei, obglei
später mit vieler Gewandtheit die Rolle zu wechseln und sich zur Partei Madison's
zuneigen schien. Madison sandte ihn als bevollmächtigten Minister nach Rußland, sodann

England, in welcher Eigenschaft er 1814 mit den nach Gent gesandten Commissarien der amerik. Regierung an den Friedensunterhandlungen mit England theilnahm. Monroe, nachdem er Präsident geworden, rief A. zurück und ernannte ihn 1817 zum Staatssecretair. Nach Monroe's Rücktritt erhielt A., unter einem harten Wahlkampf mit Jackson, im Febr. 1825 die Präsidentschaft, hatte aber beständig gegen demokratische Majoritäten anzukämpfen. Obschon er sich populär zu machen suchte, indem er die Umtriebe seiner frühern politischen Freunde verrieth, vermochte er doch die wachsende Partei der Demokraten nicht zu gewinnen. Als er im März 1828 sein Amt niederlegte, wurde General Jackson zum Präsidenten gewählt. A. zog sich nun auf sein Landgut Quincy in der Nähe von Boston zurück, wurde aber 1830 von seinem Districte in das Repräsentantenhaus gewählt, wo er fortan die Partei der Abolitionisten (s. d.) vertrat, und das Haus durch seine unausgesetzten Petitionen in der Sklavenangelegenheit mehrmals gegen sich aufbrachte. Im J. 1842 reichte er sogar, nur um das Petitionsrecht in abstracto aufrecht zu erhalten, eine Petition um Aufhebung der Union ein, was man ihm besonders übel nahm. A. starb zu Washington während der Congreßsitzung vom 17. Febr. 1848. Er war unter den amerik. Staatsmännern alter Schule der gewandteste und mit den europ. Verhältnissen vertrauteste Diplomat.

Adams (Samuel), geb. 27. Sept. 1722 zu Boston, studirte Theologie, fing aber dann einen kleinen Handel an und wurde Steuereinnehmer. Schon auf der Universität Harvard hatte er den Satz vertheidigt: „Es ist erlaubt, der höchsten Gewalt Widerstand zu leisten, wenn der Staat nicht anders gerettet werden kann." Im J. 1765 zum Mitgliede der gesetzgebenden Versammlung von Massachusetts erwählt, war er bis zu Ende des Unabhängigkeitskrieges einer der eifrigsten Verfechter der Volkssache. Er gab zuerst die Idee an, Volksgesellschaften zu errichten, die miteinander correspondirten und ihren Vereinigungspunkt in Boston hatten, wodurch der Revolution ein mächtiger Vorschub geleistet ward. A. ward darum als Abgeordneter zum Congreß gesandt, und nahm hier den bedeutendsten Antheil an der Unabhängigkeitserklärung. Darauf leitete er die Berathungen über die Verfassung von Massachusetts. Washington liebte er nicht, denn sein kühner und heftiger Charakter bildete den schroffsten Gegensatz zu des Erstern Ruhe und Besonnenheit. Im J. 1794 wurde A. Gouverneur von Massachusetts; 1797 trat er aus dem öffentlichen Leben zurück. Arm wie er gelebt hatte, starb er zu Boston am 2. Oct. 1802. Sein kümmerliches Äußere stand im Widerspruch mit der Kraft seines Geistes.

Adamsapfel oder **Paradiesapfel**, ist eine Orange (Aurantiaca) mit goldgelber, tiefgenarbter Schale, um deren Fruchtboden in einem Kreis größere Vertiefungen sichtbar sind, welche eine große Ähnlichkeit mit dem Bisse von Menschenzähnen haben. Aus diesem Grunde hat die Sage auch die Frucht zu der verbotenen des Paradieses gestempelt und ihr den Namen gegeben. Sie ist indessen erst in neuerer Zeit, wie sämmtliche übrigen Aurantiaceen, von China aus nach Europa gebracht worden. — **Adamsapfel** wird auch der vorn, etwa in der Mitte des Halses, besonders bei Männern und magern Personen hervorstehende obere Theil des Kehlkopfes genannt, welcher dem Schildknorpel angehört, und seinen Namen dem Glauben verdankt, daß beim Sündenfalle ein Theil des genossenen Apfels dem Adam in der Kehle stecken geblieben und als Wahrzeichen auf alle seine männlichen Nachkommen vererbt sei. Daß bei Frauen der Adamsapfel nicht so deutlich sichtbar wie bei Männern ist, liegt darin, daß jene überhaupt einen weit kleinern Kehlkopf und einen dickern, fettern Hals haben.

Adams-Pik nennen die Europäer nach dem Vorgange der Araber den höchsten Gipfel der Insel Ceylon, welcher 7000 engl. F. über die Meeresfläche emporragt. Die Einheimischen nannten ihn früher Sumanokuta, Götterberg, oder auch Subhakuta, der glänzende Berg. Sein jetziger Name ist Samanella, d. h. Fels des Berggottes Samen. Von den Buddhisten wird er Seipada, d. i. Fußstapfe des Glücks, genannt, weil dort noch eine Spur von Buddha's Fuß sichtbar sein soll. Dieser Fußstapfe besteht in einer fünf F. langen und zwei F. breiten Vertiefung, die mit einem Ringe von Messing eingefaßt ist, an dem einige Edelsteine von geringem Werthe angebracht sind. Man besteigt den Gipfel theils durch Treppen, die im Berge eingehauen sind, theils durch eiserne Ketten, die am Felsen befestigt wurden. Eine Legende der Araber erzählt, Adam habe hier seine Vertreibung aus dem Paradiese bejammert, und solange auf einem Fuße gestanden, bis ihm Gott verziehen.

Adána heißt eine türk. Statthalterschaft (Eyalet) im Südosten Kleinasiens, an der Nordwestgrenze Syriens, im Bereich des alten Ciliciens, nach der Hauptstadt Adána, die am Sihan, dem Sarus der Alten, liegt und ungefähr 30000 E. hat. Die Stadt ist sechs deutsche Meilen von Tarsus in nordwestlicher Richtung auf der Straße nach Aleppo entfernt. Sie beherrscht die

Pässe des nördlich sich steil erhebenden Taurusgebirges, wird südlich von einer weiten Küs
ebene des Busens von Skanderum umschlossen, und treibt als ein Verbindungsposten zwis
Syrien und Kleinasien beträchtlichen Handel. Pompejus bevölkerte den Ort mit Seeräube
die syr. Könige erhoben ihn unter dem Namen Antiochia ad Sarum zu einer Stadt. Auf
Ruinen Antiochias erbaute später der Khalif Harun-al-raschid die Stadt A., welche zu
Zeiten des armen. Königreichs Cilicien von viel größerer Bedeutung war, als jetzt. Die L
eines nordwestlichen Schlüssels zu Syrien gab ihr in den Differenzen zwischen Mehemed
und der Pforte eine neue Bedeutung. Die große Masse der Bevölkerung besteht aus Türk
doch leben hier auch Griechen und Armenier. Der armen. Geograph Indschidschean gibt
Anzahl seiner Landsleute auf 1000 Familien an, was sicherlich sehr übertrieben ist. Die Lage,
Geschichte und Alterthümer A.s werden sehr ausführlich beschrieben in dem Werke von M
giore: „A. città del Asia minore" (Palermo 1842).

Adanson (Michel), berühmter franz. Botaniker, geb. zu Aix 7. April 1727, entsagte d
geistlichen Stande, für den er bestimmt war, um sich dem Studium der Naturgeschichte zu w
men. Vorzüglich war es das Linné'sche System, welches ihn zur Nacheiferung anreizte. Ka
21 Jahre alt, ging er 1748 an den Senegal, weil er glaubte, daß die Ungesundheit dieser Gege
noch lange die Naturforscher abhalten würde, sie zu untersuchen. Er sammelte daselbst unerm
liche Schätze in allen Naturreichen. Da er bald das Mangelhafte der bisherigen Eintheilun
methoden fühlte, bemühte er sich, sie durch eine allumfassende zu ersetzen. Nach einem fünfjä
gen Aufenthalte kehrte er in sein Vaterland zurück und legte der franz. Ostindischen Compag
1753 den Plan vor, auf der Küste Afrikas eine Ansiedelung anzulegen, in welcher alle Coloni
erzeugnisse angebaut werden sollten, ohne Negersklaven zur Arbeit zu gebrauchen. Der V
schlag blieb damals unbeachtet. Als aber 1760 die Engländer die Niederlassung am Sene
besetzten, suchten sie ihn durch glänzende Anerbietungen zur Mittheilung seines Plans zu be
gen, was er jedoch patriotisch ausschlug. Die erste Frucht seiner naturhistor. Forschung
war die „Histoire naturelle du Sénégal" (Par. 1757). Durch das Werk „Familles d
plantes" (2 Bde., Par. 1763) wollte er der Botanik eine neue Gestalt geben; allein geg
Linné vermochte er nicht aufzukommen. Er hatte bereits Vorbereitungen zu einer neuen A
gabe dieses Werks gemacht, als er den Plan zu einer vollständigen Encyklopädie faßte. In
Hoffnung, daß Ludwig XV. dieses Unternehmen unterstützen werde, sammelte er die Material
und legte 1775 der Akademie den Plan vor, der zwar Staunen erregte, aber nicht nach des V
fassers Erwartung begutachtet wurde. Außer einigen schätzbaren Memoiren, die er der Akade
überreichte, gab er nichts weiter heraus; die Idee, seinen großen Plan auszuführen, beschäfti
ihn allein und erschöpfte auch seine Mittel. Während der Revolution gerieth er in eine traur
Lage. Als das Nationalinstitut ihn einlud, einen Platz unter den Mitgliedern einzunehme
antwortete er, daß er der Einladung nicht folgen könne, weil er keine Schuhe habe. Man bew
ligte ihm nun eine Pension. Bis an seinen Tod, 3. Aug. 1806, war A. unablässig mit der Au
führung jenes großen Entwurfs beschäftigt; er hinterließ ausgedehnte handschriftliche Sam
lungen. Nach ihm ward eine Pflanzengattung **Adansonia** (s. **Affenbrotbaum**) benannt.

Adäquat (vollkommen angemessen) heißt eine Vorstellung in Beziehung auf ihren Gege
stand, wenn dessen wesentliche Merkmale in ihr zusammengefaßt sind. Ein Begriff ist adäqu
wenn er das Wesen Dessen, was er bezeichnet, vollständig enthält. Eine Definition oder E
klärung eines Gattungsbegriffs ist adäquat, wenn sie diesen Begriff nach seinen wesentlich
Merkmalen bestimmt. Eine Erkenntniß ist adäquat, wenn sie der Beschaffenheit ihres Gege
standes genau und vollständig entspricht, wie z. B. die mathematische Erkenntniß.

Ad Calendas graecas, ein röm. Sprüchwort, das so viel als: nimmermehr! niemals! b
zeichnet. Calendae hieß nämlich im röm. Kalender der erste Tag eines jeden Monats, der i
Verkehr gewöhnlich auch als Zahl- und Zinstag galt. Da nun die Griechen keine Calend
besaßen, so mußte die Verweisung darauf eine abschlägige Antwort, oder die Verweigerung ein
Versprechens, einer Bezahlung u. s. w. in sich schließen. Kaiser Augustus soll sich häufig dies
Ausdrucks bedient haben, der dann als Sprüchwort in den Volksmund überging.

Adcitation, die Vorladung eines Dritten zu einem bisher unter zwei Andern geführt
Proceß, um darin als mitstreitender Theil aufzutreten. In der Regel wird sie nur auf Antr
einer Partei erfolgen. Bald wird der Adcitat als Streitgenosse, bald zur Vertheidigung ein
selbständigen Rechts vorgeladen.

Adda, ein linker Nebenfluß des Po, entspringt unweit Bormio in Graubündten, u
bildet im obern Laufe das alpinische Längenthal des Veltlin. In reißendem Laufe geht er d

Sondrio vorüber, wird im N. von den steilen Abfällen des Westflügels der Rhätischen Alpen, im S. von den Ortelalpen begleitet, wendet sich dann nach einer Laufentwickelung von 82 ital. M. scharf nach S. und erfüllt das Becken des Sees von Como, wie dessen Südostarm, den See von Lecco. Denselben verläßt er mit der Bildung des Lago di Olginate als ein ruhiger, schiffbarer Strom der lombard. Ebene, speist mehre Kanäle, bespült Lodi und Pizzighetone, und mündet nach einem Laufe von 160 ital. M. oberhalb Cremona in den Po.

Addington (Henry), brit. Staatsmann, s. Sidmouth.

Addiren oder **Summiren**, eine der vier Grundoperationen der Arithmetik, der sogenannten vier Species, ist das Vereinigen zweier oder mehrer gegebener Zahlen zu einer einzigen, welche dann den Inbegriff sämmtlicher in ihnen enthaltenen Theile bildet. Die gegebenen Zahlen heißen Addenden oder Summanden, die gesuchte Zahl heißt Summe. Soll die Addition ausgeführt werden, so müssen die Addenden unter sich gleichartige Zahlen sein, d. h. es muß ihnen eine und dieselbe Einheit zum Grunde liegen. Ist diese Bedingung nicht erfüllt, so kann die Addition nur angedeutet werden, was dadurch zu geschehen pflegt, daß man die Addenden durch das Pluszeichen (+) miteinander verbindet.

Addison (Jos.), bekannt als Dichter, Gelehrter und Staatsmann, verdankt seinen großen Ruf der von seinem Jugendfreunde Steele (s. d.) begründeten, ihren Hauptwerth aber lediglich den Beiträgen A.'s verdankenden Wochenschrift „The spectator", deren achter Band von A. allein verfaßt ist. Sie war die erste ihrer Art in England, auf die Bildung der Nation von bedeutendem Einfluß, und genießt noch heute das Ansehen der Classicität. A. stellte darin ein Gemälde der Sitten seiner Zeit auf, indem er, Charakterbilder entwerfend, die herrschenden Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten aufdeckte und dabei in der vielseitigsten Weise Ernst und Scherz verband, durchweg mit hohem Talent, geläutertem Geschmack und gesundem Blick zu Werke gehend. Er bewirkte eine wahre Reform, indem er, die Frivolität der vorhergehenden Zeit verschmähend, den Witz mit der Tugend versöhnte, d. h. die reinste Sittlichkeit in geistreicher, anziehender Weise vertrat. Geboren 1. Mai 1672 in Wiltshire, der Sohn eines sowol durch theol. Schriften wie durch lehrreiche Mittheilungen über die Berbern bekannten höhern Geistlichen, bezog A. mit 15 Jahren die Universität Oxford, wo er durch seine lat. Verse so viel Aufsehen machte, daß ihm eine Stelle in dem reichen Magdalenencollegium ungesucht zu Theil ward. Hier blieb er zehn Jahre. Dann ward er durch Montague und den Lordkanzler Somers bestimmt, sich dem Staatsdienste zu widmen. Somers verschaffte ihm eine Pension von 300 Pfd. St. A. behielt seine Collegiatur bei und ging nun, zur Diplomatie bestimmt, nach Frankreich, um sich in der franz. Spache festzusetzen. Der ausbrechende Spanische Erbfolgekrieg trieb ihn nach Italien, welche Reise er beschrieben hat. Erst gegen Ende 1703 kam er über die Schweiz und Deutschland nach England zurück. Der Regierungswechsel hatte ihn um den ihm zugedachten Posten gebracht, und er war einige Zeit selbst in Geldbedrängniß. Da ersuchte ihn Lord Godolphin um ein Gedicht auf die Schlacht von Blenheim, und für diese berühmte Ode erhielt er eine Stelle, welche Locke bekleidet hatte. Als Halifax wieder ins Ministerium trat, wurde A. 1706 Unterstaatssecretair, begleitete Halifax nach Hanover, trat ins Parlament und ward 1708 erster Secretair von Irland. Zwar fiel er 1710 mit den Whigs, doch war er auch bei den Tories so geachtet, daß man ihm eine Sinecure ließ. Im J. 1713 erschien sein Trauerspiel „Cato", dessen politische Beziehungen beide Parteien sich zu Gunsten deuteten und es deshalb mit Beifall aufnahmen. Mit dem Tode der Königin Anna wurde er Secretär der Lords-Regenten, ging dann wieder nach Dublin, kam 1715 ins Handelsamt, heirathete 1716 die verwitwete Gräfin von Warwick, welche Ehe ihn nicht glücklich gemacht haben soll, und ward 1717 wider seinen Wunsch Staatssecretair. Wiederholte Krankheitsanfälle nöthigten ihn aber schon 1718, sein Amt niederzulegen, und rafften ihn am 17. Juni 1719 hinweg. Sein Charakter wurde von allen Parteien geachtet. Äußerst schüchtern in größern Versammlungen, war er der anziehendste und fröhlichste Gesellschafter in kleinern Kreisen, wie er denn auch im Parlament zu Dublin, nicht aber in dem zu London, als Redner wirkte. Lord Chesterfield sagte von ihm, er habe nie einen bescheidenern und linkischern Menschen gesehen. Er ruht in der Westminsterabtei. Seine Schriften, darunter die sehr bekannte: „Evidence of the christian religion", kamen seit 1721 in London oft heraus, und wurden auch fast sämmtlich ins Deutsche übersetzt. Vgl. Aikin, „The life of A." (2 Bde., Lond. 1843), und Macaulay, „Critical and historical essays" (Bd. 2).

Additionalacte, Zusatzacte, hieß das Gesetz vom 22. April 1815, welches Napoleon bei seiner Rückkehr von Elba in der Form eines Zusatzes zu den Constitutionen des Kaiserreichs

gab, welches aber eigentlich einen vollständigen Übergang zu dem System des constitutionell Staats, im Sinn der Charte Ludwig's XVIII., enthielt. Die gesetzgebende Gewalt wurde zw schen dem Kaiser und den beiden Kammern getheilt, von denen die Pairskammer erblich sein, Repräsentantenkammer auf fünf Jahre gewählt werden sollte.

Adel. Die Geschichte und der politische Werth eines erblichen Adels, d. h. eines Stand welcher vorzügliche bürgerliche Ehre, häufig auch mehr oder weniger Vorrechte vor den übrig Angehörigen des Staats blos durch die Geburt, nicht durch eigene Verdienste besitzt, ist the einer der wichtigsten und bestrittensten Punkte in den Betrachtungen über die bürgerliche Ges schaft, theils auch, ungeachtet einer zahllosen Menge Schriften, noch nicht einmal histori hinreichend aufgeklärt. Der Adel erscheint dabei mit einer solchen Mannichfaltigkeit seiner F men und Verhältnisse zu andern Classen der Gesellschaft, und selbst die Grundlagen sein Daseins sind von so großer Verschiedenheit, daß ein allgemeines Urtheil darüber nicht mögl ist, und man nur die beiden äußersten Sätze als gleich unrichtig verwerfen muß, daß nämlich e solcher erblicher Standesunterschied jedem Volke oder doch der Monarchie stets unentbehrli oder daß er niemals nützlich, ja sogar unter allen Verhältnissen schädlich gewesen sei. In bisherigen Geschichte der Völker ist fast bei allen eine Periode bemerklich, in welcher die einzig wahren Güter der Menschheit, echte Aufklärung, Gerechtigkeit und Sittenreinheit, Begeisteru für das Schöne und Gute, nur durch eine auserwählte Classe gepflegt und erhalten wurde aber auch eine andere, in welcher eben diese Güter, ohne welche der Staat gar keinen Wer noch vernünftigen Zweck hat, von derselben Classe, wo nicht mit Füßen getreten, doch jedenfal nicht mehr durch sie getragen worden sind. Namentlich die Geschichte der Monarchie, von d ältesten Zeiten bis auf die neuesten, zeigt klar, daß die Staatsregierungen in Handhabung d Gerechtigkeit, der Ordnung und des Friedens öfters vom Adel gehindert wurden, welcher si nur sehr schwer zum bürgerlichen Gehorsam gewöhnte, so leicht er auch der Macht zu schm cheln lernte, wenn er selbst seinen Theil an derselben hatte. War dies Letztere nicht der Fall, haben oft die edelsten Monarchen und größten Staatsmänner ihre Kräfte vergebens versu gegen das Übergewicht, welches dem Adel sein großer Länderbesitz und eine zahlreiche Clien gaben, und wodurch die Monarchie nicht selten ohnmächtiger wurde als in irgend einer constit tionellen Verfassung der neuern Zeit. Die meisten frühern Staatsrevolutionen sind durch d Unzufriedenheit der Großen angestiftet worden, und während wenigen Fürsten Krone und Leb durch Empörungen des Volks entrissen wurden, haben viele Beides durch Meutereien u Factionen der Vornehmen verloren. Es kommt in einem solchen Kampfe gar leicht dahin, da die Monarchie sich der That nach zu einer Magnatenrepublik auflöst, und von dieser ist d Schritt zu einer solchen auch dem Namen nach, d. i. zur Einführung eines herrschenden Sena der bevorrechteten Geschlechter, nicht sehr groß. Was früher den Patriziern in Rom und in V nedig gelang, war auch in Polen und Schweden in neuerer Zeit dem Ziele sehr nahe und früh selbst in England sehr weit gediehen. Montesquieu's berühmtes Wort „Point de monarqu point de noblesse; point de noblesse, point de monarque" ist einer der größten Irrthüm jenes großen Staatsmannes. Kant bezeichnete den Erbadel als einen Rang, der vor dem Ve dienste vorhergeht und dieses nicht zur nothwendigen, ja nicht einmal zur gewöhnlichen, Fol hat. Die Vernunft gebietet keinen höhern, ja überhaupt keinen andern Werth im Menschen a zuerkennen als den moralischen reiner Menschlichkeit, Tugend und sittlicher Schönheit; Gerechtigkeit verlangt, daß der Staat seine Wohlthaten allen Bürgern ohne Unterschied zukom men lasse, daß er Allen rechtliche Sicherheit mit gleichem Erfolg gewähre, und daß er nicht eine kleinen Theile gestatte, sich die übrigen dienstbar zu machen. Allein aus diesem Allen folgt nich daß der Erbadel schlechterdings mit der Bestimmung der Staaten unverträglich sei. Wo er ei mal historisch begründet ist, kann zwar der gesetzgebenden Macht nicht verwehrt werden, ih aufzuheben; allein es ist doch keine unbedingte Nothwendigkeit dazu vorhanden, wenn nur d Vorrechte des Adels so weit beschränkt sind, als die Gerechtigkeit gegen die Andern es verlang

Von der historischen Seite betrachtet, findet man allerdings Erbadel fast überall in der Kin heit der Völker, bei den alten wie bei den neuern Völkern, und sein Ursprung, welcher sehr ve schiedene Ursachen gehabt zu haben scheint, bald die Unterwerfung durch Waffengewalt, bald ein höhere Cultur oder Bewahrung religiöser Geheimnisse, verliert sich in das Dunkel der vorhist rischen Zeit. Der Priesteradel der ältesten Zeit hat aber überall dem Kriegeradel weichen müssen die Kaste der Brahminen in Indien hat die Gewalt an die Kaste der Kschadrigas oder Kriege verloren, obgleich die Häuptlinge auf den Inseln des Indischen Meeres noch jetzt den Abkömm lingen des ältern Adels, über welche sie unbeschränkte Gewalt üben, die größte Ehrerbietun

beweisen müssen. Bei den germanischen Stämmen, welche dem neuern Europa seine jetzige Gestalt gaben, finden sich in den ältern Zeiten nur schwache Spuren des Erbadels, welcher sich später als allgemeines europ. Institut ausgebildet hat. Zwar scheinen viele von ihnen ein regierendes Geschlecht anerkannt zu haben, wie die Sachsen, Dänen und Normannen das Geschlecht Odin's in ihren Asen, die Westgothen ihre Balthen, die Ostgothen ihre Amaler, die Baiern ihre Agilolfinger: Geschlechter, welche zu ihren Völkern in demselben Verhältnisse gestanden zu haben scheinen, wie die Inkas bei den Peruanern, indem ihre Stifter mit so überlegener Bildung unter das Volk traten und ihm so große Wohlthaten mitbrachten, daß man ihnen göttliche Abkunft zuschrieb und diese noch lange Zeit hindurch in ihren Nachkommen ehrte. Aber sonst haben Franken, Sachsen, Dänen, Normannen, Schweden und die meisten andern Völker des Nordens keinen Erbadel gehabt; die Athelinge der Sachsen sind ausschließlich Mitglieder des herrschenden Geschlechts, und häufig werden nur die Thronfolger mit diesem Namen bezeichnet. Die Antrustionen und Leude (lili, leudes) der Franken, die Degene (thaini, thegnas u. s. w.) der Sachsen, die Hirdmänner und Dingmannen der Dänen und Normannen sind keine Edelleute im modernen Sinne, sondern eine Fortsetzung des alten Gefolges (s. d.), wie solches schon Tacitus beschreibt, und welches sich durch den später hinzugekommenen lehnbaren Landbesitz allerdings allmälig zum Erbadel umbildete. Die Grafen der Franken, die Aldermänner und größern Thane der Engländer, sowie die Jarls (in England Earls) der Dänen sind Ämter, zu denen Jeder gelangen konnte, den Verdienst und Glück emporhoben. Der eigentliche Erbadel entstand erst in Frankreich und Deutschland mit dem Fall der karolingischen Dynastie, in England mit der normännischen Eroberung im 10. und 11. Jahrh., d. h. mit der Erblichkeit der Lehen, und dieses Institut verbreitete sich nachher durch das ganze Europa; denn von dieser Zeit an befestigte sich die Erblichkeit theils der Würden, theils des Landbesitzes. So ist z. B. in England das Grafenamt niemals allgemein erblich geworden, wol aber die Würde des Earl, welcher Name bald den allgemeinern, auch Stadt- und Gemeindevorstehern zukommenden Namen der Aldermänner verdrängte; der Grafentitel hingegen (gerefa, Gräve, d. i. Richter, exactor fiscalis) ist dort den untern Beamten als scire-gerefa (sheriff), port-gerefa ausschließlich geblieben. Unter mannichfaltigen Formen und Combinationen schied sich nach und nach der Stand der Vornehmen (der Fürsten, Grafen und Herren), oder der hohe Adel, und der Stand der Kriegsmannschaft, oder der zu Kriegs- und Hofdiensten verpflichteten Ritterschaft, wiewohl letzterer nicht immer für vollkommen frei angesehen wurde, indem er die Ministerialen (s. d. und Lehen) in seinen Reihen zählte, von dem Stande der zu gemeinen Diensten verpflichteten Bauern und Städtebewohner.

Die weitere Ausbildung dieser Standesunterschiede nahm nun in den verschiedenen Ländern Europas einen sehr abweichenden Gang. In England, Schottland und Spanien, auch zum Theil in Italien wurde der höhere Adel, der Stand der Herren oder Barone, nun Majoratsadel, d. h. die Titel desselben erben nur auf den ältesten Sohn fort. Die jüngern Söhne treten, wenn sie auch im gemeinen Leben einige Auszeichnung genießen (ihr Rang in England ist gesetzlich), doch dem Wesentlichen nach in die Masse des Volks zurück. Sie ergreifen alle Arten von Geschäften; sie widmen sich nicht blos der Kirche und dem Kriegsdienste, sondern werden auch Advocaten, Richter, Kaufleute und Fabrikherren. In England ist die Vererbung des hohen Adels mehr persönlich geblieben. Es gibt zwar titulirte Lehen, auf denen auch gewisse Ehrenrechte und Gerechtigkeiten haften, deren Ausübung jedem Besitzer zusteht; allein zum hohen Adel (Nobility) darf sich der Besitzer derselben nicht rechnen, wenn er nicht besonders dazu erhoben worden ist. In Spanien und Italien hingegen geschieht die Vererbung des höhern Adels (titulados, Fürsten, Herzoge, Marquis und Grafen) auf eine mehr dingliche Weise, indem die Titel, abgerechnet, daß sie auch vom Monarchen creirt werden, auf Gütern und zum Theil auf sehr kleinen Lehnschaften ruhen. Daher die Menge Grafen im obern Italien, die ehemaligen Conti di terra-ferma von Venedig. Die großen span. Familien bringen auf diese Weise eine große Menge solcher Titel (Hüte genannt), zuweilen 4—500, zusammen, und setzen ihren Stolz in diese Zahlen. In Frankreich ist der Adel an sich ein gemeinschaftliches Recht der ganzen Familie, auch der jüngern Söhne. Nur die Pairie und die Lehngüter wurden schon vor der Revolution nur nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt. Die jüngern Söhne mußten ihr Glück in der Armee und in der Kirche suchen; aber bürgerliche Gewerbe, selbst die Kaufmannschaft, zogen den Verlust des Adels nach sich. In England brachte es auch der hohe Adel nie zur Landesherrlichkeit (s. d.); nur einige Provinzen, welche früher Apanagen königlicher Prinzen waren

(Lancaster und Cornwallis) und einige Bisthümer (Durham, Chester, die sogenannte Ins Ely und vorzüglich die dem Herzoge von Athol gehörige Insel Man) hatten als Pfalzgrafscha ten (counties palatine) untergeordnete Regierungsrechte. In Frankreich bildete sich die Lande hoheit der alten großen oder fürstlichen Lehen, der Herzogthümer Normandie, Bretagn Guienne und Burgund, der Grafschaften Toulouse, Champagne, Flandern, und der zum K nigreich Niederburgund oder Arelat gehörigen Länder Dauphiné, Provence, Franche-Comt Venaissin u. s. w. sehr früh aus, da die letzten schwachen Karolinger (s. d.) ihre Besitzungen un Macht an die Großen des Reichs größtentheils verloren hatten; vollendet wurde sie durch d Thronbesteigung Hugo Capet's. Aber die Krone Frankreich hatte das Glück, alle diese groß Lehen nach und nach mit den Königslanden zu vereinigen, sodaß nur wenige kleine Souverän täten, z. B. die Fürstenthümer Bouillon, Dombes, Orange, Avignon und Venaissin u. a., si bis in die neuere Zeit erhielten. Von Ludwig IX. an wurden die Appellationen von den Bar niegerichten an die königl. Oberämter und Parlamente gebracht, und in Folge davon nach un nach die Ausübung aller Souveränetätsrechte dem Throne vorbehalten; endlich aber ward d Magnatenaristokratie unter Ludwig XIII. von Richelieu gänzlich unterdrückt. (S. **Pairie.**)

Anders war, was den hohen Adel betrifft, der Gang der Dinge in Deutschland. Hier erlang ten die alten mächtigen Herzoge von Sachsen, Baiern, Franken, Schwaben, Lothringen, und na ihnen die Markgrafen im Osten und Norden des Reichs um dieselbe Zeit, wie in Frankreich dieselben landesherrlichen Rechte, und das Grafenamt wurde theils erblich, theils ein Zubehö der geistlichen Stifter. Den Kaisern gelang es zwar, diese alten Fürstenthümer aufzulösen; s selbst aber gewannen wenig dabei, denn an die Stelle der alten Herzogthümer traten neue Sou veränetäten, kleiner zwar dem Umfange und der Macht nach, aber mit gleichen Rechten der La desherrlichkeit und Hoheit als die vorigen. Selbst die meisten Grafschaften erlangten die Sou veränetätsrechte, und so bildete sich in Deutschland ein hoher Adel in engerm Sinne, ein wir lich regierender Fürsten- und Grafenstand aus, welcher nicht nur, was die Vererbung des per sönlichen Standes betrifft, sondern vom 12. und 13. Jahrh. an auch in Beziehung auf de Länderbesitz ein gemeinschaftliches Recht der Familie wurde. Zugleich aber kam in Deutschlan ein Grundsatz auf, welcher in keinem andern europ. Lande geltend wurde, daß, um den Kinder den vollen Stand des Vaters zu verschaffen, auch die Mutter von gleichem Stande sein müss nach dem alten Grundsatze: „Das Kind folgt der ärgern Hand." Viele, auch fürstliche Fami lien, z. B. Baden, Anhalt und andere, haben dies nicht beobachtet; andere dagegen desi strenger nur den aus standesmäßiger Ehe geborenen Kindern die Successionsfähigkeit zugestan den. (S. **Misheirath** und **Morganatische Ehe.**) Man hat dies zwar nicht in Ansehung de adeligen Standes an sich, auch nicht in Beziehung auf Lehns- und Erbfähigkeit, wol aber i Hinsicht auf gewisse gemeinschaftliche Rechte des Adels, Stiftsfähigkeit, Turnier- und Ho fähigkeit, selbst auf den niedern Adel ausgedehnt, wodurch sich hier der niedere Adel mehr als i andern Ländern von dem Stande der gemeinen Freien zu scheiden gesucht hat. Von dem er wähnten alten Grundsatze weiß man im übrigen Europa nicht einmal bei dem hohen Ade etwas. In Frankreich ist nur in der königl. Familie kein Beispiel einer Ehe mit Personen au einem geringern Stande vorgekommen; das Gesetz wäre nicht dagegen gewesen. Die sogenann ten legitimirten Zweige der königl. Familie, die Prinzen von Vendôme, Verneuil, Vermandois Maine, Toulouse, Penthièvre u. s. w. sind ausgestorben; es war aber trotz ihrer Abstammung nicht einmal aus ungleicher Ehe, sondern sogar aus einer gesetzwidrigen Verbindung mit Ma tressen, nach dem Testamente Ludwig's XIV. sehr die Rede davon, sie als successionsfähig au dem franz. Throne anzuerkennen. Kindern aus einer gesetzmäßigen, wenn auch nicht standes mäßigen Ehe würde gewiß Niemand diese Fähigkeit bestritten haben. Auch bei den adelige Familien Frankreichs wurde auf den Stand der Mutter gesetzlich nicht gesehen; die Ahnenprob galt nur der väterlichen Linie. Dasselbe gilt in England, wo man diese Sitte ebenfalls nie ge kannt hat und angesehene Bürgerfamilien, Kaufleute, Banquiers, Advocaten u. dgl., mit de vornehmsten adeligen verschwägert sind. Die Gattin des berühmten Parlamentsredners Whi bread, Brauers in London, war die Schwester des Grafen Grey. Jakob's II. erste Gemahli war die Tochter des Kanzlers Hyde, nachherigen Grafen von Clarendon, und ihre Töchte Marie und Anna, saßen nacheinander auf dem Throne von England; ihre Mutter war die Toch ter eines Kanzleiraths, nach Andern ein bloßes Landmädchen. So ist es auch in andern Länder zegangen, und namentlich in Italien. Nur in Deutschland hat das Interesse der fürstlichen Agna ten, sowie das ausschließende Recht des Adels auf die Stifter und die Präbenden der geistliche Ritterorden, jene strengen Grundsätze erzeugt. Auch nur in Deutschland konnte es, wi

erwähnt, einen hohen Adel in jenem engern Sinne geben, in welchem blos regierende Familien und Herren dazu gerechnet wurden, und zwar nur Diejenigen, welche außer dem Besitz landesherrlicher Rechte (wenn auch nur Gesammtbesitz der Familie) auch noch Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatten, oder doch wenigstens einen Antheil an einer Curiatstimme der Prälaten und vier Grafencurien. Denn landesherrliche Rechte hatte auch die Reichsritterschaft, ohne doch zum hohen Adel gerechnet zu werden. Noch machte man in Deutschland einen strengen Unterschied zwischen den alten Fürsten, welche vor 1580 diese Würde erlangt hatten, und den neuen, die erst seit dieser Zeit dazu gelangt waren.

Die Grenzen dieses hohen Adels waren außerordentlich schwankend und streitig, und doch blieb ihre Bestimmung wichtig, weil davon der Begriff der Misheirathen abhing. Der hohe Adel war theils ein blos persönlicher, theils ein erblicher. Jenen hatten die geistlichen Fürsten, Bischöfe und Äbte, wovon viele zugleich regierende Herren eines Reichslandes waren, viele aber auch nur die Würde der Reichsfürsten ohne Souveränetätsrechte besaßen, wie die Erzbischöfe von Prag, Olmütz, Gnesen, die Bischöfe von Chiemsee, Gurk, Lavant, Lausanne, die Äbte von Einsiedeln, Muri, Pfeffers u. s. w. In den meisten dieser Stifter hatte der deutsche Erbadel nach und nach den gelehrten Stand verdrängt, obgleich der Papst dagegen eiferte, und noch im Westfälischen Frieden verordnet wurde (Art. V, §. 17), daß die Gelehrten nicht aus den Stiftern ausgeschlossen würden. Der erbliche hohe Adel kam den reichsständischen, fürstlichen und gräflichen Familien, und zwar jedem Mitgliede derselben zu. Dergleichen gab es außer Deutschland nicht. Zwar führten viele franz., ital., span. und engl. Familien den Titel Fürsten, Herzoge und Marquis; auch erhielten die engl. Herzoge und Marquis in amtlichen Urkunden oftmals den Titel Fürst: aber der deutsche Fürstenstand achtete nur wenige von ihnen ebenbürtig. Unter diese gehörten in Frankreich jene sechs Familien, welchen man, ihrer Landsässigkeit ungeachtet, wegen ihrer Verwandtschaft mit souveränen Familien oder wegen ihrer Abstammung von ehemaligen bretannischen und aquitanischen Herrschern am franz. Hofe die Rechte der Princes étrangers beigelegt hatte, nämlich die Familien Lothringen, Savoyen, Grimaldi (Fürsten von Monaco), Rohan, Tremouille und Latour-d'Auvergne (Herzoge von Bouillon). Auch einige poln. Familien, wie Radziwill und Czartoryski, gehörten hierher. In Schweden und Dänemark gab es gar keinen hohen Adel dieser Art. Den vielen deutschen ehemals reichsunmittelbaren Familien, welche nach der Aufhebung des Deutschen Reichs nicht zur Souveränetät gelangt sind, hat die Deutsche Bundesacte den hohen Adelstand und die Ebenbürtigkeit mit den souveränen Häusern (s. **Reichsunmittelbarkeit**) vorbehalten. Der engl. reichsständische hohe Adel, das Haus der Lords, hat fünf Classen: Herzoge, Marquis, Grafen (Earls), Viscounts und Barons. Der franz. reichsständische Adel führte als solcher blos den Titel Pairs de France, denn die alten und neuen Adelstitel: Prince, Duc, Marquis, Comte, Vicomte, Baron, kamen auch ohne die Pairschaft vor. Der niedere Adel oder die Ritterschaft (in England die Gentry) hat sich erst spät als eigener Stand ausgebildet. In England gehören dazu: 1) die Baronets, Knights und Ritter der königl. Orden; 2) alle nachgeborenen Söhne des hohen Adels und der Baronets, wenn sie von Grundbesitz oder sonst einem ehrenvollen Beruf leben; 3) alle Mitglieder des Unterhauses; 4) alle plaidirenden Advocaten, höhere Staatsbeamte, Offiziere, Gelehrte und angesehene Künstler; 5) alle Kaufleute, die keinen offenen Laden haben. Sie alle dürfen ein Wappen führen und den Titel Esquire annehmen. In Spanien kann sich Jeder für einen Hidalgo (s. d.) erklären, dessen Ältern ohne ein gemeines Gewerbe gelebt haben. Auch in Frankreich war der Adel mit einer großen Zahl selbst unbedeutender Stellen verknüpft. In Spanien hielt man aber desto strenger auf alten Adel, d. h. auf einen solchen, dessen Anfang gar nicht nachgewiesen werden konnte. Zur Präsentation bei Hofe foderte man vierhundertjährigen Adel.

Der Briefadel ist so alt als der Erbadel überhaupt, denn sobald dieser sich staatsrechtlich als festes Institut ausgebildet hatte, machten auch die Monarchen von dem nothwendigen Rechte Gebrauch, Standeserhöhungen zu ertheilen, und hielten den sehr richtigen Grundsatz fest, daß in der Monarchie kein Vorrecht älter sein oder einen andern Ursprung haben könne als das monarchische Recht selbst. In Frankreich fing daher Philipp III. 1270 an, Adelsbriefe zu ertheilen, und in Deutschland folgte man bald nach. Die Stufen des niedern Adels in Deutschland waren: 1) einfacher Adel mit dem Prädicat: „von", 2) Edler von, 3) Ritter, 4) Bannerherr, 5) Freiherr und 6) Graf. Die Rechte desselben waren im Allgemeinen nicht sehr bedeutend. Doch hatte er in einzelnen Ländern theils durch wirkliche Gesetze, theils durch Sitte und

Gewohnheit sehr beträchtliche Vorrechte, wie Steuerfreiheit und ausschließendes Recht zu h
hern Staatsämtern, besonders den Offizierstellen, erhalten, wovon man die meisten und wic
tigsten in der neuern Zeit, weil sie sowol der Gerechtigkeit zuwider als der kräftigen und gesu
den Entwickelung des Staats hinderlich sind, beschränkt oder ganz aufgehoben hat. In d
Französischen Revolution wurden zuerst durch die berühmten Decrete vom 4. Aug. 1789 d
drückenden Vorrechte des Adels und die meisten gutsherrlichen Rechte (Gerichtsbarkeit u. s. n
aufgehoben, und nachdem das Lehnwesen durch eine Reihe von Gesetzen vernichtet worden wa
ward durch ein Gesetz vom 19. Juni 1790 der Erbadel gänzlich abgeschafft. Napoleon stift
durch den Senatsschluß vom 14. Aug. 1806 und das Decret vom 1. März 1808 einen neu
Erbadel, mit den Titeln Fürsten, Herzoge, Grafen, Barone und Ritter, der aber nur Majorat
adel war und nur nach Stiftung eines Majorats mit diesem auf die ältesten Söhne nach de
Rechte der Erstgeburt forterbte. Nach der Restauration trat auch der ältere Adel wieder in sei
persönlichen Rechte ein. So ist der Adel wieder zum allgemeinen europ. Institut geworden. N
in Norwegen, wo er ohnehin fast eingegangen war, ist er durch drei mal nacheinander, 181
1818 und 1821, wiederholte Beschlüsse des Storthing aufgehoben worden. Der König, d
nun seine Einwilligung nicht mehr versagen konnte, schlug zwar, weil sich Norwegen in harm
nischer Übereinstimmung mit der gesellschaftlichen Organisation der Nachbarstaaten erhalt
müsse, die Errichtung eines neuen Erbadels vor, welcher zur Belohnung großer Verdienste u
das Vaterland vom Könige vergeben werden und nach dem Rechte der Erstgeburt forterb
sollte; allein in der Verfassungsurkunde von 1814 (Art. 25) wird verordnet, daß keinem No
weger erbliche persönliche Vorrechte ertheilt werden könnten, und daraufhin lehnte das Storthi
den königlichen Antrag ab. Am ausgebildetsten und auf das innigste mit dem Staatsdienste ve
webt ist der Briefadel in Rußland, wo es Regierungspolitik war, den Regenten zur Quelle all
Ehre und Macht zu machen. Hier gibt der Adel auch wesentliche Vorrechte, freilich nur Recht
welche anderwärts alle Bürger haben. (S. Rußland.)

Während die im Eingange des Vorhergehenden entwickelten Ansichten im Allgemeinen d
gegenwärtig in dem Bürgerthume über den Adel herrschenden sind, so hat er selbst natürli
eine andere Ansicht über sich; auch hat sich bei einzelnen Regierungen ein Interesse für ihn g
zeigt, welches nur auf einer ihm beigelegten größern politischen Bedeutung beruhen kann. Freili
rechnet man nicht mehr darauf, daß der Adel den Thron mit den Waffen vertheidige, wie er i
der Englischen Revolution vergebens that und in der Französischen versuchte. Aber man betrac
tet ihn als eifrigen Träger des conservativen Elements; die Fürsten lieben ihn in ihren persönl
chen Umgebungen. Man hält ihn für die Diplomatie und für Alles, was zur äußern Repr
sentation gehört, vorzüglich geeignet, und man denkt wol auch, daß das erbliche Königthum g
isolirt stehen würde, wenn es gar nichts Analoges im Volke hätte. Letzteres ist auch wol de
einzige Sinn, in welchem Montesquieu's obiger Satz einige Vertheidigung zuläßt. Da ma
nun aber gleichwol nicht anerkennen konnte, daß die Grundlagen des Adels in den meisten Län
dern gänzlich zerfallen seien, so suchte man nach neuen, und richtete seine Blicke nach Eng
land, wo der Adel noch immer, in einem überhaupt aristokratisch-corporativ organisirten Volk
leben, in hoher Macht und Sicherheit steht. In England beruht aber diese Stellung des Adel
hauptsächlich auf drei Momenten: 1) daß er keine Vorrechte besitzt, um deren willen sich Ander
schlechter befinden: er hat keine Abgabenbefreiungen, keinen Vorzug in Staatsämtern, keine
privilegirten Gerichtsstand (mit Ausnahme der Peers), keine Gerichtsbarkeit und keine Froh
rechte; 2) daß er Alle in sich aufnimmt, die aus den niedern Lebensstellungen emporbringe
im Wesentlichen Alle, die wir zu den sogenannten Honoratioren zählen; 3) daß die Rechte un
Ehren der hohen Aristokratie, auf großen fideicommissarischen Besitz gegründet, nur allemal eine
Mitgliede der Familie zu Theil werden, wodurch der Adel stets die Unterlage großen Vermögen
bewahrt, und zugleich durch seine jüngern Söhne, die doch immer die Erbansprüche behalten
sich mit dem niedern Adel und dem Bürgerstande verflechtet. Das erste Moment ist in viele
festländischen Staaten, wenigstens theilweise, auch erreicht, wiewol nicht durch den Adel selb
sondern auf Verlangen des Bürgerstandes; das zweite hat man auf beiden Seiten außer Ac
gelassen, und der Verdienstadel in Rußland und Würtemberg ist nur ein sehr unvollkommene
Versuch dazu. Das Meiste erwarten die Freunde des Adels von dem dritten Momente, u
namentlich von Majoratseinrichtungen, welche den Adel reich erhalten sollen, sowie von eine
mehren corporativen Aneinanderschließen des Adels. Hierher gehören die Statuten der kurhes
Ritterschaft, welche 1836 dem Landtage vorgelegt wurden; die Stiftungen rheinpreuß. Adel
gen, in Folge der Cabinetsordre vom 16. Jan. 1835, sowie der vom Könige von Preußen b

seiner Huldigung 1840 begründete Majoratsadel. Auch ist neuerdings das Programm einer schles. Adelsunion bekannt geworden, die Mittel zusammenstellend, durch welche man dort den Adel bei Kraft zu erhalten hofft. Doch ist allen diesen Maßregeln schwerlich ein großer Erfolg zu versprechen. Die seit den Revolutionen von 1848 ebenfalls gemachten Versuche, den Adel gesetzlich aufzuheben, sind aber, so viel den unschädlichen Fortgebrauch seiner äußern Zeichen und Titel anlangt, in den verschiedenen Staaten gescheitert.

Adelaar (Cord Sivertsen), nächst dem Holländer Ruyter der größte Seemann des 17. Jahrh., wurde 1622 zu Brevig in Norwegen geboren. Als Matrose trat er im 15. Jahre in die holl. Marine, aus der er fünf Jahre später in die Dienste der mit den Türken in Krieg verwickelten Republik Venedig überging. Glück, Klugheit und Tapferkeit öffneten ihm hier eine große Laufbahn. Am 16. Mai 1654 durchbrach er 67 türk. Galeeren, die sein einziges Schiff umringten, bohrte 15 davon in den Grund, verbrannte mehre, und vernichtete gegen 5000 Feinde. A. stieg jetzt schnell von Stufe zu Stufe bis zur Würde eines General-Admirallieutenants. Alle Seemächte bewarben sich unter großen Versprechungen um seine Dienste. Im J. 1661 verließ er Venedig und trat, durch Friedrich III. für das damals ungeheure Jahrgeld von 7200 Thalern bewogen, an die Spitze der dän. Flotte, die er nach dem Muster der holl. umgestaltete. Von Christian V. erhielt er 1675 das Commando der gesammten dän. Seemacht im Kriege gegen Schweden. Kränklichkeit verhinderte ihn jedoch, Großes zu leisten; er starb zu Kopenhagen noch in demselben Jahre. Wegen seiner ungemeinen Schnelligkeit zur See soll er den Namen Adelaar, d. i. Adler, erhalten haben.

Adélaide (Eugenie Adélaide Louise), Mademoiselle d'Orleans, wurde dem Herzog Ludwig Philipp Joseph von Orleans (s. d.) von dessen Gemahlin, der Prinzessin Louise Marie Adélaide von Penthièvre am 25. Aug. 1777 geboren. Ihre frühe Jugend fiel in die Stürme der Revolution, die auch ihre Familie so verhängnißvoll trafen. Sie stand unter der Leitung und Obhut der Frau von Genlis, reiste mit ihr nach Bath, und wurde durch das Emigrantengesetz vom 20. Oct. 1792 getroffen. Ihr ältester Bruder Ludwig Philipp brachte sie 1793, vor seinem Austritt aus Frankreich, mit ihrer Erzieherin in die Schweiz. Von da ging sie nach Baiern zur Prinzessin Conti, und als ihre Mutter 1797 nach Spanien gebracht worden war, begab sie sich ebendahin und lebte bei derselben. 1809 folgte sie ihrem nunmehr einzigen Bruder erst nach England, holte dann mit ihm ihre Mutter ab, und begleitete ihn darauf zu seiner Vermählung nach Palermo. Sie kehrte mit ihm 1814 nach Frankreich zurück, und blieb nun seine unzertrennliche Hausgenossin, Rathgeberin und Gefährtin. Sie hat niemals eine öffentliche Verbindung geschlossen; doch behauptet man, daß sie mit dem General Grafen d'Athalin in geheimer Ehe gelebt habe. Man schrieb ihr ungemeine Einsicht, richtigen Takt und große Charakterstärke zu, und glaubte, daß sie ihrem Bruder sowol in den Unterhandlungen mit wichtigen Persönlichkeiten, als durch ihre klugen und kräftigen Rathschläge die erheblichsten Dienste geleistet habe. Allgemein ward es als ein schwerer Schlag für ihn betrachtet, als sie 31. Dec. 1847 nach kurzer Krankheit starb.

Adelaide, die Hauptstadt einer am Golf St.-Vincent auf Flindersland, an der Südküste Neuhollands, angelegten Colonie, die ihren Namen von der verwitweten Königin von England, der Gemahlin Wilhelm's IV., erhielt, und erst 1817 angelegt wurde. Die Gegend ist bergig und waldig und ward bis dahin nur von entflohenen Sträflingen bewohnt. Wegen der Entfernung A.s von einem schiffbaren Flusse wollte die Ansiedelung anfangs nicht gedeihen; 1840 wanderten die meisten Colonisten nach Neuseeland aus. Neuerdings hat sie sich aber wieder gehoben, besonders durch den von deutschen Auswanderern mit Erfolg begonnenen Ackerbau im Verein mit der sehr ergiebigen Schafzucht, die schon eine beträchtliche Ausfuhr von Wolle nach England gewährt. Außerdem hat man in dem Coloniebezirk Kupfer und Bleierz gefunden. Die Stadt steht 1½ M. von ihrem Hafen, hat fünf Kirchen, eine Bank, ein Theater und über 18000 E.

Adelbonden. In den skandin. Ländern finden sich seit den ältesten Zeiten große freie Bauern, die auf ihren zum Theil sehr bedeutenden Erbgütern sitzen und den Namen Odalbonden führen, was man etwa mit Erbfreisassen wiedergeben könnte. Eine gleiche Classe hat sich nun auch in Holstein erhalten und führt hier den Namen Adelbonden.

Adelgunde, heilige Jungfrau, stammte aus fränk. Königsgeschlecht und wurde 630 im Hennegau geboren. Obwol in rauschender Umgebung erzogen, zeigte sie sich frühzeitig der Welt abgeneigt, und nahm 661, nach dem Tode ihrer Ältern, den Schleier, indem sie das Frauenkloster Maubeuge an der Sambre stiftete, dessen erste Äbtissin sie auch ward. Ihr frommer Sinn ertrug standhaft die schweren Prüfungen, die sie durch eine langwierige, krebsartige Krankheit erfuhr. Sie starb 30. Jan. 680, auf welchen Tag auch ihr kirchliches Gedächtniß fällt.

Adelheid, die Heilige, Tochter Rudolf's von Burgund, Gemahlin Kaiser Otto's I., g 933, wurde 947 mit Lothar, dem Könige von Italien (Sohn des Grafen von Provence) v mählt. Graf Berengar von Ivrea vergiftete den König 950 zu Mailand, riß die Herrsch über Italien an sich und hielt die junge Witwe in harter Gefangenschaft. A. entkam endlich i Hülfe ihres Kaplans dem Peiniger, und rief den nachmaligen Kaiser Otto zum Schutz auf, 961 in Italien erschien, um die Macht Berengar's zu brechen. Otto ward von der Schönh und den hohen Tugenden A.'s so angezogen, daß er sich mit ihr vermählte, und ihr einen glü lichen Einfluß namentlich in den deutschen Angelegenheiten verstattete. Unter ihrem Soh Otto II. entfernte sich A. wegen Mishelligkeiten mit ihrer Schwiegertochter Theophania a Deutschland nach Burgund, kehrte aber zurück, als ihr unmündiger Enkel Otto III. ihrer Unt stützung bedurfte. Nachdem derselbe die Regierung angetreten, zog sie für immer in die Heim wo sie auch, unter Werken der Frömmigkeit und Barmherzigkeit, 16. (20.) Dec. 999 starb. J kirchliches Gedächtniß fällt auf ihren Todestag.

Adelheidsquelle, ist ein durch seinen Jodgehalt ausgezeichnetes Mineralwasser, d im Dorfe Heilbrunn, acht Meilen von München, quillt. Es war schon in alten Zeiten b kannt. Der Brunnen wurde 955 von den Ungarn zerstört; 1059 ließen ihn die Klosterher zu Benedictbeuren wieder aufsuchen. Ihren Namen verdankt die Quelle der Gemahlin d Kurfürsten Ferdinand von Baiern. Neuerdings kam sie durch Wetzler, „Die jod- und bromh tige Adelheidsquelle zu Heilbrunn" (4. Aufl., Augsb. 1843) in Ruf. Namentlich gegen Kro leistet sie Ausgezeichnetes, auch gegen andere Drüsenanschwellungen, Eierstocks- und Geb mutterkrankheiten (daher gegen Unfruchtbarkeit) u. s. w. Sie wird versendet und in kleine Mengen als andere Mineralwässer getrunken.

Adelmann von Adelmansfelden, ein altes schwäb. Geschlecht, welches seinen Nam von der Burg Adelmansfelden im Wernitzthale bei Ellwangen entlehnt. Ein Konrad von ist schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. beglaubigt. Wilhelm von A. erhielt vom Kai Ferdinand I. 1680 für sich und seine Nachkommen die Freiherrnwürde, und brachte zugleich an das Erbmarschallsamt des Fürstenthums Ellwangen an die Familie. Sein Enkel Joseph A selm (geb. 1728, gest. 1805) wurde am 22. Sept. 1790 in den Reichsgrafenstand erhobe der älteste seiner drei Söhne, Clemens Wenceslaus (geb. 1771, gest. 1826) ist Vater d jetztlebenden sechs Söhne, deren ältester, Sigismund Clemens Philipp, in würtemb. Staat dienst steht. Das gegenwärtige Besitzthum der Familie bilden die Rittergüter Hohenstatt un Schechingen im würtemb. Oberamt Aalen.

Adelsberg, Kreis und Marktflecken in Krain, in dessen Nähe sich eine große Tropfstei höhle, die Adelsberger Grotte, befindet. Ein starker Bach, die Poik, durchfließt die Höhl Dieselbe theilt sich in die 143 Klaftern lange alte Grotte, welche schon seit Jahrhunderten b kannt ist, und in die neue Grotte, die jenseit des Baches beginnt, 1816 entdeckt wurde un 1425 Klaftern mißt. Namentlich letztere weist die interessantesten Stalaktiten auf, darunter d „Vorhang", eine weiße, halbdurchsichtige Wand, mit orangefarbiger Einfassung von Eisenthe Die Grotte endet in zwei Gängen, deren einer zu einem See führt, jenseit welches sich wahrschei lich neue Naturwunder befinden. Die Höhle ist verschlossen und kann nur in Begleitung ve eideter Führer betreten werden. Ein Nebengang ist die Johannisgrotte; eine Stunde vom Di liegt die ebenfalls durch ihre Stalaktiten ausgezeichnete Magdalenengrotte.

Adelsverbindungen. Wo der Adel als ein abgeschlossener, klar unterschiedener un mit einem bestimmten Rechts- und Machtkreise ausgestatteter Stand im Volke dasteht, hat eigentlich weniger Veranlassung als viele Volksglieder, sich noch besonders für den gemeinsam Zweck zu verbinden, denn sein Standesverhältniß begründet schon in sich selbst die Verbindun des Standes. Wenn daher unter solchen Verhältnissen auch mancherlei Verbindungen vorg kommen sind, deren Glieder Adelige, so waren dies doch nicht eigentlich Adelsverbindunge denn sie waren nicht für die Zwecke des Adels als solcher geschlossen, und es gab keine in de Zwecke des Bundes begründete Nothwendigkeit, daß die Glieder zum Adel zählten. Wen sich z. B. am Ausgange des Mittelalters die schwäb., fränk. und bair. Ritter vielfach in Bünd scharten, um gegen die Stürme der rechtlosen, gewaltthätigen Zeit gesicherter zu sein, so verfolgt gleichzeitig denselben Zweck die Verbindungen der Städte, die Innungen der Gewerke un andere Genossenschaften. Sie alle suchten Sicherheit, nicht gerade Bevorzugungen ihres speie len Standes. Wenn ferner in Ländern, wo der Adel der politisch herrschende Stand oder doc derjenige Stand war, in welchem sich das politische Leben vorzugsweise concentrirte, wie England, Schweden, Polen, Ungarn, sich in dessen Mitte Verbindungen für politische Zwec

aufthaten, so waren das gleichfalls nur Verbindungen für bestimmte politische Zwecke, deren Träger Adelige, die aber nicht Zwecke des Adels waren, Verbindungen, an welchen zu andern Zeiten und in andern Ländern auch Bürgerliche Theil nahmen. Näher dem Charakter einer eigentlichen Adelsverbindung stehen die geordneten Corporationen, in welche in vielen Ländern die Mitglieder der ritterschaftlichen Geschlechter gereiht sind. Indeß sind das Institute, keine freien und freiwilligen Verbindungen. Solche sind für die Zwecke des Adels erst in neuerer Zeit aufgekommen, wo er gefährdet war, und wo er durch die Umgestaltung politischer und socialer Verhältnisse auch äußerlich zu verschwimmen schien. Da haben sich wol zuweilen Adelige in der Absicht zusammengethan, den Adel wieder fester zu begründen, zu heben und zu sichern. So bildete sich zur Zeit des Wiener Congresses eine **Adelskette**, die sich vorgesetzt hatte, den Adel, dessen Bestimmung es sei, der erste und gebildetste Stand in Deutschland zu sein, sittlich und wissenschaftlich zu heben und den alten ritterlichen Sinn wieder in ihm zu wecken. Es walteten hier die mittelalterlichen Ideen, die in jener Zeit vorherrschten. Es ist aber nichts aus der Sache hervorgegangen, und an der ihr zuweilen zur Last gelegten Reaction in Deutschland ist die Adelskette sehr unschuldig gewesen. Diese Reaction verfuhr weder im romantischen noch im aristokratischen Sinne, sondern sehr nüchtern und bureaukratisch. Nüchterner und praktischer waren die Tendenzen einer in den vierziger Jahren von Schlesien aus bezweckten **Adelsunion**, welche unter anderm auch die Verheirathung mit reichen Bürgerlichen in den Kreis ihrer Hebungsmittel nahm; aber ebenfalls ein todtgeborenes Kind blieb, und nur der radicalen Opposition den willkommenen Anlaß gab, dem Volke wegen hereinbrechender Adelsherrschaft bange zu machen.

Adelung (Joh. Christoph), ein um die vaterländische Literatur und Sprache hochverdienter Gelehrter, geb. 8. Aug. 1732 zu **Spantekow** in **Pommern**, wo sein Vater Prediger war, gest. in Dresden 10. Sept. 1806, erhielt den ersten Unterricht zu Anklam, dann zu Klosterbergen bei Magdeburg, und studirte hierauf in Halle. Im J. 1759 wurde er Professor an dem evang. Gymnasium zu Erfurt, ging aber zwei Jahre darauf, durch kirchliche Streitigkeiten veranlaßt, nach Leipzig, wo er sich mit unermüdlicher Thätigkeit den weitläufigen Arbeiten widmete, durch die er sich um die deutsche Sprache und Literatur so verdient gemacht hat. Im J. 1787 folgte er dem Rufe als Oberbibliothekar an die Bibliothek zu Dresden, und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode. A. hat für die deutsche Sprache allein geleistet, was für andere Sprachen nur ganze Akademien leisteten. Sein „Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" (Bd. 1—5, Abth. 1, Lpz. 1774—86; 2. Aufl., 1793—1801) übertrifft das engl. Werk von Johnson, das ihm als Muster diente, in Allem, was Begriffsbestimmung, Abstammung, Anordnung der Bedeutungen und hauptsächlich Wortforschung betrifft. Freilich steht es ihm nach in der Wahl der classischen Schriftsteller, welche für die Bedeutungen angeführt werden, weil A.'s Vorliebe für die obersächsischen und meißnischen Schriftsteller ihn zu der Ungerechtigkeit verleitete, Diejenigen zu vernachlässigen, deren Vaterland oder Stil ihm kein Vertrauen einflößte, und weil sein Geschmack sich in zu enge Grenzen eingezäumt hatte, um das Classische anders als nach stilistischen Normen zu würdigen. A.'s methodischer Geist erschrak über die Gesetzlosigkeit und über die Flut neuer Wörter, womit er die deutsche Sprache bis ins Unbegrenzte bedroht sah, und darüber verkannte er ihre bewundernswerthe Beugsamkeit und Bildsamkeit. Voß und Campe haben mit vollem Rechte, aber vielleicht mit zu wenig Schonung, diese Mängel gerügt. In der zweiten Auflage lieferte er eine Menge Zusätze, die an sich schätzbar sind, aber mit den inzwischen erfolgten Fortschritten der Sprache durchaus in keinem Verhältniß stehen. Von seinen übrigen Werken nennen wir sein „Glossarium mediae et infimae latinitatis" (6 Bde., Halle 1772—84); „Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache" (2 Bde., Berl. 1781—82); „Deutsche Sprachlehre" (Berl. 1781); „Anweisung zur Orthographie" (Lpz. 1788; 5. Aufl., 1835) nebst „Wörterbuch" (6. Aufl., von Schade, Lpz. 1835); „Über den deutschen Styl" (3 Bde., Lpz. 1785—86; 4. Aufl., 2 Bde., 1800); „Magazin für die deutsche Sprache" (2 Bde., Lpz. 1782—84); „Krit. Verzeichniß der Landkarten der sächs. Lande" (Meiß. 1796); das für die Quellenkunde der südsächs. Geschichte wichtige „Directorium" (Meiß. 1802); „Älteste Geschichte der Deutschen" (Lpz. 1806), und den „Mithridates" (4 Bde., Berl. 1806—17), in welchem er die Ausbeute seiner gesammten Sprachforschungen niederzulegen gedachte. Der Tod hinderte ihn an der Vollendung dieses Werks, weshalb Vater in Halle den 2. und 3. Band hinzufügte. Seine Landkartensammlung und seine zahlreichen handschriftlichen Sammlungen für die sächs. Geschichte wurden 1829 für die kön. Bibliothek zu Dresden erworben. — **Adelung** (Friedr. von), russ. Wirklicher Staatsrath, ein Neffe des Vorigen, geb. zu Stettin 1768, gest. in Petersburg 1843, hat sich als Linguist und

Geschichtsforscher einen Namen erworben. Von seinen Schriften erwähnen wir die „Biogr phie des Freiherrn Siegmund von Herberstein" (Petersb. 1817), den vierten Band zu dem vı seinem Oheim begonnenen „Mithridates" als Supplement (Berl. 1817); ferner die Beschrı bung der merkwürdigen korßunschen (chersonschen) metallenen Thüren an der Sophienkirche Nowgorod, die im 11. Jahrh. in Magdeburg gegossen worden sein sollen (Berl. 1823), d „Freiherrn von Meyerberg Reise (1661 fg.) nach Rußland" (Petersb. 1827), und „Bibliothe sanscrita" (Petersb. 1837), eine zwar fleißige, aber durchaus unkritische Compilation.

Aden ist der Name einer Halbinsel auf der Südwestküste Arabiens, wovon das südlich Vorgebirge das unter 45° 9′ ö. L. und 12° 47′ n. Br. gelegene Cap Aden bildet. Die Halbinsel ist ohne Zweifel vulkanischen Ursprungs, besteht großentheils in einer niedrige von NW. nach SO. streichenden Hügelreihe, und umfaßt 18—20 engl. QM. Die höch Spitze, Dschebel Schamscham, steigt blos zu 1770 F. empor. Im NW. ist die Halbin vermittelst eines flachen, schmalen, sandigen Isthmus mit dem Hauptlande verbunde wovon den Engländern nur drei Meilen bis zu dem Orte Chora Maksa gehören. Hi wurden gleich nach der Besetzung des Landes durch die Engländer Festungswerke auf d Trümmern des sogenannten türk. Walles errichtet. — Die Stadt Aden liegt in einem Thal welches der Krater eines submarinen Vulkans gebildet; sie wird auch nach dem benachba ten Vorgebirge Bab-el-Mandeb, d. i. Mandebspforte genannt. Der Ort ist wegen sein großen Handelsverkehrs und seines herrlichen Klimas seit den ältesten Zeiten berühmt, und w deshalb erhielt er von den einheimischen Arabern den Namen Aden, Eden, das Paradies. Hi herrscht ewiger Sonnenschein, die Hitze wird durch die vom Meere herüberziehenden Lüfte g mildert; ein wolkiger Tag bildet eine seltene angenehme Abwechselung; die Einwohner erfreue sich durchgehends einer sehr guten Gesundheit. Schon der ältere Plinius kennt den einheimische Namen: er schreibt ihn Athana. Die Stadt wird hier und da auch Arabia felix und Em porium romanum genannt. Bis zur Umschiffung Afrikas war A., am Eingange des Ro then Meeres, ein Stapelplatz aller asiat. Erzeugnisse und Fabrikate; selbst die Chinesen stande mit ihm in unmittelbarem Verkehr. Marco Polo und andere Reisende des Mittelalters wisse nicht genug von den Reichthümern und dem Glanze dieses Orts zu erzählen. Im Laufe d war aber A. Zeit zu einem geringen Dorfe herabgesunken, welches 1838 blos eine Bevölk rung von 600 Seelen zählte, wovon 250 Juden und 50 indische Kaufleute, gemeinhin Bany nen genannt. Die anglo-ind. Regierung war schon seit den zwanziger Jahren darauf b dacht, vermittelst der Dampfschiffahrt eine regelmäßige schnelle Verbindung zwischen Indie und Europa herzustellen. Die Untersuchungen auf dem Euphrat und längs seiner Ufer lieferte kein günstiges Ergebniß; es wurde nun die alte Handelsstraße über den Arabischen Meerbuse wieder aufgenommen. Die Uferlandschaften und die Häfen in seiner Nähe bekamen hierdurc eine neue, mit jedem Jahre steigende Bedeutung, und England suchte sich derselben zu be mächtigen. Der Zufall fügte es, daß brit. Unterthanen bei A. Schiffbruch litten, und vo den Bewohnern ihrer Habe beraubt, auch in anderer Art mishandelt wurden. Nun war von Bombay (1838) ein Schiff ausgesandt, um den Sultan des Landes zu einer Entschädi gung zu zwingen; zugleich sollte man sich erkundigen, unter welchen Bedingungen die Arabe geneigt wären, A. auf immer an die Engländer abzutreten. Capitän Haynes vermochte de albernen, dem Laster des Geizes verfallenen Sultan dahin zu bringen, daß er unter anlockende Bedingungen in die Abtretung des Landes willigte. Der alte Mann, theils aus Furcht vor de benachbarten Stämmen, theils durch religiöse Einflüsterungen heiliger Scheichs umgestimmt wollte zwar sein Wort zurücknehmen, aber man erzwang das sogenannte Recht mit den Waffen Einige hundert Mann wurden beordert, und in wenigen Stunden war A. (11. Jan. 1839) in den Händen der Briten. Abgesehen davon, daß die Engländer von hier aus leicht in da innere Land vordringen und die reichen Kaffeegegenden in Besitz nehmen können, so ist der Or schon für sich in mercantilischer wie in nautischer Hinsicht eine äußerst wichtige Position. A nimmt zwischen Afrika und Asien dieselbe Stellung ein wie Gibraltar zwischen Afrika und Europa. Die Engländer haben hier eine starke Besatzung, welche alle Angriffe der Araber mi leichter Mühe zurückgeschlagen hat. Der Ort nimmt mit jedem Jahre an Einwohnern und Wohlstand zu, und zählte Anfang 1845 eine Bevölkerung von mehr als 25000 Seelen, die sich jetzt auf wenigstens 36000 beläuft. Die Eroberung A.s ist auch für die Wissenschaft fruchtba gewesen; man hat daselbst himjaritische Inschriften entdeckt, die von den europ. Orientalisten gelesen und erklärt wurden.

Adept hieß in der Alchemie der bis zur Tiefe der Wissenschaft Gelangte (adeptus), der

die Kunst Gold zu machen verstand und den Stein der Weisen gefunden hatte. Paracelsus und auch andere Schwärmer nannten sich selbst Adepten, weil sie im Besitz einer besondern Wissenschaft zu sein glaubten oder vorgaben. Jetzt bezeichnet man mit Adept überhaupt Denjenigen, der in die Geheimnisse einer Kunst, Wissenschaft, Sekte eingedrungen ist.

Aderlaß heißt die ärztliche Eröffnung eines blutführenden Gefäßes, gewöhnlich einer Vene (Venaesection, Phlebotomie), selten einer Pulsader (Arteriotomie). Der Zweck dieser Operation ist zunächst, eine gewisse Menge Blut ausfließen zu lassen, zu dem entferntern Zwecke, entweder die Blutmenge im ganzen Körper oder in einem einzelnen Organ zu vermindern, oder die Blutbeschaffenheit zu verbessern, oder den Kreislauf des Blutes wieder anzufachen, vielleicht auch nach bestimmten Theilen hinzulenken u. s. w. Viel zu allgemein und doctrinär hat man bisher das Aderlassen bei Entzündungen, namentlich der Lunge, für unentbehrlich gehalten. Die neuere Medicin hat gezeigt, daß diese Krankheiten ohne Aderlaß in der Regel günstiger verlaufen, und daß derselbe auch in vielen andern Krankheiten, wo er ehedem üblich war (z. B. bei Typhus, Blutspucken, Rheumatismus), mehr schadet als nützt. Die Präservativaderlässe, welche sich die Landleute bei uns machen lassen, sind zumal ganz zu entbehren. Die Operation des Aderlassens geschieht am liebsten am Arme, an einer der drei in der Beugeseite des Ellbogengelenks liegenden Venen, selten am Fuße, an den Halsadern und andern Stellen. In Deutschland bedient man sich dazu noch häufig des sogenannten Aderlaßschneppers, in allen andern Ländern aber nur der Lanzette. Die Thierärzte lassen bei Pferden mittels einer Fliete, worauf ein Schlag geführt wird, zur Ader. (S. **Blutentziehung**.)

Adern heißen die im menschlichen und thierischen Körper baum- und netzförmig verbreiteten elastischen Röhren, welche Blut, eine rothe Flüssigkeit, oder **Lymphe**, eine weiße, zur Erhaltung des Blutes dienende Flüssigkeit, führen. (S. Gefäßsystem; **Blutgefäße**; **Lymphgefäße**.)

Adersbacher Felsen, eine merkwürdige Gruppe von Sandsteinfelsen, im königsgräzer Kreise in Böhmen, beim Dorfe Adersbach, die zu dem Sandsteinflötz gehört, das sich am Südfuße der Karpaten hinzieht, und in der Heuscheuer die ansehnlichste Höhe erreicht. Der Eintritt in das Felsenlabyrinth öffnet sich durch eine schmale, von einem Bache, das Brunnenkreßwasser durchflossene Schlucht, an deren Seiten die wunderbarsten Felsengebilde emporstarren, die bald den Anblick eines Steinwaldes, bald den einer ausgebrannten Stadt gewähren. Jedes einzelne Gebilde führt einen entsprechenden Namen, darunter der „Breslauer Elisabeththurm" mit einer Höhe von 218 F. Am Ende des 750 Schritt langen Ganges bildet der Bach einen Wasserfall, hinter welchem sich eine zweite, etwa 350 Schritt reichende Schlucht, „der finstere Graben", aufwärts zieht, die sich zuletzt in mehre Klüfte verliert, deren eine die Ruinen des alten Schlosses Adersbach birgt. Vor dem Eingange in das Labyrinth erhebt sich in einer mit Wasser gefüllten Vertiefung der „Zuckerhut", ein isolirter, 50 F. hoher Felsblock in Form eines umgestürzten Kegels. Wol keine gewaltsame Katastrophe, sondern Verwitterung des weichen, mit Eisenkalk durchzogenen Sandsteins mag die Ursache der seltsamen Zerklüftungen gewesen sein. In der Nähe der Felsen, die im Dreißigjährigen Kriege der Bevölkerung oft Zuflucht gewährten, ist ein ausgezeichnetes Echo.

Adhäsion, unstreitig mit der Cohäsion (s. d.) dem Wesen nach übereinkommend, heißt die Anziehung, welche zwei verschiedene oder getrennte Körper aufeinander äußern, wenn ihre Oberflächen in hinreichend vielen Punkten miteinander in Berührung gebracht werden. Sie äußert sich schon bei festen Körpern, wenn diese mit ganz glatt geschliffenen Flächen übereinandergelegt werden, noch wirksamer aber, wegen der innigen Berührung, zwischen festen und flüssigen Körpern, und es sind Beispiele hiervon das Hängenbleiben einer Schicht Flüssigkeit an einem in Wasser getauchten Finger oder Stab, oder überhaupt das Netzen der Körper, das Herablaufen des Wassers an der äußern Gefäßwand bei Neigung des Gefäßes u. s. w. Bemerkenswerth ist, daß nicht alle Flüssigkeiten gegen alle festen Körper Adhäsion zeigen. So werden von Quecksilber zwar blanke Metalle, aber nicht Glas oder Holz, und von Wasser zwar diese sämmtlichen Körper, aber nicht Fett oder Herenmehl genetzt. Mit der Adhäsion hängen auch die Erscheinungen der Capillarität (s. d.) zusammen. — **Adhäsion in pathologischer Beziehung** wird die mehr oder weniger feste Vereinigung verschiedener, im normalen Zustande nicht miteinander verbundener Körpertheile untereinander genannt, die entweder durch klebende oder durch gerinnende, nach und nach sich zu einem festen Gewebe (Narbengewebe) umbildende Materien zu Stande kommt, welche meistens Producte der Entzündung (der sogenannten Adhäsiventzündung) sind. (S. Entzündung.) — Im Civilprocesse heißt **Adhäsion** der Beitritt der einen von zwei streitenden Parteien zu einem von dem Gegner eingewendeten Rechtsmittel

(Läuterung, Appellation). Man pflegt adhaesio principalis und adhaesio accessoria zu unterscheiden, sodaß jene, innerhalb der geordneten Frist eingewendete, als selbständiges Rechtsmittel zu betrachten, diese aber, die erst nach dem Verlaufe der Frist eingewendet wird, mit dem Rechtsmittel des Gegners fällt und nur auf einen mit dem Gegners gemeinsamen Beschwerdegrund gestützt sein kann. Manche Rechtslehrer wollen jede Adhäsion als accessoria behandelt wissen. — **Adhäsionsproceß** heißt die mit einer Criminaluntersuchung verbundene Erörterung eines Anspruchs wegen eines durch ein Verbrechen verletzten Vermögensrechts, also z. B. über Bezahlung von Curkosten, Ausantwortung entwendeter Sachen. In der Regel wird der Impetrant, wenn sein Anspruch nicht liquid ist, zur Anstellung ordentlicher Klage verwiesen.

Adiaphora (griech.), d. i. an sich gleichgültige Dinge (Indifferentes, Mitteldinge). Ist es für das Bewußtsein des gewöhnlichen praktischen Lebens eine ausgemachte Sache, daß es gewisse Dinge gibt, die für den Erfolg einer Handlung und überhaupt unter gewissen Verhältnissen gleichgültig sind (wie es z. B. meist gleichgültig ist, ob man mit dieser oder jener Feder schreibt, diesen oder jenen Fuß zuerst in Bewegung setzt), so ist es doch für die tiefere Anschauung von jeher sehr streitig gewesen, nicht blos, was Adiaphora seien, sondern auch, ob es Adiaphora gebe. Die gediegenere Auffassung muß dies auf das entschiedenste leugnen. So gewiß als Alles, was ist, seine unveräußerliche Eigenthümlichkeit hat und demgemäß wirkt, wo es in Anwendung gebracht wird, so gewiß ist es im strengsten Sinne des Wortes niemals gleichgültig, ob Dieses oder Jenes zur Anwendung kommt. Die Wirkung wird stets eine verschiedene sein, und da unter den jedesmal gegebenen Verhältnissen nur eine die beste sein kann, so wird auch diese und Das, was sie bewirkt, allenthalben den Vorzug in Anspruch nehmen, von etwas „Gleichgültigem" also nicht die Rede sein können. Diese entschiedene Ablehnung des Gleichgültigen mildert sich indeß praktisch dadurch, daß wir oft nicht im Stande sind, die wirklichen, aber zu feinen Unterschiede ausfindig zu machen, und eben deshalb Veranlassung haben, uns vor der Pedanterie zu hüten. Es begreift sich, daß diese Frage ihre größte Bedeutung zunächst auf sittlichem Gebiete findet. Hier ist von den ausgezeichnetsten Sittenlehrern aller Zeiten die Mahnung aufrecht erhalten worden, so gewissenhaft als möglich der Trägheit entgegenzutreten, welche geneigt ist, schnell und Vieles für sittlich gleichgültig anzusehen. Der Streit über die Anwendung dieses Satzes durchzieht in unzähligen Formen das tägliche kleine Leben, und wird nach Erziehung und Individualität ebenso verschieden geschlichtet. — Bedeutender dagegen, wenigstens augenscheinlicher, ist dieser Streit auf religiös-kirchlichem Gebiet geworden. Er ist hier so alt als die Religion oder Kirche überhaupt, und wurzelt gleichfalls in der verschiedenen Individualität und Erziehung. Alle Kirchenstreitigkeiten und Verfolgungen gehören einem Theile ihres Wesens nach hierher. Gleichwol hat man sich gewöhnt, **Adiaphoristische Streitigkeiten** vorzugsweise den widrigen Streit zu benennen, welcher sich in der protest. Kirche bei Gelegenheit des Augsburger und dann Leipziger Interim erhob. Namentlich das Versöhnung suchende Zugeständniß „katholischer" Ceremonien in der protest. Kirche, z. B. der Hochaltäre, Lichter, Bilder, Chorhemden, sieben Sacramente, lat. Gesänge, Horä, Vesper u. s. w., erweckte der wittenberger Partei, unter dem milden, vor allem sittlichen Melanchthon, vorzüglich in den jenenser und niedersächs. Theologen, den wilden, dogmatischen Flacius an der Spitze, seit 1549 einen fanatischen, Jahrzehnde sich hinziehenden Streit, der sich endlich ohne officielle Entscheidung in andere dogmat. Kämpfe verlief. Einig in der Anerkennung der streitigen Punkte als an sich gleichgültig, glaubte die angreifende Partei sie deshalb als wichtig ansehen zu müssen, weil sie der kath. Kirche „ausdrücklich" zugestanden worden waren, und das ungebildete Volk zwischen Wichtigem und Unwichtigem nicht zu unterscheiden verstehe. Wesentlich im letztern Sinne, also gegen Melanchthon, der übrigens später zugestand, in der Versöhnlichkeit gegen die Katholiken zu weit gegangen zu sein, entschied auch die Concordienformel in ihrem elften Artikel. Die Ceremonien sind nach ihr an sich Adiaphora, hören aber auf, es zu sein, wenn sie Gegenstand des Kampfes und der Foderung von Gegnern werden, welche, durch und durch anderer Grundanschauung, dem Zugestandenen eine Deutung geben, wodurch das Gewicht desselben wesentlich verändert werden muß.

Ädilen, obrigkeitliche Personen in Rom, denen die öffentlichen Gebäude, besonders die Tempel, die verschiedenen öffentlichen Spiele, das Urtheil über die Baustreitigkeiten und die Marktpolizei, sowie die Aufsicht über die Bäder, Lustdirnen und Wirthshäuser anvertraut waren. Anfangs gab es nur zwei Ädilen, gewählt aus dem Volke (Aediles plebis); ihnen wurden 366 v. Chr. die Ädilen hinzugefügt, welche bei Gerichten und andern Amtshandlungen, auch sonst auf der sella curulis, einem elfenbeinernen Stuhle, saßen, der außerdem nur den andern

höhern Magistraten zukam (Aediles curules). Julius Cäsar schuf eine dritte Gattung, denen die öffentlichen Magazine anvertraut wurden (Aediles cereales). Auch die Municipien hatten Ädilen, die in einigen Städten die Stelle der Magistrate versahen im Allgemeinen aber denselben Wirkungskreis wie in Rom besaßen

Adjectiv, Eigenschaftswort oder Beiwort, ist der Name eines Redetheils, der den Begriff, welchen ein Substantiv im Allgemeinen darstellt, durch Angabe einer zufälligen Beschaffenheit oder eines dem genannten Gegenstande eigenen Merkmals (Eigenschaft) genauer beschreibt. Es wird entweder mit dem Hauptworte unmittelbar verbunden, z. B. der gute Mensch; oder es steht als Prädicat in einem ausgesprochenen Urtheile, z. B. der Mensch ist gut. Die Beugung der Adjective in den ältern Sprachen ist so mannichfaltig wie die Declination der Substantive; in den neuern Sprachen wird es aber oft unflectirt im Satze angewendet. Die Adjective sind theils einfach (z. B. schwarz, weiß, gut, hoch), theils zusammengesetzt (z. B. allmächtig, volljährig), wodurch die Sprache eine große Zahl anschaulicher und lebensvoller Ausdrücke erhält. Die Adjective sind ferner der Steigerung fähig. Der natürliche Begriff des Adjectivs ruht in seinem Positiv (s. d.): z. B. der Berg ist hoch; den vergleichungsweise höhern Grad der Eigenschaft drückt der Comparativ (s. d.) aus: z. B. dieser Berg ist höher als der andere; den höchsten Grad bezeichnet der Superlativ (s. d.): z. B. der Himalaya ist der höchste aller Berge. Manche Adjective gehen in die Bedeutung von Substantiven über, indem entweder der allgemeine Begriff von Person dabei ergänzt wird, z. B. der Gute, der Weise, oder im Allgemeinen nur der Begriff einer Sache durch denselben bezeichnet wird, z. B. das Gute.

Adjudication heißt die gerichtliche Zuerkennung einer Sache. Hauptsächlich kommt diese Handlung bei Subhastationen (s. d.) vor, wo durch die Adjudication und Lehnsreichung seiten des Gerichts der der Subhastation zu Grunde liegende Kaufcontract erfüllt wird, der durch den vorher erfolgten Zuschlag (Addiction) abgeschlossen war. In den meisten Ländern ist ein besonderer Termin hierzu bestimmt, in welchem zugleich ein gewisser Theil der Kaufsumme, wenigstens bei nothwendigen Subhastationen, gezahlt werden muß. Eine höhere Bedeutung hat die Adjudication dann, wenn sie in Folge eines Antrags auf Theilung einer Mehren gemeinschaftlich angehörenden Sache eintritt. Ist nämlich die Sache untheilbar, so spricht sie der Richter einem der bisherigen Miteigenthümer ganz zu, und legt ihm die Pflicht auf, die Andern zu entschädigen. In diesem Falle geht durch die richterliche Zuerkennung das alleinige Eigenthum der Sache auf den bisherigen theilweisen Eigenthümer über.

Adjunctus, Adjunct ist, im eigentlichen Sinne, der einem Beamten außerordentlicherweise beigegebene Amtsgehülfe und Stellvertreter. Am gewöhnlichsten kommt es bei Pfarrerstellen vor, daß einem bejahrten Geistlichen, der seinen Geschäften nicht mehr im ganzen Umfange vorstehen kann, ein Adjunct, häufig mit der Hoffnung der Nachfolge, beigegeben wird, dem der Geistliche einen bestimmten Theil seiner Einkünfte abtritt. In einigen deutschen Ländern, besonders in Sachsen, findet man auch, daß in größern Ephorien, außer dem Superintendenten, mehre Adjuncte bestellt sind, welche den erstern in manchen Geschäften, namentlich in der Aufsicht über die Schulen, vertreten, und deren Function in der Regel an bestimmte Ämter geknüpft ist. Die Stelle eines Adjuncts heißt **Adjunctur**, seine Bestallung **Adjungiren**. — Auch die franz. Maires (s. d.) haben Adjuncten oder **Adjoints**, welche eine Beamtenclasse in der franz. Gemeindeverfassung bilden, und Stellvertreter sowie Unterbeamte der Maires sind.

Adjustiren heißt im Handel und Wandel etwas in völlige Richtigkeit bringen, abmachen. Ferner wird es vom Abzug messingener und eiserner Gewichte gebraucht, um sie mit dem gesetzlichen Land- oder Stadtgewicht in vollkommene Übereinstimmung zu setzen. Daher wird das Aichamt an manchen Orten auch **Adjustiramt** genannt. Endlich versteht man unter Adjustiren oder Justiren im Münzwesen das Bereiten und Beschneiden der Metallstücke behufs der Ausprägung der Münzen. Letzteres geschieht mittels der erst in neuerer Zeit erfundenen Justirmaschine. Die Richtigkeit der Münzen zu prüfen, dient eine äußerst genaue Wage, die **Adjustirwage**. Zur Verhinderung der Einwirkung des Luftzugs befindet sie sich gewöhnlich in einem Glaskasten. — **Adjustirschraube** heißt die Stellschraube an mathem. Instrumenten oder Maschinen.

Adjutant (franz. aide-major, aide-de-camp; engl. adjutant, aid-de-camp) ist ein dem höhern Truppenbefehlshabern zur Hülfeleistung beigegebener Offizier. Die Obliegenheiten seines Postens sind verschieden nach der Stellung, welche der Befehlshaber einnimmt, dem er zugetheilt ist, und nach dem Verhältniß, in dem er sich selbst zu dem Befehlshaber befindet. Es kann dieses Verhältniß ein dienstliches oder persönliches sein. Persönliche Adjutanten, welche in der Regel nur der Person des Monarchen, der Prinzen oder des Oberbefehlshabers beigegeben

sind, führen den Namen Flügeladjutanten, Oberadjutanten. Dieselben haben keine bestimmten dienstlichen Geschäfte, sondern sind unmittelbar an die Person attachirt, von der sie zur Überbringung von Befehlen, zur Ausführung von Arbeiten oder Aufträgen verwendet werden. Zu den dienstlichen oder Truppenadjutanten gehören die Inspections-, Corps-, Divisions-, Brigade-, Regiments- und Bataillonsadjutanten, in der Regel im Range von Hauptleuten und Lieutenants. Sie sind denjenigen Generalen und Stabsoffizieren beigegeben, welche wirklich selbständige Truppentheile in der Armee commandiren, und es liegt ihnen die Führung der dienstlichen Correspondenz, die Aufsicht über die Registraturen, die Ausfertigung und Austheilung der Befehle, die Vertheilung des Dienstes, das ganze Listen- und Rapportwesen, die Führung der Journale, überhaupt die Besorgung aller derjenigen Details ob, mit welchen der Commandirende seiner Stellung nach sich nicht befassen kann. In einigen Armeen leitet der Regimentsadjutant auch die Übungen der Musik. Bei den Truppenübungen sind die Adjutanten bestimmt, die Richtungspunkte aufzustellen und Befehle rasch zu überbringen. Die Truppenadjutanten sowol als die persönlichen sind beritten. Genaue Kenntniß aller dienstlichen Bestimmungen und Reglements, Fleiß, Eifer und Gewandtheit, sowie eine von allen Persönlichkeiten sich freihaltende Rechtschaffenheit sind nothwendige Eigenschaften eines Adjutanten. Außer den genannten gibt es noch in Festungen und größern Garnisonen Platzadjutanten, welche, in der Regel unberitten, den Platzcommandanten und Gouverneurs beigegeben sind.

Ad latus (lat.), d. i. zur Seite, zum Beistande. Generale ad latus heißen in Östreich diejenigen, welche den Commandirenden eines Armeecorps oder einer Provinz zur beständigen Beihülfe zugeordnet sind. So wurde dem achtzehnjährigen Erzherzog Johann, als er im Feldzuge von 1800 das Obercommando des östr. Heeres übernehmen mußte, der Feldzeugmeister Lauer ad latus beigegeben. Auch Gesandte und Legaten erhielten ehedem geschickte Diplomaten ad latus.

Adler sind Raubvögel, welche von den ältern Ornithologen zu der alle Tagraubvögel umfassenden Gattung Falco gerechnet wurden, jetzt aber als besondere Gattung aufgestellt werden. Ihr unterscheidender Charakter liegt in Folgendem: der Schädel ist oben platt, befiedert; die Augen groß, unter vorstehenden Brauenknochen; der Schnabel stark, nur an der Spitze gekrümmt, ohne Seitenausschnitt, Auftreibung und Borsten, mit nackter von den Nasenlöchern durchbohrter Wachshaut; die erste Schwungfeder sehr kurz, die vierte die längste; die Läufe stark, die Zehen nackt, die beiden äußern an der Basis durch kurze Membran verbunden; die Krallen oder Fänge sehr stark, gekrümmt und die hinterste länger. Die Adler repräsentiren unter den Vögeln die reißenden Säugthiere; sie fressen nur frischen Raub, seltener Fische als andere Thiere, leben in Monogamie, bauen große, aber unkünstliche Nester, legen zwei bis drei Eier, brüten gegen 30 Tage, und zeichnen sich aus durch Stärke, Flugkraft, Muth und scharfe Sinne. Ihre Gewohnheiten sind diejenigen der Raubthiere; manche sind absichtlich grausam. Verbreitet sind sie über die ganze Erde, häufig in warmen Ländern, seltener auf Inseln als Continenten. Die Arten sind zahlreich. Deutschland besitzt sieben bis acht derselben, unter welchen der Kaiseradler (Aquila imperialis) der größte. Ein wirklich furchtbares Thier ist der Harpyenadler Brasiliens.

Schon seit den ältesten Zeiten hat man sich häufig des **Adlers als Symbol** bedient. Als König der Vögel war er der Vogel des Zeus, der Überbringer des Blitzes, und drückt darum auch die Ober- und Alleinherrschaft aus. In diesem Sinne finden wir ihn als Sinnbild der Fürsten, der Völker und Heere. Er war das hieroglyphische Zeichen der Städte Heliopolis, Emesa, Antiochia und Tyrus. Unter den Attributen des Königthums, welche die Etrurier den Römern einst zum Zeichen der Freundschaft schickten, war auch ein Scepter mit einem Adler von Elfenbein, und von dieser Zeit an blieb der Adler eines der ersten Attribute der Republik, welches später auch die Kaiser beibehielten. Als Heereszeichen kommt der Adler zuerst bei den Persern vor. Ein goldener Adler mit ausgebreiteten Flügeln, das Symbol der pers. Könige, wurde dem Heere vorgetragen. Bei den Römern waren die Adler anfangs von Holz, dann von Silber mit goldenem Blitzstrahl, unter Cäsar und seinen Nachfolgern aber ganz von Gold, doch ohne Blitzstrahl. Sie wurden als Legionszeichen auf einer langen Lanze getragen und als eigenthümliche Gottheit der Legion verehrt. Auch Napoleon gab 1804 seinen Heeren vergoldete Adler mit hebenden Flügeln als Feldzeichen. Der doppelköpfige Adler ward zuerst bei den Kaisern des Orients üblich, die damit wahrscheinlich ihren Anspruch bezeichnen wollten, auch Kaiser des weström. Reichs zu sein. Wie der Doppeladler in das Wappen des röm. Reichs deutscher Nation, und von da in das östr. gekommen, darüber ist seit 1848 in mehren Schriften gestritten, und dabei jedenfalls dargethan worden, daß die zeitherigen Angaben

über Anlaß und Zeit der Verwandelung des früher einfachen Adlerwappens in einen Doppeladler ungenau waren. Zeitiger übrigens als auf den Münzen deutscher Kaiser kommt der Doppeladler auf denen der Pfalzgrafen von Sachsen vor. Rußland hat seinen Doppeladler von dem griech. Kaiserthume entlehnt. Der einfache Adler findet sich in den Wappen von Preußen, Polen, Schlesien, Sicilien und Modena, sowie in denen vieler kleinerer Fürsten, Grafen, Barone und Edelleute. Mehren Reichsstädten und Adeligen ist auch die Führung des Reichsadlers im Wappen als Ehrenauszeichnung gestattet worden. Der Adler ist auch das Zeichen mehrer Ritterorden. (S. **Adlerorden**.) — **Adler** (engl. Eagle) heißt das Zehndollarstück, die Hauptgoldmünze der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach dem Münzgesetze vom 18. Jan. 1837 hat der Eagle einen Werth von 12,47 Thlr. in preuß. Friedrichsd'or zu 5 Thlr. = 14 Thlr. 4 Sgr. preuß. Cour. Es werden zugleich Halb- und Viertel-Eagles, und seit 1848 auch Zehntel-Eagles ausgeprägt. — **Adler**, Sternbild am nördl. Himmel, s. **Sternbilder**.

Adlercreutz (Karl Joh., Graf), tüchtiger schwed. General, geb. 27. Apr. 1757, trat im Alter von 13 Jahren als Corporal bei den finnischen Dragonern ein, war bei dem Ausbruche des Kriegs mit Rußland 1788 Capitän, und wohnte als solcher der Belagerung von Nyslot und der Schlacht bei Porosalmi bei. Zu Palkokoki commandirte er die Avantgarde; auch focht er 1790 als Major bei Pirtimäki. Beim Ausbruch des Finnischen Kriegs (s. d.), 1808, befehligte er eine Brigade. Nachdem aber der Generaladjutant Graf Lövenhjelm in russ. Gefangenschaft gerathen, nahm A. dessen Stelle ein, und gab dem Kriege eine für Schweden günstigere Wendung. Gegen große Übermacht siegten die Schweden durch seine Dispositionen bei Sikajoki, Rivolar, Ny-Carleby, Lappo, Alavo und Kuortane. Als das schwed. Heer im Sept. den Rückzug antreten mußte, erwarb sich A. durch seine Anordnungen ebenfalls die größten Verdienste. Bei seiner Rückkehr nach Stockholm mit Enthusiasmus aufgenommen, schloß er sich Denen an, die der wahnsinnigen Politik Gustav's IV. (s. d.) ein Ziel zu setzen suchten. Am 13. März 1809 war es A., der den König, nachdem der Versuch gütlicher Ausgleichung gescheitert, im Namen der Nation verhaftete, und sich durch diesen entscheidenden Schritt den allgemeinen Dank verdiente. Seit 1809 Generallieutenant, folgte er 1813 als Chef des Generalstabs der schwed. Armee nach Deutschland. In gleicher Stellung befand er sich, als die Schweden zur Ausführung der Kieler Convention in Norwegen einrückten. Nachdem A. noch 1814 in den Grafenstand erhoben worden, starb er 21. Aug. 1815. Gewiß würde er sich auf dem Schlachtfelde noch weit mehr ausgezeichnet haben, wäre seinem Talente ein größerer Spielraum vergönnt gewesen.

Adlerorden bestehen folgende drei: Der **Weiße Adlerorden** in Rußland, der dritte des Reichs, hat nur eine Classe und ist ursprünglich poln. Orden. Er wurde angeblich 1326 von König Wladislaw I. gestiftet, 1705 von König August II. erneuert, 1807 vom Könige von Sachsen als Herzog von Warschau abermals ertheilt, 1815 in der poln. Verfassung vom russ. Kaiser als König von Polen für den ersten Orden des Reichs erklärt, aber endlich durch das organische Statut vom 26. Febr. 1832 in die Reihe der russischen versetzt, wo er als dritter, nach dem Alexander-Newskiorden, rangirt. Zu Rittern können nur Inhaber des Stanislausorden ernannt werden; die Ernennung selbst erfolgt durch besondere vom Kaiser eigenhändig unterzeichnete Rescripte. Das Ordenszeichen, bestehend in einem goldenen, roth emaillirten Kreuze mit Königskrone, goldenen Flammen in den Winkeln und dem weißen Adler im Mittelschild, der Devise: Pro fide, rege et lege, auf der Rückseite, wird an einem breiten hellblauen Bande über die rechte Schulter getragen. Dazu wird ein goldener Stern auf der Brust gefügt. — Der **Schwarze Adlerorden**, gestiftet 1701 zur Krönung König Friedrich's I., besteht nur aus einer Classe, und ist der höchste Orden im preuß. Staat. Verliehen wird er nur an Die, welche schon den Rothen Adlerorden erster Classe besitzen. Der König ist Großmeister, jeder seiner Söhne geborener Ritter. Die Ritter selbst haben den Rang eines Generallieutenants. Die Insignien sind ein hellblaues Kreuz mit Adlern in den Winkeln und der Namenschiffre F. R. im Mittelschild, welches an einem orangefarbigem Bande von der linken Schulter zur rechten Hüfte getragen wird. Dazu gehört auf der Brust ein achtspitziger silberner Stern mit schwarzem Adler in orangefarbenem Felde und der Devise: Suum cuique. — Der **Rothe Adlerorden** wurde unter dem Namen Ordre de la sincérité 1705 vom Erbprinzen Georg Wilhelm von Baireuth gestiftet, 1777 neu constituirt und 1791 zum zweiten Orden der preuß. Monarchie erhoben. Seit dem 18. Jan. 1830 umfaßt er vier Classen. Das Ordenszeichen besteht aus einem weiß emaillirten Kreuze ohne Spitzen, auf dessen weißem Mittelschild sich vorn der gekrönte rothe Adler, auf der Kehrseite der Namenszug F. W. mit darüber gesetzter Krone

befindet. Es wird von allen Classen, nur in verschiedener Größe, an einem weißgewässerten Bande, mit breiten orangefarbigen Streifen und schmalen weißen Rändern getragen. Die Ritter der ersten Classe tragen außerdem auf der linken Brust einen silbernen achtspitzigen Stern mit dem rothen Adler, auf dessen Brust sich das hohenzoll. Wappen mit der Umschrift: Sincere et constanter befindet. Diesen Bruststern erhalten auch die ältesten Ritter der zweiten Classe. Wer schon Ritter zweiter und dritter Classe war, erhält den Orden mit Eichenlaub, d. h. drei goldene Eichenblätter am Kreuz und auch an der obern Spitze des Sterns. Ritter der dritten Classe, welche vorher Ritter der vierten Classe waren, erhalten eine Schleife von der Farbe des Ordensbandes am Ringe über dem Kreuz. Die Ritter erster Classe tragen das Ordenszeichen an einem breiten Bande um die Schultern, die der zweiten Classe um den Hals, die der dritten und vierten Classe an schmälerm Bande im Knopfloch. — Einen **Goldenen Adlerorden** gründete 1806 Friedrich I. von Würtemberg bei Annahme der Königskrone, der jedoch 1818 mit dem Orden der Würtemb. Krone vereinigt wurde.

Adlersparre (Georg, Graf), geb. 1760 in der Provinz Jämtland in Schweden, war bereits auf der Universität Upsala, als er 1775 in Militärdienste trat. Nach dem Feldzuge gegen Rußland soll er 1791 vom Könige Gustav III. den geheimen Auftrag erhalten haben, die Norweger gegen ihre Regierung zu erheben. Als Gustav III. gestorben, nahm er, unzufrieden mit der neuen Regierung, als Rittmeister seine Entlassung, widmete sich den Wissenschaften, und gab 1797—1800 eine Zeitschrift: „Läsning i blandade Ämnen", heraus, die, in liberalem Geist verfaßt, nicht wenig dazu beitrug, das Mistrauen der Regierung gegen ihn zu erregen. Er lebte in tiefer Zurückgezogenheit, als er 1809 unerwartet den Befehl über eine Abtheilung der sogenannten Westarmee erhielt und sehr bald zum Oberstlieutenant befördert wurde, da er seine Truppen mit Glück führte. In dieser Zeit hatte sich bei mehren Großen die Überzeugung geltend gemacht, daß das Vaterland nur durch den Sturz König Gustav's IV. gerettet werden könne. Auch A. ward in die Anschläge eingeweiht, und trug wesentlich zu deren Ausführung bei, indem er sich mit seinem Corps der Hauptstadt näherte. Doch hatte er nur unter den Bedingungen seine Zustimmung gegeben, „daß kein Blut vergossen, kein Volksaufstand erregt werde, daß das Heer nichts als die Berufung des Reichstags verlange". Nach dem Regierungswechsel ergoß sich auf A. ein Strom von Gnadenbezeigungen; er wurde schnell nacheinander Staatsrath, Oberst, Generaladjutant, Comthur des Schwertordens und endlich in den Freiherrnstand erhoben. Zugleich erhielt er den Auftrag, dem Prinzen Christian August die auf ihn gefallene Wahl zur Thronfolge zu verkünden, und den Befehl über die Armee zu übernehmen, sowie er auch insgeheim veranlaßt wurde, die Norweger gegen Dänemark aufzuregen, was ihm jedoch nicht gelang. Ungeachtet vieler Auszeichnungen zeigte sich A. verstimmt, indem er nicht so ausschließenden Einfluß erlangte, wie er gehofft hatte. Als sich nach dem plötzlichen Tode des Kronprinzen sein Ansehen noch mehr minderte, zog er sich als Landeshauptmann des Skaraborg-Län in eine entfernte Provinz zurück. Dennoch überhäufte ihn der König mit Gunstbezeigungen. Er erhielt 1811 das große Kreuz des Schwertordens, dann die Grafenwürde, und ward 1817 einer der Herren des Reichs, bald darauf Excellenz und Seraphinenordensritter. Bei der Verwaltung seines Amtes erwarb er sich großes Verdienst; doch gab er auch diese Stelle später auf. Die von ihm herausgegebenen „Actenstücke zur ältern, neuern und neuesten Geschichte Schwedens" verwickelten ihn 1831 in eine Untersuchung wegen Preßvergehen. Er ward zu einer Geldstrafe verurtheilt, bezahlte sie, ließ aber, nachdem er öffentlich den richterlichen Spruch für moralisch ungerecht erklärt, die Fortsetzung erscheinen. A. starb auf seinem Landgute Gustafsrik in Wermland 23. Sept. 1835. — Der ältere seiner Söhne, **Karl August**, hat sich als Dichter bemerkbar gemacht.

Ad libitum (ital. a piacere), d. i. nach Belieben, wird in musik. Werken über Stellen geschrieben, die einen nicht an die Regeln des Taktes gebundenen Vortrag verlangen oder gestatten. Den begleitenden Stimmen wird durch die Worte colla parte, d. i. mit der Hauptstimme angedeutet, daß sie sich dieser anzubequemen haben. Von mehren Stimmen muß die Abweichung von der Strenge des Zeitmaßes nach Übereinkunft in gemeinschaftlichem Maße geschehen. Eine besondere Gestaltung des ad libitum ist das tempo rubato. Auch wird in Partituren und auf Titeln von Musikalien mit ad libitum eine Stimme als nicht wesentlich nothwendig bezeichnet.

Admētus, der Sohn des Pheres, Königs zu Pherä in Thessalien, und Theilnehmer an der Jagd des kalydonischen Ebers und am Zuge der Argonauten nach Kolchis, bewarb sich, als er nach seines Vaters Tode König geworden, um die Tochter des Pelias, Alcestis. Pelias versprach sie ihm zu geben, wenn er im Stande wäre, einen Löwen und einen Eber vor einen Wa

gen zu spannen. Unterstützt von Apollo, der aus Liebe zu ihm als Hirt bei ihm diente, vollbrachte er dieses. Bei dem Hochzeitopfer vergaß er Diana. Um sich zu rächen, sandte diese eine Masse Schlangen in das Brautgemach; allein auch hier unterstützte ihn Apollo und versöhnte die Göttin mit ihm. Apollo hatte die Parzen vermocht, den Lebensfaden seines Freundes, der zu Ende war, zu verlängern, falls einer der Angehörigen desselben für ihn den Tod freiwillig übernehmen würde. Hierzu war seine treue Gattin bereit; sie starb für ihn. Hercules kämpfte dieselbe aber dem Hades wieder ab, und gab sie dem Gatten zurück. Nach Andern schickte sie Proserpina freiwillig zurück, um ihre Aufopferung zu belohnen.

Administration oder Verwaltung. Die Verwaltung des Staats setzt man zuvörderst der Verfassung desselben entgegen, und in diesem Sinne umfaßt die Verwaltung auch die Rechtspflege mit. In einem andern Sinne stellt man alle übrigen Staatsverwaltungszweige der Justizverwaltung gegenüber, und bezeichnet in diesem Falle die erstern mit dem gemeinsamen Namen Administration. In der That unterscheiden sich diese Staatsverwaltungszweige von der Rechtspflege durch ihren steten, unmittelbaren Bezug auf die Interessen des Staats, durch das bei ihnen auch in der speciellen Ausübung vorwaltende Princip der Zweckmäßigkeit, durch den größern Spielraum, der in ihnen dem Ermessen der Behörden gelassen werden muß, durch den durchgehends dem öffentlichen Rechte angehörigen Charakter ihres Wirkens. Auch die Justiz ist Staatszweck, und auch bei den Grundzügen des Rechtssystems kann die Beziehung auf die gesellschaftlichen Interessen nicht gänzlich aus den Augen gelassen werden. Aber der Staatszweck in der Justiz besteht nur in der Verpflichtung des Staats, in den Streitfällen seiner Bürger Gerechtigkeit zu wahren; wenn das Gesetz gegeben ist, hat der Richter es unbekümmert um seine Folgen zu handhaben. Es ist Interesse des Staats, daß Jedem sein Recht werde; aber es berührt den Staat nicht, ob Dieser oder Jener den Proceß gewinnt. Es mögen wol bei Bestimmung der obersten Grundprincipien der Rechtsinstitute auch ihre Beziehungen zu den socialen Interessen zu beachten sein; doch die weitere Ausprägung dieser Principien erfolgt in unserm Rechtssystem, wie es aus dem röm. Rechte erwachsen ist, nach dem Gesetz der logischen Consequenz. Der Gegensatz zwischen Justiz und Administration hat sich in den neuern Staatsorganisationen hauptsächlich auch dadurch geltend gemacht, daß man, während die Stellung der Verwaltungsbeamten von dem Ermessen der Vorgesetzten abhängiger wurde, bei den Richtern den ältern Grundsatz der Inamovibilität beibehielt. In der Administration im engern Sinne hat man zuvörderst zwischen der allgemeinen Verwaltung, welche die Organisation der Centralbehörden und die Grundsätze über den Staatsdienst umfaßt, und den speciellen Verwaltungszweigen zu unterscheiden. Die letztern theilen sich in Polizei und Volkswirthschaftspflege (Wirkungskreis des Ministeriums des Innern), Sorge für Kirchen- und Schulwesen, Finanzwesen, Militärwesen, Marine- und Colonialwesen (in See- und Handelsstaaten), und auswärtige Angelegenheiten. — Viel Streit ist in neuern Zeiten über die **Administrativjustiz** oder die Entscheidung streitiger Verwaltungssachen geführt worden. Die Einen, deren Ansicht besonders bei liberalen deutschen Juristen Vertheidiger gefunden hat, ertheilen auch diese Fälle den ordentlichen Gerichten; die Andern wollen sie, nach franz. Vorgang, von den Verwaltungsbehörden, jedoch unter gewissen sichernden Bürgschaften, besorgt wissen. Früher hatte fast jeder Verwaltungszweig, bis ins Einzelste herab, seine eigene Rechtspflege. Diese beschränkte sich aber thatsächlich meistens auf die Instruirung der Sache, während der Verspruch den Dikasterien überlassen wurde. Allerdings setzte der frühere Standpunkt einen Charakter des Staatslebens voraus, bei welchem Alles mehr ein privatrechtliches Gepräge trug als gegenwärtig, und auch öffentliche Befugnisse im Lichte erworbener Rechte erschienen. Wo die streitigen Verwaltungssachen den Gerichten überlassen sind, wird nicht immer auf Kenntniß der Sachlage zu rechnen sein, zuweilen ein dringendes Staatsinteresse gefährdet werden, und nicht selten die natürliche Billigkeit dem Buchstaben des Gesetzes weichen müssen. Dagegen kann in andern Fällen diese Einrichtung auch einen wirksamen Rechtsschutz für die Privaten gegen mancherlei Willkür abgeben. Die ganze Frage läßt sich aber nicht wol im Allgemeinen und für alle Fälle, sondern nur mit sorgfältiger Rücksicht auf das Ganze der Staatseinrichtungen und die concreten Umstände beurtheilen. — Noch nennt man Administration die Verwaltung eines Gütercomplexes, oder bestimmter Rechte für den eigentlichen Inhaber. Selbst Regierungsverweser sind zuweilen **Administratoren** genannt worden, namentlich die Verweser einer Kurwürde. Auch gehörte dieser Titel den protest. Verwesern ehemals kath. geistlicher Staaten und Stifter. So war Prinz August von Sachsen Administrator des Erzbisthums Magdeburg. So beruht auch ursprünglich die staatsrechtliche Beziehung des Hochstifts Meißen zu dem Königreich Sachsen

eigentlich darauf, daß die Könige von Sachsen, vermöge der perpetuirlichen Postulation, A ministratoren jenes Stifts sind. So waren holst. Prinzen Administratoren des Bisthums Lübe woraus sich der Besitz des Fürstenthums Eutin durch das Haus Oldenburg entwickelt hat.

Admiral. Der Admiral ist ein Oberbefehlshaber zur See. In den stürmischen und n mentlich zur See im höchsten Maße gewaltthätigen Zeiten des Mittelalters wagte sich nic leicht ein einzelnes Handelsschiff auf eine weitere Fahrt, sondern mehre Rheder traten zu ein gemeinsamen Fahrt (Admiralschaft) zusammen, wo dann für das Commando der Flotte und t Leitung ihrer kriegerischen Vertheidigung ein Admiral ernannt wurde. Im Arabischen hei Emir oder Amir Militärbefehlshaber, und der Emir-al-Omra ist der oberste Militärbefehlsh ber. Das Mittelalter unterschied überhaupt nicht zwischen Armee und Marine, wie man ja di sen Unterschied selbst in England noch zu Ende des 17. Jahrh. kaum kannte. Der Titel Emir-a Omra wurde von den Mauren nach Spanien verpflanzt, und von hier verbreitete er sich, Admirante, Admiral corrumpirt, in das übrige Europa. In Sicilien wurde er 1142 den Flo tenbefehlshabern beigelegt; in England ist er seit 1216, in Frankreich seit 1284 üblich. Ni die Türken nennen ihren obersten Seebefehlshaber nicht Admiral, sondern Kapudan-Pasch Bald ernannten auch die Seestaaten Admirale als Träger hoher Staatswürden, und unterschi den zwischen dem Großadmiral, als dem eigentlichen höchsten Chef der gesammten Marin und zwei andern Classen von Admiralen, welche Schiffsabtheilungen befehligten. Öfters füh nur der Erstere den Titel Admiral, während die Andern Vice- oder Contreadmirale heiße Der Admiral stellte die Kaperbriefe aus. Die höchste Verwaltungsbehörde der Marineangel genheiten führt häufig den Titel **Admiralität**, **Admiralitätscollegium**. Für Prisensachen ist g wöhnlich ein **Admiralitätsgericht** als höhere Instanz bestellt. — In England gehört die Würl des Lord-High-Admiral zu den neun hohen Kronämtern, wurde aber seit 1708 über 10 Jahre lang nicht wieder besetzt, bis sie 1827 der damalige Herzog von Clarence auf kurze Ze wieder annahm, aber nach der Schlacht von Navarin wieder niederlegte. Außerdem unterschei det man in England Admirale der rothen, weißen und blauen Flagge, unter denen die Vic admirale und die Rearadmirale stehen, welche letztere die Nachhut (rear) befehligen. 181 hatte man in England nicht weniger als 70 Admirale, 75 Viceadmirale und 80 Rearadmiral 1832 gab es nur noch 50 Admirale (14 von der rothen und je 18 von der weißen und blaue Flagge), 61 Viceadmirale und 66 Rearadmirale. Davon befanden sich natürlich viele i Ruhestand oder Disponibilität. Der Anschlag über den Flottendienst von 1850—51 wie nach: 1) activ und mit vollem Gehalt: 2 Admirale, 3 Viceadmirale, 7 Rearadmirale (davo drei als Beamte der Dock-Yards); 2) activ, aber mit halbem Sold: 1 Flottenadmiral, 28 Ad mirale, 42 Viceadmirale, 69 Rearadmirale; 3) in Ruhestand: 45 Rearadmirale. In Frank reich findet man in der Regel 2—3 Admirale, 10—12 Viceadmirale und 20—25 Contreadmi rale. Die russ. Flotte theilt sich in die weiße, rothe und blaue Flagge, deren jeder ein Admira vorgesetzt, und von denen jede wieder in drei Geschwader getheilt ist, welche von Vice- oder Con treadmiralen angeführt werden. Bei den Holländern heißt der Contreadmiral Schout-by-Nacht weil er bei Nacht das Commando führt. Das Schiff, auf welchem der Admiral seine Flagg aufzieht, was nur zu geschehen pflegt, wenn es von einer größern Zahl von zu ihm gehörigen Schiffen begleitet ist, heißt das **Admiralsschiff**. — Die **Admiralschnecke**, auch orientalischer Vice admiral genannt, ist eine Art Kegelschnecke (Conus), orangefarbig, mit milchweißen Flecken un gelben zackigen Binden. Sie kommt aus den indischen Meeren, und wurde früher mit unge heuern Preisen bezahlt. — Den Namen Admiral führt auch ein Tagfalter (Vanessa Atalanta)

Admiralitätsinseln nennt man eine Gruppe von 30—40 Inseln, nordöstlich von Neu Guinea, zum Archipelagus Neu-Britannia gehörend. Nur die eigentliche Admiralitätsinsel, wo von die ganze Gruppe den Namen führt, ist von großem Umfange; sie wird auf 100 DM. Flä chenraum gerechnet. Die Küsten sind zerrissen, und im Innern steigen hohe Berggipfel empor von ewig grünen Bäumen umgeben. Die ganze Gruppe erstreckt sich zwischen 1° 56′ 45″ bis 3° 2′ s. Br. und 163° 54′ bis 165° 49′ ö. L., und ist, gleichwie der ganze Archipelagus von zahlreichen Negritos bewohnt, einer Varietät der Papua oder kraushaarigen Race.

Admittitur oder **Admittatur**, d. h. wörtlich: es wird oder werde zugelassen (vom lat. admittere) ist eine Amtsformel, womit man die Erlaubniß für irgend eine Handlung zu ertheilen pflegt. Der Ausdruck wendete besonders die östr. Censur bei Ertheilung der Druck- oder Debiterlaubniß an.

Admonition, die Erinnerung an unterlassene Pflichten, d. h. von Seiten des Lehrers ge gen den Schüler, der Synode gegen einen Geistlichen. Im Kirchlichen bezeichnet Admonition sowol die allgemeine, mit der Beichte verbundene Bußermahnung, wie die specielle gegen

einzelne, einem besonders irrigen Wandel hingegebene Mitglieder der Kirchengemeinde. Die letztere soll (nach Matth. 18, 15—17) erst unter vier Augen, dann mit Zeugen, endlich in Gegenwart der Gemeinde vorsichgehen. Blieb diese Admonition fruchtlos, so erfolgte in der alten Kirche die Ausstoßung des Betroffenen.

Admont, ein Marktflecken mit eeichem Benedictinerstift im Kreise Judenburg in Steiermark. Das Stift wurde 1074 von dem Erzbischof Gebhard von Salzburg gegründet, und umschließt in seinem weitläufigen aber unvollendeten Bau eine ansehnliche Bibliothek (20000 Bde.) nebst Gemäldesammlung und Museum. Auch befinden sich hier Thymo's Steingußbilder vom Jahre 1200, dessen Verfahren jedoch verloren gegangen ist. Das Stift unterhält ein theologisches Hausstudium. Der Flecken selbst, ehedem die Residenz der Bischöfe von Salzburg, ist der Sitz einer bedeutenden Eisenindustrie; jährlich werden gegen 20000 Sensen gefertigt.

Ado, der Heilige, geb. um 800 in der Champagne, ein Benedictiner, welcher sich durch seine Theilnahme an den kirchlichen und politischen Ereignissen seiner Zeit, sowie durch seine Gelehrsamkeit auszeichnete. Er schrieb ein „Chronicon de sex aetatibus mundi" und ein „Martyrologium", welche mehrfach gedruckt worden sind, und starb als Erzbischof von Vienne 16. Dec. 875. Sein Gedächtnißtag fällt auf den Tag seines Todes.

Adolf Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp, König von Schweden, geb. 14. Mai 1710, war der Sohn des Administrators der holstein-gottorpischen Lande und Bischofs von Lübeck Christian August, und der Albertine Friederike von Baden-Durlach. Im J. 1727 ward er, nach dem kurz vorher erfolgten Tode seines Vatees, zum Bischof von Lübeck erwählt, und als sein Vetter, der regierende Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, der Vater des russ. Kaisers Peter III., 1739 gestorben, übernahm er für dessen unmündigen Sohn die Landesadministration zu Gottorp. A. F. sollte indessen eine höhere Thronwürde erlangen, als Peter, dem die russ. Thronfolge gesichert woeden, die ihm angebotene schwed. Krone ausschlug. Die russ. Politik, welche Schweden an einen stammverwandten Fürsten zu bringen und zugleich die Verbindung desselben mit der herzogl. Linie zu Holstein, als Gegensatz gegen Dänemark, zu erhalten wünschte, bestimmte nämlich den schwed. Reichstag, A. F. die Thronfolge zuzusprechen; Peter machte dies zum Preise des Friedens zu Abo. Die Wahl A. F.'s zum schwed. Thronfolger geschah in der That am 3. Juli 1743. Übrigens war seine Großmutter eine schwed. Prinzessin und Tochter Karl's XI. gewesen. Im Jahre 1750 entsagte er dem Bisthum Lübeck, und am 5. April 1751 folgte er seinem Vorgänger, dem Könige Friedrich aus dem Hause Hessen-Kassel, auf dem schwed. Throne. Er sollte jedoch wenig Freude in seiner neuen Würde erleben. Die schwed. Aristokratie trieb unter ihm ihre Anmaßung auf die Spitze und machte ihn zu einer Staatspuppe. Solche Beschränkung war um so ungerechter, als sich der König als verständiger, rechtschaffener, sogar äußerst ruhiger und phlegmatischer Mann und keineswegs zu Übergriffen geneigt erwies. Er trug auch sein Joch weit geduldiger als seine Gemahlin, die Schwester Friedrich's II. von Preußen, Luise Ulrike (s. d.). Unter ihrem Einflusse und zum Theil, um die Einmischung der Schweden in den Siebenjährigen Krieg zu verhüten, erfolgten Versuche, die den Übermuth des Adels brechen sollten. Aber die Theilnehmer büßten 1756 auf dem Blutgerüste, und der Reichstag ordnete ein Dankfest für Entdeckung der Verschwörung an. Der König wollte sich an den Reichstag wenden, wo doch auch andere Stände vertreten waren als der Adel. Aber zwei mal verweigerte der Reichsrath, in die Berufung des Reichstags zu willigen. Da wurde es selbst dem geduldigen Könige zu arg; er drohte, die Regierung niederzulegen. Jetzt endlich erfolgte die Berufung des Reichstags, welcher wenigstens die seit 1720 erfolgten Beschränkungen der königl. Rechte aufhob. Der König behielt die Regierung, starb aber schon 12. Febr. 1771. Ihm folgte sein talentvoller Sohn Gustav III.

Adolf von Nassau, deutscher König von 1292—98, geb. zwischen 1250 und 1255, war der zweite Sohn des Grafen Walram von Nassau. Nachdem er einstimmig 10. Mai 1292 zum König erwählt worden, ward er zu Aachen 24. Juni gekrönt. Ein bloßer Dynast, wenn auch aus einer erlauchten Familie und von erprobter Tapferkeit, hatte er doch kein anderes Erbtheil als sein Schwert; auch fehlten ihm jene großen Eigenschaften, die seinen Vorgänger, Rudolf von Habsburg, auf den Thron erhoben und darauf erhalten hatten. A. verdankte seine Wahl theils dem anmaßenden Betragen Albrecht's von Östreich, theils den eigennützigen Absichten der Kurfürsten von Köln und Mainz, welche durch ihn sich Städte und Ländergebiete versprechen ließen, die ihm gar nicht gehörten. Da er aber als Kaiser nicht erfüllen wollte und konnte, was er als Graf versprochen, sah er sich bald von seinen Freunden verlassen und gehaßt.

Aus Geldmangel nahm er von Eduard I. von England 100000 Pf. St. an und versprach dafür, diesem gegen Philipp den Schönen beizustehen, sah es aber nicht ungern, als ihm der Papst die Theilnahme an dem Kriege untersagte. Machte er sich schon dadurch in den Augen der deutschen Fürsten verächtlich, so wurde er es noch mehr, als er 1293, des Landgrafen Albrecht des Unartigen Haß gegen dessen Söhne benutzend, von diesem Thüringen kaufte und mit bewaffneter Hand sich in den Besitz des erkauften Landes zu setzen versuchte, was ihm jedoch nie ganz gelang. Wegen dieses Kaufs zum Nachtheil rechter Erben, sowie auf Betrieb Albrecht's von Östreich und des dem Könige feindlich gewordenen Erzbischofs Gerhard von Mainz, wurde A. endlich, ohne daß jedoch Trier, Köln und Pfalz ihre Zustimmung gegeben, vor das Kurfürstencollegium geladen. Da er aber nicht erschien, ward 23. Juni 1298 seine Absetzung ausgesprochen, und Albrecht von Östreich zum Könige gewählt. Bereits zu dieser Zeit war es zwischen A. und Albrecht zum Kriege gekommen. A. schien das Übergewicht zu gewinnen; jedoch von seinem Gegner überlistet, fand er sich zwischen Gellheim und Rosenthal bei Worms umstrickt, und fiel nach heldenmüthiger Gegenwehr 2. Juli 1298, man sagt, durch Albrecht's eigene Hand. Sein Feind, der Erzbischof Gerhard, gab ihm das Zeugniß: „Heute ist der tapferste deutsche Mann gefallen!“ Seine Leiche ward von Heinrich VII. in der kaiserlichen Gruft zu Speier, zugleich mit Albrecht's Leichnam, beigesetzt.

Adonāi, d. h. Herr, ist die hebr. Pluralform, welche, die Bedeutung des Wortes verstärkend, ausschließlich von Gott gebraucht wird. Um den wahren und heiligen Namen Gottes (Jehova) nicht auszusprechen, lesen die Juden in allen den Stellen des Alten Testaments, wo derselbe vorkommt, Adonai.

Adōnis war nach der am meisten verbreiteten Sage, die uns der kyklische Dichter Panyasis erhalten hat, der Sohn des assyr. Königs Thias und dessen Tochter Myrrha, die auf Anstiften der Venus in unnatürlicher Liebe zu ihrem Vater entbrannte. Als der Vater das Verbrechen entdeckte und im Begriffe stand, die Tochter zu tödten und sie, die vor ihm floh, einholte, erhörten die Götter ihr Gebet, sie unsichtbar zu machen, und verwandelten sie in einen Baum. Dieser aber platzte nach einiger Zeit, und es ging aus ihm der neugeborene A. hervor, den Venus, von seiner Schönheit angezogen, sogleich liebgewann und insgeheim der Proserpina übergab. Da Letztere ihn später nicht zurückgeben wollte, wendete sich Venus an den Jupiter, der den Streit dahin entschied, daß A. einen Theil des Jahres bei der Venus, den andern bei der Proserpina leben solle, sodaß er acht Monate auf der Oberwelt und vier in der Unterwelt verweilte. Später starb A. an einer Wunde, die er von einem Eber auf der Jagd erhielt. Diese einfache Erzählung wurde indessen mannichfach ausgeschmückt, unter andern, daß Venus nach der Verwundung herbeigeeilt, um ihn zu retten, aber zu spät gekommen sei und sein Blut in Anemonen verwandelt habe. A. zu Ehren wurde jährlich ein Fest gefeiert, welches aus zwei Theilen bestand, einem Trauerfeste, das sich auf seinen Abgang in die Unterwelt bezog, und einem Freudenfeste in Bezug auf seine Rückkehr zur Venus. Besonders feierlich beging man dieses weit verbreitete Fest zu Alexandria. Merkwürdig sind hierbei die sogenannten **Adonisgärten**. In irdene, auch wol silberne Gefäße säete man nämlich vor der Feier Weizen, Fenchel und Lattich, die durch starke Wärme schnell hervorgetrieben wurden, und deren kurzes Grünen wol die Vergänglichkeit der irdischen Freude andeuten sollte. Die Sagen von A. gehören ursprünglich dem Orient an. In ihnen tritt Naturreligion in Verbindung mit einem astronomischen Cultus auf, und A. selbst mag der Gott des Sonnenjahres sein. Die Ähnlichkeit des Namens mit dem phönizischen Adon, welches Herr bedeutet, ist unverkennbar; vorzugsweise aber ward dieses Wort vom Könige des Himmels, der Sonne, gebraucht. — In Bezug auf die strahlende Schönheit, die man dem A. beilegte, bezeichnet man häufig damit einen schönen Mann, und **Adonisiren** bedeutet scherzweise so viel als schön machen, putzen. — **Adonis** heißt nach Linné auch eine Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, aus der 13. Classe des Linné'schen Systems, von welcher einige Arten in Deutschland wild wachsen. In Gärten kommt häufig der Sommeradonis (Adonis aestivalis) vor. Zur Anpflanzung empfiehlt sich durch zeitige und schöne Blüte der Frühlingsadonis (Adonis vernalis), welcher im mittlern und südlichen Deutschland auf Vorbergen wild vorkommt und keiner sorgfältigen Cultur bedarf.

Adōnischer Vers ist eine Versart, welche aus einem Daktylus und einem Spondeus oder Trochäus besteht (–⏑⏑–⏓), z. B. liebliche Rose. Sie eignet sich wegen ihres lebhaften Ganges zu muntern und scherzhaften Liedern. Längere Gedichte würden jedoch zu große Einförmigkeit durch so kurze, ohne alle Abwechselung wiederkehrende Verse erhalten, wes-

man sie gewöhnlich als Nachsatz zu andern Versen in der lyrischen Poesie, wie z. B. bei den Sapphischen Strophen (s. d.) gebraucht.

Adoptianischer Streit, war ein Nachklang des Arianischen Streits (s. d.), und entstand auch in Spanien als in dem Lande, in dem sich die Lehre des Arius vorzugsweise lange erhalten hatte. Unter theils berechtigter, theils unberechtigter Berufung auf katholische Autoritäten schon aus dem 4. Jahrh., sowie auf die Stellen der Heiligen Schrift, welche die Unterordnung Christi unter den Vater lehren, und vielleicht angeregt von dem Streben, die Lehre von der Menschwerdung Gottes den in Spanien herrschenden Mohammedanern weniger anstößig zu machen, jedenfalls aber unterstützt von Ausdrücken der alten Mozarabischen Liturgie(s. Mozaraber), behaupteten der Erzbischof von Toledo, Elipandus, und der junge, wohl unterrichtete Felix, Bischof von Urgel, daß Christus nach seiner göttlichen Natur allerdings schon von Natur und Geschlecht der eingeborene Sohn Gottes sei, dagegen nach seiner menschlichen Natur nur durch die Gnade Gottes zum erstgeborenen Sohn Gottes (Röm. 8, 29) erklärt und adoptirt erachtet werden dürfe, wie denn, obgleich in geringerer Weise, alle heiligen Menschen als Söhne Gottes adoptirt werden sollen. Die Übertragung des in Spanien durch die Gegner Etherius und Beatus entbrannten Streites nach dem specifisch katholisch-christlichen Frankreich veranlaßte, unter persönlicher Theilnahme Karl's d. Gr., die gegen den Adoptianismus entscheidenden Synoden zu Regensburg (792) und, auf Beschwerde des Elipandus, zu Frankfurt (794), sowie den Widerruf des Felix zu Rom. Die Gelehrten Karl's, Alcuin an der Spitze, setzten die „katholische" Lehre entgegen, daß der Mensch von Gott adoptirt werde, nicht die menschliche Natur Christi. Die Einheit der nur göttlichen Person in der doppelten Natur Christi mache die Annahme eines doppelten Sohnes Gottes, eines ursprünglichen und adoptirten, zur Unmöglichkeit oder zur nestorianischen Ketzerei. Die menschliche Natur Christi könne nirgends, nie und in keiner Weise, ohne die Verbindung mit der göttlichen Natur vorgestellt werden. Felix widerrief auf der Synode zu Aachen (799), der Gewalt weichend, und, wie es scheint, nie völlig überzeugt. Er starb 818 in freier Haft zu Lyon. Elipandus beharrte fanatisch bei seiner Ansicht, die indeß später nur vielleicht von Folmar (um 1160), in einem gewissen Sinne von Duns Scotus (gest. 1308) und Durandus von San-Porciano (gest. 1322), von dem Jesuiten Vasquez (um 1606) und dem Protestanten Calixtus (1643) vertheidigt worden ist. Die Wurzel dieser Ansicht ist allerdings der mehr oder weniger klar gedachte Nestorianismus (s. d.) und die Schwierigkeit, die zeitliche Menschennatur mit der ewigen Gottesnatur in gleiche Linie zu stellen.

Adoption, oder Annahme an Kindesstatt, ein dem alten deutschen Rechte, und daher auch noch in den Ländern, wo sich die Grundzüge desselben rein erhalten haben, z. B. in England unbekanntes Rechtsinstitut, das erst mit dem röm. Rechte zu uns gekommen. Die Adoption ist eine der Arten, wie väterliche Gewalt erworben wird, und unterscheidet sich hauptsächlich in zwei Formen, je nachdem der zu Adoptirende noch in väterlicher Gewalt steht, sodaß der leibliche Vater dieselbe dem Adoptivvater abtritt (Adoption im engern Sinne), oder selbständig ist, d. h. nicht mehr in väterlicher Gewalt (Arrogation). Die früher aus mehren beschränkenden Bestimmungen des röm. Rechts, z. B. daß Castraten nicht adoptiren können, daß der Adoptivvater mindestens 18 Jahre älter sein muß als der Adoptivsohn, abstrahirte Regel, die Adoption müsse Nachahmung der Natur sein, ist neuerlich als nicht ganz richtig erkannt worden, da nach dem röm. Rechte auch Zeugungsunfähige und Unverheirathete adoptiren können. Frauen erhalten durch Adoption die gewöhnlichen Rechte der Mütter über ihre Kinder. Das neuere, auch das gemeinrechtlich geltende röm. Recht hat, indem es einige Mängel des ältern verbessern wollte, namentlich den völligen Übergang des Adoptivkindes in die Familie des Adoptirenden, manche ungeeignete Distinctionen in dieses Rechtsverhältniß gebracht, welche jedoch theils auf die gewöhnlich vorkommenden Fälle der Adoption wenig Bezug haben, theils in Betreff des Erbrechts durch Landesgesetze modificirt zu sein pflegen. Wie im alten Rom die Adoption nicht ohne Priesters erfolgen durfte, sondern die Gründe und Zulässigkeit derselben erst durch das Priesterthum untersucht werden mußten, so ist auch in Deutschland die landesherrliche oder doch gerichtliche Bestätigung derselben ein Erfoderniß. Das neuere franz. Recht (Code civil, Art. ...) läßt die Adoption nur in beschränkterm Maße zu.

Adoration, so viel wie Anbetung (s. d.).

Adorf, Stadt im Voigtlande des Königreichs Sachsen, unweit der Grenze von Böhmen und Baiern, am Elsterflusse, in höhen- und waldreicher Gegend, mit 2600 protest. E., die sich hauptsächlich durch Fabrikation von Musikinstrumenten, Weberei, Schuhmacherei, Viehhandel und

Grenzhandel nähren. In dem Elsterflusse, sowie in den einmündenden kalkhaltigen Bächen, fi
den sich Perlenmuschellager. Südlich von Adorf, an der böhm. Grenze, bei dem Dorf Elst
liegt die in neuerer Zeit zur Aufnahme gelangte Heilquelle, das Elsterbad (s. d.).

Adour, Fluß in Frankreich, entspringt bei Tourmalet im Depart. der Hochpyrenäen, berüh
in seinem 70 Lieues weiten Lauf das anmuthige Campanerthal, das Depart. Gers und d
fruchtbaren Theil des Depart. Landes, und mündet unterhalb Bayonne in den Atlantisch
Ocean. Er nimmt die Flüsse Arros, Midouze, Gave de Pau, Gave d'Oloron, Luy, Nive, T
douze auf, ist aber nur 27 Lieues weit schiffbar. An ihm liegt die wegen ihrer heißen Bäder b
rühmte Stadt Bagnères-de-Bigorre, das Dorf Campan, Trabes, St.-Sever, Dax und Bayon

Ad pias causas, d. i. zu frommen Zwecken, eine lat. Formel, welche bei Vermächtnissen vo
kommt, die zu Gunsten von Klöstern, Kirchen, Schulen und milden Stiftungen gemacht werde

Adrammelech (d. h. herrlicher König), ein Götze der Assyrier. Nach dem Charakter sein
Verehrung, bei welcher Menschen verbraunt wurden, zu schließen, ist er mit dem Moloch zu ve
gleichen, und entweder der Sonnengott selbst oder irgend ein anderer vergötterter Himmelskörp
Die spätern Rabbinen geben ihm willkürlich die Gestalt eines Pferdes oder Maulthiers. -
Adrammelech, Sohn des assyr. Königs Sanherib, der in Verbindung mit seinem Bruder S
rezer, im Tempel des Nisroch, 697 v. Chr., seinen Vater ermordete. Beide Brüder mußten na
vollbrachter Gräuelthat nach Armenien entfliehen.

Adrastēa, d. i. die Unentfliehbare, ist ein Beiname der Nemesis (s. d.), welchen sie von de
Tempel, den ihr zu Ehren der König Adrastus in der Nähe von Theben errichtete, erhalten h
ben mag. Mehre haben sie als Dienerin der ewigen Gerechtigkeit und Rächerin alles Unrech
der kein Sterblicher entgeht, zu einer besondern Göttin erhoben; allein alle diese Eigenschaft
kommen auch der Nemesis zu. Herder wählte den Namen „Adrastea" für eine Zeitschrift, in d
man auch, sowie in seinen „Zerstreuten Blättern", geistvolle Erörterungen über diese Gött
findet. — Adrastēa hieß auch eine Nymphe, des Königs Melisseus in Kreta Tochter, wel
mit ihrer Schwester Ida den Zeus erzog. — Adrastēa, Stadt und Landschaft in Mysien a
Granikus, mit einem Tempel und Orakel des Apollo und der Diana.

Adrastus, der Sohn des Talaus und der Lysimache, war König von Argos, wurde al
von Amphiaraus vertrieben, und floh zu seinem mütterlichen Großvater, Polybus, nach S
cyon, wo er nach dem Tode desselben den Thron bestieg und die Nemeischen Spiele einführ
Später söhnte er sich mit dem Amphiaraus wieder aus, gab diesem seine Schwester Eriph
zur Gattin und kehrte nach Argos zurück. Seine Gemahlin war Amphithea, mit der er d
Ägialeus und Cyanippus, die Argia, Deïphyle und Ägialea erzeugte. Von den beiden ältest
Töchtern vermählte er, um einem Orakel nachzukommen, welches ihm verkündet hatte, daß er
einem Eber und Löwen geben würde, die Deïphyle an den Tydeus (s. d.), die Argia an d
Polynices (s. d.), von denen der Eine das Bild eines Ebers, der Andere das eines Löwen a
dem Schilde führte. Letzterer war von seinem Bruder Eteokles (s. d.) aus Theben vertrieb
worden, und A., um ihn in sein väterliches Erbe wieder einzusetzen, unternahm den Zug geg
Theben, der bekannt ist unter dem Namen der Sieben gegen Theben. Von diesen Helden w
A. der Einzige, der mit Hülfe seines Pferdes Arion davonkam. Zehn Jahre darauf unternah
er den zweiten Feldzug mit den Nachkommen der erschlagenen Helden, den sogenannten Epig
nen (s. d.), und eroberte auch die Stadt, verlor aber dabei seinen Sohn Ägialeus. Aus Gra
darüber starb er auf dem Rückwege in Megara, wo er begraben wurde. Nach seinem Tode wa
er an vielen Orten als Heros verehrt.

Ad referendum heißt in der Rechtssprache: zur Berichterstattung. Nimmt ein Bevo
mächtigter oder Unterbeamter einen Vorschlag, ein Gesuch ad referendum, so wird die Anna
me, Gewährung oder Verwerfung von der Entscheidung des Vollmachtgebers oder Vorgese
ten abhängig gemacht.

Adresse nennt man ursprünglich die Zuschrift einer Corporation an die Staatsbehörde, wo
sie Gesinnungen des Dankes und der Zufriedenheit, zuweilen auch entgegengesetzte, ausspric
Aufklärungen mittheilt, Maßregeln rechtfertigt u. dgl., ohne irgend ein Handeln in Antrag
bringen, wodurch sich die Adresse von der Petition (s. d.) unterscheidet. Die Sache ist von E
land gekommen, wo das Parlament gewohnt ist, die Eröffnungsrede des Königs mit ei
Dankadresse zu beantworten, auch große Verdienste mit einer öffentlichen Danksagung zu l
lohnen. Von da verbreitete sich der Gebrauch nach Nordamerika, dann allmälig auch in die co
stitutionellen Staaten des europ. Festlandes. Das Recht, in Gemeinden oder in Volksversam

lungen gemeinschaftlich Adressen zu beschließen, hängt zusammen mit dem Rechte der öffentlichen Beschwerdeführung und der Vorbedingung zu diesem Rechte, nämlich der Befugniß, sich zu versammeln. Die Adresse, durch welche jetzt gewöhnlich alle constitutionellen Kammern die Thronrede (s. d.) des Regenten beantworten, gilt als der erste Probirstein für den Stand der Parteien, sowie für das Verhältniß der Majorität zu der Politik des verantwortlichen Ministeriums im Allgemeinen. Aus der officiellen Sphäre ist das Adressenwesen in das politische Leben überhaupt eingedrungen, und ein Hauptmittel der Parteien zu Demonstrationen unter sich oder für und gegen öffentliche Charaktere geworden.

Adreßbuch, Adreßkalender, ein zuweilen mit einem Kalender versehenes, oder doch die Bezeichnung Kalender noch auf dem Titel bewahrendes Verzeichniß der Bewohner einer Stadt, der höhern Beamten eines Staats oder Landes, oder der Mitglieder gewisser Berufs- und Gesellschaftsclassen, wobei dieselben nach ihren vollständigen Namen, Titeln, Berufszweigen und Wohnungen aufgeführt sind. Es dient dem doppelten Zwecke, eine Übersicht über die betreffenden Persönlichkeiten zu geben, und das Auffinden derselben zu erleichtern. Bei den Staatsadreßbüchern ist der erstere Zweck vorwiegend, und es fällt daher die Angabe des Aufenthaltsortes oder der Wohnungen in der Regel weg. — **Adreßcomptoire** sind Anstalten, die sich mit der Vermittelung der Nachfragen und der Angebote in Betreff gewisser persönlicher Verhältnisse, z. B. der Annahme von Dienstboten, des Engagements von Hauslehrern, Schauspielern u. s. w., selbst der Heirathen, dann auch sehr gewöhnlich mit Nachweisung von Wohnungen und Abmiethern u. dgl. beschäftigen, und dafür entweder von beiden Theilen oder von dem Theil eine Gebühr ziehen, dem durch die Nachweisung der größere Dienst geschieht.

Adria (Hadria), Stadt von 10000 E., im lombard.-venet. Königreich, Delegation Rovigo, in einer sumpfigen Niederung am Canal Bianco, einem Arme des Po, gelegen, ist eine der ältesten Städte Europas. Die Sage läßt sie 1376 v. Chr. von den Pelasgern gegründet sein. Später ward sie von den Galliern, dann von den Römern (213 v. Chr.) eingenommen und zum Theil zerstört. Kaiser Hadrian, dessen Familie dieser Stadt entsprossen, nahm von ihr den Namen an. Ob sie auch dem Adriatischen Meere den Namen gegeben, ist ungewiß; wenigstens versichert Strabo, daß dasselbe dem gleichnamigen Flusse seinen Namen verdanke. Das Project Papst Clemens' VII., ein adriatisches Königreich mit Adria als Hauptstadt zu Gunsten Ludwig's von Anjou zu bilden, kam nie zur Ausführung. Zur Zeit der Römer war Adria, das jetzt zwei deutsche Meilen landeinwärts liegt, ein vielbesuchter Seehafen, und eine der bedeutendsten Städte Oberitaliens. Jetzt verdient es nur noch wegen seiner etrusk. und röm. Alterthümer Erwähnung. Auch sein ehemals berühmter Wein ist jetzt herzlich schlecht.

Adrian (Joh. Valent.), geb. 17. Sept. 1793 zu Klingenberg am Main. Nach sorgfältigem Jugendunterrichte besuchte er die Schulen zu Miltenberg und Aschaffenburg und dann die in dem letztgenannten Orte neuerrichtete Karlsuniversität. Er nahm 1813 und 1814 als Freiwilliger theil an dem Feldzuge gegen Frankreich, und besuchte nach seiner Rückkehr die Universität zu Würzburg. Später lebte er theils in der franz. Schweiz, theils in seiner Vaterstadt. Nachdem er einige Jahre als Lehrer in Hoffmann's Erziehungsanstalt in Rödelheim gewirkt, reiste er 1819 nach Italien, und übernahm 1820 die Erziehung der Söhne des würtemberg. Ministers Grafen von Winzingerode. Nach Niederlegung dieser Stelle ging er nach Paris und England. Eine Frucht dieser Reise waren mehre Mittheilungen in deutschen Zeitschriften und die „Bilder aus England" (2 Thle., Frkf. 1827—28), denen „Skizzen aus England" (2 Thle., ebend. 1830—33) folgten, worin er die Eindrücke des Augenblicks lebendig geschildert und die Eigenheiten des engl. Volks treffend aufgefaßt hat. Nach seiner Rückkehr ward er 1823 als Professor der neuern Sprachen in Gießen angestellt; 1826 erhielt er den Auftrag, die gießener Universitätsbibliothek zu ordnen, und 1830 wurde er zum Oberbibliothekar ernannt. Unter seinen Schriften sind zu nennen: „Provenzalische Grammatik und Chrestomathie" (Frkf. 1825); „Die Priesterinnen der Griechen" (Frkf. 1823); „Catalogus codicum MSS. bibl. acad. Gissensis" (Frkf. 1840); „Mittheilungen zur Geschichte und Literatur" (Frkf. 1846). Häufig wechselnde Verhältnisse und Reisen haben auf die Ausbildung seines lebhaften Geistes einen günstigen Einfluß gehabt; und wenn auch in seinen dichterischen Versuchen weniger Eigenthümlichkeit hervortritt, so ist dagegen in seinen beschreibenden Darstellungen und Übersetzungen ein gewandtes Talent sichtbar. Einige seiner Nachbildungen von Byron's Dichtungen haben die schwere Aufgabe, die Strahlen dieses originellen Geistes in fremdem Spiegel aufzufangen, nicht ohne Glück gelöst; auch erschien unter seiner Leitung eine Übersetzung von Byron's sämmtlichen Werken (12 Bde., Frkf. 1837).

Adrianopel, türk. Edreneh, die zweite Hauptstadt des Osmanischen Reichs, im alten Thrazien, jetzt Rumelien, 48 Stunden von Konstantinopel, ward vom Kaiser Hadrian am rechten Ufer des schiffbaren Hebrus, jetzt Mariza, in der Gegend, wo früher Uskadamah lag, angelegt, nach ihm benannt und zur Hauptstadt der hämimontanischen Provinz erhoben. Um ihr den Schein altgriech. Ursprungs zu geben, nennen sie einige byzant. Schriftsteller Orestea oder Orestias. Die Sultane regierten hier von 1366—1453, worauf die Residenz nach Konstantinopel verlegt wurde. Unter ihren 80000 E. zählt die Stadt 20000 Griechen unter einem Erzbischof. Sie enthält zwei Serais (Paläste), 40 Moscheen, unter denen die Selim's II. und Murad's II. die prächtigsten sind, 24 Medresse (hohe Schulen), eine Wasserleitung und 22 Bäder. An der Mariza liegen 450 schöne Gärten, und das nahe Dorf Hiseekel ist ein wahrer Rosengarten. Die Stadt hat bedeutende Webereien, Seiden- und andere Fabriken, und treibt vorzüglich Handel mit Rosenöl, das in der Nähe am besten verfertigt wird, und mit Opium. — Im russisch-türk. Kriege ward A., obschon befestigt und stark besetzt, am 20. Aug. 1829 vom General Diebitsch ohne besondern Widerstand eingenommen. Dieses siegreiche Vordringen bewog den Sultan auf Friedensunterhandlungen einzugehen, die durch Vermittelung der übrigen Mächte am 19. Sept. 1829 zum Abschluß des **Friedens von Adrianopel** führten, dem die bukareschter und akjermaner Convention zur Grundlage dienten. Die Pforte erhielt die Walachei und Moldau, wie alle Eroberungen in Bulgarien und Rumelien zurück; der Pruth und von seiner Mündung an das rechte Donauufer wurden Grenzlinie gegen Rußland in Europa. Hingegen blieb das ganze Littorale des Schwarzen Meeres von der Mündung des Kuban bis zum Hafen St.-Nikolaus, die kaukasischen Länder, dann der größte Theil des Paschaliks von Akhalzik, diese Stadt und das Fort Akhalkalaki mit eingeschlossen, in den Händen Rußlands. Für die Russen wurde Handelsfreiheit im ganzen türk. Reiche, freie Handelsschiffahrt auf der Donau, im Schwarzen und Mittelländischen Meere, wie auch für alle übrigen, der Pforte befreundeten Mächte freier Durchzug durch die Dardanellen festgestellt. Die Verfassungen Serbiens, der Walachei und Moldau bekamen eine größere Selbständigkeit, und das politische Dasein Griechenlands wurde von der Pforte anerkannt. Rußland erhielt 1,500000 Dukaten für die seit 1806 erlittenen Verluste; die Summe der Kriegsentschädigungskosten von 10 Mill. Dukaten wurde auf 7 Mill. herabgesetzt. Der Friede von A. hat den Einfluß Rußlands auf den Divan sowie sein Übergewicht im Osten Europas und in Vorderasien befestigt.

Adriatisches Meer, ein tiefer Busen auf der Nordseite des Mittelländischen Meeres, der sich zwischen der Ostküste der Halbinsel Italiens und der Westküste des gegenüberliegenden Festlandes in nordwestlicher Richtung auslängt. Mit dem Ionischen Meer ist es durch den Kanal von Otranto verbunden. Seine Fläche wird auf 4000 □M., die Länge auf 120—130, die Breite auf 30—35 M. berechnet. Das nördliche Ende bildet der Golf von Venedig mit den Lagunen dieser Stadt, der gegen NO. in den Golf von Triest übergeht. Auf der Küste Italiens buchtet sich das Adriatische Meer südwärts in die beiden flachen und weitgeöffneten Bogen von Ravenna und Tremiti und, von diesen durch das weit vorspringende Vorgebirge des Monte Gargano geschieden, in den engern und tiefern Golf von Manfredonia. Im Tremitibusen liegt die kleine Gruppe der neapolit. Tremitiinseln: San-Domenico (die größte und südlichste), San-Nicola, Caprara, nebst den beiden Klippen Cretaccio und la Vecchia. Die bedeutendern Städte auf der ital. Küste sind von Norden her: Rimini, Pesaro, Sinigaglia (alle drei mit Leuchthürmen), Ancona, Pescara, Termoli, Vieste, Manfredonia, Barletta, Trani, Molfetta, Mola, Polignano, Brindisi am kleinen Cap Cavallo, und Otranto, gegenüber dem weit und schmal auslaufenden Vorgebirge Linguetta in Albanien, dem Ausläufer des rauhen Chimeragebirgs. Zerrissen, felsig, steil, und umsäumt mit einer dichten Kette von fast unzähligen größern und kleinern, langgestreckten Felseninseln und Riffen starrt einsam und düster die Küste der rauhen, dürren und unwirthbaren Felsenländer Illyrien, Kroatien, Dalmatien und Albanien. Die größte Bucht dieser Küste ist in NO. der Quarnerogolf, in welchem die Städte Moschenizze, Lovrana, Fiume, Buccari, Porto-Re, Novi und Zengg, weiter südwärts Carlopago, Zara, Sebenico, Trau, Spalatro, Ragusa, Cattaro, Alessio, Durazzo am Cap Pali, und Valona liegen. Aus der Tiefe der Quarnerobucht entwickelt sich die erwähnte Inselkette. Die bedeutendsten der meist der Küste gleichlaufend gestreckten Inseln sind von Norden her: Veglia, Cherso, Arbe, Lossini, Pago, Maon, Ulbo, Premuda, Melada, Sestruya, Lunga oder Grossa, Eso, Ugliano, Solta, Brazza, Lesina, Lissa, Curzola, Lagosta, Meleda, und südwestlich davon, fast mitten im Adriatischen Meere, die kleine dalmat. Insel Pelagosa nebst einigen Klippen. Die bedeutendsten Flüsse, welche in das Becken des Adriatischen Meeres münden, sind auf der

ital. Küste die Etsch und der Po, die aus dem lombard. Tieflande, zwischen den Alpen und Apenninen, herströmen, und fortwährend Land an der Küste ansetzen, sodaß die Orte dieser Gegend immer weiter von dem Küstensaum entfernt werden. So die uralte Stadt Adria (s. d.), die, einst am Meere gelegen, diesem den Namen gegeben haben soll. Die übrigen aus Italien gelangenden Flüsse sind nur Küstenflüsse. Ebenso die wenigen Zuflüsse von dem dürren Gebirgslande her, von denen die bedeutendern: Fiumara, Kerka, Cettina, besonders Narenta, Drino, Tobi (Skombi), Beratino und Vojuza. Vielleicht liegt in dem geringen Zufluß von Süßwasser die Ursache des außerordentlichen Salzgehalts des Adriatischen Meeres. Übrigens sind Ebbe und Flut in demselben, wie in der Ostsee, kaum bemerkbar. In der schönen Jahreszeit ist die Schiffahrt darauf angenehm, aber im Winter der Südwest furchtbar, und überhaupt die rauhe Gebirgsküste des Festlandes, wegen plötzlicher Stürme, gefürchtet. Wie ehemals Venedig die Königin des Mittelmeeres war, so behauptet jetzt Triest den Vorrang, obgleich auch das feste Ancona und Sinigaglia lebhaften Handel treiben.

Adrittura, eigentlich a dirittura (ital.), geradezu, direct, ein Ausdruck, dessen man sich im Wechselwesen bedient, um anzuzeigen, daß man eine Foderung an einen auswärtigen Schuldner dadurch eingezogen habe, daß man direct auf ihn einen Wechsel ausgestellt. Auch im Transportverkehr der Waaren bedient man sich jenes Ausdrucks, um die directe, unmittelbare Versendung eines Gutes von dem einen Orte nach dem andern zu bezeichnen, sodaß unterwegs dasselbe vom Fuhrmann nicht einem zweiten Frachtfahrer zur Weiterbeförderung übergeben werden darf, sondern „auf Einer Achse" an den Bestimmungsort gebracht werden muß.

Adschmir (engl. Ajmeer) oder Radschastan, ist eine Provinz Mittelindiens zwischen 24 und 31° n. Br. Im N. grenzt sie an die Provinzen Multan, Lahore und Delhi; im S. an Gudscherat und Malwa; im O. an Delhi und Agra; im W. an Multan und das Land Sind. Der Boden besteht zum großen Theil aus Sandwüsten ohne alle Cultur. Der Sturmwind führt nicht selten Sandmassen mit sich, die hier und da herabstürzen und ansehnliche Hügel bilden. Die gewöhnliche Bevölkerung besteht aus Dschats (Jats), kleinen, unansehnlichen Leuten von sehr dunkler Farbe. Die höhern Classen sind Radschputen, die sich sämmtlich zur zweiten Kaste des indischen Staats, zur Kriegerkaste, rechnen. Die Radschputen, höchst wahrscheinlich spätere Ansiedler, welche die ursprüngliche Bevölkerung in die Gebirge zurückdrängten, sind ein schlanker Menschenschlag mittlerer Größe, von zartem und wenig knochigem Gliederbau. Der Brahmanenglaube ist der herrschende im Lande, und auch die Regierungsweise gleicht der in den andern Marken Hindostans. Das Lehnwesen ist hier vollkommen ausgebildet und durch altes Herkommen und Gesetze bestimmt. Diese Verfassung und das hiermit engverbundene Gefolgewesen setzte die Radschputen in den Stand, ihre Herrschaft mehrmals über ganze Ländermassen in Hindostan und Dekan zu verbreiten. Die Lehnsaristokratie gehorchte einst dem Namen nach den Großmoguls von Delhi, lag aber immer unter sich selbst im Streite. Bei der Auflösung des Mongolenreichs kamen die Radschputen unter die drückende Herrschaft der Mahratten, von welcher sie endlich 1818 durch die Engländer befreit wurden. Mit den verschiedenen Fürstenthümern wurden nun besondere Verträge abgeschlossen, wodurch sie sich unter den Schutz des angloindischen Reichs stellten, zu einem bestimmten Tribute verpflichteten, und im Falle eines Kriegs ihren Zuzug versprachen. Nach außen hin ist ihnen jeder Act der Souveränetät untersagt. In Betreff der Verwaltung und aller innern Verhältnisse ihrer Länder ist den Radschahs vollkommene Freiheit gestattet. — **Adschmir**, eine Stadt in der gleichnamigen Provinz, war ehemals so stark befestigt, daß die Hindu glaubten, sie sei mit offener Gewalt gar nicht zu nehmen. Es befindet sich hier das Grab eines moslemischen Heiligen, das heutzutage noch von vielen Wallfahrern besucht wird. Als die Briten 1818 die Stadt in Besitz nahmen, war sie ein Schutthaufen. Jetzt ist sie der blühendste Ort Radschastans, dem höchstens Dscheipur gleichkommt.

Adstringirende Mittel heißen in der Medicin die zusammenziehenden, d. h. die Gewebe des Körpers dichter und fester, die Kanäle enger machenden Arzneimittel. Es sind dies besonders die Kälte und die gerbenden (d. h. die thierischen Säfte zum Gerinnen bringenden) Stoffe. Sie dienen zur Stillung von Blutungen und andern krankhaften Ausflüssen sowie zur Verdichtung der Gewebe, z. B. der Narben oder der aufgelockerten Schleimhäute.

Äduer, Name eines gallischen Volks, zwischen der Loire und Saône, seit den frühesten Zeiten das angesehenste unter den gallischen Völkern, und das erste, welches sich an die Römer anschloß. Sie waren reich, aber verweichlicht. Dem von den Priestern gewählten Vorsteher des Staats stand ein Senat zur Seite. Die bedeutendste Stadt war Bibracte, das jetzige Autun.

Adülar, auch Fischauge, Wasseropal, Girasol genannt, ist eine vorzüglich am St.-Gotthard vorkommende Varietät des Feldspaths, welche zuweilen als Schmuckstein benutzt wird. Die hierzu verwendeten Stücke sind farblos, von Perlmutterglanz, weniger hart als Quarz und durch lebhaftes Opalisiren ausgezeichnet.

Adüle, Seestadt im Lande der Troglodyten in Äthiopien, am Rothen Meere, der Stapelplatz von Axum (s. d.), entweder das heutige Zulla, ein kleiner Ort mit vielen Ruinen in der Nähe, oder das heutige Arkiko, beide in der Anneslevbai liegend, ist vorzüglich bekannt durch die von Kosmas Indikopleustes im 6. Jahrh. in seiner „Topographia christiana" zuerst veröffentlichte Inschrift, Monumentum Adulitanum genannt, die für die alte Geographie dieser Gegenden sehr wichtig ist. Vgl. Buttmann, „Museum der Alterthumswissenschaft" (Bd. 2).

Advent oder Adventszeit (dominicae adventus) nennt die christliche Kirche die Vorbereitungszeit auf das Fest der Geburt Jesu. Sie dauert in der griech. Kirche 40 Tage, in der röm. und protest. etwa vier Wochen. Wann die Adventszeit zuerst kirchlich gefeiert worden, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Die Homilien des Maximus von Turin (Taurinensis) auf den Advent aus dem 5. Jahrh. beweisen nichts, da sie sich auf den Gegenstand, nicht auf die Feier beziehen. Die erste Erwähnung einer kirchlichen Feier der Adventszeit findet sich 524, wo die Synode zu Lerida von der Adventszeit bis zum Feste der Erscheinung Christi die Hochzeiten verbot. Die vier Sonntage des Advents, welche der lat. Kirche eigen sind, hat wahrscheinlich Gregor der Große eingeführt. Es liegt dieser Einrichtung eine alte Lehrform, und dieser wieder ein biblischer Sprachgebrauch zum Grunde. Man sprach nämlich von einer vierfachen Ankunft Christi: in das Fleisch, zum Tode (der Seinen nämlich, sie zu sich nehmend, wie im Evangelium Johannis vom Wiederkommen Jesu gesprochen worden war), zur Zerstörung Jerusalems, und zum Weltgerichte, und demgemäß wurden dann auch die Evangelienabschnitte in vier Sonntage bestimmt, was durch das Homiliarium Karl's d. Gr. für die abendländ. Kirche befestigt wurde. Jedenfalls liegt der Feier des Advents ein tief berechtigtes Gefühl zum Grunde. Wie die Menschheit sich einst auf das Kommen des persönlichen Christus vorbereitete, so sollen dem Gedanken gemäß, daß das gesammte Kirchenjahr die Geschichte der Kirche und insbesondere ihres Stifters abbildet, die Seelen der Christen sich vorbereiten, die geistige Neugeburt des Herrn in Würden zu empfangen. Die Jahreszeit, welche die letzten ihrer kürzesten Tage herankommen läßt, um fast gleichzeitig mit Christi Geburt Sonnenwende eintreten zu lassen, entspricht in ihrer äußern Gestalt jener innern Stimmung trefflich. Wol im Gegensatze gegen römisch- und germanisch-heidnische Festtage, welche in diese Zeit fielen, und unleugbar sehr entsprechend dem Rufe Christi, mit dem er sein Evangelium begann und vorbereitete: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe gekommen" (Matth. 4, 17), macht die kath. Kirche die Adventszeit zur Zeit der Buße, indem sie Reue predigt, öffentliche Vergnügungen, Tanz und Hochzeitsfeierlichkeiten verbietet, die Fasten vermehrt und in ihrem Cultus das Gewand der Trauer anlegt. Die Herzen sollen fühlen, daß sie der Geburt des Heilands bedürfen. Die protest. Kirche unterläßt ebenfalls in der Adventszeit die Hochzeitsfeier und die öffentlichen Vergnügungen. Es lag nahe, mit den Vorbereitungstagen der Geburt des Kirchenhauptes das kirchliche Jahr selbst zu beginnen. Im 6. Jahrh. geschah es zuerst im nestorianischen Orient; bald darauf, wie es scheint, in Gallien, dem der übrige Occident nachgefolgt ist.

Adverbium, Neben- oder Umstandswort, ist derjenige Redetheil, welcher, zu einem Verbum, Particip, Adjectiv und selbst wieder zu andern Adverbien hinzugefügt, einen Umstand näher bezeichnet (z. B. klug handeln, sehr gelehrt, dunkel blau, ziemlich gut schreiben), also dem Adjectiv (s. d.) analog, durch welches einem Substantiv eine Eigenschaft beigelegt wird. Das Adverbium ist ein unveränderlicher Redetheil, indem es weder der Veränderung durch Casus, wie die Hauptwörter, noch den verschiedenen Abbeugungen des Modus u. s. w., wie die Zeitwörter, unterworfen wird. Es gibt Adverbien der Zeit und der Zeitdauer (heute, immer), des Orts (hier, dort), des Umfangs und der Zahl (theils, einzeln), des Grades (sehr, überaus), der Bejahung und der Verneinung (ja, nein). In Beziehung auf Bildung stammen die meisten Adverbien von Adjectiven und Substantiven ab, theils indem oblique Casus (s. d.) für sich (z. B. rückwärts, erstens, rechts, morgens, abends), oder mit Zuziehung von Präpositionen (z. B. bei weitem, von neuem, zu Hause, himmelan, feldein) adverbial gebraucht, theils durch Ableitung (z. B. ferne, lange) und Zusammensetzung (z. B. einmal, blindlings) gebildet werden. Einige sind pronominalen Ursprungs (z. B. dann, dort, von dorten); sehr wenige sind von Zeitwörtern (z. B. geschweige, behüte) abgeleitet.

Adversaria hießen in der röm. Kaufmannssprache diejenigen Bücher, in welche die vorkom-

menden Geschäfte vorläufig eingetragen wurden, was man jetzt Strazze, Brouillon nennt. Später bezeichnete man unter diesem Titel solche Schriften, in denen man ursprünglich nur gelegentlich hingeworfene Bemerkungen und Notizen über einzelne Gegenstände der Grammatik, Kritik, Philosophie, Geschichte u. s. w. niederlegte, die man dann aber durch den Druck veröffentlichte. Dahin gehören die bekannten „Adversaria" von Barth, Wopkens, Porson und Dobree, die meist auf Erklärung der alten Schriftsteller sich beziehen und zum Theil erst nach dem Tode der Verfasser herausgegeben worden sind.

Advocat, Sachwalter oder, wie es in einigen Schweizercantonen heißt, Fürsprech, ist im Allgemeinen die Standesbezeichnung derjenigen Rechtsgelehrten, welche vom Staate die Berechtigung zur Führung fremder Rechtsstreitigkeiten vor Gericht erhalten haben. Der Name ist jünger als das Amt. In den Zeiten der röm. Republik befand sich der Advocatenstand auf einem solchen Höhepunkte, wie er als solcher ihn seitdem nicht wieder erreicht hat. Denn die hohe und zum Theil noch einflußreichere Stellung der Advocaten in England und Frankreich ist nicht blos aus der Wirksamkeit derselben als Rechtsvertheidiger, sondern aus dem Zusammenflusse verschiedener anderer Verhältnisse hervorgegangen und von der Verfassung jener Länder, wie auch von dem geringen Bildungszustande der Masse des Volks begünstigt worden. In Rom hießen die Advocaten oratores forenses (Gerichtsredner) und erst später advocati, d. h. Herbeigerufene. Bei den Deutschen kommen sie schon im frühen Mittelalter als prolocutores, d. i. Fürsprecher, vor, die meist aus den Gerichtsbeisitzern oder Schöffen von den Parteien erwählt wurden. Erst mit der Einführung des schriftlichen Verfahrens ward die Qualification als Rechtsgelehrter zum Eintritt in den Advocatenstand nöthig. Zumeist hat, wenigstens in Deutschland, der Advocat auch das Amt eines Anwalts oder Procurators auf sich, das namentlich bei den Römern ganz gesondert von demselben war. Der Procurator ist allein der wirkliche Stellvertreter der Partei, der Advocat nur der rechtsverständige Rathgeber derselben. Jener hat die Besorgung der rechtlichen Geschäfte außerhalb des Gerichts und die formelle Vertretung der Parteien vor Gericht, dieser die Ausarbeitung der Rechtsausführungen und die Wahrnehmung der Gerechtsame seiner Clienten bei den Gerichtsverhandlungen über sich.

Allgemeine, in den Particulargesetzgebungen näher bestimmte Pflichten des Advocaten in Deutschland sind: daß er keine völlig ungerechte Sache übernehme, daß er sich gehörig instruire, zumal die Beweismittel genau angeben lasse und nach Befinden für deren Herbeischaffung Sorge trage, daß er den Proceß auf das schnellste und sicherste leite, daß er überhaupt seinem Clienten Treue bewahre, daher nie die Gegenpartei durch Handlungen oder Unterlassungen begünstige, was, wenn es absichtlich geschieht, das Verbrechen der Prävarication (s. d.) bildet. Die Gesetze verpflichten ihn außerdem zur richtigen Führung der Manual- oder Privatacten. Macht sich ein Advocat eines Irrthums in Beziehung auf Thatsachen schuldig, so kann die Partei denselben, wenn ihn der Advocat in Abwesenheit des Clienten beging, bis zum Eintritt der Rechtskraft des nächsten Urtels, wenn er ihn aber in Gegenwart des Clienten, oder in einer von demselben unterzeichneten Schrift, beging, nur binnen drei Tagen widerrufen. Den Rechtsirrthum des Advocaten hat der Richter vermöge des ihm obliegenden sogenannten officium nobile zu verbessern. Versäumnisse des Advocaten, z. B. in Beziehung auf Fristen, berechtigen die Parteien blos zur Entschädigungsklage gegen den Advocaten. Die soeben angeführten Grundsätze gehören dem gemeinen Rechte an und sind, namentlich was den letztgedachten anlangt, durch neuere Particulargesetzgebung theilweise modificirt. Der Advocat kann für seine Mühwaltung ein Honorar von dem Clienten fodern, dessen Höhe in den meisten deutschen Ländern durch besondere Taxordnungen bestimmt wird, wobei der Ansatz im einzelnen Falle noch der Feststellung und nach Befinden der Moderation durch das Gericht unterworfen ist. Noch aus dem röm. Rechte schreibt sich das Verbot des pactum de quota litis, d. h. des Versprechens eines Theils von dem, was der Client durch den Proceß gewinnen würde, und des palmarium, d. h. eines gewissen Vortheils außer den Gebühren im Falle des gewonnenen Streits, her. Die Beschränkungen der Zahl der Advocaten in den einzelnen Staaten, die Bedingungen ihrer Immatriculation, ferner die Modalität, unter welcher sie bei gewissen höhern Gerichten oder bei solchen, deren Beisitzer mit ihnen verwandt sind, nicht prakticiren dürfen, sind particularrechtlich verschieden festgestellt.

Ganz anders ist die Stellung und Verfassung des Advocatenstandes in England und Frankreich. In England unterscheidet man zwischen barristers und attorneys. Die barristers (s. Bar) haben das ausschließliche Recht zum Plaidiren vor Gericht, und gehören den vornehmern Ständen an. Aus ihnen werden die höchsten Staatsbeamten, namentlich der Generalfiscal (attorney general) und der Generalprocurator (solicitor general), nicht minder die königlichen Sachwal-

ter (sergeants at law) und die Richter gewählt; selbst Lordkanzler kann nur Der werden, welcher barrister gewesen. Der barrister allein besitzt das Recht, eine Vorstellung oder ein Gesuch an ein Gericht oder eine Jury zu richten, wogegen der attorney mit dem Clienten selbst verhandelt oder, und zwar nur in wenigen Fällen, in seinem Beisein denselben mit dem barrister sprechen läßt. Daher handelt der barrister fast lediglich nach der schriftlichen, ihm vom attorney gegebenen Instruction, und der attorney gibt den Vermittler zwischen dem Clienten und dem barrister ab. So groß das Ansehen der barristers ist und so vorzügliche Talente sich diesem Stande widmen, so ist doch dieses Ansehen mehr durch die hervorragende Individualität einzelner Männer und durch die freie und würdige Stellung der Advocaten gegenüber den Richtern, welche fast alle gleichfalls vorher Advocaten waren, bedingt, als durch Einrichtungen, in welchen eine Garantie für die Rechtskenntniß oder auch für die Wirksamkeit der barristers läge. Denn erst 1836 wurde eine Commission niedergesetzt, welche jeden Candidaten zur Advocatur prüfen und über dessen Aufnahme entscheiden sollte; früher bedurfte es blos dessen, daß er in einem Zeitraume von fünf Jahren während zwölf terms (einer Gerichtszeit von ungefähr drei Wochen) je vier mal mit den Mitgliedern des Rechtscollegiums, dem er angehörte (inn of court), zu Mittag in der Halle des Collegiums gespeist hatte. Nach 48 solchen Mittagsessen konnte er sich zur Aufnahme als barrister vorschlagen lassen. Ebenso wenig fehlt es aus früherer und neuerer Zeit an Klagen über den schlechten Zustand des Advocatenwesens in England. Übrigens hat der Advocat in England keine Klage auf Honorar, und der barrister darf sogar nicht unter einer Guinee annehmen. Letzteres Herkommen hat dazu geführt, daß sich eine besondere Classe Solcher gebildet, die den attorneys in geringern Fällen an die Hand gehen und dadurch sich für die bar vorbilden (special pleaders).

Eine ähnliche Trennung der Advocatengeschäfte, wie zwischen attorney und barrister in England, findet in Frankreich zwischen avoués und avocats statt, von denen die erstern mit den processualischen Formen und der Fertigung der Schriften beschäftigt sind, die letztern die Parteien in den Sitzungen vertreten und plaidiren. Zum Amte eines avoué wird ein Alter von 25 Jahren, Rechtsstudium und eine fünfjährige Übungszeit erfodert. Ist derselbe Licentiat, so hat er auch ein beschränktes Recht zu plaidiren. Wer avocat werden will, muß Licentiat sein und, nach erhaltener Erlaubniß von der Disciplinarkammer, eine dreijährige Übungszeit (stage) bestehen, während welcher er die Sitzungen, sowie die Conferenzen der Advocaten zu besuchen hat; darnach wird er in die Matrikel (sur le tableau) eingetragen. Alle Stellen der avoués und auch manche der avocats sind käuflich, ein Umstand, der nicht blos die geringe Achtung, in welcher die avoués stehen, veranlaßt, sondern auch zur Beeinträchtigung des Ansehens des ganzen Advocatenstandes viel beiträgt. Für die avoués existirt eine Taxordnung von 1807, welche auch die von dem unterliegenden Theile dem avocat zu restituirenden Honorare, nicht aber die ihm von seiner Partei zukommenden bestimmt; diese letztern können von der Disciplinarkammer festgestellt werden. Die Honorare einzuklagen, ist nicht Sitte, woraus freilich der fernere Gebrauch sich gebildet hat, ohne Vorausbezahlung nichts für die Partei zu thun. — Der franz. Einrichtung ist, jedoch mit wesentlichen Verbesserungen, das Advocatengesetz in Genf vom J. 1834 nachgebildet; namentlich ist hier die Trennung zwischen avocat und avoué aufgehoben, und die Aufnahme als avocat durch strenge Prüfung bedingt. — In Nordamerika stehen die Advocaten in noch größerm Ansehen als in England, obwol die sie betreffenden Einrichtungen noch viel mangelhafter sind als anderswo.

Vom legislativ-politischen Standpunkte aus ist, und mit Grund, neuerlich viel über den deutschen Advocatenstand gesprochen worden. Nicht zu verkennen bleibt, daß Misbräuche früherer Zeiten, fortdauernde Verschuldungen einzelner Mitglieder dieses Standes, und Bedenklichkeiten mancher Regierungen dazu beigetragen haben, den deutschen Advocaten in einer Stellung zu lassen, die weder an sich noch auch im Vergleiche mit der in andern Ländern als eine geeignete und edle bezeichnet werden kann. Allein auch ebenso wenig darf man verschweigen, daß bei der Kundgebung von hierauf bezüglichen Wünschen Manches übertrieben worden, daß man sich von dem Glanze, den die Advocatur in England und zum Theil auch in Frankreich umgibt, oft blenden ließ, daß man die eigenthümlichen Verfassungs- und Culturverhältnisse jener Länder zu wenig in Anschlag brachte, ja daß man den wahren Kern der Frage, den nach der innern Gediegenheit des dortigen Advocatenstandes, nur oberflächlich berührte. Führt man die an die Gesetzgebung gestellten Anfoderungen auf das richtige Maß zurück, so muß hauptsächlich zweierlei als dringend wünschenswerth erscheinen: die Befreiung der Advocaten von den drückenden und unbilligen Doppelfesseln der Taxordnungen und der Moderationen seiten des Gerichts, von

denen jene wegen der Unbestimmbarkeit des so höchst relativen Werths der Bemühungen, diese wegen der nicht zu verbannenden Willkür und der die Wirksamkeit des Advocaten beeinträchtigenden Abhängigkeit von dem Gerichte sich als unpassend zeigt; sodann die Errichtung von Disciplinarkammern, womit zugleich die ebengedachte Unterordnung des Advocaten unter das Gericht, dem er in der That zur Seite stehen sollte, aufhören wird. Diese Reformen sind zwar in der neuesten Zeit auch mehrfach legislativ angestrebt, aber noch nicht zu einer genügenden Durchführung gebracht worden.

Advocatencorporationen. In Frankreich bildeten schon lange vor der Revolution die bei einem und demselben Parlamente prakticirenden Advocaten eine Gesellschaft, zwar ohne Corporationsrechte, aber mit Statuten und zum Zwecke einer censorischen Aufsicht über ihre Mitglieder. Zur Zeit des Consulats (13. Frimaire des J. IX der Republik) wurden durch ein Arrêté besondere Anwaltskammern (chambres des avoués) beim Cassationshofe, sowie bei jedem Appellations- und erstinstanzlichen Gerichte organisirt. Seitdem hat dieses Institut, das sich übrigens auch in den deutschen Ländern links des Rheins von jener Zeit her erhalten, mehrfache Modificationen erlitten. Das Wesentliche desselben besteht gegenwärtig in Folgendem: Die Advocaten jedes Gerichtshofs sind in Colonnen (höchstens sieben, wenigstens zwei) abgetheilt, an deren Spitze ein Vorsteher (bâtonnier) und ein Secretär steht, welche beide aus den ältern Advocaten gewählt werden. Die übrigen Mitglieder der Disciplinarkammer, außer diesen beiden, werden aus den ältesten Mitgliedern jeder Colonne gewählt; sind aber bei einem Gerichte weniger als 20 Advocaten immatriculirt, so bildet das Gericht (wenn es ein Appellhof ist, das erstinstanzliche Gericht derselben Stadt) die Disciplinarkammer. Im letztern Falle muß jedoch vor dem Ausspruche einer Strafe das schriftliche Gutachten des bâtonnier eingeholt werden. Die Disciplinarkammer hat, nächst der Entscheidung über Honoraransprüche und über Bedenken gegen die Immatriculation die Disciplinaraufsicht über die Mitglieder der Anwaltskammer, die sie theils von Amts wegen, theils auf Beschwerde übt. Sie straft durch Verweis, Suspension von höchstens einem Jahre und Ausstreichung aus der Matrikel; gegen die beiden letztern Strafen kann von dem Betroffenen sowol als von dem Generalprocurator an den Appellhof Berufung eingelegt werden, und dieser darf die erkannte Strafe selbst erhöhen. Die Disciplinarstrafen hindern nicht die strengere Ahndung, wenn die fragliche Handlung in ein Verbrechen übergeht. Ein lange empfundener Übelstand bei diesem Institute ist, daß die Disciplinarkammern nur aus den ältern Mitgliedern des Advocatenstandes bestehen. — In England gibt es keine eigentlichen Advocatencorporationen; doch bestehen schon lange die sogenannten inns of court, welche eine Vereinigung der Rechtsgelehrten bewirken. In London wurden die drei dort vorhandenen Inns 1829 combinirt. Der Weg zur Bar (s. d.) geht nur durch ein solches Inn; sie sind aber in der neuesten Zeit immer mehr zur bloßen Förmlichkeit geworden. Auch in Belgien und in Genf bestehen conseils de discipline in ähnlicher Weise wie in Frankreich. — In Deutschland wurde zu verschiedenen Zeiten der Sinn für eine feste und geordnete Verbindung der Advocaten untereinander rege; namentlich in Folge der Ertheilung von Constitutionen in den Jahren 1819 und 1820, und dann in Folge der Julirevolution. Vor allem geschah dies im Großherzogthum Hessen, meist im J. 1821. Nach 1830 ward die gleiche Idee in mehren deutschen Staaten, z. B. Kurhessen, Sachsen, Baden von neuem angeregt, und es traten auch in mehren deutschen Ländern dergleichen Vereine ins Leben. Von einigen derselben verlautet nichts mehr. Andererseits, wie in Sachsen, ist der Advocatenverein über das ganze Land erstreckt und fester organisirt; auch sind wohlthätige Stiftungen für Witwen und Waisen damit verbunden. In keinem deutschen Staate haben sich jedoch diese Vereine zu dem Einflusse, ebenso wenig zu der Form der franz. Advocatencorporationen erhoben, und zwar schon darum nicht, weil die Regierungen diesen Bestrebungen abgeneigt waren. Eine allgemeine deutsche Advocatenversammlung, welche zuerst 1844 in Mainz, dann in Hamburg 1846, zum Theil unter schwierigen Verhältnissen, angebahnt wurde, hat zwar 1847 an letztgenanntem Orte stattgefunden, doch ist auch sie ohne nachhaltiges Resultat geblieben.

Advocati ecclesiae, auch Defensores, Actores ecclesiae, hießen seit dem 5. Jahrh. die Sachwalter der geistlichen Stiftungen und ihrer Angehörigen, welche deren äußere Angelegenheiten, die Aufsicht über die Güter und deren Verwaltung, die Rechtsstreitigkeiten u. s. w. besorgen mußten. Als später die Kirchen und Klöster eines kräftigern, materiellen Schutzes bedurften, wählte man zu Vertretern der geistlichen Institute nach außen, unter Bestätigung des Kaisers, des Oberschirmherrn der Kirche, mächtige Ritter der Nachbarschaft, die nun eigentliche Schirmvögte (s. d.) wurden, sich aber bald der Kirche sehr gefährlich zeigten.

Advocatus diaboli heißt bei dem Untersuchungsprocesse über den Lebenslauf eines zur Kanonisation (s. d.) vorgeschlagenen Heiligen der zur Bestreitung der Kanonisationswürdigkeit aufgestellte Aufkläger, im Gegensatze zu dem Advocatus dei, der den zu Kanonisirenden zu vertheidigen hat. Auf Grund hiervon wird der Ausdruck auch zuweilen scherzweise gebraucht von Solchen, welche das Anklagen sich zum böswilligen Geschäft gemacht zu haben scheinen.

Adynamie bedeutet in der ärztlichen Sprache Kraftlosigkeit, wirkliche Schwäche, von Mangel an Blut, Muskelfleisch und Nerveneinwirkung bedingt.

Adyton (d. i. das Unzugängliche), der innerste Raum der griech. Tempel, den nur der Priester betreten durfte, das Allerheiligste. Es war die geweihte Zelle, in welcher die Statue des Gottes, dem der Tempel geweiht, an der hintern Mauer, dem Eingange gegenüber, erhöht auf einem Postamente stand. Da in den Tempeln alle Fenster sowie jede künstliche Beleuchtung durch Lampen u. s. w. fehlten, so herrschte Halbdunkel in dieser heiligen Stätte, wodurch der ernste, religiöse Eindruck noch erhöht wurde.

Aëdon, die Tochter des Pandareus, war die Gemahlin des Zethus und Mutter des Itylus. Aus Neid gegen Niobe (s. d.), wegen deren vielen blühenden Kinder, wollte sie den ältesten Sohn derselben ermorden, tödtete aber aus Irrthum ihren eigenen. Auf ihre Bitten von Zeus in eine Nachtigall (griech. aëdon) verwandelt, beklagte sie des Sohnes Tod in ihrem Gesange. Später erlitt die Sage eine Umgestaltung. A. wurde zur Gemahlin eines Künstlers, Polytechnus, mit dem sie in einer so glücklichen Ehe lebte, daß sich Beide in dieser Hinsicht über Jupiter und Juno stellten. Letztere, darüber erzürnt, erregte unter den beiden Gatten einen Wettstreit: wer nämlich von ihnen zuerst mit einem Kunstwerke, das man gerade unter der Hand hatte, fertig würde, dem sollte der andere Theil eine Sklavin geben. A. gewann, und Polytechnus holte die Schwester seiner Gattin, Chelidonis, aus dem älterlichen Hause, unter dem Vorwande, daß seine Frau ihre Schwester zu sehen wünsche. Unterwegs schändete er dieselbe, legte ihr Sklavenkleider an, drohte ihr mit dem Tode, sobald sie etwas verrathen würde, und führte sie so seiner Frau als Sklavin zu. Einstmals aber hörte A. die Klagen ihrer Schwester, die sich allein glaubte, und erfuhr so die Schandthat ihres Gatten. Nun verschworen sich Beide, an Polytechnus Rache zu nehmen. A. tödtete ihren eigenen Sohn Itys und setzte ihn dem Vater als Speise vor. Als dieser merkte, was er gegessen, verfolgte er die beiden Schwestern bis zu ihrem Vater, zu dem sie flohen. Letzterer ließ den Polytechnus ergreifen und fesseln, ihn mit Honig bestreichen und so aussetzen. Jetzt erbarmte sich wieder A. ihres Gatten und befreite ihn. Als deshalb ihr Bruder sie morden wollte, nahmen sich die Götter der unglücklichen Familie an und verwandelten Polytechnus in einen Pelikan, den Bruder der A. in einen Wiedehopf, Pandareus in einen Meeradler, sie selbst in eine Nachtigall und Chelidonis in eine Schwalbe.

Aelst (fläm. Aalst, franz. Alost), Stadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks in der Provinz Ostflandern, im Königreich Belgien, ehemalige Hauptstadt des östr. Flandern, mit 16000 E., an der Dender, auf welcher ziemlich große Schiffe bis zur Stadt gelangen. Der Ort hat ein altes Rathhaus, ein Collège, bedeutende Fabrikindustrie nebst Handel in Hopfen und Getreide.

Aër ist der lat. Ausdruck für Luft und bezeichnet demnach die hauptsächlich aus Sauerstoff und Stickstoff bestehende, elastisch-flüssige Materie, welche die Oberfläche der Erde umgibt und zur Erhaltung des Lebens der Menschen und Thiere unerläßlich ist. (S. **Luft**.) — Die Wissenschaft von den Eigenschaften der Luft, ihrer Schwere, ihrem specifischen Gewichte, ihrem Lichtbrechungsvermögen, ihrer specifischen Wärme, ihrer Expansionskraft, ihrem Feuchtigkeitsgehalte u. s. w. bezeichnet man im Allgemeinen als **Aërologie**, zuweilen auch als **Aërographie**. Nimmt man überwiegend auf die Größe in den Wirkungen der Luft und die Bestimmung dieser Wirkungen Rücksicht, wobei dann vorzugsweise die Dichtigkeit und Expansivkraft der Luft zu beachten sind, so nennt man diese Wissenschafft **Aërometrie**. Die Betrachtung der Luft in so fern, als sie durch ihre Schwere und Expansivkraft Bewegung zu erzeugen vermag, und der Gesetze, nach denen sie in dieser Beziehung wirkt, gibt die **Aëromechanik**. Zwar handelt die Aëromechanik eigentlich von den Bewegungsgesetzen aller luftförmigen (elastisch-flüssigen) Körper; doch vorzugsweise ist es immer die atmosphärische Luft, welche ihrer großen praktischen Wichtigkeit halber als Repräsentant aller übrigen in Betracht kommt. Der Theil der Aëromechanik, welcher von den Gesetzen des Gleichgewichts der Luft handelt, heißt dann insbesondere Statik des Luftförmigen oder **Aërostatik** (s. d.); der Theil aber, welcher von den Kräften handelt, insofern sie wirklich Bewegung hervorbringen, heißt Dynamik des Luftförmigen oder **Aërodynamik** (s. d.), auch **Pneumatik**. — **Aërolithen** nennt man die Meteorsteine (s. d.). — **Aëromantie** hieß die Kunst, wonach die Alten zukünftige Ereignisse aus den Lufterscheinungen vorherbestim-

men wollten. — **Aerometer**, ein Instrument zur Bestimmung der Bestandtheile und des specifischen Gewichts einer elastischen Flüssigkeit. (S. Senkwage.) — **Aëronautik** und **Aërostat**, s. Luftschiffahrt und Luftballon.

Aërianer heißen die Anhänger des Presbyter Aërius in Sebaste in Armenien, welcher wegen angeblicher Vernachlässigung der ascetischen Strenge gegen seinen Jugendfreund Eustathius, Bischof von Sebaste, um 360 eine Kirchenspaltung erregte. Obgleich Ascet, verwarf er doch, von einem freiern Geiste getragen, den „judaistischen" Zwang der Kirche an vorgeschriebenen Tagen zu fasten. Den der selbstthätigen Sittlichkeit schädlichen Werth, welchen man auf die Fürbitten und die Abendmahlsfeier für Verstorbene legte, ferner die in jenen Gegenden Asiens aus der ältern Zeit noch übliche Passahmahlzeit „mit" den Juden, die Christum, „das wahre Passah" (1 Kor. 5, 7) verleugne, und endlich die „nicht neutestamentliche" Scheidung zwischen Bischof und Presbyter verwarf er ebenso entschieden und von demselben Standpunkte aus. Seine hart verfolgte Partei erlag bald; aber fast die Gesammtheit ihrer Forderungen ist von der protest. Kirche wieder aufgenommen worden.

Aërodynamik, ein Zweig der Aëromechanik (s. Aër), ist die Lehre, welche die Luft im Zustande der Bewegung betrachtet, und zunächst den Ausfluß derselben aus Gefäßen untersucht. Hierbei sind, ähnlich wie beim Wasser (s. Hydrodynamik), die beiden Fälle zu unterscheiden: 1) wenn der Druck auf die Luft constant bleibt, 2) wenn der Druck abnimmt. Wie beim Wasser kommt auch bei der Luft viel auf die Ausflußmündung an, ob der Ausfluß durch einen Ausschnitt in der dünnen Wand, durch angesetzte Mundstücke, durch kurze Ansatzröhren u. s. w. erfolgt. Die Contractionserscheinungen, wie sie beim Ausflusse des Wassers aus Gefäßen zu beobachten sind, finden auch beim Ausflusse der Luft statt. Nächstdem behandelt die Aërodynamik den Ausfluß durch Röhren, d. h. sie untersucht die Widerstände, die sich der Luft beim Bewegen durch eine lange Röhre entgegensetzen. Die Luft hat hierbei, gleichwie das Wasser, einen Reibungswiderstand zu überwinden, der ziemlich proportional mit dem Quadrate der Geschwindigkeit, proportional der Länge und umgekehrt proportinal der Weite der Röhre wächst. Nach Versuchen von Girard, d'Aubuisson, Buff und Pecqueur hat der Reibungscoëfficient den mittlern Werth von = 0,024. Weiter gehört in die Aërodynamik das Messen der Geschwindigkeit, mit der sich die Luft fortbewegt. Die Instrumente, deren man sich hierzu bedient, gleichen denen, die man zur Bestimmung der Geschwindigkeit des Wassers (Hydrometer) benutzt (Woltmann'sche Flügel, Pitot'sche Röhre u. A.); sie sind unter dem Namen Anemometer (s. d.) bekannt. Hieran schließt sich die Ermittelung der Gesetze des Stoßes der Luft auf Flächen. Der Stoß isolirter Strahlen, wie er beim Wasser vorkommt, ist bei der Luft von weniger Interesse. Von großer praktischer Wichtigkeit ist aber die Ermittelung des Stoffes, den ein unbegrenzter Strom auf einen Körper ausübt (Windräder). Auch hier gelten für die Luft ähnliche Verhältnisse wie beim Wasser; der Stoß wächst proportional mit dem Quadrat der Geschwindigkeit. Die Gesetze der Bewegung fester Körper in der Luft beobachtet man bei geworfenen Körpern, bei Fallschirmen u. s. w. Diese Gesetze sind nicht einfach, weil man es hier mit einer veränderlichen, d. i. mit dem Quadrate der Geschwindigkeit wachsenden Kraft zu thun hat. Wenn der Körper durch eine Kraft, z. B. durch sein Gewicht, getrieben wird, wie es bei Fallschirmen stattfindet, so nähert sich die Bewegung immer mehr und mehr einer gleichförmigen, sodaß sie schon nach einer gewissen Zeit als eine solche angesehen werden kann, obgleich sie es in Wahrheit nie ist.

Aeröe (Arröe), eine zu Schleswig gehörige, unter dem Amte Norburg auf Alsen stehende Insel, 2 M. von Alsen, von $1^1/_4$ QM. Umfang, mit 10200 blos dänisch redenden E. Sie ist außerordentlich fruchtbar, aber gänzlich von Wald entblößt. Die Stadt **Aeröeskjöbing** (Arröeskjöping), mit 1600 E., treibt nicht unbedeutenden Handel und Schiffahrt; ebenso der Flecken Marstal mit 2300 E. Im J. 1749 wurde die Insel an den König Friedrich V. von Dänemark verkauft.

Aërostatik, ein Zweig der Aëromechanik (s. Aër), handelt zunächst von der Größe der Expansivkraft der Luft und der übrigen Luftarten (Gase), d. i. von der Kraftäußerung, mit welcher sich die Gase auszudehnen suchen, und der Art und Weise, diesen Druck durch Barometer, Manometer oder Ventile zu bestimmen. Der Druck der atmosphärischen Luft erweist sich nach Ort und Zeit verschieden. Bei einem mittlern Zustande der Atmosphäre und an wenig über dem Meere gelegenen Orten hat man durch Barometerbeobachtungen gefunden, daß dieser Druck gleich ist dem Gewichte einer 76 Centimeter oder ungefähr 28 par. Zoll = 29 preuß. Zoll hohen Quecksilbersäule, oder einer 31,73 par. Fuß = 32,84 preuß. Fuß hohen Wassersäule. Demnach ist der mittlere Druck der Atmosphäre = 1,0336 Kilogr. auf einen Quadratcentimeter, oder =

15,04 Pfund auf den Quadratzoll = 2167 Pfund auf den Quadratfuß. Dieser mittlere Atmosphärendruck wird in der Mechanik gewöhnlich als Einheit, als Maß für andere Expansivkräfte angenommen, d. h. man pflegt andere Expansivkräfte in Atmosphärendrücken, oder **Atmosphären**, wie man schlechtweg sagt, anzugeben. Außerdem aber hat die Aërostatik die Gesetze zu ermitteln, nach denen sich Gase zusammendrücken lassen, d. h. das Verhältniß anzugeben, in welchem die Spannkraft und die Dichtigkeit oder das Volumen der Gase zueinander stehen. Es wird dies durch das von Mariotte entdeckte und nach ihm benannte Gesetz ausgedrückt, welches behauptet, daß die Dichtigkeit einer und derselben Luftmenge der Spannkraft derselben proportional ist, oder, da die von ein und derselben Masse eingenommenen Räume den Dichtigkeiten umgekehrt proportinal sind, daß sich die Volumina einer und derselben Gasmasse umgekehrt wie die Expansivkräfte verhalten. Eine schon mehr in die Praktik eingehende Untersuchung, die vorzugsweise für die Gebläse von Wichtigkeit wird, ist die Bestimmung der Arbeit, die aufzuwenden, um ein gewisses Luftquantum bis zu einem gewissen Grade zu verdichten. Die Betrachtung der verschiedenen Dichtigkeit und Spannung in den vertical untereinander liegenden Luftschichten (der Luftdruck nimmt bei gleicher Temperatur an Punkten, deren Entfernung von der Erdoberfläche in arithmetischer Progression zunimmt, in einer geometrischen Progression ab) liefert die Elemente zum barometrischen Höhenmessen. (S. **Barometer**.) Einen wesentlichen Einfluß auf die Dichtigkeit und Expansivkraft der Gase hat die Temperatur. Versuche von Gay-Lussac, welche von Rudberg, Magnus und Regnault wiederholt worden sind, haben ergeben, daß bei gleicher Dichtigkeit die Expansivkraft, und bei gleicher Expansivkraft das Volumen ein und derselben Luftmenge wie die Temperatur wächst. Indessen erweist sich sowol das oben erwähnte Mariotte'sche als auch das Gay-Lussac'sche Gesetz nicht für alle Fälle genau richtig. — **Aërostatische Presse**, eine Presse deren Wirksamkeit auf dem Drucke der Luft beruht, und die zum Extrahiren der Farbehölzer u. dgl. benutzt wird. Der zu extrahirende Stoff wird auf eine durchlöcherte Unterlage gebracht, die sich ungefähr in der Mitte eines Gefäßes befindet. Ein zweiter durchlöcherter Deckel wird sodann aufgelegt, und die Extractionsflüssigkeit darüber gegossen. Indem man nun die Luft aus dem untern Theile des Gefäßes auspumpt, was durch eine gewöhnliche Luftpumpe geschehen kann, wird die Flüssigkeit mit dem Drucke einer Atmosphäre durch den zu extrahirenden Stoff hindurch gepreßt.

Aërostiers hieß eine mehre Compagnien starke Truppe, die 1794 in Frankreich auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses errichtet wurde, um mittels Luftballons die Stellung des Feindes zu recognosciren. Die Truppe stand unter dem Befehle des Obersten Coutelle, und wurde zum ersten male mit Erfolge bei Maubeuge, bald darauf vor Charleroi verwandt. Während der Schlacht bei Fleurus (1794) schwebte der Ballon neun Stunden hindurch in der Luft. Der Ballon war in der Regel mit zwei Offizieren besetzt, welche ihre Beobachtungen entweder durch farbige Flaggen den unten zurückgebliebenen Aërostiers mittheilten, oder die Bemerkungen an einer Schnur auf mit Blei beschwertem Kartenpapier hinabgleiten ließen. Die für die Beobachtung günstigste Höhe fand man bei 800—900 F.; man war jedoch bis 2500 F. gestiegen. Die Einrichtung muß sich nicht praktisch erwiesen haben, da ihre fernere Anwendung unterblieb. Die franz. Armee in Algier führte 1830 eine ähnliche Einrichtung mit sich, scheint aber ebenfalls keinen Gebrauch davon gemacht zu haben.

Affaire ist ein Gefecht, in welchem einzelne Armeecorps, nicht ganze Armeen, miteinander kämpfen, und das den Zweck hat, gewisse Vortheile über den Feind zu erringen oder bestimmter Punkte sich zu bemächtigen. Der Ausgang einer Affaire pflegt deshalb keine unmittelbare Entscheidung für den Ausgang eines Feldzugs zu geben.

Affe. Die Affen bilden eine sehr charakteristische Familie in derjenigen Abtheilung der Säugthiere, die man die Vierhänder (Quadrumana) genannt hat, und zwar darum, weil sie auch an den untern Gliedern wirkliche Hände besitzen. Ihre Körpergestalt nähert sich der menschlichen. Sie haben dreierlei Zähne, entweder in derselben Zahl wie der Mensch oder vier Backenzähne mehr als dieser, und zwei Brüste. Ihr Knochenbau macht sie wenig geschickt zum senkrechten Gange, begünstigt aber, zumal durch Länge der Glieder und die hintern greifenden Hände, das Klettern, sowie denn auch alle wahre Baumthiere sind. Bei allen ist der Rücken stark behaart, doch das Gesicht und Gesäß bei vielen, zumal den afrikanischen, nackt und dann oft sehr abenteuerlich gefärbt. Der Schwanz fehlt nur wenigen, ist aber von verschiedener Länge und bei gewissen Arten zu einem Greiforgan (Wickelschwanz), gleichsam zu einer fünften Hand umgebildet. Nur eine Art wird gegen fünf F. hoch, während viele kaum größer als Eichhörnchen sind; alle besitzen aber ansehnliche Muskelkraft und vermögen sich daher schnell und sicher zu

bewegen. Aus der Form der Backenzähne ergibt sich, daß die Affen von vegetabilischer Nahrung zu leben bestimmt sind; die Eckzähne erinnern zwar an das fleischfressende Raubthier, sind aber nur Waffen, indem kein Affe im natürlichen Stande Fleisch frißt. Die Mehrzahl lebt in Polygamie und in kleine Gesellschaften vereint; wenige, wie der langarmige Gibbon (Hylobates lar), sind monogamisch. Zwillingsgeburten scheinen bei ihnen ebenso wie im Menschengeschlechte selten zu sein. Die Jungen werden von den Müttern mit vieler Liebe gepflegt und zeitig abgerichtet, auf geschickte Weise zu stehlen. Ihre Gemüthsäußerungen sind je nach den Arten verschieden; indessen gleichen einander alle Affen durch große Unstätheit und Heftigkeit ihrer Affecte, durch Neugierde, Nachahmungssucht, Lüsternheit und List. Sie besitzen eine gewisse Intelligenz, die aber nicht höher steht als beim Hunde und der menschlichen nicht verglichen werden darf. Abrichtbar sind die meisten, jedoch nur in der Jugend. Wild und gefährlich bleibt immer der Pavian (Cynocephalus) Afrikas. Die große Anzahl von Affenarten scheidet man in eigentliche Affen, welche die größere Menschenähnlichkeit besitzen, und in Halbaffen; letztere leben nur in der Alten Welt. Ihr natürliches Vaterland ist die Palmenzone, denn außerhalb der Wendekreise kommen wenige vor, und Europa hat nur einige verwilderte, sogenannte Meerkatzen, auf den Felsen von Gibraltar aufzuweisen, die dort, von Mauren zurückgelassen, durch das Gesetz gegen Ausrottung geschützt sind. Das südliche Asien, besonders die großen Inseln Borneo und Sumatra, wo der Orang-Utang (Simia satyrus) allein vorkommt, das tropische Afrika, wo die häßlichen Mandrill (Cynocephalus hamadryas) und ähnliche sich aufhalten, und das tropische Südamerika sind die eigentlichen Heimaten dieser Familie, von welcher man gegenwärtig über 150 Arten kennt. In Europa sind sie nicht zu akklimatisiren; sie sterben jung an Lungenkrankheiten. Den Orang-Utang hat man erst einigemal lebend nach England, Holland und Deutschland gebracht, ohne ihn lange erhalten zu können. Audebert, Cuvier, Spix u. A. haben allgemeinere Werke über die Affen, Müller und Schlegel Abhandlungen über die indischen Affen geliefert. Ihre Anatomie ist von Camper, d'Alton, Sandifort u. A. genau vorgenommen worden, und hat die beträchtlichen körperlichen Unterschiede zwischen ihnen und dem Menschen nachgewiesen.

Affect ist das Gegentheil der Gemüthsruhe und bezeichnet daher jede Abweichung von dem Gleichgewichte des besonnenen Denkens und Wollens. Starke und heftige, vorzüglich unvorhergesehene Eindrücke, insofern sie in ihren Folgen den Gemüthszustand des Menschen afficiren und plötzlich verändern, sind daher die gewöhnlichen Ursachen der Affecte, die so mannichfaltig sein können, wie die Art und Weise, in welcher das innere Gleichgewicht, die Haltung des Menschen, gestört werden kann. Die ältere Psychologie rechnete die Affecte zum Gefühlsvermögen, während man die Leidenschaften dem Begehrungsvermögen zuschrieb. Mit der Lehre von den verschiedenen Seelenvermögen ist aber auch diese Unterscheidung weggefallen. Dennoch sind die Affecte von den Leidenschaften verschieden, indem die letztern vielmehr bleibende, in dem Innern festgewurzelte Dispositionen zu Affecten sind, gleichsam ein vulkanischer Boden, aus welchem oft bei der leisesten Berührung die Flammen eines affectvollen Fühlens und Handelns hervorbrechen. Daher sind die Leidenschaften auch beharrlich, die Affecte vorübergehend. Die letztern haben verschiedene Grade. Im höchsten Grade können sie betäubend, sogar tödtend wirken, wie z. B. Schreck vor Freude oder vor Furcht. Die Gefühle, welche den Affect vielmehr begleiten als ihn ausmachen, sind bald angenehm, bald unangenehm, bald aus Vergnügen und Schmerz gemischt, wie z. B. bei der Überraschung. In Beziehung auf die Art, wie die Gemüthsruhe gestört wird, gilt die Eintheilung der Affecte in excitirende oder aufregende, wie Zorn, Rache, Freude, und deprimirende oder niederschlagende, wie Gram, Betrübniß u. s. w. Bei der engen Verbindung zwischen geistigen und körperlichen Zuständen pflanzt sich die im Affecte sich darstellende Erschütterung auch auf den Körper fort, wie sich in den Gefühlen der Erleichterung, der Beklemmung, in der Schamröthe, der Blässe des Zornigen u. s. w. verräth. Umgekehrt unterstützt aber auch der Körper rückwärts die Fortdauer der Affecte. Bei den höhern Graden des Affects scheint die Natur selbst, z. B. in den Thränen und im Lachen, für eine Art Ableitungsmittel gesorgt zu haben. Zu behaupten, daß nur der Mensch der Affecte fähig, ist kein Grund vorhanden, da sich bei den Thieren ähnliche Phänomene zeigen; wol aber ist der Mensch vermöge seiner höhern geistigen Ausbildung allein fähig, die Affecte zu bändigen. (S. Gemüth.)

Affectation oder Ziererei im Betragen ist dem Natürlichen und der edeln Einfalt der Sitten entgegengesetzt. Die Affectation will etwas nicht Vorhandenes ersetzen und die Meinung erregen, daß es vorhanden und eigenthümlich sei. Das Mittel, wodurch sie dies gewöhnlich zu bewerkstelligen sucht, ist Nachahmung eines ihr fremdartigen Musters. Aber diese Nachah-



mung verräth etwas Gezwungenes, insofern gerade Derjenige, der etwas affectirt, die entgegengesetzte Natur und Beschaffenheit von jener, die er affectirt, besitzt.

Affection, das leidentliche Verhalten einer Sache oder Person in den durch fremde Einwirkung hervorgebrachten Veränderungen oder Zuständen. Insbesondere gebraucht man den Ausdruck von Gemüthsbewegung. Auch bedeutet er so viel als Zuneigung, insofern diese ein von dem geliebten Gegenstande abhängiger Gemüthszustand ist. In Affection nehmen heißt liebgewinnen, affectionirt: gewogen, geneigt. **Affectionspreis** (pretium affectionis) ist der Preis, den man auf eine Sache wegen besonderer Vorliebe setzt. — **Affection** nennt man in der Medicin das Kranksein eines Organs oder einer Person, wenn man ihm keine bestimmtere Bezeichnung beilegen kann oder will. Z. B. das Wort Magenaffection bedeutet: der Magen ist irgendwie krankhaft verändert, ohne daß man das Wie genauer angibt. Die neuere franz. Schule gebraucht dafür das griech. Wort pathia, z. B. gastropathia, ein Magenübel.

Affenbrotbaum, auch Baobab, ist ein von Linné dem Botaniker Adanson (s. d.) gewidmeter, Adansonia digitata genannter Baum aus der Familie der Malven und der Gruppe der Bombaceen, welcher, im tropischen Westafrika einheimisch, nach Ost- und Westindien verpflanzt worden ist, 5—7-zählig gefingerte Blätter und außerordentlich große weiße Blumen an ellenlangen herabhängenden Stielen trägt. Der Stamm wird zwar nicht sehr hoch, übertrifft aber an Dicke (20—27 F.) alle bis jetzt bekannt gewordenen Bäume. Die 60 — 70 F. langen Äste, welche allein oft starken Bäumen gleichen, bilden einen halbkugelförmigen Wipfel von 120—150 F. Breite, der mit seinem untern Rande den Erdboden berührt, und von weitem mit einem kleinen Walde Ähnlichkeit hat. Dieser, seiner Masse nach, größte der Bäume ist für die Bewohner des tropischen Afrika von vielfachem Nutzen. Die zerstoßenen Blätter (Lalo) werden unter die täglichen Speisen gemischt; den dortigen Europäern dienen sie gegen Durchfall und Harnbrennen. Die Frucht (Boui oder Affenbrot), etwa von der Größe einer Citrone, ist von angenehm säuerlichem Geschmack. Das Fruchtmark oder der Fruchtbrei gibt, mit Zucker versetzt, ein geschätztes, zugleich durststillendes Nahrungsmittel. In neuester Zeit ist die Rinde durch den Bericht eines franz. Arztes Gegenstand des medicinischen Interesses geworden, indem sie nach dessen Erfahrungen entschieden fieberwidrige Wirkungen hat.

Affenthal, Dorf im Mittelrheinkreise Badens, in dessen Umgebung ein leichter, aber wegen seiner Milde und seines angenehmen Bouquets in guten Jahrgängen sehr geschätzter rother Wein gebaut wird, welchen man unter die besten Sorten der Markgräflerweine rechnet.

Affidavit (von affido, in der mittelalterlichen Rechtssprache: ich beschwöre) heißt im engl. Recht überhaupt ein Schein, dessen Inhalt gerichtlich beschworen ist, insbesondere aber die gerichtlich eidliche Verklarung eines Schiffes, wodurch der Führer desselben erhärtet, daß er, außer den in den ordentlichen Schiffspapieren verzeichneten Gegenständen, keine Fracht am Bord habe. Sie muß, wenn im Laufe der Fahrt Aus- und Einladungen vorgenommen werden, erneuert werden.

Affiliirte (eigentlich: an Sohnes oder Tochter Statt Angenommene) heißen in der kath. Kirche die Laien, welche sich zur Führung eines frommen, bußfertigen Lebens einem geistlichen Orden anschließen, ohne sich doch zur vollständigen Beobachtung der Ordensregeln zu verpflichten. Bei den Jesuiten sind die Affiliirten gewöhnlich auch zur Geltendmachung der Ordensinteressen in der bürgerlichen Gesellschaft angewiesen, wodurch das Institut der Affiliation eine ungünstige Nebenbedeutung erhalten hat. — Bei den Freimaurern heißt eine Loge affiliirt, wenn sie sich an eine große Loge anschließt, und ein einzelner Maurer wird affiliirt, wenn er in einer andern Loge als Mitglied aufgenommen wird. — **Affiliirte Gesellschaften** pflegt man die politischen Vereine zu nennen, welche von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte aus miteinander in inniger Beziehung stehen, um mit desto größerm Nachdruck und auf vielen Punkten eines Landes zugleich die gemeinschaftlichen Zwecke zu verfolgen. Diese gefährliche Organisation war es, die dem pariser Jakobinerclub die Herrschaft über Frankreich verschaffte.

Affinität heißt die Verwandtschaft durch Verschwägerung. In der Logik nannte man sonst bildlich Affinität eine äußere Ähnlichkeit der Begriffe durch zufällige Bestimmungen. — **Chemische Affinität** oder Verwandtschaft heißt das Bestreben der Materien, sich chemisch miteinander zu verbinden. Man unterscheidet hier größere und geringere Verwandtschaft, je nachdem die Verbindung zweier Materien sich bei Einwirkung einer dritten schwieriger oder leichter zersetzt. Die Materie, welche eine zweite Materie von einer dritten trennt, hat zur letztern eine größere Verwandtschaft als die zweite. Der Ausdruck Affinität oder Verwandtschaft in der Chemie stammt von den Alchemisten her.

Affirmation heißt Bejahung; daher affirmativ so viel als bejahend. Als Kunstausdruck

werden diese Worte besonders in der Logik gebraucht, um das bejahende Urtheil vom verneinenden (negativen) zu unterscheiden.

Affre (Denis Aug.), Erzbischof von Paris, geb. 24. Sept. 1793 zu St.-Rome-de-Tarn, trat früh in den geistlichen Stand, und zeichnete sich durch wissenschaftlichen Sinn, Thätigkeit und echte Frömmigkeit aus. Er wurde zur Restaurationszeit Professor der Theologie am Seminar von St.-Sulpice, 1821 Generalvicar zu Luçon, kam 1823 in gleicher Eigenschaft nach Amiens und 1834 nach Paris. Seine kluge, maßvolle Haltung bestimmte die Regierung Ludwig Philipp's, ihm 1840 das erledigte Erzbisthum Paris zu übertragen. Er rechtfertigte das ihm bewiesene Vertrauen, indem er sich schroffer Opposition enthielt, ohne doch zu den blind ergebenen Anhängern und Werkzeugen der bestehenden Regierung zu gehören. Auch bei der ihm unerwünschten Errichtung der Republik hielt er sich an die über alle Regierungsformen erhabene Idee des Staats und der bürgerlichen Ordnung, und wußte sich und den von ihm vertretenen Interessen die Achtung der Machthaber zu sichern. Doch sollten ihm die Nachstürme der Februarrevolution einen Märtyrertod bereiten. Bei dem pariser Junіaufstande von 1848 begab er sich am 25. Juni gegen Abend mit seinen beiden Großvicaren auf den Bastilleplatz, um die dortigen Insurgenten, deren Sache bereits hoffnunglos war, zur Niederlegung der Waffen zu ermahnen. In der That wurde das Feuer bei seiner Annäherung ausgesetzt, und mit einem grünen Zweige in der Hand erstieg der Friedensbote mit seinen Begleitern eine Barrikade. Aber kaum hatte er einige Worte gesprochen, als ein Schuß fiel, worauf die Aufständischen sowie die ihnen gegenüberstehenden Truppen das Feuer erneuerten. Ein von oben, wahrscheinlich aus einem Fenster gekommener Schuß traf den Erzbischof in die Seite. Die Insurgenten hoben ihn auf und schafften ihn zum nächsten Pfarrer. Von da wurde er am nächsten Tage auf einer Bahre in einem wahren Trauerzuge in seinen Palast gebracht, nachdem er sich vorher die Sterbesacramente hatte reichen lassen. Er starb am Nachmittag des 27. Juni. Von ihm sind mehre theologische Schriften, auch ein Werk über die ägypt. Hieroglyphen vorhanden.

Affry, ein altes Patriziergeschlecht im Canton Freiburg, aus dem Franz von A. stammte, der zu Anfange des 18. Jahrh. in der franz. Armee diente und als Generallieutenant 1734 bei Guastalla fiel. — **Affry** (Ludw. Aug. Augustin, Graf von), des Vorigen Sohn, geb. 1713 zu Versailles, stieg in den niederl. Feldzügen zum Maréchal-de-Camp, wurde dann Oberst der Schweizergarde und ging 1755 als franz. Gesandter nach dem Haag. Im nächsten Jahre erhielt er die Grafenwürde. Später trat er mit dem Range des Generallieutenants in die Armee zurück, übernahm 1771 abermals das Commando der Schweizergarden, und befehligte diese auch in den Katastrophen der Revolution. Nach den Vorgängen vom 10. Aug. 1792 ward er verhaftet, bald aber entlassen. Er starb 1793 auf seinem Schlosse St.-Barthélemy im Waadtlande. — **Affry** (Ludw. Augustin Phil., Graf von), des Vorigen Sohn, geb. 1743, diente ebenfalls in der franz. Schweizergarde, befehligte in der Revolution als Generallieutenant die Schweizerregimenter am Oberrhein, zog sich aber 1792 nach Freiburg zurück. Im J. 1798 übernahm er das Commando der Cantonstruppen. Napoleon zog ihn mit andern schweiz. Notabilitäten bei der Entwerfung der Mediationsacte zu Rathe, und ernannte ihn 1803 zum ersten Landamman der Schweiz, welches Amt er bis zu seinem Tode, 26. Juni 1810, bekleidete. — **Affry** (Karl Phil., Graf von), des Vorigen Sohn, geb. 1772, begann seine Laufbahn in der Schweizergarde, blieb dann in der franz. Armee, und befehligte im russ. Feldzuge von 1812 ein Regiment. Unter der Restauration übernahm er den Befehl über die hergestellte Schweizergarde. Er starb 2. Aug. 1818 auf seinem Gute bei Freiburg.

Afghanistan, d. h. das Land der Afghanen, einst Drangiana und Ariana genannt, liegt zwischen 29—36° n. Br. und 79—90° ö. L. Der Name Afghane stammt von den Persern; das Volk nennt sich selbst Puschtu (Plur. Puschtaneh). Afghanistan wird im N. von den turkestanischen Khanaten Balkh und Badakhschan, im O. von Peschawer und Sindh, wo jetzt die Engländer herrschen, im S. von Beludschistan, im W. von dem persischen Hochlande Khorasan umgrenzt. Es umfaßt 12000 QM., und zählt, den frühern Angaben entgegen, nur 5—6 Mill. E. Während im Nordosten die Alpenlandschaft des Hindu-Kuh einen wild zerklüfteten, weit in die Eisregion einragenden Gebirgsisthmus bildet, der die Hochmassen Ost- und Westasiens miteinander verknüpft und der bequemen Verbindung zwischen dem Indus- und Oxusgebiete große Hindernisse in den Weg stellt, sind es die Parallelketten des Solimangebirges mit den nördlich angelagerten Salzketten von Kala-Bagh und den Kheiberketten, welche eine schroffe Scheidewand gegen die Flachgegend des Pendschab und untern Indus an die Ost-

grenzen stellen. Nur zwei Pässe führen von dem afghan. Hochlande zu dem Indus; im N. das tiefeingeschnittene, stufenartig absteigende Thal des Kabalstroms, in welchem Dschelalabad und Peschawer, unweit der Kheiberpässe, wichtige Stützpunkte sind; im S. der Bolanpaß, eine Furche der südlichen Solimanketten zur nächsten Verbindung mit Sindh. Das Berglabyrinth des Paropamisus, von den Eimak und Hazareh bewohnt, ist weder in seinem östlichen Theile noch in dem zu Persien übergehenden Berglande genau bekannt, obgleich die historische Bedeutung jenes Gebiets schon früh erkannt wurde. Die höhern Bergterrassen der östlichen Hochebenen von Kabal und Ghasnah (Ghiznah) neigen sich sanft nach Südwesten, und gehen zu der Sandwüste Sedschestan über, dem mittlern Theile der großen iranischen Hochsteppe, welche auf der afghanisch-persischen Grenze im Zarehsee die langsam fließenden Gewässer des Hilmend (auch Hir- oder Hindmend) aufnimmt. Schon diese allgemeine Übersicht ergibt, daß A. ein wichtiges Passageland zwischen Ost- und Westasien und ein schützendes Bollwerk einer indischen Macht ist, welche sich gegen Angriffe von Westen her zu sichern hat. Wenn auch das Klima A.s im Allgemeinen ein echt continentales ist, so kann es bei dem verschiedenen Wasserreichthum, der wechselnden Bodenerhebung u. s. w. doch kein gleichmäßiges sein. Die Oasen der südwestlichen Sandwüste ziert noch die Dattelpalme, und die indische Natur zieht mit der Cultur des Zuckerrohrs und der Baumwolle in die tiefen geschützten Thäler des Osten ein; aber die 8—9000 F. hohen Terrassen von Kabal und Ghasnah werden durch einen strengen, von ungeheuern Schneestürmen begleiteten Winter heimgesucht. Dennoch beträgt die mittlere Temperatur dieses Plateau ungefähr 7° R., und die Sommerhitze ist groß genug, um die köstlichsten Trauben zu reifen. Der Wein gedeiht neben Aprikosen, Äpfeln und Pflaumen, zwischen Feldern europ. Getreides, dem sehr verbreiteten Taback, dem herrlichsten Tulpenflor, den aromatischsten Kräutern, der Asa fötida und dem Rhabarber der Berggegenden, wogegen Granaten und Orangen in den wasserreichen Thälern mit Rosenwaldungen wechseln und in indischer Üppigkeit paradiesisches Klima verkünden. Mit solchem Wechsel des Klimas und der Vegetation steigert sich auch der animalische Reichthum. In den rauhern Berggegenden findet sich Bär, Wolf und Fuchs, in den tropischen Thälern Löwe, Tiger, Leopard, Schakal und Hyäne; die schönsten Weiden begünstigen Schaf-, Rindvieh- und Pferdezucht. Die vier Hauptorte Kabal (s. d.) Ghasnah (s. d.), Kandahar (s. d.) und Herat (s. d.) verdanken der von Indien nach Mittel- und Westasien führenden Handelsstraße ihren Glanz. Kabal, die gegenwärtige Residenz, beherrscht im Verein mit Dschellalabad die Pforte nach Indien im Norden, wie Kandahar im Süden während Herat im äußersten Westen die offene persische Grenze bewacht. Die Mannichfaltigkeit der Natur spiegelt sich ab im Volke; doch fesselt ein Gemeinsinn die einzelnen Stämme in das Band einer Nation. Es ist das Streben nach Unabhängigkeit und Gleichheit, das Bewahren einfacher Sitte, schrankenloser Gastfreundschaft und kriegerischen Geistes. Der Afghane ist kräftig, und sind auch die starken Züge des Mannes nicht schön, so sprechen sie doch Offenheit Ernst und Überlegung aus. Er ist mäßig und heitern Sinnes; die Ehre des Landes geht ihm über Alles; persönliche Beleidigung fodert Rache. Des Afghanen Sprache, das Puschtuh, ist eine Schwester des Persischen. Er ist ein strenger Moslem nach der Weise der Sunniten und der Perser als Schiite wie der Sikh ist sein Erzfeind. Treu erweist sich der Afghane in der Freundschaft, und innige Liebe gesellt sich bei ihm zur Achtung gegen das Weib, was ihn von den übrigen Völkern des Orients unterscheidet. Die Afghanen zogen wahrscheinlich aus den Gebirgsgegenden des Hindu-Kuh und Paropamisus herab, getheilt in die zwei großen Geschlechter der Gildschi und Durani, um die Ureinwohner des heutigen A., die östlichen Tadschik und die westlichen Hindki, zu unterjochen, und mit Bewahrung ihrer patriarchalischen Verfassung ein großes Reich zu gründen. Sind auch die Tadschik unterworfen, so bilden sie doch immer noch einen wichtigen Theil der Bevölkerung; sie sind die Ackerbauer, die dienende Classe mit einem Worte der Nährstand des Landes. Das Reich zerfällt in viele getrennte Stämme oder Uluß, deren jedem das Wahlrecht einen Khan an die Spitze stellt; dem Namen nach sind sie jedoch alle einem Herrscher unterthänig. Die afghan. Truppen bestehen größtentheils aus Infanterie; sie sind gewandt, tapfer, doch nicht schön bewaffnet, da ihre Gewehre meist noch Luntenschlösser haben. Die Artillerie ist schwerfällig, wiewol der Säbel, wie von allen Orientalen geschickt geführt wird.

Das Bild eines Afghanenreichs tritt aus den innern Wirren und äußern Kämpfen der Stämme erst in der Mitte des 18. Jahrh. hervor, wo Achmed-Schah (1747—73) aus dem Geschlechte der Abdalli, die in Persien nach Schah Nadir's Tode 1747 ausbrechenden Unruhen benutzte, die Afghanen von der pers. Herrschaft zu befreien, und die Dynastie der Durani ode

Abdalli zu begründen. Sein Sohn Timur starb 1793, ohne über die Erbfolge entschieden zu haben, und dessen zweiter Sohn Siman maßte sich den Thron an. Nachdem er den ältern Bruder aus Kandahar vertrieben und durch Blenden unschädlich gemacht hatte, schlug er die dreimaligen Kronbestrebungen des andern Bruders Mahmud, der in Herat residirte, mit Glück zurück und nöthigte diesen, auf pers. Gebiete Schutz zu suchen. Doch bald gewann Futteh-Khan, das Oberhaupt des mächtigen Geschlechts der Baraksi, den flüchtig gewordenen Mahmud, und beide verbanden sich gegen Siman. Sie setzten sich in Besitz von Kandahar und stürzten Siman vom Throne, der, ebenfalls geblendet, in Ludiana den Schutz der angloind. Regierung unter Zusicherung einer jährlichen Pension fand. Doch Mahmud's schlechtes Regiment führte Aufstände herbei, die mit seinem Sturze endeten, und den Thron an seinen Bruder Schudschah, Statthalter von Peschawer, überlieferten. Auch Schudschah behauptete sich nicht lange, und Mahmud bestieg zum zweiten mal den Thron, dessen Glanz er durch kriegerische Züge nach Osten zu heben gedachte. Durch die Hinrichtung seines alten Bundesgenossen Futteh-Khan zog er sich solchen Haß der Baraksi zu, daß er 1823 abermals der Herrscherwürde entsagen mußte. Er starb 1829 bei seinem Sohne Kamran in Herat. Mit ihm brach die Duranimonarchie, die 76 Jahre bestanden, völlig zusammen, und das Reich ging, mit Ausschluß Herats, über in die Hände der Baraksi, sodaß in Kabal Dost-Mohammed, in Kandahar Kohan-Dil, in Peschawer Sultan Mohammed herrschte. An der Spitze stand der älteste der drei Brüder, Dost-Mohammed, als der Besitzer von Kabal, des reichsten der drei Bezirke, mit einem Einkommen von 1,400000 Thlr. und einer Militärmacht von 18000 Mann.

Dennoch sollte der Friede das Volk nicht beglücken. Im Osten war Dost-Mohammed im Kampfe mit Lahore; im Westen wurde Herat von Persien mit Krieg überzogen. Außerdem erklärte der brit. Generalgouverneur in Indien, Lord Auckland, am 1. Oct. 1838 gegen A. den Krieg unter dem Vorwande, daß Dost-Mohammed den brit. Alliirten Randschit-Singh unrechtmäßig bekämpfte, daß die Kriegsplane der afghan. Fürsten feindliche Gesinnungen wider Indien verriethen, und daß Schudschah als rechtmäßiger Thronerbe sich Schutz erbeten habe. Es war dies Alles wol richtig, gab aber den Briten immer noch kein Recht, A. zu bekriegen. Ein angloind. Heer brach nun im Febr. 1839 nach A. auf, und gelangte nicht ohne große Verluste durch den Bolanpaß nach Kandahar, wo Schudschah (die politische Puppe der Briten) von seinem Reiche förmlich Besitz nahm. Am 7. Aug. zog der Schah mit der brit. Hauptmacht in das verödete Kabal ein, und die Engländer betrachteten schon das Land als Lehnstaat des angloind. Reichs. Sie hatten hierbei weder die Natur des Landes noch den Charakter der Afghanen in Betracht gezogen, und wurden darum bald schrecklich enttäuscht. A. war überlaufen, aber nicht erobert. Dost-Mohammed, in hülfloser Lage, gab sich zwar den Engländern gefangen; aber desto thätiger zeigte sich sein schlauer Sohn Akber. Derselbe stellte sich an die Spitze einer weitverzweigten Verschwörung, an die weder, trotz aller Anzeichen, der brit. Commissar Alex. Burnes, noch Macnaghten, der brit. Minister am Hofe zu Kabal, glauben mochten. Am 2. Nov. 1841, mit Beginn des Winters, wo Hülfe von Indien unmöglich, erhob sich Kabal und das ganze Land; Burnes, Macnaghten und viele brit. Offiziere wurden ermordet.

Statt nun dem wilden Feinde durch Anwendung der immer noch beträchtlichen Waffenmacht Respect einzuflößen, setzten die entmuthigten brit. Anführer ihre Rettung in Unterhandlungen und Verträge. Mit den afghan. Häuptlingen, Akber an der Spitze, war ein Vertrag zu Stande gekommen, wonach die Briten ganz A. räumen sollten. Dagegen gewährten die Häuptlinge sicheres Geleit und Transport- und Lebensmittel für den Rückzug. Auf Grund dessen verließ endlich die brit. Armee nebst Lagergefolge am 6. Jan. 1842 Kabal, um sich durch die Kheiberpässe nach Indien zu wenden. Eine strenge Kälte machte die schon traurige Lage noch hoffnungsloser. Auch blieben das Geleit und die Lieferung von Lebensmitteln aus. Zudem fielen die fanatischen Gildschi und andere Stämme des Landes nacheinander über den Zug her und plünderten und mordeten Frauen und Kinder, Bewaffnete und Unbewaffnete. Das Gros des brit. Heeres, Truppen wie Lagergefolge, gegen 16000 Köpfe, erlag der Kälte oder dem Gemetzel der Afghanen. Eine Anzahl Offiziere und mehre Frauen wurden gerettet, indem sie sich Akber freiwillig ergaben. Nur ein einziger Brite von Stande entging dem Tode; er brachte die Trauerkunde vom Untergange des Heeres nach Dschellalabad, das General Sale mit einem schwachen Corps besetzt hielt. Es ward nun, fast gegen den Willen des neuen brit. Generalstatthalters, Lord Ellenborough, ein Rachezug gegen A. angeordnet. Von Kandahar aus, das in den Händen der Briten geblieben, zog General Nott gegen Ghasnah, und besetzte die

Stadt am 6. Sept. 1842 ohne großen Widerstand. Alle Mittel wurden angewendet, um den blühenden Ort zu zerstören. General Pollock zog durch die Kheiberpässe nach Kabal, wo Nott Mitte September zugleich eintraf. Auch hier wüthete die Zerstörung, während die Haufen Akber's geschlagen und zerstreut wurden. Nachdem auch die gefangenen Briten befreit, ward gegen Mitte October schnell der Rückzug angetreten. Die staatliche und bürgerliche Ordnung A.s war aufgelöst, und die Briten gedachten nun das zerrüttete Land sich selbst zu überlassen. Man gab den gefangenen Afghanen und selbst Dost-Mohammed die Freiheit, in der Meinung, jede Möglichkeit zu gemeinsamen Unternehmungen gegen die brit. Macht sei benommen. Die Afghanen schlossen jedoch schon 1846, unter Anleitung Dost-Mohammed's, ein Bündniß mit den Sikh zum Sturz des angloind. Reichs, und die Alliirten lieferten den Briten im Pendschab (s. Sikh) mehre blutige Schlachten. Nach der Entscheidungsschlacht bei Gudscherat (21. Febr. 1849) wurden die Sikhs von den Afghanen preisgegeben; Dost Mohammed floh mit seinem immer noch 16000 Mann starken Haufen über den Indus. Die Briten drangen nun wieder durch die Kheiberpässe vor, und begannen die Unterwerfung der einzelnen afghan. Stämme. Der Kampf muß mit der Unterdrückung A.s enden, weil die Sicherung des angloind. Reichs davon abhängig ist. Vgl. Lady Sale, „A journal of the disasters in A. 1841—42" (Lond. 1843; deutsch von Ölckers, Lpz. 1843); Eyre, „The military operations at Cabul" (Lond. 1843); Neumann, „Das Trauerspiel in A." in Raumer's „Historisches Taschenbuch" (Jahrg. 1848).

Afra, die heilige, von der die Landesschule zu Meißen den Namen führt, wurde nach der Legende zu Augsburg (in der röm. Colonie Augusta Vindelicorum) geboren, und von ihrer Mutter zum cyprischen Venusdienst bestimmt. Der Bischof Narciß, der in Folge der diocletianischen Christenverfolgung aus Spanien nach Augsburg gelangte, bewog sie, ihre Mutter und drei andere Mädchen, den heidnischen Dienst aufzugeben und sich zum Christenthum zu bekennen. Als dies in der Stadt verlautete, ward A. vor den röm. Richter Gajus gebracht, der sie vergeblich zum Heidenthum zurückzuführen suchte. Sie mußte dafür 7. Aug. 304 den Märtyrertod durchs Feuer leiden; doch soll ihr Leichnam unversehrt geblieben sein. Ihre Reliquie in der St.-Ulrichskirche zu Augsburg wurde noch 1804 feierlich erhoben.

Afranius (Lucius), röm. Komödiendichter, wirkte um 95 v. Chr. Er ist der eigentliche Schöpfer des röm. Nationallustspiels oder der Fabula togata, und in der Schilderung des Lebens und der Sitten seines Volks ließ er sich selbst bis auf die niedrigsten Classen herab, wo durch die Fabula tabernaria (das Kneipenlustspiel) entstand. Von den Griechen, besonders von Menander, entlehnte er den äußern Bau, indem er ihn dem röm. Volksleben anpaßte. Sein Derbheit wurde von einigen ältern Kunstrichtern getadelt; aber anerkannt ist sein Witz und seine beredte Lebendigkeit. Er war ein sehr fruchtbarer Dichter; doch haben sich von seinen 40 Lustspielen nur wenige Fragmente erhalten, die in Bothe's „Poetae scenici latini" (Bd. 5, Th. 2) stehen.

Afrika, von jeher das Land der Verschlossenheit und der Räthsel, hat in den neuesten Zeiten dem Eifer der Forscher und Glaubensboten, der Beharrlichkeit der Handelsspeculanten und den kriegerischen Unternehmungen der Europäer einige Pforten aufgethan, durch welche wir jetzt schon zum Theil in sein geheimnißvolles Innere eindringen können. Jene äußersten nördlichen und nordöstlichen Ränder des über dem Äquator aufgeführten Erdkolosses, welche in den Zeiten der ältesten Cultur, während der Rest in Nacht begraben lag, zu den ersten und reichsten Sitzen menschlicher Entwickelungen gehörten, dann in die Bande einer tiefen Barbarei fielen, sind endlich durch die Wichtigkeit, die Ägypten für die europ. Politik gewonnen hat, durch die Eröffnung der alten Handelsstraße über das Rothe Meer mittels der Dampfschifffahrt, sowie durch die Niederlassung der Franzosen in Algier abermals in den nächsten Kreis der Weltinteressen hineingezogen worden. Ein Theil der Ostküste, der von Abyssinien, hat eben dadurch eine unerwartete Bedeutung gewonnen. Hier kreuzen sich die engl. und franz. Missionen und suchen die Völker und ihre Herrscher für ihre widerstreitenden Interessen zu gewinnen. Auch von der südlichsten Spitze, von der Capcolonie aus, sind in der Erforschung des nach innen aufsteigenden Landes und im Verkehre mit den Eingeborenen glänzende Fortschritte gemacht worden. Englands Bemühungen, dem Sklavenhandel entgegenzuarbeiten, und das Bedürfniß, seiner Industrie neue Abzugskanäle zu eröffnen, werden mit der Zeit den Zustand der westlichen Küsten sehr umgestalten und von diesen aus, vorzüglich auch mit Hülfe der Beschiffung des Quorrastromsystems, den Zugang zu dem massenhaften Mittelkörper A.s erleichtern. Die hauptsächlichsten Hindernisse, welche dem Eindringen der Weißen sich überall entgegenstellen, sind die verhältnißmäßig kleine Anzahl zugänglicher Küstenpunkte, das pestilenzialische Klima der sumpfigen Küstenstrecken, die Terrassenbildung

innerhalb dahinter sich erhebenden Plateaus, wodurch der Vortheil ausgedehnter schiffbarer Ströme wegfällt, die Sterilität ungeheurer Wüsteneien, die sich nur in Eile auf wenigen Straßen durchschneiden lassen, dann endlich die Barbarei und der Blutdurst vieler einheimischen Stämme. Dagegen ist die Stellung A.s zu Europa den Unternehmungen nicht ungünstig. Es ist ihm mit seinen entlegensten Häfen ebenso nahe wie Nordamerika, näher als Brasilien, weit näher als Indien. Man braucht vermittelst der Segelschiffe von Bristol nach dem Congoflusse ungefähr 50, nach Benin oder Fernando-Po 40—45, nach Cape-Coast 35, nach Sierra-Leone 30, nach dem Gambia 25, nach dem Senegal gar nur 20 Tage; heimwärts freilich wegen der Beiwassage 3 oder 4 Wochen mehr. Dampfschiffe gehen natürlich in viel kürzerer Zeit.

Das Nilthal war unter demselben Namen, den es noch führt, schon in den frühesten Zeiten der Geschichte die Wiege des Handels, der Künste und Wissenschaften. Aber selbst in den Jahrhunderten, da Ägypten am höchsten blühte, scheint tiefe Nacht seine Umgebungen bedeckt zu haben, und Alles, was nicht ihm angehörte, unter dem Namen Lybia begriffen gewesen zu sein. Später lernten Griechen und Römer die Küsten am Mittelländischen Meere näher kennen und drangen im Binnenlande vielleicht bis zum Niger (Djoliba) vor. Doch hat sich ihre sichere Kunde kaum über die Grenzen Numidiens hinaus erstreckt, wo sie jenseit die Gätuler und Äthiopier dem Namen nach kannten; die südlichen Theile A.s kannten sie gar nicht. In das Gebiet der Sage gehört es, daß nach hebr. Nachrichten schon im hohen Alterthume jüdische und tyrische Kauffahrer bei ihren Fahrten nach Ophir auch die Ostküste von A. erforscht haben sollen, doch scheint es keinem Zweifel unterworfen zu sein, daß die Phönizier zu den Zeiten des Pharao Necho A. umschifft, und daß die Karthaginienser das Innere des Erdtheils besser gekannt haben als wir es heutzutage noch kennen. Über die Geschichte der Entdeckungsreisen in A. bis auf die Unternehmungen der neuen Zeit, gibt Murray's „Historical account of discoveries and travels in A." (2 Bde., Edinb. 1817) Aufschluß. Das Werk Leyden's: „Sketch of the discoveries in northern and western A." (Edinb. 1799; deutsch, Bremen 1802), wurde zum Theil mit Murray's Geschichte verschmolzen. Erst dem 15. Jahrh. war es bestimmt, von A. eine nähere Kenntniß zu erhalten. Heinrich der Seefahrer erlebte noch die Umsegelung des gefürchteten Cap Non (Non plus ultra), Diaz und Vasco de Gama fanden endlich das Vorgebirge der guten Hoffnung, und sowol die westlichen als die östlichen Küsten wurden von europ. Seefahrern untersucht.

Die ältern Unternehmungen und wichtigsten Reisen sind der Reihe nach etwa folgende: Im 14. Jahrh. die Wanderungen des Arabers Ibn-Batuta, so weit sie den Nordrand A.s betreffen. Im 15. Jahrh. die Entdeckungen der Portugiesen (Madeira, Cap-Blanco, Senegal, Guinea, Benin, Cap der guten Hoffnung u. s. w.) und die Beschiffung der ostafrik. Küsten durch den Portugiesen Covilham, der zuerst Abyssinien bereiste und sich in Gondar niederließ. Bereits zu dieser Zeit haben die Portugiesen Handelsverbindungen mit Timbuktu unterhalten. Im 16. Jahrh. die Wanderung des Leo Africanus durch die Berberei und Sahara bis Abyssinien, und des Deutschen Rauwolf nordafrik. Wanderung; Windham's Fahrt nach Guinea, dem 1554 Lod und Townson, und 1562 Ruttler, Backer, Carlet und Hawkins folgten; die Züge der Portugiesen 1570 und 1600 nach Monomotapa, einem damals mächtigen Reiche nächst der Zambesenküste. Im 17. Jahrh. Jobson's und Tompson's auf Anlaß einer Handelsgesellschaft 1620 unternommene Reise nach Timbuktu, womit die ununterbrochene Reihe der brit. Speculationen auf A., zunächst ausschließlich im Menschenhandel, beginnt; die Niederlassung der Franzosen 1622 am Senegal und ihre zahlreichen Entdeckungszüge in das innere Land (Renouard u. A.); sodann des Jesuiten Lobo Versuch, 1624 vom Äquator aus durchs Binnenland nach Abyssinien vorzudringen; Thevenot's Reise nach Ägypten 1652; die engl. Besitznahme von Cape-Coast 1664; die Reisen Brue's nach Senegambien, und Lemaire's, Merolla's und Loyardière's Reisen nach den westlichen Küsten, sämmtlich gegen Ende des 17. Jahrh. Auch ein Deutscher, Wansleben, bereiste und beschrieb damals dieses Land, und ein anderer Deutscher, von Gröben, gründete auf Befehl des Kurfürsten von Brandenburg 1683 in Oberguinea die Niederlassung Friedrichsburg, die später an Holland kam und jetzt verlassen ist.

Aufschlüsse von ungleichem Werthe, zum Theil nur mit Vorsicht zu gebrauchen, wurden im Verlaufe des 18. Jahrh. nach und nach über die verschiedenen Küstentheile und einige ins Innere greifende Striche gegeben, namentlich von Barbot, Casseneuve, Loyer (Congo- und Goldküste), Kolbe (Hottentotten), Paul Lucas (Ägypten), Compagnon (dem Ersten in Bambuk), Snelgrave (Guinea, Dahomeh, Whidah), Shaw (Berberei, vgl. dessen „Travels and observations", 2. Aufl., Lond. 1757), Stuart (Nordafrika), Robert, Smith u. A.; dann vom

Capitän Norden und Pococke (Ägypten), Laroque und den Franzosen Pommegorge, Demanet, Peruetti, Adanson (Senegambien) und Lacaille (Cap); ferner von Marsh, Thomann und Bouquoi (Ostafrika), Höst (Marokko und Fez 1760; vgl. dessen „Nachrichten", aus dem Dän., Kopenh. 1781) und dem Holländer Haringmann, Bruce (Ägypten, Nubien, Abyssinien, Nilquellen, 1768—73), Norris (Abomey 1772), Sonnini und Irwin (Ägypten); von dem schwed. Naturforscher Thunberg und Sparrmann; von dem Oberst Gordon, in holl. Diensten, der 1777 den Orangefluß entdeckte und benannte; von Paterson, der 1778 diesen Fluß nächst der Mündung passirte; von Levaillant, dem großen Menger von Dichtung und Wahrheit; von dem gewissenhaften und gründlichen John Barrow; von Römer („Nachrichten von der Küste Guinea", 1764); Isert (Nordguinea, 1783—87); Golberry (Senegambien), Grandpré (Südguinea); von Poiret („Voyage en Barbarie", 2 Bde., Par. 1789), Boufflers, Palissot und noch mehren Franzosen; von Matthew (Sierra-Leone) und Lemprière („Tour from Gibraltar to Marocco", 2. Aufl., Lond. 1793). Im J. 1788 wurde zu London die Afrikanische Gesellschaft gestiftet und von ihr zuerst Ledyard und Lucas, dann Major Houghton ausgesendet, um den Niger zu erforschen. Auch ist hier der um 1790 gegründeten Colonie Sierra-Leone zu gedenken, die noch immer einen der wenigen Stützpunkte Englands im westlichen A. bildet. Weiter sind zu nennen: van Noonen (Cap), Browne (Sudan), Fayrar (Dahomeh) und Capitän Beaver, Watt und Winterbottom (vgl. des Letztern „Account of the nations in the neighbourhood of Sierra-Leone", Lond. 1803), Mungo Park, Hornemann und Durand (Senegambien). Auch die Aufsuchung des verunglückten Lapeyrouse ward für die Kunde A.s ergiebig (vgl. Labillardière's „Voyage", 2 Bde., Par. 1799). Von der größten Wichtigkeit aber war gegen das Ende des 18. Jahrh. die franz. Expedition nach Ägypten, welche dem Interesse für A. einen neuen Aufschwung gab.

Im 19. Jahrh. wirkten die verschiedenartigsten Triebfedern neben- und miteinander, um Europa näher mit A. bekannt zu machen und zu immer kühnern Versuchen zu spornen. Manche Nachrichten verdankt die brit. Regierung den Capitänen der Kreuzer, welche zur Bekämpfung des Sklavenhandels an den westlichen Küsten A.s stationirt sind, und den Gouverneuren von Cape-Coast u. s. w. (vgl. Burton, „The African slave-trade etc.", Lond. 1840; deutsch, Lpz. 1841); andere liefern die Privatbriefe der in A. handelnden Kaufleute. Auch viele wißbegierige und kühne Reisende drangen von allen Seiten in das Innere vor. So in Südafrika 1801 zuerst Truter und Sommerville. Lichtenstein bereiste 1802—5 die Districte oberhalb der Capcolonie und gab die ersten Aufschlüsse über die Betschuanen. Mungo Park drang von oben, von Timbuktu 1805 bis an den Niger bei Bussa vor. Röntgen aus Neuwied ward 1811 auf dem Wege nach Timbuktu getödtet. Salt machte 1800 mit Lord Valentia und 1809 im Auftrage seiner Regierung Reisen nach Abyssinien, die viel Ausbeute gaben, wie auch später seine Nachgrabungen in Ägypten, als er dort Consul war. Spätere Nachrichten über Abyssinien gaben der brit. Schiffer Pearce, der 1810 daselbst lebte, um 1830 der deutsche Missionar Gobat. Von der Afrikanischen Gesellschaft wurde 1809 Burckhardt ausgesendet, dessen resultatreiche Wanderungen zwischen 1812—16 fallen. Die Nordküste besuchte Jackson („Account of Marocco", 2. Aufl., Lond. 1811), dann 1815 der Spanier Badia y Leblich (Ali-Bei), der ebenfalls Marokko durchzog, und der Arzt della Cella, der 1817 von Tripolis nach Ägypten reiste. Besser aber hat Pacho diese Gegenden beschrieben (1819—26). Capitain Beechey untersuchte diese Küste 1821, dann Washington, Beauclerc, Rozet, Gråberg de Hemsö, Granville Temple, Duvernay, Discoudray, Hanegger, Roscoe u. A. In die neueste Zeit gehören die Forschungen von Bradshaw über Tripolis, Fezzan und die Nachbarländer (Lond. 1845) und über die Tibbu von Bilma (Lond. 1847), von Hodgson über Marokko und die berberischen Völker (z. B. „Notes on northern A., the Sahara and Soudan", Neuyork 1844), desgleichen von Jackson („An account of Tafilelt, Fezzan and Soudan", Lond. 1845), von Bayle St.-John („Adventures in the Lybian desert and the Oasis of Jupiter Ammon", Lond. 1849), von d'Escayrac, Lorent, J. Richardson, Prax u. A. Über Marokko im Besondern geben Nachrichten Thomassy, „Le Maroc et ses caravanes" (2. Aufl., Par. 1845), Didier (1844), der Abbé Bargès (1846) u. A. Algerien (s. d.) und die anstoßenden Theile der Sahara sind durch die Franzosen in den letzten Decennien in allen Beziehungen fleißig untersucht worden; eine eigene wissenschaftliche Commission zur allseitigen Durchforschung des Landes und seiner Nachbarländer hatte sich 1840 unter Leitung von Bory-de-St.-Vincent, Carette, Pellissier, Durieu u. A. gebildet, welche seit 1844 zu Paris ihre Werke veröffentlichen. Unter den deutschen Reisenden sind besonders Wagner, „Reise in der Regentschaft Algier"

(3 Bde., Lpz. 1841), und Decker, „Algerien" (2 Bde., Berl. 1844) zu erwähnen. Die Oasen der Lybischen Wüste besuchten Hoskins („Visit to the Great Oasis", Lond. 1837), d'Escayrac, Bayle St.-John u. A. Ägypten und Nubien bereisten 1820—21 Minutoli und Ehrenberg und der Franzose Cailliaud. Ferner sind noch Drovetti, Frediani, Belzoni, Brocchi, Acerbi zu erwähnen, sowie Prokesch von Osten, Seetzen, Sieber, Rüppell, dann die Briten Capitän Fitz-Clarence, Waddington und Hanbury, Legh, Light, O'Beyrne, Wilford, Hoskins, Burton (1825); Champollion und dessen Begleiter Rosellini. Ferner Cadalvène und Breuvery („L'Egypte et la Turquie de 1826 à 1836", 2 Bde., Par. 1836), Parthey in Berlin („Wanderungen durch das Nilthal", Berl. 1840), Lane während 1833—35 („Manners and customs of the modern Egyptians", 3. Aufl., Lond. 1842), Combes („Voyage en Egypte, en Nubie etc.", 2 Bde., Par. 1846), Russegger, der das Land namentlich bergmännisch untersuchte, Birch und, außer vielen Andern, in den letzten Jahren Lepsius (1843—46) und Ampère. Eine Hauptquelle zur Kenntniß Ägyptens bleiben die bekannte auf Kosten der franz. Regierung unter Napoleon verfertigte „Description de l'Egypte", dann die verschiedenen Werke und Abhandlungen von Jomard.

Im Westen hatten die Colonisationsversuche des 19. Jahrh. meist einen andern Charakter als die frühern; ihr Zweck war, befreite Sklaven unterzubringen, die Neger zu civilisiren und Ackerbau sowie Handel mit Landesproducten ins Leben zu rufen. Die Engländer gründeten 1814 am Gambia die Handelscolonie St.-Mary; die Amerikanische Colonisationsgesellschaft 1821 die Colonie Liberia; seit 1826 fingen die brit. Niederlassungen an der Goldküste an wichtig zu werden. Auch auf diesen Punkten drangen Reisende vor. Major Gray machte 1820—21 einen Zug an der Gambia hin und hinauf ins Galamland (vgl. dessen „Travels in western A.", Lond. 1825). Capitän Fawker schildert seine Gefangenschaft (1825) in Benin sowie das Volk und Land. Guinea überhaupt beschreibt der dän. Missionar Monrad in seinen „Beiträgen zur Schilderung u. s. w." (Kopenh. 1822). Eine ganze Reihe franz. Reisender untersuchte vornehmlich Senegambien: so Olivier, Vincent, Fressange, Collin, Ledru, Tombe, Guillet u. A.; Mollien („Voyage dans l'intérieur de l'A. aux sources du Sénégal et de la Gambia", 2 Bde., Par. 1820) erreichte 1818 die nicht weit voneinander entfernten Quellen des Senegal, des Gambia und des Riogrande, in der Nähe von Timbo. Bis zu den Quellen des Niger konnte er nicht vordringen; auch fehlte es ihm an Instrumenten, um seine Beobachtungen mit Genauigkeit anzustellen. Doch hat er, in der Verbindung jener beiden Ströme durch den Neriko, den Stromweg gezeigt, auf welchem einst die Handelskaravanen aus dem Innern längs dem Senegal bis nach Fort St.-Louis gelangen können. Seine und Anderer Entdeckungen wurden vorzüglich durch die zur Erforschung Senegambiens ausgesendete Commission vervollständigt; die Gelehrten Huard-Bessinière, Jamin, Raffenel, Peyre-Ferry, Potting-Patterson untersuchten 1843—44 das Stromgebiet des Faleme, die Reiche Bakel, Galam, Bondou, Woolli und die Länder am Gambia. (Vgl. Raffenel, „Voyage en A. occidentale etc.", Par. 1846.) Timbo erreichte 1841 Thomson von Sierra-Leone aus; im Lande der schriftkundigen Wei forschten Forbes, Norris und Kölle.

Mehrfach sind die Unternehmungen, welche den Niger und das innere Nordafrika oder Sudan betreffen. Capitän Tuckey unternahm 1816 eine Expedition nach dem Congo, um zu ermitteln, ob dieser irgendwie mit dem Niger in Verbindung stehe (vgl. dessen „Narrative of an expedition", Lond. 1818). Im Sept. 1821 gingen die drei Briten, Oudney, Clapperton und Denham, vom damaligen Colonieminister Lord Bathurst unterstützt, nach Tripolis, um von hier über Murzuk nach Bornu zu reisen und den Lauf des Niger zu erforschen. Oudney starb zu Murmur 12. Jan. 1824 an den Folgen einer Erkältung. Seine Gefährten Clapperton und Denham setzten die Reise nach Kano, der jetzigen Hauptstadt von Haussa fort, und erreichten Sakkatu, die Residenz des Beherrschers von Sudan. Sie entdeckten den Süßwassersee Tsad (Tschad), in den sich zwei große Flüsse, der Shary von S. und der Yaou von W. her, ausmünden. Vgl. „Narrative of travels and discoveries in northern and central A., by Denham, Clapperton and Oudney, in the years 1822—24" (Lond. 1826). Capitän Lyon besuchte mit seinem Freunde Ritchie in Begleitung des franz. Naturforschers Dupont und des Briten Belford von Tripolis aus die Troglodytenhöhlen der Gharianstämme, und kam über Murzuk bis Tegarry, der südlichsten Stadt des Königreichs Fezzan (vgl. dessen „Narrative of travels in northern A.", Lond. 1821). Im J. 1824 unternahm der brit. Major Laing von Tripolis aus die Reise nach Timbuktu. Clapperton trat 1825 eine neue Reise ins Innere an von Benin aus über Sakkatu nach dem Tschadsee, um über Timbuktu, von wo Laing

nach Benin reisen sollte, bis Abyssinien vorzudringen. Ihn begleiteten der Naturforscher Dickson, Capitän Pearce und Morrison. Laing erreichte zwar den Zielpunkt seines Strebens im Aug. 1826, mußte aber, nachdem er sich mehre Monate daselbst aufgehalten hatte, fliehen, und ward ermordet. Clapperton starb 13. April 1827 an der Ruhr zu Sakkatu, in den Armen seines treuen Lander. Auch Denham wurde im Juni 1828 auf Sierra-Leone plötzlich hingerafft, als er dem durch seine Entdeckungsreise an der Ostküste von A. und treffliche hydrographische Arbeiten bekannten Capitän Owen als Statthalter der Colonie Fernando-Po gefolgt war. Gleiches Schicksal theilten die übrigen Gefährten. Nachdem Lander den Reisebericht bekannt gemacht, erhielt er den Auftrag zu einer neuen Untersuchung des Stroms, und war so glücklich, dessen Ausmündung in der Bai von Benin zu entdecken. Laird fuhr 1832 den Strom hinauf; im folgenden Jahre wiederholte er in Gesellschaft Oldfield's mittels eines Dampfboots die Fahrt. Oldfield gelangte auf einem kleinern Fahrzeuge nach Rabba, fuhr sodann eine Strecke weit den Nebenfluß Tschadda hinauf, und entwarf eine Karte desselben bis Addakudda. Vgl. Laird und Oldfield, „Narrative of an expedition in 1832—34" (2 Bde., Lond. 1837). Eine abermalige Expedition, welche aber ihren Zweck nicht vollständig erreichte, wurde vom Mai 1841 bis Juni 1842 unternommen. Officiell sind die „Papers relative to the expedition to the river Niger" (Lond. 1843); andere Berichte veröffentlichten die Theilnehmer Simpson (Lond. 1843), Schön und Crowther (Lond. 1842). Dem Kaufmann Jamison, dessen Fahrzeuge schon Jahre lang im untern Niger Handel trieben, hat die Kunde jener Gegenden viel zu danken. Nach dem innern Sudan ging 1846 eine Expedition unter Leitung des Jesuiten Ryllo auf verschiedenen Wegen ab. Im J. 1850 reiste Richardson in Begleitung von Dr. Petermann, Dr. Barth und Dr. Overweg von Tripolis ab, um den Tschadsee zu erreichen. Die Küsten und Binnenländer zwischen Gambia und dem Busen von Guinea besuchten u. A. Walker („Missions in western A. among the Soosoos, Bulloms etc.", Dubl. 1844), Dombonі („Viaggi nell' A. occidentale", Mail. 1845), Forbes 1848 („Six months service in the African bloeade", Lond. 1849). Capitän Bouet segelte 1848 den Groß-Bassamfluß hinauf, Duncan besuchte 1845 die Goldküste, ebenso Capitän Midgley 1841 und Hanson 1848. Die Missionare Freeman und Chapman waren 1843 und 1845 in Kumassi, der Hauptstadt der Aschantis; der Erstere hatte schon 1839 daselbst einen Besuch gemacht. Capitän Hulton untersuchte dies Land als engl. Gesandter; schon früher geschah dies von Bowdich („Mission from Cape-Coast-Castle to Ashantee", Lond. 1819) und Dupuis („Journal of a residence in Ashantee", Lond. 1824).

Eine ausführliche Schilderung der Colonie Sierra-Leone gibt Rankin, der sich daselbst 1833 aufhielt („A visit to Sierra-Leone etc.", 2 Bde., Lond. 1836). Mit dem Volke von Dahomeh hat uns Leod's „Voyage to A." (Lond. 1821) genauer bekannt gemacht. Ein Franzose, Douville, drang 1828—30 auf eigene Kosten mit einem Gefolge von 300, oft 500 Menschen durch die Reiche Angola und Benguela weiter als je ein Europäer vor ihm im Innern von A. vor, wenn nicht seine „Voyage au Congo" (Par. 1832), obwol sie wegen vieler neuen Aufschlüsse, welche sie gibt, einen Preis der Geographischen Gesellschaft erhielt, die Erfindung eines schlauen Sklavenhändlers ist, der Mittheilungen seiner Neger geschickt zu einem Reiseroman zusammenzuflechten wußte. Über diesen Theil der Westküste (Congo, Angola und Benguela) belehrt uns in neuerer Zeit unter Andern Robertson („Notes on A.", Lond. 1819), Commodore Owen in seiner „Voyage" (2 Bde., Lond. 1833), Bartholomon über Angola (1835). Interessante Aufschlüsse über diese portug. Besitzungen (Benguela und Angola oder Loanda, Ambriz, Annabon, nebst den Capverdischen Inseln) gibt der Reisebericht von Tams (Hamburg 1845). Die Briten Paddin und Campbell, deren Entdeckungsreise sich ein Sachse, Kummer, angeschlossen hatte, nahmen ihren Weg über Rio-Nunez, um nach dem Binnenlande vorzudringen; doch alle Drei wurden Märtyrer für die Wissenschaft und sanken als Opfer des Klimas. Was aber seit Jahrhunderten der Neugierde, Politik und dem wissenschaftlichen Streben Europas nicht geglückt war, ein Unternehmen, das zugleich die Aussicht auf weitere Forschung in dem bis jetzt gänzlich verschlossenen Binnenlande A.s eröffnete, ist durch einen einzelnen kühnen Mann ausgeführt worden. Es war Caillié, der 1824—28 durch das Innere von A. zog und die vermeinte Wunderstadt Timbuktu fand („Journal d'une voyage à Timbuctou", 2 Bde., Par. 1830). Freilich schenkt man seinen Berichten nicht volles Vertrauen.

Die nähere Bekanntschaft mit dem südlichsten Theile von A. vermittelten seit etwa 20 Jahren vorzugsweise die engl. und franz. Missionare, besonders John Campbell, der vom Cap aus

1819 Lattaku und 1820 Oldlattaku erreichte und den ganzen Lauf des Orangeflusses bis hinab zur Mündung verfolgte; ferner Philipp, Moffat, Hamilton und Kay, der nebst Tompson bis 1833 noch am weitesten vorgedrungen war und uns besonders drei Kafferstämme, die Amakosa, Amatenbu und Amazuba, schildert. Auch Burchell, der 1828—29 reiste, ist sehr zu beachten („Travels in southern A.", 2 Bde., Lond. 1822—24); ferner Cowper's „Four years in southern A." (Lond. 1829). Junge Franzosen machten zwischen 1830 und 1833 Reisen ins Betschuanenland, in welchem seit 1833 die evang. Mission unter Arbousset und Casalis zu schöner Blüte gediehen ist. Englische Handelsspeculanten passiren jedes Jahr den Orangefluß und dringen weit ins Innere vor. Diese Thatsache führte in der Capstadt zur Bildung einer Societät, die 1834 eine Expedition unter Dr. Andr. Smith zur Erforschung des Innern aussendete. Die Reisenden, selbst von den gefürchteten Matabilis gastlich aufgenommen, passirten deren jenseitige Grenze, und hörten von einem weit nach Norden liegenden Süßwassersee, erreichten aber nicht einmal die Bakaberge, die ein Kaufmann, Hume, früher schon überschritten hatte, sondern mußten Mangels wegen bei 23° 28′ umkehren. Im J. 1836 unternahmen franz. Missionare eine Forschungsreise in das Innere. Sie drangen in bisher ganz unbekannte Gebirgsländer der Manbetis, der Malubis und anderer Völker längs des Caledonflusses, bis auf den Scheitelpunkt vor, von dem gegen S. der Sindu (Schwarze Fluß) oder Orangefluß zum Atlantischen Ocean, gegen O. der Letule und der Monomu in den Indischen Ocean, und gegen N. der Namagari zum Orangestrom, mit dem Caledon parallel, fließen. Ihre Karte umfaßt das große Gebiet von 31°—26° s. Br. und 26°—30° ö. L. von Paris. Bald darauf schlug Capitän Alexander einen andern Weg ins Innere ein. Er bereiste 1836 die noch äußerst unbekannten Länder der Namaquas, Buschmänner und Damars (vgl. „An expedition of discoveries into the interior of A. etc.", 2 Bde., Lond. 1838). In demselben Jahre machte ein Offizier im ostind. Dienste, Capitän Harris, in Gesellschaft des Civilbeamten Richardson eine Jagdexcursion ins Land der Matabilis, mit der Absicht, wo möglich bis an den See vorzudringen. Die literarische Frucht dieses Unternehmens war seine „Narrative of an expedition etc." (Lond. 1839). Die interessantesten Aufschlüsse über die Betschuanas und insbesondere den Zweig der Bassutos verdanken wir dem Missionar Casalis (vgl. dessen „Études sur la langue Séchuana", Par. 1841). In der neuesten Zeit ist man weit über den südlichen Wendekreis in das Innere vorgedrungen, theils vom Caplande aus, theils von Westen und dem Orangeflusse, theils von Osten her aus dem Kafferlande und von der Küste Natal. Wir nennen blos die Reisenden Chase („The Cap of good Hoop", Lond. 1843), die Missionäre Arbousset und Daumas („Relation d'une voyage d'exploration au nord-est de la colonie du Cap de Bonne-Espérance", Paris 1842), Meyer („Reisen in Südafrika", Hamb. 1843), Döhne („Das Kafferland", Berl. 1843), Napier („A few months in southern A.", Lond. 1848). Lieut. Rutten drang 1845 vom unterm Orangefluß nach dem Innern vor, und David Livingston, welcher schon seit 1843 rastlos bemüht ist, die Länder nördlich vom Caplande zu erschließen, erreichte 1849 einen großen Binnensee, den Ngami, welcher in den Ländern der Bayeiye oder Bakoba unter 20° s. Br. liegt. Von der Walfischbai aus wollte er 1850 nach dem Ngami und dem Demboasee vordringen. Der Guanohandel führte zu einer genauern Kenntniß der Inseln und Küsten des südwestlichen A. Berichte veröffentlichten hierüber: Morrell („Narrative of a voyage to the south and west coast of A.", Lond. 1844), Eden („The search for nitre and the true nature of guano", Lond. 1846) u. A.

Abyssinien ist in den letzten Jahren fast ununterbrochen bereist worden: so von Rüppell 1833—37 („Reise in Abyssinien", 2 Bde., Frkf. 1838—40) und Schimper, der sich in Tigré ansäßig gemacht hat, wo auch der belgische Generalconsul Blondel und einige Franzosen und kath. Missionare leben. Nur die südlichen Theile dieses Landes, verrufen wegen der Unsicherheit des Zugangs, waren noch immer gemieden, und daher von Combes und Tamisier 1835—37 („Voyage en Abyssinie", 4 Bde., Paris 1838) nur berührt worden. Die Erforschung derselben unternahmen 1839 von verschiedenen Punkten aus, doch gleichzeitig Rochet d'Héricourt und Dufey; das Tagebuch des Erstern ist betitelt: „Voyage sur la côté orientale de la Mer Rouge etc." (Paris 1841). Außerdem verdienen Beachtung die Reisen von Galinier und Ferret 1840—43, die Arbeiten der wissenschaftlichen Commission, bestehend aus Lefebvre, Petit, Quartin-Dillon und Vignaud, während 1838—44, deren Resultate in der „Voyage d'Abyssinie" zu Paris seit 1845 veröffentlicht werden; ferner die Reisen der Engländer Johnston („Travels in southern Abyssinia", 2 Bde., Lond. 1844), Graham (1843), Beke, der Abyssinien seit 1840 im Auftrage der Geographischen Gesellschaft zu London und der

Church-missionary-society durchreist, besonders aber die Berichte des Gesandten der Englisch-ostindischen Compagnie, des Capitän Harris, „The highlands of Aethiopia" (3 Bde., Lond. 1844; deutsch, 2 Bde., Stuttg. 1845—47). Schoa betrifft die Reise Rochet d'Héricourt's im J. 1845. Die größten Verdienste für Erforschung nicht allein der geographischen und ethnographischen Verhältnisse, sondern auch der Sprachen jener Gegenden haben sich die Missionare Isenberg und Krapf erworben. Ihre „Journals" erschienen zu London 1843. Am weitesten in das innere Hochafrika, den Bahr-el-Abiad aufwärts, drangen in jüngster Zeit die Gebrüder d'Abbadie und Dr. d'Arnaud vor, denen sich Dr. Knoblecher, Generalvicar der Mission für Innerafrika, durch seine Reisen 1849—50 anschließt.

Die Ostküste A.s südlich von Abyssinien ist erst in den letzten Jahren bekannter geworden. Vor Allen sind zu nennen die deutschen Missionare Krapf und Rebmann für die Küstenvölker nördlich und südlich vom Cap Guardafui, ferner Rodatz 1847, und Roß Brower („Etchings of a whaling cruise", Neuyork 1849), Christopher (1849), Maizan, 1844 von der franz. Regierung hingesendet, Froberville; im Jan. 1844 befuhr Arcangelo zuerst den wichtigen Godschobfluß. Über die portug. Besitzungen an der Ostküste A.s, welche jetzt durch ihre Wichtigkeit für den Handel ein erhöhtes Interesse gewinnen, verbreitet sich Botelho in seiner „Memoria estadistica sobre as dominios portuguezas na A. oriental" (Bd. 1, Lissab. 1835). Wegen der neuern geographischen Forschungen in Madagaskar s. d.

Über Sennaar und Kordofan sind uns bei Gelegenheit der Sudanexpedition Mehemed-Ali's 1838 Nachrichten zugekommen in dem türkisch geschriebenen Berichte, der in der Hauptsache in Burton's „Slave-trade etc." mitgetheilt ist, und in dem Reiseberichte eines Beamten des Vicekönigs, Scheich Mohammed-ibn-Omar-el-Tunsi, der von Perron ins Französische übersetzt zu Kairo (2 Bde.) erschien; ferner durch die Berichte, welche der ital. Reisende Ferlini aus Bologna, der 1833 in diesen Gegenden Ausgrabungen anstellte, in seinem „Cenno sugli scavi operati nella Nubia" (Bologna 1837; franz., Rom 1838) gegeben hat. Dieselben Länder betreffen die Reisen von Pallme, welcher bei einer Sklavenjagd des Mehemed-Ali zugegen war, („Beschreibung von Kordofan", Stuttg. 1843). Zu erwähnen ist auch das „Buch des Sudan, oder Reisen des Scheich Zain-el-Abidin" (aus dem Türk. von Rosen, Lpz. 1847), wo unter Anderm sehr lehrreiche Nachrichten über das so wenig bekannte Land Wedai enthalten sind. So dringt man von allen Seiten, von Tripolis, von Ägypten, von Abyssinien, vom Cap der guten Hoffnung, von Congo, von der Bai von Benin, vom Gambia und vom Senegal in das verschlossene Binnenland vor. Noch aber fehlt der Zusammenhang zwischen den Hauptlinien, welche den Weg der Reisenden bezeichnen, und erst der kleinste Theil dieses ungeheuern Festlandes ist den Europäern erschlossen. Vgl. Jomard, „Sur les découvertes dans l'intérieur de l'A." (Par. 1827) und Larénaudière, „Essai sur les progrès de la géographie de l'intérieur de l'A." (Par. 1826), M'Queen, „A geographical survey of A., its rivers, lakes, mountains, etc." (Lond. 1840), Ritter, „Vergleichende Erdkunde" (Bd. 1, 3. Aufl., Berl. 1834), Falkenstein, „Geschichte der wichtigsten Entdeckungsreisen" (5 Bdchn., Dresd. 1828—29) und die Karten von Berghaus, Ritter und Brué. Ein Verzeichniß aller Werke über A. bis zum Jahre 1818 findet sich im zweiten Bande von Murray's „Historical account of discoveries etc.".

A., eine große, einförmige Erdmasse, der Gestalt nach ungefähr ein Trapez von mehr als 850 M. Grundlinie (etwa 10° nördlich vom Äquator, zwischen dem westlichen Punkt Cap Verde, der fast in den Meridian von Ferro fällt, und dem östlichen, Cap Guardafui, bei 69° ö. L.) und 400 M. Höhe (bis zu Cap Blanco, 37° n. Br.), nebst einem an dieses Trapez angesetzten, doch gegen Osten darüber hinausreichenden Dreieck von 650 M. Grundlinie und 600 M. Höhe, dessen nach Süden gekehrte Spitze das Nadelcap (35° s. Br.) ist, hat einen Flächeninhalt von ungefähr 363000 QM. nördlich und 171000 QM. südlich vom Äquator, zusammen also 534000 und mit den Inseln etwa 600000 (nach Andern 630000) QM. Die Küstenentwickelung, wo von 3500 M. gegen vier Zehntel auf den Atlantischen Ocean, drei auf den Indischen, zwei auf das Mittelländische und eins auf das Rothe Meer kommen (denn nur die Enge von Suez macht den Landzusammenhang mit Asien), bietet, ungeachtet dieser Umzirkung von lauter Meer, doch wegen ihrer ungegliederten, busen- und buchtenlosen Bildung erstaunlich wenig Berührung mit dem Innern dar, und begünstigt so die Verschlossenheit des Erdtheils. Nicht minder einförmig ist das an Wechsel der Auf- und Absteigung arme Profil. Man unterscheidet drei Massen: 1) Hochafrika, das ungeheure Plateau (ungefähr 341000 QM.) des erwähnten Dreiecks, mit zwei Vorbauen, dem Hochsudan im Westen und dem Al-

zen.ande Abyssinien im Osten, zwischen denen der flache Sudanstrich; 2) nördlich daranstoßend die Sahara (ungefähr 110000 QM.), westlich bis ans Meer reichend und im Osten von dem Meere nur durch das schmale Stufenland des Nil getrennt; 3) am nördlichsten zwei durch den Ausläufer der Wüste, die Große Syrte, voneinander geschiedene Massen, das Hochland der Berberei (ungefähr 21000) und das Plateau von Barka (2000 QM.). Ungefähr zwei Drittheile des ganzen Erdtheils sind Gebirgsland.

Die Hochländer A.s, ihrer Scheitelfläche nach uns fast durchaus unbekannt, zeigen überall ähnliche Construction; sie steigen in großartigen Terrassen, deren breite Stufen meist durch Randgebirge abgesetzt sind, zum Meere nieder, indem sie zwischen diesem und ihrem Fuße nur schmale sandige oder sumpfige Küstensäume übrig lassen. So bildet der Südrand des untern Theils von Hochafrika (des südafrikanischen Hochlandes) eine dreistufige Terrasse, deren oberster Absatz die Ebene des Orangeflusses bildet, während die Küstenebene nur fünf bis sieben Meilen breit ist; ähnlich, wie es scheint, der Ostrand, doch in vier Absätzen, so weit wir davon ungefähre Kenntniß haben, d. h. so weit die Küsten Natal (Kafferland) und Sofala reichen; denn nördlicher sind kaum die Küstenränder genauer bekannt (die von Mozambique, Zanguebar und Ajan). Der Westrand ist dreistufig (zu oberst das Demboplateau), nämlich so weit Südguinea (Benguela und Angola, Congo, Loango) reicht. Nördlicher wahrscheinlich ebenso, wo das an hohen Gipfeln reiche Ambozesland; unterhalb Südguineas ist bis zu den Namaquas hin eine unzugängliche, kaum bekannte Küste. Auch der wenig bekannte Nordrand verräth Terrassenbildung; das Hochland Adamova senkt sich in Absätzen gegen O. nach Cap Guardafui, gegen N. vielleicht durch das Bergland Mandara (südlich vom Tschadsee) nach dem flachen Sudan und gegen W. durch die Vorstufen von Jacoba und Haussa zu dem Nigerthale hinab. Auch Abyssinien, mit dessen Bergen Adamova nordwärts verzweigt scheint, zeigt Stufenbildung; über schmalem, sandigem Küstenstrich erheben sich die Bergländer Schoa und Efat, im Norden davon und höher das Plateau von Amhara und Gondar, und das Bergland Tigré, dessen Vorstufe nach dem Rothen Meere hin Baharnagasch bildet. Nicht anders der Hochsudan. Über niedriger Küstenlandschaft zeigt sich hier die Kongkette, die um die Mitte ein breites Bergland bildet, wo der Niger entspringt, und folgende Vorstufen hat: nach N. hin die von den Fulahs und Mandingos eingenommenen Berglandschaften, welche der Gambia durchbricht, Sulimana, Timbu, Jallonkadu, Tenda, Bambuk, Kaarta u. s. w., nach S. hin die Berglandschaften Aguapim, Aschanti, Dahomeh und Jebu; die dort vorliegenden Küsten sind von der Bai von Benin oder von O. gegen W. die Benin-, Sklaven-, Gold-, Zahn-, Körnerküste, dann auf dem Westrande die Sierra-Leoneküste, an die sich im Norden die senegambische schließt. Abweichende Bildung haben die Bergmassen der Berberei, wo die Atlas- und Harusschberge in vielen parallelen Ketten und niedern Höhenzügen nach verschiedenen Richtungen streichen, und das Barkaplateau mit seinen steilen Hängen. Die höchsten bekannten Gipfel A.s, welche die Schneeregion erreichen (also wol 14000 F. hoch), hat der hohe Atlas aufzuweisen.

Aus diesen allgemeinen Umrissen schon folgt, wie eigenthümlich die Bewässerung dieses Erdtheils sein müsse. Von den obern Flußläufen wissen wir wenig, so auch von den Seen, die etwa im Innern sich finden mögen. Auch abgesehen von diesen unbekannten Partien und von der wasserlosen Sahara, erscheint der ganze Erdtheil verhältnißmäßig arm an Wasser und an entwickelten Flußnetzen. Südafrikas Flüsse, meist auf dem benachbarten Hochland entspringend, haben kurzen, hastigen Lauf und wol vorzugsweise nur im Quellengebiete eine ausgebildetere Natur. Den Mündungen, welche in A. die Deltaform halten, liegen beträchtliche Barren vor; der Orangefluß, einer der südlichsten und ansehnlichsten, stellenweise zwischen 17—1800 F. breit, versandet an seiner Mündung ganz. Eigenthümlich sind die Flüsse des Hochsudan, der Niger und der Nil. Senegambiens Hauptflüsse (Senegal, Gambia und Riogrande) brechen durchs Gebirg mit vielen Katarakten und Schnellen und schleichen dann durch die Küstenebene. Der Niger stürzt sich mit zahlreichen Fällen bei Bamaku aus dem Hochsudan ins Flache, wendet sich sodann nordwärts gen Timbuktu (bis wohin er bereist ist), um in ungeheuerm Bogen über Jauri (von wo wir ihn wieder bis zu seiner Mündung kennen) und Baussa, unter dem Namen Quorra, nachdem er dann einen starken Zufluß, den Tschadda, aufgenommen, die Küste von Benin zu erreichen und dort sein vielarmiges Mündungsdelta zu bilden. Der Nil entsteht bei Khartum aus zwei Flüssen, dem mächtigen Weißen Nil (Bahr-el-Abiad), der theilweise durch Kordofan fließt, und dem Blauen Nil (Bahr-el-Asrak), der heftig die Ausläufer des abyssinischen Gebirgs durchbricht und Sennaar durchströmt. Er nimmt dann noch den Atbara auf, und beschreibt einen Bogen durch sein mittleres Stufenland, das nördliche Nubien, viele Katarakten

bildend (zehn allein im mittlern Theile), bis er bei Syene in das untere Stufenland, Ägypten, eintritt. Auf der Ostseite wurde vor kurzem ein großer Fluß, der Godschob, entdeckt und zum Theil schon befahren, der tief ins Land hinein bis über die Gallas hinaus schiffbar sein soll.

Das Klima wird gewöhnlich für ebenso einförmig wie der allgemeine topische Charakter des Erdtheils gehalten, allein mit Unrecht. Da A. von der 900 M. langen Linie, die der ganze Aquator an Festland durchmißt, über 500 M. für sich allein nimmt, da vier Fünftheile des Continents innerhalb der Tropen liegen, und seine äußersten Enden im Süden und Norden beiweitem nicht die Grenzen der Regenzone, wo es nie im Niveau des Meers schneit, erreichen, da der Erdtheil eine compacte, gliederlose, continentale Masse ist, da er weit ausgedehnte Sandwüsten und kahle Scheitelflächen enthält, so ist es allerdings der heißeste Erdtheil und bringt Temperaturcontraste wie kein anderer hervor, Dürre und Regenzeit als einzigen Wechsel des Jahres, Gluthitze am Tage und verhältnißmäßig harte Kälte, die Wasser in kleinen Gefäßen gefrieren macht, bei der Nacht, lange Windstillen und wüthende Stürme. Aber Alles gilt nur für das Meeresniveau und die geringen Erhebungen darüber, keineswegs für die Terrassenlandschaften, die in A. eine so wichtige Rolle spielen. Die Sahara, ein wasser- und vegetationsloses Stufenland, theils von Flugsand (Wüste Sahel), theils von losem Geröll bedeckt und mit Schluchten und Klippenreihen durchzogen, theils aus unermeßlichen Felsplatten bestehend, wechselt stets in verzehrender Sonnenglut der Tage und Kälte der Nächte. Für das übrige Land muß man in Bezug auf Temperatur und Klima unterscheiden die Küsten, die Mittelterrassen und die Scheitelflächen der Plateaus oder die Alpenlandschaften. Die flachen Küstensäume, meist angeschwemmte, überflutete, versumpfte Striche, bieten natürlich geringere Contraste, haben feuchtere Atmosphäre, stärkere Niederschläge, und erzeugen aus den Morästen der Flußmündungen die für Leben und Gesundheit der Europäer höchst gefährliche Malaria. Indessen reicht die Region der giftigen Luft nicht leicht weiter als 400 F. über der Meeresfläche hinauf; der Breite nach etwa 100 engl. M. ins Land hinein, und 40 in die See. Nach Daniell soll die afrik. Malaria aus der Erzeugung häufigen Schwefelwasserstoffes durch die Berührung vegetabilischer faulender Substanzen, welche die Flüsse besonders von den dichten Mangrovienwäldern der Küste herführen und bei ihrer Mündung absetzen, mit dem Meersalze herrühren. Schon in den beiden subtropischen Klimagürteln A.s treten neben dem Sommer und (regnichten) Winter die beiden andern Jahreszeiten Frühling und Herbst hervor; überall auf den Mittelterrassen der Hochländer, die sich eines wahrhaft gemäßigten Klimas erfreuen. So treffen in Congo die Nachrichten der Missionare von fürchterlicher Hitze, Sumpfluft, Schlangen, wilden Bestien u. dergl. nur in Bezug auf die flache, sandige, von zahllosen Flüssen durchschnittene Küstengegend; die Mittelterrasse aber, die angenehm temperirt, äußerst volkreich und trefflich angebaut ist, heißt bei den Congoern selbst „das Paradies der Welt". Ebenso ist auf der Terrasse von Timbu, hinter der Sierra-Leoneküste, das Klima sehr gesund und mild. Hinter der Sklavenküste, auf der Vorterrasse Aguapim, findet man, sobald der Sandboden aufhört und die Wohnsitze der Bergneger beginnen, eine reizende Berglandschaft, reiche Quellen, eine neue Vegetation (Öl- und Weinpalmen u. s. w.), mildes ital. Klima und reine, gesunde Luft. Und so überall auf den Terrassen nach den sichersten ältern und neuern Nachrichten. Die Beschaffenheit der Alpenlandschaften ist durch diesen Namen hinlänglich bezeichnet.

Der Productenreichthum A.s ist weit größer als man gewöhnlich glaubt, schon in denjenigen Districten, von denen wir es genau wissen, und zum Theil, der Sage nach, sehr tief ins innere Land hinein, z. B. auf dem Hochsudan. Nicht so reich ist das tropische A. als das tropische Amerika an Pflanzenarten, aber doch nicht arm; auch weist es zum Theil neue Geschlechter und abweichende Arten auf. Mit den Ansteigungen geht die tropische Natur allmälig ganz in die der gemäßigten Zonen über, deren Erzeugnisse auch alle in A. gedeihen. So ungeheure Waldungen wie Amerika hat A. nicht, aber doch einen unendlich reichen Schatz an Holz der mannichfaltigsten Art, besonders an harten und mächtigen Nutzhölzern, zum Theil unschätzbar für den Schiffbau. Charakteristisch sind der Baobab (der kolossale Affenbrotbaum), das Ebenholz, der Drachenbaum; es hat einen Reichthum an Tekholz und Pockholz (lignum vitae), Mahagoni- und Rosenholz und besitzt außerdem noch 30 zum Theil wenig bekannte Arten, die auf die mannichfachste Art verwendet werden können; auch schöne Färbehölzer, wie das Cam- und Barholz und Aloearten in Menge. Die Akazien decken weite Flächen. An Palmen gibt es Fächer-, Dattel-, Doum-, Wein-, Öl- und Cocospalmen, dazu die Schi- oder Butternußbäume, deren Butter sehr wohlschmeckend sein soll. Außer den Palm-, Schi- und Cocosnüssen kommen Guru-, Kola-, Ground-, Castor- und Nettanüsse in den Handel. Kaffee gibt es in Menge, häufi

wild und zum Theil sehr preiswürdig, desgleichen Indigo und Taback. Baumwolle ist eingeführt und gedeiht an verschiedenen Orten namentlich in Ägypten. Die subtropischen Klimagürtel, vorzüglich der südliche, bringen alle europ. Culturgewächse, die man einführt, zum höchsten Gedeihen: Agrumi, Wein und Obstarten trefflich und reich; Ananas, Guavas, Pinienäpfel, Papaws, Pisang, Bananen u. s. w. in Üppigkeit; Zuckerrohr kräftig und in Fülle. Weizen wird mit bestem Erfolg gebaut, daneben Reis, Mais, süße Bataten, Guineakorn (Hirse) und die A. eigenthümliche Durrahirse. Es hat herrliche Gewürze, Manioc, Arrowroot, Igname, Ingwer, Cassia, Senna, Weihrauch u. s. w.; Harze der verschiedensten Art, Kautschuk in Menge, Färbekräuter in allerlei Tönen. Das Thierreich bringt nicht allzu mannichfaltige Geschöpfe, doch die üppigsten und kräftigsten Exemplare hervor. Von wilden Thieren erwähnen wir die schönen afrik. Löwen, die Hyänen, Tiger, Schakals, Elefanten, Rhinocerosse, Flußpferde, Affen und Antilopen, deren Jagd dem Handel die schönsten Felle liefert. Vor allem ist des Kameels zu gedenken. Die Giraffe, das Zebra, Quagga und Gnu sollen A. eigen sein. Außer dem Gnu gedeihen viele Hausthiere aufs beste, z. B. in Bornu Pferde, Büffel, Rinder, Schafe, Ziegen u. s. w. Schafe, Ziegen und Rinder finden sich den ganzen Niger entlang und so auch anderwärts; Pferd, Esel und Kameel sind wol seit uralten Zeiten einheimisch. Mit Hühnervögeln ist Alles überschwemmt. Ausnehmend reich ist der Erdtheil an schöngefiedertem Gevögel, namentlich Papageien und Straußen. Gefürchtet sind die Krokodile des Nil und die gefährlichen Schlangen der heißesten Küsten. An Mineralien ist Gold das vornehmste und häufigste Product, auch Silber fehlt nicht; herrliches Eisenerz bieten die Sierra-Leoneküste, der obere Senegal, die Gegend von Timbuktu und die Kette der Congoberge. Kupfer gibt es zu Majomba in Überfluß, Salmiak in Dagrumba; an verschiedenen Orten Schmergel, Ammoniak, Salpeter u. s. w.

Höchst interessant ist für den Beobachter die Bevölkerung A.s. Der größte Theil der Afrikaner ist nicht nur durch die schwarze Hautfarbe und das wollige Haar, sondern auch durch die Eigenthümlichkeiten des Knochenbaus am Kopfe und selbst des Nervenbaus von den übrigen Erdbewohnern sehr unterschieden. Dies setzt ein Isolirtsein des Urstamms voraus, wodurch die physische Beschaffenheit der eigentlichen Neger (s. d.) so von Grund aus anders werden konnte. Noch glaubt man Reste jenes Urstammes hier und dort zu erkennen, wie die der Urägypter in den Kopten, und die der Guanchen, der Ureinwohner der Canarien, in den Berbern. Vergl. Pruner, „Die Krankheiten des Orients vom Standpunkte der vergleichenden Nosologie betrachtet" (Erlangen 1847). Die Zahl der Einwohner mag zwischen 100—105 Mill. schweben; viel bevölkerter als die Küstenländer ist das Innere A.s, obschon Marokko und die Berberei keine geringe Bevölkerung haben. Die gesammten Bewohner gehören zwei Stämmen des Menschengeschlechts an, dem äthiopischen oder Negerstamme, der vom Djoliba abwärts sich bis zur Südspitze erstreckt und zu dem auch die Hottentotten gehören, und dem kaukasischen Stamme, dem die Berbern, die jetzigen und die alten Ägypter (Kopten), sowie die Mauren, die Abyssinier, die Völker Arabiens u. A. beizuzählen sind. Die Araber kann man zwar nur als Einwanderer betrachten, doch sind sie jetzt über den größten Theil des Nordens und über den Osten verbreitet und ganz einheimisch geworden. Auf den Inseln und an den Küsten findet man Portugiesen, Spanier, Franzosen, Holländer, Briten und Juden. Die Hauptsprache im ganzen Norden und bis zum Djoliba herunter, wenigstens unter den Völkern, die sich zum Mohammedanismus bekennen, ist die arabische; die Berber- und die Shelluhsprachen mit ihren Dialekten herrschen in der Berberei und am Atlas. Der Sprache nach unterscheiden sich die Bewohner Nordafrikas als Berbern und Guanchen, welche letztere hauptsächlich die Inseln bevölkert haben. Die Mandingosprache ist vom Senegal bis zum Djoliba die gewöhnliche; an der Westküste spricht man zum Theil ein verdorbenes Portugiesisch, in Abyssinien die Tigré- und Amharasprache. Vor allen den 150 Sprachen der afrik. Völker, welche Seetzen annimmt und von denen wir bis jetzt siebzig und einige kennen, zeichnet sich die Fulahsprache, die im Suludialekte zu Sierra-Leone gesprochen wird, durch ihre Lieblichkeit aus. Wie die Sprachen, so verschieden ist auch die Art der Gottesverehrung. Im ganzen Norden und bis tief in das Innere ist der Islam verbreitet, der längs der ganzen Linie des Abfalls der afrik. Hochlande, mit den Negervölkern im Kampfe, unaufhaltsam fortschreitet. Zum Christenthume bekennen sich die Einwohner von Tigré und die Amharas, die Kopten, und die europ. Fremdlinge, doch nach sehr verschiedenem Ritus. Bei den meisten Negervölkern sowie bei dem weit verbreiteten Volke der Gallas herrscht der abenteuerlichste Fetischismus, der bei manchen sogar Menschenopfer fodert.

Wissenschaftliche Bildung darf man in A. nicht suchen; was die Pharaonen, die Ptolemäer geschaffen hatten, ging bei den Christen und Moslems völlig zu Grunde. Schulen unterhalten die

Mohammedaner in den Städten der Berberei, die Marabuts, und hier und da auch die Kopten und Monophysiten in Abyssinien. Kunstfleiß trifft man in A. blos auf der nördlichen Küste unter den Mauren. Was den Verkehr der Völker A.s unter sich betrifft, so besteht derselbe wesentlich in Tauschhandel, besonders mit Naturerzeugnissen gegen Sachen für die Bedürfnisse des Lebens und der Sitte. Unsere Kenntniß über die Ausdehnung dieses Verkehrs ist noch ziemlich mangelhaft. Betrieben wird er über den ganzen Welttheil nur mittels Karavanen, wozu man das Kameel, „das Schiff der Wüste", benutzt, bis zur Grenze der Tropenzone, bis wohin nur dieses nützliche Thier ausdauert, während südwärts das Rind mit großen Hörnern heimisch ist und dessen Stelle vertritt. Die Karavanenzüge folgen durch die weiten Wüsten den Quellen, Brunnen und Oasen. Die Fürsten der Wüste sind die großen Handelsleute. In der Sahara ist Timbuktu ein Hauptthandelsplatz und ein Centralpunkt der Karavanen. Hierher kommen dieselben aus dem nördlichen A. von Wargelah, Tafilelt, Tripolis und Cabes, ziehen dann längs des Niger weiter nach Kasna, einem ebenfalls sehr wichtigen Handelsplatz im Innern für die Karavanen von Sudan und Bornu. Von Kasna zieht eine große Karavane weiter nach Bornu am Tschadsee. Dann zieht sie weiter in das Land der Tibbus, und nach Ghats im Lande der Tuariks, und nach Murzuk in der Oase Fezzan. In Niffe ist Kulfa ein Sammelort aller Karavanen, die von Yarribe in Dahomeh im SW., von Niki und Borgu im NO., und von Niffe im SO. kommen. Bis Kulfa nur gehen die Karavanen von Bornu. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Karavanenzüge mit den Karavanen der Ostländer in Verbindung stehen, und durch dieselben der Indische Ocean nebst Asien in uralter Weise mit dem westlichen A. am Atlantischen Ocean, sowie mit dem Norden am Mittelmeere verkehren. So sind Hauptverkehrsorte in Ostafrika Marnegar, Berberah, Adar, Ankobar, Nonno, Gondar, Sennaar, Kobbe. Ebenso zuverlässig ziehen in Benguela und Angola Negerkaravanen aus dem Innern nach den Hauptplätzen der Küste mit Elephantenzähnen, Fellen von Tigern, Goldstaub, Sklaven u.s.w., um hier dagegen ihre Bedürfnisse einzutauschen.

Wie viel Producte aber auch A. in den Handel zu liefern hätte, so ist es doch auch jetzt noch der Sklavenhandel (s. d.), welcher den Hauptverkehr für den ganzen Erdtheil sowol an allen Küsten als auf den Karavanenstraßen durch die Wüste bildet. Dem Menschen ist hier seit ältesten Zeiten das größte Unrecht widerfahren, nicht blos durch die unmenschliche, verdammungswürdige Mishandlung Derer, die man zu Sklaven machte, sondern auch durch das Vorurtheil, daß die schwarze Race nicht bildungsfähig sei. Das Gegentheil hat der Neger schon unzählige mal bewiesen, und wenn es auch richtig ist, daß der Mensch unter den klimatischen und überhaupt topischen Einflüssen steht, so ist er doch Mensch, ein vernünftiges Geschöpf, das sich von den Banden der zufälligen Verhältnisse frei machen kann. Den Negertypus stellt man sich gewöhnlich viel zu einförmig und abgeschlossen vor, was durchaus ungegründet ist. Die Natur macht nirgendwo einen Sprung. Der Neger durchläuft alle Abstufungen der Schädel- und Profilbildung, von der eigentlichen dickköpfigen, scharfgeschnittenen Negerbildung bis zur kaukasischen und europ. Form, und alle Farben, vom glänzendsten Schwarz bis zum bräunlichen Incarnat nach südeuropäischer Art, oft das tiefste Schwarz gerade mit der reinsten europ. Gesichtsbildung vereinigend, wie bei den Jaloffen und Somaulis. Einige Stämme haben ganz aus sich eine eigene, wenn auch beschränkte Cultur entwickelt, vor allen die edeln Fulahs und Mandingos auf dem Hochsudan. Dem Afrikaner hat im großen Ganzen noch jede Berührung mit der Weltcultur gefehlt. Bringen wir die Cultur an ihn, steigern wir sein Interesse für den Verkehr mit der civilisirten Welt durch Nutzbarmachung der Hülfsquellen des Erdtheils, wecken wir seine intellectuellen Kräfte, die sehr groß sind, wiewol jetzt durch zähe Leidenschaft und schnell verloderndes Feuer gebrochen, so wird es sich ohne Zweifel bestätigen, daß auch der Neger als Mensch über die Gewalt der beschränkenden und ihn in Fesseln schlagenden Natur triumphirt.

Hinsichtlich seiner staatlichen Eintheilung zerfällt das afrik. Festland in einheimische Staaten und in europ. Besitzungen. Einheimische Staaten sind: 1) Aschanti, 2) Barka, 3) Bornu, 4) Darfur, 5) Guinea, 6) Abyssinien oder Habesch, 7) Marokko, 8) Senegambien, 9) Sennaar, 10) Sudan mit der Sahara, 11) Länder des Imam von Maskat, und 12) das innere und östliche A. Die Briten besitzen in A. das Cap der guten Hoffnung, Gambia, Sierra-Leone, Mauritius, Cape-Coast, Fernando-Po, Accra, St.-Helena, Ascension und die Sechellen; die Franzosen Niederlassungen am Senegal, nebst den Inseln St.-Louis und Gorée, Isle-de-Bourbon, St.-Maria, und Algier; die Osmanen Ägypten, Tunis und Tripolis; die Dänen, Niederländer und Nordamerikaner Colonien und Forts in Guinea; die Portugiesen die Azoren,

Madera und Porto-Santo, die Inseln des Grünen Vorgebirges, St.-Thomas, Angola, Benguela, Mozambique u. s. w.; die Spanier die Canarischen Inseln und Tanger u. s. w. Die Insel Madagaskar und die Gruppe der Komoren stehen unter einheimischen Fürsten, doch haben sich die Franzosen in der letzten Zeit einiger kleinen zu dieser Gruppe gehörigen Inseln, wie Mayotta bemächtigt, und üben dadurch einen großen Einfluß aus auf diese ganze zu Afrika gehörige Inselwelt. Man berechnet die Größe der europ. Besitzungen in A. ungefähr so: England besitzt 9676½ QM.; Frankreich 4657 QM.; Holland 12 QM.; Dänemark, ehe es seine Besitzungen in Oberguinea den Engländern abtrat, 60 QM.; Portugal 28494 QM.; Spanien 1761 QM.; die Türkei 16000 QM.

Afrikanischer Krieg heißt der Krieg, den Julius Cäsar gegen die Anhänger des Pompejus führte, welche nach der Schlacht bei Pharsalus sich unter Q. Metellus Scipio in der von dem Pompejaner P. Attus Varus besetzten Provinz Afrika gesammelt hatten, wo sie an Juba, König von Numidien, einen Bundesgenossen fanden. Cäsar landete, da seine Flotte bei der Überfahrt von Sicilien durch den Sturm zerstreut worden war, nur mit wenigen Truppen südlich vom Vorgebirge des Mercurius (jetzt Cap Bon), in der Nähe von Leptis, gegen das Ende des J. 47 v. Chr. Das ungünstige Zeichen, daß er beim Aussteigen zur Erde fiel, wandelte er für seine Soldaten durch die bekannten Worte: „Ich halte dich, Afrika", in ein glückliches um. Erst allmälig gelang es ihm, seine ganze Macht zu vereinigen, der aber die der Feinde besonders durch eine große Anzahl numidischer Reiter und durch 120 Elefanten überlegen war. Anfänglich eng von ihnen eingeschlossen und von der Zufuhr abgeschnitten, wußte er sie durch einen plötzlichen Angriff auf die Stadt Thapsus am 6. April 46 zur Schlacht zu nöthigen, die mit der Vernichtung des größten Theils des feindlichen Heeres endete. Von den Häuptern der pompejanischen Partei entkamen einige nach der Schlacht nach Spanien; Scipio, Petrejus und Juba tödteten sich selbst. Ebenso endete Cato in Utica, als Cäsar dieser Stadt, in der jener befehligte, sich näherte. Eine Geschichte des Kriegs besitzen wir in dem Buche „De bello africano", welches den Ausgaben des Cäsar angehängt ist, und von dem schon Sueton ungewiß war, ob es dem Hirtius oder Oppius, beide Freunde des Cäsar, zuzuschreiben sei.

After, veraltetes Verhältnißwort, das nach, hinter bedeutet, jetzt aber nur in Zusammensetzungen mit Hauptwörtern gebräuchlich ist, wobei es oft den Nebenbegriff falsch, schlecht, unecht ausdrückt. So heißt Afterkind ein nach dem Tode des Vaters geborenes Kind (Posthumus), dann aber auch (figürlich) ein uneheliches Kind; Aftersabbath in Luther's Bibelübersetzung der Tag nach dem Sabbath; Aftermehl das Mehl, welches nach Beutelung des feinern übrig bleibt; Afterbier, das durch Nachguß gewonnene, Nachbier, Covent; Afterkorn, die kleinen unreifen Getreidekörner; Afterschlag, das Holz, welches vom guten abgeht (Abraum); Afterbildungen, die Producte abnormer Vegetation organischer Gewebe; Afterglaube, ein falscher, unechter Glaube u. s. w. In Zusammensetzungen mit Rechtsbegriffen bedeutet After in der Regel das Dazwischentreten eines Dritten als Rechte Übertragenden. So bezeichnet Afterlehn ein von einem Lehnsmann weiter verliehenes Lehn; Afterpacht das Wiederverpachten eines erpachteten Gegenstandes ganz oder theilweise an einen Dritten; Aftermiethe, das Wiedervermiethen einer Wohnung an einen Dritten; Aftererbe, der zweite, substituirte Erbe, der für den ersten eintritt, wenn derselbe inzwischen gestorben ist oder die Erbschaft nicht antreten will. — Als einfaches Hauptwort bezeichnet **After** die untere Ausmündung des Darmkanals (anus), wo der Mastdarm mit der äußern Haut der Kreuzbeingegend zusammenstößt. Der After besteht aus einer faltigen Schleimhaut und zwei Muskeln, einem ringförmigen Schließmuskel (dem sphincter ani) und einem senkrecht herabstehenden Hebmuskel (levator ani), nebst dazwischen liegenden Bindegewebe und vielen Gefäßen. Die Gegend des Afters ist mannichfachen, für die Medicin und Chirurgie wichtigen Krankheiten ausgesetzt: z. B. der Entzündung, der Venenerweiterung (s. **Hämorrhoiden**), der Verengung, dem Krebs, Geschwüren und Einrissen (Afterfissur), einem schmerzhaften zuschnürenden Krampfe (Aftersperre), der angeborenen Verschließung (Atresie des Afters) u. s. w. Diese Krankheiten werden im Anfang oft zum großen Nachtheile des Leidenden leicht übersehen und für geringfügige Hämorrhoidal- oder Wurmbeschwerden gehalten; auch vernachlässigen viele Aerzte noch heute die rechtzeitige Untersuchung der Aftertheile. Widernatürlicher After heißt eine durch Krankheit oder Verwundung entstandene Öffnung, welche aus einem Darm nach der Außenfläche des Unterleibs hinführt und so den Darminhalt (Koth) an ungewöhnlicher Stelle entleert. Künstlicher After nennt man eine solche Öffnung, die vom Chirurgen absichtlich angelegt wird. Dies muß bisweilen zur Lebens-

rettung des Kranken geschehen, wenn durch Verengung und Unburchgängigkeit der Därme die Kothausleerung auf natürlichem Wege nicht mehr vor sich gehen kann.

Afzelius ist der Name eines berühmten schwed. Gelehrtengeschlechts. — **Afzelius** (Adam), geb. zu Larf in Westgothland 8. Oct. 1750, gest. 26. Jan. 1837, der letzte Schüler Linné's, wurde 1777 Docent der orientalischen Literatur und 1785 Demonstrator der Botanik an der Universität zu Upsala. Im J. 1792 ging er als Naturforscher nach der engl. Colonie Sierra-Leone in Afrika, wo er bei der Ausplünderung der Colonie durch die Franzosen alle seine Sammlungen verlor. Nach der Rückkehr 1794 wurde er 1796 Gesandtschaftssecretär in London, 1799 wieder akademischer Lehrer in Upsala, und 1812 erhielt er die Professur der Materia medica. Als Schriftsteller ist er bekannt durch mehre naturhistorische Werke und durch die Herausgabe der Selbstbiographie Linné's (deutsch, Berl. 1826). Nach ihm sind das Pflanzengeschlecht Afzelia, Amomum Afzelii, Rosa Afzelii, die Moosart Calymperes Afzelii und die Insecten Phalaena tortrix Afzeliana und Mylabris Afzelii benannt. Seine Pflanzensammlung wurde für die Universität zu Upsala angekauft. — **Afzelius** (Johan), des Vorigen Bruder, geb. 1753, seit 1784 Professor der Chemie an der Universität zu Upsala, gest. 20. Mai 1837, nachdem er seit 1820 im Ruhestand gelebt, hat, ohne als Schriftsteller aufzutreten, sehr viel zur Ausbildung der Chemie beigetragen. — **Afzelius** (Pehr von), Bruder des Vorigen, geb. 1760, wurde 1801 zum Professor der Arzneikunde zu Upsala, 1812 zum königl. Leibarzt ernannt und 1816 in den Adelstand erhoben. Seit 1820 in den Ruhestand versetzt, starb er 2. Dec. 1839. Er war früher für seine Wissenschaft wie für die Universität sehr thätig und lange Zeit einer der berühmtesten praktischen Ärzte Schwedens. — **Afzelius** (Anders Erik), ein Verwandter der Vorigen, geb. 25. April 1779, war 1818—21 Lehrer der Rechtswissenschaft zu Åbo. Der russ. Regierung wegen seiner politischen Gesinnungen verdächtig, erhielt er 1831 den Befehl, das Land zu verlassen, und wurde, als er seine Abreise verzögerte, nach Wiätka verwiesen, erhielt jedoch 1835 die Erlaubniß, zu Willmanstrand in Finnland, später in Riga seinen Aufenthalt zu nehmen. — **Afzelius** (Arvid Aug.), geb. 6. Mai 1785, wurde 1821 Pfarrer zu Enköping, und machte sich durch seine Forschungen im Gebiete altnordischer Literatur sowie als Dichter rühmlich bekannt. Schon frühzeitig hatte er seine Aufmerksamkeit den alten Volksliedern Schwedens zugewendet und sich auch in eigenen Dichtungen im alten Volkstone versucht. Mit Geijer gab er die schwed. Volkslieder („Svenska Folkvisor", 3 Bde.) mit den alten Melodien heraus, die theils von Häffner in Upsala, theils von Gronland in Kopenhagen bearbeitet wurden. Trefflich übersetzte er die „Sämundar Edda" und die „Herwara-Saga". In seinem Trauerspiele „Den sista Folkungen" kann man blos den lyrischen Theil gelungen nennen. Außerdem beschäftigte er sich mit einer Geschichte Schwedens, gegründet auf Volksüberlieferungen, „Svenska folkets sagohäfder", von der (1839—43) fünf Hefte erschienen.

Aga oder **Agha** ist der türkische Titel für die höhern Truppenbefehlshaber und die hohen Beamten des Serails, namentlich für die Verschnittenen. Unter den Aghas des Serails sind die vornehmsten der Kapu-Aghassi (das Haupt der weißen Verschnittenen), der Kislar-Aghassi (Haupt der schwarzen Verschnittenen), der Agha-Babi-saadet (Oberaufseher der Odalisken), der Chasinedar-Baschi (Oberschatzmeister), der Kilardschi-Baschi (Oberkellermeister), der Serai-Aghassi (Oberaufseher des Serails).

Agadische Inseln, eine Gruppe von drei Inseln an der Westspitze Siciliens. Die südlichste und größte (4 □M.) davon heißt Favignana; sie ist fruchtbar, hat einen Ankerplatz an der Nordseite, und zählt etwa 4000 E. Levanzo, die zweite, ist gebirgig, aber reich an Getreide, Wein und Südfrüchten; sie hat 5000 E. Die dritte und westlichste, Maretimo, ein nackter Felsen, mit einem Kastell, wird zu Kapernbau und Bienenzucht benutzt.

Ägäisches Meer, der im Alterthum gebräuchliche Name des Inselmeeres zwischen Griechenland, der europ. Türkei, Anatolien und der Insel Kandia (Kreta), das jetzt der Griechische Archipel genannt wird. Der Ursprung des alten Namens ist ungewiß; der Sage nach wird er von dem tragischen Ende des Ägeus (s. d.) hergeleitet. Das Ägäische Meer ist ein Becken des Mittelländischen Meeres, und steht im W. mit dem Jonischen Meer, im NW. durch das Marmorameer und den Bosporus mit dem Schwarzen Meer in Verbindung. Die Inseln darin gehören theils zu Griechenland, theils zur Türkei. Die zu Griechenland gehörigen liegen theils zerstreut, theils näher zusammen, weshalb man jene Sporaden (s. d.), und diese Cykladen (s. d.) nennt. Die türk. Inseln sind: Thaso, Samotraki, Imbro, Tenedos, Stalimene (Lemno), Metelino, Ipsara, Skio, Nikaria, Samos, Patmo, Lero, Lipso, Kalamini, Stanko, Simo, Piscopi, Kari, Rhodus, Skarpanto (Kodsje), Kaxa, Karabusa, Suda, Standia, Fratelli

Placa. Die das Becken umgebenden Küsten sind durch viele Meerarme und Buchten tief eingefurcht. Im Sommer herrschen heftige Nordwinde, sodaß die Schiffahrt gefährlich und selbst von einer Insel zur andern oft unmöglich wird, besonders an der Südspitze von Negroponte und zwischen Tenos und Mykone. Auch in diesem Meere beobachtet man die starke Einwirkung des Mondes auf den im Mondschein mit unbedecktem Gesicht Schlafenden, die sich bis zum Wahnsinn steigern kann.

Agalmatolith (Bildstein, chinesischer Speckstein), ist ein Mineral, welches zu den wasserhaltigen Silicaten gehört und im Wesentlichen aus Thonerde, Kali, Kieselsäure (Kieselerde) und Wasser besteht. Es ist von splitterigem, unebenem Bruch, mehr oder weniger durchscheinend und von vorherrschend grünlichen, auch wol röthlichen, graulichen und gelblichen Farben. In China, wo es besonders häufig vorkommt, werden wegen seiner geringen Härte und großen Zähigkeit Pagoden, verschiedenartige Gefäße und andere Kunstsachen daraus gefertigt. Außer in China kommt es noch auf Lagern im Glimmerschiefer am Ochsenkopf in Sachsen, zu Nagyag in Ungarn und wahrscheinlich auch in Wales vor.

Agamemnon, der Sohn des Atreus, Königs von Mycene, ein Bruder des Menelaus. Er wurde Herr des mycenischen Reichs nach seines Vaters Tode, nachdem er den Thyestes entweder daraus vertrieben oder es von diesem geerbt hatte. Seine Gemahlin war Klytämnestra, mit welcher er die Iphigenia, Elektra und den Orestes zeugte. Als die Gemahlin seines Bruders Menelaus, Helena, von Paris, dem Sohne des Priamus, Königs von Troja, entführt worden war, zog er mit Jenem in ganz Griechenland umher, um die Fürsten zum Kriege gegen Troja zu bewegen. Er erreichte seine Absicht, und ward selbst zu Argos zum Oberfeldherrn der verbündeten Griechen gewählt. Das Heer derselben versammelte sich in Aulis in Böotien. Nachdem es dort lange Zeit durch die Diana, welcher A. eine geweihte Hirschkuh getödtet, an der Abfahrt verhindert worden (s. **Iphigenia**), kam es endlich vor Troja an. Hier erscheint A. stets während der langwierigen Belagerung als einer der edelsten Helden und als wahrhaft königlicher Herrscher. Nach der Eroberung Trojas kehrte er, nachdem er einige male von widrigen Winden verschlagen worden war, mit Kassandra, einer Tochter des Priamus, welche er als Beute erhalten, glücklich in seine Heimat zurück, wurde aber von Ägisthus, dem er bei der Abreise seine Gemahlin und Kinder anvertraut hatte, und der Klytämnestra, nach Homer bei einem Mahle, nach den Tragikern im Bade, nebst der Kassandra ermordet. Vom Tantalus an, dem Ahnherrn des Geschlechts, bis auf A. und dessen Kinder verfolgte ein feindliches Geschick diese Familie und stürzte sie ins Verderben. (S. **Tantalus**, **Pelops**, **Atreus**, **Thyestes** und **Ägisthus**.) Der tragische Untergang des A. war ein Lieblingsthema der antiken Tragödie.

Aganippe, die Tochter des Flußgottes Termessus am Helikon in Böotien, war die Nymphe der Quelle Aganippe, welche die Eigenschaft hatte, daß sie Den zum Dichter begeisterte, der aus ihr trank. (S. **Helikon**.)

Ägäon (gr. Aigaion), der Sohn des Uranus und der Gäa, war ein Riese mit hundert Händen und funfzig Köpfen, den nach Homer die Götter Briareus, d. i. den Fruchtbaren, nannten. Als einst Juno, Neptun und Minerva den Jupiter fesseln wollten, rief ihn Thetis zu Hülfe, worauf jene von ihrem Vorhaben abstanden. Nach Hesiodus hatte ihn Uranus nebst seinen Brüdern, Kottus und Gyges, gleich nach der Geburt, weil sie feindlich gegen ihn gesinnt waren, in das Innere der Erde verborgen. Als aber Jupiter in Kampf mit den Titanen gerieth, rief er diese auf den Rath der Gäa zu Hülfe und erhielt hierdurch den Sieg. Die Titanen wurden in den Tartarus gestürzt und von A. und seinen Brüdern, die ihrer Abkunft wegen auch Uraniden heißen, daselbst bewacht. Nach Andern ist A. ein Gigante, der unter dem Ätna haust.

Agapen, s. **Liebesmahle**.

Agapetus ist der Name eines Heiligen, welcher unter dem Kaiser Aurelian den Märtyrertod erlitt, und zweier Päpste. — **Agapetus I.**, erwählt 535, saß nur 11 Monate auf dem päpstlichen Stuhle und starb 536 zu Konstantinopel, wohin er auf Veranlassung des Theodat, Königs der Ostgothen, gegangen war, um den Frieden mit Justinian zu vermitteln. — **Agapetus II.**, von 946—955, machte sich um die Verbreitung des Christenthums im Norden Europas sowie um die Ruhe Italiens verdient, indem er den Kaiser Otto I. gegen den Usurpator Berengar zu Hülfe rief.

Agardh (Karl Adolf), Bischof zu Karlstad in Schweden, ein berühmter Forscher im Gebiete der Algenkunde, geb. 23. Jan. 1785 zu Båstad in Schonen, wo sein Vater als Kaufmann lebte, studirte von 1799 an auf der Universität zu Lund und trat daselbst 1807 als Lehrer der

Mathematik auf. Bald aber kehrte er zu seinem Lieblingsstudium, dem der Naturgeschicht zurück und warf sich mit besonderm Fleiß auf die Erforschung der kryptogamischen Gewächse. E gab zunächst eine „Dispositio algarum Sueciae" (Lund 1810—12) heraus, worin er noch ga ganz dem Linné'schen Systeme folgte, dann „Synopsis algarum Scandinaviae" (Lund 1817 wobei er das Werk von Lamouroux über die Algen benutzte, hierauf „Species algarum (Bd. 1 und 2, Abth. 1, Greifsw. 1820—23), denen „Icones algarum" (Lund 1820—2 und endlich sein Hauptwerk, das „Systema algarum" (Lund 1824) folgten, in welchem er al Entdeckungen seiner Vorgänger im Gebiete der Algenkunde, namentlich auch des Dänen Lyngby selbständig verarbeitete und durch eine Masse eigener Beobachtungen und origineller Ansicht bereicherte. Hierzu kamen noch: „Icones algarum europ." (4 Lief., Lpz. 1828—34), „Ess de réduire la physiologie végétale à des principes fondamentaux" (Lund 1828), „Ess sur le développement intérieur des plantes" (Lund 1829) und das „Lärobok i botanik (2 Bde., Malmoe 1829—31), dessen erste Abtheilung, die „Organographie der Pflanzen" von Meyer (Kopenh. 1831), und dessen zweite, „Allgemeine Biologie der Pflanzen", vo Creplin (Greifsw. 1832) ins Deutsche übersetzt wurde. Außerdem hat A. Verschiedenes üb Mathematik, öffentliche Erziehung und theologische Bildung, sowie auch eine Kritik der Grun lehren der Staatsökonomie geschrieben. Seine Darstellung ist lebhaft, anziehend, oft glänzen seine Ideen sind blendend, doch bestehen sie, wo er das kryptogamische Gebiet verläßt, nic immer die strengere Prüfung. Nachdem er von 1812 an als Professor der Botanik und d praktischen Ökonomie an der Universität zu Lund gelehrt, empfing er 1816 die priesterlic Weihe und zugleich eine Präbende. Als Abgeordneter seines Stifts wohnte er den Reichstage von 1817, 1823 und 1834 bei. Drei mal, zu verschiedenen Zeiten, hat er einen großen The Europas durchreist. Im J. 1834 wurde er zum Bischof zu Karlstad befördert. Seitdem h er sich mit Theologie und orientalischer Literatur beschäftigt. Auch bewies er sich auf de Reichstage von 1839—40 sehr thätig. — **Agardh** (Jak. Georg), des Vorigen Sohn, He ausgeber der „Synopsis generis Lupini" (Lund 1835) und der „Recensio specierum gene ris Pteritis" (Lund 1839), tritt mit vielem Erfolg in des Vaters Fußtapfen.

Agassiz (Louis), einer der ausgezeichnetsten Naturforscher, geb. 1807 zu Orbe im Waad lande, wo sein Vater Prediger war, kam 1818 auf das Gymnasium zu Biel und erhielt sch 1822 auf der Akademie zu Lausanne die übliche Beförderung in den schönen Wissenschafte Hierauf studirte er zu Zürich, Heidelberg und zuletzt zu München Medicin, wo er 1830 Doct wurde. Von Jugend an hatte das Studium der Natur einen besondern Reiz für ihn. J Heidelberg und München beschäftigte er sich besonders mit vergleichender Anatomie, und a letzterm Orte ward er mit Martius und Spix bekannt. Nachdem Spix 1826 gestorben, übe trug ihm Martius die Herausgabe der 116 Arten von Fischen, die, von jenem in Brasilien g sammelt, aus vielen bekannten, aber auch manchen unbeschriebenen Arten bestanden. A. mach hier zum ersten mal seine Ansichten über die Classification der Fische geltend, welchen er spät treu geblieben. Das Werk erschien unter dem Titel: „Pisces etc., quos collegit et pingendo curavit Spix, descripsit A." (München 1829—31, mit 91 lithogr. Taf. in Fol.). Durch die Arbeit überhaupt auf Ichthyologie geführt, unternahm er nun die systematische Bearbeitun der Süßwasserfische Mitteleuropas. In der „Histoire naturelle des poissons d'eau douc de l'Europe centrale", deren Prospect 1831 ausgegeben wurde, die aber erst 1839 zur Au führung kam, suchte er den Gegenstand in monographischer Vollständigkeit auszuführen. Da erste Heft, die Familie der Forellen enthaltend (34 Taf., mit deutscher, franz. und engl. Erklärung erschien Neufchâtel, 1839; das zweite, von Vogt bearbeitet, die Embryologie enthaltend, 184 („Embryologie des salmones par C. Vogt", 1 Band Text und 14 Taf.); das dritte, die Ana tomie der Forellen behandelnd („Anatomie des salmones", 1 Band Text und 14 Taf.), e schien, von A. und Vogt gemeinschaftlich bearbeitet, als Theil des dritten Bandes der „Mé moires de la société des sciences naturelles de Neufchâtel", 1845. Das Werk wurd nicht fortgesetzt. Immer weiter geführt durch den Umfang des Gegenstandes, ließ er hierauf se Werk über die Fische der Vorwelt, „Recherches sur les poissons fossiles" (14 Lief., Neufc 1833—42, mit 311 lithogr. Taf. in Fol.) erscheinen, welches sich auf ein überaus reich Material gründete, das private und öffentliche Sammlungen, namentlich die in Paris, wo 1831 und 1832 arbeitete, geliefert hatten und, insofern es ein bis dahin wenig erörtertes G biet der Zoologie umfaßte, eine große Lücke ausfüllte. A. war unterdessen nach Neufchâtel al Professor der Naturgeschichte berufen worden, wo sich ihm 1838 und 1839 zwei thätige Freund E. Desor und K. Vogt, zur Vollendung seiner vielfachen Werke anschlossen. Mit dem Be

stande dieser jungen Männer wurde das Werk über die fossilen Fische 1842 abgeschlossen. Mehrfache Reisen nach England hatten A. mit den reichen Sammlungen dieses Landes bekannt gemacht, als deren Frucht bald eine Monographie der Fische des alten rothen Sandsteins des devonschen Systems folgte (Text in 4. und 42 Taf. Fol., Neufch. und Soloth. 1844). Der Umgang mit vorweltlichen Resten der Fische brachte A. zunächst auf andere fossile Thiere, zuerst auf die Echinodermen („Description des échinodermes fossiles de la Suisse", 3 Lief., Neufch. 1839—42, mit 35 lithogr. Taf.), deren Untersuchung ihn wiederum zu einem allgemeinern, auch die lebenden Echinodermen umfassenden, aber noch unvollendeten Werke („Monographies d'échinodermes vivants et fossiles", 4 Lief., Neufch. 1838—42, mit 62 lithogr. Taf.) veranlaßte, von welchen Professor Valentin in Bern die vierte Lieferung (Anatomie des Seeigels), und Desor die dritte (Galerites und Dysaster) bearbeitete. Schnell folgten Arbeiten über die Mollusken, nämlich „Études critiques sur les mollusques fossiles" (Lief. 1, Neufch. 1840, mit 11 lith. Taf.), und „Mémoire sur les moules de mollusques vivans et fossiles" (Neufch. 1840, mit 12 lith. Taf.). Das größte Aufsehen machte aber sein Werk „Études sur les glaciers" (Neufch. 1840, mit 32 lithogr. Taf. in Fol.; deutsch, ebendas. 1841), indem es der Geologie eine theilweise Umgestaltung brachte. (S. Gletscher.) Die Resultate seiner fernern Forschungen über diesen Gegenstand legte er in einem zweiten Werke nieder: „Système glaciaire ou recherches sur les glaciers par L. Agassiz, A. Guyot et E. Desor" (Par. 1847, mit Atlas). Im J. 1846 begab sich A. nach Nordamerika, wo er eine Professur in New-Cambridge bei Boston erhielt, und sich mit Untersuchungen der dortigen Thierwelt und mit öffentlichen Vorlesungen beschäftigte.

Agatha, die Heilige, eine vornehme Sicilierin von hoher Schönheit, erlitt auf Befehl des kaiserlichen Präfecten Octavianus, dessen Liebe sie verschmähte, in der Christenverfolgung des Decius unter den entsetzlichsten Qualen den Märtyrertod. Sie gehört zu den vorzüglichsten Heiligen der kath. Kirche. Ihr Gedächtnißtag ist der 5. Febr.

Agathias, mit dem Beinamen Scholasticus, den er sich durch seine ausgezeichneten Kenntnisse in der Jurisprudenz erwarb, aus Myrina in Ätolien gebürtig, wirkte in der Mitte des 6. Jahrh. Seine erste Bildung erhielt er zu Alexandria, kam dann um 554 nach Konstantinopel, und machte sich später als Dichter, noch mehr aber als Geschichtschreiber bekannt. Von seinen Gedichten besitzen wir nur noch 90 und einige Epigramme, die in der Griechischen Anthologie stehen. Die reiche Sammlung von Gedichten aus den sechs ersten Jahrh., die er veranstaltet hatte („Kyklos" genannt), ist verloren gegangen. Dagegen ist vollständig auf uns gekommen sein Geschichtswerk in fünf Büchern, welches die Jahre 553—559 aus Justinian's Regierung behandelt und als eine Fortsetzung des Procopius betrachtet werden kann. Der Stil in demselben ist incorrect, die Darstellung schwülstig und überladen mit dichterischen Ausdrücken. Die erste Ausgabe dieses Werks besorgte Vulcanius (Leyd. 1594), die letzte mit vielfach verbessertem Texte Niebuhr (Bonn 1828).

Agatho ist der Name zweier Märtyrer und eines Papstes. Der Letztere regierte von 678—682. Unter ihm wurde das sechste allgemeine Concil, das sogenannte Trullische, zu Konstantinopel zur Verdammung der Monotheleten (s. d.) abgehalten.

Agathodämon (griech.), d. i. guter Geist, s. Dämon.

Agathokles, einer der kühnsten Abenteurer des Alterthums, geb. 361 v. Chr., war der Sohn des Karkinos, der, aus Rhegium vertrieben, sich zu Thermä in Sicilien aufhielt. Wegen eines bedenklichen Orakelspruchs gleich nach der Geburt ausgesetzt, wurde A. von der Mutter heimlich erzogen und im siebenten Jahre vom Vater wieder angenommen, worauf er zu Syrakus, wo sein Vater durch Timoleon Bürger geworden, das Töpferhandwerk lernte. Durch einen vornehmen Syrakusaner, Damas, den ihm seine Schönheit geneigt machte, aus der Dunkelheit hervorgezogen, ward er bald an die Spitze eines Heers gegen Agrigent gestellt. Er heirathete des Damas Witwe und wurde einer der reichsten Männer in Syrakus. Zwar mußte er unter der Herrschaft des Sosistratus nach Unteritalien fliehen, wo er die Misvergnügten um sich sammelte; doch kehrte er nach dessen Tode zurück, bemächtigte sich der Oberherrschaft, befestigte seinen Thron durch die Ermordung mehrer Tausend vornehmer Bürger, und eroberte den größten Theil Siciliens (317 v. Chr.). Um seine Macht im Vaterlande zu befestigen und das Volk zu beschäftigen, verfolgte er den Plan der Dionyse, die Karthager aus Sicilien zu vertreiben. Als er von diesen geschlagen, in Syrakus belagert wurde, faßte er den kühnen Entschluß, mit einem Theil des Heers nach Afrika überzugehen. Hier führte er vier Jahre (bis 307) den Krieg mit

so großem Erfolg, daß die Karthager zuletzt fast allein auf ihre Stadt beschränkt waren. Unruhen in Sicilien nöthigten ihn indeß, das Heer zu verlassen; bei seiner zweiten Rückkehr nach Afrika fand er das Heer in Aufstand gegen seinen Sohn Archagathus. Er beruhigte es durch die Aussichten auf Beute. Als er geschlagen war, bedachte er sich nicht im geringsten, die eigenen Söhne der Rache der erbitterten Krieger, und diese, ohne Führer, den Feinden preiszugeben. Seine Söhne wurden getödet; das Heer ergab sich an die Karthager. Er selbst entkam nach Sicilien, wo er durch List und unerhörte Grausamkeit sich wieder der Herrschaft bemächtigte. Im J. 306 v. Chr. schloß er einen Frieden, der den vorigen Besitzstand wiederherstellte. Jetzt verwendete er seine Kräfte zu feindlichen Einfällen in Italien, besiegte die Bruttier und plünderte Kroton. Er hatte die Absicht, den Thron auf seinen letzten Sohn, Agathokles, zu vererben. Allein sein Enkel Archagathus empörte sich, tödtete den Erben der Krone, und vermochte den Mänon, einen Liebling des greisen Tyrannen, diesen mit Gift wegzuräumen. Dies geschah durch einen Zahnstocher (289 v. Chr.), nachdem A. 28 Jahre den Thron behauptet hatte. Das Gift ergriff zuerst den Mund, nach und nach andere Theile des Körpers, und fast noch lebend legte man ihn auf den Scheiterhaufen. Noch vor seinem Ende rettete sich seine Gemahlin Texene nach Ägypten. Der Erbe seines Einflusses auf die Angelegenheiten Siciliens und Unteritaliens ward sein Eidam Pyrrhus, König von Epirus. A. besaß alle Eigenschaften eines großen Feldherrn und Fürsten, aber entstellt durch Grausamkeit, Wollust und maßlosen Ehrgeiz.

Agathologie (griech.), wörtlich: die Lehre vom Guten, wird in der praktischen Philosophie oder Ethik derjenige Theil der Moral genannt, welcher von dem „höchsten Gute (und Übel)“ handelt. Von den ältesten Zeiten an ist man über das wahre höchste Gut, so nahe es dem Glückseligkeitstriebe des Menschen zu liegen scheint, sehr verschiedener Ansicht gewesen. Bevor durch Sokrates die Philosophie zur Einkehr in den Menschen selbst geleitet und zur begrifflichen Feststellung auch der sittlichen Grundverhältnisse fortgeführt wurde, entschied sich die Philosophie über diese kaum aufgeworfene Frage nicht, und Sokrates selbst gab, gegenüber dem subjectiven, eigennützigen und willkürlichen Treiben der Sophisten, durch seine theoretisch, und noch weniger praktisch, nicht getrennte Aufstellung der vollkommenen Tugend, als des höchsten Gutes, und der Glückseligkeit, als der nothwendigen Folge derselben, für die spätere Zeit zu fortdauernden Schwankungen Veranlassung. Zwar betonte Antisthenes, Gründer der cynischen Schule, unter Zurückweisen des Princips der Glückseligkeit, die Tugend allein, und ihm gegenüber Aristippus, Gründer der cyrenaischen Schule und ebenfalls unmittelbarer Schüler des Sokrates, ebenso entschieden überwiegend die noch dazu mehr nur äußerlich gefaßte Glückseligkeit. Allein unter steter Neigung der edelsten Männer, die Tugend als das höchste Gut anzuerkennen, blieb die sokratische Schwankung in den beiden vornehmsten Fortbildnern der sokratischen Philosophie, in Plato (s. d.) und Aristoteles (s. d.). Die nachfolgenden weniger organischen Schulen theilten sich daher von neuem. Der Stoicismus stellte das ideale, selbst überspannte Tugendprincip als allein berechtigt auf, obgleich auch er von dem Selbsterhaltungstriebe ausging und damit thatsächlich sein schroff ausgesprochenes und noch schroffer gehandhabtes Princip zurücknahm. Der Epikurismus dagegen stellte in seiner ursprünglichen, reinen Erscheinung die an der Übung der Tugend und alles Edlen gewonnene geistige und in zweiter Linie auch körperliche Glückseligkeit als höchste Bestimmung des menschlichen Daseins auf, bis er in seiner Popularisirung und Entartung zur Bevorwortung des gemeinsten Eudämonismus (Glückseligkeitslehre), namentlich auf röm. Boden herabsinken mußte. Edle, insbesondere stoische Männer, wie Seneca (s. d.), vermochten hiergegen nichts. Auch das Christenthum vermochte bei der theilweise selbst äußerlich eudämonistischen Richtung des jüd. Volks, bei der griechisch-römischen Entartung und germanischen Roheit seiner ersten Bekenner, nur in seinen edelsten wissenschaftlichen Vertretern die Seite der reinen in sich begründeten Tugend zur vollern Geltung zu bringen. Die Alles durchdringende Foderung: zu glauben und demgemäß zu handeln, um die ewige Seligkeit zu erlangen, konnte sich von einem eudämonistischen Elemente selbst in den Besten nicht völlig losmachen. Die entsprechende philosophische Entwickelung war fortdauernd derselben Unbestimmtheit mit wenigen Ausnahmen unterworfen. Wenn die Wolf'sche Schule (s. Wolf) Dasjenige als gut bezeichnete, was die innern und äußern Zustände des frei Handelnden vollkommener macht, und als böse, was das Gegentheil bewirkt; wenn sie ferner deshalb als höchstes Gesetz aufstellt: „Thue, was dich und deinen und Anderer Zustand vollkommener macht, unterlaß, was ihn unvollkommener macht“, so neigt sich dies ebenso und mehr noch zu dem Principe des Eudämonismus hin, als wenn Kant (s. d.) zwar mit der entschiedensten Festigkeit die Autonomie des Sittengesetzes oder des Tugendprincips behauptet, aber praktisch

gleichwol die gleiche Berechtigung des Glückseligkeitsprincips ausspricht und auf den in dem gegenwärtigen Dasein thatsächlichen Widerspruch beider Principien und die Nothwendigkeit der Ausgleichung beider durch das Dasein des persönlichen Gottes und die Gewißheit der Unsterblichkeit zu begründen sucht. Die im Anfange dieses Jahrh. mächtige Kant'sche Schule leidet an derselben Unbestimmtheit, wenn sie auch das Tugendprincip allein betont und den ihr innwohnenden Widerspruch sich nicht zum Bewußtsein bringt. Dieser Dualismus (Zweiheit) des Princips hat sich indessen zuerst in der pantheistischen Schule wissenschaftlich gelegt. Schon der Vater des neuern und im Grunde ersten consequentern Pantheismus, Spinoza (s. d.), hatte in seiner „intellectuellen Liebe“ zu Gott, d. h. der Alles umfassenden untheilbaren Substanz als der unendlichen Liebe Gottes zu sich selbst, wenn auch in der edelsten und reinsten Form, die Selbstliebe als das Princip der Sittlichkeit proclamirt. Dasselbe ist in ähnlicher Weise als allein berechtigte Consequenz der pantheistischen Anschauung von Feuerbach (s. d.), ganz rücksichtslos, und unter strengem Tadel gegen die Zögerung Feuerbach's, von Max Stirner (s. d.) ausgesprochen worden. Liebe zu den Menschen zu predigen ist bei diesem Letztern „Götzen- und Pfaffenthum“, die einzige wahre Religion der „Egoismus“, als nothwendige Folge pantheistischer Weltbetrachtung. Der Deismus, oder die Anerkennung eines persönlichen Gottes, hat sich zwar in gesundem Takte wiederholt gegen diese extreme Auffassung erklärt, aber eine völlig befriedigende Durcharbeit der schwierigen Frage bisher nicht gegeben.

Agăthon, ein Athener, Zeitgenosse und Freund des Plato und Euripides, ausgezeichnet durch Schönheit, Reichthum, Feinheit der Sitten und Dichtertalent. Er schrieb Tragödien, in denen er einen von den frühern Tragikern abweichenden Weg eingeschlagen haben soll, die aber untergegangen sind. Als tragischer Dichter wurde er einst bei den Olympischen Spielen gekrönt. Von dem Feste, das A. bei dieser Gelegenheit feierte, nahm Plato die äußere Einkleidung seines Dialogs „Symposion“ (das Gastmahl). Wieland hat A. zu dem ersten Helden eines philosophischen Romans gemacht.

Agatsch, die türk. Meile von 5334 franz. Mèter Länge = 0,72 oder nahe bei ¾ deutsche oder geogr. Meilen. 20⅚ Agatsch gehen auf den geogr. mittlern Grad.

Agăve, eine zur Familie der Bromeliaceen gehörende Pflanzengattung von besonderer Schönheit, die im gemeinen Leben häufig mit Aloe verwechselt wird. Die Agaven haben keinen oder einen sehr kurzen Wurzelstamm, der nach oben einen gedrängten Schopf großer, fleischiger, am Rande dorniger Blätter trägt. Aus der Mitte desselben schießt der straff aufrechte, 24—36 F. hohe, am Grunde oft 1 F. dicke, mit kleinern, angedrückten, lanzettförmigen Deckblättern besetzte Schaft empor, der eine gipfelständige, oft an 4000 Blüten tragende Rispe trägt. Sämmtliche Agaven sind im warmen Amerika heimisch; sie werden zwar häufig in unsern Gewächshäusern gezogen, kommen aber selten zur Blüte. In Südamerika blüht diese Pflanze oft schon im achten Jahre, in unsern Gewächshäusern jedoch erst in sehr hohem Alter, woher der Name „hundertjährige Aloe“ rührt. Nach jedesmaligem Blühen stirbt die Pflanze ab, und entwickelt aus dem Wurzelstocke, vermöge welches sie ausdauert, neue Triebe. Die gemeinste ist die A. americana, welche 1561 zuerst aus Südamerika nach Europa gebracht wurde, durch Wurzelschößlinge sich leicht vervielfältigen läßt, in der ital. Schweiz zu Einfriedigungen angewendet wird, und jetzt in Neapel, Sicilien und Nordafrika verwildert vorkommt. Durch Maceration der 5—7 F. langen Blätter erhält man grobe Fasern, die in Amerika zur Verfertigung von Zwirn, Bindfaden, Seilen, Hangematten u. s. w. unter dem Namen Maguey verwendet werden. Die alten Mexicaner bedienten sich dieser Faser zur Herstellung eines groben Papiers, und die Indier benutzen es statt Werg. Eine besondere Art, die mexicanische (A. mexicana), ist von Humboldt ihrer Benutzung wegen umständlich behandelt worden. Der nach Abreißung der innersten Blätter 1—1½ Jahr lang hervorträufelnde Saft gibt durch Eindickung Zucker. Mit Wasser verdünnt und einer vier- bis fünftägigen Gährung unterworfen, liefert er ein angenehmes, aber berauschendes Getränk, Pulque genannt, welchem die mexicanischen Indier Glück und Leben nicht selten zum Opfer bringen.

Agde, uralte, schon von den Griechen gegründete Stadt in Frankreich, im Depart. Hérault, mit 8300 E., eine Stunde vom Mittelländischen Meere, am linken Ufer des schiffbaren Hérault, in den hier der Canal-du-Midi (Languedoc-Kanal) aus der Garonne einmündet, sodaß die Bedeutung des Orts für den Handel noch erhöht wird. Den Hafen, in dem jährlich über 400 Schiffe einlaufen, bildet die Flußmündung. Vorzugsweise lebhaft ist die Küstenschiffahrt, indem A. den Handel zwischen dem Süden und Westen vermittelt. Außerdem besteht Verkehr mit Italien, Spanien nnd Afrika, weshalb die Stadt auch der Sitz vieler fremden Consuln ist. Na-

mentlich blüht der Handel mit Wein, Öl, Salz, Getreide, Wolle, Seide, Schiffbauholz, Tuc Merkwürdig ist die alte St.-Stephanskathedrale; auch besitzt der Ort eine Schiffahrtsschul Im J. 506 berief der Gothenkönig Alarich nach A. ein Concil.

Agelaus war der Sohn des Hercules und der Omphale, von dem nach Apollodor Krösi abstammte. — **Agelaus**, Sohn des Oneus und der Althäa, der Bruder des Meleager, fan seinen Tod in der Schlacht, welche die Kalydonier und Kureten wegen des Kopfs und Fells de Kalydonischen Ebers einander lieferten. — **Agelaus**, Sohn des Damastor, war einer der Frei der Penelope; er wurde, obschon der Tapferste von allen, gleich den übrigen, von Odysseus g tödtet. — **Agelaus**, hieß auch der Diener des Priamus, der den Paris auf dem Ida aussetzt ihn aber, als er nach fünf Tagen eine Bärin bei dem Kinde traf, die es säugte, bei sich aufzog.

Agen, die Hauptstadt der ehemaligen Landschaft Agenois, jetzt des Depart. Lot-Garonne i Frankreich, am rechten Ufer der Garonne, in einer fruchtbaren Gegend, mit 15600 E. Di Stadt ist uralt, unfreundlich gebaut, und der Sitz eines Bischofs, sowie der höchsten Departe mentalbehörden. Sie hat zwei geistliche Seminare, eine Normalschule, Zeichnenschule, ein öffentliche Bibliothek. Bemerkenswerth sind die alte, restaurirte Kathedrale, die Steinbrück über die Garonne, die Hängebrücke mit einer einzigen Tragspannung von 170 Mètres, und ein schöne Kanalbrücke von 23 Bogen. Der Ort entwickelt eine lebhafte Industrie in wollenen un leinenen Zeugen, Leder, Buntpapier, Farben, Tauwerk und Segeltuch u. s. w. Berühmt sin die Färbereien in Carmoisin und Scharlach. Der Handel vermittelt besonders den Verkeh zwischen Toulouse und Bordeaux; Ausfuhrartikel sind Pflaumen, Branntwein, Hanf, Flachs fettes Geflügel. A. ist Geburtsort des berühmten Gelehrten Scaliger.

Agende (lat. agenda, von agere, handeln), in der ältesten lat. Kirche sacramentarium pastorale, liber officiorum, ordinarium, rituale, heißt das Buch, in welchem die oberste Kir chenbehörde die Form des Gottesdienstes (den Ritus) und der von den Geistlichen zu verrich tenden Amtshandlungen (agendorum) vorgeschrieben hat. Ursprünglich bedeutet indessen Agende die kirchlichen Handlungen selbst, und in der kath. Kirche namentlich die Darbringung des „heiligen Meßopfers" (agenda missarum). Obgleich die Kirche weit geneigter war in Betreff des Cultus als in Bezug der Glaubenspunkte Freiheit zu gewähren, und in der That sehr verschiedene kirchliche Formen lange nebeneinander bestanden, so mußte sich doch sehr bald das Bedürfniß geltend machen, theils der Unwissenheit der einzelnen Geistlichen durch bestimmte Formulirung der Amtshandlungen zu Hülfe zu kommen, theils mit der im Glauben und in der Kirchenverfassung gewonnenen Einheit auch die Einheit der immer gewichtiger werdenden kirchlichen Formen zu verbinden, theils aber und namentlich die heiligen Handlungen der Taufe, der Confirmation, der Trauung, des Abendmahls, der Ordination, des Begräbnisses u. s. w. von der vereinzelt stehenden Persönlichkeit und Willkür der Geistlichen und selbst der einzelnen Kirchen loszumachen, um sie mit der Weihe und Würde des Ansehens der gesammten Kirche anzuthun, in deren Namen sie vollzogen wurden und deren Beauftragte die jene Weihehandlungen vollziehenden Priester waren. Das Bewußtsein Einer Kirche anzugehören, soll vor allem in den heiligsten Acten zum Ausdruck kommen, und insbesondere bei ihrer Abhaltung die kältende Reflexion und Unsicherheit fern gehalten werden, die sehr leicht eintritt, wenn der jedesmalige einzelne Geistliche nach seiner Willkür und Stimmung Form und Inhalt bestimmt. Unleugbar große Verdienste hat um diese Einheit des kirchlichen Cultus Rom sich erworben. Namentlich gab der überhaupt für die kirchlichen Formen sehr umfänglich thätige Gregor I. (590—604) in seinem Sacramentale eine wenigstens grundlegende Einheit, und Bonifacius, sowie der Anschluß des Frankenreichs an Roms Kirchenformen unter Karl dem Großen, vermittelten die allmälig sich umgestaltenden röm. Gebräuche auch dem germanischen Kirchencultus. Die Bestimmtheit der Überzeugung und Form, welche der auch viele röm.-kath. Gebräuche beseitigende Protestantismus der kath. Kirche aufdrängte, veranlaßte das Concil zu Trient, dem Papste zur Revision der gottesdienstlichen Gebräuche Auftrag zu ertheilen. Es erschienen so allmälig das Pontificale romanum (mit den zum bischöflichen Amte gehörigen Verrichtungen), von Clemens VIII., Urban VIII. und Benedict XIV., das Missale romanum (die Meßfeier betreffend), von Pius V., Clemens VIII. und Urban VIII., das Rituale, von Paul V. und Benedict XIV. herausgegeben, und das Breviarium romanum, Letzteres die kirchlich vorgeschriebenen Gebete umfassend.

Eine völlige Einheit der kirchlichen Gebräuche ist damit nicht erzielt, und Foderungen einer zeitgemäßen Umbildung sind namentlich neuerdings vielfach laut geworden. Allein jedenfalls hat, ihrer abgeschlossenen Natur entsprechend, die kath. Kirche hier eine größere Einheit, als die protest. besitzt und besitzen will. Luther hatte bereits 1526 durch eine neue Agende größere

Einheit und Ordnung zu erreichen gesucht. Gegenüber der spiritualistischen Bilderstürmerei von Karlstadt und Genossen ging er mit der äußersten Vorsicht und Schonung gegen die kirchliche Gewohnheit des unmündigen Volks zu Werke. Nicht blos Formen der kath. Messe, sondern selbst die lat. Sprache behielt er wenigstens einem kleinen Theile nach bei, letzteres deshalb zugleich, weil er das Studium der lat. Sprache auf keine Weise erkalten lassen wollte. Die Kirchenordnung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg (1540) ging hierin noch weiter, und wurde erst 1572 durch Kurfürst Johann Georg und eine neue Agende nach der „reinen lutherischen Lehre" beseitigt. Insbesondere aber seit der Mitte des vorigen Jahrh. ist der Verbesserung der protest. Agenden große Aufmerksamkeit zugewandt worden. Sie sind indessen fast je nach den einzelnen Ländern sehr verschieden, und haben bei ihrer Einführung zum Theil große Streitigkeit hervorgerufen. Als ein Ausdruck des allgemeinen kirchlichen Bewußtseins haben sie es zu vermeiden, mit der Entwickelung des Letztern durch ihre bindenden Formen in einen zu fühlbaren Widerspruch zu kommen, ohne daß deshalb ihre Aufgabe sein könnte, von jedem Winde der wechselnden Zeitmeinung sich umgestalten zu lassen. Die endliche Wiederherstellung der presbyterialen und synodalen Kirchenform, auch in der luth.-protest. Kirche, wird hier, wie auf allen Punkten der Kirche, allein im Stande sein, wahrhaft Veraltetes zu beseitigen, die noch frischen Blüten alter Frömmigkeit zu wahren, und für die Andacht der Gemeinde neue zu erschließen. Über die Agendestreitigkeiten in Preußen s. Union.

Agēnor, der Sohn des Neptun und der Libya, König von Phönizien, und Gemahl der Telephassa, mit der er den Kadmus, Phönix, Cilix und die Europa zeugte. Als letztere vom Jupiter in Stiersgestalt entführt worden, sandte A. alle seine Söhne aus, um sie aufzusuchen, mit dem Befehle, nicht eher zurückzukehren als bis sie von ihnen aufgefunden. Da aber ihre Nachforschungen vergeblich waren, so kehrten sie nie zurück, sondern ließen sich in verschiedenen Ländern nieder. Nach Buttmann im „Mythologus" (Bd. 1) ist A. der Kanaan des Moses oder das Symbol der Phönizier in Asien. — **Agenor**, der Sohn des Trojaners Antenor und der Theano, war einer der tapfersten Trojaner, der sich sogar, vom Apollo angefeuert, mit dem Achilles in Kampf einließ und ihn verwundete. Als er aber nahe daran war, überwunden zu werden, errettete ihn Apollo dadurch, daß er seine Gestalt annahm. — **Agenor**, der Sohn des Phegeus, Königs von Psophis in Arkadien, Bruder des Pronous und der Arsinoë, der Gattin des Alkmäon, tödtete im Vereine mit seinem Bruder den Letztern, als er seine Gattin verstoßen und die Kallirrhoë zur Gattin genommen hatte, auf Anstiften des Phegeus. Er und sein Bruder wurden dann wieder von den Söhnen der Kallirrhoë ermordet.

Agens, im Allgemeinen die wirkende Ursache, Kraft, der wirkende Grund, in der Chemie und Physik eine die innern und äußern Eigenschaften der Körper verändernde Kraft oder ein Princip, von dem wir keine weitere Erkenntniß haben, als daß es, nach seinen Wirkungen zu schließen, vorhanden sein muß. So ist die chemische Verwandtschaft (Affinität) das Agens, welches die Verbindungen verschiedenartiger Körper verursacht, und einen neuen homogenen Körper von verschiedenen Eigenschaften hervorbringt. Die Cohäsion, oder die Kraft des Zusammenhangs, ist das Agens, welches die kleinsten körperlichen Theile zusammenhält und die Festigkeit bedingt. Die Wärmeursache ist ein Agens, welches die Wärme, die auf unsere Gefühlsorgane einwirkt, oder die Ausdehnung, Schmelzung, Verflüchtigung von Substanzen bewirkt.

Agent, im gewöhnlichen Sprachgebrauch jeder im Auftrage Anderer mit gewissen Geschäften Betraute. In diesem Sinne erklärt sich die Stellung der Agenten von Versicherungsgesellschaften, von landschaftlichen Creditvereinen, der Consularagenten u. s. w. Im Handel bezeichnet der Name Agenten die Mittelspersonen, welche für Rechnung auswärtiger Häuser andauernd Verkäufe von deren Artikeln gegen eine Vergütung (Provision) bewirken, ohne deshalb selbst Kaufleute, d. h. Commissionäre im kaufmännischen Sinne zu sein, indem nämlich der Agent blos den Verkauf abschließt, dann aber beide Parteien in directe Berührung miteinander treten. Die Stellung des Agenten ist mit der des Mäklers sehr verwandt. Jedoch kann der Agent zugleich Geschäfte für eigene Rechnung machen, also auch Kaufmann sein, wogegen dem Mäkler Geschäfte für eigene Rechnung nicht gestattet sind. Der ganze Geschäftscomplex des Agenten heißt Agentur. — **Wechselagenten** (Agents de change) heißen in Frankreich die Wechselmäkler, welche zugleich Geld-, Staatspapier- und Actiengeschäfte vermitteln; **Fallimentsagenten** (Agents de la faillite), die vom Handelsgericht ernannten Personen, welche bei der Insolvenz eines Kaufmanns dessen Geschäfte so lange fortführen, bis die Gläubiger die provisorischen Verwalter des Vermögens (der Masse) gewählt haben. — Agenten nennen sich auch jene Mittelspersonen, die den Dienst- oder Beschäftigungsuchenden passende Anstellungen nachweisen und

gewöhnlich zugleich für mehre andere Geschäftszweige die Unterhändler abgeben. — In der Diplomatie ist Agent die Bezeichnung für eine vielartige Zahl Beauftragter, welche keine höhere diplomatische Amtsstellung haben, zuweilen nur Privatangelegenheiten des Hofes, zuweilen auch, als geheime Agenten, sehr wichtige Geschäfte besorgen.

Agesiläus, ein spartanischer König, 399—360 v. Chr., der besonders durch Lysander's Bemühungen zum Thron erhoben wurde. Von den Joniern gegen Artaxerxes zu Hülfe gerufen, eröffnete A. seine ruhmvolle Laufbahn in Asien, schlug die Perser, ward aber durch den Krieg, den die verbündeten Athener, Böotier, Korinthier, Argiver und Euböer gegen Sparta begannen (der sogenannte Korinthische Krieg), genöthigt, seinen Plan, das Perserreich zu stürzen, aufzugeben und nach Griechenland zurückzukehren. Bei Koronea siegte er 394 v. Chr. über die Verbündeten; doch ward der Krieg erst 378 durch den berüchtigten Frieden des Antalcidas zum Vortheil für Sparta beendet. In dem thebanischen Kriege konnte er zwar die Erfolge, die Pelopidas und namentlich Epaminondas erfochten, nicht verhindern; doch erhielt er durch kluge Maßregeln den Staat aufrecht, bewahrte die Stadt 360, als Epaminondas in Lakonien eingefallen, vor dessen Angriff, und rettete sie, als derselbe kurz vor der Schlacht bei Mantinea (362) schon in die Gassen eingedrungen war. Um für sein Vaterland Bundesgenossen und Reichthümer zu gewinnen, unterstützte er hierauf anfangs den Tachos von Ägypten im Kriege gegen Persien, sodann aber Nektanebus II., der sich gegen Tachos selbst empört hatte. Als Sieger starb er auf der Rückkehr an der afrik. Küste, vom Sturme verschlagen, im vierundachtzigsten Jahre. Obgleich von Körper klein und unansehnlich, sprach sich in seinem ganzen Wesen Erhabenheit aus. Von seinen Kriegern ward er fast angebetet. In seinen Sitten war er tadellos, und im Allgemeinen gerecht, insoweit sich diese Tugend mit dem Bestreben, dem Staate und seinen Freunden nützlich zu sein, vereinigen ließ. Aus dem Alterthume haben wir Biographien von ihm durch Xenophon, Plutarch und Cornelius Nepos.

Ägeus (griech. Aigeus) war der Sohn des Pandion und der Pylia, der Tochter des Königs Pylas in Megara, wohin sich Pandion, von den Metioniden aus Athen vertrieben, geflüchtet hatte. Nach dem Tode seines Vaters eroberte Ä. mit Hülfe seiner Brüder Athen wieder und erhielt die Oberherrschaft daselbst. Mit seiner Gattin Äthra, der Tochter des Pittheus, Königs von Trözene, zeugte er den Theseus, welchen er heimlich bei dem Pittheus erziehen ließ, um die Söhne seines Bruders Pallas, die nach der Herrschaft strebten, mit der Hoffnung zu täuschen, daß ihnen selbige durch Erbschaft zufallen würde. Diese stürzten jedoch Ä. gewaltsam vom Throne und blieben so lange im Besitz desselben, bis sie Theseus vertrieb und seinen Vater wieder einsetzte. Hierauf blieb Ä. Herrscher von Athen bis an seinen unglücklichen Tod. Um nämlich Athen von dem Tribut, den es jährlich an Kreta zu liefern hatte, zu befreien, schiffte Theseus dorthin, und tödtete den Minotaurus, dem jener Tribut, bestehend aus sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen, gebracht wurde. Bei der Abfahrt hatte er dem Vater versprochen, im Fall das Unternehmen gelänge, bei seiner Rückkehr ein weißes Segel statt des schwarzen, welches das Schiff führte, aufzuziehen. Dies vergaß jedoch Theseus. Der Vater aber, in der Meinung, sein Sohn sei umgekommen, stürzte sich beim Anblick des schwarzen Segels ins Meer, welches hiervon den Namen des Ägäischen erhalten haben soll.

Aggregat, d. i. Anhäufung, bezeichnet ein Ganzes, das durch eine zufällige, keinen wahrhaften und nothwendigen innern Zusammenhang darstellende Verbindung einzelner, aber gleichartiger Theile (Aggregattheile) entsteht. So nennt man eine planlose, unsystematische, unlogische Anhäufung von Kenntnissen, Erfahrungen, Thatsachen u. s. w. ein Aggregat. So heißt in der Naturwissenschaft Aggregat ein durch Ansetzung von außen, oder durch Aneinanderlagerung entstandenes Ganze. — **Aggregatzustand** heißt der Zustand, unter welchem eine Materie unsern Sinnen wahrnehmbar wird, insofern wir diesen Zustand als durch die Aneinanderlagerung der Atome der Materie bedingt ansehen. Die allgemeinsten Aggregatzustände sind der feste, flüssige und gasförmige. Das Wasser z. B. ändert seinen Aggregatzustand, wenn es vom Eis in flüssiges Wasser übergeht; ebenso verhält es sich mit letzterm, wenn es den gasförmigen Aggregatzustand annimmt und zu Wasserdampf wird.

Aggregiren heißt Offiziere einem Truppenkörper (Regiment, Bataillon u. s. w.), in welchem bereits die etatsmäßigen Offizierstellen besetzt sind, als überzählig zutheilen, bis Stellen vacant werden, in welche sie einrücken können. Der aggregirte Offizier ist deshalb wirklich in Dienst, genießt in der Regel den vollen Gehalt seiner Charge, und trägt die Uniform des Truppentheils, dem er aggregirt ist, hat jedoch keinen begründeten Anspruch darauf, in diesen Truppentheil wirklich einzurücken oder in demselben zu avanciren.

Ägide (griech. Aigis) hieß der von Hephästus geschmiedete Schild des Zeus, welchen bei Homer auch andere Götter, wie Athene und Apollon, führten. Wenn Zeus zürnt, schwingt er die Ägide; wenn er sie schüttelt, rauscht es wie Sturmwind, und Schrecken befällt die Völker. Zugleich ist sie aber auch das Symbol der schirmenden Obhut der Götter. Später wird sie ausschließliches Attribut des Zeus und der Athene. Nach jüngerer Mythe war die Ägide des Zeus, mit welcher er sich im Kampfe gegen die Titanen bedeckte, die Haut der Äge, jener Ziege (griech. aix), welche ihn auf Kreta säugte. Pallas Athene entnahm die ihrige von einem schuppentragenden Ungeheuer, welches sie auf den keraunischen Gebirgen erlegte. In Folge solcher nach Ort und Zeit verschieden ausgebildeter Vorstellungen findet man sie bei Dichtern und Künstlern bald als Schild oder als Harnisch, bald als ein über Brust, Schulter oder Rücken mantelartig geworfenes Fell aufgefaßt. Bei der Athene, für deren eigenthümliche Waffe die Ägide gilt, ist auf Kunstdenkmälern die Darstellung als Panzer, mit dem Gorgonenhaupt in der Mitte auf der Brust der Göttin, vorherrschend. — Bildlich bedeutet Ägide so viel als Schutzmittel. Unter der Ägide Jemandes handeln heißt so viel als unter dessen Obhut handeln.

Ägidius, Name mehrer Heiliger und Kirchenlehrer, die in der kath. Kirche noch Ansehen genießen. Hierher gehört: der Abt A. im 7. Jahrh., Patron einer großen Anzahl von Kirchen und Klöstern in Frankreich, Ungarn, Polen, Deutschland u. s. w., dessen Andenken der 1. Sept. geweiht ist. Er soll aus einer edeln und reichen atheniensischen Familie entsprossen sein, aber in frommer Andacht an den Mündungen der Rhone, und dort gestört, im Bisthum Nismes in der Wildniß das Einsiedlerleben gepflegt haben, bis er, veranlaßt vom Gothenkönige Flavius, ein später in eine Stiftskirche umgewandeltes Benedictinerkloster begründete. — Ägidius, der selige Laienbruder, aus Assisi in Italien, seit 1208 als Franciscaner eingekleidet, war der dritte unter den Jünglingen, welche sich Franz von Assisi anschlossen, und zeichnete sich aus durch christliche Demuth und fromme Wallfahrten nach Palästina und Spanien. Er starb zu Perosa 1272, wo er auch meist lebte. Seine Grabstätte wurde ein berühmter, noch heut besuchter Wallfahrtsort; sein Gedächtnißtag ist der 27. April. — **Ägidius**, Colonna oder Romanus, doctor fundatissimus genannt, von 1292—95 General des Augustinerordens, seit 1296 Erzbischof von Bourges, studirte zu Paris unter Thomas von Aquino, und war ein Mann von tiefer, kirchlicher Gelehrsamkeit. Auch griff er in die Verhältnisse seiner Zeit ein durch eine Apologie für Papst Bonifaz VIII. gegen das Verfahren König Philipp's des Schönen von Frankreich, dessen Erzieher er gewesen. Er starb 1316 im Alter von 69 Jahren. In vielen theologischen und philosophischen Schriften, wie „Quaestio de potestate regia et pontifica"; „De peccato originali"; „De esse et essentia"; „De divina influentia in beatos"; u. s. w. ist sein Andenken erhalten. — Ägidius aus Viterbo, Augustinergeneral, seit 1517 Cardinal, Bischof von Viterbo, war als Legat in Deutschland und Spanien thätig, und zeichnete sich als Gelehrter sowie als Prediger aus. Am 10. Mai 1512 eröffnete er im Auftrage des kriegerischen Papstes Julius II. das fünfte Lateranconcil. Freimüthig erklärte er hier, daß nur durch die Waffen des Geistes die Kirche groß geworden, und daß wenig auf Ländergebiet ankomme, Alles dagegen an dem Reichthume der Kirche in göttlichen Dingen gelegen sei. Er starb zu Rom 12. Nov. 1522.

Agilolfinger ist der Geschlechtsname der frühesten Herzöge der Bojoarier oder Baiern, von Agilolf, welcher der Stammvater dieser Dynastie gewesen sein soll. Die historisch beglaubigte Reihenfolge der Agilolfinger beginnt aber erst in den letzten Jahren des 6., und reicht bis an das Ende des 8. Jahrh. Die Nennenswerthesten unter denselben sind: Garibald I., der zu Regensburg residirte und durch die Freundschaft für seinen Schwiegervater, den Longobardenkönig Autharich, mit dem Könige Childebert von Austrasien in einen Krieg verwickelt ward. Nach ihm bestieg Thassilo I. den Thron, den er trotz seiner zahlreichen Kriege mit den Slawen und Avaren (bis um 609) behauptete. Weniger glücklich gegen diese Feinde war dessen Sohn und Nachfolger Garibald II., gest. 640 (nach Andern 628), obgleich derselbe als einer der Ausgezeichnetsten des Geschlechts gelten muß. Er gab seinen Unterthanen das erste Gesetzbuch. Unter seines Sohnes Theodo I. Regierung (bis um 680) fand das Christenthum in Baiern Eingang, wobei namentlich der heilige Emmeran thätig war, der seit 649 das Evangelium in Regensburg predigte. Gleich thätig für weitere Verbreitung des Christenthum war auch der folgende Theodo II., gest. 717, der durch die Theilung seiner Länder (702) unter seine drei Söhne, Theodebert, Grimoald und Theobald, den Grund zum Untergang seines Stammes und seines Reiches legte, indem in Folge dieses die Franken einen immer überwiegendern Einfluß gewannen. Zwar vereinigte Hugibert, der Sohn Theodebert's, noch einmal das ganze Land unter seinem Scepter; allein schon 725 mußte er den ganzen Nordgau an Karl Martell abtreten und

die Frankenherrschaft anerkennen. Auch Hugibert's Nachfolger, Odilo, suchte sich noch von den Franken loszumachen und schien im Anfange des Kampfes vom Glück begünstigt, ward aber doch (743) genöthigt, die fränkische Oberhoheit ferner anzuerkennen. Unter Odilo's Nachfolger, Thassilo II., erfolgte endlich, was schon längst vorbereitet. Auch er erstrebte die Unabhängigkeit von den Franken, ward aber aufs Haupt geschlagen, und darauf (788) zu Ingelheim zum Tode verurtheilt. Karl d. Gr. begnadigte ihn, und sperrte ihn mit seiner Familie in ein Kloster. Das Land wurde fortan fränkische Provinz und durch Grafen regiert. (S. Baiern.)

Ägina, jetzt Egina oder Engia, eine der Sporadischen Inseln, zum Königreich Griechenland gehörig, fast mitten im Saronischen Meerbusen der Alten, der heute der Golf von Egina genannt wird. Die Insel hat einen Umfang von 4½ Q.M., ist gebirgig, von Schluchten und Klüften zerrissen, und bildet beinahe ein Dreieck, dessen Grundlinie die Nordküste (Bala), und das östlich im Cap Turlos ausläuft. Die steile Felsenküste gestattet nur in der Hafenbucht auf der Nordwestseite einen Zugang. Hier liegt auch die Stadt Egina an einem Bergabhange, etwa ½ Stunde von der Küste, mit derselben nur durch einen engen, rauhen Weg verbunden. Das alte Ä. stand auf der nördlichen Küste. Die Insel zählt gegen 10000 E., darunter viele geflüchtete Ipsarioten, und ist Sitz eines Bischofs. Die Beschäftigung der Einwohner besteht in Handel, Schiffahrt, und einer mühsamen Bodencultur, welche die besten Mandeln in ganz Griechenland, Wein, Öl, Südfrüchte, Getreide liefert. Außerdem hegt die Insel Rebhühner in solcher Menge, daß man ihre Vermehrung durch Zerstörung der Eier hindern muß. Gegen den Wassermangel im Sommer schützen die Cisternen auf dem Berge St.-Elias, oberhalb der Stadt Egina, der eine der schönsten Fernsichten in Griechenland gewährt. — Der älteste Name der Insel war Önōne, soll aber der Sage nach mit Ägina vertauscht worden sein, als die gleichnamige Tochter des Asopus dem Zeus hier den Äacus geboren hatte. In den Klüften und Höhlen der Insel wohnten einst, ebenfalls nach der griech. Sage, die Myrmidonen. In frühester Zeit hatte sie mit der gegenüberliegenden Küstenstadt Epidaurus gemeinschaftliche Herrscher, riß sich aber schon 540 v. Chr. los, gab sich eine aristokratische Verfassung nach Art der dorischen Staaten, und gelangte bald durch Schiffahrt, Handel und ihre zur Kunsthöhe entwickelte Industrie zu einer politischen Macht und Bedeutsamkeit, sodaß ihre Flotte in den Perserkriegen selbst die athenienſische übertraf und wesentlich zur Rettung der Griechen bei Salamis beitrug. Auch waren zu jener Zeit die Äginaten die tüchtigsten Gymnasten; unter den Siegern in den Olympischen Spielen befand sich stets ein Äginat. Der Wohlstand der Insel, besonders ihr blühender Ausfuhrhandel, der sich vorzüglich auf Arbeiten aus Erz und Thon, sowie auf Gegenstände des Luxus erstreckte, erregte den Neid der Athener, welche um 457 v. Chr. die Insel sich zinsbar machten und 28 Jahre darauf die Einwohner gewaltsam vertrieben. Später wurde sie abwechselnd eine Beute der Macedonier, Ätolier, des Attalus, bis sie zuletzt an die Römer kam. Sprache, Sitte und Kunstrichtung der Äginaten waren dorisch.

Agincourt (Jean Bapt. Louis Georges Seroux d'), ein um die Kunstgeschichte des Mittelalters sehr verdienter franz. Archäolog, geb. 5. April 1730 zu Beauvais, sollte anfangs die kriegerische Laufbahn betreten, wußte sich aber dieser Bestimmung zu entziehen, und übernahm eine Staatspachtung, die ihm zu einem beträchtlichen Vermögen verhalf, welches er zum großen Theil für die Zwecke der Kunst auf edle Weise verwendete. Seine Lieblingsbeschäftigung bestand im Sammeln, Ordnen und Erklären von Alterthümern, namentlich der mittlern Zeit, und dieser ursprüngliche Dilettantismus ging, nachdem er mit den bedeutendsten Männern des In- und Auslands in Verbindung getreten, bald in ein wirkliches Kunststudium über. Er reiste 1777 England, Belgien, Holland und Deutschland und nahm im folgenden Jahre für immer seinen Aufenthalt in Italien, wo er mit Tiraboschi in Modena nähere Bekanntschaft machte. Sein ganzes Bestreben war jetzt darauf gerichtet, die Schicksale der Kunst vom 4.—16. Jahrh., gleichsam als eine Fortsetzung der Winckelmann'schen Untersuchungen, fortzuführen und darzulegen. Leider verschlang das Revolutionsperiode den größten Theil seines Vermögens, und daher konnte erst nach seinem Tode, der 24. Sept. 1814 zu Rom erfolgte, sein Werk: „Histoire de l'art par les monuments depuis sa décadence au 4me siècle jusqu'à son renouvellement au 16me" (6 Bde., Par. 1810—23, Fol., mit Kupf.), vollendet werden. Auch besitzen wir von ihm ein „Recueil de fragments de sculpture antique en terre cuite" (Par. 1814).

Äginetische Kunst. Die kleine Insel Ägina nimmt in der Geschichte der griech. Kunstentwickelung eine sehr bedeutende Stelle ein. Smilis in der mythischen Zeit, Kallon und Onatas in der historischen sind die bedeutendsten Träger der äginetischen Kunst. Herber Naturalismus

ederzeit ihr hervorstechendster Zug gewesen; daher ihr Hang zum Erzguß. Schon in der ältesten Zeit werden der altäginetischen Schule unter Smilis jene strammen und starren Figuren mit dicht aneinandergeschlossenen Beinen und an die Hüfte gefesselten Armen zugeschrieben, während die dädalischen Werke der altattischen Schule bereits bewegt und fortschreitend erscheinen. In neuerer Zeit ist die äginetische Kunst besonders in den Vordergrund getreten durch eine große Statuenreihe, die im Jahre 1811 durch eine gemeinsame Expedition von Deutschen, Dänen und Engländern in Ägina ausgegraben wurde. Durch König Ludwig, dem damaligen Kronprinzen von Baiern, angekauft und von Thorwaldsen restaurirt, bilden diese äginetischen Werke jetzt den bedeutendsten Schmuck der Münchener Glyptothek. Sie sind von verschiedener Höhe. In ihrer Zusammenstellung heben und senken sie sich und zeigen damit unzweideutig, daß sie einem Giebeldreieck angehörten. Der Mittelpunkt der Darstellung ist eine Statue der Athene. Der Tempel, bei dem sie gefunden wurden, ist also nicht, wie man anfänglich glaubte, ein Zeus-, sondern ein Pallastempel. Am vollständigsten erhalten sind die Statuen des hintern Giebels. Es ist offenbar ein Kampf von Trojanern und Griechen um einen gefallenen griech. Helden, unter dem Schutze der Athene, die in der Mitte steht und Griechen und Trojaner voneinander scheidet. Deshalb bezeichnet man diesen Kampf gewöhnlich als den Kampf um die Leiche des Patroklus. Richtiger ist es wol der Kampf um die Leiche des Achilles; wäre es der Kampf um Patroklus, so wären die Abweichungen des Bildners von der homerischen Schilderung schwerlich zu rechtfertigen. Der vordere Giebel ist der Kampf des Telamon gegen Laomedon. Alle beide male sind es also Kämpfe der alten Aeaciden, der Stammheroen Äginas, gegen Trojaner. Es wird daher gar nicht unwahrscheinlich, daß die Ägineten durch diese mythischen Darstellungen im Grunde genommen ihre eigenen Großthaten in den Perserkriegen verherrlichen wollten, denn nach dem künstlerischen Stile zu schließen, fällt die Entstehungszeit dieser Statuen kurz nach der Schlacht von Salamis. Der Stil ist ein treuer Beleg des altgriech. Kunststils überhaupt. Die Körperformen sind von feiner, aber fast naturalistisch getreuer Nachbildung; Knochen und Muskeln, sogar die Adern scharf herausgehoben. Der Kopf dagegen hat jenes unheimlich grinsende Lächeln, das allen Bildwerken der Zeit vor Phidias durchaus eigen ist. Zur Zeit des Perikles verschwindet mit der politischen Selbständigkeit Äginas auch die Selbständigkeit dieser Kunstrichtung.

Agio ist ein aus dem Italienischen stammendes Wort, das zu deutsch Bequemlichkeit heißt. Ursprünglich bezeichnete man damit die Vergütung, welche sich in Italien die Geldwechsler zahlen ließen, wenn sie Goldmünzen gegen Silbermünzen tauschten, da erstere größere Bequemlichkeit für den Transport darboten als letztere. Jetzt versteht man unter Agio den Unterschied zwischen dem wirklichen und dem blos nominellen Werthe der Münzen, und nennt es auch Aufgeld; es wird gewöhnlich nach Procenten angegeben. — **Agiotage** heißt das Benutzen der Differenzen im Geld- und Papiercurs zu einem Gewinn, welcher das natürliche Verhältniß übersteigt, und die Anwendung künstlicher, zuweilen selbst (z. B. das Verbreiten falscher Nachrichten) unredlicher Mittel, um das Aufgeld über oder unter seine natürliche Höhe zu steigern oder herabzudrücken. Außerdem versteht man unter Agiotage das Fortschaffen der bessern Münzsorten und das Überschwemmen eines Landes mit geringern. Gesetze gegen die Agiotage sind oft gemacht worden, z. B. durch einen gesetzlich bestimmten Curs des Geldes; aber sie blieben fast immer ohne Erfolg. Der Name und selbst der damit verbundene Tadel der Agiotage ist jetzt in dem unschuldigern des Geldhandels, des Verkehrs mit Staatspapieren und, wenn es hoch kommt, des Börsenspiels untergegangen. Doch gilt noch jetzt Verlust im Agiotiren für keine Entschuldigung beim Bankrott. — **Agioteur** ist Der, welcher das Agiotiren zum Erwerb macht.

Agis ist der Name mehrer Könige von Sparta. Zuerst wird eines Königs A. um 980 v. Chr. erwähnt, der die frühern Bewohner des Landes zwang, den Spartanern Abgaben zu zahlen; alle gehorchten mit Ausnahme der Bewohner von Helos, die, von A. besiegt, unter dem Namen der Heloten Leibeigene des Staats wurden. — **Agis I.** regierte während des größten Theils des Peloponnesischen Kriegs von 420—397 v. Chr. Er begann seine Regierung mit Einfällen in das Gebiet von Attika, und zog 418 mit einem ausgezeichneten Heere gegen Argos. Statt die Argiver aber zu schlagen, ließ er sich zu einem Waffenstillstande bewegen. Die Spartaner waren hierüber so erzürnt, daß A. nur mit Mühe die über ihn verhängten Strafen abwendete. Durch mehre glänzende Waffenthaten stellte er hierauf den alten Ruhm des spartanischen Heeres wieder her. Besonders wichtig blieb seine Einnahme des attischen Fleckens Dekelea, indem hierdurch die spätere Eroberung Athens sehr erleichtert wurde. Seine letzten Feldzüge waren gegen die Eleer gerichtet. Nach geschlossenem Frieden mit diesen begab er sich

nach Delphi, um den zehnten Theil der Beute dem Tempel zu opfern, erkrankte aber auf dem Rückwege, und starb 397 v. Chr. — **Agis II.** wurde 338 v. Chr. König. Der Haß gegen die macedonische Herrschaft bestimmte ihn, als Alexander d. Gr. nach Persien vorrückte, sich mit mehren persischen Satrapen zu verbinden, um, von diesen unterstützt, den König von Macedonien zu gleich in Europa zu beschäftigen. Die Schlacht bei Issus zerstörte diese Pläne; aber A. begann dennoch in Kreta mit Glück den Kampf gegen die macedonische Macht, und ging von da nach dem Peloponnes hinüber, während sich der macedonische Statthalter Antipater mit Dämpfung einer Empörung in Thracien beschäftigte. A. hatte bereits fast alle Städte im Peloponnes erobert, als Antipater plötzlich zurückkehrte. In einer blutigen Schlacht fiel A., des Ruhmes seiner Vorfahren nicht unwürdig, 330 v. Chr. — **Agis III.** wurde König 244 v. Chr. In Sparta war die alte Verfassung fast ihrer gänzlichen Auflösung nahe und mit ihr der kräftige Geist des Volks entschwunden. Die ursprüngliche Zahl von 7000 eigentlichen Bürgern war durch die ununterbrochenen Kriege auf 700 zusammengeschmolzen, von denen höchstens noch 100 Grund und Boden besaßen, die in Prunk und Schwelgerei lebten, während die übrigen in Armuth, von Schulden erdrückt, darbten. A., obwol erst 20 Jahre alt, faßte bei seiner Thronbesteigung den Entschluß, die alte Verfassung und mit ihr die strengen Sitten der Vorzeit wiederherzustellen. Von der Jugend, sowie durch die thätige Beihülfe seiner Mutter Agesistrata, seiner Großmutter Archidamia und anderer edler Frauen, wurde er lebhaft in seinen Plänen unterstützt. Heimlich aber verdächtigte sein Mitkönig, Leonidas II., ein im Oriente erzogener und der heimischen Sitte entfremdeter Mann, seine Absichten. Doch gelang es dem A., seinem Freunde Lysander das Ephorat zu verschaffen, der nun in den Hohen Rath einen Gesetzvorschlag brachte, nach welchem die Zahl der Bürger durch Aufnahme der tüchtigsten Fremden und Krieger wieder auf 4500 gebracht, und unter diese die Ländereien zu gleichen Theilen durch das Loos vertheilt werden sollten. A. erklärte sich bereit, alle seine liegenden Gründe und 600 Talente Silbers zur Theilungsmasse herzugeben. Intriguen und Eigennutz im Hohen Rathe hinderten die Ausführung des hochherzigen Gedankens. Der neue Ephorus Agesilaus, selbst reich an Grundbesitz, aber mit Schulden belastet, foderte den A. auf, zuerst blos die Schuldfoderungen zu vernichten, und dann die Theilung der Güter vorzunehmen. A. ging auf diesen Vorschlag ein. Man verbrannte die Schuldscheine, aber die Ausführung der andern Maßregel wurde so lange verzögert, bis A. sich genöthigt sah, die spartanischen Hülfstruppen dem Achäischen Bunde zuzuführen. A. führte die strengste Mannszucht unter den Söldlingen wieder ein, mußte jedoch, ohne eine irgend nennenswerthe Thatvollbracht zu haben, da er unter dem Oberbefehl des bedenklichen und eifersüchtigen Aratus stand, nach Sparta zurückkehren, wo die ihm feindliche Partei des Agesilaus alle seine Plane durchkreuzte und das wankelmüthige, in der unmittelbaren Erfüllung seiner Hoffnungen getäuschte Volk den Leonidas zurückgerufen hatte. A. flüchtete sich in einen Tempel, wurde aber durch treulose Freunde aus seinem Schutzorte herausgelockt und den Gerichten überliefert, die ihn eilends erdrosseln ließen (240 v. Chr.), weil sie fürchteten, das Volk möchte seinen Liebling zu retten suchen. Auf dieselbe empörende Weise wurden seine Großmutter und Mutter hingerichtet, die Letztere hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie die Wahrheit ausgesprochen, daß Schonung, Milde und Menschenliebe die Ursache des Todes ihres hochherzigen Sohnes gewesen sei. Dieser Stoff ist öfters von dramatischen Dichtern bearbeitet worden, namentlich mit großer Kraft von Alfieri.

Ägisthus (griech. Aigisthos), der Sohn des Thyestes, und dessen eigener Tochter Pelopia, wurde, von seiner Mutter ausgesetzt, von Hirten gefunden und von diesen einer Ziege untergelegt; daher sein Name. Pelopia ermordete sich später, als sie die Schandthat erfuhr, zu der sie, ohne zu wissen von wem, verführt worden war. Seinen Oheim Atreus tödtete A., weil dieser ihm aufgetragen hatte, den Thyestes zu ermorden, und setzte sich mit seinem Vater in Besitz des mycenischen Reichs, aus welchem er durch den Sohn des Atreus, Agamemnon, wieder verdrängt wurde. Während Agamemnon's Abwesenheit verführte er dessen Weib Klytämnestra, und ermordete dann den von Troja zurückkehrenden Gatten. Sieben Jahre herrschte er nun über Mycenä, bis im achten Orestes erschien und sich am Mörder seines Vaters Agamemnon rächte.

Agitator, ursprünglich Einer, der etwas treibt, in Bewegung setzt, aufregt, daher figürlich ein Unruhestifter, Aufreger, einer der in Revolutionszeiten die Bewegung im Gang zu halten und auf die Spitze zu treiben sucht. So nannte man die fanatischen Soldaten des Cromwell Agitatoren. Eine Agitation zum Guten, wo dessen Erreichung durch Schlaffheit und Muthlosigkeit behindert wird, kann ein sehr verdienstliches Werk sein. In der Regel aber haben selbst bessere Agitatoren ihr Ziel überschritten, indem sie gleichgültig waren in der Wahl der Mittel

s mit Vorliebe an die Leidenschaften und Begierden der Menschen, statt an deren Vernunft
nd Sittengefühl wendeten, in Einseitigkeit und Unbedingtheit verfielen, jede Vermittelung ab-
ießen, und zuletzt in der Bewegung selbst und deren endloser Verlängerung ihr Ziel sahen.
Selbst O'Connell, den auch Gegner den großen Agitator nannten, blieb nicht frei von diesen
ehlern, und ging deshalb in den letzten Jahren sichtbar von seinem Höhepunkte zurück.

Aglaia, eine der drei Grazien (s. d.), Tochter des Zeus und der Oceanide Eurynome. —
uch führt diesen Namen eine Pflanzengattung aus der Familie der Orangen (Aurantiaceae).

Aglaophamos war ein Zeitgenosse des Pythagoras, den er in den Geheimlehren unterrich-
t haben soll. Der Name dieses Mannes, den allein der Neuplatoniker Jamblichus in seinem
Leben des Pythagoras" der gänzlichen Vergessenheit entrissen hat, ist erst bekannter geworden,
itdem Lobeck (s. d.) einem umfassenden, gegen die Symbololatrie Creuzer's und Anderer ge-
chteten mythologischen Werke den Titel „Aglaophamus" gab.

Agnano, ein kleiner See, etwa zwei Stunden westlich von Neapel, bei 60 F. Tiefe ohne
chtbaren Zufluß und Abfluß, liegt auf vulkanischem Boden, in einer schauerlichen Gegend, zwi-
hen Posilipo, Camaldoli und dem See Astroni. Ehedem hieß der See Anguiano, von den
elen Schlangen in der Umgegend. Rechts daneben liegt die Hundsgrotte, links liegen die
chwitzbäder (Stufe) von S.-Germano, die schlecht unterhalten und an Heilkräften (gegen Sy-
hilis, Gicht, Podagra u. s. w.) den Stufe di Nerone bei Bajä weit nachstehen. Der Thermo-
eter weist indeß 40 und mehr Grade aus. Die den See umschließenden Vulkane sind seit 1198
loschen. Weiter links führt ein Hohlweg durch die leukogäischen Berge nach der Solfatara
i Pozzuoli. Der Agnanosee liegt tiefer als der eine halbe Miglie nördlich entfernte, von rei-
chen Waldungen umgebene See von Astroni, mit dem gleichnamigen königlichen Jagdschloß;
ch Letzterer ist durch den eingesunkenen Krater eines ausgebrannten Vulkans entstanden.

Agnaten. Die Blutsfreunde, d. h. die durch gemeinschaftliche Abstammung von Einer Per-
n Verbundenen, sind entweder Agnaten, d. h. männliche Verwandte, welche in männlicher
nie von dem gemeinsamen Stammvater herkommen, oder Cognaten, d. h. weibliche, oder aus
iblicher Linie stammende Blutsfreunde. Die deutsche Rechtssprache nennt die Erstern
hwertmagen, die Letztern Spillmagen. Dem entschiedenen Vorzuge, welchen die römische und
rmanische Sitte dem männlichen Geschlecht beilegte, sowie der hohen Bedeutung, die bei diesen
lkern dem Familienverbande, der äußerlich durch die Männer repräsentirt wird, zukam,
das Übergewicht zuzuschreiben, welches das Recht beider Völker in vielfachen Beziehungen
n Agnaten vor den Cognaten beilegte. Die Germanen sind aber dabei, besonders in Betreff
r Vererbung des Grundeigenthums, noch weiter gegangen als die Römer, und es hat sich
s namentlich im Lehnswesen, sowie von da aus in den Thronfolgeordnungen geltend gemacht.
ie waren überall zuerst die Agnaten berufen, und die Cognaten wurden höchstens zugezogen,
nn keine Agnaten mehr vorhanden waren. Seit die Familiennamen aufkamen, verstärkten
e diese das Gewicht der Agnaten. Da das germanische Recht bei Grundeigenthum und vielen
rechtsamen davon ausging, daß sie eigentlich der Familie zuständen und der zeitliche Eigen-
mer nur Nutznießer sei, so verlangte es auch zu Verfügungen, welche das Wesen dieses Be-
s alterirten, eine Zustimmung der Agnaten: ein Grundsatz, der bekanntlich mit manchen
rfassungsreformen der neuern Zeit in Conflict gekommen ist. Bei einigen außereurop. Völ-
rschaften finden wir übrigens im Gegentheil eine Begünstigung der weiblichen Linie, weil
e Abstammung aus der Familie sicherer sei.

Agnes, die Heilige, eine Jungfrau von hoher Schönheit, wurde in der Christenverfolgung
ter Diocletian, weil sie sich weigerte, den Gelüsten des röm. Prätors zu willfahren, in ein öf-
ntliches Haus gebracht, wo der Erste, der sie zu berühren wagte, Namens Symphronius, das
sicht verloren haben soll, das sie ihm jedoch auf seiner Freunde Bitten zurückgab. Diesen
oment hat Tintoretto in einem trefflichen Gemälde aufgefaßt, während Domenichino die
ilige im Augenblicke ihrer Hinrichtung darstellte. Als sie, zum Feuertod verurtheilt, der
rmbe nach, von den sie umspielenden Flammen verschont blieb, mußte sie den Märtyrertod
rch Schwert sterben. Die Agneskirche auf Piazza Navona in Rom enthält ein berühmtes
asrelief aus der Geschichte der Heiligen von Algardi. Ihr Sinnbild ist ein Lamm. In einer
ldern, vor Porta Pia gelegnen Agneskirche werden am 21. Jan., dem Feste der Heiligen,
Lämmer geweiht, aus deren Wolle man die Pallien zur Investitur der neuen Bischöfe webt.

Agnes, Gräfin von Orlamünde, von der die Sage geht, daß sie noch jetzt, als Weiße Frau
) erscheinend, dem preuß. Königshause bedeutende Ereignisse in demselben andeute, stammte
s dem 1248 erloschenen herzogl. Geschlechte von Meran. Sie war die Gemahlin des Gra-

fen Otto von Orlamünde, mit dem sie zwei Kinder zeugte. Nach dem Tode desselben, 129
entspann sich zwischen ihr und dem Burggrafen von Nürnberg, Albrecht dem Schönen, ei
Liebesverhältniß, welches die traurigsten Folgen hatte. Da nämlich ihr Anbeter geäußert, un
vier Augen seien Schuld, daß eine Verheirathung zwischen ihm und ihr nicht stattfinden kön
ermordete sie ihre eigenen Kinder, ward aber wegen dieser Frevelthat von Albrecht verlass
Sie starb zu Hof im Gefängniß.

Agnes (von Östreich), die Tochter Kaiser Albrecht's I., **geb. 1280**, Gemahlin des Köni Andreas III. von Ungarn, mit dem der arpadische Mannsstamm 1301 erlosch, hat ihren N men hauptsächlich durch Leidenschaftlichkeit und Grausamkeit, mit welcher sie nach der Erm dung ihres Vaters (1. Mai 1308) gegen Diejenigen verfuhr, welche mit den Mördern desselb nur in irgend einer, wenn auch noch so entfernten Beziehung gestanden hatten, auf die Nac welt gebracht. An 1000 Menschen wurden, blos weil sie Verwandte der Mörder waren, v A. und Albrecht's Witwe, Elisabeth, dem Tode übergeben. Sie starb 1354, nach Andern 136

Agnesen-Rollen ist eine von der Agnes in Molière's „L'école des femmes", nicht vo Agnus, d. h. Schaf oder Lamm, abzuleitende Bezeichnung für die weiblichen naiven Rolle das Rollenfach der weltunerfahrenen Landmädchen und der sogenannten weiblichen Dümm linge. In Deutschland ist der Ausdruck seit Kotzebue's „Indianer in England" veraltet und d Name Gurli-Rollen an seine Stelle getreten.

Agnesi (Maria Gaetana), eine seltene Zierde ihres Geschlechts, geb. zu Mailand 16. M 1718, war die Tochter des Don Pedro di A., eines Lehnsvasallen zu Monteveglia. Schon ihrem neunten Jahre sprach sie fertig lateinisch und hielt eine Rede in dieser Sprache (gedru Mail. 1727), worin sie zu beweisen suchte, daß das Studium der alten Sprachen den Fra nicht fremd sein dürfe. In ihrem elften Jahre soll sie griechisch wie ihre Muttersprache gered haben. Mit gleicher Liebe betrieb sie die morgenl. Sprachen, auch die franz., span. und de sche; ferner Geometrie und speculative Philosophie. Scherzweise ward sie die wandelnde Pol glotte genannt. Der Vater begünstigte den Trieb der Tochter nach Gelehrsamkeit noch d durch, daß er in seinem Hause gelehrte Gesellschaften versammelte, bei denen die Tochter, reich Schönheit wie an Talenten, die Unterhaltung leitete, indem sie philosophische Sätze vortrug u vertheidigte, die ihr Vater theilweise in den „Propositiones philosophicae" (Mail. 173 im Druck erscheinen ließ. Seit ihrem zwanzigsten Jahre widmete sie sich insbesondere eifrig Mathematik, schrieb eine ausgezeichnete Abhandlung über die Kegelschnitte, die aber nicht Druck erschienen ist, und gab dann die „Instituzioni analitiche" (2 Bde., Mail. 174 franz. von d'Antelmy, Par. 1775; engl. von Colson, Lond. 1801) heraus, die ihren Ruf sehr hoben, daß sie in ihrem zweiunddreißigsten Jahre vom Papst Benedict XIV. an Stelle ihres erkrankten Vaters zum Professor der Mathematik an der Universität zu Bolog ernannt wurde. Ihre heitere Lebensansicht ging aber mit dem tiefern Studium der Mathema unter. Sie entsagte allem Umgange, trat in den strengen Orden der Blauen Nonnen, widm sich ganz der Armen- und Krankenpflege, und starb in hohem Alter 1799. — Ihre Schwest **Maria Theresia A.**, setzte mehre Cantaten und die drei Opern „Sofonisbe", „Ciro in Armeni und „Nitocri" in Musik.

Agnition oder agnosciren sagt man in der Rechtswissenschaft von dem Anerkennen ein Verhältnisses, einer Schuld u. s. w.; **Recognition** oder recognosciren wird dagegen von d Anerkennen einer Schrift, Sache und Person als Individuum gebraucht.

Agnus Dei, d. i. Lamm Gottes, eine Benennung Jesu, die sich auf einen mit Bezug auf J 53, 4 fg. gethanen Ausspruch Johannes des Täufers gründet (Joh. 1, 29). — In der rö kath. Kirche heißt Agnus Dei ein Gebet in der Messe, das vom Papst Sergius I. (688) geordnet sein soll, und in der dreimaligen Wiederholung der Worte: „O du Lamm Gott welches du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser!" besteht. Es wird dem Priester, ausgenommen bei der Messe am Charsonnabend, stets kurz vor der Communi verrichtet. Mit gleicher Formel schließen gewöhnlich auch die Litaneien. — Sodann nennt m den mit jenen Worten anfangenden Theil der musikalischen Messe das Agnus Dei, welcher w rend der Administrirung der Hostie gesungen wird. — Ferner führen auch diese Namen die lä lichrunden, Medaillen ähnlichen Plättchen aus Wachs von geweihten Osterkerzen, aus Ob tenteig, oder auch aus Silber und Gold, die auf der einen Seite das Lamm mit dem Kreuze o den heiligen Johannes, auf der andern das Bild eines Heiligen zeigen. Seit dem 14. Jah werden diese „Gotteslämmchen" vom Papste im ersten Jahre seiner Regierung und dann jedem siebenten Jahre, in der Zeit vom Osterdienstage bis zum Freitage, unter besondern Ce

monien geweiht, und am ersten Sonntage nach Ostern unter das Volk vertheilt. Ebenso gibt es noch andere Gotteslämmchen die, aus Gold und Silber gefertigt, ohne vom Papst geweiht zu sein, am Rosenkranze befestigt werden; auch heißen so kleine mit Stickereien verzierte Bilder, welche besonders Kindern umgehängt werden. In der alten christlichen Kirche erhielten Die, welche sich taufen ließen, ein kleines Bild aus Wachs, welches ein kreuztragendes Lamm vorstellte und als Amulett getragen wurde. — In der griech. Kirche nennt man Agnus Dei oder Poliriokalymma (d. i. Kelchdecke), das Tuch, welches beim Abendmahl den Kelch deckt, das Bild eines Lammes trägt, und als Sinnbild des Schweißtuches Christi betrachtet wird.

Agon heißt jeder Kampf, worin Einer dem Andern es zuvorzuthun sucht; besonders wurden aber Agônes die Kampfspiele der Griechen genannt, welche man bei gewissen Feierlichkeiten im Ringen, Kämpfen, in der Musik, in der Dicht-, Tanzkunst u. s. w. veranstaltete, und wobei Kampfrichter, Agonotheten genannt, auf Gesetze und Herkommen halten, vorfallende Zwistigkeiten schlichten, den Sieg zuerkennen und den Preis vertheilen mußten. Die berühmtesten dieser Kampfspiele waren die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen.

Agonie heißt in der ärztlichen Sprache der Todeskampf, d. h. eine Reihe von Symptomen, welche bei Sterbenden das allmälige Erlöschen der Nerventhätigkeit, besonders in den Athmungswerkzeugen, bezeichnen. Dahin gehört besonders das stoßweise Einathmen, das Röcheln des in den Luftwegen auf- und absteigenden Schaums, welchen der Sterbende auszuhusten vergißt oder unfähig wird; ferner das Erkalten der Hände und Füße, das Verfallen des Gesichts, oft auch Zeichen von Unruhe, Beklemmung, Herumwerfen, Krämpfe, Irrereden, Flockenlesen mit den Fingern u. dgl. m.

Agonistiker, d. h. Streiter (Christi), nannte sich im 4. Jahrh. im nördlichen Afrika eine Schar schwärmerischer Asceten, die Feinde der Arbeit, der Ehe, aber auch des neu geordneten Mönchsthums waren. Sie bestanden meist aus fanatischen Bauern, zeigten sich äußerst roh, und schweiften unter den Hütten der Landbevölkerung (deshalb Circumcelliones genannt) umher, wobei sie bettelten und oft mit den Märtyrertod suchender Rücksichtslosigkeit die heidnischen Götzenbilder zerstörten. Freiwilliger Tod durch Feuer, Wasser, Felssturz war sehr häufig unter ihnen. Ihr Fanatismus wurde dem Christenthume selbst im hohen Grade gefährlich, als sich in Afrika der donatistische Streit entspann. Begreiflich der strengern Partei der Donatisten (s. d.) zugehörig, und von deren Predigern, wie es scheint, aufgestachelt, überfielen die A. Nachts, mit großen Stöcken, bald sogar mit andern Waffen ausgerüstet, die kath. Geistlichen, plünderten sie aus, mishandelten sie grausam, und zwangen die Gläubiger die Schulden und die Herren ihre Knechte freizugeben. Gegen sie aufgebotene Militärmacht vermochte nicht, sie völlig zu unterdrücken. Sie suchten den Tod, der sich ihnen im Heiligenschein verklärte. Erst mit dem Hereinbruche der Vandalen verloren sich die A. völlig.

Agos-Potămos, d. h. Ziegenfluß, im Thrazischen Chersonnes, ist berühmt durch die Seeschlacht 405 v. Chr., in welcher Lysander mit 150 Schiffen die 180 Schiffe zählende Flotte der Athener vernichtete.

Agosta (Augusta), feste Stadt auf der Ostküste der Insel Sicilien, südlich am Cap Santa-Croce, nördlich von Siragosa, mit einem sicheren und bequemen Hafen, dessen Eingang durch ein Castell geschützt wird. Der Ort zählt 12000 E., die Seesalz für die Ausfuhr bereiten und Handel mit Wein, Baumöl, Flachs und Sardellen treiben. Im J. 1676 wurde hier die unter dem Prinzen von Montesarchio und dem Admiral Ruyter vereinigte span.-holl. Flotte von dem franz. Admiral Duquesne geschlagen, wobei Ruyter blieb. Im J. 1693 zerstörte ein Erdbeben die Stadt.

Agra, Name einer großen Provinz, eines Districts und einer Stadt in Hindostan. Die Provinz zwischen 25 und 28° n. Br., ist im N. von Delhi, im S. von Malwa, im O. von Audh und Allahabad, im W. von Adschmir umgeben. Der nordöstliche Theil besteht aus einer baumlosen Hochebene, der südwestliche ist gebirgig, hier und da mit Moorgegenden (Dschangel) durchzogen. Die vorzüglichsten Flüsse sind der Ganges, die Dschamnah (Jumna) und der Tschambal (Chumbul). Baumwolle ist ein Haupterzeugniß, das jetzt, wo sich England von dem Product Nordamerikas unabhängig machen will, mit großer Sorgfalt gepflegt wird. Das Duab (Zwischenflußgebiet zwischen der Dschamnah und dem Ganges) ist wie ein Garten anzuschauen; neben Baumwolle wird von hier noch Indigo und Zucker in großen Massen ausgeführt. Die vorzüglichsten Städte sind Agra, Alwar, die Hauptstadt des Radscha von Mathcherry, Bhartpur, der Hauptort der Dschat, Mathura, Kanodsch, Gwalior, Gohud, Kalpi und Farrachabad. In dieser Provinz und den benachbarten Gegenden scheint der Mittelpunkt der Entwickelung des brahmanischen Lebens gewesen zu sein; sie heißen auch vorzüglich Madhjadesa

(Mittelland), und das Land der göttlichen Weisen. Jetzt noch gibt es eine Menge heiliger Orte, zu denen zahlreiche Pilger wandern. — Die Stadt Agra gilt für den Geburtsort des Wischnu unter dem Namen des Rama, dessen Thaten in dem ersten Epos der Hindu, dem Ramayana berichtet werden. Unter dem Großmogul Akber (1556—1605) war sie Residenz und Mittelpunkt seines großen, blühenden Reichs. In der Nähe ist das prächtige Mausoleum Akber's. Nach der Auflösung des Mongolenreichs kam Agra in die Hände der Mahratten, denen es die Engländer 1803 entrissen. A. wurde nun wieder der Hauptort der Militärbehörden des Kreises, und 1833 für die nordwestlichen Provinzen des angloind. Reichs zur Residenz einer neuen Präsidentschaft erhoben. Zur Verminderung der Kosten setzte man indessen 1835 blos einen stellvertretenden Statthalter (lieutenant-governor) ein, der vom Oberstatthalter auf eine bestimmte Zeit ernannt wird.

Agraffe nennt man eine Vorrichtung, welche zum Festhalten oder Verbinden von Gewändern, Gardinen u. dgl. bestimmt ist. Sehr oft dient sie mehr zum Schmuck als zum Bedürfniß und wird in solchen Fällen meist aus edlen Metallen, Juwelen u. dgl. gearbeitet. Auch versteht man unter Agraffe ein Ornament, welches mehre architektonische Glieder zusammenzufassen und zu vereinigen scheint, wie z. B. am Schlusse eines Bogens oder Gewölbes, einer Thüre u. s. w. Auch ein chirurgisches Instrument führt diesen Namen.

Agram (kroat. Zagor; ungar. Zagrab), das südwestliche Comitat Kroatiens. Dasselbe ist von den kroat. Comitaten Warasdin und Kreutz, vom kroat. Litorale und der Militairgrenze umschlossen, stößt im S. mit theils sehr fruchtbaren, theils morastigen Ebenen an das linke Ufer der Sau, und wird nördlich von den Südabfällen und Verzweigungen des Warasdiner Gebirges erfüllt. Es umfaßt 31¼ QM., und zählt, ohne Adel und Geistliche, mehr als 71,000 meist kath. E., die in 1 Stadt, 1 Marktflecken, 279 Dörfern und 7675 Häusern wohnen. Der Winter dauert hier selten über 2½ Monat. — An der Südseite, am Fuße des starkbewaldeten Szelma-Gebirges liegt Agram, die Hauptstadt des Königreichs Kroatien und des Comitats, unweit der Sau, unter 45° 35′ n. Br. und 33° 45′ ö. L. König Bela IV. erhob A. 1266 zu königl. Freistadt, weil es ihm gegen die Tataren beigestanden. Der Bach Medveschons theilt die Stadt in drei Theile, deren jeder unter anderer Gerichtsbarkeit steht: in die eigentliche Freistadt oder obere Stadt, auf zwei Bergen erbaut; die Capitelstadt oder untere Stadt, die dem Domcapitel gehört; die bischöfliche Stadt unter bischöflicher Gerichtsbarkeit. Der Ort zählt 11300 E., größtentheils Kroaten, die einen nicht bedeutenden Activhandel mit Holz, Korn und Taback treiben. Die Freistadt ist der schönste und modernste Theil, vielfach bereits mit ital. Dächern versehen, und besitzt an größern Gebäuden, die Domkirche, das Comitats- und Rathhaus und den Ständepalast. A. ist Sitz des Banus (Statthalters) von Kroatien, der Banattafel, der Gerichtstafel für Kroatien und Slavonien u. s. w., des Militär-Generalcommandos von Kroatien und eines kath. Bischofs. Auch befinden sich hier eine königl. Akademie mit öffentlicher Bibliothek, ein Seminar und mehre andere Collegien.

Agrarische Gesetze oder **Ackergesetze** nannte man bei den Römern (die übrigens die sogenannten Servituten des germanischen Rechts nicht kannten, wol aber das Sklaventhum besaßen) nur Gesetze, welche eine gleichere und gesetzmäßigere Vertheilung der zum Übergange in den Besitz der Bürger bestimmten Staatsländereien bezweckten, da bei frühern Vertheilungen die Patricier entweder direct begünstigt worden waren, oder doch die Vortheile ihrer Stellung benutzt hatten, allmälig den besten Theil an sich zu ziehen. Jeder Antrag auf agrarische Gesetze erregte allemal den heftigsten Widerstand der herrschenden Aristokratie, und sie kosteten z. B. den beiden Gracchen (s. d.) das Leben. In neuerer Zeit hat man die Bezeichnung agrarische Gesetze auf alle die Entfesselung des Bodens und eine derartige Gestaltung seiner Rechtsverhältnisse, welche bei seiner Bestellung nur den wirthschaftlichen Gesichtspunkt gelten läßt, bezweckenden Maßregeln ausgedehnt. Es gehören hierher die Maßregeln, welche freie Theilbarkeit und Vereinbarkeit der Güter vermitteln, welche darauf hinführen, daß überall volle und freie Eigenthümer den Boden bebauen, welche ihn aus der todten Hand bringen wollen, welche Gemeinheitstheilungen, Ablösung von Zehnten, Frohnden und Dienstbarkeiten, Zusammenlegung der Felder u. s. w. bezwecken. Viel ist, besonders seit der Französischen Revolution, in diesem Gebiete geschehen. Es ist aber nicht zu leugnen, daß sich gegen manche hier einschlagende Reformen starke Reactionen erhoben haben, die sich zuletzt darauf gründen, daß auch bei dem Grundeigenthum der wirthschaftliche Gesichtspunkt nicht immer der einzige ist, den der Staat ins Auge zu fassen hat. Namentlich gilt dies von der Frage der Dismembration der Güter. (S. übrigens **Frohnden, Zehnten, Ablösung der Grundlasten, Dismembration** u. s. w.)

Agraviados nannten sich Unzufriedene von absolutistischer Färbung. Dieselben zeigten sich seit dem Nov. 1826, zunächst auf Anlaß der portug. Wirren, aber insgeheim unterstützt von der apostolischen Partei und selbst von dem Generalcapitän in der span. Provinz Catalonien, Gräfen d'Espagna, und brachen im Aug. 1827 in offenen Aufstand aus. Sie verlangten Herstellung der Inquisition u. s. w. Ihr Heer stieg bis auf 14000 Mann. König Ferdinand VII. schritt persönlich gegen sie energisch ein, sodaß die Apostolischen sich vor ihm zurückzuziehen für gut fanden, und der Aufstand vereitelt ward. Die Rebellen wurden in mehren Gefechten zersprengt, und theils hingerichtet, theils deportirt; zum Theil auch flüchteten sie in die Gebirge oder nach Frankreich. Einzelne Banden beunruhigten das Land noch, als Ferdinand, den diese Sache bis in den Aug. 1828 in Catalonien beschäftigt hatte, nach Madrid zurückgekehrt war.

Agricŏla (Cnejus Julius), ausgezeichnet als Staatsmann und Feldherr, geb. 40 n. Chr., war 77 unter dem Kaiser Vespasian röm. Consul und hierauf Statthalter in Britannien, das er zuerst umschiffen ließ. Er befestigte die röm. Herrschaft in Britannien und erweiterte sie bis an das caledonische Hochland, das er zu unterwerfen im Begriff war, als er von dem argwöhnischen Domitian abgerufen ward. Er starb im J. 93. Seine Lebensbeschreibung, verfaßt von Tacitus, seinem Eidam, hat Walch mit Übersetzung, Anmerkungen und einer Abhandlung über die Kunstform der alten Biographie herausgegeben (Berl. 1828).

Agricŏla (Georg), eigentlich Bauer, geb. zu Glauchau 24. März 1490, gest. in Chemnitz 21. Nov. 1555, war der erste denkende Mineralog der Deutschen. Mit Glück ging er bei dieser praktischen Wissenschaft nicht von der Praxis zur Theorie, sondern von der Theorie zur Praxis über. Großes hat er für dieselbe geleistet. Freilich über die Vorurtheile seiner Zeit vermochte auch er sich nicht zu erheben, wie er denn offen zu dem Glauben an ein feindliches Einwirken der Gnomen unter der Erde sich bekennt. Nachdem er 1518—22 Rector der Schule zu Zwickau gewesen, ging er nach Leipzig, um Medicin zu studiren, und dann nach Italien. Nach seiner Rückkehr wendete er sich 1527 als praktischer Arzt nach Joachimsthal in Böhmen und 1531 nach Chemnitz, wo er sich nun ganz der Bergbaukunde widmete. Überzeugt von den großen Schätzen, die Sachsen in seinem Innern bewahre, bemühte er sich, jedoch vergebens, die sächs. Fürsten davon zu überzeugen. Kurfürst Moritz gab ihm für seine Bemühungen eine Pension und freie Wohnung in Chemnitz, wo er später Stadtphysikus und Bürgermeister ward. Durch seine Rückkehr zur kath. Kirche machte er sich so verhaßt, daß ihm bei seinem Tode die Beerdigung verweigert wurde und sein Leichnam nach Zeitz abgeführt werden mußte. Unter seinen Schriften sind die wichtigsten: „De ortu et causis subterraneorum" (Bas. 1546 und 1558), „De re metallica" (Bas. 1561) und „De mensuris et ponderibus Romanorum atque Graecorum" (Bas. 1533 und 1550). Seine „Mineralogischen Schriften" übersetzte Lehmann (4 Bde., Freib. 1806—13), und den „Bergmannus, oder Gespräche über den Bergbau" Schmidt (Freib. 1806). Vgl. Becher, „Die Mineralogen G. Agricola und A. G. Werner" (Freib. 1820).

Agricŏla (Joh.), eigentlich Schnitter oder Schneider, nach seiner Vaterstadt auch der Magister von Eisleben (Magister Islebius) und Joh. Eisleben genannt, geb. 10. April 1492, gehört zu den thätigsten und um die Einführung der protest. Lehre und Kirche verdientesten Theologen. Er studirte zu Wittenberg und Leipzig, wurde 1525 von Luther, der ihn wegen seiner Kenntnisse und Talente schätzte, nach Frankfurt a. M. geschickt, um auf den Wunsch des dortigen Magistrats den protest. Gottesdienst daselbst einzurichten, und lebte nach seiner Rückkehr als Lehrer und Pfarrer zu Eisleben bis 1536. Im J. 1537 war er akademischer Lehrer zu Wittenberg, wo der schon früher angefangene antinomistische Streit mit Melanchthon und Luther offen ausbrach. (S. **Antinomismus**.) Neben einem allerdings nicht abzuleugnenden tiefern theologischen Bedürfniß brachte ihn doch vornehmlich, wie es scheint, die ihm im Allgemeinen eigene Ehrsucht und Ruhelosigkeit zu diesem Streite. Die daraus entspringenden Händel trieben ihn 1538 nach Berlin, wo er, dem stürmisch angreifenden Luther gegenüber, haltungslos und von äußerer Noth gebeugt, einen nie völlig ernst gemeinten Widerruf schrieb, und nach der Erfüllung dieser Bedingung an dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg einen Beschützer fand, der ihn zum Hofprediger und Generalsuperintendenten ernannte. Er starb zu Berlin 22. Sept. 1566, nachdem er für die Verbreitung der protest. Lehre in den brandenburgischen Landen vielfach thätig gewesen, aber durch seine Antheilnahme an der Fertigung des Augsburger Interim (s. d.) noch verhaßter geworden war, als vorher durch seine antinomistischen Lehren. Nächst sehr vielen theologischen Schriften besitzen wir von ihm ein echtes Nationalwerk: „Die gemeinen deut-

schen Sprüchwörter mit ihrer Auslegung" (Hagenau 1529; vollständigste, aber etwas veränderte Ausgabe, Wittenb. 1592). Patriotischer Sinn, kräftige Moral und kernhafte Sprache weisen diesem Buche eine der ersten Stellen unter den deutschen Werken jener Zeit an. A.'s Schriften sind sehr selten; Kordes hat sie (Altona 1817) möglichst vollständig verzeichnet.

Agricŏla (Joh. Friedr.), einer der größten Orgelspieler und gewandtesten musikalischen Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. 4. Jan. 1720 zu Dobitschen im Altenburgischen, studirte in Leipzig anfangs die Rechte, dann unter Seb. Bach die Musik. Sein Intermezzo „Filosofo convinto" veranlaßte 1750 seine Anstellung am Theater zu Potsdam, wo er sich mit der berühmten Sängerin Molteni vermählte. Nach Graun's Tode wurde er 1759 Director der Kapelle Friedrich's II., welche ehrenvolle, aber sehr schwierige Stellung er bis zu seinem Tode (1774) behauptete. A. hat mehre Opern geschrieben; gedruckt in Partitur ist der 21. Psalm. Seine Übersetzung der „Anleitung zur Singkunst" von Tosi (Berl. 1757), die durch seine Anmerkungen sehr viel gewann, ist ein gründliches Werk, das eine deutliche Erklärung der alten Solmisation liefert. Auch Adelung's „Musica mechanica" verdankt ihm gute Zusätze.

Agricŏla (Martin), einer der Ersten, welche in Deutschland die Tabulatur mit den jetzt üblichen Noten vertauschten, geb. zu Sorau um 1486, gest. 10. Juni 1556, war nach der Reformation der erste Cantor und Musikdirector in Magdeburg. Er hatte sich nicht nur in der Musik, sondern auch in den alten Sprachen treffliche Kenntnisse erworben. Wie überhaupt seine Schriften zur Kenntniß der damaligen Musik sehr schätzbar sind, so ist es vorzüglich für die Geschichte der Instrumente seine „Musica instrumentalis" (Wittenb. 1529; 2. Aufl. 1545), da die Zeichnungen in derselben viel besser sind als im Werke des Prätorius.

Agricŏla (Rud.), eigentlich Rolef Huysmann, d. i. Hausmann, welchen Namen er selbst nach der Sitte der damaligen Zeit latinisirte, nach seinem Vaterlande Frisius, auch Rudolfa Groningen, und nach dem Augustinerkloster Silo, wo er sich einige Zeit aufhielt, Rudolf von Ziloha genannt, war im Aug. 1443 in dem Dorfe Baflo bei Gröningen geboren. Zuerst Zögling des Thomas a Kempis zu Zwolle, ging er dann nach Löwen, hierauf nach Paris, und von da nach Italien, wo er 1476 und 1477 zu Ferrara und Pavia die berühmtesten Gelehrten jener Zeit hörte. Hier schloß er den engen Freundschaftsbund mit Dalberg, dem nachherigen Bischofe von Worms. Er war der erste Deutsche, der in Italien in öffentlichen Reden und Vorlesungen sich nicht allein durch Gelehrsamkeit, sondern auch durch Schönheit des Ausdrucks und Feinheit der Aussprache auszeichnete und allgemeine Bewunderung erregte. Zugleich erwarb er sich den Ruf eines gründlichen Kenners der Musik, und seine Lieder wurden in ganz Italien gern gehört und gesungen. Nach Deutschland zurückgekehrt, suchte er mit Hülfe seiner ehemaligen Mitschüler und gelehrten Freunde, von denen Rud. Lange und Alex. Hegius besonders zu nennen sind, Deutschland in Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit zu heben. Mehre Städte in Holland wetteiferten vergebens miteinander, ihn durch Übertragung eines öffentlichen Amtes zu gewinnen, und auch die glänzenden Anträge, die ihm am Hofe des Kaisers Maximilian I., wohin er in Angelegenheiten der Stadt Gröningen ging, gemacht wurden, konnten ihn nicht bestimmen, seiner Unabhängigkeit zu entsagen. Endlich folgte er 1483 der Einladung Dalberg's, der jetzt Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz und Bischof von Worms war, und ging nach der Pfalz, wo er abwechselnd in Heidelberg und Worms theils seinen Studien lebte, theils öffentliche Vorlesungen hielt und die allgemeinste Achtung genoß. Er zeichnete sich auch als Maler aus, und um Theologie zu studiren erlernte er noch 1484 mit großem Eifer die hebr. Sprache. Noch einmal ging er 1484 mit Dalberg nach Italien, und starb 28. Oct. 1485 kurz nach seiner Rückkehr nach Deutschland. Sein Ruhm gründete sich mehr auf sein persönliches Wirken. Seine Schriften in lat. Sprache, die weder so zahlreich noch von so großer Bedeutung sind als die mehrer seiner gelehrten Zeitgenossen, wurden erst durch Alard (2 Bde., Köln 1539) ziemlich vollständig herausgegeben. Vgl. Tresling, „Vita et merita Rud. A." (Gröning. 1830).

Agricultur heißt im Allgemeinen die gesammte Landwirthschaft, im Besondern aber der eigentliche Ackerbau (s. d.). Zuweilen auch wird unter dem Begriff Agricultur nur der Feldbau oder die Cultur des pflügbaren Bodens verstanden, im Gegensatz zu Wiesenbau, Gartenbau u. s. w.

Agriculturchemie oder Ackerbauchemie wird derjenige Theil der angewandten Chemie genannt, welcher die wissenschaftliche Grundlage der gesammten Theorie des Ackerbaus oder die Lehre von dem Stoffwechsel in Bezug auf die Landwirthschaft in sich begreift. Der Zweck der Agriculturchemie besteht 1) in der Aufsuchung, Bestimmung und Erklärung alles Dessen, wodurch der Boden mit Berücksichtigung der örtlichen und klimatischen Verhältnisse zum größtmöglichen Ertrage gebracht wird; 2) in der Angabe und Erklärung derjenigen Stoffmetamorpho-

fen, durch welche in der Verwerthung der rohen Bodenproducte ihrem Besitzer der denkbar größte Nutzen erwächst. Die Agriculturchemie beschäftigt sich daher nicht allein mit der Untersuchung des Bodens und seiner Producte, des Düngers und der Wirkungsweise desselben, der Bestandtheile der nutzbaren Urstoffe, des Vorgangs der Pflanzenernährung, des Wachsthums und Fettwerdens des Thierkörpers u. s. w., sondern sie soll sich auch auf die sogenannten landwirthschaftlich-technischen Gewerbe (Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Essigfabrikation u.s.w.) erstrecken. Diese Ausdehnung wird ihr aber in den Lehrbüchern selten gegeben, vielmehr werden jene Gewerbe in einer eigenen Gährungschemie abgehandelt. Die Agriculturchemie ist eine noch ganz neue Wissenschaft, und hat erst im letzten Jahrzehnd die große Bedeutung erhalten, welche sie beanspruchen darf, nämlich von dem Augenblick an, in welchem sie Hand in Hand mit der Pflanzenphysiologie vorwärts zu schreiten begann. Zwar waren schon um die Mitte des 17. Jahrh. von Gledisch, Helmont, Boyle Anfänge zur Grundlage dieser Wissenschaft gemacht, denen sodann später Duhamel, Wallerius u. A. folgten; allein die Agriculturchemie tritt einigermaßen selbständig erst im zweiten Jahrzehnd des 19. Jahrh. auf, als ihr Gründer, der berühmte Sir Humphry Davy 1813 seine „Elements of agricultural chemistry" (Lond. 1815; deutsch, Berl. 1814) veröffentlichte, deren Vorläufer allerdings schon Saussure's geniale „Recherches chimiques" gewesen waren. Nach ihm trat Chaptal auf, in „La chimie appliquée à l'agriculture" (Par. 1824; deutsch von Eisenbach, 2 Bde., Stuttg. 1824), dessen Nachfolger in Deutschland Zierl („Agriculturchemie", Münch. 1830) und Sprengel („Bodenkunde und Chemie für Landwirthe", 2 Thle., Gött. 1831—32) waren. Jedenfalls der genialste aller frühern Bearbeiter dieses Feldes war aber Schübler in den „Grundsätzen der Agriculturchemie" (2. Aufl., 2 Thle., Lpz. 1838), dessen gründliche Untersuchungen dauernden Werth behalten und heute noch vielen Arbeiten zur Grundlage dienen müssen. Payen's „Chimie industrielle" (deutsch von Hartmann und Meerfels, 9 Bde., Quedl. 1838—40) behandelte mehr den technischen Theil der Agricultur. Im J. 1840 erschien Liebig's berühmtes Werk „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" (6. Aufl. Braunschw. 1846) zum ersten male, und bald darauf Boussingault's „Économie rurale" (Par. 1843; deutsch von Graeger, 2 Bde., Halle 1844—45). Von dem Erscheinen dieser beiden Werke an datirt sich eine neue Epoche der Agriculturchemie, welche von nun an als positive Wissenschaft, als wirkliches Fundament der ganzen Landwirthschaftslehre auftrat. Beide Männer und ihre geistvollen Hypothesen wurden, namentlich aber Liebig wegen seiner schroffen Form, von Empirikern und Halbwissern vielfach angegriffen; allein weder Löwig, Meißner und Hlubeck, noch Dumas, Johnson u. A. vermochten den Werth der Leistungen im Allgemeinen zu beeinträchtigen. Abgesehen von der über diesen Gegenstand erwachsenen großen Streitliteratur, sind seitdem eine Menge von Werken über Agriculturchemie erschienen; Beweis genug, daß Sinn und Bedürfniß dafür vorhanden sind. Von denselben führen wir zur Vervollständigung an: Mulder, „Versuch einer physiologischen Chemie" (Heidelb. 1844); Babo, „Anleitung zur chemischen Untersuchung des Bodens" (Frkf. 1843); Bruhn, „Lehrbuch der Chemie in Bezug auf die Landwirthschaft" (Dresd. und Lpz. 1842—44); Solly, „Rural chemistry" (Lond. 1843; deutsch, Berl. 1844); Johnston, „Catechism of agricultural chemistry and geology" (Lond. 1845); Petzholdt, „Die Agriculturchemie in populären Vorlesungen" (2. Aufl., Lpz. 1846); Schulze, „Lehrbuch der Chemie für Landwirthe" (Bd. 1, Lpz. 1846); Johnston, „Lectures on agricultural chemistry" (Lond. 1847); Fresenius, „Lehrbuch der Chemie für Landwirthe" (Braunschw. 1847); Göbel, „Agriculturchemie" (Erlang. 1850); Hamm, „Katechismus der Ackerbauchemie, Bodenkunde und Düngerlehre" (2. Aufl., Lpz. 1850); Schubert, „Handbuch der Forstchemie" (Lpz. 1848).

Agricultursystem, dasjenige staatswirthschaftliche System, welches in den Grund und Boden die einzige Quelle des Nationaleinkommens und des allgemeinen Wohlstandes setzt. (S. Physiokratisches System.)

Agrigent (griech. Akragas), jetzt Girgenti, auf der Südküste Siciliens, von einer Colonie aus Rhodus gegründet (582 v. Chr.), war in den frühesten Zeiten eine der bedeutendsten Städte Siciliens. Erst frei, dann unter Tyrannen, soll sie in ihrer Blütezeit 800000 E. gezählt haben. Von den Karthagern 405 gänzlich zerstört und unterjocht, hob sich die Stadt doch sehr bald wieder. In den Punischen Kriegen mußte sie sich den Römern unterwerfen. Von 825—1086 n. Chr. war sie im Besitz der Sarazenen, worauf sie von Graf Roger erobert wurde. Die Stadt zählt jetzt etwa 15000 E., hat viele und großartige Ruinen aufzuweisen, die in der prächtigen Be-

leuchtung des südlichen Himmels einen unerschöpflichen Stoff zu malerischer Darstellung bieten. Am besten erhielt sich der Tempel der Concordia, dem nur das Dach und ein Theil des Frontons fehlen; am großartigsten ist der Tempel des Jupiter, 340 F. lang, 120 F. hoch und 60 F. breit, der zur Zeit der Zerstörung noch nicht vollendet gewesen zu sein scheint. Auch von den Tempeln der Juno Lucina, des Hercules und Askulap finden sich noch ansehnliche Ruinen.

Agrionia hieß ein Fest zu Ehren des Bacchus, welches zu Orchomenos in Böotien von Frauen und den Priestern des Gottes bei Nacht gefeiert wurde. Es bestand darin, daß man den Bacchus als einen Entflohenen lange Zeit suchte, das Suchen aber endlich aufgab, da er zu den Musen entflohen sei und sich bei ihnen versteckt habe. Hierauf versammelte man sich zu einem Mahle und unterhielt sich am Schlusse desselben mit Lösen von Räthseln; daher Agrionien eine Sammlung von Räthseln, Charaden u. s. w. Noch zu erwähnen ist, daß bei diesem Feste die Jungfrauen, welche aus dem Geschlechte des Minyas stammten, von einem Priester mit gezogenem Schwerte verfolgt wurden, und dieser Diejenige tödten durfte, welche er einholte, zur Erinnerung an eine alte Sage, nach der einst die Töchter des Minyas in bacchantischer Wildheit ihre eigenen Kinder geschlachtet und verzehrt hatten.

Agrippa (Marcus Vipsanius), geb. 63 und gest. 12 v. Chr. Obgleich nicht von vornehmer Geburt, schwang er sich durch Talente schnell empor. Er heirathete zuerst Marcella, die Nichte, dann Julia, die Tochter Octavian's. Als Feldherr begründete er die Alleinherrschaft Octavian's, und befehligte die Flotte desselben in der Schlacht bei Actium (31 v. Chr.). Ausgezeichnet im Kriege und Frieden, machte er sich als Feldherr, Rathgeber und Freund des Imperators um diesen und um den röm. Staat verdient. Er war ein uneigennütziger, rechtschaffener Mann und Freund der Künste, dem Rom außer andern Verschönerungen die Wiederherstellung und den Neubau mehrer Wasserleitungen und das Pantheon verdankte. Vgl. Frandsen, „Marcus Vipsanius A." (Altona 1836).

Agrippa (Cornelius Heinr.) von Nettesheim, ein als Schriftsteller, Arzt und Philosoph merkwürdiger Gelehrter, der große Talente und ausgezeichnete Kenntnisse mit Großsprecherei, Ruhmsucht und Geheimnißkrämerei vereinigte, war zu Köln 1486 geboren. Ganz im Geiste seiner Zeit führte er ein abenteuerliches und unstetes Leben. Seit 1509 als Lehrer der Theologie zu Dôle in Franche-Comté angestellt, erregte er durch seine Vorlesungen großes Aufsehen, reizte indeß durch seine derbe Satire die Mönche gegen sich auf und mußte, der Ketzerei beschuldigt, Dôle verlassen. Hierauf lehrte er einige Zeit in Köln Theologie, beschäftigte sich aber gleichzeitig mit Alchemie und machte dann eine Reise nach Italien, wo er unter Maximilian I. Kriegsdienste nahm und als Hauptmann zum Ritter geschlagen wurde. Nachher ward er Doctor der Rechte und der Medicin und hielt zu Pavia Vorträge, bis er, mit Schulden belastet, nach Casale flüchtete. Nach einiger Zeit nahm er die Stelle als Syndicus zu Metz an; doch schon 1520 war er wieder in Köln, weil er durch die Vertheidigung einer Hexe die Inquisition und die Mönche in Metz gegen sich aufgeregt hatte, und als ihn die Letztern auch in Köln verfolgten, ging er nach Freiburg in der Schweiz, wo er nun als Arzt prakticirte. Im J. 1524 wendete er sich wieder nach Metz und gewann hier einen solchen Ruf, daß ihn die Mutter König Franz's I. zu ihrem Leibarzt wählte. Da er den Ausgang des Feldzugs, welchen Franz I. 1525 nach Italien unternahm, nicht prophezeien wollte, wurde er seiner Stelle entlassen und ging nach den Niederlanden. Hier schrieb er sein berühmtes Buch „De incertitudine et vanitate scientiarum" (Köln 1527), eine beißende Satire auf den damaligen Zustand der Wissenschaften. Deshalb bei Karl V. angeklagt, wurde er wieder flüchtig und kehrte nach Lyon zurück. In Folge des in Frankreich noch nicht erloschenen Hasses gegen ihn hier verhaftet, gelang es doch seinen Freunden, ihn frei zu machen, worauf er nach Grenoble ging, wo er 1535 starb. A. war ein heller Kopf, und hatte das Verdienst, manches Vorurtheil seiner Zeit glücklich bekämpft zu haben. Mit der oben erwähnten Schrift steht sein Buch „De occulta philosophia" (Köln 1533), welches das folgerechteste System der Kabbala enthält, in directem Widerspruche. Die vollständige Sammlung seiner Schriften erschien zu Lyon in zwei Bänden ohne Angabe des Jahres (um 1550).

Agrippina hieß die Gemahlin des Kaisers Tiberius, der sich von ihr trennen mußte, um die Augustus Tochter, Julia, nach dem Tode ihres ersten Gemahls Agrippa, zu heirathen. Da er sie indeß wirklich liebte, so wollte er sie auch nach der Trennung nicht in dem Besitze eines Andern wissen, weshalb er den Asinius Gallus, mit dem sie sich vermählt, zu ewigem Gefängniß verurtheilte. — **Agrippina**, die Tochter des M. Vipsanius Agrippa und der Julia, die Gemahlin des Cäsar Germanicus, war eine kühne und mit hohen Tugenden geschmückte Frau. Auf allen Feldzügen begleitete sie ihren Gemahl, und öffentlich verklagte sie vor Gericht den vo

Tiberius gedungenen Mörder desselben. Doch der Tyrann, der sie wegen ihrer Tugend und ihres Anhanges unter dem Volke haßte, verwies sie auf die Insel Pandataria bei Neapel, wo sie 33 n. Chr. eines freiwilligen Hungertodes starb. Von ihr finden sich im dresdener Antikencabinete vier treffliche Portraitstatuen. — Dagegen war **Agrippina**, die Tochter der Vorigen, eine der greuelhaftesten Frauen, deren die Weltgeschichte gedenkt. Bereits zum zweiten male Witwe, drang sie sich dem Kaiser Claudius, ihrem Oheim, zur Gemahlin auf, und gab dessen schon mit einem Andern verlobte Tochter ihrem Sohne Nero zur Ehe. Um denselben auf den Thron zu bringen, stürzte sie viele vornehme und reiche Römer, verdrängte den Sohn des Claudius und der Messalina, Britannicus, und vergiftete ihren Gemahl. Ihre Anmaßung brachte Nero dahin, daß er sie 59 n. Chr. von seinen Kriegsknechten erschlagen ließ. Ihre Geburtsstadt Köln ward durch sie erweitert und erhielt von ihr den Namen Colonia Agrippina.

Agronomie ist die Lehre von den Bedingungen des erfolgreichen Wachsthums der Nutzpflanzen. (S. **Ackerbau.**)

Agrypnie ist die griech. Bezeichnung für Schlaflosigkeit (s. d.). Eine besondere Form derselben ist die, wo der Kranke große Neigung zu Schlaf und Schlaftrunkenheit zeigt, ohne doch wirklich einzuschlafen. Diese Krankheit nennt man Agrypnocoma oder Coma vigil, Wachschlafsucht. Sie findet sich besonders im Typhus und wird hier auch wol Typhomanie genannt.

Agteleker Höhle, ungarisch Baradlo, d. h. dampfender Ort, eine der größten und merkwürdigsten Tropfsteinhöhlen Europas, liegt nahe beim Dorfe Agtelek, einem Grenzorte des gömörer Comitats, unweit der von Ofen nach Kaschau führenden Straße, und geht am Fuße eines Berges mit einer kaum 3½ F. hohen und 5 F. breiten Öffnung zu Tage. Sie besteht aus vielen labyrinthisch ineinander laufenden Höhlen und Klüften, von welchen viele mühselig und gefährlich, ja bei hohem Stande der darin vorkommenden fließenden Gewässer gar nicht zu besuchen sind. In jeder Höhlung finden sich mannichfache Tropfsteingebilde, welche durch ihre seltsamen Gestalten den Anlaß zu verschiedenen Benennungen, als große Kirche, mosaischer Altar, Muttergottesbild u. dgl. gegeben haben. Die größte und imposanteste, etwa 200 Schritte vom Eingange entfernte Höhle heißt der Blumengarten; sie ist 16 Klaftern hoch, 15 Klaftern breit und läuft beinahe 150 Klaftern gerade fort.

Aguado (Alexandre Maria), einer der reichsten Banquiers der neuern Zeit, geb. zu Sevilla 1784, gest. 14. April 1842, stammte aus einer jüdischen Familie. Zur Zeit des span. Unabhängigkeitskriegs kämpfte er mit Auszeichnung auf Seiten der Josefinos, stieg in der franz. Armee zum Obersten und Adjutanten Soult's, nahm aber 1815 den Abschied. Er begann hierauf zu Paris ein Commissionsgeschäft, in dem er sich schnell Vermögen erwarb, sodaß er ein Banquiergeschäft begründen konnte. Glück, Thätigkeit, Kühnheit und ein seltenes Combinationsvermögen erhoben ihn jetzt in kurzer Zeit zu einem der ersten pariser Banquiers. Einen politischen Namen erwarb er sich, indem er die span. Anleihen, namentlich die von 1823, 1828, 1830 und 1831 negociirte. Die span. Regierung gab ihm bei diesen Operationen oft eine unbeschränkte Vollmacht, die er genial zur Rettung seines Vaterlandes vom Staatsbankrott zu benutzen wußte. Ferdinand VII. verlieh ihm den Titel eines Marquis de las Marismas de Guadalquivir; auch wurden seine Dienste durch Überlassung von Bergwerken und öffentlichen Unternehmungen belohnt. Alle von seinem Hause ausgegangenen span. Papiere erhielten den Namen **Aguados**. Wiewol er nach Kräften für die Zinsenzahlung Sorge trug, vermochte er doch bei der gänzlichen Zerrüttung, in welche die span. Finanzen mit dem Bürgerkriege geriethen, den Miscredit nicht abzuhalten. Besonders ungünstig wirkte das Gerücht, daß zur Zinsenzahlung immer neue Aguados fabricirt würden. Auch die griechische Anleihe von 1834 kam durch A. zu Stande. Seit 1828 war er in Frankreich naturalisirt. Er hinterließ ein Vermögen von mehr als 60 Mill. Fr., das er zum Theil in Grundbesitz angelegt hatte. Namentlich gehörte ihm das durch seinen Wein berühmte Schloß Chateau-Margaux. Seine ausgezeichnete Gemäldesammlung veranlaßte Gavard zur Herausgabe der „Galerie Aguado" (Par. 1837—42).

Aguas-Calientes, gut gebaute Stadt und Hauptstadt des gleichnamigen Districts in der mexicanischen Provinz Zacatecas, unter 21° 52′ 50″ n. Br. und 104° 29′ 56″ w. L., am gleichnamigen Nebenfluß des Rio Grande de Santiago, in einem weiten Thal, mit 33000 E. Hier bemerkt man zuerst das milde Klima des westlichen Abhanges der Anden. Außer reichem Garten- und Feldbau ist die Wollenweberei sehr beträchtlich, und wird sogar fabrikmäßig betrieben. Für den Verkehr liegt die Stadt günstig, indem sich die große Straße von Mexico nach Sonora, und Durango, mit der von San-Luis-Potosi nach Guadalaxara kreuzt. Die Stadt hält jährlich eine große Messe, die am 24. Dec. beginnt. Die Umgegend ist reich an Thermalquellen.

Aguesseau (Henri Franç. d'), ausgezeichneter Jurist und Kanzler von Frankreich, geb. zu Limoges 1668, erhielt durch seinen Vater, welcher Intendant von Languedoc war, den ersten Unterricht und zeigte schon früh die glücklichsten Anlagen. Der Umgang mit Racine und Boileau bildete sein Talent zur Dichtkunst. Er widmete sich dem Studium der Rechte, ward 1690 Generaladvocat in Paris, und in einem Alter von 22 Jahren Generalprocurator des Parlaments. Als solcher bewirkte er viele Verbesserungen in Gesetz und Rechtspflege, und nahm sich besonders der Verwaltung der Hospitäler an. Vorzüglich wohlthätig zeigte er sich bei einer Hungersnoth im Winter 1709, wo er alle ihm zu Gebote stehende Mittel anwandte, um das Elend zu mildern. Als standhafter Vertheidiger der Rechte des Volks und der Gallicanischen Kirche verwarf er die Beschlüsse Ludwig's XIV. und des Kanzlers Voisin zu Gunsten der päpstlichen Bulle Unigenitus. Während der Regentschaft des Herzogs von Orleans wurde er 1717 Kanzler, fiel aber, weil er sich Law's Finanzsysteme widersetzte, im folgenden Jahre in Ungnade und zog sich auf sein Landgut zu Fresnes zurück. Als indeß mit dem Sturze des Law'schen Systems das allgemeine Misvergnügen ausbrach, wurde A. zur Beschwichtigung des Volks in seine vorige Würde wiedereingesetzt. Doch reichte sein wohlwollender Sinn nicht hin, die verzweifelte Lage der Dinge zu bessern. A. gab seine Einwilligung zu neuen unhaltbaren Planen, sowie dazu, daß das Parlament nach Pontoise verwiesen wurde. Später ward er, weil er sich dem Cardinal Dubois widersetzte, zum zweiten male verwiesen. Zwar erhielt er 1727 vom Cardinal Fleury die Erlaubniß, zurückzukehren; doch in sein Amt als Kanzler trat er erst 1737 wieder ein. Im J. 1750 legte er die Kanzlerstelle nieder, und starb 9. Febr. 1751. Seine Schriften (13 Bde., Par. 1759—89; neueste Ausg., Par. 1819) erschienen auch deutsch (8 Bde., Lpz. 1767).

Ägypten wird das Nilthal mit der angrenzenden Wüste von der ersten Katarakte an bis zum Mittelmeere genannt. Der Name ist griech. Ursprungs. Die einheimische Bezeichnung war Keme oder Kemi. So lautet die hieroglyphische Gruppe und das koptische Wort, welches im memphitischen Dialekte aspirirt Khemi gesprochen wurde, und so noch mehr an Cham, den Sohn Noah's, erinnert, der durch seinen Namen als Stammvater des ägypt. Volks bezeichnet werden sollte. Die ursprüngliche Bedeutung von Kemi ist hieroglyphisch und koptisch „schwarz". Es wurde demnach Ägypten als das „schwarze Land" bezeichnet, aber gewiß nicht wegen der dunkelfarbigern Einwohner oder wegen der benachbarten Neger, sondern wegen des schwarzen aufgeschwemmten Bodens im fruchtbaren Nilthale, im Gegensatze zur blendenden dürren Wüste. Die Hebräer nannten Ä. Masar oder im Dual Misraïm, und hiernach einen Sohn des Cham Misraïm; und Mudhrâya soll auch in pers. Keilinschriften Ägypten bezeichnen. Masr heißt noch jetzt das Land bei den Arabern und Masr-el-Kâhira, „die siegreiche Masr", seine Hauptstadt. Der Name Aigyptos scheint nur griech. Herkunft zu sein. Schon bei Homer wird Aigyptos genannt, und zwar nicht nur das Land, sondern noch öfter der Fluß, der erst bei Hesiod Neilos heißt. Die Türken haben den griech. Namen zu Gipt verkürzt, und Gipti heißen noch die Kopten, die ägypt. Christen, welche am unzweifelhaftesten die Nachkommen der alten Ägypter sind.

Geographische Lage und Ausdehnung. Ägypten im engern Sinne dehnt sich in der Länge von Assuan (Syene) bis an das Meer gerechnet, von 24° 6' bis 31° 36' n. Br. In der Breite gewinnt die fruchtbare Thalebene nur im Delta einige Ausdehnung, und fällt hier zwischen 27° 30' und 30° 40' ö. L. Die mittlere Breite des höhern Nilthals beträgt ungefähr 1½ M., des fruchtbaren Nilbodens nur 1 M. Die Macht der ägypt. Herrscher reichte aber meistens viel weiter als über diesen Theil des Nilthals. Sie erstreckte sich nicht nur über die angrenzenden Wüsten bis zum Rothen Meere und der Sinaihalbinsel nach O., und bis an die Libyschen Oasen nach W., sondern namentlich gegen S. weit über die erste Katarakte hinaus. Die jetzige Herrschaft des Pascha von Ä. umfaßt die Nilländer bis über die Vereinigung des Weißen und Blauen Nils, und reicht an ersterm Flusse bis über den 14°, an letzterm bis zum 11° n. Br. Die Küste des Rothen Meeres gehört ihm bis über Sauâkin (19° n. Br.), und im SW. ist ihm noch Kordifal (Kordofan) als Provinz unterthänig, welches sich bis zum 27° nach W. erstreckt. Ganz Nordafrika, bis zur Grenze der tropischen Regen, unter dem 20°—15° n. Br. trägt mit Ausnahme der durch das Seeklima fruchtbaren Küstengegenden den entschiedensten Wüstencharakter, weil die fast ganz gebirgslose felsige Hochebene weder durch Regen noch durch Quellen befeuchtet wird. Nur in einigen größern Depressionen des Bodens treten vereinzelt Quellen zu Tage und schaffen fruchtbare Oasen. Der einzige Fluß, der sich von den mittelafrik. Gebirgen nach N. wendet, ist der Nil. Abgedämmt vom Rothen Meere durch die Bergkette, deren Erhebung ohne Zweifel mit der Senkung jener langen Meeresspalte in Wechselwirkung stand, zog der gewaltige Strom seine Furche durch die afrik. Wüste, füllte sie mit dem fruchtba-

en Erdreiche, das er aus den südlichen Hochländern herabführte, und bildete so die einzige bewohnbare Länderstrecke zwischen den Hauptvölkern Afrikas und den nördlichen Continenten. Der Nil bietet die eigenthümliche Erscheinung dar, daß er von 18° bis an seinen Ausfluß, auf einem Wege von mehren hundert Meilen, nicht den kleinsten Nebenfluß oder Bach in sich aufnimmt, und auf der ganzen Strecke auch so gut wie nie durch einen Regen geschwellt wird. Das ganze Nilthal erscheint daher nur wie eine langgestreckte Oase, die bis auf ihre eigene Verlängerung nach allen Seiten hin weit und breit von der unendlichen Wüste beschlossen ist. Diese abgeschlossene Oasennatur bildete auch für das eigentliche Ä. von jeher den wesentlichsten und unterscheidendsten Grundcharakter des Landes und Volkes. Im N. ist Ä. von dem benachbarten Palästina durch eine sechstägige Wüste, und ebenso von den westlichen Küstenländern geschieden, und auch nach S. hin unterbricht das quer durchsetzende Urgestein, welches in einer Breite von zwei bis drei Stunden die erste Katarakte bildet, die gewohnte Verbindung zu Schiffe oder in der Thalebene. Mit der zweiten Katarakte beginnt aber ein ganzes Felsenland, „der Steinbauch" (Batn-el-hager) genannt, welches auf 10—12 Tagereisen hin jede bequeme und sichere Verbindung hemmt. Mit Unrecht spricht man gewöhnlich von zwei Bergketten, die sich den Fluß entlang ziehen. Es sind nur die Thalwände, welche die Flußebene begrenzen und auf der Ostseite meistens steiler als auf der Westseite zu der allgemeinen Hochebene aufsteigen. Erst in mehrtägiger Entfernung vom Flusse erhebt sich nach O. hin ein wirkliches Gebirge bis zu 6000 F. Höhe, welches seinen Hauptabfall nach dem Rothen Meere hat. Für das bewohnte Land ist der Fluß die einzige aber unerschöpfliche Lebensader. Er hat den Thalboden geschaffen und seinen fruchtbarsten Theil, das Delta, wenn auch nicht erst dem Meere abgewonnen, denn die Nordküste desselben ist in ihrer ganzen Länge felsig, doch wenigstens durch allmälige, aber in vorhistorische Epochen zurückreichende Auffüllung bewohnbar gemacht; er allein bedingt durch die jährlichen Überschwemmungen die Fruchtbarkeit des Landes, und bildet zugleich die bequemste Verbindungsstraße für alle Theile desselben untereinander. Er theilt sich unterhalb Kairo in mehre Arme, deren äußerste, im Alterthum der Kanopische im W., der Pelusische im O., die Niederung des Delta umfassen. Kein Land ist in seiner Ertragsfähigkeit so elastisch wie Ä. Sie hängt lediglich von der größern oder mindern Benutzung der unerschöpflichen Befruchtungskraft des Nilwassers ab, welches selbst den dürren Wüstensand unmittelbar in den fruchtbarsten Boden verwandelt, sobald es mit ihm in Berührung gebracht wird. Von alten Zeiten her ist deshalb von den weisesten und mächtigsten Beherrschern des Landes immer die größte Sorgfalt auf die Kanalisirung und Bewässerung des Landes gewendet worden.

Klima. Das Klima des Landes ist den größten Theil des Jahrs hindurch vorzüglich gesund, namentlich in ganz Oberägypten vom Delta an, und mehr noch an und in der Wüste als in der Nähe des Flusses. Verschieden ist das Klima in Alexandrien und überhaupt in der Nähe der Meeresküste von dem in Kairo, welches schon an dem oberägyptischen Theil hat. Während im Delta der Regen gar nicht selten fällt, sind in Kairo, nach einer durchschnittlichen Rechnung, etwa 240 Tage ganz heiter, an 86 Tagen sind Wolken sichtbar, an 31 ist der Himmel bedeckt, an 8 nebelig. Die Luft enthält in Kairo 152 mal weniger Feuchtigkeit als in Alexandrien. Im südlichern Ä. ist aber die Luft reiner und trockener, und im Ganzen auch gesunder als in irgend einem andern Lande. In Kenneh wurde 1845—46 nur neun mal wolkiger, ein mal nebelicher Himmel beobachtet. Die mittlere Jahreswärme in Alexandrien ist 16° R., in Kairo 17⅔°; sie steigt in Kenneh auf 21¼° und in Theben, welches die steil herantretenden hohen Felswände der Libyschen Seite gerade der Mittagssonne darbietet, bis über 23°. Der kälteste Monat ist der Januar mit 14° in Alexandrien, mit 11° in Kairo; der heißeste der August mit 20° in Alexandrien und mit 24½° in Kairo; das Küstenklima mildert wie überall die Temperaturwechsel. Das Thermometer steigt in einzelnen Fällen zu Kairo im Schatten bis auf 32° R., in den höhern Nilgegenden bis über 40°. Im Winter sinkt die Temperatur in Kairo nicht selten bis auf 3° R., ja in seltenen Fällen und für kurze Zeit bis unter 0°. Im Ganzen theilt sich Ä. klimatisch in eine warme feuchte Zone, welche das Delta begreift, und in eine heiße, trockene Zone des höhern Nilthals. In jener bildet die Regenzeit eine Art Winter; in dieser herrscht in Bezug auf Wärme und Trockenheit der Atmosphäre ein ununterbrochener Sommer. Fast das ganze Jahr hindurch, nämlich von Juni bis April, herrschen die Nordwinde in Ä.; sie lindern nicht nur die Tageshitze, sondern sind auch für die Schiffahrt vom größten Nutzen. Morgens ist meistens Windstille, gegen 10 Uhr erhebt sich der Wind und nimmt zu bis gegen Sonnenuntergang. In den Wintermonaten streicht der Nordwind mehr aus Westen. Im April erscheinen die heißen und austrocknenden Südwinde, die in Oberägypten häufiger sind als in Unterägypten. Ihre

lästigen und erschlaffenden Einflüsse auf Körper und Geist sind von vielen Reisenden beobachtet und beschrieben worden. Die Zeit, wo diese Winde herrschen, ist unter dem Namen Chamsin, „die Funfzig" (nämlich die 50 Tage von Ostern bis Pfingsten) bekannt, weil sich ihr Erscheinen innerhalb dieser Frist zu halten pflegt. Den Wind selbst nennen die Araber Schard. Er erscheint in den Monaten April und Mai, dauert aber gewöhnlich nur drei bis vier, höchstens sieben Tage, und auch an den einzelnen Tagen nur einige Stunden. Die mittlere Tageszahl beträgt im Jahre durchschnittlich etwa 11 Tage. Die mit diesem Winde verbundenen Erscheinungen sind, wie jetzt namentlich durch Russegger nachgewiesen ist, hauptsächlich elektrischer Natur. Sie vertreten die Gewitter des Nordens. Was von ihrer Gefährlichkeit für Menschen und Thiere erzählt zu werden pflegt, ist größtentheils Fabel. Derselbe Wind heißt in Arabien und den südlichen Theilen Asiens Samûm. Auch Erdbeben sind in Ä. keine ungewöhnliche Erscheinung. Schon im Anfange der ägypt. Geschichte unter dem ersten Könige der zweiten Manethonischen Dynastie wurde in den Annalen ein solches Ereigniß gemeldet, bei welchem sich in der Stadt Bubastos ein großer Erdspalt aufgethan und viele Menschen verschlungen habe. Später aber wird, seit dem von Strabo erwähnten Erdbeben, welches 27 v. Chr. den Obertheil der Memnonsstatue herabwarf, aus allen Zeiten von größern und partiellern Erschütterungen Meldung gethan.

Jahreszeiten. Die merkwürdigste und für das ganze Land wichtigste Erscheinung ist aber das jährliche Steigen und Fallen des Nils. Es ist jetzt längst außer Zweifel gestellt, daß dieser Wechsel des Zuflusses seinen Ursprung in den tropischen Hochländern hat, aus denen der Nil herabsteigt, aber nicht sowol in dem Schmelzen von Schneemassen, welche selbst in den höchsten Gebirgen nicht von Bedeutung sein dürften, als in den regelmäßig eintretenden und anhaltenden Niederschlägen der tropischen Regen, die von Süden her allmälig bis zum 15°—17° vorrücken, und dem Strome gewaltige Wassermassen zuführen. Diese Regen beginnen unter dem 11° n. Br. schon Ende Februar, in Chartûm im Mai. Die neuen Fluten erscheinen zuerst im Weißen, dann im Blauen Flusse, ein Zeichen, daß die Regenmassen selbst von Südwesten, nicht von Abyssinien her vorrücken. Das erste Steigen wird in Chartûm Ende März, in Dongola Ende Mai bemerkt; es erreicht Ä. Mitte Juni, und das Delta Ende Juni. Das Wasser steigt drei Monate lang. Schon nach dem zweiten Monate, zwischen dem 20. und 25. Aug., werden die Dämme in Oberägypten geschnitten, um das Wasser auf die Fluren zu leiten, einen Monat später, um die Herbstgleiche, in Unterägypten. Ende September zieht sich das Wasser zurück. Das Land trocknet im Laufe des October ab; es wird besäet, und bedeckt sich bald allerwärts mit grünen Saaten. Diese Zeit des Wachsthums dauert bis Ende Februar. Mit Anfang März tritt die Ernte ein, und der Fluß nimmt immer mehr ab, bis er im Juni den neuen Kreislauf beginnt. So bedingt der Fluß in Ä. viel wesentlicher als der Himmel den Wechsel der Jahreszeiten. Von den ältesten Ägyptern wurde daher das Jahr seiner kalendarischen Bezeichnung nach in drei Abschnitte getheilt. Der erste begann mit der Sommerwende, wenn der Nil zu steigen anfängt, die Kanäle in Ordnung gebracht und die Dämme verschlossen werden. Er umfaßte die nächsten vier Monate bis zum 20. Oct., in welchen der Nil seine Höhe erreicht, in die Kanäle tritt, das Land überschwemmt, sich dann wieder in sein Bett zurückzieht, und der künstlichen Wasservertheilung auf die Felder das Übrige überläßt. Diese Zeit hieß die Wasser- oder die Kanaljahreszeit. Der zweite Abschnitt umfaßte die nächsten vier Monate bis zum 20. Febr. Er begann mit der Saat und ist die grünende, die Frühlingszeit des Jahres; daher sie auch hieroglyphisch als Garten- oder Sproßjahreszeit bezeichnet wurde. Der letzte Abschnitt endlich reichte wieder bis zum neuen Jahresanfang. In diesen fiel die ganze Erntezeit, das Einsammeln und Aufspeichern in den Häusern und Magazinen; er hieß daher die Jahreszeit der Früchte oder Vorräthe. Diese Eintheilung des Jahres in drei Jahreszeiten, zu je vier Monaten, blieb im altägypt. Kalender unverändert, obgleich man später ein Wandeljahr von 365 Tagen ohne Einschaltung einführte, in welchem jeder Kalendertag allmälig durch alle drei Jahreszeiten des natürlichen Jahres wanderte, und erst nach 1500 Jahren an seine ursprüngliche Stelle zurückkehrte.

Mineralien. Ä. ist reich an den verschiedensten Steinen und andern Mineralien. Es besitzt in den Urgebirgsschichten, welche die Katarakte von Assuan bilden, die schönsten Granite und Syenite, die daselbst seit den ältesten Zeiten in kolossalen Massen gebrochen, durch das ganze Land verschifft, und sowol für Sculpturen aller Art als auch zum einfachen massiven Bau vielfach verwendet wurden. Andere vortreffliche Qualitäten von hartem Gestein wurden in dem Arabischen Gebirge gebrochen. Dahin gehört namentlich eine grüne Breccia, die sich an der großen alten Karavanenstraße von Kenneh nach Kosseir lagerte und bereits seit der vierten Manethonischen Dynastie, wie die Felseninschriften zeigen, benutzt wurde. Ferner die Brüche eines

weiß und schwarzen Granits am Gebel-Fatîreh, sowie die Brüche des namentlich seit den Zeiten der röm. Kaiser berühmten dunkelrothen Porphyrs von Gebel-Dochân. Unterhalb Assuan tritt der Nil in ein weites Terrain von Sandstein ein, welches bis über den 25° nach El-Kab herabreicht, und besonders bei der Stromenge von Selseleh die ausgedehntesten Steinbrüche eines feste, fein- und gleichkörnigen Sandsteins darbietet, der vorzugsweise in der zweiten Hälfte des altägypt. Reichs das vortreffliche Material zu den großartigen Tempelbauten der Pharaonen bildete. Von El-Kab an bis an das Meer, also in dem beiweitem größten Theile Ä.s herrscht allein der Kalkstein. Die berühmten Königsgräber von Theben sind in die libyschen Kalkfelsen eingehauen, und die Pyramiden von Memphis sind aus dem gröbern Numulitenkalksteine des Ortes gebaut und mit Blöcken des feinkörnigern und festern Steins der am arab. Ufer gelegenen Mokattambrüche bekleidet. Ein anderer im Alterthum häufig verarbeiteter und geschätzter Stein ist der sogenannte orientalische Alabaster, der vorzüglich im Arabischen Gebirge gebrochen, und noch jetzt daselbst gefunden und verarbeitet wird. Von andern Mineralien ist die weitverbreitete Natronbildung, besonders im nördlichen Ä. zu erwähnen. Auch viel Kochsalz, Salpeter und Alaun wird gewonnen; an einigen Orten treten reiche Quellen von Erdöl zu Tage, wie bei Gebel-Zeït am Rothen Meere, welcher daher seinen Namen führt. Nach Steinkohlenlagern ist in den letzten Jahren von Mehemed-Ali's Herrschaft eifrig, aber immer vergeblich geforscht worden; dagegen hat man 1850 ungeheure Schwefellager am Rothen Meere entdeckt. Auch die im Alterthum und von den Arabern ausgebeuteten Goldminen sind bei Gebel-Ollâgi, und die Smaragdminen bei Gebel-Zabâra neuerdings wieder aufgefunden worden, aber lohnen jetzt die Betriebskosten nicht mehr.

Flora. Die Flora Ä.s theilt sich nach Boden und Klima einerseits in eine Flora des Flußthals und eine Wüstenflora, andererseits in eine nördliche und eine südliche. Sie hat namentlich im Norden nur wenige eigenthümliche Arten, und schließt sich vielmehr den Floren der übrigen Küstenländer des Mittelmeeres eng an. Aus der innerafrik. Flora erscheinen die Sykomore, der Nabk, die Tamarinde, jedoch nur bei sorgfältiger Pflege. Ä. hat gar keine Wälder; denn die Dattelpflanzungen können als solche nicht bezeichnet werden. Es fehlt daher auch sehr an Bau- und Brennholz. Der bei weitem verbreitetste und nutzbarste Baum des heutigen Ä.s ist die Dattelpalme, dieses merkwürdige zwischen Baum und Staude mitten inne stehende monokotyledone Gewächs ohne Rinde, Holz und Zweige, welches vielen Gegenden die Hauptnahrung gewährt. Sie ist wesentlich ein Culturbaum, und wird am besten in der Provinz von Giseh, oberhalb Kairo, und außerdem vorzüglich in den unternubischen Provinzen Sukkot und Mahas gezogen. Es ist aber zu bemerken, daß sie im alten Ä. zwar vorhanden war, aber als Fruchtbaum nur wenig benutzt wurde. Strabo sagt ausdrücklich, daß durch ganz Ä. die Palme schlechter Art sei und in den Gegenden des Delta und um Alexandrien kaum genießbare Früchte trage; in der Thebaïs wachse noch die beste. Ihre sorgfältige Cultur, die im Alterthum nur in wenigen Gegenden, wie in Babylonien, in der Oase von Augila und in einigen syrischen Orten geübt wurde, scheint erst mit dem Islam eine weitere Verbreitung gefunden zu haben. Von zwei andern aus dem Alterthume berühmten Pflanzen Ä.s, der Lotus- und Papyrusstaude, ist die letztere jetzt so gut wie ganz verschwunden, und soll sich nur noch hier und da im Delta finden. Die erstere beschränkt sich jetzt auf das Delta bis Kairo, und wird nicht mehr wie früher zur Nahrung verwendet. Von Getreidearten wird hauptsächlich Weizen und Gerste angebaut; auch Korn und Hafer gedeihen. Außerdem wird in dem sumpfigen Delta besonders viel Reis gebaut, und in den höhern Gegenden Mais (Durra schâmi) und viel Hirse (Durra beledi, Sorghum vulgare); desgleichen Zuckerrohr, sowie Linsen, Erbsen, Bohnen, Hanf und Flachs; in neuerer Zeit endlich die zu dem wichtigsten Handelsartikel gewordene Baumwolle. Auch Zwiebeln, Melonen, Sesam, Mohn, Senf, Taback, Sennesblätter, Coloquinthen, Henna, Safflor, Indigo, Pfeffer. Rosen werden im Faiûm in großer Menge gezogen, um Rosenöl und Rosenwasser daraus zu bereiten. Die Getreideernte ist Anfang März, vier Monate nach der Saatzeit, die sich wieder nach dem Rückzuge der Überschwemmungswasser richtet. In den südlichen Theilen Ä.s kann durch künstliche Bewässerung eine dreifache Ernte erzielt werden. Weintrauben, Feigen und Oliven liefert vorzüglich das Faiûm. Außerdem folgen sich die reifen Früchte in folgender Ordnung: Maulbeeren, Sevillaorangen und Zuckerrohr im Januar, Nabk im März, Dumpalmfrüchte im April, Aprikosen Ende Mai, Pfirsiche und Pflaumen Mitte Juni, Äpfel, Birnen, Johannisbrot Ende Juni mit den Trauben, Feigen im Juli, Mandeln, Granatäpfel und Limonen im August, die Datteln von Ende August an bis in den November; Sykomoren im September; Orangen und süße Limonen im October; Bananen im

November. Die europ. Bäume gedrihen nicht, und die wenigen Äpfel, Birnen, Pflaumen, die gewonnen werden, sind unschmackhaft.

Thierwelt. Die ägypt. Fauna zeichnet sich zunächst durch zahlreiche Fisch- und Amphibienarten aus. Der Nil enthält viele Fische, besonders Welse, Karpfenarten, Aale, Mormyri u. a.; die meisten sind zugleich wohlschmeckend und liefern der Bevölkerung einen großen Theil ihres Unterhalts. Unter den Amphibien zeichnen sich die Krokodile aus, welche früher bis nach Unterägypten und in das Faiûm kamen, jetzt aber nur bis nach Benihassan und Minieh in Mittelägypten. Ebenso war früher das Nilpferd häufig bis in das Delta, während es sich jetzt aus ganz Ä. zurückgezogen hat, und erst in Dongola vorkommt. Von Vögeln begegnen sich hier die nordischen Zugvögel und die Vögel der tropischen Länder. Der im Alterthum in ganz Ä. so häufige und wegen seiner Heiligkeit geschonte Ibis ist jetzt sehr selten zu sehen und hat sich nach Süden zurückgezogen. In größter Anzahl finden sich Tauben und Hühner. Die letztern wurden schon im Alterthum, und so noch jetzt, größtentheils künstlich durch Brütöfen gezogen, und sollen dadurch jetzt sogar die Fähigkeit oder den Instinct des Brütens nicht mehr besitzen. Die größern reißenden Thiere sind wegen Mangel der Wälder und Nahrungslosigkeit der Wüste selten. Doch scheint es, daß auch diese in alten Zeiten tiefer herabkamen als jetzt, da wir auf den alten Monumenten öfters Jagden, namentlich Löwenjagden abgebildet sehen. Hyäne, Fuchs, Schakal, Ichneumon und Hase sind häufig. Tiefer in der Wüste wohnen die Gazelle und andere Antilopen. Unter den Hausthieren ist das eigenthümlichste das Kameel, das Schiff der Wüste; doch gilt von ihm in noch höherm Grade, was von der Palme gesagt wurde, daß es erst spät in Ä. zu seiner Wichtigkeit gelangte. Auf den alten Monumenten ist es nirgends als Hausthier abgebildet; auch findet sich bis jetzt weder seine Gestalt noch sein Name in hieroglyphischer Schrift, obgleich es in Palästina schon in patriarchalischer Zeit viel gebraucht wurde. Erst Strabo erwähnt, daß die Kaufleute mit Kameelen von Koptos nach Berenice am Rothen Meere gingen. Nicht vor der arabischen Zeit scheint daher das Kameel in Ä. mehr verbreitet worden zu sein. Es hat nur einen Höcker. Auch der Büffel ist erst in späterer Zeit in Ä. eingeführt. Dagegen gehören Rinder, Pferde, Esel, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen zu den von jeher einheimischen Thieren, obwol die meisten derselben gewisse Eigenthümlichkeiten haben, die sie von denen anderer Länder unterscheiden. Die Pferde wurden, nach den Monumenten zu urtheilen, nur zum Ziehen, nie zum Reiten gebraucht. Bienenzucht wird in ganz Ä. viel getrieben.

Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß sich die Naturgeschichte Ä.s fast in allen Reichen in historischer Zeit nicht unbedeutend geändert hat. Die im Alterthume ausgebeuteten Minen von edeln Steinen und Metallen scheinen jetzt erschöpft zu sein; dagegen sind manche neue Mineralien entdeckt und in großem Umfange benutzt worden. Im Pflanzenreiche ist das ganze Land an Bäumen nachweislich noch ärmer geworden als es früher war. Der Weinstock, der früher in ganz Ägypten viel gebaut wurde, hat sich jetzt auf das Faiûm beschränkt, und aus den Trauben wird nicht mehr wie ehedem Wein bereitet. Die nutzreiche Papyrusstaude ist verschwunden, der Lotus hat abgenommen und wird nicht mehr benutzt. Dagegen ist die Dattelzucht in großem Maßstabe eingeführt worden; desgleichen der Baumwollenstrauch, der sich im alten Ä. wenigstens nicht sicher nachweisen läßt; auch der Tabak, das Zuckerrohr, der Reis, Mais und andere wichtige Pflanzen sind erst spät eingeführt, noch andere sind erst jetzt zur Nutzung herangezogen worden. Die altägypt. Fauna scheint sich im Allgemeinen nach dem Süden zurückgezogen zu haben.

Bevölkerung, Sprache. Aber auch der Mensch in Ä. ist nach Race und Sprache, an äußerem Ansehn und nach seinen geistigen Eigenschaften, in seinen Krankheiten und seinen Fähigkeiten, wie in seinen politischen, religiösen und socialen Verhältnissen durchaus ein anderer geworden und im Ganzen von früherer Höhe herabgesunken. Die Bevölkerung des alten Ä. war nach den heiligen Aufzeichnungen der Ägypter unter den alten Pharaonen gegen 7 Mill., in mehr als 18000 Städten und größern Orten. Herodot gibt in der Zeit der größten Bevölkerung unter Amasis 20000 Städte an. Unter dem ersten Ptolemäer wurden nach Diodor über 30000 Orte gezählt, und so noch zu seiner Zeit. Josephus rechnet zur Zeit des Nero 7,500000 Bewohner außer Alexandrien, welches zu Diodor's Zeit allein 300000 E. hatte. Bei Theokrit findet sich eine Angabe von 33339 Städten. Die Bevölkerung war in neuerer Zeit höchstens auf 2½ Mill. zu schätzen, und ist unter Mehemed-Ali's Herrschaft nicht bedeutend geringer geworden, sodaß sie von Lane nicht höher als 2 Mill. angeschlagen wird. Davon sind ungefähr 1,750000 mohammed., 150000 christliche (koptische) Ägypter, 10000 Türken, 5000 Syrer, 5000 Griechen, 2000 Armenier, 5000 Juden, und der Rest ve

etwa 70000 kommt auf Araber, Nubier, Neger, weiße Sklaven und Europäer. Kairo hat jetzt ungefähr 240000 E., und ist noch im Steigen; hierunter sind etwa 190000 Mohammedaner, 10000 Kopten und 3—4000 Juden. Die Sprache der Ägypter war unter ihren eingeborenen Herrschern die ägyptische, welche nicht zu den urafrikanischen Sprachen, sondern zu den kaukasischen, unter diesen aber weder zu dem indogermanischen noch zu dem semitischen Stamme gehörte, sondern zu dem dritten chamitischen, welcher in vorhistorischen Zeiten aus Asien im nördlichen und nordöstlichen Afrika eingewandert ist. Die Sprache erhielt sich unter der Bezeichnung der koptischen, auch seitdem unter den Römern das Christenthum eingedrungen, obgleich in der Zeit der griech. Herrschaft und schon früher die griech. Sprache immer mehr neben der einheimischen aufgekommen und namentlich in Alexandrien und Memphis zu großer Ausdehnung gelangt war. Mit der arab. Eroberung des Landes gelangte ebenso die arab. Sprache zu immer allgemeinerer Geltung, und ist jetzt in allen Theilen des Landes die allein herrschende. Die koptische Sprache wird von den Kopten (s. d.) zwar noch immer in ihren heiligen Schriften gelesen, aber nur von sehr Wenigen verstanden, von Niemand mehr gesprochen.

Eintheilung des Landes. Die älteste Eintheilung des Landes war die naturgemäße in Ober- und Unterägypten. Sie wurde zugleich seit dem Beginne der ägypt. Geschichte eine politische Eintheilung, indem lange Zeiten hindurch verschiedene Herrscherfamilien das Land zugleich regierten, von denen die eine in Oberägypten, die andere in Unterägypten residirte. Das obere Land umfaßte die Thebaïs und größtentheils auch Mittelägypten, und hatte in der frühesten Zeit die Stadt This, in unmittelbarer Nähe von Abydos, später Theben zur Residenz. Das untere Land begriff vorzüglich das Delta und die zunächst liegenden Gegenden bis etwa zum Faiûm, und hatte Memphis zur Residenz. Die ägypt. Könige nannten sich daher auch zu allen Zeiten nicht Herrscher von Ä., sondern Beherrscher des obern und untern Landes oder der beiden Länder, wobei das obere immer den Vorrang behauptete. Später trat vielmehr eine Dreitheilung in Ober-, Mittel- und Unterägypten hervor. Unter Sethos I., dem Sesostris des Herodot, wurde das ganze Land in 36 Nomen getheilt; von diesen kamen nach Strabo 10 auf die Thebaïs oder Oberägypten, 10 auf das Delta oder Unterägypten, und 16 auf das Zwischenland. Nach den Münzen war es später in 46 Nomen getheilt, nämlich die Thebaïs in 15, das Delta in 26, der mittlere Theil, welcher deshalb Heptanomis genannt ward, in 7 Nomen. Auch Plinius gibt 46 Nomen an, doch mit einigen Verschiedenheiten; Ptolemäus 47, indem der Heptanomis ein achter Nomos Antinoïtes zugefügt wird. Das Land jenseit der ersten Katarakte bis nach Hierasykaminos wurde nach seiner Länge Dodekaschoinos genannt. Soweit gingen nach dem Itinerarium Antonini des 4. Jahrh. die röm. Heerstraßen. Ebenso weit reicht Ä. auf der Peutinger'schen Tafel des 12. oder 13. Jahrh. Zur Zeit des Kaisers Arcadius, um 400 n. Chr., wurde das Delta in drei Provinzen getheilt, von denen die beiden östlichen die Erste und die Zweite Augusta, die westliche Aigyptiake hießen. Die Heptanomis bis Oxyrhynchos wurde Arkadia genannt; dann folgte bis Panopolis „die nächste Thebaïs", endlich bis Philä „die obere Thebaïs". Das heutige Ä. wird noch immer in drei Theile getheilt: Masr-el-Bahri, das nördliche Ä., begreift das Delta und die südlich zunächst liegenden Gegenden bis zum Faiûm, doch mit Ausschluß desselben; El-Wustâni, das mittlere, geht den Fluß hinauf bis über Derût-esch-Scherif, wo der große Faiûmkanal Bahr-Jussuf abgeleitet ist; Es-Saïd endlich heißt Oberägypten.

Alte Cultur und Geschichte. Der seit den ältesten historischen Zeiten Ä. bewohnende Menschenstamm war nach allen Anzeigen einst von Asien aus eingewandert. Nicht nur die Sprache beweist dies, sondern auch die physischen Eigenschaften des ägypt. Körpers, namentlich der Schädelbau, sowol der zahlreich untersuchten Mumien als der heutigen Bewohner des Landes. Es ist nicht nur nicht bewiesen, sondern höchst unwahrscheinlich, daß die Einwanderung von Süden her durch Äthiopien erfolgte. Die natürliche Richtung aller Völkerbewegungen kam von Nordosten und partielle Einwanderungen über die Landenge von Suez sind noch in historischen Zeiten fortwährend nachzuweisen. Noch weniger stieg die Civilisation im Nilthale von Süden herab. Vielmehr ist es jetzt außer Zweifel gestellt, daß die Bildung der Meroitischen, bis an Ä. heranwohnenden Äthiopen, erst durch längere und wiederholte Berührung mit Ä. erwuchs, ja daß sie geradezu als ein nicht sehr hoch entwickelter Abzweig der ägypt. Cultur anzusehen ist. Der im Alterthume weitverbreitete Ruhm der äthiopischen Macht und Weisheit scheint vorzüglich auf einer Übertragung des äthiopischen Namens auf die Ägypter beruht zu haben und zum Theil noch aus den Zeiten herzustammen, als durch die semitische Besetzung des nördlichen Ä. für mehre Jahrhunderte die einheimischen Herrscherfamilien und ein großer Theil der höheren Classen des Volks sich nach Äthiopien zurückzogen, äthiopische Elemente in sich aufnahmen, und

dann von dort mit äthiopischer Hülfe hervorbrechend, die Einwandrer nach Asien zurücktrieben. Ohne Zweifel müssen wir aber annehmen, daß der ägypt. Volksstamm, als er zuerst von Asien aus im Nilthale einwanderte, hier schon afrik. Ureinwohner vorfand, mit denen er sich mehr oder weniger vermischte. Spuren davon fehlen auch in der physischen Constitution des Volkes keineswegs. Dahin gehören namentlich die dunklere Hautfarbe und die vollern, wenn auch nicht negerartig aufgeworfenen Lippen, die sich bereits auf den alten Monumenten nachweisen lassen. Die braunrothe Farbe, welche die Ägypter auf den pharaonischen Denkmälern von den schwarzen oder kaffeebraunen Negern einerseits und von den gelblichen oder auch blaßrothen Nordländern andererseits scharf unterscheidet, scheint sich in neuerer Zeit, hauptsächlich wol durch die fortwährenden Nachwanderungen von Norden her, mehr gebleicht zu haben. Sie findet sich heutzutage am ähnlichsten vielmehr bei den Nubiern oder Berbern wieder, welche das Nilthal oberhalb Syene bewohnen, und erst in späterer Zeit von Südwesten her eingewandert sind. Am schönsten zeigte sich der ägypt. Typus in den Königsgeschlechtern und den vornehmsten Familien des Landes, welche ohne Zweifel ihrem asiat. Ursprunge durch geringere Vermischung mit den Ureinwohnern am treuesten geblieben waren. Wir besitzen noch zahlreiche Portraits aus den Blütezeiten des ägypt. Reichs, die uns ein deutliches Bild des altägypt. Stammes geben. Hoch und ebenmäßig gewachsen, zeigt der größtentheils unbekleidete männliche Körper die schöne Mitte zwischen Fettheit und Magerkeit, die wir auch in den griech. Bildwerken bewundern; jedoch sind die Beine eher dünn zu nennen, die Füße groß. Der Kopf hat die edle kaukasische Form, sowol im Schädel als in den Gesichtszügen; zuweilen aber treten die Backenknochen etwas stärker vor, und die Lippen sind voller. Nicht selten, z. B. in dem am häufigsten dargestellten Kopfe des Ramses Sesostris, wie in seiner ganzen Familie, findet sich die sanft gebogene Nase.

Schon seit der ersten Einwanderung in Ä. mochten sich, wie bei den meisten Völkern des Alterthums, namentlich den orientalischen, die höhern und niedern Classen des Volks kastenartig geschieden haben. Doch scheint die vielerwähnte Kasteneintheilung keineswegs weder so starr noch so wesentlich gewesen zu sein, wie dies oft angenommen wird. Wir finden auch die einzelnen Kasten bei den alten Schriftstellern sehr verschieden angegeben. Von größerer Bedeutung waren, wie in andern Ländern so auch hier, nur die beiden bevorzugten Classen der Priester und der Krieger. Sie bildeten die Aristokratie des Landes. Von Anfang an aber, durch alle Zeiten des Pharaonenreichs, war der wesentlichste Charakter des ägypt. Staats die durch streng und heilig gehaltene geschriebene Gesetze geregelte und beschränkte erbliche Monarchie. Die königliche Gewalt erschien mit dem höchsten, ja göttlichen Ansehn bekleidet. Von seiner Thronbesteigung an erhielt der König einen besondern religiösen Cultus; ja er erscheint öfters auf den Denkmälern geradezu in doppelter Eigenschaft, als Mensch und als Gott, indem er sich selbst anbetet. Auch nach seinem Tode dauert der Cultus sämmtlicher königlicher Vorfahren und vieler einzelner Könige fort. In der Regel war ein solcher Cultus mit der Grabstätte des Königs verbunden; namentlich hatte jede Pyramide ihren besondern Tempel. In Theben war die ganze libysche Seite des Flusses mit den Grabtempeln der thebaischen Könige erfüllt; sie bildeten hier eine Stadt für sich, die in griech. Zeit den Namen der Memnonien erhielt. Dennoch war der König, namentlich in seiner Eigenschaft als oberster Richter, den ererbten Gesetzen des Landes unterworfen. Eine interessante Beschreibung des königlichen Lebens, welche sich jedoch nur auf die frühern blühenden Zeiten des Reichs bezieht, aber um so bemerkenswerther ist, weil sie ohne Zweifel auf alten und guten Quellen beruht, findet sich im zweiten Buche des Diodor. Es sind uns noch viele einzelne Gesetze der alten Ägypter überliefert worden, welche von großer Weisheit und namentlich von einer äußerst zweckmäßig durchgebildeten Administration des Landes Zeugniß geben. Dies war auch von den alten Völkern allgemein anerkannt, und es werden uns noch mehre Gesetze ausdrücklich angeführt, die von Pythagoras und von Solon aufgenommen und in ihrem Vaterlande eingeführt wurden.

Bei den so früh und so weise ausgebildeten Staatseinrichtungen der Ägypter wird es begreiflich, wie sich auch ihre wissenschaftlichen, namentlich mathematischen Kenntnisse, und die verschiedenen Künste nebst allen Handwerken und andern Beschäftigungen des gemeinen Lebens auf eine so bewundernswürdige Höhe erheben konnten. Für astronomische Beobachtungen waren sie schon durch die Lage und das Klima ihres Landes begünstigt. Sie waren die ersten, so viel wir wissen, welche die Gestirne des Himmels zu festen Sternbildern verbanden und hierdurch in den Stand gesetzt wurden, eine genaue Topographie des Himmels festzustellen. Sie theilten den Himmel in 4 Zonen, in 36 Dekaden und in 360 Grade, die sie am Äquator abzählten. Sie

kannten die Hauptplaneten und verfolgten ihre Bewegungen. Sie knüpften seit den frühesten Zeiten ihre Zeitrechnung an die Gestirne, verbanden die Bewegungen der Sonne und des Mondes zu den mannichfaltigsten Perioden, legten im Gegensatze zu den asiat. Völkern zuerst ihrer Jahresrechnung nur die Bewegung der Sonne zum Grunde, und behielten vom Mondumlaufe nur die Zahl von 12 Monaten zu je 30 Tagen bei, denen sie dann 5 Ergänzungstage zufügten. So erhielten sie ein Jahr von 365 Tagen, dessen sie sich im allgemeinen Kalender ohne Einschaltung bedienten, wodurch es zu einem Wandeljahre wurde. Sie kannten aber auch das genauere Jahr von 365 ¼ Tagen und die vierjährige Schaltperiode, welche später Julius Cäsar von ihnen entlehnte. Durch die Verbindung beider Jahre erhielten sie die wichtige Sothisperiode von 1460 julianischen oder 1461 Wandeljahren. Sie kannten endlich auch die noch genauere Länge des wahren tropischen Jahres durch fortgesetzte Beobachtung der Sonnenwenden und deren Verschiebung gegen den allgemeinen und gegen den sothischen Kalender, und lernten daraus die langsame Bewegung der Wende- und Nachtgleichenpunkte, die Präcession kennen, die sie durch eine allerdings zu lange Periode von circa 36000 statt von circa 26000 Jahren ausdrückten. Erst von ihnen ging diese Kenntniß zu den Griechen über, und vielleicht schon früher zu den Chaldäern. Hipparch war nicht der Entdecker der Präcession, sondern faßte sie nur richtiger auf, indem er sie nicht, wie jene, in den Äquator, sondern in die Ekliptik legte.

Der allgemeine Charakter der ägypt. Kunst entspricht ganz jener ausgeprägten Ordnung und bestimmten Regelmäßigkeit, in welcher sich überhaupt das Leben des Volks bewegte. Diese feste Bahn, die den ägypt. Kunstgebilden vorgezeichnet ist, verleiht ihnen Klarheit, Sicherheit und Genauigkeit in der Ausführung, doch zugleich auch den Typus des Starren, Äußerlichen, dem zwar der Ausdruck des Erhabenen nicht fehlt, dem aber die lebensvolle Innerlichkeit der griech. Kunstschöpfungen nothwendig abgehen muß. Unter den Künsten war es vorzüglich die Baukunst (s. d.), welche die Ägypter früh zu einer jederzeit bewunderten Höhe ausbildeten. Die Pyramiden von Memphis zeigen eine durch die neuesten Untersuchungen immer deutlicher hervortretende überaus hohe Meisterschaft in der Technik, und Lösung der verschiedenartigsten und schwierigsten Probleme im Einzelnen. Gänzlich unhaltbar ist die Doctrin, welche in der einfachen Pyramidalform den Ursprung der Baukunst überhaupt zu sehen glaubte. Die gleichzeitigen Tempelgebäude liegen uns wenigstens noch in ihren Grundrissen und einigen Fragmenten vor, und beweisen ebenso wie die zahlreichen Privatgräber jener Epoche, daß die Architektur schon damals zu einer großen Mannichfaltigkeit und Durchbildung ihrer Formen gelangt war. Bereits seit jener Zeit des ältesten ägypt. Reichs finden wir die beiden Hauptrichtungen des Felsenbaues und des freien Baues nebeneinander entwickelt, und die beiden Säulenordnungen, die sie wenigstens dem Begriffe nach charakterisiren, nämlich die polygone oder cannelirte Säule ohne Kapitäl, die aus dem Pfeiler hervorgeht, und die dem Holzbau entnommene Säule mit Kapitäl, welche ursprünglich ein Pflanzenbündel nachahmte, das unter den Kelchen zusammengebunden war und mit seinen Knospen oder offenen Blüten das Kapitäl bildete. Die Felsengräber von Benihassan, die noch in die 12. Manethonische Dynastie gehören, zeigen beide Säulenordnungen bereits in sehr schönen und schlanken Verhältnissen. Die cannelirten Säulen galten lange Zeit für eine Nachahmung der griech. Säulen dorischer Ordnung, während ihr jetzt anerkanntes hohes Alter eine historische, an sich sehr wahrscheinliche Verbindung nur in umgekehrter Weise aufzufassen erlauben würde. Zur großartigsten Entfaltung erhob sich aber die ägypt. Architektur erst in der zweiten Hälfte der ägypt. Geschichte unter den mächtigen Pharaonen der 18. bis 20. Dynastie. Die riesigen Säulenhallen von Karnak mit ihren sechs Pylonen und ihren Widderstraßen, die Prachtgebäude von Luxor, Kurna und Medinet-Habu, und die Felsentempel von Abu-Simbel, Sebua, Derr u. a. beweisen dies. In gleichem Verhältnisse entwickelte sich auch die Sculptur (s. d.) aus der sorgfältigen und einfach angemessenen Darstellungsweise des alten Reichs zu den großartigen und reichen Compositionen von Land- und Seeschlachten, Triumphen, Festzügen, Opferceremonien auf den Tempelwänden und in den wunderbaren unterirdischen Hallen der thebaischen Königsgräber. Die Sicherheit und stilvolle Charakteristik der Zeichnung, die alle wesentlichen Eigenthümlichkeiten der mannichfaltigsten Gegenstände der belebten und unbelebten Natur in die einfachsten aber ausdrucksvollsten Umrisse zu legen wußte, ohne doch die beabsichtigte Unterordnung aller Darstellungen unter die architektonische Einheit und Regelmäßigkeit der Gebäude, die sie schmücken sollten, zu verletzen, wurde hauptsächlich durch bestimmte Gesetze der Proportionen erreicht, welche von ausgezeichneten Meistern aufgestellt und in maßgebende Canones, nach denen jeder einzelne Künstler arbeitete, gebracht wurden. Wir kennen noch drei verschiedene Canones der Proportionen des mensch-

lichen Körpers, die sich in der Anlage noch unvollendeter Denkmäler sowol an runden Sculpturen als an Basreliefs nachweisen lassen. Von diesen finden wir den ersten in der vierten und den zunächst folgenden Dynastien angewendet; der zweite erscheint zuerst in der 12. Dynastie, also noch im ältesten Reiche, der dritte kommt in der Zeit der Psametiche, oder wenig früher auf. Allen dreien liegt der menschliche Fuß als Einheit zum Grunde, sodaß er in den beiden ersten sechs mal, in dem letzten Canon sieben mal in der Höhe des menschlichen Körpers von der Sohle bis zum Haaransatz der Stirne aufgeht. Der dritte ist derselbe, welcher von Diodor als der ägyptische angegeben wird. Die europäischen Museen enthalten theilweise bedeutende Arbeiten der ägypt. Kunst, und namentlich sind es die Museen zu Paris, Florenz, London, Turin und Berlin, welche sehr lehrreiche Anschauungen gewähren. (S. Museen.)

Jede Betrachtung der nach allen Seiten hin so hoch ausgebildeten ägypt. Civilisation gewinnt aber ihr höchstes Interesse durch den Umstand, daß wir die Entwickelung derselben bis in Zeiten zurück verfolgen können, die man bis vor kurzem jenseit aller geschichtlichen oder doch für uns erforschbaren Ereignisse und Völkerzustände gelegen glaubte. Die Feststellung dieser zeitlichen Verhältnisse ist es daher, welche mit Recht für eins der wichtigsten und folgenreichsten Probleme der neuern Wissenschaft überhaupt gehalten wird. Man ist im Ganzen jetzt darüber einverstanden, daß die wirkliche Geschichte keines Volks so weit zurückreicht wie die der Ägypter, wenigstens für unsere wissenschaftliche Erkenntniß. Zur äußerlichen Erhaltung der ägypt. Geschichte trug hauptsächlich das eigenthümlich conservative Klima des Landes bei, welches namentlich in den jeder Feuchtigkeit unzugänglichen Gräbern der Wüste alle Stoffe, nicht nur vegetabilischer, sondern selbst animalischer Natur, die hier deponirt wurden, für Jahrtausende erhielt, und auch die überirdischen Gebäude mit ihren Darstellungen nicht selten sogar in ihrem ursprünglichen Farbenschmucke unversehrt bewahrte, so weit sie nicht der gewaltsamen Zerstörung von Menschenhänden anheimfielen. Auf diese Weise sind uns eine unzählige Menge Denkmäler als unmittelbarste und untrüglichste Zeugen ihrer Entstehungsepochen erhalten worden, die uns nun zur Wiederherstellung der Geschichte des Landes und zur Prüfung der Schriftsteller dienen. Die wesentlichere, innere Bedingung lag aber in der ursprünglichen Richtung der Geistesbildung dieses Volks, die es zur Fixirung der Gegenwart durch Denkmäler und schriftliche Verzeichnungen trieb. Dazu kam als ein drittes wichtiges Moment der günstige Umstand, daß sich im Anfange des 3. Jahrh. v. Chr. ein Schriftsteller Manetho (s. d.) fand, welcher, ein Ägypter von Geburt und Oberpriester in Heliopolis, aber griech. Bildung theilhaftig, auf Befehl des Ptolemäus Philadelphus, die altägypt. heiligen Annalen ins Griechische übersetzte und ihren Inhalt dadurch zunächst den griech. Gelehrten zugänglich machte. Dieses wichtige und in höchstem Ansehen stehende Werk, welches die ägypt. Geschichte ausführlich behandelte, ging leider bis auf wenige Fragmente früh verloren. Es erhielten sich aber die chronologischen Königstabellen, welche wahrscheinlich schon von Manetho dem Werke angefügt, oder doch sehr früh aus demselben ausgezogen worden waren. Diese zählen die 30 Manethonischen Königsdynastien von Menes, dem ersten Könige, an bis zur zweiten persischen Eroberung hintereinander auf, sodaß entweder auch die einzelnen Könige jeder Dynastie mit ihren Regierungsjahren, oder doch die Summen der Könige mit ihrer Regierungszeit angegeben werden.

Diese Listen, nebst einigen allgemeinern Angaben aus dem Werke des Manetho und den Nachrichten anderer Schriftsteller, bilden in Verbindung mit den das Einzelne berichtigenden, ergänzenden, bestätigenden Denkmälern die Grundlage der neuern Untersuchungen über die altägypt. Chronologie. Diese Grundlage ist als solche von Allen die sich damit beschäftigt haben anerkannt; der Wiederaufbau selbst aber ist sehr verschieden versucht worden. Derselbe wurde begonnen von Champollion in den „Lettres au duc de Blacas" (Par. 1824 und 1826), indem dieser zuerst eine Vergleichung zwischen den Manethonischen Listen und den Namen der Denkmäler anstellte, in welcher er jedoch nicht über die 18. Manethonische Dynastie zurückging. Auf seinem Wege blieben zunächst auch Wilkinson („Materia hieroglyphica", Malta 1828; „Extracts from hieroglyphical subjects", Malta 1830), Felix („Note sopra le dinastie", Florenz 1830), und namentlich Rosellini in seinem großen Werke über Ä., dessen erste zwei Bände, die Chronologie enthaltend, 1832 und 1833 erschienen. Ebenso wenig ließen sich später Letronne in seinen Vorlesungen an der Sorbonne 1833—36 (s. Ideler's „Hermapion", im appendix), Champollion-Figeac („Egypte ancienne", Par. 1839), Osburn („Ancient Egypt", Lond. 1846.), Brunet („Examen de la successions des dynasties égyptiennes", Par. 1850), Kenrick („Ancient Egypt", Lond. 1850) u. A. auf eine Beurtheilung der frühern Zeiten der ägypt. Geschichte ein. Andere stellten sich noch fester auf den Standpunkt der alttestamentlichen

hronologie, und versuchten hiernach, wie dies schon früher christliche und jüdische Chronogra-phen gethan hatten, die Manethonischen Dynastien durch Verkürzung oder Annahme von Gleich-zeitigkeiten mit ihren Voraussetzungen in Einklang zu bringen. So Sharpe, der Menes um 2000 v. Chr. setzte („The early history of Egypt", Lond. 1849); Cory („Chronological nquiry into the ancient history of Egypt", Lond. 1837), dessen Menes 2192 beginnt; Nolan „The egyptian chronology", Lond. 1848), welcher drei Successionen nebeneinander hinführt, sodaß ihm Menes auf 2673 fällt. Am weitesten geht in dieser Richtung Poole (in der „Literary gazette", Jahrg. 1849), welcher bis zu sechs Dynastien nebeneinander regieren läßt. Den um-gekehrten Weg schlugen Andere ein, indem sie sämmtliche Dynastien des Manetho in einer Reihe usammenzählten, und weder vom theologischen noch von einem kritischen Standpunkte aus be-denklich fanden, eine Manethonische Chronologie für wahr zu halten, welche bis in das sechste Jahrtausend v. Chr. zurückging. Henry („L'Egypte pharaonique", Par. 1849) setzte demnach einen geschichtlichen Menes auf 5303 v. Chr., und Lesueur („Chronologie des rois d'Egypte", Par. 1848) setzte nicht nur Menes noch höher auf 5773 v. Chr., sondern hielt selbst die nach ihm bis 11502 v. Chr. zurückgehende Dynastie der Halbgötter so weit für geschichtlich, daß er da-durch die Epoche des Anfangs der ägypt. Civilisation bezeichnet glaubte, und die An-gabe des Plato von 10000 J. alten ägypt. Bildern gerechtfertigt fand. Auch Müller („Frag-menta chronologica", hinter seiner Ausgabe des Herodot, Par. 1844) und Böckh („Ma-netho und die Hundssternperiode", Berl. 1845) sind der Meinung, daß Manetho die Dyna-stien sämmtlich als fortlaufend gab, glauben aber, daß nicht nur die Götterdynastien, sondern auch der frühere Theil der Menschengeschichte bis zu einem nicht näher zu bezeichnenden Punkte st nachträglich cyklisch zugeschnitten worden sei, und folglich keinen chronologischen Werth habe. Namentlich suchte Böckh sehr gelehrt und scharfsinnig nachzuweisen, daß Menes in das erste Jahr eines Cyklus der viel später erfundenen 1460jährigen Sothisperiode gesetzt worden sei, nämlich 5702 v. Chr. Dagegen hielt Bunsen („Ä.s Stelle in der Weltgeschichte", 3 Bde., Hamb. 1845) die Geschichtlichkeit des Menes fest, schied aber eine Anzahl Manethonischer Dy-nastien aus der fortlaufenden Reihe als Nebendynastien aus, weil er sie auch in der uns erhalte-nen Königsliste des Eratosthenes übergangen fand, legte überhaupt für die frühere Geschichte diese Liste des berühmten Alexandriners zum Grunde, und gelangte so für Menes zum Jahre 3643 v. Chr. Lepsius („Chronologie der Ägypter", Berl. 1849) hielt die Ausscheidung der m Eratosthenes übergangenen Dynastien gleichfalls für nothwendig, legte aber für den Um-fang der Dynastien selbst die Manethonischen Zahlen zum Grunde, fand hiermit die aus Ma-netho erhaltene Angabe über den Gesammtumfang seiner ägypt. Dynastien zu 3555 Jah-ren von Menes bis Ochus in Übereinstimmung, und setzte daher Menes auf das Jahr 3892 v. Chr. Den Götterdynastien muß nach ihm später eine cyklische Regierungszeit von 12 Sothis-perioden zugeschrieben, und zur Ausgleichung mit der historischen Menschengeschichte eine vor-historische Menschendynastie zugefügt werden.

Wir legen auch im Folgenden diese Auffassung des Manethonischen Systems zum Grunde. Nach ihr war der Übergang der unverzeichneten Urgeschichte zu der bewußten, durch gleichzeitige Denkmalen festgehaltenen Geschichte durch eine Spaltung in ein oberägypt. und ein unterägypt. Reich bezeichnet, und hing wahrscheinlich mit einer großen allgemeinen Kraftentwickelung des Volks sowol nach außen als im Innern zusammen. Der älteste Königssitz war in This, einer oberägypt. Stadt in der unmittelbaren Nähe von Abydos. Von This ging der erste geschichtliche König Menes, hieroglyphisch Mena geschrieben, aus. In This regierten seine unmittelbaren Vorgänger, die als thinitische Dynastie nach den Halbgöttern aufgeführten Nekyes des Ma-netho, deren Stamm sich auch nach Menes in der thinitischen zweiten Dynastie des Manetho fortsetzte. Menes verließ diesen Stammsitz, zog nach Norden und gründete für sich und seinen eigenen Stamm die neue Residenz Memphis, vielleicht in Folge oder mit Veranlassung eines Sieges gegen die Libyer, die er unterjochte. Sein Geschlecht herrschte acht Generationen hindurch neben der thinitischen Dynastie fort, welche der memphitischen untergeordnet gewesen zu sein scheint. Mit ihrem Erlöschen wurde Memphis zunächst der alleinige Herrschersitz des Landes. Menes hatte die Stadt angelegt, dem Flusse zu diesem Behufe seine jetzige Richtung gegeben, und das erste Heiligthum des memphitischen Localgottes Phtha (Hephästus) errichtet. Atho-this, sein Sohn und Nachfolger, gründete die Königsburg von Memphis, deren Lage noch jetzt in den Ruinen der Stadt erkennbar scheint. An die Dynastie des Menes, welche 252 Jahre re-gierte, schloß sich unmittelbar die memphitische dritte Dynastie an, deren erster König Nechero-phis wieder einen Abfall der Libyer zu unterdrücken hatte; der zweite, Sesorthos, führte bereits

den Bau mit behauenen Steinen ein und trug Sorgfalt für die Entwickelung oder erweiterte Anwendung der hieroglyphischen Schrift. In das Ende dieser an 200 Jahre regierenden Dynastie fallen die ältesten nachweislichen Denkmäler, die uns noch erhalten sind, nämlich die großen Pyramiden von Dahschur, etwas südlich von Memphis am Rande der Libyschen Wüste. Doch sind bis jetzt noch keine Sculpturen mit Sicherheit aus dieser Zeit nachgewiesen worden, nur einzelne Schriftzeichen auf den Bausteinen jener Pyramiden. Um so reicher entfaltet sich mit einem male das ägypt. Leben vor unsern Augen in den zahlreichen Denkmälern, Darstellungen und Inschriften der nun folgenden vierten Dynastie. Ihr und der sich anschließenden fünften Dynastie gehören die großen Pyramiden von Giseh mit den vielen umliegenden, theils aufgebauten, theils in den Fels gehauenen Privatgräbern an. Die von Manetho und den griech. Schriftstellern genannten Erbauer dieser Pyramiden fanden sich auf ihren Bausteinen und Sarkophagen aufgezeichnet, und bildeten so die ältesten und wichtigsten Vergleichungspunkte zwischen den Manethonischen Königslisten und den Denkmälern. Ihre häufige Wiederholung in den umgebenden Privatgräbern ließ keinen Zweifel über die Identität jener Könige, von denen nach den hieroglyphischen Inschriften Chufu, Chafra und Menkera, oder wie sie von Herodot und Diodor genannt werden, Cheops, Chephren und Mencherinos die erste, zweite und dritte Pyramide erbauten. Über die architektonischen Verhältnisse der Pyramiden haben vornehmlich die in dem schönen Werke Vyse's, „The pyramids of Gizeh" (Lond. 1839—1842) niedergelegten Zeichnungen und Untersuchungen von Perring Licht verbreitet. Von der überraschenden Menge der Sculpturen auf jenen ältesten Gräberfeldern, welche über das ägypt. Leben jener Zeit in allen Beziehungen reiche Aufschlüsse geben, liegen bereits an 100 Tafeln in dem großen Werke der preußischen Expedition: „Denkmäler aus Ä. und Äthiopien" (Berl. 1849—50), vor.

Die vierte Dynastie bestieg nach Lepsius' Auffassung der Manethonischen Dynastien 3427 v. Chr. den memphitischen Thron, und schon in jener weit über unsere bisherigen Begriffe von Völkerentwickelung hinausgehenden Zeit finden wir hier ein in allen Künsten des Friedens hoch unterrichtetes Volk, einen vollständig durchgebildeten Staat, einen festen, vielverzweigten und bis in das Äußerlichste geordneten hierarchischen Cultus, eine allgemein verbreitete Schrift und den durchgängigen Gebrauch des Papyrus, kurz eine Civilisation, die in allen wesentlichen Punkten bereits ihre vollkommene Reife erlangt hat, und nur der schärfern Untersuchung noch die fernere Entwickelung in einzelnen Richtungen auf ihren spätern Stufen zeigt. Die fünfte Dynastie schließt sich in allen Stücken der vierten an. Doch erhob sich neben ihr wieder eine unabhängige oberägyptische, die sechste Manethonische Dynastie, als deren Stammsitz die an der äthiopischen Grenze liegende Insel Elephantine angegeben wird. Aus ihrer Zeit finden sich noch viele, obgleich gegen die memphitischen unbedeutende, Denkmäler in Ober- und Mittelägypten, hauptsächlich in Felsengräbern. Ihr gehörte der langlebige König Phiops an, welcher mit dem sechsten Lebensjahre den Thron bestiegen und ihn 100 J. lang innegehabt haben soll; ihr auch die von den griech. Schriftstellern erwähnte Königin Nitokris.

Unberühmter und thatenloser waren die nächsten Dynastien, welche ihren Sitz in Unterägypten hatten. Unter ihnen erhob sich endlich die 11. wieder in Oberägypten. Sie war die erste thebaische Dynastie, und machte das rasch aufblühende Theben zu ihrem Regierungssitze. Es scheint nach den Denkmälern, daß diese Dynastie wenigstens anfangs noch abhängig von den unterägypt. Königen war. Bald erhob sich aber um 2300 v. Chr. die 12. welche gleichfalls eine thebaische war, zur Reichsdynastie. Mit ihr erreichte das älteste ägypt. Reich seinen Gipfelpunkt an Macht und Wohlstand. Zahlreiche durch ganz Ä. zerstreute Denkmäler bezeugen dies. Gegen Süden wurde die ägypt. Herrschaft über den Landstrich zwischen den beiden ersten Katarakten und noch über die zweite hinaus bis nach dem heutigen Semneh ausgedehnt, und zu gleicher Zeit scheint auch die libysche Oase Faiûm durch die künstliche Hineinleitung eines Nilkanals mit dem Nilthale verbunden und zu einer der fruchtbarsten Provinzen des Landes umgeschaffen worden zu sein. Durch mächtige Dämme wurde am Eingange des Faiûmbeckens ein großer See gebildet, welcher sich in der Zeit des hohen Nils füllte und in der trockenen Jahreszeit zur fortgesetzten Bewässerung der memphitischen Landschaft und des Faiûm selbst diente. Er wurde daher Piom en mêre, d. i. „See des Ueberschwemmungswassers", genannt, woraus die Griechen später einen „See Möris" machten, dessen Anlegung sie einem Könige Möris zuschrieben, welcher nie existirt hat. Später wurden die Dämme durchbrochen, der See floß in das tiefe Innere der Oase ab, und bildete dort den jetzt noch vorhandenen Birket-el-Korn, den man bisher für den Mörissee hielt, bis Linant 1842 den Rest der Dämme und den alten jetzt trockenen Seeboden nachwies. Der sechste König dieser 12.

Dynastie, Amenemes III. war es auch, welcher neben dem künstlichen See seine Pyramide und ein prächtiges Tempelgebäude aufführte, das später erweitert und unter dem Namen des Labyrinths zu den Wundern der Welt gerechnet wurde. Die große Sorgfalt welche dieser König auf das für das Land so wichtige Bewässerungssystem verwendete, geht auch aus den Angaben der jährlichen Nilhöhen hervor, die sich aus seiner Regierung noch jetzt an den steilen Felswänden von Semneh, dem südlichen Grenzpunkte des damaligen Reichs, verzeichnet finden und eine merkwürdige Veränderung in dem Verhältnisse des Nilspiegels zum Thalboden bekunden, indem damals der Nil durchschnittlich 22 F. höher stand als jetzt. Die schönsten und lehrreichsten Denkmäler aus dieser Dynastie sind aber die wohlerhaltenen Felsengrotten von Benihassan in Mittelägypten. Die hohe Blüte des Reichs unter dieser Dynastie ging auch bereits mit ihr wieder unter. Eine wahrscheinlich weit verbreitete Völkerbewegung in den angrenzenden Ländern Asiens veranlaßte um 2100 v. Chr. die zunächst wohnenden semitischen Völker Syriens, welche Phönizier oder Araber genannt werden, zu einem Einfalle in das fruchtbare Nilland. Sie bemächtigten sich mit Leichtigkeit des Delta, hielten auch das obere Land in Abhängigkeit oder doch in Unthätigkeit, verlegten ihre Residenz nach Memphis, und beherrschten von hier aus das Land für mehre Jahrhunderte. Sie sind unter dem Namen der Hyksos, d. h. Hirtenkönige, bekannt, und bildeten bei Manetho die 15. und 16. Dynastie, während die einheimischen Könige der 13. und 14. Dynastie zwar verzeichnet und in den legitimen Listen fortgeführt wurden, aber größtentheils von den Hyksos abhängig gewesen sein müssen. Nur aus der Zeit der ersten Könige der 13. Dynastie sind uns noch eine Anzahl Denkmäler übrig, die sich in Oberägypten und Unternubien zerstreut finden.

Erst im 17. Jahrh. v. Chr. ermannten sich die einheimischen Könige, wahrscheinlich in Verbindung und mit der Unterstützung der äthiopischen Völker, auf die sich die ägypt. Herrscher in der Zeit der Unterdrückung des nördlichen Ä.s zurückgezogen hatten. Die 17. Manethonische Dynastie erhob sich mächtig gegen die nordischen Eindringlinge, nöthigte sie zunächst Memphis zu verlassen und sich nach Abaris, dem spätern Pelusium, der nordöstlichsten befestigten Grenzstadt des Reichs zurückzuziehen, bis sie nach langem und hartnäckigem Kampfe von dem Könige Tuthmosis III. auch von hier vertrieben und nach Palästina zurückgeworfen wurden. Ein ausführlicheres Fragment aus Manetho über dieses Ereigniß ist uns bei Josephus erhalten. Jetzt erhebt sich das ägypt. Reich zu neuer Macht und Blüthe. Die großen Pharaonen der 18. Dynastie wenden zunächst ihre Thätigkeit auf eine Wiederherstellung und Befestigung der innern Verhältnisse. Großartige Denkmäler erstehen im ganzen Lande, und das Gefühl der gesicherten und rasch wachsenden Macht durchdringt überall die Werke jener Zeit, deren Reste wir noch heute bewundern. Der vorletzte legitime König dieser 18. Dynastie, Amenophis III., war derselbe welcher in der klingenden Statue von Theben dargestellt ist, und welchen die Griechen in später Zeit (nämlich erst im 1. Jahrh. v. Chr.) mit Memnon (s. d.), dem Sohne der Aurora, verglichen. Nach ihm traten mehre Kronprätendenten auf; unter diesen einer, welcher eine gänzliche Reform des ägypt. Götterwesens erstrebte, und statt der unzähligen Götterformen nur allein den einfachen Sonnencultus einführen wollte. Horus, der letzte König der Dynastie, machte diesen langjährigen Verwirrungen ein Ende. Es folgte die 19. Dynastie, die ruhmvollste von allen, welche die im Innern erstrebte Kraft nach außen wendete, große siegreiche Kriegszüge tief nach Asien und weit nach Äthiopien hinauf führte, unermeßliche Reichthümer an Beute und Gefangenen zurückbrachte und diese zu den großartigsten gemeinnützigen Unternehmungen und den glanzvollsten Kunstschöpfungen im eigenen Lande verwendete. Nach der kurzen Regierung des ersten Königs folgten die langen und glänzenden Regierungen Sethos' I. und Ramses' II. Der erstere führte ein Heer nach Asien bis zu den Assyrern und Medern, der letztere noch weiter bis zu den Persern, Baktrern und Scythen; auch bekriegte er die Libyer und drang in Äthiopien weiter als irgend ein anderer König vor. Bekannt sind die merkwürdigen Felsentafeln, welche Ramses in Syrien, am Ausflusse des Lykos (Nahr-el-Kelb) eingraben ließ, und welche noch jetzt daselbst zu sehen sind; die eine ist vom zweiten, eine andere vom vierten Jahre des Königs datirt. Beide Könige unternahmen auch in Ä. große Reformen. Das Land wurde in Nomen eingetheilt, eine allgemeine Landtaxe eingeführt, das Kriegswesen geordnet, große Kanäle wurden gegraben, neue Städte angelegt und alte erhöht, um sie gegen die Überschwemmung zu schützen. Die an Großartigkeit unübertroffenen Tempelhallen mit ihren Bildwerken in Karnak und Kurna nebst unzähligen andern Bauwerken und Sculpturen zeigen, daß auch die Kunst unter diesen beiden Königen ihren Gipfel erreicht hatte. Es ist oft schwer die vielen großen und wichtigen

Einrichtungen, die uns aus ihrer Zeit gemeldet werden, richtig unter beide zu vertheilen; und so ging es schon den Griechen, welche beide Könige unter dem von Herodot zuerst genannten Namen Sesostris begriffen und ganz in eine Person verwandelten. Es war dies eine Verderbniß der richtigern griech. Form Sethosis (Diodor nennt ihn Sesoosis), also vom Vater hergenommen, während sich der Name des Sohnes Ramses, außer bei Manetho, zuerst bei Tacitus wiederfindet. Beide Könige regierten zusammen 117 J., der erste über 50, der zweite über 66 J., wobei die Monumente die Angaben des Manetho bestätigen. Unter den Letztern fallen, wie Lepsius gegen die bisher üblichen Annahmen zu beweisen gesucht hat, hauptsächlich die mosaischen Ereignisse; nach seiner Meinung wurde der Kanal, welcher vom östlichen Nilarme nach Osten geführt und später bis zum Rothen Meere geleitet ward, unter Ramses II. gegraben und dadurch die Anlage der neuen Städte Pithom und Ramses veranlaßt, welches wieder die harten Frohndienste der in dem zunächst liegenden Gosen ansässigen Israeliten herbeiführte. Aber erst unter dem schwachen Sohne des großen Ramses, Menephthes, dem Pheros des Herodot, zogen die gedrückten und wegen ihrer wachsenden Anzahl zugleich gefürchteten semitischen Fremdlinge aus dem Lande, um 1314 v. Chr., wie der Gründer des Jüdischen Kalenders, Hillel Hanassi es angibt, und aus ägypt. Quellen geschöpft zu haben scheint.

Die Grenze der ägypt. Macht und Größe war erreicht. Es folgten auf Ramses II. mehre schwache Könige bis zum Ende der Dynastie, unter ihnen der Herodotische Proteus, unter welchem die troischen Begebenheiten gesetzt wurden. Die folgende 20. Dynastie hatte noch einmal einen König an ihrer Spitze, welcher an seine beiden großen Vorgänger erinnerte, Ramses III., den Rampsinitos oder Remphis der griech. Schriftsteller. Er führte, wie jene, siegreiche Heere nach Asien, überwand die Anwohner des Rothen Meers in Seeschlachten, baute stattliche Tempel, aber seine Nachfolger verfielen immer mehr in Luxus und in Abhängigkeit von der Priesteraristokratie des Landes, welche in der 21. Dynastie aus ihrer eigenen Mitte auch die Könige auf den Thron erhoben zu haben scheint. Seit dieser Zeit sinkt auch der Glanz Thebens. Unterägyptische Dynastien besteigen den Thron; Memphis wird wieder zur ersten Residenz des Landes erhoben. Wichtiger ist wieder der erste König der 22. Dynastie Sesonchis I., weil wir ihn sowol aus der Bibel als durch die ägypt. Denkmäler als den Eroberer Palästinas und Jerusalems kennen. Seine kriegerischen Thaten sind noch jetzt auf den Tempelwänden von Karnak verzeichnet. Er hielt aber den Verfall des Reichs nicht auf, das mit dem Schlusse der 24. Dynastie in die Hände des äthiopischen Eroberers Sabakôn oder Sebichos (ägypt. Schebek) fällt. Dieser bildet mit seinen beiden Nachfolgern die 25. Dynastie. Der letzte derselben, Tarakos, der Tirhaka der Bibel, kehrt freiwillig nach Äthiopien zurück, und wird daselbst der Gründer blühender Dynastien, welche zum ersten male ägypt. Kunst und Civilisation in Äthiopien einheimisch machen und zu einer gewissen Selbständigkeit erheben. Diese sank daselbst zwar allmälig zu völliger Entartung herab, blieb aber doch noch bis in den Anfang unserer Ära hinein lebensfähig und schaffend. Auch diese Fremdherrschaft scheint die nationale Kraft des Volks noch einmal aufgeweckt und zu erhöhter Thätigkeit angeregt zu haben. Nach dem Abzuge der Äthiopen trat zunächst eine revolutionäre Epoche ein, die aus Herodot unter dem Namen der Dodekarchie bekannt ist. Den Ägyptern war aber von jeher eine monarchische durch Erblichkeit geordnete Regierungsform unentbehrlich gewesen. So kam auch diesmal bald das legitime saitische Königshaus, welches die Äthiopen verdrängt hatten, in der Person des ersten Psametichos wieder auf den Thron. Unter ihm und seinen Nachfolgern der 26. Dynastie erhebt sich sichtlich ein neuer frischer Geist im ägypt. Reiche. Dazu trug hauptsächlich die gänzlich veränderte Haltung gegen das Ausland bei, welche von jetzt an zu einem politischen Principe erhoben wurde.

Wie einst die nordische Eroberung des Landes die ägypt. Herrscher dem Süden zugewendet hatte, wo sie ihre Kraft wiederfanden, so schien die äthiopische Eroberung ihre Blicke auf die Hülfe gelenkt zu haben, die sie bei den nordischen Nachbarn, namentlich bei den aufstrebenden, ebenso klug vermittelnden und fremder Sitte fügsamen als waffenkräftigen Griechen finden konnten. Mit Hülfe eherner Männer vom Meere her sollte Psametich, nach den Worten des Orakels, die Dodekarchen überwinden. Jonische und karische Krieger erfüllten diesen Spruch. Zum Lohne gab er ihnen Äcker, und gestattete überhaupt griech. Niederlassungen im Lande. Es zeigte sich sogar bald die Nothwendigkeit, sich mit der wachsenden griech. Bevölkerung besser zu verständigen; ägypt. Knaben lernten ihre Sprache, und es bildete sich die wichtige Classe der Interpreten. Später räumte Amasis den Griechen eine ganze Seestadt Naukratis ein, welche bald der wichtigste Handelsplatz wurde. Reichthümer strömten von allen Seiten dem neu eröffneten Markte zu, und zu keiner Zeit, weder früher noch später, war der allgemeine Wohlstand in Ä. grö-

ker und die Bevölkerung zahlreicher als gegen Ende dieser Dynastie. Auch die Künste nehmen noch einmal einen neuen Aufschwung. Manche neue Formen kommen auf, darunter das wichtige Element des wirklichen concentrischen Steinbogens. Auch der Stil in den bildlichen Darstellungen wurde ein andrer, und nahm ganz das Gepräge einer bewußten Rückkehr zu älteren reinern und sorgfältigern Formen und Anordnungen an, die sogar zuweilen von einer gewissen gesuchten Eleganz nicht frei zu sprechen sind. Selbst der festgestellte Kanon der Körperproportionen erleidet eine wesentliche Änderung gegen den frühern.

Doch auch dieser Aufschwung wird bald wieder unterbrochen. Nach kaum anderthalb Jahrhunderten erliegt das Reich dem ersten Andrange der persischen Macht. Im J. 525 v. Chr. wird es von Kambyses erobert, und bleibt bis 405 persische Provinz. Der Nationalhaß beider Völker macht sich breite Bahn. Eine allgemeine Zerstörung der ägypt. Denkmäler soll nach den Berichten der griech. Schriftsteller auf Befehl des Kambyses erfolgt sein. Sein Nachfolger Darius, ein weiser und milder Herrscher, suchte dagegen die Neigung der Ägypter zu gewinnen; er wird in den ägypt. Annalen sogar mit unter den großen Gesetzgebern des Landes aufgeführt. Ä. blieb bis 405 v. Chr. persische Provinz, erhielt dann für 65 J. noch einmal seine Unabhängigkeit unter der 29. und 30. Dynastie des Manetho, und wurde 340 v. Chr. zum zweiten male von den Persern unter Ochus erobert. Acht Jahre später, 332 v. Chr., im Herbste, fiel es an Alexander d. Gr. und blieb bis 305 unter macedonischer Herrschaft. Ptolemäus, des Lagus Sohn, der schon seit Alexander's Tode im Namen des Philippus Aridäus und Alexander II. die Regierung des Landes führte, nahm in diesem Jahre den Königstitel an. Dennoch ist er auf den ägypt. Monumenten seiner Zeit bisher noch nirgends als König erschienen, und in der Regel beginnen die ägypt. Ptolemäerlisten auf den einheimischen Denkmälern erst mit Ptolemäus Philadelphus, der schon zwei Jahre vor dem Tode seines Vaters, 285 v. Chr., die Regierung übernahm. Die Zeit der griech. Herrschaft ist für alles ägypt. Nationale eine Zeit raschen Verfalls. Die Übermacht und jugendliche Frische des griech. Geistes assimilirt sich schnell die aufgespeicherten Früchte der Jahrtausende alten ägypt. Bildung. Die alten Organe sterben ab und werden unbrauchbar. Auf dem ägypt. Boden selbst tritt der hellenische Erbe des ganzen Orients die reiche ägypt. Erbschaft an. Alexandrien wird der Mittelpunkt griech. Gelehrsamkeit und zugleich des höchsten Luxus. Unter den Künsten erhält sich noch am kräftigsten die Architektur. Eine Reihe großartiger Tempel, die von den alten Formen wenig abweichen, in Dendera, Theben, Esneh, Edfu, Ombos, Philä u. s. w. legen davon Zeugniß ab, während die Sculptur und Zeichnung größtentheils schon in Barbarei verfällt. Die greuelhafte Sittenverderbniß, die in der Herrscherfamilie selbst immer mehr um sich griff, trug nicht wenig zum Verfall des Landes bei, und führte endlich auch durch Kleopatra (s. d.) zum Untergange des Staats. Nach der Schlacht bei Actium, 30 v. Chr., ward Ä. dem röm. Reiche einverleibt. Die Wichtigkeit dieser neuen und reichen Provinz wurde so hoch angeschlagen, daß Augustus ein Gesetz gab, nach welchem kein Römer vom Range eines Consuls oder selbst eines Ritters Ä. betreten durfte ohne den besondern Befehl des Kaisers; man glaubte, daß die Verführung zu nahe liege, sich dieser „Kornkammer", dieser „claustra terrae et maris" zu bemächtigen, deren Abfall Italien sogleich mit einer Hungersnoth bedrohen konnte.

Schon im 1. Jahrh. n. Chr. wurde das Christenthum nach Ä. gebracht; als Gründer der ersten Gemeinde wird der Evangelist Marcus angegeben. Eine ascetische und solitarische Lebensweise hatte sich theilweise schon unter den ägypt. Priestern ausgebildet. Ein förmliches Mönchsleben führten, nach der Beschreibung des Philo, die jüdischen Therapeuten in der Nähe von Alexandrien, und derselben Richtung folgte dann auch ein großer Theil der ägypt. Christen, sodaß der Ursprung des später immer weiter verbreiteten Mönchs- und Einsiedlerlebens recht eigentlich auf dieses Land zurückgeführt werden muß, welches sich durch die Lage der umgebenden Wüsten ganz besonders dazu eignete. Das Christenthum verbreitete sich rasch und kräftig in Ä., und Alexandrien, so lange Zeit der Mittelpunkt der griech. Gelehrsamkeit, wurde nun wieder der Schauplatz der heftigsten und gelehrtesten christlich-theologischen Kämpfe. Doch lassen sich noch hieroglyphische Inschriften in ägypt. Tempeln bis in die Mitte des 3. Jahrh. nachweisen, und in Philä wurde der Isiscultus erst um die Mitte des 6. Jahrh. unter Justinian aufgehoben.

Neuere und neueste Geschichte. Bei der Theilung des röm. Reichs (395) fiel Ä. dem morgenl. Reiche zu, dessen Verfall es bis 638 theilte, in welchem Jahre es von Amru, dem Feldherrn des Khalifen Omar, erobert wurde. In Folge dieser Eroberung ward Ä. eine Provinz des großen Reichs der ersten Khalifen. Mit ihr drang der arab. Mohammedanismus und arab. Be-

völkerung ins Land und erhielt in kurzer Zeit das Übergewicht über das Christenthum und die Eingeborenen, die Kopten, welche beide durch fortgesetzte Gewaltsamkeiten fast vernichtet wurden. Im J. 868 machte sich Achmet, der Statthalter Ä.s, von dem Khalifen unabhängig und gründete die Dynastie der Tuluniden. Doch schon 905 ging die Herrschaft wieder auf die Khalifen von Bagdad über, um diesen 935 von neuem durch Mohammed den Ichschiden entrissen zu werden. Im J. 969 erobert Moes, der fatimitische Khalif, das Land und gründete die Stadt Masr-el-Kahira (die Siegreiche), das heutige Kairo. Die glanzvolle Herrschaft der Fatimiten in Ä. ward schon 1171 durch Saladdin vernichtet, dessen Dynastie, die der Ejubiden, bis in die Mitte des 13. Jahrh. herrschte. Unter ihm ward das Land, das die ersten Khalifen an arab. Pflanzer verpachtet hatten, an seine aus erkauften Sklaven bestehenden Kriegerscharen, die Mamluken (s. d.) als Lehen vertheilt, von denen die Bauern nach und nach völlig zu Leibeigenen herabgedrückt wurden. Bald nach der Niederlage, die Ludwig der Heilige in Ä. erlitt, empörte sich die Miliz des Sultans (die Mamluken), ermordete diesen 1250, und machte sich zu Herrn des Landes. Die Mamluken herrschten nun unter selbst erwählten Sultanen, eine der Janitscharenrepublik in Algier ähnliche, wilde und blutige Prätorianerdespotie bildend, bis 1517, wo der osmanische Sultan Selim I. das Land eroberte, und es zu einem Theile seines Reichs machte. Von da an ward es durch Paschas regiert, deren Macht aber sehr durch die Mamluken, die Selim bestehen ließ, beschränkt wurde. Unter der rohen Herrschaft der Türken und der Mamlukenbeis, die sich fortwährend untereinander selbst bekämpften, kam Ä., das seit der persischen Eroberung stufenweise seinen alten Glanz und Wohlstand verloren hatte, immer mehr herab. Das wichtigste Ereigniß in dieser Periode ist der Einfall der Franzosen unter Bonaparte 1798. (S. **Napoleon** und **Frankreich**.) Die schnelle Eroberung Alexandriens, die Niederlage der 23 Mamlukenbeis unter ihrem Anführer Ibrahim bei den Pyramiden, die unmittelbar darauf folgende Einnahme Kairos und die bald vollendete Unterwerfung des ganzen Landes offenbarten die innere Schwäche und Zerfallenheit osmanischer Staatsverwaltung. Günstig wirkte dagegen die kurze Herrschaft der Franzosen für Einführung einer geordneten Landesverwaltung und für die nähere Untersuchung des Landes. Zwar vermochten die Franzosen nach Bonaparte's plötzlicher Abreise und der Ermordung des nach ihm mit dem Oberbefehl betrauten Generals Kleber nicht, sich zu halten. Die Generale Belliard und Menou, von allen Seiten von Türken, Mamluken und Engländern angegriffen und von aller Hülfe aus dem Mutterlande abgeschnitten, sahen sich genöthigt, im Aug. 1801 einen Vertrag abzuschließen, vermöge dessen sie das Land räumten. Allein der Anstoß war gegeben, und Ä. trat von nun an wieder in den Kreis der politischen Weltbewegung und empfing die Keime eines neuen Lebens.

In noch höherm Grade geschah dies seit 1806, mit der Einsetzung Mehemed-Ali's (s. d.) zum Statthalter. Mit der Wirksamkeit dieses Mannes beginnt eine neue Epoche in der Geschichte Ä.s. Seine erste erfolgreiche That war die Vernichtung der Mamluken; seine zweite die Organisation eines regelmäßigen Heeres und einer Flotte zur Durchsetzung seiner ehrgeizigen Plane. Die erste gab ihm die Möglichkeit, und die zweite versetzte ihn in die Nothwendigkeit, das Land auf eine Weise zu behandeln, die ihm die höchstmöglichen Einkünfte brächte. Hieraus entwickelte sich das doppelte System des Pascha, einerseits den Ackerbau und die materielle Civilisation des Landes auf alle mögliche Weise zu heben, andererseits das Land auf die härteste Weise auszusaugen, Grund und Boden als sein Privateigenthum an sich zu reißen und die Bauern (Fellah) fast zu Sklaven zu machen. Das Nächste, was er nach Vernichtung der Mamluken that, war die Einziehung des Grundeigenthums sämmtlicher Moscheen und frommen Stiftungen der Wakufs, sowie der Besitzungen sämmtlicher Erbpächter oder Multezims. Ein raffinirtes System der Besteuerung wurde eingeführt, welches den Bauer größtentheils der Früchte seines Fleißes beraubte. Neben der Erhöhung des Steuersatzes ward derselbe nämlich gezwungen, den ganzen Ertrag seines Feldes dem Pascha zu willkürlich festgesetzten Preisen zu verkaufen, dagegen seine Bedürfnisse ebenso von diesem einzukaufen, wobei aber die Gesammtheit für die Erfüllung der Verbindlichkeit jedes Einzelnen haftbar blieb. Außerdem führte der Pascha auch zur Herstellung seines Heeres die Conscription ein, die auf die grausamste Weise gehandhabt ward.

Dagegen suchte Mehemed-Ali durch Grabung von Kanälen u. s. w. das unter der Mamlukenherrschaft ganz verfallene Bewässerungssystem zu verbessern, und die Menge des anbaufähigen Landes zu vermehren, sodaß das urbare Land, das von den 10 Mill. Feddans (Morgen) die es noch 1517 betragen haben soll, 1812 bis auf $2^1/_2$ Mill. herabgekommen war, jetzt wieder gegen 6 Mill. Feddans zählte. Auch brachte der Pascha mehre höchst wichtige Culturen

insbesondere die der Baumwolle, deren Ertrag er bis auf 26000 Ctr. steigerte, in Aufnahme. Dennoch minderte sich durch die Bedrückung und besonders durch unaufhörliche Kriege die Bevölkerung fortwährend, und nur dem Zwange, nicht der steigenden Wohlfahrt des Einzelnen, konnte die Vermehrung des urbaren Landes zugeschrieben werden. Auch wurde das Wohl des Landes nicht gefördert durch Einführung einer unnatürlichen Fabrikindustrie, deren einziger Inhaber der Pascha blieb, während die Eingeborenen ihm nur als Fabriksklaven dienten; ebenso wenig durch die Maßregeln zur Hebung des Handels, die ebenfalls nur dem Pascha zu gute kamen. Im Gegentheil erdrückte man den Handel mit Arabien und Ostindien durch monopolistische Maßregeln. Selbst die Lehranstalten, welche der Pascha gründete, und die Sendung junger Ägypter behufs ihrer Studien nach Europa, brachten dem Lande nur wenig Gewinn, da man nicht die eigentliche Bildung des Volks, sondern die Bildung von Anführern und Ärzten für das Heerwesen bezweckte. Desgleichen waren die übrigen Maßregeln des Pascha, wie die Errichtung einer Telegraphenlinie und einer Druckerei, die Herausgabe einer Zeitung, die neue Eintheilung des Landes, die Einführung von Provinzialversammlungen, die Zusammenberufung einer Centralversammlung, die Ausarbeitung eines neuen Civilgesetzbuchs nach dem Muster des franz., die Einführung der Kuhpockenimpfung und der Quarantaineanstalten u. s. w., nur darauf berechnet, entweder das Ausland zu täuschen, oder den persönlichen despotischen Zwecken des Regenten zu dienen. Erfolgreich und heilsam zeigten sich jedoch die Anstrengungen des Pascha zur Polizirung des Landes; hierin erwarb er sich ohne Zweifel Verdienste.

Man kann wol behaupten, daß die Regierungsthätigkeit Mehemed-Ali's wesentlich darauf hinauslief, den orientalischen Despotismus durch die Anwendung europäischer Regierungskünste auf das höchste zu steigern. Unter solchen Verhältnissen nahm Ä. selbst an der Rolle, die sein Regent nach außen spielte, nur insofern Antheil, als es die unverhältnißmäßigen Mittel dafür aufbringen mußte. Durch seinen Sohn Ibrahim-Pascha (s. d.) machte sich Mehemed-Ali seit 1816 einen Theil von Arabien, sowie die Länder am obern Nil (Nubien, Sennaar, Kordofan) zinspflichtig. Sodann schritt er zu Gunsten der Pforte im Kampfe gegen Griechenland ein, was jedoch die Vernichtung der ägypt. Flotte in der Schlacht von Navarin zur Folge hatte. Alle Kräfte des Landes wurden abermals ausgebeutet, um eine neue imposante Macht herzustellen. Es galt jetzt, der schwachen Pforte Syrien, dieses Bollwerk von Ä., zu entreißen, und möglicherweise ein unabhängiges Reich zu stiften, dessen Mittelpunkt Ä. abgeben sollte. Händel mit dem Pascha von Acca gaben Gelegenheit, daß das ägypt. Heer unter Ibrahim-Pascha seit dem Herbste 1831 Syrien im Laufe eines Jahres eroberte. Indessen nöthigten die europäischen Mächte den Pascha zum Frieden von Kiutahia (4. Mai 1833), durch den er zwar nicht unabhängig, doch zugleich Statthalter von Syrien wurde. Kurz vor dem Tode Sultan Mahmud's brach 1839 der Kampf nochmals aus, der nach der Schlacht von Nisib (24. Juni) den Übergang der türk. Flotte zur ägypt. mit sich führte. Jetzt schien sich Mehemed-Ali am Ziele seiner Bestrebungen zu befinden. Allein Rußland und England, in deren Interesse es vor allem lag, die Pläne des Pascha zu hindern, brachten den Quadrupelvertrag vom 15. Juli 1840 zu Stande, in dem man sich zum gemeinsamen Einschreiten gegen den ägypt. Machthaber verpflichtete. Die Absonderung Frankreichs und dessen dem Pascha günstige Politik bedrohten sogar die Welt mit einem allgemeinen Kriege. Indessen erschien ein brit.-östr.-türk. Geschwader an der syrischen Küste und begann die Beschießung der festen Plätze. Von Frankreich verlassen, von ungewohntem Kleinmuth befallen, zog Mehemed-Ali seine Macht ohne eigentlichen Kampf aus Syrien zurück, und unterwarf sich dem Sultan völlig.

Nach einem im Febr. 1841 unter Vermittelung der Mächte unterzeichneten Vertrage ward das Verhältniß des Lehnsstaats Ä. zur Pforte neu geregelt. Den männlichen Descendenten Mehemed-Ali's ist hiernach, nach dem Rechte der Erstgeburt, die erbliche Herrschaft über Ä. und die Besitzungen am obern Nil zugesichert; doch sollen sie kein Vorrecht oder Vortritt vor den andern Wessiren des Reichs haben. Die Bestimmungen des Hattischerifs von Gulhane (s. Osmanisches Reich), sowie die Verträge der Pforte mit andern Mächten, haben auch in Ä. ihre Geltung. Die Administrativgesetze des Landes sollen sich an die des übrigen Reichs anschließen. Die Abgaben werden im Namen und unter Zustimmung des Sultans erhoben. Der jährliche Tribut (vorläufig ein Drittheil der Jahreseinkünfte) und die Fruchtsendungen nach den heiligen Städten Mekka und Medina sollen pünktlich geleistet werden. Das ägypt. Münzwesen soll sich nach dem türkischen richten. Das ägypt. Heer soll für den innern Dienst nicht mehr als 18000 Mann zählen; die Vermehrung desselben, sowie der Bau von Kriegsschiffen, kann nur mit Be-

willigung des Sultans geschehen. Der ägypt. Regent ernennt seine Offiziere bis zum Obersten, der Sultan die höhern Befehlshaber. Nach diesem Schlage wandte sich die Sorge des Pascha und seines Sohnes Ibrahim mehr auf die eigentliche Hebung der innern Hülfsquellen, doch wiederum nicht zum eigentlichen Gedeihen des Landes, sondern um die Mittel für zukünftiges Handeln zu gewinnen. Mehemed-Ali selbst, von hohem Alter gebeugt, verfiel allmälig in eine bedenkliche Geisteszerrüttung, sodaß die Pforte im Juli 1848 Ibrahim-Pascha als Nachfolger bestätigte, obschon derselbe nur der Adoptivsohn Ali's war. Ä. erhielt hiermit die Aussicht, der Fußschemel eines ehrgeizigen Herrschers zu bleiben. Allein Ibrahim starb schon 9. Nov. 1848, und Abbas-Pascha (s. d.), der leibliche Enkel Mehemed-Ali's, ward im Jan. 1849 von der Pforte als der rechtmäßige Regent Ä.s bestätigt. Während Mehemed-Ali 2. Aug. 1849 geräuschlos ins Grab stieg, suchte sein Enkel, ein ehrenhafter und frommer Moslem, die Last des Landes, vornehmlich durch Minderung des Heeres und der Abgaben, zu erleichtern. Eine durchgreifende, dem Bedürfnisse des Landes genügende Reform der Verwaltung hat jedoch nicht stattgefunden.

Unter den Werken über Ä. ist vor allem die durch die napoleonische Expedition veranlaßte „Description de l'Égypte" zu nennen, welche (in der 2. Ausg. 1820—30) in 24 Bdn. Text und 12 Bdn. Kupfern das Alterthum, den jetzigen Zustand und die Naturgeschichte Ä.s behandelt. Hieran schließen sich für die Alterthümer die großen Publicationen der franz.-toscan. und der preuß. Expedition, sowie die Monumentenwerke von Gau, Young, Cailliaud, Perring. Außerdem sind vorzüglich die Schriften von Perizonius, Zoega, Jablonski, d'Anville, E. Quatremère, ferner von Champollion dem Jüngern, Champollion-Figeac, de Rougé, Letronne, Rosellini, Wilkinson, Young, Prichard, Birch, Sharpe, Gliddon, Ideler, Ritter, Bunsen, Böckh, Lepsius u. A. zu nennen, sowie die Reisen von Pococke, Norden, Niebuhr, Denon, Burckhardt, Belzoni, Cailliaud, Ehrenberg, Parthey, Prokesch, Rüppell. Die besten Karten sind außer dem großen Atlas in der „Description de l'Égypte" von d'Anville, Jomard, Cailliaud, Leake, Ritter, Rüppell, Arrowsmith, Russegger, Kiepert geliefert worden. Die Naturgeschichte des Landes ist vorzüglich in den neuern großen Werken von Ehrenberg und Rüppell enthalten, und in einer kleinen populären Schrift von Pruner, („Ä.s Naturgeschichte und Anthropologie", Münch. 1848) behandelt worden. Über die heutigen Ägypter ist besonders das Werk von Lane: „Manners and customs of the modern Egyptians" (3. Aufl., 2 Bde., Lond. 1842), und die Werke von Wilkinson nachzusehen; für Reisende namentlich des Letztern „Handbook for travellers in Egypt" (Lond. 1847).

Ägyptische Augenentzündung nannte man eine eigenthümliche, ansteckende und oft schnell das Auge zerstörende Form einer mit reichlicher Eiterung verbundenen Entzündung der Augenschleimhaut, welche man zuerst 1798 unter den franz. Truppen bald nach der Landung in Ägypten, dann auch 1801 bei der engl. Armee beobachtete. Man glaubte irrigerweise, dieselbe sei aus Ägypten nach Europa gebracht worden, wo sie 1801—15 in Italien herrschte und seit 1813 die meisten Heere heimsuchte. Namentlich hatte während des Kriegs von 1813—15 die preuß. Armee vielfach zu leiden, während das östr. Heer länger davon verschont blieb. Noch 1833 und 1834 wüthete sie arg unter den belg. Truppen, sodaß Tausende auf einem oder gar auf beiden Augen erblindeten. Die Krankheit mag durch die Strapazen, Entbehrungen und Unregelmäßigkeiten in der Lebensweise des Soldaten verursacht werden, weshalb denn auch in der Regel höhere Offiziere von dem Übel befreit, junge, kräftige und gesunde Personen aber angegriffen werden. Vgl. Gräfe, „Die epidemisch-contagiöse Augenentzündung Ägyptens" (Berl. 1823); Eble, „Über die in der belg. Armee herrschende Augenentzündung" (Wien 1836); Jäger, „Die ägypt. Augenentzündung" (Wien 1840), und Gobée, „Die ägypt. contagiöse Augenentzündung" (Lpz. 1841).

Ägyptische Mythologie. Wie viel auch bis auf die neueste Zeit herab dieser dunkele Zweig der Alterthumswissenschaft Gegenstand der gelehrtesten und scharfsinnigsten Untersuchungen gewesen ist, so sind doch deren Resultate seit Entzifferung der Hieroglyphenschrift und dem Bekanntwerden der Denkmäler völlig unhaltbar geworden. Doch hat die Benutzung der einheimischen Quellen bis jetzt auch kaum mehr als das Ergebniß geliefert, daß die Griechen, bisher die alleinige Quelle aller Forschung, wenig Richtiges überliefert haben, und dieses Wenige von den Neuern meist misverstanden oder ganz übersehen worden ist. Andere neuere Ägyptologen mußten fehlen, theils weil sie nur spätern hieroglyphischen Urkunden voller mystischer Einflüsse, wie den Todtenpapyren, folgten, theils weil sie vergaßen, auf die Zeit der Documente, deren die Inschriften der Denkmäler für alle Perioden der ägypt. Geschichte bieten, Rücksicht zu nehmen. Erst

Bunsen („Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte", 3 Bde., Hamb. 1845) hat den Versuch gemacht, die Götterbildung der Ägypter urkundlich zu behandeln. Herodot, welcher auch über Ägypten unter allen Griechen die besten Nachrichten liefert, berichtet, daß das ägypt. Göttersystem drei Ordnungen der Götter enthalte, deren einzelne Götter theils in genealogischem Zusammenhange stehen, theils einander ganz fremd sind. Die Denkmäler bestätigen diese Nachricht. Zu der ersten Ordnung gehörten die acht Götter: 1) Ammon (s. d.) oder Amun, der Gott Thebens; 2) Chemmis (s. d.) oder Khem, der Gott von Panopolis; 3) Buto (s. d.) oder Mut, Göttin von Buto im Delta, Khem's und Ammon's Tempelgenossin; 4) Kneph (s. d.) oder Num, Nu, Chnubis, der widderköpfige Gott der Thebaïs; 5) Seti (s. d.) oder Sati, Kneph's Genossin; 6) Ptah (s. d.), der Gott von Memphis; 7) Neith (s. d.), die Göttin von Saïs; endlich 8) Ra (s. d.) oder Helios, der Gott von Heliopolis (On). Das Gemeinschaftliche dieser Gottheiten ist die Anschauung derselben als der sich offenbarenden Gottheit, also als weltschöpferischer Mächte und Principien. Bei der Schöpfung des mythologischen Systems faßte man, vom „verborgenen Gotte" Ammon ausgehend, zuerst dessen Erscheinung als zeugende Naturkraft im phallischen Gotte Khem besonders auf. Dann tritt die weltschaffende Idee hervor in der Gestalt des Kneph, „des Geistes". Er bildet in der Mythe die göttlichen Glieder des Osiris (der Urseele) im Gegensatz von Ptah, welcher, als eigentlicher Demiurg, die sichtbare Welt, nach ägypt. Vorstellung das Weltei, formt. Neith ist das schöpferische Princip, die Natur, als empfangend gedacht. Ra (die Sonne), der Sohn der letztern, der Vater und Ernährer alles Irdischen, tritt als der achte in der Reihe auf.

Die zwölf Götter der zweiten Ordnung werden im mythologischen System als Kinder der Gottheiten des ersten Kreises aufgefaßt. So ist Khunsu oder Chons (s. d.), Hercules, das Kind Ammon's; Tet oder Thoth (s. d.), Hermes, das Kind von Kneph; Atum (Atmu) und Pecht oder Bubastis (s. d.), auch Artemis genannt, sind Kinder des Ptah. Die meisten zählt Ra oder Helios (die Sonne), nämlich Hathor oder Athyr (s. d.), die Aphrodite, die Göttinnen Tefnu (s. d.) und Ma (d. i. Wahrheit), die Götter Maü, Muntu oder Mantulis (s. d.), Sebek oder Sevek (s. d.), sowie das Götterpaar Seb (s. d.) und Netpe (s. d.) oder Kronos und Rhea. Außer diesen zwölf Göttern gibt es noch eine nicht geringe Anzahl anderer, z. B. Renpa, der Kriegsgott; Hapima, der Nil; Anata, eine Kriegsgöttin, u. s. w., welche entweder rein örtlicher oder rein ideeller Natur waren und deshalb von den Ägyptern nicht in ihr mythologisches System aufgenommen wurden. Zu ihnen gehören Versinnlichungen besonderer Eigenschaften einer allgemeinen Gottheit, örtliche Formen bekannter Götter (Pe als Himmelsgöttin Form der Netpe), astronomische Personificationen, z. B. Rempi, das Jahr; Un, die Stunde; Suben, die Göttin von Oberägypten u. s. w. Auch mochten zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Theilen Ägyptens diese Götterordnungen verschieden zusammengesetzt sein. Die ihr angehörigen Gestalten sind, wenn auch einige (wie Atum und Pecht) aus der ersten Reihe in diese zweite herabgesunken sein mögen, nicht mehr kosmogonischer, sondern planetarischer Natur, und die Schöpfungen des mit dem Gefühl der Naturkraft gemischten und der Materie zugeneigten Gottesbewußtseins. Nachweislich übrigens ist ihre Beziehung auf Sonne, Mond und Erde erst abgeleitet, und nicht ursprünglich.

Die dritte Götterordnung bilden die Osirisgottheiten. Während alle bisher genannten Götter und Göttinnen nur in einzelnen Theilen des Landes Tempel und einen wirklichen Cultus hatten, waren Isis und Osiris die einzigen Götter, welche durch ganz Ägypten verehrt wurden. Tempel der Isis, Gräber des Osiris und die heiligen Thiere Beider finden sich von Elephantine bis herab zur Mündung des Nils. Von den sieben Gottheiten dieses Kreises waren, nach dem bekannten von Plutarch ausführlich behandelten Mythus, fünf an fünf aufeinander folgenden Tagen von der Netpe oder Rhea, aber von verschiedenen Vätern geboren. Sie sind: 1) Hesiri oder Osiris (s. d.), der Sohn der Sonne (Ra); 2) Heruer oder Aruëris, ebenfalls Sohn der Sonne, der jüngere Horus (s. d.); 3) Typhon (s. d.) oder Seth, der Sohn des Kronos (oder Seb), der mit Gewalt und unzeitig aus der Seite seiner Mutter springt; 4) Isis (s. d.) oder Hes, die Tochter des Hermes (Thoth); und 5) Nephthys (s. d.) oder Nebti, wiederum Tochter des Kronos. Mit Letzterer zeugte Osiris weiter den Anubis (s. d.) oder Anupu, und mit der Isis den Harpokrates (s. d.) oder Her-pe-chrut. Durch die genealogische Verknüpfung mit Ra haben Isis und Osiris nicht allein ihre Wurzeln in der ersten Ordnung, sondern sie nehmen auch die erste und zweite ganz in sich auf; einer jeden dort in viele Persönlichkeiten und Götterindividuen gespaltenen Entwickelung steht eine besondere Erscheinungsform von Isis und Osiris oder von beiden zugleich gegenüber. Man kann sagen, daß Isis und Osiris, allein oder

verbunden, und Isis, Osiris und Horus zusammen, das ganze Göttersystem Ägyptens, mit Ausnahme von Ammon und Kneph, in sich fassen. Letztere beiden Götter, „der Verborgene“ und „der Geist“, stehen allein über und außer jeder mit dem Osiriskreise zusammenhängenden Entwickelungsreihe, während Isis, Osiris und Horus alle Eigenthümlichkeiten, Beinamen und Darstellungsformen der wichtigsten Gottheiten der beiden ersten Kreise, wie des Khem, der Muth, des Ra, des Thoth, Muntu, Chunsu, der Athyr, Pecht, Tefnu, des Seb und der Netpe auf sich vereinigt haben.

Wenn so die erste Reihe als Grundlage der zweiten, diese beiden wieder als die der dritten erscheinen, so ist zu beachten, daß diese Aufeinanderfolge nur im mythologischen System der alten Ägypter vorliegt. Es ist deshalb noch nicht nothwendig, ja nicht einmal wahrscheinlich, daß sich das Gottesbewußtsein in denselben Stadien entwickelt habe. Es liegt nach Analogie anderer Mythologien die Annahme sehr nahe, daß Isis und Osiris die Wurzel des ägypt. Gottesbewußtseins sind, sodaß jene scheinbar vorausgehenden Gottheiten des ersten und zweiten Kreises nur die Darstellung der Ideen des mythologisch-philosophirenden Geistes sein würden. Doch möge sich dieses verhalten wie es wolle (wenigstens vermag unsere Zeit diese Fragen noch nicht genügend zu beantworten), so steht doch dieses Eine fest, daß die Sonderung der Götter in jene drei Kreise schon von Alters her in Ägypten bestand. Überhaupt erscheint uns das Göttersystem im Ganzen schon bei dem Eintritt Ägyptens in die Geschichte, zur Zeit des Menes, als vollendet; denn Osiris und Netpe finden sich ebenso gut auf den ältesten Denkmälern wie Ammon und Ra auf den jüngsten. Die Entstehung des mythologischen Systems fällt also schon in die vorhistorische Periode, vor das Erscheinen des Menes, des Thiniten, welcher zuerst seinen Herrschersitz in Memphis aufschlug. Als dieser Ober- und Unterägypten politisch verband und der Begründer eines allgemein-ägypt. Nationalbewußtseins wurde, waren alle Theile des Landes bereits durch das Band einer gemeinschaftlichen Religion umschlungen. Freilich, wie sich noch bis in die späteste Zeit herab ein bleibender Gegensatz zwischen Ober- und Unterägypten erhielt, der ganz besonders in der Sprache hervortritt: so auch in Bezug auf Götter und Göttercultus. Es steht zwar fest, daß das hier dargelegte ägypt. System der Mythologie aus einer Verschmelzung der Systeme von Ober- und Unterägypten entstand, doch ist eben diese Verschmelzung nicht vollständig genug gewesen, um die Verehrung aller Götter in allen Theilen des Landes zu ermöglichen. Denn noch in den letzten Jahrhunderten der heidnischen Zeit wurden in der Thebaïs Ammon, Khem und Kneph vorzugsweise verehrt, weil Oberägypten ihre Heimat war, während Ptah, Neith und Ra die ihrige in Unterägypten hatten. Bei der Verschmelzung selbst jedoch wurden manche Gestalten verdunkelt (wie z. B. die thebaïschen Göttinnen Amenti, Anuke u. s. w.) und nicht in das ägypt. System mit aufgenommen, wenn auch ihr Wesen mit dem einer andern Gottheit verschmolzen ward, wie z. B. das der Anuke in dem der Neith aufgegangen ist. Allein ehe sich jene Göttersysteme von Theben und Unterägypten verschmelzen konnten, mußten sie sich selbst erst gebildet haben. Diese Bildung nun erfolgte durch ein allmäliges Zusammenfassen und gegenseitiges Unterordnen einzelner Localgottheiten, sie erfolgte ferner innerhalb des Landes, da das System mit demselben und mit der Sprache innig verwachsen ist. Auch Isis und Osiris, die wir in historischer Zeit über das ganze Land verehrt finden, haben ihre ältesten Heiligthümer in Oberägypten; hingegen der Mythus von Seth und Nebti und somit auch Alles was den Kampf von Isis und Osiris mit Typhon betrifft, führt auf den untern Nil. Die eigenthümlich ägypt. Götterreihe ist eben die des Osiris; sie ist das Erzeugniß des ägypt. Volksbewußtseins. In Osiris verkörperte der Ägypter seine höchsten naturreligiösen und sittlichen Ideen, in seiner Erinnerung steht er da als der Urahn seiner Fürsten und als das Ideal der großen Pharaonen. Er spielt deshalb selbst in die wirkliche Geschichte hinein, da wir den Mythus mit den Erinnerungen an die für das nationale Bewußtsein des Ägypters schreckliche Zeit der Fremdherrschaft unter den Hyksos verwebt finden. Wenn hierbei Seth (Typhon) und Nephthys als feindselige, schreckenvolle Götter erscheinen, so schreibt sich diese Umstempelung des Wesens freundlicher und vielgefeierter Gottheiten erst seit dem Sturze der 21. Dynastie (970) her, wo die Namen der verhaßten Gottheiten aus allen Inschriften vertilgt wurden. Eine ähnliche religiöse Umwälzung fand im 15. Jahrh. v. Chr. unter der 18. Dynastie in Folge eines Religionskriegs statt, wo Khem, der phallische Gott, die Stelle des Amun-Ra übernahm.

Die Darlegung der mythologischen und religiösen Ideen, welche die Ägypter mit einer jeden einzelnen Gottheit verknüpften, sowie der Formen und Symbole, unter welchen sie auf den Denkmälern dargestellt und in den Tempeln verehrt wurden, muß der Schilderung der einzelnen Gottheiten überlassen bleiben. Allen Göttern gemeinschaftlich ist bei ihrer Darstellung das Zei-

chen des vom Kinne herabhängenden Bartes. Meist führen sie einen Scepter, dessen Spitze ein Kukuphakopf bildet, als Zeichen der milden Macht; der Scepter der Göttinnen, welche in den Gemälden oft Flügel haben und stets bekleidet erscheinen, endigt in eine Lotosblume. Außerdem tragen Götter und Göttinnen oft die Geißel und die Pharaonenkrone, welche aus zwei Theilen besteht. Der untere derselben ist den Gemälden nach roth, der obere weiß. Gottheiten und Pharaonen tragen die königliche Schlange, den Uräus oder Basilisk, als Stirnband.

Erst wenn die Sprache und Geschichte Ägyptens genauer und vollständiger erschlossen sein werden, wird es möglich sein, genauer die Geschichte der Mythenbildung sowie die Entwickelung des religiösen Bewußtseins zu verfolgen. Alles was sich auf die eigentliche Religion des Ägypters bezieht, ist noch völlig dunkel. Es gibt zwar bei Griechen und Römern gar manche Nachrichten über diese Seite des geistigen Lebens, doch einestheils sind sie verworren und unklar, anderntheils betreffen sie nicht die Religion und den Glauben des Volks, sondern die Dogmatik der Priester. Die Religion der Ägypter wurde, wie die anderer höher civilisirter Völker, schon frühzeitig von der Priesterschaft in ein sehr bestimmtes dogmatisches, in den heiligen Schriften niedergelegtes System gebracht, das freilich beiweitem mehr das Ergebniß des ordnenden hierarchischen Geistes und des willkürlich ausklügelnden Verstandes als das Resultat historischen Sinnes und natürlich treuer Auffassung war. Dieser heiligen Schriften, die nach dem ägypt. Hermes, Thot, dem man ihre Abfassung zuschrieb, Hermetische Bücher genannt wurden, soll es nach Jamblichus 36525 gegeben haben. Sie enthielten ebenso wol die astronomische, astrologische, ärztliche, mathematische, physikalische, geographische, historische und literarische Weisheit der ägypt. Priester, wie ihre religiöse Dogmatik und Liturgik, Hymnen, religiöse und politische Gesetzgebung; sie sind jedoch sämmtlich verloren gegangen. Ganz falsch ist die Annahme, daß diese Bücher eine speculative Weisheit enthalten haben, und daß die philosophische Bedeutung der Mythen der Inhalt der ägypt. Priestermysterien in der Blütezeit des ägypt. Staats gewesen sei. Erst später, in der letzten Periode des ägypt. Volkslebens, bildete sich in Folge des Eindringens griech. Philosophie und vorderasiatischer Theosophie im Gegensatz zu dem gemeinen religiösen Glauben ein höheres Wissen von den göttlichen Dingen aus, das, da es für die große Menge unfaßbar blieb, zu einer nur den besonders Eingeweihten zugänglichen Geheimlehre ward. Hierher gehören wol auch die meisten der uns überlieferten ägypt. Theogonien und Kosmogonien, sowie verschiedene mystische anthropologische Philosopheme, welche dem ursprünglichen materiellen Charakter der ägypt. Religion ganz fremd sind.

Die Verwaltung des Gottesdienstes hatte die Priesterkaste zu besorgen, die in verschiedene hierarchische, größentheils erbliche Abstufungen zerfiel. Den obersten Rang nahmen die Propheten ein; dann folgten Stolisten, Hierogrammaten, Horoskopen oder Horologen, Sänger, Pastophoren und Neokoren. Sie bildeten verschiedene, zu je einem Tempel gehörige Collegien. Außer der Verwaltung des Gottesdienstes und dem Studium der heiligen Schriften lag ihnen auch die Verwaltung des Landes, die Gesetzgebung, das Geschäft der Weissagung und Zeichendeuterei, deren eigentliche Heimat Ägypten war, und die ärztliche Praxis ob. Sie durften nur eine Frau nehmen, nie einen Todten berühren, nur linnene Kleider und Schuhe aus Byblos tragen, gar kein Fleisch essen, oder doch nur unter großen Beschränkungen, mußten beschnitten sein, sich den ganzen Körper scheeren und mehrmals des Tags waschen, und vor den Festen sich langen Reinigungen und Fasten unterziehen. Der Gottesdienst bestand in Gebeten, Räucherungen und Sühnopfern, zu denen, obschon nicht häufig, Menschen und Thiere, jedoch unter vielen Beschränkungen, geschlachtet wurden. Insbesondere zur Zeit des Neu- oder Vollmondes wurden viele Feste gefeiert, die meist mit astronomischen und physischen Erscheinungen in Verbindung standen oder auf ein mythologisches Ereigniß sich bezogen, und durch viele sonderbare Gebräuche, zum Theil sehr obscöner, ja scheußlicher Natur, auszeichneten. Der Einfluß der Religion aufs Volk war sehr groß, einmal durch eine Menge socialer, polizeilicher, diätetischer und kirchlicher Vorschriften, die alle für göttliche Gesetze galten und das ganze Leben jedes Einzelnen, von der Wiege bis zum Grabe, vom Morgen bis zum Abend, regelten und mit religiösen Schranken umgaben. Selbst noch über das Grab hinaus erstreckte sich ihr Einfluß durch das Todtengericht (s. d.) und die Lehre von der Unterwelt (s. **Amenthes**) und der Seelenwanderung (s. d.). Sehr schwer mit der Lehre von der Fortdauer der Seele nach dem Tode ist dem Principe nach die Sitte des Einbalsamirens (s. **Mumie**) zu vereinigen, die wesentlich auf der materiellistischen Ansicht von der leiblichen Fortdauer des Menschen nach dem Tode beruht. Wahrscheinlich ist diese Ansicht die ältere, und jene von der Seelenwanderung u. s. w. die vielleicht aus Indien oder Phönizien später hinzugekommene. Die Hauptquellen für die ägypt. Mythologie,

sind außer den mit großer Vorsicht zu gebrauchenden Nachrichten der griech. und röm. Schriftsteller unstreitig die Inschriften und Bilder der Denkmäler, sowie einige Papyrusrollen. Darstellungen und Erklärungen derselben finden sich bei Champollion, „Panthéon égyptien" (Par. 1823); Wilkinson, „Manners and customs of the ancient Egyptians; second series" (Lond. 1841); Birch, „The gallery of antiquities, selected from the British Museum" (Th. 1 und 2, Lond. 1842—43); Leemans, „Monuments égyptiens du musée d'antiquités des Pays-Bas" u. A.; auch in den allgemeinern archäologischen Werken über Ägypten. Unter den ältern Bearbeitern zeichnen sich Jablonski, Zoega, Creuzer, Prichard aus; unter den neuern ist außer Bunsen nur noch Schwenck im dritten Bande seiner „Mythologie der asiat. Völker" (Frkf. 1846); und Röth, „Die ägyptische und die zoroastrische Glaubenslehre" (Mannh. 1846) nennenswerth.

Ahâb, Sohn und Nachfolger des Omri, war König des Reichs Israel von 918—897 v. Chr. Er verheirathete sich mit Isebel, der Tochter des Ethbaal, Königs von Sidon, durch deren verderblichen Einfluß der phönizische Baalscultus eingeführt, der König selbst zur Abgötterei verleitet, und die Priester und Propheten Jehova's blutig verfolgt wurden. Doch behaupteten die Propheten ihren Einfluß auf das Volk, und Elias wagte es offen die Baalspriester anzugreifen und des Königs Ungerechtigkeit und Grausamkeit in ernsten Strafreden zu rügen. Gegen den König von Syrien, Benhadad, führte er drei Kriege mit wechselndem Glücke; in dem letzten Feldzuge aber wurde er durch einen Pfeil getödtet. Unter dem Könige Jehu wurde seine ganze Familie ausgerottet.

Ahâs, Sohn und Nachfolger des Jotham, König von Juda, 741—725 v. Chr., ein abgöttischer und schwacher Fürst, der an die Stelle des Jehovacultus den phönizischen Götzendienst einführte, und als er von den verbündeten Syrern und Israeliten hart bedrängt wurde, zum großen Nachtheile des Reichs den assyrischen König Tiglat-Pilesar zu Hülfe rief. Unter seiner Regierung wirkte der Prophet Jesaias.

Ahasverus ist der Name oder vielmehr Titel verschiedener in der Bibel erwähnter Könige von Medien und Persien. Der bekannteste von diesen ist der Gemahl der Esther (s. d.), unter dem wahrscheinlich der persische König Xerxes gemeint ist, da auch die hebr. Form seines Namens, Achaschwêrosch, auf die altpersische Form des Namens Xerxes, Khschyârschan, hinweist. — Ahasverus ist auch der Name des Ewigen Juden (s. d.).

Ahlden, Flecken und Hauptort des gleichnamigen Amts in der Landdrostei Lüneburg in Hannover. Der Ort liegt unweit der Aller und hat ein königl. Schloß, das ehedem als Festung diente, und durch die mehr als dreißigjährige Gefangenschaft der Prinzessin Sophie Dorothea (s. d.), Gemahlin König Georg's I. von England, geschichtlich geworden ist.

Ahlefeld (Charl. Sophie Luise Wilh. von), deutsche Schriftstellerin, geb. zu Stedten bei Weimar 6. Dec. 1781, Tochter des hannov. Obersten von Seebach, machte schon als zehnjähriges Kind schriftstellerische Versuche, welche nach Goethe's Urtheil zu bedeutenden Erwartungen berechtigten. In dem jugendlichen Alter von 16 Jahren trat sie mit ihrem ersten Romane „Liebe und Trennung" (Weißenf. 1797) auf, bei dem sie, wie auch bei ihren spätern Werken, die strengste Anonymität zu wahren suchte. Im J. 1798 vermählte sie sich mit dem schleswig-holsteinischen Gutsbesitzer J. R. von Ahlefeld, dem sie drei Söhne gebar. Ihre Ehe war jedoch keine glückliche; sie trennte sich 1807 von ihrem Gemahl, und lebte bei ziemlich beschränkten Mitteln in fortgesetzter literarischer Thätigkeit in Schleswig, seit 1821 in Weimar. Unter ihren zahlreichen Romanen, die sie zum Theil unter dem Namen Elisa Selbig veröffentlichte, dürften zu nennen sein: „Maria Müller" (Berl. 1799; 2. Aufl., Schlesw. 1814); „Liebe und Entsagung" (2 Thle., Berl. 1804); „Therese" (2 Thle., Hamb. 1805); „Luise und Mailand" (Berl. 1807); „Die Stiefsöhne" (Altona 1805); „Klosterberuf" (Kiel 1812; nachher mit ihrem Namen, ebend. 1818); „Franziska und Änneli" (Altona 1813); „Myrte und Schwert" (Meiß. 1819); „Felicitas" (Berl. 1825); „Erna" (Altona 1820); „Das Römhildstift" (2 Bde., Weim. 1828); „Gesammelte Erzählungen" (2 Bde., Schlesw. 1822) u. s. w. Mit dem „Stab der Pflicht" (Weim. 1832) schloß sie die Reihe ihrer Schriften. Außerdem lieferte sie vielfache Beiträge in Taschenbücher und Zeitblätter; auch gab sie Mehres gemeinschaftlich mit ihrer Jugendfreundin Wilh. Gensiken, geb. Herz, heraus, wie die Sammlungen „Schmetterlinge" (3 Thle., Meiß. 1819—21) und „Der Kranz" (4 Thle., Meiß. 1817—18). In ihren Schriften hielt sich Frau v. A. taktvoll auf dem Gebiete des Gefühlsromans, das sie vollkommen beherrschte. Bei Feinheit der Beobachtung und genauer Kenntniß des Lebens und seiner Verhältnisse zeichnen sich ihre Schriften aus durch eine geschmackvolle, warm belebte und fließende Dar-

stellung. An eigentlich schaffender Phantasie sowie an tieferer Begeisterung gebrach es ihr, wie ihre „Gedichte", die sie auf Antrieb Woltmann's unter dem Namen Natalie (Weim. 1826) erscheinen ließ, darthun. Kurz nach dem Tode ihres Gatten, durch den sie in den Besitz bedeutenderer Mittel gelangt war, starb die auch durch alle Tugenden des Privatlebens ausgezeichnete Frau 27. Juli 1849 zu Teplitz, wo ihr an Seume's Seite ein Denkmal errichtet ist.

Ahlefeldt, ein altes adeliges Geschlecht, welches seit Anfang des 14. Jahrh. in Schleswig-Holstein und Dänemark in mehren Linien blüht, und eine große Anzahl angesehener Krieger und Staatsmänner unter seinen Sprößlingen zählt. Nach Einigen sollen sie von den Grafen von Balzhusen und Schwabeck stammen, und später von dem Städtchen Ahlefeldt im Hildesheimischen den Namen angenommen haben. Das Haupt einer Linie dieses Hauses, Friedrich von A., wurde von Kaiser Leopold I. 1665 in den deutschen Reichsgrafenstand, und von König Christian V. 1672 zum dän. Lehnsgrafen zu Langeland erhoben. Bis zum Beginn des 18. Jahrh. waren die Grafschaft Riringen und die Herrschaft Mörsburg im Besitz der Linie; durch Jens Juel, Grafen von A. (gest. 10. Dec. 1794) kam jedoch die Grafschaft Laurwig in Norwegen an diese gräfliche Linie, weshalb seit 1785 alle Agnaten den Namen Ahlefeldt-Laurwig führen. Das gegenwärtige Haupt des gräflichen Hauses ist Christian Johann Friedrich, geb. 7. Jan. 1789, der sich in dän. Militärdiensten befindet, und seit 1812 mit Julie, Gräfin zu Wedell-Wedelsburg vermählt ist. Vgl. Moller, „Historische, genealogische und diplomatische Nachricht von dem adeligen Geschlechte derer von Ahlefeldt" (Flensb. 1771).

Ahlwardt (Christian Wilh.), einer der vielseitigsten Philologen der neuern Zeit, geb. zu Greifswald 23. Nov. 1760, gest. 12. April 1830, wurde, nachdem er sich viele Jahre durch Privatunterricht seinen Unterhalt hatte verschaffen müssen, auf Empfehlung seines Freundes Voß zum Rector am Gymnasium in Oldenburg ernannt. Später übernahm er das Rectorat in seiner Vaterstadt, und vertauschte zuletzt dasselbe mit der Professur der alten Literatur an der Universität daselbst, die er bis an seinen Tod bekleidete. In allen diesen Ämtern zeichnete sich A. durch Eifer für seinen Beruf, sowie durch Wohlthätigkeitssinn aus. An Körper und Geist herrlich ausgestattet, hatte er sich von den classischen, ebenso von allen neuern europ. Sprachen, mit Ausnahme der nordischen, eine genaue Kenntniß erworben. Unter seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir die Übersetzung von Kallimachus (Berl. 1794), von Catull's „Attis" (Oldenb. 1808), von Ossian aus dem Galischen nach dem Silbenmaße (3 Bde., Lpz. 1811; 2. Ausg. 1839) und mehre einzelne Stücke von Shakspeare, Ariosto und Camoens; ferner die Schrift „Zur Erklärung der Idyllen Theokrit's" (Rostock 1792), dann „Bemerkungen über einige Stellen griech. Dichter" (5 Progr., Oldenb. 1798—1807). Die in einem dieser Programme vom J. 1801 aufgestellte Behauptung, daß die Versbrechungen im Pindar von spätern Grammatikern erfunden seien, veranlaßte einen mit vieler Bitterkeit geführten Streit zwischen ihm und Böckh, der sich jene Entdeckung sieben Jahre später zulegte. Die gereizte Stimmung A.'s in seiner Ausgabe des Pindar (Lpz. 1820) ist daraus zu erklären.

Ahming oder **Ahm** ist der Name des Maßes welches angibt, wie tief ein Schiff im Wasser geht. Es ist am Vorder- und Hintersteven angebracht, und stellt eine in Fuße eingetheilte Scala dar.

Ahnen sind die Voreltern, Vorfahren. Doch wird dieser Ausdruck in der Regel nur von Fürsten- und Adelsgeschlechtern gebraucht, von dem gesammten Volke nur in der Sprache der Dichtkunst. Seit dem 14., ganz besonders aber im 15. und 16. Jahrh. begann man, zur Zulassung bei ritterlichen Turnieren, zur Aufnahme in Stifter und Ritterorden, den Nachweis einer bestimmten Anzahl adeliger Ahnen zu fodern. Später wurde eine solche **Ahnenprobe**, welche man übrigens von dem hohen Adel nicht verlangte, besonders für die Fähigkeit zur Übernahme von Hofämtern vorgeschrieben. Zuweilen hat man sie auch zur Bedingung des Sitzes in landständischen Versammlungen und auf den adeligen Bänken gewisser Gerichtshöfe gemacht. Wenn das Erstere bis 1831 in Sachsen stattfand, so war dies doch mehr ein erst im 18. Jahrh. entstandener Usus als eine eigentliche Vorschrift. Denn die sächs. Landschaftsordnung von 1728 sprach den unadeligen und bürgerlichen Besitzern landtagsfähiger Rittergüter blos die Auslösung, nicht aber das Recht zur Theilnahme an den Landtagen ab. Sie mochten aber nun selbst wegbleiben, und darüber das Recht durch eine Art Extinctivverjährung verlieren. Die Sitte des Adels dehnte in Deutschland die Bedeutung des Besitzes vieler adeliger Ahnen auch auf die Heirathen aus. Dies war insofern natürlich, als man in Deutschland bei der Ahnenprobe auch die weiblichen Vorfahren mit berechnete und den Nachweis ihrer adeligen Abstammung verlangte, während man in England, Frankreich, Spanien, Italien nur auf die Männer achtete. Es wurden übrigens, nach Verschiedenheit der Fälle, bald 4, bald 8, bald 16 Ahnen

verlangt, was in Deutschland nur so viel hieß, daß bis in die zweite, dritte und vierte Generation zurück alle sowol männlichen als weiblichen Vorfahren, also Vater und Mutter, die vier Ältern dieser beiden, die acht Ältern dieser vier und die 16 Ältern dieser acht, zusammengezählt und als adelig geboren erwiesen wurden. Die Ahnenprobe muß übrigens auch den Beweis der Filiation, d. h. der Abstammung aller dieser Personen aus rechtmäßiger Ehe, sowie den der Ritterbürtigkeit, d. h. den des adeligen Standes der obersten Ahnenreihe, umfassen. Adelige Geburt war bei dieser nicht nachzuweisen, weil man ja sonst noch eine Reihe mehr gebraucht hätte. Als Beweismittel dienten besonders Urkunden, Wappen, Denksteine, sowie das eidliche Zeugniß von zwei stiftsmäßigen Edelleuten. Zur Übersicht wurde eine **Ahnentafel** oder ein aufsteigender, auch die weiblichen Vorfahren umfassender Stammbaum beigegeben. Bei Nobilitirungen wurden zuweilen auch die Vorfahren im Grabe geadelt, also Ahnen geschenkt. Gegenwärtig dürfte die strenge Ahnenprobe nur noch in einigen Capiteln und bei dem preuß. Johanniterorden vorkommen. Vgl. Estor, „Anleitung zur Ahnenprobe" (Marb. 1750).

Ähnlichkeit ist im Allgemeinen zwischen mehren Dingen vorhanden, wenn deren Merkmale zum überwiegenden Theil einander gleich, zum geringern Theil verschieden sind. Wo daher irgendwie eine Vergleichung der Merkmale möglich ist, kann der Begriff der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit angewendet werden. Dazu gehört, daß die Dinge einerlei Gattung angehören oder gleichartig sind; außerdem lassen sie sich nicht unmittelbar, sondern nur durch gewisse vermittelnde Beziehungen vergleichen. Am deutlichsten ist das Verhältniß der Ähnlichkeit zwischen Bild und Original; denn das Bild unterscheidet sich von der Sache, deren Bild es ist, eben nur durch den Mangel der Wirklichkeit. In der Mathematik bedeutet Ähnlichkeit, z. B. gewisser Figuren, die Gleichheit der Verhältnisse, während die Größen selbst, die in diesen Verhältnissen stehen, verschieden sind. Dreiecke z. B. sind ähnlich, wenn die Lage der drei die Fläche des Dreiecks umschließenden Linien, folglich auch die Winkel, die sie bilden, gleich ist. Sind überdies auch die Linien gleich groß, so heißen die Dreiecke gleich und ähnlich oder congruent; das Zeichen dafür ist $\cong$. — In Bezug auf lebende Wesen beruht die Ähnlichkeit auf einer Übereinstimmung im Bau der einzelnen Organe und Gebilde. Sie dient daher auch in der Naturgeschichte zur Classification, da man mit Grund neben der äußerlichen Ähnlichkeit auch die innere, wesentliche voraussetzt. Sobald der innere Bau der Gewächse oder Thiere genauer bekannt wird, tritt jedoch dieser als Classificationsgrund an die Stelle der blos äußerlichen Ähnlichkeiten. In allen physikalischen und besonders physiologischen Wissenschaften dient die Ähnlichkeit (Analogie) zur Auffindung allgemeinerer Gesetze; sie darf aber hierzu nur vorsichtig benutzt werden, sonst führt sie leicht zu unbegründeten Annahmen. Ähnlichkeit ist oft mehr Gefühls- oder Geschmackssache als klares Urtheil. Schon deshalb beruht auch der von der Homöopathie aufgestellte Satz: „Ähnliches mit Ähnlichem zu heilen" auf unsicherer Grundlage. Die Ähnlichkeit durch Fortpflanzung oder Abstammung (unter Volks- und Stammgenossen, Familiengliedern, besonders zwischen Kindern, Ältern und Großältern) ist eins der feststehendsten Gesetze in der lebenden Natur. Auf diesem Gesetze beruht auch zum großen Theil die Gartenkunst und Viehzucht (Racenverbesserung, Dressur u. dgl. m.), sowie die sogenannte Erblichkeit der Krankheitsanlagen. Diese Ähnlichkeit läßt sich nicht durch die bloße Übereinstimmung der äußern Einflüsse (z. B. der Lebensweise, der Nahrung und Wohnung, des Klima u. s. w.) erklären, sondern es muß hier von der Mutterzelle aus dem Abkömmling (dem Ei, dem Samen, dem Keim oder Ableger) eine bestimmte inwohnende Nöthigung, seine Organe in dieser und jener Richtung zu entwickeln und zu gestalten, mitgegeben sein.

Ahnung bezeichnet die Erwartung künftiger Ereignisse, bei welcher mehr die begleitenden Gefühle als die Schlüsse, auf welche sie sich gründet, zum Bewußtsein kommen. Ahnungen im engern Sinne oder Divination nennen wir dergleichen Erwartungen, wenn wir uns bei ihnen der Gründe gar nicht bewußt sind, und daher in ihnen das Künftige nur zu empfinden scheinen. Man unterscheidet: 1) bestimmte Ahnungen, bei welchen man sich Dessen, was man ahnet, nicht blos im Allgemeinen bewußt ist, z. B. die Ahnung eines Todesfalls, bei dem Bewußtsein, daß man ihn erwartet; 2) unbestimmte Ahnungen, welche stattfinden, wenn man im Allgemeinen einem angenehmen oder unangenehmen Ereignisse entgegensieht; und 3) bloße meist beängstigende Vorgefühle, ohne Bewußtsein eines Grundes dafür, bis ein Ereigniß eintritt, dessen Ahnung gehabt zu haben wir uns nachher leicht überreden. Obgleich alle Ahnungen höchst unsicher sind, und ohne zufälliges Zusammentreffen gewisser Ereignisse mit Vorgefühlen Niemand leicht von einem Ahnungsvermögen würde gesprochen haben, so mag doch oft ein solches zuversichtliches Erwarten auf unbekannten Einwirkungen der Dinge auf uns, sowie auf mannichfal-

figen Combinationen beruhen, die nur nicht in unser Bewußtsein treten. Beispiele richtiger Ahnungen enthalten z. B. Schubert's „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" (4. Aufl., Dresd. 1840), sowie dessen „Geschichte der Seele" (3. Aufl., Stuttg. 1850). Auch gehören hierher die Schriften über den animalischen Magnetismus und Somnambulismus.

Ahorn (Acer), eine Pflanzengattung, welche Bäume mit knotigen Ästen, gegenständigen, einfachen oder handförmig getheilten Blättern und in einer Traube oder Trugdolde stehenden vielehigen Blüten enthält. Die Bäume tragen zweiflügelige Früchte, die bei der Reife sich in zwei geschlossene einsamige Nüßchen trennen. Alle zu dieser Gattung zählende Arten gehören der nördlichen gemäßigten Zone an, und enthalten einen zuckerartigen Saft, der im März und November durch Anbohren der Bäume gewonnen und zur Zuckerbereitung verwendet werden kann. Vorzüglich gilt dies von mehren nordamerik. Arten, von denen eine auch den Namen Zuckerahorn (Acer saccharinum) trägt. Die Darstellung des Ahornzuckers, die besonders in Nordamerika gebräuchlich ist, bietet viel geringere Schwierigkeit dar als die Gewinnung des Zuckers aus Rüben. Man hat daher vor einigen Jahren daran gedacht, in Deutschland die Ahornzuckerfabrikation einzuführen. Da aber die hier einheimischen Ahornarten einen wenig ergiebigen Saft führen, so müßte Zuckerahorn besonders angepflanzt und acclimatisirt werden, was viel Zeit und Kosten in Anspruch nehmen dürfte. Indessen verdienen immer die über Benutzung des Ahorns zur Zuckerfabrikation von Wilbrand, Liebig, Schrödter und Neumann (in des Letztern Schrift: „Vergleichung der Zuckerfabrikation u. s. w.", Prag 1837) gemachten Bemerkungen Berücksichtigung. Andere Arten des Ahorn sind in Beziehung auf die technische Verwendung ihres Holzes wichtig. Das Holz des Masholders (Acer campestris) und des Waldahorns (Acer pseudoplatanus) wird z. B. zu Schnitz- und Drechslerwaaren benutzt.

Ähre nennt man denjenigen Blütenstand bei den Pflanzen, wenn sitzende oder kurzgestielte Blüten rings um eine Achse oder Spindel vertheilt sind, wie bei dem mittlern Wegerich, der Sumpfbinse, der Nachtkerze, dem Lavendel und bei den Riedgräsern. Der Roggen, Weizen, Lolch und die Gerste tragen eine zusammengesetzte Ähre, d. h. es stehen die Blüten und Früchte auf kleinen Stielen zusammengedrängt, welche wieder in Form einer Ähre den Gipfel des Halmes umgeben.

Ahrens (Heinr.), Professor des philosophischen Rechts nnd der Staatswissenschaften zu Grätz, geb. 1808 zu Kniestedt bei Salzgitter in Hannover, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung zu Wolfenbüttel und Göttingen, wo er sich an die philosophische Schule Krause's (s. d.) anschloß. Im J. 1830 habilitirte er sich durch eine Dissertation „De confoederatione germanica", worin er die Bildung eines aus Abgeordneten der Stände bestehenden Parlaments beim Bundestage empfahl. Diese Schrift wurde misliebig befunden, und das daraus erwachsene Weitere mag dazu beigetragen haben, daß er sich den göttinger Bewegungen des J. 1831 anschloß. In Folge dessen flüchtete er sich erst nach Belgien, dann nach Paris. Er enthielt sich alles politischen Treibens, und widmete sich lediglich dem Studium der franz. Sprache und der Philosophie, um sich zum Lehrer der letztern auf franz. Boden auszubilden. Nach sorgfältigen Vorbereitungen eröffnete er 1836 Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Philosophie seit Kant vor einem sehr gewählten Publicum. Sie verschafften ihm den Auftrag, auf Kosten der Regierung für die Studirenden einen Cursus über Psychologie zu halten, sowie später das Anerbieten einer Professur in der Provinz, oder eines außerordentlichen Gehalts bis zu definitiver Anstellung in Paris. Er wählte das Letztere, nahm aber 1839 einen Ruf als Professor der Philosophie an der Universität zu Brüssel an. Er gab zunächst seine pariser Vorlesungen als „Cours de psychologie" (2 Bde., Par. 1837—38) heraus. Dann erschien sein „Cours de droit naturel" (zuerst Par. 1838), welcher bis 1848 drei Auflagen erhielt, ins Spanische, Portugiesische und Deutsche (von Wirk, Braunschw. 1846) übersetzt und selbst in Brasilien, Peru und Chile auf den Rechtsakademien zu Grunde gelegt wurde. Im J. 1841 erhielt er einen Ruf nach Leyden und 1843 nach Utrecht, lehnte aber beide ab. Von dem Wahlbezirk seines Geburtsorts wurde er 1848 zum Abgeordneten nach Frankfurt, in der Nationalversammlung selbst aber in den Verfassungsausschuß gewählt. Anfangs sich zu der Ansicht neigend, daß Preußen vorläufig und bis zur Ordnung der östr. Angelegenheiten an die Spitze treten müsse, gehörte er doch nach Erscheinen des Gagern'schen Programms zu den entschiedensten Gegnern einer definitiven Ausschließung Östreichs, erklärte, daß dieses sich nie ausschließen lassen werde, setzte auch die Ablehnung der Kaiserwürde von Seiten des Königs von Preußen als sich von selbst verstehend voraus. Er trat mit den übrigen hannov. Abgeordneten aus. In Brüssel hatte man ihm seine Stelle offen gehalten; doch trat er nicht in dieselbe zurück, sondern nahm 1850 einen Ruf als Professor

der philosophischen Rechts- und Staatswissenschaft zu Grätz an. In demselben Jahre erschien seine „Organische Staatslehre auf philosophisch-anthropologischer Grundlage" (Bd. 1, Wien 1850).

Ahriman (im Zend añhro mainyus, d. i. der böse, vernichtende Geist) ist in der dualistischen Lehre des Zoroaster die Personification des Bösen, der Urquell aller sittlichen und physischen Übel, das Oberhaupt der Dews oder bösen Geister, der Herr der Finsterniß und des Todes, und somit der ewige Gegensatz und Gegner des Ormuzd und dessen reinen Lichtreichs.

Ahumada (Don Pedro Giron, Marquis de las Amarillas, Herzog von), aus einem der ältesten span. Geschlechter, an dessen Spitze die Herzoge von Ossuña stehen, trat früh als Offizier in die königliche Garde. Im Unabhängigkeitskriege leistete er als Chef des Generalstabs des span. Heers die wichtigsten Dienste, obgleich sein Stolz sich ungern unter den Befehl des Herzogs von Wellington beugte. Nach Ferdinand's VII. Rückkehr hielt er sich zwar fern vom Hofe und dessen Intriguen, erregte aber durch seine Hinneigung zu einem gemäßigten Repräsentativsystem das Misfallen des Königs. In Folge der Revolution von 1820 erhielt er das Ministerium des Kriegs, entsprach jedoch nicht den Erwartungen, und wurde nach dem misglückten Aufstande der Garde in die Provinz verwiesen. Während der Reaction machte sein Oheim, der Bischof von Tarazona, einen vergeblichen Versuch, ihn wieder ins Ministerium zu bringen. Der König erwiderte: „Ich will keinen Minister Giron, denn er würde König und ich Minister sein." Gleichwol faßte Ferdinand VII. wieder Zutrauen und ernannte ihn in seinem Testament zum Mitgliede des Regentschaftsraths während der Minderjährigkeit seiner Tochter Isabella. In dieser Eigenschaft protestirte er gegen die vom Ministerium Martinez de la Rosa wider die insurgirten Provinzen ergriffenen Maßregeln. Wiewol nach Geburt und Gesinnung Aristokrat, widersetzte er sich doch der Zulassung der Granden als solcher in die Kammer der Proceres, bis ihn der franz. Botschafter, Graf Rayneval, zum eifrigen Vertheidiger einer ersten Kammer mit erblichen Mitgliedern umstimmte. Fortan galt er als Vertreter der franz. Politik, und während er als Präsident der Proceres bei diesen großen Einfluß übte, und ihn die Regentin zum Herzog von Ahumada ernannte, verlor er die Gunst der übrigen Classen. Als 1835 Toreño an die Spitze der Geschäfte trat, übernahm A. das Kriegsministerium. Seine projectirten Verbesserungen im Heerwesen und seine Versuche zur Aussöhnung der Basken blieben indeß ohne Erfolg, und der Vorwurf des Nepotismus, der auf ihm lastete, machte ihn noch unpopulärer. Noch vor der Erhebung der Junten gegen Toreño gab er seine Entlassung, und trat bei den Proceres (1835—36) als entschiedener Opponent gegen Mendizabal auf. Unter dem Ministerium Isturiz und nach dessen Sturz hielt er sich zurückgezogen. Im Herbst 1837 fand er sich jedoch veranlaßt, Spanien zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, wo er seinen Aufenthalt in Bordeaux nahm. Eine politische Rolle hat er nicht wieder gespielt.

Aiblinger (Jos. Kaspar), geb. um 1775 in Altbaiern, Kapellmeister am vormaligen ital. Theater zu München. Er lebte früher lange in Italien und gab während seines dortigen Aufenthalts viele Stücke für Orgel, Gesang und Orchester heraus, in welchen er sich als Vertreter der gehaltvollern deutschen Richtung gegenüber der ital. Inhaltslosigkeit zeigte. Die Oper „Rodrigo e Ximene" entstand ebenfalls in jener Zeit. Als in München für die Sängerin Nannette Schechner-Waagen Gluck's „Iphigenie in Tauris" in Scene gesetzt wurde, schrieb er für dieselbe eine große Scene als Einlage, die nicht für unwürdig erachtet wurde, neben dem Werke jenes großen Meisters aufgeführt zu werden. Unter den Compositionen A.'s stehen seine Kirchenmusiken, in denen er die Erhabenheit des alten Stils mit der Freiheit des modernen Satzes zu vereinigen weiß, oben an.

Aichach, Stadt in Oberbaiern, an der Paar und der Straße von Augsburg nach Regensburg, in fruchtbarer Gegend, mit 1850 E. Im J. 1208 zur Stadt erhoben, wurden die Mauern A.s aus den Steinen der von dem Herzog Ludwig I. von Baiern zerstörten Stammburg Wittelsbach erbaut, die bei dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Ober-Wittelsbach lag. Die Stelle der Burg, von der nur noch die Gräben sichtbar, bezeichnet jetzt ein Denkmal.

Aichen oder **eichen** heißt das Vergleichen und Regeln der im Handel angewandten Maße und Gewichte nach den in den Händen der Obrigkeit befindlichen Normalmaßen. Durch einen besondern Stempel, der dem geaichten Maße aufgedrückt wird, erhält dasselbe erst Gültigkeit. — Unter dem **Aichen der Schiffe** versteht man die Bestimmung ihrer Lastigkeit nach dem gebräuchlichen Landesmaße (Tonnen oder Lasten). Die hierbei angewandte Methode ist fast bei allen seefahrenden Nationen verschieden. — **Aichmaß** heißt häufig das im Großhandel mit Wein übliche Maß, sobald ein solches eigens für diesen Zweck existirt, wie es in mehren süddeutschen

Staaten der Fall ist. Im Gegensatz heißt das für den Kleinverkauf und Ausschank bestimmte gewöhnlich kleinere Maß das Schenkmaß, Wirthsmaß oder Zapfmaß.

Aide-toi et le ciel t'aidera. Mit diesem Wahlspruch bildete sich in Paris 1824, nach Versammlung der ultraroyalistischen Kammer, die ihre siebenjährige Dauer und die Integralerneuerung beschloß, eine Gesellschaft für gesetzmäßigen Widerstand. Sie wurde von einigen Doctrinärs, meist Redacteuren des „Globe", gegründet, und viele Mitglieder der geheimen politischen Vereine schlossen sich ihr an. Eine besondere Thätigkeit entwickelte sie in den letzten Jahren der Restauration, als sich Guizot ihr angeschlossen hatte und zu ihrem Präsidenten erhoben worden war. Damals sah man in ihrem Centralcomité die später an allen Zweigen der Verwaltung theilnehmenden jungen Schriftsteller des „Globe": Rémusat, Duchâtel, Duvergier de Hauranne, Dejean, Dubois, Montalivet u. A., neben Thiers, Mignet und den Republikanern Carrel, Cavaignac, Bastide, Thomas, Marchais u. s. w. Als der „Globe" eingegangen war, wurde der „National" ihr Organ. Unter dem Einflusse des Vereins wurden Wahlschriften verbreitet, zahlreiche Petitionen veranlaßt, Flugschriften verfaßt und in Hunderttausenden von Exemplaren vertheilt, sowie Associationen zur Verweigerung der von den Abgeordneten nicht bewilligten Steuern gestiftet. Unter solchen Umständen kam die verhängnißvolle Opposition der 221 Abgeordneten zu Stande. Nach dem Ausbruche der Julirevolution, als schon eine große Zahl der angesehensten Theilnehmer des Vereins in die Administration eingetreten und die Erhaltung des europ. Friedens noch zweifelhaft war, dachte man in Frankreich daran, sich propagandistisch mit einer belg. und span. Revolution zu umgeben. So bildete sich aus Mitgliedern der Gesellschaft namentlich ein span. Comité, welchem Garnier-Pagès, Löwe-Weimars, Arago u. A. angehörten, und das in den Provinzen seine Correspondenten hatte. Die im Anfang von der Regierung unterstützte Gesellschaft sah sich bald von dieser verlassen, nahm einen mehr demokratischen Charakter an, und trat in Opposition gegen die Regierung und damit zugleich gegen einen Theil ihrer frühern Mitglieder. Sie löste sich 1832 freiwillig auf, nachdem der Club der Volksfreunde, unter Berufung auf das Verbot der nicht autorisirten Vereine von mehr als 20 Personen, geschlossen worden war.

Aigen oder **Aichen**, ein fürstl. Schwarzenberg'sches Lustschloß bei Salzburg, am Fuße des 3940 F. hohen Geisberges, mit einem schönen, zu Ende des vorigen Jahrh. angelegten Park, einer Gemälde- und Kupferstichsammlung und einem kalten Mineralbade. In dem gleichnamigen Dorfe wurde Rettenpacher, der Verfasser der Annalen von Kremsmünster, geboren.

Aigrette heißt im Franz. das federige Büschel, welches sich an der Spitze der Samenkörner mancher Gewächse befindet, ebenso der kleine Federbusch, den verschiedene Vögel, unter andern der Reiher, auf dem Kopfe tragen. Aigrettes oder Reiherbusch, nannte man demnach die langen, aufrechten, zarten und weißen Federn, welche die Damen auf den Kopf steckten, um sich ein majestätisches Ansehen zu verleihen. Später hat man die Bezeichnung auf jeden Kopfputz ausgedehnt, der mit jenem Federschmucke einige Ähnlichkeit besitzt. So nennt man Aigrette auch einen bouquetartig gefaßten Kopfschmuck von Diamanten oder andern Edelsteinen.

Aiguillon, ein franz. Herzogstitel, der von dem Schloß und der Stadt dieses Namens im Depart. Lot-Garonne hergenommen ist. Der Cardinal Richelieu kaufte die Besitzung 1638 für seine Nichte Marie Madeleine de Vignerod, die Tochter René's de Vignerod und der Françoise Duplessis, die Witwe Antoine's de Roure de Combalet, eine hochsinnige Frau, welche das Vertrauen ihres Oheims in hohem Grade genoß. Sie starb 1675 und hinterließ ihr Erbe ihrer Schwester Therese Vignerod. — Von dieser gelangte es auf deren Sohn: Armand Vignerod Duplessis Richelieu, Herzog von Aiguillon. Derselbe war 1710 geboren und zog früh die Neigung der Geliebten Ludwig's XV., der Herzogin von Chateauroux auf sich, weshalb ihn der König zur Armee nach Italien schickte. Bei Chateau-Dauphin verwundet, wurde er Gouverneur des Elsaß und befehligte dann in der Bretagne. Hier schlugen seine Truppen 1758 einen Angriff der Engländer zurück; aber A. hatte sich während des Kampfes in eine Mühle verkrochen. Ein ärgerlicher Streit, in den er mit dem Parlament der Bretagne gerieth, drohte ihm sehr gefährlich zu werden, wenn ihn nicht Choiseul aus Großmuth geschont und die Dubarri geschützt hätte. Durch des Letztern Einfluß wurde er nach Choiseul's Sturz dessen Nachfolger, und ihm wird hauptsächlich die Schwäche und Unfähigkeit der franz. auswärtigen Politik zur Last gelegt, welche nunmehr und namentlich bei der Theilung Polens hervortrat. Bei der Thronbesteigung Ludwig's XVI. wurde er durch den Grafen Vergennes ersetzt. Die Königin haßte ihn, weil er gegen die östr. Allianz war, und veranlaßte 1773 seine Verbannung, während welcher er 1782 starb. — Sein Sohn Armand, Herzog von Aiguillon, war 1789 Abgeordneter des Adels zu Agen

bei den Generalstaaten, erklärte sich für den dritten Stand, verzichtete unter den Ersten auf seine Privilegien, mußte aber 1792, nachdem er kurze Zeit an Custine's Stelle commandirt hatte, doch auswandern. Er starb 4. Mai 1800 zu Hamburg.

Aigues-Mortes, eine angeblich schon vom Römer Marius gegründete Stadt im franz. Depart. Gard, in einer weiten, mit Seesalz geschwängerten Sumpfebene, mit 3450 E., etwa ¼ M. vom Mittelländischen Meere entfernt, und mit demselben durch den Kanal Grau-du-Roi oder Grande Roubine (Aigues-Mortes, Aquae mortuae), einer Fortsetzung des Beaucaire-Kanals, verbunden. Der Ort treibt Fischerei, auch Salzhandel aus den zwei St. entfernten Salzwerken von Peccais. Ludwig der Heilige schiffte sich zu A. zwei mal (1248 und 1270) zum Kreuzzuge nach Palästina ein, was als Beweis gilt, daß hier das Meer seitdem zurückgetreten ist.

Ain, Nebenfluß der Rhône in Frankreich, entspringt im Jura bei Nozeroy, wird von Chartreuse-de-Vaucluse an schiffbar, durchfließt die Departements Jura und Ain in einer Länge von 38 Lieues, und mündet bei Antron in die Rhône. Die Ufer sind steil, und der Fall des Wasserlaufs beträchtlich. Die Flößerei von Bauholz nach Lyon ist ansehnlich, während auf Fahrzeugen hauptsächlich Gyps von Villette gefördert wird. — Ain, östliches Departement in Frankreich, das die ehemaligen Landschaften Bresse, Bugey (nun Belley), Valromey, das Fürstenthum Dombes, umfaßt. Im N. grenzt es an die Depart. Jura und Saône-Loire, im O. wird es größtentheils durch die Rhône von der Schweiz und Savoyen, im S. durch diesen Fluß vom Depart. Isère, im W. durch die Saône von den Depart. Saône-Loire und Rhône geschieden. Das Departement hat einen Umfang von 584822 Hectaren. Es ist im Osten bis zum Einfluß durch den Jura gebirgig; dagegen bildet der Süden des westlich vom Ain liegenden Theils eine (67 Q.Lieues) große thonige Hochebene, die von unzähligen Sumpfseen bedeckt ist, deren Ausdünstungen epidemische Fieber erzeugen. Der wellenförmige Norden dieses Theils besitzt das bessere Land. Überhaupt bieten nur die fruchtbaren, sandigen Ufer der Saône einigen Ersatz für das traurige Innere. Von dem ganzen Departement ist höchstens ein Drittel urbar, dessen reiche Getreideproduction aber das Ganze versorgt. Außerdem producirt das Departement gute Zugpferde, viel Rindvieh, Schafe, Schweine, im Norden und Osten viel Geflügel, das ein starker Ausfuhrartikel ist. Der dreißigste Theil des Bodens ist von Laub- und Nadelholz bedeckt. Die Weinberge auf der Höhenkette Revermont, links am Ain bis zur Rhône und Saône, nehmen gegen 50000 Hectaren ein. Von Mineralien finden sich viel Eisen- und Kupferoxyd, Galmei (bei Seligniat), bituminöses Holz und bituminöses Gestein, das ausgebeutet wird, Gyps, verschiedene Thonarten zu Fayence und Töpferwaaren, versteinerte Muscheln u. s. w. Die Industrie ist nicht sehr entwickelt. Das Departement, als dessen Hauptstadt Bourg gilt, zerfällt in die fünf Arrondissements Bourg, Belley, Gex, Nantua, Trévoux, und in 35 Cantons. Die 355700 E. sind in 442 Gemeinden vertheilt.

Ainmüller (Max. Eman.), geb. in München 1807, widmete sich unter Gärtner der Architektur, und ward durch seinen Lehrer, der die Umgestaltung der königl. Porzellanmanufactur übernommen hatte, veranlaßt, der Anstalt als Decorateur beizutreten. Als dieselbe der Schauplatz der ersten Versuche für die Wiederbelebung der Glasmalerei wurde, gelang es vor Allen A., die Haupthindernisse bei der technischen Ausführung wegzuräumen. Bald wurde für die Glasmalerei unter Heß' Vorstande ein selbständiges Institut eingerichtet, und A. erhielt als Inspector Gelegenheit, dasselbe durch seine technischen Erfindungen und Verbesserungen auf den Gipfelpunkt zu heben. Er hatte den glücklichen Gedanken, farbiges Glas mit farbigem, statt, wie früher geschah, weißes Glas mit farbigem zu überfangen, sodaß man über eine Auswahl von 100—120 verschieden gefärbten Glastafeln in allen Abstufungen verfügen konnte. Er war zugleich der Erste, der im Verein mit Wehrstorfer Glasbilder auf einer Tafel ausführte, und dadurch die Cabinet-Glasmalerei wieder hervorrief. Auch befähigte ihn seine künstlerische Ausbildung, die ästhetische Regeneration, welche die neue Kunst neben der technischen zu vollbringen hatte, kräftig zu unterstützen. Die erste größere Arbeit der jungen Anstalt war die in den Jahren 1826—33 beschaffte Herstellung der Fenster des regensburger Doms. A. lieferte die Verzierungen, die voll Reinheit des Stils und Klarheit der Zeichnung sind; auch malte er dabei mehre Figuren. Dann folgten von 1833—38 die herrlichen Fenster der Maria-Hilf-Kirche in der Vorstadt Au bei München. Auch hier legte der Künstler in dem ornamentistischen Theile den größten Reichthum edelster Formen dar. Unzählige kleinere Bestellungen des In- und Auslandes liefen daneben und folgten. So wurden auf Veranlassung des Engländers Beresford-Hoppe 14 Fenster für eine irländische Kirche ausgeführt. Zwischen 1844 und 1848 fertigte man dann die Fenster, welche König Ludwig dem kölner Dom bestimmte und beim Domban-

frste von 1848 übergeben ließ. Bei allen diesen Arbeiten zeigte A. sein umfassendes und unerschöpfliches Talent, den Bildern eine reiche, architektonische Umgebung zu schaffen, welche durch klares Verständniß der mittelalterlichen Bauart und durch geschmackvolle Anwendung ihrer Formen aufs schönste mit dem jedesmaligen Bauwerke verschmolzen ist. Neben dieser Wirksamkeit hat sich A. als Architekturmaler in Öl einen Ruf erworben. Unter seinen Bildern sind zu nennen: die Liebfrauenkirche zu München, die Marcuskirche zu Venedig, der ulmer Dom, das Prälatenzimmer zu Salzburg, das Innere der Aukirche, im Besitz der Herzogin von Leuchtenberg in Petersburg; ferner, als Ausbeute einer 1843 unternommenen Reise nach England: das Innere der Windsorkapelle, der Westminsterabtei mit den Gräbern der Könige, sowie eine andere Partie mit dem Dichterwinkel. Sein in sehr großen Dimensionen ausgeführtes Architekturbild: das Innere der Stephanskirche zu Wien, gehörte zu den vorzüglichsten Bildern der münchener Ausstellung von 1848.

Ainsworth (William Harrison), ein ausgezeichneter engl. Romandichter, geb. 4. Febr. 1805 zu Manchester, wo sein Vater als vielgesuchter Sollicitor wohnte. In der romantischen Einsamkeit des Landsitzes Beech-Hill bei Manchester, welchen die Ältern bald nach seiner Geburt bezogen, wuchs der Knabe auf, und erhielt hier den ersten Unterricht von seiner Mutter Bruder, dem Geistlichen Harrison. Ein schöpferischer Trieb, verbunden mit Lust am Schimmernden und Prächtigen, machte sich zuerst bei ihm durch Neigung für Anfertigung von Feuerwerk bemerkbar. Später fing er an sich dem Theaterspielen hinzugeben und für seine kleine Bühne die Stücke selbst zu dichten. Bald versuchte er sich auch in Balladen und Romanzen, welche theils in einigen Blättern seiner Vaterstadt, theils in einer von ihm begonnenen Zeitschrift, dem „Böotier", veröffentlicht wurden, und ihm einen localen Ruf verschafften. Auch lieferte er von nun an Beiträge zu dem „European magazine", Constable's „Edinburgh magazine" und dem „London magazine". Zur juristischen Laufbahn und zum Nachfolger im Advocatengeschäft seines Vaters bestimmt, wurde er nach engl. Sitte zu einem angesehenen Sachwalter in die Lehre gethan. Indessen blieben die Bureaugeschäfte über der Belletristik sehr vernachlässigt, bis er endlich, durch den Tod seines Vaters zum Nachdenken gelangt, in einem Alter von 19 Jahren zu weiterer Ausbildung in seinem Berufe nach London ging. Auch hier erlagen bald seine Vorsätze seinen Neigungen; er hing dem Theaterbesuch und der Beschäftigung mit schöner Literatur nach. In diese Periode fällt die jetzt ziemlich verschollene Novelle „Sir John Chiverton" (Lond. 1825). Ein zu London erworbener Freund, Ebers, der Verwalter des königl. Opernhauses, mit dessen Tochter Fanny er sich 1826 vermählte, drang in ihn, ein Verlagsgeschäft zu eröffnen. Dieser Vorschlag, dem A. schnell eine ästhetische Seite abgewann, reizte ihn dergestalt an, daß er sein Erbtheil an sich zog, und sich in die Buchhändlerlaufbahn warf, glühend vom Verlangen und von Hoffnung, die Belletristik auf einen neuen, wahrhaft künstlerischen Standpunkt zu heben und die Fabrikwaare der „fashionablen Novellen" vom Markte zu verdrängen. Doch in seinen Erwartungen vielfach getäuscht und über Undank klagend, gab er schon nach anderthalb Jahren diese Laufbahn auf, um sich auf Reisen nach der Schweiz und Italien zu begeben.

Nachdem er nach England zurückgekehrt, war es ein Besuch im romantischen Chesterfield, welcher in ihm den Gedanken zu seinem Roman „Rookwood" (Lond. 1834) erweckte, in dem er die Manier der Mrs. Radcliffe wieder zu beleben versuchte, den Hang zum Wunderbaren gleichzeitig mit dem Interesse an der Schilderung altväterischer Zustände befriedigend. Dieses Werk wurde mit großem und allgemeinem Beifall aufgenommen, da das Gemisch von Schaurigem, blutigen Familienmysterien und geheimnißvollen Zusammenhängen mit reichabwechselnden Genrebildern aus dem Alltagsleben dem herrschenden Geschmack entsprach, und die Kraft der Schilderungen, verbunden mit der Kunst einer spannenden Anlage, worin A. hervorragt, den Erfolg vollendeten. Mit dem darauf folgenden „Crichton" (Lond. 1837), für den ihm der Verleger Malone schon in der Skizze 350 Pf. St. zahlte, beginnt die Reihe derjenigen Romane, in denen A. einen Reichthum antiquarischer Studien über engl. Denkmäler und Sitten der Vorzeit verarbeitet hat. Der „Jack Sheppard" (3 Bde., Lond. 1839), welcher zuerst in „Bentley's miscellany" erschien, wurde mit einem wahren Beifallssturm aufgenommen, in viele Sprachen übersetzt und für drei londoner Theater dramatisirt, trotz der heftigen Opposition der Puritaner und Moralisten. Indessen hatte er die Redaction von „Bentley's miscellany" übernommen und führte diese bis 1842, wo er selbst das „Ainsworth's magazine" gründete. Im J. 1845 erwarb er dazu noch das „New monthly magazine" von Colburn als Eigenthum. In der

ersten dieser Zeitschriften erschien 1840 sein „Guy Fawkes" (3 Bde., Lond.), welcher dem Verfasser über 1500 Pf. St. eintrug; noch in demselben Jahre folgte der „Tower" (Lond.). Im Feuilleton der „Sunday Times" erschien 1841 „Old Saint-Paul's" (3 Bde., Lond.), dem sich die 1842 zuerst im „Ainsworth's magazine" veröffentlichten Romane „The miser's daughter" (3 Bde., Lond. 1843) und „Windsor-Castle" (3 Bde., Lond. 1843) anschlossen. Dieselbe Monatsschrift brachte 1844 auch sein „Saint-James or court of Queen Anne" (3 Bde., Lond.). In der „Sunday Times" erschienen sodann 1848 „The Lancashire witches" (3 Bde., Lond.). Die meisten seiner Schriften sind mit Zeichnungen von Cruikshank u. A. geschmückt. Eine Auswahl seiner Jugendleistungen ist als „December tales" erschienen; eine vollständige Ausgabe seiner Werke ward ebenfalls zu London seit 1848 veranstaltet. Auch wurden seine Romane wiederholt und mehr oder weniger vollständig ins Deutsche übersetzt (u. a. 19 Bde., Stuttg. 1843—48; Lpz. 1857—48). A. ist von kräftiger Constitution und frischem, lebenslustigem Aussehen. Er arbeitet viel und rasch, sodaß er genug Zeit für die geselligen Freuden erübrigt. Seine Leistungen sind nicht frei von Effecthascherei; seine Composition ist auf Contraste und starke Erschütterung der Phantasie berechnet, seine Sprache schwungvoll und reich, seine Kunst im Schildern von Örtlichkeiten, Personen, Sitten und Situationen bedeutend.

Ainsworth (William Francis), engl. Arzt, Geolog und Reisender, ein Vetter des Vorigen, geb. in Exeter 9. Nov. 1807, wurde, 16 J. alt, nach engl. Sitte, zu einem Arzte zu Edinburg in die Lehre gegeben. Den bei ihm früh ausgebildeten Hang zum Wandern suchte er durch größere Ausflüge zu befriedigen, auf denen seine Liebe zu den Naturwissenschaften reichliche Nahrung fand. Im J. 1827 reiste er, nachdem er sein ärztliches Diplom erhalten, nach Paris und durchforschte hierbei die Auvergne und die Pyrenäen in geologischer Hinsicht. Nachdem er 1828 nach Edinburg zurückgekehrt, leitete er die Herausgabe des „Journal of natural and geographical science", und hielt geologische Vorlesungen. Als 1832 in England und 1833 in Irland die Cholera wüthete, widmete er sich eifrig als Hospitalarzt in London, nachher in Irland dem Studium dieser Krankheit, über welche er auch eine Aufsehen erregende Schrift veröffentlichte. Seinen Aufenthalt in Irland benutzte er vielfach zu geognostischen Excursionen, auch hielt er zu Dublin und Limerick vielbesuchte Vorlesungen über Geologie. Nach London zurückgekehrt, wurde er 1835 auf Empfehlung des Obersten Sabine der Euphratexpedition unter Oberst Chesney als Arzt und Geolog beigegeben, von welcher er 1837 über Kurdistan, den Taurus und Kleinasien heimkehrte. Im folgenden Jahre sandte ihn die Geographische Gesellschaft und die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß mit Rassam und Th. Russell wieder nach Kleinasien, um besonders den Lauf des Halys zu erforschen und den Wesley'schen Christen in Kurdistan einen Besuch abzustatten. Nach mehrfachem Aufenthalt gelang es ihnen, von Mossul aus im Frühjahr 1840 nach dem Lande der Nestorianer vorzudringen. Nach seiner Rückkehr im Frühjahr 1841 legte er die Ergebnisse seiner Forschungen und Beobachtungen in zwei Werken nieder: „Researches in Assyria", und „Travels and researches in Asia minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia" (2 Bde., Lond. 1842). Außer vielen zerstreuten Abhandlungen schrieb er auch: „The claims of the christian aborigines in the East", und „Travels in the track of the 10000 Greeks" (2 Bde., Lond. 1844). A. lebt auf seiner Villa bei London in häuslicher Zurückgezogenheit.

Aisne, linker Nebenfluß der Oise, entspringt im franz. Depart. Maas (Meuse) bei Vaubecourt, durchfließt, gegen NW. gerichtet, die Depart. Marne und Ardennen, dann gegen W. das Depart. Aisne, und einen Theil des Depart. Oise, wo er oberhalb Compiegne in die Oise fällt. Sein Lauf beträgt 62 Lieues, wovon 28 schiffbar sind. — Aisne, ein nördliches Departement Frankreichs, mit der Hauptstadt Laon, von der Aisne, dann im N. von der Oise und deren Nebenfluß Serre, im S. von der Marne durchflossen, umfaßt einen Theil der südlichen Picardie, der Isle-de-France und Brie, und grenzt im N. an das Depart. Norden, im NO. an Belgien, im O. an die Depart. Ardennen und Marne, im S. an das Depart. Seine-Marne, im W. an die Depart. Oise und Somme. Es hat 735378 Hectaren an Umfang, ist in die fünf Arrondissements St.-Quentin, Vervins, Laon, Soissons, Château-Thierry und in 37 Cantone getheilt, und zählt 542300 E., die in 840 Gemeinden leben. Das Klima ist gemäßigt und gesund, das Land überhaupt fruchtbar. Die Hauptproduction besteht in Getreide; die Viehzucht ist dagegen gering. Wein wird nur südlich von Laon, sowie auf den Höhen am Aisne und an der Marne gebaut; in den Arrondissements St.-Quentin und Laon bereitet man viel Apfelcider. Mit dem Heu, das besonders die Thäler der Marne liefern, wird Paris versorgt. Das Mineralreich gewährt nur Gewöhnliches. Die industrielle Thätigkeit äußert sich am lebhaftesten

in Baumwollenzeugen; außerdem gibt es viele Zuckerfabriken, Eisenwerke, die berühmte Spiegelgießerei zu St.-Gobin, eine Glashütte zu Folembray, Fabriken chemischer Producte u. s. w.

Aistulf, König der Longobarden, folgte seinem Bruder Ratchis 749. In der Absicht Italien zu erobern, unterwarf er sich Ravenna, das ganze Exarchat und bedrohte Rom, sodaß sich der Papst Stephan II. nach Byzanz um Hülfe wenden mußte. Da seine Bitten hier erfolglos blieben, eilte er selbst zu Pipin, welcher ihm seinen Beistand zusagte, die Versuche A.'s zu unterhandeln zurückwies, 754 nach Italien zog, Pavia belagerte, und so den A. zu dem Versprechen nöthigte, der röm. Kirche Genugthuung zu leisten. Doch kaum war Pipin zurückgekehrt, als A. Rom von neuem belagerte. Ersterer unternahm daher 755 einen neuen Feldzug nach Italien, zwang die Longobarden zur Zurückgabe der eroberten Plätze und schenkte diese dem Papste mit Vorbehalt der Oberherrlichkeit. Während der Rüstungen zu einem neuen Kriege verlor A. 756 durch den Sturz seines Pferdes das Leben.

Aitzema (Lieuwe van), holl. Geschichtschreiber, geb. 1600 zu Dokkum, gest. 1669 zu Haag, stammte aus einer adeligen Familie in Friesland, und trat schon in seinem 17. Jahre nicht ohne Beifall als lat. Dichter auf. Doch entsagte er dem Umgange mit den Musen, legte sich mit allem Eifer auf die Politik und die Staatswissenschaften, und ward Agent der Hansestädte im Haag. Mit Eifer und Umsicht sammelte er alle wichtigen Urkunden und Actenstücke zur Geschichte seiner Zeit. Er reihete dieselben im Orginal und in einer holl. Übersetzung aneinander, und schuf so, erzählend und jene Actenstücke erläuternd, ein Geschichtswerk, das für den Dilettanten wenig Anziehendes hat, aber dem Geschichtsforscher unentbehrlich ist, und ohne welches die glänzendste Periode der niederländ. Geschichte, vom Ende des Waffenstillstandes (1621) bis zum Aachener Frieden (1668), beiweitem weniger bekannt sein würde. Dieses Werk führt den Titel: „Saken van staat en oorlogh, in ende omtrent de vereenigde Nederlanden" (14 Bde., Haag 1657—71). In der zweiten, hin und wieder erweiterten Ausgabe (7 Bde., Haag 1669—72) ist Manches ausgelassen, was die erste enthält.

Aix, Stadt in Frankreich, Hauptstadt der ehemaligen Provence, und Hauptort des gleichnamigen Arrondissements im jetzigen Depart. Rhônemündungen, mit 17000 E., ward 120 v. Chr. durch den Römer Cnejus Sextius wegen der dasigen Mineralquellen angelegt, und deshalb Aquae Sextiae genannt. A. ist Sitz des Erzbischofs von Arles und Embrun, eines Appellhofs, eines Civil- und eines Handelstribunals, und besitzt eine Akademie für Theologie und Jurisprudenz, eine Normalschule, eine Schule für Künste und Gewerbe u. s. w., ein Museum, eine bedeutende öffentliche Bibliothek mit 100000 Bänden und 1100 Handschriften in dem Stadthause. Vorzügliche Gebäude sind: die alte Kathedrale mit antikem Baptisterium; die gothische St.-Johanniskirche mit dem Begräbniß der Grafen von Provence; der 1831 vollendete Justizpallast. Eine eigenthümliche Zierde bieten auch die vielen öffentlichen Fontainen. Die Betriebsamkeit der wiederaufblühenden Stadt besteht hauptsächlich in der Olbaumcultur, dann in Baumwollgarnspinnerei, Lederbereitung und Handel mit Wein, Öl, Mandeln u. s. w. Die Thermalquellen von A. sind schwach schwefelhaltig, mit einer Temperatur von 28—34°, klar und durchsichtig wie das reinste Quellwasser, fast geruchlos, jedoch mit einem etwas bitterlichen Geschmack. Sie haben den Ruf, die Schönheit der Haut zu erhalten, und werden deshalb besonders von Frauen besucht. Auf der Ebene zwischen A. und Arles breitet sich das Schlachtfeld aus, wo Marius die Teutonen schlug. — Aix, Aquae Gratianae, Allobrogum, eine kleine Stadt Savoyens, mit 2150 E., in einem reizenden Thale unweit des Sees Bourget, 1¼ M. nördlich von Chambery, war schon in der röm. Kaiserzeit ein besuchter Badeort. Unter seinen zahlreichen Resten aus dem Alterthum sind der sogenannte Bogen des Pomponius, die Ruinen eines Tempels und eines Vaporariums am besten erhalten. Der König von Sardinien besitzt hier ein großes und wohlgebautes, aber selten besuchtes Palais. Die Bäder sind Schwefelthermen. Man unterscheidet die Schwefelquelle oder Quelle von St.-Paul mit einer Temperatur von etwa 43°, und die (keinen Alaun enthaltende) Alaunquelle von mehr als 45°. Das Wasser beider Quellen ist klar, hat einen schwach hepatischen Geruch und Geschmack, und wird zum Baden und Trinken besonders gegen Pfortaderstockungen, Blennorrhöen und Rheumatismus, auch in Form von Gasbädern und Douchen benutzt.

Ajaccio, Hauptstadt der Insel und des Depart. Corsica, im J. 1495 eine Viertelmeile südlich von dem alten Adjacium erbaut, ist der Sitz eines Bischofs, hat eine Akademie und ein Handelscollegium, und zählt 9200 E., die sich theils von Sardellen- und Korallenfischerei, theils von dem Handel mit dem in der Umgegend reich und gut gedeihenden Wein und Öl nähren.

Unter den Gebäuden A.s verdienen die Domkirche und das alte Jesuitenkloster Erwähnung. Der Hafen, von einer starken Citadelle vertheidigt, ist weit und bequem, bietet aber gegen die Westwinde wenig oder keinen Schutz. A. ist bekanntlich der Geburtsort Napoleon's.

Ajax (griech. Aias) hießen zwei der griech. Heerführer vor Troja. Der Eine war der Sohn des Oileus, Königs der Lokrer, auch der Lokrer oder Kleinere genannt. An der Spitze von 40 lokrischen Schiffen zog er mit vor Troja, wo er als einer der tapfersten Helden erscheint, dem zumal an Schnelligkeit mit Ausnahme des Achilles Keiner gleichkommt. Als nach der Eroberung Trojas Kassandra sich in den Tempel der Pallas flüchtete, ward sie von ihm mit Gewalt herausgerissen und fortgeschleppt; andere Sagen lassen ihn sogar die Prophetin im Tempel der Göttin schänden. Obschon er sich von diesem Frevel, dessen Odysseus ihn beschuldigte, durch einen Eid reinigte, so traf ihn doch die Rache der Göttin, welche ihn in den Fluten des Meeres umkommen ließ. — Der andere Ajax, der Große genannt, war der Sohn des Telamon, Königs von Salamis, von mütterlicher Seite ein Enkel des Aacus. Er zog mit 12 Schiffen gegen Troja, und wird von Homer als der tapferste und schönste der Griechen neben Achilles gepriesen. Als nach des Achilles Tode die Waffen desselben, auf welche A. wegen seiner Verwandtschaft wie wegen seiner Tapferkeit Ansprüche hatte, dem Odysseus zugesprochen wurden, bemächtigte sich Zorn und Wuth seiner Seele, und in Verzweiflung stürzte er sich in sein Schwert. Dieses Ende des Helden ist der Gegenstand einer uns erhaltenen Tragödie des Sophokles: „Der rasende A."

Ajo und **Aja**, ein ital. Wort, das Erzieher, Erzieherin bedeutet, und in Spanien vorzugsweise den Hofmeistern und Gouvernanten der Infanten und Infantinnen beigelegt wird. Auch am östr. Hofe ist diese Benennung gebräuchlich.

A jour (wörtlich: zu Tage, durchsichtig) gebraucht man bei Handelsbüchern, wenn alle Geschäfte eingetragen sind, überhaupt auch von jeder Sache, die klar und vollständig vorliegt. — **A jour** fassen, nennt man bei Edelsteinen, insbesondere beim Diamant, die Art der Fassung, welche den Stein oben und unten frei läßt. Sie kommt nur denjenigen Steinen zu, welche ihrem Körper nach einen solchen Schliff gestatten, daß sie bei fast völliger Blosstellung für das Auge noch den gehörigen Effect machen. Der Brillantschliff, der immer Diamanten von vielem Körper erfordert, weil er dem Steine im Grunde die Gestalt zweier mit der Grundfläche zusammenstoßender Pyramiden mit abgestutzten Spitzen gibt, eignet sich daher vorzugsweise für jene Fassung, weil sie von dem Feuer und Farbenspiel dieses Schliffs am wenigsten verdeckt. Platte Diamanten, wie die Rosette, die auf einer Seite flach, auf der andern gewöhnlich durch zwei Reihen Facetten gewölbt ist, gewinnen mehr an Effect, wenn ihre untere ebene Fläche über eine trichterförmig mit Silberfolie ausgelegte hinten geschlossene Höhlung (oder auch über eine in Zinn formirte, innen mit Facetten versehene Höhlung in der Fassung) so gelegt werden, daß die Höhlung gewissermaßen einen Hohlspiegel hinter dem Stein bildet und das Licht zurückwirft. Von vorn gesehen kommen die so gefaßten platten Steine dem Brillant möglichst nahe, welcher Effect verloren gehen würde, wenn das Licht hindurchfallen könnte.

Akademie heißt in der gewöhnlichsten Bedeutung des Worts ein Verein von Gelehrten oder Künstlern, die gemeinschaftlich die höhere Ausbildung der Wissenschaft und Kunst sich zum Zweck gesetzt haben. Weder Besoldung von Seiten des Staats noch Unterricht der Jugend sind wesentliche Erfordernisse einer Akademie. Zwar sind manche Akademien jetzt zum Theil Lehranstalten, wie man denn auch in Deutschland die Universitäten Akademien nennt; allein sie waren es früher nicht. Die Mitglieder der Akademie, die sich gewöhnlich in ordentliche, Ehren- und correspondirende Mitglieder sondern, wählen sich entweder selbst ein Fach der Wissenschaft oder der Kunst zur Bearbeitung, oder es wird ihnen ein solches von der Regierung übertragen. Die betreffenden Arbeiten werden in regelmäßigen Versammlungen vorgelesen und in den Denkschriften der Akademie abgedruckt; auch stellen die Mitglieder über schwierige wissenschaftliche Gegenstände Preisaufgaben, für die gewisse Summen ausgesetzt sind. Der Name rührt von der außerhalb Athen gelegenen Besitzung eines gewissen Akademus her, welche dieser dem Staat zum Behufe eines Gymnasiums schenkte, das die Benennung Akademie behielt. Hier lehrte Plato, weshalb seine Schule die akademische genannt wurde. Die erste Anstalt im Alterthum, welche den Namen Akademie nach unsern Begriffen verdient, war die in Alexandrien. Nach ihrem Muster stifteten seit dem Ende des 1. Jahrh. n. Chr. die Juden und später die Khalifen der Araber, Al-Mansur, Harun-al-Raschid und Al-Mamun, mehre Akademien. Die auf Alcuin's Rath von Karl d. Gr. gegründete Akademie ging nach des Erstern Tode wieder ein, worauf sich bis ins 15. Jahrh. nicht die geringste Spur einer eigentlichen Akademie findet. Erst nach Konstantinopels Eroberung, als mehre gelehrte Griechen nach Unteritalien flüchteten, stiftet

Lorenzo de' Medici wieder eine griechische, dann Cosmo de' Medici eine Platonische Akademie. Auch sie geriethen zwar sehr bald wieder in Verfall; allein an ihre Stelle traten umfassendere Akademien, die zunächst von Italien aus, wo die älteste zu Neapel zwischen 1430 und 1440 gestiftet wurde, sich dann durch alle Staaten Europas verbreiteten.

Die Akademien lassen sich eintheilen in allgemeine und in solche für besondere Zwecke. Unter den allgemeinen wissenschaftlichen Akademien erwähnen wir folgende: Die Akademie der Künste und Wissenschaften zu Berlin wurde vom Könige Friedrich I. 1700 gestiftet, und zerfällt in eine physikalische, mathematische, philosophische und historisch-philologische Classe. Jede derselben wählte früher einen Präsidenten und gegenwärtig statt dessen einen Secretär auf Lebenszeit. Der erste Präsident war Leibnitz. Erst unter Friedrich II., der Maupertuis zum Präsidenten ernannte, stieg ihr Ansehen. Zwei mal im Jahre hält sie öffentliche Sitzungen. Dem, der die Preisaufgabe am besten beantwortet, wird eine Medaille von 50 Dukaten zu Theil. Ihre Verhandlungen erscheinen seit 1811 regelmäßig, früher in franz., jetzt in deutscher Sprache. — Die Akademie zu Bologna, gestiftet 1690, erneuert 1829 von Pius VIII., gab 1731 — 91 „Commentarii" (7 Thle. in 11 Bdn.), später 1834 — 39 „Novi commentarii" (4 Bde.) heraus. — Die Akademie zu Dublin bildete sich 1782 größtentheils aus den Mitgliedern der Universität, und läßt regelmäßig seit 1788 ihre Abhandlungen erscheinen. Schon 1683 bestand in Dublin eine Akademie und seit 1740 eine physikalisch-historische Gesellschaft, allein beide gingen wieder ein. — Die Akademie zu Kopenhagen verdankt ihren Ursprung sechs Gelehrten, denen Christian VI. 1742 das Ordnen des Münzcabinets übertrug. Unter ihnen war der Graf von Holstein, auf dessen Antrieb der König 1743 die Akademie unter seinen Schutz nahm, ihr ein bestimmtes Einkommen anwies und sie ermächtigte, ihre Thätigkeit weiter auszudehnen. Ihre Schriften erscheinen in dän. Sprache, sind aber zum Theil ins Lateinische übersetzt. — Die Akademie zu Lissabon, gestiftet 1779, besteht aus drei Classen und zählt 60 Mitglieder. Seit 1797 läßt sie ihre sehr umfangreichen „Memorias" erscheinen. — Die Akademie der Wissenschaften zu München wurde 1759 gestiftet, 1805 ansehnlich erweitert, und Jacobi Präsident derselben. Sie gibt „Denkschriften" heraus. — Die Académie royale des sciences zu Paris wurde 1666 von Colbert gestiftet, 1699 durch den König bestätigt, 1793 aufgehoben und durch das Nationalinstitut ersetzt, bis Ludwig XVIII. sie 1814 wiederherstellte. Sie besteht jetzt aus acht Classen. Ihre Schriften, von denen mit Unterbrechungen jährlich ein Band erschien, füllen über 150 Bände. (S. Institut.) — Die Akademie zu Petersburg, zu der unter Wolf's und Leibnitz's Beirath schon Peter d. Gr. den Plan entworfen hatte, wurde 1725 von der Kaiserin Katharina I. gegründet. Unter Peter II. gerieth die Akademie sehr in Verfall, erhob sich aber unter der Kaiserin Anna, sank dann wieder herab, bis sie durch Elisabeth von neuem gehoben ward. Ihre Schriften führten von 1725—47 den Titel „Commentarii", von 1748 — 77 „Novi commentarii", von 1778—82 „Acta", von 1783 —95 „Nova acta", später „Mémoires". — Die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, 1739 als Privatverein von sechs Gelehrten, unter denen Linné war, gestiftet, ward 1741 als Königliche Akademie anerkannt, und ist seit 1799 in sieben Classen getheilt. Ihre seit 1739 jährlich erscheinenden Schriften bilden seit 1780 eine neue Folge. Die Akademie der schönen Wissenschaften und des Alterthums zu Stockholm wurde 1753 gestiftet und 1786 erneuert. Ihre Memoiren erscheinen seit 1755, und seit 1800 in einer neuen Folge. — Die Akademie der Wissenschaften zu Wien, gestiftet 1846, zerfällt in eine historisch-philologische, eine mathematisch-naturwissenschaftliche, eine philosophisch-staatswirthschaftliche und medicinische Classe, veröffentlicht seit 1850 „Denkschriften" und seit 1848 „Sitzungsberichte", und hat bereits die Herausgabe bedeutender gelehrten Arbeiten bewerkstelligt.

Unter den Akademien für besondere Fächer der Wissenschaften erwähnen wir folgende: 1) Für Sprachen: Die Accademia della crusca oder Academia furfuratorum zu Florenz, wurde 1582 gegründet und machte zuerst durch ihre Angriffe auf Tasso Aufsehen. Ihr Hauptverdienst besteht in der Abfassung eines trefflichen Wörterbuchs und in der Besorgung correcter Ausgaben älterer Dichter. — Die Académie française in Paris entstand 1629 als ein Privatverein und wurde sechs Jahre nachher von Richelieu zu einer Akademie für franz. Sprache, Grammatik, Poesie und Beredtsamkeit erhoben. Ihr verdienstlichstes Werk ist das Wörterbuch der franz. Sprache, welches zuerst 1694 erschien. (S. Institut.) — Die zu Madrid vom Herzog von Escalona 1714 gestiftete und im folgenden Jahre bestätigte Akademie hat sich große Verdienste um die Reinheit und Vervollkommnung der Sprache, besonders durch Ausarbeitung eines Wörterbuchs, erworben. — In Petersburg ward 1783 für die russ. Sprache eine Akademie gegründet

und mit der Akademie der Wissenschaften verbunden. — Auch in Stockholm ward 1789 eine Akademie für die schwed., zu Pesth 1830 eine für die ungar. Sprache gestiftet. 2) Für Alterthumskunde: Obenan steht hier die Académie des inscriptions zu Paris, gestiftet von Colbert 1665, für das Studium alter Denkmäler und für die Verewigung merkwürdiger vaterländischer Ereignisse durch Münzen, Bildwerke, Inschriften u. s. w. Sie hatte anfangs nur vier Mitglieder, die aus den Mitgliedern der Académie française gewählt waren; aber 1701 wurde das Personal auf zehn Ehrenmitglieder, zehn Associés, zehn Pensionäre und zehn Zöglinge festgesetzt. Im J. 1793 aufgehoben, wurde sie 1814 von Ludwig XVIII. wiederhergestellt. — Für das Studium der etrurischen Alterthümer wurde 1727 zu Cortona in Italien, und für die Aufhellung der nord. Sprachen und Alterthümer 1710 zu Upsala in Schweden eine Akademie errichtet; beide haben sehr schätzbare Arbeiten geliefert. — Um die in Herculanum und Pompeji aufgefundenen alten Denkmäler zu erklären, ward 1755 zu Neapel von dem Minister Tanucci die Herculanische Akademie gestiftet. — Im J. 1807 wurde zu Florenz eine Akademie für die Erklärung toscanischer Alterthümer, und zu Paris eine Keltische Akademie errichtet, um die Geschichte, Sitten, Alterthümer und Denkmäler der Kelten, vornehmlich in Frankreich aufzuklären. 3) Für Geschichte: Zur Erforschung der kirchlichen und politischen Geschichte Portugals stiftete König Johann V. 1720 zu Lissabon eine Akademie. — In Madrid bildete sich um 1730 ein Gelehrtenverein zur Erklärung und Aufsuchung der historischen Denkmäler Spaniens, welchen König Philipp V. 1738 zu einer Akademie erhob. Sie hat mehre ältere Geschichtswerke theils zum ersten mal, theils in neuen Ausgaben bekannt gemacht. 4) Für Medicin: Die Leopoldinische Akademie der Naturforscher, ward 1652 von Banschius in Wien unter dem Namen Academia naturae curiosorum gestiftet, nahm dann zu Ehren Leopold's I., der sie ganz vorzüglich begünstigte, den Namen Caesareo-Leopoldina naturae curiosorum academia an und hat seit 1808 ihren Mittelpunkt in Bonn. Ihre schätzbaren Schriften erschienen erst unter dem Titel: „Miscellanea" (1705 fg.), dann als „Ephemerides" (1722 fg.), später als „Acta" und seit 1791 als „Nova acta". — Viele andere Gelehrte Gesellschaften (s. d.) sind nur dem Namen nach von den Akademien verschieden. So die Königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen, gestiftet 1750, die jährlich ihre „Commentationes" und „Göttinger gelehrte Anzeigen" erscheinen läßt; die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London, gestiftet 1654, von der seit 1666 „Philosophical transactions" herausgegeben werden; die Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London, gestiftet 1751, deren Arbeiten unter dem Titel „Archaeologia" erscheinen; die literarische und philosophische Gesellschaft zu Manchester, gestiftet 1781, die Monatsberichte und Abhandlungen erscheinen läßt; die 1848 zu Washington eröffnete Smithsonian Institution for the increase and diffusion of knowledge among men, die schon einige tüchtige Werke herausgegeben; die Königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, in eine philosophisch-historische und eine mathematisch-physikalische Classe getheilt, seit 1846 gestiftet; die Asiatischen Gesellschaften (s. d.) und mehre der Historischen Vereine (s. d.). Die Institute, welche man sonst in Nordamerika Akademien nennt, sind gewöhnlich Lehranstalten.

Akademien oder Akademiestücke nennt man die Zeichnungen auf den Kunstschulen, dann auch die Theile des Körpers, welche zum Vorbilde dienen.

Akademisch, im weitesten Sinne Alles, was sich auf Akademie bezieht. Gewöhnlich wird das Wort aber nur in Beziehung darauf gebraucht, daß man auch die Universitäten Akademien nennt. In diesem Sinne spricht man von akademischen Bürgern, und versteht darunter Alle, welche unter der akademischen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit stehen. Die neuere Zeit hat den Kreis derselben an den meisten Orten wesentlich verengert und so ziemlich auf die eigentlichen Studirenden beschränkt, während man früher auch Ausstudirte, solange sie am Universitätsorte lebten, zu den Akademikern rechnete. Überhaupt suchte man früher den Universitäten eine möglichst eximte und autonomische Stellung zu sichern, um auch dadurch auszudrücken, daß man sie nicht als bloße Landes- oder gar Ortsinstitute, sondern als ein Gemeingut der civilisirten Menschheit betrachte. Das Utilitätsprincip der neuern Zeit hat weniger die Aufgabe der freien Pflege der Wissenschaft, als die Absicht ins Auge gefaßt, die Universitäten zu Bildungsanstalten für bestimmte Berufsfächer im Interesse des Staats, dem sie zunächst angehören, zu benutzen, und daraus, sowie aus politischer Ängstlichkeit, sind denn mehrfache Beschränkungen der akademischen Freiheit hervorgegangen. In der letztern liegen als wesentlich noch jetzt die Lehr- und Lernfreiheit, sowie überhaupt alles Das, was sich auf die Thatsache gründet, daß die Studirenden, wenn auch noch nicht in das bürgerliche Berufsleben eingetreten, doch den Erziehungsmitteln der Schule entwachsen sind. Die besondern Gesichtspunkte, welche das Zu

sammenleben einer oft ansehnlichen Zahl studirender Jünglinge aus allen Ländern, und überhaupt die Eigenthümlichkeit ihrer Stellung, Richtung und Verhältnisse an die Hand gibt, haben die besondern akademischen Gesetze hervorgerufen. Ebenso dürfte auch das Fortbestehen einer akademischen Gerichtsbarkeit für Disciplinarvergehen und Schuldsachen im Interesse aller Theile liegen, weil nur hierdurch eine Berücksichtigung der besondern Natur des Verhältnisses und ein Verwalten des Grundsatzes der Billigkeit über den des strengen Rechts möglich wird. — **Akademische Legion** pflegt man überhaupt die aus Studenten und Universitätsgenossen gebildeten bewaffneten Corps zu nennen. Namentlich wurden dergleichen Corps, zur Unterstützung und Erweiterung der Bürgerwehren, in den Bewegungen des Jahres 1848 in mehren deutschen Universitätsstädten errichtet. Größere Bedeutung erlangte unter diesen die akademische Legion zu Wien, die daselbst im März 1848 aus den Genossen der Universität und des Polytechnischen Instituts zusammentrat, und der sich später die wiener Künstler anschlossen. Das Corps bildete unter einem selbständigen Commandanten einen Theil der Nationalgarde, erwarb sich eine große Popularität, und nahm den thätigsten Antheil an den Ereignissen jenes Jahres. Nach der Unterwerfung Wiens ward im Nov. 1848 mit der Nationalgarde auch jene Legion aufgelöst.

Akalephen, auch Quallen oder Medusen genannt, bilden eine besondere Classe von Thieren, welche wegen großer Einfachheit ihrer Organisation, undeutlicher Spuren eines Nervensystems und Mangel von Sinneswerkzeugen als die niedrigsten aller Thiere betrachtet werden müssen. Die Akalephen haben einen gallertartig durchscheinenden Körper, der meist scheiben- oder schirmförmig gestaltet, bisweilen fast kugelig ist, weder Haut noch Muskeln bemerken läßt, am Rande oder im Mittelpunkte verschieden gestaltete Fangarme oder Fäden trägt, sonst aber mit Bewegungsorganen nicht versehen ist und nicht selten in prachtvollen Farben glänzt. Die Nahrung wird theils in eine Art Magenhöhle aufgenommen, theils durch Saugröhren in den Körper gebracht und besteht in kleinen Seethieren; von Zähnen u. s. w. ist keine Spur vorhanden. Die Fortpflanzung geschieht bei wenigen durch pflanzenartige Keime, bei den meisten durch Eier; doch sind die Geschlechter häufig in denselben Individuen vereint. Junge Individuen sehen ganz anders aus als die ältern. Ihre Bewegungen sind beschränkt. Indessen steigen sie willkürlich im Meere auf und ab, wo alle, und zwar bis in hohen Breiten, ausschließlich leben und nur schwimmend angetroffen werden. Die größten messen bis zwei Fuß im Durchmesser; aber es gibt auch mikroskopisch kleine, von welchen die stellenweise blutrothe Färbung der südlichen Meere, und zumal das nächtliche Phosphoresciren des Oceans abzuleiten ist. Im Süßwasser und selbst im Weingeist zerfließen sie, und sind daher in Sammlungen selten. In neuesten Zeiten sind die Akalephen viel studirt und genau beschrieben worden. So durch Eschscholtz in dem „System der Akalephen" (Berl. 1829), Göde in den „Beiträgen zur Anatomie der Medusen" (Berl. 1816), Chamisso, Tilesius, Mertens, Lesson, Edwards, Quoy und Gaymard, Péron, Brandt, und zumal durch den Norweger Sars. Die Akalephen heißen auch Seenesseln, weil sie auf der Haut schmerzhafte Röthe hervorbringen. Vielen Seethieren und Seevögeln dienen sie zum Futter.

Akhalkalaki (georgisch: Neustadt), liegt nordöstlich von Erzerum an einem Bache, der sich in den Fluß Kur mündet. Die Stadt gehörte ehemals zu der armenischen Provinz Kukack, und in neuerer Zeit zu dem Paschalik Akhalzik, kam aber im Frieden von Adrianopel (1829) in die Hände der Russen. A. ist wegen seiner Lage auf der Straße von Erzerum nach Tiflis sowie wegen seines Forts von großer Bedeutung. Die Bewohner sind zum großen Theil Armenier, deren Zahl sich aber kaum auf 2000 belaufen mag.

Akarnanien, eine Landschaft des alten Griechenlands, die durch den Ambracischen Meerbusen nördlich von Epirus, durch den Fluß Achelous östlich von Ätolien getrennt, und durch das Ionische Meer im Westen und Süden begrenzt wurde. Seinen Namen erhielt das Land der Sage nach von Akarnan, einem Sohne des Alkmäon aus Argos, welcher zu den frühern Bewohnern, den Taphiern, Teleboern, Lelegern und Kureten, zur Zeit des Trojanischen Kriegs Colonisten aus Argos führte, denen später Korinther sich anschlossen. Diese verschiedenen Völkerschaften waren unter dem Vorsitze eines Strategen in Kriegszeiten fest unter sich verbündet, und hatten einen gemeinschaftlichen Gerichtshof zu Olpä. Häufige Kämpfe mit den benachbarten Ätolern hatten das Land bereits gänzlich verödet, als die Römer dasselbe nach der Einnahme von Korinth mit Epirus vereinigten. Die Akarnanen werden übrigens von den Alten als entschlossen und festhaltend an der angestammten Freiheit geschildert. — Gegenwärtig bildet A. das nordwestlichste livadische Gouvernement des Königreichs Griechenland, begrenzt im O. von Ätolien und Eurytane, im N. von der türk. Provinz Albanien und im W. bespült vom Busen von

Arta und dem Ionischen Meere. Der Aspropotamos oder Achelous bildet als bedeutendst Fluß die natürliche Ostgrenze. Der östliche Hintergrund des Golfs von Arta oder des Ambr cischen Golfs wird von den wilden Bergketten des ambracischen oder athamanischen Pindu ausgefüllt, welche vom Achelous in enger Spalte durchbrochen werden und sich südwestlic zu einer Ebene absenken, in welcher die abflußlosen Seen von Ambracia und Oseros liege Südwestlich dieser Seen, von den südlichen Mündungsmorästen des Achelous bis zum Ambr cischen Golf im N., treten aus den zersplitterten Meeresküsten die steilen Felsterrassen des aka nanischen Olymp, eines dichtbewaldeten Berghaufens, der sich zum Gipfel des Berganti au thürmt, nordwestlich mit dem Cap Actium endet und nur durch den 1500 Schritte breiten Ka nal von Prevesa von den epirotischen Gestaden getrennt wird. Das Land ist jetzt zum Theil, ein Seltenheit im heutigen Griechenland, mit Wäldern umwachsen, in welchen man viele Ruine und einige kleine Dörfer, nirgend aber blühende Städte erblickt; denn selbst die Hauptstad Amphilochikon oder Argos und der Hafen Vonitza (das alte Anaktorion) sind ohne Bedeutung

Akastus, der Sohn des Pelias und der Anaxibia, war Theilnehmer an der Kalydonische Jagd und einer der Argonauten. Als nach der Rückkehr vom Argonautenzuge die Töchter de Pelias (s. d.) ihren Vater durch die List der Medea tödteten, versagte er den Jason und die Mede aus Iolkus, ward König und errichtete seinem Vater zu Ehren weit berühmte Leichenspiele.

Akathistos (griech. wörtlich: „nicht setzbar") heißt in der griech. Liturgie ein jährlich an Sonnabende vor Judica (Festum acathiston) die Nacht hindurch stehend gesungener Lobge sang der Jungfrau Maria. Man hofft von ihm eine besonders wohlthätige Kraft, da in 7. Jahrh. Konstantinopel bei einer Belagerung zwei mal durch die Procession des Bildes de heiligen Jungfrau unter Absingung jenes Gesanges gerettet worden sein soll.

Akatholiken, d. h. Nichtkatholiken, werden alle Diejenigen genannt, welche, obgleich Christen und getauft, doch nicht zur kath. Kirche gehören. In einigen kath. Ländern, besonders in Östreich, nennt man die Protestanten Akatholiken, um ihnen einen weniger gehässigen Namen zu geben. Im Allgemeinen aber wird der Name von Seiten des Katholicismus nur dann gebraucht, wenn alle verschiedenen nicht-kath. Kirchen zusammengefaßt werden sollen. Die Stellung der Akatholiken ist natürlich je nach den Verhältnissen in den einzelnen Ländern verschieden.

Akazie (Acacia) ist, im strengern Sinne, eine Pflanzengattung aus der Familie der Mimosen. Die Gattung Acacia unterscheidet sich von der Gattung Mimosa durch eine größere Anzahl von Staubgefäßen (10—200), und durch die nicht von Querscheidewänden abgetheilten zweiklappigen Hülsen. Die Akazien sind außer Europa über alle Erdtheile verbreitet, und zeigen großentheils ein sonderbares Äußere, indem die Blattstiele sich blattartig ausbreiten, während die Blättchen mehr oder weniger verkümmert sind. Andere Arten haben zahlreich gefiederte Blätter, wodurch sie ein schönes Aussehen gewinnen. In technischer Beziehung sind manche derselben sehr wichtig, indem ihr ausgeflossener, eingetrockneter Saft als Gummi in den Handel kommt. Die in Afrika wachsenden Arten: A. gummifera, A. Seyal, A. Ehrenbergii, A. tortilis und A. vera, liefern das arabische Gummi, während das Senegalgummi von A. Varek und A. Adansonii kommt. Die durch blattartig ausgebreitete Blattstiele ausgezeichneten Arten wie: A. decipiens, A. armata, A. verticillata und A. alata, welche vorzüglich Neuholland angehören, werden in Gewächshäusern und von Blumenfreunden gehalten. — Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit dem Namen Akazie den aus Nordamerika stammenden Baum Robinia pseudacacia L., aus der Familie der Leguminosen, welcher unter Heinrich IV., gegen 1600, von Jean Robin zuerst in Frankreich aus Samen gezogen wurde, seitdem aber gradweise über das ganze mittlere Europa und selbst bis in das südliche Sibirien verbreitet worden ist. Wegen seines schnellen Wachsthums, seiner Bewaffnung mit Dornen und der Eigenschaft, sich durch Beschneiden in jede Form ziehen zu lassen, empfiehlt er sich zu Hecken. Man hat häufig versucht, ihn als Forstbaum im Großen zu erziehen, ist aber hiervon abgekommen, indem er in sehr kalten Wintern, wenigstens in Deutschland, leicht erfriert und windbrüchig ist. Sein Holz ist dicht, schwer, nimmt eine schöne Politur an und zeigt auf gelbem Grunde grünlichbraune Streifen. In Amerika wird es viel verbraucht, doch ist es zu spröde für manche Zwecke; im Wasser steht es ohne zu faulen, daher es auch zu kleinern Seefahrzeugen verwendet wird. Die rothen Akazien der Gärten gehören derselben Gattung an, sind aber mehr strauchartig; sie werden nach Arten unterschieden und stammen gleichfalls aus Nordamerika. — Die in den Apotheken käuflichen **Flores Acaciae** (Akazienblüten) haben zu Irrungen Veranlassung gegeben. Diese Benennung ist eine altpharmaceutische für die Schleedornblüten.

Akbar (d. i. der sehr Große), eigentlich Dschelal-ed-din-Mohammed, mongolischer Kaiser von

Hindostan (Großmogul), der größte Fürst, den Asien in der neuern Zeit gehabt hat, war zu Amerkot 1542 geboren und ein Nachkomme Timur's. Dreizehn Jahre alt, bestieg er 1556 nach seines Vaters Homayun Tode, unter der Vormundschaft Beiram's, seines Vezirs, den Thron. Sehr schnell entwickelten sich seine ausgezeichneten Talente. Ungeachtet unaufhörliche Unruhen und zuerst eine Verschwörung, in welche Beiram selbst mit verwickelt war, ihn fast immer an der Spitze seiner Heere zu sein nöthigten, so widmete er doch der innern Verwaltung seines Reichs die größte Aufmerksamkeit. Ein Freund der Wissenschaften, namentlich der Geschichte, verordnete er Untersuchungen über die Bevölkerung, die Natur- und Gewerberzeugnisse der einzelnen Provinzen seines Reichs. Die Geschichte seiner Regierung, sowie das Ergebniß aller auf seine Anregung unternommenen Forschungen, sowol in statistischer als in andern wissenschaftlichen Beziehungen, faßte sein Vezier Abul-Fazl (gest. 1602) in einem Werke zusammen, das den Namen „Akbar-nameh" führt, und dessen dritter Theil unter dem Titel „Ayini-Akbari" von Gladwin ins Englische übersetzt wurde (3 Bde., Kalkutta 1783—86 und Lond. 1800). A. starb nach 49jähriger Regierung 1605, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Selim, bekannter unter seinem Ehrennahmen Dschehangir. Ein prächtiges Grabmal wurde ihm unweit Agra, das er zu seiner Residenz erhoben hatte, errichtet.

Akenside (Marc), Verfasser des seiner Zeit berühmten didaktischen Gedichts „The pleasures of imagination" und einiger medicinischen Schriften, war 9. Nov. 1721 zu Newcastle am Tyne als Sohn eines Schlächters geboren. Er studirte erst Theologie zu Edinburg, später die Arzneiwissenschaft, prakticirte, nachdem er 1744 in Leyden promovirt, in Northampton und Hampstead, zuletzt in London, wo ihm endlich nach vielfachen zum Theil durch seinen Stolz, eine reizbare Heftigkeit und seine Pedanterie verursachten Widerwärtigkeiten, das Glück lächelte. Er starb zu London 23. Juni 1770 als Leibarzt der Königin, was er durch den Einfluß seines Freundes Dyson geworden war. Einige seiner medicinischen Schriften, z. B. über die Lymphgefäße (1757) und über die Ruhr (1764), waren verdienstlich. Seine spätern Poesien erreichten nicht den Ruf jenes ersten Gedichts, das er schon im 23. Jahre schrieb, das aber außer den Vorzügen der Correctheit wenig aufweist, was ihn zu seinem errungenen Dichterruhm berechtigte. Seine poetischen Werke gab Dyson (Lond. 1772; neue Aufl. 1807) heraus. Im „Peregrine Pickle" hat uns Smollet in dem Pedanten, der ein Gastmahl nach antiker Weise gibt, ein satirisches Bild von A. hinterlassen.

Akephăli (griech.), d. i. Hauptlose, nannte man die eifrigsten Monophysiten (s. d.) in Ägypten, welche den Patriarchen Petrus Mongus nicht anerkannten, weil er 482 das schwankende Henotikon (Vereinigungsedict) des Kaisers Zeno angenommen hatte. — Akephalen, d. h. kopflose Misgeburten (Monstra acephala), heißen jene Misgeburten, denen der Schädel, die obere Kopfhälfte, ganz oder fast ganz fehlt. Gewöhnlich ist hier in einem sehr frühen Zeitabschnitte des Ei- und Fruchtlebens das Gehirn und seine Hülle durch einen Krankheitsproceß gestört worden. Solche Kinder, wenn sie auch noch lebend geboren werden, können natürlich nicht fortleben. — **Akephalische Bücher** (gleichsam hauptlose) sind Bücher, deren Anfang verloren gegangen, wie es z. B. mit der römischen Geschichte des Ammianus Marcellinus der Fall ist.

Akerblad (Joh. Dav.), bekannter schwed. Sprachkenner und Alterthumsforscher, war seit 1783 in der königlichen Kanzlei angestellt, bei der er 1789 türk. Dolmetscher wurde. Im J. 1795 ging er als Gesandtschaftssecretär nach Konstantinopel, von wo er 1797 wieder abberufen wurde. Hierauf lebte er, um 1800, eine Zeit lang in Göttingen; 1802 kam er als Gesandtschaftssecretär nach dem Haag und im folgenden Jahre nach Paris, mußte aber 1804 auch diese Stellung wieder verlassen. Unzufriedenheit mit den Veränderungen in seinem Vaterlande bestimmte ihn, wie es scheint, alle Verhältnisse mit Schweden aufzugeben, und sich nach Rom zu wenden, wo er bei der Herzogin von Devonshire und andern Literaturfreunden Unterstützung für seine literarische Muße fand, der wir namentlich die für Paläographie und Epigraphik wichtige Schrift „Inscrizione greca sopra una lamina di piombo trovata in un sepolcro nelle vicinanze d'Atene" (Rom 1813) verdanken. In der letzten Zeit seines Lebens diente er in Rom, wo er 1819 starb, den Fremden als Cicerone, und gab sich für einen Dänen aus. Seine Schriften zeugen von großer Kenntniß der morgenl. und abendl. Sprachen.

Akhalzik, s. Achaltsiche.

Akiba, der Sohn Joseph's, ein berühmter jüdischer Gesetz- und Mischnalehrer in Judäa, lebte um 100 n. Chr. Obwol er sich erst im Mannesalter dem Studium zugewandt, übertraf er doch bald sowol in der Summe des Wissens als in scharfsinniger Einsicht alle seine Zeitgenossen, und die Gründer der Mischna sind sämmtlich seine Schüler. Er machte große Reisen in

allen drei Welttheilen, und bemühte sich überall, die Lage der Juden zu verbessern. Wegen seiner Theilnahme an dem Aufstande des Bar-Cochba (s. d.) ließ ihn Rufus 135 hinrichten.

Akiurgie, Operationslehre oder operative Chirurgie, nennt man denjenigen Theil des chirurgischen Heilverfahrens, welcher sich mit der Handhabung der Instrumente, besonders der zusammenhangtrennenden, beschäftigt, also vorzugsweise die Lehre von der Anwendung und Ausführung der blutigen Operationen. Sie zerfällt in einen allgemeinen und in einen besondern Theil, welch letzterer die einzelnen Operationen zur Beseitigung bestimmter Krankheitszustände, an bestimmten Theilen, mit bestimmten Instrumenten verrichten lehrt. Der große Umfang, welchen die Akiurgie besonders seit dem Ende des vorigen Jahrh. genommen hat, rechtfertigt ihre besondere Darstellung in Vorträgen und Schriften. Die Geschichte der Akiurgie fällt mit der der Chirurgie (s. d.) zusammen, ja sie macht sogar den bedeutendern Theil derselben aus. Aus der reichen Literatur heben wir hier nur hervor: Blasius, „Handbuch der Akiurgie" (2. Aufl., 3 Bde., Halle 1839—42); dessen „Akiurgische Abbildungen" (2. Aufl., Berl. 1841); Dieffenbach, „Die operative Chirurgie" (2 Bde., Lpz. 1844—48). Neuerdings hat man auch als besondere Zweige abgehandelt die Operationslehre am Leichnam, und die Lehre von den unblutigen Operationen (Ahämaturgie).

Akjerman, Stadt von 14000 E., in Bessarabien, an der Mündung des Dnjestr und am Schwarzen Meere, mit Citadelle und Hafen, ist das Alba Julia der Römer, das in der Völkerwanderung fast ganz zerstört und erst von den Genuesen wieder gehoben, später eine Beute der Türken wurde. Die Stadt, von den Polen Bialogrod genannt (welches, wie Akjerman, Weißenburg bedeutet), ist ihres Hafens, ihrer Festungswerke, ihres Handels und namentlich ihrer ausgedehnten Salinen wegen von großer Bedeutung. Die hier zwischen Rußland und der Pforte (für Ersteres durch Graf Woronzow und Marquis Ribeaupierre) am 6. Oct. 1826 abgeschlossene Zusatzconvention zum Frieden von Bukaresch sollte die seit jenem Frieden immer verwickelter gewordene russ.-türk. Frage zur Erledigung bringen. Der neue Vertrag sicherte Rußland die freie Schiffahrt für seine Flagge auf dem Schwarzen Meere und Sicherheit gegen die Corsaren der Barbaresken, die Errichtung von Divans in der Moldau und Walachei, die Wiederwählbarkeit der dortigen Hospodare nach ihrer siebenjährigen Regierungsverwaltung, die Herstellung der Privilegien Serbiens, in welcher Provinz die türk. Truppen blos die Festungen besetzt halten sollten, dann die Anerkennung der durch eine gemischte Commission zu liquidirenden Privatfoderungen der russ. Unterthanen. Die Grenzen in Asien sollten bleiben, wie sie damals bestanden, mithin Rußland die von ihm in Asien besetzten türk. Festungen behalten. Die Nichterfüllung von Seiten der Pforte hatte den Krieg im J. 1828 zur Folge, welcher durch den Frieden zu Adrianopel beendigt wurde.

Akhlath oder Gelath, Stadt in der armenischen Provinz Duroperan, im Kreise Peznuni, an den Ufern des Wansees, stand seit dem 9. Jahrh. durch Eroberung unter verschiedenen Herrschern. Im J. 1099 erhoben sich die Einwohner und wählten einen Krieger, Sokman-Kothbi, zu ihrem Gebieter, welcher den Titel König von Armenien annahm und die Gewalt auf seine Nachkommen vererbte. Sein Enkel Sokman II. starb 1183 erblos, worauf sich in morgenländischer Weise mehre Haussklaven der Herrschaft bemächtigten. Im J. 1207 unterwarfen sich die Einwohner A.s freiwillig dem Malek-el-auhad Nodschem-ed-din, aus dem Geschlechte Saladin's, der über Miafarekin herrschte. Die Stadt und die umliegende Gegend blieben nun im Besitze dieser Fürsten bis 1245, wo die Mongolen sich des Landes bemeisterten und es der georgischen Fürstin Thamtha zum Lehen übergaben. Schah Thamasp eroberte jedoch 1548 die Stadt und zerstörte sie zum Theil, sodaß Sultan Soliman später eine neue baute. Die großartigen Ruinen der alten Stadt liegen innerhalb einer breiten Schlucht. Die neue Stadt ist von doppelter Mauer und Gräben umgeben, innerhalb welcher sich ein Castell befindet. Sie gehört gegenwärtig zum Paschalik Wan, und ist der Sitz eines Suffraganbischofs des armenischen Erzbischofs von Wan.

Akne heißt eine Krankheit der Talgdrüsen in der Haut, wobei dieselben hervorragende harte Knötchen bilden. Als punktirte Akne bezeichnet man die sogenannten Mitesser, wobei die Talgdrüsen von angehäuftem, und nach außen schmuzfarbig gewordenem Fett ausgedehnt sind. Dieses Fett läßt sich in kleinen Wülsten herausdrücken, welche man ehedem für Würmchen hielt. In ihm leben aber auch zuweilen kleine Milben (die Haarsackmilbe). Die zerstreute Akne ist bei fetten und jungen Personen häufig; sie äußert sich am Rücken, im Gesicht u. s. w. durch rothe Knötchen (Liebesblütchen). Die rosenartige Akne ist bekannter unter dem Namen Kupferausschlag, Kupfernase, Finne (franz. Couperose). Bei ihr ist eine schleichende Entzündung und Venen-

erweiterung um die entzündeten Talgdrüsen beeinn die Ursache der kupferrothen Farbe. Das Übel hängt von innern Krankheitsursachen ab, bei den Frauen besonders von Menstruationsfehlern. Bei Männern ist die rothe Nase (Burgundernase) nicht selten die Folge eines übermäßigen Genusses geistiger Getränke.

Akolüthen oder Akolythen wurden die niedern Kirchendiener genannt, die in der röm. Kirche schon im 3., in der griech. jedoch nicht vor dem 5. Jahrh. aufkamen, und zum Anzünden der Lichter (Accensores), Vortragen der Kerzen bei festlichen Umzügen (Ceroferarii), Darreichen des Weins und Wassers beim Abendmahle, überhaupt zur Bedienung der Bischöfe und Priester bei Amtshandlungen bestellt waren. Sie hatten den Rang nach den Subdiakonen. Noch jetzt ist bei der Ordination in der röm. Kirche die Weihe zum Akoluthen, wobei der Ordinand Leuchter und Weinkäunchen als Zeichen seiner alten Bestimmung empfängt, unter den vier kleinern Weihen die höchste. Das in der alten Kirche dadurch übertragene geistliche Amt aber ist abgeschafft, da die Dienste der Akoluthen schon seit dem 7. Jahrh. von Aufwärtern und Knaben aus dem Laienstande (Meßdiener, Ministranten) verrichtet werden, die in den liturgischen Büchern der röm. Kirche nur uneigentlich Akoluthen heißen. Die neuere griech. Kirche hat auch den Namen dieses Amts nicht mehr.

Akömeten, d. i. Schlaflose, hießen Mönche strenger Observanz, welche, in drei Abtheilungen (Chören) einander ablösend, Tag und Nacht ununterbrochen Gottesdienst hielten. Sie entstanden im 5. Jahrh. zu Konstantinopel, und hatten ihren Mittelpunkt im Kloster Irenarion in der Nähe dieser Stadt. Ihre Regel nahmen auch viele andere Klöster an, unter denen das von dem Römer Studius 460 errichtete und nach ihm Studium benannte Kloster das einflußreichste und berühmteste war. Im 6. Jahrh. wurden die Akömeten nestorianischer Ansichten halber mit dem Kirchenbann belegt. Nach ihrem Stifter Alexander, einem Syrier (gest. um 430), hießen sie auch Alexandrier.

Akotyledonen bilden nach Jussieu eine große Hauptclasse der Pflanzen, die sämmtlich nach dem Baue des Samens und der ganzen nachfolgenden Entwickelung in Akotyledonen, d. h. Pflanzen ohne Samenlappen, Monokotyledonen (s. d.), Pflanzen mit einem Samenlappen, und Dikotyledonen (s. d.), Pflanzen mit zwei Samenlappen, zerfallen. Die Classe der Akotyledonen enthält dieselben Pflanzen, welche Linné in seiner 24. Classe als Kryptogamen aufführte, nämlich die Pilze, Algen, Flechten, Laubmoose, Lebermoose und Farrn. Sie umfassen die Pflanzen der niedrigsten Bildung, deren Samen, wie eben angedeutet, keine Samenlappen haben, und deren Blüten für das bloße Auge nicht sichtbar sind.

Akrisius, König von Argos, war der Sohn des Abas und Gemahl der Eurydice, die ihm eine Tochter, die Danaë, gebar. In Delphi bat er um einen Sohn, und empfing die Weissagung, daß seine Tochter einen Sohn gebären würde, durch den zu sterben vom Schicksal ihm bestimmt sei. Deshalb sperrte er die Jungfrau in ein unterirdisches ehernes Gemach. Sein Zwillingsbruder Prötus aber fand dennoch durch Bestechungen den Weg zu ihr, oder, wie es nach einer andern Mythe heißt, Jupiter drang als flüssiges Gold durch das Dach herein, worauf sie schwanger wurde und den Perseus gebar. Als das Kind einige Jahre alt war, hörte A. dessen Stimme. Er führte die Danaë nebst ihrem Sohne aus dem Gefängnisse heraus, und als sie auf sein Befragen den Gott als Vater nannte, übergab er sie nebst dem Kinde in einem Kasten dem Meere. Dieser schwamm bei der Insel Seriphus an, woselbst sie Beide Diktys aufnahm, der den Perseus erzog. Als später A. nach Thessalien geflüchtet war, und den Leichenspielen, welche dem Könige von Larissa gegeben wurden, beiwohnte, erschien daselbst auch Perseus. Hierbei tödtete Perseus unversehens seinen Großvater A., indem der von ihm geworfene Diskus diesem auf den Fuß fiel. Das Orakel wurde somit erfüllt.

Akroamatisch (griech.) heißt, was gehört werden kann, oder was nur durch Hören vernommen wird. Man nennt daher namentlich einen akroamatischen Vortrag einen solchen, wo der Lehrer zusammenhängend spricht, und der Lernende nur zuhört; im Gegensatze zu dem dialogischen und katechetischen Vortrage, wo der Unterricht in der Form des Gesprächs, durch Frage und Antwort mitgetheilt wird.

Akrolithen (griech. Akrolithoi) nennt man die ältesten Werke der griech. Plastik, in denen die Holzschnitzerei zur Marmorbildnerei übergeht. Die Kernform ist noch in alter Weise von Holz, mit der gebräuchlichen Tempelgewandung bekleidet. Die Extremitäten dagegen, Kopf, Arme und Füße, sind von Stein, und sie bilden das aus der Gewandung hervorschauende Nackte.

Akropolis, d. i. Oberstadt, Veste, Burg, Citadelle. Mehre der wichtigern Städte Griechenlands und Kleinasiens waren durch Akropolen, hoch gelegene, die Stadt und ihre Umgebung

beherrschende und meist noch durch die Kunst befestigte Punkte geschützt, welche bei feindlichen Angriffen zur letzten Zuflucht dienten, und auch gewöhnlich wichtigere Gebäude, namentlich Tempel enthielten. Jedenfalls waren sie, wie die Burgen im Mittelalter, der Kern, um welche sich allmälig die Städte bildeten. Berühmt sind die Akropolen von Argos, deren Name Larissa auf pelasgischen Ursprung deutet, die von Messene, welche den Namen Ithome führte, die von Theben, Kadmea genannt, die Akropolis von Korinth oder Akro-Korinth, ganz besonders aber die von Athen, welche vorzugsweise „die Akropolis" genannt wird. (S. Athen.)

Akrostichon ist der griech. Name für ein Gedicht, dessen Anfangs- oder Endbuchstaben der einzelnen Verse zusammengenommen einen eigenen Sinn enthalten, sei es nun ein Name, was das Häufigste ist, oder eine Sentenz.

Akrotèrion, ein griech. Wort, das den äußersten Theil irgend einer Sache bezeichnet. In der Baukunst versteht man daher unter Akroterien die Aufsätze an den Ecken der Gebäude, die Fahnen oder architektonischen Verzierungen auf den Firstspitzen der Giebel u. dgl. In der Numismatik sind Akroterien die Siegszeichen auf den Münzen. Auch die Endglieder des menschlichen Körpers (Hände und Füße), Vorgebirge, Schiffsschnäbel u. dgl. werden mit diesem Namen belegt.

Aktäon, der Sohn des Aristäus und der Autonoë, einer Tochter des Kadmus, wurde von dem Chiron zum Jäger gebildet. Einst überraschte er die Diana, als sie sich in einer Quelle badete, worüber die Göttin erzürnt, ihn in einen Hirsch verwandelte, den dann die Hunde, welche ihren Herrn nicht erkannten, zerrissen. Nach Euripides war die Diana eifersüchtig, weil er sich gerühmt, sie in der Jagdkunst zu übertreffen.

Aktinien, Meer- oder Seeanemonen, sind Seethiere, welche in völliger Ausbreitung einigermaßen den gefüllten Blüten der Astern gleichen. Sie werden zu den Polypen gerechnet, unterscheiden sich aber durch einen fleischigern Körper und die mit vielen Fühlfäden, die sie mehr oder weniger einziehen können, umgebene Mundöffnung. Sie sitzen zwar in der Regel fest auf andern Körpern auf, können sich aber auch lösen, und kriechen dann auf der Mundseite mit Hülfe der Fühlfäden. Manchmal rücken sie auch mit der Fußscheibe fort. Ihre Nahrung besteht aus andern Seethieren, namentlich kleinen Fischen, Crustaceen und Mollusken. Sie gebären lebendige Junge, welche aus der Mundöffnung hervorkommen; auch vervielfältigen sie sich, in Stücke geschnitten, mittels ihrer erstaunenswürdigen Reproduction. Sie leben im Meere weit verbreitet, im Norden und Süden, und sterben im süßen Wasser. Eine der bekanntesten im Mittelländischen Meere vorkommenden Arten ist grüngrau und hat rothe Spitzen an den sehr langen Fühlfäden, die sie nicht ganz einziehen kann. Gleich den Akalephen (s. d.) erregt diese Art auf der Haut Brennen; doch wird sie, gleich allen übrigen Aktinien, gegessen. Vgl. Rapp, „Über die Polypen im Allgemeinen und die Aktinien insbesondere" (Weim. 1829).

Akustik, die Lehre vom Schall (s. d.), ein Theil der Physik, wurde sonst gewöhnlich zugleich mit der Lehre von der Luft abgehandelt, was aber unzweckmäßig erscheint, da die Luft nur der gewöhnliche Leiter des Schalls ist, und jede feste oder flüssige Materie ebensowol als die Luft theils selbst schallen, theils den Schall anderer Körper fortleiten kann. Die Akustik ist vielmehr ein Theil der Lehre von der Bewegung. Jede mögliche Bewegung ist nämlich entweder fortschreitend (gerade), oder drehend (kreisförmig), oder schwingend (zitternd), und die letztere Art der Bewegung, wenn sie stark und schnell genug, um auf die Gehörwerkzeuge zu wirken, wozu wenigstens 30 Schwingungen in einer Secunde erfodert werden, heißt Schall. Einen bestimmbaren Schall nennt man Klang, einen unbestimmbaren Geräusch, und die Geschwindigkeit der Schwingungen Ton. Die Hauptgegenstände der Akustik sind: 1) Die Tonlehre, in welcher blos von den absoluten und relativen Geschwindigkeiten der Schwingungen die Rede ist, und zwar zuerst von deren ursprünglichen Verhältnissen, dann von den zur praktischen Ausübung nothwendigen kleinen Abänderungen dieser Verhältnisse oder von der Temperatur. 2) Die Lehre von der Entstehung des Schalls, von den Gesetzen, nach welchen sich die klingenden Körper bei ihren Schwingungen richten, und welche sich bei jeder Art von klingenden Körpern durch verschiedene Erscheinungen äußern. Bei allen klingenden Körpern ist die Elasticität als die bewegende Kraft anzusehen. Ein klingender Körper kann elastisch sein durch Spannung, wie die Saiten, Pauken- und Trommelfelle; durch Luftdruck, wie die Blasinstrumente; durch innere Steifigkeit, wie alle Arten gerader und gekrümmter Stäbe, Scheiben, Glocken und Gefäße. 3) Die Lehre von der Fortleitung des Schalls, sowol durch die Luft und andere luftförmige Flüssigkeiten als auch durch feste oder tropfbarflüssige Materien, und vom Widerschall oder dem Echo. Alle elastische Körper pflanzen den Schall fort, mehre viel stärker als die Luft; im

Wasser ist er 4, im Zinn 7, im Silber 9, im Eisen 10, im Glase nahe an 17 mal größer als in der Luft. 4) Die Lehre von der Empfindung des Schalls oder von dem Bau und den Verrichtungen der Gehörwerkzeuge bei Menschen und bei Thieren.

Schon die Alten suchten die Akustik auszubilden. Pythagoras und Aristoteles kannten die Art, wie der Schall durch die Luft fortgepflanzt wird; aber als eigentliche Wissenschaft, unabhängig von ihrer Anwendung auf die Tonkunst, gehört sie beinahe ganz den neuern Zeiten an. Bacon und Galilei legten den ersten Grund zu dieser jetzt mathematischen Wissenschaft, und Newton zeigte durch Rechnung, auf welche Weise die Fortpflanzung des Schalls von der Elasticität der Luft oder leitender Körper abhänge. Er bemerkte, daß die Wirkung eines schallenden Körpers in der Verdichtung derjenigen Lufttheilchen bestehe, welche diesen Körper zunächst umgeben und welche in der Richtung des erhaltenen Impulses liegen. Diese Lufttheilchen, durch den Impuls des schallenden Körpers vorwärts getrieben, springen durch ihre Elasticität wieder rückwärts, und treiben zugleich die vorwärts liegenden Lufttheilchen von dem schallenden Körper weg, sodaß jedes Lufttheilchen durch den Schall zugleich vor- und rückwärts getrieben wird, oder daß rings um den schallenden Körper eine abwechselnde Verdichtung und Verdünnung der Luft entsteht, oder daß sich eigentliche Schallwellen bilden. Über die Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalls, bei der Newton, Lagrange und Euler sich verrechnet hatten, verdanken wir Laplace die besten Untersuchungen. Zu einer selbständigen Wissenschaft erhob Chladni die Akustik. In neuerer Zeit ist verhältnißmäßig wenig in diesem Gebiete der Physik geschehen. Savart hat die Anzahl der Schwingungen, welche nothwendig zu Erzeugung eines noch hörbaren Tones gehören, näher bestimmt, auch über die Schwingungen ausgespannter Häute Versuche angestellt. Cagniard de Latour gab die sogenannte Syrene an, und erörterte manche Bedingungen näher, unter denen flüssige und feste Körper tönen. Das Tönen erhitzter Metalle, wenn man sie auf kalte Metallunterlagen bringt, erörterten Trevelyan, Leslie und Faraday. Über Klangfiguren stellten Faraday und Marx, über das Mittönen Wheatstone, über die Bildung der Vocallaute der menschlichen Stimme Willis Versuche an. Die Theorie des Schalls wurde durch Weber, Pellison, Ampère und Strehlke mehr entwickelt.

Alabāma, seit 1819 ein souveräner Staat der nordamerik. Union, erstreckt sich genau von 30° 10′ — 35″ n. Br. und von 8° 5′ — 11° 30′ w. L. von Washington, und grenzt im N. an den Staat Tennessee, im O. an Georgien, im S. an Westflorida und den Mexikanischen Meerbusen, im W. an Mississippi. Er besitzt einen Flächenraum von 50722 engl. QM. oder 32,462080 Acres, wovon 2,542379 Acres als Reservegebiet für die Reste der Indianerstämme (Cherokesen, Creeks, Choktaws und Chickasaws), 902774 zur Dotirung für Schulen, 46080 für Universitäten bestimmt sind. Die Bevölkerung des Staats betrug 1810: 20845; 1820: 127901; 1830: 307527; 1840: 590756; 1845: 624827 Individuen, wovon 1820: 41879, 1830: 117549, 1840: 253532 Sklaven waren. Nach der Naturbeschaffenheit des Landes theilt man den Staat gewöhnlich in Nord-, Mittel- und Südalabama. Nordalabama bedeckt ein 6—7000 F. hoher Zweig des Alleghanygebirgs, an dessen Südende der Tennessee in einem weiten Bogen von NO. her gegen NW. hin das Land durchfließt, und ein seeartiges Bassin, Musselshoals genannt, bildet. Dieser Theil hat schöne Thäler und ist zum Getreidebau wohl geeignet, der aber noch sehr vernachlässigt wird. Mittelalabama besitzt den fruchtbarsten Boden und ist äußerst reich an Producten. Südalabama bildet dagegen eine weite Ebene, größtentheils mit Rohr, den sogenannten Canes breaks, bedeckt, gegen die Küste flach und sandig, zum Theil Marschland. Der Lage des gegen den Meerbusen von Mexico hin geneigten Landes entspricht der Lauf der Flüsse, die, mit Ausnahme des Tennessee, in dieser Richtung strömen. Der Alabama, welcher dem Staate den Namen gibt, entsteht aus dem Coosa und Talapoosa, welche beide im Norden Georgiens entspringen. Er nimmt den Cahawba auf, und vereinigt sich dann mit dem Tombeckbee, nachdem Letzterer den beträchtlichen Blackwarrior oder Tuscaloosa aufgenommen hat. Die vereinigte Wassermasse ergießt sich dann unter dem Namen Mobile in zwei großen Armen, deren östlicher Tensaw heißt, in die Mobilebai. Östlich davon fließen der Perdido auf der östlichen Grenze gegen Florida, der Escambia, Yellowwater, Chotawhatchin, und auf der Grenze gegen Georgia der durch den Zusammenfluß des Chatahooche und Flintriver gebildete Apalachicola (durch Florida) in den Mexicanischen Meerbusen. Der natürlichen Beschaffenheit des Landes gemäß ist das Klima im Allgemeinen, vorzugsweise in dem niedern südlichen und mittlern Landestheil, vom Monat Mai bis October ungesund, und die Feldarbeit überhaupt für die Weißen tödtlich. Gesünder sind die Gegenden in der Nähe der Nadelhölzer, die aber nur unfruchtbaren Boden bedecken. Dahin flüchten die Einwohner während der

Fieberzeit. Der Urwald des Nordens besteht aus der sogenannten Lebenseiche und andern werthvollen Baumarten, die ein vorzügliches Schiffbauholz liefern. Durch die Bodencultur in Mittelalabama werden namentlich Mais, Baumwolle und Taback, auch Reis, Indigo u. s. w. in beträchtlicher Menge gewonnen. Im Nordosten des Landes findet sich Gold; die Ausbeute betrug 1840 noch 61250 Dollars.

Das Handelsemporium des Staats ist Mobile, an der Mobilebai, 32 engl. M. oberhalb der Mündung des westlichen Arms des Mobile, mit 12000 E. Eingetheilt ist der Staat in 51 Grafschaften. Der Sitz der Regierung ist Tuscaloosa, am Blackwarrior, 858 engl. M. von Washington, mit 2100 E. und der Landesuniversität. Der Senat besteht aus 33 Mitgliedern, und das Haus der Repräsentanten aus 100 Mitgliedern. Die Legislatur hält ihre Versammlungen zu Montgomery, wohin auch 1847 die Archive geschafft worden sind. Die Staatsschuld betrug 1850: 9,170555, und die jährlich dafür zu zahlenden Zinsen 469657 Dollars. Als Zinsen für den Fonds der Universität von 250000 Dollars müssen jährlich 15000, für den Schulfonds von 965381 Dollars 57922, für die Staatsverwaltung selbst 120000 Dollars aufgebracht werden, während die Staatseinnahmen 608810 Dollars gewähren. Andere Städte sind: Blakely, Mobile gegenüber, mit gutem Hafen und 2200 E.; Montgomery, im Binnenlande, am Alabama, mit 5000 E. und einer Eisenbahn nach Westpoint auf der Grenze von Georgia (67 engl. M.); Tuscumbia im Norden, mit einer Eisenbahn von 46 engl. M. nach Decatur am Tennessee; Cahawba, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Alabama, mit 3000 E.; St.-Stephens am Tombeckbee, mit starkem Handel und 3500 E., u. s. w.

Alabaster heißt eine weiße, körnige Art des Gypses (s. d.), von welcher man sonst noch die feine weiße Varietät des Kalksinters und Tropfsteins als Kalkalabaster unterschied. Das Mineral wird in verschiedenen Ländern, z. B. in Deutschland, England, Italien, Spanien, der Schweiz gefunden. Der reine weiße, sehr feinkörnige, durchscheinende Alabaster wird an vielen Orten, ganz besonders in den großen Fabriken von Florenz zu allerhand kleinern Bildhauerarbeiten, Vasen, Uhrgehäusen u. s. w., verarbeitet. Er läßt sich seiner Weichheit wegen fast ganz wie Holz, auch auf der Drehbank, bearbeiten. Da er in Wasser nicht ganz unauflöslich ist, so darf man Alabasterarbeiten nicht der Witterung aussetzen; überhaupt aber wird ihre Oberfläche leicht rauh und blind. Man benutzt indessen diese Eigenschaft sinnreich, um durch lange Einwirkung des Wassers vertieft geätzte Zeichnungen auf Alabaster zu erzeugen. Seinen Namen erhielt der Alabaster von der Stadt Alabastron in Oberägypten, in deren Nähe ein sehr höhlenreiches Gebirge (das Alabastergebirge) diese Gypsart besonders reichlich aufweist.

Alagoas, eine Küstenprovinz Brasiliens, welche früher einen Kreis der Provinz Pernambuco bildete und im 17. Jahrh. in den Kriegen zwischen Holland und Portugal eine wichtige Rolle spielte, ist im N. und W. von Pernambuco umschlossen und im S. durch den schiffbaren San-Francisco von der Provinz Sergipe geschieden. Das Land, nur im Nordwesten von Gebirgen durchzogen, und an der lagunenreichen Küste ungesund, zählt höchstens 130000 E., welche sich mit Erbauung von Lebensmitteln für den eigenen Bedarf, mit der Cultur von Zuckerrohr, Baumwolle, Mandioca u. s. w., und dem Fällen von Färbe- und Nutzholz für die Ausfuhr beschäftigen. Seit der Selbständigkeit Portugals und der Vertreibung der Portugiesen ist Handel und Industrie tief gesunken und das Land entvölkert und verarmt. Die Hauptstadt Alagoas, unfern des Meeres an der Südseite eines großen Sees gelegen, vom Meere aus wegen der hohen, mit Thürmen und Mangobäumen untermischten Häuser einen angenehmen Anblick gewährend, zählt jetzt nur noch 6000 E., und besitzt 8 schöne Kirchen mit 2 Klöstern. Andere jetzt in Verfall gerathene Handelsplätze sind Maceio mit 5000 E., Porto Calvo mit Schiffswerften, und die gutgebaute Villa Penedo, am San-Francisco mit 4000 E.

Alais, Stadt in Frankreich, Hauptort des gleichnamigen Arrondissements im Depart. Gard, am Fuß der Cevennen, am linken Ufer des Gardon, mit 16000 E., unweit Nismes, mit dem es durch eine Eisenbahn verbunden ist. A., wahrscheinlich das alte Alesia (s. d.), ist Sitz der Unterpräfectur, eines Civil- und Handelstribunals, einer Bergbaubehörde für die nahen Eisen- und Kohlenwerke, und führt einen sehr beträchtlichen Handel mit Seide. Außerdem hat es Seidenspinnereien, Gerbereien, Färbereien, Hohlglasfabriken, Eisengießereien, Maschinenbauwerkstätten u. s. w. Das Fort ist von Ludwig XIV. erbaut. In der Nähe befinden sich eisenhaltige Quellen. Zu A. ward 1629 zwischen den Hugenotten und Ludwig XIII. ein Friede geschlossen.

Alair, General in span. Diensten, ein Franzose von Geburt, welcher schon zur Zeit Ferdinand's VII. in die span. Armee getreten war, und sich nach dessen Tode der Sache der Kö-

nigin Christine anschloß. Er commandirte in den Kriegen gegen die Karlisten eine Division. Im J. 1836 verfolgte er, in Gemeinschaft mit Rodil und Narvaez, den karlistischen General Gomez auf dessen Zuge vom Ebro nach Estremadura, richtete jedoch wegen Mangel an Mitteln nichts aus. Nachdem er im Sept. 1838 verwundet worden, übernahm er im Dec. desselben Jahres das Kriegsministerium. Er hielt sich auf Seiten der Nationalpartei, verlor aber das Portefeuille schon Ende 1839 wieder. Seitdem hat A. kein öffentliches Amt mehr bekleidet.

Alamanni (Luigi), berühmter ital. Dichter, geb. zu Florenz 28. Oct. 1495, stammte aus einer der edelsten und ausgezeichnetsten Familien dieser damaligen Republik. Seine Mutter war Ginevra Pignatelli. Sein Vater, Francesco, erwies sich der Partei der Medici eifrig zugethan. Luigi selbst stand in hoher Gunst bei dem Cardinal Giuliano, der im Namen des Papstes Leo X. regierte; doch trat er 1521, als er eine Ungerechtigkeit erlitten zu haben glaubte, einer Verschwörung gegen das Leben desselben bei. Als diese entdeckt ward, floh er nach Venedig, wo er an dem Senator Carlo Capello einen Beschützer fand, und als der Cardinal unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, von dort nach Frankreich. Nachdem die Unfälle, welche diesen Papst trafen, Florenz Gelegenheit gegeben, sich frei zu machen, kehrte A. 1527 dahin zurück. Er rieth der Republik, sich freiwillig unter den Schutz Karl's V. zu stellen, und bot dazu die Vermittelung seines Gönners Andrea Doria an. Die eifrigen Republikaner erklärten indeß diesen Vorschlag für Verrath, sodaß A. nun bei Doria blieb, der ihn auf seiner Flotte mit nach Spanien nahm. Mit derselben Flotte kam er bald darauf wieder nach Florenz; aber von neuem geächtet, ging er nach Frankreich, wo ihn Franz I. bald so hoch schätzen lernte, daß er ihn nach dem Frieden von Crespy 1544 als Gesandten an Karl V. abschickte. In gleichem Ansehen stand A. bei Heinrich II., der ihn zu mehren Unterhandlungen gebrauchte. Er starb zu Amboise 1556. Den meisten Ruhm unter seinen Werken brachte ihm das Lehrgedicht „La coltivazione" (zuerst Par. 1546); sein Heldengedicht in 24 Gesängen „Girone il Cortese" ist nach einem altfranz. Gedichte gearbeitet. In einem andern Epos, gleichfalls in 24 Gesängen, „L'Avarchide", welches die Belagerung der Stadt Bourges (Avaricum) erzählt, ahmte er nicht glücklich den Homer nach. Seine kleinern Gedichte gab er gesammelt unter dem Titel „Opere toscane" (2 Bde., Lyon 1532) heraus. Er verfaßte auch ein Schauspiel „Flora", und eine Bearbeitung der „Antigone" des Sophokles. Aufsehen machten seine „Epigrammi toscani" (Mondovi 1570). Leichtigkeit, Klarheit und Reinheit des Stils empfehlen seine Schriften, aber nur zu oft fehlt ihnen dichterischer Schwung. Wenn nicht Trissino, war A. der Erste, der den reimlosen Vers in Italien einführte, was die Italiener übrigens für kein Verdienst zu halten pflegen.

Alámos, gut gebaute und reiche Stadt in Mexico, in der Provinz Cinaloa, ehemals Regierungssitz des Staats Occidente, jetzt Hauptort eines Partido (Bezirk), und eines Bergwerksbezirks. Sie liegt, etwa 90 Leguas nordwestlich von Culiacan, zwischen den Flüssen Mayo und del Fuerte, in einer ziemlich weiten Ebene, nahe am Gebirge, und zählt 6000 E., die Bergbau und Handel treiben. Die Gegend ist arm an Wasser und öde, sodaß die Lebensmittel aus weiter Ferne, z. B. aus der Provinz Sonora, herbeigeschafft werden müssen.

Alands-Inseln (spr. Oland), eine Gruppe von etwa 200 Felseninseln und Klippen, darunter 80, die bewohnt sind, am Eingange des Bottnischen Meerbusens, Åbo gegenüber, und zu dem russ. Finnland gehörig, mit dem sie im Frieden von 1809 von Schweden an Rußland abgetreten wurde. Obgleich der felsige Boden überhaupt nur mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt ist, trägt er doch Fichten, Tannen und Birken, und gewährt durch Anbau Gerste, Korn und Unterhalt für einen tüchtigen Viehstand. Die Inselgruppe zählt etwa 15,000 E., die aus Schweden stammen, und geschickte Schiffer, Fischer und Robbenfänger sind. Die größte der Inseln, die der ganzen Gruppe den Namen gegeben, ist ziemlich wald- und fruchtreich, und zählt gegen 10000 E. Ihre befestigten Häfen sind eine Hauptstation der russ. Scheerenflotte. Auf der gegen die schwed. Küste hin liegenden Klippe Signilskär befindet sich ein Telegraph. Im J. 1714 fand hier zwischen den Russen unter Apraxin, und den Schweden unter Ehrenskjöld eine Seeschlacht statt, in der die erstern siegten.

Alanen, ein Volk, das in der Völkerwanderung häufig neben germanischen Völkerschaften vorkommt, das aber eher dem scythischen als dem germanischen Stamme anzugehören scheint. Die ursprünglichen Wohnsitze der Alanen waren am Kaukasus, von wo sie, ausgezeichnete Reiter und Bogenschützen, sich theils nach Norden bis zum Don ausbreiteten, theils Raubzüge nach Armenien und Kleinasien unternahmen, gegen die schon Vologesus, König der Parther, bei Vespasian Hülfe suchte. Arrian führte unter Hadrian als Statthalter von Kappadocien Krieg mit ihnen; von seiner Schrift über diesen Krieg ist ein Bruchstück erhalten. Zu Aurelian's Zeit fie-

len die Alanen mit den Gothen vereint in Kleinasien ein, wurden aber um 280 n. Chr. vom Kaiser Probus in ihre Sitze zurückgetrieben. Fast 100 J. später (375) zerstörten sie in Verbindung mit den Hunnen das Reich Ermanrich's, des Königs der Gothen, verdrängten diese aus den Ländern zwischen Don und Donau, und schlossen sich der großen Bewegung der Völker gegen Südwesten an. Mit den Sueven und Vandalen brachen sie 406 in Gallien verheerend ein. Ein Theil von ihnen blieb südlich von der Loire, erschien 451 unter den Bundesgenossen des Aëtius gegen Attila, und ward später, wie es scheint durch Franken und Westgothen, aufgerieben; ein anderer zog 409 mit nach Spanien, ward durch den westgothischen König Wallia 418 für Honorius besiegt und nach Lusitanien gedrängt, wo nachher ihr Name verschwindet. In Oberitalien brach noch 464 ein Schwarm Alanen ein, der durch Ricimer besiegt ward. In der spätern byzantinischen Zeit werden auch im Kaukasus noch Alanen erwähnt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß unter den Stämmen, die jetzt den Kaukasus bewohnen, Nachkommen der alten Alanen sind.

Alant (Inula), eine mit den Astern nahe verwandte Gattung der Familie der zusammengesetztblütigen Pflanzen (der Compositeen oder Synanthereen), und zur 19. Linné'schen Classe gehörig. Von den Arten dieser Gattung ist besonders der wahre oder Brustalant (Inula helenium) bemerkenswerth, wegen seines dicken, ästigen, unter dem Namen Alant- oder Glockenwurzel, bekannten Wurzelstocks, welcher eine besondere Art Stärkemehl, das **Inulin**, enthält, das durch Jod nicht, wie die gewöhnliche Stärke, blau, sondern gelb wird. Diese Wurzel ist in der Medicin als Brustmittel in Gebrauch. Die Pflanze, die einen steifen, aufrechten, 4—6 F. hohen, zottig-rauhhaarigen, oben ästigen Stengel, gesägte, runzelige, unten filzige Blätter, und 2—2½ Zoll breite gelbe Blütenkörbchen hat, wächst an feuchten Stellen in Deutschland, überhaupt im mittlern und südlichen Europa, sowie in Mittelasien.

Alarcon y Mendoza (Juan Ruiz de), einer der bedeutendsten span. Dramatiker, aus der alten Familie der Ruizes de Alarcon, von der sich ein Zweig in Amerika niedergelassen hatte, wurde zu Ende des 16. Jahrh. in der mexicanischen Stadt Tasco geboren, machte seine Studien in dem adeligen Collegium zu Mexico, und nahm 1622 seinen Aufenthalt in Spanien, woselbst er 1628 als Relator del real consejo de las Indias erscheint. Der günstige Erfolg, welcher seinen Stücken sehr bald zu Theil wurde, sowie der Stolz und das Selbstgefühl, in welchem er die Gunst des Publicums und seiner Zunftgenossen verschmähte, erregten den Neid und die Eifersucht seiner Zeitgenossen, so daß er, der Neuspanier, sehr bald der Gegenstand der beißendsten Epigramme wurde, in welchen selbst die berühmtesten Dichter seiner Zeit den verwachsenen und dabei doch so stolzen und trotzigen Emporkömmling vor dem Publicum lächerlich zu machen suchten. Bis zu seinem 1639 erfolgten Tode war er stets den Anfeindungen seiner Gegner ausgesetzt. Noch zu seinen Lebzeiten geschah es, daß seine besten Stücke Anderen zugeschrieben und unter dem Namen beliebterer Dichter aufgeführt und gedruckt wurden. Dieses frühzeitige Zurücktreten und Vergessen seines Namens zugleich mit der Seltenheit seiner Werke bewirkten, daß er bis auf die neueste Zeit herab von den Literarhistorikern kaum Erwähnung, geschweige denn eine Würdigung gefunden hat. Außer vielen einzeln oder vereinzelt in Sammlungen gedruckten Stücken, veröffentlichte er eine Anzahl derselben in seinen „Comedias" (Th. 1, Madr. 1628; Th. 2, Barcel. 1634). Eine Gesammtausgabe besorgt Hartzenbusch zu Madrid seit 1848. A. hat sich fast in allen damals üblichen Gattungen des Drama versucht. Besonders ragt er in der heroischen Gattung hervor, aus welcher als die vortrefflichsten Stücke „El tejedor de Segovia" und „Ganar amigos" oder „La que mucho vale mucho chesta" (zugleich das herrlichste Lobgedicht auf die Freundschaft), bezeichnet werden. A.'s Meisterschaft in der Charakteristik bezeugt jedoch die Gattung der comedias de costumbres oder Charakterlustspiele, für deren eigentlichen Schöpfer er gelten kann. Am bekanntesten ist wol sein von Corneille im „Menteur" nachgeahmtes Stück „La verdad sospechosa", sowie „Las paredes oyen", welche noch jetzt auf span. Theatern aufgeführt werden. Auch „Don Domingo de Don Blas" oder „No hais mal que por bien no venga" bietet viele Schönheiten. Den Übergang zu den eigentlichen Intriguestücken bildet am besten: „Antes que te cases mira lo que haces" oder „Examen de maridos". Außer diesem gehört zu dem Gelungensten in dieser Gattung „Todo es ventura". Von A.'s drei Zauberkomödien gilt „La prueba de las promesas" für eins seiner besten Arbeiten. Autos (s. d.) hat A., wie es scheint, nicht geschrieben, obschon zwei seiner Stücke, „El Anticristo" und „Quien mal ande en mal acaba" eine mystisch-asketische Tendenz verrathen. Wurden auch seine Stücke durch die Ränke seiner Zunftgenossen, sowie durch die Dramen Lope de Vega's und Calderon's bald von der Bühne verdrängt und verdunkelt, so bleibt er doch nebst Tirso de Molina der ausgezeichnetste und selbständigste unter den Nachfolgern des Lope de Vega; dieser und

Calderon, die Koryphäen jener Zeit, allein übertreffen ihn. Im Übrigen muß A. für das Mittelglied Beider angesehen werden, da er die Frische, Ursprünglichkeit und Erfindungskraft Lope's mit der Besonnenheit, Nettigkeit und Organisationskraft Calderon's verbindet; seine Pläne sind gleich denen Lope's leicht und originell entworfen, aber in Bezug auf Charakteristik, Ausarbeitung des Details und Durchführung der Handlung zu einem bestimmten, vorher erkannten, bewußt-concreten Zielpunkt gleicht er schon dem Calderon. Beide übertrifft er vielleicht im Hervorheben der sittlichen Idee und an Reinheit der Sprache.

Alárich, König der Westgothen, aus dem Geschlechte der Balten, benutzte die nach dem Tode des Theodosius erfolgte Theilung und Schwächung des röm. Reichs, dessen Bundesgenosse er vorher war, und brach 395 verwüstend in Thracien, Macedonien, Thessalien und Illyrien ein, bedrängte sogar auch Konstantinopel. Um dieses zu retten, scheint Rufinus, der Reichsverweser des Kaisers Arcadius, Griechenland Preis gegeben zu haben. Hier mußte sich Athen von A. Schonung erkaufen. Erst als A. raubend und plündernd in den Peloponnes gezogen war, landete Stilicho mit den Truppen des Abendlandes in Elis und suchte am Peneus die Gothen einzuschließen; allein A. durchbrach Stilicho's Linien und entkam mit Gefangenen und Beute nach Illyrien, zu dessen Oberbefehlshaber er 396 von Arcadius ernannt ward. Von hier aus brach er 402 in Oberitalien ein, und Honorius, der Kaiser des weström. Reichs, floh aus Rom nach dem besser befestigten Ravenna. Auf dem Wege nach Gallien ward A. bei Pollentia am Tanaro von Stilicho besiegt, aber erst im Herbst durch die Schlacht bei Verona zur Rückkehr nach Illyrien genöthigt. Auf Stilicho's Vermittelung schloß A. mit Honorius einen Vertrag, demgemäß er in Epirus einrücken und von dort aus mit den Truppen des Stilicho den Arcadius angreifen sollte. Dieser Krieg unterblieb zwar, doch verlangte A. eine Entschädigung für den unternommenen Zug, und Honorius versprach ihm, auf den Rath des Stilicho, 4000 Pfd. Gold. Als nach der Hinrichtung Stilicho's (408) Honorius sein Versprechen nicht erfüllte, kam A. mit einem Heere nach Italien und schloß Rom ein, sodaß es sich durch das Versprechen von 5000 Pfd. Gold und 30000 Pfd. Silber loskaufen mußte. Da inzwischen auch diese Friedensunterhandlung fruchtlos blieb, so belagerte A. Rom zum zweiten male. Hungersnoth in der Stadt bewirkte einen Vergleich, zufolge dessen der Senat den Befehlshaber der Stadt, Attalus, statt des Honorius zum Kaiser erklärte. Allein Attalus bewies so wenig Klugheit, daß A. ihm öffentlich abzudanken befahl. Die erneuerten Unterhandlungen mit Honorius hatten keinen Erfolg, und ein hinterlistiger Angriff, der bei Ravenna auf A. gemacht ward, reizte diesen so, daß er Rom zum dritten male belagerte. Seine Heere drangen am 24. Aug. 410 in die Stadt und plünderten sie drei Tage lang. Nach sechs Tagen verließ A. Rom, um Sicilien zu erobern; doch ein Sturm und ein bald darauf zu Cosenza erfolgter Tod (410) vereitelten seine Absicht. Man begrub ihn in dem Flußbette des Busento, und ermordete die bei dieser Arbeit gebrauchten Gefangenen, damit sein Grab von den Römern nicht aufgefunden werden möchte. Rom und Italien feierten öffentliche Feste, und die Welt genoß eines Augenblicks der Ruhe. Aber der Weg nach Rom war den Barbaren durch A. gezeigt worden.

Alarm heißt das plötzliche, außergewöhnliche Versammeln der Truppen unter die Waffen, auf im voraus bezeichnete Plätze (Alarmplätze), wozu das Zeichen durch Trommel, Horn und Trompete oder durch Signalschüsse gegeben wird. In den Friedensgarnisonen wird das Alarmsignal bei Feuersbrünsten und Aufruhr gegeben, im Kriege bei unerwarteten Angriffen des Feindes. Um die dem Feinde zunächst stehenden Truppen gegen solche Überfälle zu schützen, werden in den Cantonnirungen, vorzüglich Nachts, größere Gebäude mit Truppenabtheilungen belegt, die sich dort in Bereitschaft halten, um jedem Angriffe sogleich entgegenzutreten. Solche Gebäude, die häufig noch befestigt sind, heißen Alarmhäuser. — **Alarmirung** insbesondere nennt man, wenn von zwei sich feindlich gegenüberstehenden Truppenabtheilungen die eine die Vorposten der andern mit Übermacht angreift und zurückdrängt, um dadurch die Hauptmasse zu zwingen, sich ganz oder theilweise zur Vertheidigung aufzustellen. Der Zweck hierbei ist, den Feind zu beunruhigen und zu ermüden, oder durch häufige ohne Nachdruck geführte Angriffe ihn irre zu machen, oder auch die Stärke und Stellung der feindlichen Hauptmacht zu recognosciren. Das Charakteristische einer Alarmirung bleibt, daß der Angreifende bemüht ist, jedes ernstliche Engagement zu vermeiden, sodaß er nach erreichtem Zweck das Gefecht ohne wesentlichen Verlust abbrechen kann. Die Alarmirung der eigenen Truppen im Felde geschieht, wenn die Vortruppen dem Angriffe des Feindes weichen müssen, durch verabredete Zeichen, z. B. durch Schüsse aus dazu aufgestellten Alarmkanonen oder mittels Alarmstangen, Fanalen, Telegraphen.

Alaun, ein Doppelsalz von schwefelsaurem Kali und schwefelsaurer Thonerde, welches mit einem gewissen Antheile Wasser in farblosen regelmäßigen Octaëdern oder in Würfeln (besonders der römische Alaun) krystallisirt. Es ist glasglänzend, im Wasser löslich, und besitzt einen süßlichen zusammenziehenden Geschmack. Erhitzt schmilzt es in seinem Krystallwasser, und hinterläßt nach dem Verdampfen desselben eine schwammige, weiße, im Wasser sich allmälig lösende Masse, den sogenannten gebrannten Alaun (Alumen ustum), welcher in der Medicin als gelindes Ätzmittel angewandt wird. Der Alaun findet ausgedehnte Verwendung als Beizmittel in der Färberei; ferner dient er zur Verbesserung schlechten Weizenmehles, zum Verschönern der Oberfläche von Goldarbeiten, zum Klären durch feinen Thonschlamm getrübten Wassers, u. s. w. In der Heilkunde wird der Alaun als eins der kräftigsten zusammenziehenden (gleichsam gerbenden) Mittel innerlich und äußerlich, besonders zur Stopfung von Blutungen und Schleimflüssen angewendet. Das Kali kann im Alaun theilweise oder ganz durch Ammoniak, Natron, Magnesia, Eisenorydul, die Thonerde durch Chromoryd oder Eisenoryd vertreten sein, ohne daß die Krystallform und der Wassergehalt verändert wird. Man unterscheidet darnach in der Chemie den gewöhnlichen oder Kalialaun von dem Ammoniak-, Natron-, Chrom-, Eisenalaun u. s. w. In der Schönfärberei wird der sogenannte römische, aus Italien kommende Alaun sehr geschätzt, was auf dem Umstande beruht, daß er, wiewol er Eisen enthält, eine eisenfreie Auflösung gibt, worauf in der Färberei viel ankommt. Alaun kommt theils natürlich vor in der Nähe von Vulkanen, besonders der Solfataren (im Erlöschen begriffener Vulkane), wo er sich durch Einwirkung von Schwefelsäure und schwefliger Säure aus feldspathhaltigen Gesteinen (wie Trachyt, Basalt) bildet (auf den Liparischen Inseln, auf Sicilien, den Azoren u. s. w.); theils wird seine Bildung durch künstliche Processe eingeleitet, welche darauf beruhen, daß man Schwefelkies-Thonerde und kalihaltende Gebirgsarten röstet und den gebildeten Alaun mit Wasser auszieht. So wird er vorzüglich aus dem Alaunschiefer, Alaunstein und kieshaltigen Braunkohlen gewonnen. Der für die Technik wichtigste Bestandtheil des Alauns ist die Thonerde, weshalb man diese auch wol **Alaunerde** nennt. Unter diesem Namen begreift man jedoch auch eine mit vielen erdigen Theilen und Kiesen gemengte Braunkohle von brauner oder grauschwarzer Farbe und erdiger Consistenz. Der **Alaunstein** ist ein Mineral, welches aus schwefelsaurem Kali und einem größerm Gehalt an schwefelsaurer Thonerde, als im Alaun vorhanden ist, besteht. Er ist im Wasser unlöslich, entweder krystallinisch oder derb, farblos oder weiß, und dient in Italien zu Tolfa bei Civita-Vecchia zur Bereitung des römischen Alauns. Schwefelkies mit Thon gemengt gibt häufig zur Bildung von Alaun Veranlassung. Einen solchen Thon nennt man **Alaunthon**. Auch im Wasser mancher Quellen findet sich Alaun, wie zu Buckowina in Niederschlesien, Stecknitz in Böhmen, an einigen Orten Rußlands und Italiens. Dieses Wasser nennt man **Alaunwasser**. Von den verschiedenen Alaunarten kommt der Kalialaun am häufigsten vor, und findet nebst dem Ammoniakalaun die meiste Anwendung. Der Natronalaun verwittert leicht an der Luft, indem er sein Krystallwasser verliert und zu Pulver zerfällt. Der Eisenalaun ist von blasser Amethystfarbe, und der Chromalaun tief weinroth. Die Anwendung dieser letzten Alaune ist sehr beschränkt.

Aláva, die südlichste der drei baskischen Provinzen, im Nordosten von Spanien, im Generalgouvernement Cantabrien, hat einen Umfang von 51 □M., zählt 80000 E., die in 1 Ciudad, 91 Villas und 340 Dörfern leben, und grenzt im N. an Biscaya und Guipuzcoa, im O. an Navarra, im S. und W. an Altcastilien. Sie bildet eine zum obern Ebro herantretende südliche Terrasse des cantabrischen Küstengebirges, welches hier unter den Specialnamen der Sierra-Alta, der Montes de Altube und Sierra de Aranzazu die Nordgrenzen der Provinz umsäumt. Der Ebro berührt theilweise die Südgrenze; er nimmt die Zadorra als linken Nebenfluß auf, an welcher Vittoria, die Hauptstadt der Provinz, liegt. Zwei Hauptstraßen, welche von Burgos kommen und sich bei Poncorbo spalten, durchziehen das Land, und überschreiten das ungefähr bis zu 4000 F. sich erhebende Gebirge einerseits bei Orduña zur Verbindung mit Bilbao, andererseits bei Salines zur Verbindung nach Tolosa und Bayonne, sodaß A. ein wichtiges Passageland zwischen Castilien und Frankreich oder den beiden nördlichen baskischen Provinzen bildet. Die Gebirge des Landes mildern die dürre Hitze des Plateau zu einem glücklichen Klima, das den Schnee selten in den untern Thälern zeigt, im August den Weizen, im October den Mais reifen läßt, und fast überall den Weinstock, selbst den Ölbaum in seinem Gedeihen begünstigt. Die herrlichsten Eichenwälder, Hornvieh-, Schaf- und Ziegenzucht, Hanf-, Flachs- und Getreidebau, Weincultur, reiche Eisen- und Kupferminen, wie unerschöpfliche Salzquellen gewähren dem Bewohner nicht allein reiche Ausfuhr roher Producte, sondern fodern ihn auch

zu einer höhern Thätigkeit auf, als sie anderswo in Spanien angetroffen wird. Wie hier die Naturverhältnisse die Entwickelung eines freien und kräftigen Volksstamms (s. Basken) begründet haben, so verleiht der durchschnittene Terraincharakter des Landes demselben auch eine erhöhte kriegerische Bedeutung, die sich oft und noch in neuerer Zeit bekundet hat, wo die baskischen Provinzen der Herd der karlistischen Unruhen waren.

Aláva (Don Miguel Ricardo de), span. General, geb. zu Vittoria 1771, stammt aus einer in der Provinz Alava begüterten adeligen Familie. Er trat früh in den Seedienst, wurde bald Fregattencapitän und ging dann in die Landarmee über. Nach Ferdinand's VII. Abdankung unterschrieb er, als Mitglied der Versammlung zu Bayonne, die neue von Frankreich gegebene Verfassungsurkunde und zeigte sich als eifriger Afrancesado. Im J. 1811 verließ er jedoch das schwankende Glück Joseph's, und als span. Commissar dem Generalstabe Wellington's beigegeben, gewann er dessen Vertrauen, sowie große Vorliebe für England und engl. Einrichtungen. Er zeichnete sich im Unabhängigkeitskriege bei mehren Gelegenheiten aus und ward schwer verwundet. Nach Rückkehr des Königs wurde er, liberaler Grundsätze verdächtig, verhaftet, jedoch auf Verwenden seines Oheims, des Inquisitors Ethenard, sowie durch den Einfluß Wellington's freigelassen und zum Gesandten im Haag ernannt. Im J. 1820 kam er nach Spanien zurück, wurde Generalcapitän von Aragonien, hielt sich zu den Exaltados, und stand beim Aufstand der Garde in Madrid, am 7. Juli 1822, in den Reihen der Miliz. In den Cortes stimmte er zu Sevilla (1823) für Suspension der königlichen Gewalt, und nahm von Cadix aus an den mit dem Herzoge von Angoulême angeknüpften Unterhandlungen Theil. Die Herstellung der absoluten Gewalt führte ihn als politischen Flüchtling nach Brüssel und England, bis ihn die Regentin Marie Christine zurückrief und zum Procer ernannte. Martinez de la Rosa bestimmte ihn 1834 zum Gesandten in London. Seine Empfehlung half dem Mendizabal zum Finanzministerium, der ihn seinerseits zum Minister des Auswärtigen und Conseilspräsidenten vorschlug. A. lehnte dies ab, übernahm jedoch Ende 1835 eine Sendung nach Paris. Unter dem Ministerium Isturiz zeigte er sich ebenso eifrig für das moderantistische System als früher für das seines Vorgängers, und bemühte sich um die franz. Intervention, der er sich als Gesandter in London fortwährend widersetzt hatte. Nach dem Aufruhr von La Granja verweigerte er den Schwur auf die Constitution von 1812, da er es „überdrüssig sei, immer neue Eide zu leisten", gab seine Entlassung, und ging nach Paris. Er starb 1843 in den Bädern zu Barèges.

Alba (Ferd. Alvarez von Toledo, Herzog von), Staatsminister und General der span. Armeen unter Karl V. und Philipp II., geb. 1508, stammte aus einem der vornehmsten Geschlechter Spaniens. Erzogen unter den Augen seines Großvaters, Friedrich von Toledo, der ihn in Kriegs- und Staatswissenschaften unterrichtete, focht er als Jüngling schon in der Schlacht bei Pavia und hatte dann den gefangenen König Franz I. zu bewachen. Unter Karl V. befehligte er in Ungarn, war bei der Belagerung von Tunis, bei dem Zuge gegen Algier, vertheidigte Perpignan gegen den Dauphin und zeichnete sich in Navarra und Catalonien aus, sodaß er zum Herzog von Alba ernannt wurde. Sein bedächtiger Charakter und seine Neigung zur Politik gaben indeß keine hohe Idee von seinen militärischen Talenten, und selbst Karl V., dem er in Ungarn rieth, den Türken lieber eine goldene Brücke zu bauen, als eine entscheidende Schlacht zu liefern, übertrug ihm den Oberbefehl mehr aus Gunst als in Anerkennung seiner Talente. Hierdurch in seinem natürlichen Stolze beleidigt, nahm nun sein Genie einen gewaltigen Aufschwung. Durch seine umsichtige Anführung gewann Karl 1547 die Schlacht bei Mühlberg gegen den Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich. Unter seinem Einflusse und Vorsitze verurtheilte der Kriegsrath den gefangenen Kurfürsten zum Tode, und ganz gegen seinen Willen war es, daß der Kaiser dieses Urtheil milderte. Unter dem Kaiser nahm er dann Theil an dem Zuge gegen den König von Frankreich, Heinrich II., der Metz, Toul und Verdun weggenommen hatte; allein seine wie des Kaisers Anstrengungen, hier etwas auszurichten, blieben vergebens. Glücklicher war er in Italien gegen die vereinigte päpstliche und franz. Armee, die er 1555 wiederholt besiegte. Auch nach der Abdankung Kaiser Karl's V., 1556, behielt er den Oberbefehl der Heere, eroberte den Kirchenstaat, der nach dem Abzuge des franz. Heeres, 1557, vollends ganz ihm Preis gegeben war, mußte jedoch auf Philipp's II., seines neuen Herrschers Befehl, mit dem Papste Paul IV. Frieden schließen und alles Eroberte zurückgeben. Aus Italien abgerufen, erschien A. 1559 am franz. Hofe, mit dem Spanien im Frieden zu Château-Cambresis (3. April 1559), sich ausgesöhnt hatte, und ließ sich Elisabeth, die Tochter Heinrich's II., für seinen König antrauen, die anfangs für den Kronprinzen Don Carlos bestimmt war.

Als sich die an Freiheit gewöhnten niederl. Provinzen gegen die Gewaltherrschaft und Inquisition Spaniens erhoben, rieth A. dem Könige, den Aufstand mit Härte und Gewalt zu unterdrücken. Der König ging darauf ein, und sendete A. 1567 an die Stelle seiner Schwester Margarethe als Statthalter mit unumschränkter Gewalt und einer bedeutenden Macht nach den Niederlanden. Kaum war er in Flandern angelangt, als er den sogenannten Blutrath einsetzte, in welchem er anfangs selbst präsidirte, dann aber den blutgierigen Don Juan de Vargas präsidiren ließ. Ohne Unterschied wurden von diesem Tribunal Alle verurtheilt, deren Meinungen verdächtig erschienen oder deren Reichthum zur Habsucht reizte. Gegenwärtigen und Abwesenden, Lebenden und Todten machte man den Proceß und zog ihre Güter ein. Viele Kaufleute und Fabrikanten wanderten nach England aus, mehr als Hunderttausend verließen ihr Vaterland, viele Andere begaben sich unter die Fahnen der geächteten Prinzen Ludwig und Wilhelm von Oranien. Noch trotziger gemacht durch die Niederlage seines Stellvertreters, des Herzogs von Aremberg, ließ A. die Grafen von Egmont und von Hoorn auf dem Blutgerüste sterben. Nachdem er den Prinzen Ludwig geschlagen und den Prinzen Wilhelm genöthigt hatte, nach Deutschland zurückzugehen, zog er im größten Triumph 22. Dec. 1568 in Brüssel ein. Vom Papste als Vertheidiger des katholischen Glaubens mit einem geweihten Hute und Degen beschenkt, womit früher nur gekrönte Häupter ausgezeichnet wurden, stieg sein Übermuth aufs höchste. Er ließ eine Bildsäule gießen, ihn darstellend, wie er zwei Menschenfiguren, angeblich Sinnbilder des niederl. Adels und Volks, mit dem Fuße niedertritt, und dieselbe in Antwerpen aufrichten. Seine Henker vergossen mehr Blut als seine Soldaten. Noch widerstanden nur Holland und Seeland seinen Waffen. Da ward eine Flotte, die auf seinen Befehl ausgelaufen war, vernichtet, und überall erhob sich das Volk von neuem. Dies und noch mehr vielleicht die Furcht, die Gunst des Königs zu verlieren, bewogen ihn, um seine Zurückberufung zu bitten. Gern gewährte sie ihm Philipp, der, als er sah, daß durch diese Grausamkeiten nur der Widerstand der Rebellen wuchs, gelindere Mittel versuchen wollte. A. übergab die Anführung der Truppen dem edeln Don Luis de Requesens und verließ 18. Dec. 1573 das Land, in dem er 18000 Menschen, wie er sich rühmte, hatte hinrichten lassen. Durch ihn war ein Krieg entzündet worden, der 68 Jahre wüthete, Spanien 800 Mill. Thlr., seine schönsten Truppen und dessenungeachtet sieben der reichsten niederl. Provinzen kostete. A. wurde mit Auszeichnung in Madrid aufgenommen, genoß aber nicht lange sein altes Ansehen. Einer seiner Söhne, Don Federigo, hatte eine Ehrendame der Königin unter dem Versprechen sie zu heirathen verführt, und wurde deswegen verhaftet; der Vater unterstützte seine Entweichung und verheirathete ihn, gegen den Willen des Königs, an eine seiner Verwandten. Deshalb vom Hofe auf sein Schloß Uzeda verwiesen, lebte er dort zwei Jahre, als die Angelegenheiten in Portugal, auf das Philipp II. Erbansprüche machte, den König veranlaßten, von neuem zu A. seine Zuflucht zu nehmen. A. führte ein Heer nach Portugal, vertrieb den Don Antonio, welchen die Portugiesen als einen Enkel König Johann's III. sich zum Herrscher erwählt hatten, und eroberte 1581 das ganze Land. Mit seiner gewohnten Raubsucht und Grausamkeit bemächtigte er sich der Schätze der Hauptstadt und erlaubte seinen Soldaten, die Vorstädte und ihre Umgebungen zu plündern. Philipp, darüber unwillig, wollte das Betragen des Herzogs untersuchen lassen; allein das trotzige Benehmen desselben und die Furcht vor einer Empörung verhinderten es. A. starb zu Lissabon 11. Dec. 1582. Er hatte eine stolze Haltung, ein edles Ansehen und einen starken Körper, schlief wenig, arbeitete und schrieb viel. Man behauptete von ihm, daß er während 60jähriger Kriegsdienste nie eine Schlacht verloren habe und nie überfallen worden sei.

Albalonga, die älteste Stadt in Latium, südlich von Rom, ward der Sage nach erbaut von Ascanius, des Äneas Sohn, auf dem Felsenrande, der sich zwischen dem Albanersee und dem Mons Albanus hinzieht, und nach dessen Tode von Äneas Sylvius, seinem zweiten Sohne, beherrscht. Wiewol die Stammmutter Roms, mit dem Albalonga anfangs eng verbunden war, wurde es schon von Tullus Hostilius, Roms drittem Könige, zerstört. Auf derselben Stelle befindet sich das heutige Albano (s. d.).

Alban, der Heilige, der erste Märtyrer Britanniens, war zu Verulamium geboren, und wurde, nachdem er lange als Heide gelebt, zum Christenthum bekehrt, aber im Anfange der Christenverfolgung Diocletian's hingerichtet. Sein Gedächtnißtag fällt auf den 22. Juni. Von ihm führt die Stadt St.-Albans (s. d.), die auf der Stelle seines Geburtsorts steht, den Namen.

Albanenser, ist die italienische Benennung eines Zweigs der ketzerischen Katharer (s. d.), welcher von der Stadt Alba in Piemont diesen Namen empfing, übrigens auch in Südfrankreich, vornehmlich in Donzenac, Gemeinden hatte und den Concorregensern (von Corregio im

Herzogthum Modena) und Bagnolensern (von Bagnola bei Brescia) gegenüber stand. Die A. behaupteten, daß zwei Principien ohne Anfang und Ende einander gegenüberstehen: der Gott des Lichts, der Vater Christi, und der Gott der Finsterniß, der Teufel. Letzterer ist der Schöpfer dieser Welt und Verfasser des größten Theils des Alten Testaments. Seiner Welt steht eine himmlische Welt gegenüber, in welche der Teufel aus Neid eingebrochen und Verführung gebracht hat. Der Erzengel Michael warf zwar den Teufel vom Himmel herab, gleichwol schleppte dieser den dritten Theil der Seelen gefangen fort in die Kerker der irdischen Leiber. Jesus erscheint ihnen hier zur Erweckung der Buße und zur Erlösung. Am Jüngsten Tage, nach Vollendung der Buße, werden alle auf Erden gefangenen Seelen zurückkehren zu ihren verlornen himmlischen Leibern und Geistern. Christus erkämpft diesen Sieg über den Teufel, sitzend zur Rechten des ihm wie dem großen heiligen Geiste (spiritus principalis) übergeordneten Vaters. Seit dem Anfange des 13. Jahrh. traten innerhalb der Sekte Widersprüche gegen diese Lehrsätze auf. Indeß behauptete sich unter gegenseitiger Verdammung der Parteien wenigstens ein Theil der A., um ihren Bischof in Verona, Belasmansa, geschart.

Albani (Francesco), ein Maler der bolognesischen Schule aus der Zeit der Caracci, wurde zu Bologna 1578 geboren, und starb daselbst 1660. Er hatte zu Lehrmeistern den Niederländer Calvaert, hierauf die Caracci, zum Jugendfreund und Mitschüler den Guido Reni, bis späterhin Eifersucht sie trennte und zu Gegnern machte. A. hat über 50, meist treffliche und der Schule der Caracci würdige Altarbilder gemalt. Mehr aber zog ihn seine Eigenthümlichkeit zur Darstellung idyllischer Gegenstände, zu anmuthigen Spielen der antiken Mythe, und solchen ist auch die Mehrzahl seiner Werke gewidmet. In dieser Richtung befestigte ihn zugleich seine Vorliebe für die gleichzeitige Schäferpoesie, namentlich Tasso's und Guarini's, und seine Erfindungen haben oft mehr einen dichterischen als malerischen Charakter. Selbst seine Familie übte Einfluß auf seine Weise. A. besaß von seiner zweiten, höchst anmuthigen Frau 12 Kinder von so großer Schönheit, daß er in ihnen die schönsten Modelle für seine Venus, Galathea, Amorinen oder Engelsköpfe vor Augen hatte, was indeß auch eine gewisse Gleichförmigkeit in den Gesichtszügen seiner Figuren herbeiführte. Auch die Landschaften, die oft einen wesentlichen Theil seiner Bilder ausmachen, sind voll sonniger Heiterkeit und Anmuth. Vorzüglichen Ruf erwarb er sich durch die oft wiederholte Darstellung der vier Jahreszeiten oder Elemente. Dagegen fehlt A. die eigentliche, unmittelbare Lebenskräftigkeit; ein gewisses conventionelles Element tritt fast immer an die Stelle des tiefern Seelenausdrucks und macht die Eintönigkeit in den Bildern bemerkbarer.

Albani (Matthias), aus Botzen in Tirol, ein berühmter Geigenmacher in der Mitte des 17. Jahrh. Noch gegenwärtig werden seine Instrumente, welche unter dem Namen „Albaneser Geigen" bekannt sind, sehr theuer bezahlt. Sie sind durch ihren reinen, zarten und gesangähnlichen Ton ausgezeichnet, und an der Aufschrift: Matthias Albanus fecit in Tyrol Bulsani 1654, zu erkennen.

Albani ist der Name einer reichen und berühmten Familie Roms, die aus Albanien, woher sie stammt, im 16. Jahrh. vor den Türken nach Italien flüchtete. Hier theilte sie sich in zwei Linien, von denen die eine den Adel von Bergamo, die andere von Urbino bekam. Die Familie verdankt ihren Glanz dem glücklichen Zufalle, daß es ein A. war, der Papst Urban VIII. die Nachricht von der Erwerbung Urbinos überbrachte. Einflußreicher wurde die Familie, als Giovanni Francesco A. unter dem Namen Clemens XI. 1700 den päpstl. Stuhl bestieg. — **Albani** (Annibale), geb. zu Urbino 15. Aug. 1682, ging 1709 als Gesandter Clemens' XI. nach Wien, um mit diesem den Kaiser auszusöhnen, was ihm auch gelang. Er erhielt 1719 die wichtige Stelle eines Kämmerlings der röm. Kirche, zog sich aber 1747 unter Benedict XIII., um den Wissenschaften zu leben, nach seinem Bisthum Urbino zurück, und starb 21. Sept. 1751. Eine prächtige Bibliothek, eine Kunstsammlung, ein Münzcabinet, beschrieben von Venuti (2 Bde. Rom 1739), das später in das vaticanische überging, dessen vorzüglichsten Theil es ausmacht, sowie einige gelehrte Arbeiten, z. B. „Memorie concernenti la città di Urbino" (Rom 1724), zeugen von seinen vielfältigen Kenntnissen. — **Albani** (Alessandro), des Vorigen Bruder, geb. 19. Oct. 1692, trat nach dem ausdrücklichen Wunsche Clemens' XI. in den geistlichen Stand und wurde schon 1721 durch Innocenz XIII. zum Cardinal erhoben. Seit 1720 Nuntius am kaiserlichen Hofe zu Wien, ernannte ihn später Maria Theresia zu ihrem Minister am päpstlichen Hofe und zum Conprotector ihrer Staaten. Er nahm lebhaften Antheil an den vielen Händeln, die der päpstliche Hof damals zu bestehen hatte, um so mehr, da er zu den thätigsten Freunden der Jesuiten gehörte. Den größten Genuß gewährte ihm seine im Palast Albani, und

besonders in der von ihm vor der Porta Salara erbauten Villa aufgestellte Kunstsammlung, bei deren Anordnung und Bereicherung ihm besonders Winckelmann, Marini, Fea und Zoega, dann Mengs die wesentlichsten Dienste leisteten. Noch immer ist diese Sammlung sehr reich an griech. und röm. Alterthümern und andern Kunstgegenständen, wie viel auch daraus nach Frankreich entführt und 1815, weil der damalige Besitzer die Frachtkosten scheute, nach München verkauft worden ist. Unermüdet thätig, doch nie Schriftsteller, starb er 11. Dec. 1779. — **Albani** (Carlo), der Vorigen Bruder, geb. 1687, ward, nachdem er 1715 das Herzogthum Soriano erkauft hatte, 1721 von Innocenz XIII. zum Principe ernannt, und starb 1724. — **Albani** (Giovanni Francesco), der Sohn des Letztern, geb. 26. Febr. 1720, wurde sehr jung Bischof von Ostia und Velletri und schon im 27. Jahre Cardinal. Doch vernachlässigte er, dem eine sehr einnehmende Gestalt, Geist und Kenntnisse überall Zutritt verschafften, anfangs als lebensfroher Jüngling die geistlichen Angelegenheiten. Den Bemühungen der Jesuiten, für deren Zwecke er eifrig arbeitete, verdankte er fortwährend bedeutenden Einfluß. Als Gegner der Franzosen entfloh er vor ihrer Ankunft in Rom, und kehrte erst dorthin zurück, nachdem vorzüglich durch seinen Einfluß Pius VII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Er starb im Sept. 1803. — **Albani** (Giuseppe) Fürst, der Neffe des Vorhergehenden, geb. zu Rom 13. Sept. 1750, erhielt durch Pius VII. 1801 den Cardinalshut. Seine Jugend hatte er im Müßiggange zugebracht, die Musik jeder andern Beschäftigung vorziehend. Doch entwickelte er glänzende Anlagen, als die Noth ihn zwang, sich um Geschäfte zu bekümmern. Im Sinne seiner Familie schloß er sich Östreich gegen Frankreich an. Aufgefangene Briefe von ihm aus Wien, wo er sich 1796 im Interesse des päpstlichen Stuhls aufhielt, gaben den Franzosen einen Vorwand, den Waffenstillstand zu brechen und Rom zu besetzen. Er verlor damals seine beträchtlichen Pfründen in Oberitalien; sein Palast ward geplündert, und er lebte zurückgezogen in Wien, bis er 1814 wieder nach Rom zurückkehrte. Leo XII. ernannte ihn zum Legaten in Bologna, und Pius VIII., zu dessen Wahl er wesentlich beigetragen hatte, 1829 zum Staatssecretär. Während der Unruhen in den Legationen (1831) ward er, um die Ordnung wiederherzustellen, als apostolischer Commissar mit Truppen nach Bologna geschickt, vermochte aber nichts auszurichten. Er rief Östreich um Schutz an, und kehrte, ohne die neue Organisation in Bologna befestigt zu haben, nach Rom zurück. Bald nachher legte er seine Ämter nieder, und zog sich nach Pesaro zurück, wo er 3. Dec. 1834 starb.

Albania hieß bei den Alten eine Landschaft Asiens, die östlich vom Kaspischen Meere, nördlich von dem Ceraunischen Gebirge, westlich von Iberien und südlich von den Flüssen Cyrus und Araxes begrenzt wurde, und das heutige Lesghistan, Daghestan und Schirwan umfaßt. Das Land brachte Getreide und Wein in Menge hervor; die Bewohner waren träge, dabei aber jagd- und kriegliebend. Unter den röm. Kaisern wurde es von Statthaltern beherrscht.

Albanien bildet die südwestlichste, ungefähr 700 □M. umfassende Provinz der europ. Türkei, und wird im N. von Montenegro, Bosnien und Serbien, im O. von Macedonien und Thessalien, im S. vom Königreich Griechenland, im W. vom Jonischen und Adriatischen Meere begrenzt. Es zerfällt nach den vier Völkerbündnissen, die sich in das Land theilen, in vier Kreise: Dschegani oder Mirdita; Tohkani oder Musahche; Liapuri und Dschamuri. Diese Kreise sind ebenso durch ihr Klima wie durch die Sitten ihrer Bewohner verschieden. Man unterscheidet wol auch Oberalbanien, das röm. Illyrien, das Land der Taulantier im Norden, von dem südlichen Niederalbanien, dem Epirus der Alten. An der Ostgrenze erhebt sich auf der Wasserscheide der südlichen osman.-griech. Halbinsel der Bora-Dagh und der Pindus. Der Erstere löst sich aus den wilden Massen des Tschar-Dagh (Dagh heißt Berg im Türk.) und Argentarogebirges ab; es liegen ihm westliche Parallelketten, wie z. B. das kandavische Gebirge vor, die einerseits langgestreckte Hochthäler umschließen, andererseits terrassenförmig zu ebenen Küstenstrichen abfallen, welche einen täglich wachsenden Saum ungesunder und uncultivirter Sümpfe und Lagunen bilden. Den südlichen Pindus umgeben auch einzelne Gebirgsbecken; ihre Westränder aber gehen in das vielfach zertrümmerte und dichtbewaldete wilde epirotische Gebirgsland über, das mit steilen Felswänden an die Küste tritt und im akroceraunischen, dem heutigen Khimeragebirge (was mit dem Cap Linguetta weit in das Meer vorspringt), die Höhe von 4—5000 F. erreicht. Die bedeutendsten Flüsse sind Bojana, Drin oder Deil mit den Quellarmen des Schwarzen und Weißen Drin, Skombi, Ergent, Vojussa, der Glykys oder Acheron, welcher einen unterirdischen Kanal durchströmt und bei seinem Wiedererscheinen Mauropotamos heißt, die Arta und der obere Lauf des Aspropotamos. Unter den Seen sind die von Bojana, Ochri und Janina am wichtigsten. Ein schönes Klima, dessen Hitze gemildert wird durch die höhern Gebirge

und die Nähe der See, ladet den Bewohner zu einträglicher Bodencultur ein, aber fast überall vergebens. Im Norden beschränkt sich die Cultur fast allein auf Mais; nur in den feuchten Thalgründen besteht Reis- und Gerstenbau zwischen den von zahlreichen Rinder- und Schafheerden benutzten Weiden der Bergterrassen. In Epirus dagegen zeigt sich eine größere Mannichfaltigkeit. Hier sind die untern Thalgehänge mit Öl-, Frucht- und Maulbeerbäumen, mit Reben- und Maispflanzungen bedeckt, während die dicht bewaldeten Gebirgsrücken großen Holzreichthum haben. Wenn auf dem getreidereichen Plateau von Janina Südfrüchte fehlen, so gedeihen sie dagegen in den nach Süden geöffneten Thälern neben Feldern von Mais, Weizen und Reis Selbst Baumwolle und Indigo würden in den feuchten Thälern mit Vortheil gebaut werden können; doch der verwilderte Zustand des Landes ernährt kaum seine spärlichen Bewohner.

Die auf 1,900000 geschätzten Einwohner A.s bilden ein eigenthümliches Volk, die **Albanesen** oder **Arnauten**, in der Landessprache Skypetaren genannt, was Bergbewohner bedeutet. Sie sind die mit Griechen und Slawen vermischten Nachkommen der alten Illyrier und nicht, wie gewöhnlich geschieht, mit den Albaniern am Kaspischen Meere (einem den Armeniern befreundeten Volke) zu verwechseln. Die Albanesen sind ein halbwildes Gebirgsvolk, voll Thatkraft, offen gegen den Freund, rachsüchtig gegen den Feind. Beständig unter den Waffen, legen sie sich mehr auf Diebstahl, Straßen- und Seeraub, als auf Viehzucht und Ackerbau. Sie leben in beständiger Anarchie und bekriegen sich von Dorf zu Dorf, ja in der nämlichen Stadt von Quartier zu Quartier. Auch wandern sie als Söldner in die Fremde und bilden den besten Theil der türk. Heere. Ehemals waren sie sämmtlich Christen; nach dem Tode ihres letzten Fürsten, des Helden Skanderbeg (s. d.), und ihrer Unterwerfung durch die Türken, wurde ein großer Theil mohammedanisch, der sich durch Grausamkeit und Treulosigkeit vor den ihrem Glauben treu gebliebenen Stämmen auszeichnet. Im Süden, in den steilen Thälern des Acheron, wird die Landschaft Suli, der Schlüssel von Epirus, von den nach ihr genannten Sulioten bewohnt, einem kräftigen Stamme, der seine Felder bestellt mit dem Schwert in der Hand, und seine Ernten im Schooße der Erde versteckt. Durch seinen langen heroischen Widerstand gegen Ali-Pascha hat er sich berühmt gemacht. Im Norden, zwischen dem Schwarzen Drin und dem Meere, liegt der Kreis oder die Landschaft der Mirditen, d. h. der Tapfern, welche mit stets bewaffneter Hand ihr noch bewahrtes katholisches Christenthum und ihre Freiheit zu vertheidigen bereit sind. A. zerfällt in die Paschaliks Janina, Ilbessan und Skutari und in die Sandschaks Delvino und Avlona. Die bedeutendsten Städte sind die drei Hafenorte Durazzo, Avlona und Parga; entfernter von der Küste liegen Skutari, Akhissar, Ilbessan, Berat, Ergir-Kastri und Arta, in den östlichen Gebirgsrevieren Perserin, Ochri und Janina. Von A. gibt die Schrift Cyprien-Roberts, „Les Slaves de la Turquie" (2 Bde., Par. 1844) eine ausführliche ethnographisch-historische Beschreibung.

Albāno, eine Stadt im Kirchenstaat, am Abhange des den gleichnamigen See umgebenden Lavawalles, ungefähr fünf Stunden von Rom. Der Ort ist Sitz eines Bischofs, zählt 5000 E., und wird von schönen Landhäusern der reichen Römer umgeben. Die Stadt steht an der Stelle des frühzeitig zerstörten Albalonga (s. d.), und entstand aus den Landhäusern altrömischer Großer, namentlich des Pompejus, Domitian, Clodius. Es wächst in dieser Gegend ein kostbarer Wein. In der Nähe der Stadt finden sich an der alten Appischen Straße noch Überreste eines Amphitheaters und eines Grabmals von etruskischer Bauart. — Der **Albanersee**, Lago di Albano, auch Lago di Castello, ist ein runder Kessel von zwei Stunden Umfang. Er wird von dem Krater eines erloschenen Vulkans gebildet, und hat die ungeheure Tiefe von 1020 F. Als die Römer, 395 v. Chr., Veji bekriegten, wuchs dieser See im heißen Sommer, ohne sichtbare Ursache, zu einer ungewöhnlichen Höhe. Etruskische Wahrsager erklärten, daß die Eroberung von Veji von dem Ablassen des Sees abhänge. Dadurch veranlaßt, führten die Römer unter Anleitung der Etrusker durch eine 7500 F. dicke Lavawand einen Ablassungskanal (Emissarium), wobei sie die Minirkunst erlernten, die sie nun zur Untergrabung der Mauern von Veji anwendeten. Der noch bestehende und seinen Zweck erfüllende Kanal hat eine Länge von 3700 Schritten, ist 6 F. hoch, 3½ F. breit. An dem östlichen Ufer des Sees erhebt sich der 2960 F. hohe Mons Albanus, jetzt Monte Cavo genannt, dessen Gipfel eine der weitesten und prächtigsten Aussichten gewährt. Auf demselben stand einst der prachtvolle Tempel des Jupiter Latialis, zu dem sich ein noch jetzt zum Theil erhaltener gepflasterter Weg für die Festzüge bei den latinischen Bundesfesten (Feriae latinae) und für die Ovationen der römischen Feldherren emporwand. — Berühmt ist der Albaner Stein, jetzt Peperino genannt, eine Art vulkanischen Tuffs von asch- oder grünlichgrauer Farbe, der häufig bei A. gebrochen wird.

Albans (St.), ein Borough in der engl. Grafschaft Hertford, auf dem Gipfel und nörd-

lichen Abhange einer Anhöhe malerisch gelegen, 20 engl. M. nordwestlich von London und 12½ M. von Hertford, durch das Flüßchen Wer von der Stelle getrennt, auf welcher das alte Verulamium, eine Römerstation, gestanden hat. Zur Römerzeit war es, wie andere Orte des Landes, Schauplatz des Blutbades, das in Folge des Aufstandes der Einwohner unter Boadicea angerichtet wurde. In das Jahr 793 wird die Gründung eines Benedictinerklosters, zu Ehren des heiligen Alban (s. d.), gesetzt. Ein Abt dieses Klosters, Ulsig oder Ulsin, soll 948 die neue Stadt gegründet haben. Bei dieser wurden zur Zeit der Kämpfe zwischen Lancaster und York zwei Schlachten geschlagen, die eine 1455, durch welche Heinrich VI. in Gefangenschaft gerieth, die andere 1461, durch welche seine Gemahlin, Margarethe von Anjou, ihn wieder befreite. Die vornehmste Merkwürdigkeit der Stadt ist die alte Abteikirche, in Kreuzform gebaut und 600 F. lang, im Kreuze 200 F. breit, imposant durch ihre Masse, jedoch bunt durch vielerlei daran verwandte Steinarten und Stilarten aus allen Perioden der engl. Architektur, von den Normannen her bis zur Zeit Eduard's I. In der St.-Michaelskirche befindet sich ein Denkmal des berühmten Bacon, welcher den Titel Baron von Verulam und Viscount von St.-Albans führte. Neuerlich führt von dem Namen des Orts die Familie Beauclerk den Herzogstitel, und die Familie Grimston den Earlstitel. Die Schätzung von 1841 ergab 6497 E. Der Borough sendet zwei Mitglieder ins Parlament. Die ärmere Bevölkerung des Orts lebt theils von der Anfertigung von Strohdecken, theils von der Arbeit in einer Seiden- und in einer Baumwollenfabrik.

Albans (Herzogin von St.-), eine Erscheinung, wie sie nicht leicht anderswo als in England vorkommen kann. Eine londoner Schauspielerin, geborene Mellon, fesselte den reichen Banquier Coutts dergestalt, daß er sie heirathete und bei seinem Tode zur Erbin seines ungeheuern Vermögens einsetzte. Jetzt war sie eine Partie, die auch einen Herzog reizte. Sie ward die Gemahlin des (1801 geborenen) William Aubrey De Vere Beauclerk, neunten Herzogs von St.-Albans. Als sie im Aug. 1837 starb, hinterließ sie, außer einem Antheil an dem Banquierhause Coutts und Comp., ein Vermögen von 1,800000 Pf. St., welches sie der Miß Angela Burdett, der jüngsten Tochter des bekannten, 1844 verstorbenen Parlamentsmitglieds Sir Francis Burdett, vermachte, die dadurch die reichste Erbin Großbritanniens wurde. Der herzogliche Gemahl erhielt nur ein Legat und einen nach seinem Tode an die Hauptmasse zurückfallenden Jahrgehalt von 10000 Pf. St. Die vielen Freier, welche diese enormen Reichthümer der 26jährigen Miß Burdett zuführten, beschäftigten die londoner Skandalchronik Jahre hindurch, und erneuerten immer wieder die Erinnerung an die Erblasserin. Unter den frühern Bewerbern um die Hand der Miß wurden der Sohn des Herzogs von Norfolk, Lord Surrey, und Prinz Louis Napoleon genannt. Ihr Vater und, nach dessen Tode, die geistlichen Gewissensräthe der strenggläubigen Dame, welche unter andern 1847 die anglikanische St.-Stephanskirche in Westminster auf ihre Kosten erbaute, wollten das Vermögen nicht in katholische Hände fallen lassen.

Albany, Hauptstadt und Sitz der Regierung des Staats Neuyork in Nordamerika, auf dem rechten Ufer des Hudson, in einer zwar unebenen, aber überaus fruchtbaren und gut angebauten Gegend. Durch ihre Lage und ihre Verbindungswege ist sie überhaupt eine der blühendsten Städte der Union und ein Hauptplatz für den Verkehr der Küstenstädte mit dem Norden und Nordwesten. Alle Einwanderer nach den nordwestlichen Gebieten haben hier ihren Sammel- und Durchgangspunkt. Mit der Stadt Neuyork, von der es 150 engl. M. entfernt ist, steht A. durch eine sehr stark betriebene Dampfschiffahrt auf dem Hudson, sowie durch eine Eisenbahn in Verbindung. Bis A. ist der Hudson für Seeschiffe von 150 Tonnen fahrbar, und nördlich von der Stadt vereinigen sich die Kanäle, welche Neuyork mit dem Eriesee verbinden. Die Stadt ist nach Jamestown in Virginia die älteste in der Union; sie wurde schon 1623 von den Holländern als Fort Oranien gegründet. Nach der Besitznahme des Landes durch die Engländer gab man ihr zu Ehren des Herzogs von York ihren jetzigen Namen. Zu den bemerkenswerthen Gebäuden der Stadt gehört der aus weißem Marmor erbaute Regierungspallast, das Capitol, nächst dem Capitol zu Washington das schönste Gebäude in der Union; dann das Theater, das Museum, das Arsenal, ein Waisenhaus. Es bestehen hier die Commercialbank, die Mechanics- und Farmersbank, die Albanycitybank, Gesellschaften für Künste und Ackerbau, und seit 1839 eine medicinische Lehranstalt mit acht Professoren. Im J. 1790 zählte A. 3498, 1845: 41139 E. — Die Grafschaft (county) Albany, deren Hauptort die Stadt Albany ist, umfaßt 31 engl. QM., und zählt etwa 70000 E. Landstädte dieser Grafschaft sind Bethlehem am Hudson, mit 3500, Berne mit 4000, Guilderland mit 3000, Rensselaerville mit 4000, Westerlo mit 3500, Watervliet am Mohawk mit 11000 E.

Albany (Luise Marie Karoline, auch Aloysia, Gräfin), die Gemahlin des engl. Prätendenten Karl Eduard (s. d.), des Enkels Jakob's II., war 1753 geboren und die Tochter des Prinzen Gustav Adolf von Stolberg-Gedern, der 1757 in der Schlacht bei Leuthen blieb. Durch ihre Vermählung 1772 erhielt sie den Namen einer Gräfin von A. Ihre Ehe war kinderlos und unglücklich. Um sich vor den Ausbrüchen der Roheit ihres Gemahls zu retten, der in dem Zustande fortwährender Trunkenheit lebte, suchte sie 1780 eine Freistätte im Kloster. Als ihr Gemahl 1788 gestorben war, ließ ihr der franz. Hof ein Jahrgeld von 60000 Livres auszahlen. Sie überlebte das Haus Stuart (s. d.), welches mit dem Tode ihres Schwagers, des Cardinals York, 1807 erlosch, und starb zu Florenz, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, 29. Jan. 1824. Ihr Name und ihr trauriges Schicksal sind durch die Werke und die eigene Lebensbeschreibung Alfieri's (s. d.) auf die Nachwelt übergegangen.

Albatros, ein Schwimmvogel aus der Familie der Sturmvögel oder Röhrennasen, ist charakterisirt durch seitliche Nasenlöcher und vollkommenen Mangel einer Hinterzehe. Die Albatros gehören zu den größten der bekannten Seevögel, sind plumpen Ansehns, aber zum Flug sehr geschickt. Sie kommen daher oft mehre hundert Stunden entfernt vom Lande vor, schwimmen schnell, nähren sich nur von Seethieren und bewohnen allein die südliche Hemisphäre. Der gemeine Albatros ist sehr häufig in den Meeren um Cap Horn und das Cap der guten Hoffnung, und daher seit alten Zeiten bekannt (Mouton de cap, Cape-sheep). Er klaftert über zwölf Fuß, verfolgt schwimmend segelnde Schiffe und wird dann mit Angeln gefangen. Er hat thraniges, ungenießbares Fleisch, weißes Gefieder, schwarze Flügel, rothe Füße, baut ein rohes Nest auf wüsten Klippen, und legt zahlreiche längliche, eßbare Eier.

Albe heißt das lange weiße leinene Gewand, welches die Geistlichen der katholischen und anglikanischen Kirche bei den meisten kirchlichen Handlungen als Symbol der Reinheit über ihrer gewöhnlichen schwarzen Amtskleidung zu tragen pflegen. Weil in der alten Kirche auch die Neugetauften acht Tage lang ein ähnliches Gewand tragen mußten, werden die Katechumenen auch Albati und der Sonntag nach Ostern, an welchem Letztere gewöhnlich die Taufe empfingen, dominica in albis genannt. Auch zu dem Krönungsornate der deutschen Kaiser gehörte eine Albe aus weißem Taffet mit spitzigen gestickten Ärmeln.

Albemarle, Herzog von, s. Monk.

Albendorf, ein schönes Dorf in der preuß. Grafschaft Glatz, mit 800 E., dem gräflichen Hause Magnis gehörig, und als Wallfahrtsort berühmt. Jährlich besuchen Tausende von gläubigen Katholiken aus Schlesien und Böhmen das in der dortigen Pfarrkirche aufgestellte wunderthätige Marienbild. Auf den benachbarten Hügeln sind viele Kapellen und Betstationen errichtet, deren jede an ein Moment aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu erinnert. Schon im 13. Jahrh. soll diese Gegend ein Wallfahrtsort gewesen sein. Zahlreicher besucht wurde sie seit 1702, wo ein genesender Pilger das in einer Linde verborgene Marienbild erblickte.

Albergati Capacelli (Francesco), ital. Lustspieldichter, Freund und Nacheiferer Goldoni's, geb. zu Bologna 1728, gest. 16. März 1804, stammte aus einer alten bolognesischen Patricierfamilie und genoß eine seinem Stande angemessene Erziehung. Nachdem eine Ehe, die er auf Antrieb seiner Familie geschlossen, für ungültig erklärt worden war, zog er sich auf seinen Landsitz Zola zurück, und lebte dort bis 1766 seinen Studien und geselligen Freuden. Er ließ sich ein Privattheater einrichten, welches für 300 Zuschauer Raum hatte, und schrieb für dasselbe eine Anzahl Lustspiele, die bald in weitern Kreisen bekannt und beliebt wurden. Unannehmlichkeiten im Vaterlande bewogen ihn, nach Verona zu ziehen. Einige Zeit hielt er sich dann in Venedig auf, und kehrte endlich nach Zola zurück, wo er weniger glänzend als früher, aber friedlich und glücklich bis an sein Ende lebte. Große Milde und Liebenswürdigkeit machten ihn des seltenen Glückes werth, das er im Freundeskreise fast ungetrübt genoß. Mit den Berühmtheiten seiner Zeit stand er in Briefwechsel; Voltaire huldigte ihm durch Widmung eines seiner Trauerspiele. Seine dramatischen Arbeiten, die gesammelt (12 Bde.) erschienen, stehen an Erfindung und Charakteristik den Goldoni'schen nach, zeichnen sich aber durch präcisere Anordnung und größere Reinheit der Sprache aus. Sein „Il saggio amico" und sein „Il ciarlator maldicente" werden noch immer mit Beifall auf den ital. Bühnen gegeben. Ins Deutsche übersetzt sind „Der Gefangene", ein Schauspiel (Dresd. 1777), und „Moralische Novellen" (Wittenb. und Zerbst 1782). Ein „Elogio" A.'s ist von seinem Freunde Zacchiroli geschrieben, mit dem gemeinschaftlich er „Lettere capricciose" (Ven. 1780) herausgegeben hatte.

Alberich. Die mittelalterliche Geschichte erwähnt Mehre dieses Namens. Der Lombarde Alberich I., Markgraf von Spoleto und Camerino, erlangte durch seine Verheirathung mit

Marozia, der Tochter der in der röm. Geschichte so übel berufenen Theodora, jene weltliche Herrschaft über Rom, welche in damaliger Zeit kühne Parteihäupter neben den Päpsten und trotz diesen behaupteten. Doch vereinigte er sich mit Papst Johann X. zur Vertreibung der Sarazenen. Später wurde er durch die päpstliche Partei vertrieben, 925 aber ermordet. — Seine Witwe heirathete den König von Italien, Hugo von Provence, und brachte diesem ihren Sohn **Alberich II.** zu. Eine Mishandlung A.'s durch seinen Stiefvater veranlaßte einen Aufstand und Hugo's Vertreibung, worauf A. Rom als Senator und Princeps 23 Jahre, bis an seinen Tod (954) beherrschte. — Ein dritter **Alberich**, aus dem Geschlechte der Grafen von Tusculum, hatte um 980 das Principat in Rom. — Zu den Ezzelinen gehörte jener **Alberich** von Romano, welcher 1236 Podesta von Vicenza und ein eifriger Ghibelline war, sich auch später in Treviso behauptete, aber am 26. Aug. 1260 mit seiner ganzen Familie hingerichtet wurde. — Der Cistercienser **Alberich**, unter dem Namen Monachus trium fontium bekannt, weil er in dem Kloster Trois-Fontaines lebte, hat eine bis 1241 reichende Chronik hinterlassen. — **Alberich** de Rosate, ein Bergamese aus dem 14. Jahrh., schrieb einen Commentar über das sechste Buch der Decretalen und einen Pandektencommentar. Er starb 1354 zu Rom. — Ein älterer Rechtslehrer, **Alberich** de porta Ravennate, starb 1218.

Albernheit nennt man im gewöhnlichen Leben entweder einen hohen Grad von Einfalt und Dummheit, insofern er beharrliche Eigenschaft einer Person ist, oder eine einzelne Äußerung oder Handlung, an welcher das Merkmal der Übereilung, der Unbesonnenheit, überhaupt des Unverstandes besonders auffallend hervortritt. In der Classification der Geisteskrankheiten oder Seelenstörungen nennt man Albernheit (Fatuitas) diejenige Form des Blödsinns (d. h. eines allgemeinen geistigen Schwäche), wo nicht alle geistigen Thätigkeiten gleichmäßig fehlen, sondern einige derselben sich immer noch, wenn auch auf unzweckmäßige und unverständige Weise äußern. Namentlich die Zusammenhanglosigkeit in dem Thun und Treiben der Albernen bringt die Albernheit in die Nähe der Narrheit oder Verwirrtheit.

Alberoni (Giulio), Cardinal und span. Staatsminister, der Sohn eines armen Weingärtners, wurde 31. Mai 1664 zu Firenzuola in Parma geboren. Zuerst Kirchensänger zu Piacenza, aber durch große Klugheit ausgezeichnet, schwang er sich rasch zum Chorherrn, Kapellan und Günstling des Grafen Roncovieri, Bischofs zu S.-Donino empor. Später vom Herzog von Parma als Geschäftsträger nach Madrid gesendet, erwarb er sich die Zuneigung Philipp's V. von Spanien, und wurde hier zum ersten Minister, Cardinal und Grande erhoben, in welcher hohen Stellung er sich auch um Spanien große Verdienste erwarb. Seinen Bemühungen gelang es nicht nur, die mächtige und einflußreiche, damals den ganzen Hof beherrschende Familie Orsini vom Hofe zu entfernen und Philipp's V. zweite Ehe mit Elisabeth Farnese, Prinzessin von Parma, zu Stande zu bringen; er war es auch, durch welchen damals in Spanien ein völlig neues Leben erblühte, sodaß das Land die Drangsale vergessen lernte, die es im Spanischen Successionskriege erduldet hatte. Freilich geschah es auch auf seine Veranlassung, daß zu Gunsten der Autokratie die letzten Freiheiten und Rechte des Volks zu Grabe getragen wurden. Hätte er blos nach innen, nicht auch nach außen seine Blicke gerichtet, namentlich nicht der habsüchtigen Königin Elisabeth geneigtes Ohr geliehen, Spanien würde ihm dessenungeachtet zu großem Dank verpflichtet gewesen sein. Allein grenzenloser Ehrgeiz und Nachgiebigkeit gegen die Foderungen Elisabeth's, die für die Söhne ihrer Ehe, denen die span. Krone nicht werden konnte, gern anderwärts Länder zu erhalten wünschte, verleiteten ihn zu gefährlichen Operationen, die auch seinen Sturz herbeiführten. Er gedachte die Monarchie Karl's V. und Philipp's II. wiederherzustellen, und fing bei Sardinien und Sicilien an. Auch als der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, die Allianz mit Spanien aufhob, um sich mit England zu vereinigen, änderte er sein System nicht. Er griff den Kaiser an, und nahm ihm Sardinien und Sicilien. Als im Mittelländischen Meere die span. Flotte von einer engl. vernichtet worden, beabsichtigte er einen Landkrieg, suchte Peter den Großen und Karl XII. mit sich zu verbinden, Östreich in einen Krieg mit den Türken zu verwickeln und in Ungarn einen Aufstand zu erregen, den Herzog von Orleans aber durch eine Partei am franz. Hofe festnehmen zu lassen. Allein sein Plan ward entdeckt; der Herzog von Orleans, im Bunde mit England, erklärte Spanien den Krieg, und setzte in einem Manifeste die Ränke des Cardinals auseinander. Ein franz. Heer brach in Spanien ein, und obgleich A. durch Unruhen in Frankreich die Unternehmungen des Herzogs von Orleans zu hemmen suchte, so verlor doch der König den Muth und schloß einen Frieden, der die Hauptbedingung enthielt, daß der Cardinal entlassen werde. A. erhielt am 20. Dec. 1720 den Befehl, binnen 24 Stunden Madrid und in fünf Tagen das Königreich zu räumen. Der

Rache aller Mächte Preis gegeben, deren Haß er sich zugezogen, wußte er kein Land, wo er sich aufhalten konnte; selbst nach Rom durfte er sich nicht wagen, weil er den Papst Clemens XI. hintergangen hatte, um den Cardinalshut zu erhalten. Noch war er nicht über die Pyrenäen, als sein Wagen angefallen, und einer seiner Bedienten getödtet wurde, sodaß er selbst, um mit dem Leben zu entkommen, verkleidet seine Reise zu Fuße fortsetzen mußte. Lange irrte er unter fremdem Namen umher. Im genuesischen Gebiete ward er, auf Ansuchen des Papstes und des Königs von Spanien, festgesetzt; doch bald erhielt er seine Freiheit wieder. Der Tod Clemens' XI. machte seiner Verfolgung ein Ende, und Innocenz XIII. setzte ihn 1723 in alle Rechte und Würden eines Cardinals wieder ein. Als solcher starb er 26. Juni 1752. Seine Güter in der Lombardei vermachte er Philipp V.; sein Vetter, Cäsar A., erbte eine Million Dukaten.

Albers (Joh. Friedr. Herm.), Dr. und Prof. der Medicin zu Bonn, geb. 14. Nov. 1805 zu Dorsten bei Wesel, ging 1823 vom dortigen Gymnasium auf die Universität Bonn, wo er 1827 die medicinische Doctorwürde, nach Vertheidigung der Dissertation: „De alimentis, quibus Graeci Hippocratis aetate utebantur", erlangte. Hierauf wirkte er mehre Jahre als Hülfsarzt in der medicinischen Klinik Walther's, wobei er vorzugsweise pathologisch-anatomische Studien machte. Das Jahr 1828 brachte er in Berlin, hauptsächlich bei Rust und Rudolphi zu. Im folgenden Jahre kehrte er nach Bonn zurück, um hier seine frühere Hülfsarztstelle wieder einzunehmen und sich als Docent zu habilitiren. Er hielt jetzt Vorträge über Pathologie. Nachdem er 1831 zum Professor ernannt worden, erstreckten sich seine Vorlesungen auch über Arzneimittellehre, pathologische Anatomie und propädeutische Klinik. Außer einer ausgedehnten ärztlichen Praxis besorgte er die Herausgabe folgender Werke: „Die Pathologie und Therapie der Kehlkopfskrankheiten" (Lpz. 1829); „Die Darmgeschwüre" (Lpz. 1831); „Über die Erkenntniß und Cur der syphilitischen Hautkrankheiten" (Bonn 1832); „Atlas der pathologischen Anatomie" (Bonn 1832—46); „Lehrbuch der Semiotik" (Lpz. 1834); in Verbindung mit Ritter, „Celsi medicina" (Köln 1835); „Beobachtungen auf dem Gebiete der Pathologie und pathologischen Anatomie" (3 Thle., Bonn 1836—40); „Handbuch der allgemeinen Pathologie" (2 Thle., Bonn 1842—44); „Erkenntniß der Krankheiten der Brustorgane aus physikalischen Zeichen, oder Auscultation, Percussion und Spirometrie" (Bonn 1850).

Albert, Graf von Bollstädt, gewöhnlich Albertus Magnus, der Große, auch Teutonicus genannt, ein weniger durch Originalität als durch Kenntnisse, und durch Verbreitung von Wissen, namentlich der Schriften und Lehren des Aristoteles, ausgezeichneter Mann, geb. 1205, nach Andern 1193, zu Lauingen in Schwaben. Nach beendeten Studien zu Padua trat er 1223 auf Zureden des Dominicaners Jordanus in den Orden der Dominicaner, lehrte in den Schulen zu Hildesheim, Regensburg und Köln, wo Thomas von Aquino sein Schüler wurde, und wendete sich um 1230 nach Paris, wo er gegen das Gebot der Kirche öffentlich den Aristoteles erklärte. Er wurde 1249 Rector der Schule zu Köln und 1254 Provincial seines Ordens in Deutschland; 1260 erhielt er vom Papst Alexander IV. das Bisthum zu Regensburg. Allein schon 1262 ging er in sein Kloster nach Köln zurück, wo er ganz den Wissenschaften lebte und sehr viele Schriften, namentlich Erklärungen des Aristoteles, selbst mit Benutzung der Araber, ausarbeitete. Viele der ihm beigelegten Schriften jedoch, wie das im Mittelalter verbreitete Werk „De secretis mulierum", scheinen untergeschoben zu sein. A. starb 15. Nov. 1280, nachdem er schon einige Jahre vorher in gänzlichen Stumpfsinn verfallen war. Die vollständigste, aber keineswegs alle Schriften enthaltende Ausgabe seiner Werke lieferte Peter Jammy (21 Bde., Lyd. 1651). Seine für die damalige Zeit großen chemischen und mechanischen Kenntnisse brachten ihn in den Verdacht der Zauberei, weshalb er auch in den deutschen Sagen sehr zweideutig erwähnt wird. So soll er im Winter 1240 zu Köln den röm. König, Wilhelm von Holland, in seinen bei dem Predigerkloster gelegenen Garten zu Gaste geladen und durch seine Kunst bewirkt haben, daß während des Mahles Alles ringsum wie im Sommer blühte. Man deutet diese Sage nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf ein von A. unterhaltenes Gewächshaus. — **Albertisten** nannten sich nach damaliger Sitte die Scholastiker, die A.'s Meinung folgten.

Albert (Alex. Martin), Mitglied der Provisorischen Regierung nach der Februarrevolution in Frankreich, geb. 1815 zu Bury im Depart. Oise, der Sohn eines Landmanns, lernte bei dem Mechaniker Ribou zu Paris, seinem Oheim, und arbeitete dann in verschiedenen Werkstätten. Nach der Julirevolution schon in den Aprilproceß verwickelt, widmete er sich fortan ganz den demokratischen Bestrebungen. Die Revolution von 1848 traf ihn als Gehülfen in der Werkstätte des pariser Knopffabrikaten Papterosse, in welcher Stellung er auch das Arbeiterjournal „L'Atelier" redigirte. Der Einfluß, den der nicht ungebildete A. auf die Arbeiter übte, bestimmte

am 24. Febr. die provisorischen Regierungsmänner, ihn, auf Vorschlag der Fraction der Zeitung „Réforme", neben den Publicisten Marrast, Flocon und Blanc zum Regierungssecretär zu wählen. Wie seine drei Collegen erhielt auch er sehr bald gleichen Rang und gleiches Stimmrecht mit den übrigen Regierungsmitgliedern, und behauptete sein Amt, bis am 8. Mai die Executivcommission eingesetzt wurde. Zudem stellte man ihn an die Spitze der Commission für die Nationalbelohnungen, und machte ihn zu Paris zum Mitgliede des Raths der Sachverständigen. Der republikanisch-socialistischen Richtung angehörend, ward er außerdem zum Vicepräsidenten der großen Arbeitercommission ernannt, die am 1. März unter Blanc ihre Sitzungen im Luxembourg eröffnete. Endlich befand er sich auch unter den Deputirten, die das Seinedepartement in die Nationalversammlung wählte. A. verwickelte sich jedoch in das Attentat vom 15. Mai (1848) gegen Regierung und Nationalversammlung, wurde an demselben Tage auf dem Stadthause mit Barbès verhaftet, und zu längerm Gefängniß verurtheilt.

Albert (Franz August Karl Emanuel), Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha, Gemahl der Königin Victoria (s. d.) von Großbritannien, geb. 26. Aug. 1819, ist der zweite Sohn des 1844 gestorbenen Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, aus dessen erster Ehe mit Luise, einer Tochter des Herzogs August zu Sachsen-Gotha-Altenburg. Der Prinz wurde mit seinem ältern Bruder, dem jetzt regierenden Herzog Ernst, unter Leitung des nachmaligen Consistorialraths Florschütz sorgfältig erzogen, und besuchte dann die Universität Bonn. Außer den Staatswissenschaften beschäftigte er sich eifrig mit Naturlehre und Chemie, entwickelte auch Talent für Kunst, namentlich für Malerei und Musik. Mehre Compositionen von ihm gelangten zur Öffentlichkeit, und später wurde zu London eine Oper aufgeführt, die er componirt haben soll. Mit männlicher Schönheit ausgestattet, erwarb er sich ebenso ausgezeichnete Fertigkeit in allen ritterlichen Übungen. Diesen hochgebildeten, heitern und gemüthvollen Prinzen erwählte sich die junge brit. Königin zu ihrem Gemahl. Die Vermählung wurde 10. Febr. 1840 zu London feierlich vollzogen. Noch ehe dies geschah, erhielt er den Titel „Königliche Hoheit", eine Naturalisationsacte, die Feldmarschallswürde, den Bathorden und ein Husarenregiment. Als sich die Ehe als eine höchst glückliche erwies, häuften sich auf den Prinz A. die Ehren und Auszeichnungen von Seiten der Königin sowie der Gemeinden und Corporationen. Er empfing das Ehrenbürgerrecht der Stadt London, 1842 den Titel „Consort of her most gracious Majesty", ward 1847 Kanzler der Universität Cambridge, Großmeister der Freimaurer u. s. w. Bescheiden und taktvoll hielt sich der Prinz, ungeachtet seiner hohen und begünstigten Stellung, von den Staatsgeschäften fern, und erstickte dadurch das Mistrauen und die Schmähsucht der Parteien. Als 1840 das Whigministerium den Antrag auf eine Apanage von 50000 Pfd. St. für den königl. Gemahl stellte, setzten die Tories im Verein mit den Radicalen die Beschränkung der Summe auf 30000 durch. Diese Verhandlung blieb der einzige Mißton von Seiten der politischen Parteien. Dagegen eröffnete sich der Prinz einen achtbaren und einflußreichen Wirkungskreis, indem er sich als Beschützer und Förderer von Wissenschaft und Kunst erwies und an die Spitze vieler gemeinnützigen Unternehmungen und Vereine trat. Als Präsident des brit. Kunst- und Gewerbvereins betheiligte er sich namentlich bei Ausführung der großen Londoner Industrieausstellung vom J. 1851. Aus seiner Ehe wurden ihm drei Prinzen und vier Prinzessinnen geboren.

Albert oder **Alberti** (Heinr.), deutscher Liederdichter und Componist, geb. zu Lobenstein im Voigtlande 28. Juni 1604, studirte in Leipzig die Rechte, widmete sich aber dann ganz der Musik, lebte in Dresden, seit 1626 in Königsberg in Preußen, wo er 1631 Organist an der Domkirche wurde, und 6. Oct. 1668 starb. Mit seinen Freunden Dach und Roberthin führte er den Geschmack und die Dichtweise der ersten schlesischen Dichterschule erfolgreich in Preußen ein. Seine eigenen Gedichte, die er, sowie die der beiden genannten Freunde, selbst in Musik setzte, gehören zu dem Besten, was die Lyrik jener Dichterschule hervorgebracht hat. Namentlich gilt dies von A.'s Kirchenliedern, unter denen das Morgenlied „Gott des Himmels und der Erden", die Sterbelieder „Zum Sterben ich bereitet bin" und „Einen guten Kampf hab' ich auf der Welt gekämpfet", noch jetzt an vielen Orten gebräuchlich sind. Die meisten geistlichen und weltlichen Lieder der drei Freunde und einiger andern Dichter sind nebst A.'s Melodien gesammelt in „Arien zum Singen und Spielen" (8 Thle., Königsb. 1838—50); eine Auswahl seiner Gedichte enthält Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (Bd. 5, Lpz. 1823).

Albert (Kasimir), gewöhnlich Herzog von Sachsen-Teschen genannt, der Sohn des Königs August III. von Polen, wurde zu Moritzburg bei Dresden 11. Juli 1738 geboren. Bei seiner Vermählung 1766 mit der Erzherzogin Christine, der Tochter Kaisers Franz I. und der Maria

Theresia, gab ihm Letztere das Fürstenthum Teschen im östr. Schlesien, das er gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin, die Oberstatthalterin in den östr. Niederlanden war, verwaltete. Für gewöhnlich lebte er in Brüssel. Der Aufstand von 1789 nöthigte ihn, nach Wien zu gehen; doch bald nach der Unterdrückung desselben kehrte er nach Brüssel zurück. Im Kriege mit Frankreich commandirte er 1792 das Belagerungsheer vor Lille (21. Sept. bis 10. Oct.), mußte aber die Belagerung aufheben und bald darauf, nachdem er und Beaulieu bei Jemappes 6. Nov. geschlagen worden waren, Belgien räumen, wo Dumouriez sich behauptete. In dem folgenden Feldzuge verließ er seines hohen Alters wegen die Armee, und lebte seitdem fortwährend am wiener Hofe. Seiner Gemahlin, die 24. Juni 1798 kinderlos starb, verdankt die wiener Vorstadt Maria-Hilf eine prächtige Wasserleitung, zu deren Vollendung er durch ihr Testament verpflichtet wurde. Von seinen ansehnlichen Einkünften machte er den besten Gebrauch. Große Summen verwendete er auf seine besonders an Kupferstichen, auch vielen Originalzeichnungen der ersten Meister der ital., deutschen und niederl. Schule, reiche Kunstsammlung, die er zum Fideicommiß machte, und in deren Besitz der Erzherzog Karl von Östreich gelangte. A. starb zu Wien 11. Febr. 1822. Seine Sammlung von Originalzeichnungen gab Förster Veranlassung zur Herausgabe „Lithographischer Copien von Originalhandzeichnungen berühmter alter Meister aus der Sammlung des Erzherzogs Karl", wovon (Wien 1830—42, Royalfol.) 58 Hefte zu 4 Blatt erschienen sind.

Alberti (Leone Battista), ein vielseitig gebildeter Mann, vorzüglich ausgezeichnet und berühmt im Fache der Architektur, geb. zu Florenz 1398, gest. um 1472, stammte aus einer alten und sehr angesehenen Familie, erhielt früh umfassenden wissenschaftlichen Unterricht und widmete sich zunächst mit Eifer dem Studium der Rechtswissenschaft. Das Studium der alten Sprachen trieb er mit so glücklichem Erfolg, daß eine angeblich von ihm verfaßte Komödie „Philodoxios" durch Aldus Manutius den Jüngern als ein Werk des alten Komikers Lepidus herausgegeben ward (1588), wiewol Andere, und zwar mit größerer Wahrscheinlichkeit, dieselbe dem C. Aretinus (gest. 1453) zusprechen. Auch schrieb er manche andere Werke, zumeist wissenschaftlichen Inhalts, theils in lat., theils in ital. Sprache. In der Musik brachte er es schon früh dahin, daß er zu den besten Organisten seiner Zeit gezählt wurde. Ebenso ausgezeichnet war er im Fache der Malerei; seine Erfindung perspectivisch-optischer Gemälde machte das größte Aufsehen. Ein von ihm geschriebener Tractat über die Malerei ist später mehrfach aufgelegt worden. Seinen vorzüglichsten Beruf aber fand er in der Architektur. Indem er sich mit größtem Eifer dem Studium der antiken Bauwerke hingab, bestrebte er sich, die classische Consequenz derselben wieder in das Leben einzuführen. In der That gehören seine Bauwerke zu denjenigen, welche das reinste Gepräge des zu seiner Zeit wiedererwachten antiken Baustils tragen. Florenz besitzt mehre Gebäude, welche er aufführen ließ; die wichtigsten aber sind die Kirchen San-Andrea in Mantua und San-Francesco in Rimini. Ebenso bedeutend wie seine Bauten ist sein theoretisches Werk über dieses Kunstfach: „De re aedificatoria" (Flor. 1485; Straßb. 1541), das ins Italienische, Französische, Spanische und Englische übersetzt wurde.

Alberti von Enno, ein altes tirolisches Geschlecht, ursprünglich Enn oder Enno geheißen, nach einem Bergschlosse auf dem Ennsberge im Bisthum Trient. Schon in Urkunden von 1010 werden ein Engelfried und ein Ezzelin von E. erwähnt; jedoch nimmt man allgemein Olurandin, den Sohn des Letztern, als Stammvater an. Zu Ehren zweier Albertus von E., beide Bischöfe von Brixen, legte sich die Familie den Namen de Albertis de Enno bei, unter welchem Titel auch von Kaiser Ferdinand I. 1535 der altritterliche Adel der Familie, die zu Anfang des 15. Jahrh. in 17 Zweigen blühte, bestätigt wurde. Ein Sprößling, Josephus Victorius, starb 1696 als regierender Fürstbischof zu Trient. Die drei Söhne des Franz Felix A. von Enno: Franz Sigmund, Domherr zu Trient, Gervas Vigil und Joseph Victor, wurden mit ihrer Nachkommenschaft 1714 von Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben. Felix, ein Sohn von Gervas Vigil, gest. 1750, war ebenfalls Fürstbischof von Trient. Dessen Bruder Bartholomäus hatte zwei Söhne: Franz Felix, gest. 1804 als Domherr zu Trient und Abt zu Santa-Croce in Mailand, und Gervas. Söhne des Letztern sind die noch lebenden drei Grafen Christoph, Bartholomäus und Franz Felix. — **Alberti von Poja**, ein sehr altes Geschlecht, welches mit dem Hause d'Albert, den Herzogen von Luynes, gemeinschaftlichen Ursprung haben soll, kam zur Zeit der Kämpfe zwischen Welfen und Ghibellinen aus Oberitalien nach Tirol, wo es sich ansehnliche Besitzungen erwarb. Am 20. März 1774 wurden die drei Brüder Albert Virgil de Albertis de Poja, Anton Clemens und Franz Anton in den Reichsgrafenstand erhoben. Mehre lebende Glieder der Familie dienen in der östr. Armee. Der Graf Bartholomäus, geb.

1777 zu Roveredo, diente mit Auszeichnung in den Feldzügen gegen die Franzosen, und starb 11. April 1836 als Feldmarschalllieutenant und Hofkriegsrath zu Wien.

Albertinelli (Mariotto), ein Maler des 16. Jahrh., Freund und Mitschüler des Fra Bartolomeo und Nachahmer seines Stils. Es befindet sich von ihm ein ausgezeichnetes Bild in der Galerie der Uffizien zu Florenz, welches die Helmsuchung der Maria und Elisabeth vorstellt, und eine einfache und großartige Anordnung, treffliche Zeichnung und warmes Colorit zeigt. Man hat einen guten Stich dieses Bildes von Vincenzo della Bruna. Andere, zum Theil sehr anmuthige Bilder besitzt die Akademie von Florenz. Im berliner Museum befindet sich eine Himmelfahrt der Maria, deren obere Hälfte von Fra Bartolomeo, deren untere aber von A. gemalt ist. Andere Gemälde von seiner Hand befinden sich: in der münchener Pinakothek ein kleines Gemälde auf Holz, die Beschneidung im Tempel; auf dem Monte-Cavallo in Rom eine Mutter Gottes mit dem heiligen Domenico; in St.-Sylvester daselbst eine heilige Katharina; im Louvre eine Maria mit dem Kinde auf einem Postamente stehend. A.'s Figuren, besonders die weiblichen, sind von großem Liebreiz und mildem Ausdruck. Doch erreicht er nicht die Energie seines berühmten Kunstgenossen, durch welchen er immer wieder zur Malerei zurückgeführt wurde, von der ihn sein unruhiges und lebhaftes Gemüth mehrmals entfernte. Er starb im 45. Jahre, nach Einigen um 1512, nach Andern 1520.

Albertinische Linie. Diesen Namen führt die jüngere, königliche Linie des Hauses Sachsen. Die Söhne Kurfürst Friedrich's des Sanftmüthigen, Ernst (s. d.) und Albrecht (s. d.), regierten anfangs, von 1464—80, gemeinschaftlich, wobei Ernst nur die Kur und deren Zubehör voraus hatte. Im J. 1480 wurde Albrecht gewissermaßen abgefunden, aber 1485, nachdem die Brüder noch Thüringen ererbt hatten, kam es zur förmlichen Ländertheilung. Albrecht wählte sich den Theil, welcher in der Hauptsache die Markgrafschaft Meißen und die Hälfte des Osterlandes umfaßte. Sein Enkel Moritz (s. d.) gewann in der Schlacht bei Mühlberg 24. April 1547 Kur und Lande der ältern Linie, welcher nur ein kleines Gebiet mit einem Ertrage von 50000 Fl. zugestanden ward. Diese Abfindung vergrößerte man aber 1554 durch den Vertrag von Naumburg wesentlich: sie hat dann, mit Hinzufügung der Antheile der hennebergischen Erbschaft, das Gebiet der Ernestinischen Linie (s. d.) gebildet. Für die Albertinische blieb es ein Vortheil, daß schon das Albertinische Testament, oder vielmehr der Erbvertrag vom 15. Febr. 1499, die Untheilbarkeit der Regierung des Landes verfügte, welcher Grundsatz dann durch Landtagsreverse und die Hausobservanz verbürgt und auf neue Erwerbungen ausgedehnt wurde. Nur Kurfürst Johann Georg I. wich in seinem Testamente vom 20. Juli 1652 davon ab, indem er, zwar Vorzug und Oberhoheit des ältesten Sohnes festhaltend, doch auch den drei jüngern Söhnen ansehnliche Gebiete zusprach, woraus sich, nach Abfassung des Hauptvergleiches vom 22. April 1657, die Linien Sachsen-Weißenfels, welche 1746 erlosch und Nebenlinien zu Barby und Dahme gehabt hatte, Sachsen-Merseburg, welche bis 1738 bestand, und Sachsen-Zeitz mit der Nebenlinie Sachsen-Neustadt bildete. Die letzten Glieder derselben wurden katholisch und traten in den geistlichen Stand, überließen aber vorher ihre Besitzungen dem Kurhause, welches 1718 auch diese Lande an sich nahm. Im J. 1806 nahm die Albertinische Linie die Königswürde an.

Albertrandy (Jan Baptist), einer derjenigen Männer, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. am meisten dazu beigetragen haben, Wissenschaft und Gelehrsamkeit in Polen wieder zu wecken, wurde 1731 zu Warschau geboren. Sein Vater, der aus Italien nach Polen eingewandert war, ließ ihm in den Jesuitenschulen eine sorgfältige Erziehung ertheilen. Er machte solche Fortschritte, daß er im 19. Jahre zum Professor an dem Collegium zu Pultschontsk, später zu Plock und zu Wilna ernannt wurde. Zaluski erwählte ihn bei Eröffnung seiner großen Bibliothek zu Warschau zum Ordner derselben, welchem Amte er vorstand, bis ihn 1764 der Primas Lubienski zum Erzieher seines Enkels, F. Lubienski, der nachher zur Zeit des Herzogthums Warschau Justizminister war, berief, indem er ihn zugleich zu Staatsgeschäften benutzte. Nach dem Tode des Primas begab sich A. mit seinem Zöglinge nach Siena, wo er von dem General der Jesuiten die Erlaubniß erhielt, aus dem Orden zu treten. Er wurde Weltgeistlicher, besuchte Rom, und kehrte mit reichen Sammlungen in Begleitung seines Zöglings nach Polen zurück. Stanislaus Augustus ernannte ihn zu seinem Lector und übertrug ihm die Aufsicht über seine Privatbibliothek. Um die Lücken dieser Bibliothek in Beziehung auf poln. Geschichte auszufüllen, ging er nach Rom, wo er aus der vaticanischen und andern Bibliotheken und Archiven schöpfte. Drei Jahre lang arbeitete er dort, und brachte mehr als hundert Volumina voller Excerpte mit nach Polen, wofür ihn der König unter Anderm dadurch belohnte, daß er seine Ernennung zum Titularbischof von Zenopol veranlaßte. Die Sammlung zu vervoll-

ständigen, ward er später nach Stockholm und Upsala gesandt. Nach dem Tode des Königs war A. fast dem Mangel Preis gegeben; doch schlossen sich ihm jetzt Alle an, die durch Anbau der Wissenschaft und Sprache den Einfluß des Fremden zu hemmen gedachten. Durch seine Bemühungen entstanden Gelehrtenvereine, und 1801 trat mit Bewilligung des Königs von Preußen auch die „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften" zusammen. A. starb 10. Aug. 1808. Seine Handschriften kamen in Czacki's und dann in die Bibliothek zu Pulawy. Seine hauptsächlichen Schriften sind Abhandlungen und Reden, die in den Jahrbüchern jener Gesellschaft und in Zeitschriften zerstreut liegen. Außerdem hat Onacewicz aus A.'s Nachlasse die „Regierung des Heinrich Walezy und Stephan Bathory" (2 Bde., Warsch. 1823; Krak. 1849) und die „Regierung der Jagellonen Kasimir, Johann Albrecht und Alexander" (2 Bde., Warsch. 1826) herausgegeben.

Albertusthaler oder Albertiner, auch Kreuzthaler, brabanter oder burgunder Thaler genannt, eine seit 1588 gangbare Münzsorte, die vom Statthalter der südlichen Niederlande, dem Erzherzog Albert, den Namen erhielt. Es waren Thaler von 13 Loth 8 Grän, deren 9¾ auf eine feine Mark gingen. Dieselben verbreiteten sich darum so allgemein, weil von den Niederlanden aus die zahlreichen span. Anleihen, Subsidien, Zinsen u. s. w. in dieser, meist aus amerik. Silber geprägten Münzsorte bezahlt wurden. Später gingen die Albertiner stark nach Rußland, Polen und der Türkei für rohe von dorther bezogene Waaren und wurden dadurch die im Handel mit diesen Völkern fast einzig gangbare Münze. Deshalb prägten auch andere europ. Staaten, die dahin große Zahlungen hatten, Albertusthaler; zuerst Braunschweig 1747; dann die Kaiserin Maria Theresia mit dem Andreaskreuz 1752; der Herzog von Holstein, Großfürst Peter von Rußland, 1753; König Friedrich II. von Preußen 1767, und Wilhelm II. 1797. Die Herzoge von Kurland prägten solche von 1752—80 als Landesmünze. Auch gab es Albertusgulden, deren 3, und als Rechnungsmünze in Kurland, Semgallen und Liefland, Albertusgroschen, deren 30 einen Albertusthaler bildeten.

Alberus (Erasmus), Schriftsteller des Reformationszeitalters, wurde im Anfange des 16. Jahrh. wahrscheinlich in der Wetterau geboren, und studirte um 1520 in Wittenberg, wo er Luther's besondere Zuneigung genoß. Fortwährend sehr eifrig für die Verbreitung der Reformation thätig, war er zuerst in seiner Heimat, dann an vielen andern Orten Lehrer und Prediger, mußte aber in Folge theologischer und sonstiger Streitigkeiten seine Stellen häufig wechseln, welches Schicksal damals gewöhnlich die Lehrer der neuen Kirche betraf. So mußte er Magdeburg wegen seines Widerspruchs gegen das Interim verlassen. Er starb als Generalsuperintendent zu Neubrandenburg in Mecklenburg 5. Mai 1553. Seine zahlreichen Schriften sind theils gelehrt theologischen und philologischen Inhalts, theils derb polemisch gegen die Verfechter des Katholicismus. Von letztern ist namentlich berühmt: „Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alcoran", mit einer Vorrede Luther's. Später ward das Buch mehrfach neu bearbeitet. In der deutschen Literaturgeschichte ist A. bekannt durch 49 gereimte Fabeln, enthalten in dem „Buch der Tugend und Weisheit" (Frkf. 1550), die reich an witzigen und satirischen Einfällen und in fließender, gewandter Darstellung abgefaßt sind.

Albi, Hauptstadt des Depart. Tarn in Frankreich, auf einer Höhe am Tarn, mit 12500 E. Sie ist sehr alt und litt viel in den Religionskriegen. Außer den verschiedenen Departementalbehörden befindet sich hier ein Civil- und Handelstribunal, der Sitz eines Erzbischofs, eine Normalschule, eine Entbindungslehranstalt. Auch besitzt die Stadt eine Bibliothek von 12000 Bänden und ein Museum. Zu den vorzüglichsten Gebäuden gehört die gothische Kathedrale mit einem schönen Orgelchor, die St.-Salvikirche, die nach ihrer Bauart dem 13. Jahrh. angehört, die Kirche der heil. Cäcilie, der alte Palast der Grafen von Albigeois, den der Erzbischof bewohnt, das Hospiz, das Schauspielhaus. Beträchtlich ist der Commissionshandel mit Erzeugnissen der Stadt und der Umgegend, mit Getreide, Wein, Anis, getrockneten Pflaumen, und Kleesamen. Die Fabriken liefern Packtuch, Tischzeug, Wollen- und Baumwollenzeuge, Anisessenz, Leder, Liqueur, Pastellfarben u. s. w. — **Albigeois** hieß ehemals die Landschaft, in welcher die Stadt Albi liegt. Sie gehörte zu Ober-Languedoc, und ward geschichtlich merkwürdig durch die Religionsverfolgungen, welche ihre Bewohner, die Albigenser (s. d.), erlitten.

Albigenser hießen anfangs alle Gegner des Kreuzheers, das Papst Innocenz III. 1209 gegen die kirchenfeindlichen Sektirer im südlichen Frankreich aufrief, und das zuerst in den District Albigeois einrückte. Dann nannte man vorzugsweise die Katharer (s. d.) so und oft auch misbräuchlich die Waldenser. Veranlassung zu jenem Kriege gab die Ermordung des mit Ausrottung der Ketzer beauftragten päpstlichen Legaten und Inquisitors, Peter's von Castelnau, im

Gebiete des Grafen Raimund VI. von Toulouse; die wahre Absicht aber war, den wegen seiner Duldung gegen die Ketzer gehaßten Grafen von Toulouse um seine Länder zu bringen. Vergebens hatte dieser von dem Legaten Milo die schimpflichste Buße und Geißelung erduldet und mit großen Opfern die päpstliche Absolution erlangt. Die Legaten Arnold, Abt von Citeaux, und Milo nahmen Beziers, die Hauptstadt seines Neffen Roger, mit Sturm, und ließen gegen 20000 E. ohne Unterschied des Glaubens niedermachen. Nicht glimpflicher verfuhr Simon von Montfort, Graf von Leicester, der das Kreuzheer unter den Legaten befehligte, mit andern Orten im Gebiete Raimund's und seiner Bundesgenossen, von denen Roger von Beziers im Gefängniß, und der König Peter I. von Aragonien 1213 in einem Gefechte vor Muret umkam. Die eroberten Lande schenkte die Kirche, zur Belohnung seiner Dienste, dem Grafen von Montfort, welcher jedoch bei dem wechselnden Kriegsglück nie in den ruhigen Besitz dieser Schenkung kam. Bei der Belagerung von Toulouse (1218) ward er durch einen Steinwurf getödtet, und seinen Sohn zwang Raimund VI. und, als dieser 1222 starb, dessen Sohn Raimund VII. zur Herausgabe des eroberten Landes. Allein der päpstliche Ablaß lockte aus allen Provinzen Frankreichs neue Kreuzfahrer herbei, die den Krieg fortsetzten. Mit vielem Muthe vertheidigte Raimund VII. das väterliche Erbe gegen die Legaten und Ludwig VIII. von Frankreich, der im Kampfe gegen die Ketzer 1226 den Tod fand. Nachdem Hunderttausende von beiden Seiten gefallen und die schönsten Gegenden in der Provence und in Oberlanguedoc verwüstet worden waren, kam es 1229 zum Frieden, in dem Raimund die Lossprechung vom Kirchenbanne mit ungeheuern Geldsummen erkaufen, Narbonne mit mehren Herrschaften an Ludwig IX. überlassen und seinen Eidam, einen Bruder Ludwig's, zum Erben seiner übrigen Lande einsetzen mußte. Der Papst ließ diese Provinzen dem Könige von Frankreich zufallen, um ihn desto fester an seinen Stuhl zu ketten und desto geneigter zur Aufnahme seiner Inquisitoren zu machen. Die Ketzer waren nun dem Bekehrungseifer des Dominicanerordens und den Blutgerichten der Inquisition Preis gegeben, welche beide ihre ganze Kraft anwendeten, die bei ihren Ansichten beharrenden Albigenser auf den Scheiterhaufen zu bringen, und auch den Bekehrten durch schwere Strafen den unversöhnlichen Grimm der Kirche fühlbar machten. Seit der Mitte des 13. Jahrh. verschwand der Name der Albigenser allmälig; ihre Reste suchten den Osten und ließen sich namentlich in Bosnien nieder. Vgl. Fauriel, „Croisade contre les Albigeois" (Par. 1838); Faber, „Inquiry into the history and theology of the ancient Vallenses and Albigenses" (Lond. 1838); Hahn, „Geschichte der Ketzer im Mittelalter" (Stuttg. 1845).

Albignac (Maurice, Graf v. Castelnau), geb. 1775, ergriff die militärische Laufbahn im franz. Heere, emigrirte aber 1792, und diente erst unter Condé, dann bei den Östreichern. Unter dem Consulat kehrte er nach Frankreich zurück, und trat 1806 unter die Gendarmes d'ordonnance. Er wurde bald Offizier und 1807 dem König von Westfalen als Flügeladjutant beigegeben. Hier stieg er schnell zu den Posten eines Divisionsgenerals, Oberstallmeisters und Kriegsministers. Er verfolgte und vernichtete Schill, stellte aber dem Herzoge von Braunschweig mit minderm Glück nach. Mit dem westfälischen Hoftreiben unzufrieden, ging er nach Frankreich zurück. Den russischen Feldzug machte er als Chef des Generalstabs vom sechsten Armeecorps unter Gouvion-St.-Cyr mit, und befehligte dann die vierte Reservedivision im Depart. Gard. Als er sich später den Bourbons anschloß, ward er Ordonnanzoffizier des Herzogs von Angoulême. Bei der Rückkehr Napoleon's ging er nach Gent. Unter St.-Cyr erhielt er die Stelle des Generalsecretärs im Kriegsministerium, dann die eines Generalgouverneurs der Kriegsschule zu St.-Cyr. Nachdem er noch die Marschallswürde erhalten hatte, starb er 1824.

Albini (Franz Jos., Freiherr von), ein sehr verdienter Staatsmann, geb. zu St.-Goar 1748, begann seine politische Laufbahn als Hof- und Regierungsrath des Fürstbischofs von Würzburg. Er ward 1774 Kammergerichtsassessor und 1787 geheimer Reichsreferendar des Kurfürsten von Mainz, wodurch er mit Kaiser Joseph II. in unmittelbare Geschäftsberührung kam, der ihn mit seinem Vertrauen beehrte und 1789 mit außerordentlichen Aufträgen an mehre deutsche Höfe sandte. Nach Joseph's Tode trat er als Hofkanzler und Minister in kurmainzische Staatsdienste. Seine Verwaltung war von den wohlthätigsten Folgen für diesen Staat, wurde jedoch durch den Krieg von 1792 gestört. Im J. 1798 war er auf dem Friedenscongresse zu Rastadt. Er entwarf den Plan, durch einen allgemeinen Landsturm die Franzosen vom deutschen Boden abzuhalten, und stellte sich 1799 an die Spitze des mainzer Landsturms. Während er 1802 die Reichsdeputation rücksichtlich des Entschädigungsgeschäfts leitete, starb 25. Juli 1802 der Kurfürst Friedrich Karl Joseph. A. nahm sogleich dem Militär und den Landesbehörden den Eid der Treue für den neuen Kurfürsten von Dalberg ab, und da er dessen

volles Vertrauen genoß, so gingen alle Staatsgeschäfte, wie bisher, durch seine Hand. Auch als der Kurfürst Primas des Rheinbundes wurde, blieb A. in dessen Diensten, und als derselbe Großherzog von Frankfurt ward, erhielt er das Präsidium im Ministerium. Durchgehends bewährte er seinen echt deutschen Charakter. Die verbündeten Mächte gaben ihm, als sie im Oct. 1813 das Großherzogthum Frankfurt eroberten, einen Beweis der Anerkennung seines Verdienstes, indem sie ihm den Vorsitz in dem Ministerialrathe des von ihnen unter Verwaltung genommenen Landes übertrugen; doch verlor er freilich alle seine Stellen. Nun trat A. 1815 in östr. Dienste und erhielt die Stelle eines bevollmächtigten Ministers am Bundestage. Noch ehe er diese angetreten, starb er zu Dieburg 8. Jan. 1816.

Albinos, s. Kakerlaken.

Albinovānus (C. Pedo), ein Zeitgenosse und Freund des Ovid, der auch einen Brief aus dem Pontus an ihn richtete, zeichnete sich in der epischen Dichtkunst aus. Doch sind von seinem größern Werke, worin er die Thaten des Germanicus beschrieben hatte, nur wenige Verse auf uns gekommen, die bei Wernsdorf, „Poetae latini minores" (Bd. 4), stehen. Auch wird ihm eine Elegie beigelegt, die nicht ohne dichterischen Werth ist, „Consolatio ad Liviam Augustam de morte Drusi", herausgegeben von Beck (Lpz. 1783) und zugleich mit deutscher Übersetzung von Meinecke (Quedlinb. 1819).

Albinus, ein Heiliger, den besonders in Frankreich viele Kirchen, Klöster und Ortschaften zum Schutzpatron haben. Er starb als Bischof von Angers 549. — **Albinus** (Decimus Clodius), röm. Feldherr, wurde nach dem Tode des Helvius Pertinax (193 n. Chr.) von den gallischen und britannischen Legionen zum Kaiser ausgerufen, aber von Septimius Severus bei Lyon besiegt. Er tödtete sich selbst; seinen Leichnam ließ Severus in die Rhône werfen. — **Albinus**, ein Märtyrer, wurde zu Rom hingerichtet. Seinen Leichnam brachte man 980 nach Köln; sein Gedächtnißtag ist der 22. Juni.

Albinus (Bernh. Siegfr.), wurde 24. Febr. 1697 zu Frankfurt a. d. O. geboren, wo sein Vater Bernh. Albinus, eigentlich Weiß, der später Professor der Medicin in Leyden wurde, damals angestellt war. Nachdem er den Unterricht seines Vaters, Rau's, Bidloo's und Boerhaave's genossen, studirte er zu Paris unter Winslow, Senac und Vaillant Anatomie und Botanik. Schon 1719 wurde er als Lector der Anatomie zu Leyden angestellt. Nach seines Vaters Tode (1721) rückte er in dessen Stelle als Professor der Medicin und Anatomie ein, und war nicht nur als Docent und Schriftsteller, sondern auch als Praktiker eine Zierde der leydener Akademie. Er galt für ein beinahe ebenso großes medicinisches Orakel als Boerhaave, dessen einfachen Principien auch er huldigte. Sein Lehrsaal wurde nicht blos von Studirenden, sondern auch von promovirten Ärzten aus fast allen Ländern Europas besucht; von allen Seiten strömten Kranke zu ihm oder wandten sich brieflich an ihn um ärztliche Hülfe. Seine Verdienste als Anatom sind allgemein anerkannt, und seine zahlreichen Werke werden immer einen ehrenvollen Platz behaupten. Vorzugsweise zu erwähnen sind die „Tabulae sceleti et musculorum corporis humani" (Leyd. 1747), mit von Wandelaar gestochenen Kupfertafeln. Unermüdet setzte er fast bis zum letzten Augenblicke seine literarische und amtliche Wirksamkeit fort. Er starb 9. Sept. 1770. — Sein Bruder Friedr. Bernh. Albinus der ihm im Amte nachfolgte und 1778 starb, war auch ein tüchtiger Anatom und Physiolog, konnte ihn aber beiweitem nicht erreichen.

Albion ist der älteste Name des spätern Britannia major oder des heutigen England und Schottland. Die Griechen und Römer erhielten ihn von den Galliern, in deren celtischer Sprache er „Bergland" bedeutet. Andere leiten den Namen her von albus, weiß, der Farbe der Kreidefelsen, welche die westlichen Küsten Britanniens umgeben. — Albion, ein sächsischer Heerführer in den Kriegen gegen Karl d. Gr., angeblich Wittekind's Schwiegersohn, mit welchem gemeinsam er sich 785 unterwarf und zu Attigny taufen ließ. Die genealogische Fabel macht ihn zum Stammvater des Hauses Anhalt.

Albisbrunn, eine Wasserheilanstalt in einer reizenden Gegend am westlichen Fuße des Albis, bei Hausen im Canton Zürich. Dieselbe ward 1839, als die erste Wasserheilanstalt in der Schweiz, von dem Arzte G. H. Brunner nach dem Muster derjenigen von Prießnitz in Gräfenberg angelegt. In einem großen Gebäude, mit bequem eingerichteten Zimmern und Bädern, ist für die Aufnahme zahlreicher Gäste gesorgt, welche, meist der vornehmern Gesellschaft angehörend, sich aus allen Ländern Europas hier zusammenfinden.

Albo (Jos.), ein gelehrter Jude aus Soria in Castilien, gest. 1430, ein Gegner des Christenthums, ist der Verfasser des dogmatischen Werks „Ikkarim" (in hebr. Sprache zu Soncino

1486 und öfter; deutsch von W. und L. Schlesinger, Frkf. 1838—41), in welchem er die Grundlehren des Judenthums zu vertheidigen sucht.

Alboin, der Begründer des Lombardenreichs in Italien, folgte 561 seinem Vater Audoin auf dem Königsthrone der Longobarden, die damals noch in Pannonien saßen. Sein Thatendurst wendete sich zuerst wider die Ostgothen, gegen welche er dem Narses beistand, dann gegen die östlich wohnenden Gepiden, die er, mit den Avaren verbündet, 566 in einer großen Schlacht besiegte, wobei er ihren König Kunimund mit eigener Hand erlegte. Mit der gefangenen Tochter desselben, Rosamunde, vermählte er sich, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, der Klodoswinda. Einige seiner Krieger, die er dem Narses nach Italien mitgegeben hatte, erzählten ihm von den Schönheiten und Reichthümern dieses Landes, und dies bestimmte ihn, gleich nach Narses' Tode 568 mit seinen Longobarden, den Resten der Gepiden und 20000 Sachsen in Italien einzubrechen, dessen Norden er nach und nach bis an die Tiber eroberte. Seine Roheit kostete ihm das Leben. Bei einem Feste zu Verona zwang er seine Gemahlin, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Sie suchte jetzt ihren Buhlen Helmichis, dann den Peredeo, zur Ermordung ihres Gemahls zu bestimmen, und der Letztere vollbrachte die That 574. Die Longobarden aber erhoben sich erbittert, und Rosamunde floh mit ihren beiden Genossen, ihrer Tochter Abswinda und dem Schatze nach Ravenna zu dem griech. Exarchen Longinus. Da dieser um sie warb, reichte sie Helmichis Gift, ward aber von diesem gezwungen, den Rest des Bechers zu leeren und starb mit ihm. Peredeo wurde nach Konstantinopel geschickt und dort geblendet.

Albornoz (Ägidius Alvarez Carillo), ein kriegerlscher Prälat des Mittelalters, aus Cuença, studirte zu Toulouse, wurde dann Almosenier des Königs Alfons XI. von Castilien, und von diesem erst zum Archidiakon von Calatrava, dann zum Erzbischof von Toledo befördert. Er war Staats- und Kriegsmann, nahm an den Kämpfen gegen die Mauren Theil, rettete dem Könige in der Schlacht von Algesiras das Leben, wurde dafür zum Ritter geschlagen, und leitete 1343 die Belagerung von Algesiras. Bei Peter dem Grausamen, dessen Ausschweifungen er mit geistlicher Strenge tadelte, fiel er dagegen in Ungnade; er flüchtete nach Avignon zu Papst Clemens VI., der ihn zum Cardinal ernannte. Auch Innocenz VI. erkannte seine staatsmännischen Talente, und sendete ihn als Cardinallegaten nach Rom, wo es ihm unter den schwierigsten Verhältnissen gelang, den Kirchenstaat der päpstlichen Autorität im Laufe der Jahre 1353—62 wieder zu unterwerfen. Auch hier mußte er kriegerisch auftreten; er eroberte 1357 Cesena. Ihm verdankte es Urban V., daß er 1367 wieder in seinen Staat zurückkehren konnte. A. starb 24. Aug. 1367 zu Viterbo. Er selbst schrieb ein interessantes Werk über die röm. Kirche, das zuerst 1473 zu Jesi erschien und jetzt sehr selten ist. Sepulveda hat in seinem Geschichtswerke die Leistungen des Cardinals in Italien beschrieben.

Albrecht I., Herzog von Östreich, deutscher König, 1298—1308, geb. 1248, war der älteste Sohn Kaiser Rudolf's I. (s. d.), der kurz vor seinem Tode den vergeblichen Versuch gemacht hatte, die Krone auf des Sohnes Haupt zu setzen, indem die Kurfürsten, seiner Gewalt müde und durch die Schwäche seines Alters ermuthigt, die Königswahl verschoben. Nach dem Tode des Vaters sah A. seine Erbstaaten Östreich und Steiermark gegen sich aufstehen. Da er jedoch den durch seinen Geiz und seine Härte erregten Aufruhr mit Kraft unterdrückte, so stieg seine Kühnheit, und ohne die Entscheidung des Reichstags abzuwarten, bemächtigte er sich der Reichsinsignien. Dieser Gewaltschritt bewog die Kurfürsten, nicht ihn, sondern Adolf von Nassau (s. d.) zu erwählen. Unruhen, die gegen ihn in der Schweiz ausgebrochen waren, und eine Krankheit, die ihm ein Auge raubte, bestimmten ihn zur Nachgiebigkeit; er lieferte die Reichsinsignien aus und leistete dem neuen König den Lehnseid. Kaum hatte er den Aufstand in der Schweiz gestillt, als sich neue Streitigkeiten in Östreich und Steiermark erhoben, besonders mit dem Bischof von Salzburg, der auf das falsche Gerücht von A.'s Tode in dessen Staaten eingefallen war. Unterdessen hatte Adolf nach einer sechsjährigen Regierung die Liebe aller Reichsfürsten verscherzt. A. wußte durch erheuchelte Milde die Kurfürsten so zu täuschen, daß sie, als Adolf auf dem Reichstage 1298 abgesetzt ward, ihn zum König erwählten. Zur Vollziehung dieses Beschlusses bedurfte es aber der Entscheidung der Waffen. Beide Nebenbuhler trafen mit ihren Heeren zwischen Gelheim und Rosenthal bei Worms auseinander. A. zog sich scheinbar zurück und verführte dadurch Adolf, ihm blos mit der Reiterei zu folgen. „Du verlierst Krone und Leben!" rief Adolf seinem Gegner zu. „Das wird der Himmel entscheiden!" antwortete A., indem er ihn mit der Lanze ins Gesicht traf. Adolf sank vom Pferde, und A.'s Begleiter tödteten ihn. A. fühlte, daß er sich jetzt großmüthig zeigen konnte. Freiwillig entsagte er der ihm durch die letzte Wahl übertragenen Krone, und, wie er vorausgesehen hatte, aufs neue

gewählt, ward er zu Aachen im Aug. 1298 gekrönt. Allein Papst Bonifaz VIII. sprach den Kurfürsten das Recht ab, den Kaiser zu wählen, indem er den Papst für den wahren Kaiser und gesetzlichen König der Römer erklärte. Er lud daher A. vor sich, um Vergebung zu erbitten und die Buße zu thun, die er ihm auferlegen würde; den deutschen Fürsten aber verbot er, ihn anzuerkennen, und entband sie ihres Eides gegen ihn. Selbst A.'s treuer Freund, der Erzbischof von Mainz, verband sich mit dem Papste. Dagegen vereinigte sich A. mit Philipp dem Schönen von Frankreich, versicherte sich der Neutralität Sachsens und Brandenburgs, und zwang den Kurfürsten von Mainz, nicht nur das Bündniß mit dem Papste zu brechen, sondern auch für die nächsten fünf Jahre sich mit ihm zu verbinden. Bonifaz knüpfte nun Unterhandlungen mit A. an, in welchen dieser aufs neue die Falschheit seines Charakters zeigte. Er brach sein Bündniß mit Philipp, gestand zu, daß das abendl. Kaiserthum den Kaisern von dem Papste verliehen sei, daß das Wahlrecht der Kurfürsten sich von dem Heiligen Stuhle herschreibe, und versprach mit einem Eide, die Rechte des röm. Hofs auf des Papstes Verlangen gegen Jedermann mit den Waffen zu vertheidigen. Zur Belohnung dafür sprach Bonifaz gegen Philipp den Bann aus, erklärte diesen der Krone verlustig, und gab A. das Königreich Frankreich. König Philipp wußte indessen den Papst dafür hart genug zu züchtigen. Die folgenden Jahre füllen unglückliche Kriege, die A. gegen Holland, Seeland und Friesland, gegen Ungarn, Böhmen und Thüringen führte. Im Begriff, die bei Lucka 1307 durch den Markgrafen Friedrich erlittene Niederlage zu rächen, bekam er die Kunde von einem Aufstande der Schweizer, und sah sich genöthigt, dorthin seine Kräfte zu richten. Am 1. Jan. 1308 war der Aufruhr in Unterwalden, Schwyz und Uri ausgebrochen. A. hatte diese Folge seiner Bedrückungen nicht nur vorausgesehen, sondern sogar gewünscht, um einen Vorwand zu finden, sich die Schweiz ganz unterwerfen zu können. Doch eine neue Ungerechtigkeit veranlaßte ein Verbrechen, das seiner Ehrsucht und seinem Leben ein Ziel setzte. Dem Herzoge Johann, dem Sohne seines jüngern Bruders Rudolf, gebührte Schwaben als Erbe; vergebens foderte aber derselbe dessen Herausgabe. Als A. gegen die Schweiz auszog, erneuerte Johann seine Foderung. A. fügte noch Spott zum Unrecht und sprach, indem er dem Neffen einen Blumenkranz reichte: „Dies gebührt deinem Alter; die Sorge der Regierung überlaß mir!" Da verschwor sich Johann mit Walther von Eschenbach, seinem Lehrer und Führer, mit Rudolf von der Wart, Rudolf von Palm, Konrad von Tegernfeld und Walther von Castelen gegen A.'s Leben. Den Augenblick, als A. auf einem Ritt nach Rheinfelden durch die Reuß von seinem übrigen Gefolge getrennt war, benutzten die Verschworenen, und Johann selbst führte den ersten Hieb; nur Walther von Castelen, von Grauen bei dieser Übelthat ergriffen, floh davon. (S. Johannes Parricida.) In den Armen einer am Wege sitzenden Bettlerin verschied A. am 1. Mai 1308. Furchtbar rächte ihres Vaters Tod Agnes von Östreich (s. d.). A. hinterließ aus der Ehe mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Mainhard von Tirol, fünf Söhne und ebenso viel Töchter.

Albrecht II., deutscher König, als Herzog von Östreich Albrecht V., ein Sohn Herzog Albrecht's IV., geb. 1397, vermählte sich 1422 mit Elisabeth, der Tochter Kaiser Sigismund's, dem er 19. Dec. 1437 in Ungarn und 1438 trotz des Gegenkönigs Kasimir auch in Böhmen in der Regierung folgte. In Ungarn hatte er geloben müssen, die deutsche Krone nicht ohne Bewilligung der Stände anzunehmen. Er erhielt dieselbe aber, und wurde 1438 als deutscher König gekrönt, in welcher Stellung er eine um so ehrendere Anerkennung verdient, als die Verhältnisse, in die er als Sigismund's Nachfolger eintrat, höchst schwierige waren. Wohl wissend was dem zerrütteten Reiche Noth thue, war er auf dem Reichstage von 1438 vor Allen thätig für die Abschaffung des Faustrechts, für die Errichtung eines festen Landfriedens, sowie für die Eintheilung des Reichs in Kreise und die Verbesserung der Rechtspflege. Leider riß ihn mitten aus diesen wohlthätigen Entwürfen ein schneller Tod, 27. Oct. 1439 zwischen Gran und Wien, den ihm eine ansteckende Krankheit auf einem Feldzuge gegen die Türken brachte.

Albrecht II., Herzog von Östreich, der Sohn König Albrecht's I., geb. 1298, war minderjährig, als sein Vater ermordet ward. Nach dem Tode seines Bruders Otto, mit dem er einige Zeit gemeinschaftlich regierte, war er der einzige übrige Sprößling seiner Familie. Gift, welches man ihm beigebracht, zog ihm im 32. J. eine Lähmung zu, die ihn jedoch nicht abhielt, persönlich am Kriege Theil zu nehmen; er ließ sich bald in einer Sänfte tragen, bald auf seinem Pferde befestigen. Der Papst Johann XXII. trug ihm die Kaiserkrone an; allein er schlug sie aus. Er war der Erste, der in den Erbstaaten des Hauses Östreich das Recht der Erstgeburt einzuführen versuchte, was aber erst Maximilian I. gelang. Unglücklich waren seine Unternehmungen gegen

die Schweiz, und nur durch Bestechung gelang es ihm, nach langer Belagerung sich in den Besitz von Zürich zu setzen. Da aber die Eidgenossen sich bedroht sahen, die Früchte ihres funfzigjährigen Kampfes zu verlieren, so griffen die Bergbewohner von Schwyz zu den Waffen. Wo ihnen wehte die durch den Sieg bei Morgarten berühmte Fahne, und A.'s Heer mußte überall weichen. Das gemeinsame Bündniß der Eidgenossen wurde erneuert, und A. sah sich genöthigt nach Wien zurückzukehren, wo er, von Kummer verzehrt, 16. Aug. 1358 starb. Er war thätig kenntnißreich, haushälterisch, duldsam, vorsichtig, und die Geschichte hat ihn den Weisen genannt.

Albrecht VII., auch Albert, Erzherzog von Östreich, geb. 1559, der dritte Sohn des guten und verständigen Kaisers Maximilian II., war nicht bei diesem, sondern vermöge eines Familienabkommens am Hofe Philipp's II. von Spanien erzogen worden. Er hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, wurde 1577 Cardinal, 1584 Erzbischof von Toledo, und bekleidete von 1594—96 die Würde eines Vicekönigs von Portugal. Jetzt aber bestimmte ihn Philipp II. zum Statthalter der Niederlande, wo er nun bis an seinen Tod der Repräsentant des spanischen Monarchen blieb, und dieser Aufgabe nicht ohne Takt und Würde entsprach. Der Cardinal Bentivoglio, der sich längere Zeit an seinem Hofe aufhielt, rühmt seine Rechtschaffenheit, seine Mäßigung, seinen Sinn für ernstere Studien, seine Arbeitsamkeit, Ausdauer und Verschwiegenheit. Doch verbirgt er nicht, daß er ein besserer Fürst für den Frieden als für den Krieg gewesen sei. Seine ersten Schritte in den Niederlanden bewiesen jedoch Entschlossenheit und Muth; später ward ihm Langsamkeit und Unentschlossenheit vorgeworfen. Indessen erhielt er auch von Spanien nicht die versprochene Unterstützung, und überdies stand die Sache so, daß an dem Ausgang nicht mehr viel zu ändern war. Was zu erlangen, hat auch A. erlangt. Sein mildes maßvolles, von Verfolgungssucht freies Wesen hat wesentlich zur Wiederbefestigung der spanischen Herrschaft in den Spanischen Niederlanden beigetragen. Anfangs erwartete man allerdings mehr, und Philipp gedachte, den Erzherzog zum Vermittler einer Wiedervereinigung der gesammten Niederlande zu benutzen. A. verließ den geistlichen Stand, und Philipp bestimmte ihm mit der Hand seiner 32jährigen Tochter, der Infantin Isabella, die Niederlande als deren Brautschatz. Doch sollten sie an Spanien zurückfallen, wenn die Ehe kinderlos bliebe. Auch sonst sah man aus den nähern Bedingungen und weitern Vorgängen, daß Philipp eine wahre Selbständigkeit nicht beabsichtigte. Die Vermählung erfolgte am 6. Mai 1598; aber die Hoffnung, daß auch die abgefallenen Provinzen sich gewinnen lassen würden, schlug fehl, während sonst die Ehe eine glückliche, und die Infantin mit vielen Vorzügen des Geistes und Herzens geziert war. Am 2. Juli 1599 kämpfte der Erzherzog selbst gegen Moritz von Nassau bei Niewpoort, an demselben Tage, wo 301 J. früher Albrecht von Habsburg den Adolf von Nassau aufs Haupt geschlagen hatte. Diesmal siegte der Nassauer, ohne jedoch Früchte von seinem Siege zu ernten. Der Erzherzog schloß 1609 den 12jährigen Waffenstillstand, fuhr dann fort, einen glänzenden Hof in Brüssel zu halten, und starb daselbst 1621, kurz vor dem Wiederbeginn des Kriegs.

Albrecht (Friedr. Rud.), Erzherzog von Östreich, ältester Sohn des 1847 verstorbenen Erzherzogs Karl, wurde 3. Aug. 1817 geboren. Nachdem er die niedern Offiziergrade durchlaufen, ward er 1843 zum Feldmarschallieutenant, 1845 zum commandirenden General in Östreich ob und unter der Enns ernannt. Als solcher mußte er 1848 dem Märzaufstande zu Wien entgegentreten; doch legte er bereits 14. März das Commando nieder. Im ital. Feldzuge von 1849 übernahm er unter Radetzky den Befehl über eine Division, und lieferte bei dem forcirten Übergange über den Ticino bei Pavia sowie bei dem Angriffe auf Mortara Beweise persönlichen Muthes und militärischen Talentes. Durch seine Standhaftigkeit und Thätigkeit in der Schlacht bei Novara hat er zur Entscheidung des Sieges beigetragen. Am 19. Sept. 1849 wurde er zum Commandanten des 3. Armeecorps (in Böhmen), 11. Oct. zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz, und im Frühjahr 1850 zum Oberbefehlshaber über die Truppenmacht in Böhmen ernannt. Seit dem 1. Mai 1844 ist er mit Hildegard, einer Tochter des Königs Ludwig von Baiern, vermählt.

Albrecht, genannt Alcibiades, Markgraf von Brandenburg, fränkischer Linie, Sohn des Markgrafen Kasimir, geb. zu Ansbach 28. März 1522, glich dem griech. Helden, dessen Name ihm von Hofschmeichlern beigelegt ward, vielleicht in unstetem Übermuthe, kriegerischer Verwegenheit und üppiger Sinneslust, aber sonst in nichts. Er war ein wüster Parteigänger des 16. Jahrh., den bei seinen politischen Sprüngen nur die gemeinsten Beweggründe leiteten. Das Loos wies ihm bei der Erbtheilung 1541 Baireuth zu. In den Schmalkaldischen Händeln hielt er erst zum Kaiser und zog mit ihm gegen Wittenberg, ward aber bei Rochlitz gefangen. Die Schlacht bei Mühlberg befreite ihn. Er führte das Interim in seinen Landen ein, und nahm

1551 an der Execution gegen Magdeburg Theil. Hier bestimmte ihn Kurfürst Moritz, sich seinem entscheidenden Zuge gegen den Kaiser anzuschließen. Mit dem Passauer Vertrage (1552) trennten sich Beider Wege in bezeichnender Weise. Moritz, der nur das Nöthige, und zwar nicht für sich, sondern für die gemeinsame Sache gewollt hatte, kehrte nach erreichtem Ziele sofort zum Gehorsam gegen die bestehenden Ordnungen zurück; A. aber, der sich zu vergrößern gedacht hatte, unternahm einen, besonders gegen die geistlichen Stifter gerichteten Raubzug durch Franken. Er wurde geächtet, und die Vollstreckung der Acht fiel Moritz zu, der den alten Genossen bei Sievershausen aufs Haupt schlug (9. Juli 1553), wobei der Sieger selbst blieb. Nach Moritz's Tode noch mehrmals geschlagen und seiner Besitzungen beraubt, irrte er an mehren Höfen umher, und ging endlich nach Frankreich. Auf dem Rückwege nach Regensburg, wo er auf dem Deputationstage erscheinen wollte, starb er 8. Jan. 1555 zu Pforzheim, bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden. A. war auch in die Unternehmungen Grumbach's (s. d.) verwickelt.

Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, geb. 1106, war der Sohn und Nachfolger Otto des Reichen, Grafen von Ballenstädt und Aschersleben, der 1123 starb, und der Eilika, der ältesten Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, des letzten Billungers. Vom Kaiser Lothar, dem er treu ergeben war, erhielt er 1125 die Lausitz als Reichslehn; dagegen wurde das Herzogthum Sachsen, auf welches er als Sohn der ältesten Tochter des letzten Herzogs Ansprüche hatte, 1127 dem Sohne der jüngern Tochter, dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern, zu Theil. Dafür ward A. 1133 zum Markgrafen der nördlichen Mark (Salzwedel) ernannt. Erst 1138, nachdem Konrad zum deutschen König erwählt und Heinrich in die Acht erklärt worden, kam das Herzogthum Sachsen an A., der sich nun Herzog von Sachsen nannte. Doch sehr bald gewann Heinrich wieder die Oberhand; A. wurde flüchtig, und mußte sich mit der Markgrafschaft Nordsachsen und dem schwäbischen Erzkämmereramt, das er zur Entschädigung erhielt, begnügen. Zurückgekehrt in sein Land, ließ er sich mit den den Wenden abgenommenen Länderstrecken als mit einem erblichen Lehen vom Reiche belehnen, und wurde so der Stifter des neuen Staats Brandenburg und der erste brandenburgische Markgraf. Ein Aufstand der Wenden, den er 1157 dämpfte, veranlaßte ihn zu den härtesten Maßregeln gegen die Besiegten. Die in Folge dessen entvölkerten Gegenden besetzte er durch Flamänder oder Fläminger. Mit seiner Gemahlin unternahm er einen Zug nach Palästina, von dem er 1159 zurückkehrte. Nachdem er sich in den letzten Jahren noch viel mit Ausrottung der wendischen Sprache und Einführung des Christenthums beschäftigt hatte, starb er 1170 zu Ballenstädt, wo er auch begraben wurde.

Albrecht der Beherzte, Herzog von Sachsen, der Stifter der Albertinischen, gegenwärtig königl.-sächs. Linie, geb. 1443, der jüngere Sohn des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen, wurde 1455 nebst seinem Bruder Ernst durch Kunz von Kaufungen geraubt. (S. Prinzenraub.) Er vermählte sich 1464 mit Zedena, der Tochter Königs Georg Podiebrad von Böhmen, die 1510 starb. Nachdem 1464 sein Vater gestorben, regierte er mit seinem Bruder Ernst bis 1485 gemeinschaftlich in den meißnischen und thüringischen Stammländern, welche letztere sie aber erst 1482, nach dem Tode ihres Oheims Wilhelm III., vollständig ererbten. Bei der Theilung dieser Länder fiel ihm die sogenannte Meißner Portion zu. Als sein Schwiegervater gestorben, trachtete er vergeblich nach der böhmischen Krone. 1475 unterstützte er den Kaiser Friedrich III. gegen Karl den Kühnen, und im folgenden Jahre unternahm er eine Pilgerfahrt nach Palästina. Nach der Rückkehr half er dem Kaiser als „Marschall und gewaltiger Bannermeister" den Matthias Corvinus von Ungarn bekämpfen. Auch später führte er gegen Letztern das Reichsheer, mußte aber wegen Mangel an Mitteln den unvortheilhaften Vertrag von Märgendorf (1487) schließen. Sodann ging A. nach den Niederlanden, wo er den Befehl über das kaiserliche Heer übernahm und 1488 den Titel als Statthalter erhielt. Der neue Kaiser Maximilian I. ernannte ihn 1498 zum Erbstatthalter von Friesland. Doch A. konnte sich bei den Friesen keine Liebe erwerben; daher empörten sie sich in seiner Abwesenheit gegen seinen als Vice-Erbstatthalter eingesetzten Sohn Heinrich, den sie in Franeker belagerten. A. befreite denselben und eroberte die noch jetzt in Dresden aufbewahrte Kette, an welcher sie den Sohn hatten hängen wollen, starb aber bald darauf zu Emden 12. Sept. 1500. In seinem Testamente bestimmte er seinem ältern Sohne Georg die Regierung in den meißnischen Landen, dem jüngern die Erbstatthalterwürde von Friesland, und begründete auf diese Weise in der Albertinischen Linie die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt.

Albrecht der Stolze, Markgraf von Meißen, 1190—95, der erstgeborene Sohn Markgraf Otto's des Reichen, ist uns von den Mönchen, seinen Feinden, den einzigen Geschichtschrei-

dern jener Zeit, unstreitig sehr parteiisch geschildert worden. Von seinem Vater gereizt, der nach dem Willen seiner Gemahlin Hedwig, gegen die deutsche Lehnsverfassung, dem zweiten Sohne Dietrich die Markgrafschaft Meißen als Erbe bestimmte, lehnte er sich im offenen Kampfe gegen denselben auf. Er nahm 1188 den Vater gefangen und brachte ihn nach dem festen Schloße Döben bei Grimma. Zwar mußte er denselben auf Befehl Kaiser Friedrich's I. freigeben, und auch der zwischen Beiden von neuem im August 1189 ausbrechende Kampf wurde durch einen Vergleich zu Würzburg beendet; allein vollständig ward der Streit nur durch den Tod des Vaters gehoben, der am 18. Febr. 1190 erfolgte. Sofort nach dem Regierungsantritt nöthigte A. die Mönche zu Altenzelle, eine große Summe Geldes, die sein Vater daselbst niedergelegt, herauszugeben, was sie ihm nie vergessen konnten. Seinen Bruder Dietrich, der Weißenfels besaß, suchte er auf alle Weise zu bedrücken, bis sich dieser durch Vermählung mit der häßlichen Jutta, der Tochter des Landgrafen Hermann I. von Thüringen, nachdrückliche Hülfe und Ruhe verschaffte. Von Dietrich geschlagen, entstand A. ein neuer Feind in dem nach dem reich und blühend gewordenen Meißen lüsternen Kaiser Heinrich VI. Um sich mit diesem zu verständigen, ging A. nach Italien, fand aber seine persönliche Sicherheit hier so gefährdet, daß er eiligst in sein Land zurückkehrte, in welchem er nun Vertheidigungsanstalten zu errichten suchte. Hier starb er 21. Juni 1195 auf dem Wege zwischen Meißen und Freiberg plötzlich an Gift, das ihm durch einen seiner Vertrauten, Hunold, entweder die Mönche von Altenzelle oder, was wahrscheinlicher ist, der Kaiser selbst hatte beibringen lassen. Wenige Wochen nachher starb auch seine Witwe Sophia an Gift. Ihm folgte in der Regierung sein Bruder Dietrich der Bedrängte, 1195—1221, und diesem sein Sohn Heinrich der Erlauchte 1221—88.

Albrecht der Unartige, Landgraf von Thüringen seit 1265, Markgraf zu Meißen 1288—93, der Sohn Heinrich's des Erlauchten, scheint sehr rauhen Charakters gewesen zu sein, und lebte in fast ununterbrochenem Kampfe mit Vater, Bruder und seinen Söhnen erster Ehe. Die Veranlassung dazu gab die Ländertheilung, welche Heinrich der Erlauchte 1265 vornahm, und zufolge deren A. Thüringen und die sächs. Pfalz erhielt, während seinem Bruder Dietrich das Osterland zu Theil wurde, der Vater selbst aber die Markgrafschaft Meißen und Niederlausitz behielt. A. regierte löblich, bis er, gefesselt von den Reizen der Kunigunde von Eisenberg, die er nach dem Tode seiner Gemahlin Margarethe, der Tochter Kaiser Friedrich's II., 1272 heirathete, sich überreden ließ, dem mit ihr gezeugten Sohn Apitz die Nachfolge in Thüringen zuzuwenden, seine Söhne erster Ehe dagegen, deren in ihrer Verlassenheit der Markgraf Dietrich sich angenommen, mit dem Pleißnerlande abzufinden. Ein blutiger, mit abwechselndem Glücke geführter Kampf der Söhne gegen den Vater war die Folge davon, der sogar noch heftiger nach Heinrich's des Erlauchten Tode entbrannte. Wie vorher der Vater den Sohn, Friedrich den Gebissenen, gefangen genommen und hart gehalten hatte, so geschah es jetzt von Seiten des Sohnes mit dem Vater, der nur unter sehr harten Bedingungen 1289 seine Freiheit wiedererlangte. Gegen das ausdrückliche Versprechen verkaufte A. aus Haß gegen seine Söhne 1291 die Mark Landsberg an Brandenburg und die Landgrafschaft Thüringen nebst dem Osterlande an den deutschen König Adolf von Nassau, der sich aber ebenso wenig wie dessen Nachfolger Albrecht I. in den Besitz dieser Erwerbungen zu setzen vermochte. Vielmehr gelangte Friedrich der Gebissene, nachdem sein Bruder Diezmann 1307 plötzlich in Leipzig verstorben und der deutsche König Albrecht 1308 ermordet worden war, zum alleinigen und ruhigen Besitze von Thüringen, Meißen und dem Osterlande. A. starb zu Erfurt 1314, und noch vor ihm sein Sohn Apitz.

Albrecht, Erzbischof von Magdeburg und Kurfürst von Mainz, gewöhnlich A. von Brandenburg genannt, geb. 1489 als jüngster Sohn des Kurfürsten Johannes Cicero von Brandenburg, wurde 1513 Erzbischof von Magdeburg, noch in demselben Jahre Administrator des Bisthums Halberstadt, und im folgenden Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Nachdem er bald nachher vom Papste die Erlaubniß erhalten hatte, in seinem Sprengel Ablaß zu verkaufen, unter der Bedingung, daß er die Hälfte des Gewinns an die päpstliche Kammer abliefere, bestellte er den Dominicaner Tezel (s. d.) zum Ablaßprediger, der durch die Unverschämtheit, mit der er auftrat, zuerst Luther anregte, daß dieser seine bekannten 95 Thesen anschlug. Auch im Erzstifte Magdeburg fand Luther's Lehre nicht wenige Anhänger, weshalb A. auf dem Reichstage zu Augsburg sich veranlaßt sah, den Friedensvermittler zu machen. Als er dann dem gegen den Schmalkaldischen Bund gerichteten Heiligen Bunde beitrat, ließ Luther eine sehr heftige Schrift gegen ihn ausgehen. A. war der Erste unter allen deutschen Fürsten, der die Jesuiten in seinem Lande aufnahm. Als er 1541 seinen Unterthanen freie Religionsübung gestattete, unter der Bedingung, daß sie seine auf 500000 Gulden sich belaufenden Schulden bezahlten, geschah

dies, wenn nicht lediglich in der letztern Rücksicht, ohne Zweifel aus Furcht vor gewaltsamem Zwange. Die letzten Jahre lebte er in Aschaffenburg, wo er 1545 starb.

Albrecht, letzter Hochmeister der Deutschen Ritter und erster Herzog in Preußen, geb. 1490, war der Sohn des Markgrafen Friedrich von Anspach und Baireuth, der, da er noch mehre Söhne zu versorgen hatte, ihn veranlaßte, in den geistlichen Stand zu treten. Von dem Erzbischof Hermann von Köln erzogen, wurde er Domherr zu Köln, versäumte aber auch die ritterlichen Übungen nicht. So begleitete er mit seinem Vater den Kaiser Maximilian I. auf dessen Zuge gegen Venedig, und wohnte der Belagerung von Pavia bei. Nach dem Tode des Hochmeisters Friedrich von Meißen wählten die Deutschen Ritter 1511 den kaum 20jährigen A. zum Hochmeister. Bei der nahen Verwandtschaft desselben mit König Sigismund I. von Polen, dessen Schwester Sophia A.'s Mutter war, hofften die Ritter durch ihn ihre Lehnsverbindung mit Polen gelöst zu sehen; dann erwarteten sie auch bei den Verwandten A.'s in Deutschland Schutz des Ordens gegen Polen zu finden. Nachdem der Vater seine Zustimmung gegeben, empfing A. zu Mergentheim die Ordensweihe und die Urkunde, die ihn zum Hochmeister erhob. Auch von Polen anerkannt, zog er 1512 in Königsberg ein. Indessen weigerte er sich, Polen den Lehnseid, den schon der vorige Hochmeister zu umgehen gewußt, zu leisten und rüstete sich zum Widerstande. Erst 1520 versuchten die Polen durch Einfall in das Ordensland A. zur Huldigung zu zwingen. Doch blieb dies ohne Erfolg, und 1521 kam es zu Thorn zu einem vierjährigen Waffenstillstande. Hierauf reiste A. nach Deutschland, um auf dem Reichstage zu Nürnberg als deutscher Reichsfürst die übrigen Fürsten zum Beistand gegen Polen zu bewegen. Aber Deutschland konnte damals keine Hülfe gewähren. In seinen Hoffnungen getäuscht, ward A. für die Reformation gewonnen, die inzwischen auch in Preußen raschen Eingang fand, und die letzte Kraft des hinsterbenden Ordens brach, dessen Land nun als eine sichere Beute Polens erschien. A. hoffte Rettung und einen dauernden Frieden für das Ordensland, indem er sich auf Luther's Rath zum weltlichen Herzog von Preußen erklärte, und sein Land unter Polens Oberhoheit stellte. Leicht waren König Sigismund und die meisten Ordensritter in Preußen gewonnen, sodaß er, freilich ohne des Papstes Einwilligung, am 8. April 1525 zu Krakau unter großen Feierlichkeiten den Lehnseid als Herzog ablegen konnte. Mit Eifer suchte nun A. seines Landes Wohl zu fördern. Er ordnete die Landesverwaltung und das Kirchenwesen, legte 1540 die herzogliche Bibliothek an, stiftete 1543 die Universität zu Königsberg, zog viele deutsche und poln. Gelehrte ins Land, und ließ deren Werke drucken. Im J. 1527 vermählte er sich mit Dorothea, der Tochter des Königs Friedrich von Dänemark. Den gehofften Frieden fand jedoch weder A. noch sein Land. Kämpfe mit dem übermächtigen Adel, Furcht vor Einfällen der Anhänger des Ordens in Deutschland und vor der Reichsacht, die auch 1532 von Karl V. ausgesprochen wurde, ein Aufstand der Bauern, das heftige Gezänk der königsberger Theologen, die Osiander'schen Streitigkeiten, zuletzt die Hinopferung der Räthe des Herzogs trübten A.'s 43jährige Regierung. Von Gram niedergebeugt, starb er 1568. Er hinterließ von seiner zweiten Gemahlin, der lüneburgischen Prinzessin Anna Maria, einen Sohn, Albrecht Friedrich.

Albrecht (Wilh.), herzogl. nassauischer Regierungsrath, ein um die Landwirthschaft und das Wohl der ihr sich Widmenden sehr verdienter Mann, wurde 1789 geboren. Nach trefflicher Vorbildung ward er Lehrer in Hofwyl und treuer Gehülfe an dem großen Werke Fellenberg's, woran er sich besonders durch Abfassung des Lehrplans bethätigte. Von dem Herzog von Nassau zum Director des nach dem Muster von Hofwyl gegründeten landwirthschaftlichen Instituts zu Idstein berufen, stand er demselben in höchst erfolgreicher Weise vor. Zugleich wurde er Begründer und Secretär des Landwirthschaftlichen Vereins für Nassau. In dieser Stellung wirkte er mit richtigem Takt und klarer Einsicht insbesondere auf die Hebung der kleinern Landbesitzer, nicht blos im Fachlichen, sondern auch sittlich veredelnd. Sein seit 1819 in diesem Geist herausgegebenes „Landwirthschaftliches Wochenblatt für das Herzogthum Nassau" hat viel Gutes gestiftet. Von Idstein ward sodann das reorganisirte landwirthschaftliche Institut nach dem Geisberg bei Wiesbaden verlegt. Hauptsächlich ist es A. zu danken, daß diese Anstalt die musterhafteste ihrer Art in ganz Deutschland wurde. Im Jahre 1848 legte A., seit geraumer Zeit kränkelnd, das Directorium des Instituts und seine vielen übrigen gemeinnützigen Ämter nieder, und zog sich auf sein Gut in Franken zurück, um den Rest seines Lebens in edler Muße zu verbringen.

Albrecht (Wilh. Eduard), Professor der Rechte an der Universität zu Leipzig, geb. 1800 zu Elbing in Westpreußen, besuchte das dasige Gymnasium und bezog 1818 die Universität zu Königsberg. Später ging er nach Göttingen, wo er durch Eichhorn vorzugsweise den germanistischen Studien zugeführt und daselbst 1822 zum Doctor der Rechte promovirt ward. Nach kur-

zem Aufenthalte zu Berlin trat er 1823 als Privatdocent im Fache des deutschen Rechts zu Königsberg auf, wurde daselbst 1827 außerordentlicher, 1829 ordentlicher Professor, folgte jedoch 1830 an die Stelle des nach Berlin berufenen Eichhorn einem Rufe nach Göttingen, wo er den Titel eines Hofraths erhielt, und bis 1837 in den Lehrfächern des deutschen Privatrechts und der deutschen Rechtsgeschichte, des Handelsrechts, des deutschen Staatsrechts, später auch des Kirchenrechts wirkte. Seine schriftstellerische Thätigkeit, welche er durch seine „Commentatio juris germanici antiqui, doctrinam de probationibus adumbrans" (Königsb. 1825 und 1827), und noch mehr durch die an Scharfsinn und Gelehrsamkeit von keiner neuern Leistung in diesem Fache übertroffene Schrift: „Die Gewere als Grundlage des ältern deutschen Sachenrechts" (Königsb. 1828), glanzvoll eröffnete, hat seitdem geruht. Im J. 1837 wurde seine Wirksamkeit durch die in Hannover eingetretenen politischen Verhältnisse eine Zeit lang gehemmt; seine Theilnahme an der Protestation gegen die durch das Patent vom 1. Nov. 1837 ausgesprochene Aufhebung des Staatsgrundgesetzes vom J. 1833 unterwarf ihn, wie sechs seiner Collegen, der Amtsentlassung durch die Cabinetsordre vom 14. Dec. 1837. Im J. 1838 wendete er sich nach Leipzig, wo er seit 1839 Vorlesungen über deutsches Staats- und Privatrecht, über deutsche Rechtsgeschichte und über Kirchenrecht mit großem Beifalle hält. In den Lectionsverzeichnissen stand er anfangs an der Spitze der Privatdocenten; 1840 wurde er aber zum ordentlichen Professor mit dem Titel eines Hofraths ernannt. Als im März 1848 die Bundesversammlung beschloß, zum Behuf einer Revision der Bundesverfassung sich des gutachtlichen Beiraths von Männern des allgemeinen Vertrauens zu bedienen, wurde er von den in der 15. Curie vereinigten Regierungen zum Vertrauensmann gewählt. Als solcher erhielt er mit Dahlmann den Auftrag, einen Entwurf des deutschen Grundgesetzes auszuarbeiten, der sodann den weitern Berathungen im Kreise der 17 Vertrauensmänner zu Grunde gelegt wurde. Später ward er von einem hannoverschen Wahlbezirk zur Nationalversammlung gewählt, aus der er sich jedoch schon im Aug. 1848 zurückzog, um seine akademische Thätigkeit fortzusetzen.

Albrechtsberger (Joh. Georg), einer der gelehrtesten Contrapunktisten der neuern Zeit, wurde 3. Febr. 1729 zu Kloster-Neuburg bei Wien geboren, und hatte im Accompagnement und in der Composition den Hoforganisten Mann zum Lehrer. Nachdem er Organist in Raab, nachher in Maria-Taferl und später zu Mölk gewesen, ward er 1772 Hoforganist und Mitglied der Musikalischen Akademie, 1792 Kapellmeister an der Stephanskirche zu Wien, wo er auch 7. Mai 1809 starb. Unter seine Schüler im Contrapunkte gehörten auch Beethoven und Seyfried. Seine zahlreichen Kirchenmusiken und Fugen, von denen nur 27 im Druck erschienen, sowie seine „Gründliche Anweisung zur Composition" (Lpz. 1790; 3. Aufl. 1821), werden immer Werth behalten. Seine theoretischen Schriften über Generalbaß, Harmonielehre u. s. w. wurden von Seyfried (3 Bde., Wien 1826) herausgegeben.

Albuëra, Dorf in der span. Landschaft Estremadura, ist bekannt durch die Schlacht vom 16. Mai 1811 zwischen Beresford mit etwa 30000 Briten, Spaniern und Portugiesen, und Marschall Soult, mit ungefähr 25000 Mann, aber sehr zahlreichem Geschütz. Der Zweck des Kampfes war, das von den Engländern belagerte Badajoz zu entsetzen. Soult mußte sich mit einem Verluste von 9000 M. auf Sevilla zurückziehen; die Verbündeten verloren gegen 7000 M.

Albufēra, ein 3 □M. großer Landsee bei Valencia in Spanien, nur durch eine schmale Landzunge vom Meere getrennt und durch Kanäle mit diesem, der Stadt Valencia und der Rhede von Cullera verbunden, ist reich an Fischen und Geflügel und soll von den Mauren ausgegraben worden sein. Von ihm erhielt Marschall Suchet (s. d.), welcher 9. Jan. 1812 durch Capitulation mit dem span. General Blake Valencia eroberte, den Titel eines Herzogs von A.

Album, bei den Römern weiße, gewöhnlich mit Gyps überzogene Tafeln zu öffentlichen Bekanntmachungen. Auf ihnen veröffentlichten der Pontifex die officielle Jahreschronik (annales maximi), der neu erwählte Prätor sein Jahresedict, andere Beamte verschiedene Personenverzeichnisse (z. B. der Senatoren, der Richter). An den letztern Gebrauch anschließend, nannte man dann auf Universitäten und höhern Schulen das Verzeichniß ihrer Angehörigen, auch das zu öffentlichen Anschlägen bestimmte sogenannte Schwarze Bret, das Album. Ganz neu ist der Gebrauch, Druckwerke, welche Beiträge verschiedener Verfasser ohne innern Zusammenhang vereinigen, Album zu betiteln. Die Salonwelt belegt auch mehr oder weniger elegante Bücher mit den Namen Album, welche stammbuchartig zur Aufnahme von mannichfachen Handzeichnungen, Handschriften und dergleichen Erinnerungszeichen bestimmt sind.

Albumin ist der Name des Eiweißstoffs, der den Hauptbestandtheil des Weißen (albumen) der Eier ausmacht. Das Eiweiß der Hühnereier enthält nach Berzelius 12—13 Proc. Albu-

min. Im normalen Blute beträgt der Gehalt an Eiweißstoff 6,3 Proc., und im Blutserum, worin er gelöst enthalten, 8—9 Proc. Im Chylus ist er in geringerer Menge als im Blute vorhanden. Er fehlt übrigens in keiner serösen Flüssigkeit des Thierkörpers. Die wesentlichen Bestandtheile des Albumins sind Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff, nebst einer höchst geringen Menge Phosphor und Schwefel, von welchem Letztern es etwa 2 Proc. enthält. Der Schwefelgehalt des Albumins ist es, welcher bewirkt, daß silberne Löffel schwarz anlaufen, wenn sie mit der Substanz der Eier in Berührung kommen. Auch der üble Geruch der faulen Eier hat darin seinen Ursprung, indem sich im Fäulnißprocesse Schwefelwasserstoff entwickelt. Nicht coagulirtes Eiweiß bildet mit Quecksilberchlorid (Sublimat) eine ganz unlösliche Verbindung. Auf diese Eigenschaft, auch das Sublimat aus seinen Lösungen vollständig auszuscheiden, gründet sich die Anwendung des Eiweißes als Gegengift bei Vergiftungsfällen mit dieser Quecksilberverbindung. Mit Kalk gibt Eiweiß eine erhärtende Verbindung: daher es zur Darstellung von Kitten dient. Die Eigenschaft des Eiweißes, in der Wärme zu gerinnen, macht es auch geeignet für die Benutzung zum Klären (Schönen), z. B. in Zuckersiedereien, in der Kochkunst u. s. w., indem das gerinnende Eiweiß die in der Flüssigkeit suspendirten Körper umhüllt und mit sich niederreißt. In neuerer Zeit kommt aus Frankreich unter dem Namen Albumin ein eingetrocknetes Hühnereiweiß, das für technische Zwecke verwendet wird.

Albuquerque, feste Stadt in Estremadura in Spanien, an der portug. Grenze, 8 Stunden von Badajoz, mit 6800 E., die starken Wollhandel treiben. Die Stadt führt den Titel eines Herzogthums und gehört dem Grafen von Ledesma. — Albuquerque heißt auch eine Stadt in Neumexico, an der Ostseite des Rio-del-Norte, bei Santa-Fé, mit 6000 E.

Albuquerque (Alfonso von), der Große, Vicekönig von Indien, auch der portug. Mars genannt, geb. zu Lissabon 1452, stammte aus einer Familie, die ihren Ursprung von den portug. Königen ableitete. Heldensinn und Entdeckungsgeist zeichneten in diesem Zeitalter die portug. Nation aus. Einen großen Theil der Westküste Afrikas hatte sie kennen gelernt und sich unterworfen; sie fing an, ihre Herrschaft auch über die Meere und Völker Indiens auszudehnen. A., zum Vicekönig der neuen Besitzungen ernannt, landete 26. Sept. 1503 mit einer Flotte und einigen Truppen auf der Küste Malabar, eroberte Goa, das er zum Sitz des portug. Gouvernements und zum Mittelpunkte des portug. Handels in Asien machte, und dann ganz Malabar, Ceylon, die Sundainseln, die Halbinsel Malakka und 1507 die Insel Ormus, am Eingange des Persischen Meerbusens. Als der König von Persien den Tribut verlangte, den sonst die Fürsten dieser Insel an ihn entrichtet hatten, legte A. den Gesandten Kugeln und Säbel vor, und sagte: „Das ist die Münze, womit Portugal seinen Tribut zahlt." Der portug. Name stand durch ihn bei allen indischen Völkern und Fürsten in hohem Ansehen, und mehre, namentlich die Könige von Siam und Pegu, warben um seine Freundschaft und seinen Schutz. Alle seine Unternehmungen trugen den Stempel des Außerordentlichen. Er hielt strenge Kriegszucht, war thätig, vorsichtig, weise, menschlich und gerecht, geachtet und gefürchtet von seinen Nachbarn, geliebt von seinen Untergebenen. Seine Tugenden machten einen solchen Eindruck auf die Inder, daß sie lange nach seinem Tode zu seinem Grabe wallfahrteten und bei ihm um Schutz vor den Mißhandlungen seiner Nachfolger flehten. Ungeachtet seiner großen Verdienste entging A. doch nicht dem Neide der Hofleute und dem Argwohne des Königs Emanuel, der den Lopez Soarez, einen persönlichen Feind A.'s, an seiner Stelle zum Vicekönig ernannte. Mit tiefem Schmerz ertrug A. diesen Undank. Der persische Schah Ismael trug ihm seine Hülfe an, damit er sich der Willkür des portug. Hofs widersetzte; allein A. mochte keine Untreue begehen. Nachdem er dem Könige in einem kurzen Briefe seinen einzigen Sohn empfohlen, starb er einige Tage darauf auf dem Meere unweit Goa, 16. Sept. 1515, und wurde in Goa begraben. Emanuel ehrte sein Andenken durch lange Reue, und erhob A.'s Sohn zu den ersten Würden des Reichs. Sein Leben ist trefflich erzählt in den von seinem Sohne Blasius herausgegebenen „Commentarios do grande Alfonso de Albuquerque" (Liss. 1576; neue Aufl., 4 Bde., Liss. 1774). — Auch in der neuern Geschichte leuchtete der Name des großen Mannes nochmals auf. Als Napoleon 1810 die pyrenäische Halbinsel für unterworfen hielt, war es ein Alfonso Albuquerque, der sich 4. Febr. mit 4000 spanischen Patrioten nach Cadix warf, vor welchem Bollwerke die Franzosen nun Jahre hindurch ihre besten Kräfte vergeblich aufrieben.

Albus oder Weißpfennig, eine Silberscheidemünze, welche seit 1360 unter Karl IV. geprägt wurde und besonders im Kurkölnischen (bis 1798) und in Kurhessen in Umlauf war. Ihren Namen erhielt sie zum Unterschied von den kupfernen oder sogenannten schwarzen Pfennigen. In Kurhessen blieb der Albus bis 1842 in der Rechnungsweise üblich; der Thaler Courant (im

Vierzehnthalerfuß) wurde in 32 Albus, der Albus in 12 Heller getheilt, und man hatte geprägte Stücke zu 1 und zu 2 Albus aus Billon. Der hessische Albus war = 1 Sgr. $\frac{1}{3}$ Pf. Preuß. Im J. 1835 wurden die einfachen, 1842 die doppelten Albusstücke eingezogen. Auch in Basel kam bisher der Albus als Rechnungsmünze zu 2 Kreuzern noch bisweilen vor. — Albus ist auch ein Feldmaß in Dänemark, der dritte Theil der sogenannten Tonne Hartkorn, und wie diese von sehr wechselndem Flächeninhalt.

Alcalá de Henares, Stadt in der Provinz Madrid, in Neucastilien in Spanien, am Henares, $5\frac{1}{2}$ Stunden von Madrid, mit 5300 E. Sie ist alterthümlich gebaut und der Sitz einer ehemals weltberühmten, 1499 vom Cardinal Ximenes gestifteten Universität, der bedeutendsten nächst der in Salamanca. Die Bibliothek dieser Universität bewahrt das Original der hier gedruckten complutensischen Bibel. Außerdem hat A. eine Militärakademie und bedeutende Pulver- und Lederfabrikation. Die Stadt soll auch der Geburtsort des Miguel de Cervantes sein. — Es gibt noch mehre Städte in Spanien, die den Namen **Alcala** führen, wie A. de Chisberte, in Valencia, mit 6000 E.; A. de Guadaira, bei Sevilla, mit 5200 E.; A. de los Gazales, bei Cadix, mit 5300 E.; A. del Rio, bei Sevilla, mit 2100 E.; A. la Real, in Jaen, mit 10000 E. und vorzüglichem Wein, Früchten und Schafzucht, u. s. w.

Alcalde ist ein von den Mauren her noch jetzt in Spanien üblicher Titel obrigkeitlicher Personen, Richter, der erst durch einen Zusatz eine bestimmte Bedeutung erhält. So heißt der Dorfrichter Alcalde de aldea, der Oberhofrichter Alcalde de corte.

Alcántara, eine alte, von den Mauren erbaute Grenzfestung in der span. Landschaft Estremadura, mit 3000 E., am Tajo, über den hier eine von den Römern angelegte, 670 F. lange und 28 F. breite Brücke führt, auf welcher sich ein 40 F. hoher Triumphbogen erhebt. — Der Orden von **Alcantara**, einer der drei alten geistlichen Ritterorden Spaniens, leitet seinen Ursprung von den Brüdern Don Suero und Don Gomez Fernando Barrientos her, die ihn 1156 zur Vertheidigung des neuen Grenzcastells St.-Julian de Peral oder Peyrero als Waffenbrüderschaft gründeten. Im J. 1197 erhob ihn Papst Cölestin III. zu einem geistlichen Ritterorden, begabte ihn mit großen Privilegien, stellte ihn unmittelbar unter den Heiligen Stuhl und verpflichtete ihn zur Vertheidigung des christlichen Glaubens und zum ewigen Kriege gegen die Mauren. In Folge der heldenmüthigen Kämpfe gegen die Letztern schenkte Alfons IX. dem Orden 1218 die den Mauren soeben entrissene Stadt Alcantara, wonach sich nun der Orden benannte, und wohin er seine Residenz verlegte. Der Orden verbreitete und bereicherte sich in ganz Spanien, verlor aber durch äußere und innere Händel Kraft und Einfluß, bis er unter dem Großmeister Don Juan de Zuñiga 1479 zu abermaliger Bedeutsamkeit gelangte. Endlich wurde 1492 die Großmeisterwürde von Papst Alexander VI. mit der Krone Spanien vereinigt. Noch jetzt ist der Orden reich begütert. Die Ritter, welche der Regel des heiligen Benedict folgen, legen nur die Gelübde des Gehorsams und der Armuth ab, da sie seit 1540 von dem der Keuschheit entbunden sind; besonders aber geloben sie die Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau Maria. Das Ordenszeichen, bestehend in einem goldenen, grünen Lilienkreuz wird an einem grünen Bande um den Hals, in Seide gestickt auf dem Rocke und dem weißen Mantel getragen. Im Wappen führt der Orden einen Birnbaum mit zwei Balken.

Alcäus (griech. Alkaios), einer der größten lyrischen Dichter Griechenlands, aus Mitylene auf Lesbos, blühte gegen Ende des 7. und zu Anfange des 6. Jahrh. v. Chr. Seine Oden, in äolischer Mundart, sind während der Parteiungen und Kämpfe, die Griechenland zerrissen und es mehrmals der Herrschaft siegender Emporkömmlinge unterwarfen, gedichtet, und singen die Begeisterung zur Schlacht, den Preis der Tapferkeit, den Haß gegen Tyrannenthum, die Herrlichkeit der Freiheit und das Elend der Verbannung. Andere feiern die Freuden der Liebe und des Weins. A. nahm selbst an jenen Bürgerkriegen Theil, erst als Waffengenosse des Pittakus, dann, als dieser die Alleinherrschaft an sich riß, gegen ihn. Als er, aus Mitylene vertrieben, an der Spitze der Ausgewanderten die Rückkehr in das Vaterland erzwingen wollte, fiel er dem Pittakus in die Hände, der ihm jedoch Leben und Freiheit schenkte. Besonders bildete A. die Form des Strophenbaues aus, und von ihm hat die **Alcäische Strophe**

⏒ –́ ⏑ – ⏒ | –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ×
⏒ –́ ⏑ – ⏒ | –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ×
⏒ –́ ⏑ – ⏒ –́ ⏑ – ×
–́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ – ×

ihren Namen, die Horaz, sein glücklichster Nachahmer, in die röm. Sprache übertrug. Unter den Deutschen hat sie zuerst Klopstock in den Oden, z. B. „An Fanny", „Der Erlöser", nachgebil-

det. Von den 10 Büchern der Oden A.'s sind nur Bruchstücke erhalten, welche Matthiä (Lpz. 1827) und Bergk („Poetae lyrici graeci", Lpz. 1843) gesammelt haben.

Alcazar-Quivir, Stadt und Vorgebirge im Königreich Fez. Hier war 4. Aug. 1579 die große Schlacht zwischen König Sebastian von Portugal (s. d.) und König Mulei-Moluk von Marokko. Sebastian ward gänzlich geschlagen, und verschwand seitdem. Auch der Sieger, der sich krank in das Gefecht hatte tragen lassen, starb noch während der Schlacht. Ebenso blieb der vertriebene Mulei-Mohammed, welchen Sebastian wieder einsetzen wollte.

Alcestis oder Alceste (griech. Alkestis), die Tochter des Pelias, war die Gemahlin des Admetus (s. d.), Königs zu Pherä in Thessalien. An dem Morde, den ihre Schwestern am Vater verübten, nahm sie keinen Theil. (S. **Pelias**.) Für ihren Gatten ging sie in den Tod. Euripides hat in dem Trauerspiel „Alcestis" ihre Aufopferung und Befreiung aus der Unterwelt durch Hercules geschildert.

Alchemie oder Alchymie hat man die Kunst genannt, mittels geheimnißvoller chemischer Arbeiten unedele oder geringere Metalle in edelere zu verwandeln. Die Wahrnehmung, daß beim Zusammenschmelzen verschiedenartiger Metalle ganz anders gefärbte Massen erscheinen, verbunden mit dem Wunsche, Gold und Silber zu gewinnen, führte früh schon auf den Gedanken, diese edelern Metalle aus den reichlich vorhandenen unedelern zu gewinnen. Zugleich suchte man ein allgemeines Mittel, durch welches jede Krankheit gehoben, das Leben verlängert und der Körper verjüngt werden könne. Zur Verwandelung der Metalle glaubte man ein Mittel nöthig zu haben, welches, den Urstoff aller Materie in sich enthaltend, die Kraft besäße, Alles in seine einzelnen Theile aufzulösen. Dieses allgemeine Auflösungsmittel oder Menstruum universale, welches durch Kunst wahres Gold hervorbringen und zugleich die Kraft haben sollte, allen Krankheitsstoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern, wurde der Stein der Weisen, Lapis philosophorum, das große Magisterium, die rothe Tinctur oder das große Elixir genannt. Das Mittel, Silber darzustellen, hieß der Stein zweiter Ordnung, das kleine Magisterium oder die weiße Tinctur. Die Inhaber der Wissenschaft nannte man Weise; die dem Lichte Nachstrebenden, Philosophen; die Meister der Kunst Adepten; die Jünger derselben aber Alchemisten. Je weniger die Alchemisten selbst deutliche Begriffe von den bei ihren Arbeiten sich zeigenden Erscheinungen hatten, desto mehr suchten sie in Bildern und Gleichnissen sich auszudrücken, die sie auch deshalb beibehielten, um ihre Geheimnisse den Ungeweihten zu verhüllen.

Nach dem ägypt. Hermes Trismegistus (s. d.) wurde die Kunst des Goldmachens auch die hermetische genannt. Gewiß ist es, daß die alten Ägypter besondere chemische und metallurgische Kenntnisse besaßen; doch ist damit noch nicht erwiesen, daß der Ursprung der Alchemie bei ihnen zu suchen sei. Die Griechen wurden durch die Ägypter mit der Alchemie bekannt. Auch unter den Römern verbreitete sich in der spätern Zeit die Lust zur Magie, zu theosophischen Schwärmereien und besonders zur Alchemie, welche ihnen Gold unmittelbar und in Menge verhieß. Schon Caligula stellte Versuche an, aus Auripigment Gold zu machen. Diocletian dagegen befahl, alle ägypt. Bücher, die von der Chemie des Goldes und Silbers handelten, zu verbrennen. Namentlich in dieser Zeit wurden von ägypt., alexandrinischen Mönchen und sophistischen Einsiedlern viele Bücher über Alchemie verfertigt und fälschlich mit berühmten Namen des Alterthums, z. B. Demokrit, Pythagoras und Hermes, überschrieben. Später kamen Chemie und Alchemie bei den Arabern in Aufnahme. Im 8. Jahrh. lebte unter ihnen Geber, in dessen Werke von der Alchemie schon die Anweisung zu Quecksilberbereitungen vorkommt. Im Mittelalter befleißigten sich namentlich die Mönche der Alchemie. Obgleich sie später von den Päpsten verboten wurde, so fand doch Johann XXII. an ihr vielen Geschmack. Im 13. und 14. Jahrh. war Raimund Lully oder Lullus einer der berühmtesten Alchemisten, der bei seiner Anwesenheit in London für den König Eduard I. eine Masse von 50000 Pf. Quecksilber in Gold verwandelt haben soll, woraus man die ersten Rosenobles geprägt. Auch Paracelsus, Roger Baco und Basilius Valentinus waren berühmte Alchemisten. Erst als geläuterte Chemie und Philosophie mehr Aufschluß über die Erscheinungen bei chemischen Arbeiten zu geben anfingen, nahm die Wuth zu alchemistischen Versuchen allmälig ab, obgleich im Stillen noch Viele, namentlich Vornehme, sich damit beschäftigten. Übrigens ist die Alchemie der Chemie und selbst der Heilkunst förderlich gewesen. Die erste und sorgfältigste Bearbeitung der Chemie hat in der Alchemie ihren Ursprung, wie wir denn auch den Arbeiten und der Geduld der Alchemisten manche nützliche Erfindung, z. B. mehrer Quecksilberpräparate, des Porzellans u. s. w., verdanken.

Was die Lösung der Aufgabe betrifft, welche sich die Alchemisten stellten, so ist gewiß, daß die Fälle, wo sie scheinbar Gold machten, im Allgemeinen auf geschickter Betrügerei beruh-

ten. War es keine absichtliche Täuschung, so war es doch ein Wahn, indem man Stoffe bearbeitete, die schon Gold enthielten. So glaubte man z. B. Auripigment (Schwefelarsenik) in Gold verwandeln zu können, weil man nicht wußte, daß Arsenikerze nicht selten kleine Mengen von Gold enthalten. Vom gegenwärtigen Standpunkte der Chemie aus liegt die Aufgabe, Gold zu machen, außerhalb der Grenzen der Möglichkeit. Die Chemie muß nämlich bis heute alle Metalle als einfache Stoffe anerkennen, sodaß aus den Verbindungen derselben nur zusammengesetzte Metalle hervorgehen können, während doch das Gold selbst ein einfacher Stoff oder ein von der Natur gegebenes Element ist. Es verhält sich demnach hiermit ganz anders, als etwa mit der Aufgabe, den Diamant zu machen. Letzterer ist seiner Substanz nach Kohlenstoff, den wir in andern weniger kostbaren Formen (z. B. in Holzkohle, Steinkohle, Graphit u. s. w.) besitzen, und es käme hier blos darauf an, den Kohlenstoff in einen sehr reinen und krystallisirten Zustand überzuführen. Die Möglichkeit, Gold, Silber oder irgend ein Metall zu machen, setzt erst die Entdeckung voraus, daß die Metalle, im Widerspruche mit den jetzigen Erfahrungen der Chemie, nicht einfache Stoffe seien. Erst wenn diese Entdeckung vorausgegangen, würde man sich dann auch die Aufgabe stellen können, die verschiedenen Metalle aus jenen neu entdeckten Elementen wieder zusammenzusetzen. Vgl. Schmieder, „Geschichte der Alchemie" (Halle 1832).

Alciāti (Andrea), ital. Rechtsgelehrter, geb. 8. Mai 1492 in dem Flecken Alzate, stammte aus einer alten mailändischen Familie. Für das Rechtsfach bestimmt, verfolgte er diese Laufbahn mit Glück, wiewol er durch eine lebhafte Phantasie der schönen Literatur zugeführt schien. Die Rechte waren damals eine wüste Wissenschaft; die Juristen, ohne Erkenntniß des alten röm. Rechts, wußten nur maßlose Citate aufzustapeln und ihre Abhandlungen mit scholastischen Disputationen in barbarischem Latein auszustaffiren. A., antiquarisch und humanistisch gebildet, brachte zuerst Kritik und Methode in diesen Wust und lehrte, wie man von ihm gesagt, die Jurisprudenz lateinisch reden. Als er 1514 in Bologna Doctor geworden, kehrte er nach Mailand zurück, und beschäftigte sich einige Jahre mit der Rechtspraxis. Seine Schriften, namentlich seine „Civilrechtlichen Paradoxen", erwarben ihm einen Ruf an die Rechtsschule von Avignon. In kurzem war er der berühmteste Rechtslehrer seiner Zeit. Er lehrte abwechselnd zu Bourges, Bologna, drei mal zu Pavia, zu Ferrara und noch ein mal in Avignon; auch arbeitete er wieder mehre Jahre als Advocat in Mailand. Nirgend hielt er lange aus; Eitelkeit, Geldgier und unruhiges Temperament trieben ihn von Ort zu Ort. Seine übermäßige Liebe zur Tafel zog ihm 1550 den Tod zu. Die Universität zu Pavia, wo er starb, errichtete ihm ein Denkmal in ihrem Porticus. Seine Rechtsschriften füllen fast vier Foliobände seiner Werke (Bas. 1558). Er schrieb aber auch antiquarische Abhandlungen, z. B. über die Civil- und Militärbeamten des alten Rom, über Maße und Gewichte der Alten u. s. w., sammelte mailändische Inscriptionen, und gab eine aus den Quellen geschöpfte Geschichte Mailands bis zur Zeit Justinian's in vier Büchern heraus. Unter seinen poetischen Sachen waren die „Embleme" (Epigramme zu Symbolen der Tugenden und Laster) früher überaus beliebt.

Alcibiădes (griech. Alkibiades), ein Sohn des Klinias und der Dinomache, geb. zu Athen gegen 450 v. Chr., verlor seinen Vater in der Schacht bei Koronea 447, und ward darauf in dem Hause des Perikles, seines Verwandten, erzogen. Er verrieth von Jugend auf, was er einst sein werde; in allen Studien, in allen Körperübungen versuchte er sich mit Glück. Seine Schönheit, seine Geburt und das Ansehen des Perikles verschafften ihm eine Menge Freunde und Verehrer. Sokrates schenkte ihm seine Freundschaft und gewann großen Einfluß auf ihn; allein seiner Liebe zum Luxus und zur Verschwendung, die in dem großen Reichthume Nahrung fand, den ihm seine Verbindung mit Hipparete, des Hipponicus Tochter, zubrachte, vermochte er keine Grenzen zu setzen. Die ersten Waffen trug A. 432 bei der Unternehmung auf Potidäa, wo er verwundet wurde. Erst nach dem Tode des Demagogen Kleon (422), als Nicias zwischen den Athenern und Lacedämoniern einen Frieden auf 50 Jahre zu Stande gebracht hatte, mischte er sich, eifersüchtig auf des Nicias Ansehen, in die öffentlichen Angelegenheiten. Er bewog die Athener, sich mit den Argivern, Eliern und Mantineern zu verbinden, und wußte ihre feindselige Gesinnung gegen Sparta von neuem aufzuregen. Auf seinen Vorschlag machten die Athener 415 die berühmte Unternehmung gegen Sicilien, um den Egestäern Hülfe gegen Selinus und Syrakus zu gewähren; auch ernannten sie ihn hierbei nebst Nicias und Lamachus zum Oberbefehlshaber. Aber während man die Zurüstungen betrieb, geschah es, daß in einer Nacht alle Hermessäulen Athens verstümmelt wurden. A.'s Feinde warfen den Verdacht dieses Frevels auf ihn, verschoben jedoch die Anklage; aber kaum hatte er sich eingeschifft, als sie das Volk dergestalt wider ihn aufreizten, daß er zurückberufen ward, um gerichtet zu werden. A.

hatte bereits auf Sicilien glänzende Vortheile erfochten, als er zurückberufen und zum Tode verurtheilt ward. Er entfloh auf dem Rückwege bei einer Landung in Thurii, und begab sich nach Sparta, wo er durch strenges Halten der Landessitte bald Liebling des Volks wurde. Durch ihn wurden die Lacedämonier bestimmt, den Syrakusiern Hülfe zu senden, und sich in Attika selbst durch die Besetzung von Decelea einen festen Platz zu verschaffen. Auch vermochte er sie zu einem Bündnisse mit dem Perserkönig und, nach dem unglücklichen Ausgange der atheniscben Unternehmung auf Sicilien, zur Unterstützung von Chios, um Letzteres vom Joche Athens zu befreien. Er ging selbst dahin, und brachte ganz Jonien gegen die Athener in Aufstand.

Agis aber und die vornehmsten Spartaner wurden wegen dieses Erfolgs eifersüchtig auf A., und befahlen ihren Feldherren in Asien, ihn umbringen zu lassen. A. errieth diesen Plan und ging (412) zu Tissaphernes, einem persischen Satrapen, der Befehl hatte, mit den Lacedämoniern gemeinschaftlich zu handeln. Schnell änderte er wieder seine Sitten, stürzte sich ganz in den asiatischen Luxus, und machte sich bald dem Tissaphernes unentbehrlich. Als er Letztern überredet hatte, wie es dem Interesse der Perser entgegen, die Athener ganz zu entkräften, ließ er den Befehlshabern der athenischen Macht auf Samos eröffnen, daß er bereit sei, sie mit Tissaphernes zu befreunden, wenn sie die Ausgelassenheit des Volks in Athen zügeln und die Regierung in die Hände der Vornehmen geben wollten. Man nahm dieses Anerbieten an, und schickte den Pisander nach Athen, der die Herrschaft einem aus 400 Personen gebildeten Rathe übertrug. Als diese aber nicht daran dachten, A. zurückzuberufen, übergab ihm das Heer auf Samos selbst den Oberbefehl mit der Auffoderung, sogleich nach Athen zu gehen und die Tyrannen zu stürzen. A. wollte jedoch nicht in sein Vaterland zurückkehren, bevor er ihm nicht einige Dienste geleistet. Er schlug die Lacedämonier zu Wasser und zu Lande. Als er hierauf zu Tissaphernes zurückgekehrt war, ließ dieser ihn, um vor seinem Könige nicht als Theilnehmer an jener Unternehmung zu erscheinen, in Sardes verhaften. A. aber fand Mittel zu entkommen. Er stellte sich wieder an die Spitze des Heers, schlug die Lacedämonier und Perser bei Cyzikus, nahm Cyzikus, Chalcedon und Byzanz, gab den Athenern die Herrschaft des Meeres wieder, und kehrte jetzt, 407, in sein Vaterland zurück, nachdem man ihn auf des Kritias Vorschlag schon förmlich zurückberufen hatte. Hier ward er mit allgemeinem Enthusiasmus empfangen, da die Athener seine Verbannung als die Ursache aller bisherigen Unglücksfälle ansahen.

A.'s Triumph sollte indessen ein kurzer sein. Bald sandte man ihn mit 100 Schiffen wieder nach Asien. Weil man ihn ohne Sold für die Mannschaft ließ, sah er sich genöthigt, Hülfe in Karien zu suchen, und übergab das Commando inzwischen dem Antiochus, der, vom Lysander bei Notion in einen Hinterhalt gelockt (407), das Leben und einen Theil der Schiffe verlor. Diesen Vorfall benutzten des A. Feinde, um ihn anzuklagen und andere Anführer ernennen zu lassen. A. ging nach Thrazien, wo er in Paktyä, einem der Kastelle, die er sich von der früher gemachten Beute gebaut hatte, in freiwilliger Verbannung lebte. Da er auch hier die Macht der Lacedämonier fürchten mußte, so begab er sich nach Bithynien, in der Absicht, von da zum Artaxerxes zu gehen, um ihn für sein Vaterland zu gewinnen. Auf Ansuchen der 30 Tyrannen in Athen ward, mit Bewilligung Spartas, die Ermordung des A. dem Pharnabazus, einem Satrapen des Artaxerxes, übertragen. A. befand sich damals auf einem Schlosse in Phrygien. Pharnabazus ließ dieses bei Nacht anzünden, und, da A. sich glücklich aus dem Feuer rettete, ihn mit Pfeilen erschießen. So endigte A. 404 v. Chr., ungefähr 45 J. alt. Von der Natur mit den ausgezeichnetsten Eigenschaften, mit einem seltenen Talent, die Menschen zu gewinnen und zu beherrschen, ausgestattet, und von hinreißender Beredtsamkeit, obgleich er das R nicht aussprechen konnte und mit der Zunge anstieß, ließ er sich doch bei allen seinen Handlungen nur von äußern Umständen bestimmen. Es fehlte seinem Charakter der sittliche Adel. Dagegen besaß er jene Kühnheit, welche das Bewußtsein der Überlegenheit einflößt, und die vor keinem Hindernisse zurückbebt, weil sie über die Mittel zum Zweck nie zweifelhaft ist. Plutarch und Cornelius Nepos haben sein Leben beschrieben.

Alcinöus (griech. Alkinoos), Sohn des Nausithous, König ber Phäaken auf der Insel Scheria (wahrscheinlich das jetzige Korfu). Er war vermählt mit Arete, die ihm drei Söhne und eine Tochter Nausikaa (s. d.), gebar. Die Argonauten landeten bei ihrer Rückkehr von Kolchis an den Ufern seines Gebiets und wurden gastlich aufgenommen. Durch List schützte er Medea vor den nachsetzenden Kolchiern, indem er sie rasch mit dem Jason vermählte. Noch berühmter wurde A. durch die Gastfreundschaft, die er dem Odysseus gewährte, als dieser, von der Insel der Kalypso absegelnd, schiffbrüchig auf Scheria landete. Durch Nausikaa ward der Fremdling in den königlichen Palast geführt. Um den Gast zu ehren, veranstaltete A. Kampfspiele. Odysseus

erzählte dagegen beim Mahle seine Irrfahrten, und ward dann, von A. reichlich beschenkt, in seine Heimat entlassen. Nach Homer thront A. in einem prächtigen Palaste, dessen Wände von Erz schimmern, den goldene Thore und silberne Pfosten schmücken. Vor der Pforte lagern goldene Hunde; vor dem Palaste ist ein herrlicher Garten mit den schönsten Bäumen und kühlenden Quellen. Wie ein Gott geehrt lebt A. unter seinem reichen und schiffskundigen Volke.

Alciphron (griech. Alkiphron), der vorzüglichste unter den griech. Romanschreibern, lebte wahrscheinlich im 2. Jahrh. n. Chr., wird aber von Einigen bis ins 5. Jahrh. herabgesetzt. Wir haben von ihm 116 erdichtete Briefe in drei Büchern, deren Schauplatz Athen und dessen Umgegend ist, und in welchen Fischer, Landleute, Parasiten, Hetären, letztere am besten und am witzigsten, sich aussprechen. Die Briefe zeichnen sich durch Reinheit der Sprache, Einfachheit der Darstellung und Wahrheit der Charaktere aus. Der Einfluß der neuern attischen Komödie auf die Form und den Inhalt ist unverkennbar. Sie sind am vollständigsten herausgegeben von Wagner (2 Bde., Lpz. 1798) und ins Deutsche übersetzt von Hevel (Altenb. 1767).

Alcudia (Manuel de Godoy, Herzog von), der Friedensfürst genannt, geb. zu Badajoz 12. Mai 1767, kam als ein armer Edelmann, der gut sang, die Guitarre spielte und durch eine schöne hohe Gestalt sich auszeichnete, mit seinem ältern Bruder Luis Godoy nach Madrid, wo er 1787 in die Leibgarde trat. Durch eine Kammerfrau der Königin Luise Marie empfohlen, gefiel er mit seinem Gesang und Spiel nicht nur dieser, sondern auch dem schwachen Könige Karl IV. In schneller Folge wurde er 1791 zum Generaladjutanten der Leibgarden und zum Großkreuz des Ordens Karl's III., 1792 zum Generallieutenant, Herzog von Alcudia, Major der Leibgarde, ersten Minister an Aranda's Stelle und Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, 1795 endlich, zur Belohnung seiner beim Abschluß des Friedens mit Frankreich vermeintlich bewiesenen Sorgfalt, zum Grande der ersten Classe ernannt, und noch außerdem mit einer Domäne beschenkt, die 50000 große Piaster eintrug. Er unterzeichnete 1796 zu S.-Ildefonso das Schutz- und Trutzbündniß mit der franz. Republik, vermählte sich 1797 mit Maria Theresia von Bourbon, einer in nicht ebenbürtiger Ehe erzeugten Tochter des Infanten Luis, eines Bruders Karl's III., und legte 1798 das Ministerium nieder. Noch in demselben Jahre ward er zum Generalcapitän ernannt. Im J. 1801 befehligte er die Armee gegen Portugal, und unterzeichnete den Vertrag von Badajoz, welcher ihm die Hälfte der von dem Prinzen von Brasilien zu zahlenden 30 Mill. Fr. einbrachte. Ein Decret vom 1. Oct. 1804 erhob ihn zum Generalissimus der span. Land- und Seemacht; 1807 legte ihm ein anderes den Titel Durchlaucht bei und ertheilte ihm eine unumschränkte Gewalt in der ganzen Monarchie. Aber plötzlich stürzte er von dieser Höhe herab, wozu Ursachen von außen und innen zusammenwirkten. Wegen der Allianz Spaniens mit Frankreich, in Folge deren es, ungeachtet aller Geldzahlungen an Frankreich, um in dessen Krieg mit England neutral bleiben zu können, dennoch mit England in Krieg gerieth, hatte sich A. den Haß des Volks in hohem Grade zugezogen. Die Niederlage bei Trafalgar, die bald darauf ins Leben tretende Handelssperre, sowie mehre andere geringfügigere Umstände machten die Stimmung gegen ihn nur noch ungünstiger, und bald bildete sich selbst am Hofe in der Umgebung des Prinzen von Asturien gegen ihn eine förmliche Partei.

Da A. wohl einsah, daß an Allem, worüber man klagte, einzig und allein Spaniens Verbindung mit Frankreich Schuld sei, so reifte in ihm der Entschluß, sich von diesem Bündnisse loszusagen. Er rief die Nation zu den Waffen, ließ 40000 M. auf den Kriegsfuß stellen, und trat in geheime Unterhandlungen mit dem Hofe von Lissabon. Aber wiewol er Schutzanstalten gegen die Raubstaaten als Zweck seiner Rüstungen angab, so erkannte doch Napoleon, der die erste Nachricht davon auf dem Schlachtfelde von Jena erhielt, A.'s Absicht, und ging nun an die Ausführung des Gedankens, die Bourbons in Spanien zu entthronen. Unterdessen wurde der Haß des Volks gegen den übermüthigen Günstling aufs äußerste gereizt durch den Proceß, der auf Anstiften des Fürsten gegen den Prinzen von Asturien (s. **Ferdinand VII.**) geführt ward. Zu spät sah A. den Abgrund unter seinen Füßen sich öffnen. Seinen Plan, mit der königlichen Familie nach Amerika zu flüchten, vereitelte der Aufstand von Aranjuez 18. März 1808. Nur das Versprechen des Königs, daß Gericht über ihn gehalten werden solle, rettete ihm das Leben. Diesen Proceß verhinderten indeß die Ereignisse von Bayonne. Napoleon, der A.'s Einfluß auf Karl IV. kannte, bewirkte die Entlassung desselben aus dem Gefängniß, und rief ihn nach Bayonne, wo er nun die Triebfeder alles Dessen ward, was der König und die Königin von Spanien thaten, deren Gunst er übrigens bis zu Beider Tode genoß. Nach seinem Sturze lebte er in Frankreich, dann in Rom, wo er vom Papste den Titel eines Fürsten von Posserano erhielt. Übrigens hatte A. zur Zeit seiner Macht die kirchlichen Verhältnisse Spaniens

oft wenig beachtet, auch manche wohlthätige Neuerungen, z. B. Pestalozzi'sche Schulen, einzuführen gesucht. Er besaß die reichste Gemäldegalerie in Spanien. Seine Wohnung war die geschmackvollste in Madrid; seit 1804 hielt er seine eigene Leibwache. Im J. 1808 schätzte man sein jährliches Einkommen auf 5 Mill. Piaster; bei seinem Fall verlor er alle seine Schätze und Besitzungen. Nach dem Tode seiner Gemahlin, welche in Paris lebte, und daselbst 23. Nov. 1828 starb, erklärte er seine Vermählung mit Josepha Tudo, der Tochter eines Offiziers, die er zur Gräfin von Castello Fiel erhoben hatte und schon 1796 im Geheimen geheirathet haben soll. Nach der Julirevolution wandte er sich ebenfalls nach Paris, und lebte hier von einer geringen Pension Ludwig Philipp's in Dürftigkeit. Im J. 1847 wurde ihm und seinen Angehörigen die Rückkehr nach Spanien gestattet; auch erhielt er seine Besitzungen und Titel größtentheils zurück. A. selbst schrieb „Mémoires du Prince-de-la-Paix, Don Manuel Godoi, duc de l'Aleudia" (4 Bde., Par. 1836—38; deutsch, 4 Bde., Lpz. 1836—38).

Alcuinus oder Alchuin, auch Albin, durch Geist, Kenntnisse und Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung seiner Zeit der bedeutendste Gelehrte des 8. Jahrh., aus angelsächsischem Geschlechte, der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Karl's d. Gr. Geb. um 735 zu York in England, erhielt A. vom Erzbischof Ekbert und dessen Verwandten Elbert Unterricht, und wurde, als der Letztere 766 den erzbischöflichen Stuhl bestieg, dessen Nachfolger als Vorsteher der Schule zu York. Auf seiner Rückreise von Rom, von wo er für einen Freund das Pallium geholt hatte, lernte ihn Karl d. Gr. in Parma kennen, berief ihn 782 zu sich, und bediente sich seiner bei seinen Veranstaltungen für die Cultur seines Reichs. In dem Gelehrtenvereine an Karl's Hofe führte er den Namen Flaccus Albinus. Karl ließ durch ihn bei Hofe Unterricht ertheilen, zu welchem Zwecke eine Hochschule (schola palatina) errichtet wurde; auch unterstellte er seiner Aufsicht verschiedene Klöster, um in denselben für Verbreitung der Wissenschaften zu sorgen. Die meisten Schulen im Frankenreich wurden durch A. theils gestiftet, theils verbessert. So gründete er unter andern auch die Schule in der Abtei St.-Martin zu Tours 796, für die er die zu York zum Muster nahm, und in der er auch selbst Unterricht ertheilte, nachdem er 801 von dem Hofe seine Entlassung genommen. Von Tours aus wechselte er mit Karl häufig Briefe. Er starb 19. Mai 804, und hinterließ, außer vielen theologischen Schriften, mehre für den Unterricht in den Anfangsgründen der Philosophie, Mathematik, Redekunst und Sprachlehre, auch Gedichte und eine große Anzahl Briefe. Letztere verrathen zwar den ungebildeten Geist des Zeitalters, zugleich aber lassen sie in A. den gebildetsten Mann seiner Zeit erkennen. A. verstand das Lateinische, Griechische und Hebräische. Unter seinen Schülern, die nachmals zur Verbreitung der Gelehrsamkeit in der fränkischen Monarchie beitrugen, sind besonders hervorzuheben Hrabanus Maurus und Haymo, der nachmalige Bischof von Halberstadt. Seine Werke erschienen zu Paris 1617, vollständiger von Frobenius (2 Bde., Regensb. 1777). Vgl. Lorentz, „A.'s Leben" (Halle 1829).

Aldegonde (Philipp van Marnix, Herr von Mont-Ste.-), einer der bedeutendsten Männer des 16. Jahrh., geb. zu Brüssel 1538, studirte in Genf und trat dann in niederl. Kriegsdienste. Der Aufstand der Niederländer im J. 1565 fand an ihm die thätigste Förderung und Unterstützung. Auch entwarf er die sogenannte Compromißacte, welche, die Glaubens-, Cultus- und Gewissensfreiheit der Niederländer wahrend, besonders gegen die Einführung der Inquisition gerichtet war. Die Theilnehmer an derselben, der Herzog Ludwig von Nassau und Heinrich von Brederode an ihrer Spitze, gelobten einander mit Leib und Vermögen beizustehn. Die Statthalterin Margarethe von Parma verwarf aber die ihr am 5. Apr. 1566 überreichte Acte. Nachdem Alba 1567 gelandet, floh A. mit den Anhängern des Prinzen Wilhelm von Oranien nach Deutschland. Mit Letzterm kehrte er 1572 nach den Niederlanden zurück. In demselben Jahre sendete ihn der Prinz zu der ersten Ständeversammlung in Dordrecht; dann war er Militärcommandant von mehren Plätzen. Bei der Einnahme von Maaslandsfluys fiel er 1573 in span. Gefangenschaft, kam aber 1574 wieder in Freiheit. Hierauf leitete er als Bevollmächtigter die Unterhandlungen der Republik mit den Höfen zu Paris, London und 1578 auf dem Reichstage zu Worms. Er war sehr thätig bei der Begründung der Universität zu Leyden, sowie 1576 beim Abschlusse des Genter Vertrags, wo sich die Provinzen dem offenen Aufstande Hollands und Seelands anschlossen. Im J. 1584 wurde er Bürgermeister von Antwerpen, das er 13 Monate lang gegen den Prinzen von Parma vertheidigte, 1585 aber an die Spanier übergab. Die Mishelligkeiten, in die er deshalb sich verwickelt sah, veranlaßten ihn, von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzutreten, und erst 1590 ging er wieder als Gesandter nach Paris. Hierauf lebte er in Leyden, wo er im Auftrag der Staaten die hebr. Bibel ins Holländische übersetzte. Er starb 1598.

Aldegrever (Heinr.), oder Aldegraf, auch Albert von Westfalen genannt, ein Maler und Kupferstecher, geb. zu Soest 1502, gest. daselbst 1562. Er bildete sich in Dürer's Schule zu Nürnberg, und schließt sich in seinen Werken dem Stile dieses Meisters mit ziemlicher Entschiedenheit an. Seine Gemälde sind selten, einige derselben sieht man in den Galerien von Wien und München. Seine Kupferstiche sind mit großer Sorgfalt und Tüchtigkeit ausgeführt. In letzterer Beziehung behauptet er eine der ersten Stellen unter den sogenannten Kleinen Meistern, d. h. den alten deutschen Künstlern, welche kleine Kupferstiche mit Fleiß und Feinheit ausführten.

Aldenhoven, Flecken bei Jülich im preuß. Regierungsbezirk Aachen, ist bekannt durch den Sieg der Östreicher 1. März 1793, mit welchem der Feldzug von 1793 begann. Die Östreicher hatten nach der Schlacht von Jemappes (6. Nov. 1792) Belgien, Luxemburg und Mastricht räumen, und sich hinter die Roer zurückziehen müssen, und Dumouriez bedrohte nun Holland mit einem Einfall. Um diesen zu hindern und das belagerte Mastricht zu befreien, zog der Prinz von Koburg sein aus 40000 Östreichern bestehendes Heer hinter der Roer zusammen, und überschritt am 1. März diesen Fluß bei Düren und Jülich. Die Avantgarde commandirte Erzherzog Karl, den linken Flügel der Feldmarschallieutenant Prinz von Würtemberg. Die Östreicher umgingen den linken Flügel des hinter Eschweiler verschanzten Feindes und griffen dann dessen Verschanzungen in der Fronte an, sodaß die Franzosen in großer Unordnung sich zurückziehen mußten, und 6000 Mann an Todten und Verwundeten sowie 4000 an Gefangenen verloren. An den folgenden Tagen wurden Aachen und Lüttich genommen, Mastricht entsetzt und die Franzosen lebhaft verfolgt. Zwar setzten sie sich, verstärkt durch das Corps, welches in Holland einfallen sollte, bei Neerwinden; doch auch hier wurden sie am 18. März geschlagen.

Alderman, im Angelsächs. Aldorman, d. i. Ältester, bezeichnet einen Adelsgrad, sodann aber auch ein obrigkeitliches Amt. Den Namen Alderman führten in der angelsächs. Verfassung die Vorsteher einer jeden Genossenschaft, besonders die Oberbeamten der Kreise oder Grafschaften (Shires), sowie die Ältesten (Senatores) des ganzen Reichs, die in den Volksversammlungen (Witenagemot) stimmten und in Kriegszeiten an der Spitze der Kriegsvölker ihrer Grafschaften standen. Anfänglich wurden sie von den Königen ernannt, später von den Freigutsbesitzern erwählt. Nach der dän. Eroberung wurde dieser Name durch die dän. Jarls (Earls) verdrängt. — In England und zum Theil auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden jetzt die Municipalpersonen in den Städten Aldermen genannt, welche zusammen den Stadtrath bilden, und an deren Spitze der Mayor (in London Lord-Mayor genannt) steht. Letzterer wird aus den Aldermen auf ein Jahr gewählt, während diese selbst die Wahlberechtigten (Wards) jedes Stadtviertels wählen. Das Amt der Aldermen besteht hauptsächlich in der polizeilichen Oberaufsicht über den District, den sie im Rathe repräsentiren. Die drei ältesten unter ihnen und die, welche die Würde eines Mayor bereits bekleidet haben, sind zugleich Friedensrichter.

Aldinen nennt man die Drucke, welche aus den Officinen der Buchdruckerfamilie Manutius (s. d.), besonders des Aldus Manutius, hervorgegangen sind. Durch innern Werth wie durch äußere Ausstattung sich gleichmäßig empfehlend, haben sie sowol die Achtung der Gelehrten als die Aufmerksamkeit der sammelnden Bücherfreunde sich erworben. Viele von ihnen sind die ersten Ausgaben (editiones principes) griech. und röm. Classiker; andere enthalten einen aus Manuscripten kritisch berichtigten Text neuerer classischer Schriftsteller, z. B. Petrarca's, Dante's, Boccaccio's u. A. Alle zeichnen sich in der Regel durch besondere Correctheit des Druckes aus; doch stehen die griech. den lat. und ital. etwas nach. Zugleich machen namentlich die Drucke von Aldus dem Vater in mehrfacher Hinsicht Epoche in der Geschichte der Buchdruckerkunst, indem sich derselbe großes Verdienst um die Verschönerung der Typenarten erwarb. Von griech. Typen, mit welchen vor ihm noch Niemand so viel und so schön gedruckt hatte, ließ er nach und nach 9, von den lat. 14 Arten fertigen. Er, oder vielmehr der Stempelschneider Francesco aus Bologna, ist der Vater der ital. Cursivtype, deren er sich zu seiner Sammlung von Handausgaben älterer und neuerer Classiker in Octav (zuerst im Virgil, 1501) bediente. Selbst von hebr. Schriften besaß er drei verschiedene Arten. Holzschnitte haben seine Octavausgaben nicht; auch sonst sind sie selten bei ihm, nur die „Hypnerotomachia Poliphili" (1499) macht davon eine bewundernswürdige Ausnahme. Seine Pergamentdrucke sind unübertrefflich schön. Er war auch der erste Drucker, welcher einige Exemplare auf besseres, feineres oder stärkeres Papier abzog, so zuerst bei den „Epistolae graecae" (1499). Außerdem lieferte er seit 1501 in der Ausgabe des Philostratus einzelne Exemplare auf Großpapier und 1514 die ersten Drucke auf blauem Papier. Nicht leicht hat Jemand mit gleichem Eifer, gleicher Aufopferung, Geschmack und Kenntniß die Literatur, besonders die classische, gefördert. Nach seinem Tode, 1515

hatte die Druckerei an seinem Schwiegervater, Andreas Asulanus, einen Vorstand, der ihn zu ersetzen wußte. Des Aldus Sohn, Paul, besaß denselben Enthusiasmus für die röm., wie sein Vater für die griech. Classiker. Mit dem Enkel Aldus, der zu Rom 1597 starb, hörte die Officin, die zuletzt ihren alten Vorrang unter den ital. Nebenbuhlern nicht mehr behaupten konnte, auf, nachdem sie während ihrer einhundertjährigen Dauer 908 Drucke geliefert hatte. Das Zeichen derselben ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: Sudavit et alsit. Da die Drucke dieser Officin, vorzüglich aus der ältern Periode, schon seit früher Zeit mit Eifer gesucht wurden, so fanden die lyoner Drucker und die Giunti zu Florenz seit 1502 ihren Vortheil durch trügerische und schlechte Nachdrucke. Häufig wurden noch zu Anfange des 19. Jahrh. die Albinen gesammelt; allein gegenwärtig hat sich die Aldomanie, namentlich unter den Deutschen, sehr verloren. Besonders selten sind die „Horae b. Mariae virginis" von 1497, der Virgil von 1501 und die „Rhetores graeci", der höchst seltenen Drucke aus den J. 1494—97 nicht zu gedenken. Die vollständigsten Sammlungen besitzen der Buchhändler Renouard in Paris und der Großherzog von Toscana. Von Renouard's Monographie über diese Officin „Annales de l'imprimerie des Aldes" erschien die dritte Auflage in einem einzigen Bande (Par. 1834), während die zweite drei zählte. Ein Verzeichniß aller echten Aldinen lieferte Ebert im Anhange zum ersten Bande seines „Bibliographischen Lexikon". Vgl. Hain, „Repertorium bibliographicum" (4 Bde., Stuttg. und Tüb. 1826—38).

Aldini (Antonio), geb. 1756 zu Bologna, war daselbst ausgezeichneter Advocat und Professor der Rechte. Als der Papst 1797 im Frieden von Tolentino auch Bologna an die Cisalpinische Republik abtreten mußte, schickten ihn seine Mitbürger als Gesandten nach Paris. Nach seiner Rückkehr wurde er Präsident im Rathe der Alten der Cisalpinischen Republik, und einige Zeit darauf Mitglied der Regierungscommission dieses Staats. Im J. 1801 berief ihn Bonaparte in die Consulta, die sich zu Lyon versammelte, und ernannte ihn dann zum Präsidenten des Staatsraths der Republik Italien. Da er sich jedoch mit Melzi, dem Vicepräsidenten der Republik, nicht vertrug, mußte er wieder zurücktreten. Als nach der Errichtung des Kaiserreichs auch die Italienische Republik in ein Königreich umgewandelt wurde, zog Napoleon den vernachlässigten A. wieder an sich, ernannte ihn zum Minister des neuen Königreichs, und überhäufte ihn mit Ehren. A. blieb nun in der Gunst und um die Person Napoleon's bis zu dessen Sturz. Er war Besitzer des schönen Schlosses Montmorency bei Paris, welches 1815 holl. Soldaten gräulich verwüsteten. Nach der Restauration zog er sich nach Mailand zurück, wo er auch das Vertrauen der östr. Regierung gewann. Er starb zu Pavia 5. Oct. 1826. Napoleon erinnerte sich seiner stets mit Achtung und schickte ihm durch Autommarchi seinen Abschiedsgruß.

Aldobrandini, eine berühmte adelige Familie aus Florenz, welche durch Papst Clemens VIII., der ihr selbst angehörte, in den Fürstenstand erhoben wurde. — **Sylvester A.**, einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, geb. 1499 zu Florenz, führte zu Pisa das Lehramt der Institutionen. Als einer der heftigsten Gegner des Herzogs Alessandro Medici in Florenz wurde er 1530 verbannt, fungirte nachher eine Zeit lang als Statthalter des Legaten von Ravenna zu Fano, und wurde endlich von Paul III. als Advocat des Fiscus und der apostolischen Kammer nach Rom berufen. Hier starb er 1558. Seine juristischen Werke wurden zum Theil mehrfach aufgelegt und von seinen Zeitgenossen hoch geschätzt. Er war mit Cesa Deti, einer Tante des nachherigen Cardinals Deti, verheirathet, die ihm fünf Söhne gebar. Der älteste, **Giovanni A.** war Auditor rotae und Cardinal, auch ist er als juristischer Schriftsteller bekannt; Dasselbe gilt von seinem Bruder **Peter A.**, der seinem Vater in der Würde eines Advocaten der apostolischen Kammer folgte. Dessen Sohn, **Peter A.**, geb. zu Rom 1571, erhielt schon in seinem 22. Jahre, unter dem Pontificat seines Oheims, den Cardinalshut, vermittelte als Legat in Frankreich 1601 den Lyoner Frieden zwischen Frankreich und Savoyen, und leitete während der Regierung seines Oheims fast allein die Angelegenheiten des Kirchenstaats. Unter Paul V. übernahm er das Erzbisthum von Ravenna, und starb in Rom 1621. Er war ein großer Freund und Beförderer der Wissenschaften; er selbst verfaßte die „Apophthegmata de perfecto principe" (Par. 1600; Frkf. 1603). Am höchsten stieg **Hippolyt A.**, der jüngste Sohn Sylvester's, geb. zu Fano 1536, gest. 1605, welcher 1592 als Clemens VIII. (s. d.) den päpstlichen Stuhl einnahm. Sein Bruder, der vierte Sohn Sylvester's, **Thomas A.**, welcher sehr jung als Secretär des Papstes Paul V. starb, hat sich durch seine mit Anmerkungen versehene lat. Übersetzung des Diogenes Laërtius, die sein Neffe Peter A. mit dem griech. Originaltexte (Rom 1594) herausgab, ein bleibendes Verdienst erworben. Ein Neffe desselben, Franz

A., geb. 1546, von seinem Oheim Clemens VIII. in den Fürstenstand erhoben, war päpstlicher General, Castellan der Engelsburg und Capitän der päpstlichen Garde. Er wurde zwei mal nach Ungarn geschickt, um dem Kaiser gegen die Türken beizustehen (1594 und 1601), und starb auf dem zweiten Zuge zu Warasdin. Er war nicht mit einer Margarethe von Östreich vermählt, wie man wol liest, sondern empfing diese nur als Braut eines größern Herrn. Zur Gemahlin hatte er die Olympia, eine Schwester des erwähnten Cardinals Peter A. Sein ältester Sohn, Sylvester A., erhielt schon in seinem 14. Jahre die Cardinalswürde, und dessen Schwester, Margaretha, wurde Gemahlin des Herzogs von Parma. Die Familie, welche außerdem noch mehre Cardinäle und hohe Würdenträger unter ihren Mitgliedern zählt, erlosch 1681 mit Octavia, einer Tochter des Giovanni Georgio A., Fürsten von Rossano. Die Güter des Hauses kamen an die Borghese und Pamfili.

Aldobrandinische Hochzeit, ein altes Wandgemälde, das in der Nähe von Santa-Maria Maggiore zu Rom, in den ehemaligen Gärten des Mäcenas, im J. 1606 gefunden ward. Zuerst Besitzthum des Fürsten Aldobrandini, erhielt es von diesem den Namen; jetzt befindet es sich im Vatican. Die Darstellung ist reliefartig in drei Gruppen getheilt. In der Mitte das Brautgemach. Die Braut entschleiert und halbentkleidet auf dem reichen Lager sitzend, umgeben von einer liebevoll zuredenden mütterlichen Freundin und von der Brautjungfrau, die sich bereitet, die Braut mit heiligem Öle zu salben. Links in einem hintern Gemache Frauen, die das gebräuchliche Fußbad rüsten; rechts, dicht vor dem Brautgemach, auf einer Estrade der harrende Bräutigam. Winckelmann hat diese Darstellung auf die Hochzeit von Peleus und Thetis, Biondi auf die des Manlius und der Julia gedeutet; Böttiger hat ihr sogar eine allegorisch-mythische Bedeutung untergeschoben. Jedenfalls ist es ein Bild, welches wir heutzutage als historisches Genre bezeichnen würden, rein menschlich, ohne mythische Unterlage, eine Hochzeitfeier. Die keusche Reinheit, mit der dieser Gegenstand behandelt ist, ist ein hohes Zeugniß für die tiefe Sittlichkeit, mit der die Alten solche verfängliche Scenen zu behandeln gewohnt waren.

Aldringer oder Altringer (Joh., Freiherr von Koschitz, Graf von Ligma), kaiserlicher General im Dreißigjährigen Kriege, zu Diedenhofen im Luxemburgischen um 1590 in niedrigen Verhältnissen geboren, soll erst Diener eines Edelmannes zu Paris, dann Secretär bei einem Obersten, endlich Beamter des Bischofs von Trient gewesen sein. Aus dieser Stellung verdrängt, trat er ins kaiserliche Heer, wo er sich durch Tapferkeit, Gewandtheit des Geistes und Fertigkeit in schriftlichen Arbeiten bald emporarbeitete. Schon 1622 war er während der Belagerung Heidelbergs durch Tilly Oberst. Dann befehligte er 1626 einige zu Dessau stehende Regimenter, mit welchen er vom 1.—24. April den dortigen Brückenkopf gegen Graf Ernst von Mansfeld bis zur Ankunft Wallenstein's mit Erfolg vertheidigte. Dafür von Kaiser Ferdinand 1627 mit der Reichsfreiherrnwürde belohnt, erhielt er 1628 den Auftrag, als Commissar Mecklenburg für Wallenstein, dessen besonderer Gunst er sich erfreute, in Besitz zu nehmen. Nach dem Abschlusse des Friedens mit Dänemark (6. Juli 1629) wurde er von Letzterm mit wichtigen Aufträgen an den Kaiser, und von diesem als Generalmajor unter Colalto mit einigen Regimentern nach der Lombardei gesendet, wo er an der Eroberung von Mantua (18. Juli 1630) Theil nahm und sich hier die Schätze und Gemälde des Herzogs zueignete. Die Landung der Schweden und deren Fortschritte in Deutschland führten auch A., seit dem Frieden von Chierasco (1631) Feldzeugmeister und Graf, dorthin zurück. Während der Schlacht bei Breitenfeld stand er in Würtemberg, welches er unterwarf, vereinigte sich aber nachher in Hessen mit Tilly. Als dieser im April 1632 die Schweden am Übergange über den Lech verhindern wollte, wurde A. fast zu gleicher Zeit mit Tilly schwer verwundet. Nach des Letztern Tode erhielt er den Oberbefehl über das liguistische Heer, welches er bald nachher dem Wallenstein bei Eger zuführte, mit dem er gemeinschaftlich Nürnberg einschloß. Bei dem Sturme Gustav Adolf's auf das kaiserliche Lager am 22. Aug. befehligte A. mit großer Umsicht auf den schwierigsten Punkten. An der Schlacht bei Lützen 6. Nov. 1632 hatte er keinen Theil, da er bei der Trennung des baierischen vom kaiserlichen Heere den Oberbefehl über das erstere erhalten hatte. In Baiern und Schwaben operirte er, vereinigt mit dem aus Italien herbeigeführten span. Heere des Herzogs von Feria, vielfach gegen Horn und Bernhard von Weimar, ohne jedoch einen wesentlichen Vortheil zu erringen. Jedenfalls lag die Ursache davon in den widersprechenden Befehlen, welche er einerseits vom Kaiser, andererseits von dem übermüthigen Wallenstein erhielt. Gegen die Annahme, daß er geheimen Instructionen des Letztern gefolgt, spricht der Umstand, daß er, den Absichten desselben mistrauend, auf dem verhängnißvollen Kriegsrathe von Pilsen 12. Jan. 1634 nicht erschien. Im J. 1634 entwickelte er desto erfolgreicher sein strat-

ische Talent bei der Vertreibung der Schweden von der Mitteldonau und aus der Oberpfalz, urde aber im Kampfe um Landshut 12. Juli 1634 beim Übergange über die Isar, man weiß icht ob von Feindes oder Freundes Hand, erschossen. Tapferkeit, Ausdauer und Entschlossen-it verband er mit Klugheit und Gewandtheit in diplomatischen Geschäften. Dabei zeigte er doch eine Habsucht und Härte, die ihn bei den Bewohnern des Kriegsschauplatzes verhaßt ge-acht hat. Seine großen Reichthümer, welche durch Verleihungen aus den confiscirten Gü-n Kinsky's (Teplitz) noch angewachsen waren, erbte seine Schwester, die sich mit einem Gra-n Clary vermählte. Deshalb gestattete 1655 Kaiser Ferdinand II. ihren Nachkommen, den amen Clary-Altringer zu führen.

Ale, ein in England beliebtes starkes, helles, hopfenbitteres Tafelbier, das stärkste aller be-nnten Biere. Es enthält beinahe 7 Proc. Alkohol, und wird aus einer Würze von 29 Proc. xtractgehalt gebraut. Man braut es aus blassem Gerstenmalz, und leitet die Gährung so, daß er die Hefe vollständig abgeschieden wird, aber viel Zucker unzersetzt bleibt, was die große altbarkeit dieses Bieres und seinen eigenthümlichen Geschmack veranlaßt. Das Ale läßt sich hr gut ausführen, und wird auch auf dem Continent gegenwärtig nicht unbedeutend consu-irt. Da das Verfahren der engl. Brauereien vollständig bekannt ist, hat man es an verschie-enen Orten mit Glück nachgeahmt.

Aleatico ist ein toscan. Wein von süßem und aromatischem Geschmack, welcher besonders i Florenz und auf Elba von Muscatellertrauben gewonnen und an letzterm Orte mit gekoch-n Most und etwas Rum angemacht wird.

Alecto, d. i. die nimmer Rastende, eine der drei Furien oder Eumeniden (s. d.), die Tochter s Äther und der Erde.

Aleman (Mateo), span. Romanschriftsteller, geb. um die Mitte des 16. Jahrh. zu Se-la, gest. in Mexico zur Zeit Philipp's III., war um 1568 Finanzbeamter und wurde in Folge er Defraudationsanklage in einen Proceß verwickelt, der ihm längere Gefangenschaft brachte, aß er den Staatsdienst verließ und noch im spätern Alter zu literarischer Beschäftigung zu-ückkehrte. Außer einer poetischen Lebensbeschreibung des heil. Antonius von Padua (Sevilla 04; Valencia 1609) und einer während der Reise nach Mexico geschriebenen und für die ispanier bestimmten „Ortografia Castellana" (Mexico 1608), verfaßte er den Schelmen-man „Guzman de Alfarache". Dieses Werk, das er anfänglich „Atalaya de la vida humana" i. Leuchte des menschlichen Lebens) nannte, fand eine solche Aufnahme, daß der erste Theil ht nur sogleich (1599) drei Auflagen (Madrid, Saragossa und Barcelona) erlebte, sondern h in den folgenden sechs Jahren in und außerhalb Spaniens noch 26 mal gedruckt, in 50000 emplaren verbreitet und in das Französische und Italienische übersetzt wurde. Der günstige folg veranlaßte einen literarischen Freibeuter zur Herausgabe eines unechten zweiten Theils, zuerst 1603 zu Barcelona unter dem Pseudonym Mateo Lujan de Sayavedra erschien. Der r zweite Theil wurde von A. selbst zu Valencia 1605 veröffentlicht, und in demselben ein visser Juan Marti, Advocat zu Valencia, als Verfasser jenes unechten Theiles angedeutet, nun auch A. im Romane selbst eine nicht gerade ehrenvolle Rolle spielen läßt. Ein verspro-ner dritter Theil ist nie erschienen. Die sowol in Bezug auf Sittenschilderung wie auf Stili-meisterhafte Schöpfung A.'s ist unstreitig nächst dem „Lazarillo de Tormes" des Mendoza .) der berühmteste span. Schelmenroman. Während jedoch die Dichtung Mendoza's, welche A. zum Vorbild diente und für diese bald zur Mode gewordene Gattung des Romans brechend war, der kühne, geniale Wurf einer überschäumenden Studentenlaune ist, er-t der Roman A.'s als Product eines gereiftern welterfahrenen Mannes von bedeutendem t und feiner Beobachtung. Was der Lazarillo Mendoza's, der keck in die Welt gesetzte lm, an Ursprünglichkeit, Frische und Lebendigkeit voraus hat, ersetzt der Guzman A.'s, jener ie verschiedenartigsten Lagen des Lebens gebrachte, mit allen Wässern gewaschene Gauner, Mannichfaltigkeit, Reichthum der Sittenschilderungen, Menschenkenntniß und das Stre-die bösen Folgen solcher Schilderungen durch eine Art bußfertiger Moral wieder auszuglei-. Freilich haben diese moralisirenden Ergüsse oft eine unverhältnißmäßige Länge, sodaß geistreiche Lesage in seiner franz. Bearbeitung des Guzman (2 Bde., Par. 1772; 1785) elben mit Recht weggeschnitten hat. Aus Letzterer ist Gleich's deutsche Übersetzung (4 Bde., gdeb. 1828) geflossen. Sonst ist der Guzman fast in alle Sprachen übersetzt worden, ja von Kaspar Ens 1623 ins Lateinische. Die älteste deutsche Übersetzung des span. Origi-lieferte Ägidius Albertinus „Der Landstörzer Gusman von Alfarache" (2 Thle., Münch.

1615, wozu von Freudenhold ein dritter Theil veröffentlicht wurde 1632); eine neuere erschien 1782 zu Leipzig in zwei Theilen. Die beste Ausgabe der beiden echten Theile (sowie des unechten zweiten) des Romans findet sich im dritten Bande von Aribau's „Biblioteca de autores españoles" (Madr. 1846).

Alemannen oder Alamannen, d. i. alle Mannen, nannte sich ein Kriegsbund mehrer deutscher Stämme, unter denen die Tencterer und Usipier die bedeutendsten waren, und der zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. am untern und mittlern Main zuerst erscheint. Caracalla focht mit den A. zuerst am Main 211 n. Chr., ohne sie zu besiegen, dann Alexander Severus. Erst Maximinus überwand sie 236 und trieb sie über den Rhein zurück, den sie überschritten hatten. Als sie aber nach dessen Tode wieder in Gallien einfielen, schlug sie Posthumius, verfolgte sie bis nach Deutschland und befestigte hier die Grenze des röm. Gebiets, der agri decumates, mit Wällen und Gräben, wovon die Schanzen bei Pföring an der Donau, der durch das Fürstenthum Hohenlohe bis nach Jarthausen sich hinziehende Wall und der Pfahlgraben auf der Nordseite des Mains Überbleibsel sind. (S. **Teufelsmauer.**) Die A. ließen aber von ihren kriegerischen Streifzügen nicht ab, obwol sie von Lollianus, des Posthumius Nachfolger, und vom Kaiser Probus 282 zurückgeschlagen wurden. Nach des Letztern Tode nahmen sie, von Nordosten her durch die Burgunder gedrängt, bleibende Sitze innerhalb des Römerwalles, und wohnten von Mainz bis zum Bodensee. Endlich wurde 357 Julian als Cäsar nach Gallien geschickt, das im Westen ebenso wie im Osten Noricum unter ihren Einfällen zu leiden hatte. Er siegte über die A., und zwang acht ihrer Fürsten, um Frieden zu bitten. Ihre gesammte Kriegsmacht betrug in dem Haupttreffen gegen Julian 35000 Mann. Bald darauf verbanden sich mit ihnen an der obern Donau die Juthungen, deren Name im 5. Jahrh. verschwindet. Statt dessen heißt in der Folge das verbündete Volk Sueven oder Suaven, und Alemannen und Schwaben, die Namen der beiden vereinten Völker, werden von da an als Gesammtname für beide gebraucht. Noch im Laufe des 4. Jahrh. waren sie über den Rhein gegangen, wo sie im Westen bis an die Vogesen, im Süden bis an die helvetischen Alpen sich ausdehnten. Der Frankenkönig Chlodwig endlich brach ihre Macht 496, und unterwarf sie der fränkischen Oberherrschaft, vor der jedoch viele zu Theodorich nach Italien und in die hohen Alpen flüchteten. Der nördlichste Theil des alemannischen Landes ward Kammerland der fränkischen Könige; der übrige größere Theil bildete das Herzogthum Alemannien, das sich im Süden bis zum Gotthard, im Westen bis zum nördlichen Jura (später nur bis zur Reuß) und zu den Vogesen, im Norden am Rhein bis zur Sur und Murg, am Neckar bis zur Enz, gegen Osten bis an die Wernitz und den Lech erstreckte. Der Elsaß, eine Zeit lang abgetrennt, ward unter König Heinrich I. wieder damit vereint und blieb es bis ins 13. Jahrh. Seit Heinrich IV. wird der Name Schwaben für den ostrheinischen Theil der gebräuchliche, wo das Lehen der Hohenstaufen, während die südlichen Gauen in der Schweiz, das Lehen der Zähringer, davon gesondert wurden. — Über **alemannische Mundart** und **alemannisches Recht** s. **Deutsche Mundarten** und **Germanische Volksrechte.**

Alembert (Jean le Rond d'), einer der berühmtesten Mathematiker und ausgezeichnetsten Literatoren des 18. Jahrh., geb. zu Paris 16. Nov. 1717, wurde von seinen Ältern, der Frau von Tencin und dem Dichter Destouches ausgesetzt. Das Kind schien so schwach, daß es der Polizeicommissar, der es aufhob, nicht in das Findelhaus schickte, sondern der Sorgfalt einer armen Glaserfrau übergab. Doch allmälig erstarkte A.; schon als Knabe zeigte er viele Anlagen, und als er im 12. Jahre in das Collége Mazarin aufgenommen wurde, erregte er bereits Aufsehen. Er schweifte auf den verschiedensten Feldern des Wissens umher, kehrte aber stets zur Mathematik zurück, zu der er schon früh eine entschiedene Neigung in sich spürte. So zog er, nachdem er sich der Rechtswissenschaft, dann eine Zeit lang der Medicin gewidmet hatte, durch zwei mathematisch-physikalische Arbeiten zuerst die Aufmerksamkeit auf sich. Die von ihm der Akademie der Wissenschaften überreichten beiden Abhandlungen über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit und über die Integralrechnung schienen derselben so bedeutend, daß er 1741 zum Mitgliede erwählt ward. Hierauf schrieb er den „Traité de dynamique" (Par. 1743; beste Ausg., Par. 1759) und den „Traité des fluides" (Par. 1744). Durch seine „Réflexions sur la cause des vents" (Par. 1747) gewann er den von der Akademie in Berlin ausgesetzten Preis; auch wurde er in Folge davon zum Mitgliede derselben ernannt. Unter den übrigen Denkschriften, welche er dieser Akademie übergab, zeichnen sich die beiden über die reine Analysis (1746 und 1749) und die über die Schwingungen der Saiten (1748) aus. Er nahm Theil an den Untersuchungen, welche Newton's Entdeckungen über die Bewegung der Himmelskörper vervollständigten. Bereits 1747 übergab er der Akademie der Wissenschaften eine

Auflösung des Problems, wodurch bestimmt werden soll, welche Störungen die gegenseitigen Anziehungen der Planeten in ihrer elliptischen Bewegung um die Sonne verursachen, und wie diese Bewegung beschaffen sein würde, wenn sie nur ihrer Schwere gegen dieses Gestirn folgten. Mehre Jahre setzte er diese Arbeit fort; auch schrieb er nach und nach eine Menge anderer Abhandlungen über verschiedene wichtige Punkte des Weltsystems, z. B. über das Vorrücken der Nachtgleichen, über den Widerstand flüssiger Körper u. s. w., die sich in seinen „Opuscules mathématiques" (8 Bde., Par. 1761—80) gesammelt finden. A. hatte sich dem Studium der Mathematik ergeben, weil ihm die Philosophie seines Jahrhunderts nichts Genügendes bot. Als aber sein Geist in den sogenannten exacten Wissenschaften keine Befriedigung fand, versuchte er mit seinem durchdringenden Verstande auch andere Wissenskreise zu bewältigen. In diesem Sinne unternahm er die Herausgabe der „Encyclopédie", in der er die ganze Summe der vorhandenen Kenntnisse zusammenfassen, zugleich aber den verschiedenen Wissenschaften eine neue Bahn brechen wollte. Er selbst verfaßte in diesem riesigen Werke den mathematischen Theil und die Einleitung, die ein unvergängliches Muster wissenschaftlicher Darstellung bleiben wird. Es hat die „Encyclopédie" eine unberechenbare Wirkung gehabt, obschon die in ihr herrschende philosophische Richtung nur eine weitere Entwickelung Locke'scher Principien ist. (S. Encyklopädien.) A. ward durch das Unternehmen in mannichfache Händel verwickelt und veranlaßt, in der Folge sich immer mehr mit rein literarischen Fragen zu befassen. So schrieb er „Essais sur les gens de lettre", „L'art de traduire", „Réflexions sur le style" u. s. w., in denen dieselbe Feinheit und Klarheit herrscht, die den Grundton aller seiner Schriften ausmacht. Diesen Werken verdankt er seinen eigentlich literarischen Ruf und seine Aufnahme in die Académie française, deren Secretär er 1772 ward und in der er verschiedene gelungene Lobreden gehalten hat („Eloges", Par. 1779). Obwol er wegen der „Encyclopédie" Verfolgungen und von der Regierung seines Vaterlandes Zurücksetzung erfuhr, so folgte er doch weder den Einladungen Friedrich's II., sich in Berlin niederzulassen, noch den Anerbietungen der russ. Kaiserin, die ihm die Erziehung ihres Sohnes antrug. Von den Ausländern lernte das Vaterland seinen Werth kennen, und der König von Preußen, der ihn 1763 gesehen hatte und mit ihm in Briefwechsel stand, gab ihm ein Jahrgeld, als ihm die pariser Akademie der Wissenschaften den Gehalt verweigerte. Bei einer immer nur mäßigen Einnahme war er doch überaus wohlthätig. Länger als 40 Jahre lebte er höchst einfach bei der Frau, die ihn erzogen hatte, und er verließ diese Wohnung nur, als seine Gesundheit ihn dazu nöthigte. Sein ebenso zartes als dauerndes Verhältniß zur l'Espinasse (s. d.) beweist, daß er ein gefühlvolles Herz hatte. Er starb am Stein, weil er sich der Operation nicht unterwerfen wollte, 29. Oct. 1783. Condorcet hat ihm in seinem „Eloge" ein schönes Denkmal gesetzt. Eine vollständige Sammlung seiner mathematischen Werke ist nicht erschienen; dagegen sind seine vermischten Schriften zusammengestellt in den „Oeuvres philosophiques, historiques et littéraires" (herausgegeben von Bastien, 18 Bde., Par. 1805; dann bei Didot, 16 Thle. in 5 Bdn., Par. 1821).

Alençon, Hauptstadt des franz. Depart. Orne, an der Sarthe, mit 15000 E., der Sitz der Departementalbehörden, eines Civil- und eines Handelstribunals, eines Generalconseils für Manufacturen, einer Normalschule, einer Departementsbank u. s. w. Die Stadtkirche ist im gothischen Stil erbaut und hat ein schönes Portal und vorzügliche Glasmalereien. Die lebhafte Industrie producirt vorzüglich Leinwand, feine Wollzeuge, Stickereiwaaren, feine Strohhüte, Posamentierwaaren, künstliche Blumen, Handschuhe, chemische Producte. Die sonst so bedeutende Fabrikation der alençoner Spitzen (points d'Alençon) wird zwar ebenfalls noch betrieben, jedoch nicht mehr in dem frühern Umfange. Sehr gesunken ist auch die Schleiferei der sogenannten alençoner Diamanten (diamants d'Alençon), Quarzkrystalle, die man in der Umgegend der Stadt findet. — Die alten Herzöge von Alençon waren ein Zweig der königlichen Valois, und stammten von Karl von Valois, der 1346 in der Schlacht bei Crecy blieb. Das Pairie-Herzogthum ward jedoch erst 1410 für des Stammvaters Enkel Johann I. errichtet, der zur Partei der Armagnacs hielt, und 1415 bei Azincourt das Leben verlor. Sein Nachfolger, Johann II., hielt sich ebenfalls zu den Gegnern des Hofes und ward deshalb zwei mal zum Tode verurtheilt, aber begnadigt. Auch René, Johann's II. Sohn, erregte, wiewol unverschuldet, den Argwohn Ludwig's XI., der ihn 1481 drei Monate lang zu Chinon in einen eisernen Käfig einsperren ließ. Das Parlament verurtheilte René nicht, und er erhielt nach Ludwig's XI. Tode durch König Karl VIII. Titel und Güter zurück. René's Sohn, Herzog Karl IV., geb. 1489, war mit der Schwester des Königs Franz I. vermählt. Er befehligte ohne Geschick die Avantgarde des franz. Heeres in den Niederlanden. In der Schlacht bei Pavia führte er den linken Flügel.

Statt den König im entscheidenden Augenblick zu unterstützen, floh er mit seinen Truppen, sodaß man ihm das Unglück des Tages und die Gefangennahme Franz's I. zur Last legte. Durch die Vorwürfe seiner Gemahlin niedergebeugt, starb er zwei Monate später, 21. April 1525. Mit ihm erlosch das alte Haus A. Karl IX. gab sodann das Herzogthum seinem jüngern Bruder, dem Herzog von Anjou; Ludwig XIV. verlieh es 1710 seinem Enkel, dem Herzog von Berri, und Ludwig XVI. 1774 seinem ältesten Bruder, dem Grafen von Provence.

Alentejo oder Alemtejo, eine 483 QM. große und nur von 380000 Seelen bewohnte portug. Provinz, begrenzt östlich von Spanien, nördlich von Beira und Estremadura, westlich vom Atlantischen Meere und südlich von Algarve. An den Ostgrenzen des Landes erheben sich eine Menge niedrigere Bergzüge, wie die Sierras de Mamed, de Portalegre, de Ossa, de Evora, und der Monte Muro in unzusammenhängender Gruppirung, durch schroffe Felswände, zahlreiche Ruinen und neuere Festungswerke auf ihrem Scheitel einen malerischen Eindruck machend. Westlich gehen die Berghänge in breite Ebenen, Campos, über, welche vor ihrer Verflachung zur sandigen Küste noch einmal durch isolirte Felskämme unterbrochen werden. Auf der südlichen Grenze steigt das algarbische Gebirge zur beträchtlichen Höhe von fast 4000 F. an. Die Provinz wird bewässert im Osten durch die Guadiana mit dem Wasserfall Salto del Lobo, unweit Serpa, durch den Tejo nur kleinen Theils im Norden, und im Südwesten durch den Saado oder Caldab. Im Süden und Westen ist das Klima heiß und trocken; hier sind die Ebenen von brauner Haide überzogen, ohne Baum und Strauch, von Sumpfstrecken unterbrochen und mit spärlichem Anbau bekleidet; im Osten dagegen sind die Thäler äußerst fruchtbar und die Berge mit schönen Holzungen versehen. Die Producte des Landes bieten einen mannichfachen Reichthum. Nächst Weizen und Gerste baut man Reis und Mais; der Wein gedeiht fast überall. Unter den edlen Früchten sind alle Agrumiarten, vorzugsweise die Citronen und Limonien von Vidigueira, Feigen und Granaten berühmt. In den Wäldern findet sich die Eiche mit eßbaren Früchten, die immergrüne und die Korkeiche, Kastanie, Seetanne und Fichte, in den Ebenen Lavendel, Rosmarein, Wachholder, Myrte, und ein feines Gras zur Schaffütterung. Die Schafzucht ist sehr bedeutend, nächstdem die Schweine- und Ziegenzucht, weniger die des Rindviehs, der Esel und Maulesel. Da die Bevölkerung gering, so bleibt noch Getreide zur Ausfuhr übrig. Die Industrie liegt dagegen darnieder. Nur in einigen Städten, wie in Portalegre, beschäftigt man sich mit Tuchweberei oder, wie in Estremoz, mit Töpferei. Ungeachtet der Anzeigen eines nicht unbedeutenden Erzreichthums wird auch der Bergbau vernachlässigt. Die wichtigsten Orte der Provinz, welche 3 Comarcas, 4 Städte, 101 Flecken (Villas) und 326 Kirchspiele umfaßt, sind, außer Portalegre mit 6000, und Estremoz mit 5000 E., die wichtige Grenzfestung Elvas, mit Arsenal, Gewehrfabrik, großer Wasserleitung und 10000 E., die Provinzialhauptstadt Evora mit 10000 E. und einem schönen röm. Aquäduct, Beja mit 5500 E. und Fabriken in Fayence und Leder, und das befestigte Mertola mit 3100 E.

Aleppo oder Haleb, die Hauptstadt des gleichnamigen Ejalets im nördlichen Syrien, liegt zwischen Orontes und Euphrat am Steppenflusse Koik (gewöhnlich Nahr-el-Haleb genannt), am nordwestlichen Eingang des großen syrisch-arabischen Wüstenplateau, in einem weiten rings von dominirenden Kalksteinwänden eingeschlossenen Kesselthale. Die fruchtbaren und durch ausgezeichnete Pistazienpflanzungen berühmten Gärten zu beiden Seiten des kleinen Flusses bilden die einzige belebte Unterbrechung in der öden Umgebung der Stadt, welche noch gegenwärtig mit ihren zahllosen Kuppeln und Minarets, den reinlichen, gepflasterten Straßen, den durchaus massiven Häusern, zu den schönsten Städten des Orients gehört. Obgleich sie 3½ St. in Umfang hat, so zählt sie jetzt doch nur 80000 E., worunter sich 17000 Christen, 4700 Juden und eine kleine Anzahl Europäer befinden. Noch vor 60 Jahren hatte A. über 200000 gewerbfleißige und handeltreibende Bewohner, deren Fabriken in Seide, Baumwolle, Wolle, in Gold und Silberstoffen u. s. w. den ganzen Orient versahen. Allein das Erdbeben vom 24. Aug. 1822 verwandelte nicht nur die halbe Stadt, besonders die innerhalb der Ringmauer gelegene Citadelle, einen schönen altarabischen Bau, in einen Schutthaufen, sondern begrub auch mit vielen Tausenden von Menschen die Industrie und den Wohlstand. Den Ruin der Stadt vollendeten die Pest 1827, die Cholera 1832, sowie die drückende ägypt. Herrschaft. Zwar wurden unter letzterer eine neue Citadelle nordwestlich vor der Stadt, und einige andere Gebäude errichtet; allein kaum die Hälfte der Moscheen und Bäder befindet sich wieder in brauchbarem Zustande. Die Wasserleitung ist das älteste Monument der Stadt. Der schöne Bazar umfaßt mehre Straßen, ist durchaus gewölbt und erhält von oben durch zum Theil in eigenen Kuppeln angebrachte Fenster das Licht. A. bildet einen wichtigen Stapelplatz des Handels zwischen Eu-

ropa, Indien und Persien, Arabien und Armenien; es besorgt den Austausch europäischer und orientalischer Waaren, treibt auch einigen Handel mit Baumwollen- und Seidenwaaren, Häuten, Taback, Wein, Öl u. s. w. Die Stadt, einst ein Mittelpunkt sarazenischer Macht, trägt noch jetzt rein arab. Charakter; der Aleppinee gilt im ganzen Orient wegen seiner feinen Manieren und saubern gewählten Kleidung für einen Stutzer und feinen Mann. Durch Seleukus Nikator wurde A., das bei Ptolemäus Chalybon heißt, verschönert und Beröa genannt. Letztern Namen führte sie durch die Römerzeit bis 636, wo sie durch die Araber ihren alten Namen wieder erhielt. Die Seldschuken gründeten hier mit Beginn der Kreuzzüge ein Sultanat, das jedoch blos bis 1117 dauerte; 1260 wurde die damals sehr bedeutende Stadt von den Mongolen und 1407 von den Horden Timur's erobert und geplündert. Später kam sie unter die Mamluken Ägyptens, und 1517 wurde sie durch Selim I. dem türk. Reiche einverleibt. In neuester Zeit ward A. berüchtigt durch die im Herbst 1850 an den dortigen Christen verübten Gräuel und die damit verbundene Empörung, welche am 6. Nov. 1850 Kerim-Pascha mit den Generalen Bem und Guyon blutig unterdrückte.

Aler (Paul), Jesuit, geb. 1656 zu St.-Veit im Luxemburgischen, gest. zu Düren 1727 machte sich als Schulmann um mehre rheinländische Gymnasien verdient. Ein bleibendes Andenken hat er sich durch seinen „Gradus ad Parnassum" erworben, welcher sehr oft gedruckt (zuerst Köln 1702) und (von Sintenis, 2 Thle., Züllichau 1816; 4. Ausg., von Friedemann, 2 Thle., Lpz. 1842) neu bearbeitet worden ist.

Alesia, die Hauptstadt der Mandubier, einer kleinen Völkerschaft im keltischen Gallien, dem heutigen Burgund, der Sage nach von Hercules gegründet, war eine bedeutende Festung, deren Belagerung und Bezwingung Cäsar's größte Waffenthat ist. Cäsar hatte die Gallier unter Vercingetorix geschlagen und schloß sie nun, 80000 Mann an der Zahl, mit 60000 Mann in A. ein. Um sie auszuhungern, legte er schnell eine Contravallationslinie gegen die Festung an. Vergebens versuchte Vercingetorix wiederholte Ausfälle, und entbot darauf alle Gallier zu den Waffen. Bald erschienen denn auch 250000 Mann vor dem röm. Lager. Cäsar hatte indessen seine Circumvallationslinie vollendet, die ihn durch eine Brustwehr, einen starken Palissadengraben und eine mehrfache Reihe von Wolfsgruben schützte. Der Angriff der 330000 Gallier in Fronte und im Rücken der Römer war jetzt ohne Erfolg. Auf keinem Punkte gelang es ihnen, die Linien der Römer zu übersteigen. Nachdem die Stadt von den Römern genommen, mußte sich Vercingetorix ergeben. Später kam A. wieder in einen blühenden Zustand, ward jedoch 864 von den Normannen zerstört. Spuren von Brunnen, Wasserleitungen, zerbrochene Ziegel, Münzen u. dgl. auf den Feldern beim Flecken Alise, westlich von Dijon im Depart. Côte-d'Or, sind noch die einzigen Zeugen von dem ehemaligen Dasein der Stadt.

Alessandri (Alessandro) oder Alessandri d'Alessandro, in Neapel um 1460 geboren und eine Zeit lang Advocat daselbst, ergab sich, durch Filelfo's und Calderino's philologische Arbeiten angereizt, der Beschäftigung mit dem classischen Alterthume. Ein eigentlicher Philolog war er indeß nie, doch hat sein Hauptwerk, die „Dies geniales" (Rom 1522 und öfters), in welchem er, nach dem Beispiel des Gellius in den „Noctes atticae", tausend Dinge, meist aus dem classischen Alterthume, in Form von Unterhaltungen mit gelehrten Freunden behandelt, viel Beifall gefunden. A. starb 1523 zu Rom, wo er eine Zeit lang als neapolit. Protonotar thätig war.

Alessandria, mit dem Spottnamen della paglia (d. i. die stroherne), piemontesische Festung und Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Königreichs Sardinien, am Einfluß der Bormida in den Tanaro, in einer sumpfigen Gegend gelegen, ward 1168 von den Cremonesern, Mailändern und Piacentinern gegen Kaiser Friedrich I. erbaut und anfangs Cäsarea genannt, erhielt aber später, dem Papst Alexander III. zu Ehren, der ein Bisthum dahin verlegte, den jetzigen Namen. Sie zählt gegen 36000 E., welche bedeutende Manufacturen in leinenen, wollenen und seidenen Zeugen, Strümpfen und Hüten unterhalten, berühmten Gartenbau und lebhaften Handel betreiben, und hat jährlich zwei sehr besuchte Messen. Überhaupt bildet A. den Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Genua, Turin und Mailand. Schon bei ihrer Erbauung zur Festung bestimmt, als Übergang über den Tanaro und die Bormida und als wichtiger Einigungspunkt mehrer Straßen in gutem Stand erhalten, war sie oft ein Gegenstand des Kampfes. Sie wurde 1522 vom Herzog Sforza erobert und geplündert, 1657 von den Franzosen unter Prinz Conti vergeblich belagert, und 1707 von Prinz Eugen nach hartnäckiger Gegenwehr eingenommen. Kaiser Joseph I. überließ die Stadt erblich an den Herzog von Savoyen. Seit 1796 gehörte sie den Franzosen, und war die Hauptstadt des Depart. Marengo. Nach der Schlacht bei Marengo schloß hier am 16. Juni 1800 der östr. General Melas mit Bona-

parte einen Waffenstillstand, zufolge dessen Oberitalien bis an den Mincio und zwölf Festungen den Franzosen eingeräumt wurden. Nach Unterdrückung der piemontesischen Revolution von 1821 wurde A. auf mehre Jahre von den Östreichern besetzt. Die sehr starken von den Franzosen errichteten Befestigungen wurden demolirt und auf die sehr feste Citadelle am linken Ufer des Tanaro, einen Brückenkopf und eine bastionirte Ringmauer um die Stadt beschränkt. Während des Kriegs von 1848 und 1849, wo A. den Hauptwaffenplatz der Piemontesen abgab, wurden mehre neue Befestigungen hinzugefügt. Nach der Schlacht von Novara, 23. März 1849, mußte der Platz für die Dauer des Waffenstillstandes den Östreichern als Garantie des Friedens übergeben werden; doch ward er nach Unterzeichnung desselben wieder geräumt.

Alessi (Galeazzo) von Perugia, gest. 1572, war einer der größten und einflußreichsten Baumeister des 16. Jahrh. Er hat hauptsächlich der Stadt Genua ihre jetzige Physiognomie gegeben, indem er eine Reihe von Palästen baute, welche den spätern als Vorbilder dienten. Es handelte sich, wie in Venedig, meist darum, auf engem, oft steilem Raum etwas Imposantes zu schaffen, was A. hauptsächlich durch grandiose Behandlung der Vorhallen, der Doppeltreppen mit Durchsichten und der (obwol nicht großen) Hofräume gelang. Unter den Bauten von ihm zählen zu Genua die Paläste Carega, Imperiali, Peschiere, Ferd. Spinola, die Villa Giustiniani, vor allem aber der noch in seinem Ruin herrliche Palast Sauli vor der Porta Romana. Als Hauptwerk des Meisters gilt die Kirche Sta.-Maria di Carignano mit edler Kuppel zwischen vier Thürmen. Von den Bauten A.'s in Mailand ist der Palazzo Marini (1848 der Sitz der provisorischen Regierung) im Detail reicher, aber auch schwülstiger.

Aletschgletscher, im schweizer Canton Wallis, ist ein Ausläufer jener ungeheuern Gletschermasse, die sich von der Jungfrau und dem Finsteraarhorn südlich, östlich und westlich ausdehnt. Er bildet mit den Viescher-, Lauter-, Finster- und Oberaargletschern, sowie mit dem Lötschgletscher, ein zusammenhängendes Eismeer, und steigt an der Südseite bis an die Höhe der Jungfrau hinan, von wo diese 1811 und 1812 zuerst von den Brüdern Meier aus Aarau bestiegen wurde. Durch die Kluft des Blindtobels entströmt ihm die wilde, nach kurzem Laufe in die Rhône sich ergießende Massa. Der Weg von dem am östlichen Ende liegenden Aletschsee längs dem Gletscher an das Flüßchen Massa ist reich an Naturschönheiten.

Aleuten oder Katharinen-Archipel heißt eine aus mehr als 150 Inseln bestehende und ungefähr 480 QM. einnehmende, zum russ. Amerika gehörige Inselreihe, welche als insulare Fortsetzung der nordamerik. Halbinsel Alaschka (Aljaska), in einem bis nahe an Kamtschatka herantretenden Bogen Asien und Amerika brückenartig verbindet, und im Norden von 50° n. Br. das Beringsmeer oder das Meer von Kamtschatka von dem Stillen Ocean scheidet. Die Inselreihe zerfällt am natürlichsten in fünf Gruppen: 1) die Beringsinsel, wo Bering 1741 starb, mit der Mednoi- oder Kupferinsel, abgetrennt von der eigentlichen Kette in der Nähe der Ostküste Kamtschatkas gelegen; 2) die Sasiguaninseln oder die nähern Aleuten mit Attu, Agattu und Semitschi; 3) die Khao oder Ratteninseln mit Buldyr, Kiska, Amschitka und Krysiü-Ostrow; 4) die Negho- oder Andreanowinseln, meist klein und wenig besucht, wozu Samidopotschenoi (oder die Sieben-Kraterinsel), Goreloi oder Brandinsel, Bobrowoi oder Biberinsel, Tanaga, Atscha, Amlja oder Amlak u. s. w. gehören; endlich 5) die Fuchs- oder Kavalanginseln mit Unimak, Unalaschka, Umnak u. s. w. Von derselben ist Unimak die größte der ganzen Inselkette. Die Inseln sind alle felsig, und gewähren von der See aus einen traurigen Anblick. Sie tragen die Spuren gewaltsamer Zerrüttungen, und zeigen noch jetzt durch ihre Lavamassen, durch periodisch oder immer rauchende Vulkane wie durch heiße Quellen vulkanische Thätigkeit. Die ganze Kette bildet das Verbindungsglied zwischen der großen Vulkanenreihe der Westküste Nordamerikas und Kamtschatkas. Die Küsten der Inseln sind wegen vieler vorliegender Klippen für Schiffe schwer zugänglich. Bei einem winterlichen Klima, das nur auf kurze Zeit durch ein nebelreiches Frühjahr und einen heißen Sommer unterbrochen wird, vermag die karge Erddecke der Eilande nur niedriges Gestrüpp, zahlreiche Gräser, Moose und Flechten, nicht aber kräftigen Baumwuchs zu erzeugen. Die auf Unalaschka gemachten Versuche zu Anpflanzung von Fichten haben keinen günstigen Erfolg gehabt. Hier und da haben Europäer Gemüsegärten mit leidlichem Erfolg angelegt; auch der Anbau von Kartoffeln gab günstige Resultate. Die Inseln besitzen einen großen Reichthum an Quellen und Überfluß an Fischen, Füchsen, Hunden, Rennthieren, Robben und Seeottern. Die Bewohner, die jetzt zum Theil von russ. Priestern zum Christenthum bekehrt worden, sind kamschadalischen Ursprungs und werden auf 6000 Seelen geschätzt. Ihre Beschäftigung ist Jagd und Fischfang; ihre Gesittung steht auf sehr niedriger Stufe. Für den Pelz- und Fischhandel, dessen Hauptniederlage in Alexandria auf der Insel

Kodjak ist, bilden die A. eine wichtige Station. Sie sind seit der ersten Reise Bering's (1728) bis gegen die Mitte des 18. Jahrh. allmälig von den Russen entdeckt und in Besitz genommen worden, 1778 von Cook besucht. Im J. 1785 wurden die ersten befestigten Niederlassungen der Russen als Privatunternehmungen gegründet, welche 1799 die Russisch-Amerikanische Handelscompagnie übernahm.

Alexander, der Heilige, gebürtig aus Cäsarea in Palästina, erst Bischof in Kappadocien, später Coadjutor des Bischofs Nicephorus von Jerusalem, ein Mitschüler und Freund des Origenes, erwarb sich in der Christenverfolgung des Decius die Märtyrerkrone. Sein kirchlicher Gedächtnißtag ist der 18. März.

Alexander ist der Name von acht Päpsten. — **Alexander I.**, 109—119, soll das Weihwasser eingeführt haben und als Märtyrer gestorben sein. — **Alexander II.**, 1061—73, der erste ohne Einmischung des deutschen Kaisers durch das Cardinalscollegium gewählte Papst, erhielt an dem zu Basel erwählten und von Heinrich IV. unterstützten Honorius II. (vorher Cadalous, Bischof von Parma) einen Gegenpapst. Als Letzterer aber auf der vom Bischof Anno von Köln 1062 berufenen Kirchenversammlung als unrechtmäßig verworfen worden, ward A. allgemein anerkannt. Die Beschlüsse über Kirchenwesen, Investitur und Cölibat, so wie alle Schritte zur Demüthigung Heinrich's IV., welche unter seiner Regierung und in seinem Namen geschahen, gingen jedoch nicht von ihm selbst, sondern vom Cardinal Hildebrand, dem nachherigen Gregor VII., seinem Kanzler aus, welcher schon damals Seele der päpstlichen Regierung war. — **Alexander III.**, 1159—81, ein geistesgewandter und charakterfester Mann, der sich wider drei Gegenpäpste, Victor III., Paschalis III. und Calixtus, und deren Beschützer, den Kaiser Friedrich I., zu halten wußte. Als zuletzt nach der Schlacht bei Legnano der Kaiser Versöhnung mit dem Papste suchte und sich zum Halten der Steigbügel und Fußkuß herablassen mußte, soll A. ihm den Fuß auf den Nacken gesetzt haben. Auch in England wußte er den Einfluß der päpstlichen Curie aufrecht zu erhalten und zu befestigen. — **Alexander IV.**, 1254—61, war ein gutgesinnter aber schwacher Mann, der im Kampfe gegen die letzten Hohenstaufen viel Ungemach zu dulden hatte. Besonders war es der Herzog Manfred, welcher ungeachtet des gegen ihn geschleuderten Bannfluchs das Ansehen des Papstes in ganz Italien vernichtete, die päpstlichen Heere schlug und A. selbst zur Flucht nach Viterbo nöthigte, wo ihn 1261 der Tod aus dem weltlichen Gewirre erlöste. — **Alexander V.**, 1409—10, ein geborener Grieche aus Kandia, vorher Cardinal Peter Philargi, hatte gegen zwei Gegenpäpste zu gleicher Zeit zu kämpfen, von denen der eine, Benedict XIII. von Spanien und Schottland, der andere Gregor XII. vom deutschen Kaiser Ruprecht und Ladislaus von Neapel gestützt wurden. Dem Concil zu Pisa versprach er eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, ohne jedoch zur Ausführung derselben zu schreiten. Er zeichnete sich durch Verschwendung, Wohlleben und außerordentliche Freigebigkeit aus, und stand unter dem Einfluß des Cardinals Cossa, welcher nach ihm den päpstlichen Stuhl einnahm, und den Tod A.'s durch Gift herbeigeführt zu haben beschuldigt wird. Unter A.'s Regierung wurde die Lehre Wicliffe's verdammt und Huß vor seinen Richterstuhl geladen. — **Alexander VI.** (Borgia), 1492—1503, s. d. — **Alexander VII.**, 1655—67, vorher Cardinal Fabio Chigi, wurde namentlich durch Frankreichs Einfluß gewählt. Er hatte zwar die Freude, die zum Katholicismus übergetretene Königin Christine von Schweden zu confirmiren, mußte aber von Ludwig XIV. und Mazarin viele Demüthigungen erfahren und den Vergleich von Pisa (1663) annehmen. Im Gegensatz zu seinem frühern Leben, welches zu großen Hoffnungen berechtigte, war er als Papst prachtliebend und auf die Hebung seiner Verwandten bedacht. Sein Lieblingsplan, alle christlichen Völker des Abendlands gegen die Türken zu vereinigen, konnte von keinem Erfolge begleitet sein. — **Alexander VIII.**, 1689—91, aus dem venet. Geschlechte der Ottoboni, schlichtete mit Ludwig XIV. den Streit über die Quartierfreiheit der Gesandten, und wußte Letztern zur Wiederherausgabe von Avignon und Venaissin zu bewegen. Den von seinem Vorgänger Innocenz XIII. geführten Streit über die vier Propositionen der gallikanischen Kirche (s. d.) setzte er fort und beendigte ihn durch deren Verdammung. Letztere traf auch die Lehrsätze der Jansenisten. Nur wenige Päpste haben den Nepotismus so weit getrieben als er.

Alexander VI. (Borgia), Papst von 1492—1503, unstreitig der berühmteste dieses Namens, zugleich aber der berüchtigtste unter allen Päpsten, und der lasterhafteste unter allen Fürsten und Großen jener sittenverderbten Zeit. Tücke und Grausamkeit, dabei Kühnheit und Unerschrockenheit in Gefahren, Klugheit und Wachsamkeit in allen seinen Unternehmungen, Leutseligkeit und Milde gegen Niedere, Härte und Habgier gegen Reiche erschienen als seine hervor-

stechenden Eigenschaften. Neben großen Talenten und Liebe zu Kunst und Wissenschaft, verschmähte er in seinem zügellosen Wandel kein Mittel zur Befriedigung seiner Gelüste, selbst Treubruch, Mord und Vergiftung nicht. Er hieß eigentlich Rodrigo Lenzuoli, war zu Valencia in Spanien 1430 geboren, hatte aber den alten und berühmten Familiennamen seiner Mutter Borgia angenommen. Mit einer durch ihre Schönheit berühmten Frau, Rosa Vanozza, hatte er fünf Kinder gezeugt, die er als Papst zu erheben und denen er einen größern, unabhängigen Länderbesitz zu verschaffen suchte. Am bekanntesten unter diesen sind Cesare Borgia (s. d.) und Lucrezia, mit der er, neben ihren Brüdern, in blutschänderischer Verbindung gelebt haben soll. Die Cardinalswürde erhielt A. 1455 vom Papst Calixtus III., seinem Oheim. Durch Bestechung der Cardinäle Sforza, Riario und Cibo bahnte er sich nach Innocenz' VIII. Tode den Weg zum päpstlichen Stuhle. Der lange Aufenthalt der Päpste in Avignon hatte das Ansehen und die Einkünfte derselben sehr vermindert. Um diesen Verlust zu ersetzen, suchte A. die Macht der ital. Fürsten zu brechen, sich ihrer Besitzungen zur Bereicherung seiner Familie zu bemächtigen, und wandte dazu die abscheulichsten Mittel an. Auch auf andern Wegen wußte er unermeßliche Summen Geld aus den christlichen Staaten zu ziehen. Er schlichtete die Streitigkeiten, die zwischen den Königen von Portugal und Spanien wegen Amerika entstanden waren, und schied ihre Eroberungen 1494 durch eine Demarcationslinie, die er 360 M. westlich von den Azoren durch das Weltmeer zog. A. starb 1503 nach der Sage an Gift, welches er und sein Sohn ihren Gästen bestimmt hatten, das sie aber aus Versehen selbst erhielten. Während seiner Regierung wurde die Büchercensur eingeführt, und Savonarola, der zur Absetzung des Papstes aufgefodert hatte, durch päpstliche Commissare 1498 als Häretiker zum Tode verurtheilt.

Alexander der Große, der Sohn Philipp's von Macedonien und der Olympias, einer Tochter des Neoptolemus von Epirus, war zu Pella 356 v. Chr. geboren. Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgestattet, kündigte er früh einen großen Charakter an. Die Siege Philipp's betrübten ihn. „Mein Vater", rief er einst aus, „wird mir nichts zu thun übrig lassen!" Der Vater gab ihm den Leonidas, einen Verwandten von mütterlicher Seite, und den Lysimachus, später den Aristoteles zu Erziehern und Lehrern. Dieser große Philosoph unterrichtete ihn, vom Hofe entfernt, in allen menschlichen Kenntnissen, besonders in den einem Herrscher nöthigen Wissenschaften. Da Macedonien von gefährlichen Nachbarn umgeben war, so suchte er seinem Zögling auch kriegerische Tugenden einzuflößen. Er empfahl ihm daher das Lesen der Ilias und besorgte zu diesem Zwecke selbst eine Durchsicht derselben. Zugleich bildete er seinen Körper durch gymnastische Übungen aus. A. war 16 Jahre alt, als Philipp, der gegen Byzanz auszog, ihm während seiner Abwesenheit die Regierung übertrug. Große Tapferkeit zeigte er schon in der Schlacht bei Chäronea 338, wo er die heilige Schar der Thebaner schlug. „Mein Sohn", sagte Philipp, als er ihn nach der Schlacht umarmte, „suche dir ein anderes Reich; denn das, welches ich dir hinterlasse, ist für dich nicht groß genug." Vater und Sohn entzweiten sich, als Ersterer die Olympias verstieß. A., der seine Mutter in Schutz nahm, floh, um der Rache des Vaters zu entgehen, nach Epirus; bald aber erhielt er Verzeihung und kehrte zurück. Darauf begleitete er seinen Vater gegen die Triballer und rettete ihm hier im Kampfe das Leben. Philipp, zum Oberanführer der Griechen ernannt, rüstete sich zu einem Kriege gegen Persien, als er 336 ermordet wurde. A., noch nicht 20 Jahre alt, bestieg den Thron, bestrafte die Schuldigen, ging nach dem Peloponnes, und ließ sich in der allgemeinen Versammlung der Griechen den Oberbefehl in dem Kriege gegen Persien ertheilen. Nach seiner Rückkehr fand er die Illyrier und Triballer feindlich gerüstet; er zog wider sie, erzwang den Durchzug durch Thrazien, und war allenthalben siegreich. Auf das Gerücht von seinem Tode hatten auch die Thebaner zu den Waffen gegriffen, und, von Demosthenes aufgereizt, waren die Athener bereit, sich mit ihnen zu vereinigen. Schnell rückte A., um diese Vereinigung zu hindern, vor Theben, das er, da es sich nicht unterwarf, eroberte und von Grund aus zerstörte. Er ließ von den Einwohnern 6000 niederhauen und 30000 als Sklaven verkaufen. Nur das Haus und die Familie des Pindar blieben verschont. Diese Strenge erschreckte ganz Griechenland. Die Athener erfuhren ein minder hartes Schicksal; A. begnügte sich, die Verbannung des Charidemus, der am erbittertsten gegen ihn gesprochen hatte, von ihnen zu fodern.

Nachdem A. den Antipater zu seinem Stellvertreter in Europa ernannt und sich in einer allgemeinen Versammlung der griech. Völker als obersten Befehlshaber hatte bestätigen lassen, überschritt er im Frühling 334 mit 30000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern den Hellespont. Als er dem Granikus sich näherte, vernahm er, daß mehre persische Satrapen ihn jenseit des Flusses mit 20000 Mann Fußvolk und einer gleichen Anzahl Reiter erwarteten. Ohne Verzug führte A.

sein Heer durch den Fluß und errang, nachdem er mit seiner Lanze des Darius Eidam, Mithridates, niedergestoßen und sich allen Gefahren Preis gegeben, einen vollständigen Sieg. Die Macedonier, durch sein Beispiel ermuntert, warfen Alles vor sich nieder. Noch widerstanden die in Phalangen aufgestellten griech. Hülfsvölker der Perser unter dem Rhodier Memnon; doch auch sie wurden bis auf 2000 Mann, welche in Gefangenschaft fielen, niedergehauen. Den gefallenen Kriegern hielt A. eine prächtige Todtenfeier und bewilligte ihren Vätern und Kindern mehre Vorrechte. Die meisten Städte Kleinasiens, selbst Sardes, öffneten dem Sieger die Thore, nur Milet und Halikarnaß widerstanden länger. In allen griech. Städten stellte er die Demokratie wieder her, löste bei seinem Durchzuge durch Gordium (s. d.) den gordischen Knoten mit dem Schwerte, und eroberte Lycien, Jonien, Karien, Pamphilien und Kappadocien. Doch eine gefährliche Krankheit, die er sich durch ein Bad im Kydnos zuzog, hemmte seinen Lauf.

Bei dieser Gelegenheit zeigte er die ganze Hoheit seines Charakters. Während sein Arzt, Philippus, ihm einen Trank reichte, empfing er einen Brief von Parmenio, der ihm meldete, daß jener von Darius bestochen sei, ihn zu vergiften. A. reichte dem Philippus den Brief und nahm in demselben Augenblicke den Trank. Kaum hergestellt, rückte er gegen die Engpässe Ciliciens vor, wohin sich Darius, statt seinen Gegner in den Ebenen Assyriens zu erwarten, unvorsichtig mit einem ungeheuern Heere (über 500000 Mann) begeben hatte. Bei Issus an der syrischen Grenze zwischen dem Meere und den Gebirgen kam es im Nov. 333 zur zweiten Schlacht. Die unentwickelten Streitmassen der Perser wurden von den einbrechenden Macedoniern in Unordnung gebracht und flohen in Verwirrung. Nur auf dem linken Flügel leisteten 30000 Griechen, im Solde des Perserkönigs, längern Widerstand; aber auch sie mußten endlich weichen, und in die Hand des Siegers fielen alle Schätze und die Familie des Darius, die jedoch von ihm auf das edelmüthigste behandelt wurde. Den König, welcher gegen den Euphrat floh, verfolgte er nicht, sondern zog, um ihn vom Meere abzuschneiden, nach Syrien und Phönizien. Hier bekam er von Darius Briefe, worin dieser auf Frieden antrug. A. antwortete: Er käme als Anführer der Griechen um die alte Schuld der Perser, als Sohn Philipp's um die Beleidigungen des Artaxerxes, der die Feinde seines Vaters unterstützt habe, zu rächen; Darius möge ihn als den König Asiens und den Herrn alles des Seinigen betrachten. Ebenso vergeblich war ein zweiter Friedensantrag. Als Darius für seine Familie ein großes Lösegeld und Asien bis an den Euphrat für den Frieden anbot, sagte der Feldherr Parmenio: „Ich thäte es, wenn ich Alexander wäre." „Ich auch", erwiderte A., „wenn ich Parmenio wäre." Der Sieg bei Issus öffnete den Macedoniern alle Pforten. A. besetzte Damaskus, wo sich der königliche Schatz befand, und versicherte sich aller Städte längs des Mittelländischen Meeres. Tyrus, durch seine feste Lage kühn gemacht, widerstand ihm, ward aber nach sieben Monaten unglaublicher Anstrengungen erobert und zerstört. Siegreich durchzog er darauf Palästina, wo sich ihm die Städte bis auf Gaza, das mit Tyrus gleiches Schicksal theilte, unterwarfen. Ägypten, des Jochs der Perser müde, empfing ihn als Befreier. Er stellte, um seine Herrschaft zu befestigen, die alten Sitten und Religionsgebräuche wieder her und gründete Alexandrien, das eine der ersten Städte der alten Welt wurde. Von da zog er durch Libyens Wüsten, um das Orakel des Jupiter Ammon, dessen Priester ihn als Sohn des Zeus begrüßte, um Rath zu fragen, und mit der Rückkehr des Frühlings gegen Darius, der in Assyrien eine Streitmacht zusammengebracht und A.'s Friedensvorschläge verwarf. Bei Gaugamela unweit Arbela kam es im Oct. 331 zur Schlacht. Ungeachtet der ungeheuern Überlegenheit seines Gegners, der von neuem ein Heer von 500000 Mann gesammelt hatte, war A. keinen Augenblick über den Sieg zweifelhaft. An der Spitze der Reiterei griff er die Perser an und schlug sie in die Flucht; erst nachdem er sie völlig zerstreut hatte, kam er seinem linken Flügel zu Hülfe, der unterdeß hart bedrängt worden war. Sein Wunsch war, den Perserkönig selbst gefangen zu nehmen; und in der That rettete sich dieser nur, indem er sein Heer, Gepäck und alle Schätze dem Sieger Preis gab, durch die Geschwindigkeit seines Rosses. Babylon und Susa, wo die Reichthümer des Orients aufgehäuft waren, öffneten ihre Thore dem Sieger, der nun gegen Persepolis, Persiens Hauptstadt, zog. Der einzige Paß dahin, die Pylä Persidis, wurde noch von 40000 Mann unter Ariobarzanes vertheidigt. A. griff sie an, sprengte sie auseinander und zog triumphirend in Persepolis ein.

Hiermit endigen A.'s ruhmreichste Tage. Herr des größten Reichs der Erde, wurde er der Sklave seiner Leidenschaften, überließ sich dem Übermuth und der Ausschweifung, zeigte sich undankbar und grausam. Persepolis, dieses Wunder der Welt, ward in der Trunkenheit von ihm in Brand gesteckt und in einen Aschenhaufen verwandelt. Beschämt über diese Schandthat, brach er mit seiner Reiterei auf, um Darius zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß Bessus, Sa-

trap von Baktriana, den König gefangen halte, beschleunigte er seinen Marsch, in der Hoffnung, ihn zu retten; allein er fand ihn tödtlich verwundet (330) an der Grenze von Baktriana, und beweinte ihn. Nachdem er mit allen bei den Persern üblichen Gebräuchen den Leichnam seines unglücklichen Feindes hatte bestatten lassen, verfolgte er den Bessus, der sich selbst die Krone aufgesetzt, durch Hyrkanien, Aria, Baktriana, über den Oxus (Amu) nach Sogdiana (das jetzige Bokhara), dessen Satrap Spitamenes ihm den Bessus auslieferte. In Griechenland hatte indeß Antipater den Aufstand des Agis von Sparta durch den Sieg bei Ägä in Arkadien unterdrückt. A. war mit noch riesenhaftern Planen beschäftigt, als eine Verschwörung in seinem eigenen Lager ausbrach, in welche auch Philotas, des Parmenio Sohn, verwickelt. Nicht zufrieden mit dem Blute des Sohns, ließ A. auch den Vater umbringen; doch diese Ungerechtigkeit erregte allgemeines Misvergnügen. Als Spitamenes selbst sich empörte, drang A. bis in den äußersten Norden des damals bekannten Asiens, bis über den Jaxartes (Sir-Derja), wo er die Scythen schlug (329). Bei seiner Rückkehr nach Baktriana versuchte er vergebens durch angenommene persische Tracht und Sitten die Perser zu gewinnen. Im Jähzorn tödtete er hier, als sich im Heere Unzufriedenheit zeigte, bei einem Trinkgelage den Klitus, einen seiner tapfersten Feldherren, was er nachher bitter bereute. Im folgenden Jahre unterwarf er sich ganz Sogdiana und vermählte sich hier mit Roxane, der Tochter des feindlichen Anführers Oxyantes, einer der schönsten Jungfrauen Asiens, die er zu seiner Gefangenen gemacht. Eine neue Verschwörung gegen A., an deren Spitze Hermolaus und Kallisthenes standen, hatte den Tod vieler Schuldigen zur Folge. Kallisthenes wurde verstümmelt in einem eisernen Käfig dem Heere nachgeführt, bis man durch Gift seine Martern endigte.

Im J. 327 zog A. zur Eroberung des nur dem Namen nach bekannten Indiens aus. Er ging über den Indus, und ein Bündniß mit Taxiles, einem dortigen Fürsten, verschaffte ihm Hülfstruppen und 130 Elefanten. Von Taxiles geführt, wendete er sich gegen den Fluß Hydaspes, dessen Übergang ihm Porus, ein anderer König, mit seinem Heere streitig machte. A. besiegte ihn in einer blutigen Schlacht, nahm ihn gefangen, setzte ihn jedoch in sein Reich wieder ein. Darauf durchzog er den Theil Indiens, der jetzt das Pendschab heißt, als Herr des Landes, legte griech. Colonien an und erbaute, nach Plutarch, 70 Städte, von denen er eine, seinem am Hydaspes gefallenen Pferde Bucephalus zu Ehren, Bucephalia nannte. Siegtrunken wollte er bis an den Ganges vordringen, als das allgemeine Murren des Heers ihn am Hyphasis zur Rückkehr zwang, die er unter großen Gefahren bewerkstelligte. Als er den Hydaspes wieder erreicht hatte, ließ er eine Flotte bauen und schiffte mit einem Theil seines Heers den Fluß hinab, während der andere an beiden Ufern folgte. Auf diesem Zuge hatte er mehre indische Fürsten zu bekämpfen, und bei der Belagerung einer Stadt der Mallier wurde er schwer verwundet. Nach seiner Genesung zog er weiter, segelte den Indus hinab und kam zu dem Weltmeere. Nearch, der Führer der Flotte, segelte hierauf nach dem Persischen Meerbusen, während A. zu Lande durch Gedrosien (Beludschistan) den Rückweg mit einem Theile des Heers einschlug. Hier hatte er ungeheuere Wüsten zu durchziehen, wo sein Heer, ohne Wasser und Lebensmittel, größtentheils im Sande begraben wurde. Der andere Theil des Heers ging durch Arachosien und Drangiana (Afghanistan) unter Krateros; in Karmanien vereinigten sich beide. Nur den vierten Theil der Krieger, mit welchen er ausgezogen war, brachte er nach Persien zurück. In Susa vermählte er sich mit Statira, des Darius Tochter, und beschenkte diejenigen Macedonier, die Perserinnen geheirathet hatten, weil seine Absicht war, beide Völker zu vereinen. Auch theilte er ansehnliche Belohnungen unter sein Heer aus. Zu Opis am Tigris erklärte er seine Absicht, die Untüchtigen reichlich belohnt nach Hause zu schicken; dies geschah, nachdem er die darüber entstandene Empörung nicht ohne Mühe gestillt hatte. Bald darauf verlor er seinen Liebling Hephästion durch den Tod. Sein Schmerz war grenzenlos; er ließ den Gestorbenen mit königlicher Pracht bestatten. Als er nun von Ekbatana nach Babylon zurückkehrte, sollen die Magier ihm vorhergesagt haben, daß diese Stadt ihm verderblich sein würde. A. aber verachtete, gegen die Vorstellungen seiner Freunde, ihre Warnungen, und ging nach Babylon, wo eine Menge fremder Gesandten aus Libyen, Italien, Karthago, Griechenland, von den Scythen, Kelten und Iberern ihn erwarteten. Er war hier mit neuen Riesenplanen für die Zukunft beschäftigt, als er plötzlich nach einem Gastmahle erkrankte und wenig Tage darauf, nachdem er zwölf Jahre und acht Monate regiert hatte, in seinem 32. Lebensjahre 11. oder 13. Juni 323 v. Chr. starb. Sein Leichnam wurde von Ptolemäus zu Alexandria in einem goldenen Sarge beigesetzt, und nicht nur in Ägypten, sondern auch in andern Ländern wurde ihm göttliche Ehre erwiesen. A. hatte keinen Erben seines ungeheuern Reichs bestimmt, sondern auf die Frage seiner Freunde: Wem

r es hinterlasse, geantwortet: Dem Würdigsten. Nach vielen Unruhen erkannten seine Feldherren den blödsinnigen Aridäus, einen Sohn Philipp's und der Tänzerin Philinna, und A.'s on Roxane nachgeborenen Sohn Alexander als Könige an, und theilten sich in die Provinzen nter dem Namen von Satrapien. Perdikkas, dem A. sterbend seinen Ring gegeben hatte, ard Vormund des unmündigen Königs. Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius sind die Quellen für die Geschichte A.'s; die Reste der gleichzeitigen Geschichtschreiber sind in Geier's „A. Magni historiarum scriptores aetate suppares" (Lpz. 1844) gesammelt. Unter den neuern Werken ist besonders Droysen's „Geschichte A.'s des Großen von Macedonien" (Berl. 1833) zu nennen als kritische Untersuchung und geistvolle, lebendige Schilderung. St.-Croix schrieb Examen critique des historiens d'A." (Par. 1804) und van der Lhys, „Tabula geographica imperii A. Magni" (Leyd. 1828). Das wunderbare, die Phantasie lebhaft anregende Element in den Kriegszügen A.'s hat frühzeitig zu romanhaften Ausschmückungen in der Erzählung seines Lebens und seiner Thaten geführt. Das einflußreichste Werk dieser Gattung ist e Lebensbeschreibung von Pseudo-Kallisthenes (griech. von Müller in seiner Ausgabe des Arrian, Par. 1846). Aus ihm stammen die Bearbeitungen der Alexandersage im christlichen Mittelalter. Auch bei den Orientalen ist A. ein Lieblingsheld des romantischen Epos geworden, und die Perser Firdusi, Nisami und Andere haben in gefeierten Dichtungen sein Leben besungen. Auszüge aus den lat., franz., engl., pers. und türk. Dichtungen sowie den Text der altdeutschen Bearbeitung enthält Weismann's „Alexander, Gedicht des 12. Jahrh. vom Pfaffen Lamprecht" (2 Bde., Frankf. 1850).

Alexander Severus, röm. Kaiser, 222—235 n. Chr., geb. 208, war Vetter, Adoptivsohn und Nachfolger des Heliogabalus. Die sorgfältigste Erziehung, die er von seiner Mutter Julia Mammäa erhalten hatte, machte ihn zu einem der besten Fürsten in einem Zeitalter und auf einem Throne, wo Tugenden für den Regenten gefährlicher waren als Laster. Sein Regentenleben füllt eins der schönsten Blätter in der Geschichte einer verderbten Zeit. Er suchte den Umgang der Gelehrten; zwei wackere Männer, Paulus und Ulpian, waren seine Rathgeber. Plato („Vom Staate") und Cicero („Von den Pflichten") waren nebst Horaz und Virgil seine Lieblingsschriftsteller. Sorgfältig sah er darauf, daß Ämter nicht dem listigen Bewerber, sondern allein dem Verdienste ertheilt wurden. Obgleich Heide ehrte er die Lehre Christi, und citirte oft den Spruch: „Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch!" Von den Bürgern wegen seiner Gerechtigkeit geliebt, ward er bald ein Gegenstand des Hasses der zügellosen Prätorianer, die ihm auch den Beinamen Severus (der Strenge) gaben. Seinen ersten Feldzug gegen Artaxerxes, König von Persien, endigte er glücklich durch schnelle Besiegung des Feindes (231 n. Chr.). Als er zum Schutze der Grenzen gegen die Deutschen an den Rhein zog, wurde er von den über seine strenge Mannszucht durch Maximinus, seinen Nachfolger, aufgereizten Soldaten in seinem Zelte unweit Mainz mit seiner Mutter 235 ermordet. Das dankbare Volk versetzte ihn dagegen unter die Götter. Mit seinem Tode erhob sich der militärische Despotismus, und Roms Macht sank vollends in Trümmer.

Alexander Newski, ein moskowitischer Held und Heiliger, geb. 1219, war der Sohn des Großfürsten Jaroslaw von Nowgorod. Um das von allen Seiten, besonders aber von den Mongolen bedrängte Reich besser vertheidigen zu können, zog sein Vater von Nowgorod aus, und ließ die Söhne, Fedor und Alexander, von denen der Erstere bald starb, als Statthalter zurück. Obschon A. mit Macht sich den andringenden Feinden entgegenstellte, so mußte sich dennoch Rußland 1238 unter mongolische Hoheit beugen. Darauf kämpfte A. zur Vertheidigung der westlichen Grenzen des Landes gegen die Dänen, Schweden und die Ritter des Deutschen Ordens. Wegen des glänzenden Sieges, den er 1240 an der Newa, in der Gegend des heutigen Petersburg, über die Schweden erfocht, erhielt er den Beinamen Newski. Auf dem mit Eis bedeckten Peipussee schlug er 1243 die Schwertritter. Nach seines Vaters Tode (1247) wurde er Großfürst zu Wladimir. A. starb 1263. Während seiner Regierung machte Papst Innocenz IV. einen Versuch, die griech. und röm. Kirche wieder zu vereinigen. Innocenz schickte in dieser Absicht an A. eine Gesandtschaft. Doch dieser wies jeden Antrag auf das bestimmteste zurück, indem er dem Papste die schriftliche Erklärung gab: „Wir kennen die wahre Lehre der Kirche, die eurige aber wollen wir nicht annehmen und von ihr auch nichts wissen." Die Dankbarkeit seiner Landsleute feierte den Helden in Volksliedern und erhob ihn zum Heiligen. Peter der Große ehrte sein Andenken durch Erbauung eines prächtigen Klosters an der Stelle, wo A. seinen Sieg erfochten hatte, und durch die Stiftung des Alexander-Newski-Ordens, den Katharina zuerst 1725 verlieh.

Alexander I., Pawlowitsch, Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, 1801—25, ward 23. Dec. 1777 geboren. Seine Erziehung, an der sein Vater, Kaiser Paul I. (s. d.) keinen Theil nahm, leiteten seine Großmutter, die Kaiserin Katharina II., und der Oberst Laharpe; sein Oberhofmeister war Graf Soltikow. Mit großer Liebe war er stets seiner Mutter Marie zugethan, einer Tochter des Herzogs Eugen von Würtemberg. Laharpe erzog ihn in den Grundsätzen eines aufgeklärten Zeitalters. Milde und Menschenliebe veredelten das Herz des „nordischen Telemach". Professor Kraft unterrichtete ihn in der Experimentalphysik, und Pallas kurze Zeit in der Botanik. In Poesie und Musik durfte er nicht unterrichtet werden, weil zu viel Zeit darauf verwendet werden müßte, um darin einige Geschicklichkeit zu erlangen. Nachdem er sich 1793 mit Elisabeth (zuvor Luise Marie Auguste), der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, vermählt hatte, folgte er 24. März 1801 seinem Vater Paul auf dem Throne und wurde 27. Sept. zu Moskau gekrönt. Seine Thronbesteigung feierte Klopstock durch die Ode „An die Humanität". In der That zeigte sich auch der junge Herrscher auf das tiefste von der Pflicht durchdrungen, sein Volk glücklich zu machen und ihm Bildung und Wohlstand zu verleihen. Durch ihn erst ward die Nationalbildung und das Volkserziehungswesen planmäßig begründet und entwickelt, die innere Verwaltung möglichst geordnet, der Gewerbfleiß der Nation entfesselt, Rußlands Welthandel erhoben, und in dem Volke das Gefühl der Einheit, des Muths und der Vaterlandsliebe geweckt. Seine nächste Umgebung bildeten theils geborene Russen, unter ihnen General Jermolow, später Wolkonski, Araktschejew u. A., theils Deutsche, so namentlich Diebitsch, theils Polen, wie Fürst Adam Czartoryiski, früher auch einige Griechen, und 1807—12 der franz. Gesandte Graf von Caulaincourt.

Unter dem Einzelnen, was A. für die innere Hebung gethan hat, müssen zuerst seine Bemühungen um die Ausbildung, Sprache und Literatur der slawischen Völkerschaften erwähnt werden. Durch ihn wurden sieben Universitäten, zu Dorpat, Kasan, Charkow, Moskau, Wilna, Warschau und Petersburg theils errichtet, theils neu gestaltet, 204 Gymnasien und Lehrerseminarien und über 2000 niedere Bezirks- und Volksschulen, zum Theil nach Lancaster's Lehrart, gestiftet, sowie überhaupt durch erweiterte Thätigkeit für alle öffentlichen Unterrichts- und Bildungsanstalten, namentlich die höhern wissenschaftlichen Institute in Petersburg und Moskau, dem wissenschaftlichen Streben der Russen neues Leben gegeben wurde. Er hat zur Verbreitung der Bibel durch die Unterstützung der Bibelgesellschaften, die 1826 wieder aufgehoben wurden, mehr beigetragen als irgend ein Souverän in Europa; er brachte 1820 die Ernennung eines Bischofs für die evangelisch-lutherische Kirche zu Stande, sowie die Einrichtung eines Reichsgeneralconsistoriums zu Petersburg. Zum Druck wichtiger Werke, wie Krusenstern's „Reise", Karamsin's „Geschichte Rußlands", hat er große Summen angewiesen, sowie überhaupt wissenschaftliches Verdienst im In- und Auslande geschätzt und belohnt. Er kaufte seltene Sammlungen, wie Lober's anatomische Sammlung, Forster's mineralogische Schätze, der Fürstin Jablonowska Cabinet, Haubold's juristische Bibliothek u. s. w.; auch berief er 1818 zwei Orientalisten aus Paris, Demange und Charmoy, nach Petersburg, um das Studium der arab., armen., pers. und türk. Sprache zu befördern. Junge talentvolle Männer mußten auf seine Kosten im Auslande reisen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft ward von ihm vor und nach dem Ukas vom 6. Mai 1816, der den Leibeigenen in Esthland einen Rechtsstand zusicherte, in Esthland, Liefland und Kurland vorbereitet. Auch erklärte er, daß er auf den Krongütern keine Bauern mehr verschenken wolle. Schon 1801 schaffte A. das sogenannte heimliche Gericht ab, vor welches insbesondere politische Verbrecher gezogen und durch Hunger und Durst zum Bekenntniß gezwungen worden sein sollen. Das bei der Knutenstrafe ohne Freilassung übliche Aufreißen der Nasenwände und Brandmarken hob er 1817 auf. Auch hat er den Misbräuchen der Gewalt der Statthalter durch vorbeugende Gesetze Einhalt gethan. Das Vorrecht der Adeligen, daß ihre Erbgüter in keinem Falle zur Strafe eingezogen werden konnten, erhob er zum allgemeinen Recht für alle Unterthanen. Ernstlich ließ er an einem bürgerlichen Gesetzbuche arbeiten. Viel hat er insbesondere für die Manufacturen und den Handel in seinem Reiche gethan, z. B. durch die verbesserte Einrichtung des Schuldenwesens und der Amortisationskasse, durch die 1817 gestiftete Reichskammerbank, durch die Stiftung einer neuen Messe zu Warschau 1817, durch Straßen- und Kanalbau, durch die Bewilligung eines Freihafens und anderer Vortheile für Odessa, namentlich auch dadurch, daß durch den Ukas vom 28. Dec. 1818 allen Bauern im Reiche das Recht zugestanden ward, Fabriken und Manufacturen zu errichten, was früher nur dem Adel und den Kaufleuten erster und zweiter Gilde zustand. Im Allgemeinen bewiesen auch mehre von ihm veranstaltete Reisen um die Welt, die Gesandtschaft 1817 nach

Persien, bei welcher sich der mit allen Planen Napoleon's in Hinsicht auf Indien und Persien ...kannte Franzose Gardaune befand, die Sendung nach Cochinchina und nach Khiwa, die Verbindung mit den Vereinigten Staaten, mit Brasilien und Spanien, die Handels- und Schiffahrtsverträge mit der Pforte, die Niederlassungen endlich auf der Westküste von Nordamerika ...en richtigen Blick A.'s in Hinsicht auf Rußlands Stellung im Welthandel.

Auch die auswärtige Politik A.'s hatte den Grundsatz des Friedens und der Völkerbeglückung ...u ihrer eigentlichen Grundlage. Er suchte die Feindseligkeiten, in welche sein Vater Rußland ...erwickelt hatte, beizulegen, indem er die nordische Neutralität aufhob, und 1801 mit England ...nen neuen Seevertrag, mit Frankreich und Spanien Frieden schloß. Gemeinschaftlich mit ...rankreich übernahm er sodann das Entschädigungsgeschäft in Deutschland und Italien, machte ...doch schon hierbei die Erfahrung, wie wenig der franz. Machthaber eine wirkliche Ausgleichung ...abſichtigte. Als Bonaparte mehr und mehr um sich griff, Hannover besetzte, Holland vollends ...nichtete, brach A. mit Frankreich und schloß sich der Coalition von 1805 an. Über Berlin ...gab er sich persönlich zum Heere der Verbündeten, das bei Austerlitz geschlagen ward. Den ...rieden ablehnend, trat er im folgenden Jahre als der Bundesgenosse Preußens auf. Wiewol ...in Heer tapfer kämpfte, mußte er sich doch 1807, nach der Zertrümmerung desselben in der ...Schlacht von Friedland, zum Frieden von Tilsit entschließen, in dem er wenigstens die Herstellung eines großen polnischen Reichs hinderte, und das Misgeschick seines Freundes Friedrich Wilhelm's III. zu mildern vermochte. Während des Kriegs mit Frankreich hatte A. auch am ...ukasus, gegen Persien, sowie gegen die von Frankreich aufgeregte Pforte zu kämpfen gehabt. ...lendet von dem Glück und dem Genie Napoleon's, trat A. in Folge der tilsiter Bestimmungen mit seinem ungeheuern Reiche dem franz. Continentalsystem bei, welcher Schritt die ausw...tige Politik Rußlands gänzlich verändern mußte. A. erklärte sich zunächst gegen England, ...ff 1808 dessen Bundesgenossen Schweden an, und erwarb 1809 im Frieden von Friedrichs...am Finnland. Dagegen fiel die den Franzosen nach Lissabon zu Hülfe geschickte russ. Flotte ...ie Hände der Briten. Im Herbst 1808 hielt A. mit Napoleon die glänzende Zusammenkunft zu Erfurt, bei welcher er gleichsam den Kaiser des Ostens repräsentirte, während Napo...n die Herrschaft über den Westen Europas in Anspruch nahm. An dem Kampfe Frankreichs ...en Östreich von 1809 nahm A. nur geringen und lauen Antheil, obschon er im Frieden ...Wien den tarnopoler Kreis zugesprochen erhielt. Dagegen eröffnete er gegen die Pforte, ...che den Waffenstillstand von Slobosia nicht halten mochte, aufs neue den Krieg, der erst ...2 durch den Frieden zu Bukarescht sein Ende erreichte. Das Bündniß A.'s mit dem corsischen ...Eroberer trug indessen einen solchen Widerspruch in sich und war mit dem eigentlichen In...se Rußlands so wenig vereinbar, daß der Bruch und die Wendung der russ. Politik ins ...Gegentheil nicht lange ausbleiben konnte. Der Druck des Continentalsystems auf Rußlands ...rielle Verhältnisse, die eigenmächtigen Abänderungen, die Napoleon traf, die Vergrößerung ...zu Tilsit geschaffenen Herzogthums Warschau, die Annäherung Englands und Schwedens ...Rußland, riefen in A. erst Verstimmung und Abneigung, bald den Gedanken an einen entscheidenden Kampf gegen den Unterjocher Europas und den Störer des Weltfriedens hervor.

...s dieser riesenhafte Kampf endlich, nach langen Verhandlungen und Vorbereitungen, im ...812 begann, stellte Rußland eine Heeresmacht von fast 900,000 Mann ins Feld. (S. **Russisch-deutscher Krieg.**) A. setzte sich während des Kriegs wiederholt persönlichen Gefahren aus, ...den Muth und das Nationalgefühl seiner Truppen zu befeuern. Die Großmuth, mit welcher ...ch der Einnahme von Paris die Franzosen behandelte, die strenge Mannszucht, die er hielt, ...erten nicht nur das Friedensgeschäft, sondern erweckten für seine edle Persönlichkeit hohe ...ung, ja Enthusiasmus. Auch in London, wohin er nach Abschluß des pariser Vertrags ...1. Juni 1814 ging, ward er mit Begeisterung empfangen. Am 27. Juli nach Peters...zurückgekehrt, war es sein erstes Geschäft, für die Verwundeten sowie für die Familien der ...ebenen Krieger zu sorgen. Der Senat wollte ihm den Titel des „Gebenedeiten" beilegen, ...er jedoch aus christlicher Demuth verweigerte. Nach kurzem Aufenthalt in seiner Haupt...eilte er auf den Congreß nach Wien, wo er zwar im Interesse Rußlands Polen in An...h nahm, aber doch diesem neuerworbenen Lande, seinem Versprechen gemäß, eine Constitu...verlieh und überhaupt im Sinne der Humanität und der Völkerfreiheit wirkte. Durch die ...kehr Napoleon's sah A. die europ. Wirren aufs neue beginnen, sodaß besonders er auf die ...ung des Vertrags von Chaumont und die Achtserklärung gegen den gemeinsamen Feind ... Sein Erscheinen in der franz. Hauptstadt nach der Schlacht von Waterloo erregte jetzt ...weniger Enthusiasmus; doch hatte Frankreich auch diesmal seinem Edelmuthe viel zu

danken. In dieser Zeit war es, wo die frömmelnde Richtung A.'s, durch den Umgang mit Frau von Krüdener (s. d.) genährt und gestärkt, mit Entschiedenheit hervortrat, und auch wesentlichen Einfluß auf die politischen Entschließungen desselben zu üben begann. Unter Einwirkung dieser religiösen Stimmung stiftete er die Heilige Allianz (s. d.), welche die Grundsätze des Christenthums in der politischen Weltordnung zur Anerkennung bringen sollte, aber in ihrer unbestimmten, nebelhaften Gestalt thatsächlich nur die Handhabe für politische Reaction wurde.

Gegen Ende Oct. 1815 kehrte A. in seine Staaten zurück. Durch ihn und den Gang der Ereignisse hatten sich die äußern und innern Verhältnisse Rußlands wesentlich verändert. Sein Gewicht in der europäischen Politik war gewaltig geworden; der Umfang des Reichs hatte sich nach allen Seiten hin an Land und Bevölkerung bedeutend erweitert; ungeachtet der Kriegsstörungen begannen die frühern gesetzgeberischen Reformen in Bezug auf Industrie und Nationalwohlfahrt günstig zu wirken. Seit 1805 war durch A. das Heerwesen nach dem Muster der westlichen Mächte umgestaltet und auf eine für Europa sogar bedrohliche Höhe gebracht worden. Mit Beginn des Friedens suchte A. nicht nur die Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen, sondern auch sein früher begonnenes reformatorisches Werk fortzusetzen. Viele Verwaltungsmisbräuche wurden abgeschafft, und der Bauernstand erhielt mehr und mehr Erleichterung. Zu Anfang des J. 1816 mußten die allerlei Störungen verursachenden Jesuiten Petersburg und Moskau, 1820 das Reich verlassen. Dagegen ward die Proselytenmacherei streng verboten und den Duchoborzen (s. d.), einer Partei der russ.-griech. Kirche, freie Religionsübung zugesichert. Wie guten Willen aber auch A. hegte, so stellten sich doch seiner innern Politik Hindernisse entgegen, die theils seinen persönlichen innern Zuständen, theils der Lage der Dinge selbst entsprangen. Eingenommen von krankhafter Religiosität, vielleicht an Geist und Körper abgespannt durch die ungeheuren Ereignisse, in deren Mittelpunkt er ein Jahrzehnd gestanden, und die ihn mit Sorgen, Gefahren und Anstrengungen überhäuft hatten, bemächtigte sich des Kaisers die Furcht vor einer Wiederholung der europäischen Revolution, und die politischen Zuckungen gegen die Reaction in Deutschland, die Ausbrüche gegen den Despotismus in Italien und Spanien erschienen ihm als der Anfang einer neuen furchtbaren Katastrophe. Die Aufmerksamkeit, die A. jetzt den auswärtigen Verhältnissen widmete, drängten die Thätigkeit im Innern seines Reichs in den Hintergrund. Zudem fühlte sich der freisinnige Reformator und Zögling Laharpe's in einem unauflöslichen innern Widerspruch verwickelt, indem er sich, von dem Schrecken der Revolution getrieben, eng der Politik des östr. Cabinets anschloß und auf den Congressen zu Troppau, Laibach und Verona, mit den Aufständen, auch rücksichtslos die gerechten Foderungen und den politischen Fortschritt der Völker unterdrücken half.

Die Rückwirkung dieser völligen Umkehr auf die russ. Angelegenheiten konnte um so weniger ausbleiben, als hier ganz besonders die Lage der Dinge mächtige Gährungsstoffe bedingte. Polen sah sich in seinen nationalen Erwartungen überhaupt getäuscht und verlangte die wirkliche Ausführung der verliehenen Constitution. Die Berührung, in welche die Russen während der Kriegszüge mit der Bildung, den politischen und socialen Institutionen der westlichen Völker gekommen waren, hatte in verschiedenen Classen der russ. Gesellschaft Wünsche und Ansichten hervorgerufen, die sich keineswegs mit ihren heimatlichen Zuständen vertrugen. Dagegen bestand in den einflußreichsten Kreisen schon längst eine sogenannte altrussische Partei, die in den aufgeklärten Maßregeln des Kaisers entweder ihre Interessen verletzt fand oder auch den Untergang der nationalen Kirche und der Nationalität überhaupt erblickte. Außerdem bedrückte der kriegsmäßige Fortbestand des Heeres, das nach officieller Angabe 1821 noch 828951 Mann regulärer Truppen umfaßte, das Volk ungemein, und rief Unzufriedenheit wie Erschöpfung und Zerrüttung der Finanzen hervor. Um diesem Misverhältnisse zu begegnen, begann A. die Gründung der Militärcolonien (s. d.), die jedoch schon in der Ausführung auf unbesiegbare Hindernisse stießen und ihren Zweck nicht erfüllten. Zur Beschwörung des politischen Mißvergnügens aber und des Phantoms einer russ. Revolution ergriff der Kaiser jene Maßregeln, welche man für die Herstellung der Ruhe auch im übrigen Europa anwandte. Die Censur und strengste Überwachung der Büchereinfuhr wurden wieder eingeführt, der Wissenschaft, der Literatur und dem Unterrichte Fesseln angelegt, Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe veranstaltet, die Freimaurerlogen und Missionsgesellschaften unterdrückt, und allmälig alle Plane für Reform und Fortbildung aufgegeben. Über alle Provinzen des Reichs breitete sich das Netz einer offenen wie geheimen Polizei, die selbst den gewöhnlichen Verkehr hemmte. Die Erfahrung, daß trotz dieses Repressivsystems die öffentliche Meinung sich nicht ersticken ließ, die um so gehässigern Äußerungen der Parteien und einzelner Persönlichkeiten, der Zwiespalt, in welchen sich A. selbst

durch solchen Bruch mit seiner Vergangenheit versetzt sah, die Schwierigkeiten, die nun in der Regierung des unermeßlichen Reichs nur schroffer und offener hervortraten: alles dies quälte und verbitterte das krankhaft erregte Gemüth des Kaisers, und riß ihn zu Klagen hin über Undank und Verkennung seiner guten Absichten. Bald suchte er Vergessenheit seines Zustandes in den Zerstreuungen eines glänzenden, üppig-frömmelnden Hofs, bald versenkte er sich gänzlich in die Nacht religiöser Mystik. Die Entwickelung des Aufstandes in Griechenland brachte zugleich die Politik des Kaisers in vollsten Widerspruch mit der öffentlichen Meinung und den heiligsten Sympathien der Nation. Während das von politischen Lebensäußerungen zurückgehaltene russ. Volk mächtig von dem religiösen Elemente des griechischen Kampfes ergriffen wurde, verdammte der Kaiser die Erhebung als Empörung, verleugnete die Gunst, die er früher den griechischen Bestrebungen erwiesen, und beschränkte sich auf Ermahnungen an die Pforte, daß sie menschlich verfahre. Der Tod seiner einzigen, heißgeliebten natürlichen Tochter, die furchtbare Überschwemmung, die Petersburg 1824 erlitt und wobei er sich sogar persönlichen Gefahren aussetzte, endlich die Schrecken einer russisch-polnischen Verschwörung gegen alle Glieder des Hauses Romanow, trugen nicht wenig dei, das Herz des Kaisers zu brechen und seinen Gemüthszustand vollends zu stören. Körperlich leidend, lebensmüde und von Todesgedanken eingenommen, trat er Mitte September 1825 mit seiner kranken Gemahlin eine Reise in die Krim an, wo Letztere Genesung finden sollte, und er selbst sich der Zurückgezogenheit hingeben wollte. Nachdem er die Kaiserin zu Taganrog gelassen, setzte er seine Reise durch das Land fort, ward aber plötzlich von einem der Halbinsel eigenthümlichen Fieber ergriffen. Er eilte nach Taganrog zurück, wo sich sein Zustand trotz aller Sorgfalt verschlimmerte, und starb daselbst 1. Dec. 1825. Das Gerücht, als sei er vergiftet worden, ist ganz ohne Grund. Kurz vor seinem Tode soll er die Einzelnheiten jener Verschwörung erfahren haben, mit deren Bekämpfung sein Bruder und Nachfolger Nikolaus I. (s. d.) die Regierung beginnen mußte. Unter den vielen Denkmälern, die in Rußland das Andenken A.'s verewigen, ist besonders der großartige Obelisk auf dem Isaaksplatze zu Petersburg zu erwähnen, ein Meisterwerk des kais. Architekten Montferrant. Interessante Aufschlüsse über Leben und Charakter A.'s geden Choiseul-Gouffier's „Mémoires historiques sur l'empereur A. et la cour de Russie" (Par. 1829), sowie die „Notice sur A., empereur de Russie" (von Empeytaz, Genf 1828).

Alexander (Karl), Herzog von Anhalt-Bernburg, geb. 2. März 1805, folgte seinem Vater Alexius, der von der Mutter, Maria Friederike von Hessen, 1817 geschieden worden war, und nachher in zwei morganatischen Ehen lebte, am 24. März 1834 in der Regierung. Doch hatte der Vorgänger, mit Rücksicht auf die dekannten Gebrechlichkeiten seines Sohnes, alle Ausübung von Regierungshandlungen von Seiten des Letztern an eine desondere Mitwirkung höherer Stuatsbeamten durch Einsetzung eines Geheimen Conferenzrathes gebunden. Derselben Umstände halber überraschte es allgemein, daß der junge Herzog, bald nach dem Tode seines Vaters, am 30. Oct. 1834 mit der Prinzessin Friederike von Holstein-Glücksburg vermählt ward, aus welcher Ehe jedoch keine Kinder erwachsen sind, sodaß diese anhaltinische Linie erlöschen zu wollen scheint. Die Regierung wurde durch die Mitglieder des Conferenzrathes in aufgeklärter und wohlwollender Weise geführt, und man pries Bernburg als eines der glücklichsten deutschen Ländchen. Auch der Einfluß der geistvollen Herzogin erwies sich nur günstig. Während der politischen Stürme des Jahres 1848, die auch in Anhalt-Bernburg zu Wirren führten, beantragten die Stände bei der Reichsgewalt die Einsetzung einer Regentschaft. Der Herzog verließ inzwischen das Land und ging nach Quedlinburg. Doch kehrte er bald zurück, während man den Verfassungsstreit durch Auflösung des Landtags und eine Octroyirung beseitigte.

Alexander, Graf von Würtemberg, s. **Würtemberg** (Christian Friedr. Alex., Graf von).

Alexander aus Aphrodisias in Karien, lebte und lehrte zu Ende des 2. und zu Anfange des 3. Jahrh. n. Chr. zu Athen und Alexandria. Er war ein so fruchtbarer und geschätzter Ausleger des Aristoteles, daß er vorzugsweise der Exeget, seine Schüler Alexandreer, später auch Alexandristen genannt wurden. Außer seinen Commentaren zu Aristoteles (herausgegeben von Spengel, Münch. 1842) besitzen wir von ihm noch eine Schrift „Über Willensfreiheit und Selbstbestimmung", ferner „Fragen aus der Physik" (Ven. 1536), endlich zwei Abhandlungen „Über das Schicksal" und „Über die Seele", beide herausgegeben von Orelli (Zürich 1824). In jener erklärte er die Lehre der Stoiker vom Fatum als unverträglich mit der Moralität; in letzterer suchte er abweichend von Aristoteles darzuthun, daß die Seele, da sie keine besondere Substanz, sondern nur die Form des organischen Körpers sei, auch nicht unsterblich sein könne.

Alexander von Hales, Franciscaner aus dem Kloster Hales in der Grafschaft Glocester, studirte zu Oxford und Paris und lehrte an letzterer Universität seit 1222 scholastische Theologie mit entschiedenerer Anwendung Aristotelischer Formen, als es seither geschehen war. Er starb 1245. Wegen seines Scharfsinnes erhielt er den Ehrennamen Doctor irrefragabilis, d. i. der Unwiderlegbare. An Eifer, den kirchlichen Lehrbegriff philosophisch zu begründen, übertraf er noch den Thomas von Aquino; freilich aber gerieth er auch manchmal in lächerliche Kleinigkeitskrämerei. So erörtert und bejaht er z. B. die Frage, ob eine Maus, die eine Hostie benage, den Leib Christi verzehre. Den wichtigsten Dienst hat er der röm. Kirche geleistet, daß er die Lehre von dem Schatze der überschüssigen Verdienste Christi und der Heiligen (Thesaurus supererogationis) begründete. Sein Hauptwerk, das von seinen Schülern vollendet wurde, führt den Titel: „Summa universae theologiae“ (beste Ausg., 4 Bde., Vened. 1576).

Alexandre (A.), berühmter Schachspieler, von Geburt ein Deutscher, lebt in Paris und ist einer der ältesten jetzt lebenden Schachspieler der franz. Schule. Durch seine beiden großen Sammelwerke „Encyclopédie des échecs“ (Paris 1837) und „Collection des plus beaux problèmes d'échecs“ (Paris 1846; auch in deutscher Sprache, Lpz. 1846) hat er sich auch im Auslande einen bedeutenden Namen erworben und den Freunden des Schachspiels höchst brauchbare Hülfsmittel geliefert. Um eine größere Verbreitung seiner Schriften zu befördern, unternahm er noch als siebzigjähriger, aber rüstiger Greis 1843 eine Rundreise durch Deutschland, und wanderte später selbst nach Ägypten. In der Blüte seiner Jahre mag A. als Schachspieler viel bedeutender gewesen sein, als er es als Greis auf seiner Reise durch Deutschland erschien.

Alexandersbad liegt bei dem Dorfe Sichersreuth unweit des bair. Städtchens Wunsiedel in einer herrlichen Gegend des Fichtelgebirgsplateau am Fuße der 2862 F. hohen Kösseine. Die viel Kohlensäure und Eisen führende Mineralquelle wurde 1737 von dem Bauer Brodmerkel entdeckt, und 1741 ordentlich eingefaßt. Im J. 1783 ließ dann Markgraf Alexander von Anspach und Baireuth ein schönes Curhaus bauen, und das Bad durch passende Anlagen förmlich einrichten. Seit 1838 ist, neben andern Erweiterungen, zu A. auch eine Kaltwasserheilanstalt gegründet worden. Zu den schönsten Anlagen in der Nähe von A., überhaupt zu den romantischsten Partien ganz Deutschlands, gehört die Luisenburg, welche diesen Namen 1805 zum Andenken des Aufenthalts der Königin Luise von Preußen erhielt. Man braucht den Stahlbrunnen, der auch versendet wird, vorzüglich zum Trinken, doch auch zu Bädern. Derselbe ist bei Krankheiten, die von Blutarmuth und Nervenschwäche herrühren, gegen Bleichsucht, langwierige Schleimflüsse, nervöse und gemüthliche Verstimmungen u. s. w. zu empfehlen. Die Verbindung mit der Kaltwassercur kann in manchen Fällen großen Vortheil gewähren.

Alexanderschlacht. Unter diesem Namen ist das schönste und größte Gemälde bekannt, das wir aus dem Alterthume haben. Es ist eine Mosaik, gefunden 24. Oct. 1831 im sogenannten Hause des Faun zu Pompeji, und gegenwärtig im Museum zu Neapel. Das Kunstwerk ist 20 F. lang, 12 F. breit, und hat, obschon der dritte Theil des Ganzen bedeutend beschädigt, dennoch 22 Figuren und 16 Pferde. Es stellt einen großen Kampf zwischen zwei Heeren dar, wahrscheinlich zwischen Alexander und Darius; daher der Name Alexanderschlacht. In neuerer Zeit hat Schreiber in Freiburg es versucht, das Bild auf die Marcellusschlacht bei Clastidium zu deuten; jedoch mit wenig Wahrscheinlichkeit. Sehr lebendige und ausführliche Schilderungen dieses großartigen Kunstwerks geben Hettner in der „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten“ (Th. 1, Oldenb. 1848) und Stahr in „Ein Jahr in Italien“ (Th. 2, Oldenb. 1848).

Alexandria, von Türken und Arabern Skanderieh genannt, im Herbst des J. 332 v. Chr. von Alexander d. Gr. gegründet, lag ursprünglich auf dem niedrigen Landstriche, welcher den See Mareotis vom Mittelmeere trennt, ungefähr vier deutsche M. westlich von Kanopus. Vor ihm, im Mittelmeere, lag die Insel Pharus, die auf ihrem Nordostende den berühmten Leuchtthurm (s. **Pharus**) trug und durch einen Damm, das Heptastadium, mit dem Lande verbunden, die beiden Haupthäfen der Stadt bildete. A., dessen Plan vom Architekten Dinochares oder Dinokrates entworfen worden, lag in einer Länge von dreiviertel, und mit einem Umfange von drei deutschen M. um seine beiden Haupthäfen herum. Es war von zwei ganz geraden, in der Mitte der Stadt sich in rechten Winkeln durchkreuzenden, 100 F. breiten Hauptstraßen, die in ihrer ganzen Länge Säulengänge schmückten, durchschnitten, und überhaupt ganz regelmäßig gebaut. Als der glänzendste Theil der Stadt erschien das am östlichen Hafen gelegene Stadtviertel Bruchium. Hier lagen die Paläste der Ptolemäer mit dem Museum und der ältern Bibliothek, das Soma oder die Begräbnißstätte Alexander's d. Gr. und der Ptolemäer, das Poseidonium mit dem Timonium, und das große Theater. Weiter westwärts befanden sich das

Emporium und die Schiffslager, auf dem kleinen Landvorsprunge, der nebst dem davon auslaufenden Heptastadium die beiden Häfen trennte, wo in ältern Zeiten das Dorf Rhakotis gestanden hatte, das Serapeum mit einer zweiten reichen Bibliothek und das Gymnasium. Im Westen der Stadt lag die große Nekropolis (Todtenstadt) mit ihren Grüften und im Osten die Rennbahn, und eine Meile entfernt der Ort Nikopolis. Fast den ganzen unterirdischen Raum der Stadt nahmen die in den Kalksteinfelsen gearbeiteten Cisternen ein, welche auf ein Jahr für die ganze Bevölkerung Wasser enthielten. A. bildete von seiner Gründung an die griech. Hauptstadt Ägyptens. Seine Bevölkerung, die in der Blütezeit von Diodor auf 500000 Freie angegeben wird, also mit Sklaven und Fremden auf mehr als das Doppelte anzuschlagen ist, bestand hauptsächlich aus griech. Colonisten, eigentlichen Ägyptern und Juden, die zeitig dorthin gezogen wurden und bald sich gräcisirten. Nach dem Tode Alexander's d. Gr. fiel A. an die Ptolemäer, welche es zu ihrer Residenz und neben Rom und Antiochia zur prächtigsten Stadt des Alterthums, sowie zum damaligen Hauptsitze griech. Gelehrsamkeit und Geistesbildung machten, die sich von hier aus über einen großen Theil der alten Welt verbreitete. (S. **Alexandrinisches Zeitalter.**) Die glückliche Lage der Stadt am Übergangspunkte zwischen Occident und Orient machte sie auch zum Mittelpunkte des Welthandels, der sie auf den höchsten Grad materiellen Reichthums erhob.

Den höchsten Glanz hatte A. erreicht, als es 30 v. Chr. den Römern anheimfiel. Von nun an begann sein Fall, der anfangs unmerklich, später aber, in Folge der Wegführung der Kunstwerke nach Rom, der Metzeleien Caracalla's, der Verwüstung des Bruchiums durch Aurelian, der Belagerung und Plünderung durch Diocletian und endlich des Aufblühens Konstantinopels reißend schnell von statten ging, sodaß der Serapistempel im 4. Jahrh. das einzige noch übrige Baudenkmal von Bedeutung war. Der Kampf des eindringenden Christenthums mit dem Heidenthume gab in A. zu blutigen Kämpfen Veranlassung. Die Erstürmung des Serapeums, des letzten Sitzes heidnischer Theologie und Gelehrsamkeit, 389 durch die Christen, und seine Verwandelung in eine Kirche des heiligen Arcadius machten dem Heidenthum ein Ende. A. ward hierauf der Hauptsitz christlicher Theologie und blieb es bis zur Eroberung durch die Araber unter Amru im Juni 638. Diese und noch mehr die türk. Eroberung im J. 868 vollendeten die Zerstörung der Stadt. Zwar erhob sie sich wieder unter den ägypt. Khalifen, und blieb das ganze Mittelalter hindurch der wichtigste Stapelplatz zwischen Orient und Occident. Allein die Entdeckung Amerikas und des Wegs um das Cap der guten Hoffnung nach Ostindien zerstörte ihren Handel gänzlich, und die Mamlukenherrschaft wie die Eroberung durch die Osmanen vernichteten auch Das, was die Araber wieder gegründet hatten. So kam es dahin, daß A. 1778 nur 6000 E. zählte. Mit der franz. Eroberung am Ende des 18. Jahrh. begann A. sich wieder zu heben, und unter Mehemed Ali, der einen Theil des Jahres hier residirte, entwickelte es sich so, daß es jetzt zu den ersten Handelsplätzen des Mittelmeers gehört. Auch der Verkehr mit Ostindien u. s. w. fängt an, wieder seinen alten Weg über A. zu nehmen. Das gegenwärtige A. liegt nicht auf der Stelle des alten, sondern auf dem durch Anschwemmungen zu einer breiten Landzunge gewordenen Heptastadium zwischen den beiden Haupthäfen, die noch vorhanden sind, von denen jedoch der nordöstliche, große, auch der neue genannt, versandet ist. Es wird durch den 1819 und 1820 gebauten Kanal von Mahmudieh mit Kairo verbunden, von der Seeseite durch verschiedene Festungswerke vertheidigt, und ist auf orient. Weise schmuzig und schlecht gebaut. Die bessern Gebäude, wie der neue Palast, das Zollhaus, das Marinearsenal, sind sämmtlich Werke Mehemed-Ali's. A. zählt gegenwärtig ungefähr 30000 E. (Araber, Türken, Juden, Kopten, Griechen und Franken); es ist der Sitz der europ. Consuln für Ägypten, eines koptischen Patriarchen, der Marine- und Handelsanstalten des Pascha, sowie der Marine- und Militärschulen. Von alten Denkmälern vermag das gegenwärtige A. nichts aufzuweisen als die sogenannte Pompejussäule von 101 F. Höhe, mit einem Schafte von 71 F. Länge aus einem Stücke, welche von dem ägypt. Präfecten Publius zu Ehren des Kaisers Diocletian, laut der noch lesbaren griech. Inschrift am Sockel, errichtet wurde; ferner die sogenannten Nadeln der Kleopatra, zwei Obelisken aus der Zeit des Königs Tuthmosis III. im 16. Jahrh. v. Chr., von denen der eine halbverschüttet darniederliegt, der andere aber, ein Monolith von circa 72 F. Höhe, noch steht; endlich mehre Grüfte der alten Todtenstadt und die meist verschütteten Cisternen.

Alexandriner heißen sechsfüßige iambische Verse, welche als charakteristische Eigenschaft in der Mitte einen Einschnitt haben, und in der Regel paarweis männlich und weiblich gereimt sind.

Steigt man denn blos zum Ruhm,	kann man nicht in ihn sin ken?
Läßt sich's zur E wig keit	blos gehn, und nicht auch hin ken?

Durch diese scharfe Cäsur unterscheiden sie sich von dem wechselreichen, harmonischen und erhabenen iambischen Trimeter. Den Namen hat jene Versart von einer alten franz. Dichtung über Alexander d. Gr. aus der Mitte des 12. oder dem Anfange des 13. Jahrh., in welchem diese Versart zuerst gebraucht wurde, oder nach Andern von einem der Verfasser dieses Gedichts, Alexander von Bernay. Die Franzosen sind für das Epos und das Drama, wie im Allgemeinen für alle höhern Gattungen der Poesie, auf diesen Vers beschränkt, der bei ihnen auch der heroische heißt. Die Eintönigkeit desselben wird von ihnen durch den Reim, durch das Witzspiel der Gegensätze, sowie durch den der französischen Sprache eigenthümlichen Mangel eines scharf betonten Rhythmus gemildert. Die Deutschen hatten, nachdem sie den Hexameter und den iambischen Trimeter für ihre Dichtkunst gewonnen, den Alexandriner völlig verworfen, oder seit Lessing den fünffüßigen Iamben an dessen Stelle gesetzt. Seit Goethe wurde derselbe aber besonders für das Komische wieder anerkannt und z. B. von Müllner und Contessa glücklich benutzt.

Alexandrinische Bibliothek. Diese größte und merkwürdigste unter allen Büchersammlungen der alten Welt wurde von Ptolemäus Lagi gestiftet. Bereits unter ihrem ersten Vorsteher, dem aus Athen vertriebenen Demetrius Phalereus, wuchs sie bis auf 50000 Bände oder Rollen, und in ihrer blühendsten Zeit soll die durch Zenodotus, Aristarch von Byzanz, Apollonius Rhodius und Andere geleitete Anstalt 400000, nach einem Zeugnisse des Alterthums sogar 700000 gehabt haben. Der größere Theil dieser Bibliothek, welche die gesammte römische, griechische, indische und ägyptische Literatur umfaßte, war in einem an den königlichen Palast anstoßenden Gebäude, dem Bruchium, aufgestellt. Sie verbrannte während der Belagerung der Stadt durch Julius Cäsar, wurde aber nachher durch die pergamische Bibliothek, welche Antonius zum Verdruß der gebildeten Römer der Königin Kleopatra schenkte, wieder ersetzt. Der übrige Theil der Bibliothek befand sich im Serapeum, dem Tempel des Jupiter Serapis, und erhielt sich bis auf die Zeiten Theodosius' d. Gr. Als aber dieser alle heidnischen Tempel des röm. Reichs zerstören ließ, wurde auch der herrliche Tempel des Jupiter Serapis nicht verschont. Ein Haufe fanatischer über die fortdauernde Serapisfeier aufgebrachter Christen, vom Erzbischof Theophilus angeführt, stürmte und verheerte denselben 391 mit seinen literarischen Schätzen. Schon bei diesem Sturme, und nicht erst bei der Eroberung Alexandrias durch die Araber unter dem Khalifen Omar im J. 642, wurde der Bibliothek der Untergang bereitet; wenigstens ist die Sage wol übertrieben, daß die Araber noch so viel Bücher vorgefunden hätten, um die Badestuben der Stadt sechs Monate lang heizen zu können. Auch erzählt schon der Geschichtschreiber Orosius, daß er bereits nach jenem Sturme der Christen nur die leeren Schränke der Bibliothek gesehen habe. Vgl. Petit-Radel, „Recherches sur les bibliothèques anciennes et modernes" (Par. 1819); Ritschl, „Die alexandrinischen Bibliotheken" (Berl. 1838).

Alexandrinischer Codex (in gelehrten Werken meist mit dem Buchstaben A bezeichnet) heißt eine für die Kritik sehr wichtige Handschrift der Heiligen Schrift in griech. Sprache, welche sich im Britischen Museum zu London befindet. Sie ist auf Pergament mit schöner viereckiger Uncialschrift ohne Spiritus, Accente und Wortabtheilung, in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh., nach Hug im 5. Jahrh. geschrieben, und enthält, mit Ausnahme einiger Lücken, die ganze griech. Bibel (das Alte Testament nach der Übersetzung der Septuaginta) nebst den Briefen des Clemens Romanus. Am wichtigsten ist der Text, den sie bietet, für die Kritik der Briefe des Neuen Testaments, da offenbar die Urschrift, welche der Copist bei den Evangelien vor sich hatte, weit schlechter war. Diese berühmte Handschrift gehörte schon seit 1098 zu dem Bücherschatze des Patriarchen von Alexandria. Der Patriarch zu Konstantinopel, Cyrillus Lucaris, welcher dieselbe 1628 dem Könige Karl I. von England als Geschenk übersendete, versicherte, selbige aus Ägypten erhalten zu haben; und daß sie daselbst wirklich geschrieben worden sei, ergibt sich auch aus andern innern und äußern Merkmalen. Grabe legte sie bei seiner Ausgabe der Septuaginta (4 Bde., Orf. 1707—20, Fol.) zum Grunde. Einen vollständigen und diplomatisch treuen Abdruck des Neuen Testaments lieferte Woide (Lond. 1786, Fol.); ein Gleiches in Hinsicht des Alten Testaments hat Baber (Lond. 1816—18, Fol.) begonnen.

Alexandrinischer Dialekt heißt der Dialekt der griech. Sprache, welcher in Ägypten und vorzugsweise zu Alexandria (s. d.), nachdem dort griech. Cultur und Wissenschaft verbreitet worden war, in der Umgangs- und Schriftsprache sich nach und nach ausbildete, und von dem ältern attischen Dialekt namentlich durch Beimischung von macedonisch-dorischen Formen und Aus-

drücken sich unterschied. Der alexandrinische Dialekt ist namentlich deshalb von großer Wichtigkeit, weil aus ihm (als dialectus Alexandrina) das spätere Gemeingriechische oder Hellenistische, in dem auch das Neue Testament geschrieben, seinen Ausgang genommen hat.

Alexandrinischer Krieg ist der Krieg, in welchen Julius Cäsar im Oct. 48 v. Chr. bald nach der Schlacht bei Pharsalus verwickelt wurde. Derselbe gelangte bei der Verfolgung des flüchtigen Pompejus nach Alexandria, und veranlaßte hier, indem er die Erbstreitigkeiten zwischen dem König Ptolemäus Dionysus und seiner Schwester Kleopatra zu Gunsten der Letztern entschied, eine Empörung der Ägypter, die durch Pothinus und Achillas, die Führer der Partei des Ptolemäus, geleitet wurde. Cäsar, der nur 4000 Mann bei sich hatte, ward in einem Stadttheile Alexandrias von den Bürgern und einem Heere von 20000 Mann, das erst Achillas und nach dessen Tode Ganymedes befehligte, belagert, auf das äußerste bedrängt, und konnte bei dem Versuche, sich der Insel Pharus zu bemächtigen, kaum sein Leben retten. Erst im März 47, als Mithridates von Pergamus ihm Hülfsvölker aus Asien zugeführt hatte, gelang es ihm, der Gegner Meister zu werden. Der König Ptolemäus blieb in der Schlacht, Alexandria ergab sich, und Kleopatra, die Cäsar's Liebe gewonnen hatte, ward mit ihrem jüngern Bruder Ptolemäus in die Herrschaft eingesetzt.

Alexandrinisches Zeitalter. Als die Blüte der griechischen Nationalliteratur zugleich mit der Kraft und Selbständigkeit des Staatslebens unterging, wurde zu einer Zeit, wo griechische Cultur sich über den ganzen Umfang des von Alexander d. Gr. gegründeten, nach seinem Tode rasch zerfallenden Reichs verbreitet hatte, unter dem Schutze und der Begünstigung der kunstliebenden Ptolemäer die Stadt Alexandria in Ägypten, die durch ihre Lage sich vorzüglich zum Mittelpunkte des damaligen Weltverkehrs eignete, ein Hauptsitz literarischer und gelehrter Thätigkeit; und das Zeitalter, während dessen hier Poesie und Wissenschaft gepflegt ward, heißt wegen der eigenthümlichen Art, in welcher dies geschah, das alexandrinische. Es läßt sich dasselbe in zwei Hauptperioden scheiden, von denen die erstere, die Regierungszeit der Ptolemäer umfassend, von 323—30 v. Chr., die letztere von 30 v. Chr. — 640 n. Chr., oder vom Untergange der Ptolemäischen Dynastie bis zum Einfall der Araber sich erstreckt. Der erste unter den griech. Fürsten, welcher in Alexandria griech. Wissenschaft und Bildung Eingang zu verschaffen suchte, war Ptolemäus Soter, der viele Gelehrte dahin zog. Weit mehr noch förderte diese Studien sein Nachfolger Ptolemäus Philadelphus, der nicht nur die berühmte alexandrinische Bibliothek anlegte, sondern auch das schon von seinem Vorgänger gegründete Museum erweiterte. Der alexandrinischen Schule gehörten Ägypter, Griechen, Juden und später auch Römer an. Die größte Bedeutung erlangten die Grammatiker und Dichter. Jene waren nicht bloße Sprachlehrer oder Sprachforscher, sondern Philologen und Literatoren, die eben so wol Sachen als Worte erklärten, also eine Art Encyklopädisten. So Zenodotus der Ephesier, der die erste grammatische Schule zu Alexandria bildete, Eratosthenes der Cyrener, Aristophanes von Byzanz, Aristarch von Samothrake, Krates von Mallus, Dionysius der Thrazier, Apollonius der Sophist, und Zoilus. Ihr Verdienst ist, mit vereinter Kraft die vorhandenen Denkmäler der Cultur und Literatur gesammelt, geprüft, beurtheilt und für die folgenden Geschlechter aufbewahrt zu haben. Die berühmtesten unter den Dichtern waren: Apollonius der Rhodier, Lykophron, Aratus, Nikander, Euphorion, Kallimachus, Theokrit, Philetas, Phanokles, Timon der Phliasier, Skymnos, Dionysius, und die sieben Tragiker, welche man das alexandrinische Siebengestirn nannte.

Das Alexandrinische Zeitalter hat einen von dem frühern griech. Leben durchaus verschiedenen Geist und Charakter. Bei der Aufmerksamkeit, welche man dem Studium der Sprache widmete, war es natürlich, daß Richtigkeit, Reinheit und Zierlichkeit derselben zum besondern Augenmerk gemacht wurden, und wirklich zeichnen sich in diesen Eigenschaften viele Alexandriner vortheilhaft aus. Was aber kein Studium gibt, und was durch keine Mühe errungen wird, der Geist, welcher die frühere Poesie der Griechen beseelte, mangelte den meisten dieser Werke. An dessen Stelle trat größere Kunst in der Composition; Kritik sollte leisten, was vorher das Genie geleistet hatte. Nur in Einigen regte sich der Genius, und diese ragen darum auch groß für ihre Zeit hervor. Die Andern leisteten, was sich durch Kritik und Studium leisten läßt; ihre vielleicht fehlerfreien Werke sind nüchtern, ohne Seele und Leben. Denkt man sich nun eine Dichterschule, deren Vorbilder solche Meister waren, so begreift es sich leicht, daß die Schüler noch nüchterner und mühsamer dichten mußten. Den Mangel der Eigenthümlichkeit fühlend, den Werth derselben aber erkennend und darnach ringend, kamen sie um so schneller zu dem Punkte, wo alle Poesie erstarrt. Ihre Kritik artete in Krittelei, ihre Kunst in Künstelei aus. Man haschte nach dem Seltsamen, Neuen und suchte durch Gelehrsamkeit aufzuputzen. Daher sind die Alexandriner,

meist Dichter und Grammatiker zugleich, dem größern Theile nach steife, genielose und mühselige Verskünstler, wie die Meistersänger am Ende des 16. Jahrh. Aber nicht blos in Hinsicht der Dichter spricht man von einer Alexandrinischen Schule, sondern auch in Hinsicht der Philosophen, welche in das Alexandrinische Zeitalter gehörten und in Alexandria lebten, wiewol jener Ausdruck nicht allzu streng zu nehmen ist. Als Charakteristisches der **Alexandrinischen Philosophie** macht sich geltend, daß sich in Alexandria orient. und occident. Philosophie berührten, und daß hier im Ganzen ein Bestreben nach Vereinigung widerstreitender Philosopheme herrschend ward, weshalb man die alexandrinischen Philosophen, die jenem Triebe des Sammelns und Vereinigens folgten, auch oft eklektische Philosophen oder Synkretisten genannt hat. Indeß gilt dieser Titel doch nicht von allen; es traten hier auch den Dogmatikern gegenüber Skeptiker auf. Am berühmtesten wurden die alexandrinischen Neuplatoniker (s. d.). Orient. Theosophie mit griech. Dialektik verbindend, repräsentiren sie den Kampf der antiken Bildung mit dem Christenthume; und deshalb war ihre Philosophie nicht ohne Einfluß auf die Art, wie das Christenthum in Ägypten aufgefaßt wurde. Aus der Verschmelzung orientalischer Anschauungen mit christlichen entstand die Gnosis (s. d.); einige der bedeutendsten gnostischen Systeme waren zu Alexandria ausgebildet worden. Nicht minder hatten die angesehensten Lehrer an der daselbst entstandenen und blühenden christlichen Katechetenschule (s. d.) den Geist dieser Philosophie eingesogen. Darum bewegten auch, weil die verschiedensten Elemente sich in Alexandrien begegneten, die heftigsten Religionsstreitigkeiten die alexandrinische Kirche, bis von ihr im Kampfe mit dem Arianismus durch Athanasius das Princip der Stabilität orthodoxer Glaubensbestimmungen ausging. Endlich zeichneten sich die alexandrinischen Bestrebungen noch aus durch die Cultur der mathematischen Wissenschaften und der Naturwissenschaften; diese erhielten hier die Höhe der Ausbildung, die ihnen überhaupt im Alterthum beschieden war. Schon im 3. Jahrh. v. Chr. hatte Euklides hier sein classisches Werk über die Geometrie geschrieben. Die Astronomen dieser Schule unterschieden sich gleich anfangs sehr vortheilhaft von ihren Vorgängern dadurch, daß sie alle eiteln hyperphysischen Speculationen bei Seite stellten, und sich ganz den eigentlichen Beobachtungen hingaben. Als Physiker und Mathematiker zeichneten sich aus: Aristill und Timocharis, dann Archimedes, Eratosthenes, Aristarch von Samos, Ptolemäus u. A. Gegen vier Jahrhunderte erhielt sich die alexandrinische Schule in ihren verschiedenen Richtungen auf einer Höhe, die sie zum Mittelpunkte der Gelehrsamkeit und Literatur der damaligen Welt machte. Tausend Jahre gingen vorüber zwischen ihren Anfängen und dem völligen Erlöschen ihres Namens. Vgl. Matter, „Essai historique sur l'école d'Alexandrie" (2 Bde., Par. 1820).

Alexei Michailowitsch, der zweite russische Zar aus dem Hause Romanow, geb. 10. März 1629, folgte seinem Vater Michael Fedorowitsch 12. Juli 1645 auf dem Throne. Der erst 16jährige Alleinherrscher überließ sich der Leitung des Reichskanzlers Plessow und seines Erziehers Morosow, bei welchem er sich auch nach dessen Entfernung von den Geschäften, bis zu dessen Tode (1662), in allen wichtigen Angelegenheiten Raths zu erholen pflegte. Die Habsucht seiner Rathgeber veranlaßte 1648 eine Empörung, welche Plessow das Leben kostete. Auch mochte die öffentliche Unzufriedenheit das Auftreten zweier Prätendenten ermuthigen, des dritten falschen Demetrius (s. d.) und des Ankudinow. Letzterer gab sich für einen Sohn des Zaren Wasili Schuiskoi aus, flüchtete später ins Ausland, ward aber von Holstein ausgeliefert und 1653 zu Moskau hingerichtet. Als A. in die reifern Jahre trat, trugen die guten Eigenschaften, die er besaß, sowie die äußern Erfolge seines Wirkens ihre Früchte. In zwei Kriegen mit Polen (1654—56 und 1660—67) sicherte er sich den Besitz der Provinzen Smolensk, Tschernigow und Sewerien und gewann einen Theil der Ukraine. In einem Kriege mit Schweden (1656—58) war er zwar unglücklich, verlor aber doch im Frieden nichts. Der Aufstand der Donischen Kosaken wurde beschwichtigt. A. wird als sanft, versöhnlich, wohlwollend, mäßig in sinnlichen Genüssen, religiös und geistig wohlbegabt geschildert. In den Staatsgeschäften zeigte er sich sehr thätig; auch wußte er die Vorzüge geschickter Ausländer wohl zu schätzen. Er starb 29. Jan. 1676. Seine erste Gemahlin, zu deren Wahl ihn Morosow bestimmt hatte, war Maria Miloslawskoi, deren jüngere Schwester Morosow selbst heirathete. Die Zweite war die schöne Natalia Narischkin; sie wurde die Mutter Peter's d. Gr.

Alexei Petrowitsch, der älteste Sohn Peter's d. Gr. und der Eudoxia Lapuchin, geb. zu Moskau 18. Febr. 1690, zeigte sich den Neuerungen seines Vaters so abgeneigt, daß dieser beschloß, ihn von der Thronfolge auszuschließen. A. stellte sich auch ganz zufrieden damit, leistete willig auf die Krone Verzicht und erklärte, daß er Mönch werden wolle. Nachdem aber Peter d. Gr. seine zweite Reise ins nördliche Europa angetreten, entfloh er 1717 unter dem Vorwande,

seinem Vater nachzureisen, der ihn zu sich beschieden habe, nach Wien und von da nach Neapel. Auf des Vaters Befehl und überredet durch den Gardehauptmann Rumjanzow und den Geheimrath Tolstoi, die deshalb an den wiener Hof geschickt worden waren, kehrte er zwar zurück; allein der erzürnte Kaiser betrachtete jenen Schritt als ein Majestätsverbrechen, enterbte den Sohn durch den Ukas vom 2. Febr. 1718, und ließ gegen die Rathgeber des A. und Alle, welche um seine Flucht gewußt hatten, eine Untersuchung einleiten. Seine Mutter Eudoxia, ferner Marie Alexiewna, die Halbschwester des Zaren, dann Pustinoi, Eudoxiens Beichtvater, Dossifei, Bischof von Rostow, der Admiralitätsrath Kikin, Abraham Lapuchin, die Fürsten Scheremetow und Dolgoruki, Generalmajor Glebow und andere Personen wurden gefangen gesetzt, und als Mitglieder der Verschwörung theils hingerichtet, theils auf andere Weise hart bestraft. Ja A. selbst ward zum Tode verurtheilt, und ihm das Urtheil vorgelesen. Obgleich Peter dem Unglücklichen bald nachher die Begnadigung ankündigen ließ, hatte doch die erlittene Angst und Gemüthsbewegung so üble Folgen, daß er schon wenige Tage darauf, 7. Juli (26. Juni) 1718, starb. Nach Andern soll er unter hauptsächlicher Mitwirkung des Generals Adam Weid, eines Deutschen, im Gefängnisse enthauptet worden sein. Um jeden Schein der Ungerechtigkeit zu vermeiden, ließ Peter d. Gr. die Acten des Processes veröffentlichen. Von seiner Gemahlin, Charlotte Christine Sophie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die von ihm sehr viel zu erdulden hatte und schon 1715 starb, hinterließ A. eine Tochter, die 1728 starb, und einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Peter II. Vgl. Binder, „Peter d. Gr. und seine Zeit" (Reutl. 1844). Dramatisch wurde der Stoff von Gehe und Immermann behandelt.

Alexis (Wilibald), deutscher Romandichter, s. Häring (Wilh.).

Alexisbad, einer der reichhaltigsten Eisenbrunnen Deutschlands, im reizenden Thale der Selke im anhalt-bernburg. Antheile des Harzes, wurde 1810 auf Kosten des Herzogs Alexius Friedrich Christian von Anhalt-Bernburg als Bad eingerichtet. Die Umgebung ist zu den schönsten Anlagen benutzt, und die Ausflüge nach der Victorshöhe (Ramberg) und dem Stubenberg, nach Ballenstedt, nach dem Mägdesprung und Falkenstein, nach der Roßtrappe, nach Harzgerode und der Josephshöhe (Auerberg bei Stolberg) erhöhen die Annehmlichkeiten dieses zur Heilung wie zum Vergnügen vielfach besuchten Bades. Der drei Viertelstunden von A. gelegene Mägdesprung gehört zu den bedeutendsten Hüttenwerken des Harzes, und ist außer seinen herrlichen Umgebungen berühmt durch einen 58 F. 6 Zoll hohen Gußeisenobelisk, welcher am 3. Aug. 1812 zu Ehren des Gründers der Eisenwerke, des 1796 verstorbenen Fürsten Friedrich Albert, errichtet wurde. Die Mineralquelle in A. enthält besonders schwefelsaures Eisenoxydul; sie wird daher selten getrunken und meist nur zum Baden benutzt, als stärkendes und abstringirendes Heilmittel. Oft auch vermischt man sie zweckmäßig mit der drei St. weit hergeführten Soole des Beringerbades bei Suderode, wodurch sie besonders gegen Skrofeln und Rhachitis wirksam wird. Der Alexisbrunnen ist ein Eisensäuerling. Die erste Analyse des Wassers lieferte Gräfe in der Schrift „Über die salinische Eisenquelle im Selkethal am Harze" (Lpz. 1809). Vgl. Hoffmann, „Die Heilquellen am Unterharz" (Stuttg. 1829), Freygang, „Briefe über Alexisbad" (deutsch und franz., Lpz. 1830).

Alexius, der Heilige, der Sohn eines vornehmen Römers, schon in seiner Jugend durch Wohlthätigkeit ausgezeichnet, vermählte sich zwar auf Andringen seiner Ältern, floh aber dann in die Ferne, um sein Gemüth ungestört auf das Überirdische zu richten. Er lebte lange als Einsiedler. Später kehrte er in das älterliche Haus zurück, wo er, von den Hausgenossen oft verschmäht, gute Werke vollbrachte, und sich erst kurz vor seinem Tode zu erkennen gab. Über seinem Grabe auf dem aventinischen Berge zu Rom wurde die prächtige Kirche erbaut, die seinen Namen führt. Der 17. Juli ist sein Gedächtnißtag.

Alexius I. Komnenus, einer der Tüchtigsten aus der byzantinischen Herrscherfamilie der Komnenen (s. d.), geb. 1048 zu Konstantinopel, war der jüngste Sohn des Johannes Komnenus, eines Bruders des Kaisers Isaak Komnenus. In seiner Jugend hatte er dem Kaiser Michael Dukas gegen die Türken, gegen den Empörer Urselius und den Gegenkaiser Nicephorus Bryennius als Feldherr treu und glücklich gedient. Ebenso bekämpfte er auch die Rebellen, welche sich gegen dessen Nachfolger Nicephorus Botaniates (seit 1078) erhoben. Nachdem er bereits drei mal gesiegt, sollte er auch den Oberbefehl gegen den Gemahl seiner Schwester, der in Kleinasien einen Aufruhr erregte, übernehmen. A. weigerte sich dessen und mußte, um den Ränken der neidischen Höflinge zu entgehen, zu dem gerade gegen die Türken gesammelten Heere flüchten, das ihn 1081 zum Kaiser ausrief und diesen Beschluß durch die Einnahme von Konstantinopel in Vollzug setzte. Der altersschwache Botaniates wurde in ein Kloster gesteckt. Eiligst mußte A.

mit den Türken Frieden schließen, um das bedrängte und zerrüttete Reich gegen die von Dy-rhachium (Durazzo) aus um sich greifenden Normannen zu schützen. Doch vermochte er dies nur mit geringem Erfolg, da er von dem Normannenherzog Robert Guiscard mehrfach besiegt, und erst durch dessen Tod (auf Kephalonia 1085) von diesem Feinde befreit wurde. Glücklich kämpfte er später gegen scythische Völker und gegen die Türken, die bereits einige Inseln an der asiat. Küste eingenommen hatten. Die Kreuzfahrer, welche wider sein Erwarten in großen Massen vor Konstantinopel erschienen und leicht gefährlich werden konnten, suchte er durch freundliches Entgegenkommen und eilige Überschiffung nach Asien so schnell als möglich zu entfernen. Als er sich außer Gefahr sah, ließ er sie nicht nur ohne den zugesagten Beistand, sondern benutzte die Beschäftigung, welche nun die Türken erhalten hatten, um das früher in Griechenland und Asien Verlorene wiederzuerlangen. Ein späterer Versuch Bohemund's von Antiochien, die Byzantiner wegen ihrer Treulosigkeit von Durazzo aus in ihrem eigenen Reiche anzugreifen, ging durch dessen Tod ohne Gefahr vorüber. Nachdem A. den Türken 1115 und 1117 große Niederlagen beigebracht hatte, starb er im Aug. 1118. Er war ein ausgezeichneter Herrscher, der durch seine Kraft den Untergang des byzant. Reichs verzögerte. Wiewol tapfer, wohlthätig und im Besitz vieler trefflicher Charactereigenschaften, zeigte er sich doch auch listig und heuchlerisch, wenn er seine Zwecke nicht anders erreichen konnte.

Alfadir, d. h. Allvater, ist in der skandin. Mythologie ein Beiname des Odin (s. d.), des Vaters aller Götter, Menschen und erschaffenen Dinge.

Alfieri (Vittorio, Graf), ein neuerer ital. Dramatiker, geb. zu Asti in Piemont 17. Jan. 1749, genoß im väterlichen Hause eine sehr mangelhafte Erziehung und verließ auch die turiner Akademie ebenso ungebildet als er sie bezogen hatte, um in ein Provinzialregiment zu treten. Nachdem er in rascher Wanderung fast ganz Europa durchreist, und 1772 nach Turin zurückgekehrt war, trat er aus dem Militärstande, und wandte sich, der Unthätigkeit und unwürdiger Liebe entsagend, literarischer Beschäftigung zu. Der Beifall, welchen seine ersten dramatischen Versuche ernteten, führte ihn zu dem Entschlusse, als dramatischer Dichter einen Namen zu gewinnen. Da ihm jedoch hierbei seine Unwissenheit klar vor Augen trat, begann er noch im reifern Alter die Erlernung des Lateinischen und das Studium des Toscanischen, weshalb er nach Toscana ging. Auf der Reise dahin lernte er die Gräfin von Albany (s. d.) kennen, die ihn bald die edelste Liebe kettete. Um sich ihrer würdig zu machen, rang er rastlos nach dem dichterischen Lorber, und um völlig frei und unabhängig zu sein, überließ er sein ganzes Vermögen gegen eine Rente seiner Schwester. Er wohnte nun abwechselnd in Florenz und Rom. Später, als die widerwärtigen Verhältnisse seiner Freundin durch den Tod ihres Gemahls endeten, lebten Beide im innigsten Verhältnisse im Elsaß oder in Paris, wo sich A. unablässig mit der Dichtkunst, Ausfeilung und Herausgabe seiner Werke beschäftigte. Beim Ausbruche der Revolution wandte er sich zuerst nach England, kehrte jedoch bald nach Paris zurück, bis er im Aug. 1792 abermals die Flucht ergriff und sich mit seiner Freundin in Florenz niederließ. Er starb er 8. Oct. 1803. Seine und seiner Freundin Asche, welche in der Kreuzkirche zu Florenz zwischen den Grabmälern Michel Angelo's und Macchiavelli's ruht, deckt ein schönes Denkmal von Canova. Als dramatischer Dichter hat sich A. in drei verschiedenen Gattungen versucht, und 21 Tragödien, 6 Komödien und eine sogenannte Tramelogödie veröffentlicht. Alle seine dramatischen Werke zeigen Mangel an frischer Productivität, und verrathen jene Hartnäckigkeit, mit welcher er sich selbst und der Kunst Gewalt anthat. A. ist mehr politisch als poetisch begeistert. Er wollte den erschlafften Gemüthern Freiheitssinn einhauchen, und sah daher das Theater als die Schule an, in welcher das Volk lernen sollte „frei, stark und edel" zu sein. Um die Keuschheit seiner Muse zu bewahren, hatte er sich vorgesetzt, keine Dichter zu lesen. Er wollte nur mit den einfachsten Mitteln wirken und, allem Schmuck entsagend, durch männlichen Ernst gefallen. Seine Schöpfungen sind deshalb auch kalt und starr, in der Anlage einfach bis zur Dürftigkeit; sein Vers ist hart und ungefällig, seine Sprache baar jenes zauberischen, das innerste Gemüth erregenden Farbenglanzes. Dessenungeachtet erwarb sich A. ein anerkennenswerthes Verdienst um die ital. Tragödie. Er verdrängte den herrschenden weichlichen Geschmack und die Pedanterie einer Classicität nach attischen Mustern. Seine Kraft und Einfachheit suchten die folgenden Dichter nachzuahmen. Weniger leistete A. in seinen Komödien. Sie zeigen dieselbe ernste, politische Richtung; die Erfindung ist leer, die Verwickelung ohne alles Interesse, die Charaktere sind nur allgemeine Umrisse ohne Individualität. Die Gelungenste unter seinen dramatischen Arbeiten ist wol „Abel", eine von ihm erfundene Zwittergattung von Tragödie und Oper, die er mit dem seltsamen Namen Tramelogödie belegte. Außer den dramatischen Wer-

besitzen wir von ihm ein episches Gedicht in vier Gesängen, mehre lyrische Gedichte, 16 Satiren, und poetische Übersetzungen von Terenz, Virgil und einigen Stücken des Äschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Nach seinem Tode kam der „Misogallo", ein Denkmal seines Franzosenhasses heraus. Auch erschienen noch seine sämmtlichen Werke (37 Bde., Padua und Brescia 1809—10) und seine Selbstbiographie (deutsch von Hain, 2 Bde., Lpz. 1812); Centofanti veröffentlichte „Tragedie e vita d'A." (Florenz 1842).

Alfons I., erster König von Portugal, der Sohn Heinrich's von Burgund, des Eroberers und ersten Grafen von Portugal. Er war 1110 geboren, und bei dem Tode seines Vaters erst zwei Jahre alt, weshalb seine Mutter Theresia von Castilien die Regentschaft übernahm. Der herangereifte Sohn mußte der herrschsüchtigen und ausschweifenden Mutter die Regierung abkämpfen. In den Besitz derselben gelangt, hatte er mit Castilien, dessen Oberhoheit er nicht anerkannte, und mit den Mauren Kämpfe zu bestehen. Mit Navarra verbündet, machte er Eroberungen in Galicien, durch deren Rückgabe er den Frieden erkaufte. Nun wandte er sich gegen die Mauren, deren Einfällen er schon durch Erbauung der Festung Leiria zu begegnen gesucht hatte. Er schlug dieselben bei Ourique 25. Juli 1139, und nannte sich nun König von Portugal, vom Papste die Anerkennung dieses Titels durch einen Zins erkaufend (1142). Auf den Cortes zu Lamego setzte er 1143 die Thronfolgeordnung, die Rechte des Adels und den Gang der Rechtspflege fest. Mit Hülfe zufällig vorüberfahrender Kreuzfahrer eroberte er 25. Oct. 1147 Lissabon. Dann nahm er 1158 Alcacer de Sal und 1166 den alten Bischofssitz Evora. Bei der Belagerung von Badajoz wurde er von dem Könige von Leon angegriffen und gefangen. Siegreich kämpfte er 1171 wieder bei Santarem, und ebendaselbst schlug er 1184 den Almohaden Jusuf-ben-Jakub. Er rief die Tempelritter und Johanniter ins Land, stiftete auch die Ritterorden von Avis und vom heil. Michael. Die portug. Geschichte nennt A. den Eroberer (el Conquistador). Er starb 6. Dec. 1185 zu Coimbra.

Alfons VI., König von Portugal, aus dem Hause Braganza, der zweite Sohn Johann's IV., war anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, was sich aber durch den Tod seines ältern Bruders änderte. Die Regierung fiel ihm 1656 zu, als er noch unmündig war, weshalb seine weise Mutter Luise de Guzman die Regentschaft führte. Sie setzte dieselbe auch noch einige Zeit nach seiner Mündigkeit fort, da der kränkliche und ausschweifende König wenig Sinn für die Geschäfte zeigte. Aber Günstlinge, die für ihn zu herrschen wünschten, vermochten ihn, seine Mutter vom Staatsruder zu entfernen (23. Juni 1662). Jetzt regierte der Minister Graf Castel-Melhor, ein nur in Hofränken geschickter Mann. Wenn dessenungeachtet Portugal gegen Spanien siegreich war, so hatte man dies nur dem Grafen Friedrich v. Schomberg und seinen engl. und franz. Hülfsvölkern zu verdanken. Im J. 1666 vermählte sich A. mit Maria Francisca Elisabeth von Savoyen, die sich aber bald mit dem unzufriedenen Bruder des Königs, dem Infanten Don Pedro, zu seinem Sturze verband. Der Plan gelang 1667. A. wurde erst nach Terceira, dann nach Cintra in Haft gebracht, wo er 12. Sept. 1683 starb. Pedro bestieg den Thron, indem er sich mit der Witwe seines Bruders verehelichte.

Alfons III., oder der Große, König von Leon, Asturien und Galicien, geb. 848, war schon bei Lebzeiten seines Vaters Ordoño I. als Thronfolger anerkannt worden, konnte aber, nach dessen Tode (866), erst dann in Besitz der Regierung kommen, als seine Anhänger den Grafen Froila, der den Thron usurpirt, ermordet hatten. Nachdem er den mächtigen Adel seines Reichs, der mit Eifersucht die königliche Würde in einer Familie erblich werden sah, mit Gewalt unterworfen, richtete er die Waffen gegen die äußern Feinde, und verherrlichte seine Regierung durch mehr als 30 Feldzüge und zahlreiche über die Mauren erfochtene Siege. Er setzte über den Duero, brach Coimbras Mauern, drang bis an den Tajo und in Estremadura vor, vergrößerte seine Staaten mit einem Theile Portugals und Altcastiliens, und bevölkerte aufs neue das verheerte Burgos. Doch die Kriege veranlaßten große Ausgaben und folglich großen Druck des Volks. Im J. 888 hatte er sogar den Schmerz, seinen eigenen Sohn Garcias an der Spitze der Aufrührer zu sehen, der unter dem Scheine des gemeinen Wohls die Krone an sich reißen wollte. A. besiegte denselben und hielt ihn in strenger Haft. Doch sehr bald erregte die leidenschaftliche Mutter zu Gunsten des Sohns, unterstützt von mehren Großen des Reichs, eine neue Verschwörung, für die sie auch die beiden andern Söhne gewann. Ein blutiger Krieg zerrüttete nun das Reich bis A., von seinen eigenen Söhnen besiegt, der Krone entsagte und sie auf das Haupt Garcias' setzte. Um dem Vaterlande zu nützen, zog er hierauf, als seines eigenen Sohnes Feldherr, gegen die Mauren, wodurch allein schon er sich den Beinamen des Großen verdiente. Nachdem er siegreich aus diesem Kampfe zurückgekehrt, starb er zu Zamora 910.

Alfons V., König von Aragonien, Neapel und Sicilien, 1416—58; erwarb sich den Namen des Großmüthigen, indem er bei seinem Regierungsantritte eine Liste der ihm feindlich gewesenen Großen ungelesen zerriß. Er wurde geschichtlich wichtig, indem er Neapel an die aragonischen Herrscher brachte. Zunächst griff er 1420 Corsica an, eilte aber im folgenden Jahre nach Neapel, als ihn dessen Königin Johanna II., die in ihm einen Beschützer gegen Ludwig von Anjou suchte, dorthin einlud. Eine Zeit lang schenkte sie ihm hohe Gunst. Da er aber ihren ihm feindlichen Liebling Caraccioli in Haft nahm (1423), erklärte sie sich für Ludwig von Anjou. Nun ward der Kampf offen geführt. A. konnte jedoch, durch Händel mit Castilien abgezogen, erst nach Johanna's Tode (1435) mit Kraft auftreten. Bei der Belagerung von Gaëta wurde er durch die Genuesen geschlagen und gefangen, durch Philipp Maria, Herzog von Mailand, aber wieder in Freiheit gesetzt. Nach wechselnden Kämpfen blieb er seit 1443 im unbestrittenen Besitz Neapels. Er starb während der Belagerung von Genua 27. Juni 1458.

Alfons X., genannt der Astronom, der Philosoph oder der Weise (el Sabio), König von Leon und Castilien, geb. 1221, folgte seinem Vater Ferdinand, der 1671 heilig gesprochen wurde, 1252 auf dem Throne. Früh schon hatte er, namentlich bei der Eroberung von Sevilla 1248, Beweise seines Muthes gegeben. Statt aber auf die Vertreibung der Mauren und die Zähmung des Adels bedacht zu sein, verschwendete er die Kräfte des Landes, um sich 1257 von einem Theile der deutschen Fürsten zum Kaiser erwählen zu lassen. Allein seine Bemühungen, gegen Rudolf von Habsburg aufzukommen, waren vergeblich, und Papst Gregor X. weigerte sich ebenso sehr ihm die Kaiserkrone als das Herzogthum Schwaben zuzuerkennen, auf das er von Seiten seiner Mutter Beatrix, einer Tochter Philipp's I. von Schwaben, Ansprüche hatte. Gleichzeitig sah er bald nachher seinen Thron von den heimlichen Anschlägen der Großen und den Waffen der Mauren bedroht. Letztere schlug er 1263 in einem blutigen Treffen, entriß ihnen Xeres, Medina-Sidonia, San-Lucar und einen Theil Algarbiens, und vereinigte Murcia mit Castilien. Dem Aufstande im Innern seines Reichs, an dessen Spitze 1271 sein eigener Sohn Philipp sich stellte, vermochte er erst nach dreijährigem Bürgerkriege ein Ende zu machen. In der Milde, mit der er den Aufrührern verzieh, sah man nur den Beweis seiner Schwäche. Als er später mit Strenge zu verfahren beschloß, empörte sich sein Sohn Sancho aufs neue und raubte ihm 1282 die Krone. Hülfe bei den Mauren suchend, starb er, nach vergeblichen Anstrengungen zur Wiedererlangung des Throns, zu Sevilla 4. April 1284. A. war der unterrichtetste Fürst seines Jahrhunderts. Bleibenden Ruhm erwarb er sich durch Vollendung der von Ferdinand III. begonnenen Gesetzsammlung „Leyes de las partidas", welche 1501 als allgemeines Landrecht bestätigt ward. Er war es, der die Verordnung gab, daß bei allen öffentlichen Angelegenheiten des Landes Berather zugezogen werden sollten. Von ihm sind noch mehrere größere Gedichte, ein chemisches und ein philosophisches Werk vorhanden; auch legt man ihm eine Kirchengeschichte und eine Geschichte der Kreuzzüge bei. Er ließ die erste allgemeine Geschichte Spaniens abfassen und die Bibel ins Spanische übersetzen. Viel trug er zur Wiederbelebung der Wissenschaften bei, und vermehrte zu dem Zwecke auch die Gerechtsame und Lehrstellen der Universität zu Salamanca. Die Ptolemäischen Planetentafeln, deren Abweichung von den Beobachtungen man schon seit längerer Zeit erkannte, suchte er zu verbessern, für welchen Zweck er 1240 über 50 der berühmtesten Astronomen seiner Zeit nach Toledo berief. Die Tafeln, noch jetzt unter der Benennung der **Alfonsinischen Tafeln** bekannt, wurden 1252 vollendet, kosteten aber auch die für jene Zeit unerhörte Summe von 40000 Dukaten. Die Beobachtungen wurden durch sie nicht genauer als durch die frühern Tafeln, da sie auf dieselbe ganz unzulässige Hypothese der Epicykel (s. d.) gebaut waren, welche schon Ptolemäus als Gerüst zu seinem Gebäude gebraucht hatte. Die „Opusculos legales" A.'s wurden von der königl. Akademie der Geschichte herausgegeben (Madr. 1836).

Alfort, ein Schloß in Frankreich, im Depart. Seine, zwei St. von Paris, bekannt durch die 1766 nach Bourgelat's Plan gegründete Lehranstalt für Thierarzneikunde und Landwirthschaft. Die Anstalt besitzt ein chemisches Laboratorium, einen botanischen Garten, ein zootomisches Theater, ein reiches Naturaliencabinet, Sammlungen für vergleichende Anatomie und für Pathologie, sowie Gebäude für die kranken Thiere u. s. w. Außerdem wird hier eine Merinos- und Kaschmirziegen-Heerde unterhalten.

Alfred, König von England, der Sohn des Königs Ethelwolf und der Enkel Egbert's, wurde 22 Jahre alt nach dem Tode seines ältern Bruders Ethelred 871 von dem Volke zum Herrscher erhoben. Schon früher war er im Kampfe gegen die Dänen des Krieges kundig geworden; zum Throne gelangt, verdoppelte er seine Anstrengungen, die Unabhängigkeit des Landes

es zu retten. Anfänglich kämpfte er ohne Erfolg, indem die Dänen immer neue Scharen auf ie Küste warfen, und die Angelsachsen unter das fremde Joch sich beugten oder die Heimat verließen. Endlich mußte auch A. verkleidet flüchten. Er lebte einige Zeit in der Hütte eines Hirten, nd legte dann, als das Volk gegen die Dänen sich rüstete, in einem einsamen Moor eine Burg n, in die er seine Getreuen berief. Die spätere Sage hat die kriegerischen Abenteuer A.'s mannichfaltig ausgeschmückt. So erzählt sie auch, wie er, als die Seinen sich gesammelt, in Harfnertracht ins Lager der Feinde gegangen und ihre Stellung erforscht habe, ehe er an die Spitze des Heers getreten. Nachdem er die Dänen geschlagen und unterworfen, gestattete er ihnen zwar, m Ansiedelungen in England zu behalten; doch mußten sie ihn als König anerkennen und s Christenthum annehmen. Er legte Festungen an und übte das Volk in den Waffen, während er zu gleicher Zeit den Ackerbau ermunterte. Der Verwilderung des Volks steuerte er durch Gesetze und Sorge für den Unterricht; auch übte er strenge Gerechtigkeit gegen Engländer und Dänen. Die spätere Zeit hat ihm manche wohlthätige Einrichtung beigelegt, die er entweder r begann, oder die bereits bei den Angelsachsen bestand und durch ihn nur erneuert, befestigt d ausgebildet ward. Als eifriger Freund und Beförderer wissenschaftlicher Bildung ließ er hre Schriften aus dem Lateinischen, das er selbst erst im 36. Jahre lernte, in das Angelsächsische übersetzen. Auch übertrug er mehre selbst, wie des Boethius Werk „De consolatione philosophiae" und die Geschichte des Orosius, welcher er Anmerkungen über verschiedene Reisen in die Nordsee und das Baltische Meer und eine freilich sehr mangelhafte Beschreibung der nördlichen Länder hinzufügte. Er veranstaltete selbst Entdeckungsreisen durch die Normänner Other, der von Norwegen aus das Weiße Meer besuchte, und Wulfstan, der von Schleswig bis den Finnischen Meerbusen fuhr. Um solche Unternehmungen zu fördern, besonders aber zum Schutze gegen die Normänner, verstärkte er seine Seemacht und baute Galeeren von 60 Rudern. r starb 28. Oct. 901. Die wichtigste Quelle für die Geschichte seines Lebens ist die durch Einfachheit der Darstellung ausgezeichnete „Vita Alfredi", welche sein Freund Asser aus Wales, der Bischof von Sherburn, geschrieben (am besten herausgegeben von Wise, Orf. 1722).

Al Fresco, s. **Frescomalerei**.

Algarbien oder Algarve, die kleinste und südlichste Provinz Portugals von 130 QM. mit 000 E., liegt zwischen Alentejo, Spanien und dem Atlantischen Meere. An der Nordgrenze ebt sich das algarbische Gebirge unter den Namen der Sierra-de-Caldeirao und Sierra-Monchique, welche mit dem Cap St.-Vincent, als dem südwestlichsten Punkte Europas, in das Meer eht, zu einer mittlern Höhe von fast 4000 F. Der kahle, fast vegetationslose Hauptkamm spärlich angebauten Gebirgs fällt südwärts in vielfach zerrissenen Terrassen und Vorbergen, unter der Mont-Figo (1876 F. hoch), zu einer wenige Meilen breiten Küstenebene ab. Der oden dieser Ebene ist nicht fruchtbar genug, um den Getreidebau besonders zu begünstigen; er fert aber die schönsten Südfrüchte, selbst Pisang und Datteln, Wein in trefflicher Güte und Aloe und Zwergpalme. Die afrik. Hitze wird hier durch die frischen Seewinde gemildert. er einzige Fluß von Bedeutung ist die Guadiana an der span. Grenze. Hauptnahrungszweige r Bewohner bilden Fischerei, besonders auf Thunfische und Sardellen, Gewinnung des Baisalzes und die Cultur der Südfrüchte. Der Algarbier gilt in Portugal für den besten Seemann d den treuesten Freund. Die Provinz A. bildet in politischer Beziehung die Comarca oder Kreis Faro, der in 5 Correicões mit 15 Concelhos oder Gemeinden getheilt ist, und 4 ädte, 14 Flecken (Villas) und 71 Kirchspiele umfaßt. Die Hauptstadt ist Faro mit 8500 E., dere wichtige Städte sind Lagos mit 6600, Albufeira mit 2800, Tavira mit 9000 E., in ren Häfen ziemlich bedeutender Handel betrieben wird. A. hatte im Alterthume eine größere sdehnung; es reichte an den span. Küsten bis nach Almeria und griff auf Afrika über. Sein Namen erhielt es von den Arabern, in deren Sprache es ein gegen Abend belegenes Land deutet. Um 1212 eroberte Sancho I. in der damals maurischen Provinz A. die feste Stadt lves und nahm darauf den Titel eines Königs von A. an. Alfons III. vereinigte um 1253 Land als ein besonderes Königreich mit der Krone Portugals.

Algardi (Alessandro), Bildhauer, geb. zu Bologna 1602, gest. 1654, ist neben Lor. Bernini der berühmteste ital. Bildhauer des 17. Jahrh. und durch eine gründliche Behandlung Nackten ausgezeichnet. Doch krankt auch er an den Übeln, welche der ital. Sculptur der nannten Periode eigen sind, an einem absichtlichen Streben nach Pathos und zugleich nach er malerischen Wirkung, welche den Gesetzen der Plastik zuwider ist. Der Hauptplatz seiner hätigkeit war Rom, wo er zahlreiche Gönner und Aufträge fand. Als sein bedeutendstes Werk

gilt das kolossale Relief des Attila in der Peterskirche. Eine von ihm gearbeitete Statue des Schlafgottes von Nero antico in der Villa Borghese hat öfters für eine Antike gegolten.

Algarotti (Francesco, Graf), ital. Schriftsteller, geb. zu Venedig 11. Dec. 1712, studirte zu Rom und Bologna neben den classischen Sprachen mit Vorliebe Physik und Anatomie und suchte sich später zu Florenz mit dem toscanischen Idiom vertraut zu machen. Als 21jähriger Jüngling veröffentlichte er zu Paris (1733) seinen bereits in Rom ausgearbeiteten „Newtonianismo per le dame", durch den er den Grund zu seinem Ruhme legte. Bis 1739 lebte er bald in Paris, bald in Cirey bei der Marquise du Châtelet. Das eifrige Studium der franz. Literatur brachte ihn nicht nur mit den gefeiertsten Namen Frankreichs in Berührung, sondern übte auch großen Einfluß auf Ton und Stil seiner Arbeiten, der sich besonders im „Congresso di Citera" zeigt. Auf der Rückkehr von einer Reise nach Rußland lernte er 1739 zu Rheinsberg den nachmaligen König Friedrich II. von Preußen kennen, der ihn nach seiner Thronbesteigung zu sich rief, in den Grafenstand erhob und ihm 1747 den Kammerherrnschlüssel verlieh. Nicht minder schätzte ihn König August III. von Polen, welcher ihm den Charakter eines Geheimenraths beilegte. A. lebte nun abwechselnd zu Berlin und Dresden, bis er 1754 in sein Vaterland zurückkehrte, wo er anfangs zu Venedig, nachher zu Bologna und seit 1762 zu Pisa seinen Wohnsitz nahm. Hier starb er 3. März 1764. Den Entwurf zu seinem Grabmal, welches Friedrich d. Gr. im Camposanto zu Pisa errichten ließ, hatte er selbst gemacht. Neben umfassenden und in mehren Fächern gründlichen Kenntnissen, gaben seine Zeitgenossen viel auf sein Urtheil über Gegenstände der Malerei und Baukunst; theils seine „Saggi sopra le belle arti" (deutsch von Raspe, Kassel 1769), theils manche Gemälde der dresdener Galerie, deren Ankauf er veranlaßte, beweisen seine Einsicht. Er zeichnete und ätzte mit Geschicklichkeit. Witz und Scharfsinn gepaart mit Vielseitigkeit und Feinheit der Gedanken zeichnen seine Schriften aus; seine Poesien haben wenig Dichterfeuer, aber viel Anmuth, und seine Briefe gehören zu den schönsten in ital. Sprache. Eine Sammlung seiner Werke erschien u. a. in 17 Bänden zu Venedig 1791—94; seine „Lettere filologiche" ebendas. 1826.

Algau, auch Algäu, nennt man in weiterm Sinne den von Vorbergen der Alpen erfüllten Landstrich Schwabens, welcher sich von der Iller, dem Bodensee und dessen Zuflusse, der Ill, in W. bis zum Lech in O., und vom Inn in S. bis zur Donau in N. ausbreitet. Gewöhnlich doch bezeichnet man mit dem Namen A. das Land im südwestlichen Baiern (Schwaben), mit angrenzenden Theilen Schwabens und Tirols um die obere Iller bis herab nach Kempten und Memmingen, sodaß es etwa an Umfang dem alten Albigau oder Alpgau, wovon sich der heutige Name herschreibt, gleichkommt und die bair. Landgerichte Sonthofen und Immenstadt den Kern desselben bilden. Der A. wird ganz von den Voralpen, den nördlichen Fortsetzungen der Rhätischen Alpen, eingenommen, denen hier die Flüsse Ill, Bregenzerach, Iller, Argen, Wertach und Lech entquellen. In den südlichern, durch Querthäler getrennten Ketten, überragen der Hochvogel (7950 F.) und der Arlberg (9400 F.) die Linie des ewigen Schnees. Bei Immenstadt erheben sie sich noch im Grinten bis 5322 F., gehen aber bald in die Hochebenen der Donau über. Die Wasserscheide zwischen Ill und Inn überschreitet im 4800 F. hohen Arlberger Paß die Kunststraße von Feldkirch nach Landeck. Die Verbindung zwischen den Thälern des Lech und Inn bietet die Lechstraße, welche von Füssen aus die Alpen in den verschiedenen Felsgassen des Kniebis und der Ehrenberger Klause durchschneidet, sich bei Nassereit spaltet, und so doppelt verzweigt in dem Innthale mündend, auf der einen Seite über Imst hinauf nach Landeck, auf der andern über Telfs und Zirl hinab nach Innsbruck führt. Die obern Züge des Gebirges mit ihrer rein alpinischen Natur bieten den hier erzogenen kleinen Viehracen die trefflichsten Weiden. Im Norden jedoch, wo die tiefen Flußthäler sich zur Ebene auszuweiten beginnen, tritt mit der Alpenwirthschaft auch die Dreisch- und Eggartenwirthschaft sowie der Flachsbau in Verbindung.

Algebra, ein Theil der reinen Mathematik, ist die Lehre von den Gleichungen, d. h. denjenigen symbolischen Formeln, durch welche die Verbindungen mehrer Größen ausgedrückt werden. Sie lehrt unbekannte Größen aus gegebenen Eigenschaften derselben oder aus bekannten Größen durch Gleichungen finden, und kann daher auch als die Methode, Aufgaben durch Gleichungen aufzulösen, erklärt werden. Nicht selten wird die Buchstabenrechnung (s. d.), welche die Anwendung der arithmetischen Operationen auf allgemeine, durch Buchstaben ausgedrückte Größen lehrt, auch mit zur Algebra gerechnet, wiewol sie eigentlich nur als Vorbereitung für diese und die Analysis dient. Zuweilen braucht man auch das Wort Algebra als gleichbedeutend mit Analysis; gewöhnlicher aber und besser ist es, den Begriff desselben auf die Lehre von den Gleichungen

gen zu beschränken, sodaß die letztere nur als erster Theil der Analysis, im weitesten Sinne genommen, erscheint. Die Algebra selbst zerfällt wieder in zwei Haupttheile. In dem ersten werden solche Gleichungen behandelt, in denen die unbekannten Größen bestimmte Werthe haben, deren Auffindung das Ziel ist, nach welchem bei Berechnung der Gleichungen gestrebt wird. In dem zweiten Haupttheile, welcher auch die unbestimmte Analytik oder die Diophantische Analysis genannt wird, betrachtet man diejenigen Gleichungen, durch welche die Werthe der unbekannten Größen selbst nicht genau bestimmt werden, sondern zum Theil willkürlicher Annahme überlassen bleiben. Hinsichtlich der Methode unterscheidet man zuweilen numerische und symbolische Algebra. In der erstern werden die bekannten Größen sämmtlich durch Zahlen und nur die unbekannten durch Buchstaben, in der letztern aber, von Newton Allgemeine Arithmetik genannt, sämmtliche Größen durch Buchstaben ausgedrückt. Während jene immer nur einen bestimmten Fall, eine Aufgabe auf einmal behandeln kann, ist diese völlig allgemein, und löst jede Aufgabe gleich für alle möglichen Fälle und Werthe der bekannten Größen auf, kann auch auf alle Arten von Größen angewandt werden. Das Wort Algebra stammt aus der arab. Sprache. Bei den Arabern heißt nämlich die Wissenschaft Al gebr wal mokâbala, d. i. Ergänzung und Vergleichung. Diese Ausdrücke beziehen sich auf Transposition und Reduction der positiven und negativen Größen in Gleichungen. Bei den Italienern hieß die Algebra in frühern Zeiten Arte maggiore, weil sie mit höhern Rechnungen zu thun hat, noch häufiger Regola de la cosa, weil man die unbekannte Größe, und zwar deren erste Potenz Cosa, d. i. Ding, nannte, woraus die bei den alten deutschen Algebraisten übliche Benennung: Regel Coß oder die Coß, entstanden ist. Das älteste Werk über Algebra, welches sich durch nicht geringen Scharfsinn auszeichnet, ist das von Diophantus (s. d.) aus Alexandria, im 4. Jahrh. n. Chr.; doch sind von den ursprünglichen 13 Büchern seines in griech. Sprache abgefaßten und arithmetische Aufgaben enthaltenden Werkes nur noch sechs vorhanden.

Die Europäer lernten die Algebra nicht durch die Griechen, sondern, gleich den meisten andern Kenntnissen, durch die Araber kennen, besonders durch Mohammed-ben-Musa, dessen Werk von Rosen aus dem Arabischen ins Englische („The Algebra", Lond. 1831) übersetzt wurde. Durch den ital. Kaufmann Leonardo Bonaccio aus Pisa, der um 1200 den Orient bereiste und dort sich Kenntnisse der Algebra erwarb, fand nach seiner Rückkehr diese Wissenschaft eine weitere Verbreitung in seinem Vaterlande; auch hat er ein noch ungedrucktes Werk über Algebra hinterlassen. Das erste Werk über Algebra nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften ist das des Minoritenmönchs Paciolo oder Luca Borgo (Ven. 1494). Scipio Ferreo in Bologna fand zuerst um 1505 die Auflösung eines Falles der cubischen Gleichungen. Tartaglia aus Brescia, gest. 1557, bildete die cubischen Gleichungen weiter aus, und Cardanus aus Mailand machte die von Tartaglia ihm als Geheimniß mitgetheilte Auflösung der cubischen Gleichungen 1545 zuerst bekannt, und erweiterte sie durch eigene Erfindungen. Ludov. Ferrari und Bombelli (1579) gaben die Auflösung der biquadratischen Gleichungen. In Deutschland wurde die Algebra schon im Anfange des 16. Jahrh. sorgfältig ausgebildet. Einer ihrer ersten Bearbeiter war Christian Rudolf aus Jauer, dessen Werk, die erste algebraische Schrift in Deutschland, 1524 gedruckt und 1571 von Stifel neu herausgegeben wurde. Letzterer, gest. zu Jena 1567, muß als einer der eifrigsten Beförderer der Algebra angesehen werden, wie er durch sein Werk „Arithmetica integra" (Nürnb. 1544) bewiesen hat. Ihm zunächst steht Scheybl, Professor in Tübingen, dessen Werk über Algebra in Paris 1552 herauskam. In England ist Recorde, in Frankreich Peletarius zu bemerken, welche Beide bald nach 1550 schrieben. Von Stevin aus Brügge erschien 1585 eine Arithmetik und bald nachher eine Algebra. Große Fortschritte verdankt die Algebra dem Franzosen Vieta, geb. 1540, gest. 1603, dessen Werke von Schooten in Leyden 1656 herausgegeben wurden. Vieta führte zuerst die allgemeine Rechnungsart in der Algebra ein, und bezeichnete die bekannten Größen durch die Consonanten, die unbekannten durch die Vocale des großen lat. Alphabets, wofür man später die ersten und letzten Buchstaben des kleinen Alphabets genommen hat. Mit ebenso glücklichem Erfolge bearbeiteten diese Wissenschaft der Engländer Harriot in seiner „Artis analyticae praxis" (Lond. 1631), und der zu wenig bekannte Niederländer Girard, gest. um 1633, in der „Invention nouvelle en algèbre" (Amst. 1629). Descartes erwarb sich glänzende Verdienste besonders dadurch, daß er die Algebra auf die Geometrie anwendete. Seine „Géometrie", die 1637 erschien, ist reich an neuen Untersuchungen. Er stellte zuerst die Natur der krummen Linien durch Gleichungen dar, wodurch später der Weg zur Anwendung der Analysis des Unendlichen auf die Geometrie gebahnt wurde. Auch Fermat, der

sich allerdings mehr mit der eigentlichen Analysis beschäftigte, bereicherte die Algebra durch mehr Entdeckungen. Als glückliche Nachfolger der beiden Letzten sind Beaune in Blois und Hudd in Amsterdam, gest. 1704, zu betrachten. Newton gab in seiner „Arithmetica universalis" viele wichtige Beiträge; ein Gleiches gilt von Maclaurin, Campbell, de Gua, Tschirnhausen, Moivre, de Lagny, Taylor und Fontaine. In der neuern Zeit sind die vorzüglichsten Beförderer der Algebra: Euler, Lambert, Lagrange, Gauß, Abel, Cauchy, Fourier u. A.

Algebraische Gleichungen. Eine Gleichung heißt algebraisch erstens im Gegensatz einer analytischen (identischen) Gleichung, wenn sie eine oder mehre unbekannte Größen enthält oder wenn ihre Richtigkeit davon abhängt, daß einer oder mehren der in ihr vorkommenden, mit Buchstaben ausgedrückten Größen bestimmte Werthe beigelegt werden. Zweitens heißt eine Gleichung algebraisch im Gegensatz einer transcendenten Gleichung, wenn sie keine sogenannte transcendenten Größen, wie Kreisbogen, trigonometrische Functionen, Exponentialgrößen, Logarithmen u. s. w. enthält. — Eine krumme Linie oder Curve nennt man eine algebraische, wenn sie durch eine endliche algebraische Gleichung dargestellt werden kann; sie ist einer transcendenten krummen Linie entgegengesetzt.

Algeciras oder **Algeziras**, Stadt in der span. Provinz Cadix, am Golf von Gibraltar mit 5000 E., einem schlechten Hafen, schöner Wasserleitung und einem Schiffswerft. Die Citadelle befindet sich in sehr verfallenem Zustande. Der Handel mit Getreide und Branntwein ist nicht bedeutend. A. war die erste Stadt, welche 713 von den Mauren bei ihrem Einfall in Spanien genommen wurde; erst 1344 gewann sie Alfons XI. von Castilien wieder. Bei einer Belagerung im J. 1342 soll von den Einwohnern zum ersten male mit eisernen Kugeln aus Kanonen geschossen worden sein. Am 6. und 12. Juli 1801 fanden hier zwei Treffen zwischen der engl. und franz.-span. Flotte statt. In dem erstern siegten die Franzosen unter dem Admiral Linnois, welcher davon den Titel eines Grafen von A. erhielt; in dem letztern wurde die franz.-span. Flotte unter Linnois und Moreno von den Engländern geschlagen.

Algen (Algae) nennen die Botaniker eine eigene ungemein artenreiche und vielgestaltige Familie der Kryptogamen oder der Akotyledonen des natürlichen Systems. Diese Pflanzen wachsen fast ausschließlich im Wasser, sowol in süßem als salzigem; am häufigsten erzeugen sie sich in ruhigen und stagnirenden Gewässern und unter heißern Klimaten. Ihre Structur ist mannichfach; sie durchläuft alle Stufen von der Form mikroskopischer Bläschen bis zu der des weitverästeten baumartigen Gewächses. Ebenso verschieden sind sie in Bezug auf ihre Größe. Während manche nur dem bewaffneten Auge sichtbar, und dem Schimmel oder Rostflecken ähnlich, sind andere spannenlang, andere klafterlang; ja die in den Meeren Südamerikas herumtreibenden Riementange (Laminariae) messen über 100 F. Dabei haben sie selten die Dicke eines Fingers oder die Breite einer Hand. Sie sitzen theils fest auf dem Boden der Gewässer, theils bedecken sie die Felsen und Steine in denselben; oft reißen sie sich aber los und treiben schwimmend und wogend unter und auf dem Spiegel des Wassers. Ihrer Substanz nach bestehen sie wesentlich aus Pflanzenschleim, der sich durch Kochen im Wasser diesem mittheilt. Häufig erscheint derselbe in den Algen in verhärteter Gestalt haut-, hornartig oder knorpelig, nie aber wirklich holzig. Keine Art ist giftig, sehr viele jodhaltig. Die Algen sind ohne eigentliche Gefäße und haben nur ein unregelmäßiges schlauch- oder blasenförmiges Zellgewebe. Den Samen tragen sie meist entweder in den Schläuchen selbst oder in besondern blasenförmigen Anschwellungen. Die Diatomen, welche nur mikroskopisch den Infusionsthierchen ähneln und deshalb von einigen noch dem Thierreich zugewiesen werden, vermehren sich durch Zertheilung. Die Farbe der A. ist nicht immer grün, häufig gelb und braun, bisweilen purpurfarbig oder violett; einige gewähren unter dem Mikroskop einen sehr schönen Anblick (z. B. Ulva crispa). Die Asche mehrer Arten aus der Gattung der Tange (Fucus), welche in ungeheuern verwirrten Massen die Küsten an die Ufer treiben, und die hier aufgesammelt und verbrannt werden, kommt unter dem Namen Kelp (oder Varec, Barille) in den Handel und ist sehr reich an Jodnatrium. Auf den Orkneyinseln, dem Cap und der Normandie wird ein jodreicher Kelp bereitet. Mehre andere Arten werden zum Dünger benutzt. Der irische Seeperlentang (Sphaerococcus crispus), welcher auch unter dem Namen Carraghenmoos in den Apotheken verkauft wird, dient den armen Küstenbewohnern Irlands zur Nahrung; andere Arten werden in Chile und Peru als Gemüse verspeist. Auch die eßbaren Schwalbennester in Ostindien bestehen aus Arten des Sphaerococcus. Die Confervine Helminthochorton, oder Wurmmoos, welche sich häufig im Mittelmeer um Corsica findet, wird wider die Würmer angewendet. Die Gattung Sargassum oder der schwimmende Beerentang, welcher in Gestalt wurzelloser Stücke auf dem Atlantischen Ocean und

großen Meeren herumtreibt, bildet zwischen Westindien und den Canarischen Inseln das sogenannte Sargassomeer. Durch die gegen den Mexicanischen Meerbusen gehende Strömung wird es hier in solcher Menge zusammengetrieben, daß es meilenweite Strecken gleich Wiesen bedeckt. Die Seefahrer des 15. Jahrh. fabelten von ihm, daß dadurch die Schiffe aufgehalten würden und man sich den Weg durch dasselbe mit den Beile bahnen müsse; doch schon Columbus hat diese Übertreibungen widerlegt. Vgl. Kützing, „Phycologia generalis" (Lpz. 1843); derselbe, „Species Algarum" (Lpz. 1849).

Algier oder **Algerien**, bis 1830 ein türk. Vasallenstaat, auf der Nordküste Afrikas, jetzt eine franz. Colonie. Das Gebiet derselben liegt zwischen Marokko und Tunis, zwischen 15° 32′ und 26° 12′ ö. L., und wird im N. vom Mittelländischen Meere, in S. von der großen Sahara begrenzt. Die südlichen bis jetzt von den Franzosen besetzten Punkte sind das Gebiet der Ulad-Sidi-Scheikhr und die Städte El-Aghouât und Tuggurt, von denen der erstere 73 Lieues von Oran, der zweite 65 Lieues von Algier, der letztere 85 Lieues von Konstantine in gerader Linie entfernt ist. Die Herrschaft der frühern Deis, deren ganzes Gebiet von den Franzosen beansprucht wird, erstreckte sich weiter nach Süden, und umfaßte die Oase Wargla, die der Beni-Mzab und die Stadt El-Gléa, welche 158 Lieues südlich der Stadt Algier liegt. Der Flächeninhalt beträgt 27800 QLieues, erreicht also beinahe den von Frankreich. Der **geographische Charakter** A.s gleicht dem der Berberei (s. d.) überhaupt. Das Land bildet einen Theil des Nordrandes des in drei Stufen aufsteigenden nordafrikanischen Wüstenplateaus. Die Gebirgsketten des Atlas begleiten die ganze Meeresküste in einem 25 Lieues breiten Gürtel. An das Küstengebirge schließen sich landeinwärts weite, mit salzigen Seen erfüllte Heidestrecken, die Sebkhas, hinter welchen sich eine weite Kette im Massengebirge des Djebel-Aures bis zu einer mittlern Höhe von 1200 (im Chelia bis 2812) Mètres aufthürmt, im Djebel-Amur und den Gebirgen der Ulad-Sidi-Scheikhr aber nur die von 7—800 Mètres erreicht. An dieses Gebirge legt sich als letzte Stufe die Wüste Sahara, die erst an den Ufern des Niger ihr Ende erreicht. Mitten in den Bergen der Küstenkette, aus denen sich der Dscherdschera zu 2126, der Afrun zu 1900 Mètres Höhe erhebt, breiten sich mehre Ebenen aus, die sich meist nach dem Meere zu öffnen. Zu ihnen gehören die Ebenen um Bona, Algier (die Metidscha genannt), Oran, Telelât, Cirât, Eghris und das lang gestreckte Thal des Schelif. Diese äußerst fruchtbaren, wald- und wasserreichen Regionen, welche meist aus kalkigem Boden bestehen und zum Ackerbau einladen, bilden das Tell, einst eine der Kornkammern Italiens. Im scharfen Gegensatze dazu stehen die wasserarmen aber kräuter- und weidereichen, nur durch kleine anbaufähige Oasen unterbrochenen Strecken der sogenannten kleinen Wüste oder die Sebkhas. Die südlichsten Theile des Landes, über dem zweiten Atlas gelegen, haben die Natur der Sahara, bilden aber mit ihren großen palmen- und volkreichen Oasen einen Theil des Dattellandes oder des Blad-el-Dscherid (s. d.). Die Flüsse, welche der Atlas entsendet, sind natürlich nur Küstenflüsse und fast sämmtlich nicht zu beschiffen. Der westlichste Fluß der Colonie ist die Tafna; der größte der Schelif, 98 Lieues lang. Minder bedeutend sind der Uad-Sahell, welcher bei Budschia, der Uad-el-Kébir, der bei Konstantine, die Seybouse, die bei Bona fließt. Nach Süden verlieren sich in die Wüste: der Uad-el-Dschedi, der Uad-el-Abiad, der Uad-el-Kantara. Was das Klima betrifft, so ist im Tell die Hitze bisweilen sehr groß. An der Küste wird sie durch Winde gemildert; in den innern Hochgebirgen sind die Winter sogar kalt. Die mittlere Jahrestemperatur der Stadt A. ist 17—18° des hunderttheiligen Thermometers. Nicht selten wird das Land vom Samun (ital. Sirocco, span. Solano) heimgesucht. Der Mineralreichthum des Landes scheint bedeutend zu sein. Eisen, Blei, Kupfer, Mangan werden bis jetzt ausgebeutet. Der Marmor Numidiens war schon im Alterthum gesucht. Wälder aus Eichen, Cedern, Fichten, Pistazien u. s. w. bedecken über 800000 Hectaren des Landes, und liefern eine Fülle von Harzen und Nutzholz. Im Tell werden Cerealien und der Ölbaum cultivirt. Die Oasen der Sahara sind durch ihre Datteln berühmt; die beste Sorte derselben liefert der Uad-Suf. Das Rind, das Schaf, die Ziege und das nützliche Kameel werden im Lande gepflegt. Die einst so edle numidische Race des Pferdes ist entartet. Die **Bevölkerung** A.s wird, wie in den übrigen Staaten der Berberei, aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Außer den Europäern, die allen Nationen entstammen, leben hier Kabylen und Araber, welche die Hauptmasse bilden, ferner Mauren, eingebrachte Neger und Juden.

Ältere Geschichte. In den ältesten Zeiten finden wir im östlichen Theile der Regentschaft die Numidier, im westlichen die Mauren. Nach der Eroberung durch die Römer bildete der östliche Theil zwischen den Flüssen Rummel und Zaine (damals Ampsaga und Tusca) erst einen Theil der Provinz Afrika, später, von Konstantin d. Gr. an, die eigene Provinz Numidia; der

westliche Theil dagegen bildete die Provinz Mauritania Cäsariensis, später die beiden Provinzen Mauritania Cäsariensis und Mauritania Sitifensis. Wie ganz Nordafrika, befand sich auch A. zur Zeit der Römer in seiner höchsten Blüte; eine Menge Städte (man nennt 33), besonders röm. Colonien, erhoben sich daselbst. Das Land war trefflich angebaut und eine der fruchtbarsten Provinzen des röm. Reichs. Allein die Eroberung der Vandalen und später die der Araber stürzten es im Laufe von drittehalb Jahrhunderten wieder in den Zustand der Barbarei zurück. Zwar erhob sich, nachdem die eingewanderten Araber ihre Herrschaft befestigt hatten, das Land von neuem, doch beiweitem nicht zu der frühern Blüte. Um 935 wurde von dem arab. Fürsten Zeiri die Stadt Al-Dschesair, d. i. die Siegreiche, das heutige Algier, erbaut, nach Shaw auf der Stelle der röm. Veteranencolonie Icosium, nach Andern auf den Trümmern des röm. Municipiums Iomnium. Die Nachkommen Zeiri's herrschten über A. bis 1148, nach ihnen die Almohaden bis 1269; dann zerfiel es in mehre kleine Gebiete. In Tlemezen bildete sich ein eigenes Königreich unter den Zianiden, und die Städte A., Oran, Budschia, Tenez erhoben sich zu unabhängigen Staaten, die jedoch in der Folge dem Königreiche Tlemezen zinspflichtig wurden. Die aus Spanien 1492 vertriebenen Mauren und Juden ließen sich auch in A. nieder und nahmen durch Seeräuberei Rache an ihren Verfolgern. Ferdinand der Katholische griff sie deshalb an, eroberte 1506 Oran und Budschia, und 1509 die Stadt A. selbst, wo er auf der Insel, welche den Hafen bildet, Befestigungen anlegen ließ. Als die Spanier von hier aus selbst den Emir der Metidscha, Selim-Eutemi, ernstlich bedrohten, lud dieser den griech. Renegaten Horuk (richtiger Harudj) Barbarossa, der sich als türk. Piratenhäuptling schon einen Namen gemacht, ein, ihn von der Macht der Spanier zu befreien. Hiermit begründete sich die türk. Herrschaft über A., das von nun an immer tiefer sank. Horuk kam 1516 nach A., wandte sich aber verrätherischerweise mit seinem Corsarenhaufen bald gegen Selim-Eutemi selbst, ermordete ihn mit eigener Hand, und machte sich dann zum Sultan von A. Dann schlug er die Sultane von Tenez und Tlemezen und bemächtigte sich ihrer Reiche. Unter diesen Umständen brach 1517 ein span. Heer unter dem Marquis Gomarez von Oran auf, schlug Horuk in mehren Gefechten, schloß ihn in Tlemezen eng ein, und als er von hier zu entfliehen versuchte, ward er von den Spaniern eingeholt und 1518 enthauptet. Die in A. zurückgebliebenen türk. Corsaren riefen nun Horuk's Bruder, Khair-ed-din-Barbarossa, zum Sultan aus. Dieser, für sich nicht stark genug, um den Spaniern zu widerstehen, stellte 1520 sein Reich unter die Oberherrschaft des Sultans Selim, der ihm zum Pascha ernannte und bedeutende Verstärkung schickte, mit deren Hülfe er die Spanier wieder aus dem Lande vertrieb. Er nahm ihnen auch die Insel vor A. ab und ließ dieselbe durch die gefangenen Christensklaven mittels eines Dammes mit dem festen Lande verbinden. Khair-ed-din war es vorzüglich, der durch Tapferkeit, List, Grausamkeit und Beharrlichkeit das System der Militärdespotie und des Seeraubes gründete, das bis 1830 in A. seinen Mittelpunkt hatte. Nachdem er sehr bald als Kapudan-Pascha nach Konstantinopel berufen worden war, ward Hassan-Aga sein Nachfolger im Paschalik. Dem immer mehr überhandnehmenden Seeraub der Algierer wollte Kaiser Karl V. ein Ende machen. Er unternahm eine große Expedition gegen A. und landete 20. Oct. 1541 mit einer Flotte von 370 Segeln und 30000 Mann; allein ein von Erdbeben und Regengüssen begleiteter fürchterlicher Sturm zerstörte 28. Oct. den größten Theil der Flotte und des Lagers. Das Landheer mußte ohne Lebensmittel, Obdach und Verschanzungen mehre Tage an der feindlichen Küste lagern und konnte nur mit der äußersten Anstrengung sich der fanatischen Muselmänner erwehren. Mit einem Verlust von 15 Kriegs- und 140 Transportschiffen und von 8000 Menschen gelang es endlich dem Kaiser, am Cap-Matifu sich wieder einzuschiffen.

Moslemische Herrschaft. Unter den Nachfolgern Hassan's bietet A. nur wenige merkwürdige Episoden. Im Mittelmeere führten die Algierer Raubkrieg mit den christlichen Mächten und landeten oft an den ital. und span. Küsten. Auch zu Lande waren sie in beständigem Krieg mit ihren Nachbarstaaten. Sie dehnten ihre Macht weit nach dem Innern aus. Schon vor Ende des 16. Jahrh. hatten sich die Paschas von A. das ganze westliche Land bis zur Grenze von Marokko, mit Ausnahme des den Spaniern verbliebenen Oran, unterworfen. Budschia im Osten, welches die Spanier 35 J. besessen, wurde 1554 ebenfalls von ihnen erobert, und im Süden dehnten sie ihr Gebiet bis an die Wüste aus. Wiederholte Versuche der Spanier gegen die westlichen Provinzen des Raubstaats fielen durchgehends unglücklich aus. Im J. 1561 wurde ein ganzes span. Heer unter der Anführung des Grafen de Acaudate bei Mostaganem vernichtet, wobei 12000 Gefangene in die Hände der Algierer fielen. So kam es, daß sich die Raubzüge der Letztern immer weiter erstreckten, sogar über die Meerenge von

Gibraltar hinaus. Im J. 1600 erwirkte sich die türk. Janitscharenmiliz von A. in Konstantinopel das Recht aus, einen Dei (s. d.) aus ihrer Mitte zu erwählen, der mit dem Pascha die Gewalt theilen und insbesondere ihr Befehlshaber sein sollte. Die Folge dieser Doppelgewalt waren häufige innere Kämpfe. Als die Algierer selbst die Küsten der Provence anfielen, unternahm es Ludwig XIV. drei mal, sie dafür zu züchtigen. Zuerst 1682, wo Admiral Duquesne 25. Juli mit 25 Kriegsschiffen die Stadt A. bombardirte, während der Dei als Antwort den franz. Consul Vacher aus einem Geschütz nach der franz. Flotte schießen ließ. Ein zweites Bombardement, das die Franzosen 28. Juni 1683 mit 23 Schiffen unternahmen, zerstörte zwar die ganze untere Stadt und befreite die gefangenen Christensklaven, hatte aber ebenfalls keine nachhaltigen Folgen, sodaß schon 1687 die franz. Regierung für nöthig fand, eine neue Flotte gegen den Raubstaat zu entsenden. Unter den Befehlen des Marschalls d'Estrées bombardirte dieselbe A. 26. Juni und verbrannte sechs Kriegsschiffe des Dei. Wie wenig indeß die Züchtigung, welche fast ganz A. in Asche legte, half, ergab sich aus einem Gespräch des franz. Consuls mit dem Dei, worin der Letztere Jenen höhnisch fragte, wie viel wol der Brand A.'s seinem Herrn koste? Auf die Angabe der Kosten antwortete der Dei: „Für die Hälfte des Geldes hätte ich es selbst gethan und dem König die weitere Bemühung erspart." Auch der Angriff des engl. Admirals Blake 1655, sowie 1669 und 1670 das Beschießen durch eine engl. und holländ. Flotte hatten kein entschiedenes Resultat; doch waren die Engländer die ersten Europäer, welche seit 1662 mit A. Verträge schlossen. Im J. 1708 bemächtigte sich der Dei Ibrahim Orans, das die Spanier bis dahin im Besitz behalten. Sein Nachfolger, Baba-Ali, der, um seine Macht zu befestigen, gleich im ersten Monat seiner Regierung 1700 Personen morden ließ, führte die Emancipation von der Herrschaft der türk. Pforte factisch durch. Er schickte den türk. Pascha, der bis dahin die höchste Autorität mit dem Dei getheilt hatte, fort und bewog die Pforte, dem Dei die alleinige Gewalt zu lassen. Baba-Ali war von dieser Zeit an so gut wie unabhängig; er führte Krieg und schloß Frieden nach Belieben, und entrichtete der Pforte keinen Tribut mehr, sondern schickte ihr bei seinem Regierungsantritt nur einige Geschenke als Anerkennung ihrer lediglich nominellen Oberherrlichkeit.

A. bildete nun eine Art Soldatenrepublik, an deren Spitze der von den Janitscharen gewählte Dei stand. Die herrschende türk. Miliz ergänzte ihren Bestand durch Anwerbungen aus dem Pöbel von Konstantinopel und Smyrna, da die mit eingeborenen Frauen erzeugten Nachkömmlinge von Türken nicht die Rechte ihrer Väter genossen. Dem Dei zur Seite stand ein Divan oder Staatsrath, aus den 60 vornehmsten Beamten gewählt. Die innere Geschichte A.s unter den Deis bietet außer den häufigen von den zuchtlosen Janitscharen ausgeführten blutigen Serailsrevolutionen, die nur wenige Deis eines natürlichen Todes sterben ließen, nichts Bemerkenswerthes dar. Die Spanier nahmen 1732 Oran und Mers-el-Kebir wieder und behielten es bis 1791, wo sie es dem Dei abtraten. Im J. 1775 unternahm Spanien die letzte große Expedition gegen A.; eine Flotte von 44 Kriegs- und 340 Transportschiffen unter Admiral Castejon landete 4. Juli mit 25000 Mann Landtruppen unter General O'Reilly. Allein die schlechten Maßregeln, die man hierbei getroffen, machten das Unternehmen scheitern, sodaß die Spanier sich genöthigt sahen, mit Zurücklassung von 1800 Verwundeten und ihres sämmtlichen Geschützes aufs eiligste sich wiedereinzuschiffen. So trotzte A. fortwährend den christlichen Mächten und machte sich die mindermächtigen tributbar. Nur in Folge der Anwesenheit großer Kriegsflotten im Mittelmeere während der franz. Revolutions- und Kaiserzeit nahmen die Seeräubereien der Barbaresken bedeutend ab; allein als nach Wiederherstellung des europ. Friedens jene Flotten entwaffnet wurden, vermehrten sie sich wieder dergestalt, daß die christlichen Mächte zu Gewaltmaßregeln gezwungen wurden. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen hierin voran. Ihre Flotte unter Commodore Decatur griff 20. Juni 1815 die algierische bei Cartagena an, schlug sie und nöthigte den Dei im Juli zum Frieden, in welchem dieser die Flagge der Vereinigten Staaten als unverletzlich anerkannte. Um dieselbe Zeit erzwang der engl. Admiral, Lord Exmouth, von den übrigen Barbareskenstaaten die Anerkennung eines völkerrechtlichen Verhältnisses in Betreff der Kriegsgefangenen. Nur die Regentschaft A. weigerte sich, dies zu thun, weil diese Foderung ihren Staats- und Religionsgrundsätzen widerspreche. Auf diese Ausflüchte bewilligte der engl. Admiral dem damals regierenden Dei Omar, einem wilden, trotzigen Menschen, eine Frist von sechs Wochen zur Einholung der Willensmeinung des Großsultans, da ohne dessen Zustimmung der Dei eine Verbindlichkeit der Art nicht eingehen zu können vorgab. Während dieser Zeit ließ der Dei 23. Mai durch algier. Truppen die Mannschaft von 359

ital. Schiffen, welche die Erlaubniß zum Korallenfischen regelmäßig gelöst hatten und unter engl. Flagge in Bona lagen, überfallen und ein schreckliches Blutbad unter ihnen anrichten. Sofort entsendete England eine Flotte von 22 Kriegsschiffen mit 702 Kanonen, zu der auch sechs niederl. Fregatten unter Admiral van der Capellen stießen, und die 27. Aug. 1816 vor der Stadt A. erschien. Lord Exmouth, welcher den Oberbefehl über die vereinigte Flotte führte, verlangte nun unverzüglich vom Dei unentgeltliche Freilassung aller Christensklaven, Zurückerstattung der bereits für ital. Gefangene entrichteten Lösegelder und das Versprechen, künftighin alle Kriegsgefangenen nach europ. Völkerrecht zu behandeln. Da keine Antwort erfolgte, segelte die Flotte dicht vor die Stadt, und das Admiralschiff des Lords Exmouth legte sich unmittelbar vor dem Hafendamm vor Anker. Als die wiederholten Auffoderungen des Admirals vom Dei mit Kanonenschüssen erwidert wurden, begann die engl.-holländ. Flotte das Bombardement. Bald waren die algier. Batterien demontirt, und um 8 Uhr lagen fast halb A. und die ganze algier. Seemacht nebst ihren Magazinen zerstört. Der Dei wollte zwar den Kampf noch fortsetzen, allein die Miliz zwang ihn zur Nachgiebigkeit. Am folgenden Tage, 28. Aug., kam der Friede auf obige Bedingungen zu Stande: 1211 Christensklaven wurden dadurch befreit, die verlangten Summen ausgezahlt und Seeraub sowie die Christensklaverei für immer aufzugeben versprochen. Von Seiten der Algierer waren in dieser Schlacht 5000 türk. Janitscharen und 6000 Mauren, die umgekommenen Weiber und Kinder nicht gerechnet, geblieben. Die vereinigte Flotte zählte 141 Todte und 743 Verwundete. Doch auch diese Demüthigung beugte den Trotz der Algierer nicht. Schon 1817 wagten sich algier. Seeräuber bis in die Nordsee und nahmen alle Schiffe weg, die nicht einer Macht gehörten, welche ihnen Tribut und Geschenke schickte, wie dies Schweden, Dänemark, Portugal, Spanien, Neapel, Toscana und Sardinien thaten, oder mit denen sie Verträge geschlossen. Ja selbst die Verträge schützten nicht immer, und noch 1826 liefen aus A. Raubschiffe aus, um span. und päpstl. Schiffe wegzunehmen; insbesondere litt die deutsche Schiffahrt. Ebenso wenig kehrte sich der Dei an die Beschlüsse des aachener Congresses gegen die Seeräuberei; denn als dieselben ihm mitgetheilt wurden, antwortete er, er müsse sich das Recht vorbehalten, die Unterthanen aller Mächte, die ihm keinen Tribut bezahlten, zu Sklaven zu machen.

Der innere Zustand A.s bot fortwährend das Bild einer grausamen Prätorianerdespotie. Omar-Dei ward 1817 von der Janitscharenmiliz ermordet. Sein Nachfolger Ali faßte daher den Plan, sich von dieser unabhängig zu machen; er versetzte deshalb die Residenz von A. aus seinem offenen Palast nach der Citadelle, der Kasbah, bemächtigte sich daselbst des heiligen Schatzes und erkaufte damit die Anhänglichkeit der Mauren und Neger, die er gegen die türk. Miliz bewaffnet hatte. So gelang es ihm, mit 50 Kanonen von der Kabah aus die Stadt und die Janitscharen im Zaum zu halten. Allein schon im Febr. 1818 starb er an der Pest. An seine Stelle wurde Hussein gewählt, unter dem das moslemische Regiment in A. durch einen Conflict mit Frankreich sein Ende erreichte. Dieser Conflict entspann sich aus mehrfachen Gründen. Schon 1818 war eine franz. Handelsbrigg in Bona geplündert, 1823 die Wohnung des franz. Consularagenten daselbst verletzt; röm. Schiffe, die unter dem Schutz von Frankreichs Flagge segelten, waren weggenommen, ja selbst franz. Schiffe gegen alle Verträge angehalten und beraubt worden. Die Hauptveranlassung entstand jedoch aus einem Handel wegen einer Schuldfoderung. Zwei algier. jüdische Kaufleute, Bacri und Busnach, hatten der franz. Regierung zur Expedition nach Ägypten eine große Getreidelieferung gemacht, die unberichtigt geblieben war. Durch einen Vergleich wurden die Ansprüche jener Handelshäuser 1819 auf 7 Mill. Fr. festgesetzt. Hiervon wurden ihnen 4½ Mill. sogleich zugeschrieben, der Rest aber, als der Betrag der Gegenfoderungen franz. Gläubiger, deren Ansprüche übrigens nicht alle die gegründetsten gewesen sein sollen, zurückbehalten, bis die franz. Gerichte über die Gültigkeit dieser Gegenfoderungen entschieden haben würden. Der Rechtsstreit, der 1824 begann, war im Oct. 1827 noch nicht beendigt. Da wurde der Dei endlich, der seinerseits selbst ein Hauptgläubiger des Hauses Bacri war und die Schuld Frankreichs als eine Garantie für seine Foderungen betrachtete, ungeduldig; er wandte sich in einem Briefe an den König von Frankreich selbst, worin er ohne Weiteres die Bezahlung der ganzen Summe verlangte, indem er den Grundsatz aufstellte, die franz. Gläubiger hätten ihre Ansprüche nicht vor franz. Gerichten, sondern vor ihm geltend zu machen. Dieser Brief blieb ohne Antwort. Als nun bei dem Beiramsfeste 1827 der Dei die Consuln, wie gebräuchlich, öffentlich empfing, fragte er den franz. Consul Deval über die Ursache dieses Stillschweigens. Der Consul antwortete verletzend, wie der König von Frankreich sich nicht herablassen könne, mit einem Dei von A. zu correspon-

ten. Hierüber gerieth der Dei in eine solche Wuth, daß er den Consul mit einem Fliegenwedel ins Gesicht schlug und in Schmähreden gegen den König von Frankreich ausbrach. In Folge dieser Beschimpfung ward eine franz. Schiffsabtheilung vor A. gesandt, welche den Consul Deval aufnahm und, da der Dei das franz. Ultimatum anzunehmen sich weigerte, die Blockade 12. Juni 1827 begann. Aus Rache ließ der Dei die franz. Niederlassungen behufs der Korallenfischerei an der Küste von Bona 18. Juni 1827 zerstören.

Da die von den Franzosen mehre Jahre hindurch geführte Blockade zu keinem Ergebniß führte, beschloß die franz. Regierung endlich, durch einen Hauptschlag die Sache zu beendigen. So kam es unter dem Ministerium Polignac zur Expedition gegen A. Nachdem am 20. April 1830 ein Kriegsmanifest erschienen, lichtete am 25. Mai die aus 100 Kriegsschiffen, darunter 11 Linienschiffe und 24 Fregatten, und 357 Transportschiffen bestehende Flotte, mit einem Landungsheer von 37000 Mann, 4000 Pferden und verhältnißmäßiger Artillerie an Bord, die Anker. Das Landungsheer stand unter den Befehlen des Generallieutenants Bourmont (s. d.), die Flotte unter dem Viceadmiral Duperré. Viele Freiwillige hatten sich der Expedition angeschlossen. Am 13. Juni kam die Flotte an der afrikanischen Küste bei Sidi-Ferruch (von den Spaniern Torre-Chica genannt), fünf Stunden westlich von A., an, und Tags darauf begann die Landung, die ohne bedeutenden Widerstand vor sich ging, indem der eine halbe Stunde vom Ufer auf einem Hügel mit drei Batterien aufgestellte Feind vor den andringenden Franzosen nach kurzem Feuern die Flucht ergriff und seine Geschütze im Stich ließ. Dagegen dauerte der kleine Krieg mit den unregelmäßigen Truppen des Dei ununterbrochen fort. Unterdessen nahm das franz. Heer eine befestigte Stellung an der Küste ein, da der General Bourmont nicht wagte, vor der Ausschiffung des gesammten Belagerungsgeschützes die Stadt A. anzugreifen. In dieser unsichern Lage ward er von dem ungefähr 30000 Mann starken Feinde, an dessen Spitze der Aga Ibrahim stand, 19. Juni angegriffen, behauptete aber trotz dem Ungestüm des Angriffs den Sieg. Alles Geschütz, das Lager und Gepäck des fliehenden Feindes fiel in die Hände der Franzosen. Den Verlust der Algierer schätzte man auf 3—4000, den der Franzosen auf 600 Mann. Ein anderer Angriff des Bei von Konstantine 24. Juni, vorwärts Sidi-Kalef, hatte kein besseres Schicksal. Endlich war 25. Juni das schwere Geschütz gelandet worden, und am 29. brach das Heer gegen A. auf. Am 4. Juli eröffneten die franz. Batterien das Feuer gegen das südöstlich von der Stadt gelegene Kaiserfort (von Karl V. angelegt) und die Kasbah, während die Tags zuvor auf der Rhede angekommene Flotte die Festungswerke auf der Seeseite beschoß. Nach siebenstündigem hartnäckigen Widerstande wurde das Kaiserfort von den Türken geräumt und in die Luft gesprengt. Das Volk in der Stadt verlangte jetzt mit Gewalt vom Dei, daß er capitulire. So entschloß sich denn der Dei hierzu, und die Capitulation kam 5. Juli zu Stande. Der Dei übergab die Stadt unter der Bedingung freien Abzugs für sich und die türk. Miliz mit Familie und Privatvermögen, sowie der Religionsfreiheit und der Freiheit der Person, des Eigenthums und des Verkehrs. Noch an demselben Tage besetzten die Franzosen sämmtliche Festungswerke der Stadt, womit ihnen 1500 Kanonen, 17 Kriegsschiffe und der auf 50 Mill. Fr. sich belaufende Schatz in der Kasbah als Beute in die Hände fielen. Es wurde dabei Vieles, besonders eine Menge in der Kasbah angehäufter alter Kostbarkeiten und Kunstwerke, von den höhern und höchsten franz. Offizieren unterschlagen. Die gemeinen Soldaten plünderten die schönen Landsitze und Gärten um A., zum Theil lediglich in der Absicht, um Schätze zu entdecken. Dies war der Anfang jenes heillosen Verfahrens, mit dem einzelne die Herrschaft der Franzosen in Afrika so sehr befleckt und ihr so viel Schaden gethan haben. Der Dei schiffte sich 11. Juli mit seinem Privatvermögen und einem Gefolge von 118 Personen nach Mahon ein, und die türk. Miliz ward zum größten Theil nach Kleinasien transportirt.

Französische Herrschaft bis 1837. Noch hatte der unterdeß zum Marschall ernannte Graf von Bourmont weiter nichts als einige nutzlose Ausflüge unternehmen können, als die Julirevolution dazwischen kam und ihn nöthigte, den Oberbefehl aufzugeben. Er schiffte sich 2. Sept. nach Spanien ein, an demselben Tage, wo der zu seinem Nachfolger berufene General Clauzel (s. d.) in A. ankam. Am 4. Sept. kehrte der Admiral Duperré mit der Flotte nach Frankreich zurück. Bis zu diesem Tage hatten die Franzosen nicht weniger als 15000 Mann verloren. Vor allem galt es nun, das Land völlig zu unterwerfen und ihm eine geordnete Verwaltung zu geben. In beiden Beziehungen hatte man den großen Fehler begangen, die Türken, die bisherigen Herren des Landes, welche es kannten und zu behandeln wußten, zu vertreiben, statt mit ihrer Hülfe das Land wenigstens für den Anfang in Unterwürfigkeit zu erhalten. Durch

ihre Vertreibung hatte man bewirkt, daß Beduinen und Kabylen sich jeder Oberherrschaft entledigt glaubten und mit Fanatismus gegen die neuen Eroberer des Landes erhoben, die sie nicht zu behandeln verstanden. Ein fortwährender kleiner Krieg mit den Eingeborenen, sowie die Nothwendigkeit, jeden Schritt breit Landes außerhalb der Stadt A. besonders zu erobern, war die Folge davon. Hierzu kam noch der andere Fehler, daß man das Land, nachdem man es durch Vernichtung der meisten türk. Einrichtungen desorganisirt hatte, durch Einführung franz. Formen wieder zu organisiren suchte. Außerdem wurden die Eingeborenen durch viele andere Misgriffe, z. B. durch die Zerstörung vieler Moscheen und Gottesäcker, sowie durch das ganze, fremde Nationalitäten verletzende Benehmen der Franzosen, im Innersten angegriffen. Das Schlimmste aber war, daß man sich offenbare Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen ließ, wie denn Clauzel ganz gegen den Wortlaut der Capitulation alle liegenden Güter des Deis, der Beis, der ausgewanderten Türken, der Gemeinden, Moscheen und frommen Stiftungen confiscirte, der andern unregelmäßigen Erpressungen zu geschweigen. Zunächst zeigten sich die bösen Folgen dieses Verfahrens in der Unsicherheit, die selbst in der nächsten Umgebung der Stadt herrschte, sowie in der Widerspenstigkeit, in der sämmtliche Provinzen verharrten. Der Bei von Titeri, der sich schon dem Marschall Bourmont unterworfen hatte, ergriff von neuem die Waffen gegen die Franzosen, und der Zug, den General Clauzel im Nov. 1830 gegen Medeah, des Beis Residenz, unternahm, hatte kein anderes Resultat, als die Einsetzung eines neuen Beis in Medeah, der bald gezwungen war, diesen Posten wieder aufzugeben. Noch weniger war dem Bei von Konstantine, Achmet, welcher diese ganze Provinz in Aufruhr gegen die Franzosen erhielt, beizukommen. In der Provinz Oran hatte zwar der dortige Bei die Stadt gleiches Namens den Franzosen ohne Schwertstreich ausgeliefert, und in Tlemezen hatten sich die zurückgebliebenen Türken, die sich in der Citadelle hielten, für die Franzosen erklärt; dafür erhoben sich aber die kriegerischen Araber- und Kabylenstämme dieser Provinz um so energischer, und machten sie zum Hauptherd des Widerstandes gegen die franz. Herrschaft. Bereits damals trat dort der bis dahin noch unbekannte junge Emir Abd-el-Kader (s. d.) auf, um sich zum Mittelpunkt des Dschad (des heiligen Kriegs) zu machen, den die Marabuts zu predigen begannen. Unter diesen Umständen konnte es nicht Wunder nehmen, daß die Colonisation, die vorzüglich vom General Clauzel eifrig betrieben wurde, nicht gedeihen wollte. Statt ihrer tauchte eine ungemessene Speculation mit Ländereien auf, welche jeder wahren Colonisation positiv hinderlich ward. Um wenigstens dem Lande Sicherheit zu geben, schloß General Clauzel, der bei seinem durch Krankheiten und Zurücksendung von Truppen nach Frankreich geschwächten Heere die Unmöglichkeit einsah, mit Gewalt etwas auszurichten, einen Vertrag mit dem Bei von Tunis, vermöge dessen dem Bruder dieses Bei die Provinzen Konstantine und Oran unter franz. Hoheit abgetreten werden sollten, wogegen sich der neue Vasall verpflichtete, unter Caution seines Bruders, jährlich einen Tribut von 1 Mill. Fr. zu bezahlen und die Handelsniederlassungen der Franzosen im Innern des Landes zu begünstigen. Allein die franz. Regierung ratificirte nicht nur nicht diesen Vertrag, sondern berief auch den energischen Clauzel deshalb zurück.

Das Regiment seines Nachfolgers, des Generals Berthezène, ward nur durch die Niederlage berühmt, welche dieser auf dem Rückzuge von der trotz aller dabei verübten Gräuel verfehlten Expedition nach Medeah 2. Juli erlitt. Da er das Ansehen Frankreichs immer mehr sinken und viele Misgriffe sich zu Schulden kommen ließ, so rief auch ihn die franz. Regierung gegen Ende 1831 zurück, und ersetzte ihn durch den Generallieutenant Herzog von Rovigo, der 25. Dec. 1831 in A. ankam. Dieser ergriff gerade das dem unthätigen Gehenlassen des Generals Berthezène entgegengesetzte System. Dabei scheute er sich nicht, die größten Härten, Willkürlichkeiten, ja Grausamkeiten und Treulosigkeiten zu begehen. Selbst die nützliche, vom Ministerium Périer vorgenommene Trennung der Civil- von der Militärverwaltung konnte kein Gegengewicht hiergegen bilden, weil der mit jener beauftragte Civilintendant immer dem Oberbefehlshaber untergeordnet blieb. Die zwei bemerkenswerthesten Thaten des Herzogs von Rovigo waren die von ihm wegen einer Räuberei vollzogene Vertilgung des arab. Stammes El-Uffia, wobei selbst die Greise, Weiber und Säuglinge zur Nachtzeit niedergemetzelt wurden, und die Hinrichtung zweier feindlichen Araberhäuptlinge, die er treulos durch das schriftliche Versprechen sichern Geleits in die Stadt hatte locken lassen. Durch ein solches Verfahren wurden auch die Stämme, die sich bisher noch ruhig verhalten, zum Kriege gereizt, und bald sahen sich die Franzosen in allen Theilen des Landes angegriffen. Die Expeditionen, welche der Herzog im Oct. 1832 unternahm, änderten hierin nichts, und nur in der Provinz Konstantine errang sich der General Monk d'Uzer, mit Hülfe des türk. Renegaten Jussuf, der sich der Kasbah von Bona wieder bemächtigt

atte, eine vortheilhafte Stellung. Am schlimmsten ging es in der Provinz Oran, auf welche der Sultan von Marokko anfangs Absichten hegte, und wo mit dessen Hülfe Abd-el-Kader bereits ine solche Macht erlangt hatte, daß er die Franzosen in unaufhörlichem kleinem Kriege beunruhigen und es wagen durfte, die Stadt Oran selbst 3. und 4. Mai 1832 mit mehren tausend Arabern, wiewol erfolglos, anzugreifen. Mitten unter dieser Aufregung der Eingeborenen öthigte den Herzog seine schwankende Gesundheit, sich im März 1833 nach Frankreich zu beeben. In der Zwischenzeit war die Verwaltung der Besitzung provisorisch dem General Avizard anvertraut, der sich ein großes Verdienst durch die Einsetzung des Bureau arabe erwarb, em die Unterhandlungen und der politische Verkehr mit den Araberstämmen anvertraut wurden.

Nach dem Tode des Herzogs von Rovigo wurde der General Voirol, ein Mann, der gerade as Gegentheil seines Vorgängers war, zum interimistischen Oberbefehlshaber ernannt. Die Verwaltung desselben war mehr der Hebung der materiellen Interessen der Colonie als der Ausbreitung von Frankreichs Macht gewidmet. Mit Ausnahme einiger Züge zur Züchtigung des räuberischen Stammes der Hadschuten und der Einnahme Budschias am Ende des Sept. 1833, il in der Provinz A. und im Osten nichts von Bedeutung vor, und in der Umgegend der Hauptstadt schienen sich die Zustände ziemlich friedlich gestalten zu wollen, da mehre der dortigen Stämme sich unterwarfen. Um so heftiger entbrannte dagegen der Krieg in den westlichen Landestheilen, wo Abd-el-Kader schon sämmtliche Stämme zwischen Maskara und dem Meere wonnen oder sich unterworfen hatte, sodaß an einen Frieden mit diesen Stämmen nicht zu denken war, ohne den Emir selbst unterworfen, oder sich gütlich mit ihm vereinigt zu haben. Die Erfolglosigkeit aller Gefechte, welche der in der Provinz Oran befehligende General Desmichels dem Emir im Laufe des J. 1833 lieferte, bewog denselben, den Weg der Unterhandlung einzuschlagen. So kam ein Vertrag zwischen beiden Parteien zu Stande, in welchem sich Abd-el-Kader zum Frieden und zur Auslieferung der Gefangenen verpflichtete, gegen Bewilligung des Kornmonopols und des Rechts, in den franz. Häfen Waffen und Kriegsbedarf einzukaufen. General Desmichels hatte diese letztern Bedingungen seiner Regierung verschwiegen; erst später wurden sie bekannt. Der General ward deshalb zurückberufen.

Gegen das Ende des J. 1834 erhielt die Verwaltung der Regentschaft, zu deren Beibehaltung sich die Regierung in Folge der Berichte zweier Untersuchungscommissionen entschlossen hatte, eine neue Organisation. Der Oberbefehl über das Heer und die oberste Verwaltung des Landes, das durch eine Ordonnanz als „franz. Besitzungen im Norden von Afrika" bezeichnet wurde, wurde einem vom Kriegsminister ressortirenden Generalgouverneur übertragen und der Generallieutenant Graf Drouet d'Erlon zu diesem Posten berufen. Unter ihm standen ein Commandant der Truppen, ein Commandant der Marinestation, ein Militärintendant, ein Civilintendant und ein Finanzdirector. Auch die Rechtspflege ward durch Errichtung mehrer Tribunale geordnet. Für Franzosen und Fremde ward das franz., für die Eingeborenen das einheimische Recht in Anwendung gebracht. Die einheimischen Gerichte für die Eingeborenen wurden beibehalten. Der Zustand, in welchem der neue Gouverneur, der am 28. Sept. in A. ankam, die Besitzung vom General Voirol übernahm, war, mit Ausnahme der noch nicht unterworfenen Provinzen Konstantine und Oran, im Ganzen ein sehr befriedigender. Unter Drouet d'Erlon erhielt das kriegerische System nach und nach wieder das Übergewicht, obschon er sich anfangs mehr mit der innern Verwaltung beschäftigen zu wollen schien und durch Einführung der franz. Municipalverfassung und Ordnung des Unterrichts und der Polizei sich in der That ein Verdienst erwarb. In der Umgegend der Stadt A. erhob sich wieder der kleine Krieg mit den Hadschuten, während der in der Provinz Oran befehligende General Trezel, um das immer weitere Umsichgreifen Abd-el-Kader's unter dem Schutze des geschlossenen Friedens zu verhindern, genöthigt war, diesen Frieden zu brechen und am 16. Juni einen Zug gegen den Emir zu unternehmen. Dieses nicht mit der gehörigen Umsicht begonnene und geleitete Unternehmen endete mit der schmählichen Niederlage der Franzosen an der Makta, in den letzten Tagen des Juni, welche die Zurückberufung des Generals Trezel zur Folge hatte.

Auch der Generalgouverneur Drouet d'Erlon, dessen Schwäche vorzüglich das Umsichgreifen Abd-el-Kader's zugeschrieben werden mußte, ward zurückberufen und der zum Marschall ernannte Clauzel wieder nach A. gesendet. Die erste Sorge des neuen, am 10. Aug. 1835 in A. angekommenen Generalgouverneurs war, die an der Makta erlittene Schmach zu tilgen. Zu dem Zwecke setzte er sich 26. Nov. 1835 mit 11000 Mann zu einem Zuge nach Maskara, dem Mittelpunkt von Abd-el-Kader's Macht, in Bewegung. Nach mehren glücklichen Gefechten gelangte er am 6. Dec. nach Maskara: ein Resultat, das den Abfall fast sämmtlicher Stämme vom Emir

zur Folge hatte. Doch da der Generalgouverneur nicht für gut befand, **Maskara** zu behaupten, so wurde, nachdem man es angezündet hatte, schon 9. Dec. der Rückzug wiederangetreten, der durch das schlechte Wetter und die immerwährenden Neckereien den Franzosen sehr verderblich ward. Bald nahm Abd-el-Kader wieder Besitz von der nur wenig vom Feuer zerstörten Stadt, und nicht lange dauerte es, so war er mächtiger als zuvor. Der verfehlte Zug, den Marschall Clauzel, von Tlemezen aus (wohin er zur Entsetzung der im dortigen Meschuar belagerten Türken, die es mit den Franzosen hielten, marschirt war) nach der Mündung der Tafna im Jan. 1836 unternahm, trieb die dortigen Kabylen in des Emirs Arme, und die Niederlage, die General d'Arlanges, des Marschalls Unterbefehlshaber, an eben diesem Fluß bald nachher erlitt, brachte des Emirs Ansehen auf den höchsten Punkt. Zwar errang der im Juni 1836 besonders zur Ausgleichung dieser Unglücksfälle von Frankreich mit Verstärkung in die Provinz Oran gesendete General Bugeaud im Laufe desselben Jahres verschiedene resultatlose Siege über den Emir; allein zu bändigen vermochte er ihn nicht. Vielmehr breitete sich die Macht des Emirs auch über die Provinz Oran hinaus über die Stämme der Provinzen Titeri und A. selbst aus, in welchen sich ein ebenso hartnäckiger kleiner Krieg entspann, wie in Oran. Unterdeß war auch ein Zug Clauzel's nach Konstantine, dessen sogleich näher erwähnt werden wird, völlig gescheitert. Man zog daher vor, im Guten mit Abd-el-Kader fertig zu werden, und so kam es zu dem Frieden an der Tafna, der 30. Mai 1837 zwischen dem Emir und dem General Bugeaud abgeschlossen ward. Die Hauptbestimmungen waren folgende: Abd-el-Kader erkennt die Souveränetät Frankreichs über die Regentschaft an; er erhält dagegen die Verwaltung der Provinzen Oran, Titeri und Algier mit Ausnahme der Städte Oran, Arzew, Masagran, Mostaganem, Algier, Belida und Koleah, des Sahels und der Ebene Metidscha, darf aber in keinen andern Theil der Regentschaft eindringen; er überliefert dem franz. Heer 60000 Säcke Getreide und 5000 Ochsen, wogegen ihm die Stadt Tlemezen mit dem Meschuar (Schloß) überliefert und ihm gestattet wird, Waffen und Kriegsbedarf in Frankreich einzukaufen.

Während dies im Westen des Landes sich zutrug, hatten sich im Mittelpunkt und im Osten desselben noch andere Dinge im Laufe des J. 1836 und den ersten Monaten von 1837 ereignet. Mit Ausnahme einiger räuberischen Einfälle der Hadschuten in die Metidscha, und einiger von den Kabylen südlich von Budschia unternommenen kühnen Angriffe, war hier in der ersten Hälfte von 1836 nichts von Bedeutung vorgefallen. Der widerspenstige Achmet-Bei, ein Kuluglì, herrschte mit Ausnahme von Bona ganz uumschränkt über die Provinz Konstantine. Inzwischen hatte der Marschall Clauzel einen Plan entworfen, die Regentschaft völlig zu unterwerfen. Alle strategischen Punkte sollten besetzt und die Verbindungen zwischen diesen Posten durch mobile Colonnen erhalten werden, um so den beiden feindlichen Häuptlingen Achmet und Abd-el-Kader die Stützpunkte sowie die Möglichkeit, irgend bedeutende Massen zu vereinigen, zu entziehen. Der Plan war auch schon durch die Anlegung verschiedener befestigter Lager und Blockhäuser an wichtigen Punkten, die seit der Verwaltung des Herzogs von Rovigo fortwährend stattgefunden, wesentlich vorbereitet. Obgleich zur Ausführung desselben nicht weniger als 80—100000 Mann erfoderlich und weder Regierung noch Kammern zur Bewilligung derselben geneigt schienen, unternahm es der Marschall doch, mit den unzulänglichsten Mitteln sein Project ins Werk zu setzen. Mit der Provinz Konstantine ward der Anfang gemacht. Am 7. Nov. 1836 marschirte ein Expeditionsheer, nicht stärker als 7000 Mann, unter des Marschalls eigener Leitung von Bona nach der Stadt Konstantine ab. Die Jahreszeit war so schlecht dazu gewählt, daß der Zug schon in Folge des schlimmen Wetters scheiterte. Man kam vor der Stadt Konstantine an, und trotz des elenden Zustandes, in dem sich das Heer befand, wurden zwei Sturmangriffe unternommen. Allein da beide Angriffe wegen Mangels an schwerem Geschütz erfolglos blieben, man auch nicht länger verweilen konnte, indem es an Lebensmitteln fehlte: so sah sich der Marschall zum Rückzuge genöthigt, der schon auf dem Marsch und noch mehr nach der Rückkunft nach Bona außerordentlich viel Mannschaft durch Erschöpfung und Krankheiten hinraffte. Marschall Clauzel ward in Folge dieses mislungenen Unternehmens im Febr. 1837 nach Frankreich zurückberufen.

Durch seine fehlerhafte Verwaltung hatte Clauzel die Colonie in einen Zustand gebracht, der nach dem verfehlten Zuge nach Konstantine wahrhaft trostlos zu nennen war. Unter diesen Umständen erhielt nun Generallieutenant Damrémont die Stelle als Generalgouverneur, mit der Aufgabe, die Fehler des Marschalls Clauzel wieder gut zu machen. Seine erste Thätigkeit nach der Ankunft am 3. April 1837 wandte sich gegen die von Abd-el-Kader aufgewiegelten Kabylenstämme in der Provinz A., die auch ziemlich gezüchtigt wurden. Das hauptsächlichste Ziel sei-

ner Sendung blieb jedoch Konstantine, dessen Einnahme für Frankreich zu einer moralischen Nothwendigkeit geworden war. Der Friede an der Tafna gab ihm freie Hand, und nachdem die nöthigen Verstärkungen eingetroffen, ward die neue Expedition nach Konstantine von Bona aus mit ungefähr 12000 Mann kampffähiger Truppen begonnen. Sämmtliche sogenannte afrikanische Corps nahmen am Zuge Theil. So die Zuaven (s. d.), ein leichtes Infanteriecorps, das schon 1830 unter Clauzel aus Eingeborenen errichtet worden war, die Fremdenlegion, die Bataillons d'Afrique (Strafbataillone, in welche die franz. Militärsträflinge versetzt wurden), die Tirailleurs d'Afrique und die reitenden Chasseurs d'Afrique aus Freiwilligen gebildet, sowie die Spahis (s. d.), ein aus Eingeborenen gebildetes, aber von franz. Offizieren commandirtes Reitercorps. Am 1. Oct. brach das Expeditionsheer aus dem Lager von Medschez-Ammar, 27 Stunden oberhalb Bonas am Seibuß, unter dem Oberbefehle des Generals Damrémont auf, und kam am 6. nach einem fast ganz gefechtlosen Marsch vor Konstantine an, das von 6—7000 Bewaffneten, meist Kabylen, vertheidigt wurde. Den Befehl in der Stadt führte Ben-Aissa, der Khalifa Achmet-Bei's, da Letzterer wohlweislich mit einem kleinen Heer außerhalb der Stadt geblieben war. Unter dem furchtbarsten Wetter und den größten Mühseligkeiten ward die Belagerung begonnen und am 13. durch die Erstürmung der Stadt, die sich tapfer vertheidigte, beendigt. Der Generalgouverneur Damrémont war schon zuvor, noch während des Brescheschießens, am 12. gefallen. An seiner Stelle hatte der General Valée den Oberbefehl übernommen. Mit dieser glänzenden Waffenthat war der Fall Achmet-Bei's entschieden; denn obwol er noch eine Zeit lang den Kampf fortzusetzen suchte, so sah er sich doch bald genöthigt, bei den Stämmen an der Grenze von Tunis ein Versteck zu suchen. Nachdem die Ordnung in der Stadt hergestellt und mehre der benachbarten Stämme unterworfen worden, trat das Expeditionsheer, mit Hinterlassung von Besatzungen in Konstantine und den diese Stadt mit Bona verbindenden Lagern, den Rückweg an. Am 3. Nov. traf es wieder in Bona ein. Hiermit war der Grund zur völligen Unterwerfung der Provinz Konstantine gelegt, die in den beiden folgenden Jahren ohne große Anstrengungen vollendet wurde.

Französische Herrschaft seit 1837. Der zur Belohnung seiner Dienste zum Marschall erhobene General Valée wurde 1. Dec. 1837 auch zum Generalgouverneur ernannt. Vor allem galt es nun, nachdem der Osten der Regentschaft unterworfen war, die der unmittelbaren Herrschaft Frankreichs vorbehaltenen Theile der Regentschaft zu einem gesicherten Besitz zu machen, indem man dem Umsichgreifen Abd-el-Kader's entgegentrat. Allein der Marschall täuschte sich vollkommen über den Emir, da er an die Möglichkeit der Bewahrung des mit ihm geschlossenen Friedens glaubte. Zwar wurden die Differenzen wegen einiger Bestimmungen des Tafnafriedens durch den 4. Juli 1838 unterzeichneten Zusatzvertrag beseitigt; aber der Ausbruch der Feindseligkeiten ward dadurch nur hinausgeschoben, nicht verhindert. Auch in den übrigen Beziehungen machte die franz. Herrschaft keine großen Fortschritte: weder gelang es, die unabhängigen Stämme zu gewinnen, noch ging es mit der Colonisation vorwärts. Am günstigsten gestaltete sich noch der Zustand in der Provinz Konstantine, die durch Anlegung von Straßen und Städten sich mannichfach hob. So verging die Zeit bis in die zweite Hälfte des J. 1839 in einem zweifelhaften Frieden, während dessen Abd-el-Kader seine Macht zu einer nicht geahnten Höhe steigerte, indem er alle Stämme südlich von seinem Gebiet bis an die Wüste unterwarf und sogar einen langen, obwol erfolglosen Krieg mit dem Wüstenfürsten Tedschini von Ain-Maadi (1838 und 1839) führte. Endlich nachdem in der Mitte Oct. 1839 der Marschall Valée mit dem Herzog von Orleans einen Streifzug von Konstantine nach dem Engpaß des Eisernen Thores unternommen hatte, sollte der Friede ein Ende haben. Abd-el-Kader behauptete, sein Gebiet sei dabei verletzt worden, und brach nun, da er völlig gerüstet war, mit überlegener Macht gegen die unvorbereiteten Franzosen noch im Nov. desselben Jahres los. Die Niederlassungen der Europäer auf dem offenen Lande wurden überfallen und verwüstet, die auf dem Marsch befindlichen franz. Truppen, die kleinen Außenposten und Lager überrumpelt; schon 24. Nov. war die Herrschaft der Franzosen auf die befestigten Städte und Lager beschränkt. Selbst die Niederlassungen auf der Metidscha-Ebene waren verloren, und 40000 Araber lagerten auf derselben und streiften bis vor die Thore A.s.

Dieser Zustand verlangte energische Abhülfe; denn wenn auch die Araber im Laufe des Winters mehre einzelne Niederlagen erlitten, so vermochten doch die Franzosen wegen ihrer Schwäche nicht, irgend einen strategischen Vortheil aus diesen Siegen zu ziehen. Das franz.-afrik. Heer wurde nun im Laufe des Winters bis auf 60000 Mann gebracht, und der Frühlingsfeldzug von 1840 von beiden Theilen mit erneuten Kräften und verdoppeltem Nachdruck begon-

nen. Die heldenmüthige Vertheidigung des nur von 123 Mann besetzten Forts Masagran, unweit Mostaganem, gegen 12—15000 Araber, die es vom 2.—5. Febr. unaufhörlich mit der größten Wuth bestürmten, bildete den glänzenden Anfang der Waffenthaten dieses Feldzugs, in welchem die Franzosen wiederum militärische Lorbern, jedoch keine bedeutenden dauerhaften Resultate ernteten. Die Besetzung der beiden Städte Medeah und Miliana, deren Garnisonen lediglich auf die Städte selbst und die Lebensmittel, die sie mitgebracht, beschränkt waren, und nicht daran denken konnten, die Umgegend in Unterwerfung zu halten, blieb der einzige Erfolg von einer Menge hitziger Gefechte. Aber auch hiermit war wenig ausgerichtet; denn während die Franzosen im Engpaß von Muzaia und anderwärts blutige Siege errangen, war Niemand vor den Thoren A.s seines Lebens sicher. Dieser Zustand dauerte das ganze Jahr hindurch, und auch der Herbstfeldzug, dessen einziges Resultat die Verproviantirung von Medeah und Miliana war, änderte hierin nur wenig. Kein einziger Stamm unterwarf sich den Franzosen. Das Einzige von Bedeutung, was dieses Jahr noch geschah, war der Beginn der Umwallung, durch welche die fruchtbare Ebene Metidscha gegen die Einfälle der Araber gesichert werden sollte. Sonst hatte sich das kriegerische System des Marschalls Valée sehr wenig bewährt. Sein Eigensinn schonte dabei die Truppen nicht im geringsten, sodaß oft nach Expeditionen, die im schlechtesten Wetter mit der äußersten Anstrengung unternommen wurden, ein Drittel der Soldaten in den Spitälern lag.

Am Ende sah Valée selbst das Fehlerhafte seines Systems ein und wollte es ändern; allein schon hatte ihm die Regierung den Generallieutenant Bugeaud (s. d.) zum Nachfolger gegeben, der 22. Febr. 1841 in A. anlangte. Das neue System, welches er befolgte, bestand darin: einestheils durch unaufhörliche Razzias (Beutezüge) gegen die einzelnen Stämme und andere kleine Unternehmungen, verbunden mit den bei den Arabern immer anwendbaren Künsten der Bestechung, dieselben zu ermüden; anderntheils in größern Expeditionen die regelmäßige Macht des Emirs aufzureiben, und durch Besetzung und Zerstörung seiner festen Stützpunkte im Innern sein Ansehen zu untergraben und seine Hülfsquellen zu vernichten. Das Heer, das schon in der letzten Zeit Valée's auf 65000 Mann gebracht worden, wurde unter Bugeaud bis auf mehr als 80000 Mann vermehrt. Er operirte nun von drei Stützpunkten aus, von A. über Medeah und Miliana, von Mostaganem und von Oran, auf das Centrum von Abd-el-Kader's Macht. Seine beiden ersten Hauptzüge zu Anfang März und Ende Aprils galten der Verproviantirung von Medeah und Miliana und der Einschüchterung der umwohnenden Stämme. Dann setzte er sich 18. Mai mit 11000 Mann von Mostaganem aus nach Tekedempt, dem festen Hauptsitze Abd-el-Kader's, in Bewegung und erreichte nach mehren kleinen Gefechten 25. Mai diese Stadt, welche, nachdem ihre Einwohner sie sammt ihren Habseligkeiten geräumt, eingeäschert, und deren erst von Abd-el-Kader erbaute Kasbah gesprengt wurde. Von da ging es nach Maskara, der Wiege der Macht Abd-el-Kader's, welches 30. Mai eingenommen ward. Die Folge davon war, daß mehre Stämme wankend wurden, und die Medschehers sich sogar unterwarfen. Zwar suchte Abd-el-Kader durch List den General Bugeaud von der Verfolgung seines Ziels abzuziehen; aber umsonst. Selbst der heiße Theil des Sommers wurde zu unaufhörlichen kleinen Streifzügen gegen die Araber benutzt, ebenso zur Aufwiegelung und Bestechung der Stämme, die am meisten von Abd-el-Kader bedrückt worden waren. Noch entscheidender sollte jedoch der Herbstfeldzug werden. Am 5. Oct. brach Bugeaud nach Maskara auf, um es zu verproviantiren, und am 17. zog er nach Abd-el-Kader's letzter noch nicht eingenommener Festung, Saida, vier Tagemärsche südlich von Maskara. Der Ort war geräumt, und die von christlichen Überläufern auf den Ruinen einer alten röm. Niederlassung angelegten Mauern wurden zerstört. Die Verwüstung dieser Stadt wirkte wie ein Zauberschlag auf die Stämme der Umgegend, deren Zwingfeste sie gewesen. Alle hielten sich ruhig gegen die Franzosen, und einige schlossen sich denselben sogar an. Bugeaud befolgte hierbei die doppelte Politik, einmal sich mit Versprechungen und Bestechungen an die Stämme zu wenden, und dann alle unterworfenen Stämme nach Kräften gegen die Rache Abd-el-Kader's zu schützen. Wie der hohe Sommer, so ward auch der tiefe Winter nach Kräften von Bugeaud benutzt, das begonnene Werk zu vollenden. Im Jan. 1842 schon wurde ein Zug nach der einzigen noch Widerstand leistenden Gegend an der marokkanischen Grenze unternommen, und dabei 30. Jan. die Stadt Tlemezen erobert. Das zwei Tagemärsche südlich davongelegene Schloß Tafrua, ein Waffenplatz Abd-el-Kader's, fiel am 9. Febr. in die Hände der Franzosen und ward zerstört.

Jetzt schien die Macht Abd-el-Kader's, dessen regelmäßige Truppen fast aufgerieben waren, gebrochen, und er sah sich gezwungen, auf das marokkanische Gebiet zu weichen. Die meisten

der ihm unterworfenen Stämme ergaben sich nun förmlich oder hielten sich doch wenigstens ruhig. Zwar kam 21. März Abd-el-Kader plötzlich mit einem im Marokkanischen und aus dem Stamm der Beni-Snussen angeworbenen Kriegshaufen wieder bei Tlemezen zum Vorschein und überfiel den dort befehligenden General Bedeau; er ward aber ohne Schwierigkeit zurückgeschlagen, sodaß er sich nach einigen vergeblichen Hin- und Herzügen wieder ins Marokkanische warf. Außerdem unternahm Bugeaud im April mehre Züge gegen widerspenstige Stämme und zwang sie sämmtlich zur Unterwerfung. Selbst die Haschems mit den Brüdern und Oheimen Abd-el-Kader's baten um Gnade und Frieden. Man meinte nun, die Unterwerfung des Landes sei beendigt, als plötzlich im Sommer 1842 der vernichtet geglaubte Abd-el-Kader von neuem in A. erschien. Viele der abgefallenen Stämme fielen ihm wieder zu, und an Hülfsmitteln unerschöpflich, wußte er sich abermals eine Macht zu bilden. Die Generale Lamoricière, d'Arbouville und Changarnier, die seiner nicht gewärtig waren, erlitten Ende August und im Laufe des Septembers bei Tekedempt, am obern Schelif, und bei Maskara Niederlagen, und es bedurfte eines combinirten Operationsplans, um ihn wieder zurückzudrängen und die abgefallenen Stämme wieder zu unterwerfen. Alle Stämme, besonders die Kabylen, bis nach Konstantine hin, regten sich von neuem; 5000 der letztern griffen sogar Setif an. Durch gefährliche Streifzüge am Rande der Wüste hin, vom Dschurdschura bis zur marokkanischen Grenze, in Gegenden, die noch nie ein Franzose betreten, suchte man Abd-el-Kader auf einen engen Raum am obern Schelif zu beschränken: ihn ganz zu vertreiben, gelang nicht. Außerdem unternahm man im Laufe des Octobers unter persönlicher Anführung des Generalgouverneurs eine besondere Expedition ins Innere des östlichen Landestheils, um die dortigen widerspenstigen wilden Kabylenstämme zur Unterwerfung zu zwingen. So hatte man zwar Ende 1842 das wieder erlangt, was man im Frühjahr schon besaß; aber von der 80000 Mann starken Armee hatten die Kämpfe Tausende hingerafft und das Klima über 24000 in die Spitäler gebracht. Abd-el-Kader's Kräfte waren indessen noch nicht erschöpft. Er hatte sich am obern Schelif behauptet und wußte mehre marokkanische Beduinenstämme zu fanatisiren. Mit einer bedeutenden Streitmacht erschien er im Mai 1844 auf franz. Gebiete, wurde aber 30. Mai von Lamoricière geschlagen. Die Theilnahme marokkanischer Unterthanen veranlaßte die Franzosen, vom Sultan Abd-ur-Rahman Genugthuung zu fodern, zumal da dieser eine bedeutende Truppenmacht in der Grenzprovinz Uschda zusammengezogen hatte. Die Unterhandlungen wurden durch Feindseligkeiten von Seiten der Marokkaner unterbrochen, sodaß die Franzosen unter Bugeaud in das marokkanische Gebiet einrückten und 14. Aug. 1844 die Marokkaner am Isly (s. d.) auf das Haupt schlugen. Unterdessen wurde Marokko auch von der Seeseite her durch den Herzog von Joinville angegriffen, welcher mit einer Flotte 26. Juni von Toulon abgesegelt war, und 6. Aug. Tanger, am 10. Mogador bombardirt und 16. Aug. die Insel Mogador genommen hatte. Endlich kam durch Englands Vermittelung ein Friede zu Stande, in welchem unter andern Bedingungen der Sultan sich verpflichtete, die an dem Zuge Abd-el-Kader's betheiligten Häuptlinge zu bestrafen, den Letztern aber zu verfolgen und festzunehmen. Jedoch konnte der Sultan nicht verhindern, daß Abd-el-Kader im April 1845 wiederum auf franz. Gebiet erschien und den ganzen Westen in Aufregung versetzte. Nur durch die erfolgreichen Anstrengungen Bugeaud's und Cavaignac's konnte er zurückgewiesen werden. In diesem Feldzuge ward durch die Greuelthat Pelissier's, welcher einen ganzen Kabylenstamm in den Höhlen von Dahra erstickte, der französische Name geschändet.

Die Jahre 1845 und 1846 wurden zur vollständigen Besiegung der die Gebirge bewohnenden Kabylenstämme benutzt, und Ruhe und Sicherheit im Innern ziemlich hergestellt. Im Mai 1847 kehrte Bugeaud nach Frankreich zurück; sein Nachfolger wurde zuerst provisorisch General Bedeau, im September definitiv der Herzog von Aumale. Inzwischen hatte sich Abd-el-Kader in Marokko und der Wüste eine bedeutende Macht gesammelt, mit welcher er, vielleicht nach dem Throne von Marokko trachtend, im Juni 1847 hervorbrach und die Truppen des Sultans Abd-ur-Rahman unter Kaid-el-Hamar 14. Juni am Wed-Azelef bei Melilla besiegte. Da jedoch der Sultan selbst an die Spitze seines Heeres trat und einige Stämme dem Abd-el-Kader untreu wurden, sah sich der Emir, nach einem für ihn unglücklichen Angriff auf das marokkanische Lager (11. Dec.), zur Flucht auf das franz. Gebiet genöthigt, das er auch nach einem hartnäckigen Kampfe an der Muluia (21. Dec.) erreichte. Weil er aber die Pässe von Kerbens, über welche er die Wüste zu gewinnen hoffte, von den Franzosen besetzt fand, blieb ihm kein anderer Ausweg, als sich an Lamoricière und den Herzog von Aumale unter gewissen Bedingungen zu ergeben (s. Abd-el-Kader), welche indessen von der franz. Regierung nie anerkannt worden sind.

Die Februarrevolution von 1848 hatte für A. im Allgemeinen keine andern Folgen, als daß seine Entwickelung durch die Wirren im Mutterlande seitdem nur noch mehr gehemmt und vernachlässigt wurde. Am 28. Febr. langte Cavaignac als Generalgouverneur an, und an dessen Stelle trat schon im Mai Changarnier. Als dieser 1. Juli nach Paris zurückging, um das Commando der Nationalgarde zu übernehmen, ward Marey-Monge als provisorischer, im Sept. Charron als definitiver Generalgouverneur ernannt. Die europäische Bevölkerung A.s trug bei der Nationalversammlung auf Einverleibung des Landes in die Republik Frankreich und auf eine daraus folgende staatsrechtliche Stellung desselben als franz. Provinz an; allein die einsichtsvollen Männer aller Parteien erkannten die Zwecklosigkeit und die Gefahr eines solchen Schrittes. Die Nationalversammlung begnügte sich, A., das bisher den Namen einer Regentschaft geführt, als ewiges Besitzthum der Republik zu erklären, und zu bewilligen, daß fortan vier Deputirte der Colonie an den Berathungen der Versammlung über algierische Angelegenheiten Theil nehmen könnten. Ist auch mit Abd-el-Kaders Gefangennahme der nachhaltige Widerstand im Innern gebrochen, so fehlt es doch noch immer nicht an Aufständen einzelner durch Marabuts fanatisirter Stämme. Der von dem Marabut Si-Bu-Zian 1849 angeregte Aufstand in der Oase Zaatscha, welcher leicht gefährlich werden konnte, wurde endlich vom General Herbillon mit einer bedeutenden Truppenmacht im Nov. 1849 durch die Erstürmung des festen Platzes der Empörer blutig beendigt. Im J. 1850 ward ein ebenfalls erfolgreicher Zug gegen die Stämme vom Sahel unternommen.

Statistisches. Unter der türk. Herrschaft zerfiel das Deilik A. in die vier Provinzen A., Oran, Konstantine und Titeri, welche von Beis, als Stellvertretern des Deis, regiert wurden. Seit 1843 zerfällt die Colonie durch Bestimmung des Kriegsministeriums in die drei Provinzen A., Oran und Konstantine, welche wieder in Arrondissements, Kreise und Gemeinden zerfallen. Danebenher läuft noch eine Eintheilung in Khalifate, Aghaliks, Kaidate und Scheichate für die mohammed. Bevölkerung. Man unterscheidet überhaupt unter diesen Landestheilen: 1) Civilgebiete, wo die überwiegende europäische Bevölkerung eine vollkommene Organisation der Verwaltungsangelegenheiten möglich macht; 2) gemischte Gebiete, in denen die Europäer noch nicht stark genug sind, um das Militär von der Verwaltung und Rechtspflege zu entbinden; 3) arabische Gebiete, die nur unter dem Militärcommando stehen. An der Spitze der Regierung steht ein jetzt vom Präsidenten der Republik ernannter Generalgouverneur, dessen Functionen durch die Erlasse vom 15. April 1845 und 1. Sept. 1847 bestimmt sind. Er ist dem Kriegsministerium unterstellt, und vereinigt in seiner Hand die oberste Militär- und Civilgewalt. An der Spitze der Civilverwaltung steht ein Generaldirector der Civilangelegenheiten, welcher im Namen und Auftrage des Generalgouverneurs sein Amt ausübt, und in den einzelnen Provinzen Directoren der Civilangelegenheiten unter sich hat. In jedem Arrondissement befindet sich ein Unterdirector und in jedem Kreise ein Civilcommissär. Die Thätigkeit aller dieser Beamten erstreckt sich jedoch blos auf die vollständig organisirten Civilgebiete. Die von der Regierung besoldeten und vom Generalgouverneur eingeführten Khalifas, denen Aghas und Kaids untergeordnet, sind den Militärbefehlshabern der einzelnen Provinzen und der militärischen Bezirke unterstellt; sie besorgen die Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei, die Ablieferung der Steuern und Tribute u. dergl. Die Oberaufsicht über die Rechtspflege übt im Namen des Generalgouverneurs ein Generalprokurator, der auch die von der mohammedanischen Bevölkerung erwählten Kadis oder Richter vereidet. In militärischer Beziehung zerfällt das Land in Divisionen (nach den Provinzen) und Subdivisionen. Die Division A. umfaßt die Subdivisionn A., Medeah, Milianah und Orléansville; die Division Oran die Subdivisionen Oran, Maskara, Mostaganem und Tlemezen; die Division Konstantine die Subdivisionen Konstantine, Batna, Sétif und Bona. In jedem wichtigen Punkte finden sich außerdem Offiziere, die theils die einheimischen Beamten zu überwachen, theils diesen gegenüber die Regierung zu vertreten haben. Alle die arab. Bevölkerung betreffenden Regierungsangelegenheiten besorgt eine Centraldirection zu A., an deren Spitze ein dem Generalgouverneur untergeordneter Centraldirector der arab. Angelegenheiten steht. Abtheilungen derselben befinden sich zu Blidah, Oran und Konstantine; zahlreiche Bureaus erster, zweiter und dritter Classe bestehen in den verschiedenen Provinzen.

Außer den regulären Truppen, die das Land fortwährend, wenn auch bald in größerer oder geringerer Zahl, besetzt halten, ist eine Miliz aus den europäischen Colonisten und seßhaften Eingeborenen errichtet, die etwa 15000 Mann zählt, abgerechnet die Hülfstruppen, welche die arab. Stämme zu stellen haben. Das dem Einwanderer feindliche Klima hat eine eigene Organisa-

tion des Sanitätswesens hervorgerufen. Für Nichtmilitärs sind Hospitäler zu A., Deli-Ibrahim, Bona, Philippeville, Konstantine und Oran, eingerichtet, von denen die letztern vier von den Barmherzigen Schwestern geleitet werden. In kirchlicher Beziehung bildet das Land ein eigenes Bisthum. Für die Protestanten besteht in der Stadt A. ein Consistorium. Die Juden haben ebenfalls daselbst ein Centralconsistorium, und zwei Provinzialconsistorien zu Oran und Konstantine. Als höchste Justizbehörde besteht zu A. ein Apellhof. Ferner sind fünf Tribunale erster Instanz zu A., Blidah, Philippeville, Bona und Oran eingesetzt. Zu A. und Oran befinden sich auch Handelsgerichte; desgleichen ist an ersterm Orte eine Handelskammer constituirt. Den obersten Gerichtshof für die Moslems bildet das Medjeles, welches die Urtheile der Kadis der Provinzen bestätigt oder cassirt. In Betreff des Unterrichtswesens ist die Colonie direct dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts unterstellt. Außer den Anstalten für Erlernung des Arabischen, findet sich zu A. ein Collége, dessen Schülerzahl im Zunehmen begriffen ist. Primärschulen gibt es etwa 50 in der Colonie; Schulen der Eingebornen hat fast jedes Dorf. Die Gesammtbevölkerung wird von den Franzosen auf 3 Mill. geschätzt, unter denen sich 1 Mill. Kabylen, 1,800000 Araber, 65000 Mauren, 3400 Neger und etwa 30000 Juden befinden. Die Zahl der Europäer aller Nationen betrug Ende 1848 gegen 113000, welche meistentheils in den größern Städten lebten. Die wichtigsten dieser Städte sind 1) in der Provinz Algier: A. (s. d.), Budschia mit 800 E., Cherchell mit 1100, Tenés mit 1300, Dellys mit 1450, Blidah mit 3500, Boufarik mit 1300, Medeah mit 5000, Milianah mit 2500, Orléansville mit 850 E.; 2) in der Proinz Oran: die Küstenstädte Oran mit 30000 E., Mostaganem mit 6800, Arzeu mit 1400, im Binnenlande Maskara mit 4600, und Tlemezen mit 8700 E.; 3) in der Provinz Konstantine: die Stadt gleiches Namens mit 21000 E., Bona mit 10500, Philippeville mit 5700, Sétif mit 1200 E. Die Haupthäfen an der Küste, die neuerdings vielfach verbessert wurden, sind von Osten nach Westen: La Calle, Bona, Philippeville, Djidjeli, Budschia, Dellys, Algier, Cherchell, Tenés, Mostaganem, Arzeu, Mers-el-Kebir, Oran und Djama-Ghazauat. Diese Punkte stehen theils unter sich, theils mit dem Binnenlande in regelmäßiger Postverbindung. Viel ist bereits für die Anlage von Brücken und Kunststraßen geschehen. Ende 1848 waren mehre Telegraphenlinien mit einer Länge von 600000 Mètres hergestellt. Durch Dampfschifffahrt wird ein regelmäßiger Verkehr mit Frankreich unterhalten.

Die Industrie der einheimischen Bevölkerung, welche im Mittelalter blühte, aber unter der Türkenherrschaft herabgekommen ist, beschränkt sich in den Ortschaften des Tell und den Städten der Küste fast ausschließlich auf Bereitung von Maroquin, Teppich-, Musselin-, und Seidenweberei. Für die Bewohner der Sahara, auf welche die Türken wenig Einfluß übten, bildet von jeher das Weben wollener Gewänder, die Cultur des Dattelbaums und der Vertrieb dieser Erzeugnisse die Hauptquelle ihrer Existenz. Die Kabylen der Gebirge widmen sich dem Ackerbau und der Viehzucht; daneben aber weben sie in Wolle, schnitzen in Holz, flechten Matten u. dgl., treiben auch einigen Bergbau namentlich auf Eisen, welches sie theils zu Ackergeräthen, theils zu Waffen verarbeiten. Fast alle ihre Stämme haben Mühlen und Ölpressen. Bei den Europäern hat sich eine wirkliche Industrie inmitten der unsichern und kriegerischen Zustände noch nicht entwickeln können. Außer Korallenfischerei, die jährlich 170 Fahrzeuge beschäftigt, und nicht unbedeutendem Fischfang, der namentlich von Neapolitanern auf etwa 380 Fahrzeugen an der Küste betrieben wird, sind die meisten Europäer mit Handel beschäftigt. Die Ausfuhr wird von der Einfuhr um das Zehnfache übertroffen. Eingeführt werden namentlich Baumwollen-, Wollen- und Seidenstoffe, Getreide, Weine, Metall- und Glaswaaren, Meubles und Luxusgegenstände. Die Ausfuhr besteht wesentlich in den Rohstoffen des Landes, wie Wolle, Korallen, Häuten, Öl, Honig, Wachs, Knochen und Hörnern, Ölfrüchten, Apothekerwaaren, Harzen u. s. w. In den letzten Jahren verminderte sich die Einfuhr von Cerealien, ein Zeichen, daß sich der Ackerbau etwas entwickelt hat. Obgleich man seit 1841 bemüht war, denselben durch Herbeiziehung europäischer Colonisten zu heben, und den Einwanderern in Folge des Bugeaud'schen Colonisationsplans manche Vortheile gewährte, so haben doch nur Wenige für den Ackerbau gewonnen werden können, die in einigen Militärcolonien (z. B. Ain-Fuka) und einer größern Anzahl Ackerbaucolonien angesiedelt sind. Ein Haupthinderniß dabei war, daß man auf die eigenthümlichen Verhältnisse des Bodens und Klimas zu wenig Rücksicht nahm. Ein großer Theil der Colonisten unterlag oder sah sich zur Rückkehr genöthigt. Zudem hat man A. nur zu sehr als einen Abzugskanal für den Auswurf oder für das hülflose Proletariat Frankreichs betrachtet. Die meisten Colonisten, namentlich die seit 1848 hingesendeten Arbeiter, waren ohne Kenntniß des Ackerbaus, wie ohne gehörige Kraft und Arbeitslust. Um Ackerbau und Gewerbe zu heben,

besteht eine Ackerbaugesellschaft zu A., und im Juli 1848 wurde eine jährliche Ausstellung aller von Europäern in A. aus der Thier- und Pflanzenwelt gezogenen Producte, sowie die Austheilung von Preisen angeordnet. Zur Unterstützung des Handels ward im Dec. 1848 eine Bank mit 10 Mill. Fr. Capital gegründet. Wiewol der auswärtige Verkehr A.s hohen Abgaben unterliegt, und die arab. Bevölkerung seit 1848 etwa jährlich 6 Mill. Fr. an Steuern aufbringen muß, so verursacht die Behauptung des Landes doch fortwährend ungeheure Opfer von Seiten Frankreichs, und an einen directen Gewinn ist unter den obwaltenden Verhältnissen gar nicht zu denken. Erst mit der wirklichen Eroberung A.s durch die europ. Cultur wird der Reichthum und die große Bedeutung des gesammten nordafrikan. Küstenlandes für die Völker Europas erschlossen werden. Von den zahlreichen Werken, welche A. seit der franz. Besitzergreifung behandeln, nehmen die Arbeiten der zur wissenschaftlichen Erforschung des Landes zusammengesetzten Commission die erste Stelle ein. Dieselben erscheinen seit 1844 zu Paris unter dem Gesammttitel: „Exploration scientifique d'Algérie etc." Vgl. außerdem Wagner's „Reise in die Regentschaft A." (3 Bde., Lpz. 1841); Decker's „Algerien" (2 Bde., Berl. 1844); Blofeld, „Algeria past and present" (Lond. 1844); Daumas, „Le Sahara algérien" (Par. 1845); Poujoulat, „Etudes africaines" (2 Bde., Par. 1847); Borrer, „Campaign in the Kabylie" (Lond. 1850); General Jussuf, „Sur la guerre en Afrique" (Algier 1850). Interessante Aufschlüsse liefern auch die in A. erscheinenden periodischen Schriften: wie das Journal „L'Algérie", der „Guide de voyageur en Algérie" (seit 1842) u. s. w.

Algier, Hauptstadt der franz. Colonie Algier, das Icosium der Römer, liegt hart am Mittelmeer, am Abhange des nur durch ein schmales flaches Gestade vom Meere getrennten Hügellandes, das in der nächsten Umgebung Massif oder Sahel genannt wird, und eine der reizendsten Gegenden der Erde bildet, besonders früher, wo es besser bebaut war als jetzt. Die Lage der Stadt, die sich vom Meer aus amphitheatralisch in einem von der Kasbah oder Citadelle gekrönten Dreieck erhebt, ist sehr schön; sie selbst indeß nimmt sich, bei der monotonen orient. Bauart ihrer weiß angestrichenen Häuser, nicht sehr pittoresk aus. In neuerer Zeit erhält sie jedoch immer mehr einen europ. Anstrich, und schon erheben sich viele im europ. Geschmack gebaute Häuser. Der Hafen, wenngleich einer der bessern der Berberei, doch nicht ganz sicher, ist in der neuesten Zeit bedeutend erweitert und mit einem Leuchtthurm versehen worden. Die Zahl der Einwohner, zur Zeit der Türkenherrschaft übertrieben bis auf 100000 geschätzt, beträgt etwa 80000, unter denen sich 53000 Europäer (die größere Hälfte Franzosen) befinden. Ein großer Theil der letztern besteht aus Speculanten, Glücksrittern, politischen Flüchtlingen u. s. w. Der Handel bildet die Hauptquelle des Erwerbs, indem die Stadt der wichtigste Handelsplatz der Küste und der Endpunkt aller Straßen des Binnenlandes ist. Als Hauptstadt der ganzen Colonie ist A. Sitz des Generalgouverneurs und der obersten Militär- und Civilbehörden, sowie der Behörden für die Provinz und das Arrondissement Algier. Ferner residiren hier der kath. Bischof und die höchsten Geistlichen der Moslems und Juden. Außer einem nach franz. Muster eingerichteten Collége befinden sich in A. 38 arabische Elementarschulen, mehre auch von Eingeborenen besuchte Schulen und Pensionate für höhern Unterricht, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, mehre Buchdruckereien (unter denen die des Gouvernements) und Buchhandlungen, Lesecabinete, eine landwirthschaftliche Gesellschaft, einige philantropische Vereine, ein großes Hospital u. s. w. Mehre Zeitungen werden hier gedruckt. Für alle Bedürfnisse des Europäers, besonders des lebenslustigen Franzosen, ist gesorgt durch Gasthöfe, Kaffeehäuser, Bäder, drei Theater, öffentliche Anlagen u. s. w. Zahlreiche Gärten und Landhäuser beleben die Umgebung der Stadt, durch deren sechs Thore Straßen nach allen wichtigern Punkten der Colonie auslaufen.

Alguacil (vom Arabischen: Wasil, d. i. die Macht, welche die Würde oder die Gnade des Königs verleiht) heißt im Spanischen der überhaupt mit der Ausübung der Justiz Betraute. Als Abzeichen der delegirten Gewalt wird einem Solchen der Gerichtsstab (vara) verliehen. Es gibt Alguaciles mayores, welche die Vollstreckung der Gerechtigkeit in einer Stadt als erbliches oder Familienlehen besitzen oder dazu von der Municipalität ernannt werden; früher wurden auch die Vollstrecker der Urtheile oder Befehle der Tribunale, wie der Inquisition, der Cruzada, der Ritterorden u. s. w., so genannt. Gewöhnlich aber versteht man unter Alguacil die Alguaciles menores oder ordinarios, die Gerichtsdiener, Gensdarmen, Häscher, kurz die untern Diener der Gerechtigkeit und Polizei. Bei gewissen feierlichen Umzügen, bei Stiergefechten u. s. w., erscheinen sie noch zu Pferde und in der altspanischen Tracht. Früher hieß der Aufseher über das königl. Jagdgeräthe Alguacil de la monteria, der auch zum Zeichen der Jagdgerichtsbarkeit die vara alta de justicia führte. Über die Verrichtungen, Eigenthümlich-

leiten und Sitten der jetzigen gewöhnlichen Alguaciles findet sich ein launiger Artikel in dem Werke: „Los Españoles pintados por si mismos" (Madrid 1843).

Alhambra ist der durch 18 F. dicke Mauern und eine besondere Befestigung abgeschlossene nördliche Stadttheil der span. Provinzhauptstadt Granada (s. d.), bestehend aus einem Kirchspiele von 200 Häusern, gleichsam die Citadelle der Stadt bildend. A. war einst die Residenz der maurischen Könige von Granada und hat einen Umfang von mehr als drei Viertelstunden. Auf dem erhabensten Punkte in A. bewundert man noch jetzt die Pracht des vormaligen, nun verfallenen maurischen Palastes, der 1213—1338 erbaut wurde. Um zwei große Höfe herum, wovon der eine von dem auf 12 Löwen ruhenden Springbrunnen der Löwenhof heißt, ordnen sich die zierlichsten Säulenhallen, kühle Zimmer, Gärtchen mit lebendigem Wasser, nach außen reiche Balcone mit der Aussicht auf die Landschaft, endlich in einem massiven Thurme die prächtige Kuppelhalle der Gesandten. Das Meiste dieser Räume ist in dem anmuthigsten maurischen Decorationsstile verziert. Die Wände sind mit den sinnreichsten Mosaikmustern, die Gewölbe mit einem Schmuck versehen, welcher an Bienenzellen erinnert. Das Äußere dagegen ist ernst, festungsmäßig und ohne Symmetrie behandelt. Als Seltenheit in einem mohammed. Denkmal sind die wahrscheinlich von einem christlichen Künstler des 14. oder 15. Jahrh. ausgeführten Fresken (Jagden und Kämpfe) zu erwähnen, welche nebst den Marmorlöwen des Springbrunnens beweisen, daß die Mauren von Granada es mit dem Verbot der Abbildung der Creatur nicht mehr genau nahmen. Ein Palast, welchen Karl V. in die A. hineinbaute, um hier seine letzten Jahre zuzubringen, hat die Zerstörung eines großen Theils des alten Baus veranlaßt und ist überdieß unvollendet geblieben. Die A., schon längst nicht mehr bewohnt, wird gegenwärtig als Kunstwerk und als geschichtliches Denkmal, an welches sich die sagenhaften Erinnerungen des Kampfes zwischen Zegris und Abencerragen knüpfen, in baulichem Zustande erhalten. Von ihr durch eine Schlucht getrennt, erhebt sich auf einer andern Höhe der Stadt der Generalife, ein zierlicher maurischer Gartenpavillon von ähnlichem Stil. Vgl. die Prachtwerke von Laborde, Girault de Prangey u. A.; besonders Murphy, „The Arabian antiquities of Spain" (Lond. 1816).

Ali, Pascha von Janina, war 1744 zu Tepeleni in Albanien, aus dem Geschlechte der Häuptlinge eines unabhängigen mohammedanischen Stammes, der Toczíden, geboren. Nach dem Tode seines Vaters, dem die benachbarten Paschas fast alle Besitzungen entrissen hatten, stellte die Mutter den 16jährigen A. an die Spitze ihrer Anhänger. Er wurde geschlagen und gefangen, aber seine Schönheit und Lebhaftigkeit rührten Kurd-Pascha so, daß er ihn nach einer Züchtigung entließ. Ein zweiter Versuch mit den Waffen lief ebenfalls unglücklich ab; A. floh in die Gebirge, wo er, um nicht zu verhungern, seinen Säbel verpfändete. In diesem Zustande rieth ihm seine hochfahrende Mutter, er solle einen Weiberrock anziehen und im Harem dienen. Noch einmal zog A. auf Krieg und Beute aus. Auch diesmal ward er gänzlich geschlagen, und mußte sich in einem eingefallenen Gebäude verbergen. Hier zufällig die Erde mit einem Stocke aufwühlend, fand er ein Kistchen mit Gold. Mit diesem Schatze warb er 2000 Mann, erfocht hierauf seinen ersten Sieg, und kehrte im Triumph nach Tepeleni zurück. Seitdem war er andauernd vom Glück begünstigt, zugleich aber offenbarte sich sein treuloser und grausamer Charakter. Am Tage seiner Rückkehr ermordete er seinen Bruder, dem er Verrätherei Schuld gab, und sperrte dann seine Mutter, als ob sie den Ermordeten vergiftet habe, ins Harem, wo sie bald starb. Mit der Pforte versöhnte er sich, indem er den rebellischen Vezier von Skutari besiegen half, auch bemächtigte er sich nicht nur aller seinem Vater entrissenen Ländereien, sondern auch einiger griech. Städte. Er überfiel den der Pforte verhaßten Pascha Selim von Delvino, ließ ihn enthaupten und ward dessen Nachfolger. Vom Divan, den er bestochen, zum Stellvertreter des Dervendgi-Pascha, der für die Sicherheit der Landstraßen zu sorgen hat, ernannt, stempelte er für Geld die reichsten Räuberhauptleute durch Diplome zu rechtmäßigen Eroberern. Zwar entsetzte ihn die Pforte seines Amts; allein sehr bald hatte er die Gunst des Divans aufs neue erkauft. Obgleich er mit dem Fürsten Potemkin in geheimem Briefwechsel stand, leistete er doch der Pforte im Kriege mit Rußland und Östreich seit 1787 so wesentliche Dienste, daß man ihn zum Pascha von Trikala in Thessalien ernannte. Damals bemächtigte er sich der Stadt Janina, indem er einen untergeschobenen Ferman vorzeigte. Hierauf zwang er die Einwohner, sich ihn vom Sultan als Statthalter zu erbitten, während er gleichzeitig durch das erpreßte Geld den Divan bestach. Später trat er mit Bonaparte in Verbindung, der ihm Ingenieurs zuschickte. Als Letzterer aber in Ägypten abgeschnitten war, nahm A. 1798 die von den Franzosen besetzten Plätze auf der Küste Albaniens. Nach dreijährigem Kampfe unterwarf er 1803 die Sulioten, worauf

ihn die Pforte zum Oberstatthalter von Romanien erhob. Zu dieser Zeit rächte er an den Einwohnern von Gardiki eine seiner Mutter 40 Jahre früher zugefügte Beleidigung durch die Ermordung von 739 männlichen Nachkommen der schon verstorbenen Thäter.

Außerdem sah A. im Innern seines Landes streng auf Recht und Ordnung. Es herrschte Sicherheit und Ruhe. Landstraßen wurden gebaut, und die Gewerbe blühten auf, sodaß die europ. Reisenden, mit denen er sich gern unterhielt, in ihm einen thätigen und einsichtsvollen Regenten erkannten. Seit 1807, wo er abermals mit Napoleon, der Pouqueville als Generalconsul zu ihm schickte, in Verbindung trat, war seine Abhängigkeit von der Pforte nur scheinbar. Da er indeß seinen eigentlichen Zweck, durch Napoleon im Frieden zu Tilsit Parga (auf der Küste Albaniens) und die Ionischen Inseln zu erhalten, nicht erreichte, so trat er mit den Engländern in Verbindungen, und machte denselben mehre vortheilhafte Zugeständnisse, wofür diese der Pforte, eigentlich aber ihm, die Übernahme von Parga zugestanden. Weil er sich jetzt in seiner Macht befestigt glaubte, ließ er die Kapitanis der griech. Armatolen (s. d.), die bisher ihm Beistand geleistet, nach und nach meuchlings ermorden, die Meuchelmörder aber ebenfalls umbringen, um nicht als Anstifter verdächtig zu werden. Endlich beschloß die Pforte, der Macht des trotzigen Emporkömmlings ein Ende zu machen, und 1820 sprach Sultan Mahmud seine Entsetzung aus. Zur Vollstreckung des großherrlichen Ausspruchs rückte Ismail-Pascha mit 5000 Türken an, denen sich die griech. Kapitanis anschlossen. A. sah sich alsbald gezwungen, in der Burg von Janina Schutz zu suchen, von wo aus er die Stadt selbst in Brand schoß, während Veli, A.'s Sohn, Arta und die Umgegend besetzt hielt. Indessen ward Ismail-Pascha zurückgerufen, und sein Nachfolger, der tapfere Beba-Pascha, der Arta nahm, starb plötzlich. Die Pforte sandte nun zur Bekämpfung A.'s den Khurschid-Pascha, der den Griechen so verhaßt war, daß sich die Kapitanis zurückzogen. A. schien gerettet, zumal er die Albanesen für sich zu gewinnen wußte und ganz Griechenland sich für ihn erklärte. Im August 1821 zog sich Khurschid-Pascha mit dem Reste seines Heers aus Epirus nach Macedonien zurück. Da jedoch A. die den Griechen gemachten Versprechungen nicht hielt, verließen sie ihn, und Khurschid kehrte alsbald mit einem neuen Heere zurück und schloß Janina ein. A. ließ sich auf Unterhandlungen ein. Nachdem ihm Gut und Leben eidlich zugesichert, übergab er 1. Febr. 1822 sein Schloß und bezog seinen Sommerpalast im See von Janina. Hier ward ihm am 5. Febr. das vom Großherrn ausgesprochene Todesurtheil angekündigt. A. setzte sich zwar zur Wehre, wurde aber niedergehauen. Seine Söhne, Veli und Muchtar-Pascha, waren 1820 in die Gewalt der Türken gekommen und nach Kleinasien ins Exil verwiesen, aber 1821 hingerichtet worden, weil man eine Verbindung mit der Partei ihres Vaters entdeckt. A. besaß unstreitig große Naturgaben, dabei aber auch den bösartigsten Charakter, dem jedes Mittel genügte, wenn es nur schnell und sicher zum Ziele führte. So ließ er einst eine Griechin, Euphrosine, mit 15 andern Frauen ins Meer werfen, weil sie ihm zu viel Einfluß auf seinen Sohn Veli auszuüben schien.

Ali-Bei, geb. um 1728 in Abchasien, wurde im Alter von 12—14 Jahren als Sklave an den ägypt. Janitscharenhäuptling Ibrahim-Kiaya verkauft, der sich 1746 von der Pforte unabhängig machte. Durch Tapferkeit und Kriegsthaten verdiente er sich um 1748 seine Freilassung, wurde bald darauf Bei der Mamluken, und erlangte nach dem Tode Ibrahim's (1757) dessen Stelle, in der er sich, nachdem er sich einige Jahre nach Oberägypten hatte flüchten müssen, 1766 wieder festzusetzen wußte. Durch List und Gewalt gelang es ihm, sich unabhängig von der Pforte zum Sultan von Ägypten zu machen. In der Absicht die Macht und das Reich der alten Sultane von Ägypten wiederherzustellen und dieses Land zum Mittelpunkt des Handels zwischen Orient und Occident zu erheben, eroberte er durch seinen Adoptivsohn Mohammed-Bei nicht nur Mekka, sondern auch im Verein mit dem ebenfalls gegen die Pforte rebellirenden Scheich Daher 1771 fast ganz Syrien. Schon hatte sich Damascus ergeben, als sein bestochener Feldherr Mohammed nach Ägypten zurückging und mit einem Heere aus Oberägypten hervorbrechend, den Adoptivvater zur Flucht nach Syrien zu seinem Verbündeten, den Scheich Daher, nöthigte. Von hier aus verfolgte jedoch A. aufs neue seine alten Pläne, unter Beihülfe des Letztern. Nach einem glänzenden Siege über die Türken (1772) und der Einnahme von Tripoli, Antiochia, Jerusalem und Jaffa rückten sie 1773 mit einem Heere von 30000 M. gegen Ägypten vor. Im April 1773 kam es zu einer Schlacht mit dem Machthaber Ägyptens, seinem eigenen Schwiegersohn Abu-Daab, in der A. selbst gefangen genommen wurde. Er starb einige Tage darauf an seinen Wunden oder auch an Gift, und noch am Leichnam wurde die Hinrichtung vollzogen.

Ali-ben-Abi-Taleb, erster Moslem und vierter Khalif, war der treueste und tapferste Ge-

führte des Propheten, dessen Tochter Fatima er heirathete. Nach Othman's Ermordung an dessen Stelle zum Khalifen ernannt, kämpfte er in 90 Treffen siegreich gegen die Rebellen. In der Schlacht des Kameels, so genannt, weil in derselben Mohammed's Witwe Aischa auf einem Kameele ritt, nahm er sogar diese gefangen, die seine größte Feindin war. Ein Fanatiker ermordete ihn im J. 660. Er liegt bei Kufa begraben, wo ihm später ein Denkmal errichtet wurde, zu dem seine Verehrer noch jetzt pilgern, und das die Gründung der Stadt Medjed-All veranlaßte. Seine Religionspartei, die man Schiiten (s. d.) nennt, hat sich namentlich in Persien und in der Tatarei sehr ausgebreitet. Von den Ommajaden vielfach verfolgt, haben seine und der Fatima Nachkommen, die Fatimiten (s. d.), am Nil und am Tajo, in Westafrika und in Syrien geherrscht. Die ihm zugeschriebenen Sprüche hat am besten Fleischer („A.'s hundert Sprüche, arabisch und persisch", Lpz. 1837) herausgegeben; sein „Divan", die vollständige Sammlung seiner lyrischen Gedichte, größtentheils religiösen Inhalts, erschien neuerdings in Bulak bei Kairo.

Älianus, genannt der Taktiker, ein griech. Kriegsschriftsteller, der um die Zeit von 98—138 n. Chr. zu Rom lebte. Sein Werk „Über die Anordnung der Schlachten bei den Griechen" ist von Wichtigkeit für die Kenntniß der griech. Kriegskunst. Ein anderes Buch von ihm handelt „Über die Anordnung der Seeschlachten". Beide Werke gab Arcerius (Leyd. 1613) heraus. Eine franz. Übersetzung derselben erschien von Bouchand de Bussy (Par. 1757), eine deutsche von Baumgärtner (Mannh. 1779).

Älianus (Claudius), aus Präneste bei Rom, um 221 n. Chr., schrieb zwei Werke in griech. Sprache, deren er völlig kundig war. Das eine ist überschrieben: „Vermischte Erzählungen", ein buntes Gemisch von Auszügen aus allerlei Werken, Anekdoten, geschichtlichen und biographischen Notizen; das andere führt den Titel: „Über die Natur der Thiere". Nach Einigen stammen die beiden Werke von verschiedenen Verfassern her. Ihres Stils wegen erhielt A. den Ehrennamen „der Sophist". Das erstere Werk wurde herausgegeben von Gronov (2 Bde., Leyd. 1731), Kühn (2 Bde., Lpz. 1780) und Koray (Par. 1805), das letztere von Gronov (2 Bde., Lond. 1744), Schneider (2 Bde., Lpz. 1784) und Jacobs (2 Bde., Jena 1832).

Alibaud (Louis), bekannt durch seinen Mordversuch gegen König Ludwig Philipp, war zu Nismes 1810 geboren. Hier und zu Narbonne hatte er einigen Unterricht erhalten, und sich dann als Copist in seinen Mußestunden mit geschichtlicher Lectüre beschäftigt. Im 18. Jahre trat er als Freiwilliger in das 15. Linienregiment, ward Corporal und später Fourier. Zur Zeit der Julirevolution in Paris ging er zum Volke über, nahm jedoch keinen thätigen Theil am Kampfe, obschon er 29. Juli an einer Barrikade schwer verwundet wurde. Wegen eines zufällig entstandenen Raufhandels in Strasburg degradirt, foderte er 1834 seinen Abschied und lebte zu Perpignan und Barcelona, von wo er als politischer Fanatiker mit dem Entschluß des Königsmords nach Paris zurückkehrte. Zugleich hatte ihn zeitweiser Überdruß am Leben erfaßt, sodaß er auch an Selbstmord dachte. Es war am 25. Juni 1836, als er in dem Augenblicke, wo der König, durch die Pforten der Tuilerien fahrend, sich vor der in das Gewehr getretenen Nationalgarde verbeugte, die wohlgezielte Kugel abfeuerte, die dicht an dem Haupte des Königs vorbeiging. Sogleich verhaftet, beklagte er nur das Mislingen seines Unternehmens. Nach kurzer Verhandlung ward er zum Tode verurtheilt und am 11. Juli guillotinirt.

Alibert (Jean Louis, Baron), berühmter franz. Arzt, geb. 1775 zu Villefranche im Depart. Aveyron, widmete sich zu Paris nach einer guten Vorbildung dem Studium der Medicin. Der große Beifall, welchen seine erste Schrift: „Sur les fièvres intermittentes pernicieuces" (Par. 1799; 5. Aufl. 1820) erhielt, begünstigte seine Bewerbung um ein Lehramt an der medicinischen Facultät. Später wurde er Oberarzt im Hospital St.-Louis und 1818 Leibarzt Ludwig's XVIII. Die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, mit welcher er diesen in der letzten Krankheit behandelt hatte, wurde von Karl X. mit dem Baronstitel belohnt. Seinen Ruf begründete A. besonders durch die Schriften: „Description des maladies de la peau" (Par. 1806—27), „Nosologie naturelle" (2 Bde., Par. 1817—25), und „Physiologie des passions" (2 Bde., Par. 1823, deutsch von Scheidler, Weim. 1826).

Alibi, d. h. anderswo, an einem andern Orte. Im Criminalprocesse heißt Beweis des Alibi derjenige directe Entschuldigungsbeweis, bei welchem dargethan wird, daß der Angeschuldigte zu der Zeit, wo ein Verbrechen an einem gewissen Orte begangen wurde, an einem andern Orte sich befunden habe, von wo aus er es nicht verübt haben kann. In diesem Falle wird derselbe wenigstens von der Anschuldigung der Thäterschaft unbedingt freizusprechen sein, wenn er auch nach Befinden als Rathgeber, Begünstiger oder entfernter Theilnehmer strafbar erscheinen kann. Da dieser Beweis einer der schlagendsten und leichtesten Beweise der Unschuld ist, so sorgen bis-

weilen listige Verbrecher dafür, daß sie sich auf das Alibi berufen können, z. B. durch Zurückstellen der Uhr, nach welcher Diejenigen sich richteten, in deren Gegenwart sie sich befanden und auf deren Zeugniß sie diesen Entschuldigungsbeweis stützen wollen. Auch müssen gewisse Voraussetzungen, z. B. ob nicht der Angeschuldigte durch schnelles Laufen sich an einen andern Ort begeben konnte, bei der Prüfung dieses Beweises erwogen werden.

Alicante, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz, welche auf 81¼ QM. 369000 E. enthält und aus Theilen der Königreiche Valencia und Murcia gebildet wurde. Die Stadt ist einer der bedeutendsten Häfen Spaniens, mit 25000 E. und einem ehemals starken, seit dem span. Erbfolgekriege verfallenen Castell. Obgleich A. seit der Lostrennung der span. Besitzungen in Amerika in Verfall gerathen, bleibt es doch der Stapelplatz für valencianische Producte, vorzugsweise Soda, baumwollene und leinene Zeuge, Ankertaue, Getreide, Öl, Seide und Fische, und eine Hauptniederlage für den Handel zwischen Spanien und Italien. Auch gibt es hier mehre nautische Lehranstalten. Der vorzüglichste Ausfuhrartikel ist der in der Umgegend erbaute süße, sehr haltbare Wein, welcher Alicante, auch seiner dunkeln Farbe wegen Vino Tinto genannt, größtentheils nach England verschifft und häufig (z. B. in Marseille) nachgeahmt wird. Karl V. begründete den Weinbau, indem er Reben vom Rhein nach A. bringen ließ. Im J. 1331 wurde die Stadt durch die Mauren belagert; berühmter ist die Belagerung von 1709 durch die Franzosen unter Asfeld. Letztere trieben, nachdem die Stadt bereits übergeben war, einen Minengang unter die von den Engländern besetzte Citadelle. Der franz. Befehlshaber ließ den engl. Commandanten, Oberst Richard, davon in Kenntniß setzen; doch dieser stellte sich mit seinem ganzen Stabe an der zum Sprengen bestimmten Zeit auf die Stelle der mit 120000 Pf. Pulver geladenen Mine und wurde so in die Luft gesprengt. Dennoch ward die Citadelle erst nach neuntägigem Beschießen übergeben.

Alienbill, s. Frembenbill.

Alighieri, s. Dante.

Alignement (eigentlich die Abmessung nach der Schnur) ist in der Kriegssprache die im voraus durch Punkte bezeichnete Frontlinie und deren Verlängerung, in welche die Truppen behufs ihrer Aufstellung einrücken sollen. — In der Vermessungskunst versteht man unter Alignement eine Linie, welche durch zwei Punkte, deren Lage auf dem Felde, auf dem Meßtische genau bestimmt ist, läuft, und die zur Orientirung des Meßtisches benutzt werden kann.

Alimentation, **Alimente**, im jurist. Sinne der Unterhalt, welchen Jemand zur Bestreitung seiner Lebensbedürfnisse erhält. Die Verbindlichkeit, solchen Unterhalt einem Andern, ohne Gegenleistung, zu gewähren (Alimentationspflicht), beruht bisweilen auf Verträgen oder Testamenten, in den meisten Fällen aber auf gesetzlicher Bestimmung. Dies gilt vorzugsweise von Ältern und Kindern; insbesondere ist der Vater, nach ihm die Mutter, dann deren beiderseitige Ascendenten zur standesmäßigen Alimentation der ehelichen Kinder verpflichtet. In Betreff der unehelichen Kinder sind gewisse Bestimmungen des kanonischen Rechts durch den Gerichtsbrauch dahin ausgedehnt worden, daß auch hier eine Alimentationsverbindlichkeit des Vaters eintritt, während nach röm. Rechte blos die Mutter dazu verbunden war. In letzterer Beziehung werden aber blos alimenta naturalia, der nothdürftige Lebensunterhalt, verabreicht. Auch Ehegatten sind zur gegenseitigen Alimentation verpflichtet, wie auch die Kinder zu der ihrer Ältern. Ob Geschwister untereinander zu Alimenten verbunden seien, ist gemeinrechtlich bestritten und dürfte nach der richtigern Ansicht zu verneinen sein.

Aliquanter Theil (pars aliquanta) einer Größe oder Zahl heißt in der Arithmetik ein solcher Theil, der sich zu dem Ganzen nicht verhält wie die Einheit zu einer ganzen Zahl. So sind 3, 5, 7, 9 aliquante Theile von 16, ebenso von 17 und von 19 u. s. w. — Ein aliquoter Theil (pars aliquota) einer Größe oder Zahl heißt dagegen ein solcher Theil derselben, durch welchen sie sich ohne Rest dividiren läßt, oder welcher sich zu dem Ganzen verhält wie die Einheit zu einer ganzen Zahl. So sind 2 und 5 aliquote Theile von 10 und 20; 2, 3, 4, 6 von 12 u. s. w.

Alison, eine alte und ausgezeichnete schott. Familie, die mehre auch im Auslande berühmte Männer zählt. — **Alison** (Archibald), Präbendarius von Sarum und Rector von Kenley, machte sich seiner Zeit durch „Essays on the nature and principles of taste" (Edinb. 1790; deutsch von Heydenreich, 2 Bde., Lpz. 1792) als Schriftsteller von wohlwollend christlichem Sinn, mannichfaltiger Belesenheit und eleganter Schreibart bekannt. — **Alison** (Archibald), der älteste Sohn des Vorigen, geb. 29. Dec. 1792 zu Kenley, mütterlicherseits der schott. Familie Gregory angehörig, wurde in Edinburg erzogen, wo sein Vater damals Prediger war, stu-

birte die Rechtswissenschaft, und wurde 1814 Advocat der schott. Barre. Seine ausgebreitete Praxis bot ihm die Mittel zu größern Reisen in alle Theile des Continents. Im J. 1828 wurde er Mitglied des Königl. Raths und 1834 Sheriff von Lanarkshire, welches Amt als die höchste und verantwortlichste richterliche Stellung in Schottland angesehen wird. Hatte sich A. schon durch die beiden juristischen Werke „The principles of the criminal law of Scotland" (Edinb. 1832) und „Practice of the criminal law" (ebend. 1833), welche für die schott. Barre zum gewöhnlichen Handbuch und Autorität geworden sind, im Vaterlande einen ehrenvollen Namen erworben, so begründete er sich durch seine „History of Europe from the commencement of the French revolution to the restauration of the Bourbons" (zuerst Edinb. 1833—42; 8. Aufl., 20 Bde., ebend. 1850) auch einen bedeutenden Ruf im Auslande. Das Werk wurde, trotz seines großen Umfangs und der vielfachen Nachdrücke in Paris, Brüssel und besonders in Amerika, in einer ungeheuern Anzahl von Exemplaren abgesetzt, und nicht nur ins Französische und Deutsche (von Meyer, 6 Bde., Lpz. 1842—46), sondern selbst in das Hindostani und Arabische (Malta 1845) übertragen. Die Schöpfung A.'s, klar, edel, kunstvoll, oft hinreißend in Sprache und Vorstellung, ist jedoch rücksichtlich der politischen Anschauung ein Parteiwerk; es ist die Arbeit eines strengen und consequenten Conservativen. A. hängt der engl. Constitution an, wie sie vor der Sanction der Reformacte gewesen ist, und betrachtet die Durchlöcherung dieser Constitution durch die Parlamentsreform als eine verderbliche Frucht der Revolution. Dennoch ist ihm die Geschichte keine Kette von Zufällen, sondern ein Verlauf von Wirkungen, in denen sich die gerecht waltende Hand einer ewigen Vorsehung offenbart. Dieses Walten einer höhern Macht läßt A. überall hervortreten, aber nicht in der Form der Nothwendigkeit ewiger Naturgesetze, sondern in der Form von Lohn und Strafe. Von denselben sittlichen Grundsätzen ausgehend, begleitet er seit einer langen Reihe von Jahren im „Blackwood's Magazine" alle hervorragenden Erscheinungen und Momente der Tagesgeschichte, sowie die gewichtigsten nationalökonomischen Fragen der Zeit. Gesammelt ist eine Auswahl dieser Arbeiten unter dem Titel „Essays" (3 Bde., Edinb.) erschienen. Außerdem verfaßte er die „Principles of population" (1841), in denen er die Malthus'sche Theorie bekämpft; 1845 erschien „England in 1815 and 1845, or a sufficient and contracted currency", wovon vier Auflagen vergriffen wurden; und 1847 „The life of the Duke of Marlborough". A. erfreut sich einer kräftigen Gesundheit und läßt, obgleich ihn seine richterlichen Ämter sehr in Anspruch nehmen, noch manche werthvolle historische Arbeit erwarten. — **Alison** (William Pultney), der jüngere Bruder des Vorigen, Arzt und Professor der praktischen Medicin zu Edinburg, ist, wie sein Bruder, höchst conservativ, doch wegen seiner hingebenden Sorge um alle Interessen der Leidenden und Armen auch von der Gegenpartei geachtet. Durch diese Richtung ward er ebenfalls auf nationalökonomische Fragen hingeleitet. So bekämpft er mit seinem Bruder das bestehende Geldsystem, die Gesetzgebung über das Armenwesen, und empfiehlt in der „Dissertation on the reclamation of waste lands and their cultivation by croft-husbandry" (Edinb. 1850) die Bewirthschaftung kleiner Güter, die Spatencultur und die Colonisation der jetzt wüsten Landstrecken mit Armen, Sträflingen u. dgl.

Alkalien und Alkaloide. Das Wort Alkali ist arab. Ursprungs und bedeutet so viel als Aschensalz. Man begreift darunter alle die Basen (s. d.), welche sich vor andern durch ihre Löslichkeit im Wasser oder im Alkohol unterscheiden. Die Alkalien im weitern Sinne enthalten zuvörderst diejenigen organischen Basen, welche als besondere Körper in verschiedenen Pflanzen vorkommen, sich durch ihre medicinische Wirksamkeit oder Giftigkeit auszeichnen, und aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff bestehen, weshalb sie auch wol Alkaloide (Alkaliähnliche Körper) genannt werden. Sodann zählt man zu den Alkalien im Allgemeinen die unorganischen Sauerstoffverbindungen mit Metallen, welche im Wasser mehr oder weniger leicht sich auflösen und basische Eigenschaften zeigen. Auch das Ammoniak, das gewissermaßen den Übergang von den organischen zu den unorganischen Basen bildet, ist hierher zu rechnen. Zu den Alkaloiden gehört z. B. das im Opium, dem eingetrockneten Milchsaft des Mohns vorkommende Morphin, Codeïn, Narcotin und Thebaïn; ferner das in der Chinarinde vorhandene Chinin und Cinchonin; das Strychnin und Brucin der Krähenaugen (Früchte von Strychnos nux vomica); das Atropin der Tollkirschen; das Hyoscyamin des Bilsenkrautes; das Daturin des Stechapfels; das Solanin der Kartoffelkeime; das Nicotin des Tabacks; das Caffeïn des Kaffees; das Piperin des Pfeffers u. s. w. Die organischen Alkalien (Alkaloide) sind nur wenig im Wasser, mehr im Alkohol auflöslich und haben meist einen bittern Geschmack. Sie bilden mit Säuren Salze,

welche oft krystallinisch sind. Zu den unorganischen Alkalien gehören: das Kali, das Natron, das Lithion, die Baryt-, Kalk-, Strontian- und Talkerde, und gewöhnlich stellt man auch das Ammoniak unter diese Rubrik. — Unter Alkalien im engern Sinne begreift man nur die im Wasser leicht löslichen Basen: Kali, Natron, Lithion und Ammoniak. Sie unterscheiden sich von den sogenannten **Alkalischen Erden**: Baryt, Kalk, Strontian und der Talkerde, dadurch, daß die kohlensauren Salze dieser letztern nicht im Wasser auflöslich sind. Eine allgemeine Eigenschaft aller Alkalien und Alkaloide ist, daß sie mit rother Lackmustinctur getränktes Papier blau, Curcumapapier braun oder braunroth, und den Saft der Rosen und Veilchen grün färben. Die unorganischen Alkalien besitzen einen laugenartigen Geschmack, welcher daher rührt, daß sie aus dem Speichel Ammoniak frei machen. Früher unterschied man Mineralalkali, vegetabilisches Alkali (je nachdem es dem Mineralreiche oder der Asche gewisser Meerpflanzen entnommen ward) und flüchtiges Alkali. Mit letzterm Ausdrucke bezeichnete man das Ammoniak, welches außerordentlich flüchtig, stark riechend (eigentlich gasförmig, aber im Wasser bedeutend auflöslich) ist. Der Name „flüchtiges Alkali" dient auch als Gegensatz zum „firen Alkali", d. i. des Kalis und Natrons, weil diese im Feuer nicht entweichen.

Alkalimeter. Die in den Handel kommende rohe Pottasche enthält immer fremde Salze, wie schwefelsaures Kali, Chlorkalium, Kochsalz, kieselsaures, phosphorsaures, mangansaures Kali, Kieselerde, Eisenoxyd, Wasser und andere Körper in größern und geringern Quantitäten beigemengt, wodurch natürlich der procentische Gehalt an Pottasche verringert wird. Für den Fabrikanten ist es aber von Wichtigkeit, auf einfachem Wege zur Kenntniß des Gehalts an kohlensaurem Kali in der Pottasche zu gelangen, um auf den Werth der Waare zu schließen. Eine chemische Analyse würde für diesen Zweck zu zeitraubend sein. Es wurde darum von Descroizilles ein Alkalimeter construirt, durch welches man rasch und leicht zum Ziele gelangt. Die Einrichtung dieses Instruments besteht in folgendem: Ein in 100 beliebige Grade getheilter Glascylinder, mit einem Ausgusse versehen, wird mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt, welche so viel wasserfreie Schwefelsäure enthält, als zur Sättigung eines Theils reiner Pottasche erforderlich ist. Darauf löst man einen Gewichtstheil roher Pottasche, und setzt so viel von der Säure hinzu, bis die Flüssigkeit neutral, also alle Kohlensäure ausgetrieben ist. Ein jeder Grad der Probesäure sättigt ein Proc. Pottasche. Hat man also z.B. 80 Grade der Probesäure zur Neutralisation verbraucht, so enthielt die Pottasche 80 Proc. reines kohlensaures Kali. Um den Neutralisationspunkt möglichst genau zu erkennen, kann man in die Pottaschenlösung einen Streifen Lackmuspapier bringen, der durch die Röthung den Überschuß an Säure anzeigt.

Alkannawurzel (arab. Al-chenneh), ist die Wurzel einer Art der Ochsenzungen, Anchusa tinctoria. Sie enthält einen sehr schönen aber nicht sehr dauerhaften rothen Farbstoff, der sich in fetten Ölen und überhaupt fetten Materien leicht löst und daher in der Parfümerie sehr häufig zum Färben von Ölen, Seifen, Pomaden u. s. w. gebraucht wird. — **Alkanna** (Alhenna) heißt auch der aus den gemahlenen Blättern der Lawsonia alba (oder inermis) bereitete Farbestoff, mit welchem sich die Frauen im Orient die Nägel roth färben.

Alkarsin (Kakodyloryd), ist eine Verbindung von Kohlenstoff, Wasserstoff, Arsen und Sauerstoff, das Oxyd von einem arsenhaltigen organischen Radical, dem Kakodyl. Es entsteht durch Destillation eines trockenen Gemenges von gleichen Theilen essigsauren Kalis und arseniger Säure (weißen Arseniks), und zeigt sich als flüchtige, höchst widerwärtig riechende und außerordentlich giftige Flüssigkeit, die sich an der Luft von selbst entzündet und mit weißer, stark rauchender Flamme verbrennt. Sie siedet bei + 150° und erstarrt bei — 30° C. Die Eigenschaften und Verbindungen des Alkarsin wurden durch eine meisterhafte und mit großer Gefahr für die Gesundheit verbundene Untersuchung vom Chemiker R. W. Bunsen bekannt.

Alkmaar, eine alte Stadt in der niederländ. Provinz Nordholland, am nordholländischen Kanal, vier Meilen nördlich von Amsterdam, mit 9500 E. Sie ist hübsch gebaut, hat sehr reinliche Straßen, und wird von Kanälen durchschnitten. Außer fünf Kirchen und einer Synagoge sind das Stadthaus, das Arsenal und das Theater bemerkenswerth. Die Bewohner nähren sich durch beträchtliche Segeltuchweberei, Seesalzbereitung, sowie durch Handel mit Getreide, Butter und Käse. Ein Kanal verbindet die Stadt südwärts mit dem Y. Sie ist Geburtsort Heinrich's von Alkmaar. (S. **Reineke Fuchs**). Am 18. Oct. 1799 schloß hier der Herzog von York (s. d.) eine nicht rühmliche Capitulation ab, nachdem sein brit.-russ. Heer zwei mal von dem franz. General Brune geschlagen worden war.

Alkman, attisch Alkmäon, geb. zu Sardes in Lydien, der Sohn einer lydischen Sklavin, später in Sparta eingebürgert, nach Andern hier geboren, wirkte um 670—640 v. Chr. Er

)tete in dorischer Mundart, jedoch in auffallender Vermischung mit dem weichern und zartern ischen Elemente, Loblieder auf Jungfrauen, Päane und Hymnen, die mit denen des Terpan- bei Gastmahlen gesungen wurden. Man nennt ihn den Vater der erotisch-melischen Dichtart. inen Namen führt noch eine Versart, die zur daktylischen Gattung gehört.

– ◡◡ | – ◡◡ | – ◡◡ | – ◡

e Sage beschreibt ihn als unmäßig im Genuß des Weins und der Liebe. Die wenigen Bruch- cke seiner Gesänge, die von den Alexandrinern in sechs Bücher vertheilt waren, haben am voll- ndigsten Welcker (Gieß. 1815), Schneidewin im „Delectus poetarum elegiacorum grae- um“ (Gött. 1838) und Bergk in „Poetae lyrici graeci“ (Lpz. 1843) herausgegeben.

Alkmäon (griech. Alkmaiōn), war der Sohn des Amphiaraus (s. d.) und der Eriphyle d.). Als er den Tod seines Vaters, der auf Zureden seiner Gattin am Zuge gegen Theben eil nahm, wo es ihm vom Schicksal bestimmt war umzukommen, durch Ermordung seiner atter, wie er Jenem versprochen, gerächt hatte, verfolgten ihn die Furien. Diesen konnte er, h dem Ausspruche des Orakels, erst dann entgehen, wenn er in einem Lande sich niederließ, erst nach der Zeit dieses Mordes sich gebildet hätte, da seine Mutter jedes Land, welches ihn fnehmen würde, verflucht hatte. Endlich fand er Ruhe auf einer jüngst im Flusse Achelous standenen Insel, wo er die Kallirrhoë, die Tochter dieses Flußgottes, nach Verstoßung seiner mahlin Arsinoë, heirathete. Allein nicht lange genoß er diese Ruhe. Denn als er, den Wunsch er Gemahlin zu befriedigen, das Halsband der Eriphyle von seinem ersten Schwiegervater egeus listigerweise zurückgeholt hatte, ließ dieser ihn durch seine ihm nachgesendeten Söhne orden. Seine letzten Schicksale behandelten Sophokles, Stesichorus und Euripides; doch diese Tragödien uns nicht erhalten worden.

Alkmene, war die Tochter des Elektryon, Königs von Mycene, und Gemahlin des Amphi- on, dem sie den Iphikles und aus Jupiter's Umarmung, welcher sie liebte und, um sie zu täu- en, des Amphitryon Gestalt angenommen hatte, den Hercules gebar. Nach dem Tode ihres mahls heirathete sie den Sohn des Jupiter, Rhadamanthus, der in Okalia in Böotien lebte. ch Andern ließ Jupiter ihren Leichnam durch Mercur nach den Inseln der Seligen führen, sie mit dem Rhadamanthus vermählt ward. Als Mutter des Hercules und Stammfrau der aliden ward sie vielfach von den griech. Dichtern besungen.

Alkohol, eine dünne, farblose, schwach aber angenehm riechende Flüssigkeit von brennendem chmack, die leichter als Wasser ist, noch nicht bei — 72° C. erstarrt, bei + 78° C. siedet, sich t entzündet und mit schwach leuchtender, nicht rußender Flamme brennt. Der Alkohol ist der akteristische Bestandtheil gegohrener Getränke, deren berauschende Wirkung er veranlaßt. Beziehung auf die außerordentlich große Consumtion dieser Getränke, sowie auf anderwei- Verwendungen, erscheint er als einer der wichtigsten Körper, welche uns die chemische Tech- liefert. Er entsteht nur durch Gährung des Zuckergehalts verschiedener Pflanzentheile. Man n daher aus sehr verschiedenen Pflanzen oder Pflanzentheilen den Alkohol gewinnen; es eig- sich aber vorzüglich diejenigen dazu, welche sehr reich an schon darin vorhandenem Zucker, doch zuckererzeugenden Stoff, an Stärke nämlich, sind. Am häufigsten wird er aus Kar- ln und den Früchten einiger Gräser (des Korns, Reises u. s. w.) dargestellt. Seine Bildung der Stärke beruht auf dem Umstand, daß ein in geringer Menge in den Pflanzen vorkom- der Körper, die Diastase, die Stärke in Traubenzucker verwandelt (daher der süße Geschmack Maische), und dieser durch ein Ferment (Gährungsstoff), welches aus der Einwirkung der t auf gewisse stickstoffhaltige Pflanzensubstanzen hervorgeht, in Alkohol unter Entwickelung Kohlensäure übergeführt wird. Diese Zerlegung des Zuckers in Kohlensäure und Alkohol ichnet man mit dem Namen Gährung. Gegohrener Traubensaft ist Wein; gegohrener stenmalzaufguß Bier; der von gegohrenen Kartoffeln und gegohrenem Korn abdestil- e Spiritus Branntwein. Da der Alkohol bei + 78° C. siedet, das Wasser aber erst bei , so kann man ihn durch Erhitzen von der Flüssigkeit, worin er sich aufgelöst befindet, tren- Diese Trennung durch Destillation geschieht jedoch nicht vollständig, weil stets mit dem hol ein gewisser Theil Wasser übergeht, der auf anderm Wege, durch wasserentziehende flanzen davon abzuscheiden ist. Schon seit Alters her unterscheidet man verschiedene Arten Alkohol, welche durch verschiedenen Wassergehalt charakterisirt sind. So nennt man Brannt- einen Alkohol von 50 — 55 Proc.; rectificirter Weingeist enthält 65 — 75 Proc., höchst ficirter Weingeist 80 — 88 Proc., Weinalkohol 90 — 95 Proc. Absoluter Alkohol ent-

hält gar kein Wasser, also 100 Proc. Alkohol. Um aus den verschiedenen Spiritus- oder Weingeistarten absoluten Alkohol darzustellen, muß man Substanzen hinzu bringen, welche eine größere Wasseranziehungsfähigkeit als der Alkohol besitzen. Solche Stoffe sind vorzüglich geglühtes kohlensaures Kali, Chlorcalcium (geschmolzener salzsaurer Kalk), gebrannter Kalk und geglühter Thon (Fayence). Hat man längere Zeit hindurch unter österm Umschütteln diese Substanzen mit dem Spiritus in Berührung gelassen, so kann man den so entwässerten Alkohol entweder abziehen oder abdestilliren. Um ihn aufzubewahren, muß man ihn in dicht schließende Gefäße bringen, weil er leicht verdampft, oder auch aus der Luft begierig wieder Wasser aufsaugt. Die Verwendung des Alkohols ist außerordentlich ausgedehnt. Namentlich gewährt der Verbrauch berauschender Getränke eine Hauptquelle des Absatzes. (S. **Branntwein** und **Branntweinbrennerei**.) Er wird ferner zur Darstellung von Parfümerien gebraucht, zur Essigbereitung, zum Brennen, und ist ein unentbehrlicher Körper in chemischen und pharmaceutischen Laboratorien.

Alkoran, s. Koran.

Alkoven (aus dem arab. al-kubbe) ist ein kleineres Gemach, welches das Licht nicht unmittelbar von außen, sondern mittels Glasthüren oder Fenstern erst wieder aus andern Räumen erhält. Sie werden meist als Cabinete, Garderoben, auch wol als Schlafkammern benutzt. Bei ihrer Anlage ist vorzüglich darauf zu sehen, daß sie geräumig und hell sind.

Alla breve bezeichnet als Überschrift eines Tonstücks eine raschere Tonbewegung, von der Art, daß dasselbe in einer doppelt geschwindern Bewegung, als sonst bei Noten derselben Gattung stattfindet, vorgetragen werden soll. Daher redet man auch von Allabrevetakt, der durch $^{2}/_{2}$, eine 2 oder auch mit einem durchstrichenen Cirkel ₵ bezeichnet wird. Gleichbedeutend mit Alla breve, als Bezeichnung der Zeitbewegung, bedient man sich auch des Ausdrucks **Alla Capella**, wodurch man anzeigt, daß zwar die Notenfiguren ihrer Größe nach dieselben sind wie beim Choralgesang, daß sie aber gleichwol nicht choralmäßig, sondern lebhafter ausgeführt werden sollen.

Allah, zusammengezogen aus dem Artikel al und ilâh, d. h. das Anbetungswürdige, ist der arab. Name des Einen Gottes, zu dessen Verehrung Mohammed die Gläubigen verpflichtete, und in alle Sprachen übergegangen, soweit der Islam reicht. Die Vorstellungen Mohammed's von diesem Gott im Koran sind rein, würdig und über nationalen Aberglauben und orient. Leidenschaftlichkeit erhaben. Vor allem schärfte er, im Gegensatz zu dem Götzendienst und zu gewissen falsch verstandenen jüdischen und christlichen Dogmen, auf das strengste dessen Einheit ein, so namentlich in den Glaubensformen: „Es ist kein Gott als der Gott (Allah). Dieser allein wahre, große und höchste Gott hat sein Wesen durch sich selbst, ist ewig, nicht gezeugt und zeugt nicht, genügt sich selbst, erfüllt das Universum mit seiner Unendlichkeit, ist der Mittelpunkt, in dem Alles sich vereint, offenbar und verborgen, Herr der Körper- und Geisterwelt, Schöpfer und Regierer, allmächtig, allweise, allgütig, barmherzig, und seine Beschlüsse sind unwiderruflich." Alle diese Eigenschaften hat Mohammed durch populäre Darstellung oft auch in sehr kühnen Bildern veranschaulicht, wie in der Stelle des Korans, wo es heißt: „Wenn alle Bäume, die auf Erden sind, Schreibfedern wären, und sieben Oceane voll Tinte, so würden sie doch nicht zureichen, die Wunder des Allmächtigen zu beschreiben." Die verschiedenen Eigenschaften Gottes, in 99 Namen desselben vertheilt, bilden, in einer bestimmten Reihenfolge zu einer Litanei verbunden, den Rosenkranz der Mohammedaner, der mit dem Namen Allah, als dem hundertsten, welcher alle frühern Epitheta in sich faßt, beschlossen wird.

Allahâbad, d. h. die Stadt Gottes, ist der Name einer Provinz, eines Kreises und einer Stadt in Hindostan. Die Provinz liegt zwischen 24 und 26° n. Br., und wird im N. von Audh und Agra, im S. von Gondwana, im O. von Behar und Gondwana, im W. von Malwa und Agra umgrenzt. Zu der Provinz gehören mehre berühmte Districte und Städte, wie Benares (s. d.), Mirsapur, Juanpur, Bundelkund (s. d.) u. A. Die Provinz erstreckt sich längs der Ufer des Ganges und der Dschamnah, und hat flaches, sehr fruchtbares Land. Die Ostindische Compagnie erlangte Benares 1803, die Stadt A. und die benachbarten Bezirke 1801, und die südöstlichen Theile der Provinz 1803 von dem Peischwa der Mahratten. Das Land rings um die Stadt bildet den Kreis Allahabad, und ist ein äußerst fruchtbarer vom Ganges und der Dschamnah durchschnittener Landstrich. — Die Hauptstadt Allahabad, höchst wahrscheinlich das Palibothra der Alten, liegt am Zusammenfluß jener beiden geheiligten Ströme, und wird deshalb selbst für heilig gehalten und alljährlich von vielen Pilgern besucht, die hier baden und das Wasser zum Tempeldienst in weite Ferne tragen. Das auf der Landspitze vom Kaiser Akbar aus rothen Quadern prachtvoll erbaute Fort beherrscht die Schiffahrt der Ströme wie die Hauptcommunication zwischen Kalkutta und Delhi, und gehört mit zu den größten Bauwerken der

Erde. Die Stadt ist theilweis von den Ruinen früherer Größe umgeben; sie zählt jetzt nur 20000 E. Berühmt ist sie durch seidene und baumwollene Zeuge und ihre Töpferwaaren.

Allard, Generalissimus der Armee in Lahore, geb. 1785, bildete sich frühzeitig zum Militär, und ward unter Napoleon Adjutant des Marschalls Brune. Nach der Ermordung desselben verließ er 1815 Frankreich und begab sich nach Livorno, von wo er sich nach Amerika einzuschiffen gedachte. Auf den Rath eines Freundes aber gab er diesen Plan auf, ging nach Ägypten und von da zu Abbas-Mirza nach Persien, der ihn den Titel und Sold eines Oberst verlieh. Da er jedoch kein Regiment erhielt, gab er auch diese Stellung wieder auf und wendete sich nach Afghanistan und 1820 nach Lahore, wo er in die Dienste des kühnen Häuptlings Randschit-Singh (s. d.) trat, dessen Zutrauen er sich in kurzer Zeit in so großem Maße zu erwerben wußte, daß ihm die namhaftesten Auszeichnungen zu Theil wurden. Als es ihm darauf gelungen war, seinen militärischen Kenntnissen hier insbesondere dadurch Geltung zu verschaffen, daß er den kriegerischen Stamm, bei dem er sich aufhielt, mit der europäischen Kriegskunst bekannt machte und das Heer nach Napoleonischer Art organisirte, ward er Generalissimus. Auch heirathete er jetzt eine Eingeborene. Indeß war doch in ihm die Liebe zum Vaterlande nicht erstorben, und ein Ereigniß wie die Julirevolution konnte nur dazu beitragen, den Plan, in das Vaterland zurückzukehren, in ihm zu befestigen. Mit dem Versprechen, zu Randschit-Singh zurückzukehren, reiste er 1835 nebst Gemahlin und Kindern nach Frankreich zum Besuch, wo er vom Hof mit der größten Auszeichnung empfangen und zum franz. Chargé d'affaires in Lahore ernannt ward. So erhielt diese ursprünglich blos im Privatinteresse unternommene Reise eine politische Bedeutsamkeit; für die Wissenschaft aber ward dieselbe dadurch wichtig, daß A. der königlichen Bibliothek in Paris seine reiche und prächtige Münzsammlung schenkte. Versehen mit Regierungsgeschenken und einem Diplom der Asiatischen Gesellschaft für Randschit-Singh ging A. 1836, obschon ohne die Seinen, welche in Frankreich zurückblieben, nach Lahore zurück, um sein gegebenes Versprechen zu erfüllen, und zeichnete sich in den darauf folgenden Jahren als Chef der Heere des Randschit-Singh in den Kämpfen mit den Afghanen zu wiederholten malen aus. A. beschloß sein vielbewegtes Leben zu Peschawer 23. Jan. 1839. Wie er es gewünscht, ward er nach Lahore gebracht und hier mit allen militärischen Ehren begraben.

Alleghany, s. Apalachen.

Allegiance nennt die engl. Rechtssprache die Unterthanentreue, sowie die daraus fließenden Pflichten. Der Oath of allegiance ist der Unterthaneneid, der in dem Versprechen besteht, dem Könige treu und gehorsam sein zu wollen. Eine allgemeine Ableistung dieses politischen Eides ist in England nicht üblich; derselbe pflegt nur aus besondern Anlässen von Einzelnen abgelegt zu werden, wozu dann der Eidesleistende ein Alter von mehr als 12 Jahren haben muß.

Allegorie bezeichnet zunächst als rhetorische Figur die veranschaulichende Darstellung eines ganzen bis zu Ende durchgeführten Gedankens, durch ähnliche sinnlichere Begriffe. Sie gehört sonach zu den Tropen (s. d.), indem auch hier eine Vertauschung vorgenommen wird, ist jedoch wohl zu unterscheiden von der Metapher (s. d.), da diese nur die Sphäre eines Satztheils einnimmt. Für die allegorische Versinnlichung eignen sich nicht nur geistige und abstracte Begriffe und Vorstellungen, sondern auch Personen können allegorisch sein, mögen dieselben wirkliche Personen repräsentiren oder personificirte Begriffe, wie von Tugend und Laster, darstellen. Doch müssen die Personen mit ihren Attributen und Thätigkeiten scharf ausgeprägt sein, damit nicht unklare Vorstellungen erzeugt werden. Wir finden die Allegorie von den frühesten Zeiten an bei den orient. Völkern, bei den Griechen und Römern, ebenso wie in den neuern Sprachen, vielfach angewendet und ausgebildet. Dieselbe erscheint theils in kurzen, miteinander zusammengestellten allegorischen Ausdrücken, theils als ein völlig abgeschlossenes Ganze, als eigene Dichtungsgattung. Um nur einige Beispiele von gelungenen Allegorien aus den verschiedensten Zeiten anzuführen, erwähnen wir hier die Vergleichung Israels mit einem Weinstock im 80. Psalm; die schöne Stelle in Plato's „Phädrus", wo die Seele als Wagenlenker mit zwei Rossen, einem weißen und einem schwarzen, dargestellt wird; die meisterhafte Beschreibung der Fama bei Virgil im 4. Buch der „Äneide"; die des Schlafs im 11. Buch der „Verwandlungen" des Ovid. Besonders häufig wird uns der Staat und sein Zustand unter dem Bilde eines auf dem Meere umhertreibenden Schiffes vorgeführt, wie bei Horaz in der 14. Ode des 1. Buchs, und bei Pfeffel in dem Gedichte: „Ein Schiff, das lang im Ocean" u. s. w., womit Frankreich zur Zeit der Revolution gemeint war. Noch unübertroffen ist die Allegorie Schiller's: „Durch die Straßen der Städte, vom Jammer gefolget, schreitet das Unglück — lauernd umschleicht es die Häuser der Menschen, heute an dieser Pforte pocht es, morgen an jener u. s. w." Für die Ein

führung allegorischer Personen nach den oben beschriebenen Gesetzen kann als schlagender Beleg der „Theuerdank" gelten, ein Heldengedicht aus dem 16. Jahrh., in welchem die Geschichte Kaiser Maximilian's I. und seines Vaters Friedrich allegorisch beschrieben wird. Da ferner die Allegorie auch durch Zeichnung, besonders in der Malerei und in den plastischen Künsten, und dramatisch, wie im Ballet und in der Pantomime, sich darstellen läßt, so hat sie zu allen Zeiten auch in der Geschichte der schönen Künste einen wichtigen Platz behauptet. Allegorische Figuren verfehlen, wenn sie geschickt erfunden, geschmackvoll ausgeführt und am rechten Orte angebracht sind, ihre Wirkung nicht; doch müssen auch hier die Personen besondere Attribute (s. d.), nicht allgemeine Symbole (s. d.) haben, damit sich aus dem Individuellen die bezweckte Beziehung herausfinden läßt. Aber hierin gerade hat man in früherer und neuerer Zeit den Fehler häufig begangen, daß man die Handlung, wodurch eine allegorische Figur sich selbst aussprechen soll, vernachlässigte und diesen Mangel durch Anhäufung von bloßen Symbolen zu ersetzen suchte, die willkürlich gewählt oder vieldeutig waren und deshalb nicht selten unverständlich blieben.

Allegorische Auslegung heißt diejenige Auslegung einer schriftlichen Urkunde oder sonst ausgesprochenen Lehre, bei welcher vorausgesetzt wird, daß der Urheber derselben oder der ihn unbewußt treibende Geist etwas Anderes, gewöhnlich etwas Geistigeres, gedacht und angedeutet habe, als Worte und Form seiner Rede unmittelbar aussprechen. Im eigentlichen und durchgeführten Sinne findet sich diese Auslegung immer nur bei heiligen Schriften angewendet, da bei ihnen das Princip der allegorischen Auslegung, festzuhalten an einer meist als inspirirt gedachten Urkunde und doch den Widerspruch der veränderten religiösen Überzeugung auszugleichen, am leichtesten sich geltend macht. Diese Auslegungsweise ist uralt, und ward schon bei den Indiern, demnach keineswegs zuerst von den Alexandrinern angewendet. Von Letztern aber ging sie zu den Juden in Palästina über, unter denen nach Josephus die Pharisäer, nach Philo auch die Essener und verwandte Judenparteien ihr zugethan waren. Selbst Paulus wendet die allegorische Auslegung an, und hat selbst das Wort „allegorisch" (Gal. 4, 24) gebraucht. Aber bei weitem mehr kommt sie im Hebräerbriefe in Anwendung. Philo jedoch hat dieselbe in seinen Schriften am weitesten getrieben, und von ihm nahmen sie die alexandrinischen Theologen der christlichen Kirche an, und übten sie mit Geschmack, Freiheit und Geist, aber ohne feste Principien. Die Neuplatoniker, anfangs der allegorischen Auslegung abgeneigt, entlehnten sie allmälig von den Juden und Christen, und wendeten sie sowol auf die gangbaren alten Mythen wie auf die Homerischen Gesänge an. Die „Homerischen Allegorien", angeblich von Heraklides Ponticus stammen aus diesen Schulen und Tendenzen. Man unterschied unter Juden und Christen gewöhnlich vier Arten der allegorischen Auslegung: die mystische, die anagogische, die moralische oder tropologische und die typische, nach den Gegenständen, welche man in den Schriften angedeutet fand (Göttliches, Himmlisches, Innerliches und äußerlich Entferntes). Die antiochenische Schule setzte an die Stelle der allegorischen Auslegung die sogenannte Theorie, d. i. die Anwendung des mehr grammatischen Schriftsinns für erbauliche Betrachtung. Allein bei dem ununterbrochenen Fortschreiten des religiösen Bewußtseins ist es auch laut des Zeugnisses der Geschichte überall nothwendig, über den Buchstaben als solchen hinauszugehen: nur ist, im Gegensatze zu alter und neuer Willkür, die gesuchte Vergeistung in der Richtung des Gedankens vorzunehmen, in welcher der Schriftsteller vielleicht unbewußt gedacht und empfunden hat.

Allegri (Antonio), s. Correggio.

Allegri (Gregorio), einer der geachtetsten Gesangcomponisten Italiens im 17. Jahrh., ein Schüler Nanino's und Sänger in der päpstlichen Kapelle, war zu Rom 1590 geboren und starb daselbst 1652. Besonders berühmt hat ihn das „Miserere" gemacht, welches jährlich in der heiligen Woche, Mittwochs Nachmittags in zwei Chören, von denen der erste Chor fünfstimmig, der zweite vierstimmig ist, in der Sixtinischen Kapelle zu Rom mit außerordentlicher, durch die Umgebung noch erhöhter Wirkung gesungen zu werden pflegt. Diese Composition wurde sonst so heilig gehalten, daß Derjenige den Bann fürchten mußte, der sie abzuschreiben gewagt hätte. Mozart umging jedoch das Verbot, indem er nach zweimaligem Hören dieselbe aufzeichnete, worauf er sie in London 1771 in Druck gab. In Folge dessen machte Papst Clemens XIII. 177 dem Könige von England eine Abschrift des Originals zum Geschenk. Nach der Behauptung Baini's soll das Miserere von A. nicht vollständig in Stimmen gesetzt worden sein, sondern nur die Baßstimme der ersten 18 oder 20 Takte; alles Übrige soll allmälig im Vortrage der Sänger sich gestaltet haben, und erst zu Anfang des 18. Jahrh. die damalige Singweise auf päpstlichen Befehl als Norm festgesetzt worden, nie aber eine Partitur vorhanden gewesen sein.

Allegro (ital., abgekürzt allo), d. h. munter, hurtig, ist der vierte von den Hauptgraden de

musikalischen Bewegung und der Name für ein Stück, das in einer mäßig geschwinden Bewegung vorgetragen werden soll. **Allegretto** bezeichnet eine etwas langsamere Bewegung als Allegro, ohne in Andantino überzugehen, und zugleich ein Stück in dieser Bewegung. Durch Zusätze bezeichnet man noch genauer die Art der Schnelligkeit, z. B. Allegro maestoso, d. i. würdevolles Allegro. Allegrissimo für Presto assai ist nicht mehr gewöhnlich.

Alleinhandel ist das auf thatsächlichen Umständen, oder politischen Maßregeln, oder erworbenen Rechten beruhende Verhältniß, wo Einzelne oder Gesellschaften, oder auch ganze Völker den alleinigen Vertrieb bestimmter Waarengattungen nach gewissen Plätzen oder Ländern haben. (S. **Handel** und **Monopol**.)

Alleinseligmachende Kirche. Wenn in dem Wesen des Menschen die allgemeine Nothwendigkeit liegt, sociale Verhältnisse einzugehen, und darin im tiefsten Grunde auch die Entstehung der religiösen Gemeinschaft oder der Kirche begründet ist, so liegt in der größern oder geringern Bestimmtheit der Überzeugung von der Wahrheit des religiösen Glaubens die fortdauernde und auch im Christenthum sehr frühzeitig hervortretende Veranlassung, für seinen Glauben, und durch das Gefühl der Gemeinschaft ermuthigt, selbst für den Glauben seiner Kirche die alleinseligmachende Kraft in Anspruch zu nehmen. Je weniger sich in der ersten (besonders apostolischen) Zeit der christlichen Kirche die Parteien scharf ausschlossen und schieden, desto ausreichender erschien es, die alleinseligmachende Kraft des Christenthums gegenüber allen andern Religionen geltend zu machen (Apostelg. 4, 12). Allein schon im Laufe des 2. Jahrh. bildete sich in dem Kampfe der christlichen Gegensätze zunächst der Begriff, und in der zweiten Hälfte auch der Name „Katholische Kirche" (zuerst um 169 bei Eusebius) und zugleich der Begriff des ausschließlichen Heils in ihr aus. Schon dem Irenäus (gest. 202) sind außerhalb der „Kirche" nur Räuber und Diebe und Pfützen stinkenden Wassers. Dem Clemens Alexandrinus (gest. zwischen 212 und 220) ist nur die „Kirche" als die „Auserwählte" der Leib des Herrn, und gerade der sonst so geistige Origenes (gest. 254) spricht es zuerst aus: „Außerhalb der (kath.) Kirche wird Niemand selig." Ganz ebenso Cyprian (gest. 256), nachdem Tertullian (gest. 220) die Kirche, wenn auch seine „geistige" Kirche, mit der allein rettenden Arche Noah's verglichen hatte. Das damit sich einende Streben, die Kirche immer mehr aller Zerrissenheit gegenüber auch äußerlich als Eine zu erfassen, und die seit dem 4. Jahrh. schärfer, wenn auch nur sehr allmälig hervortretende Richtung auf Rom als den natürlichen Schwerpunkt dieser Einheit, brachte in Verbindung mit dem siegreichen Kampfe gegen die Ketzereien des Pelagianismus, Manichäismus und besonders des Donatismus, sowie im Hinblick auf die Erhebung der „katholischen Kirche" zur reichsrömischen Staatsreligion, auch ein hierarchisches Moment in den allseitig und besonders durch Augustin (gest. 430), Leo d. Gr. (gest. 461) und Gregor d. Gr. (gest. 604) ausgesprochenen Satz, daß außerhalb (des äußerlichen, bestimmt organisirten Verbandes) der kath. Kirche keine Seligkeit möglich sei. Bei diesem Satze ist denn auch zunächst die röm.-kath. Kirche stehen geblieben. Da auch nach ihr ohne Christus Niemand selig werden kann, und zu ihrem Begriffe der Zugehörigkeit zur wahren christlichen Kirche nicht allein die Einheit des Bekenntnisses und der Sacramente, sondern auch die Unterwerfung unter den röm. Bischof als legitimen Oberhirten der Kirche gehört, so ergeben sich die Sätze von selbst: „Außerhalb des kath. Glaubens kann Niemand selig werden" (Professio fidei Tridentinae); „Ohne den kath. Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen" (Tridentiner Concil, Sitzung 5); „Wenn Jemand entgegen diesen Beschlüssen (des Tridentiner Concils) lehrt oder denkt, so sei er verdammt" (Sitzung 25); „Allein in der Kirche Gottes (d. h. in der kath. Kirche) und außerhalb derselben nirgends, wird der wahre Cultus und das wahre Opfer gefunden, was Gott irgendwie gefallen kann" (Catechismus Romanus 1, 10. 19). Alle Heiden und Ketzer, d. h. Nichtkatholiken, sind daher selbstverständlich nach kath. Dogma verdammt, und Milderungen dieser Lehre, wie sie neuerlich von Katholiken selbst (z. B. in den „Münchner politisch-historischen Blättern") insofern aufgestellt worden, als behauptet wurde, daß die kath. Kirche nur über die äußere That richte, das Innere aber dem Erbarmen Gottes anheim gebe, folglich die Verdammung der Ketzer selbst als ungewiß hinstelle, sind gegen die orthodoxe Lehre der rein kath. Kirche.

Die protestantische Kirche, sowol die lutherische als die reformirte, und sogar die Quäker, lehren ebenso die alleinseligmachende Kraft der Kirche. Die Augsburgische Confession lehrt: „Die Verheißung des Heils bezieht sich nicht auf die, welche außerhalb der Kirche Christi sind." Luther's größerer Katechismus sagt: „Wer nur außerhalb des Christenthums steht, seien es Heiden oder Türken, Juden oder auch falsche Christen und Heuchler, bleiben, obgleich sie an Einen, wah-

ren Gott glauben, dennoch ewig unter dem Zorn und der Verdammniß." Die Confessio helvetica erklärt: „Wie außerhalb der Arche Noah's kein Heil war, so glauben wir, daß außer Christo (und außer der wahren Kirche Christi) kein höheres Heil sei." Gleiches wird noch in andern Stellen gesagt. Daher ergeht auch die dringende Auffoderung, sich zu der Einheit der wahren Kirche Christi auch äußerlich zu halten (Confessio belg., Art. 28). Allerdings ist hier, anders als in der kath. Kirche, wenigstens soweit thunlich, nicht die äußere, sondern die unsichtbare Kirche gemeint, als „die Gemeinschaft der Heiligen, in welcher das Evangelium recht verkündigt und die Sacramente recht verwaltet werden". Allein dennoch nimmt auch die protest. Kirche die Übereinstimmung mit ihren Hauptdogmen allenthalben als die Bedingung der Seligkeit in Anspruch. Die neuere Zeit insbesondere hat dies wie in der kath. so in der protest. Kirche zu mildern gesucht. Der richtige Sinn jener von dem entschiedenen Glauben stets aufgestellten Behauptung aber wird erst dann erhellen, wenn man sich klar gemacht hat, einmal, daß der innere und äußere Mensch, seiner ihm verliehenen Natur nach, volle Entwickelung, Befriedigung und somit zeitliche wie ewige Seligkeit nur in der Gemeinschaft (hier „Kirche") zu erlangen vermag, und dann, daß gewisse Glaubensüberzeugungen, abgesehen von den unwichtigern, der freien Individualität zu überlassenden, zu einem seligen Leben in der That unentbehrlich sind und von jedem entschiedenen Glaubenden als solche aufgestellt werden müssen. Jene kirchlichen Satzungen irren daher nur darin, daß sie zu Vieles und zu schroff exclusiv als unbedingt zur Seligkeit nöthig hinstellen, und ferner insofern, als sie selbst bei unwichtigern Dogmen nicht sowol mit einer geringern Seligkeit, als vielmehr mit ewiger und voller Verdammniß drohen. Ein richtiges wenn auch unentwickeltes Grundgefühl liegt somit allerdings jener Ansicht von der alleinseligmachenden Kirche zu Grunde, und besitzt ein tieferes Recht der Wahrheit, als die Gleichmacherei des Indifferentismus, die der Socianismus bereits angebahnt hat und durch die neuere Verflachung des religiösen Glaubensernstes unterstützt worden ist. Die zu allen Zeiten für die Seligkeit unbedingt geltend gemachten Foderungen gewisser sittlicher Grundsätze ruht im Wesen auf demselben Gedanken. Die Religion als die Grundlage der Sittlichkeit, und somit auch die Religion jedes einzelnen Bekenntnisses, wird in ihren Hauptsätzen ein gleiches Recht unbedingter und zur Seligkeit nothwendiger Anerkennung für sich in Anspruch nehmen können.

Allemande ist der Name eines Tanzes, der, mit geringer Benutzung national deutscher Motive, von der franz. Tanzkunst zur Zeit Ludwig's XIV. erfunden und während des Kaiserreichs wieder sehr beliebt auf dem pariser Theater wurde. Die A. hat ein langsames Walzertempo, besteht nur aus drei sogenannten pas marchés, ganz geschliffen, bald vor, bald zurück, selten walzend. Der ganze Reiz des Tanzes liegt in der anmuthigen Verschlingung und Entwickelung der Arme, den sogenannten passes. Dieses Motiv sowol als die Musik sollen aus dem Elsaß stammen. Die Einführung der A. am versailler Hofe war also eine Art von künstlerischer Einverleibung der neu erworbenen deutschen Provinzen.

Allerchristlichste Majestät (Sa majesté très-chrétienne) war der Titel der Könige von Frankreich, den der Papst zuerst Ludwig XI. 1469 beilegte. Während des Kaiserreichs wurde der Titel nicht gebraucht; doch nahmen ihn Ludwig XVIII. und Karl X. wieder an. Der Bürgerkönig Ludwig Philipp führte ihn nicht.

Allergetreuester Sohn der Kirche (lat. Rex fidelissimus), ist der päpstliche Titel der Könige von Portugal, welcher 1748 von Papst Benedict XIV. dem Könige Johann V., zugleich mit dem Rechte der Besetzung aller Bisthümer und Abteien seines Reiches, wegen seiner treuen Anhänglichkeit an die röm. Kirche verliehen wurde.

Allerheiligen, ein Fest der kath. Kirche, deshalb eingeführt, weil es unmöglich war, jeden Heiligen an einem besondern Tage zu feiern. Als die Christenverfolgungen im röm. Reiche im 4. Jahrh. aufgehört hatten, wurde in der griech. Kirche der Sonntag nach Pfingsten bestimmt, um das Andenken der Märtyrer zu feiern. Chrysostomus hat uns in einer seiner Homilien das Muster einer solchen Rede hinterlassen. In der röm. Kirche ward ein ähnliches Fest um 610 eingeführt, als der Kaiser Phokas dem Papste Bonifacius IV. das Pantheon in Rom schenkte, welches dieser in eine Kirche, die jetzige Rotonda oder Santa-Maria dei martiri, umwandelte, die er 13. März zur Ehre der Maria und aller Märtyrer weihte. Das eigentliche Allerheiligenfest aber ist von dem Einweihungsfeste dieser Kirche verschieden. Es hängt wahrscheinlich mit dem von Gregor III. errichteten Oratorium zur Ehre aller Heiligen zusammen, und wird, zufolge einer Bestimmung Gregor's IV. von 835, am 1. Nov. gefeiert. Durch Vermittelung Gregor's führte es Kaiser Ludwig der Fromme in Gallien ein, und um 870 fand es auch in England Eingang.

Allerheiligstes hieß bei den Juden der abgesonderte hinterste Theil in der Stiftshütte und

später im Tempel, wo nichts als die Bundeslade stand und später im Herodianischen Tempel, als diese verloren gegangen war, nach den Rabbinen ein bloßer Stein lag, auf dem die Bundeslade einst gestanden haben sollte. Es war vom Heiligen oder dem vordern Theile des Tempels bei Salomo's Bau durch eine Cedernwand geschieden, und hatte zu seinem Eingange eine Flügelthür aus Ölbaumholz. Im Herodianischen Tempel aber war es durch eine Thür mit Vorhang geschieden, und dieser riß durch das Erdbeben bei dem Tode Jesu (Math. 27, 51) entzwei. Wegen seiner Heiligkeit durfte es auch der Hohepriester, und er allein, nur ein mal im Jahre am großen Versöhnungstage, wenn auch an diesem Tage wiederholt, betreten, um die beiden heiligsten Sühnopfer für seine und des Volkes Sünde im Laufe des ganzen Jahres darzubringen. Im Allerheiligsten wurde über der Bundeslade zwischen den Cherubim der Sitz Jehova's gedacht. — Bei den Katholiken nennt man das **Allerheiligste** die in einem Gefäße zur Anbetung ausgestellte geweihte Hostie. (S. **Monstranz**.)

Aller Seelen, ein Fest der kath. Kirche, welches auf den 2. Nov. fällt und durch Gebet, Almosen und fürbittenden Ablaß (per modum suffragii) die Leiden der Seelen im Fegfeuer erleichtern soll. Es ward 993 in Clugny auf folgende Veranlassung eingeführt. Ein Pilger, bei der Heimkehr von Jerusalem mit seinem Schiffe durch Sturm genöthigt, zwischen Sicilien und Thessalonich an einer felsigen Insel zu landen, findet hier einen Einsiedler, der ihm mittheilt, wie zwischen den Felsen der Insel die Schlünde der Unterwelt sich öffneten, aus denen ungeheure Flammen aufstiegen und das Seufzen und Schreien der in der Tiefe von den bösen Engeln Gequälten sich vernehmen lasse. Wiederholt habe er hier auch die Klagen und Verwünschungen der Teufel, daß ihnen durch das anhaltende Gebet und Almosengeben der Frommen so viele Seelen entrissen würden, gehört; aufgebracht seien sie namentlich über den Abt und die Mönche in Clugny. Der Pilger machte den Abt Odilo mit Dem, was er in Erfahrung gebracht, bekannt, und dieser ordnete sofort auf den Tag nach Allerheiligen ein jährliches Fest Aller Seelen an, welches schnell in der ganzen katholischen Welt Eingang und Nachahmung fand. Eine andere Quelle verlegt das Ereigniß in das J. 998 und auf die Insel Sicilien.

Allia, jetzt Aja, ein kleiner Fluß, der oberhalb Rom in die Tiber fällt, ist berühmt durch die Niederlage, welche hier die Römer durch die Gallier unter Brennus 387, nach Andern 391 v. Chr. erlitten, worauf die Eroberung und Einäscherung der Stadt erfolgte.

Alliance, neueres französisches, im Wesentlichen dem deutschen Solo nachgebildetes Kartenspiel unter vier Personen, deren jede 12 Blätter erhält, während von den noch übrigen vieren drei verdeckt liegen bleiben, und das letzte, offen aufgelegte die Farbe des Spiels bezeichnet. Die Figuren desselben sind König, Dame, Bube, Fahne (die Neun in den rothen, die Drei in den schwarzen Farben), in der eben angegebenen Reihefolge eine, zwei, drei und vier Marken geltend. Im Gange des Spiels stechen die Fahnen nur nach ihrem Werthe, im Stiche aber zählen sie am höchsten. Da nicht die in der Hand befindlichen, sondern die in den Stichen eingenommenen Figuren zählen, so ist es Zweck des Spiels, die meisten Stiche und in denselben so viele Figuren als möglich zu erhalten. In der Farbe, in welcher gespielt wird, sticht das Aß den König; in den übrigen rangirt es hinter dem Buben. Sieben Stiche gewinnen das Spiel. Die üblichen Spielarten sind: Alliance, Carré, Solo. Glaubt jedoch Einer durch bedeutendes Gegenspiel dem Solo die Spitze bieten zu können, so kündigt er Resistance an. Er hat, wird das Solo gewonnen, das Doppelte zu zahlen; dieses bekommt er, wenn er das Solo stürzt.

Allianz nennt man ein Bündniß zwischen zwei oder mehren Staaten. Man theilt die Allianzen in Offensiv- und Defensivallianzen oder Trutz- und Schutzbündnisse. Überhaupt zerfallen sie, was die Rechte und Verpflichtungen, sowol der Verbündeten unter sich als auch das Verhältniß derselben zu dem Feinde betrifft, in drei Hauptclassen: 1) in sogenannte Kriegsgemeinschaften, wenn beide Theile sich verpflichten, mit ihrer ganzen Macht den Krieg gegen den gemeinschaftlichen Feind zu führen, wo alsdann jede der verbündeten Mächte als hauptkriegführende Macht angesehen wird; 2) in Auxiliarallianzen im engern Sinne, wenn die Verbündeten sich wechselseitig nur zu einer bestimmten Hülfe verpflichten, wo also eintretenden Falls nur die eine der verbündeten Mächte als Hauptmacht, die andere aber als hülfeleistende Nebenmacht erscheint; 3) in Subsidientractate, wenn die eine Macht sich nur gegen ihr gezahlte Subsidien oder Hülfsgelder anheischig macht, Truppen zu stellen oder diese der andern Macht in Sold zu geben, ohne selbst unmittelbar an dem Kriege Theil zu nehmen, oder wenn die zu leistende Hülfe nur in Geldbeiträgen besteht. Die Kriegsallianzen des 19. Jahrh. sind in der Regel Kriegsgemeinschaften gewesen; denn es würde sich jetzt nicht leicht ein Staat gefallen lassen, daß Jemand einem Feinde Hülfe leiste, dabei aber behaupte, er sei nicht mit ihm im Kriege. Doch fand etwas

Ähnliches noch bei der Einmischung der Franzosen und Engländer in die belgisch-holländische Streitsache statt. Es ist übrigens jedem Staate möglich, die bloße Hülfsallianz in eine Kriegsgemeinschaft zu verwandeln, wenn er dem Hülfeleistenden den Krieg erklärt. — Allianzen von drei Mächten haben zuweilen den Namen **Tripleallianz** geführt. Die bekannteste derselben ist die von England, Schweden und Holland, welche 23. Jan. 1668 durch William Temple (s. d.), Dr. Witt (s. d.) und Graf Dohna abgeschlossen wurde, und den damaligen Plänen Ludwig's XIV. auch ohne Krieg Einhalt that. Ebenso nannte man Allianzen von vier Mächten häufig **Quadrupleallianzen**, welcher Name zuerst einer gleichfalls im Haag, zwischen Holland, Dänemark, Brandenburg und Lüneburg geschlossenen, zunächst auf Sicherung Bremens gegen Schweden, indirect aber auch gegen Ludwig XIV. gerichteten Allianz beigelegt ward, die keine weitern Folgen hatte. Eine wichtigere Quadrupleallianz, die 2. Aug. 1718 abgeschlossen ward, hatte anfangs nur drei Theilnehmer: England, Frankreich und Östreich. Man nannte sie aber von vorn herein Quadrupleallianz, weil man den Beitritt der Generalstaaten voraussetzte, der niemals wirklich erfolgte, indem es nur zu einer Drohung von Seiten der Letztern kam (7. Nov. 1719), sich anzuschließen. Diese Allianz war zur Sicherung des Friedens von Utrecht und gegen die ehrgeizigen Pläne des von Alberoni geleiteten Spaniens gerichtet, und erreichte ihr Ziel durch einen Seekrieg und Unterhandlungen. Die neueste Quadrupleallianz war die, hauptsächlich von Palmerston und Talleyrand vermittelte Allianz zwischen England, Frankreich, Portugal und Spanien, welche 22. April 1834 zu London zu Stande kam, und 10. Aug. 1834 noch eine Zusatznote erhielt. Als nächster Zweck derselben galt die völlige Vertreibung des Dom Miguel und Don Carlos. Hierfür wirkte man durch eine sogenannte Cooperation, welche durch die aus Algerien nach Catalonien versetzte Fremdenlegion, durch ein in England vom Oberstlieutenant Lacy-Evans geworbenes Corps, und am directesten durch ein portugiesisches Hülfscorps vermittelt wurde. Frankreich hatte eine noch wirksamere Hülfe in Aussicht gestellt und zu Pau 25000 Mann zusammengezogen. Aber dem König Ludwig Philipp gefiel der Gang des spanischen Constitutionalismus nicht, sodaß man, nach einigen Schwankungen, schon zufrieden sein mußte, wenn wenigstens die französische Grenze streng gesperrt wurde. Auch die weitere Bedeutung der Quadrupleallianz, wonach sie wesentlich ein Bündniß der constitutionnellen Mächte den absoluten Mächten gegenüber sein, und zugleich in dem Verhältnisse zwischen England und Frankreich eine gegenseitige Mäßigung und Controle vermitteln sollte, wurde durch die orientalischen Differenzen von 1840 und durch die spanische Heirathsintrigue fast gänzlich annullirt. — Die durch eine Allianz Verbundenen heißen **Alliirte**, Verbündete. (S. Coalition).

Allier, Nebenfluß der Loire in Frankreich, entspringt auf der Wasserscheide im Osten des Depart. Lozère, durchfließt in nördlicher Richtung die Departements Haute-Loire, Puy-de-Dôme und Allier, und mündet nach einem Laufe von 80 Lieues unterhalb Nevers in die Loire. Der Fluß ist über zwei Drittheile seiner Länge, von Fontanes an, schiffbar, nimmt rechts die Dore, links die Sioule auf, und berührt die Städte Brioude, Issoire, Auzon, Vichy und Moulins. — Das nach ihm benannte Depart. Allier in der Mitte Frankreichs, ein Theil der ehemaligen Landschaft Bourbonnais, umfaßt etwa 130 QM. oder 742272 Hectaren, ist ein namentlich im Süden gebirgiges Hochland, welches nach Norden gegen die Loire hin abfällt. In derselben Richtung fließen auch die Gewässer des Landes, unter denen der Allier mit der Sioule, der Cher mit der Omance und der Bèbre, sämmtlich der Loire zueilend, die bedeutendsten sind. Das verhältnißmäßig rauhe Klima wird durch die hohe Lage des Landes verursacht. Fast der sechste Theil des sehr verschiedenen Bodens ist mit Waldung bedeckt. In den übrigen Theilen baut man Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hülsenfrüchte, Obst, Ölpflanzen u. s. w. Alle günstig gelegenen Hügel sind mit Reben bedeckt, welche jährlich ungefähr 30000 Hectoliter rothen und weißen Weins erzeugen. Der Reichthum an Mineralien, namentlich an Eisen (in Thonkörnern um Montluçon und Moulins), Kohlen, Spießglanz, Mangan, Marmor u. dergl. beschäftigt viele Gewinnungs- und Verarbeitungsanstalten, Thonwaarenfabriken, Glashütten u. s. w. Außerdem finden sich Spinnereien, Gerbereien, Wollen- und Baumwollenwebereien und etwas Schiffbau. Die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Mineralquellen gibt es bei Vichy, Néris und Bourbon-l'Archambault. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Montluçon, Moulins, Gannat und Lapalisse, mit 27 Cantonen, 350 Gemeinden und 311400 E.; der Sitz des Präfecten und der Departementalbehörden ist Moulins.

Alligationsrechnung oder **Vermischungsrechnung** heißt diejenige Rechnung, welche lehrt wieviel man von zwei oder mehren Substanzen, deren Qualität gegeben ist, nehmen muß, um eine Mischung von bestimmter Qualität zu erhalten. Will man z. B. zwei Sorten Wein, die

Flasche zu 12 und zu 20 Ngr., so vermischen, daß eine Flasche der Mischung 17 Ngr. werth ist, so muß man sie im Verhältniß 3 : 5 vermischen, d. h. man muß auf 3 Flaschen der schlechtern Sorte immer 5 Flaschen der bessern Sorte nehmen, da diese zusammen so viel kosten werden als 8 Flaschen zu 17 Ngr. Man findet hier, wie in jedem andern Falle, die jeder einzelnen Sorte entsprechende Verhältnißzahl, wenn man die Differenz zwischen den Qualitäten oder Preisen der andern Sorte und der Mischung oder Mittelsorte nimmt. Sind mehr als zwei Substanzen zu mischen, so ist die Aufgabe unbestimmt, und es gibt dann statt einer Auflösung unendlich viele verschiedene Auflösungen. Will man z. B. durch Vermischung von 10-, 15- und 16löthigem Silber 14löthiges erhalten, so kann man als Verhältnißzahlen nehmen: 1, 2, 1 (d. h. einen Theil 10löthiges, zwei Theile 15löthiges, einen Theil 16löthiges Silber); 2, 2, 3; 4, 2, 7; 2, 6, 1; 6, 2, 11 Theile u. s. w.

Alligator oder **Kaiman** ist der Name einer ganz der Neuen Welt angehörigen Gattung von Amphibien, die nebst den Gavials und den eigentlichen Krokodilen die Familie der panzertragenden Eidechsen (Crocodilus) bildet und somit zu der Ordnung der Saurier oder eidechsenartigen Reptilien gehört. Der A. unterscheidet sich von dem nur in der Alten Welt gefundenen Krokodile durch seine abgestumpfte Schnauze, die ungleichen Zähne, durch die ungezähnelten und blos mit halben Schwimmhäuten versehenen Füße. Während das Krokodil am Rande der Oberkinnlade neben der Schnauze eine Ausbuchtung oder Furche zur Aufnahme des vierten Unterkieferzahns hat, wird dieser beim A. von einer Grube aufgenommen, welche sich am Rande der Oberkinnlade befindet. Die Arten werden bis 14 F. lang, sind langsam und schwerfällig in ihrer Bewegung, und besitzen namentlich im Schwanze große Kraft, sodaß sie kleine Indianerfahrzeuge umzuwerfen im Stande sind. Das Weibchen legt 20—60 Eier in den Schlamm, welche von der Sonnenhitze ausgebrütet werden. Eine der häufigsten Arten ist das Jacaré oder der Brillenkaiman (Crocodilus sclerops), so genannt von einer Querleiste, welche nach vorn die hervorstehenden Augenhöhlenränder verbindet. Es lebt in den Gewässern Südamerikas, besonders in Brasilien und Guiana, nährt sich meist von Fischen, ist oben von dunkler olivengrauer, unten aber grüngelblich-weißer Farbe, und hat auf dem Rücken vier undeutliche schwärzliche Querbinden. Die in den Gewässern Nordamerikas, namentlich im Mississippi und seinen Nebenflüssen gewöhnlichste Art ist der Crocodilus lucius, aber hechtschnauzige A., von der Gestalt seiner Schnauze benannt; er ist oben dunkel braungrün mit lichtern bindenartigen Flecken, unten weiß ins Grüne fallend, an den Seiten aus beiden Farben gestreift, verbirgt sich häufig im Schlamm, und fällt bei großer Kälte in Lethargie. Der A. ist ein Raubthier, jedoch für den Menschen bei einiger Vorsicht nicht gefährlich. Wegen seines Panzers ist er nur über den Augen durch Flintenkugeln oder Schläge tödtlich zu verwunden. Sein weißes fischartiges, nach Moschus riechendes Fleisch wird von Negern und den rohern Indianerstämmen gegessen. Aus der Haut bereitet man in Nordamerika ein sehr festes Leder, das zu Sätteln verarbeitet wird. Der Name Alligator ist aus dem portug. lagarto (lat. lacerta) entstanden und in Südamerika bei den engl. und holländ. Colonisten, sowie im ganzen Nordamerika gebräuchlich; der Name Kaiman ward durch die Neger Guianas und die franz. Colonisten verbreitet. (S. Krokodil.)

Allioli (Jos. Franz), Dompropst in Augsburg, vordem Professor an der Universität und frequentirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, geb. 10. Aug. 1793 zu Sulzbach, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium daselbst, dann auf den Anstalten zu München und Amberg und auf der Universität zu Landshut. Seit 1815 im bischöflichen Seminar zu Regensburg, wurde er 1816 zum Priester geweiht und in Landshut nach Lösung einer theologischen Preisaufgabe Doctor der Theologie. Im J. 1818 ging er mit Unterstützung der baier. Regierung auf zwei Jahre nach Wien, um sich den orientalischen Sprachen zu widmen, dann nach Rom und Paris. Seit 1821 Privatdocent, wurde er 1823 außerordentlicher, 1825 ordentlicher Professor des Bibelstudiums in Landshut. Seit 1826 an die Universität nach München versetzt, erhielt er nach einem abgelehnten Rufe an die Universität Freiburg den Titel eines geistlichen Raths, und bekleidete 1830 das Rectorat der Universität. Im J. 1835 war er durch Kränklichkeit genöthigt, die Professur zu verlassen, ward Domcapitular in Regensburg und 1838 Dompropst in Augsburg. Einen ausgebreiteten Ruf erwarb er sich durch seine mit Anmerkungen begleitete „Übersetzung des Alten und Neuen Testaments nach der Vulgata“ (Nürnb. 1830; Landsh. 3. Aufl., 6 Bde., 1839—45), die durch ihre päpstliche Approbation vorzüglich darauf berechnet war, die Verbreitung des göttlichen Wortes unter den Katholiken in Deutschland zu befördern. Außerdem haben wir von ihm „Biblische Alterthümer“ (Bd. 1, Landsh. 1825), ein „Handbuch der biblischen Alterthumskunde“ (Landsh. 1841), und mehre kleinere theologische Schriften.

Alliteration, Buchstabenreim oder Stabreim, vertrat in der altdeutschen, angelsächsischen und skandinavischen Poesie den jetzt üblichen Reim, und beruht in ihrer strengern Form darauf, daß in zwei zueinander gehörigen Versen drei Wörter mit gleichen Anfangsbuchstaben vorkommen. Diese Buchstaben heißen in der altisländischen Verslehre Reimstaben (Ljodstafir). Der Hauptstab findet seine Stelle jedesmal in der zweiten Zeile des Verspaars; von ihm sind die andern in der vorhergehenden Zeile befindlichen, die Nebenstaben, abhängig. Z. B. Hohem und Heiligem Horchte mein Geist. Der Wole Weisheit Will ich nun künden. Noch jetzt ist die Alliteration aus der isländ. Poesie nicht ganz verschwunden, während sie in den übrigen deutschen Mundarten schon früh, im Althochdeutschen seit Otfried, um 870, dem gewöhnlichen Reime gewichen ist. Vgl. Rask's „Verslehre der Isländer" (deutsch von Mohnike, Berl. 1830). Auch bei andern, durch Raum weit getrennten Völkern ist die Alliteration die nothwendige Form des Verses, so z. B. bei den Finnländern und den Tamulen in Südindien. — In einem weitern Sinne bezeichnet der Name **Alliteration** eine Figur der Rede, die in dem Zusammentreffen mehrer Wörter mit gleichen Anfangsconsonanten besteht. (S. auch Assonanz und Annomination.) Schon die gewöhnliche Sprachweise erkennt die Wirksamkeit dieser Redefigur an, wie die Redensarten: Mann und Maus, Land und Leute, Haus und Hof, beweisen. Auch haben sie die Dichter hier und da mit Vortheil benutzt, wie z. B. Bürger:

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

Allix (Jacq. Alex. Franç.), franz. General der Artillerie, geb. zu Percy in der Normandie 27. Sept. 1776, gest. 26. Jan. 1836, war der Sohn eines Professors der Mathematik. Er diente zuerst bei der Artillerie in der Nordarmee, zeichnete sich bei der Belagerung von Luxemburg aus und wurde bereits im 20. J. zum Obersten befördert. Bei den Feldzügen in Italien und auf S.-Domingo zeigte er ebenso viel Talent als Muth; weil er aber am 18. Brumaire wenig Theilnahme bewiesen, fand er keine weitere Beförderung. Im Oct. 1808 trat er als Brigadegeneral in die Dienste des Königs von Westfalen und wurde 1812 Divisionsgeneral. Nach dem Rückzuge aus Rußland suchte er Westfalen und Kassel im Sept. 1813 gegen Czernitschew zu vertheidigen. Auch führte er den König Hieronymus nach Kassel zurück, wofür ihm dieser ein Jahrgeld von 6000 Fr. anwies und ihn zum Grafen von Freudenthal ernannte, welchen Titel er jedoch ablehnte. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich stellte ihn Napoleon als Brigadegeneral an, und ernannte ihn 1814 wegen der tapfern Vertheidigung des Waldes von Fontainebleau und der Stadt Sens zum Divisionsgeneral. Im J. 1815 übernahm er das Commando im Departement der Yonne; zur Zeit der Schlacht von Waterloo befand er sich als Präsident einer Militärcommission zu Lille. Nach der zweiten Restauration nahm A. seinen Aufenthalt in Deutschland, der ihm aber im Kurfürstenthum Hessen nicht gestattet wurde. Unter dem Titel „Théorie de l'univers" (Frkf. 1817) schrieb er im Exil ein Werk gegen Newton's Gravitationsgesetz, worin er alle Bewegungen der Weltkörper aus der Entbindung der Gasarten zu erklären suchte; doch fand dasselbe wenig Beifall, obschon es ins Englische, Deutsche (Frkf. 1817) und Italienische übersetzt wurde. Im J. 1819 erhielt er die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, wurde als Generallieutenant in die Listen eingetragen und war bei dem Generalstabe in Thätigkeit. In einer Denkschrift, die er 1826 beiden Kammern übergab, schilderte er die Gefahren, welche dem Hause Bourbon durch Villèle's Ministerium und die Jesuiten drohten. Hierauf schrieb er sein „Système de l'artillerie de campagne" (Par. 1827). Tapfer focht er im Juli 1830 mit der Volkspartei.

Allmanden, Allmenden (von all und Mann) oder Gemeindegut, heißt dasjenige Vermögen einer ganzen Gemeinde, das entweder von derselben unvertheilt benutzt, oder dessen Ertrag unter die einzelnen Glieder vertheilt wird. Die Allmanden sind theils Überreste der ältesten Ansiedelungen, theils aus Verleihungen der Gutsherren, bisweilen auch aus Zerstückelungen der Feldmarken entstanden.

Allobröger, ein keltisches Volk im Narbonensischen Gallien, zwischen der Rhône und Isère, in der nördlichen Dauphiné und einem Theile Savoyens. Sie unterwarfen sich den Römern, nachdem sie von Quintus Fabius, der daher den Beinamen Allobrogicus erhielt, 122 v. Chr. besiegt worden waren. Unter ihren Ortschaften galten Geneva (Genf) und Vienna (Vienne), welches letztere unter Augustus Hauptstadt des Volks ward, als die bedeutendsten.

Allocution (wörtlich: Anrede) nennt der röm. Curialstil die Anrede des Papstes an das

Cardinalscollegium über irgend einen kirchlichen und politischen Gegenstand. Die Allocution ist, besonders wenn es sich um auswärtige Beziehungen handelt, gewissermaßen mit den amtlichen Erklärungen, die constitutionelle Minister bei verabredeten Interpellationen in den Kammern geben, oder mit den Decreten zu vergleichen, welche Napoleon am Beginn eines Krieges an den Senat erließ, oder mit den Botschaften des franz. Präsidenten, die auch oft mehr den Charakter der Polemik, oder der Initiative dazu, als eine unmittelbar praktische Tendenz haben. Die Politik des röm. Stuhles, bekanntlich die feinste, benutzt häufig die Allocutionen, um ein Princip zu wahren, das sie eben in einem einzelnen Falle aufzugeben genöthigt ist, oder um einen Anspruch für die Zukunft zu retten, der in der Gegenwart keine Aussicht hat. In der neuern Zeit haben besonders die Allocutionen, welche Gregor XVI., namentlich in der Kölner Streitsache, erließ, sowie die Pius' IX., Aufmerksamkeit erregt.

Allodium ist ein Wort, das in den germanischen Rechtsbüchern in verschiedener Bedeutung vorkommt. Es heißt dort Alod (von Od, d. i. Gut), und bezeichnet bald das gesammte, von allen Lasten freie Vermögen einer Person, bald das Erbgut im Gegensatz zu dem erworbenen Vermögen. Später ward es hauptsächlich im Gegensatze zum Feod, dem nicht vererblichen Lehen, gebraucht, woraus sich der neuere Sinn des Wortes Allodium als des von der Lehnsverbindung freien Vermögens entwickelt hat, sodaß alles Vermögen einer Person jetzt entweder allodium oder feudum (Lehen) sein muß. Der Beweis der Allodialeigenschaft oder Lehnfreiheit einzelner Vermögenstheile liegt, je nach der Verfassung eines Staates, dem einen oder dem andern Theile ob. In England ist alles Grundeigenthum lehnbar, und der Beweis der Lehnfreiheit gegen den König unzulässig. In Frankreich wurde vor der Revolution die Lehnbarkeit wenigstens präsumirt (nulle terre sans seigneur), und die Lehnfreiheit mußte erwiesen werden. In Deutschland findet das umgekehrte Verhältniß statt, und es wird die Lehnfreiheit als Regel vorausgesetzt. Wichtig ist dieser Unterschied wegen der mannichfachen Beschränkungen, denen der Vasall in der Verfügung über das Lehen ausgesetzt ist, und wegen der abweichenden Grundsätze, die bei der Vererbung des Lehens eintreten. Bei einem Heimfall des Lehens, sowie wenn Lehns- und Allodialerben des vorigen Besitzers verschiedene Personen sind, kommt es zu einer Absonderung des Lehens vom (Allodium-) Erbe. — **Allodificiren** heißt die Lehnbarkeit aufheben und ein Gut zu freiem Erbe machen, wobei dem Lehnsherrn ein Theil des Werths zur Entschädigung gegeben oder eine jährliche feste Abgabe (Kanon) auf das Gut gelegt wird. Diese Operation wird gegenwärtig in verschiedenen Staaten sehr begünstigt.

Allongenperücke heißt die verlängerte Haarhaube, welche zur Zeit Ludwig's XIII. in Frankreich aufkam. Es hatte damals die spanische Tracht, der das kurzgeschnittene Haar entsprach, der niederländischen Mode die Herrschaft abgetreten, und man ließ das lange Haar über den breiten Spitzenkragen fallen. Bald wurde mit der Länge und Stärke des Haars Kokettterie getrieben. In die Übertreibung der Mode erschuf endlich so unnatürliche Lockengebäude, daß auch der reichste Haarwuchs dafür nicht hinreichte, Jedermann also, der Anspruch auf Ansehen in der Gesellschaft machte, eine Allongenperücke tragen mußte. Diese Mode herrschte in der zweiten Hälfte der Regierungszeit Ludwig's XIV. und vollendete die steife Feierlichkeit der Tracht am versailler Hofe. Dem Charakter des Königs entsprach es, daß er selbst die hundertlockige Perücke in ungeheuerlicher Größe trug, um seiner Gestalt eine imponirende Herrlichkeit zu verleihen. Die Allongenperücke dieser Ausbildung war über der Stirn hochgethürmt und in der Mitte gespalten, floß in reichen Locken zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Brust herab, ließ die Achseln frei, reichte dagegen bis zur Mitte des Rückens nieder. Die Unbequemlichkeit solcher Haartracht verbannte sie aus dem häuslichen Gebrauche, und führte statt derselben eine abgestutzte Perücke (Stutz) ein, deren sich selbst Ludwig XIV. in den Vormittagsstunden bediente. Man band auch die langherabfließenden Locken, die sich bei jeder raschen Bewegung verwirrten, links und rechts auf der Brust oder auf dem Rücken an ihren Enden zusammen, schlang sie auch in einen Knoten zusammen, wodurch sich die sogenannte Knotenperücke bildete. Gegen 1700 wurde die Allongenperücke weiß gepudert. In dieser Gestalt hat sie sich bis zur Stunde in England, als das Symbol der Amtsfeierlichkeit, bei den Gerichtspräsidenten und andern bürgerlichen Würdenträgern in Gebrauch erhalten.

Allopathie nannte Hahnemann die gesammte, seiner Homöopathie (s. d.) entgegenstehende Medicin, indem sie seiner Ansicht nach nur solche Heilmittel in Anwendung ziehe, welche ein der vorhandenen Krankheit entgegengesetztes Leiden hervorzurufen im Stande sind, und somit als ihren Hauptgrundsatz das Hippokratische „Contraria contrariis" befolge. Die echte Heilkunst ist aber nie so einseitig gewesen, sondern hat bald auf Förderung, bald auf Milderung oder Be-

seitigung vorhandener Krankheitszustände hingewirkt, z. B. Eiterungen gefördert, um Heilung zu erzielen. Doch mag man allerdings solche Ärzte Allopathen nennen, welche blos gegen die vorhandenen Symptome einer Krankheit mit Mitteln zu Felde ziehen, die das entgegengesetzte Symptom bewirken, z. B. gegen Durchfall verstopfende, gegen Schlaflosigkeit betäubende Mittel verordnen, ohne nach dem innern Zustand zu fragen.

Allöri (Alessandro), auch Bronzino genannt, ein Maler, geb. zu Florenz 1535, gest. 1607, war der Neffe und Schüler des Angelo Bronzino (s. d.). Er ist den minder erfreulichen Nachfolgern des Michel Angelo zuzuzählen und zumeist nur in Bildnissen von einiger Bedeutung. — Sein Sohn Cristoforo **Allöri**, geb. zu Florenz 1577, gest. 1621, hat ungleich höhere künstlerische Verdienste; er steht an der Spitze des neuen Aufschwungs der Malerei, welcher zu seiner Zeit in Florenz stattfand, und zeichnet sich durch eine edle Originalität, durch den Ausdruck eines lebensvollen Gefühls und durch einen weichen Schmelz des Colorits aus. Sein Meisterwerk ist das Gemälde der Judith (im Palast Pitti zu Florenz), die schönste, mit der wahrsten Poesie durchgeführte Darstellung dieses Gegenstandes. Man sagt, der Künstler habe in der Judith das Bildniß seiner stolzen Geliebten, in dem Leichenhaupte des Holofernes sein eigenes gemalt.

Allotria (griech.) sind Nebendinge, welche zur Hauptsache, wovon gerade gehandelt wird, nicht gehören. In der Dialektik bedient man sich derselben, um seinen unwachsamen Gegner von dem Hauptgange der Erörterung abzuführen. Redner und Lehrer, welche in ihre Darstellung fremdartige Dinge einmischen oder Gedanken verfolgen, die der Hauptsache fern liegen, haben den Fehler der **Allotriologie**. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche „treibt" Derjenige Allotria, welcher sich mit Dingen beschäftigt, die einem bestimmten zu verfolgenden Zwecke, oder dem Lebenszwecke überhaupt nicht entsprechen.

All' ottava, all' ott' oder 8va, zeigt in der Musik an, daß die einzelne Note oder die längere Notenreihe, über welche dieses Zeichen gesetzt ist, die Octave höher gespielt werden soll. Bei längern Reihen werden dem Zeichen Punkte oder eine Schlangenlinie beigefügt, und die Wirkung des Zeichens erstreckt sich dann so weit, als diese Linie fortgeführt ist. Das Wiedereintreten der gewöhnlichen, von den Noten bezeichneten Tonhöhe wird durch loco angedeutet. In Partituren zeigt all' ottava an, daß ein Instrument mit einem andern in der Octave fortschreiten soll. Auch unter Baßnoten findet sich diese Bezeichnung; sie bewirkt dann aber, daß die tiefere Octave dazu gespielt wird.

Allston (Washington), einer der bekanntesten Maler und Dichter Amerikas, geb. 1779 in Südcarolina, widmete sich anfangs zu Newport in Rhode-Island und auf der Harvard-Universität dem Studium der Medicin, wendete sich jedoch in Folge einer Bekanntschaft mit dem Maler Malbone bald der Malerkunst zu. Nachdem er seine Studien vollendet, ging er 1801 zur weitern Ausbildung auf die Akademie zu London, wo er ein Freund West's, seines Landsmannes und damaligen Directors wurde. Im J. 1804 begab er sich über Paris nach Rom, und hier lebte er mit J. Vanderlyn, Thorwaldsen und Coleridge in vertrautem Umgange. Nach kurzem Aufenthalt in Amerika seit 1809, wendete er sich 1811 abermals nach England, wo er den großen Preis der British institution gewann. Nachdem er 1818 mit Leslie nochmals Paris besucht hatte und 1819 zum Mitgliede der engl. Akademie ernannt worden war, kehrte er in demselben Jahre nach Amerika zurück. Hier lebte er zu Cambridgeport bei Boston der Kunst und den Musen, und starb 8. Juli 1843. Die Zahl seiner Bilder ist sehr groß. Die Stoffe für dieselben sind meist der biblischen Geschichte entnommen, wie Jakob's Traum, Elias in der Wüste, Saul und die Hexe von Endor, die Befreiung des Petrus aus dem Gefängnisse u. s. w. Der Stil A.'s ist großartig, seine Ideen sind geistreich; in manchen seiner Gemälde ist wahrer poetischer Sinn nicht zu verkennen. Im Colorit kommt er den alten Meistern näher, als die meisten der neuern Maler. Unter seinen gedruckten Schriften sind die vorzüglichsten und bekanntesten das Gedicht: „The sylphs of the seasons" (zuerst Lond. 1813), welches er in England dichtete; dann „Monaldi" (Bost. 1842; deutsch von Kahldorf, Lpz. 1843), eine Erzählung, die von feinem Schönheitsgefühle und genauer Kenntniß des menschlichen Herzens Zeugniß ablegt, und zu der Gattung von Kunstnovellen gehört, welche durch Longfellow in der amerik. Literatur Bürgerrecht erlangt haben.

Alluvionsrecht, s. Accession.

Alluvium oder alluvianische Gebilde heißen die angeschwemmten Massen, welche in unserer jetzigen Schöpfungsperiode durch Einwirkung des Wassers gebildet sind und noch gebildet werden. Man nennt in der Geognosie deshalb die Dauer des jetzigen Zustandes unserer Erdoberfläche die Alluvialperiode, im Gegensatz zu frühern Schöpfungsepochen, welche durch die

leste organisirter Wesen (Versteinerungen, Petrefacten) und durch die Eigenthümlichkeiten der diesen Zeiträumen gebildeten Gesteinsablagerungen hinreichend charakterisirt sind. (S. Formation.) Zu den alluvianischen Gebilden gehören besonders die vom Meere abgesetzten Schlammassen mit ihren thierischen und vegetabilischen Resten, Korallenriffe, neugebildete Kalkmassen, Sandsteine, ferner Quellenabsätze, Gebirgstrümmer, mechanisch zerstörte, aufgelockerte Gesteine, Gletscherwälle (Moränen), Gerölle (durch fließende Wasser abgerundete Gesteine), Dünen (durch Wellenschlag und Sturmwinde am Meeresstrande angehäufte Sandmassen), Efflorescenzen von Salzen, endlich auch die durch Verwitterung aus Gebirgsarten unmittelbar entstandene Ackererde.

Alma, d. i. die Nährende, Nahrunggebende, Holde, ein Beiwort, welches von den röm. Dichtern häufig solchen Gottheiten, die dem Menschen freundlich sind, wie der Ceres, Venus u. a. gegeben wird. Auch legt man es der Erde, dem Lichte, dem Tage, dem Wein, dem Acker, bei. In einem ähnlichen Sinn hat es auch in **Alma mater**, d. i. Nährmutter, womit man in der höhern Sprache die Hochschule zu bezeichnen pflegt.

Almacks heißen in England gewisse in regelmäßiger Folge veranstaltete fashionable Subscriptionsbälle, welche nicht nur in London zu Anfang der winterlichen „season", sondern auch in der Provinz, besonders an Badeorten, in der Gesellschaftszeit vorkommen. Ihre Bezeichnung haben sie von dem Namen eines Gastgebers, der um das Ende des vorigen Jahrh. in London lebte. Seit 1763, und dann weiter bis 1772 vergnügte sich Londons vornehme Welt an Concerten, Bällen und Maskeraden von damals unübertroffener Eleganz und Pracht, die in dem Hause einer frühern deutschen Sängerin, der Mistreß Therese Cornelys, in dem sogenannten Carlislehouse auf dem Alten-Sohoplatze gegeben wurden. Mit diesen hocharistokratischen Unterhaltungen traten schon 1765 ähnliche in Concurrenz, die 12. Febr. jenes Jahres bei dem Traiteur Almack in drei neuerrichteten Salons mit ungemeinem Prachtaufwand ihren Anfang nahmen. Wiewol Almack in der Ankündigung versicherte, das Haus sei mit heißen Ziegeln und siedendem Wasser erbaut worden, fürchtete sich doch das vornehme Publicum nur um so mehr vor Feuchtigkeit, besonders da gerade ganz London den Schnupfen hatte. Die erste Soirée blieb wenig besucht, obgleich der Herzog von Cumberland anwesend war. Die Almacks kamen indessen bald in Aufnahme, und stachen die Bälle von Alt-Soho aus. Die Subscription kostete nicht weniger als 10 Guineen für die ganze Reihe von 12 Bällen, und die Herrenbillets galten nur für die Person, der sie vom Comité auf persönliche Anmeldung oder Bürgschaft ausgestellt waren. Die Almacksbälle wurden im jetzigen Jahrh. allmälig zu wohlfeilen Réunions, indem das Damencomité, das die Anordnung derselben besorgt (die ladies patronesses), den Eintrittspreis für jeden Ball auf eine halbe Guinee herabsetzten. Dies geschah in der Absicht, um den exclusiven Prätensionen der Aristokratie dem Einflusse des Talents, Geistes und Geschmacks zu unterwerfen; aber der Erfolg war vielmehr nur der, daß Talent, Geist und Geschmack sich der aristokratischen Fashion ergaben. Auf den Almacks, die noch jetzt jedes Jahr in dem nämlichen Locale, in der Kings-street bei St.-James gegeben werden, findet sich überhaupt wenig mehr von Talent, Geist und Geschmack, sondern es herrscht in unbeschränkter Souveränetät die Göttin Langeweile.

Almaden, mit dem Beinamen de Azogue, Stadt in der span. Provinz Ciudad-Real, in Neucastilien, das alte Cisapona Cetobrix, zwischen den Bergen der Sierra Morena gelegen, mit 10 E. Es befindet sich hier eine Bergwerkschule und berühmte Quecksilbergruben, welche die reichhaltigsten der Erde sind, und jährlich 20000 Ctr. Quecksilber liefern. Dieselben wurden schon von den Iberern, dann von den Römern ausgebeutet, im 16. Jahrh. an die Fuggers verpachtet, aber 1645 von diesen aufgegeben und von der span. Regierung übernommen. In neuerer Zeit übernahm die Ausbeutung das Haus Rothschild.

Almagro (Diego d'), span. Conquistador, ein Findling, der seinen Namen von dem span. Orte, in dessen Nähe er 1464 gefunden wurde, erhielt, ging, wie damals viele seiner Landsleute, nach Amerika, um sein Glück zu suchen. Auf mehren Raubzügen brachte er dort ansehnliche Reichthümer zusammen, und war einer der wohlhabendsten Bürger der neu angelegten Colonie Darien, als er von Pizarro (s. d.) für die Theilnahme an dem Zuge nach Peru gewonnen wurde. Das Unternehmen gegen das civilisirte Reich der Inkas war von den überraschendsten Erfolgen begleitet. Während Pizarro nach dem Siege mit reichen Geschenken nach Spanien ging, erhielt A. das Amt des Statthalters, und erhielt auch vom span. Hofe die Erlaubniß, sich südlich von dem Gebiete des Pizarro eine eigene Statthalterschaft zu erobern. Nach Pizarro's Rückkehr zog daher A. 1534 nach Chile aus, drang tief in dem Lande vor, und kam 1536 zu-

rück, als eben die Peruaner unter ihrem jungen Inka Mungo Capac sich ermannt, und die Spanier in Cuzco und Lima eingeschlossen hatten. Die beiden letztern Städte lagen jedoch schon über die dem Pizarro zugesprochene südliche Gebietsgrenze hinaus und wurden deshalb jetzt von A. in Anspruch genommen. Er zerstreute zwar das Heer der Eingeborenen vor Cuzco, zog aber ohne große Mühe die Spanier, welche zwei Brüder des Pizarro befehligten, sowie die von Letzterm unter Alvarado gegen ihn gesendeten Truppen an sich, und rückte mit seiner Macht gegen Lima vor, um sich zum Alleinherrscher Perus zu machen. Jedoch der schlaue Pizarro wußte durch Abschluß eines Vertrags A. von entscheidenden Schritten so lange abzuhalten, bis er sich selbst verstärkt hatte. Es kam 6. April 1538 bei Salinas unfern Cuzco zu einem heftigen Kampfe, in welchem A. geschlagen und gefangen wurde. Nachdem er zum Tode verurtheilt, ward er 26. April 1538 im Gefängnisse erdrosselt, dann noch sein Leichnam auf dem Markte von Cuzco enthauptet. — Sein Sohn Diego d'**Almagro** sammelte einige Hundert der Anhänger seines Vaters, erstürmte den Palast Pizarro's, rächte sich durch Ermordung desselben (1541), und ließ sich zum Generalcapitän von Peru ausrufen. Trotz seiner kräftigen Schritte zur Besitzergreifung aller Punkte des Landes, scharten sich die Freunde des Ermordeten zusammen. Beide Parteien lagen in offener Fehde, als endlich der Oberrichter Vaca de Castro mit der Vollmacht zur Unterdrückung der Parteizwiste und Herstellung einer gesetzlichen Ordnung aus Spanien anlangte. A., der seinen Mittelpunkt in Cuzco hatte, ward nun zur Unterwerfung aufgefodert und, da er sich weigerte, von den Truppen des Vaca de Castro bei Chupas in der blutigsten aller bis dahin von den Weißen in Amerika gelieferten Schlachten 1542 besiegt und gefangen. Er und 40 seiner Anhänger bestiegen das Blutgerüst.

Almanach, vom arab. al-manah, d. i. Berechnung, ein Wort, welches das Abendland zugleich mit der Sache von den Arabern empfing. Man verstand darunter sowol im Orient als im Occident gegen Ende des Mittelalters astronomische Ephemeriden oder kalenderartige Tafeln, welchen in der Regel noch astrologische und andere Bemerkungen beigegeben waren. Außer einer großen Anzahl solcher handschriftlichen Almanache aus dem 14. und 15. Jahrh., die noch auf den Bibliotheken aufbewahrt sind, wird der Almanach „pro annis pluribus" von Georg von Peurbach, der um 1460 zu Wien lebte, für den ältesten gedruckten gehalten. Im J. 1474 ließ Matthias Corvinus durch Johannes Regiomontanus einen Almanach berechnen, und in deutscher und lat. Sprache drucken. Der Buchdrucker Engel zu Wien veröffentlichte seit 1491 regelmäßige Almanache; ebenso Stöfler in Tübingen seit 1524. Exemplare von den genannten Drucken finden sich äußerst selten. Jährlich erscheinende Almanache lassen sich erst seit dem 16. Jahrh. nachweisen. Im 17. Jahrh. begann man den gewöhnlichen Kalendernotizen, astrologischen Beigaben, Prophezeiungen (die in Frankreich 1579 von Heinrich III. verboten wurden), auch anderweitige Nachrichten beizufügen. So theilte der „Almanach royal", der 1679 zu Paris erschien, Notizen über den Postenlauf, die Hoffeste, die Messen und Märkte, Münzplätze u. s. w., mit, die 1699 durch die Genealogie des königl. Hauses, die Aufzählung der Geistlichkeit u. s. w. vermehrt wurden. Dasselbe fand bald in Deutschland Nachahmung, wie in Preußen 1700, in Sachsen 1728, und unter dem Titel „Royal calendar" seit 1730 auch in England. Andere mehr für die Verbreitung unter das Volk berechnete Almanache gaben anstatt jener officiellen Mittheilungen lieber Anekdoten, Gedichte, kleine Erzählungen u. dergl. den eigentlich kalendarischen Nachrichten bei. Letztere wurden endlich sogar Nebensache, und die meist auf Unterhaltung oder auf Belehrung berechneten literarischen Beigaben gewannen gänzlich das Übergewicht, wiewol man den Namen Almanach beibehielt. Nach der Verschiedenheit ihres Inhalts und ihrer Bestimmung erhielten sie den Titel Musenalmanach, Damenalmanach, genealogischer, historischer, diplomatischer Almanach u. s. w. Von Deutschland aus, wo diese Gattung der Literatur von 1815—30 ihren Gipfel erreichte, verbreitete sich dieselbe nach Frankreich, England und die übrigen Länder Europas. (S. Taschenbücher und Kalender.)

Almansor, mit seinem vollständigen Namen Abu-Dschaafer-Abdallah-ben-Mohammed-al-Mansûr (d. h. dem Gott hilft), war der zweite Khalif aus dem Hause der Abbasiden, und regierte von 754—775. Erst durch blutige Kämpfe, Meuchelmord und treulosen Verrath gegen seine ergebensten Freunde gelangte er in den sichern Besitz seiner Macht. Gegen die vielen im Mohammedismus sich erhebenden Sekten, namentlich aber gegen die Christen in Syrien und Ägypten wandte sich sein Zorn, und gewaltsamer Druck entvölkerte und verarmte die Provinzen. Im Kampfe gegen auswärtige Feinde aber war A. wenig glücklich. Er war dabei ein Freund der Künste und Wissenschaften, und ließ z. B. aus dem Syrischen die Elemente des Euklides, aus dem Persischen die berühmten Fabeln des Bidpai übersetzen, und veranlaßte die gelehrtesten

Männer seiner Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten über die Lehren des Korans. Ebenso groß war seine Liebe zur Baukunst. Mit ungeheurem Aufwande gründete er als neue prachtvolle Residenz die Stadt Bagdad, suchte aber durch unermeßliche Steuern die Kosten seiner Bauunternehmungen zu decken. Dabei war er frei von dem Hange zu roher Sinnlichkeit, hingegen streng in seinen Sitten und einfach in seinem Äußern. Auch ordnete er die schwarze Tracht als die nationale der Abbasiden an. A. führte zuerst den unheilvollen Gebrauch ein, freigelassene Sklaven, meistens aus Ausländern bestehend, zu Statthaltern der Provinzen zu ernennen, welche Maßregel bald die Macht des Khalifats untergrub. Er starb während einer Pilgerfahrt nach Mekka, 63 Jahre alt.

Al marco, d. h. nach dem Markgewicht, wird der Preis von Münzen auf den Curszetteln in dem Falle bestimmt, wenn dieselben nicht vollwichtig oder nur selten cursirend sind. So werden z. B. die leichten Dukaten al marco verkauft. Ferner wird das Gold al marco notirt.

Almás (spr. Almaasch), ein fischreicher Fluß im sümeger Comitat in Ungarn. Außerdem führen diesen Namen 15 ungarische Ortschaften: darunter: 1) A., ein großer Marktflecken im bacser Comitat, mit 5300 größtentheils kath. E.; 2) A., ein Dorf im komorner Comitat, an der Donau, ausgezeichnet durch seinen rothweißen Marmorbruch, ein Bad, und viele römische Alterthümer; 3) Tót-Almás, oder richtiger Tó-Almás (See-Almás), Ort im pesther Comitat, bekannt durch seinen Wein; 4) A., Dorf in Siebenbürgen, im Lande der Szekler, mit einer großen Felsenhöhle, in der sich tausend Mann verbergen können.

Almásy (spr. Almaaschy), ein ausgebreitetes ungarisches, theils gräfliches, theils hochadeliges Geschlecht mit dem Prädicat von Zsadányi und Töröck-Szent-Miklós, dessen Stammschloß in der heveser Gespanschaft liegt, und das bis auf die neueste Zeit herab mehre im öffentlichen Leben bekannt gewordene Mitglieder zählt. — **Almásy** (Jos. Ign. von, nachher Graf), k. k. Reitergeneral, geb. 1726 zu Gyöngyös, zeichnete sich an der Spitze eines Husarenregiments vielfach im Siebenjährigen Kriege aus, ward dafür in den Grafenstand erhoben und 1773 zum Feldmarschall-Lieutenant, 1784 zum General der Cavalerie befördert. Er starb 1804 zu Zsádányi. — **Almásy** (Paul von), bekannt durch seine Wirksamkeit in der ungarischen Revolution, wurde 1818 zu Pesth geboren. Er zeigte sich stets als entschiedener Anhänger der Opposition, und gelangte 1844 auf den presburger Reichstag als Abgeordneter des heveser Comitats, in dem er auch als Untergespan fungirte. Am pesther Reichstage von 1846 vertrat er Gyöngyös, und wurde zu einem der Unterpräsidenten des Repräsentantenhauses gewählt. Nach der Abdankung Pázmándy's und Pálfy's versah er allein im debrecziner Parlament das Amt des Präsidenten. Nach Beendigung der Katastrophe flüchtete er nach Paris. — **Almásy** (Mor., Graf), Sohn des Grafen Christoph, geb. 1808, ein hervorragendes Mitglied der conservativen Partei in Ungarn, war bis 1848 Unterpräsident der königl. ungar. Hofkammer. Zur Zeit des Finanzministeriums Kossuth hatte er den Vorsitz beim Gerichtshofe über den Schleichhandel. Nachdem die Kaiserlichen Buda-Pesth occupirt, erhielt er das Amt des Präsidenten an der wiedereingesetzten Hofkammer.

Almeida, eine der stärksten portug. Festungen gegen Spanien in der Provinz Beira an der Coa, mit 3000 E. Dieselbe fiel 1762 nach großem Verluste in die Hände der Spanier, wurde aber wieder zurückgegeben. Als die Franzosen unter Ney 24. Juli 1810 über die Coa in Portugal eindringen wollten, vertheidigte sich der engl. General Coco in A. wider den Marschall Masséna. Erst in Folge der von einer Bombe bewirkten Entzündung eines der größten Pulvermagazine entschloß er sich 27. Aug. zur Capitulation. Bei dem Rückzuge der Franzosen aus Portugal sprengte, nach dem mörderischen Kampfe Masséna's mit Wellington 3. und 4. Mai 1811, der franz. Befehlshaber von A., General Brenier, den größten Theil der Festungswerke in die Luft, dieselben wurden jedoch von den Engländern bald wieder in Stand gesetzt.

Almeida (Don Francesco d'), ein ausgezeichneter portug. Held aus dem Geschlechte der Grafen von Abrantes, hatte sich durch Muth und Tapferkeit in den Kriegen gegen die Mauren und bei der Eroberung von Granada den Ruf eines ausgezeichneten Kriegers erworben, und wurde deshalb von König Emanuel I. 1505 zum ersten Vicekönig in Ostindien erwählt. Mit einer Flotte von 36 Segeln zu Quiloa angelangt, begann er in rascher Folge durch Waffengewalt den portugiesischen Namen furchtbar zu machen, und durch klug berechnete Verträge den Einfluß seiner Landsleute auszubreiten. Die Staaten Quiloa, Mombaza, Cananor, Cochin, Kalikut, Malakka u. s. w. wurden theils erobert, theils durch zahlreich angelegte Festungen und Factoreien in Unterwürfigkeit erhalten. Sein Sohn Lorenzo d'A., welcher bei vielen Unternehmun-

gen des Vaters das Commando führte, besuchte 1506 Ceylon und entdeckte die Maldiven und Madagaskar. Der Hauptplan A.'s ging dahin, die Portugiesen zu alleinigen Herren der indischen Gewässer zu machen, und durch Sperrung des Persischen und Arabischen Meerbusens die Ägypter und somit auch die Venetianer vom ostindischen Handel auszuschließen. Deshalb rüstete der ägypt. Sultan auf Anregung der Venetianer eine bedeutende Flotte aus, die unter den Befehlen des Persers Mir-Chakim den König von Kalikut unterstützen sollte. Bei Tschoul in Kalikut wurde Lorenzo d'A. angegriffen, nach einem langen unentschiedenen Gefechte mit seinem Schiffe von der Flotte abgeschnitten und durch einen Schuß getödtet. Schon hatte A. Anstalt getroffen, den Tod seines Sohnes an den verhaßten Mohammedanern zu rächen, als Alfonso d'Albuquerque 1507 erschien, von dem durch die glücklichen Erfolge mistrauisch gemachten portug. Hofe gesendet, um die Stelle A.'s zu übernehmen. Letzterer weigerte sich, Albuquerque als Vicekönig anzuerkennen, und ließ ihn mehre Monate lang zu Cochin gefangen halten. Dann wandte er sich mit einer Flotte gegen mehre Küstenplätze, unter andern gegen Goa, welches er 13. Dec. 1508 verbrannte, und traf endlich die ägypt. Flotte bei Diu, die er vollkommen besiegte. Von diesem Rachezuge nach Cochin zurückgekehrt, leistete A. endlich einer nochmaligen Auffoderung des Königs von Portugal zur Niederlegung seines Amts und zur Rückkehr in die Heimat Folge und verließ Cochin 13. Nov. 1508. Er erreichte jedoch sein Vaterland nicht, sondern wurde zu Saldanha am Vorgebirge der guten Hoffnung in einem Gefechte mit den Eingebornen von einer Lanze durchbohrt. — **Almeida** (Emanuel), Jesuit, geb. zu Viseu 1580, gest. zu Goa 1648, lebte von 1622—34 am Hofe des Sultans von Abyssinien, über welches Land er in seiner „Geschichte Äthiopiens" (Coimbra 1660) und den „Historischen Briefen" (Rom 1629) zu ihrer Zeit schätzenswerthe Nachrichten veröffentlichte. — **Almeida** (Teodoro), portug. Geistlicher, geb. zu Lissabon 1722, gest. daselbst 1803, war der erste Portugiese, der in seinem Werke „Recreaçao filosofica" (5 Bde., Lissab. 1751) die Fesseln der Scholastik abzuwerfen und ein auf Erfahrung und Beobachtung gegründetes System der Naturphilosophie zu schaffen suchte. Als Romanschriftsteller ist er unbedeutend. — **Almeida** (Nicolao Tolentino d'), portug. Dichter, geb. zu Lissabon 1745, gest. daselbst 1811. Seine Satiren, welche sich durch Naivetät, Leichtigkeit und Eleganz des Stils und einen guten, nie in das Alltägliche herabsinkenden Ton auszeichnen, wurden von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt, und erschienen erst spät nebst anderen Dichtungen unter dem Titel: „Obras poeticas" (2 Bde., Lissab. 1802; auf Kosten der Regierung, 2 Bde., ebend. 1828).

Almeloveen, auch **Almeloven** (Jan), ein geschätzter Kupferstecher, der 1614 oder 1624 geboren wurde und bis 1650 blühte. Seine gelungensten Arbeiten sind die Vier Jahreszeiten nach Saftleeven, sowie mehre holländische Landschaften und Uferansichten nach demselben Meister, den er überhaupt täuschend nachzuahmen verstand. Minder vortrefflich ist, was er nach eigenen Zeichnungen ätzte. Er markirte seine Sachen mit den Anfangsbuchstaben I. A.

Almendingen (Ludw. Harscher von), deutscher Rechtsgelehrter, geb. 25. März 1766 zu Paris, wo sein Vater als hessen-darmstädtischer Gesandter lebte, kam erst im 23. J. auf die Universität zu Göttingen, wo er bis 1792 die Rechte studirte. Zwei Jahre nachher ward er Lehrer der Rechtswissenschaft zu Herborn; auch machte er sich bald durch schriftstellerische Leistungen bekannt. Mit Feuerbach und Grolman wirkte er thätig für die Umgestaltung der Criminalrechtswissenschaft. Er ward 1803 Oberappellationsgerichtsrath in Hadamar, 1811 Geh. Rath und Vicedirector des Hofgerichts in Wiesbaden. 1809 nahm er an den Verhandlungen mit Hessen und Frankfurt Theil, die zu Gießen über die Einführung des franz. Civilgesetzbuches gepflogen wurden, welches er nur mit Veränderungen, zugleich aber mit seinen organischen Umgebungen, dem öffentlichen Verfahren und dem Notariat, eingeführt wissen wollte. Nach der Auflösung des Rheinbundes suchte er in der geistreichen aber unvollendet gebliebenen Schrift: „Politische Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" (Wiesb. 1814), das Benehmen der kleinern Rheinbundsstaaten zu vertheidigen. Im J. 1816 wurde er als Vicepräsident des neuerrichteten Hofgerichts nach Dillenburg versetzt; doch blieb er zugleich Mitglied der Gesetzgebungscommission in Wiesbaden. Als seine Bemühungen, die Entscheidung in einer Rechtssache der verwitweten Fürstin von Anhalt-Schaumburg, die er zu führen hatte, dem Revisionshofe für die Rheinprovinzen und nicht dem Geheimen-Obertribunal zu Berlin zugewiesen zu sehen, erfolglos waren, ließ er, auf das Urtheil der öffentlichen Meinung sich berufend, die Geschichte dieses Rechtsstreits (Braunschw. 1820—21) drucken, deren Titel zugleich „Betrachtungen über Buchstabenjustiz, geheime Rechtspflege und bureaukratische Proceßleitung" ankündigte. Die preuß. Behörde fand Form und Inhalt seiner Druckschrift und des in dieser

Rechtssache verfaßten Schreibens so anstößig, daß man ihn 1822 einer Criminaluntersuchung unterwarf, in Folge deren er vom Kammergericht zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt wurde. Das nassauische Hofgericht zu Dillenburg lehnte zwar die ihr angesonnene Bekanntmachung des Strafurtheils ab; doch die Regierung versetzte ihn in Ruhestand. Er starb zu Dillenburg 16. Jan. 1827. Seine „Juridischen Schriften" umfassen 10 Bde. (Gieß. 1803—19). Unter ihnen hat die „Metaphysik des Civilprocesses" auch noch jetzt wissenschaftliche Bedeutung.

Almeria, im Alterthum Murgis oder Portus Magnus genannt, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz, an der Mündung des Flusses Almeria, im Hintergrunde eines Meerbusens gelegen, mit 19000 E. und einem wohlgeschützten Hafen. Außer einer Kathedrale besitzt die Stadt noch 26 Kirchen und Klöster, und eine lat. Schule. Zur Zeit der Maurenherrschaft war A. nach Granada die erste Stadt des Reichs und blühte durch Handel, Künste und Gewerbe. Jetzt hat sie nur einige wenige Fabriken in Salpeter, Soda, Terpentin u. s. w., und einen nicht unbedeutenden Handel mit Cochenille, roher Seide, Blei, Trauben und besonders Wein. Durch Engländer ist in der Umgegend die Baumwolle angepflanzt worden.

Almodóvar (Don Ildefonso Diaz de Ribera, Graf von), span. Minister, aus Valencia, auf der Artillerieschule zu Segovia erzogen, war beim Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges Artillerielieutenant, und wurde bei der Vertheidigung von Olivenza schwer verwundet. Nach der Rückkehr Ferdinand's VII. der Freimauerei verdächtig, kam er in den Kerker der Inquisition zu Valencia, woraus ihn erst die Revolution von 1820 befreite. Im J. 1823 wanderte er nach Frankreich aus. Nach Ferdinand's VII. Tode kehrte er zurück, wurde Präsident der von Martinez de la Rosa berufenen Cortes und 1834 Maréchal-de-Camp. Als Generalcapitán von Valencia unter dem Ministerium Toreño zwang ihn ein Volkstumult, sich an die Spitze der Junta dieser Stadt zu stellen. Da er in der Regel mit der Opposition gestimmt, ließ ihn später Mendizabal zum Kriegsminister ernennen; doch gab er wegen Kränklichkeit sehr bald diese Stelle auf. Nach den Vorfällen von La Granja, im Aug. 1836, ward er Deputirter bei den constituirenden Cortes, unter Calatrava nochmals Kriegsminister und für kurze Zeit interimistischer Conseilspräsident. Als er wegen zerrütteter Gesundheit seine Entlassung gegeben, trat er wieder in die Cortes. Später wurde er von der Regentin zum Senator, unter Espartero gegen Ende des J. 1841 abermals zum Präsidenten der Cortes, und im Juni 1842 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Mit Espartero's Sturze trat auch er 1843 aus der Verwaltung. A. ist von empfehlendem Äußern, feinen Sitten, versöhnlichem Charakter, doch ohne die höhern Eigenschaften des Staatsmannes.

Almoraviden und **Almohaden**, die Namen von zwei maurisch-spanischen Dynastien. Im Nordwesten von Afrika erhob sich unter den rohen Nomadenstämmen der Araber Abdallah-ben-Jasim, predigte den Islam, und foderte zu Krieg und Eroberung auf. Diese neuen Streiter für den Islam nannte er Morabiten (arab. al-murabathin), d. h. die dem Dienste Gottes sich freiwillig widmenden conföderirten Männer, oder, nach anderer Ableitung, die eifrigen, von der Welt zurückgezogenen Bekenner des Islam. Abdallah machte den Abu-Bekr zu ihrem Herrscher, der die Eroberungen fortsetzte und 1070 Marokko gründete. Abu-Bekr's Nachfolger, Jusuf-ben-Tasfen, ein tapferer und thätiger Fürst, der die Macht der Almoraviden noch weiter ausgedehnt hatte, wurde von dem arabi. Könige von Sevilla zu Hülfe gerufen. Er erschien und schlug die Christen in einer großen Schlacht bei Zalacca. Doch bald wurde er nach den Besitzungen selbst lüstern, und unterwarf sich durch Gewalt und Treulosigkeit das ganze arab. Spanien. Doch die Macht der A. wurde ebenso schnell zerstört, als sie entstanden war. Eine von frischem Fanatismus durchdrungene Sekte, die Muahedin oder Almohaden, stürzte sie, und machte 1146 unter Abd-ul-Mumen's Anführung durch Eroberung von Marokko ihrem Reiche in Afrika ein Ende. Um dieselbe Zeit gingen die Sieger nach Spanien hinüber, und begannen auch hier ihre Macht auszubreiten. Ihr Fürst Jakub Almansor, ein ebenso ausgezeichneter als mächtiger Herrscher, gewann 1195 über die Castilier bei Alarcos einen glänzenden Sieg, Um noch größere Erfolge zu erringen, kam 1210 Jakub's Nachfolger, Mohammed, mit einem Heere nach Spanien, welches mehr als 500000 Streiter gezählt haben soll. Allein die vereinigten Könige von Castilien, Aragonien und Navarra, Alfons VIII., Peter II. und Sancho VII., besiegten ihn gänzlich auf der Ebene von Tolosa jenseit der Sierra Morena, 1212. Über 200000 Araber blieben auf dem Schlachtfelde, und von der ganzen Schaar kamen nur wenige nach Afrika zurück. Die nächste Folge dieser Schlacht, welche als Hauptursache des Verfalls der arab. Macht in Spanien angesehen werden kann, war, daß die Herrschaft der Almohaden in

Spanien sich auflöste. Die ununterbrochenen Siege Ferdinand's III. und seines Sohns Alfons' X. veranlaßten den König von Granada, noch einmal die Almohaden in Afrika um Unterstützung anzurufen. Ihr damaliger Herrscher Abu-Jusuf kam auch mit einem großen Heere, und die Christen wurden geschlagen. Don Sancho, Erzbischof von Toledo, brachte indessen in aller Eile Truppen zusammen, um diese Schmach zu rächen. Aber auch dieses Heer wurde besiegt, Sancho selbst gefangen genommen und ermordet. Trotz dieser glücklichen Erfolge zwang Sancho, Alfons' X. zweiter Sohn, den Abu-Jusuf bald darauf zum Rückzuge nach Afrika, eroberte die Hauptstadt Marokko, und machte dadurch 1273 der Herrschaft der Almohaden ein völliges Ende. Vgl. Aschbach, „Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden" (3 Bde., Frkf. 1833—37); Dozy, „History of the Almohades" (Leyden, 1848).

Almosen, nennt man die freiwilligen, aus christlicher Liebe und menschlichem Mitgefühl an Arme und Dürftige gespendeten Gaben. (S. Wohlthätigkeit und Armenwesen.) Das Wort entstand aus dem griech. Eleemosyne, d. i. Barmherzigkeit, und wurde zuerst nur in der deutschen Kirchensprache gebraucht.

Almosenier heißt ursprünglich der Ordensgeistliche, der die zu Almosen bestimmten Gelder und Gegenstände zu verwalten hat, wozu nach kanonischem Rechte wenigstens ein Zehntel der Einkünfte verwendet werden soll. Dann führt diesen Namen derjenige Geistliche, welcher zu gleichem Zwecke von einem Fürsten bestellt ist. Der Großalmosenier von Frankreich war einer der ersten Beamten des Reichs und Hofs, gewöhnlich ein Cardinal, von Rechtswegen Commandeur aller Orden und Obervorsteher des großen Hospitals der Blinden. Auch die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen hatten ihre Almoseniers, wozu gewöhnlich Bischöfe erwählt wurden.

Almquist (Karl Jonas Ludw.), ein sehr fruchtbarer schwed. Schriftsteller, geb. 1793, betrat zuerst eine amtliche Laufbahn, zog sich aber 1823 nach den Wäldern Wermlands zurück, um in der Weise der alten freien Bauern zu leben. Er bewohnte hier eine mit Rasen belegte Hütte, aß Grütze mit Baumrinde vermischt, und trug ein einfaches Bauernkleid. Bald dieses Lebens überdrüssig, wurde A. Rector in Stockholm, und machte 1842 das geistliche Examen. Da er sich mit seinen Vorgesetzten wegen demokratischer Ideen und Neologismus in geistlichen Dingen entzweite, mußte er ein Consistorialgericht bestehen, das ihn jedoch freisprach. Seitdem lebt er jedoch seiner literarischen Wirksamkeit, und hat sich in den verschiedensten Richtungen, nie aber ohne Geist und Gewandtheit versucht. Er entwickelt überall Lebensfrische, Humor und glänzende Erfindungsgabe, obschon er sich zur Ausführung oft nicht die Zeit nimmt. Die literarische Thätigkeit A.'s ist außerordentlich. Er schrieb mathematische und arithmetische Lehrbücher, historische und geographische Handbücher, Grammatiken und Lexika. In Deutschland wurde er indessen nur durch seine belletristischen Werke bekannt. Das bedeutendste darunter führt den Namen „Dornrosensbuch" („Törnrosens Bok, eller fria fantasier berättade på Jagtslottet hos Herr Hugo Löwenstjerna"), eine Sammlung romantischer Dichtungen der verschiedensten Art. Von seinen Romanen erwähnen wir: „Gabriele Mimanso", „Amorina", „Amalie Hillner", „Die Herren von Ekolsund"; von den Arbeiten in dramatischer Form: „Die Schwanengrotte auf Ipsara", „Marjam", „Isidorus von Tadmor"; von den epischen Dichtungen: „Schems-el-Nihar", „Arthur's Jagd"; von kleinern Erzählungen: „Columbine", „Die Kapelle", „Aramintha May". Als humoristischer Schriftsteller glänzt er in „Ormus und Ahriman", und in den „Betrachtungen über die Hausthiere".

Almucantharat heißt jeder dem Horizont parallele Kreis der Himmelskugel, dessen Pole also Zenith und Nadir sind. Sterne, die auf demselben Almucantharat stehen, haben gleiche Höhe.

Almuda, ein in Spanien und den ehemals span. Staaten Amerikas übliches Getreidemaß, mehrfach auch Celemin genannt, im Allgemeinen der zwölfte Theil der Fánega, doch an Inhalt in den einzelnen span. Provinzen verschieden. Auch der Muhd (el-Muhd) von Fez und Marokko, gleichfalls Getreidemaß, wird häufig Almuda genannt. In Portugal ist die Almuda oder Amalde ein Wein- und (davon verschiedenes) Ölmaß, an den einzelnen Orten von abweichendem Rauminhalt. Auf den Canarischen Inseln endlich ist die Almuda oder der Celemin nicht blos Getreidemaß, sondern zugleich ein Feldmaß, und beträgt $^1/_{12}$ der dortigen Fánegada.

Aloë heißt eine Pflanzengattung aus der sechsten Classe Linné's, nach Jussieu zu den Asphodelen gehörig, die eine einfache, regelmäßige, sechstheilige, cylindrische Blumenhülle unter dem Fruchtknoten hat, eine dreifächerige Kapsel trägt, und bei der die Staubfäden auf dem Fruchtboden stehen. Zahlreiche Arten von wenigen Zollen bis zu 30 F. Höhe sind in Ost- und Westindien und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch, von denen nur die A. vulgaris

in Europa fortkommt. In warmen Himmelsgegenden ist die A. eine vielfach nützliche Pflanze. Die Neger auf der Westküste Afrikas machen aus den Fasern der Blätter Stricke und Netze, und in Jamaica gibt es eine Art, aus deren Fasern Strümpfe gewebt werden. Über die sogenannte Mexicanische Aloë s. Agave. Der aus den Blättern der Aloëstaude gezogene eingedickte Saft ist in der Medicin unter dem Namen Aloë-Gummi oder -Harz bekannt, und wird besonders oft als Abführmittel gebraucht, aber auch (als Bestandtheil vieler populärer Geheimmittel) gemisbraucht. Außerdem dient er als Reizmittel für die Unterleibsorgane, besonders um den Monatsfluß hervorzutreiben. Seine Bitterkeit ist sprüchwörtlich. Unter den vier im Handel vorkommenden Sorten ist in Deutschland die Capaloë (A. lucida), bei den Engländern die Leberaloë (A. hepatica) am gebräuchlichsten. Man fertigt daraus eine Tinctur, ein Extract u. s. w. Das sehr theuere und im Orient als Arzneimittel und Rauchwerk sehr geschätzte Aloëholz, welches aus China und den ostind. Inseln kommt, ursprünglich gelblich ist, durch Eingraben aber sehr dunkelt, wird jetzt nur selten nach Europa gebracht und häufig mit dem Agelocheholz wie mit dem Adlerholz verwechselt.

Aloger wurde vom Häresiologen Epiphanius im 4. Jahrh. eine schon von Irenäus am Ende des 2. Jahrh. erwähnte Sekte genannt, die, wahrscheinlich im Widerspruch gegen den Montanismus und Chiliasmus, das Evangelium, die Briefe und die Apokalypse des Johannes verwarfen, weil sich die Erwartung und Fortdauer des Paraklet, die sie leugneten, besonders auf diese stützte. Auch waren die Aloger eben deshalb zugleich Gegner der Johanneischen Lehre vom Logos. Der Name sollte zweideutig sowol Solche bezeichnen, welche den Logos verwerfen, als auch Solche, denen es am Logos, d. i. an der gesunden Vernunft fehlt.

Aloiden hießen die Söhne der Iphimedia und des Neptun, Otus und Ephialtes, nach Aloeus, dem Gemahl ihrer Mutter. Sie waren Riesen von außerordentlicher Größe und Kraft. Als Jünglinge versuchten sie den Himmel zu stürmen, wurden aber bei diesem Unternehmen von Apollo getödtet. Zur Strafe waren sie im Tartarus an eine Säule gebunden, wo Geier ihre Eingeweide zernagten und eine über der Säule sitzende Eule sie Tag und Nacht durch ihr Geschrei quälte. Nach Andern tödteten sie sich auf der Insel Naxos durch die List der Diana gegenseitig. Otfr. Müller hat zu erweisen gesucht, daß, wo die A. auftreten, Spuren thrazischer Bildung erweisbar sind, die mit der frühesten Cultur Griechenlands zusammenhängen.

Alois (Marie Jos. Joach. Franz), regierender Fürst von und zu Liechtenstein zu Nicolsburg, Herzog von Troppau und Jägerndorf, Graf zu Rittberg u. s. w., wurde 26. Mai 1796 geboren, und folgte als der älteste unter zehn Geschwistern seinem Vater Johann Joseph 20. April 1836 in der Regierung des souveränen Fürstenthums und als Mitglied des Deutschen Bundes. Er vermählte sich 1831 mit Franziska de Paula, geb. Gräfin Kinsky (geb. 8. Aug. 1813), welcher Ehe acht Töchter und ein Sohn entsprangen. Letzterer, Johann Maria Franz Placidus, wurde 5. Oct. 1840 geboren. Der Fürst lebt meist in Wien, und versieht daselbst das Amt eines Präsidenten der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft.

Allonge (franz.) bezeichnet den Anhang zu einem Wechsel. Wenn ein Wechsel durch sehr viele Hände geht, sodaß es nicht thunlich ist, alle Indossemente (s. d.) darauf zu vermerken, wird, sobald es an Raum für dieselben zu mangeln beginnt, ein dem Wechsel an Größe gleiches Blatt Papier als Anhang oder Allonge zur Seite angeklebt. Derjenige Inhaber, welcher die Allonge macht, beginnt sein Indossement auf dem Wechsel selbst und beendigt es auf der Allonge. Auf der andern Seite dieses Anhangs, welche dem Wechselcontext gegenüber steht, bemerkt man zweckmäßig die wesentlichen Inhaltstücke des ursprünglichen Wechsels. Manche Kaufleute unterlassen dies und durchkreuzen an dessen Stelle diese Seite der Allonge durch zwei Striche, welche nach den Ecken des angeklebten Blattes laufen. Die allgemeine deutsche Wechselordnung erwähnt der Allonge im 11. und 12. Paragraph.

Alopecie bedeutet das Schwinden der Haare, besonders am Kopfe, daher Kahlköpfigkeit. Diese Krankheit besteht bald in einem Abbrechen der Haare oberhalb der Wurzel, bald in einem wirklichen Ausfallen derselben, wobei jedoch oft noch ein Theil der Haarwurzel fähig bleibt, neue Haare zu bilden. Letzteres ist besonders der Fall, wo durch Schälungen der Oberhaut (Abschilferungen, Abschuppungen) das zu den Oberhautgebilden gehörige Haar mit ausfällt, z. B. nach Typhus (Nervenfiebern), Scharlach, Masern, Kopfrose. In solchen Fällen wachsen später von selbst wieder Haare, und hier haben die tausend empfohlenen Geheimmittel (z. B. Willer's Haaröl, Eau-de-Lob) ihren Ruf erworben. Am wirksamsten ist in solchen Fällen häufiges Rasiren des Kopfes und Einreibungen mit einem reinen, nicht ranzigen Öl, z. B. Mandelöl, frischem Knochenöl. Bei reizloser Haut kann man nebenbei scharfe Dinge benutzen, z. B. Klet-

tenwurzelsaft, Kantharidentinktur, Dupuytren's Pomade u. s. w. Wo aber die das Haar erzeugenden Haarbälge selbst, oder die zur Einfettung des Haars bestimmten Talgdrüsen ganz geschwunden und zerstört sind (z. B. durch Geschwüre), und die Kopfhaut wie eine glänzende Narbenmasse aussieht, da bleibt die Anwendung jedes Mittels vergeblich. Vgl. Eble, „Lehre von den Haaren" (2 Bde., Wien 1831), Redelich, „Anleitung zur Heilung der Kahlköpfigkeit" (4. Aufl., Hanau 1842), Weinberger, „Die Haare des Menschen u. s. w." (Wien 1846).

Alopeus (Maxim., Baron), russ. Diplomat, war 21. Jan. 1748 zu Wiborg in Finnland geboren, studirte zu Åbo und Göttingen Theologie, wurde aber durch den Grafen Panin, welcher ihn zum Secretär erwählte, zur diplomatischen Carrière geführt. Durch den Einfluß des Letztern erhielt er bald die Stellung als Director der Reichskanzlei in Petersburg. Im J. 1785 ging er als russ. Gesandter nach Eutin zum Bischof von Lübeck, 1790 in gleicher Eigenschaft nach Berlin, nachdem er vorher eine Zeit lang in Petersburg verweilt und die Privatcorrespondenz des damaligen Großfürsten Paul mit Friedrich II. geführt hatte. An dem preuß. Hofe, wo er sich der besondern Gunst des Königs Friedrich Wilhelm erfreute, entwickelte er unter den schwierigsten Zeitverhältnissen eine außerordentliche Geschicklichkeit, sodaß er selbst nach dem Vertrage von Basel (1795) in Niedersachsen verblieb und 1802 seine Stellung in Berlin abermals übernahm. Im J. 1807 ging er als außerordentlicher Gesandter nach London, und später, nach der Vertreibung der Franzosen aus Deutschland (1813), wieder nach Berlin. Nachdem er vom Kaiser Alexander für seine Dienste mit dem Baronstitel belohnt worden, nahm er 1820 seine Entlassung, und wendete sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Frankfurt, wo er 16. Mai 1822 starb. — **Alopeus** (Daniel, Graf), Bruder des Vorigen, geb. 1769 wurde auf der Militärschule zu Stuttgart erzogen und durch seinen Bruder der Diplomatie zugeführt. Im J. 1807 ging er als russ. Gesandter zu Gustav IV. nach Schweden, wurde auf dessen Befehl beim Einfall der Russen in Finnland verhaftet, aber nach der Abdankung des Königs von seinem Monarchen glänzend entschädigt. Nachdem er 1809 den Frieden zwischen Schweden und Rußland abgeschlossen, fungirte er 1811—12 als Gesandter am würtemb. Hofe. Im Feldzuge von 1813 war er Generalcommissar der alliirten Armeen, und 1815 verwaltete er Lothringen als Gouverneur. Endlich folgte er seinem Bruder auf dem Gesandtschaftsposten zu Berlin, welchen er bis zu seinem Tode, 13. Juni 1831, bekleidete.

Alp, Alb, auch Rauhe oder Schwäbische Alp genannt, ein etwa 20 M. langes, 4—5 M. breites Gebirge, welches, zwischen Neckar und Donau gelagert, die Wasserscheide zwischen der letztern und dem Rheine bildet. Mit der Burg Albeck bei Sulz, wo sie nur das enge Neckarthal vom Schwarzwalde trennt, beginnend, zieht sie sich durch die Hohenzollernschen Lande in vorherrschend nordöstlicher Richtung südlich von Urach, Göppingen und Kirchheim bis zu den Thälern der Brenz, des Kochers und der Jaxt hin, über welche hinaus sie durch niedrige Höhenzüge mit dem Steigerwald in Baiern in Verbindung steht. Die A. bildet eine von SW. nach NO. streichende, wellenförmige, wasserarme und nur von wenigen engen, aber tiefeingerissenen Thälern durchfurchte Bergplatte, welche eine durchschnittliche Höhe von 2000—2300 F. erreicht. Die höchsten Gipfel ragen nur wenig über dieselbe empor. Nach N. zu fällt das Gebirge in steilen, zerrissenen, oft imposanten Felswänden und abgesprengten pyramidalen Bergkegeln oder vorgebirgsartig einragenden Bergzacken zur schwädischen Terrasse ab, während es sich auf der Südseite zu dem hochgelegenen Donauthale allmälig verflacht. Beide Abdachungen sind durch zahlreiche Thäler vielfach gegliedert, deren Gewässer theils der Donau, theils dem Neckar zufließen, und deren Fruchtbarkeit, Anmuth, Erhabenheit in grellem Widerspruch zu der der Hochfläche des Gebirges stehen. An den Rändern der letztern entspringen auf der Südseite Ber, Schmich, Lauchart, Lauter, Blau, Brenz, welche sämmtlich der Donau zueilen, während die dem Nordrande entquellenden Flüsse Schlichem, Echaz, Erms, Fils, Rems nebst Kocher und Jaxt zum Neckargebiete gehören. Den südlichsten Theil des Gebirgs bildet der im Volksglauben die Rolle des Blocksberg spielende Heuberg, welcher im Hohenberg (von 3160 F.), dem Deilinger Berg (3127 F.), dem Schafberg bei Roßwangen (3121 F.), dem Plettenberg (3100 F.) die höchsten Gipfel des ganzen Zuges enthält. Eine Fortsetzung bildet der Lochen in der Umgebung von Bahlingen, mit dem Lochenstein (2980 F.). Der Theil der A. zwischen Lauchart und Erms heißt vorzugsweise die Rauhe Alp, der Strich zwischen Blau und Schmich die Hochsträß, und der zwischen Weißenstein an der Fils und Aalen am Kocher wird der Aalbuch genannt. Viele der hervorragendsten Gipfel, welche oft eine überraschende Fernsicht gewähren, sind mit Ruinen von Burgen und Schlössern berühmter Dynastengeschlechter gekrönt, wie Hohenzollern (2621 F.), Teck, Rechberg, Neuffen, Achalm, Hohenstaufen. Die A. ist ein aus regelmäßigen Flözen be-

stehendes Jurakalkgebirge, reich an Versteinerungen und merkwürdigen Höhlen. Zu letztern gehören das Sibyllenloch auf dem Teckberge, die Grebenstätter Höhle, das Erdloch bei Sontheim, das Nebelloch bei Pfullingen u. A. Der Fuß des Gebirges und die Thäler sind fruchtbar und erzeugen eine Fülle von Wein und Obst. Der höhere Theil ist im Gegensatz zu dem nadelholzreichen Schwarzwald mit Laubhölzern bestanden. Die obere Hochfläche, namentlich in den Oberämtern Münsingen, Urach und Blaubeuren, die eigentliche Rauhe Alp, welche durch Unfreundlichkeit des Klimas, dürren, kargen Boden und dünne Bevölkerung absticht, ist nur zum Anbau von Roggen, Flachs, Hafer, Farbepflanzen und Kartoffeln geeignet, dagegen mit ihren weitgestreckten Weiden der Schafzucht günstig. Auch wird hier eine dauerhafte Race von Pferden gezüchtet. Die Bewohner, auf dem Hochlande ohne Industrie, sind ein kräftiger Schlag Menschen, der alte und einfache Sitte bewahrt hat und mit der innigsten Liebe an seiner Heimat hängt.

Alp, in Tirol und den nördlich angrenzenden Gebieten auch Alm genannt, heißt in den Alpenländern ein mit Gras und Kräutern bewachsener Weideplatz, welcher wegen seiner Höhe, Abgelegenheit und Unzugänglichkeit während des Winters weder von Menschen noch Vieh bewohnt werden kann. An Berghängen gelegen oder Plateaus bildend, ist ihre Größe sehr verschieden; manche können nur fünf, manche mehre tausend Kühe einen ganzen Sommer hindurch ernähren. Ihrer Lage nach unterscheidet man Voralpen, welche nicht über 5000 F. hoch liegen und großentheils auch als Wiese benutzt werden können, und Hochalpen, welche bis 7000 F. hinansteigen. Alpen von größerm Umfang, wie z. B. die Grindelwaldsalp, sind durch Zäune oder natürliche Grenzen in verschiedene Weidestriche oder Alpen geschieden. Hinsichtlich ihrer frühern oder spätern Benutzung sind die Alpen in Staffeln eingetheilt, gewöhnlich in eine untere, mittlere oder obere. Die erstern betreibt man zu Ende Mai oder Anfang Juni, sobald der Schnee geschmolzen ist, vier Wochen später die mittlern, und Ende Juli oder Anfang August die obern. In gleicher Weise verfährt man auch wieder abwärts, so daß die ganze Alpzeit 17—21 Wochen beträgt. Die Beziehung der Alp, die Alpauffahrt oder Alpenfahrt genannt, sowie das Verlassen derselben im Herbst, die Alpabfahrt, gibt in den meisten Gegenden Anlaß zu Volksfesten. Die Alpen sind theils Eigenthum ganzer Gemeinden, und werden von sämmtlichen Gemeindegliedern gemeinschaftlich benutzt oder von der Gemeinde verpachtet (Gemeindealpen): theils gehören sie Einzelnen eigenthümlich zu (Privatalpen). Werden dieselben von allerlei Vieh zu gleicher Zeit betrieben, so heißen sie Gustiberge; wenn sie jedoch blos von Rindern beweidet werden, heißen sie Bauernberge. Die felsigsten und schroffsten Alpen, auf welchen blos Schafe und Ziegen weiden, heißen Schafalpen. (S. **Alpenwirthschaften** und **Sennerei**.)

Alp oder **Alpdrücken** (incubus) ist eine im Ganzen seltene Krankheit, welche nur im Schlafe eintritt, ein krankhafter Traum. Der davon Befallene glaubt unter einer auf ihm liegenden Last ersticken zu müssen, und die durch dieses beängstigende Gefühl aufgereizte Einbildungskraft sieht, wenn sie durch den Volksaberglauben in dieser Richtung genährt worden, oft einen misgestalteten Unhold (Alp), der den Schlafenden auf diese Weise quält. Der Betroffene vermag selbst unter den heftigsten Willensanstrengungen nicht, sich zu bewegen und um Hülfe zu rufen; gelingt es ihm aber, einen Schrei auszustoßen, oder das Kissen von sich zu werfen, so ist auch der Anfall (der Traum) vorüber, und der Kranke erwacht unter dem Gefühl der Angst und meist im Schweiße gebadet. Ursachen des Alpdrückens sind Vollblütigkeit, Unterdrückung periodischer Ausleerungen, Schlafen auf dem Rücken oder mit den Armen über dem Kopfe, Überladung des Magens kurz vor dem Schlafengehen, ungewohnte Lagerstätte, schwere Bedeckung u. s. w. In der Vermeidung dieser schädlichen Einflüsse besteht auch der Haupttheil der Behandlung, so lange noch keine organischen Veränderungen namentlich im Herzen und in den Lungen eingetreten sind. Solche Kranke müssen einen Schlafgenossen haben, der sie, sobald sie im Traume stöhnen, sofort weckt und beruhigt. Vgl. Waller, „Von dem Alpdrücken" (Frankf. 1820) und Strahl, „Der Alp, sein Wesen und seine Heilung" (Berl. 1833).

Alpaca, eine Spielart des Guanaco oder Lama, in den kältern Regionen des westlichen Südamerikas, vom Äquator bis nach dem Feuerlande, hauptsächlich in den höchsten Ketten der Anden in Peru und Chile heimisch. Das Thier ist das gezähmte Lama in höchster Vollkommenheit des Wollhaars, und selbst in Peru nicht sehr häufig. Die echten Alpacas gleichen an Größe dem wilden Guanaco, sind von fahlbrauner Farbe, haben aber nicht das lange, schlichte Oberhaar, sondern ganz feine Wollhaare, in geordnetem Stapel, wie bei den hochfeinen Merinos. Diese Wolle, die ihrer Seidenartigkeit und ihres metallischen Glanzes, ingleichen ihrer Länge wegen sehr geschätzt, und zu Shawls und feinern Wirkstoffen vielfach verwebt wird, bildet einen ausgezeichneten Ausfuhrartikel von Peru und dem nördlichen Chile. Man hat daher seit vielen Jah-

ren versucht, die Alpacas in Europa zu acclimatisiren. Die Versuche, welche in England angestellt wurden, haben jedoch sehr unbefriedigende Resultate ergeben. Wahrscheinlich waren aber auch die nach England und Deutschland verschifften Exemplare keine Alpacas, sondern blos halb veredelte Guanacos, ein feinhaariger Mittelschlag von Lamas, welche ausgeführt wurden, da, wie bemerkt, die erstgenannte Race selbst in Peru selten ist und schwerlich je lebend nach Europa gebracht werden dürfte. Die peruanische Regierung hätte darum nicht nöthigt gehabt, die Ausfuhr lebender Alpacas zu verbieten. Die aufmunterndsten Resultate mit der Züchtung einer geringern Lamarace, welche man Alpacas nennt, hat man bis jetzt im südlichen Frankreich erhalten, wo in den Pyrenäen eine ziemlich beträchtliche Heerde weidet. Jedenfalls ist das Alpaca, das sich zum Lama und Guanaco verhält, wie das Electoral zum Merino und gewöhnlichen Schaf, entschieden ein Gebirgsthier, welches wol ausnahmsweise, aber niemals mit größerm Erfolg in Ebenen gezüchtet werden, und daher für den eigentlich ackerbautreibenden Theil Europas von keiner Wichtigkeit werden kann.

Al pari, pari, d. h. gleich, ein aus dem Italienischen in die deutsche Handelssprache übergegangener Ausdruck, der sich zunächst auf den Stand der Geld- oder Wechselcurse bezieht. Der Curs oder Preis steht pari (al pari), wenn sein Stand ein solcher, daß die Menge edeln Metalls, welche man für eine Geld- oder Wechselsumme gibt, der Menge edeln Metalls, welche in eben dieser Geldsumme enthalten oder durch die Wechselsumme am Zahlungsplatze repräsentirt wird, gleich ist. Die Bezahlung kann allerdings auch in Papiergeld erfolgen, dieses repräsentirt (verspricht) aber gleichfalls jenen Metallbetrag. Sofern der Curs einer Münze oder Wechselsorte den Papierstand überschreitet, pflegt man zu sagen, daß er über pari stehe, und der Mehrbetrag bildet ein Aufgeld (Agio); wenn er aber den Paristand nicht erreicht, sagt man, er stehe unter Pari, und der Minderbetrag bildet einen Verlust (Disagio) der betreffenden Geld- oder Wechselsorte. Auch bei Wechseln, welche auf die nämliche Geldsorte lauten, die in dem Orte ihres Kaufs die Rechnungswährung bildet, sowie bei Staatspapieren, Actien und Papiergeld solcher gleichartigen Valuta, kommen jene Ausdrücke vor, da der Preis aller dieser Kaufobjete ein wechselnder ist.

Alpen ist der Name zweier Departements in Frankreich. Das Depart. Nieder-Alpen (Basses-Alpes), der nordöstliche Theil der Provence, 135 QM. groß, ist von den Ausläufern der Seealpen erfüllt, welche sich in vielfachen Ketten nach der Rhône zu verzweigen. Die Gebirgszüge von Liberon, Lure und Aiguines trennen den alpinischen nördlichen Theil des Departements von dem südlichen minder hohen Gebirgslande. Während daher der erstere eine ganz alpinische Natur, rauhes Klima, unfruchtbaren Boden und geringen Anbau besitzt, gestattet das mildere Klima im südlichern Theile den Anbau von Mandeln, Aprikosen, Pfirsichen, feinen Obstsorten, unter denen die Pflaumen von Bignolles einen namhaften Handelsartikel bilden. Die Weine von Meis und Castelet gehören zu den bessern Sorten. Auf den Alpen finden Rinder und Schafe die trefflichsten Weiden. Der Bergbau erstreckt sich nur auf etwas Blei, grünen Marmor u. dgl. Warme Mineralquellen finden sich bei Digne und Gréoulx. Die Industrie der 160000 E. ist unbedeutend. Das Departement wird von der Durance und ihren Nebenflüssen, darunter der Verdon und die Ubaye, bewässert. Es zerfällt in die fünf Arrondissements Barcelonette, Castellane, Digne, Forcalquier und Sisteron, mit 30 Cantonen und 257 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Digne. — Das Depart. Ober-Alpen (Hautes-Alpes), 101 QM. groß, nördlich vom vorigen gelegen und zur ehemaligen Dauphiné gehörig, wird von dem Hauptstocke der Cottischen Alpen durchzogen, die sich hier im Pelvoux bis zu 12612 F. erheben. Die wilde Durance mit ihren Zuflüssen (Briech und Guil) sowie der Drac bilden tiefe an Wasserfällen und großartigen Naturschönheiten reiche Alpenthäler. Die hohe Lage dieses höchsten Departements Frankreichs, der beständig über die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Berge streifende Nordwind, machen das Klima rauh und die Winter lang, sodaß bei der großen Sterilität des Bodens der arme Bewohner außer der Kartoffel nur wenig Roggen, Hafer und Gerste erntet. Der fruchtbarste Theil ist der Champsaur am Ufer des Drac. Hier und in den südlichern Thälern gedeihen Nußbäume, Kastanien, Wein und andere Edelfrüchte. Schöne Waldungen bedecken die Hänge der Berge. Nur Rindvieh, Esel und Maulesel werden mit Vortheil gezüchtet, und von andern Gegenden große Schafherden hierher zur Weide gebracht. Die 153000 E. beschäftigen sich mit etwas Bergbau auf Blei, Kupfer, Eisen, Anthracit, unterhalten viele Sägemühlen, und treiben etwas Gerberei, Leinen- und Wollenweberei. An 4000 wandern jährlich aus, um auswärts ihren Erwerb zu suchen. Die Ober-Alpen sind das am schwächsten bevölkerte Departement Frankreichs; es zerfällt in die drei Arrondissements Briançon, Embrun, Gap, in 24 Cantone und 189 Gemeinden, und hat Gap zur Hauptstadt.

Alpen, das ausgedehnteste Hochgebirge Europas, entfaltet seine riesigen Massen auf einer Basis von 4500 □M. zwischen 23° und 34° ö. L., zu Seiten des 46. Parallels, in einer von Westsüdwest nach Ostnordost vorherrschenden Kettenrichtung, einer Länge von mehr als 100 M. und einer Breite, westlich von 20 und östlich von 40 M. In der keltischen Sprache bedeutet das Wort Alb oder Alp soviel als weiß. Weil sich die höchsten Ketten dieses Gebirgs stets mit Schnee bedeckt darstellten, so wurden sie von den alten Völkern die Alpen genannt, eine Bezeichnung, welche auf alle Gebirge der Erde übergegangen ist, die gleiche Höhe erreichen oder ähnliche Naturverhältnisse zeigen. Die natürlichen Grenzen des europäischen (des eigentlichen) Alpengebirgs bilden im Norden das von den Ausläufern des Jura (s. d.) gebildete schweiz. Hügelland und die obere Donauebene, im O. die ungar. Tiefebenen, im S. das Adriatische Meer, das lombard. Tiefland und das Ligurische Meer, und im W. die provenzalische Ebene und das Rhônethal. Den Nord- wie Südfuß umgürtet eine Reihe von Flußseen, dort in einer Basis von 1200—2000 F., hier von 6—700 F. ruhend. Ital., franz., german. und ungar. Natur haben in den Alpen ein gemeinsames hohes Vereinigungsland; nach allen Weltgegenden öffnen sich die Thäler, den geschmolzenen Schnee der Gebirge hier der Nordsee, da dem Schwarzen Meere, dort dem Mittelländischen Meere zusendend, sei es durch das Gebiet von Rhein, Donau, Po und Rhône oder ligurischer und adriatischer Küstenflüsse.

Die wichtigsten **alpinischen Gewässer** dieser Gebiete sind folgende: 1) Im Rheingebiet der Rhein, der zum Theil den Bodensee bildet, rechts Lanquart und Ill, links Thur und Aar aufnimmt, welche letztere die Becken des Brienzer- und Thunersees ausfüllt und, nächst der Sane links, aus den Alpen noch an Zuflüssen rechts erhält: Emme, Reuß mit Vierwaldstädtersee und Limmat mit Zürichersee, Linth und Wallenstädtersee. 2) Im Donaugebiet die rechten Nebenflüsse der Donau: Iller, Lech, Isar mit dem Abfluß von Würm- und Ammersee, Inn mit Salzach und Alz aus dem Chiemsee, Traun mit dem Abfluß aus dem Attersee, Ens, Leytha und Raab von den östlichsten Massen, Drau mit Mur und Sau mit Kulpa. 3) Im Pogebiet der Po und seine linken Zuflüsse: Dora, Dora-baltea, Sesia, Tessin mit dem Lago Maggiore, Adda mit dem Lago di Como, Oglio mit dem Lago Iseo, Mincio mit dem Lago de Garda und Etsch mit Eisach und Rienz. 4) Im Rhônegebiet der den Genfersee bildende Rhônefluß mit den linken Zuflüssen: Arve, Isère, Drôme und Durance. 5) Unter den ligurischen Küstenflüssen ist der Var der bedeutendste, und 6) unter den adriatischen: Bachiglione, Brenta, Piave, Tagliamento und Isonzo.

Um sich in der mannichfachen Felsgliederung des Gebirgslandes zu orientiren, unterscheidet man im Allgemeinen die Ost- und Westalpen von den Mittelalpen, welche letztere sich von den Quellen der Salzach bis zu denen der Arve und Dora-baltea ausdehnen, und in denen man die Centralkette wieder von den nördlich und südlich vorliegenden Alpen trennt, während man zwischen den genannten Flußthälern folgende **Alpengruppen** vertheilt: I. Westalpen: 1) Die See- oder Meeralpen, von der mittlern Durance und Poquelle südwärts bis zu den ligurischen Küsten mit dem Col-Roburent (9120 F.); 2) die Cottischen Alpen, zwischen der mittlern Isère, dem Arc, der Rhône und Durance mit dem Monte-Viso (11800 F.), Mont-Genèvre (11058 F.), Mont-Pelvoux (12612 F.) und Mont-Ventoux (6000 F.); 3) die Grajischen Alpen, nord- und nordostwärts der vorigen bis zum Thal der Arve und Dora-baltea, mit dem Mont-Cenis (10752 F.), Mont-Iseran (12456 F.) und Kleinen Bernhard (9000 F.). II. Mittelalpen: A) Centralkette: 4) Penninische Alpen zwischen der lombardischen Ebene und dem Rhônethale mit dem Montblanc (14764 F.), Großen Bernhard (10390 F.), Monte-Rosa (14220 F.), Fletschhorn (8970 F.) und Simplon (10800 F.); 5) Lepontische oder Adular Alpen, die Mitte des Alpenlandes, von der Simplonsenke und dem Tosathale bis zur Splügensenke und dem Hinterrhein, mit der Plateaumasse des St.-Gotthard (8—10000 F.), dem Piz-Val-Rhein (10280 F.) und Moschelhorn (9610 F.); 6) Rhätische Alpen, zwischen Inn, Adda und obern Etsch, mit dem Septimer (9200 F.), Julier (8300 F.), Bernina (13500 F.), Brenner (6400 F.) und Dreiherrnspitz (9600 F.); B) Nördlich vorliegende Gruppen: 7) Berner Alpen, zwischen Rhône und Aar, mit Finsteraarhorn (13698 F.), Jungfrau (12870 F.) und Schreckhorn (12558 F.); 8) Vierwaldstädter Alpen, zwischen Aar und Reuß, mit Surennen-Alp (10300 F.) und Titlis (10700 F.); 9) Glarner und Schwyzer Alpen, zwischen Rhein, Reuß, Züricher- und Wallenstädtersee, mit Dödi (Tödi, 12890 F.), Crispalt (10240 F.), Glariden-Alp (9000 F.), Mythenberg (5868 F.) und Rigi (5355 F.); 10) Thur-Alpen, zwischen Züricher- und Bodensee, mit dem Hohen Säntis (7670 F.); 11) Algauer Alpen, zwischen Ill, Inn und bair. Hochebene, mit dem Arlberg (9400 F.) und Hochvogel (7950 F.); C) Süd-

lich vorliegende Gruppen: 12) Orteler Alpen, zwischen Adda und Etsch, mit der Ortelesspitze (12020 F.); 13) Trientinische Alpen, zwischen Etsch und Piave, mit der Vedretta-marmolatta (10830 F.). III. Ostalpen: 14) Norische Alpen, zwischen der Drau- und Donauebene, unter verschiedenen Specialnamen, z. B. Salzburger, Steiersche Alpen u. s. w. mit dem Hohen Tauern (8300 F.), dem Großglockner (11669 F.), Wiesbachhorn (11013 F.), Watzmann (8348 F.), Dachstein (9222 F.), Stangalp (7100 F.), Schneeberg (6380 F.) und Ötscher-Berg (5809 F.); 15) Karnische Alpen, zwischen Drau und Sau, mit dem Dobrac (7328 F.) und dem Kolschnagebirge (8000 F.), einem Theil des Karawankengebirgs; 16) Julische Alpen, zwischen Sau, Kulpa und dem Adriatischen Meere, uneigentlich so genannt und viel richtiger mit dem Namen des illyr. Karstplateaus bezeichnet, in dessen Nordwesten am höchsten der Terglu (8794 F.). Wie sich der westlichsten Alpengruppe, durch die Masse des Col di Tenda verknüpft, der Apennin anlegt und in südöstlicher Fortsetzung das Hauptgebirge Italiens wird, so legt sich im Osten an das Karstplateau das Dalmatische Alpenland, welches im Nordwest mit dem Capella- und Vellebitgebirge anhebt und sich südöstlich zu dem Kettensystem der Dinarischen Alpen verzweigt, in engem Anschluß an das Gebirgssystem der griech.-osman. Habinsel. Je weiter westlich, desto mehr streichen die Gebirgsketten von Südwest nach Nordost, während sie sich bei Zunahme der östlichen Lage immer der bereits angedeuteten Hauptrichtung nähern.

In Rücksicht der **Höhenverhältnisse** spricht sich im Allgemeinen das Gesetz aus, daß die Alpen da am niedrigsten sind, wo sie am breitesten (also im Osten), und am höchsten, wo sie am schmalsten sind (also im Westen). Unterscheidet man mittlere Kamm-, Gipfel- und Paßhöhe, so sind die Hauptgruppen in folgender Art charakterisirt. Die Kammhöhe steigt in den Westalpen von Süd gegen Nord von 5—10000 F.; in den Mittelalpen ist sie selten unter 8000, häufig sogar 12000 F.; in den Ostalpen sinkt sie von 8000 auf 3000 F. hinab. Die Gipfelhöhe steigt in den Westalpen auch von Süd nach Nord von 7000 zu 13000 F.; in den Mittelalpen sinkt sie von West nach Ost von 14800 zu 8000 F.; ebenso in den Ostalpen von 11000 auf 5000 F. Die Paßhöhe beträgt in den Westalpen 3—7000 F., in den Mittelalpen östlich abnehmend 10000—6000 F., und in den Ostalpen 5000—3000 F. Eine übersichtliche Classificirung der Erhebungen gewährt die Eintheilung in die drei Regionen: 1) Die niedern Vorberge, von 2—5500 F., d. h. bis zur obern Grenze des Holzwuchses; 2) die mittlere Alpenregion, bis 8000 und 8500 F., oder bis zur Schneegrenze, und 3) die Hochalpen, bis 14000 F. und darüber. Die mittlere Region bildet die Region der Bergweiden, der kräuterreichen Matten, die in der Schweiz, zuweilen auch in Tirol, Alp (s. d.), im übrigen deutschen Alpenantheil Almen genannt werden und den Schauplatz der charakteristischen Alpenwirthschaft bilden. Diese dreifache Höhenabtheilung fällt aber nicht überall mit denselben Naturerscheinungen zusammen; vielmehr folgen der Senkung der Schneegrenze im Norden und, wie natürlich, ebenfalls im Osten auch die übrigen bezeichnenden Marken in nachstehender Weise: 1) Die untere Grenze des ewigen Schnees und zugleich die obere der Region der Moose und Alpenpflanzen am Nordabhange 7800—8000 F., am Südabhange 8200—9500 F.; 2) die obere Grenze der Region des Baumwuchses (Nadelhölzer) im Norden 5600 F., im Süden 6300 F.; 3) die höchste Grenze der Region des Getreides, der Buche und Eiche, nördlich 3400 F., südlich 4400 F.; 4) in den Thälern die Region des Weinstocks (auch Mais und Kastanien) am Nordhange 1500 F. und am Südhange 2000 F. Die Voralpen umgürten das Hochgebirge auf seiner Nordseite; sie strecken sich auf seiner Ostseite zungenartig in die ungar. Tiefebene (Leythaberge, Bakonywald, Warasdiner-Gebirge), bilden an den ligurischen Gestaden eine breite Zone, sind aber beschränkt im Westen der Westalpen und am östlichen Südfuß der Mittelalpen, und fehlen ganz dem lombard. Abhange der westlichen Mittelalpen und der Westalpen. In steilern Felswänden steigen also die Alpen aus dem oft wagerechten Niveau der Poebene, während sie sanfter zu den nördlichen Ebenen abfallen, wenigstens in niedrigern Mauern; daher zeigt ihr Anblick von Süden aus die Massen mächtiger, zusammengedrängter und mehr furchtbar, von Norden her ausgebreiteter, mannichfaltiger, mehr bezaubernd und entzückend als schreckend. Der Gebirgsbau der Alpen ist im Allgemeinen ein kettenartiger, am ausgeprägtesten im Osten, weniger im Westen, wo noch deutlicher wildere und großartigere Zerklüftungen das Werk gewaltiger Revolutionen verrathen. Die Kämme sind tausendfach zersägt durch tiefe Spalten. Ihre Hochgipfel tragen scharfgezackte Felskronen, und erscheinen als isolirte weiße Schnee- und Felshörner zwischen breiten, grünen, mit Wald und Kräutern bedeckten Massen; oder die Einschnitte sind weniger tief, und bilden zwischen den zahn- und nadelförmigen Bergspitzen nur geringe Unterbrechungen in den schneebedeckten Gebirgskolossen, die auf ihren Rücken Eismeere und Glet-

scher ragen, deren Arme oft in die Thalregionen hinabragen, in die Nähe blühender Bäume und reifender Saaten. In den Ost- und Mittelalpen haben die vorliegenden Gruppen oft zerrissenere Formen als ihre Centralketten.

Mit der großartigen Mannichfaltigkeit der Erhebungen geht Hand in Hand die der Alpenthäler, in ihrer Bildung und Aneinanderreihung die Alpen vor allen andern Hochgebirgen charakterisirend. Vor allem wichtig erscheint die ausgeprägte Form weiter Längenthäler am Fuße der hohen Centralketten, besonders an der Ostseite, wo sie sich unmittelbar zur Ebene öffnen, und an der Nordseite, wo sie mittels enger Querthäler zur Ebene münden und bei den Mittelalpen ihre Pforten durch Seebecken verschließen. Vorherrschend ist die Bildung der Querthäler auf der Südseite der Alpen, östlich und westlich in steilen Felsgassen zur lombard. Ebene tretend, in der Mitte ihre Thalsohlen wieder mit lang gestreckten Seen erfüllend. Die vielfach gewundenen offenen Thalgründe der Westseite der Westalpen zeigen Längen- und Querthäler; letztere sind jedoch beschränkt und haben, wie im Osten keine Seespiegel am Fuße des Gebirgs. Den tief eingeschnittenen Hauptthälern liegen die höhern Nebenthäler in Form kleiner aneinandergereiheter Kesselbecken benachbart, sie sind der Sitz des eigentlichen Alpenlebens. Wennschon steile Felsspalten vom Haupt- zum Nebenthale führen, so sind es noch engere von Cascaden durchbrauste Felsthore, die zu den eisumkrönten Einschnitten des Hauptkammes, zu den Hochthälern, führen. Viele Thallandschaften der Alpen führen noch andere Namen wie den des betreffenden Flusses; unter solchen sind am wichtigsten: Rhône: Ober- und Unterwallis; Aar: Ober- und Unterhasli; Reuß: Urserenthal; Vorderrhein: Tavätscherthal; Mittelrhein: Medelserthal; Hinterrhein: Rheinwaldthal; Lanquart: Prettigau; Ill: Montafon; Inn: Ober- und Unterengadin; Salzach: Pinzgau und Pongau; Mur: Lungau; Rienz und obere Drau: Pusterthal, obere Etsch: Vintschgau; Adda: Veltlin; Tessin: Livinerthal; Arve: Chamouny.

Die Thäler des Hochgebirgs bilden zugleich seine natürlichen Communicationen; ihre Natur stempelt sie in vielfacher Beziehung dazu, wenn auch in einem sehr verschiedenen Grad der Gangbarkeit. Während der Eintritt in ein Längenthal fast durchgängig bequem ist, so hat oft die Kunst den Eingang in ein Querthal zu erzwingen gewußt; während die Hauptthäler die Communications- und Culturcentra des Hochgebirgs bilden, so sind die Nebenthäler die vermittelnden Glieder der verschiedensten Thalsysteme. Schon der Übergang vom Hauptthal zum Nebenthale hat oft mit viel Schwierigkeiten zu kämpfen; dieselben steigern und mehren sich aber beim Aufsteigen zum Hoch- und Quellthale und endlich beim Überschreiten des Gebirgskammes, sei es nun, daß der Alpenpaß tief in die Waldregion einschneidet, oder daß er gar über der Schneelinie liegt. Die fahrbaren Kunststraßen machen ausgedehnte Felssprengungen, hoch aufgemauerte Terrassen, steinerne Brücken, lange Felsgalerien zum Schutz gegen Lavinen und Steinschutten und sichere Zufluchtshäuser (Hospize) bei Unwettern nöthig; ihre Anlage gehört oft zu den kühnsten Menschenwerken. Die Alpenpassagen durchziehen gewöhnlich sieben Engpässe, denn zu dem eigentlichen Alpenpaß im Hauptkamm gesellen sich zu beiden Seiten die Engen der Hochthäler, die Mündungspforten der Nebenthäler und die der Hauptthäler; oft aber, wie in dem reichern Parallelkettensystem der Ostalpen, häuft sich die Zahl dieser Engen und Pässe bedeutend, wo dann gewöhnlich die sich wiederholenden Kammeinschnitte viel bequemer zu passiren sind als die kurzen Passagen von einem Querthale zum andern. Je nach der Beschaffenheit oder nach provinzialem Ausdruck bezeichnet man einen Alpenpaß mit dem Namen Paß, Sattel, Joch, Scheideck, Klause, Col, Chiusa u. s. w. In kurzer Zeit wird der Wanderer auf den schönsten Kunststraßen durch die Erscheinungen aller Jahreszeiten geführt, schnell durcheilt er verschiedenes Klima, anderes Volk und andere Sitte, ja kein Hochgebirge der Erde kann sich einer gleichen Gangbarkeit rühmen, wie das europ. Alpengebirge.

Die Anführung der wichtigsten Passagen bekundet dies, und stellt zugleich die Zugänglichkeit der oberital. Ebene von franz., deutscher und ungar. Seite aus in ein Licht, welches die Geschichte dieses Alpenvorlandes begreiflich macht. I. Die Hauptpassagen der Westalpen sind: 1) Die Heer- und Kunststraße La Corniche, eine Küstenstraße am Alpenfuße von Marseille über Nizza nach Genua; 2) der chaussirte Weg über den Col-di-Tenda zwischen Nizza und Coni, der 1778 angelegt worden und sich fast 5600 F. über das Meer erhebt; 3) die im Alterthume vielbenutzte defiléereiche Kunststraße über den Mont-Genèvre, 6258 F. hoch, zur Verbindung der Provence mittels des Durancethals und der Dauphiné mit Turin; 4) die von Napoleon 1805 angelegte Kunststraße über den Mont-Cenis, 6354 F. hoch, von Chambéry nach Turin, Savoyen mit Piemont verbindend; 5) der 6700 F. hohe Paß des Kleinen St.-Bernhard, der das Arvethal von Genf oder das Isèrethal von Montmeillan an mit dem Dora-balteathale, also Savoyen

und Genf mit Piemont verbindet, auf dem Hannibal nach Italien kam, der aber jetzt weniger benutzt wird. Neben diesen Hauptpassagen bilden noch mehre Seitenverzweigungen ein ziemlich reiches Straßennetz, das in einem westlichen Bogen die große Rhônestraße umfaßt. II. Die Hauptpassagen der Mittelalpen sind: 1) Der nur theilweis fahrbare aber als Saumpfad vielfach benutzte Übergang über den Großen St.-Bernhard, 7548 F. hoch, vom Rhônethal bei Martinach nach dem Dora-baltea-Thale bei Aosta, Wallis mit Italien verbindend; 2) die prächtige Simplonstraße, die, von 1801—6 auf Napoleon's Befehl erbaut, von Wallis bei Brieg über den 6170 F. hohen Simplonpaß durch die Thalengen der Tosa nach Domo d'Ossola zum Lago Maggiore und weiter nach Mailand führt; 3) der den Römern unbekannte Paß des St.-Gotthard, 6650 F. hoch, über welche die an schönen Scenen reiche Kunststraße vom Vierwaldstättersee und dem Urserenthal nach Airolo und in das Livinerthal zum Lago Maggiore führt, und durch den im Mittelalter die meisten Waaren der Levante geführt wurden; 4) der Bernhardinpaß, in der Höhe von 6580 F., eine von 1819—23 von Graubündten und Sardinien angelegte Verbindung zwischen dem Hinterrheinthale und (mittels des Misoccothals) Bellinzona unweit der Tessinmündung in den Lago Maggiore; 5) die seit 1822 erneuerte 6513 F. hohe Splügenstraße, zur Communication zwischen dem Thal des Hinterrheins und über Chiavenna mit der Straße am Ostufer des Comersees, also zwischen Rhein und Adda, schon von den Römern zum Verkehr mit Donau und Rhein und von den im Mittelalter nach Italien ziehenden deutschen Heeren benutzt; 6) die sehr alte Fahrstraße aus dem Ober-Engadin über den Malojapaß, 5800 F. hoch, durch das Bregellthal nach Chiavenna, wo sie in die Splügenstraße einmündet; 7) das Stilfser- oder Wormser-Joch, auch Orteléspaß genannt, von der höchsten fahrbaren 1824 von Östreich geöffneten Alpenstraße in einer Höhe von 8911 F. überschritten, zur Verbindung des Etschthales bei Glurns mit dem Veltlin bei Bormio; 8) die Reschen-Scheideck, 4300 F. hoch, über welche die Kunststraße von Landeck am Inn nach dem Etschthale bei Glurns führt, um von da einerseits in das Veltlin mittels des Stilfser-Jochs, andererseits im Etschthale abwärts durch die Klause nach Verona zur lombard. Ebene zu gehen; 9) der Brennerpaß, eine 4350 F. hohe Kunststraße, zu der schon von den Römern gekannten Verbindung des Innthales bei Innsbruck mit dem Eisachthale bei Brixen und weitern Communication in das Etschthal. Nächst diesen neun, die Centralkette der Mittelalpen überschreitenden Hauptpassagen bestehen in den nördlich vorliegenden Gruppen noch wichtige Verbindungen, unter denen folgende hervorzuheben sind: 1) Die Saumpfade zwischen dem Rhône- und Aarthal, welche die Berneralpen im Grimselpaß (6170 F. hoch) und im Gemmipaß (6985 F. hoch) überschritten; 2) eine Saumstraße durchs Gadmenthal zwischen dem Oberhasli- und Reußthale über den 6981 F. hohen Sustenpaß; 3) die Kunststraße des Wallis vom Genfersee aufwärts bis Brieg und als Fahrweg noch bis Obergestelen, welche bei St.-Maurice einen verschanzten Engpaß durchzieht; 4) Saum- und Fußpfade, vom obern Rhônethale bei Obergestelen aus, in das Urseren- und Tavätscher-Thal nach Dissentis am Vorderrhein, über das Gebirgsplateau des St.-Gotthard mittels des Furkapasses, 7716 F. hoch, und des Oberalppasses, 6174 F. hoch; 5) die vom Bodensee aus bis Malans auf beiden Rheinufern hinziehende, die Défiléen der hohen Wand und des befestigten Luciensteigs passirende und bis Dissentis einfach geführte Rheinstraße; 6) zwischen Rhein und Inn über den 4800 F. hohen Arlbergpaß, außer mehren Saumpfaden, eine Kunststraße von Feldkirch nach Landeck; 7) die Lechstraße, welche von Füssen (am Lech) aus die Algauer Alpen in den verschanzten Felsengassen des Kniebis und der Ehrenberger Klause durchschneidet, um im Innthale doppelt verzweigt zu münden; 8) die Isarstraße, eine Kunststraße von Mittenwald an der Isar durch den verschanzten Scharnitzpaß und über den tiefen Seefelder Sattel nach Zirl am Inn; 9) der Achenpaß, zur Verbindung der münchener Straße bei Tegernsee mit Schwatz am Inn. III. Die Hauptpassagen der Ostalpen sind: 1) Der Toblacher Feldpaß, der 3902 F. hoch die Kunststraße des Drauthals in das Pusterthal der Rienz führt und zunächst Lienz an der Drau mit Brixen an der Eisach verbindet; 2) der Kristallinpaß, 4600 F. hoch, eine neuere Kunststraße aus dem obern Pusterthale bei Toblach südlich über die Cadorischen Alpen zum Piavethal, und aus diesem zweifach gespalten zur Ebene nach Conegliano oder Bassano; 3) die von der Salzach zur Drau führende mittels folgender Pässe die Norischen Alpenketten überschreitende Kunststraße: a) Zwischen Salzach und Ens oder zwischen Werfen und Radstadt das untere Fritzthal und thalabwärts nach Lietzen der verschanzte Mandlingpaß; b) von Radstadt nach St.-Michael, zwischen Ens und Mur der Radstädter-Tauernpaß, 4950 F. hoch; c) zwischen Mur und Drau, von St.-Michael über Gemünd nach Spital und dann weiter nach Villach u. s. w., der 2800 F. hohe Hochfeldpaß; 4) die Vil-

lacher Pässe zur Verbindung Innerösterreichs mit dem Küstenlande von Venedig und Friaul einerseits und des Drau- und obern Sauthals andererseits. Südwestlich von Villach an der Drau geht eine Straße über die Karnischen Alpen, die sich dreifach spaltet, und zwar bei Rigersdorf südöstlich durch die Wurzenpässe, 4000 F. hoch, zur Saustraße nach Laibach, Agram oder Karlstadt u. s. w., bei Tarvis südlich durch den 3600 F. hohen Pedrilpaß und die Flitscher-Klause in das Isonzothal nach Görz u. s. w., und südwestlich durch die Thalpässe von Ponteba (Pontafel), 2400 F. hoch, und die verschanzte Chiusa-veneta in das Thal des Tagliamento zur Ebene; 5) die Straße von der Donau bei Linz bis nach Laibach an der Sau, die die Norischen Alpenketten und die Karnischen Alpen durchschneidet, und zwar: a) Zwischen Traun und Ens von Wels nach Lietzen in der Pyrn-Klause; b) zwischen Ens und Mur, von Lietzen nach Judenburg, 5000 F. hoch, im Rottenmanner-Tauernpaß; c) zwischen Mur und Drau von Judenburg über Scheßling durch das Gurkthal nach Klagenfurt auf mehren niedrigen Sätteln und d) zwischen Drau und Sau über das Karawankengebirge nach Krainburg und Laibach durch den Leiblpaß, 4243 F. hoch; 6) drei große Straßen, die von der Donau bei Linz, Mautern und Wien nach Bruck an der Mur ziehen: a) Im Ensthale aufwärts bis Hieflau durch den Paß von Eisenerz nach Leoben und Bruck; b) von Mautern über St.-Pölten die Trasen aufwärts über die niedrigen Joche von Josephsberg, Mariazell, 2867 F. hoch, und von Seewiesen, 2600 F. hoch, nach Bruck, und c) von Wiener-Neustadt durch den 5122 F. hohen Semringpaß nach Bruck, von wo die vereinigte Heerstraße südlich im Murthale über Grätz nach Marburg an der Drau, südwestlich nach Laibach und über das illyr. Karstplateau bei Adelsberg, 1800 F. hoch, nach Triest führt; 7) die zwei hohen Straßen, die von Fiume nach Karlstadt in mehr oder minderer Entfernung von den Krümmungen des Kulpathals ziehen, die Karolinenstraße und die neuere Maria-Luisenstraße. Außer diesen Hauptpassagen der Ostalpen sind noch viele Nebenverzweigungen wichtig, wie z. B. 1) die Salzachstraße, welche, bis zum Wildbad Gastein fahrbar, über den Hohen Tauern, 6800 F. hoch, Saumweg, und bei Malnitz schon wieder Fahrstraße nach Spital und Villach ist; 2) die Straße aus dem Innthal in das obere Pinzgau durch das Ziller- und Gerloßthal und den Gerloßpaß; 3) die Straße von Wörgl im obern Pinzgau durch mehre Thalpässe, z. B. den Strubpaß bei Lofer nach Salzburg; 4) die Kunststraßen zwischen dem Salzach-, Traun- und Ensthal von Salzburg über Ischl nach Steinach. Fast die meisten Längenthäler werden von Straßenzügen verfolgt und stehen in vielfacher Verbindung unter einander. Dem ganzen Straßennetze schließt sich noch die Communication der östlichen niedern Voralpen an, wodurch noch mehr die Steigerung der alpinischen Gangbarkeit von West nach Ost bekundet wird.

In geognostischer Beziehung bieten die Alpen einen äußerst reichhaltigen Stoff von Beobachtungen, welche bis jetzt zu folgendem Übersichtsbilde geführt haben. Die höchsten centralen Massen, die sogenannten Uralpen, südwestlich von Turin aus der Ebene emporsteigend und in mächtigem Bogen sich bis an den Neusiedlersee erstreckend, bestehen hauptsächlich aus den krystallinischen Felsarten Gneis und Glimmerschiefer, in weit geringerm Maße aus Granit. Zwischen den Centralalpen eingeschlossen erscheinen im Westen, von da an, wo die Alpen und Apenninen sich begegnen, bis ins Tirol, die Vertreter der Steinkohlen- und Juragebilde, fast durchweg aber so verändert und krystallinisch geworden, daß ihr Alter blos aus wenigen, in ihnen erhalten gebliebenen, hier und da von Granaten begleiteten Petrefacten zu errathen ist. In den Grajischen, Penninischen und Rhätischen Alpen treten große Serpentin- und Gabbromassen auf, im Norden der piemontesischen Ebene und im obern Etschthale Quarzporphyre, in letzterer Gegend in ungeheuerer Mächtigkeit. Im Osten finden sich nördlich und südlich vom Hauptzuge mächtige Ablagerungen von Thonschiefer und Grauwacke mit dazwischen liegendem Übergangskalke.

Der Richtung der Centralalpen im Allgemeinen folgend, liegt zu ihren beiden Seiten, jedoch bedeutend schmäler als sie selbst, ein Gürtel sedimentärer Gesteine im West und Nord von den ligurischen Gestaden bis in die Nähe von Wien, im Süden vom Lago maggiore bis in die Gegend von Marburg und Agram sich erstreckend. Es sind das die Kalkalpen, deren wellenförmige Biegungen und kolossale Zerrüttungen darauf hinweisen, daß die Gestaltung ihrer Berge das Resultat eines gewaltigen von der Gegend der Centralalpen ausgegangenen, gleichzeitig gegen Nord und gegen Süd wirkenden Drucks gewesen. In Bezug auf ihr Alter enthalten sie alle Glieder der Formationsreihe vom Zechstein aufwärts bis zu und mit den tiefsten Schichten der Tertiärgruppe. Die südöstlichen Ausläufer der Kalkalpen, die Julischen Alpen, bestehen großentheils aus höhlenreichen und zerklüfteten Kalksteinen der Jura- und Kreidegruppe, welche mit Beibehaltung dieser Eigenthümlichkeiten nach den Dalmatischen und Dinarischen Alpen hinübersetzen. Diesseit

der Kalkalpen dehnt sich von der Provence bis nach Ungarn hin ein meist viele Meilen breites Band von Molassebildung aus, während an der Südseite der Alpenkette dasselbe Gebilde nur unterbrochen und in geringer Breite zu Tage tritt.

An schönen **Mineralien** sind besonders die primären und Trapp-Gebirge reich; ausgezeichnete Fundorte sind das Gotthardgebirge und Fassathal mit den nächsten Umgebungen. Die Bergkrystalle des Gotthard sind weltberühmt. Bergbau und Hüttenbetrieb bietet eine immer reichere Production mit zunehmender östlicher Lage, während die Schweiz selbst eigentlich arm an nutzbaren Erzen. Gold- und Silbergewinn ist nur noch in Tirol, Salzburg und Kärnten, und Silber allein in Frankreich auf dem einzigen Silberbergwerk zu Allemont unweit Grenoble, in Savoyen, Illyrien und Steiermark von einiger Bedeutung; ebenso der des Kupfers in Frankreich, Tirol, Illyrien und Steiermark. Der Bleiertrag ist gering in Frankreich, Tirol, Salzburg und Steiermark, und kommt in der Schweiz kaum in Betracht gegen die Ausbeute des Bleibergs im Kärntenschen, zwei M. westlich von Villach, wo jährlich 34—35000 Ctr. gewonnen werden. Auch die Eisenproduction bleibt gering in der Schweiz, selbst unerheblich in Savoyen, sowie in Tirol und Salzburg, gegen Kärnten, das jährlich 260000 Ctr., gegen Steiermark, das 450000 Ctr. liefert. Quecksilber wird fast nur zu Idria in Krain gewonnen, und zwar jährlich 1000—1500 Ctr. Der Salzreichthum der Alpen ist sehr bedeutend; am großartigsten aber bei Hall in Tirol, Berchtesgaden in Baiern, Hallein in Salzburg, überhaupt im Salzkammergute. Hallein producirt allein jährlich 450000 Ctr. Steinkohlenlager finden sich zwar in der Schweiz, in Frankreich und Savoyen, am ergiebigsten aber wiederum im östreich. Antheile, und zwar in Steiermark, Krain und Kärnten: doch fördert man jährlich nur etwa 500000 Ctr. zu Tage. Die wichtigsten Mineralquellen sind folgende: 1) Eisen- und Stahlwasser: Blumenstein im Canton Bern und Mohitsch in Steiermark; 2) Schwefelwasser: Aix in Frankreich, Chambéry und Aix in Savoyen, Schinznach und Baden im Canton Aargau, Gurnigel in Bern und Stachelberg im Canton Glarus; 3) alkalische oder Laugenwasser: Rosenlauibad in Bern, Gastein im Salzburgischen, Tobel- oder Dobbelbad und das Römerbad zu Tyffer in Steiermark, Töplitz oder Töplitza in Krain; 4) Glaubersalzwasser: Tarasp im Engadin; 5) Soolbäder: Ischl im Salzkammergut, Reichenhall in Baiern; 6) Säuerlinge: La Motte in Frankreich, St.-Moritz, Fideris, St.-Bernhardin in Bünden, die Quellen im Fellathale und zu Gießhübel in Kärnten; 7) heiße und warme Quellen: Aix, Digne, Greour, Montdauphin in Frankreich, Aix, Chambéry, Evian in Savoyen, Pfäfers im Canton St.-Gallen, die schon genannten Gastein, Leuk, Baden, Töplitz, Schinznach und Tyffer.

Wie die Alpenpflanzen (s. d.), so bietet auch das **Thierreich** des Alpengebirgs manches Eigenthümliche dar. Auf den sonnigen Höhen ist die Zahl der Insekten sehr groß, und besonders der Schmetterlinge. Fische gibt es wenig, wenn man auch Forellen noch 6000 F. über dem Meere in Teichen antrifft. Zwar bewohnen Adler-, Geier- und Euleuarten das Hochgebirge, doch ist die Zahl der Vögel im Vergleich zum Flachlande sehr gering und meist auf die großen Thäler beschränkt. Unter den Vierfüßlern wird nur noch sehr selten der Steinbock getroffen, häufig und zwar am meisten im Osten die Gemse. Das Murmelthier lebt in den obern Alpenregionen; Wölfe finden sich im Westen öfter als im Osten, dagegen hier noch Bären, Luchse und wilde Katzen, wenn auch in immer mehr sich vermindernder Zahl. Von den Hausthieren sind Ziegen und Rinder überall in größter Menge verbreitet; weniger Schafe und Pferde und beide nicht von edler Abkunft. Maulthiere und Esel finden sich mehr im Süden als im Norden, vorzüglich zum Lasttragen. Schweine und Hunde sind nicht häufig; Letztere werden fast nur bei den Heerden oder in den Hospizen zum Aufsuchen der Verunglückten gebraucht.

Reich ist das Alpengebirge an besondern **Naturerscheinungen**, von denen der Flachländer keine Ahnung hat. Von der Region des Firns, jener körnigen, sich um das Gebirge lagernden ewigen Schneemasse, bis zu den Muhren, jenen kegelförmigen Erdhügeln, welche die Gewalt des Wassers heranspült und quer in die Thalmündungen baut, ändert die Alpennatur ihre Scenen im mannichfaltigsten Wechsel. Hier bedecken die erstarrten Massen eisiger Gletscher (s. d.) das nackte Gestein; Lavinen (s. d.) stürzen in unabsehbare Tiefe; Bergstürze oder Bergschlipfe verschütten den Anbau friedlicher Thäler, und im Osten peitscht die Bora mit ihrer Orkankraft die aufgewühlten Schneemassen vor sich her. Dort spiegelt sich die Sonne in den zerstiebten Silberfäden eines tosenden Gießbaches, in den ruhigen Fluten eines krystallhellen Sees, oder ihr Schwinden wie ihr Kommen wird dem erwartungsvollen Fremden durch das Glühen der beschneiten Gipfel verkündet.

Der **Alpenbewohner**, auf allen Seiten von Alpen umringt, muß sich ihrer Natur hingeben, ohne ausweichen zu können; ihre Gefahren fesseln ihn ebenso wie ihre Reize. Mannichfaltigste

Thätigkeit nimmt all seine Zeit, seine Gedanken in Anspruch; in dem Gebirge erkennt er seinen Despoten, den einzigen Herrscher, dem er sich willig beugt, der aber auch seine Seele ergreift und ihn zu lenken versteht. Im Kampfe mit den Elementen stählt der Alpener seine Kraft an Geist und Körper, er öffnet sein Herz dem poetischen und erhabenen Eindruck der Natur, er gibt im einfachen Gesange kindlichen Frohsinn kund, er vertheidigt aber auch mit aufopfernder Hingebung seine Bergveste gegen fremde Gewalt. In den großen Thalweitungen zieht mit dem Staube der belebten Heerstraße Sitte und Geist der benachbarten Ebene ein: da wird sein eigenes alpinisches Leben immer mehr verwischt. Die Einfachheit, das charakteristische Treiben der Alpenwirthschaften (s. d.), findet man noch erhalten in den höhern Seitenthälern.

Sechs Staaten haben an den Alpen Theil. In die Westalpen theilt sich Frankreich und Sardinien, jenes mit der Provence und Dauphiné, dieses mit Savoyen und Piemont, dort mit zu natürlicher Öffnung nach den anliegenden Landschaften, hier in zu großer Beschränkung auf eine kärgliche Hochgebirgsnatur, als daß selbständige Losreißungen von den Nachbarländern natürlich erschienen. Den Mittelalpen entspricht fast ausschließlich die Schweiz, zwar nach allen Seiten hin in der lebendigsten Wechselwirkung mit den benachbarten Staaten, aber dennoch ein geschlossenes Revier, dessen Verfassung die verschiedensten Elemente gemeinsam umschließt, basirt auf die Grundsätze einer bürgerlichen Freiheit, nach dem Beispiele der unbezwungenen Natur ihrer Berge. Baiern hat nur einen geringen Antheil an den Algauer- und Salzburger Alpen, das Fürstenthum Liechtenstein aber den untergeordnetsten, zwischen den Einmündungen von Lanquart und Ill. Den größten Alpenantheil hat Östreich mit der Lombardei, Tirol, Illyrien, Steiermark und dem Erzherzogthum. Die östlich geöffneten weiten Mulden ließen den Einfluß der Ebene leicht einziehen; die Erzausbeuten, der reichere Fruchtboden läßt Bergbau, Fabrikwesen und Ackerbau festen Fuß fassen und in lebhaftem Handelsverkehr große Städte an die Stelle rein alpinischer Dörfer treten. Westlicher liegt Tirol, wo das Inn- und Etschthal deutschen und ital. Einfluß nahe aneinander führen, und das Land, gleich der Schweiz, zu einem Vermittelungsland zwischen Deutschland und Italien machen. Schon lange greifen zwischen das Hirtenleben vielfach ein die Beschäftigung der Salz- und Erzausbeuten, sowie (und dies vor allen Alpenländern in der Schweiz) die mannichfachsten Industriezweige ganzer Thäler, deren Söhne als Handelsleute in Nah und Fern ziehen. Vgl. H. und A. Schlagintweit, „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen" (Lpz. 1850).

Alpenpflanzen heißen im strengern Sinne des Worts diejenigen Pflanzen, deren natürlicher Standort auf Bergen sich befindet, die zum Theil mit Schnee bedeckt sind, der auch unter der Einwirkung der Sommerwärme nicht ganz wegschmilzt, und welche sich sonach bis über die Linie des ewigen Schnees erheben. Da nun aber, je nach der geographischen Breite und je nach örtlichen beschränktern Verhältnissen, diese Linie in verschiedenen Ländern auf sehr verschiedenen Höhen verläuft, so ergibt sich, daß der Begriff Alpenpflanzen nicht sowol auf der relativen Erhöhung des Standorts, als vielmehr auf den an diesem herrschenden mittlern Temperaturverhältnissen beruht. Auf dem äquatorischen Theile der Anden findet man bei 12—15000 F. Erhöhung über dem Meere noch sehr viele, wenn auch niedrige Gewächse, die im allgemeinen Ansehen an die Pflanzen erinnern, welche in Deutschland und der Schweiz auf 6000 F. Höhe vorkommen; und diese gleichen wiederum solchen oder sind sogar identisch mit Arten, welche in Lappland auf Bergen von geringer Höhe sich finden oder im nördlichen Sibirien fast auf dem Niveau des Meeres wachsen. Die Gesetze dieser natürlichen Verbreitung der Pflanzen sind erst in neuesten Zeiten durch Humboldt, Wahlenberg, Schouw, Decandolle u. A. aufgesucht und erläutert worden, und bilden den wesentlichsten Theil der noch jugendlichen und daher fernerer Forschung sehr bedürftigen Wissenschaft der Pflanzengeographie. Wenn man von Alpenpflanzen des mittlern Europa spricht, so meint man damit jene Formen, die auf einer mittlern Höhe von 6000 F. wachsen und eine Zone im Sinne der Pflanzengeographie bilden, die an ihrer nördlichen Grenze, dem Riesengebirge, auf 4000 F. herabsinkt, in den Alpen und Pyrenäen bis 9000 F. und hin und wieder noch etwas höher hinaufreicht, an eigenthümlichen Formen zwar sehr reich ist, allein auch manche Pflanzen enthält, welche auf viel niedrigern Bergen, zum Theil sogar in den Ebenen noch sich finden. Die letztern mischen sich jedoch um so weniger ein, je höher das Gebirge sich erhebt. Daher besitzen die kleinen schneefreien Räume der obersten Region eine sehr charakteristische Flora, deren Gewächse durch sehr niedrigen, gedrungenen Wuchs, die Neigung, dichte Rasen zu bilden, wollige Behaarung, halb oder ganz holzigen Stengel und verhältnißmäßig große und schöngefärbte, oft sehr wohlriechende Blumen sich auszeichnen, und als solche den Bewohnern der Ebene ungewöhnlich erscheinen und gefallen. In den

Alpen Mitteleuropas fesseln das Auge zumal die Gentianen, Steinbreche, Alpenrosen (Rhododendron), verschiedene Primeln u. s. w. Manche Alpenpflanzen haben einen sehr beschränkten Verbreitungsbezirk. So zeichnet sich die Schweiz vor der Flora Deutschlands, welche jetzt 3400 Phanerogamen zählt, dadurch aus, daß ihre Flora von jener Zahl 2200 Pflanzen enthält, unter welcher wieder 126 Arten sind, die bis jetzt nur in den Schweizer Alpen aufgefunden wurden. Ebenso verhält es sich im Allgemeinen mit den kryptogamischen Gewächsen, die noch viel reicher in den Alpenregionen vertreten sind. Auch gibt es einzelne Alpenpflanzen, die bis jetzt nur an einem Orte gefunden wurden, wie z. B. Hypericum coris auf dem Berge Wiggis im Canton Glarus, Wulfenia carinthiaca auf der Küweger Alp in Oberkärnten, und viele andere. Die Verpflanzung der Alpenpflanzen in Gärten hat große Schwierigkeiten und mislingt bei der Mehrzahl. Die Zierlichkeit derselben, auch im getrockneten Zustande macht sie zu Lieblingen der Dilettanten unter Pflanzensammlern; man bietet daher in der Schweiz überall kleine Herbarien aus. Sieber, Hoppe, Schleicher u. A. haben große Sammlungen veranstaltet und unter das Publicum gebracht.

Alpenrose (Rhododendron, Schneerose, Bergröslein). Diese zierlichen Sträucher mit immergrünen Blättern, von denen zwei ausländische Arten als Zierpflanzen in Gärten gezogen werden, zwei andere in unserm mittlern Europa vorkommen, gehören nach dem Sexualsystem zur Decandria monogynia, nach dem natürlichen System zu den Rhododendreae. Die ausländischen, sehr häufig in Gärten vorkommenden sind: 1) Rhododendron maximum (die größte Alpenrose), ein mehre Fuß hoher Strauch oder kleiner Baum, mit klebrigen jungen Trieben, gestielten, länglich zugespitzten, dicken, lederig sattgrünen, glänzenden, unterseits rostbräunlichen Blättern und doldenähnlichen Blüten, deren Blumen aus dem Hellkarminroth ins Lila spielen. Diese, wie alle Arten der Gattung zur Blütezeit sehr schöne Pflanze, hält in den nicht zu rauhen Gegenden den Winter über im Freien aus. 2) Die sehr ähnliche im Orient und im südlichen Spanien einheimische pontische Alpenrose (Rhod. ponticum), die sich von der vorhergehenden durch die nicht klebrigen Ästchen, durch lanzettlängliche, an beiden Enden zugespitzte, unterseits gleichfarbige Blätter unterscheidet. Zu den schönsten Zierden der Alpenflora des mittlern Europas gehören dagegen die rostfarbige Alpenrose (Rhod. ferrugineum) und die gefranste, rauhhaarige Alpenrose (Rhod. hirsutum). Beide kommen als 1—3 F. hohe Sträucher auf den Granit-, Gneuß- und Kalkalpen im mittlern Europa und in Mittelasien vor, sind jedoch beide sehr schwer in Gärten fortzubringen. Die erstere besitzt längliche, lanzettliche, oberseits kahle, unterseits rostbraune, ganzrandige, am Rande zurückgerollte Blätter, doldige Blütentrauben und trichterige, karminrothe, außen mit weißen oder goldgelben Harzpunkten bestreute, schwach riechende Blumen, während die rauhhaarige Alpenrose zwar von ähnlicher Tracht ist, sich aber von jener durch ihre kleinern, etwas stärker riechenden Blumen und elliptischen, stumpf- und feingekerbten, steifhaarig-gewimperten, unterseits harzig-punktirten Blättern unterscheidet. Beide blühen im Juli und August. Ihre Blätter und Sprossen sind etwas bitter, herb und betäubend, und werden von den Alpenbewohnern gegen Gliederschmerzen, Gicht und Steinbeschwerden gebraucht.

Alpenstich nennen die Schweizer die besonders durch den Föhnwind oft epidemisch hervorgerufene rothlaufartige, sich leicht mit typhösem Fieber verbindende Lungenentzündung, auf deren Existenz zuerst Haller aufmerksam machte und die in Guggenbühl, „Der Alpenstich und seine Verbreitungen" (Zür. 1838) einen Monographen gefunden hat.

Alpenwirthschaften heißen die reinen Viehwirthschaften in den höhern Gebirgsgegenden, wo die Futterverwerthung, des kalten und feuchten Klimas und der kurzen Vegetationszeit halber, die Hauptsache, Getreidebau aber der untergeordnete Theil des Wirthschaftsbetriebs ist. Je nach der örtlichen Beschaffenheit unterscheidet man Eggarten- und Weidewirthschaft. Erstere wird vorzugsweise auf den Gebirgsstrichen betrieben, die sich mehr dem Flachlande nähern, und wo man selbst Sommer- und Wintergetreide in der Art baut, daß man dasselbe Feld auf eine Reihe von Jahren mit Getreide bestellt und dann längere Zeit als Wiese oder Weide benutzt. Die Weidewirthschaft wird dagegen auf den hohen Gebirgen der Schweiz, Tirols u. s. w. in Ausübung gebracht, wo die Örtlichkeit den Anbau von Feldfrüchten nicht gestattet. Die felsigsten und schroffsten Alpen (Schafalpen) werden nur mit Schafen und Ziegen, minder hohe und steile mit Kühen beweidet, während man besondere Reviere, in welche keinerlei Vieh Zutritt hat, zur Gewinnung des sogenannten Wildheus benutzt. Dieses Heu wird entweder in Tücher oder Netze gestopft und auf dem Kopfe nach Hause getragen, oder über die Felsen herabgeworfen. Das Befahren (Bewelden) der niedern Alpen beginnt Ende Mai, das der Hochalpen Ende Juni, sobald der Winterschnee geschmolzen ist. (S. Alp.) Die Alpenwirthschaft ist das

Hauptgewerbe hochliegender Gebirgsgegenden. Molkerei, Fabrikation von Käse, sehr selten von Butter, nebenbei Mästung von Schweinen mit den Molkereirückständen, bilden hierbei die Hauptquellen der Einnahme. (S. Sennerei.) Vgl. Steinmüller, „Beschreibung der schweiz. Alpen- und Landwirthschaft" (2 Bde., Winterthur 1802).

Al pezzo (ital.), nach dem Stück. Der Preis der Münzsorten wird gewöhnlich entweder für je 100 Thaler, Gulden u. s. w. ihres Nennwerths, oder aber für ein Stück der betreffenden Münzeinheit notirt, im letztern Falle also al pezzo. Zuweilen gebraucht man für al pezzo die falsche Bezeichnung **al peso**, d. i. nach dem Gewicht, was also etwas ganz Gegentheiliges bedeutet und mit dem Ausdrucke al marco (s. d.) übereinkommt.

Alphabet heißt die Folgenreihe der Buchstaben in ihrer Gesammtheit, so benannt nach den ersten beiden griech. Buchstaben Alpha und Beta. Von den semitischen Erfindern der Buchstabenschrift stammt die Anordnung des Alphabets her, die mit unbedeutenden Abänderungen sich im Griechischen wieder findet, und dadurch auch in allen europ. Alphabeten herrscht. Das Princip dieser Anordnung ist bis jetzt nicht ermittelt. Dagegen ordnen die Indier das Alphabet nach den Organen, mit denen die Buchstaben ausgesprochen werden. Man kennt aus alter und neuer Zeit gegen 400 Alphabete; doch beschränkt sich die Zahl der jetzt gebräuchlichen, wenn man geringe Verschiedenheiten der Form unberücksichtigt läßt, auf höchstens 50. Eine reiche Übersicht der verschiedenen Alphabete gibt Auer's „Sprachhalle" (Wien 1849).

Alphen (Hieronymus van), holländ. Dichter, geb. 8. Aug. 1746 zu Gouda, gest. 2. April 1803. Von der Natur mit den glücklichsten Anlagen begabt, widmete er sich mit großem Eifer dem Studium der Wissenschaften und zeichnete sich, ohne daß die Vielseitigkeit der Gründlichkeit Eintrag gethan hätte, als Theolog, Jurist und Historiker, besonders aber als Ästhetiker und Dichter aufs rühmlichste aus. Unter seinen Gedichten ragt vorzüglich seine einfach erhabene Cantate „Der Sternenhimmel" hervor. Im Allgemeinen ist in ihnen eine gewisse religiöse Richtung vorherrschend, ohne daß er sich einer matten Mystik hingibt, und viele seiner religiösen Lieder sind mit vollem Rechte in gottesdienstliche Liedersammlungen, namentlich in die bei den reformirten Gemeinden eingeführten „Evangelische liederen" übergegangen. Seine in antikem Versmaße gedichteten Oden haben weniger Beifall gefunden, als sie verdienten. Unübertrefflich aber sind seine kleinen „Gedichte für Kinder", in denen er die Denkweise des zarten Kindesalters in naiver Darstellung und kindlich einfacher Sprache bei einem leichtfließenden Versbau sehr glücklich getroffen hat. Auch mag es für einen Beweis ihres hohen Werthes gelten, daß sie sämmtlich ins Deutsche, Französische und Englische übersetzt worden sind. Da A., gleich seinen Vorfahren, ein unerschütterlicher Anhänger der oranischen Partei war, wurde er 1795 seines Amtes als Generalschatzmeister der niederl. Union entsetzt. Er lebte dann bis zu seinem Tode im Haag als Privatmann.

Alphëus (griech. Alpheios), der Hauptfluß des Peloponnes, jetzt Alfeo, Rofeo oder Ryfo, dessen Quellen sich nach der Sage im Gebirge bei Pegä in Arkadien befinden, südöstlich von Megalopolis, fließt aus Arkadien nach Elis und oberhalb Olympia in das Jonische Meer. — Die Mythologie macht Alphëus, den Gott des gleichnamigen Flusses, zum Sohne des Oceanus und der Tethys. A., der ein eifriger Jäger war, verfolgte die Nymphe Arethusa (s. d.) mit seiner Liebe, und als diese, um ihm zu entgehen, auf die Insel Ortygia bei Syrakus floh und sich dort in eine Quelle verwandelte, wurde er ein Fluß, der unter dem Meere hinfloß und sich endlich mit Jener vereinigte. Nach Andern badete sich Arethusa im Flusse A., und als sie dabei vom Gotte des Flusses überfallen ward, verwandelte Diana sie aus Erbarmen in eine Quelle, die durch die gespaltene Erde nach Ortygia floß.

Al piacere oder **al piacimento**, d. h. nach Gefallen, wird in musikalischen Werken über Stellen geschrieben, deren Vortrag, Zeitmaß und Ausdruck dem Gefallen des Spielers oder Sängers überlassen bleibt.

Alpini (Prosper), Arzt und Botaniker, geb. 1553 zu Marostica im Venetianischen, studirte zu Padua, wo er 1578 die Doctorwürde erlangte, und folgte als Arzt 1580 dem venetianischen Consul nach Ägypten. Einen dreijährigen Aufenthalt daselbst benutzte er eifrig zur Erforschung der Natur und der medicinischen Verhältnisse dieses Landes. Nach seiner Rückkehr wurde er 1584 Marinearzt auf der Flotte des Andreas Doria, und nachher Professor der Botanik zu Padua, woselbst er 7. Jan. 1617 starb. Die Resultate seiner Beobachtungen im Orient legte er in den Schriften „De plantis Aegypti" (Ven. 1592; Pad. 1640), „Historia naturalis Aegypti" (2 Bde., Leyd. 1735) und „De medicina Aegyptiorum" (Ven. 1591; Par. 1645) nieder. Un-

ter seinen medicinischen Werken sind: „De praesagienda vita et morte aegrotantium" (Pad. 1601; herausgegeben von Boerhaave, Leyd. 1710) und „De medicina methodica" (Pad. 1611) als die bedeutendsten zu nennen. Alle sind mehrfach gedruckt worden, und zeichnen sich durch eine Fülle neuer und feiner Beobachtungen aus. Übrigens war A. der erste, welcher in seinen Schriften über den Kaffeebaum genauere Nachrichten gab.

Alpujarras heißt seit den Zeiten der arabischen Herrschaft in Spanien die etwa 15 M. weit, parallel mit der Sierra-Nevada, sich an der Küste des Mittelländischen Meeres hinziehende Gebirgskette, welche auf der steil abfallenden Südseite unmittelbar vom Meere bespült wird, während sie sich im Norden sanft zu den weiten Thälern hinabsenkt, jenseit deren sich die Sierra Nevada erhebt. Die A. beginnen im Westen bei Motril, wo sie durch den Guadalfeo von der niedrigen Sierra de Holucar und dem sich anschließenden weinreichen Küstengebirge von Malaga getrennt werden, und reichen in Osten bis zum Flusse Almeria, über welchen hinaus sie sich in der Sierra de Alhanilla fortsetzen. Die Kette wird von dem Adra durchbrochen und in zwei Theile geschieden, von denen der westliche den Namen Sierra Contraviesa oder Alpujarra Baja, der östliche Sierra de Gador heißt. Letztere erreicht eine Höhe von 6000 F., während die erstere im Cerrajon de Murtos bis zu 5300 F. ansteigt. An der Nordseite ist das Gebirge mit den herrlichsten zur Schafzucht einladenden Weiden, sowie in den tiefern Thälern mit der üppigsten von dem reichlich fallenden Regen begünstigten Vegetation bekleidet. Die südliche Abdachung ist jedoch fast ganz von Baum- und Pflanzenwuchs entblößt, mit Ausnahme der bis zum Meer reichenden Thäler, welche von den dem Gebirge entquellenden und dem Meere in kurzem, reißendem Laufe zueilenden Gewässern tief eingerissen sind. Hier gedeihen unter einem fast tropischen Klima alle Früchte des Südens, selbst Dattelpalmen und Zuckerrohr. Unter den Bewohnern, welche sich mit Schafzucht, Wein- und Fruchtbau, sowie in der Sierra de Gador mit etwas Bergbau auf Blei, Antimon und Silber beschäftigen, sollen sich noch Nachkommen der Mauren befinden.

Alqueire, ein portug. und brasil. Getreidemaß, ein Viertel der Fanga. In Lissabon enthält der A. 13,841 franz. Liter oder 25,185 preuß. Scheffel. 100 A. von Lissabon = 79¼ A. von Porto. In Rio-Janeiro ist der A. = 36,275 franz. Liter. Auch ein portug. Flüssigkeitsmaß, bei Pote von ½ Almuda (s. d.), wird bisweilen A. genannt.

Alraunen (richtiger: Alrunen) waren bei den Germanen weise Frauen, die sich mit Wahrsagen beschäftigten, und auch bei den Opfern thätig sein mochten. Sie gingen mit bloßen Füßen und fliegenden Haaren einher, waren in ein weißes, unten mit Spangen geheftetes Obergewand gekleidet, und trugen um den Leib einen ehernen Gürtel. Das Wort heißt übrigens bei Jornandes Aliorunes oder Aliorunae, bei Aventinus Alirunae, und hängt wol mit dem germanischen Rune, d. i. Geheimniß, zusammen. Tacitus in seinen Berichten über die alten Deutschen erzählt, daß sie eine Göttin Aurinia verehrten, was ebenfalls auf die Alraunen hinzudeuten scheint. — Mit dem Namen **Alraunen** bezeichnet man auch, nach einem noch immer nicht ganz verschollenen Aberglauben, kleine aus den Wurzeln gewisser Kräuter, namentlich der sogenannten Alraunenwurzel (Atropa mandragora, vom Geschlechte der Belladonna) menschenähnlich geschnitzte Figuren (Alräunchen), welche in Kästchen an geheimen Orten aufbewahrt, sorglich gepflegt (z. B. prächtig gekleidet und Sonnabends in Wein gebadet) werden, und dem verschwiegenen Besitzer irdische Glücksgüter bringen sollen. Doch meint man auch, daß sie ihrem Pfleger am Ende auch seelengefährlich werden. Man nennt darum diese Figuren Gold- und Galgenmännchen, oder, zufolge ihres Ursprungs, Erdmännchen.

Alse (Clupea alosa L., auch Mutterhering, Maifisch genannt) ist ein Fisch, der zur Gattung der Heringe gehört. Sein Leib erscheint stark zusammengedrückt und an der Bauchkante durch vortretende Schuppen sägenartig. Der Oberkiefer ist breit; die Bauchflossen stehen unter der Rückenflosse; die Farbe ist silberglänzend mit 5—6 schwarzbraunen Flecken an den Seiten und zwei Flecken am Schwanze. Die Alse lebt in der Ost- und Nordsee, steigt im Frühjahr in die Flüsse und kehrt gegen den Herbst ins Meer zurück. Man fängt sie mit Angeln, Netzen, Reusen. Ihr Fleisch schmeckt wie das des Lachses.

Alsen (dän. Als), eine zum Herzogthum Schleswig gehörige Insel, zwischen der apenrader und flensburger Fjord gelegen, ist von dem schleswigschen Festlande, der Halbinsel Sundewitt, durch den zum Theil sehr schmalen aber tiefen Alssund getrennt. Die Insel umfaßt 5¼ QM.; ihre größte Länge beträgt 4, die größte Breite 2½ M. Der nördlichste Theil (2½ QM.) bildet mit der Insel Arröe das schleswigsche Amt Norburg; der südliche (¾ QM.), zusammen mit beinahe der ganzen Halbinsel Sundewitt, das Amt Sonderburg; der mittlere (2¼ QM.), mit

ca 9500 E., umfaßt die augustenburgischen adeligen Güterdistricte. In geistlicher Beziehung den Alsen und Arröe zusammen ein Bisthum, das indessen nicht den kirchlichen Behörden Herzogthümer, sondern dem dän. Ministerium unterstellt ist. Die Zahl der Einwohner A.s trägt 23000; sie sprechen, mit Ausnahme eines Theils der Städtebewohner, dänisch. Die Insel gewährt einen malerischen Anblick, ist sehr fruchtbar, hat schöne Holzungen mit vielem Wild, fischreiche Landseen, und wird auch gut bewirthschaftet. Berühmt ist die Obstbaumzucht; die sogenannten Gravensteiner Äpfel geben einen bedeutenden Ausfuhrartikel ab. Die Mitte des Landes zeigt eine Reihe von Hügeln mit flacher Abdachung nach den Küsten zu. Der höchste Punkt ist der 256 F. hohe Hügelberg (Höibjerget). Von Ortschaften sind zu nennen: Sonderburg (corrumpirt aus Sönderborg, d. i. Südburg), am Alssund, da wo dieser am schmalsten, mit 3300 E., die über 80 Schiffe besitzen. Dicht am Hafen liegt das alte, historisch berühmte, dem Herzog von Augustenburg gehörige sonderburger Schloß. Norburg (corrumpirt aus Nordborg, d. i. Nordburg), mit 1200 E. und den Resten eines alten festen Schlosses. Augustenburg, Flecken mit 900 E. und dem Residenzschloß des Herzogs von Augustenburg, in neuerm Geschmack angelegt, in anmuthiger Gegend an einem tief einschneidenden Meerbusen. Die hiesige Stuterei des Herzogs ist berühmt. Noch ist zu erwähnen die Halbinsel Kekenis (Kainäs), am Dorfhof, auf deren südlichen Spitze sich ein Leuchtfeuer befindet; früher stand hier die berüchtigte Räuberburg Kaiborg. In der nordischen Kriegsgeschichte spielt A. eine wichtige Rolle, und auch in der neuesten Zeit hat die Insel ihre militärische Wichtigkeit bewiesen. In unmittelbarer Nähe des mittelsten und fruchtbarsten Theils Schleswigs, auch selbst im Stande, auf längere Zeit eine ziemliche Truppenzahl zu ernähren, ist sie stets sowol als Rückzugs- wie als Angriffspunkt von großer Bedeutung gewesen. Im J. 1848 wurde daher auch die Insel bereits schon 27. März durch die dän. Corvette Najade bewacht; und die Dänen säumten bei dem Stande der Dinge in den Herzogthümern nicht, sofort Truppen nach A. überzusetzen, während der Commandant Riegels auf der Insel einen 3000 Mann starken Landsturm organisirte. Von A. aus geschah nun zum großen Theil die Leitung des Feldzugs von 1848, besonders als sich die Hauptmacht der Dänen nach der Schlacht bei Schleswig dahin zurückziehen mußte. Von hier aus unternahm man 28. Mai den Angriff gegen General Halkett, sowie auch bei Wrangel's Angriff 5. Juni die dän. Truppen von A. aus verwendet wurden. Nach der Bestürmung der Düppeler Höhen 13. April 1849 durch die vereinigten Sachsen und Baiern, und die Befestigung derselben deutscherseits, verlor A. als Angriffspunkt seine Wichtigkeit; doch sah sich der preuß. General Prittwitz genöthigt, zur Bewachung der Insel ein bedeutendes Observationscorps zurückzulassen.

Alster, Fluß in Holstein, welcher aus drei bei Naherfurt zusammenfließenden Bächen entsteht, sich in der Nähe von Hamburg seeartig zur Großen oder Außen-Alster ausbreitet, in der Stadt selbst ein schönes Bassin, die Binnen-Alster, bildet, und durch verschiedene Schleußen und Canäle in die Elbe mündet. Der 5 M. lange Fluß ist fischreich und für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Wegen seiner Wichtigkeit für Hamburg, erkaufte ihn diese Stadt 1310 vom Grafen Gerhard von Holstein; auch ist sie zur Unterhaltung aller Schleußen und Brücken über denselben verpflichtet.

Alt (ital. Alto und Contralto, franz. Haute-contre) heißt die tiefere weibliche oder die Knabenstimme. Der Alt ist die zweite der vier Hauptclassen der menschlichen Stimme und kommt, wie jede der drei übrigen, in verschiedenen Abstufungen vor. Man unterscheidet hauptsächlich den tiefern und höhern Alt. Der Umfang des erstern reicht ungefähr vom kleinen f bis zum eingestrichenen f oder g, während die Grenzen des letztern um einen bis zwei Töne höher zu setzen sind. Dem Umfange nach fällt der höhere Alt mit dem Mezzosopran zusammen, und beide Stimmen werden oft miteinander verwechselt. Soll nicht alle feste Grundlage bei der Grenzbestimmung schwinden, so kann nicht die oft von zufälligen Einwirkungen, einseitiger Ausbildung bedingte Klangfarbe, sondern nur die natürliche Structur der Stimme, das Registerverhältniß, den Unterscheidungsgrund abgeben. Der Alt besteht aus zwei Registern (s. Stimme), deren Scheide ungefähr beim eingestrichenen b, beim Knaben-Alt meist einige Stufen tiefer liegt. — In der Tonsatzlehre, vorzugsweise im vierstimmigen Satze, nennt man die zweite Oberstimme Alt. In der Instrumentalmusik werden die die zweite Oberstimme vertretenden Instrumente auch durch vorgesetzte Alt bezeichnet, z. B. Altviole, Altposaune u. s. w. Altschlüssel oder Altzeichen heißt die dem Umfange des Alt entsprechende Anwendung des C-Schlüssels auf der dritten Linie des Notensystems.

Altai, d. h. Goldberg, ist ein noch in der verschiedensten Ausdehnung gebrauchter Name für

die hohen nördlichen Gebirgsränder des östlichen Hochasiens auf der russ.-chines. Grenze. Nächst der Bearbeitung der mongolischen und chinesischen Quellen durch Schmidt, Rémusat und Klaproth verdanken wir den Reiseberichten von Ledebour, Bunge, Meyer, A. von Humboldt, Heß und A. Erman die werthvollsten Nachrichten über den A., der noch auf den meisten Karten in falscher Darstellung und Benennung erscheint. Nächst dem System des Thian-Schan umfaßt das Altaisystem im ausgedehnten Sinne den ganzen vielfach gruppirten nördlichen Gebirgsrand Hinterasiens, von 98°—160° ö. L., von den Dsungarischen Ebenen des Saisansees im Westen bis zu den Küsten des Ochotzkischen Meeres im Osten. Durch die Thaleinschnitte des Irtysch, Jenisei, der Selenga und des Amur werden in der Ordnung von West nach Ost drei Hauptgruppen voneinander gegliedert: der Altai im eigentlichen Sinne, Khang-gai und Kentei-Khan oder Khin-gan, welcher in das taurische Gebirgsland übergeht, dessen nordöstlichste Verzweigungen vom Jablonoi-, Stanowoi- und Aldan-Chrebet gebildet werden. Auch in der bezeichneten westlichsten Gruppe müssen der Tangnu-Dola und Ulan-gum von dem A. im engern Sinne unterschieden werden, dessen einzelne Ketten theils auf chines., theils auf russ. Boden liegen. Der chines. A. besteht zunächst der rechten Thalebene des obern Irtysch aus dem Ektagh- oder Großen A., dessen Gipfel mit einer Höhe von 8—10000 F. weit in die Schneeregion einragen, und dessen Ostverzweigung des Altai-alin-tube, d. h. das Ende des A., zu den Felsklippen der Züge der schwarzen Wolken übergehen, die in der Steppe der Gobi sich verflachen. Der russ. A., zwischen Semipalatinsk und den Quellen des Ob, noch nicht volle zwei Jahrhunderte bekannt, von den Russen colonisirt und, in seinem Erzreichthume mit dem Ural wetteifernd, schon so bald zu einem der wichtigsten Gebiete des weiten russ. Reichs geworden, besteht zunächst der chines. Grenzgegenden aus einem breitrückigen Alpengebirge, dem Altai-Bjelki, d. i. Schneegebirge, dessen Gipfel 9000, sogar 11000 F. erreichen sollen, und dessen vielfache Gebirgsplateaus schon bei 6000 F. Höhe in der nördlichen Lage unter 50° B. von ewigem Schnee bedeckt sind. Nordwärts liegt ihm die breite Zone der altaischen Erzgebirgslandschaften (Kolywanscher Hüttenbezirk u. s. w.) an, deren thätiges Treiben in dem nördlich liegenden Barnaul einen wichtigen Concentrationspunkt besitzt. Während russ. Colonisten die nördlichen und nordwestlichen Bergreviere als Bauern und Bergleute bewohnen, und an der südlichen eine Reihe kleiner Festungen strenge Wache hält, bevölkern den Südosten die Bergkalmücken, ein mongolischer Volksstamm heidnischer Religion, die in patriarchalischer Regierung unter Demetschas und diese wieder unter Saissans stehend, bei rein nomadischer Lebensweise ihre Jurten im Sommer auf den weidereichen Bergterrassen und offenen Ebenen, im Winter in den geschützten Waldschluchten aufschlagen.

Altan (arab.), das deutsche Söller, ist ein bei einzelnen größern Gebäuden in der Höhe der ersten, seltener der zweiten Etage angebrachter Vortritt (oder Austritt), auf den man von einem Zimmer aus, gewöhnlich durch eine Glasthür, gelangen kann. Meist findet man ihn an Landhäusern, Gartenhäusern, Schlössern u. dgl., wo er einen Überblick über die Umgebung und eine schöne Aussicht gewährt. Auch versteht man unter Altan zuweilen die bei platten Dächern auf den Gebäuden entstehenden freien Plätze.

Altar heißt überhaupt ein erhöhter Platz, dann, weil man sich seiner zum Opfer bediente, ein Opferplatz oder Opferherd. Anfangs waren die Altäre aus Erde oder Asche, später, als man Tempel errichtete, aus Stein, Erz und in schöner Form mit mannichfaltigen Verzierungen. Sie standen gegen Morgen vor dem erhabener aufgestellten Bildnisse der Gottheit. Sehr verschieden von diesen Altären des Heidenthums sind die der christlichen Kirche. Hier war der Altar ursprünglich der Tisch, an welchem das Liebesmahl gehalten wurde. Bis zum Ende des 2. Jahrh. blieb auch der Altar ein in den Chor der Kirche gestellter Tisch, woran das Abendmahl ausgetheilt und andere Kirchengebräuche vorgenommen wurden. Die gemauerten Altäre bei den Christen kamen wahrscheinlich erst unter Konstantin d. Gr. auf. Die Verordnung, sie allezeit gegen Morgen zu stellen, soll vom Papste Sixtus II. sein, und sie mit einem Crucifix zu zieren, ward erst im 6. Jahrh. gebräuchlich. Mehre Altäre aufzustellen, ward in der röm. Kirche seit Gregor VI. üblich. Der vorzüglichste, der Hochaltar, behielt seinen Platz im Chor der Kirche, erhaben und mit Stufen versehen; die andern wurden an Pfeilern, im Osten der Abseiten, an den Seitenmauern, in Kapellen oder in den Krypten angebracht. Auch in den größern protest. Kirchen finden sich zuweilen ein großer und ein kleiner Altar. Haben die Altäre bei den Protestanten den Glanz verloren, welchen ihnen insbesondere der Messe wegen die kath. Kirche gibt, so sind sie bei den Reformirten ganz zum einfachen, nur mit dem Crucifix versehenen Tische geworden.

Altdeutsche Kunst, s. Deutsche Kunst.

Altdeutsche Sprache und Literatur, s. Deutsche Sprache und Literatur.

Altdorf, auch **Altorf**, eine früher zum Gebiete der Reichsstadt Nürnberg gehörige kleine bair. Stadt an der Schwarzach in Mittelfranken, 2¼ M. südöstlich von Nürnberg, mit 2100 E. und einem Rentamt, war früher der Sitz einer Universität, die 1622 gestiftet, 1809 aufgehoben und da Nürnberg seit 1806 an Baiern gekommen war, mit der zu Erlangen vereinigt wurde. Es wird starker Hopfenbau daselbst getrieben, auch werden viele Steinkohlen gewonnen; weit und breit berühmt sind die daselbst gefertigten hölzernen Waaren. Die Geschichte der Universität (Altd. 1808) und die Stadt (Altd. 1796) hat Will beschrieben.

Altdorfer (Albrecht), Maler und Kupferstecher, geb. zu Altdorf in Baiern 1488, gest. 1538 zu Regensburg. Man rechnet diesen Künstler zu den Schülern Albrecht Dürer's, obschon dies nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist. Jedenfalls gehört er zu den geistvollsten und eigenthümlichsten Meistern, welche die Dürer'sche Richtung befolgt haben. In seinen Bildern waltet eine blühende romantische Poesie, welche, soweit man überhaupt die Bedingnisse der altdeutschen Kunst zugibt, den größten Reiz ausübt. Sie sind insgesammt von einem reichen, vielgestaltigen Leben erfüllt, die Landschaft ist mit gleicher Sinnigkeit und Liebe behandelt wie das Figürliche, und Alles mit größter Sauberkeit ausgeführt. Als sein Hauptbild ist der Sieg Alexander's über Darius zu nennen, ein Gemälde (in München), das dem Beschauer wie ein romantisches Heldengedicht gegenübersteht. Als Kupferstecher wird A. gleich Aldegrever (s. d.) zu den sogenannten Kleinen Meistern gerechnet, auch wol der kleine Dürer genannt.

Alten (Karl Aug., Graf von), einer der ausgezeichnetsten hannov. Generale während des franz.-deutschen Kriegs und zuletzt hannov. Kriegsminister, war 20. Oct. 1764 geboren. Er nahm 1781 Militärdienste, wurde 1789 Exercirofficier des Regiments und das Jahr darauf Oberadjutant des Feldmarschalls von Reden. In gleicher Eigenschaft stand er 1793 beim Ausbruche des franz. Revolutionskriegs bei dem die hannov. Truppen befehligenden Feldmarschall von Freitag. Bei der Belagerung von Valenciennes focht er als Tranchéemajor mit Auszeichnung und ebenso in der das Schicksal der östr. Niederlande entscheidenden Schlacht bei Hondschooten. In dem Jahre darauf finden wir ihn als Hauptmann unter der sich durchschlagenden Besatzung von Menin, worauf er 1795 zum Major und 1800 zum Oberstlieutenant befördert ward. In Folge der unglücklichen Capitulation der hannov. Armee zu Lauenburg sah er sich veranlaßt, Deutschland zu verlassen und nach England zu gehen. Hier ward er noch 1803 Oberstlieutenant und Commandeur des ersten leichten Bataillons der Deutschen Legion, führte 1805—6 als Oberst die leichte Brigade und das Avantcorps nach Norddeutschland und zeichnete sich in gleicher Eigenschaft auch bei den Expeditionen nach Rügen und Kopenhagen aus. Im J. 1808 ging er als General der leichten Brigade nach Portugal, bekam im December dieses Jahres noch eine Brigade untergeordnet und konnte so glücklich den schwierigen Rückzug des Generals Moore nach Coruña decken. Bei der 1809 stattfindenden Expedition auf Walcheren und vor Vlissingen befehligte er die leichte Brigade wiederum, und nach England zurückgekehrt commandirte er die Truppen, die in der Grafschaft Sussex standen. Allein schon 1811 ging er mit der leichten Brigade abermals unter Segel nach Portugal, um unter General Beresford bei der Belagerung von Badajoz und in der Schlacht von Albuera sich neue Lorbern zu erkämpfen. In Folge dessen ernannte ihn 1812 der Herzog von Wellington zum Commandeur der leichten Division, und welche entscheidende Kämpfe auch von nun an der span. Befreiungskrieg bringen mochte, fast in jedem begegnen wir A.'s Namen. So focht er nicht nur in den Schlachten bei Salamanca, bei Vittoria, an den Pyrenäen, bei Nivelle, Nive, Orthez, Toulouse u. s. w., sondern befehligte auch vom Aug. bis Oct. 1812 ein combinirtes Corps von etwa 30000 Mann in der Nähe von Madrid. Als er darauf 1814 zum Generallieutenant ernannt worden war, befehligte er die hannov. Truppen in den Niederlanden und zugleich die dritte Wellington'sche Infanteriedivision, und hier war es, wo er seine glänzendsten Waffenthaten verrichtete. Wie er bei Quatrebras tapfer gefochten, so war bei Waterloo auch er es, durch dessen Anstrengung hauptsächlich eine Entscheidung des Kampfes herbeigeführt ward, obschon er dabei sehr schwer verwundet wurde. Nach seiner Wiederherstellung blieb er als Commandeur des hannov. Contingents in Frankreich bis zum J. 1818, nachdem er bereits 1815 in den Grafenstand erhoben worden war. Nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, ward er Kriegsminister, Minister des Auswärtigen und Generalinspector der Armee, behielt aber, wie er gewünscht, nach der Thronbesteigung Ernst August's nur seine Stellung als Kriegsminister, in welcher Würde er auf einer Reise zu Botzen in Tirol 20. Apr. 1840 starb.

Altena, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg am Einfluß der Nette in die Lenne in einem tiefen ganz von Bergen eingeschlossenen Thal, mit 5000 E., die sich ausschließlich von

Metallwaarenfabrikation, Gerberei und Strumpfwirkerei nähren. Unter den Fabriken für Eisendraht, Näh- und Stricknadeln, Fingerhüten u. s. w. zeichnet sich namentlich die großartige Rumpe'sche Anlage aus, welche jährlich für mehr als 500000 Thlr. Waare liefern soll. Auch die übrigen Ortschaften des holzreichen Kreises sind durch die lebendigste Fabrikthätigkeit in sogenannten Kurzen Waaren ausgezeichnet.

Altenberg, Bergstadt im sächs. Erzgebirge, mit 2100 E. und einem wichtigen Bergamte. In dem nordöstlich der Stadt liegenden Geisingberge befinden sich die bedeutendsten Zinnbergwerke Sachsens, welche 1458 entdeckt wurden, jährlich über 1300 Ctr. Zinn liefern und größtentheils von einem Vereine, welcher sich die Gewerkschaft des vereinigten Feldes im Zwitterstock nennt, bebaut werden. Außer dem Bergbau bildet Strohflechterei und Spitzenklöppelei (Altenberger Spitzen) einen Haupterwerbszweig der armen Bewohner. — **Altenberg**, ehemalige Cistercienserabtei im Fürstenthum Berg, Regierungsbezirk Koblenz, einst durch ihren Reichthum und Einfluß ausgezeichnet, seit 1803 aber aufgehoben, wurde vom Grafen Eberhard von Berg 1133, durch Verwandelung seines Stammschlosses in ein Kloster, gegründet, in dem er auch nebst seinem Bruder Adolf III. als Mönch das Leben beschloß. Alle Grafen und Herzoge von Berg bis auf Wilhelm III. (gest. 1511) sind in der Kirche beigesetzt und viele ihrer schön gearbeiteten Grabmäler noch wohlerhalten. Die 1255 gegründete, aber erst 1379 eingeweihte Kirche, jetzt als Pfarrkirche zu Odenthal gehörig, ist 278 F. lang, 102 F. breit und 95 F. hoch, in dem reinsten gothischen Stile erbaut, und eines der bemerkenswerthesten Baudenkmäler des Rheinlandes. Die Fenster enthalten treffliche alte Glasmalereien. Vgl. Schimmel, „Die Cistercienserabtei A. bei Köln" (Münst. 1832). — **Altenberga**, Dorf im Fürstenthum Gotha, unweit Reinhardtsbrunn, mit etwa 280 E. In der Nähe auf einem Berge stand die Johanniskirche, welche nach der Sage 724 vom heil. Bonifaz, in der That aber von Graf Ludwig dem Bärtigen 1041 erbaut wurde. An ihrer Stelle befindet sich seit 1811 ein 30 F. hoher Candelaber.

Altenburg, die gutgebaute Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Sachsen-Altenburg, unweit der Pleiße, $5^1/_4$ M. von Leipzig, liegt in einer überaus gesegneten Gegend und hat 16000 E. Das auf einem mächtigen, zum Theil senkrecht aus dem Thale aufsteigenden Porphyrfelsen sich erhebende herzogliche Schloß, welches in seinen Grundmauern vielleicht aus dem 11. Jahrh. herstammen mag, im 18. Jahrh. aber bedeutend vergrößert seine jetzige Gestalt erhalten hat, ist historisch merkwürdig durch den 1455 von Kunz von Kaufungen hier verübten Prinzenraub (s. d.), und eine der schönsten Fürstenresidenzen in Deutschland. Zu besonderer Zierde gereichen demselben die schöne Kirche, ein großer Coursaal mit vortrefflichen Plafonds von Kranach, sowie schöne Gartenanlagen, welche die östliche Seite des Berges bedecken. Vgl. Lüders, „Das Schloß zu A." (Altenb. 1820). Die Stadt ist der Sitz der obersten Landes- und anderer Behörden. Sie hat ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, mit dem 1838 eine Taubstummen-Lehranstalt in Verbindung gesetzt wurde, eine Erziehungs- und Versorgungsanstalt für adelige Fräulein protestantischer Confession (das Magdalenenstift, gegründet 1705), eine Bürgerschule, eine höhere Töchterschule, eine Kleinkinderbewahranstalt (Amalienstiftung), und mehre andere wohlthätige Unterrichts- und Versorgungsanstalten. Auch bestehen daselbst eine öffentliche Bibliothek, ein Kunst- und Handwerksverein, die Pomologische und die Naturforschende Gesellschaft des Osterlands, die Geschichts- und Alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes, und der Verein osterländischer Ärzte. Besonders thätig sind die Fabriken für Bürsten, Handschuhe, Cigarren u. s. w. Der Buchhandel ist besonders belebt durch das Pierer'sche Verlagsgeschäft, mit welchem eine große Druckerei in Verbindung steht, und der Handel, vorzugsweise in Getreide und Wolle, bedeutend. Durch eine Eisenbahn ist A. seit 1842 mit Leipzig und Baiern verbunden. Die Stadt A. wird zuerst im 11. Jahrh. erwähnt. Sie wurde 1134 Reichsstadt, worauf im Schlosse die Burggrafen von A., welche das Pleißner Land regierten, ihren Sitz nahmen, gleichwie später mehre Markgrafen von Meißen. Im Kriege des Landgrafen Friedrich's I. oder des Gebissenen mit dem deutschen Könige Albrecht eignete sich Ersterer 1308 Stadt und Schloß nebst dem ganzen Pleißner Lande als Kriegsentschädigung an. Nach dem Aussterben der Burggrafen von A. erhielt demnach 1329 Landgraf Friedrich II. vom Kaiser die Lehen. Durch die Hussiten wurde A. 1430 eingenommen und fast ganz niedergebrannt. Im J. 1445 kam A. durch Erbtheilung an die Kurfürsten von Sachsen, die einige Zeit daselbst Hof hielten. Von 1603—72 war es Residenz der sogenannten Altenburger Linie des Ernestinischen Hauses; dann blieb es ohne Hof, bis es 1826 bei der Theilung in Folge des Aussterbens der Sachsen-Gothaischen Linie wieder zur Residenz wurde. Vgl. Huth,

„Geschichte der Residenz A. zur Zeit ihrer Reichsunmittelbarkeit“ (Altenb. 1829) und (Löbe), „Beschreibung der Residenz A.“ (Altenb. 1842; 2. Aufl. 1848).

Altenburg (Ungarisch-), bei den Ungarn Magyar Ovár genannt, ein gutgebauter Ort im ehemaligen wieselburger Comitate Ungarns an der Leitha und Donau gelegen, mit etwa 4000 meist deutschen Einwohnern, welche sich mit Ackerbau, Getreide und Viehhandel beschäftigen. Nebst 28 andern Orten, welche die Herrschaft A. bilden, gelangte A. als ungar. Krongut an den Herzog von Sachsen-Teschen, als dem Gemahl der Erzherzogin Christine, Tochter der Kaiserin Maria Theresia. Der Herzog errichtete hier ein philosophisches Lyceum und 1818 ein reichlich ausgestattetes landwirthschaftliches Institut, dessen Wirksamkeit durch die Wirren der Jahre 1848 und 1849, die den Ort vielfach berührten, unterbrochen wurde. Vor Zeiten war A. ein berühmter Ort und die Residenz des ungar. Königs Salomo.

Altenkirchen, eine Grafschaft und ehemalige Besitzung der Grafen von Sayn, bildet den Hauptbestandtheil des jetzigen Kreises Altenkirchen im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, und wird vom unfruchtbaren Westerwald durchzogen. Die Bewohner beschäftigen sich mit Rindvieh- und Schweinezucht, besonders aber mit Bergbau auf Eisen und Kupfer. Hauptort der Grafschaft und des Kreises ist das Städtchen Altenkirchen mit 1100 E. und dem Residenzschlosse der frühern Besitzer. Als solche werden schon 1112 die Grafen von Sayn erwähnt, welche das Land von Trier zu Lehen trugen. Im J. 1294, bei der Spaltung des Hauses in eine ältere und jüngere Linie, verblieb es bei der erstern. Als jedoch diese Linie mit dem Grafen Ernst von Sayn-Wittgenstein-Sayn 1641 erlosch, kam die Grafschaft A. durch Verheirathung mit der jüngern Tochter des Letztern an Johann Georg von Sachsen-Weimar-Eisenach, weshalb diese neugestiftete Linie den Namen Sayn-Wittgenstein-Altenkirchen annahm. Nach dem Erlöschen derselben im Mannsstamme kam A. 1741 an die Markgrafen von Brandenburg-Anspach, 1791 an Preußen und 1802 an Nassau-Usingen. Der hierüber erhobene langwierige Rechtsstreit wurde erst bei dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 entschieden, nach welchem es abermals an Preußen fiel. Bei A. siegten die Franzosen unter Kleber 4. Juni 1796 über die Östreicher unter dem Prinzen Ferdinand von Würtemberg. — **Altenkirchen**, Marktflecken auf der Insel Rügen, das nördlichste Kirchspiel Deutschlands, mit 1600 E. und mehren alten heidnischen Denkmälern. Der Dichter Kosegarten war 1792—1808 Pfarrer zu A. und liegt auch daselbst begraben. Zur Zeit des Heringsfanges werden hier am Meeresufer jährlich an acht aufeinanderfolgenden Sonntagen vor den zahlreich versammelten Fischern die sogenannten Strandpredigten gehalten.

Alten-Otting ist ein Wallfahrtsort unweit des Inn, in einer der schönsten und fruchtbarsten Ebenen Oberbaierns, gemeinhin die Mühldorfer oder auch Alten-Ottinger Ebene genannt. Der Ort wird wegen eines berühmten Muttergottesbildes von vielen Tausenden aus Östreich, Baiern und Schwaben besucht, und kann das deutsche Loreto genannt werden. Als Wallfahrtspriester wurden 1838 Redemptoristen (s. d.) berufen, welche daselbst auch ein Erziehungsinstitut errichteten. Im J. 1847 mußten die Redemptoristen auch aus dieser Station weichen, kehrten jedoch bald in der Stille zurück. Das Erziehungsinstitut der Redemptoristen gilt als eine thatsächliche Erneuerung des 1773 aufgehobenen Jesuitencollegiums. A. war ursprünglich eine Villa regia, wo Karlmann, der älteste Sohn Ludwig's des Deutschen, längere Zeit sich aufhielt. Auch mehre deutsche Kaiser, wie Heinrich III. und Heinrich IV. haben hier ihren Hof gehalten. Kaiser Leopold I. und andere Fürsten des Hauses Habsburg wallfahrteten mehrmals hierher, und benutzten die Gelegenheit, um mit den Herzogen und Kurfürsten der Familie Wittelsbach innige Verbindungen anzuknüpfen. Tilly ward zu A. nach seinem Wunsch begraben, und so mehre Mitglieder seiner Familie. Ihre Grabstätte wird die Tilly'sche Kapelle genannt. Seit Kurfürst Maximilian I. sind auch die Herzen vieler Fürsten und Fürstinnen des bair. Hauses in der sogenannten heiligen Kapelle beigesetzt worden.

Altenstein, ein Schloß des Herzogs von Sachsen-Meiningen, auf einer Höhe am südwestlichen Abhange des Thüringerwaldgebirges, mit Kammergut, Stuterei, Försterei und schönem Park, wurde 1739 neben den Ruinen der alten 1733 abgebrannten Burg erbaut und zu Ende des 18. Jahrh., als die herzogliche Familie es zum Sommeraufenthalt wählte, verschönert. Hier und zu Altenberga im Fürstenthume Gotha predigte 724—727 Bonifaz, der Apostel der Deutschen, auch soll er hier für die Neubekehrten eine Kapelle erbaut haben. Ganz in der Nähe, etwa 600 Schritte hinter dem Schlosse, ließ der Kurfürst Friedrich der Weise 4. Mai 1521 Luther, um ihn zu retten, auffangen und nach der Wartburg bringen. Das Andenken an die Stelle, wo Luther unter einer alten Buche ausruhete und sich am Brunnen labte, wurde durch die Namen Luthersbuche und Luthersbrunnen aufbewahrt; als jedoch 18. Juli 1841 ein hef-

tiger Sturm die erstere knickte, brachte man die Überreste in die Kirche zu Steinbach und bezeichnete den Platz durch eine neue Anlage. Zwischen A. und Liebenstein, bei Glücksbrunn, wurde 1799 bei Gelegenheit des Chausseebaus eine Höhle im alten Flözkalkstein (Zechstein) aufgeschlossen, die zu den merkwürdigsten Höhlen Deutschlands gehört und unter dem Namen der Altensteiner oder Glücksbrunner Höhle bekannt ist. Sie enthielt zwar fossile Knochen des Höhlenbärs, nicht aber die so viele Höhlen auszeichnende Stalaktitenbildung; dagegen ist sie merkwürdig durch ihre ungeheuern Weitungen und ein durchrauschendes Wasser, was beim Austreten zu Tage eine Mühle treibt. Der Genuß des sehr bequemen Besuchs der Höhle ist durch Kunst, z. B. einen am Wasser stehenden Tempel, Treppen und Altane, erhöht und der imposante Eindruck, besonders während der Badezeit, durch Illumination, Musik u. dgl. gesteigert.

Altenstein (Karl, Freiherr von Stein zum), preuß. Geheimer Staatsminister, geb. zu Anspach 7. Oct. 1770, gest. 14. Mai 1840, genoß unter der Leitung seiner Mutter, einer gebornen Freiin von Adelsheim, eine sehr sorgfältige Erziehung, bei der sie insbesondere durch die Professoren des Gymnasiums zu Anspach unterstützt ward. Er studirte zu Erlangen und Göttingen, trat dann zunächst als Referendar bei der preuß. Kriegs- und Domainenkammer zu Anspach ein und wurde ziemlich schnell zum Kriegs- und Domainenrath befördert. Eine höhere Laufbahn eröffnete sich ihm 1799, wo er, von dem Minister von Hardenberg nach Berlin gezogen, vortragender Ministerialrath wurde und einige Jahre darauf als Geheimer Oberfinanzrath in das Generaldirectorium überging. Die Katastrophe von 1806 führte auch ihn nach Königsberg, wo er an den Arbeiten für die Neugestaltung des preuß. Staats Theil nahm, und nach dem Abgange des Freiherrn von Stein kam er an die Spitze der Finanzverwaltung, die um diese Zeit mehr als gewöhnliche Talente und Tugenden foderte. Sehr thätig wirkte er für die Neugestaltung der obersten Staats- und Provinzialbehörden, bei dem ersten Schritte zur Veränderung der grundherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, zu Gunsten der Verwaltung der Domainen für Staatsbedürfnisse, kurz für die Einführung eines ganz andern Geistes in die gesammte Staatsregierung. Auch hatte er bedeutenden Einfluß bei der Gründung der Universität zu Berlin. Nach dem Wiedereintritt des Freiherrn von Hardenberg in den Staatsdienst, trat er 1812 aus dem Ministerium und wurde 1813 Civilgouverneur von Schlesien. Nebst Wilh. von Humboldt besorgte er 1815 das Reclamationsgeschäft gegen Frankreich, das wegen Erfolglosigkeit nach dem Frieden von 1814 gleichsam schon aufgegeben war, mit richtigem Blicke und wichtigen Erfolgen. Nach der Rückkehr aus Frankreich unterzog er sich mehren sehr umfangreichen Arbeiten, die jedoch erst in ihren Resultaten sichtbar wurden. Gegen Ende des J. 1817 trat er an die Spitze des neugegründeten Ministeriums für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, in welchem er für die Universitäten, die er gleich im Anfange durch die Gründung der Universität zu Bonn vermehrte, die Gymnasien und den Volksunterricht sich ein bleibendes Verdienst erworben hat. Auch in Bezug auf die Religionsverhältnisse hat er Schwieriges geleistet; den Zwiespalt jedoch mit der röm. Kirche, welcher in den letzten Jahren seines Lebens sich immer schärfer gestaltete, vermochte er nicht in genügender Weise zu beseitigen. A. war ein Mann von den umfassendsten Kenntnissen, rastloser Thätigkeit, unerschütterlichem Gleichmuth, großer Charakterfestigkeit und seltener Bescheidenheit. Zur richtigen Würdigung seiner Verdienste ist indeß nicht zu übersehen, daß er das Glück hatte, mit seiner Wirksamkeit in eine Epoche zu fallen, welche die Gründung und Ausführung vieler neuen Institutionen foderte, und einem Monarchen zu dienen, der Sinn und Kraft für Ausführung selbst des Schwierigsten besaß.

Altenzelle, ehemaliges Cistercienserkloster an der Freiberger Mulde, in der Nähe von Rossen im Königreiche Sachsen, wurde 1162 von Markgraf Otto dem Reichen von Meißen gestiftet, reich begabt und 1175 mit Mönchen aus dem Kloster Pforta besetzt. Es zeichnete sich vornehmlich im 13. und 15. Jahrh. durch einen lebendigen Sinn für Wissenschaft und Literatur aus, und seine schon im 14. Jahrh. blühende Klosterschule ist als die erste bedeutende sächs. Bildungsanstalt zu betrachten. Mehre Mönche dieses Klosters haben sich durch literarische Thätigkeit bekannt gemacht; so als Verfasser von lat. Predigten die Äbte Liudiger im Anfange des 13. Jahrh., Antonius von Mitweide und Leonhard, Beide gegen Ende des 15. Jahrh.; als fleißige Abschreiber von Werken Anderer der Abt Eberhard in der Mitte des 13. und der Prior Melchior Schmelzer am Ende des 15. Jahrh. Mit vorzüglicher Achtung sind noch die beiden Äbte, Vincentius Gruner 1411—42, ein gelehrter und durch zweckmäßige Bauten um das Kloster verdienter Mann, und Abt Martin von Lochau 1493—1522 zu nennen, welcher nicht nur ein Seminar für die sächs. Cistercienserklöster im Bernhardinercollegium zu Leipzig stiftete, sondern auch die Bibliothek des Klosters durch Ankäufe zum Range der ersten damals in ganz Sachsen

vorhandenen erhob. Besondere vaterländische Bedeutsamkeit erhielt das Kloster durch die 1347 von Markgraf Friedrich dem Ernsten im Bezirk der Klostermauern erbaute Fürstenkapelle, in welcher die irdischen Überreste der landesherrlichen Familie, von Markgraf Otto dem Reichen an bis auf Friedrich den Strengen und dessen Gemahlin Katharina von Henneberg (gest. 1397), beigesetzt wurden. Die in diesem Kloster abgefaßten, unter dem Namen „Chronicon Vetero-Cellense majus" und „Chronicon minus" bei Mencken in den „Script. rer. germ." (Bd. 2) abgedruckten Annalen sind für die sächs. Geschichte nicht ohne Werth. Bei der Secularisation des Klosters 1544 wurden die Altäre und heiligen Gefäße an mehre sächs. Kirchen verschenkt; die Glocken kamen in die Frauenkirche nach Dresden, die Bibliothek, an Manuscripten über 500 Bände stark, an die leipziger Universität und das Archiv nach Dresden. Die Kirche und die anstoßende Fürstenkapelle wurden fortwährend in baulichem Wesen erhalten, bis 1599 vom Blitzstrahl entzündet, beide in Trümmer fielen. Der schon von Johann Georg II. beabsichtigte Wiederaufbau der Fürstenkapelle wurde 1787 von Friedrich August III. in Ausführung gebracht. In der von schönen Gartenanlagen umgebenen Todtenhalle erhebt sich ein Monument aus Marmor mit lat. Inschriften, welche die Namen und Todesjahre der fürstlichen Personen anzeigen, deren Gebeine daselbst in fünf steinernen Sarkophagen beigesetzt sind. Neben mehren merkwürdigen Leichensteinen finden sich auch noch Ruinen. Die Geschichte des Klosters beschrieben Schlegel (1703) und Knauth (1722). Vgl. Martius, „Altenzelle" (2 Bde., Freib. 1822—23).

Alter bezeichnet in der Physiologie nicht blos die Zahl der verlebten Jahre, sondern auch den dieser Zahl naturgemäß entsprechenden Entwickelungszustand des Körpers und Geistes; wie man ja auch volksthümlich von vorzeitigem Altern in zweifacher Hinsicht spricht (Junge Greise, Altklugheit u. s. w.). Man unterscheidet als Altersstufen: das Fötus-, Säuglings-, Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter, jedes mit besondern Eigenthümlichkeiten im Bau, in den Verrichtungen und Befähigungen des Individuums, daher auch mit eigenthümlichen Krankheitsanlagen und sogar zum Theil eigenen Krankheiten (Kinderkrankheiten, Greisenkrankheiten). Die Feststellung des Alters aus der äußern Erscheinung ist eine nicht immer leichte Aufgabe der gerichtlichen Medicin.

Alter Bund und **Neuer Bund**, s. Bund.

Alter ego (lat.), d. h. das andere Ich, wird Derjenige genannt, der von einem Andern, namentlich einem Regenten, bevollmächtigt ist, vollständig in seinem Namen zu handeln. Aus der span. Rechtssprache ist diese Bezeichnung namentlich in die des Königreichs beider Sicilien übergegangen. So wurde z. B. in Neapel bei der Revolution von 1820 der nachmalige König Franz I. als Kronprinz von seinem Vater, Ferdinand IV., zum Alter ego ernannt.

Alter Kalender, s. Alter Stil.

Alternative nennt man eine solche Lage, in welcher man genöthigt ist, von zwei Fällen einen zu wählen, besonders dann, wenn von beiden Fällen keiner erwünscht und vortheilhaft ist; z. B. dem Heere ist die Alternative gestellt, sich durchzuschlagen oder die Waffen zu strecken.

Alterniren (vom lat. alternus, d. i. Einer um den Andern) bezeichnet das wechselseitige Ablösen von Zweien oder Mehren in irgend einem Geschäft, sodaß der Eine die Stelle des Andern einnimmt und umgekehrt. — **Alternirende Fürstenhäuser** nannte man in der deutschen Reichsverfassung in Bezug auf den Abstimmungsturnus im Reichsfürstenrathe die Häuser Pommern, Mecklenburg, Würtemberg, Hessen, Baden und Holstein. — In der Theatersprache heißt **Alterniren** das regelmäßig wechselsweise Spielen einer Rolle von zwei Schauspielern. Man verlangt nicht selten diese Maßregel, theils um jungen Talenten die Gelegenheit zur Ausbildung zu gewähren, theils um den starren Rollenbesitz zu durchbrechen, läßt aber dabei außer Auge, wie sehr der stete Wechsel die nothwendige Verständigung unter den Darstellenden, mithin die Übereinstimmung und Rundung der dramatischen Darstellung selbst beeinträchtigen muß. Beide genannten Vortheile sind durch das Doubliren (Doppelbesetzung), oder durch das Interimspielen (Stellvertretung) ebenfalls und ohne sonstigen Nachtheil zu erreichen. — **Alternirende Functionen** (fonctions alternées), sind solche Functionen von zwei oder mehren veränderlichen Größen, welche bei der Vertauschung zweier darin vorkommenden veränderlichen Größen nur ihr Zeichen, nicht aber ihren absoluten Werth verändern; z. B. $x-y$; $(x-y)(x-z)(y-z)$; x^2-y^2; $\sin. x - \sin. y$ u. s. w.

Alter Stil heißt die Zeitrechnung nach dem Julianischen oder Alten Kalender (s. d.), im Gegensatze des neuen Stils, oder der Zeitrechnung nach dem vom Papst Gregor XIII. eingeführten Kalender, den allmälig alle christliche Nationen angenommen haben. Nur die Bekenner der griech. Kirche, namentlich die Russen, welche im Wesentlichen den Julianischen Kalender beibe-

hielten, haben die Tage, um welche der alte und neue Stil von einander abweichen, nicht ausgelassen, wie dies die Katholiken und Protestanten thaten. Die Russen und Griechen sind deshalb gegenwärtig um 12 Tage in der Zeitrechnung hinter den übrigen Nationen Europas zurück. Häufig aber schreiben sie das Datum nach beiden Stilen auf folgende Weise: 13/25. Jan., wo sich dann die obere Zahl auf die russische, die untere auf die allgemein angenommene Zeitrechnung bezieht. In den Jahren 1900—2100 wird der griechische Kalender um 13 Tage zurück sein, sowie er von 1700—1800 um 11 Tage zurück gewesen ist.

Alterthum, Alterthümer. Als Alterthum begreift man im Großen und Ganzen denjenigen unermeßlichen Abschnitt der Geschichte, der von der Urzeit bis zur Zeit der Völkerwanderung reicht. Mit der weitern Verbreitung des Christenthums kommt dann ein neues Entwickelungsmoment in die Geschichte, das das Wesen des Mittelalters ausmacht. Diesen Begriff des Alterthums und besonders dessen hervorstechendste Charakterzüge bezeichnet man mit dem Ausdrucke: antik (s. d.). Im engern Sinne nennt man Alterthum dann auch die Urgeschichte jedes einzelnen Volks. Seine Alterthümer oder (lat.) Antiquitäten sind dann die aus dieser ältesten Zeit herstammenden Nationaldenkmäler. So ist es gekommen, daß dann allmälig der Sprachgebrauch den Ausdruck Alterthümer auf die Kunde der ältesten Sitten, Einrichtungen und Denkmale eines Volks überhaupt bezogen hat. In diesem Sinne spricht man von orientalischen, christlichen, deutschen, französischen, skandinavischen Alterthümern oder Antiquitäten mit demselben Rechte, wie von griech. und röm., und versteht darunter ein wesentliches Hülfsmittel der historischen Wissenschaft. Insofern man unter den Alten vorzugsweise Griechen und Römer zu verstehen pflegt, nennt man auch wol die griech. und röm. Antiquitäten schlechthin Antiquitäten, und diese sind dann ein hauptsächlicher Zweig der Philologie oder Alterthumswissenschaft. Während die Archäologie (s. d.) sich nur mit den alten Kunstdenkmalen beschäftigt, erstrecken sich die Antiquitäten auf die Erforschung der alten Verfassungen, Sitten und Einrichtungen. Diese Wissenschaft ist, namentlich im 17. und 18. Jahrh., allmälig zu einem ganz principlosen Sammelsurium von Notizen ausgeartet, und der Gegenwart fällt die Aufgabe zu, so viel als möglich jene todte Vielwisserei zu einer wirklichen Wissenschaft zu erheben. Die Antiquitäten zerfallen in Staatsalterthümer und Privatalterthümer. Die Staatsalterthümer behandeln die Verfassung, die Rechtspflege, das Polizeiwesen, das Finanzwesen, das Kriegswesen, Cultus, Handel; die Privatalterthümer dagegen, die physischen und geselligen Verhältnisse, wie Familie, Sklaven, häusliche Einrichtung, Lebensweise u. s. w. Über die Alterthümer der einzelnen Culturvölker, sowie über einzelne bedeutende Denkmale siehe die betreffenden Artikel des Werks.

Alter vom Berge (arab. Scheich-ul-Dschebal) ist der Titel, den sich Hassan-ben-Sabbah, der Gründer der mohammedanischen Sekte der Assassinen beilegte, und den später stets die Häupter derselben führten. (S. Assassinen.)

Alterweibersommer, auch Fliegender Sommer, Flugsommer, Sommerflug, Graswebe u. s. w., heißen die weißen Fäden, welche im Herbst, bisweilen auch im Frühling, die Luft durchziehen. Sie sind das Gespinnst sehr kleiner Spinnen. Nach Einigen rühren sie von Arten der Gattungen Epeira und Thomisus her, nach Andern von der Fliegenden Sommerspinne, einer Arachnide, die kaum die Größe eines Nadelkopfs hat. Diese Spinne erscheint zu Anfang des August zuerst in Wäldern, Gärten und auf Wiesen, wo sie ihre Eier ausbrüten läßt, und dann auf den Feldern, die sie, um andere Insekten zu fangen, mit feinen Fäden überzieht, welche vom Winde zusammengeweht, in langen Flocken fortgeführt werden. Man ist sehr lange über den Ursprung des Fliegenden Sommers in Zweifel gewesen. Im Volksglauben früherer Jahrhunderte brachte man ihn in Verbindung mit den Göttern; wie denn die heidnischen Slawen das Gespinnst von einem Gotte über die Erde gebreitet glaubten. Später, nach Einführung des Christenthums, bezog man es auf Gott und Maria, weshalb es in Frankreich Fils de la Vierge, in südlichen Deutschland Mariengarn, Marienfaden oder Frauensommer, in England Gossamer (d. i. Gottes Schleppe) genannt wird. In Schweden heißt es Dvärgsnät (d. i. Zwergsnetz).

Altes Testament nennt man die Sammlung der von den Juden und der christlichen Kirche für heilig und für den Glauben maßgebend gehaltenen Bücher in ursprünglich hebräischer und chaldäischer Sprache, umfassend alle Reste der hebräisch-chaldäischen Literatur, welche von den Juden zu Christi Zeit als inspirirt und heilig angesehen wurden. Dieser Sammlung sind gewöhnlich die Apokryphen des Alten Testaments beigegeben, die indeß weder von allen Juden als heilig angesehen wurden, noch gegenwärtig von allen Christen als inspirirt und maßgebend betrachtet werden. (S. Apokryphen.) Insofern das Neue Testament allenthalben auf das Alte Testament zurückgeht, und Christus ausdrücklich versichert, nicht gekommen zu sein, um

das Gesetz und die Propheten zu lösen, sondern um sie zu erfüllen (d. h. nach Inhalt und Auffassung zu vergeistigen, Matth. 5, 17), so haben schon die ältesten Christen sich des Alten Testaments als eines heiligen Buches bedient und nach Feststellung ihres neutestamentlichen Kanon es in ihre Bibel aufgenommen. (S. Bibel.)

Alte Welt nennt man in räumlicher Hinsicht die seit dem Beginn der historischen Zeiten bekannten drei Welttheile Asien, Afrika und Europa, im Gegensatze zu den beiden erst später entdeckten Amerika und Australien, die man darum als die Neue Welt bezeichnet. In Beziehung auf Zeit versteht man unter den Völkern der Alten Welt diejenigen Nationen, die in Asien, Afrika und Europa vor dem Erscheinen des Christenthums auftraten. Man spricht so von einer Geschichte, einer Geographie, einem Atlas u. s. w. der Alten Welt. Zuweilen begreift man auch unter dem Ausdrucke Alte Welt das gesammte Culturleben jener alten Völker, im Gegensatze zu der neuen Cultur oder der Neuen Welt, die sich mit dem Auftreten des Christenthums und der germanischen Völker entwickelte.

Altfränkisch bedeutet Alles, was an Gebräuchen, Sitten, Einrichtungen, Gebäuden, Kleidern, Meubeln u. s. w. aus der Mode gekommen und veraltet ist. Es mischt sich daher der Nebenbegriff des Steifen, Ungelenken, und insofern es in Conflict mit der Gegenwart geräth, des Komischen hinzu. Man spricht selbst von altfränkisch in Beziehung auf Charakter und Denkungsweise; dann deutet es aber meistens zugleich auf Ehrenhaftigkeit der Gesinnung hin, im Gegensatz zu der leichtsinnigern Auffassung sittlicher Verhältnisse der Gegenwart. Wie das Wort zur Anwendung in diesem Sinne gekommen, ist nicht klar.

Altfürstliche Häuser nannte man zur Zeit des Deutschen Reichs diejenigen Fürstenhäuser, welche schon auf dem Reichstage von Augsburg 1582 unter den Fürsten gesessen hatten, und die man im Range höher hielt als die später gefürsteten. Es gehörten dahin von noch bestehenden Geschlechtern: die Erzherzoge von Östreich, die Pfalzgrafen bei Rhein, die Herzoge zu Sachsen, die Markgrafen zu Brandenburg (nicht aber die Hohenzollern), die Herzoge zu Braunschweig, die zu Würtemberg, die Landgrafen zu Hessen, die Markgrafen zu Baden, die Herzoge zu Mecklenburg, die zu Holstein, die Fürsten zu Anhalt, die Fürsten zu Aremberg. Auch die Fürsten von Ligne wurden dazu gezählt, ungeachtet sie erst 1592 gefürstet wurden. Die übrigen Häuser hießen **neufürstliche**, und man unterschied unter ihnen wieder solche, die Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten, wie die Hohenzollern, Lobkowitz, Salm, Dietrichstein, Nassau, Auersperg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Liechtenstein, Thurn und Taxis und Schwarzburg, und solche, die auf dem Reichstage nicht im Fürstencollegium saßen, worunter sich von jetzt souveränen Häusern die Waldeck und die Reuß befanden.

Althaea heißt jetzt eine Pflanzengattung aus der nächsten Verwandtschaft der Malve. Es sind einige Arten davon in Deutschland einheimisch, namentlich die A. officinalis, der gebräuchliche Eibisch, dessen Blätter sowol als Wurzeln, wegen ihres reichlichen Schleimgehalts, als einhüllende, reizmildernde, erweichende Heilmittel dienen und in manchen zusammengesetzten Arzneien, z. B. Althäsaft, Althäpaste oder weiße Reglisse, Althäsalbe, erweichende Kräuter, Brustthee) mit enthalten sind. Eine ehedem zu dieser Gattung gerechnete Pflanze: **A. rosea** (jetzt Alcea rosea), ist die große Gartenmalve, auch Stockpappel oder Käsepappel genannt, eine bekannte Zierblume, deren Blüten ebenfalls als Arznei, besonders zu Gurgelwässern benutzt werden.

Althaldensleben, Dorf mit städtischem Ansehen im Kreise Neuhaldensleben des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, mit 1900 E. Früher bestand hier ein Cistercienserkloster, welches 1807 von der westfälischen Regierung aufgehoben und für 240000 Thlr. an den bekannten Industriellen Nathusius (s. d.) verkauft wurde. Durch die Einsicht, den Edelsinn und die rastlose Thätigkeit desselben hat die Gegend ein neues Leben erhalten. Er erneute und veredelte nicht nur die Landwirthschaft, Vieh- und Schafzucht, sondern nahm sich auch des verwilderten, 3000 Morgen umfassenden Forstes an, und schuf aus Wüsten großartige Gemüse-, Obst-, Johannis- und Stachelbeergärten mit weitläufigen Baumschulen und Gewächshäusern. Außerdem errichtete er Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Essig-, Liqueur-, Obstwein-, Steingut- und Porzellanfabriken, Ziegelbrennerei, amerik. Mehl-, Graupen-, Gries- und Ölmühlen, eine Pottaschsiederei, eine Zuckerraffinerie u. s. w.

Althann, eine reichsgräfliche Familie, in Östreich und Schlesien angesessen, stammt aus Schwaben und soll einerlei Ursprung mit den Fürsten von Waldburg in der Person des Grafen von Thann und Winterstetten, gest. 919, haben. Ein Nachkomme, Dietmar von Thann, erhielt im Kreuzzuge des Erzherzogs Leopold 1216 den Namen: Alter Thann, welcher fortan der Fa-

milie blieb. Aus derselben sind mehre verdiente Feldherren und Staatsmänner hervorgegangen. Wolfgang v. A. wurde von Ferdinand I. zum Feldmarschall gegen die Türken, und darauf 1574 zum Reichsfreiherrn ernannt. Michael Adolf, der zur kathol. Kirche übertrat, ward 1610 vom Kaiser Rudolf in den Reichsgrafenstand erhoben, kämpfte seit 1607 als Feldmarschall mit Erfolg gegen die Türken, und vermittelte als Bevollmächtigter des Kaisers Matthias 1615 und 1625 den Frieden mit den Osmanen und Bethlen Gabor. Der Reichsgraf Gundacker Ludwig Joseph von A., geb. 1665, gest. 1747, Generalbaudirector und Protector der kaiserl. Akademie der vereinigten bildenden Künste, war ein gründlicher Kenner und eifriger Beförderer der schönen Kunst und Wissenschaft. Unter Andern ist das Gebäude der Hofbibliothek zu Wien nach seinem Entwurfe und unter seiner Leitung ausgeführt. Noch lebende Söhne des 1834 verstorbenen Grafen Michael Max sind: 1) Michael Joseph, geb. 1798, Freiherr auf der Goldburg zu Murstetten, Herr von Zwentendorf und Murstetten in Östreich u. s. w., das gegenwärtige Haupt der Familie; 2) Michael Leopold Ferdinand, geb. 1808, der sich in den ungar. Kämpfen von 1848 und 1849 als Commandant eines Streifcorps bemerkbar gemacht hat.

Althorp (Viscount), s. Spencer (George John, Graf).

Altieri, eine alte fürstliche Familie zu Rom, besitzt in dieser Stadt einen schönen nach der Zeichnung des jüngern Rossi gebauten Palast, der reiche Kunstschätze enthält. Unter den vielen Meisterwerken von Malern ersten Ranges befindet sich ein Bildniß des Tizian von ihm selbst gemalt, ein Ecce homo von Guido Reni, mehre Gemälde von Salvator Rosa, zwei Landschaften von Claude Lorrain, Christus am Grabe von Van Dyk u. s. w. Weniger bedeutend sind die Sculpturen. Mehre Mitglieder der Familie spielen eine Rolle in der neuern römischen Geschichte. Der jetzt lebende Cardinal Altieri war früher als Prälat (Monsignore) Mundschenk bei Leo XII. Alsdann ward er zum Studiendirector ernannt; später ging er als Nuntius nach Wien. Nach seiner Erhebung zum Cardinal wurde er Präsident der Comarca di Roma, ein Posten, den er auch gegenwärtig wieder bekleidet. Im J. 1849—50 war er Mitglied der außerordentlichen Regierungscommission, die den Kirchenstaat bis zu Pius' IX. Rückkehr im April 1850 verwaltete.

Altmark ist der Name einer ehemaligen Provinz der Kurmark Brandenburg, auf der Südseite der Elbe gelegen, im N. und W. von Hannover, im S. vom Magdeburgischen begrenzt, im O. durch die Elbe von der Priegnitz und dem Brandenburgischen getrennt. Die Hauptstadt war Stendal. Diese größtentheils sandige und nur an einigen Stellen (z. B. die Wische) fruchtbare Landschaft trat Preußen 1807 im Tilsiter Frieden an das Königreich Westfalen ab, bei welchem sie, einen Theil des Depart. der Elbe bildend, bis 1813 verblieb. Im J. 1815 wurde sie bei der neuen Eintheilung Preußens zum Regierungsbezirk Magdeburg geschlagen, und aus ihr die Kreise Stendal, Salzwedel, Osterburg und Gardelegen gebildet. Früher führte die A. den Namen Nördliche Mark oder Sächsische Nordmark.

Altmaß nennt man bisweilen das für den geklärten, ausgegohrenen (alten) Wein hier und da gebräuchliche besondere Maß, welches anderwärts Hellaichmaß heißt, während man für den noch trüben jungen Wein und den Most ein anderes Maß, das Jungmaß, anwendet, das an manchen Orten auch Trübaichmaß heißt.

Altomünster, Flecken im Landgerichte Aichach in Oberbaiern, mit 750 E. Hier befindet sich das gleichnamige sehr reiche Benedictinerkloster, welches vom heiligen Alto seinen Namen führt. Der Letztere, nach der Legende ein schottischer Prinz, kam aus seinem Vaterlande nach Baiern, um hier das Christenthum zu verbreiten. Mit einigen Ordensbrüdern ließ er sich in einer dichtbewaldeten Gegend nieder, die ihm von Pipin geschenkt worden war, und gründete Altomünster, dessen Kirche vom heiligen Bonifaz selbst geweiht wurde, und noch jetzt ein sehr besuchter Wallfahrtsort ist. Außer Dornen von der Krone Christi und Haaren der Jungfrau Maria, werden hier mehre Reliquien des heil. Alto (gest. 770) aufbewahrt.

Alton, ein niederländisches Adelsgeschlecht, das der östr. Regierung einige namhafte Militärbefehlshaber geliefert hat. — Alton (Richard Graf d'), geb. 1732 zu Lacand in Irland, trat sehr jung in kaiserl. Dienste, stieg in den Kriegen unter Maria Theresia bis zu den höchsten militärischen Rangstufen, und wurde von Kaiser Joseph II. im Nov. 1787 an die Spitze der Truppen in den bereits in Gährung befindlichen Östreichischen Niederlanden gestellt. Seine rohe Energie und übermäßige Strenge veranlaßten ihn zu Maßregeln, in deren Folge 22. Juni 1788 zu Brüssel das erste Blut floß. Während der Statthalter, Graf Trautmannsdorff, sich nur milder Mittel zur Unterdrückung des Aufstandes bedienen wollte, drang A. auf nachdrückliche Anwendung der Waffengewalt. Die durch solchen Zwiespalt nur noch gesteigerte offenkundige

Schwäche der Regierung beschleunigte den Ausbruch der Revolution. Als A. nach dem Gefechte bei Turnhout (27. Oct. 1789) den unmenschlichen Befehl gegeben hatte, alle aufrührerischen Orte zu zerstören, wuchs die Erbitterung und der Widerstand der Aufständischen in einem solchen Maße, daß er sich, trotz einiger glücklichen Gefechte und der militärischen Gebrechen seiner Gegner, zuerst auf die festen Plätze beschränken, dann aber, nach dem Aufstande in Brüssel (10. Dec. 1789), durch eine Capitulation selbst diese Hauptstadt räumen und nach Luxemburg zurückwenden mußte. Hier durch Ferraris ersetzt und nach Östreich zurückgerufen, starb er auf dem Wege dahin zu Trier 16. Febr. 1790. Im J. 1788 war er zum Feldzeugmeister ernannt worden. — Alton (Eduard, Graf d'), Bruder des Vorigen, geb. 1737 zu Grenanstown in Irland, trat frühzeitig in östr. Dienste, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege, nachher im Türkenkriege aus, weshalb er während des Feldzugs zum Feldmarschalllieutenant avancirte. Wegen einer Schrift, in welcher er (1792) das Benehmen seines Bruders in den Niederlanden zu vertheidigen suchte, wurde er zwar verhaftet, erhielt jedoch bald nachher den Oberbefehl über das Corps, welches dem Herzog von York zur Expedition gegen Dünkirchen beigegeben ward. Er blieb hier 24. Aug. 1793 vor dem Feinde.

Alton (Jos. Wilh. Eduard d'), Professor der Kunstgeschichte und Archäologie zu Bonn, geb. 1772 in Aquileja, Sohn eines Stabsoffiziers, wurde zum Militär bestimmt und gewann zu Wien, wo er die erste Erziehung erhielt, aus Veranlassung seines Berufs eine leidenschaftliche Liebe zu Pferden und der Reitkunst, die ihn bis in das höhere Alter begleitete. Während eines längern Aufenthalts in Italien bot ihm das Studium der Kunstwerke vielfache Gelegenheit, Urtheil und Geschmack zu bilden, sowie sich im Zeichnen, mit dem er die Lust am Radiren verband, zu vervollkommnen. Durch das Letztere war er auch zu anatomischen Studien geführt worden, die nachher durch eine nähere Bekanntschaft mit dem berühmten Veterinär Wolstein die Richtung auf das Pferd erhielten. Nach einer hippologischen Wanderung im nördlichen Deutschland, hielt sich A. zu Anfang dieses Jahrh. zu Weimar und Jena auf, wobei er mit den Koryphäen dieser Musensitze in dauernd freundschaftliche Verhältnisse trat. Im J. 1807, nachdem er abwechselnd am Rhein und in Franken gelebt, erhielt er durch die Gunst des Großherzogs Karl August eine Wohnung im Park zu Tieffurt, wo er in ländlicher Stille, begünstigt durch die Nähe von Weimar und Jena, unterstützt von Gelehrten und Kunstfreunden, den ersten Theil seiner „Naturgeschichte des Pferdes" (Bonn 1810, Fol.) ausführte. Dieses Prachtwerk, dessen zahlreiche Kupfertafeln von A. selbst gezeichnet und gestochen sind, wurde erst 1817 mit einem zweiten anatomischen Theile abgeschlossen. Unterdessen hatte er zu Würzburg, wohin er gezogen, an den Untersuchungen Döllinger's und Pander's über die Entwickelung des Hühnereies Theil genommen, und radirte die Kupfertafeln zu Pander's „Beiträgen zur Entwickelungsgeschichte des Hühnchens" (Würzb. 1817), die noch jetzt als mustergültige Darstellungen auf diesem Gebiete gelten können. Hierauf faßte A. mit seinem Freunde Pander den Plan zu einem großen Kupferwerke über die vergleichende Osteologie der Thiere. Zu diesem Zwecke gingen Beide im Herbst 1817 nach Paris, wo sie sich bei ihren Arbeiten der Unterstützung Cuvier's erfreuten, und verbrachten das Jahr 1818 auf Reisen in Spanien, Portugal, England und Schottland. In Madrid untersuchten und zeichneten sie die fossilen Knochen eines in Amerika gefundenen urweltlichen Thieres. Das über dasselbe später veröffentlichte Kupferwerk, „Das Riesenfaulthier" (Bonn 1821), bildet zugleich die erste Lieferung ihrer „Vergleichenden Osteologie", von der die erste Abtheilung (in 12 Lief., Bonn 1821—28) vollständig erschienen ist. Nach der Rückkehr erhielt A. einen Ruf als Professor der Kunstgeschichte und Archäologie an die neubegründete Universität zu Bonn, wo er bis zu seinem Tode, im Mai 1840, lebte, ungeachtet eines schweren Leidens bis zuletzt mit Radiren beschäftigt. A. hinterließ eine mäßige Sammlung werthvoller Ölgemälde, von der sein Freund A. W. von Schlegel einen raisonnirenden Katalog (Bonn 1840) herausgab. Später kamen diese Gemälde theils an den Prinzen Albert, den Gemahl der Königin Victoria, der in der Kunstgeschichte A.'s Schüler war, theils an andere englische Liebhaber, theils in das berliner Museum. Seine Kupferstichsammlung wurde für die bonner Universität angekauft. Außer den dritthalbhundert Platten, welche A. zu seinen Werken oder für Freunde ausführte, sind noch 80 andere Platten, Porträts, Landschaften, historische Gegenstände oder Thiere darstellend, von seiner Hand vorhanden, die er, aus reiner Freude an dem geistig belebten Spiel der Nadel, in einer ihm eigenthümlichen, theils freien an Rembrandt erinnernden, theils sorgfältig gepflegten Manier gearbeitet hat. Sie befinden sich nur in den Händen weniger Liebhaber, sind sehr geschätzt, und bewogen die berliner

Akademie der Künste, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Auch führte A. die ersten Knochenbezeichnungen auf Stein aus, die 1802 in André's Officin zu Offenbach gedruckt wurden.

Alton (Joh. Sam. Eduard d'), einziger Sohn des Vorigen, geb. 1803 in St.-Goar, fand als Zeuge der Thätigkeit seines Vaters bereits in der ersten Kindheit am Zeichnen und Kupferstechen Gefallen. Durch seinen Onkel, der Arzt war, und den naturgeschichtlichen Unterricht des Dr. Strack wurde zugleich frühzeitig in ihm eine lebhafte Vorliebe für Naturforschung erweckt, und darum seine Bestimmung zum Arzt entschieden. Nachdem er zu Bonn 1824 die medicinische Doctorwürde erlangt, wendete er sich zu Berlin unter Anleitung Rudolphi's dem Studium der Anatomie, besonders der vergleichenden Osteologie zu. Er begann die Fortsetzung der „Vergleichenden Osteologie" seines Vaters, von welcher zwei Lieferungen, über die Strauße und die Raubvögel (Bonn 1827—38), erschienen sind. Von einer wissenschaftlichen Reise nach Paris im Sommer 1827 zurückgekehrt, wurde er Lehrer der Anatomie an der Akademie der Künste zu Berlin, bald darauf Professor an derselben und später Mitglied der Akademie. Im J. 1830 gewann seine im Verein mit Schlemm ausgeführte Arbeit über das Nervensystem der Fische den Preis der franz. Akademie, und verhalf ihm zur Prosectorstelle an der anatomischen Anstalt in Berlin. Daneben rückte A. an der Universität vom Privatdocenten bis zum außerordentlichen Professor auf, bis er im Herbst 1834 als ordentlicher Professor der Anatomie nach Halle versetzt wurde. Hier in einem durch besondere Umstände beschwerlichen Lehramte vielfach thätig, arbeitete er außer an Abhandlungen für wissenschaftliche Zeitschriften und akademische Gelegenheitsschriften an seinem „Handbuch der vergleichenden Anatomie des Menschen", von welchem (1850) der erste Band mit von ihm selbst auf Holz gezeichneten, von E. Kretzschmar geschnittenen Bildern erschienen ist.

Altona, die größte und volkreichste Stadt im Herzogthum Holstein, an der Elbe und so nahe bei Hamburg, daß beide Städte nur durch die Landesgrenze geschieden werden, hat 32200 E., darunter über 2100 deutsche und portug. Juden, sechs Kirchen, ein Gymnasium, eine Sternwarte und eine Münze, die auch für das benachbarte Ausland bedeutende Summen ausmünzt. Die Stadt liegt höher als Hamburg und darum viel gesünder; dagegen entbehrt sie der zum Transport der Waaren so nöthigen Kanäle, mit denen Hamburg reichlich versehen ist. In commercieller Hinsicht bildet sie mit Hamburg Eine Stadt. Ihr Handel breitet sich nach England, Frankreich, dem Mittelländischen Meere und Westindien aus. Wichtig sind mehre bedeutende industrielle Anlagen sowie der Schiffsbau. Sie ist ein Freihafen und genießt in Hinsicht des Handels und der bürgerlichen Freiheit viele Privilegien; namentlich haben daselbst alle Sekten freie Religionsübung. Eine Eisenbahn verbindet die Stadt mit Kiel, Rendsburg und Glückstadt. Die Sternwarte ist eine Privatanstalt, die sich unter Direction von Schumacher (gest. 1851) Ruf erworben hat. Ums J. 1500 standen an der Stelle A.s blos einige Häuser; schon 1602 war es ein Flecken, und 1664 wurde es zur Stadt erhoben. Im J. 1713 ward es von dem schwed. General Steenbock zum großen Theile eingeäschert, erhob sich indeß sehr bald aus den Schutthaufen. Während des franz. Revolutionskriegs hielt sich hier und in Hamburg eine große Menge Ausgewanderter auf. In den J. 1813 und 1814 war es bei der Belagerung Hamburgs, zumal als Davoust die Vorstadt, den sogenannten Hamburgerberg, anzünden ließ, in nicht geringer Gefahr. Die Bewohner A.s nahmen die während der Belagerung geflüchteten und vertriebenen Hamburger sehr gastfrei auf, und bewiesen schon damals die großherzigen Gesinnungen nachbarlichen Mitgefühls, welche sie Gelegenheit hatten, beim hamburger Brandunglück im Mai 1842 von neuem zu zeigen. Unmittelbar an A. stößt das volkreiche Kirchdorf Ottensen, auf dessen Kirchhof Klopstock und Schmidt von Lübeck ruhen. — Auf einem Congreß zu A. wurden 1687 durch die Gesandten des deutschen Kaisers und der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg die Streitigkeiten Dänemarks mit Holstein-Gottorp vermittelt. Nachdem auch Großbritannien und die Generalstaaten hinzugetreten, erfolgte 1689 der förmliche Vergleich, durch welchen der Herzog von Gottorp sein Land mit voller Souveränetät wieder erhielt.

Altorf, Hauptort des Cantons Uri, mit etwas über 1900 E., in einer warmen, vor Nordwind geschützten Lage, am Fuße des Grunbergs, 1392 F. über dem Meere, eine starke halbe Stunde vom Vierwaldstädtersee. Der Ort, der 1799 fast ganz abbrannte, ist freundlich gebaut, hat breite gepflasterte Gassen, einige offene Plätze, eine Pfarrkirche mit einem Gemälde von Van Dyk, ein Nonnen- und das 1581 gestiftete, älteste Kapuzinerkloster der Schweiz. Das mit Tell's Geschichte bemalte Thürmchen ist urkundlich älter als die Tellssage. Die Linde, unter welche der Apfelschuß verlegt ward, wurde 1567 weggeschafft und durch einen steinernen Brunnen ersetzt. An der Gotthardstraße gelegen, hat A. etwas Transithandel, doch wenig selbständigen Handel und Industrie.

Altranstädt, ein Pfarrdorf in der preuß. Provinz Sachsen, zwischen Leipzig und Merseburg, ist berühmt durch den Frieden, welchen im dasigen alten Schlosse König Karl XII. von Schweden mit August II., König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, 24. Sept. 1706 abschloß. Im Nordischen Kriege (s. d.) hatte Karl XII. die Sachsen in Polen, wo August II. Liefland erobern wollte, mehrmals geschlagen, und Letzterer war sodann auf dem Reichstage zu Warschau abgesetzt, und Stanislaus Leszczynski 1704 zum König erwählt worden. Weil aber August II. von seinem Bundesgenossen, dem Zar Peter, unterstützt, den Krieg gegen die Schweden in Polen fortsetzte, so drang Karl XII., nachdem sein General Renskjöld den sächs. General Schulenburg bei Fraustadt 14. Febr. 1706 geschlagen, durch Schlesien in Sachsen ein, besetzte es, und nahm in A. 20. Sept. sein Hauptquartier. Während dies geschah, unterhandelten August's II. Bevollmächtigte, der Geh. Rath Freiherr von Imhof und der Geh. Referendar Pfingsten, zu Bischofswerda seit dem 12. Sept. über den Frieden, dessen harte Bedingungen sie am 24. zu A. unterzeichneten. August II. verzichtete zufolge desselben auf Polen und Lithauen, behielt aber den Titel König. Er entsagte ferner dem Bunde wider Schweden, insbesondere dem mit dem Zar, lieferte den Liefländer Patkul (s. d.) aus, gestattete den Schweden Winterquartiere in Sachsen, und verpflichtete sich, nichts in dem Kirchenwesen zum Nachtheil der evangelischen Kirche abzuändern. August II. gedachte diese Bedingungen nicht zu genehmigen; nur in der Hoffnung, daß eine Milderung erlangt werden würde, händigte er dem Geh. Referendar Pfingsten ein Blanket aus. Allein Karl XII. bestand fest auf jenen Bedingungen, und Pfingsten schrieb nun die Ratification der Friedensurkunde auf das Blanket. Erst 26. Nov. ward der Friede publicirt, weil August in Polen von den Russen noch abhängig war und sogar, nach bereits abgeschlossenem Frieden, einen Angriff der Russen auf den schwed. General Mardefeld bei Kalisch 29. Oct. 1706 unterstützen mußte. Karl XII. behandelte Sachsen sehr hart, und verließ es erst im Sept. 1707, nachdem er zu A. 16. Aug. 1707 mit Preußen ein Bündniß, und mit dem Kaiser Joseph I. 22. Aug. und 1. Sept. 1707 eine Convention geschlossen hatte, wodurch er den Protestanten in Schlesien freie Religionsübung sicherte und die Zurückgabe der eingezogenen 118 Kirchen und Schulen bewirkte. Nach Karl's XII. Niederlage bei Pultawa erklärte August II. 8. Aug. 1709 den Frieden zu A. für ungültig, weil Imhof und Pfingsten das Blanket gemisbraucht und ihre Vollmacht überschritten hätten. Jener wurde zu lebenslänglichem Gefängnisse, dieser zum Tode verurtheilt, jedoch begnadigt und gleich Imhof auf den Königstein gesetzt. August II. aber zog auf die Einladung einiger poln. Großen nach Polen, nahm von dem Throne wieder Besitz und erneuerte sein Bündniß mit dem Zar.

Altsachsen heißen im Gegensatz zu den Angelsachsen die im nördlichen Deutschland wohnenden niederdeutschen Stämme, wie die Ostfalen, Engern, Westfalen. Die Sprache derselben ist das Altniederdeutsche, oder, wie es gewöhnlich genannt wird, das **Altsächsische**. Außer einigen geringfügigen Glossensammlungen und Urkunden (Freckenhorster und Essener Heberolle) ist nur ein bedeutendes Sprachdenkmal auf unsere Zeit gekommen, nämlich der Hêliand (s. d.), dessen jedenfalls dem Sprengel von Münster angehörige Mundart auch vorzugsweise altsächsisch genannt wird.

Altwasser, ein Dorf in Schlesien, zwischen Freiburg und Waldenburg, in der Nähe von Salzbrunn, ist seiner mildern erdig alkalischen Eisenwasserquellen wegen bekannt. Der Ort kommt schon 1357 als Besitzung des Herzogs Bolko von Schweidnitz unter dem Namen Aqua antiqua vor, und es läßt sich aus diesem Namen schließen, daß die Quelle in sehr früher Zeit bekannt gewesen sei. Gefaßt wurde sie zuerst 1689 und 1751 zu größerer Bequemlichkeit eingerichtet, auch neuerdings mehrfach erweitert und verbessert. Die einzelnen Quellen sind der Oberbrunnen, Mühlbrunnen, der Georgsbrunnen, der Mittelbrunnen und die beiden Wiesenquellen. Die Temperatur des Wassers ist 7°; es ist klar und hat einen säuerlichen, zusammenziehenden Geschmack. Es dient als Stärkungsmittel, wie alle Stahlbrunnen, und wird sowol getrunken als zum Baden benutzt, zuweilen auch mit dem zu Salzbrunnen zusammen gebraucht. Neuere Analysen fehlen. Vgl. Rau, „Über die Heilquellen zu A." (Bresl. 1835), Bürkner, „Der waldenburger Kreis und seine Heilquellen, Altwasser, Charlottenbrunn und Salzbrunn" (Bresl. 1840) und Wendt, „Die eisenhaltigen Quellen zu A. in Schlesien" (Bresl. 1841).

Aluminium (Alumium), ein einfacher metallischer Körper, dessen Verbindung mit Sauerstoff die Thonerde oder Alaunerde bildet. Aus dem von Oersted entdeckten Chloraluminium stellte Wöhler das Aluminium zuerst auf dem Wege dar, daß er Dämpfe von dem flüchtigen Chloraluminium über schmelzendes Kalium leitete, wodurch sich Chlorkalium bildet und Aluminium pulverförmig ausscheidet. Stücke von Kalium mit Chloraluminium übergossen und über der

Spirituslampe erhitzt, reduciren das Aluminium unter lebhafter Feuererscheinung und Wärmeentwickelung. Es zeigt sich also dargestellt, und nachdem das Chlorkalium durch kaltes Wasser ausgewaschen ist, als ein graues dem Platinschwamm ähnliches Pulver, das unter dem Polirstahl sich zu zinnweißen Flittern drücken läßt, und noch nicht bei der Temperatur, bei welcher Gußeisen schmilzt, flüssig wird. Das Aluminium ist ein Leiter der Elektricität und gehört zu den wasserzersetzenden Metallen. In der Natur ist es außerordentlich verbreitet, zwar nicht im freien Zustande, aber in Verbindung mit Sauerstoff und Säuren zu einfachen oder Doppelsalzen. So kommt es vorzüglich vor als Thonerde, im Thon, der eine Verbindung von Kieselerde, Wasser und Thonerde ist. Ein großer Theil der Silicate (kieselsauren Verbindungen) enthält Thonerde. Außerdem kommt Aluminium mit andern Säuren oder Salzbildern in untergeordneter Menge vor.

Alumnus, Kostschüler (von dem lat. Worte alere, nähren), bezeichnet den Genossen einer geschlossenen höhern Schulanstalt (Alumnat), in welcher ihm aus festen dazu bestimmten Fonds und Stiftungen, Wohnung, Kost und Unterricht frei gewährt wird. Die Alumnen sind in ihrem Zusammenleben an gewisse mehr oder minder strenge Hausgesetze der Anstalt gebunden auch hier und da zu gewissen der Kirche und Schule (z. B. durch Singechöre) zu leistenden Diensten verpflichtet, während andere Schüler die Theilnahme an dem Unterrichte zu bezahlen, auch für Wohnung und Beköstigung selbst zu sorgen haben, deshalb aber als Extraneer auch an die feststehenden Regeln des engern Zusammenlebens der Alumnen nicht gebunden sind. Die meisten Anstalten dieser Art in protestantischen Ländern entstanden im Reformationszeitalter, wo fromme und gewissenhafte Fürsten die oft sehr reichen Einkünfte aufgehobener Klöster zur Beförderung wissenschaftlicher Studien theils an Universitäten überwiesen, theils zur Stiftung gelehrter Schulen, nicht selten unter Überlassung der vorhandenen Klostergebäude, bestimmten, wie z. B. Kurfürst Moritz für Sachsen die noch jetzt bestehenden sogenannten drei Fürstenschulen Pforte, Meißen und (ursprünglich Merseburg, aber durch bald erfolgte Verlegung) Grimma stiftete und dotirte. Die früher in diesen Schulen herrschende streng-klösterliche Zucht ist in neuerer Zeit vielfach gemildert worden. Selbstverständlich paßt der Begriff des Alumnats nach dieser oder jener Seite hin auf Einrichtungen an Universitäten, in Prediger- und Schullehrerseminarien, in ärztlichen und militärischen Instituten u. s. w., wo aus Staats- oder sonstigen Mitteln für gemeinschaftliche Beköstigung, Wohnung und Ausbildung der studirenden oder zu wissenschaftlichen Zwecken praktisch Auszubildenden gesorgt wird, welche Namen auch (Convicte, Collegien, Ephorate u. s. w.) dafür im Gebrauch sein mögen. — Juristisch bezeichnet **Alumnat** das rein factische Verhältniß der Annahme eines Pflegkindes von Seiten des Pflegvaters (nutritor), zum Zweck der Ernährung und Erziehung, über welche Pflegkindschaft in verschiedenen Ländern verschiedene Grundsätze aufgestellt sind.

Alunno (Niccolo, auch Niccolo von Fuligno), ein Maler der umbrischen Schule, der in ihr zuerst den Grundton anschlug, welcher später durch alle Werke derselben wiederklingt. Sein ältestes bekanntes Werk, eine Madonna mit Engeln und Heiligen vom J. 1458, findet sich über dem Hauptaltar der Franciscanerkirche zu Diruta. Von 1460 ab hatte er in Fuligno eine feste Werkstätte. Vom J. 1466 ist seine Verkündigung in Sta.-Maria-nuova zu Perugia, eine Temperamalerei auf Leinwand für eine Brüderschaftsfahne, wie die Aufschrift bezeugt, ein eigenthümlich schönes Bild, zugleich voll strengen Ernstes und liebenswürdiger Anmuth. Eine andere Ordensfahne malte er zwei Jahre später für S.-Gregorio in Assisi. Die Tafeln des Centenaltars der Augustinerkirche S.-Niccolo zu Fuligno hatten das Schicksal, von den Franzosen mitgenommen zu werden. Die Haupttafeln mit einer Geburt Christi, darüber die Auferstehung, kamen zurück, während die Altarstaffel, mit Passionsscenen bedeckt und der Jahreszahl 1492, im Louvre blieb. Noch ist eine Madonna zwischen zwei Engeln zu erwähnen, welche sich in der Pfarrkirche des Fleckens La Bastia befindet und die Jahreszahl 1499 trägt. Von dem Hauptaltar des Doms von Assisi sind nur noch Fragmente vorhanden. Das Bild stellte eine Pietà mit zwei Engeln dar, welche nach Vasari's Aussage so von Herzen weinten, daß es Niemand hätte besser machen können. Obgleich A. nicht reich ist an Erfindung wie in der Wahl der Gegenstände, so macht ihn doch sein gänzliches Versenken in eine gläubige Gefühlsschwärmerei mit dem Gepräge rührender Seeleneinheit zum Vorläufer der Umbrier. Er verbindet damit einen tiefen Ernst, der indeß bei Darstellungen des Leidens öfters einen grellen und übertriebenen Charakter annimmt. Kuppelwieser und Hempel in Wien haben die Werke A.'s mit denen des Fiesole auf Stein gezeichnet.

Alvarez (Don José), span. Bildhauer, wurde 23. April 1768 zu Priego in der Provinz Cordova geboren. Von früher Jugend an mußte er seinem Vater, einem Steinmetzen, bei der

Arbeit helfen. In seinem 20. Jahre begab er sich nach Granada, wo er in der dortigen Akademie im Zeichnen sich weiter ausbildete, auch seine Versuche im Bildhauen und Modelliren fortsetzte. Als er einige Zeit darnach in seine Vaterstadt zurückkehrte, gewann er sich durch eine Sculptur die Gunst und Unterstützung des Bischofs von Cordova, Don Caballero y Gongora. Nach zwei Jahren begab er sich nach Madrid, wo er 1794 in die Akademie von San-Fernando aufgenommen wurde. Im J. 1799 erhielt er den ersten Preis der ersten Classe, und in Folge dessen vom König den Auftrag, sich nach Paris und Rom zu begeben, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Auch in Paris erhielt er bei der bald nach seiner Ankunft von dem Institute von Frankreich ausgeschriebenen Preisbewerbung den zweiten Preis in der Bildhauerkunst, da ihm der erste als Ausländer nicht zuerkannt werden konnte. Noch größern Ruf erwarb er sich durch die 1804 ausgestellte Gypsstatue des Ganymed, die dann in der Akademie von San-Fernando zu Madrid aufgestellt wurde. War A. durch diese Statue als würdiger Nebenbuhler Canova's im leichten und anmuthigen Stile aufgetreten, so wollte er sich nun auch im strengen und kühnen versuchen. Er wählte den auf den Tod verwundeten Achilles zum Gegenstande, und schon hatte er das Modell davon, in welchem er, nach David's Ausspruche, kaum zu lösende Schwierigkeiten überwunden, angefertigt, als dieses durch einen unglücklichen Zufall zerbrach. In Rom, wohin er bald nach diesem Unfall sich wendete, ließ Napoleon auch ihn, gleich den berühmtesten der andern dort lebenden Künstler, auffodern, Basreliefs zur Ausschmückung des Quirinalischen Palastes auf dem Monte-Cavallo zu fertigen. Wurden auch die vier von ihm gelieferten Basreliefs wegen der nachher eingetretenen politischen Veränderungen nicht an dem Orte aufgestellt, für den sie bestimmt waren, so erregten sie doch allgemeine Bewunderung und verschafften A. die Achtung und Freundschaft Canova's und Thorwaldsen's und die Aufnahme als Mitglied und Rath in die Akademie von San-Luca. In Rom arbeitete er die meisten seiner Werke, und trotzdem daß er viele derselben, in der Absicht, nur möglichst Vollendetes zu hinterlassen, noch vor ihrer Bekanntwerdung vernichtete, sind deren dennoch aus allen Gattungen genug geblieben, um seinen außerordentlichen Fleiß zu bewähren und seinem Namen Unsterblichkeit zu sichern. Zu Letzterm hätte allein sein sogenannter „Grupo colosal de Zaragoza" (im Königlichen Museum der bildenden Künste zu Madrid) hingereicht, welcher, in Marmor ausgeführt, eine Scene aus der Vertheidigung Saragossas in den J. 1808—9 darstellt. Auch gibt es von ihm mehre ausgezeichnete Büsten-Portraits. A.'s Arbeiten zeichnen sich durch Klarheit des Gedankens, großartige Einfachheit der Ausführung, naturgetreue Wahrheit und tiefes Gefühl aus. Nebst dem Studium der Natur und der Meisterwerke des classischen Alterthums bildete er sich vorzüglich nach Michel Angelo. Im J. 1816 wurde er von Ferdinand VII. zum Hofbildhauer ernannt. Erst im Mai 1826 kehrte er nach Madrid zurück, wo er 26. Nov. 1827 starb. Ein Theil seiner ansehnlichen Pension ging auf seine beiden Söhne über, von denen der ältere, ebenfalls Bildhauer und von des Vaters Genius beseelt, im Aug. 1830 zu Burgos starb. Der jüngere, Don Anibal A., lebt als königlicher Pensionär in Rom und widmet sich mit vielem Erfolge dem Studium der Architektur.

Alvensleben, eine sehr alte adelige, jetzt zum Theil gräfliche Familie, welche vorzüglich in der Altmark und dem Magdeburgischen begütert ist. Stammburg ist das Schloß Veltheimsburg bei dem Marktflecken Alvensleben im Magdeburgischen. Für den Urahn des Geschlechts gilt Alvo, welcher am Ende des 8. Jahrh. Unterfeldherr Karl's d. Gr. war; doch Wichard von A., welcher durch Urkunden von 1175 beglaubigt wird, ist der wahrscheinliche Stammvater. Von seinen Nachkommen wurden zwei Linien gestiftet. Die eine, welche Güter um Halberstadt besaß und das Erbtruchseßamt dieses Bisthums verwaltete, erlosch bereits um die Mitte des 14. Jahrh.; die andere, die ihre Güter in und um Alvensleben bald ansehnlich vermehrte, wurde der Stamm des noch jetzt blühenden Geschlechts. Albrecht I., ein Enkel Gebhard's II., seit 1324 Besitzer von Calbe an der Milde, wurde Stifter der Schwarzen Linie der Familie, welche sich später in viele Nebenlinien theilte. Ein älterer Bruder Albrecht's, der Ritter Gebhard IV., welcher um die Mitte des 15. Jahrh. Klötze und Gardelegen erwarb, begründete die ebenfalls noch jetzt blühende Weiße Linie. Ritter Friedrich II., der jüngste Sohn Gebhard's II., stiftete die Rothe Linie, die anfangs das Schloß Erxleben zum Hauptsitze hatte und sich durch Friedrich IV. und Busso I., die Enkel Friedrich's II., wieder in zwei besondere Linien zerspaltete, welche aber bereits 1534 und 1553 ausstarben. Ihr Nachlaß wurde an die Weiße und Schwarze Linie vertheilt. Letztere bestand damals (1553) aus sieben Gliedern, von denen die zwei Brüder, der magdeburgische Geh. Rath und Hofmeister Ludolf X. und der kurbrandenburgische und magdeburgische Rath Joachim I. bis

auf die jetzige Zeit Nachkommen hinterlassen haben. — Zu den Nachkommen Ludolf's gehört **Philipp Karl von A.**, geb. 16. Dec. 1745 zu Hannover, wo sein Vater Geh. Kriegsrath und sein Großvater Staatsminister war. Er wurde mit dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und dessen Bruder Friedr. Heinr. Karl erzogen, studirte zu Halle, bekleidete mehre Ämter zu Berlin, und kam 1775 als Gesandter an den sächs. Hof, in welcher Stellung er sich die Gunst Friedrich's d. Gr. erwarb. Unter Friedrich Wilhelm II. führte er verschiedene diplomatische Sendungen aus, und ging dann 1788 als außerordentlicher preuß. Gesandter nach den Niederlanden und nach England. Mit seiner Rückkehr nach Berlin wurde er 1. Mai 1791 zum Staatsminister des Auswärtigen ernannt. Nachdem A. 1801 in den preuß. Grafenstand erhoben worden, starb er unverheirathet zu Berlin 21. Oct. 1802. — Joachim's Söhne, der halberstädtische Rath und Hofmeister Ludolf XIII. und Gebhard Johann I., wurden die Stifter zweier besondern Linien, deren erste (auf Calbe und Zichtau) sich durch Ludolf's XIII. zwei Söhne abermals in zwei Äste gespalten hat. Gebhard XXVII. und Johann August I., die Urenkel Gebhard Johann's I., begründeten ebenfalls zwei Zweige, einen ältern auf Eichenbarleben, Wienau, Redekin, Petershagen u. s. w., und einen jüngern auf Errleben und Uhrsleben. — Das Haupt der letztern war **Joh. Aug. Ernst von A.**, geb. zu Errleben 6. Aug. 1758. Derselbe studirte zu Helmstedt, wurde 1788 Domherr und 1796 Domdechant zu Magdeburg, später nach dem Tode des Grafen Schulenburg erster braunschweigischer Minister, welches Amt er bis 1823 versah, und endlich Landtagsmarschall der Provinz Brandenburg und Mitglied des preuß. Staatsraths. Er starb 27. Sept. 1827. Am 6. Juli 1798 ward er mit seinen Nachkommen in den preuß. Grafenstand erhoben. Sein Sohn ist der preuß. Staatsminister Albr. von A. (s. d.). — Die beiden Brüder Friedr. Wilh. Aug. von A. (geb. 31. Mai 1798) und Ferd. Friedr. Lud. von A. (geb. 23. Jan. 1803), welche allein im Besitz der Güter der Weißen Linie sind, wurden von Friedrich Wilhelm IV. 15. Oct. 1840 gleichfalls in den Grafenstand erhoben.

Alvensleben (Albr., Graf von), preuß. Staatsminister, geb. zu Halberstadt 23. März 1794, der älteste Sohn des braunschweig. Ministers Grafen Joh. Aug. Ernst von A., studirte seit 1811 in Berlin, trat dann als Freiwilliger in die preuß. Gardecavalerie, ward sehr bald Offizier, und blieb im Kriegsdienst bis zum Abschluß des zweiten Pariser Friedens. Er betrat dann mit Erfolg die richterliche Laufbahn, welchem Wirkungskreise ihn aber der plötzliche Tod seines Vaters entriß. Beschäftigt theils mit der Bewirthschaftung der ererbten väterlichen Güter, theils mit den Angelegenheiten der Magdeburgischen Landfeuersocietät, zu deren Generaldirector man ihn erhoben hatte, lebte er einige Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit. Doch sollte er nicht für immer dem Staatsdienste entzogen bleiben. Zum Geh. Justizrath ernannt, ward er 1823 Mitglied des preuß. Staatsraths. Im J. 1834 war er zweiter Abgeordneter bei der Ministerialconferenz zu Wien, und erhielt dann, da er auch hier wieder große Gewandtheit und Umsicht zeigte, nach Maaßen's Tode, 2. Nov. 1834, die provisorische Verwaltung des Finanzministeriums. Hierauf ward er 1836 Wirklicher Staatsminister, und erhielt im April 1837 auch noch die Leitung des Bau-, Fabrik- und Handelswesens. In dieser Stellung erwarb er sich namentlich bleibendes Verdienst um die Entwickelung des Deutschen Zollvereins. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. wurde A. am 1. Mai 1842 auf seinen Wunsch von dem Finanzministerium entbunden. Seitdem war er als Ständemitglied, wenn auch nicht hervorragend, thätig, sowie als Vermittler bei wichtigen Anlässen. Gegen Ende des J. 1850 erhielt er den Auftrag, Preußen auf den Dresdener Conferenzen zu vertreten.

Alvinczy (Jos., Freiherr von), östr. Feldmarschall, wurde 1735 auf dem Schlosse gleiches Namens in Siebenbürgen aus einer alten, der reformirten Kirche zugewandten Familie geboren. Er trat im Alter von 15 Jahren in ein Husarenregiment, und zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege als Hauptmann und Major häufig aus, namentlich bei Torgau, Schweidnitz und in der Affaire bei Teplitz. Als Stabsoffizier half er sodann die neuen Militärreglements unter Lacy in der östr. Armee durchführen. Im Bairischen Erbfolgekriege nahm er bei Habelschwert den Prinzen von Hessen-Philippsthal gefangen. Joseph II. ernannte ihn zum Generalmajor, und wählte ihn auch, da er tüchtige Kenntnisse besaß, zum taktischen Lehrer des nachmaligen Kaisers Franz II. Unter Loudon wohnte A. auch dem Feldzuge gegen die Türken bei, in dem er zum Feldmarschall-Lieutenant stieg, obgleich die Belagerung von Belgrad, die er befehligte, in Folge übler Witterung scheiterte. Im J. 1790 übernahm er den Befehl über die gegen den belg. Aufstand gerichteten östr. Streitkräfte, war aber beim Angriffe auf Leyden nicht glücklich, und mußte wegen eines Sturzes vom Pferde nach Wien zurückkehren. Im Kriege von 1792--93 befehligte er eine Division, und trug wesentlich zum Siege bei Neerwinden bei.

dem Herzog von York zu Hülfe geschickt, ließ er sich jedoch 6. Sept. 1793 bei Hondschooten schlagen. Im folgenden Jahre zeichnete er sich an der Spitze eines andern Hülfscorps mehrfach aus, sodaß er zum Feldzeugmeister erhoben wurde. Vor Charleroi unterstützte er den jungen Prinzen von Oranien durch Rath und That, und erhielt auf dem Schlachtfelde das Großkreuz des Maria-Theresienordens. Im April 1795 übernahm A. das Obercommando am Rhein, ward aber gegen 1796 von Franz II., seinem ehemaligen Zögling, nach Wien in den Hofkriegsrath berufen. Das Unglück der östr. Waffen führte ihn bald auf das Schlachtfeld zurück. Nachdem er in Tirol die zertrümmerte Armee Beaulieu's und den Landsturm geordnet, wandte er sich nach Italien, um den in Mantua eingeschlossenen Wurmser zu entsetzen. Nach den für ihn nicht ungünstigen Gefechten bei Scalda-Ferro und Bassano, ward er von Bonaparte 15. Nov. 1796 bei Arcole, 14. und 16. Jan. 1797 bei Rivoli gänzlich geschlagen. Der Kaiser rief ihn zurück, entzog ihm aber trotz aller Einflüsterungen Gunst und Vertrauen nicht, sondern ernannte ihn zum Commandirenden in Ungarn. Nachdem A. noch 1808 den Titel eines Feldmarschalls erhalten, starb er 25. Nov. 1810 zu Ofen. Mit ihm erlosch die Familie A. von Berbereck. Neben ausgezeichneten militärischen Eigenschaften, besaß A. auch einen trefflichen Charakter.

Alxinger (Joh. Bapt. von), deutscher Dichter, geb. zu Wien 24. Jan. 1755, wurde durch den berühmten Numismatiker Eckhel frühzeitig in das Studium der Alten eingeweiht. Er studirte die Rechte und erlangte die Doctorwürde und den Titel eines Hofagenten, deren er sich aber, durch den frühen Tod seiner Ältern in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt, nur bediente, um die Processe Armer unentgeltlich zu führen. Seine „Gedichte", die 1780 zu Halle, 1784 zum Besten des Armeninstituts seiner Vaterstadt in Leipzig (herausgeg. von Riedel) und 1788 zu Klagenfurt erschienen, erwarben ihm einen Namen durch den Ausdruck feinen Gefühls und durch gefällige Leichtigkeit. Sie entstanden unter dem Einflusse der freiern Geistesbewegung, welche unter Joseph's Regierung in Wien sich zeigte; ihre Tendenz ist, eine reinere Lebensphilosophie auf dem Wege der Poesie zur Geltung zu bringen. Mehr Aufnahme noch fanden die Rittergedichte „Doolin von Mainz" (Lpz. 1787, 2. Aufl. 1797) und „Bliomberis" (Lpz. 1791, 2. Aufl. 1802), in welchen er als Nachahmer Wieland's erscheint und so viel leistete, als ein von allen höhern Dichtergaben entblößtes Talent mit ausdauerndem Fleiße, der sich namentlich der Form sehr zuwendete, leisten kann. Den Anfoderungen der neuern Kritik können sie nicht genügen; eine spätere Gedichtsammlung von ihm (1794) fand schon bei den Zeitgenossen wenig Beifall. Auch lieferte er von Florian's „Numa Pompilius" eine versificirte Bearbeitung (2 Bde., Lpz. 1792). A. war als Mensch sehr geachtet, als Gesellschafter beliebt, als Freund geschätzt; er lebte in sehr glücklichen Verhältnissen und beschäftigte sich viel mit dem Studium älterer und neuerer Literatur. Die Stelle eines Secretärs am kaiserlichen Hoftheater unter Braun's Direction, die er 1793 erhielt, bekleidete er nur kurze Zeit; 1794 ward er in den Reichsritterstand erhoben, starb aber schon 1. Mai 1797. Seine „Sämmtlichen Schriften" erschienen in 10 Bänden (Wien 1812).

Alzey, Cantonstadt der Rheinprovinz des Großherzogthums Hessen, in einem von Höhen umgebenen Thal an der Selz, mit 4800 E., einer kath. und zwei evang. Kirchen, einer Realschule, schönem Marktplatz und berühmten Leder- und Tabackfabriken, sowie Wollenwebereien. Die Umgegend der Stadt, der Alzeyer Gau, ist ausgezeichnet durch ihre Fruchtbarkeit. A., ein sehr alter Ort, wird schon 864 genannt, kam später an die Pfalz, und stand 1209 den Truchsessen von A. als Lehen zu. Die Stadt wurde durch Albrecht I. verheert, 1317—29 an Mainz verpfändet und 1689 von den Franzosen verbrannt. Im J. 1783 wurde hier ein röm. Altar gefunden.

Amadé (oder Omodé), ein noch jetzt blühendes, seit 1760 freiherrliches und seit 1782 gräfliches Geschlecht in Ungarn, mit dem Prädicat: von Várkony, leitet seinen Ursprung von der ital. Familie Omodei her. Ein Lorenzo Omodei nämlich begleitete König Andreas II. nach Palästina, und ließ sich nach seiner Rückkehr in Ungarn nieder. Die Familie hat mehre in der Geschichte Ungarns berühmte Männer aufzuweisen. **Amadé** (Georg), Obergespan des zipser Comitats und Palatin des Königreichs, ein treuer Anhänger Karl's I., dem er noch zu Lebzeiten Ottokar's und Wenzel's die Krone zu verschaffen suchte. Den flüchtigen Polenkönig Wladislaw nahm er 1300 gastfreundlich auf seinem Schlosse Göncz auf, und unterstützte ihn bei der Eroberung mehrer festen Punkte Polens. Im J. 1311 wurde er von den aufständischen Deutschen in Kaschau erschlagen. Seine vier Söhne, Johann, Nicolaus, David und Ladislaw waren Gegner Karl's und kämpften mit Matthäus von Trentschin 1312 bei Rozgony gegen denselben. — **Amadé** (Peter), ein Anhänger Ferdinand's I. öffnete diesem auf Befehl Stephan Bathori's die Thore von

Ungarisch-Altenburg 1527, und wurde 1544 bei der Übergabe von Vissegrad, deren Commandant er war, nur durch den Pascha Achmed vom Tode durch die Säbel der Türken, welche treuloserweise die ganze Besatzung niedermachten, errettet. — Amadé (Ladislaw, Freiherr von), ein beliebter Lyriker, geb. 1703, wurde, nachdem er zu Tyrnau und Grätz studirt hatte, Doctor der Philosophie, trat 1734 unter das Militär, und stieg allmälig bis zum Generaladjutanten der ungar. Insurrection, die 1744 für Maria Theresia kämpfte. Nachdem er später 1750 Rath bei der ungar. Hofkammer geworden war, starb er 22. Dec. 1764 zu Felbár in der Schütt. Seine lyrischen und erotischen Lieder, welche lange Zeit nur in Handschriften verbreitet waren, zeichnen sich aus durch Bilderreichthum und Gedankenfülle. Wegen ihrer Volksthümlichkeit sind sie sehr verbreitet und werden nach eigenen Melodien gesungen. Eine Sammlung derselben gab Graf Thaddeus A. (Pesth 1836) heraus. Außer trefflichen lat. Gedichten verfaßte er auch geistliche Lieder (Wien 1755), die aber bereits wieder vergessen sind.

Amadèo (Antonio), im 15. Jahrh. zu Pavia geboren, gehört zu den bessern Bildhauern seiner Zeit. Werke von ihm finden sich in der Karthause seiner Vaterstadt, zu Cremona, Mailand und anderwärts. Ausgezeichnet sind seine Arbeiten im Mausoleum des venetianischen Feldherrn Colleoni und dessen Tochter Medea Colleoni zu Bergamo. Die der Lombardischen Schule des 16. Jahrh. eigenthümliche Zartheit, Grazie und sinnvolle Anmuth ist auch seinen Werken aufgeprägt.

Amadeus (deutsch: Liebegott), ein in dem Hause Savoyen vielgebrauchter Name, der sich zuerst bei dem Grafen **Amadeus I.**, ältestem Sohne des Grafen Humbert im Anfange des 11. Jahrh. findet. — **Amadeus II.** war Schwager Kaiser Heinrich's IV., dessen Bedrängniß bei dem Übergang über die savoyischen Alpen (1075) er gleichwol zur Abpressung mancher Gerechtsame benutzte. — **Amadeus III.** regierte von 1103—49, und starb auf der Rückkehr von einem Kreuzzuge auf Cypern. — **Amadeus IV.**, geb. 1197, regierte von 1233—53, erhielt von Friedrich II. den Herzogstitel von Aosta und Chablais, und behauptete ihn gegen die Anfeindungen nachbarlichen Neides. — **Amadeus V.**, geb. 1249, gest. 1323, vermehrte den Länderbesitz seines Hauses durch Heirath und Kriege, und erwarb die Reichsfürstenwürde. — **Amadeus VI.**, der grüne Graf, ein kluger, maßvoller und kräftiger Mann, geb. 4. Jan. 1334, gest. 2. März 1383, erwarb im Kampfe mit dem Dauphin Faussigny und Gex, weiter gegen Jakob von Piemont die Souveränetät über dessen Besitzungen in Piemont, durch Vertrag das Waadtland und Valromey, und durch die Gunst des Kaisers Karl IV. das Reichsvicariat über einen großen Theil von Oberitalien. Überdies erlangte er durch eine weise Vermittlerrolle großes Ansehen in den Staaten Italiens. — **Amadeus VII.**, der Rothe, Sohn des Vorigen, geb. 24. Febr. 1360, zeichnete sich als Bundesgenosse Karl's VII. von Frankreich bei Ypern aus, erstürmte Sitten bei einem Aufstande der Walliser gegen ihren Bischof, brachte Coni und Nizza an sein Haus, und starb 1. Nov. 1391. — **Amadeus VIII.**, geb. 4. Sept. 1383, stand anfangs unter der Vormundschaft seiner trefflichen Großmutter, Bonne de Bourbon, bis er 1398 die Regierung selbst antrat, die er im Geiste der Mäßigung und Ordnungsliebe führte. Der Eifer, mit dem er die Bestrebungen Kaiser Sigismund's für Beseitigung des Schismas theilte, erwarb ihm dessen Gunst und bewirkte die Erhebung Savoyens zum Herzogthum (1416). Piemont wählte ihn, nach dem Aussterben der dort regierenden Linie, deren nächster Erbe er war, zum Regenten (1418), obschon er von seinem Erbrechte keinen Gebrauch machen wollte. Religiöse Schwermuth bestimmte ihn, 7. Nov. 1434, die mit Glück und Segen geführte Regierung niederzulegen und sich mit sechs Rittern in die Einsiedeleien zurückzuziehen, die er bei Thonon am Genfersee hatte anlegen lassen. Im J. 1439 wählte ihn das Concil zu Basel zum Papst, als welcher er sich Felix V. nannte. Da ihm aber die Beendigung des Schismas nicht gelang, so leistete er 1448 auf den päpstlichen Stuhl Verzicht. Er starb 7. Jan. 1451 zu Genf. — **Amadeus IX.**, geb. 1435, trat die Regierung 1465 an, überließ sie aber Kränklichkeit halber seiner Gemahlin Jolanthe 1469. Diese nahm den Titel einer Regentin an, verstand jedoch das Regieren schlecht. A. wurde ein Spielball ehrgeiziger Parteien und starb 1472, vor völliger Beilegung der Wirren.

Amādis ist ein in der Ritterpoesie vielgebrauchter Heldenname. An der Spitze dieser romantischen Heldengestalten steht Amadis von Gallien, nach seinem Schildzeichen der Löwenritter, in der Einöde aber „Dunkelschön" (Beltenebros) genannt, ist ein Kind der Liebe des fabelhaften Königs Perion von Frankreich und der Elisena, der Tochter eines Königs Gavinter von Bretagne. Amadis von Griechenland ist ein Urenkel des gallischen A. und Sohn Lisuart's und der Onoleria, Tochter des Kaisers von Trapezunt. Amadis vom Gestirn ist ein Urenkel des griech. A., und der Sohn des Agesilaus, Königs in Kolchis, abstammend von Alastraxerea, einem Kinde der Liebe des griech. A. mit der Königin Zahara vom Kaukasus. Die Mutter dieses dritten A. ist Diana,

ein Kind der Liebe von Sidonia, Königin von Guindaga, mit Florisel, dem Ritter von der schönen Schäferin, rechtmäßigem Sohne des griech. A. **Amadis von Trapezunt**, abstammend von Roger aus Griechenland, dem Vielgeliebten, einem Sohne Florisel's und der Helene, Prinzessin von Apollonien, ist der Urenkel Florisel's. Sohn der Polixana und Lisearon's, Prinzen von Catai.

A. von Gallien erscheint hiernach als der Stammvater vieler Amadisse und unzählbarer Nachkommenschaft. Zugleich ist der von ihm handelnde Roman nicht nur der älteste und das Vorbild aller übrigen, sondern auch der beste der sogenannten **Amadis-Romane**. Derselbe hat sogar bei Cervantes (s. d.), der gerade durch Zerstörung der lange usurpirten Herrschaft dieser „übeln Sekte" unsterblichen Ruhm erwarb, Gnade gefunden, und sich nicht blos durch ihn als literarische Curiosität, sondern auch durch sich selbst, als ursprüngliches Product schöpferischer Phantasie, bis auf den heutigen Tag erhalten. Aber schon der früh erregte und noch nicht mit apodiktischer Gewißheit zu entscheidende Streit, ob dieser Roman ein ursprünglich portug., span. oder gar franz. Product sei, beweist den Abgang aller nationalen Grundlage desselben, den gänzlichen Mangel an denselben stützenden, irgendwo heimischen Sagen, und daher den Mangel eines lebendigen, historischen Hintergrunds, reflectirt durch rein epische Auffassung, wie dies doch selbst noch in den spätern prosaischen Überarbeitungen der Epen des bretonischen, fränkisch-kerlingischen, deutschen oder überhaupt jedes echt volksthümlichen Sagenkreises erkennbar blieb. Vielmehr läßt sich aus innern und äußern Gründen mit Bestimmtheit behaupten, daß dieser Roman das rein subjective Gebilde der Phantasie eines Einzelnen ist; daß er in einer Zeit verfaßt wurde, in welcher die ursprünglich epische Richtung bereits durch andere, besonders die allegorisch-didaktische, verdrängt und das Ritterthum ein künstlich-raffinirtes, ideell potenzirtes, also schon seinem Verfalle nahe war, folglich frühestens im 14. Jahrh.; daß er also gleich anfänglich in Prosa niedergeschrieben wurde, nicht um gehört, sondern um gelesen zu werden. Endlich ist nicht zu verkennen, wie der Verfasser desselben wol die Gedichte der ältern Sagenkreise gekannt, ja vielfach nachgeahmt, aber doch eine ganz neue Bahn in entgegengesetzter Richtung eingeschlagen hat, die seine weniger begabten Nachtreter natürlich in den bodenlosen Abgrund leiten mußte, und den Untergang der ganzen Gattung veranlaßte. Denn dadurch bekamen diese Ritterromane, allerdings gegen ihre Absicht, immer mehr eine ironische Färbung, und es bedurfte nur eines Genies, wie Cervantes, um, dieses komische Element zum Grundton machend und den Gegensatz auf die Spitze treibend, die ganze Gattung sich durch sich selbst vernichten zu lassen.

Die span. Amadisromane bestehen aus 14 Büchern, wovon die vier ersten den eigentlichen „Amadis von Gallien" enthalten. Doch ist nach den Forschungen des gelehrten Clemencin, in dessen Commentar zum „Don Quixote" (Madr. 1833), kaum mehr zu zweifeln, daß dieser älteste Theil ursprünglich in portug. Sprache von dem Ritter Vasco de Lobeira von Oporto (gest. 1403), und zwar zwischen 1342 und 1367 abgefaßt wurde. Die Originalhandschrift desselben soll sich im Besitze des Infanten Alfons von Portugal, Sohns Johann's I., des Stifters des Hauses Braganza (gest. 1461), und zuletzt in dem der Herzoge von Aveiro befunden haben und bei dem Erdbeben 1755 zu Lissabon zu Grunde gegangen sein. Wenigstens haben sich diese ersten vier Bücher nur in der span. Übersetzung erhalten, die von Garcia Ordoñez de Montalvo um 1460 überarbeitet und zwischen 1492 und 1505 zuerst im Druck herausgegeben wurde. Derselbe Montalvo fügte das fünfte Buch hinzu: „Las sergas (ergas, d. i. Thaten) de Esplandián, hijo de A. de Gáula", welches er um 1485 begann, aber erst gegen 1492 vollendete. Das 6. bis 14. Buch enthalten die Thaten und Abenteuer Florisando's (von Paez de Ribera), Lisuarte's von Griechenland und Perion's von Gallien (von Juan Diaz), des Amadis von Griechenland, Florisel's von Nicäa und Anaxarte's (von Feliciano de Silva), Rogel's von Griechenland und Silves' de la Selva (von Demselben), Lepolemo's und Leandro's des Schönen (von Pedro de Lujan), und endlich Penalva's (von einem ungenannten Portugiesen). Die franz. Übersetzer und Fortsetzer, welche seit Nicolas de Herberay, Sieur des Essarts, der 1540—48 die ersten acht Bücher herausgab, sich um die Wette damit beschäftigten, haben diese Romanenreihe bis auf 24 Bücher erweitert. Von diesen umfassen das 16. bis 21. die Thaten Sphäramont's und des A. vom Gestirn, und das 22. bis 24. die Abenteuer der übrigen Nachkommenschaft des gallischen A., mit Einschluß des A. von Trapezunt. Endlich hat Gilbert Saunier, Sieur von Duverdier, einen Schluß aller in dem ganzen Sagenkreis begonnenen Abenteuer („Le roman des romans") hinzugedichtet und in sieben gewaltigen Bänden mitgetheilt. Wie beliebt und verbreitet diese Romane zu ihrer Zeit waren, beweisen, außer den vielen Auflagen der einzelnen Theile, die Übertragungen der meisten derselben ins Italienische, Englische, Deutsche, selbst ins Holländische, und die zahlreichen ihnen nachgebildeten Ritterromane. Als

jedoch eine Änderung der Geschmacksrichtung eintrat, geriethen sie fast alle, und zwar bei ihrem Mangel an innerm selbständigen Werth mit vollem Rechte, in Vergessenheit und wurden aus dem Tempel der Musen in die literarische Polterkammer geschafft, wo sie höchstens noch zur Augenweide der Bibliomanen dienen. Eine wohlverdiente Ausnahme von diesem Loose machte der „Amadis von Gallien", der nicht nur bis auf den heutigen Tag noch Leser findet, sondern noch bis in die neueste Zeit übersetzt, überarbeitet, benutzt und nachgeahmt wurde. So bearbeiteten der Portugiese Gil Vicente und der Spanier Andrés Rei de Artieda Stoffe daraus in zwei span. Komödien. De Lubert und Graf Tressan erneuerten diesen Roman in geschmackvollen Auszügen; und, wie es einst Bernardo Tasso in seinem „Amadigi" that, bearbeiteten ihn auch Creuzé de Lesser („A. de Gaule, poëme faisant suite aux chevaliers de la table-ronde", Par. 1813) und William Stewart Rose („A. de Gaul, a poem in three books", Lond. 1803) in epischen Gedichten. Dagegen hat Wieland's „Neuer Amadis" mit jenen ältern Amadissen nichts gemein als den Titel und etwa die Fülle der von dem Helden zu bestehenden Abenteuer.

Amak (dän. Amager), eine 1 QM. große dän. Insel im Sunde, durch das schmale Fahrwasser Kallebostrand von Seeland getrennt. Ein Theil von Kopenhagen (Christianshafen) ist auf diese Insel gebaut. A. muß als der Gemüsegarten von Kopenhagen gelten. Die 6500 E. stammen zum größten Theil von 24 holländ. Familien ab, welche Christian II. aus dem District Waterland in Nordholland herbeirief. Die Nachkommen dieser Einwanderer haben bis heute die holländ. Tracht und Sitten beibehalten, und sprechen zum Theil unter sich noch Holländisch. Auch die ältern dän. Bewohner der Insel legten die Tracht an. Das Städtchen Dragöe, mit 1800 E., besitzt 60 Schiffe; die Einwohner gehören zu den tüchtigsten Seeleuten und Lootsen. Eine Quarantäneanstalt wurde hier 1850 eingerichtet. Auf A. befinden sich viele Fabriken. Während der Belagerung Kopenhagens 1658 litt die Insel sehr.

Amalekiter, ein edomitischer Volksstamm, als dessen Stammvater Amalek, der Enkel Esau's, angegeben wird. Die Grenzen ihres Wohnsitzes sind nicht genau zu bestimmen; doch hielten sie sich vorzugsweise zwischen Philistäa, Ägypten, Edom und der Wüste des Sinai auf. Sie lebten in steter Feindschaft mit den Israeliten, wurden aber unter den Königen Saul und David gänzlich unterjocht, und zur Zeit des Hiskia (725 v. Chr.) ausgerottet. Wenigstens verschwindet seitdem ihr Name aus der biblischen Geschichte. Ihre Könige führten den Titel Agag.

Amäler hieß ein Helden- und Herrschergeschlecht der Gothen, welches von Amala, einem ihrer mythischen Könige, seinen Namen führte. Aus ihm wählten die Ostgothen ihre Fürsten. Zu den Amalern gehörten demnach Ermanrich, die drei Brüder Walamir, Theodemir und Widimir (die Söhne Winithar's und Enkel Wuldulf's, des Bruders von Ermanrich), sowie auch Theoderich d. Gr., der Sohn Theodemir's. Theoderich tritt in der deutschen Heldensage unter der hochdeutschen Namensform Dietrich von Bern (s. d.) auf. Er und seine Helden heißen in dem Nibelungenliede, dem Heldenbuche und andern altdeutschen Dichtungen **Amelungen**, d. i. Abkömmlinge des Amala.

Amalfi, Seestadt am Golf von Salerno im Königreich Neapel, mit einer sehr alten Kathedrale und 3000 E. Der Ort ist Sitz eines Erzbischofs, soll unter Konstantin d. Gr. gegründet worden sein, und stand im Mittelalter erst als Republik, dann unter eigenen Herzogen in höchster Blüte, bis er zu Ende des 11. Jahrh. unter den Normannen und durch die Plünderungen der Pisaner (1135 und 1137) seine Macht und Bedeutung verlor. Das Herzogthum wurde später zwar wieder hergestellt, und damit der Fürst Orsini von Salerno, dann Antonio Piccolomini, der Neffe Papst Pius' II., und gegen 1650 Ottavio Piccolomini belehnt; allein die Stadt vermochte sich nicht wieder zu erheben. Das Seerecht von A. (die Tabula Amalphitana) galt früher in ganz Italien. Zu A. befand sich auch die einzige Handschrift der Pandekten, und Flavio Gioja, der Erfinder des Compasses, sowie Masaniello wurden hier geboren. — Die **Prinzessin von Amalfi** (Constance d'Avalos), die Gemahlin des Alfons Piccolomini, Herzogs von A., bekannt als Dichterin, starb zu Neapel 1560.

Amalgam heißt die Verbindung des Quecksilbers mit andern Metallen, daher **amalgamiren**, metallische Substanzen mit Quecksilber verbinden. Es geschieht dies in kleinerm Maßstabe in den Werkstätten der Goldschmiede, die mit Goldamalgam das Silber (in der sogenannten heißen Vergoldung) vergolden, indem sie letzteres damit belegen und dann das Quecksilber im Ofen verflüchtigen, worauf das Gold auf dem Silber befestigt bleibt und durch Politur geglättet wird. Kupferamalgame und Cadmiumamalgame brauchen die Zahnärzte zum Auslegen hohler Zähne. In sehr großem Maßstabe geschieht das Amalgamiren auf manchen Hütten zur Ausscheidung der Metalle aus den Erzen, wobei die Metalltheile derselben sich mit dem Queck-

silber, das sich sehr leicht von dem gewonnenen Metall trennen läßt, verbinden, die erdigen und steinichten Theile aber zurückbleiben. Durch die **Amalgamation**, auch Anquickung genannt, die schon 1557 in Mexico von Bartolomé de Medina erfunden, 1640 aber durch Alonso Barba, 1780 durch Born wesentlich verbessert wurde, ist namentlich das Silberhüttenwesen wesentlich gefördert worden. Indeß nicht alle silberhaltige Erze eignen sich zur Amalgamation, sondern nur die fein eingesprengten und mit Kies vermengten, in dessen Ermangelung man Schwefelkies zusetzt. Auch bei der Gewinnung des Goldes wird, namentlich in Südamerika, die Amalgamation angewendet. Ebenso werden silberhaltiger Rohstein und Kupferstein und silberhaltiges Kupfer u. s. w. amalgamirt: letzteres z. B. zu Schmöllnitz in Oberungarn und bei Hettstädt in der preuß. Provinz Sachsen. Kalt heißt die Amalgamation, wenn sie in der gewöhnlichen Lufttemperatur, warm, wenn sie in erhöhter Temperatur geschieht. — **Amalgamirwerk** nennt man eine Anstalt, welche die zum Amalgamiren erfoderlichen Vorrichtungen und Maschinerien enthält. Die vorzüglichsten Werke dieser Art sind das an der Halsbrücke bei Freiberg in Sachsen, welches in der neuesten Zeit wesentliche Verbesserungen erhalten hat, und das, neuerdings ebenfalls vergrößerte, gewerkschaftliche Kupferstein-Amalgamirwerk Gottesbelohnungshütte zwischen Limbach und Hettstädt im Mansfeldischen.

Amalia, die Heilige, ein Sprößling des fränkischen Königshauses, wurde von ihrem Bruder Pipin mit Witger, Pfalzgrafen von Lothringen vermählt. Aus dieser Ehe entsprangen der heilige Adalbert, Bischof von Rheims, und vier Töchter. Nachdem A. mit ihrem ebenfalls heiligen Gemahle lange Zeit in freiwilliger Enthaltsamkeit gelebt, und Letzterer in ein Kloster gegangen war, nahm auch sie den Schleier. Sie starb als Witwe im Rufe der größten Heiligkeit. — **Amalia**, eine andere Heilige von fürstlicher Herkunft, kam frühzeitig in das Kloster der heiligen Landrada zu Lüttich. Hier erblickte sie Pipin, und eingenommen von ihrer Schönheit und ihrem edeln Anstande, bestimmte er sie zur Gemahlin für seinen Sohn Karl. Sie lehnte jedoch diese Anträge ab und entzog sich den Nachstellungen Karl's durch die Flucht auf ihre Güter, wo sie auch unter Ausübung christlicher Werke starb. Ihre Gebeine ruhen jetzt in der Abtei St.-Peter bei Gent. Der Gedächtnißtag dieser beiden Heiligen fällt auf den 10. Juli.

Amalia (Anna), Herzogin von Sachsen-Weimar, geb. 24. Oct. 1739, eine Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel, war während der letzten Hälfte des 18. Jahrh. der Mittelpunkt und die Seele des Hofs zu Weimar, der in mehr als einer Beziehung dem Hofe des kunstliebenden Herzogs von Ferrara glich, an welchem Tasso und Ariosto lebten. Schon im 19. Jahre, 28. Mai 1758, Witwe vom Herzog Ernst August Konstantin, den sie nach zweijähriger Ehe verlor, wußte sie, als Vormünderin ihres noch nicht einjährigen Sohns Karl August (s. d.), durch gute Verwaltung nicht nur die traurigen Folgen des Siebenjährigen Kriegs zu tilgen, sondern auch bedeutende Summen, ohne Bedrückung ihrer Unterthanen, zu ersparen, und die Hungersnoth, welche 1773 Sachsen heimsuchte, von ihnen abzuwenden. Nicht minder sorgte sie für die geistige Bildung des Volks, theils durch die Begründung mehrer neuer Anstalten, theils durch die Verbesserung der bereits vorhandenen. Sie ernannte Wieland zum Erzieher ihres Sohns, und zog Männer von den glänzendsten Talenten, wie Herder, Goethe, Seckendorf, Knebel, Böttiger, Bode, Musäus und viele Andere nach Weimar, denen sich in den letztern Jahren auch Schiller beigesellte. Gewiß nur durch die Vereinigung seltener Eigenschaften des Geistes und Herzens konnte es der Fürstin eines so kleinen Staats gelingen, mehr ausgezeichnete Männer als irgend ein gleichzeitiger Hof um sich zu versammeln. Wie dazu ihr persönlicher Charakter das Meiste beitrug, beweist der Umstand, daß ihr dieselbe Umgebung blieb, nachdem sie 1775 die Regierung in die Hände ihres Sohns gegeben hatte. Ihr Schloß in Weimar, die Lustschlösser in Tieffurt und Ettersburg waren fortwährend der Versammlungsort aller ausgezeichneten Gelehrten und Reisenden, und es bleibt ihr der Ruhm, die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands geehrt und vielfach aufgemuntert zu haben. Die Schlacht bei Jena 14. Oct. 1806 hatte ihr das Herz gebrochen; sie starb 10. April 1807.

Amalie (Marie), die Gemahlin Ludwig Philipps (s. d.), Königs der Franzosen, ist die Tochter König Ferdinand's I. (IV.) beider Sicilien, und wurde 26. April 1782 geboren. Als sie zu Palermo, 25. Nov. 1809, Ludwig Philipp, damals Herzog von Orleans, ihre Hand reichte, war dieser ein Verbannter und ohne Hoffnung, auch nur sein Vaterland wieder zu betreten, geschweige den Thron einzunehmen. Auch sie selbst befand sich in wenig günstiger Lage, da ihre Familie, durch die Politik Napoleon's vom neapolit. Festlande vertrieben, sich auf die Herrschaft der Insel Sicilien unter brit. Schutze beschränkt sah. Die Wahl der Prinzessin geschah aus Neigung, und gereichte ihrem Verstande und Herzen zur Ehre. Die Ehe erwies sich

stets als eine sehr glückliche, soweit nicht äußere Ereignisse sie trübten. Aus ihr ging jenes zahlreiche Geschlecht begabter Prinzen und Prinzessinnen hervor, dem ein vorzeitiger Tod bereits mehre edle Gestalten entrissen hat. An dem in jeder Hinsicht musterhaften Familienleben dieser Orleans hat der treffliche Charakter der Königin A. wesentlichen Antheil gehabt. Nachdem ihr Gemahl den Thron bestiegen, widmete sie sich einer großartigen Wohlthätigkeit, mischte sich jedoch nicht in die politischen Angelegenheiten. Selbst die dem Hofe feindlichen Parteien vermochten ihr nichts vorzuwerfen, als etwa ihre große Frömmigkeit. Bei dem Sturze ihrer Familie im Febr. 1848 äußerte sie ihre tiefe Entrüstung über das unwürdige Benehmen Mancher aus der Umgebung des Königs. Sie theilte mit ihrem Gemahl die vielfachen Gefahren und Beschwerden auf der Flucht über den Kanal. In England kam man ihr von allen Seiten mit Hochachtung und aufrichtiger Theilnahme entgegen. Auch Ludwig Philipp, dem sie zu Claremont treu wie immer zur Seite blieb, bewies ihr noch durch die einige Stunden vor seinem Tode (26. Aug. 1850) getroffenen Anordnungen, wie sehr er sie liebte und achtete.

Amalie (Marie Friederike Auguste), Herzogin von Sachsen, die älteste Schwester des Königs Friedrich August II. und des Prinzen Johann, geb. 10. Aug. 1794, begleitete, nachdem sie mit ihren Geschwistern die feinste und trefflichste Bildung erhalten, ihren Oheim, den nachherigen König Anton, sowie ihren Vater, den Herzog Maximilian, auf mehren Reisen nach Italien, Frankreich und Spanien und schrieb bereits 1829 unter dem Namen Amalie Heiter ein Schauspiel „Der Krönungstag" und 1830 ein zweites „Mesru", die beide, im Morgenlande spielend, dem Gebiete der reinen Phantasie angehörend und metrisch gehalten, auf dem dresdener Hoftheater mit Beifall aufgeführt wurden. Im J. 1833 sandte sie das Lustspiel „Lüge und Wahrheit" an das berliner Hoftheater, ohne daß man von dem Namen und Stande der Verfasserin auch nur eine Ahnung gehabt hätte. Im folgenden Jahre kam dieses Stück bei Gelegenheit der Geburtstagfeier einer hohen Person auf dem Theater im Prinzessinnenpalais zur Aufführung, erfreute sich der allgemeinsten Zustimmung und wurde auch bei der Aufführung auf dem königlichen Hoftheater von dem größern Publicum gleich beifällig aufgenommen. Noch glänzendern Erfolg hatte ihr Lustspiel „Der Oheim", welches bald die Runde über alle deutschen Bühnen machte; auch die Dramen und Lustspiele „Die Fürstenbraut", „Die Braut aus der Residenz", „Der Landwirth", „Der Verlobungsring", „Vetter Heinrich", „Der Pflegevater", „Das Fräulein vom Lande", „Der Majoratserbe" und andere fanden durchgehends vielen Beifall. Die Verfasserin hat in ihren Dramen und Lustspielen, welche, gleichsam eine unsrer Zeit entsprechende Verjüngung der Iffland'schen Dramendichtung, mit wenigen Ausnahmen bürgerlichen Charakters sind, und in denen das komische Element nur wenig vorwaltet, eine große Kenntniß der Bühne wie des menschlichen Herzens, eine durchaus sittliche Richtung, eine feine Durchführung, eine tüchtige Charakteristik und viel Gemüth und Herzenswärme bewährt. Anlage und Erfindung sind sinnig, aber einfach; meist ist darin der Triumph dargestellt, welchen die ungebildete, reine, oft sogar etwas derbe und rauhe Natur über die Verbildung, die capriciöse Cultur, die weltmännische Abgeschliffenheit und die Anmaßungen des aristokratischen Hochmuths feiert. Ihre Stücke sind durchaus wohlthuend, so wenig sie sich auch in ein höheres poetisches Gebiet erheben, oder darauf Anspruch machen, durch Darstellung starker Leidenschaften, gewaltiger Ereignisse und machtvoller Situationen, den Zuschauer oder Leser zu erschüttern und im Sturme mit sich fortzureißen. Die sittliche Tendenz, welche eines Anflugs von Sentimentalität nicht ganz entbehrt, verleiht diesen Stücken um so höhern Werth, je mehr sie in den Charakteren und nicht in bloßen Declamationen zur Erscheinung kommt. Ihre dramatischen Arbeiten, von denen einige auch in franz. Umguß in Paris aufgeführt und gedruckt (Bd. 1, 1841) wurden, erschienen zum Besten des Frauenvereins in Dresden unter dem Titel „Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne" (6 Bde., Dresd. 1837—42; neue Folge, Bd. 1, 1844). Auch mehre Kirchenstücke und Opern sollen von ihr componirt und im Kreise der königlichen Familie aufgeführt worden sein.

Amalthēa (griech. Amaltheia), hieß die Ziege, welche den Jupiter auf Kreta, als ihn seine Mutter Rhea (s. d.) aus Furcht vor dem Saturn daselbst verbarg, säugte und zum Lohne dafür unter die Sterne versetzt ward. Jupiter brach der Ziege ein Horn ab, und gab es den Töchtern des Melisseus, die der Rhea beigestanden, mit dem Segen, daß sie alles zu ihrem Unterhalte Nöthige daraus sollten nehmen können. Daher bezeichnet cornu Amaltheae so viel als cornu copiae, Horn des Überflusses oder Füllhorn. Nach Andern ist A. eine Nymphe, welche mit der Milch einer Ziege den Jupiter säugte. Unter dem Titel „Amalthea" gab Böttiger eine archäologische Zeitschrift (3 Bde., Lpz. 1822—25) heraus, in deren Einleitung er die Mythe der A. behandelt.

Amandus, der Heilige, ging schon als Jüngling in ein Kloster, übte die strengsten Buß-

merke, wallfahrtete nach Rom, und wurde nach seiner Rückkehr 628 zum Bischof geweiht. Als er vom König Dagobert, weil er ihm seine Ausschweifungen vorgehalten, verwiesen war, beeiferte er sich, die Gaseogner und Navarresen, sowie die Bewohner der Gegend von Gent zum Christenthum zu bekehren. Er that dies mit Erfolg, gründete in den südlichen Niederlanden mehre Klöster, wurde 649 Bischof von Maastricht, und starb 675 im Kloster Elnon, wohin er sich zurückgezogen hatte. Nach ihm benannt sind mehre Orte in dem Gebiete seines Wirkens: wie St.-Amand-les-Eaux im franz. Norddepartement, St.-Amand-Mont-rond im Depart. Cher, St.-Amand in der belg. Provinz Antwerpen, u. a. Sein Gedächtnißtag ist der 6. Febr.

Amanuensis war bei den spätern Römern, namentlich von dem Zeitalter August's an, der Amtsname der Sklaven, deren man sich, zum Unterschiede von den in andern häuslichen Geschäften verwendeten Dienern (a manu servi), in vornehmen Häusern zu wissenschaftlichen und gelehrten Beschäftigungen, zum Schreiben und Abschreiben, zum Dictiren, Vorlesen u. s. w. bediente; aber auch Freigeborene bekleideten solche Posten sehr häufig. Jetzt bezeichnet man mit diesem Namen, gleichbedeutend mit dem eines Famulus, auf gelehrten Schulen und Universitäten einen Schüler, Studirenden oder eigener Selbständigkeit sich nähernden jungen Mann, der in kleinen auf die Schule sich beziehenden Besorgungen dem Lehrer dient, den Verkehr des Professors mit den seine Vorlesungen besuchenden Studenten vermittelt, dem vielbeschäftigten Arzte in seiner Praxis zur Seite steht u. s. w.

Amaranth oder Amarant, auch Sammetblume genannt, ist eine Pflanzengattung aus der Familie der Amarantaceen, mit einhäusigen und vielhäusigen, zu Knäueln vereinigten, und in einer Rispe, Ähre, oder in einem Kopfe stehenden Blüten. Die größte Anzahl von Pflanzen dieser artenreichen Gattung gehört den Regionen zwischen den Wendekreisen an. Viele besitzen eine sonderbare Form, oder werden durch Cultur monströs, wie der dunkelrothe A. (A. cruentus), der aus Asien zu uns gekommen ist und, gleich dem geschwänzten A. (A. caudatus) oder rothen Fuchsschwanz, als Zierpflanze in Gärten gezogen wird. Die Blütenschweife des letztern werden oft mehre Fuß lang. Abgepflückt, behalten die trockenhäutigen, meist roth gefärbten, die Blüten unterstützenden Deckblätter lange ihre frische Farbe, weshalb diese Pflanzen den Dichtern bisweilen zum Symbol der Unsterblichkeit dienen. — **Amaranthfarbe** nennt man ein schönes dunkeles, ins Violette spielendes Roth. — **Amaranthholz**, ein festes, dunkelrothes Holz, das aus Westindien kommt und namentlich in Frankreich zu feiner Tischlerarbeit benutzt wird.

Amaranthenorden. Dieser der Ehelosigkeit gewidmete Orden wurde 1653 von der wunderlichen Königin Christine von Schweden für 15 Ritter und 15 Damen gestiftet. Zwar gab es auch verheirathete Mitglieder; diese mußten aber wenigstens geloben, keine zweite Ehe eingehen zu wollen. Das Zeichen des schon 1656, wo die Königin katholisch wurde, wieder eingegangenen Ordens war ein goldener Lorberkranz, in welchen sich zwei verschlungene umgekehrte A befanden, und ein blaues Band, auf dem die Ordensdevise: Dolce nelle memoria in Gold gestickt war. Ein in Schweden noch bestehender Orden gleiches Namens, dessen Zeichen ein dunkelrothes, grün eingefaßtes Band mit goldenem Stern, ist nur geselligem Vergnügen gewidmet, dem er durch Nachahmung maurerischer Formen einen pikantern Reiz zu geben sucht.

Amarillas (Marques de las), s. Ahumada (Don Pedro Giron, Herzog von).

Amaryllis (Narcissenlilie), eine Pflanzengattung der Familie der Amaryllideen, welche mit den Narcissen nahe verwandt ist. Eine Art dieser Gattung, die schönste A. (A. formosissima) wurde am Ende des 17. Jahrh. von Südamerika nach Europa gebracht, wo sie seitdem als Zierde der Gärten gezogen wird. Ihre lebhaft rothen, im Sonnenscheine golden schillernden Blüten sind geruchlos. Auch andere Arten dieser Gattung zeichnen sich durch Schönheit ihrer Blüten aus. Durch künstliche Befruchtung hat man eine große Anzahl von Bastardformen erzeugt. Eine Art, A. belladonna, welche in Westindien einheimisch ist, trägt blos rosenfarbene Blüten, und hat Zwiebeln, welche einen scharf giftigen Körper enthalten.

Amathos oder Amathunt, vormals eine Stadt auf der Südküste von Cypern, mit reichen Metallgruben, war berühmt durch den Tempel und den Dienst der Venus, welche von ihr Amathusia hieß, und des Adonis. Die Ruinen jenes Tempels fand Hammer-Purgstall in einem nahen Dorfe. Nach Tacitus soll der mythische Amathos, ein Sohn der Aphrodite, durch Erbauung eines seiner Mutter geweihten Tempels, der Stadt diesen Namen gegeben haben; nach Pausanias wurde sie von den Phöniziern erbaut.

Amati, eine ital. Künstlerfamilie, welche durch Lieblichkeit und Stärke des Tons ausgezeichnete Geigeninstrumente in großer Anzahl verfertigte, die man nach sehr hohem Preise bezahlt. Die Werkstätte bestand zu Cremona, daher die Instrumente gewöhnlich blos Cremoneser ge-

nannt werden, und wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., wie es scheint, durch Andrea und Nicolo A. begründet. Gut fortgeführt ward das Geschäft durch des Letztern Söhne, Antonio und Geronimo A.; dagegen kam die Anstalt schon unter Giuseppe A. im 17. Jahrh. ins Sinken. — **Amati** (Carlo), Architekt zu Mailand, führte auf Befehl Napoleon's 1806 einen Theil der Façade des mailänder Doms nach dem Entwurfe J. Pellegrini's aus und verfaßte „Antichità di Milano“ (Mail. 1822).

Amaurosis, der schwarze Staar, d. h. Erblindung durch Lähmung des Nervenapparats des Auges. (S. Staar.)

Amazonen (Amazones) nennt eine uralte Sage, der etwas Geschichtliches zum Grunde zu liegen scheint, ein Weibervolk, das keine Männer unter sich duldete, unter der Anführung seiner Königin bewaffnet in den Krieg zog und lange einen furchtbaren Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Völkerschaften pflogen sie Gemeinschaft blos der Fortpflanzung wegen. Diesen sandten sie auch die Knaben zu, welche sie gebaren, wenn sie dieselben nicht tödteten. Die Mädchen aber erzogen sie zum Kriege und brannten ihnen die rechte Brust aus, damit ihnen diese beim Spannen des Bogens nicht hinderlich sei. Von der weggebrannten Brust erhielten sie den Namen Amazonen, d. i. Brustlose. Dies ist die gewöhnliche Erzählung. Neuere bringen das Wort mit dem tscherkessischen maza, das Mond bedeuten soll, in Verbindung, und allerdings ist wol auch der Mythus von den Amazonen auf den Mondcultus, der in Vorderasien herrschend war, zurückzuführen. Bei den Alten werden drei Amazonenvölker erwähnt: 1) Die asiat. Amazonen, von denen die übrigen ausgehen. Sie wohnten an den Küsten des Schwarzen Meeres und in den Gebirgsgegenden des Kaukasus, besonders in der Nähe des heutigen Trebisonde, an dem Fluß Thermodon (jetzt Termeh). Sie sollen einst ganz Asien mit Krieg überzogen und Smyrna, Ephesus und andere Städte erbaut haben. Ihre Königin Hippolyte, nach Andern Antiope, ward vom Hercules getödtet, unter dessen ihm von dem Eurystheus auferlegten Arbeiten die neunte darin bestand, jener das Wehrgehänge, welches sie vom Mars erhalten, abzunehmen. Auf ihren Zügen kamen sie zur Zeit des Theseus nach Attika. Auch zogen sie unter ihrer Königin Penthesilea gegen die Griechen dem Priamus zu Hülfe. Selbst zur Zeit Alexander's d. Gr. treten sie noch auf, indem ihre Königin Thalestris ihm einen Besuch macht, um durch ihn Mutter zu werden. 2) Die scythischen Amazonen, die sich später mit den benachbarten Scythen verheiratheten und tiefer nach Sarmatien hineinzogen. 3) Die afrik. Amazonen, welche unter ihrer Königin Myrina die Gorgonen und Atlanten besiegten, Ägypten und Arabien durchzogen und am See Tritonis ihre Hauptstadt anlegten, dann aber vom Hercules vertilgt wurden. Vgl. Nagel „Geschichte der Amazonen“ (Stuttg. 1838).

Amazonenstrom, auch Marañon, der größte Fluß der Erde, entspringt unter 12° n. Br. aus dem See Lauricocha auf den Anden in Peru, 12000 F. über dem Meere, läuft anfangs nördlich, wendet sich bei Jaen östlich, wird bald darauf schiffbar, durchbricht, von Felsen eingeengt, in den fast zwei Meilen langen Stromschnellen des Pongo de Manseriche die mittlere Andenkette, und führt seine, auf einem 800 M. langen Laufe ins Ungeheuere angeschwellte Wassermasse durch die Tiefländer des östlichen Südamerikas in 35 M. breiter Mündung dem Atlantischen Ocean zu. In seinem obern Laufe, unfern der Quellen, führt er den Namen Tunguragua, dann heißt er Marañon bis nach Tabatinga; von hier bis zum Einfluß des Rio Negro wird er Solimoes und weiter hinab Amazonenstrom genannt. An seiner Mündung, über die er noch 60 M. weit hinaus seine Wasserfülle unvermischt mit dem Seewasser ins Meer treibt, bildet er durch zwei Hauptarme, den Rio Marañon und Rio Para die große Isla de las Juanos oder Marajó. Alle von dem östlichen Abhange der Anden, von Pasco in Peru bis Cochabamba in Venezuela, von der Nordseite der Gebirge von Matto-grosso und Minas und von dem Westabfalle Guianas herabfließenden Gewässer finden Aufnahme in diesem Riesenstrom, dessen Stromgebiete über 89000 □M. der Tropenländer angehören. Mehr als 60 Nebenflüsse übertreffen den Rhein und zum Theil die Donau an Länge, wenn auch nicht an Stromgebiet, da nur einige nördliche Zuflüsse vollkommen entwickelt sind, die südlichen aber, meist in nordöstlicher Richtung dem Hauptstrome zufließend, durch die langgestreckten Ausläufer der Andenketten von Peru und Bolivia, sowie der Cordilleren Brasiliens in Längenthäler eingeengt sind. Die bedeutendsten Zuflüsse sind von Süden her der Huallaga, der Ucayali, der weit südlicher in Bolivia entspringt und daher früher als eigentlicher Quellenfluß des A. betrachtet worden ist, ferner der Yavari, Jutay, Teffé, Purus, Madeira, Tapajos, Xingu und Tocantines; ferner von Norden her San-Jago, Morona, Pastaça, Tigre, Napo, Putumayo, Japura oder Caqueta, Rio Negro oder Parana u. s. w. Von den Anden an schiffbar, durchschneidet er die herrlichsten und fruchtbarsten, meist aber unbewoh-

ten Striche von Peru, Ecuador und Brasilien. Nur hier und da hat der Bekehrungseifer an seinen Ufern einzelne Missionen errichtet und einige Hunderte Indianer um sich versammelt. Die wichtigsten dieser Punkte sind Tabatinga, Javari (oder San-Pablo) und Santarem, letzteres ein wichtiger Stapelplatz mit 5—6000 E. Während der Regenzeit verursacht der Strom gewaltige Überschwemmungen. Bei seiner großen Tiefe, welche 300 St. von der Mündung immer noch 56 Varas beträgt, und den geringen Hindernissen, welche er sonst der Schiffahrt bietet, steht zu erwarten, daß er für Südamerika wenigstens dieselbe Wichtigkeit erlangen wird, wie der Mississippi für Nordamerika. Mehre in neuester Zeit von Nordamerikanern, Franzosen und den Staaten Peru und Ecuador gemachten Anstrengungen, die Dampfschiffahrt in Aufnahme zu bringen, scheinen misglückt zu sein. Eingesalzene Gamitanafische, Sasaparille, Manteca oder Schildkrötenöl sind bis jetzt die vorzüglichsten Gegenstände des Binnen- und Ausfuhrhandels. Entdeckt wurde der A. durch Pinzon 1498 und zuerst bis an seine Mündung befahren 1541 von Orellana, dann von Acuña, in der Mitte des 18. Jahrh. von Condamine, 1820 von Spix und Martius bis Tabatinga, 1831—32 durch Pöppig von den Andes bis Para, 1829 von Maw und 1834 von Smyth. Seitdem haben mercantilische Interessen einen häufigern Besuch veranlaßt.

Ambe heißt in der Combinationsrechnung eine Verbindung zweier Größen, die häufig auch Binion genannt wird. Gewöhnlicher aber bezeichnet man damit einen besondern Fall, nämlich die Verbindung von zwei Nummern im Lottospiel. Da bei diesem nur fünf Nummern gezogen werden, welche 10 Amben enthalten, während die sämmtlichen 90 Nummern des gewöhnlichen Lottospiels nicht weniger als 4005 Amben enthalten, so wird im Durchschnitt von 400 Amben, die besetzt sind, nur eine einzige gewinnen, und man kann 400 gegen Eins wetten, daß eine bestimmte, im voraus bezeichnete Ambe nicht herauskommt.

Ambassadeur, Botschafter, bilden mit den päpstlichen Legaten die erste und ausgezeichnetste Classe der Gesandten (s. d.). Dieselben besitzen den repräsentativen Charakter im höchsten Sinne des Worts, indem sie die Person des absendenden Souveräns bei der Person des annehmenden Souveräns vertreten. Die Ambassadeure haben darum große Ehrenvorzüge vor den übrigen Gesandten, und ihr Recht, öffentliche Audienzen zu verlangen, kann unter Umständen selbst politisch bedeutend werden. Nur Staaten, welche die königlichen Ehren besitzen, oder großen Republiken und Föderationen, steht das Recht zu, Ambassadeure zu schicken. Der englische Sprachgebrauch wendet übrigens den Ausdruck Ambassador häufig auch für gewöhnliche Gesandte an.

Amberg, die ehemalige Hauptstadt der Oberpfalz in Baiern, mit doppelten Ringmauern und fünf festen Thoren, im Kreise Oberpfalz und Regensburg, zu beiden Seiten der Vils, 1131 par. F. über dem Meer, ohne das Militär mit 7700 E., darunter 121 Protestanten. Die Stadt ist Sitz des Appellationsgerichts für den Kreis. Es befinden sich auch hier: ein kön. Archiv, die oberpfälzische Provinzialbibliothek (über 31000 Bde.), ein Lyceum mit philosophischer und theologischer Section, ein Gymnasium, ein Studienseminar im ehemaligen Jesuiten (Malteser-) Gebäude, eine kön. Landwirthschafts- und Gewerbsschule, ein Strafarbeitshaus für weibliche Sträflinge kath. Confession unter Aufsicht der Barmherzigen Schwestern, ein Bürgerspital (1317 von Kaiser Ludwig dem Baier gestiftet) und seit 1847 das großartige Marienspital mit Krankenpflege durch Barmherzige Schwestern. Außerdem hat die Stadt ein kön. Schloß, ein Theater (ehemalige Franciscanerkirche), ein Zeughaus, ein schönes Rathhaus, eine gothische Pfarrkirche, ein protest. Bethaus (ehemalige Paulanerkirche), und unter den neun ansehnlichen Nebenkirchen die bedeutende Wallfahrtskirche auf dem nahen, schöne Aussicht gewährenden Mariahilfberge. Die Bewohner nähren sich von gewerblicher Industrie, von Getreide-, Gemüse-, Hopfenbau und Viehzucht. Viele finden als Arbeiter in der großen kön. Gewehrfabrik und deren Nebenfabrik zu Haselmühl ihren Unterhalt. Andere finden Beschäftigung theils in den nahen Bergwerken der Privaten, theils im kön. Erzbergwerke, worin regelmäßig 120 Bergknappen und eine Dampfmaschine jährlich bei 140,250 Ctr. Brauneisenstein zu Tag fördern. A. hat 14 Bierbrauereien, eine Getreideschranne, großen Rinder- und Schweinmarkt, Hopfenmarkt, eine Salzniederlage mit einem jährlichen Umsatze von 40—45000 Kufen, und manche andere Industrieanstalten. In der Nähe der Stadt liegen ergiebige Steinkohlenlager und Farbengruben (Amberger Gelb). Schöne Gärten befinden sich in den Vorstädten und freundliche Alleeanlagen zieren ringsum die Stadt. Die Geschichte der Stadt A. schrieben Schweizer (1564), Wittmaister (1783), Löwenthal (1801), Schenkl (1817), Lipowsky (1818). Ritner gab heraus „Gesch. der Studienanstalt zu A. (Sulzb. 1832).

Amberger (Christoph), ein deutscher Maler, der, aus Amberg gebürtig, um 1540 in Nürnberg lebte und zu Augsburg um 1568 starb. Er ist besonders im Fache der Portraitmalerei von

Bedeutung, in welchem er sich der Richtung des jüngern Holbein mit Glück anschloß. Einige Kirchen Baierns sowie die vorzüglichsten Galerien Deutschlands enthalten werthvolle Bilder von seiner Hand.

Ambiorix, ein durch seine Kämpfe mit den Römern bekannter Fürst der Eburonen im nordöstlichen Gallien. Im J. 55 v. Chr. wollte Cäsar unter dem Befehl des Sabinus eine Legion und fünf Cohorten in dem Lande der Eburonen überwintern lassen. Vierzehn Tage nach Beziehung des Winterlagers brach aus unbekannten Ursachen durch A. ein Aufstand aus, der beinahe der ganzen röm. Besatzung durch die List des A. und die unverständigen Maßregeln des Sabinus den Untergang brachte. A. eilte hierauf zu befreundeten gallischen Stämmen, und bewog sie, sich ebenfalls gegen die Römer zu erheben. Die Legion, die unter Quintus Cicero im Lande der Nervier stand, wurde in ihrem Lager eingeschlossen, und wäre auch vernichtet worden, hätte nicht ein treuloser Nervier im röm. Lager Gelegenheit gefunden, den Cäsar, der auf dem Rückwege nach Italien begriffen, von der gefährlichen Lage seiner Truppen zu benachrichtigen. Cäsar eilte zurück und zerstreute die Gallier. A. fuhr in den folgenden Jahren fort, durch neue Bündnisse und Aufstände die Römer bald hier bald dort zu beunruhigen. Alle gallischen Stämme wurden zwar von Cäsar besiegt, den A. selbst aber konnte er nie erreichen. Aus Rache ließ daher Cäsar das Gebiet der Eburonen auf die grausamste Weise verwüsten. Die letzten Schicksale des A. sind nicht bekannt; nach Einigen soll er jenseit des Rheins verborgen sein Leben geendigt haben.

Ambitus (crimen ambitus, d. i. Amtserschleichung), nannte schon das röm. Recht das Verbrechen Desjenigen, der durch gesetzwidrige verführerische Einwirkungen auf den oder die zur Verleihung eines Amts Berechtigten, sich ein Amt zu verschaffen sucht. Nach Analogie dieser Grundsätze, zu denen noch einige Vorschriften des kanonischen Rechtes kommen, ist dieses Verbrechen auch im gemeinen deutschen Strafrechte zu behandeln; die Strafe stellt sich in der Hauptsache als eine arbiträre dar. In Zusammenhang damit steht das Verbrechen der widerrechtlichen Verleihung eines Staatsamts. Die neuern Strafgesetzgebungen behandeln beide Verbrechen zumeist in Verbindung mit dem der Bestechung, welcher Gesichtspunkt allerdings der vorwaltende ist.

Amboina eine Inselgruppe der Molukken, so genannt nach der Insel Amboina (3° 40′ n. Br. und 128° 15′ ö. L.) und der Stadt gleiches Namens. Außer A. gehören noch zur Gruppe die herrliche, für den Handel vortrefflich gelegene Insel Ceram, Pulu Buru oder die Jägerinsel im Umfange von 145 □M., Haruko oder Oma, Honimoa oder Saparua, Groß- und Klein-Kessing, und einige weniger bedeutende. Auf diesen, durch ihr Klima wie durch ihre Producte gesegneten Inseln findet man alle tropischen Früchte, und viele andere ihnen eigenthümliche Erzeugnisse, worunter vorzüglich die Gewürznägel. Ehemals wuchsen letztere auf allen Inseln der Gruppe und noch auf vielen andern der Molukken. Die Holländisch-ostindische Compagnie ließ aber, des Gewinnstes wegen, die Bäume außerhalb der Insel A. vernichten. Jährlich zu bestimmten Zeiten hielten die Beamten der Compagnie ihre Umzüge auf den Inseln, um alle Gewürznelkenbäume oder Laurus sassafras auszureißen und verbrennen zu lassen. Es sind dies die unter dem Namen Hongi berüchtigten Umzüge. Auf den Schleichhandel mit diesem Gewürze setzte die Compagnie die Galgenstrafe, weshalb die Gewürznägel bei den Holländern in Indien auch Galgenkraut genannt werden. Ueberdies findet man auf den Inseln dieser Gruppe den Cajeputbaum, von welchem das bekannte starke Öl bereitet wird, den Sagubaum, welcher auf den Molukken unser Getreide vertritt, und eine Menge anderer herrlicher Baumarten. Von der ursprünglichen Bevölkerung sind jetzt nur noch wenige Reste übrig. Dies sind die sogenannten Anafuras oder Hanafuras (s. d.), richtiger Alforas oder Alforias, was freie Leute bedeutet. Sie hausen in den Gebirgen und den Waldgegenden. A. wurde, gleichwie alle Inseln des südasiatischen Archipelagus, von Hindu und Chinesen, von Malayen und Arabern besucht, welche hier Ansiedelungen gründeten und ihre Religion verbreiteten. Gegen 1450 fand der Islam auf A. Eingang, 65 J. später erschienen daselbst die Portugiesen zum ersten male. Dieselben eroberten 1564 die ganze Gruppe, verloren sie aber 1607 an die Holländer. Bald erschienen auch die Engländer um an dem gewinnreichen Gewürzhandel Antheil zu nehmen. Es kam zwischen beiden Nationen zu vielen blutigen Händeln, unter welchen das sogenannte Blutbad von A. 1622 am bekanntesten ist. Im J. 1796 nahmen die Engländer A., gaben es aber 1801 den Holländern in Folge des Friedens von Amiens zurück. Von 1810—14 war es abermals im Besitz der Engländer. In einem Vertrage vom J. 1824 kamen endlich die vielen zwischen Holland und England streitigen Punkte in Betreff des Handels und der Besitzungen im östlichen Archipelagus zur Ausgleichung, wonach die Molukken

...zt wie früher, allen andern Nationen verschlossen bleiben sollen. Die Holländer haben dem...ach auch hier das ganze Ausschließungssystem und viele barbarische Anordnungen der frü...ern Jahrhunderte erneuert; doch wurde durch eine Verordnung vom 15. April 1824 Jeder...ann gestattet, Gewürze zu bauen und die amtliche Ausrottung der Bäume abgeschafft. In...essen müssen sich die Einwohner bei all ihren Culturen den Anordnungen der Regierung ...ügen. Die Bevölkerung der Gruppe beläuft sich officiell auf 282000 Individuen, die sich zum ...ößten Theile zum Islam bekennen. — **Amboina**, die Stadt, liegt in dem südwestlichen Theile ...er Insel, welchen die Malaien Leitimor nennen. Das Fort Victoria beherrscht die Stadt. Hier ...esidirt der holländ. Statthalter der Molukken. Die Bevölkerung wird auf 15000 Seelen gerechnet.

Amboise, eine Stadt am linken Ufer der Loire im franz. Depart. Indre-Loire, mit einem ...Schlosse, in welchem mehre Könige residirt haben, hat 5300 E. und Stahl-, Gewehr- und ...Bijouteriefabriken. Sie ist der Geburts- und Sterbeort Karl's VIII. von Frankreich und auf ...ne traurige Weise berühmt geworden, als erster Herd der Religions- und Bürgerkriege in ...rankreich, durch die 1560 hierselbst ausgebrochene Verschwörung der Protestanten (Hu...enotten) gegen die Guisen (s. d.) und den Katholicismus. — Von dieser Stadt führte ein Ge...schlecht des franz. hohen Adels seinen Namen, aus welchem mehre geschichtlich merkwür...ige Personen stammten. Der älteste Stamm derselben erlosch in männlicher Descendenz schon ...n 13. Jahrh., aber Würden und Güter gingen durch die Erbtochter Margarethe auf ihren ...nd Reinald's de Bervie Sohn, Johann I. (gest. 1274), über. Dessen Enkel Peter I. und Hugo ...ifteten die ältere und die jüngere Linie. Die ältere Linie erlosch 1469 mit Ludwig, dem, vom ...of verfolgt, die Stadt A. mit Zubehör schon 1431 wegen Felonie entzogen ward. Seine ...ochter Franziska, Herzogin von Bretagne (geb. 1427, gest. 1474) wurde 1485 selig gespro...en. Aus der jüngern Linie stammte der Cardinal d'A. (s. d.); Aymar d'A., Großmeister ...es Johanniterordens (gest. 1512); der als Feldherr und Staatsmann ausgezeichnete Mar...hall von Frankreich, Charles A. de Chaumont (geb. 1472), welcher 1511 starb. Auch diese ...inie starb 1656 mit François Charles d'A., franz. Generallieutenant und Gouverneur von ...anguedoc, im Mannsstamme aus.

Amboise (George d'), Cardinal und Minister unter Ludwig XII. von Frankreich, geb. 1460 ...Chaumont-sur-Loire, wurde schon im 14. J. Bischof von Montauban und Almosenier ...dwig's XI., später unter Karl VIII. Erzbischof von Narbonne und 1493 Erzbischof von Rouen. ...ühzeitig eingeweiht in die Cabalen des Hofs, wußte er durch Diensteifer und Gewandtheit in ...n verwickeltsten Angelegenheiten das vollkommene Vertrauen Ludwig's von Orleans, des ...achherigen Königs Ludwig XII., zu gewinnen, der ihn auch sofort nach seiner Thronbesteigung ...98 zum ersten Minister ernannte. Von da an war A. der eigentliche Lenker und Leiter des ...önigs und der Geschicke Frankreichs, wobei er seine Absichten und Familieninteressen geschickt ...ter den Eifer für das Wohl des Staats zu verbergen wußte. In demselben Jahre übersandte ...m Papst Alexander VI. durch seinen Sohn Cesare Borgia den Cardinalshut. Auch ernannte ...ihn bald darauf zum päpstlichen Legaten in Frankreich, in welcher Eigenschaft A. eine Refor...ation der Franciscaner und Dominicaner zu bewerkstelligen suchte. Auf seinen Rath unter...ahm der König die für Frankreich später so verhängnißvolle Eroberung Mailands. Nach Alex...ander's VI. Tode suchte er die Papstwahl auf sich zu lenken; doch konnte er seine Absicht nicht ...reichen. Die statt seiner erwählten Päpste Pius III., der nur 27 Tage regierte, und Julius II. ...ielten an ihm einen gefährlichen Gegner. Um seine Wahl zu ermöglichen, veranlaßte A. ein ...chisma zwischen der franz. Kirche und der päpstlichen Curie, und veranstaltete ein Concilium, ...elches erst zu Pisa, dann zu Mailand und Lyon abgehalten wurde. Aber das Unglück der franz. ...ere in Italien, das den Franzosen dort allen Einfluß raubte, vereitelte seine Plane. Bald ...rauf starb der Cardinal zu Lyon 25. Mai 1510. Sein Tod galt für Ludwig als großer Ver..., für Julius II. als größter Vortheil. A. war zwar kein genialer, aber ein gewandter und er...ahrener Staatsmann. Er zeigte im Umgange Wohlwollen und Sanftmuth; doch beschuldigt ...an ihn der Eigensucht, Eitelkeit und Habsucht. Er hinterließ die für damalige Zeiten ungeheuere ...umme von 11 Mill. Livres, bei deren Erwerb er nicht immer gewissenhaft zu Werke ging. Sein ...eben haben Montagnes (Par. 1631) und Legendre (Rouen 1724; Amst. 1726) beschrieben.

Ambra oder grauer Amber, ist eine fettwachsartige, äußerlich graue, innerlich gelb, roth oder ...warzgefleckte, zuweilen heller gestreifte, leicht mit einer dünnen Rinde überzogene Substanz ...n benzoeartigem Geruch. Er galt Blumenbach für verhärteten Darmkoth des Kaschelots oder ...ottfisches (Physeter macrocephalus), weil er oft unverdaute Theile von Seethieren enthält. ...an sah ihn an für verhärtete Galle. Blainville nimmt ihn für Erzeugniß eigenthümlicher,

den Beuteln des Moschusthiers vergleichbarer Behälter, die nach Dudley über den Hoden liegen. Wahrscheinlich aber ist der A. ein den Gallen- und Harnsteinen analoges Secret, welches in Folge einer Krankheit des Pottfisches erzeugt wird. Als Arzneimittel wurde er früher sehr hoch geschätzt; jetzt ist man jedoch davon abgekommen. Die Hauptbestandtheile des A. sind: ein Fett, Amberfett, das etwa zu 85 Proc. vorhanden und dem Gallenfett ähnlich ist, und ein wohlriechendes, flüchtiges Öl. Der Ambra findet sich, an das Land gespült, in mehren tropischen Ländern, aber auch in Japan. Selten trifft man ihn in Stücken von mehren Pfund Gewicht. Er wurde von Swediaur analysirt, und dient jetzt nur noch als Parfum. Ehedem galt er für ein magenstärkendes, krampfwidriges Mittel und wurde darum wegen seiner Seltenheit und hohen Preises viel verfälscht.

Ambras oder Amras, ein landesfürstliches, jetzt als Kaserne benutztes Schloß in Tirol am Inn, in der Nähe von Innsbruck, einst Hauptburg der mächtigen Grafen von Andechs, kam 1563 an Erzherzog Ferdinand II., welcher sich mit seiner ersten Gemahlin, der schönen Philippine Welser (s. d.) meistentheils hier aufhielt. Er legte hier kostbare Sammlungen von Büchern, Waffen, Kunstsachen, Gemälden, Alterthümern u. dgl. an, die nach dem Erlöschen der tiroler Linie der Erzherzöge von Östreich als östr. Hausgut meist nach Wien geführt wurden. Die Bibliothek schenkte die Kaiserin Maria Theresia zum größten Theile der Universität zu Innsbruck. 5880 seltene Druckwerke und 538 Handschriften kamen in die Hofbibliothek, und die schönsten Münzen und Medaillen in das Münzcabinet zu Wien. Die Kunstkammer wurde, als 1805 Tirol an Baiern fiel, unter dem Namen der k. k. **Ambraser Sammlung** in dem untern Belvedere in Wien aufgestellt. Letztere enthält außer 69 werthvollen Handschriften, einer Menge prächtiger Rüstungen, den Schnitzwerken A. Colin's aus Mecheln u. s. w., auch viele altdeutsche Bilder, namentlich 1200 Bildnisse, worunter auch 48 Portraits sächs. Fürsten in Öl von Lukas Kranach dem Sohne. Die wichtigsten derselben sind in Abbildungen bekannt gemacht worden; eine Beschreibung der ganzen Sammlung hat der Custos derselben, Primisser (Wien 1819), gegeben. Auch in A. selbst finden sich noch Kunstsachen, Waffen und Bilder, insbesondere einige Andenken an Philippine Welser.

Ambrosch (Jos. Jul. Athanasius), Alterthumsforscher, geb. zu Berlin 18. Dec. 1804, ist der Sohn des 1821 zu Berlin gestorbenen Kammersängers A. aus Nettelitz in Böhmen. Er besuchte in seiner Vaterstadt das Friedrichswerdersche Gymnasium, bezog 1825 die Universität, und erhielt auf die Empfehlungen Böckh's und Buttmann's 1829 die Mittel zu einer Reise nach München und Italien. Vom Nov. 1829 bis zum März 1833 lebte er zu Rom, von wo aus er alle wichtigen Punkte Italiens besuchte. Nach seiner Rückkehr 1833 habilitirte er sich zu Berlin, und erhielt 1834 eine außerordentliche, einige Jahre darauf die ordentliche Professur für Archäologie und Philologie zu Breslau. Von den wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Reisen und Forschungen zeugen seine Schriften. Außer Beiträgen zu Bunsen's und Gerhard's „Beschreibung der Stadt Rom" und zu den „Annali dell' Instituto di correspondenza archeologica" schrieb er „De Charonte Etrusco commentatio antiquaria" (Breslau 1837), „Studien und Andeutungen im Gebiet des altröm. Bodens und Cultus" (1. Th., Bresl. 1839), „Über die Religionsbücher der Römer" (Bonn 1843), u. a. m.

Ambrosi (Podobiadow), Erzbischof zu Nowgorod, geb. 1742 im Gouv. Wladimir, erhielt seine Erziehung in der geistlichen Schule des troicker Klosters, nahm 1768 das Ordenskleid, wurde zum Hieromonach geweiht und an die geistliche Akademie in Moskau als Prediger berufen. Als solcher hielt er 1771 seine berühmte Leichenrede auf den ermordeten Erzbischof Ambrosi von Moskau, welche als Muster erschütternder Kraft und glanzvoller Darstellung gilt. Bald nachher zum Präfect der genannten Akademie und Archimandrit des zaikonospasker Klosters erwählt, hielt er 1775 vor der Kaiserin Katharina eine Predigt, welche ihm deren ganze Gunst zuwandte. Kurz darauf wurde er Bischof von Zjawsk, 1785 übernahm er die Eparchie von Kasan, 1794 ward er in den Heiligen Synod berufen, und 1799 wurde er Erzbischof von Petersburg, Esthland und Finnland. Das Jahr darauf erhielt er auch den erzbischöflichen Sitz zu Nowgorod mit der Ernennung zum Metropolitan. In allen seinen Stellungen war er eifrigst bemüht, die Anstalten für Bildung und Erziehung der Geistlichkeit zu heben, und bewies sich als eins der thätigsten Mitglieder des zu diesem Behufe niedergesetzten Comités. Im J. 1818 wurde er, wie es heißt auf sein Ansuchen, von der Verwaltung seiner Diöces entbunden. Er starb bald darauf zu Nowgorod, wo er seinen Aufenthalt genommen hatte. Seine Schriften, darunter seine „Erbauungsreden" (zuerst 3 Bde., Mosk. 1810), zeichnen sich durch Gründlichkeit und durch die vorherrschend praktische Richtung sehr vortheilhaft aus.

Ambrosia ist der Name der Speise der Götter, welche ewige Jugend und Unsterblichkeit ewährte, die durch Tauben dem Jupiter gebracht, aber auch Menschen, die besondere Lieblinge er Götter sind, gereicht wird. Auch als wohlduftende Salbe wurde A. gebraucht, die den Göttinnen zur Erhöhung der Schönheit diente, womit Jupiter sich seine Locken salbte, und welche ie Fäulniß von den Körpern abwehrte. (S. Nektar.)

Ambrosianische Bibliothek nannte zu Ehren des heil. Ambrosius, des Schutzpatrons on Mailand, der kunstliebende Cardinal und Erzbischof Federico Borromeo die von ihm 1609 i einem eigens dazu erbauten und sehr zweckmäßig eingerichteten Locale aufgestellte und dem ffentlichen Gebrauche geöffnete Bibliothek zu Mailand, welche er durch Gelehrte, die er durch Europa, ja selbst nach Asien aussandte, hatte aufkaufen lassen. Später gewann dieselbe besoners durch die Erwerbung der Pinelli'schen Handschriften. Borromeo beabsichtigte, damit ein Collegium von 16 Gelehrten zu verbinden, die, jeder in einem bestimmten Fache, für die Bekanntmachung der dahin einschlagenden Werke Sorge trügen und den Fremden berathend zur Seite stünden. Doch der Mangel an Fonds beschränkte dieses Collegium auf zwei Mitglieder, ie den Titel Doctores bibliothecae Ambrosianae führen. Die Bibliothek enthält über 60000 edruckte Bücher und 15000 Handschriften. Zu den vielen Seltenheiten derselben gehört, außer en von Mai, Castiglione und Mazzuechelli bekannt gemachten Palimpsesten (s. d.) und bisher nedirten Handschriften, ein Virgil, in welchen Petrarca die Notiz über das erste Begegnen Laui's einschrieb. Mit der Bibliothek steht eine Galerie von Kunstsachen in Verbindung, welche neben Gemälden von Breughel, Barocci, Luini und Albrecht Dürer den Carton von Rafael's Schule i Athen und die Studien von Leonardo da Vinci, sowie die frühern Copien von dieses großen Künstlers Abendmahl bewahrt. Von den zwölf Bänden mit Schriften von der Hand des Leonardo da Vinci, die der patriotische Galeazzo Arconato hierher schenkte, ist nur noch ein einziger, der in Hinsicht der Zeichnungen der interessanteste vorhanden; die andern befinden sich in Paris.

Ambrosius, der Heilige, einer der berühmtesten Kirchenväter, geb. um 340 wahrscheinlich i Trier, wo sein Vater als Präfect von Gallien sich aufzuhalten pflegte. Schon in der Wiege mpfing er ein glückliches Vorzeichen. Ein Schwarm Bienen bedeckte das Gesicht des schlummernden Knaben, und die erstaunte Amme sah, daß die Bienen an seinem Munde aus und ein ngen, ohne ihm ein Leid zu thun. Sein Vater, vielleicht eingedenk des ähnlichen Wunders, as von Plato erzählt wird, schloß daraus auf eine hohe Bestimmung. A. erhielt eine vorzügliche Erziehung, und ging mit seinem Bruder Satyrus nach Mailand, um die jurist. Laufbahn zu betreten. Bald zeichnete er sich so aus, daß er 369 von Valentinian zum Präfeeten von Oberitalien und Mailand ernannt wurde. Sanftmuth und Weisheit gewannen ihm in dieser Stellung die Achtung und Liebe des Volks, dessen Wohlstand durch die Unruhen des Arianismus zerrüttet lag. Von den Arianern wie den Katholiken ward er darum auch 374 einstimmig zum Bischof von Mailand ausgerufen. Lange weigerte sich A., diese Würde anzunehmen, ja er verließ die Stadt. Doch kehrte er bald darauf zurück, ließ sich taufen, da er bisher nur Katechumen gewesen war, und empfing acht Tage darauf die Weihe. Das Gedächtniß dieser Begebenheit feiert die kath. Kirche noch gegenwärtig am 7. Dec. Auch als Bischof erwarb er sich durch einen milden und sanften, aber gegen Ungerechtigkeiten strengen und unbeugsamen Charakter allgemeine Verehrung. So wies er selbst den Kaiser Theodosius, welcher durch Rufinus die empörten Thessalonier hatte grausam niedermetzeln lassen, vor der Kirchthür zurück, that ihn in den Bann, und nahm diesen erst nach achtmonatlicher strenger Buße zurück. A. starb 397. Die beste Ausgabe seiner Schriften, in denen er den griech. Kirchenschriftstellern vielfach folgte, besorgten die Benedictiner (2 Bde., Par. 1686—90). Gewöhnlich wird ihm der sogenannte Ambrosianische Lobgesang oder das „Te Deum laudamus" zugeschrieben; allein dieser Gesang ist erweislich erst 100 Jahr später abgefaßt. Auch der **Ambrosianische Ritus** erhielt seinen Namen wol nur, weil A. einige Veränderungen bei demselben getroffen hatte, die sich bis auf heutigen Tag in der mailändischen Kirche erhalten haben. Ein Commentar über die Briefe des Paulus, der ihm früher beigelegt wurde, ist wahrscheinlich vom röm. Diakonus Hilarius verfaßt und wird gewöhnlich als der Commentar des Ambrosiaster citirt. A. ist der Schutzheilige Mailands, zu seinen Ehren erhielt die Ambrosianische Bibliothek (s. d.) daselbst ihren Namen.

Ambulance nennt man in der ärztlichen und Kriegs-Sprache das bewegliche oder fliegende Feldlazareth (s. d.); auch versteht man unter Ambulance eine in Federn hängende, bequem eingerichtete Art Wagen zur Fortschaffung Schwerverwundeter oder Erkrankter. In einigen Armeen werden Ambulancen sogar bei Friedensmanoeuvren mitgenommen, um Verunglückte darin fortzuschaffen. In den letzten Jahren hat man in einigen Armeen für diesen Dienst besondere

Sanitätscompagnien eingerichtet, welche bestimmt sind, die verwundeten Soldaten von dem Kampfplatz hinwegzuschaffen. — **Ambulatorisch** nennt man diejenige Art der ärztlichen Praxis und der klinischen Behandlung, wobei die Kranken selbst zu dem Arzt oder in die Klinik gehen. (Vgl. Poliklinik). Die Engländer nennen dies Dispensary.

Ameisen heißen Insekten, welche in der Ordnung der Hautflügler eine besondere, zahlreiche Familie bilden. Die Männchen sind kleiner als die Weibchen; beide haben nur zur Zeit der Begattung, welche in der Luft geschieht, Flügel. Die Geschlechtslosen (Weibchen mit verkümmerten Eierstöcken) erhalten nie Flügel, und verrichten alle auf Pflege der Jungen bezügliche Arbeiten. Die Ameisen sind vorzugsweise gesellige Thiere, deren Ökonomie viel Merkwürdiges hat. Sie wohnen in selbst gegrabenen Höhlen, in Baumstämmen oder in ellenhohen, aus Lehm, Erde, Tannennadeln u. dgl. errichteten kegelförmigen Bauten, legen geebnete Pfade um diese Wohnungen herum an, arbeiten auch des Nachts, jedoch nicht bei Regenwetter, und besitzen erstaunliche Muskelstärke. Zugleich sind sie sehr muthig, und vermögen auf noch unerforschte Weise sich Nachrichten mitzutheilen. Ihre Nahrung ist je nach den Gattungen thierisch oder pflanzlich. Durch ihre Gefräßigkeit und Menge werden sie leicht zur Landplage, wie zumal in tropischen Ländern, wo sie Bäume entblättern, Fruchternten zerstören, den Boden untergraben und junge oder kranke Hausthiere tödten. Ihre Puppen, die sogenannten **Ameiseneier**, pflegen sie mit Sorgfalt, und vermehren sich daher so, daß sie kaum auszurotten sind, wo sie sich einmal eingebürgert. Deutschland besitzt mehre, durch ihre gegenseitige Bekämpfung merkwürdige Arten. Unendlich artenreich sind sie in tropischen Ländern, wo gewisse Species regelmäßig wandern und manches schädliche Thier erlegen. — Die Ameisen haben in einem Säckchen am Hinterleibe eine eigenthümliche, der Essigsäure nah verwandte Säure, die **Ameisensäure**, welche gegen gichtische Leiden angewendet wird, aber Vorsicht im Gebrauche erheischt. Durch Destillation mit Weingeist gewinnt man aus den zerquetschten Ameisen den **Ameisenspiritus**, welcher ein scharfes ätherisches Reizmittel ist und äußerlich gegen Lähmungen Anwendung findet. Zu gleichem Zweck benutzt man die **Ameisenbäder**, welche darin bestehen, daß man zerquetschte Ameisen oder auch ganze Ameisenhaufen mit siedendem Wasser übergießt und dann den Körper oder das kranke Glied in den aufsteigenden Dämpfen badet, oder auch wol, daß man das kranke Glied in einen Ameisenhaufen steckt. Vgl. Huber, „Recherches sur les fourmis indigènes" (Par. 1810), Latreille, „Histoire naturelle des fourmis" (Par. 1812), Kirby und Spence, „Entomology" (deutsch von Oken, Stuttg. 1822). Über die sogenannten weißen Ameisen s. **Termiten**.

Ameisenbär (Myrmecophaga) heißt ein Säugthier aus der Ordnung der Zahnlosen, die eine sehr verlängerte Schnauze und ein ganz kleines Maul ohne Zähne besitzen. Derselbe hat zum Graben große Klauen, die er in der Ruhe einschlägt, und eine sehr lange Zunge, mit welcher er die ihm zur Nahrung dienenden Ameisen und Termiten fängt, indem er sie in die Wohnungen derselben einsenkt und, wenn sie sich angehängt, sie wieder einzieht. Sein Vaterland ist Südamerika, wo er gewöhnlich auf den Bäumen lebt. Er zeugt ein Junges, welches die Mutter auf dem Rücken mit sich führt. Die bekannteste Art ist der Yurumi, ein sehr friedliches Thier, sieben F. lang mit Einschluß des drei F. langen, stark behaarten Schwanzes, graubraun und mit schwarzem und weißem Streif auf der Schulter.

Ameisenlöwe (Myrmeleon) nennt man die Larve eines den Libellen ähnlichen, zu den Netzflüglern gehörigen Insekts, das durch keulenförmige Fühlhörner von jenen unterschieden ist. Dieses Insekt war schon den ältern Naturforschern bekannt, und erhielt seinen Namen von der Nahrung, die meist in Ameisen besteht. Seine Größe beträgt kaum einen Zoll, wovon die zwei großen vorstehenden Kinnladen fast ebenso viel wegnehmen als der ovale, etwas platte Leib. Gleich den Krebsen geht er meist rückwärts. Um Beute zu machen, wühlt er sich an sonnigen Stellen in sandigen Boden, wodurch eine Art Trichter entsteht, auf dessen Grunde er mit aufgesperrten Kinnladen den Insekten auflauert, welche sehr leicht in diese Falle rutschen.

Amelungen, s. **Amaler**.

Amen, ein hebr. Wort, mit welchem man etwas versichert (Ja gewiß! wahrlich!), ist aus der Religionssprache der Juden in die der Christen übergegangen. Der in den jüdischen Synagogen am Schlusse der Versammlung ertheilte Segen wird von den Anwesenden mit einem Amen bekräftigt. Auch in den religiösen Versammlungen der ersten Christen ward das Gebet, welches der Älteste der Gemeinde oder ein Lehrer sprach, von der Gemeinde mit einem Amen beschlossen. So ist es das Schlußwort des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Noch jetzt wird jede christliche Predigt mit diesem Worte unter der stillschweigenden Voraussetzung geendigt, daß ihr Schluß eine allgemeine Wahrheit, eine Ermahnung oder einen Wunsch ausspricht.

Amendement, d. h. Verbesserung, ist ein Kunstausdruck der parlamentarischen Sprache, mit dem Änderungen bezeichnet werden, welche zu den einzelnen Theilen eines Gesetzentwurfs, einer Adresse, irgend eines Antrags vorgeschlagen werden. Die Amendements setzen voraus, daß man über den Gegenstand des Antrags irgend etwas festgestellt wissen will, aber mit dem speciellen Inhalte desselben ganz oder theilweise nicht einverstanden ist. In ihrer einfachsten und harmlosesten Bedeutung sind sie eben nur Änderungsvorschläge in Betreff der Fassung oder einzelner Specialitäten, wobei dem Princip kein Eintrag geschieht. Aber man hat allmälig gelernt, auch den entschiedenen Gegensatz eines Antrags in Form eines Amendements anzubringen. Das Amendement muß so gefaßt sein, daß es an die Stelle der Sache gesetzt werden kann, gegen welche es gerichtet ist. Wird zu dem Amendement wieder ein Amendement gemacht, so nennt man dies ein Unter- oder Sousamendement. Die gewaltige Masse der Amendements und Sousamendements in Ordnung zu halten und in klarer, übersichtlicher Weise zur Abstimmung zu bringen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben eines Vorsitzenden. Auch hat der Übereifer des Amendirens dazu geführt, daß man auf Mittel sann, denselben durch die Geschäftsordnung zu beschränken, und z. B. vorheriges schriftliches Einreichen, Unterstützung durch eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern und Ähnliches vorschrieb.

Amenthes, bei den Ägyptern die Unterwelt, der Hades der Griechen. Der Name bedeutet nicht „die Gebende und Nehmende" wie man, dem Plutarch folgend, bis jetzt allgemein angenommen hat, sondern „die Verbergende". Über die mythologischen Vorstellungen der Ägypter von der Unterwelt und dem Aufenthaltsorte der Seelen nach dem Tode, geben die Gemälde auf den Denkmälern Aufschluß. Anubis geleitete die Seelen, welche in Gestalt eines Vogels dem Körper durch den Mund entfliehen, zu dem Herrscherstuhl des Osiris, welcher mit 42 Beisitzern im Innern als Richter über die Verstorbenen thront. Die auf oberägyptischen Denkmälern vorkommende weibliche Gottheit Ament hat nichts mit dem Namen der Unterwelt Amenthes zu thun, sondern ist nur die weibliche Form des Ammon (Amen).

Amerighi, s. Caravaggio (Michel Angelo da).

Amerigo Vespucci, geb. 9. März 1451 zu Florenz aus einer alten Familie, machte frühzeitig große Fortschritte in der Physik, Astronomie und Erdbeschreibung, die damals, wegen ihrer Beziehung auf den Handel, zu Florenz die Hauptgegenstände des Unterrichts ausmachten. Als Kaufmann begab er sich nach Spanien und befand sich in Sevilla, als Columbus Anstalten zu seiner zweiten Reise traf. Das Gelingen der Unternehmungen Columbus' reizte ihn, sein Geschäft aufzugeben, um den neuentdeckten Erdtheil kennen zu lernen. Am 10. Mai 1497 trat er in Cadiz seine erste Reise unter dem Admiral Ojeda an und gelangte nach einer Fahrt von 37 Tagen an das feste Land von Amerika. Er untersuchte den Meerbusen von Paria und die Küsten mehre hundert Meilen lang, kam nach einer Seereise von 13 Monaten nach Spanien zurück und wurde am Hofe zu Sevilla mit Auszeichnung empfangen. Die Angabe A.'s von einer zweiten Reise nach Amerika, deren Ergebniß die Entdeckung einer Menge kleiner Inseln gewesen sein soll, hat sich als unrichtig erwiesen, und es ist unter derselben die erwähnte erste Reise zu verstehen. Durch Versprechungen gereizt, unternahm er sodann in Diensten des Königs Emanuel von Portugal auf portug. Schiffen zwei Reisen nach dem neuen Festlande, die erste 10. Mai 1501 und die zweite 10. Mai 1503. Nach dem Tode des Columbus trat er 1506 wieder in span. Dienste und besuchte mehre Male den neuen Erdtheil, der von jetzt an nach ihm benannt wurde. Keine seiner Reisen machte er als Befehlshaber, sondern nur als Geograph und Steuermann. Er starb zu Sevilla 1512. König Emanuel ließ in der Kathedralkirche zu Lissabon die Reste des Schiffes Victoria aufhängen, an dessen Bord A. im Dienste der Portugiesen die letzte Fahrt nach Amerika machte, und Florenz überhäufte seine Familie mit Ehrenbezeigungen. Noch sind indeß nicht alle Lebensumstände dieses merkwürdigen Mannes ganz aufgeklärt und ohne Widerspruch. Wir haben von ihm eine Karte von Amerika, ein Tagebuch über vier seiner Reisen, das 1532 zu Paris in lat. Sprache im Druck erschien, und Briefe, auf 22 Blättern in Quart, die gleich nach seinem Tode in Florenz bei Giov. Stef. di Carlo da Pavia erschienen. Während Einige behaupten, daß die Ehre, den neuen Erdtheil nach sich benannt zu sehen, dem A. wegen seines bescheidenen, friedliebenden und von aller Anmaßung weit entfernten Charakters zu Theil geworden sei, hat A. von Humboldt in seinen „Kritischen Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse der Neuen Welt" (3 Bde., 1836—39) die höchst interessante Mittheilung gemacht, daß A. seinen Namen von Deutschland aus erhalten habe. Der Auszug nämlich von A.'s ausführlicher Geschichte seiner amerik.

Reisen war zufällig auch nach Deutschland gekommen. Martin Waldseemüller aus Freiburg im Breisgau übersetzte denselben unter dem Namen Hylacomylus für einen Buchhändler zu St.-Diez in Lothringen. Als die erste Nachricht von der Neuen Welt wurde das Werk verschlungen, Auflagen auf Auflagen drängten, und Waldseemüller war es, der nun den Vorschlag machte, dem Verfasser zu Ehren das neue Land Amerika zu nennen. Schon auf einer Karte zu einer 1522 in Metz veranstalteten Ausgabe des Ptolemäus ist dieser Name eingetragen, den bald alle Gelehrten annahmen, sodaß die Spanier selbst nachfolgen mußten. Vgl. Blandini, „Vita e lettere di A. Vespucci" (Flor. 1745) und Irving, „The life and voyages of Columbus".

Amerika, das Festland der westlichen Hemisphäre, die Neue Welt, der Occident unsers Erdballs im scharfen Gegensatze zu dem Orient, der dreifach gegliederten alten Welt, wird umspült im W. von dem Großen oder Stillen Weltmeere, im O. vom Atlantischen Ocean und im N. von den Gewässern des Arktischen Polarmeers. Es nähert sich nordwestlich durch die vorgestreckte Tschuktschenhalbinsel in der Beringsstraße dem Continente Asiens bis auf sieben Meilen, und nordöstlich durch das vorgelagerte wahrscheinlich insulare Grönland der europ. Insel Island auf 80 M., mit dem Cap Charles in Labrador der Südwestspitze Englands auf 400 M., wogegen im Süden eine ununterbrochene 400 M. weite Wasserstrecke es vom westlichsten Punkte Afrikas trennt und um das Sechs- bis Achtfache die Südostküsten Asiens und Neuhollands zurücktreten. Die äußersten Punkte des Festlandes sind: im N. Rodd-Bai, der nördlichste bestimmte Punkt der Halbinsel Boothia-Felix, 73° 54′ n. Br. und 73° 30′ w. L.; im S. Cap Forward, 53° 55′ s. Br. und 53° 28′ w. L., oder, wenn man den südlichen Archipel einrechnet, Cap Hoorn 55° 59′ s. Br. und 49° 36′ w. L.; im W. Cap Prinz-Wales, 65° 33′ n. Br. und 150° 20′ w. L.; im O. Cap St.-Roque 7° 8′ s. Br. und 17° 8′ w. L.

Horizontale Gliederung. Diese Lage ergibt für A. eine charakteristische Meridianerstreckung durch alle Zonen, ja selbst einen Antheil an der südlich kalten, wenn man die antarktische Inselreihe in Patagoniens Verlängerung dem Welttheile zurechnet. Der Atlantische Ocean hat mit der gliedernden Kraft seiner Strömungen in der Mitte der Ostküste A.s die tiefen Buchten des Mexicanischen und Karaibischen Golfs ausgewühlt, wodurch das Festland in die beiden dreieckgestalteten, nur durch den wenige Meilen breiten Felsdamm der Landenge von Panama im W. zusammengehaltenen Theile Nordamerika und Südamerika zerlegt ist, während im O. die Eilandsflur der Antillen oder Westindien eine insulare Brücke zwischen den beiden Massen bildet, sodaß zu gleicher Zeit der Golf von Mexico mit dem durch die Reihe der großen Antillen geschiedenen Karaibischen Meere den Anschein eines Binnenmeers erhält. Der ganze Continent hat eine Längenausdehnung von ungefähr 2000 M., eine größte Breite von 865 M. (zwischen Cap Prinz-Wales und Cap Charles), und eine Küstenentfaltung von 9400 M., welche ein Areal von 663000 □M. umschließt, während die benachbarten Archipele die Größe des Welttheils bis zu mehr als 700000 □M. steigern. Die Ostküsten A.s zeigen ein Spiegelbild ihrer transmarinen Ostnachbarn, indem Südamerika Afrikas arrondirtes Littorale wiederholt, Nordamerika aber der europ. Gliederung in Melville, Labrador, Neu-Schottland oder Akadia, Maryland, Florida und weiter südwärts in Yucatan ebenfalls reichhaltige Küstenentwickelung entgegenstellt. Da auch Südamerikas Westküsten nur flache Biegungen zeigen, und Nordamerika durch Californien, die Tschugatschenhalbinsel und Aljaska auch im Westen eine Gliederung repräsentirt, so besteht in der Küstengestaltung beider Theile ein eigentlicher Gegensatz, den die archipelagische Benachbarung theilt. Südamerikas Ost- und Westküsten liegen nur einzelne Inseln in größern Entfernungen vor, wie im W. die Gallopagosinseln (unterm Äquator), San-Ambrosio, San-Felix und Juan-Fernandez, im Atlantischen Meere Fernando-de-Noronha, Trinidad und Columbus; die patagonische Südspitze aber ist in einen vielgliederigen Felsarchipel zersplittert. Hier liegen Chiloe, die Chonosinseln, Campana, Madre-de-Dios u. s. w. an der Westküste als patagonischer Archipel, und im S., getrennt durch die Magelhaensstraße vom Festlande, der Feuerlandsarchipel mit König-Karls-Südland, Staatenland, Navarin, Hoste, Desolation und den Hermiten, deren südlichste das Cap Hoorn hat, und etwas entfernter im O. die Falklandsinseln oder Maluinen mit Maidenland und Conti oder Soledad. Wenige Grade südlich und südöstlich tauchen schon die insularen Vorlagerungen eines noch nicht in festen Umrissen bekannten, wol aber in mehrfachen Entdeckungen angedeuteten antarktischen Polarlandes auf. Einen mannichfaltigern Inselreichthum zeigt Nordamerika von den üppigen Eilanden Westindiens im Süden bis zu den eisigen Bergen des Nordens. Westindien zerfällt in die drei Hauptgruppen der Großen und der Kleinen Antillen und der Bahamainseln oder Lucayen, einen

Handelshafen für alle Flaggen der Welt, ein Colonialland für alle bedeutenden Seemächte Europas bietend. Unter den Kleinen Antillen sind am wichtigsten Curaçao und Margarita als Inseln unter dem Winde, Trinidad, Tabago, Granada, St.-Vincent, Sta.-Lucia, Barbadoes, Martinique, Dominica, Guadeloupe, Antigua, St.-Barthélemy und die Virginischen Inseln Ste.-Croix und St.-Thomas als Inseln über dem Winde. Die Großen Antillen bestehen in Jamaica, Cuba, Haiti oder San-Domingo und Portorico, und sind durch die Straße von Yucatan einerseits und die Straße von Florida andererseits vom Festlande getrennt. Unter den dünenumlagerten Lucayen erscheinen am größten Inagua, Aklin, Guanahani oder San-Salvador, Eleuthera und Abaco. Dem reichen Antillenarchipel der Ostküste Centralamerikas stehen die sparsamen Inseln der Revilla-Gigedogruppe an der Westküste, den lang gestreckten Flachinseln, Bänken und Dünen an Floridas Küste die Felsinseln und Riffe des Purpurmeers und der Westküste Alt-Californiens gegenüber, während sich weiter von der Ostküste die Bermudasinseln entfernen. Wie im Osten Neu-Fundland, Antikasti, Prinz-Eduardinsel und Cap Breton theils im, theils vor dem Lorenzbusen als abgerissene Stücke einer Felsplatte erscheinen, so als vorliegende Felsriffe dicht an der Westküste Quadra (Vancouversinsel), die Königin-Charlotteninsel, Prinz-Wales, Sitka und Kadjak; wie im Osten Southampton und Mansfield die tief einschneidende Hudsonsbai im Norden verschließen, so umgürtet südlich an der Westküste das Beringsmeer der Aleutenarchipel als eine lange zerrissene Fels- und Vulkanreihe in allmäligem Übergange zu Asien, während innerhalb des Beringsmeers der Pribilovsarchipel, Nuniwak, die St.-Matthäusgruppe und St.-Lorenz liegt. Wenn auch, namentlich durch die Entdeckungen von Dease und Simpson im J. 1839 endlich die Nordküsten A.s in festere Formen gebracht sind, als bis dahin die Gestade des Meers der nördlichen Durchfahrten auf den Karten erschienen: so konnte doch der Muth so vieler Helden zahlreicher Nordpolerpeditionen (s. d.) noch nicht den Arktischen Archipel aus den eisigen Terrassen mit Bestimmtheit entwirren. Denn die Küstenconfigurationen der die Baffinsbai umlagernden Inseln Grönland, Nord-Devon und Baffinsland sind ebenso gut nur theilweise bekannt, wie die von Cockburn, Boothia-Felix, Nord-Somerset, den nördlichsten Georgsinseln (Bathurst und Melville), von Banksland und Victoriasland. In unmittelbarem Zusammenhange mit den Gegensätzen des Gliederungsreichthums zwischen Nord- und Südamerika steht auch die gleiche Verschiedenheit in Zahl und Bedeutung der Meereseinbuchtungen; denn die Hudsonsbai, Lorenzbusen, Fundybai, Nortonsund, Bristolbai, Purpurmeer, Campeche-, Honduras- und Guatimalabucht Nordamerikas sind nicht zu vergleichen mit den flachen oder kleinen Buchten Südamerikas, unter denen noch der Golf von Darien, von Maracaibo, die Allerheiligenbai, die Matthias- und Georgsbai, der Golf von Guaiteca, Guayaquil, von Choco und Panama am bedeutendsten erscheinen. (S. Nordamerika und Südamerika.)

Verticale Gliederung. In A. herrscht die Form der Ebene in fast zwei Drittheilen des Areals vor. Doch zeigt sich auch hier eine einförmige Vertheilung zwischen hoch und tief, insofern das Hochgebirgssystem der Cordilleras de los Andes (s. d.) auf einer von den Nord- zu den Südenden des Welttheils reichenden Basis von 216000 QM. sich an die Westgestade lagert, östlich zu unabsehbaren Ebenen übergehend, aus denen nur hier und da isolirte Gebirgsgruppen hervortauchen. Die zu 5—600 F. absteigende Einsenkung auf der Landenge von Panama bildet auch eine natürliche Trennung zwischen dem nördlichen und südlichen Cordillerensysteme. Wenn im Süden (Patagonien und Chile) die Schnee- und Vulkanpics den gleichen Gipfeln Guatemalas im Norden entsprechen, wenn hier wie dort in der mittlern Gruppe die größte Höhe erreicht wird, und bei nördlichem Weiterstreichen eine fächerartige Ausbreitung stattfindet und vorherrschender Kettengebirgsbau die Plateaubildung im höchsten Grade beschränkt: so unterscheiden sich die südlichen und nördlichen Anden doch in mehren charakteristischen Zügen voneinander. Die Cordilleren Südamerikas fallen in steilen, kürzern Terrassen zu den Meeresufern und schmalen Küstenebenen, zeigen eine reichhaltigere Kettengliederung, tragen die höchsten Massen ganz A.s, und senden nur kurze Verzweigungen zum östlichen Flachlande; dagegen legen sich den nordamerik. Cordilleren im Westen weitere Hochplatten an, um größere Stromentwickelungen zu begünstigen, wie sie überhaupt weniger vertical gegliedert, dann aber auch niedriger sind und nach Osten ausgedehntere Verflachungen senden. Die Namen der einzelnen Gruppen der südamerik. Anden richten sich nach den betheiligten Ländern; denn von Süd nach Nord verfolgt man die Cordilleren von Patagonien, Chile, Peru, Quito und Neugranada. Drei Hochländer, die von Peru, Quito und Santa-Fe-de-Bogota, stützen ihre Basis auf die Grundpfeiler des Hochgebirgs, und himmelanstrebende Gipfel, wie der Pic von Sorate, der Aroncagua, als höchster

ganz A.s, Illimani, Chimborasso, Cotopaxi, Pic von Tolima u. s. w., thürmen sich über die schneebedeckten Hochketten in zahlloser Menge auf. Nördlich der Einsenkung auf der Landenge von Panama erheben sich die nordamerik. Cordilleren unter den einzelnen Namen der Cordilleren von Guatemala, Mexico, Sonora, der westlichen, centralen und östlichen Cordilleren, das Plateau von Anahuac, Neu-Mexico und die Oregonplatten umschließend, von schneebedeckten Gipfeln überragt, wie z. B. den Popocatepetl, Orizaba, Jamespie u. s. w. Die nicht mit dem Cordillerensystem in unmittelbarem Zusammenhange stehenden isolirten Gebirgsgruppen, welche sich im Allgemeinen nicht über Mittelgebirgsgrenze erheben und sich mit einer einzigen Ausnahme in kettenartiger Gliederung parallel an die betreffenden Küsten legen, sind in Nordamerika das System der Apalachen (s. d.) oder des Alleghanygebirgs, in Südamerika das Bergland von Brasilien, das Hochland von Guiana, das Küstengebirge von Venezuela und das Massengebirge der Sierra-Nevada-de-Santa-Marta. Wie die Cordilleren eine westliche Gebirgserfüllung bilden, so liegt mit wenig Unterbrechungen das große amerik. Tiefland ihrem Ostfuße an, von den arktischen Küsten bis zu Patagoniens Südspitze. Wie die Anden durch die panamaische Erniedrigung in zwei Systeme getheilt werden, so die Ebene durch die Einsenkung im Mexicanischen und Karaibischen Golf. Wenn die südamerik. Ebenen drei Viertel ihres Continents bedecken, so nehmen die nordamerik. ungefähr die Hälfte ihres Festlandes ein; bei beiden läßt sich jedoch eine Ähnlichkeit in horizontaler Gruppirung nicht verkennen. Man muß die schmalen mexican. Küstenebenen den patagonischen Steppen, die Savannen des Mississippi den Pampas des Paraña, Paraguay und Rio-de-la-Plata gleichstellen, hier die Apalachen dort die brasil. Ketten als ähnlich liegende Unterbrechungen betrachten. Hier wie dort findet man im Norden die größten Flächen: nördlich die auf 100000 QM. zu schätzende arktische Fels- und Seeplatte, südlich die Llanos des Amazonenstroms und Orinoco in Ausdehnung von 145000 QM. Diese Nebeneinanderstellungen können sich aber nur auf die Lage, nicht auf die Natur der Ebenen beziehen, da z. B. die arktischen und Marañonebenen im größten Contraste zueinander stehen; wie denn sich überhaupt die unabsehbaren Grasfluren der amerik. Flächen auch mit allen Ebenen der andern Welttheile in scharfem Gegensatze befinden und den Schauplatz eines eigenthümlich charakterisirten Lebens bilden.

Hydrographische Verhältnisse. In so vielfach oceanischer Berührung, in jeder Zone die nie versiegenden Quellen der Andenfirste, im Besitz vegetativ belebter, großer, dem Meere geöffneter Ebenen, gehört die großartige Entwickelung der hydrographischen Verhältnisse A.s zu dessen Hauptcharakterzügen. Die vollständige Stromentwickelung muß jedoch fehlen, da Höhe und Tiefe im engen Contrast zueinander stehen und sich mittlere Stufenlandschaften gar nicht oder nur sehr theilweise entfalten können. Entweder liegt der kurze obere Lauf in hohen Gebirgsrevieren, und es stürzen die Wasseradern in wildem und groteskem Falle zu den weiten Ebenen, oder es tritt an ihre Stelle das Meer, um oft selbst ohne schmalen ebenen Küstensaum die Flüsse der anliegenden Bergzone zu empfangen. A. ist das Land der Bifurcationen (gabelförmigen Theilungen), die zur Regenzeit noch vervielfältigt werden: der Cassiquiari repräsentirt sie am mächtigsten als natürliche Stromverbindung zwischen dem Orinoco und dem Rio negro des Amazonenstroms. Südamerika entwickelt die größten Stromverhältnisse der Erde, da der Marañon bei einem 730 M. langen Lauf ein Gebiet von 88400 QM., der La-Plata bis zur Paranáquelle bei 470 M. Stromentwickelung ein Gebiet von 72000 QM. hat, wogegen Nordamerikas größter Strom, der Mississippi von der Missuriquelle an, zwar auch eine Entwickelung von 730 M., aber nur ein Gebiet von 54000 QM. zeigt, und der Lorenzstrom 62300 QM. in sein Gebiet faßt, doch nur 460 M. Stromentwickelung besitzt. Dagegen hat Nordamerika die größte Seegruppirung der Erde (nicht aber den größten See); denn schon die fünf Quellseen des Lorenzstroms umfassen in ihrem Gesammtareal 4600 QM., und ungemessene Flächen nehmen die unzähligen Seen der nördlichern Ebenen ein. Im Norden wie im Süden, in den Pampas wie in den Savannen, in den Llanos und Selvas wie in den arktischen Platten übernehmen die reichhaltigen Wasseradern eine gleich wichtige Rolle als einzige Communicationsmittel in den weiten Flächen; ohne sie wären es große unwirthbare Gebiete, dort in eisiger Polarsphäre, hier in glühendem Tropengürtel. Nirgend zeigt A. so weit ausgedehnte sterile Flächen wie Afrika, selbst da nicht, wo die Bodennatur darauf schließen lassen möchte; denn sogar in den patagonischen Tiefsteppen wie den Oregonsteppen nordamerik. Hochplatten erblickt man Fluß- und Seegebiete, wenn auch weniger ausgebildet, zum Theil aber auch noch nicht ganz bekannt. Unbedeutend ist die Westabdachung gegen die Ostabdachung; in Südamerika ganz beschränkt, in Nordamerika bedeutender, wegen verschiedener Entfernung der höchsten

Ketten von den Küsten. Wo die Grundlage der Mündungsflächen eine feste ist, da zeigt sich Liman- oder einfache Busenform; wo der minder feste Alluvialboden in wagerechtem Niveau die Ebene erfüllt, da zeigt sich Delta- und Lagunenbildung. Die Hauptströme A.s sind folgende: der Mackenzie, Kupferminen- und Große Fischfluß im Norden; die Hudsonsbaigewässer, als Churchill, Nelson, Severn und Albany; der Lorenzstrom, Mississippi, Rio-del-Norte, Magdalenenfluß, Orinoco, Amazonenstrom oder Marañon, Paranahyba, San-Francesco, Rio-de-la-Plata, Colorado und Cusu-Leuwu im Osten, und in Nordamerikas Westen der Frasers-, Caledonia-, Columbia-(Oregon-) und Coloradofluß.

Klima, Zonen und Charakter der Vegetation. A. berührt nur der 13. Theil des Äquators, und selbst da, wo die mathematische Lage das Bestehen einer afrik. Hitze voraussetzen ließe, ist das Klima als ein verhältnißmäßig kühleres und feuchtes charakterisirt, hervorgerufen durch die vielfache oceanische Berührung, den innern Gewässerreichthum, dessen Wirkung in den großartigen Vegetationsverhältnissen, Configuration und Beschaffenheit des Bodens, den Besitz arktischer Polargestade und die herrschenden Winde. Die Grenzen der Regenzone erweitern sich in A. unverhältnißmäßig, wenn auch nicht immer tropische Hitze zur Seite steht, und der Antheil an allen Zonen zeigt die verschiedensten Vegetationsgürtel, vom niedrigen Moose des Nordens bis zur üppigen Banane der Tropen. Das riesige Küstengebirge der Cordilleren steigt in allen Zonen über die Schneelinie. Man schaut von den kahlen wüsten peruanischen Küsten unter brennender Tropenhitze zu Gipfeln auf, ewig in Schnee und Eis gehüllt; man steigt aus den riesenhaften Vegetationsräumen des äquatorialen Quito zu Höhen auf, wo einzig noch der Condor organisches Leben verkündet und seine Schwingen über Gletscher und Schneefelder ausbreitet; aber man verläßt den Getreidebau in Peru in der Höhe von 12000 F., in Quito bei 9000 F. Der Norden und Süden A.s hat gleiche Tageszeiten, aber den entgegengesetzten Eintritt analoger Jahreszeiten, wiewol auch hierin vorherrschende Winde, verschiedener oceanischer Einfluß und die Lage der Cordilleren als eine großartige Wetterscheide solche Unregelmäßigkeiten erzeugt, daß z. B. die Ostküste Brasiliens die Regenzeit vom März zum September und Peru unter gleicher Breite vom November zum März hat. In der Tropenzone berühren sich die Zeiten des Regens und der Trockenheit in den schärfsten Extremen. Allmäliger werden die Übergänge zwischen den Jahreszeiten jenseit der Wendekreise, bis die eisige Natur der Polarzone in kurzem Erwachen aus langem Winterschlafe nur flüchtige Lebensexistenzen gewährt.

Durchwandert man A. von Norden nach Süden in seinen verschiedenen Klimagürteln, so treten folgende Erscheinungen charakterisirend auf. Von den pflanzenleeren Nordgestaden bis zu einer die Westküsten unterm 60° n. Br. und die Ostküste unter 50° n. Br. schneidenden Linie, auf welcher der wärmste Monat + 13° R. und der kälteste — 8° R. mittlere Temperatur erreicht, geht man aus den mit niedern Moosen und Flechten bedeckten Ebenen zu den strauchartigen und meist beerentragenden Gewächsen über, um anfangs vereinzelt und in verkrüppelter Form, dann in kleinen Gehölzen gruppirt Kiefern, Fichten, Tannen und Birken als Verkünder des Baumwuchses anzutreffen, der seine kräftigern Formen entwickelt in einer südlichern Zone, welche ungefähr bis zum 40° n. Br. reicht, und auf dieser Äquatorialgrenze im wärmsten Monat + 20° R. und im kältesten + 1° R. mittlere Temperatur zeigt. Hier bilden die Bäume mit periodischem Laubfall, wie Eiche, Buche, Ahorn, Linde, Ulme, Kastanie u. s. w., ungeheure Waldungen; hier bedecken statt der Haidekräuter der Alten Welt, die verschiedensten Gräser die unabsehbaren Ebenen, besonders im Westen des Mississippi, während im Osten desselben die europ. Getreidearten und Nahrungspflanzen ihre Stelle in den cultivirten Gegenden vertreten, europ. Obstbäume gedeihen und im Süden sogar der Weinstock gepflegt wird. Beim Eintritt in die Regenzone durchschreitet man das Übergangsrevier zum echt tropischen Charakter bis zum 25° n. Br., woselbst die geringe Jahresdifferenz zwischen dem wärmsten Monat mit + 21° und kältesten mit + 15° R. eine üppige Vegetation hervorruft. Schon zeigen sich immergrüne Laubhölzer, wie Orangen-, Lorber- und Ölbäume, schon treten neue Formen auf in den Magnolien, den Tulpenbäumen, Platanen und Zwergpalmen; neben Weizen werden Mais und Reis, in den Plantagen Zuckerrohr, Baumwolle und Taback cultivirt, während Batate und Manihot ihre mehlreichen Wurzeln zur Nahrung bieten. Vom 25° n. Br. bis zum südlichen Wendekreis bedeckt der Gürtel der Bananen und des tropischen Getreides eine Zone, die unterm Äquator eine mittlere Temperatur von + 24° R. im wärmsten und + 19° R. im kältesten Monat erreicht, und in welcher die Pflanzenwelt in den üppigsten und riesenhaftesten Formen schwelgt. Zuckerrohr, Baumwolle und Kaffee steigen schon in die untern Gebirgsregionen, und an ihrer Stelle im Meeresniveau zeigen sich Yamswurzeln, Ananas, Bananen, Melonen-, Brotfrucht-

und Kuhbäume, Cocospalmen u. dgl. Die undurchdringlichen Waldungen enthalten mannichfaltige, zum Theil riesenhafte Baumformen der feinsten Holztextur, wie Mahagoni, Guajac, Campeche-, Gutti-, Brasilienholz u. s. w. Besonders in Südamerika repräsentiren die schönsten Palmenarten, als Mauritia-, Weinbeer-, Schirm-, Kohl- und Ölpalme die tropische Üppigkeit. Die dichten Wälder des Chinarindenbaums beschatten Quitos Gebirgsterrassen; der Cactus entwickelt seine bizarrsten Formen auf den mexican. Plateaus und dient statt der Aloe Afrikas als vegetabilische Quelle für die verschmachtenden Thiere in den glühenden, verdorrten Steppen. Die Farrnkräuter werden baumartig; die Gräser erreichen unglaubliche Höhe, und an die Stelle des Rasens tritt ein undurchdringliches Gewebe von Schlingpflanzen, als Zeugnisse einer großartigen wilden Natur, die noch unzählige reiche Spenden bietet, unter denen besonders Vanille und Ingwer als geschätzte Gewürzpflanzen bekannt sind. Die südliche bis zum 40° s. Br. reichende Zone der Edelfrüchte und tropischen Proteaceen hat an der Polargrenze noch eine mittlere Temperatur des wärmsten Monats von + 17° R. und des kältesten von + 9° R. Noch gedeiht die Palme am untern La-Platastrom nächst Maulbeerbaum und Indigopflanze, während baumartige Disteln die Ebenen der Pampas bedecken, während die chilenischen Westküsten durch schöne Araucarias und andere Proteaceen, durch Buche und Eiche, Kartoffel und Arum charakterisirt sind, und als eingeführte Culturgewächse Wein, Oliven, Orangen, Hanf, Flachs, Taback, Mais, Gerste und Weizen an Europa erinnern. Das südliche Grenzrevier der Regenzeit rückt bis zum 48° s. Br. vor, wo die günstigen Temperaturverhältnisse von + 12° R. für den wärmsten und + 3° R. für den kältesten Monat noch europ. Getreidearten, antarktische Proteaceen und an geschützten Stellen der Westküste selbst noch Wein und feinere Obstarten gedeihen lassen. In die südliche Zone des veränderlichen Niederschlags taucht die Südspitze A.s mit zwar geringen Temperaturdifferenzen des wärmsten Monats von + 4° R. und des kältesten von — 3° R.; die geringe Sommerwärme aber reducirt in schnellem Wechsel das Vegetationsbild auf die einfache Form weniger Baumarten (Buche und Birke) und auf die untergeordnete Bildung der Moose und Farrn. Wie man von den äquatorialen Gürteln des Welttheils bis zu seinen Polarenden die üppige Riesenkraft der Pflanzenwelt immer mehr schwinden sieht, so auch im Ansteigen von den tropischen Küstengestaden zu den eisbedeckten Gebirgshöhen, beim Durchwandern der einzelnen Regionen, die man in die drei Hauptgruppen der Tierra caliente, templada und fria zu zerlegen pflegt. Die mittlere Gruppe bezeichnet man als jene gesunden und herrlichen Gegenden A.s, wo im Gewand eines fast ewigen Frühlings grüne Wiesen und kräftige Laubhölzer sich einigen mit den phantastischen und gigantischen Formen der Tropenwelt.

Thierwelt und Mineralreich. Wenn A. durch die Entwickelung vegetabilischen Lebens allen Welttheilen voransteht, und Afrika in der Production eines riesigen äquatorialen Treibhauses überragt, so kann es nicht gleichen Anspruch machen in Beziehung auf seine Thierwelt, obwol ihm individuelle Physiognomie nicht abzusprechen ist. Erreicht auch der amerik. Jaguar und Cuguar oder Puma nicht die Majestät des afrik. Tigers und Löwen, erinnert der Tapir nur entfernter an den Elefanten oder das Nilpferd, und kommt das Lama dem Kameele nicht gleich, so besitzt A. doch viele andere eigenthümliche Thiergattungen. Eigene Bären- und Rennthierarten, Bison- und Moschusochsen, Eichhörnchen und Zobel bewohnen die arktische Fels- und Seeplatte; der virginische Hirsch, das wilde Schaf Californiens, der neufundländische Hund gehören Nordamerika an. Charakteristisch für Mittel- und Südamerika sind Faulthiere, Ameisenfresser, Gürtel- und Panzerthiere, der Condor in den Höhen der Anden, die schönsten Papagaien wie eigene Affenarten in den Wäldern, der Kolibri mit prächtig metallisirendem Gefieder, der Brillantkäfer Brasiliens, die Busch- und Vogelspinne Guianas, die Klapperschlangen, der Alligator (Kaiman) an den Ufern der Ströme, der Zitteraal in den tropischen Gewässern und die Muskitenschwärme der weiten Ebenen. Ganze Heerden wilder Pferde, Esel und Maulthiere, des Rindviehs, der Hühner und Truthühner durchwandern die Ebenen, von Europäern eingeführt und verwildert. Betrachtet man die bekannte amerik. Thierwelt in sich, so erscheinen die Classen der niedern Entwickelungsgrade im Vergleich mit andern Welttheilen in einer verhältnißmäßig sehr überwiegenden Zahl. So z. B. belehrt ein Blick auf die oft 600 F. mächtigen, kleinen, Küstengebirgen ähnlichen Randschichten an den chilenischen Küsten und benachbarten Inseln über die Existenz unzähliger Seevögel; denn jene Massen sind weiter nichts als der unter dem Namen Guano bekannte verhärtete Koth solcher Schwärme, die man gar oft in einer Breite von sechs Faden, ununterbrochen drei Stunden lang vorüberziehen sieht. Was sich unter den Classen der Thierwelt bekundet, dasselbe stellt sich heraus für das gegenseitige Verhältniß der drei Naturreiche. Reicher schon und großartiger zeigt sich die Pflanzenwelt; am verschwenderischsten aber

scheinen die Schätze des Mineralreichs ausgetheilt zu sein. Keine andern Gegenden der Erde haben den Silberreichthum, nur wenige den Goldreichthum Californiens und der äquatorialen Gebirgsgegenden, die Diamanten und andern Edelsteine Brasiliens, Neu-Granadas, Chiles und Perus, die Blei- und Kupferlager Wisconsins u. s. w.

Bevölkerung. Den Ausspruch, daß in A. Reichthum und Menge in den höhern Stufen der physischen Entwickelungsformen immer mehr abnimmt, bestätigt auch der einheimische Mensch: er blieb in Zahl und Kraft noch hinter der Thierwelt zurück. Ob A. als ein abgeschlossenes Erdindividuum aus eigenem Schoose ein Menschengeschlecht entwickelt hat, mag zu bezweifeln stehen, weniger weil aus den charakteristischen Ausprägungen der Race asiatische Grundzüge hervorleuchten, sondern weil die Natur des Welttheils nicht wohl geeignet erscheint, ein selbständiges Geschlecht zu erziehen. Dagegen trägt A. den echten Stempel eines Coloniallandes. Gebe man aber auch A. seinen kupferfarbenen Adam, oder lasse man in einer unbestimmten Vorzeit asiat. Stämme als erste Bevölkerer einziehen: als die Europäer A. kennen lernten, stand eigens charakterisirt der sogenannte eingeborene, kupferfarbige Amerikaner da. (S. Amerikanische Race.) Seit Columbus sind nun Europäer aller Nationen in Menge eingewandert. Der Hauch ihrer Thätigkeit hat die Eingeborenen niedergedrückt, und das um so schneller, als die Schwäche des amerik. Naturells das Bedürfniß hervorrief, zur Arbeit in den Colonien den kräftigen Neger nach A. zu bringen, und somit neben der kupferfarbigen und weißen auch die schwarze Menschenrace in die Neue Welt zu verpflanzen. Aus den Ehen dieser dreierlei Geschlechter entstanden je nach der verschiedenen Vereinigung sogenannte Mischlinge, unter denen die Spanier viele Abstufungen unterscheiden: wie z. B. Mestizen, Mulatten, Zambos u. s. w. (S. Farbige.) Die von europ. Ältern in gesetzmäßiger Ehe abstammenden Bewohner der Neuen Welt nennt man Creolen (s. d.).

Die gesammte Bevölkerung A.s kann man zu 50 Mill. annehmen, von denen auf Nord- und Mittelamerika 30 Mill., auf Westindien 3,600000, und auf Südamerika etwa 16,400000 zu rechnen sind. Es bildet dieselbe ungefähr den 18. Theil der Gesammtbevölkerung der Erde, während die Größe des Erdtheils ungefähr den 10. Theil aller Landflächen beträgt. Diese geringe Volksdichtigkeit von etwa 73 Menschen auf einer Quadratmeile übertrifft nur die Australiens fast fünffach; dagegen verhält sie sich zu der von Afrika wie 1 zu 3, zu Asien wie 1 zu 7, zu Europa wie 1 zu 20. In Bezug auf die Varietät wird die Bevölkerung jetzt aus drei verschiedenen Racen, den Amerikanern, den Europäern und Negern, bestehend erachtet. Die Mehrzahl, etwa 20 Mill., sind kaukasischer Race; 12½ Mill. gehören der kupferfarbigen Race und solchen Mischlingen an, die ihr näher stehen als den Weißen; 8 Mill. kommen auf die Neger; 9½ Mill. rechnet man auf die Mischlinge von Kupferfarbigen oder von Negern mit vorheirschend europ. Blute. Von allen in A. gesprochenen Sprachen ist die englische die ausgebreitetste, da sie von 18 Mill. gesprochen wird. Die spanische wird von 13½ Mill., die portugiesische von 4 Mill., die französische von 1 Mill., und die holländische, deutsche, dänische, schwedische und russische von etwa 2 Mill. gesprochen. Die einheimischen Sprachen, deren man 600 zählt, leben noch im Munde von 12 Mill. Menschen. (S. Indianer.) Der Religionsverschiedenheit nach fallen der kath. Kirche etwa 23 Mill. zu, von denen 16 Mill. auf die ehemaligen span. Gebiete, 4 Mill. auf Brasilien, 3 Mill. auf Westindien, die Vereinigten Staaten und das brit. Nordamerika kommen. Wenn so die Mehrzahl der Katholiken auf Südamerika fällt, leben die 21 Mill. Protestanten fast ausschließlich in Nordamerika. Die Zahl der Heiden mag 3½ Mill. nicht übersteigen, wozu noch 2 Mill. Neger kommen, die man nicht zu den Christen zählen darf.

Civilisation. In ein geheimnißvolles Dunkel ist die amerik. Eroberung durch die Europäer gehüllt; nur einzelne Lichtpunkte werfen die Forschungen der neuern Zeit in jene Epoche. In der Alten Welt entwickelte sich die Civilisation zwischen der heißen und kalten Zone der nördlichen Halbkugel; sie ließ sich auf den niedern Hochebenen und in den Tiefebenen nieder, die von den Hochländern ersten Ranges, wo die barbarischen Völker wohnten, beherrscht wurden, und ihr Weg ging von Ost nach West. Anders in der Neuen Welt. Hier entstand die einheimische Cultur auf den Hochebenen ersten Ranges, und die Wilden wohnen in den Tiefebenen und auf den niedern Hochländern. Die einzigen Einfälle, deren die amerik. Geschichte erwähnt, geschehen durch die civilisirenden Völker, die von Nord nach Süd durch die Hochebenen der Anden vorrücken. Die einheimische Gesittung ging von drei gleichzeitigen Mittelpunkten aus; die Hochebenen von Peru, Cundinamarca und Mexico bildeten die Culturmittelpunkte des Welttheils. Die Peruaner wurden unter den Inkas, den Söhnen der Sonne, ihren Fürsten und Oberpriestern, durch die Formen der sanften Religion des Manko-Kapak zu einer friedlichen, aber un-

kräftigen Nation gefesselt. Die Tolteken und Azteken des Hochlandes von Anahuac wurden mehr politisch und kriegerisch von den Kaziken beherrscht, während in der Mitte zwischen Peru und Mexico die Muyscas auf Cundinamarca ein geistliches und ein weltliches Oberhaupt hatten. Alle, vom Titicacasee bis Mexico, trieben den Ackerbau, Handwerke und Künste, und haben die Spuren einer eigenen Civilisation hinterlassen. (S. **Amerikanische Alterthümer**.) In der Landenge von Panama unterbrachen wilde und kriegerische Völkerschaften den Schauplatz der civilisirten Nationen, während sich in den gemäßigten Zonen der Anden an den Nord- und Südenden der hohen Culturstphären Völker im allmäligen Übergange zu den wilden Horden der Tiefebenen fanden. Südlich, in den Alpenthälern von Chile, wohnte und wohnt noch jetzt das kriegerische, gastfreie Volk der Ackerbau und Viehzucht treibenden Araucaner; nördlich, auf den Hochebenen des Oregon, waren und sind Völker seßhaft, die zwar nur von Jagd und Fischerei leben, aber unter geordneten Regierungsverhältnissen eine sehr entwickelte Sprache haben, in Kupfer und Eisen arbeiten, und viel eigenthümliche Civilisationsspuren zeigen. Die düstere, kalte, schweigsame und unempfindliche Race der wilden Indianer bewohnt dagegen die Tiefebene und die niedern Hochländer. Diese eigentlichen Wilden durchstreifen als Jäger und Fischer die weiten Räume, sind aber durch die wachsende Civilisation immer mehr zurückgedrängt worden.

Seit dem Beginn des 16. Jahrh. hat sich freilich das ethnographische Bild A.s wesentlich geändert. Während die Europäer als Eroberer und Colonisten einzogen, schwanden die einheimischen Bevölkerungen zusammen oder gingen gänzlich unter. Den Europäern folgten später die Neger als Sklaven. Spanier und Portugiesen bemächtigten sich Südamerikas und Mexicos; Franzosen und Engländer Nordamerikas, wiewol die Franzosen den Briten bald das Feld räumten. Russen haben sich im äußersten Nordwesten festgesetzt. Die Antillen wurden der gemeinschaftliche Boden für sechs europ. Nationen und ein Negervolk, und Guiana ward ein Colonialland für Frankreich, England und Holland. Hesperien und Britannien wurden die Organe, aus A. ein neues Europa zu machen, es zu unterwerfen, zu civilisiren und zum Christenthum zu bekehren. Die Spanier eroberten und besetzten die Hochländer der Anden und die schon civilisirten Gegenden A.s; sie konnten aber die vorgefundene Bevölkerung weder vertreiben noch vernichten. Sie ließen sich unter ihr nieder, und machten die Einheimischen zu ihren Arbeitern und Unterthanen. Die Portugiesen im Süden und die Engländer im Norden colonisirten die Ostküsten, verdrängten die Eingeborenen, und bildeten neue Gemeinwesen, in die südlich mehr, nördlich weniger amerik. Element überging, in denen jedoch zwei verschiedene Entwickelungswege verfolgt wurden. Die Einen bewohnten ein Land in Klima und Boden ihrem Vaterlande ähnlich, und konnten europäisch bleiben; die Andern wählten die Äquinoctialgegenden zu neuer ungewohnter Heimat, und holten Negersklaven zur Arbeit über den Ocean. Auf solche Weise gestaltete sich eine natürliche Vertheilung der verschiedenen Elemente auf amerik. Boden. In Nordamerika wurde der Südosten europäisch, die Indianerstämme zogen sich nach dem Nordwesten zurück; in Südamerika dagegen wurden dieselben von allen Seiten umschlossen, sie berühren nur im Orinoco- und Amazonen-Delta und in Patagonien den offenen Ocean. Mittelamerika und das westliche Südamerika wurden Vereinigungsländer von Europäern und Eingeborenen; die östlichen Küstenländer zwischen dem 35° n. und dem 35° s. Br. wurden europ. Länder mit Sklaven, und jenseit dieser Parallelen solche ohne Sklaven. Das europäisirte A. bietet daher drei Kasten dar: die Europäer, die Eingeborenen und Sklaven. Ihre Farbe sondert scharf; die sie trennenden Schranken sind jedoch nicht überall von gleicher Festigkeit. Denn der Spanier und Portugiese verschmilzt leicht mit dem Eingeborenen; der Angloamerikaner aber scheidet sich streng von ihm, und auf den Antillen sind Weiße und Schwarze verbunden, doch nicht vermischt. Der Einfluß des Weißen steht entscheidend für die Entwickelung der gesellschaftlichen Zustände da, denn er beherrscht durch seine Geistesüberlegenheit den fühllosen Eingeborenen, den sinnlichen und gedrückten Neger, den unternehmenden und thätigen Mulatten, und erhebt diese bunte Menge allmälig auf seine Gesittungsstufe.

Die Weißen im Süden haben indessen eine andere Civilisation als die den german. Völkern entstammenden Weißen im nördlichen A., und damit zwei ganz verschiedene Elemente hervorgerufen für die Gestaltung des Schicksals der Amerikaner. Spanier und Portugiesen kamen aus dem romanischen, katholischen, von unumschränkten Fürsten beherrschten Südeuropa. Sie verließen ihr Vaterland, verlockt durch die Schätze der Neuen Welt; sie bezogen einen ungewohnten Himmelsstrich, der Viele tödtete, Andere geistig entkräftete oder berauschte. Ein breiter Ocean bot der Rückkehr nach Europa durch widerwärtige Strömungen Hindernisse

und isolirte den Colonisten von der Heimat. Gewalt drängte dem Einheimischen den Katholicismus auf, ohne sein Herz zu bekehren. Die auf heimischem Boden selbst kränkelnde Civilisation faßte nicht feste Wurzel in fremdem Lande; das Volk wurde absichtlich unwissend gelassen und selbstsüchtige Gesetze hemmten den Verkehr, Gewerbfleiß und Handel. So ging der Colonist mit dem Eingeborenen, der Eingeborene mit dem Colonisten unter. Aus den Colonien wurden selbständige Staaten, die meisten Republiken, einige Monarchien; aber nichts zeigte sich, was ein Volk der Freiheit würdig machte, die Dumpfheit einer entkräfteten Existenz ward blos gestört durch unaufhörliche Kriege. Anders im Norden. Der brit. Ansiedler kam als Stellvertreter des germanischen, gemäßigten, gewerbsamen, freien und sittlichen Europas in einen Erdstrich, seiner Heimat ähnlich. Er fand weder Gold noch Edelsteine, wol aber einen Boden, der auf die arbeitende Hand wartete, um zu belohnen; er bildete freie Gemeinden, gründete alle Einrichtungen auf die Religion, und blieb unvermischt mit dem Eingeborenen oder Neger. Der Verkehr mit dem Mutterlande war leicht, und geistig wie commerciell bald belebt und innig. Das Mitgebrachte wurzelte tief in amerik. Boden, verbreitete sich schnell und ging unter freiem, verständigem Schutz selbst in die Gegenden über, wo eine andere Natur neue Gesetze des Lebens vorschrieb. Der größte Theil der engl. Ansiedler wurde eine freie Nation; ein großer Bund republikanischer Staaten bildete sich, gestützt auf den Grundsatz der Gleichheit der Stände. Nicht blos Metalle und Colonialwaaren wanderten von A. nach der Alten Welt, sondern auch die geistige Frische neuer politischer Theorien wirkte mächtig zurück. So steht ein romanisches und ein germanisches A. in mächtigem Gegensatz einander gegenüber. In einem wichtigen Punkte des gesellschaftlichen Zustandes aber treffen sie doch zusammen, nämlich beiden fehlen die privilegirten Stände; denn ein neues Vaterland, eine neue Natur löste jede Vergangenheit und foderte eine gemeinsame Gegenwart zur Erreichung einer einigen Zukunft. Dieser Grundcharakter der amerik. Civilisation greift wesentlich ein in die Staatengeschichte der Neuen Welt. Da die amerik. Colonien weder fürstliche Familien noch einheimischen Adel besaßen, welche die öffentliche Gewalt hätten in Anspruch nehmen können, so mußten sie sich bei ihren Unabhängigkeitserklärungen von den Mutterstaaten schon darum der demokratisch-republikanischen Regierungsform zuwenden. Zugleich aber ging dieser Republikanismus nach zwei Richtungen auseinander. Man stiftete in Nordamerika, wo es galt, die verschiedensten Völker und divergirende Bedürfnisse und Interessen aneinanderzupassen, Bundes- oder Föderativstaaten, während sich die gleichartigern span. Volkselemente im Süden der Form des Centralstaats zuneigten. Mexico und Guatemala, die südlichen Nachbarn der nordamerik. Republik, ließen sich zwar, durch das Beispiel der letztern bewogen, zum Föderatismus verleiten; allein dieser Misgriff strafte sich durch Bürgerkrieg, Militärdespotismus und fortgesetzte innere Umwälzungen, die zu gänzlicher Ohnmacht und Zersplitterung führten. Überhaupt aber läßt sich nicht verkennen, daß die jungen, in losen Formen schwebenden Staats- und Gesellschaftselemente im Norden wie im Süden A.s wol noch manchen Entwickelungsproceß zu durchleben haben, ehe sie zu einer schärfern, sichern und innerlich gegliederten Gestaltung des politischen Lebens werden gelangen können.

Die selbständigen Staaten A.s sind folgende: 1) die Vereinigten Staaten von Nordamerika, 2) Mexico, 3) Guatemala, 4) San-Salvador, 5) Honduras, 6) Nicaragua, 7) Costa-Rica, 8) Yucatan, 9) das Kaiserthum Haiti, 10) die Republik San-Domingo, 11) Venezuela, 12) Neu-Granada, 13) Ecuador, 14) Peru, 15) Bolivia, 16) Argentinische Republik, 17) Paraguay, 18) Uruguay, 19) Chile, 20) das Kaiserthum Brasilien. Zu den einheimischen Staaten gehören das Land der Araucanen und das Königreich Mosquitia. Die Colonien der Europäer umfassen folgende Länder: 1) Rußland gehört der äußerste Nordwesten mit den Halbinseln der Tschuktschen, der Tschugatschen und Aljaska, den Aleuten und einigen benachbarten Inseln; 2) Großbritannien besitzt: das arktische A., die Hudsonsbailänder, Canada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland mit der Insel Cap Breton, Neu-Fundland, die Bermudasinseln, die Lucayen oder Bahamainseln; ferner die kleinen Antillen Trinidad, Tabago, Granada, St.-Vincent, Barbadoes, Sta.-Lucia, Dominica, Antigua, Barbuda, Anguilla, u. s. w., von den großen Antillen Jamaica, dann Honduras oder Balize in Yucatan, ein Theil von Guiana und die Falklandsinseln; 3) Dänemark gehören: Grönland und die Virginischen Inseln Ste.-Croix, St.-Thomas und St.-Jean; 4) Holland gehören: die Antillen unter dem Winde (Curaçao, St.-Martin, St.-Eustache, Saba u. s. w.), sowie ein Theil von Guiana (Surinam); 5) Frankreich besitzt: Guadeloupe, Martinique u. s. w. in den Antillen und einen Theil Guianas; 6) Spanien hat noch: die Inseln Cuba und Portorico; 7) Schweden gehört: die Antille St.-Barthélemy.

Das Verdienst, den amerik. Continent dem modernen Europa zuerst erschlossen zu haben, gebührt dem Genuesen Cristoforo Colombo (s. d.), der, nach einer ebenso gefahrvollen wie genialen Entdeckungsreise, im Oct. 1492 Guanahani, eine der Bahamainseln, fand. Er nannte diese Insel San-Salvador. Indessen steht fest, daß die Europäer schon seit dem frühern Mittelalter, zu verschiedenen Zeiten, die amerik. Küsten entdeckten und berührten. Von Island aus fanden Normänner bereits das Nordpolarland Grönland, worauf eine Entdeckung der andern folgte. Der Isländer Bjarne Herjulfsson erblickte 986 die Küste von Massachusetts und Rhode-Island, welche im J. 1000 von Leif dem Glücklichen besucht und Vinland (s. d.) genannt wurde. Vgl. Wilhelmi, „Island, Hvitramanaland, Grönland und Vinland" (Heidelb. 1842). In der Folge unternahmen die Brüder Niccolo und Antonio Zeni 1388 und 1390 Fahrten in den nordatlantischen Ocean. Sie wurden an das räthselhafte Frieslanda (wahrscheinlich die Faröer) verschlagen, und sahen darauf einen Theil von Nordostamerika, welches sie Drogno nannten (Neu-Schottland). Diese Entdeckungen übten aber keinen Einfluß auf das Unternehmen Columbus'; sie waren vergessen und den Südländern unbekannt. Ungeachtet Columbus für seine Zeit den ersten Schritt in den neuen Erdtheil that, ward dieser doch nicht nach ihm, sondern nach Amerigo Vespucci (s. d.) genannt, welcher 1501 seine erste Reise über den Ocean unternahm. (Über die Entdeckungsgeschichte der einzelnen Länder von A. vgl. die betreffenden Artikel des Werks.) Das Verdienst, den Naturcharakter A.s am wissenschaftlichsten und geistreichsten untersucht zu haben, bleibt A. von Humboldt (s. d.); seine Arbeiten erst brachen die Bahn, und spornten an, den ernstern Blick auf die Natur und Geschichte der Neuen Welt zu richten. Vgl. A. von Humboldt, „Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent" (5 Bde., Par. 1836—39); Long, Porter und Tucker, „America and the West-Indies geographically described" (Lond. 1843); Macgregor, „The progress of America etc." (2 Bde., Lond. 1847); Andree, „Amerika" (Braunschw. 1851 fg.).

Amerikanische Alterthümer. Die Denkmäler Amerikas, welche als Zeugen einer eigenthümlichen Cultur der eingeborenen Völker auf uns gekommen, zerfallen in Monumente einer vorgeschichtlichen Zeit, und in solche, die in Mexico seit dem 7. Jahrh. von den Tolteken und ihren Nachfolgern, den Azteken (s. d.), in Peru seit dem 12. oder 13. Jahrh. unter der Dynastie der Inkas (s. d.) errichtet worden sind. Während die erstern schon von den alten Peruanern und Azteken, wie noch jetzt von den nordamerik. Indianern als Werke von Riesen und Göttern angestaunt, dem Forscher nur beängstigende Ahnungen über die Geschichte der namenlosen Völker in Amerikas Vorzeit gestatten, sind die letztern, in Verbindung mit den zwar reichhaltigen, aber oft einseitigen Berichten der Conquistadoren über die Gesittung der von ihnen unterjochten Völker, zur Aufhellung der Geschichte und eigenthümlichen Culturverhältnisse derselben von der höchsten Wichtigkeit. Es wird darum, seit A. von Humboldt das Licht der Wissenschaft auch in die Neue Welt hinübergetragen, das Studium des amerik. Alterthums und die Geschichte der einheimischen Race mit dem erfolgreichsten Eifer von Europäern und Amerikanern, von Einzelnen und ganzen Gesellschaften (z. B. der Ethnographischen Gesellschaft in Neuyork) betrieben. Man sammelt diese Alterthümer in Museen (zu Neuyork, Mexico, Washington u. s. w.) und beschreibt sie sorgfältig. Schon sind im Süden und Norden viele einzelne Denkmäler und die Ruinen ganzer Städte wiederentdeckt worden, welche bei der Verödung jener Länder durch die mit den weißen Eroberern geführten Kriege in Vergessenheit geriethen, oder von der üppigen, emsig an der Zerstörung arbeitenden tropischen Vegetation überwuchert lagen. Eine Übersicht des bereits Bekannten liefern Braunschweig's „Altamerikanische Denkmäler" (Berl. 1840) und Bradford's „American antiquities" (Neuyork 1841).

Die amerik. Alterthümer sind verschiedener Art, je nach den Gegenden und den Nationen, denen sie angehören. Im Allgemeinen unterscheidet man drei Abtheilungen: nordamerikanische, südamerikanische und mittelamerikanische Alterthümer, die zugleich drei verschiedene Culturstufen repräsentiren. Dem verhältnißmäßig einfachsten Culturzustande entsprechen die Denkmäler Nordamerikas, die namentlich durch die Untersuchungen von Squiers und Davis in den auf Kosten der Smithsonian Institution herausgegebenen Werke: „Ancient monuments of the Mississippi valley" (Washington 1848) bekannter geworden sind. Sie zerfallen in drei Gruppen. Die erste beginnt östlich an den Quellen des Alleghany in Neuyork, und zieht sich südlich vom Eriesee bis zum Missuri hin; die zweite erstreckt sich von Texas am Mexicanischen Meerbusen bis Südcarolina; die dritte befindet sich am Mississippi und seinen Zuflüssen, in den Staaten zwischen den Apalachen und Mexico. Außer Straßendämmen, Treppen zu Flüssen, Aufgängen zu und Verbindungsdämmen zwischen Hügeln, bestehen die Denkmäler namentlich in Umwallungen

und künstlichen Hügeln, die sich, aus Erde oder Stein oder beiden zugleich aufgebaut, in so großer Anzahl finden, daß man selbst versucht worden ist, sie für Werke der Natur zu halten. Im Staate Ohio allein kennt man bis jetzt an 10000 Hügel (mounds) und 1500 Umwallungen (enclosures). Die Wallbauten, zur Vertheidigung und für den Cultus bestimmt, sind meist von regelmäßiger Gestalt (Quadrate, Kreise, Parallelogramme, Ellipsen, Polygone), 5—40 F. hoch, und umschließen in der Regel einen Raum von 1—5 Acres, einige jedoch mehr, ja selbst von 200 Acres. Fast immer befinden sich in ihnen eine oder mehre Cisternen. Die Vertheidigungswerke, erbaut auf freistehenden Anhöhen, kleinen Vorgebirgen, Flußhalbinseln und den hohen Flußrändern, scheinen weniger auf Abwehrung als auf Sicherstellung berechnet. Die dem Cultus bestimmten Wallbauten, stets von geringerm Umfange, meist Quadrate, einzelne oder verbundene Kreise und Kreisabschnitte von 250—300 F. Durchmesser bildend, umschließen einen, oder auch mehre Hügel, und liegen gewöhnlich innerhalb größerer Vertheidigungswerke.

Außer diesen riesigen Bauten hat man in Nordamerika andere Reste aufgefunden, die auf eine höhere Cultur deuten, als sie die heutigen Indianer besitzen. Dahin gehören die 5—6 Zoll großen, dunkelbraunen, gebrannten Vasen von zierlicher Form und Ornamentirung, die den in Deutschland ausgegrabenen gleichen; Pfeifenköpfe und andere Gegenstände aus Thon oder Stein, mit Menschenköpfen von oft edlem Ausdruck, die den amerik. Typus zeigen, oder mit Vögeln, Fröschen u. dgl.; Geräthe, Schmucksachen und Waffen aus Kupfer von den Obern Seen, von Glimmer aus den Alleghanys, von Muscheln aus dem Mexicanischen Golf, von Obsidian aus Mexico. Diese Reste wurden auf allen Punkten des breiten Mississippistromgebiets ausgegraben, und deuten auf einen regen Handelsverkehr unter den einst hier wohnenden Völkern, deren Blüte aller Wahrscheinlichkeit nach vor das Jahr 1000 n. Chr. fällt.

Zeugen einer höhern Culturentwickelung sind die Denkmäler Südamerikas, in Peru, Quito und Bolivia, den Hauptbestandtheilen des von den Spaniern zerstörten Inkareichs. Jedoch ist von den zahlreichen Resten ihrer Cultur bis jetzt nur Weniges untersucht und in den Werken Humboldt's und d'Orbigny's beschrieben und abgebildet worden. Zu den bekanntern Denkmälern gehören: die ungeheuern Mauern bei Tiahuanaco unfern La Paz in Bolivia, zusammengesetzt aus Stunden weit herbeigeführten Steinblöcken von 4000 Kubikfuß; die Ruinen eines Inkatempels auf der Insel Titicaca im gleichnamigen See; die Reste des berühmtesten aller Tempel des Pachacamac, vier Leguas von Lima; die an verschiedenen Orten vorkommenden Gräber und Paläste der Inkas. Alle Bauten, meist einfache Vierecke aus großen behauenen Steinen, mit riesigen Steinplatten gedeckt, sind charaktrisirt durch die pyramidale Gestalt der Thür- und Fensteröffnungen, welche sich öfter mit einfachen und schönen Umfassungen geziert finden. Die Sculpturen an den Tempelruinen von Tiahuanaco zeigen bei einer sorgfältigen Behandlung nur die allgemeinen Bedingnisse der menschlichen Form. Die eigentliche Gestaltung verräth Willkür, die Ausbildung erfolgt nach conventionellen Gesetzen. Der Bau von Festungen, Kanälen, Brücken (aus Holz) und Straßen war in Peru bedeutend ausgebildet. Den Beweis dafür liefert die großartige Inkastraße, die im Gebirge durch Felsen gesprengt, die Abgründe auf mächtigen Erddämmen überschreitend, in doppeltem Laufe theils auf dem Kamme der Anden, theils längs der Küste, von Cuzco nach Quito führte, und zum Schutz wie zur Bequemlichkeit mit Festungen und Herbergen versehen war. In Metall- und Goldschmiedearbeiten scheinen sich die Peruaner nicht über das Gewöhnliche erhoben zu haben. Außerdem besitzt Südamerika in den Savannen von Varinas eine fünf M. lange, aus hohen Dämmen bestehende Straße und viele Begräbnißstätten. In dem jetzt von den rohesten Stämmen bewohnten Orinocogebiete finden sich hoch an Felswänden riesige Darstellungen, Thiere, planetarische Figuren u. dgl., wahrscheinlich von symbolischer Bedeutung. Sie wurden in neuester Zeit besonders durch den Reisenden Schomburgk untersucht.

Unstreitig die interessantesten und wichtigsten Denkmäler altamerik. Cultur finden sich in den Hochländern des mittlern Amerikas, im alten Mexico, Guatemala und Yucatan. Namentlich sind es Werke der Baukunst und Bildnerei, welche hier theils vereinzelt in der Nähe noch bestehender Wohnplätze, theils in Massen vereinigt als Reste ganzer großer Städte (gewöhnlich casas piedras genannt) dem Forscher entgegentreten. Obgleich sie im Allgemeinen gleichen Charakter tragen und das Bild einer und derselben nach den einfachsten Principien vollständig durchgeführten Kunst zeigen, so lassen sich doch wenigstens zwei verschiedene Entwickelungsstufen unterscheiden. Der einen vollendetern und jedenfalls frühern gehören die Denkmäler in Oaxaca, Guatemala und Yucatan an, der andern jüngern oder der aztekischen die Denkmäler, welche in Mexico, überhaupt innerhalb der Grenzen des ehemaligen Reichs der Azteken erhalten sind.

Doch ist eine genauere Sonderung derselben nach Nationalität und Zeitaltern noch nicht möglich. Seit Antonio del Rio, der zuerst 1787 auf Veranlassung des Gouverneurs von Guatimala die Ruinen von Palenque (s. d.) besuchte, dessen Bericht aber erst 1822 franz. und engl. erschien, erforschten, zeichneten und beschrieben noch Mehre die Denkmäler dieser Gegenden. So reisten Dupaix (vgl. Kingsborough's umfassendes Prachtwerk „Antiquities of Mexico", 4 Bde., Lond. 1829), ferner Galindo, Gailhabaud, Stephens („Incidents of travel in Central-America", 10. Aufl., 2 Bde., Lond. 1842), Nebel („Voyage pittoresque et archéologique en Mexique", Par. 1836), Squiers u. A. in Mexico und Centralamerika. Waldeck („Voyage pittoresque et archéologique en Yucatan", Par. 1834), Stephens („Incidents of travel in Yucatan", 2 Bde., Lond. 1843), Norman („Rambles in Yucatan", Neuyork 1843) besuchten die Städtereste in Yucatan. Zu den wichtigsten seit Humboldt bekannt gewordenen Denkmälern gehören die beiden Pyramiden bei San-Juan de Teotihuacan im Thale von Mexico mitten in einem System kleiner hoher Pyramiden gelegen. Sie gehören, wie das Monument von Cholula, zu den ältesten Denkmälern des Landes. Andere Pyramiden merkwürdiger Structur finden sich zu San-Christobal Teopantepec, zu Sta.-Cruz del Quiche, bei Xochicalco, in Guatusco, bei Cuernavaca und anderwärts. Ruinen ganzer Städteanlagen finden sich zu Tusapan, bei Papantla in Veracruz, bei Mapilca in derselben Gegend, zu Tehuantepec in der Provinz Oaxaca, in dem bekannten und vielfach beschriebenen Palenque in der Provinz Chiapa, zu Ocosingo in derselben Provinz, zu Copan in Honduras, zu La Quemada bei Villa Nueva im Süden von Zacatecas; ferner in der Provinz Vera-Paz, am Rio Gila und anderwärts. Großartig sind die Monumente zu Uxmal (dem alten Itzalane), zu Kabah, Zagi (oder Salli), Chichen-Itza, Tuloom und vielen andern Orten in Yucatan, sowie zu Mitla in Oaxaca, welche, obgleich sie sämmtlich älter als die aztekische Herrschaft sein müssen, doch die amerik. Kunst in ihrer höchsten Entwickelung zeigen.

Die gesammte Architektur des mittlern Amerikas hat die Pyramide zum Grundprincip. Vorzugsweise kommt dieses in den religiösen Monumenten, weniger sichtbar in Tempelbauten und Palästen zur Erscheinung. Die Teocallis (d. i. Gotteshaus), gewissermaßen zu riesiger Größe emporgebaute Altäre, sind stets vierseitige, genau nach den Weltgegenden orientirte, oben zu einer größern oder kleinern Fläche abgeschnittene Pyramiden, auf welcher sich häufig noch andere, meist nicht sehr hohe Baulichkeiten erhoben. Die Teocallis steigen entweder in einfachen, schiefen Flächen empor, oder sie erheben sich in mehren (höchstens acht) großen Absätzen, die entweder besondere Terrassen bilden, oder blos durch herumlaufende, gewöhnlich verzierte und casettirte Gurtungen angedeutet werden. Zur Scheitelfläche führen an einer oder mehren Seiten breite und steile Treppen; bisweilen jedoch laufen Treppen oder Aufgänge zickzackförmig, oder sonst eigenthümlich angeordnet, von einem Absatze zu dem andern. Rings um die Teocallis waren große Höfe, in denen sich die Wohnungen der Priester und andere für den Göttercultus nöthige Räume befanden. Die Pyramidalform kehrt auch bei andern Bauten wieder, insofern dann die Größe der einzelnen Stockwerke stufenförmig abnimmt. Die Architektur der Mexicaner ist mit Bewußtsein durchgeführt, wenn sie auch von keiner sehr hohen Entwickelungsstufe zeugt. Alle Details und Gliederungen sind nach den einfachsten Gesetzen gebildet. Zum Schmuck der Wandflächen sieht man nur geradliniges, wenn auch zum Theil reich und mannichfaltig zusammengesetztes Casettenwerk, Mäanderzüge, Zickzacks u. dgl. angewendet. In ihrer Hauptform erschienen die zu ebener Erde, oder auf einfachen Terrassen, oder auf den Scheiteln der Teocallis errichteten Gebäude als einfache viereckige Massen mit geradlinig überdeckten Portalen, einfach viereckigen Pfeilerstellungen, über denen sich oft ein friesartiger, reich ornamentirter, selbst überladener Aufsatz erhebt. Die Bedachung ist entweder horizontal oder durch stufenförmig übereinander geschichtete Steinplatten gebildet. Diese eigenthümliche Bedachung sowie der Mangel an Säulen machen die Ausführung eines bedeutenden Innenbaus unmöglich. Mit den Bauwerken vereinigt, werden meist Sculpturen, als Reliefs oder als freistehende Statuen, angetroffen. In denselben erkennt man noch viel deutlichere, auf verschiedene Volksthümlichkeiten und Zeitalter hindeutende Unterschiede. Eine Anzahl kolossaler Götzenbilder, welche von den andern Sculpturen ganz abweichen, entdeckte 1850 der Consul Squiers auf den Inseln Pensacola zu Omatepec im Nicaraguasee und der Insel Monotimbita im See von Monagua. Die aus einfach colorirten Umrißlinien bestehenden hieroglyphischen Malereien der Mexicaner sind in demselben Stile wie ihre Sculptur gehalten. Mehre derselben finden sich in europ. Sammlungen, z. B. auf der dresdener Bibliothek. Sauber gearbeitete Geräthschaften aus Metall und Thon, unter denen namentlich die Nachbildungen der Thiere besonders zu nennen, finden sich in

europ. Museen. Eine vorzügliche Sammlung mexican. Alterthümer besitzt Uhde in Handschuchsheim bei Heidelberg.

Amerikanische Racen, s. Indianer.

Amerling (Friedr.) ausgezeichneter Porträtmaler zu Wien, wurde daselbst 14. April 1803 geboren. Er war gänzlich mittellos, und mußte sich die Mittel für die Requisiten zum Eintritt in die Akademie der bildenden Künste durch Illuminiren und Zeichenunterricht verdienen. Jetzt erst begann er in Öl zu malen und ein entschiedenes Talent für das Porträt zu entwickeln. Eine geringe ersparte Summe, sowie die Unterstützung eines Oheims, setzten ihn 1824 in Stand, nach London zu gehen, wo er den berühmten Porträtmaler Th. Lawrence aufsuchte, der ihn in seinen Bestrebungen ermunterte. Dann reiste er nach Paris zu H. Vernet, der ihn ebenfalls sehr freundlich aufnahm. Nach seiner Rückkehr nach Wien fertigte A. zwei historische Gemälde: Dido von Äneas verlassen, und Moses in der Wüste, die den ersten Preis der Akademie erhielten. Im J. 1831 unternahm er eine Reise nach Italien und besuchte Venedig, Florenz und Rom. Hierauf malte er im Auftrage das für das Schloß in Laxenburg bestimmte Bild des Kaisers Franz I., welches denselben mit Scepter und Krone auf dem Throne sitzend darstellt, und sowol hinsichtlich der Anordnung und Zeichnung als der Ähnlichkeit großen Beifall fand. Auch die Porträts und Skizzen, die er in die wiener Kunstausstellung von 1832—34 lieferte, wurden sehr gut aufgenommen. In neuerer Zeit erwarb er sich besonders durch seine Judith Anerkennung. Eigenthümlich ist A. eine malerische Auffassung des Porträts, glänzendes Colorit und fließende Darstellung.

Amersfoort, Bezirksstadt in der niederl. Provinz Utrecht, an der schiffbaren Eem, in angenehmer Gegend, mit 13000 E. Unter den drei Kirchen ist die eine sehr schön. Die zahlreichen Tabackspflanzungen in der Nähe sind in der letzten Zeit in Verfall gerathen, ebenso, mit Ausnahme der Geneverbrennereien, die Fabriken in Taback, Baumwolle und Glas. Zwischen A. und Utrecht erheben sich in einer Ausdehnung von etwa zwei St. die sandigen **Amersfoorter Berge**. A. erhielt 1259 das Stadtrecht und wurde 1483 vom Erzherzog Maximilian, 1672 von Montecuculi, 1785 von den Franzosen eingenommen.

Amethyst, ein Schmuckstein, durch Manganoxydul dunkelviolett gefärbter Quarz (s. d.), der mehr in verwachsenen als in vollkommen ausgebildeten Krystallen vorkommt. Vorzüglich findet er sich in den Blasenräumen des Porphyr- und Mandelsteins. Da er ziemlich häufig ist, so besitzt er als Schmuckstein nur geringen Werth. Im Alterthume hielt man diesen Stein für ein Mittel, um sich vor Trunkenheit zu bewahren.

Amherst, eine im April 1826 gegründete Niederlassung der Engländer an der Tenasserimküste, auf dem südlichen Ufer des Saluenflusses in Hinterindien. Als nämlich die Engländer vermöge des Friedens zu Yandabu den Birmanen Martaban zurückgeben mußten, fanden sie es aus militärischen und Handelsrücksichten für nothwendig, in der Nähe Martabans eine Niederlassung zu besitzen. Die neue Stadt (16° 5′ n. Br. und 97° 25′ ö. L.), wurde nach dem Lord William Pitt Amherst (geb. 1773), dem damaligen Generalgouverneur des angloindischen Reichs (1823—28) genannt, und erfreute sich sofort eines großen Zulaufes von Mon oder Peguanern, welche ihren birmanischen Tyrannen entflohen und sich unter den Schutz Englands begaben. A. hatte schon im Jan. 1827 eine Bevölkerung von 1600 E., und zählt jetzt über 20000. Der Ort ist ein bedeutender Stapelplatz des Handels für alle indochinesischen Völker, sowie für Indien und China selbst. — **Amherstia** ist der Name eines, zur Familie der Leguminosen gehörigen und durch seine langen, scharlachrothen Blütentrauben ausgezeichneten Baums, welcher in der Nähe der neuen Stadt entdeckt und nach der Lady Amherst genannt wurde.

Amianth, ein zur Pyroxensubstanz gehöriges, mit Diopsid und Malakolith verwandtes Mineral, welches durch seine Neigung, langfaserige, seidenglänzende, elastisch biegsame Krystalle zu bilden, im Äußern von dem Asbest nicht zu unterscheiden ist. Durch die chemische Analyse ward jedoch nachgewiesen, daß viele Mineralkörper, welche für Asbest gehalten werden, gewiß zum Amiant gehören, und umgekehrt. Etwas Näheres ist jedoch durch eine hinreichende Anzahl chemischer Untersuchungen noch nicht festgestellt. (S. Asbest.)

Amici (Giovanni Battista), berühmter ital. Optiker und Astronom, wurde 1784 zu Modena geboren. Durch die Lecture Herschel's für die Astronomie begeistert, zeigte er zugleich früh ein großes mechanisches Talent, und beschäftigte sich vorzugsweise gern mit der Verfertigung optischer Instrumente. Schon zu Anfang dieses Jahrh. construirte er Spiegelteleskope von 7 F. Brennweite und 6 Zoll Öffnung. Später verfertigte er ein Fernrohr von 11 Zoll Durchmesser und 20 F. Länge. Im J. 1812 zeigte er dem ital. Institut ein Teleskop von neuer Construction

mit einem Hohlspiegel und einem im Mittelpunkt durchbohrten Planspiegel. Auch seine ersten Spiegelmikroskope, die besten, die man bis dahin gesehen hatte, datiren aus jener Zeit. Der damalige Kriegsminister hatte ihm die Stückgießerei zu Pavia zur Verfertigung eines Metallspiegels von 5 F. Durchmesser zur Disposition gestellt; aber der Fall des Königreichs Italien hinderte die Ausführung dieses Plans. Außer seinen Fernröhren verdankt man A. sechs verschiedene Arten der Camera lucida zu mikroskopischen Beobachtungen und zum Zeichnen. Besondere Beachtung verdient sein Polarisationsapparat, ausgezeichnet für die Beobachtung und genaue Messung aller Erscheinungen des polarisirten Lichtes, und ein 1827 construirtes, später bedeutend verbessertes, vortreffliches achromatisches Mikroskop. Zugleich entwickelte A. eine bedeutende literarische Thätigkeit, zumal durch Aufsätze in den Annalen mehrer Akademien. Wir besitzen von ihm beachtenswerthe Beobachtungen über die Doppelsterne, über die Jupitersmonde, über den Polar- und Äquatorialdurchmesser der Sonne (mittels eines neuen Mikrometers), Bemerkungen über den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen, über die Infusionsthierchen, über die Befruchtung der Pflanzen u. s. w. Zur Zeit des Königreichs Italien und der Restauration Professor der Mathematik in Modena, und von der provisorischen Regierung des Herzogthums 1831 zum Oberstudiendirector ernannt, ward A. später zur Oberleitung der Sternwarte nach Florenz berufen, wo er seitdem ununterbrochen geblieben ist. Sein Sohn, **Vincenzio A.**, Professor der Mathematik in Pisa, unterstützt den Vater im Amte. Der ältere A. ist Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften, auch der Akademien der Wissenschaften zu Berlin und London.

Amiconi oder **Amigoni** (Giacomo), Historienmaler, wurde 1675 zu Venedig geboren. Er arbeitete zuerst in seiner Vaterstadt, dann im Dienste des Kurfürsten von Baiern, hierauf in England, zuletzt in Madrid, wo er 1747 als Hofmaler starb. A. war einer der bessern unter jenen Künstlern, welche die Wände und Plafonds der damaligen Paläste und Kirchen rasch mit glänzenden Compositionen bedeckten. Außerdem malte er auch viele kleine Bilder. In Deutschland haben das Schloß Schleißheim bei München und die Sammlungen und Kirchen der bair. Hauptstadt Einiges von ihm aufzuweisen. Der berühmte Sänger Farinelli besaß von A.'s Hand eine große Anzahl Bilder, welche sämmtlich den glänzenden Empfang des Virtuosen bei den verschiedenen Herrschern Europas darstellten.

Amiens, die Hauptstadt des franz. Depart. Somme im Flachlande der Picardie, mit 48000 E., der Sitz eines Bischofs und königl. Gerichtshofes, ist befestigt und durch eine Citadelle vertheidigt. Sie besitzt eine akademische Lehranstalt, ein Collége, theologisches Seminar, eine medicinische Schule, Gewerbschule, mehre gelehrte Gesellschaften, eine Bibliothek, Bildergalerie und einen botanischen Garten. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die 1220 nach dem Plane des Baumeisters Robert de Luzarches erbaute Kathedrale mit 124 glockenähnlich tönenden Pfeilern als ein Meisterstück goth. Baukunst. Außerdem sind das Rathhaus, das sogenannte Wasserschloß und die Promenade der Hautoye zu bemerken. Die großen Fabriken in Sammet, Gilets, Teppichen, Band u. s. w. verarbeiten für 5—6 Mill. Fr. Seide, Wolle und Baumwolle, und tragen viel zu dem bedeutenden Handelsverkehr der Stadt bei. In A. ward Peter (s. d.), der Prediger des ersten Kreuzzuges, geboren. — Am 27. März 1802 unterzeichneten daselbst Joseph Bonaparte, der Marquis von Cornwallis, Azara und Schimmelpennink den Frieden von Amiens, der die Streitigkeiten zwischen England, Frankreich, Spanien und der Batavischen Republik schlichten sollte. Zufolge dieses Definitivfriedens, dem ein zu London 1. Oct. 1801 geschlossener Präliminarvertrag vorhergegangen, behielt England von seinen Eroberungen die Inseln Ceylon und Trinidad; auch blieben ihm die Häfen des Vorgebirgs der guten Hoffnung geöffnet. Frankreich erhielt seine Colonien zurück und gegen Brasilien in Guiana den Araowari zur Grenze. Die Republik der sieben Inseln wurde anerkannt und Malta wieder ein Ordensstaat. Spanien und die Batavische Republik erhielten, bis auf Ceylon und Trinidad, ihre Colonien wieder. Die Franzosen sollten Rom, Neapel und Elba räumen; das Haus Oranien sollte entschädigt werden. Die Integrität der Pforte ward in dem Zustande vor dem Kriege anerkannt, weshalb der Sultan Selim 13. Mai 1802 dem Frieden von A. förmlich beitrat. Allein dieser Friede fand in England bald allgemeine Misbilligung, da der erste Consul Bonaparte eine große Expedition nach San-Domingo ausrüstete und in allen irländ. Häfen franz. Consulate errichten wollte. Großbritannien weigerte sich daher, Ägypten und Malta zu räumen, weil es behauptete, Frankreich bedrohe ersteres. Das am 10. Mai 1803 von Seiten Großbritanniens, zur Ausgleichung aller neuen Differenzen beider Staaten, übergebene Ultimatum verlangte Entschädigung für den vom Continent vertriebenen König von Sardinien, Einräumung der Insel Lampedusa, sowie daß die franz. Truppen das Gebiet der Batavi-

schen und der Helvetischen Republik räumen möchten. Als dies die franz. Regierung abschlug, erklärte Großbritannien von neuem den Krieg.

Ämilius Paulus ein tapferer Römer, aus dem vornehmen Geschlecht der Ämilier, fiel als Consul im zweiten Punischen Kriege bei Cannä 216 v. Chr. — Sein Sohn Ämilius Paulus Macedonicus, dem Vater an Tapferkeit und Edelmuth ähnlich, überwand in der Schlacht bei Pydna 168 v. Chr. den Perseus, König von Macedonien, und hielt deswegen einen großen Triumph, bei welchem er so viel Beute in den Staatsschatz brachte, daß die regelmäßige Steuer, das Tributum, seitdem für die Bürger aufhörte. Während des Kriegs starben zwei seiner Söhne, deren Tod er hochherzig ertrug; ja er dankte den Göttern, daß sie dieselben zum Opfer gewählt, um den Wechsel des röm. Glücks abzuwenden. Er war Vater des jüngern Scipio Africanus (s. d.).

Amman, so viel wie Amtmann, eine in der Schweiz noch gebräuchliche Bezeichnung für Vollziehungsbeamte verschiedener Art. In mehren Cantonen, als Uri, Unterwalden, Schwyz, Glarus, Zug, Solothurn, Appenzell, St.-Gallen, Graubündten, Aargau, steht der Landammann an der Spitze der vollziehenden Gewalt, und ist in einigen dieser Cantone zugleich Präsident der Landsgemeinde oder des Großen Raths. Letzteres war früher auch in Bern der Fall. Außerdem gibt es in mehren Cantonen, wie in Zürich, St.-Gallen, Graubündten u. s. w., Bezirks-, Stadt- und Gemeindeammänner.

Ammann oder Amann (Jost), Maler des 16. Jahrh., geb. zu Zürich 1539, lebte meist in Nürnberg bis zu seinem Tode 1591. Weniger seine seltenen Gemälde als die ungeheure Zahl von Zeichnungen, welche er für den Stich und den Holzschnitt verfertigte, vielleicht aber nur geringen Theils selbst stach und in Holz schnitt, haben ihm einen großen Namen erworben. Er erscheint zwar im Ganzen derjenigen Manier unterthan, welche, von der römischen Schule ausgehend, die Zeichnung der meisten deutschen Künstler von 1550—1600 beherrschte; allein man bemerkt doch bei ihm mehr Studium der Natur und des Lebens als bei den Übrigen, und dabei eine unermüdliche Erfindungs- und Compositionsgabe. Eine Menge von Büchern sind durch ihn illustrirt worden. Die Bibel, Josephus, Reineke Fuchs, ein von ihm verfaßtes Kunstbuch, die Panoplia (eine Encyklopädie aller Handwerke und Verrichtungen des menschlichen Lebens), ein Kochbuch u. s. w. Sodann kennt man von ihm zahlreiche Bilderfolgen: einen Todtentanz, ein Wappenbuch, ein Jagd- und Thierbuch, Trachtenbücher, die Propheten, endlich in Kupferstich, außer den 12 Monaten, den Jahresgeschäften, den fünf Sinnen, ganze Folgen von bair. und franz. Fürstenporträts.

Amman (Joh. Konr.), ein um den Taubstummenunterricht verdienter Arzt, geb. 1669 zu Schaffhausen in der Schweiz, wo sein Vater Arzt war, studirte zu Basel die Arzneikunde und ging, nachdem er daselbst 1687 die medicinische Doctorwürde erlangt, nach Holland. Hier hielt er sich eine Zeit lang zu Amsterdam auf, wo er sich auch verheirathete. Später privatisirte er auf seinem bei Leyden gelegenen Landgute Warmund, und schlug sogar aus Liebe zum Privatleben die nach dem Tode seines jüngern Bruders ihm 1714 angetragene Professur der Naturgeschichte zu Schaffhausen aus. Er starb kurz nach der Rückkehr von einer zu botanischen Zwecken in sein Vaterland unternommenen Reise auf seinem Landsitze 1724. Am bekanntesten machte er sich durch seine glücklichen Versuche im Unterrichte der Taubstummen, über den er auch zwei lat. Abhandlungen schrieb (Amst. 1692 und 1700; 7. Aufl., 1740; deutsch von Graßhoff, Berl. 1828). Spätere Taubstummenlehrer, namentlich Heinicke (s. d.), haben aus A.'s Schriften geschöpft und auf seinen Grundsätzen weiter gebaut. Außerdem übersetzte er einige Dialogen des Plato ins Holländische, und gab den Cölius Aurelianus (Amst. 1709; neue Aufl., 1755) heraus.

Ammanati (Bartolomeo), Bildhauer und Baumeister, machte sich um seine Vaterstadt Florenz, wo er 1511 geboren wurde und 1592 starb, verdient durch die drei kunstvollen, jeder Überschwemmung trotzenden Arnobrücken, dann als Vollender des Palastes Pitti, sowie durch andere Bauten und Bildwerke, z. B. den kolossalen Neptun mit Tritonen und Springbrunnen auf der Piazza del Granduca, wobei Giovanni da Bologna und Benv. Cellini mit ihm concurrirten. A. war Schüler des Bandinelli und Sansovino, und studirte die Sculptur außerdem nach Michel Angelo's Werken und der Antike. Außer Florenz besitzen Pisa, Padua, Venedig, Rom und Neapel (drei große Figuren zu Sannazar's Grabmal) Werke von ihm. Durch seine Frau, Laura Battisteni veranlaßt, die sich auch als Dichterin bekannt machte, versuchte sich A. als Schriftsteller in einem handschriftlich in der florent. Galerie aufbewahrten Werke „La città", architektonischen Inhalts.

Amme. Die Natur legt eigentlich der Mutter die Pflicht auf, dem Neugeborenen ihre Brust nicht zu versagen, und, wie jede naturgemäße Verrichtung mit Vergnügen und guten Folgen für die

Gesundheit verknüpft ist, so findet dies auch ursprünglich beim Säugen statt. Dasselbe setzt die während der Schwangerschaft so innige Verbindung zwischen Mutter und Kind fort, die, den Einrichtungen der Natur gemäß, nicht plötzlich gelöst werden soll. Bei der naturwidrigen Lebensweise aber, welche manche Mütter führen, sowie bei der häufigen Gebrechlichkeit unserer Frauen, gibt es, abgesehen davon, daß sich oft gar keine Milchabsonderung einstellt, eine Menge Fälle, in welchen das Stillen weder der Mutter noch dem Kinde heilsam sein würde. Zu diesen Fällen gehört, wenn die Milch keine guten Eigenschaften hat, oder die Brustwarzen durch frühzeitiges Schnüren so verkrüppelt sind, daß weder die Kunst noch das Saugen des schwachen Kindes sie hervorziehen kann. Ebenso muß das Stillen unterlassen bleiben, wenn die Mutter eine Krankheitsanlage, die sich auf das Kind übertragen kann, besitzt, z. B. kachektisch, schwindsüchtig ist. Unter solchen Umständen bleibt allerdings eine Amme der naturgemäßeste Ersatz, welchen das Kind erhalten kann. Bei der Wahl derselben aber ist große Vorsicht nöthig. Abgesehen von allen andern Bedingnissen, muß die Amme gesund sein. Ferner muß deren Milch genau geprüft werden. Da dies aber der Laie weniger zu beurtheilen versteht, so ist Jedem anzuempfehlen, bei der Wahl der Amme den Rath eines Arztes einzuholen. In größern Städten, z. B. in Paris, Wien u. s. w., hat man Ammenbureaux angelegt, die aber nicht immer die nöthige Sicherheit gewähren. Vgl. „Rathgeber bei der Wahl der Amme" von Maigne (Quedl. 1838), und von Rosenbaum (Berl. 1847).

Ammer, auch Amber, ein reißender Fluß in Baiern, welcher bei Ettal im oberländischen Gebirge entspringt, über Ober- und Unterammergau, Raitenbuch, Polling und Weilheim dem Ammersee zufließt, diesen bei Eching wieder verläßt, dann bei Bruck, Dachau, Unterbrück und Krantsberg vorübereilt und sich bei Isareck unterhalb Moosburg mit der Isar vereinigt. Auf seinem 20 M. langen Laufe empfängt er rechts die Würm und links die Glon als Nebenflüsse. Auf ihm wird viel Holz aus dem Gebirge nach Dachau geflößt. Der von der A. durchflossene, einsame, 4½ St. lange und 1½ St. breite **Ammersee** ist 44 Klaftern tief und sehr fischreich. An ihm liegt das ehemalige Kloster Andechs (s. d.). Der obere Lauf des Flusses bildet das durch Naturschönheiten ausgezeichnete **Ammerthal**, dessen betriebsame Bewohner allerlei Spielsachen, Crucifixe, Heiligenbilder u. dgl. aus Holz, Glas und Elfenbein verfertigen. Besonders blüht dieser Industriezweig in den beiden ansehnlichen, im sogenannten Ammergau gelegenen Dörfern, Ober- und Unterammergau. Letzteres ist in neuerer Zeit wieder wegen der geistlichen dramatischen Aufführungen aus der Leidensgeschichte Christi (s. **Passionsspiele**) bekannt geworden, die alle zehn Jahre vor zahlreichen Zuschauern, welche aus der ganzen Umgegend, besonders aus München hierherströmen, aufgeführt werden.

Ammer (Emberiza L.), eine Vogelgattung aus der Familie der Kegelschnäbler, zu den Singvögeln gehörig, lebt von Sämereien und Insecten, baut ihr Nest in der Nähe des Erdbodens und legt 5—6 Eier. Man theilt die A., nach ihren Gaumenkölen und dem Nagel an der Hinterzehe, in Buschammern und Sporenammern. Zu den Buschammern gehören die bei uns häufige Goldammer (Kopf und Unterseite gelb, Rücken braungelb, schwarz gefleckt), die Zippammer, Zaunammer, Rohrammer (Sperlingsammer), Grauammer (großer Ortolan), Fettammer (Ortolan), Fichtenammer, u. s. w. Zu den Sporammern zählen die Schneeammer und Lerchenammer. Letztere sind ganz in Europa, erstere mehr im südlichen Europa und in Asien heimisch.

Ammiānus Marcellīnus, ein röm. Geschichtschreiber des 4. Jahrh. n. Chr., aus Antiochia in Syrien, wohnte mehren Feldzügen im Orient und Occident, später auch in Gallien und Germanien bei, und lebte zuletzt zu Rom den Wissenschaften. Er schrieb, obwol von Geburt ein Grieche, in lat. Sprache die Geschichte des röm. Staats von 91—378 n. Chr. in 31 Büchern, von denen die 13 ersten, die Geschichte der Jahre 91—352, verloren gegangen sind. Man kann dieses Werk, welches mit Nerva anhebt, eine Fortsetzung des Tacitus nennen, den der Verfasser nachzuahmen suchte. Wenngleich Stil und Sprache die Flecken des Jahrhunderts tragen, so ist das Werk doch wegen der Wahrheitsliebe des Verfassers, wegen der genauen Beschreibungen der Länder und der Begebenheiten nach eigener Anschauung, insbesondere wegen der Bemerkungen über Deutschland sehr schätzbar. Die beste mit den Commentaren der frühern Interpreten, besonders Gronov's, versehene Ausgabe ist von Wagner und Erfurdt (3 Bde., Lpz. 1808), welcher Erstere auch eine deutsche Übersetzung lieferte (3 Bde., Frankf. 1792—94).

Ammon, ägypt. Gott, auf hieroglyphischen Denkmälern Amen genannt, wird von den Griechen mit ihrem Zeus, als oberster Gott der Ägypter verglichen. Daher wird der heilige Name Thebens „Ammonsstadt" (No-Ammon im Alten Testament) von den Griechen durch

Diospolis wiedergegeben. In den Heiligthümern dieser Stadt, seiner eigentlichen Heimat, ist er dargestellt als sitzend auf seinem Throne, die Symbole des Lebens und der Macht haltend, auf dem Haupte mit dem ihm eigenen Schmuck von zwei hohen Federn auf dem untern Theile der Krone und einem davon hinten bis auf die Füße herabhängenden langen Bande. Meist erscheint er in menschlicher Gestalt auch an andern Orten Ägyptens. Er ist der eigentliche Gott Thebens, obgleich sich Heiligthümer desselben auch in Meroë, ganz Nubien und in Libyen finden. Seinem Namen nach bedeutet Amun den verborgenen, noch nicht geoffenbarten dunkeln Gott; er steht im mythologischen System der Ägypter an der Spitze aller Götter, zunächst an der Spitze der in der ersten Götterordnung ausgeprägten kosmogonischen Entwickelung. Diese allgemeinere Natur des Gottes erleichterte die Identificirung anderer Gottheiten mit A. So findet man seit der 18. Dynastie den Namen des Gottes besonders häufig Amun-Ra geschrieben, in Folge einer Verschmelzung des Sonnengottes mit A.; seine Darstellung mit Widderkopf deutet auf eine Verschmelzung mit dem Wesen des Kneph hin. Schon frühzeitig verbreitete sich der Cultus des A. nach Griechenland, und später nach Rom, wo er mit Zeus und Jupiter identificirt ward. So gab es Tempel des ammonischen Zeus im böotischen Theben, in Sparta, Megalopolis und anderwärts.

Ammon (Christoph Friedr. von), einer der ausgezeichnetsten Theologen und geistreichsten Kanzelredner dieses Jahrh., wurde 16. Jan. 1766 zu Baireuth geboren, wo sein Vater 1812 als preuß. Kammerrath starb. Er studirte zu Erlangen, wurde hier 1789 Professor der Philosophie und 1792 ordentlicher Professor der Theologie und Universitätsprediger. Im J. 1794 ging er in gleicher Eigenschaft und mit dem Titel eines Consistorialraths nach Göttingen, kehrte jedoch 1804 als ordentlicher Professor der Theologie nach Erlangen zurück, wo er nach Übernahme der Consistorialrathswürde später auch Pfarrer in der Neustadt, Superintendent, und 1810 bair. Kirchenrath wurde. Im J. 1813 folgte er dem Rufe als Oberhofprediger, Kirchen- und Oberconsistorialrath nach Dresden an Reinhard's Stelle, welcher selbst auf ihn als seinen würdigsten Nachfolger sterbend hingedeutet haben soll. Hier nahm A. 1825 den alten, seiner Familie in Baiern 1824 erneuerten Adel wieder auf, nachdem seine Vorfahren, des treuen Haltens am protestantischen Glauben wegen, ihrer Güter beraubt, 1640 auf denselben verzichtet hatten. Nach wiederholten auswärtigen sehr ehrenvollen Berufungen wurde er 1831 zum Mitgliede des Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts, sowie zum Geh. Kirchenrath, später zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums ernannt. Die Größe A.'s, als eines wissenschaftlichen Theologen, liegt, trotz der Ausbreitung und Gründlichkeit seines Wissens vorzugsweise auf dem Gebiete geistreicher Erfassung und Anregung. Je entschiedener sich diese anwenden ließ, desto glänzender pflegte sie hervorzutreten, wobei Gewandtheit der Form und Fülle geistreicher, scharfsinniger Gedanken miteinander wetteiferten. Dagegen tritt die höher philosophische und durchgreifende Systematik des Gedankens bei ihm zurück. In seinen frühern exegetischen Schriften folgte er Heyne, Eichhorn und Koppe, welche die Auslegungskunde in eine Philosophie der Auslegung verwandelt hatten, die nach und nach immer skeptischer und negativer wurde. A. verband deshalb mit seinen Forschungen als Lehrer und Prediger die Grundsätze der Kant'schen Philosophie, als das kräftigste Mittel gegen die einreißende Bibelskeptik, sodaß sowol seine Moral als seine Dogmatik auf das Princip der „praktischen Vernunft" gebaut sind. Wenn auch unter mannichfachem Schwanken, ist er doch den Grundsätzen dieser Philosophie im Ganzen treu geblieben. Seine religiösen Ansichten und Forschungen gingen von dem Princip aus, daß die Wahrheit sich weder im Gefühl, noch in der Formel, noch in irgend einem Buchstaben findet, sondern in der den Gesetzen des Gemüths angemessenen Erkenntniß des lebendigen Seins. Er bekannte sich demnach in der natürlichen Theologie zum Theismus, in der christlichen zur innigsten Gemeinschaft Gottes mit Jesu, in der Moral zur Ableitung des höchsten Guts aus Gott und seiner Gnade. Indem ihm der Supernaturalismus als Glaube an die Offenbarung ohne Wissenschaft, der Rationalismus als Wissenschaft ohne Glauben aufzutreten schien, erklärte er sich für den rationalen Supernaturalismus, in welchem der Glaube da beginnt, wo die Wissenschaft aufhört. In diesem Sinne nahm er 1817 das Wort im Streite über Harms' Thesen, ward aber deshalb von Schleiermacher eines klugen Wechselns und Wendens der Meinung, ja sogar eines gewissen Jesuitismus beschuldigt. Bei der beabsichtigten Vereinigung der protest. Kirchen, über die er vor Andern 1818 sein öffentliches Urtheil aussprechen mußte, war es nicht die Vereinigung selbst, die er misbilligte, sondern das politische Zusammenwerfen beider Kirchen in eine gährende Masse, von dem er Erschütterung der Basis eines freien

evangelischen Kirchenvereins, Beförderung des Mysticismus durch Indifferentismus, und Zerspaltung der protest. Kirche in neue Sekten befürchtete.

A. war der classischen sowie der orientalischen Sprachen mächtig, und besaß überhaupt ausgebreitete Kenntnisse auf dem Gebiete des Wissens, die durch seinen Scharfsinn und sein gutes Gedächtniß für ihn zu einem unerschöpflichen Schatze wurden. Mit seltener Gewandtheit und Leichtigkeit wußte er zugleich aufzufassen, zu unterscheiden und darzustellen. Sein Hauptwerk ist die „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion" (4 Bde., Lpz. 1833—40; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1836—38), in welchem er zeigt, daß es die höchste Aufgabe der Theologie (die er hier selbst zu lösen versucht) sei, die stufenweise Fortbildung der christlichen Glaubenslehre, und ihre immer neue Verbindung mit der fortschreitenden Wissenschaft zu vermitteln. Nicht minder entfaltet er in dem „Handbuch der christlichen Sittenlehre" (3 Bde., Lpz. 1823 fg.; 2. Aufl., 1838) den Reichthum seiner Kenntnisse und die Tiefe seines Urtheils. Unter der großen Zahl seiner andern Schriften erwähnen wir: „Entwurf einer rein biblischen Theologie" (2. Aufl., 3 Bde., Gött. 1801—2); „Christliche Religionsvorträge über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens und der Sittenlehre" (6 Bde., Erl. 1793—96); „Wissenschaftlicher Entwurf der christlichen Sittenlehre" (4. Aufl., Erl. 1807); „Anleitung zur Kanzelberedtsamkeit" (3. Aufl., Erl. 1826), welches Werk sich dem Standpunkte nach in den verschiedenen Ausgaben sehr schwankend, in der letzten Bearbeitung jedoch überwiegend freisinnig erweist; „Summa theologiae christianae" (4. Aufl., Lpz. 1830); „Religionsvorträge im Geiste Jesu" (3 Bde., Erl. 1804—9); „Predigten im J. 1813 und 1814" (2 Bde., Nürnb. 1814); „Predigten über Jesum und seine Lehre" (2 Bde., Dresd. 1819); „Über die Folgerichtigkeit des evang. Lehrbegriffs von der sittlichen Unvollkommenheit des Menschen und seiner Erwähluug zur Seligkeit" (Hannov. 1820); „Predigten zur Beförderung christlicher Erbauung" (2 Bde.; 2. Aufl., Lpz. 1832); „Die gemischten Ehen, namentlich der Katholiken und Protestanten" (2. Aufl., Dresd. u. Lpz. 1839). Ausdrücklich dazu aufgefodert schrieb er: „Die Einführung der berliner Hofkirchenagende geschichtlich und kirchlich beleuchtet" (Dresd. 1825 und 1826). Unter seinen sehr zahlreichen Gelegenheitspredigten zeichnen sich mehre Vorträge am Reformationsfeste, sowie „Zwei Predigten unter den Regungen einer unfriedlichen und argwöhnischen Zeit" (Lpz. 1825) mit einem Vorworte „Über den äußern Religionswechsel", gegenüber den ausgesprengten Gerüchten von seiner Absicht zum Katholicismus überzutreten, und besonders die Landtagspredigten im J. 1830 und 1831 aus, die außer ihren homiletischen Vorzügen als Muster der Behandelung politischer Gegenstände auf der Kanzel und als bedeutende Urkunden für die Geschichte und das innere Staatsleben in Sachsen zu betrachten sind. Sein von der neuern Kritik tief, wenn auch nicht allseitig berührtes „Leben Jesu" (2 Bde., Lpz. 1842—44), und die letzte größere Arbeit, „Die wahre und falsche Orthodoxie" (Lpz. 1849), geben Zeugniß von der rastlosen Thätigkeit des mit allen auch neuern Erscheinungen der Wissenschaft in Verbindung gebliebenen Mannes. Weithin, innerhalb und außerhalb Sachsens, von der öffentlichen Meinung geehrt, wurden ihm auch, besonders in den letzten Lebensjahren, vielfältige äußere Beweise der allgemeinen Liebe und Hochachtung zu Theil. Zu seinem 70. Geburtstage ward er (1836) durch die von einer Anzahl dresdener Bürger ausgegangene „Ammon-Stiftung" erfreut, welche die Aussetzung von Preisen für junge strebsame Theologen und Pädagogen bezweckt. Im Sept. 1849 erhielt A. die erbetene Quiescirung, die er durch eine Abschiedspredigt 2. Dec. 1849 verwirklichte. Nochmals sah er hierbei von allen Seiten seine große Wirksamkeit feierlich anerkannt. Nachdem die politischen Maistürme, während deren er seine Amtswohnung und seine möglicherweise gefährdete Bibliothek nicht verlassen wollte, sowie anhaltende wissenschaftliche Arbeiten die Gesundheit des noch immer rüstigen Greises erschüttert, starb er 21. Mai 1850. Vgl. „Ch. F. Ammon nach Leben, Ansichten und Wirken" (Leipz. 1850).

Ammon (Friedr. Aug. von), königl. sächs. Leibarzt und Geh. Medicinalrath, der zweite Sohn des Vorigen, geb. 10. Sept. 1799 in Göttingen, besuchte das Gymnasium zu Erlangen und später Schulpforte, studirte 1818 in Leipzig und 1819 in Göttingen, wo er durch seine akademische Schrift „Über den krankhaften Schlaf" 1820 den Preis gewann und 1822 die Doctorwürde erhielt. Nach einer wissenschaftlichen Reise ließ er sich 1823 als praktischer Arzt in Dresden nieder, und machte sich hier um viele Wohlthätigkeitsanstalten, sowie durch das Streben, neue heilsame Erfindungen der Chirurgie und Medicin in der Praxis einzuführen, sehr verdient. Im J. 1829 wurde er Professor an der Chirurgisch-medicinischen Akademie und Director der Poliklinik, gründete auch selbst eine Privatheilanstalt für Augenkranke und an chirurgischen Krank-

heiten Leidende. Im J. 1837 erhielt er die Stellung eines Leibarztes, 1844 aber die als Geh. Medicinalrath, nachdem er mehrmals Anträge von klinischen Lehrstühlen ausgeschlagen hatte. Ungeachtet einer bedeutenden ärztlichen Praxis machte sich A. auch als geachteter medicinischer Schriftsteller bekannt. Von seinen Schriften erwähnen wir: „Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege" (5. Aufl., Lpz. 1851); „De genesi et usu maculae luteae" (Weim. 1830); „De physiologia tenotomiae" (Dresd. 1837), auch ins Franz. übersetzt; „Klinische Darstellungen der Krankheiten und Bildungsfehler des menschlichen Auges" (3 Thle., Berl. 1838—41); „De iritide" (deutsch Berl. 1843), von der pariser medicinischen Gesellschaft gekrönt und mit dem Kreuze der franz. Ehrenlegion belohnt; „Die Behandlung des Schielens durch den Muskelschnitt" (Berl. 1840); „Die angeborenen chirurgischen Krankheiten des Menschen in Abbildungen" (Berl. 1839—42); „Brunnendiätetik" (4. Aufl., Lpz. 1842); „Die plastische Chirurgie (Berl. 1842), in Gemeinschaft mit Dr. Baumgarten bearbeitet, und von der medicinischen Gesellschaft zu Gent gekrönt. Außerdem gab A. noch eine „Zeitschrift für Ophthalmologie" (5 Bde., Dresd. und Heidelb. 1830—36) und eine „Monatsschrift für Medicin, Augenheilkunde und Chirurgie" (3 Bde., Lpz. 1838—40) heraus. Auch betheiligte er sich später an der Redaction des Walther'schen „Journal für Chirurgie und Augenheilkunde". A. ist Mitglied vieler medicinischen Akademien und Gesellschaften.

Ammon (Friedr. Wilh. Phil. von), der älteste Sohn von Christoph Friedr. von A., Professor der Theologie und Stadtprediger zu Erlangen, wurde 7. Febr. 1791 zu Erlangen geboren. Er erhielt seine Schulbildung zu Göttingen und studirte zu Erlangen und Jena. Seit 1813 war er Schloßprediger zu Buttenheim bei Bamberg, dann Prediger zu Merzbach, und seit 1820 Archidiakonus zu Erlangen, wo er später in die genannten Ämter einrückte. A. hat sich durch populäre theologische Schriften bekannt gemacht, wie „Rudolf's und Ida's Briefe über die Unterscheidungslehren der protest. und kath. Kirche" (Dresd. 1827) und „Galerie denkwürdiger Personen, welche im 16., 17. und 18. Jahrh. von der protest. zur kath. Kirche übergetreten sind" (Erl. 1833). — **Ammon** (Wilh. von), der jüngste Bruder des Vorigen, ist Rath am königl. sächs. Oberappellationsgericht zu Dresden. Derselbe wurde 24. Sept. 1801 zu Göttingen geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Erlangen, dann auf der Kreuzschule zu Dresden, und studirte zu Leipzig. Er begann seine amtliche Laufbahn als Referendar der Landesregierung, und ward später als Rath ans Appellationsgericht nach Dresden, endlich ans Oberappellationsgericht berufen.

Ammon (Karl Wilh.), als Pferdezüchter und hippologischer Schriftsteller bekannt, wurde 1777 zu Trakehnen im preuß. Lithauen geboren und studirte in Berlin die Thierarzneikunde. Seit 1796 trat er in amtliche Thätigkeit bei dem Hauptgestüte zu Friesdorf bei Ansbach. Im J. 1802 ward er Kreisthierarzt in Ansbach, und 1813 erster Hofgestütmeister zu Rohrenfeld bei Neuburg an der Donau, wo er sich 1839 in den Ruhestand versetzen ließ. Seine Schriften zeugen von Scharfsinn, Vertrautheit mit der Wissenschaft und seltener Kenntniß und Erfahrung. Bemerkenswerth davon sind: „Praktische Abhandlungen über die Krankheiten der Pferde und des Rindviehs" (Nürnb. 1803; 2. Aufl. unter dem Titel: „Hausvieharzneibuch", Ansb. 1821); „Vollständiges Handbuch der praktischen Pferdearzneikunst" (2 Bde., Heilbr. 1804—7; 2. Aufl. 1825); „Abhandlung über die Natur und Heilung der Augenentzündung bei Pferden" (Ansb. 1807); „Unterricht über den Milzbrand" (Ansb. 1808); „Über Verbesserung und Veredelung der Landespferdezucht durch Landesgestüteanstalten" (3 Bde., Nürnb. 1829—31); „Bemerkungen über den Nutzen der landesherrlichen Hof- und Stammgestüte und der Wettrennen nach englischer Art" (Nürnb. 1830). Außerdem gab er heraus Reitzenstein's „Vollkommener Pferdekenner" (3. Aufl., 2 Bde., Nürnb. 1805); Sebald's „Geschichte des Pferds" (Nürnb. 1812) und Desselben „Vollständige Naturgeschichte des Pferds" (Ansb. 1815). — **Ammon** (Georg Gottlieb), der Bruder des Vorigen, geb. 1780 zu Trakehnen, preuß. Gestütinspector zu Vesra, hat sich ebenfalls als praktischer und wissenschaftlich gebildeter Pferdezüchter einen Namen erworben. Von seinen Schriften führen wir an: „Von der Zucht und Veredelung der Pferde durch öffentliche und Privatgestüte" (Berl. 1818); „Magazin für Pferdezucht" (Hildburgh. 1826) und „Über die Eigenschaften des Soldatenpferds u. s. w." (Berl. 1828).

Ammoniak, oder das flüchtige Alkali, besteht aus einer Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff im Volumenverhältniß wie 1 zu 3, die gasförmig ist, sich aber in Wasser auflöst (Liquor ammonii caustici, Ätzammoniak), einen penetrant stechenden Geruch besitzt, gegen Säuren ganz wie die fixen Alkalien sich verhält, auch alkalische Reaction zeigt. Das Ammoniak ent-

steht fast stets bei Zersetzung stickstoffhaltiger, organischer Körper durch Fäulniß und starke Erhitzung, besonders mit Zusatz von Kali oder Kalk. Auch bildet es sich, wenn man Stickoxydgas und Wasserstoffgas mit erhitztem Platinschwamm in Berührung bringt, sowie bei vielen andern chemischen Vorgängen. Mit den Säuren verbindet es sich zu Salzen, die meist sehr leicht krystallisiren, größtentheils unzersetzt flüchtig (sublimirbar) und in Wasser auflöslich sind. Das bekannteste darunter ist der Salmiak (s. d.). Erhitzt man ein Ammoniaksalz mit Kali oder Kalk, so wird das Ammoniak ausgetrieben. Man stellt demnach gewöhnlich das Ammoniak durch Erhitzung des Salmiaks mit Kalk dar: daher Spiritus salis ammoniaci causticus oder Salmiakgeist. Bei der Verbindung der Säuren mit Ammoniak zu Salzen wird stets ein Atom Wasser gebunden, welches nicht ohne Zersetzung des Salzes abzuscheiden ist. Es wird dadurch das Ammoniak in Ammoniumoxyd, eine Verbindung von Ammonium mit Sauerstoff übergeführt. Das Ammonium ist nämlich eine Verbindung von 1 Volumen Stickgas mit 4 Volumen Wasserstoffgas, ein Körper, welcher sich gerade so wie ein einfacher, wie ein Element verhält. Die Isolirung desselben ist zwar bis jetzt noch nicht gelungen; man kennt jedoch ein festes Amalgam, eine Verbindung mit Quecksilber, welche entsteht, indem man den negativen Pol einer galvanischen Säule mit unter flüssigem Ammoniak befindlichem Quecksilber, den positiven aber mit dem Ammoniak selbst in Berührung bringt. Die so entstehende Verbindung zersetzt sich bei der Unterbrechung des elektrischen Stroms sogleich wieder in Quecksilber, Ammoniak und Wasser. Nicht nur in der Chemie, sondern auch in der Medicin finden das Ammoniak und seine Salze eine reichliche Anwendung. Der Salmiakgeist und das kohlensaure Ammoniak (bekannt als Englisches Riechsalz) dienen innerlich als starke Reiz- und Weckmittel für das Nervensystem, desgleichen äußerlich, besonders als Riechmittel und als Hautreiz, z. B. im flüchtigen Liniment, im Opodeldoc, in der Gondret'schen Pomade. Das essigsaure und bernsteinsaure Ammoniak sind beliebte schweißtreibende Mittel, und der Salmiak ein beliebtes auflösendes Heilmittel. — **Ammoniak-Gummi** heißt der eingetrocknete Saft einer in Persien einheimischen Doldenpflanze, des Dorema ammoniacum. Es ist ein an stinkendem ätherischem Öl reiches Schleimharz, und dient als balsamisches Reizmittel, besonders bei Schleimflüssen, sowie äußerlich als Zusatz zu zertheilenden und reizenden Pflastern.

Ammoniter, war der Name eines nordöstlich von Judäa ansässigen semitischen Stamms, mit dem Hauptort Rabbah (später Philadelphia, jetzt Amman mit Ruinen). Sie befanden sich häufig mit den Israeliten im Kriege, wurden von David, Usia und Jotham besiegt, breiteten sich jedoch nach dem Falle des israelitischen Reichs (720) in den östlich vom Jordan belegenen jüdischen Landschaften aus (um 670), und zeigten sich auch in dem letzten Kriege (598—586) den Juden feindselig. Im J. 582 wurden sie von den Babyloniern unterworfen. Die früher bisweilen üblich gewesene Ehe zwischen Juden und ammonitischen Weibern wurde von Nehemia verboten. Erwähnt werden die A., die auch im makkabäischen Kriege (166) der Juden Feinde waren, bis gegen Ende des 3. Jahrh. in griechischen und jüdischen Schriften; nachher verschwinden sie aus der Geschichte. Der Gott, den sie anbeteten, hieß Milkom oder Mallam, wie es scheint, dem Moloch verwandt.

Ammonium, gegenwärtig die Oase Siwah in der Libyschen Wüste, berühmt durch das Orakel des Ammon, sowie durch die mislungene Expedition des Kambyses und die spätern Besuche Alexander's d. Gr. und Cato's. Außer dem Tempel mit den aus Smaragden und andern Edelsteinen zusammengesetzten Bildern des Gottes und der von drei Mauern umgebenen Burg der alten Könige, war besonders noch merkwürdig der heilige Sonnenquell, dessen Wasser Mittags am kältesten und Mitternachts am wärmsten erschien. Kaiser Justinian ließ daselbst eine christliche Kirche bauen. Vgl. Minutoli, „Reise zu dem Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten" (Berl. 1824).

Ammonius ist der Name mehrer Gelehrten der spätern griech. Zeit. — **Ammonius** von Alexandrien, der Peripatetiker, lebte im 1. Jahrh. n. Chr. und hatte unter Andern Plutarch zu seinem Schüler. — **Ammonius** mit dem Beinamen Sakkas, weil er in früherer Zeit Sackträger gewesen sein soll, aus Alexandrien, wo er 241 n. Chr. starb, wurde der Stifter und das Haupt einer neuen philosophischen Schule, welche, abtrünnig von dem echten Christenthume, die Platonische und Aristotelische Philosophie in einer höhern Lehre zu vereinigen und sie durch orient. und christliche Meinungen auszuschmücken unternahm. (S. **Neuplatoniker**.) Er war Schüler des Athenagoras und des Clemens von Alexandrien und Lehrer des Plotin. — **Ammonius**, der Sohn des Hermias, am Ende des 5. Jahrh., ein alexandrinischer Philosoph, Schüler des Proklus und Lehrer des Simplicius, war einer der besten Erklärer des Aristoteles. Seine

mmentare sind abgedruckt in „Scholia in Aristotelem, ed. Brandis" (Berl. 1836). — Am- nius, ein alexandrinischer Grammatiker des 4. Jahrh., ist der Verfasser eines Lexikons sinn- wandter und verschiedener Wörter, das von Valkenaer (Leyd. 1732) und in einem (von Schä-) verbesserten Abdrucke (Lpz. 1822) herausgegeben wurde.

Ammonshörner oder Ammoniten sind die versteinerten, in einer platten Spirale gewunde- n Gehäuse einer jetzt völlig erloschenen Familie von Weichthieren der Vorwelt, die mit den pien oder Tintenfischen viele Ähnlichkeit hatten, und in der Jetztwelt, wenn auch dürftig, ch die Nautilus vertreten werden. Sie finden sich in secundären Gebirgen stellenweise sehr ufig, und haben für geognostische Unterscheidung sonst gleicher Formationen große Wichtig- t. Bisweilen haben sie an zwei Fuß im Durchmesser, sind aber auch sehr klein, und bieten viele Mannichfaltigkeiten des Baus, daß man sie in neuern Zeiten in viele Gattungen und ten geschieden hat. Vgl. Reinecke, „Nautili et Argonautae maris protogaei" (Kob. 1818), Haan, „Monographia Ammoniteorum" (Leyd. 1825), und besonders Buch, „Über die A. d ihre Sonderung in Familien" (Berl. 1832).

Amnestie heißt nach dem Griechischen die gänzliche Verzeihung und Befreiung von Strafe, lche ganzen Orten und Classen, die sich eines Vergehens oder Verbrechens schuldig gemacht ben, gewöhnlich unter der Bedingung, daß sie sofort, oder bis zu einem bestimmten Zeitraume, ihrer Pflicht zurückkehren, zugesichert wird. So pflegen Überläufer von Zeit zu Zeit unter sicherung völliger Amnestie, d. h. völliger Straflosigkeit, zurückgerufen zu werden. Auch wird wöhnlich bei Aufständen ganzer Districte oder Länder eine Amnestie erklärt, weil die Bestra- ng nach der Strenge der Gesetze nicht füglich ausführbar sein würde, und man begnügt sich, chstens die Häupter und Anstifter davon auszunehmen. Nach innern Erschütterungen und bür- lichen Kriegen ist die Vergessenheit des Vergangenen allerdings eine nothwendige Grundlage Friedens; aber oft war sie nur eine trügerische Zusicherung. Auf die Amnestie oder den Reli- onsfrieden in Frankreich von 1570 folgte 1572 das entsetzliche Beispiel einer Regierung, welche der Bartholomäusnacht (s. d.) den Mord eines Theils ihrer Unterthanen befahl. Berühmte mnestien waren in dem Passauischen Religionsvertrage von 1552, wo der Feldzug des Kur- sten Moritz von Sachsen gegen Kaiser Karl V. mit sehr mildem Ausdruck „eine Kriegsübung" nannt, und Allen, die daran Theil genommen hatten, volle Vergessenheit und Wiederannahme Gnade zugesichert wird. Auch im Westfälischen Frieden wurde nach vielen Schwierigkeiten eine kommene und allgemeine Amnestie, vom Anfang der böhm. Unruhen an, bewilligt. In Eng- d wurde bei Karl's II. Wiederherstellung 1660 eine Generalamnestie gegeben, von welcher König Niemand, das Parlament nur die Richter Karl's I. ausnahm.

Die Französische Revolution ist reich an Amnestien; die siegende Partei versprach sie, oder ließ mit Straflosigkeit zusichern. Ungeachtet seiner Entsagung betrachtete Napoleon Die, welche zum Umsturz des kaiserlichen Throns mitgewirkt, als Staatsverbrecher, und ertheilte 12. März 1815 von Lyon aus eine Amnestie, von der nur 13 Männer, darunter der Talleyrand, Bourrienne und der Herzog von Dalberg, ausgenommen waren. Bei eiten Restauration wurde erst 12. Jan. 1816 Denen, welche an der Usurpation Na- n's unmittelbaren Antheil genommen, vollkommene Amnestie bewilligt. Jedoch waren da- ausgenommen: 1) 19 Individuen, darunter Ney, Labedoyère, Lavalette, Bertrand und der g von Rovigo, welchen zufolge der Verordnung vom 24. Juli 1815 der Proceß gemacht n sollte; 2) 38 Andere, z. B. Soult, Bassano, Vandamme, Carnot, Hullin, Merlin u. s. w., die der König binnen zwei Monaten verbannen könne; 3) Alle, welche für den Tod Lud- XVI. gestimmt (régicides) und während der Hundert Tage irgend ein öffentliches angenommen hatten. Mehren von ihnen ward später die Rückkehr bewilligt, und nach der volution von 1830 konnten, mit Ausnahme der Familie Bonaparte, Alle zurückkehren. von Ferdinand VII. in Spanien ebenso oft als vergeblich erbetene Amnestie wurde 1832 von Gemahlin, der Königin Marie Christine, die er während seiner Krankheit mit der Regent- t bekleidet, ausgesprochen. Zugleich schlug dieselbe nicht nur alle Untersuchungen wegen po- her Vergehungen und Meinungen nieder, sondern gestattete auch allen deshalb Geächteten Landesflüchtigen die Rückkehr, mit Ausnahme einiger 30 Cortesdeputirten, welche 1823 Sevilla für die Absetzung Ferdinand's VII. gestimmt hatten. Eine vollständige und allge- e Amnestie für alle während des Bürgerkriegs in Spanien begangene politische Vergehen gte im J. 1839. Auch die Revolutionen und Restaurationen Portugals machten wieder- t politische Amnestien nöthig. Nur Dom Miguel konnte sich durchaus zu keiner solchen ent- ießen, obschon England für diesen Fall seine Anerkennung in Aussicht stellte. Die am 1. Nov

1831 von Kaiser Nikolaus den Polen bewilligte Amnestie konnte kaum eine solche genannt werden, da sie zuviel Ausnahmen machte. Wiederholte Amnestien mußten in Folge der politischen Umgestaltungen auch in Italien erlassen werden. Kaiser Ferdinand erweiterte bei seiner Krönung in Mailand die schon früher in Italien genommenen humanen Maßregeln 6. Sept. 1838 fast bis zur völligen Amnestie, deren wenige Beschränkungen im Mai 1840 vollends aufgehoben wurden. Auch der König von Sardinien sah sich 1839 zu einer Amnestie bewogen. In Deutschland folgten dem Beispiele Östreichs zunächst das Großherzogthum Hessen (9. Jan. 1839), sodann Preußen (10. Aug. 1840) und Würtemberg (25. Sept. 1841). Neue, mehr oder weniger umfassende Amnestien führten die Ereignisse des Jahres 1848 und 1849 namentlich in Deutschland und in Italien mit sich. Hier und da trug man freilich Bedenken, die Maßregel zur Ausführung zu bringen, weil man fürchtete, dadurch die Lehre von der Straflosigkeit politischer Verbrechen zu sanctioniren, unter deren Voraussetzung nicht selten Unruhen erhoben und Unordnungen begangen worden. Man zog vielmehr, wie z. B. in Sachsen, vor, nach der Untersuchung Einzelnen Begnadigung (s. d.) zu gewähren, wodurch man zugleich Diejenigen ausschließen konnte, welche von keinem der politischen Standpunkte aus einen Anspruch auf Straflosigkeit haben. Dagegen ist allerdings nicht zu leugnen, daß eine wirkliche Amnestie größern und allgemeinern Dank erwirbt, populär ist, und den zu Begnadigenden die Leiden der Untersuchung erspart.

Amnion (Schafhäutchen) heißt die innerste der Lagen häutiger Hüllen, welche den thierischen Embryo im Eie umgeben, besonders bei den Säugethieren. Es besteht in einer dünnen, aber festen, durchsichtigen Substanz, und ist im Ei mit einer Flüssigkeit, dem Fruchtwasser oder Amnionwasser, angefüllt. Das Amnion der größern Hausthiere dient zu verschiedenen technischen Zwecken unter dem Namen Goldschlägerhäutchen.

Amöneburg, ein Städtchen an der Ohm mit 1200 E., in der kurhess. Provinz Oberhessen, früher zum Fürstenthum Fritzlar und bis 1802 zu Mainz gehörig, wurde im Siebenjährigen Kriege durch das Gefecht zwischen den Verbündeten und Franzosen 21. Sept. 1762 bekannt, während dessen die Nachricht von Unterzeichnung der Friedenspräliminarien einging. Ein von dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig und dem Prinzen von Soubise, den beiderseitigen Anführern, errichtetes Monument erinnert an diese Begebenheit.

Amor, bei den Griechen Eros, der Gott der Liebe, ist nach Hesiod und Orpheus der älteste unter den Göttern, eine der Grundursachen des Weltalls, und als solche älternlos oder der Sohn des Kronos und der Erde. Verschieden von diesem A., und wol eine Schöpfung der griech. Lyriker, ist der in der spätern Zeit auftretende Liebesgott, der Sohn der Venus und des Mars, ein loser, schalkhafter Knabe, beflügelt und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, dem weder Götter noch Menschen widerstehen können. In seiner Begleitung sind die Eroten oder Amoretten, Söhne der Nymphen oder der Venus, die Grazien, die Fortuna, Himeros und Pothos, d. i. Sehnsucht und Verlangen. In der Blütezeit griech. Kunst ward er in der Schönheit des reifenden Jünglingsalters, später hingegen in Kindesgestalt dargestellt. (S. **Psyche**, **Cupido**, **Hymen**, **Eros**.)

Amoretti (Carlo), ein berühmter ital. Mineralog, geb. zu Oneglia 13. März 1741, starb zu Mailand 24. März 1816. Er trat 1757 in den Augustinerorden, ward aber vom Papste zum Weltgeistlichen erklärt, 1772 Professor des Kirchenrechts zu Parma, und 1797 Bibliothekar der Ambrosianischen Bibliothek. Als Maria Theresia die Società agraria im Palaste Brera gründete, übernahm er die Secretärstelle bei dieser Gesellschaft. In neuern Sprachen äußerst bewandert, bemühte er sich, seine Landsleute von den wissenschaftlichen Fortschritten anderer Nationen zu unterrichten, namentlich durch die „Nuova scelta d'opuscoli interessanti sulle scienze e sulle arti" (27 Bde., Mail. 1775—88). Er war es auch, der zuerst auf genaue Untersuchung der Schätze der Ambrosiana drang, worin Mai nachher so Vieles leistete. Ihm verdanken wir den Druck der Handschriften des Leonardo da Vinci (1804), die Herausgabe des von Fumagalli hinterlassenen „Codex diplomaticus Ambrosianus" (1808), des Pigafetta (1800) und des Maldonado (1811). Aus seinem großen Werke „Della rabdomanzia ossia elettrometria animale ricerche fisiche e storiche" (Mail. 1808) lieferte er einen Auszug von den „Elementi di elettricità animale" (Mail. 1816). — **Amoretti** (Maria Pellegrina), geb. 1756, die Nichte des Vorigen und von ihm ausgebildet, trat schon in ihrem 16. Jahre als Vertheidigerin philosophischer Sätze auf, studirte dann Rechtswissenschaften, ward 1777 zu Pavia Doctor der Rechte, und starb zu Oneglia 12. Nov. 1787.

Amoriter, ein mächtiger kanaanitischer Volksstamm, der an beiden Ufern des Jordans ausgebreitet war. Sie wurden unter Moses von den Hebräern überwunden, und ihre transport…

schen Länder den Stämmen Gad, Ruben und Manasse zugetheilt. Die in Kanaan wohnenden Stämme der Amoriter besiegte Josua, ohne sie jedoch auszurotten. Die letzten Überreste machte sich Salomo zinsbar.

Amorph, amorphisch (griech.), soviel als gestaltlos, bezeichnet in der Chemie den unkrystallinischen Zustand im Gegensatze zu dem krystallinischen. Es gibt Substanzen, welche unter gewissen Bedingungen krystallinisch, unter andern amorph auftreten. So erhält man z. B. aus reinem Zucker reine Kohle, wenn man denselben in einem Platintiegel allmälig erhitzt und endlich sehr heftig glüht. Diese Kohle ist amorpher Kohlenstoff, dasselbe Element, das uns die Natur krystallisirt überliefert, nämlich als Diamant.

Amortisation, von amortir, d. i. tilgen, heißt derjenige Act der Staatsgewalt oder des Gerichts, durch welchen eine im Verkehr befindliche Sache demselben entzogen wird. Hauptsächlich war dieser Ausdruck früher bei den Grundstücken und Capitalien gebräuchlich, welche an die Kirche übergingen (in die todte Hand kamen), da nach kanonischen Grundsätzen alles Gut derselben für den Verkehr abstirbt. Schon aus dem 13. Jahrh. sind Verfügungen vorhanden, welche der Kirche den Erwerb von Grundstücken versagen, und im heutigen Kirchenrecht ist es anerkannt, daß dem Staate aus nationalökonomischen Rücksichten das Recht zustehe, den gedachten Übergang von Immobilien oder bedeutenden Capitalien an die Kirche von seiner Genehmigung abhängig zu machen. In den neuern Landesrechten sind die Bestimmungen hierüber (Amortisationsgesetze) verschieden; gewöhnlich pflegt der Erwerb von Grundstücken unbedingt, der von Capitalien in quantitativer Beschränkung von der Genehmigung des Staats abhängig gemacht zu sein. In Würtemberg gibt es schon aus dem J. 1524 ein Amortisationsgesetz. Eines der neuesten Landesgesetze dieser Art ist das preuß. Gesetz vom 13. Mai 1833. — Nächstdem gebraucht man das Wort **Amortisation** auch von der Ungültigkeitserklärung einer Urkunde, welcher in der Regel eine öffentliche Auffoderung der dabei interessirten Personen vorhergehen muß. In diesem Sinne hat das Wort auch seine jetzt gewöhnlichste Anwendung im Staatsschuldenwesen gefunden. Staatsschuldscheine nämlich werden amortisirt, indem sie für Rechnung des Staats aus dem Verkehr zurückgekauft werden, um nicht wieder in Gebrauch zu kommen. (S. **Tilgungsfonds**.)

Amos, der Prophet, ein Hirt aus der Gegend von Bethel, trat unter den Königen Usia von Juda und Jerobeam II. von Israel um 800 v. Chr. als Eiferer gegen die in Israel herrschende Abgötterei auf. Sein im Alten Testament enthaltenes prophetisches Buch kündigt in den sechs ersten Capiteln verschiedenen damaligen Staaten, vorzüglich dem Reiche Israel, wegen der Hartherzigkeit der Vornehmen und wegen der Einführung des fremden Götzendienstes schwere göttliche Strafen an. Die drei übrigen Capitel enthalten symbolische Visionen, die den nahenden Sturz des Reichs Israel bezeichnen. Zuletzt aber wird die Wiederherstellung des israelitischen Staats verheißen. Eigen sind A. ländliche Bilder, Rundung und Klarheit im Bau seiner Reden und Ausführlichkeit der Schilderungen. Er gehört unter die besten Schriftsteller der Hebräer.

Ampel, entstanden aus dem lat. Ampulla (s. d.), nennt man in der kath. Kirche das zum Aufbewahren des Salböls dienende Gefäß (ampulla chrismatis). Sonst heißt Ampel auch eine jede Hängelampe, wie sie häufig zum Schmuck der Zimmer verwendet werden.

Ampelius (Lucius), wahrscheinlich im 4. Jahrh. n. Chr., ist Verfasser eines „Liber memorialis", welches in einer einfachen, bisweilen aber incorrecten Sprache die wichtigsten geschichtlichen Weltbegebenheiten erzählt. Seit der ersten Ausgabe von Salmasius (Leyd. 1638) ist es von den folgenden Herausgebern gewöhnlich dem Florus (s. d.) beigefügt worden; besonders erschien es von Tzschucke (Lpz. 1793) und von Beck (Lpz. 1826).

Ampère (André Marie), ein ausgezeichneter Mathematiker und Naturforscher, wurde zu Lyon 20. Jan. 1775 geboren. Der Tod seines Vaters, welcher Kaufmann war und 1793 unter dem Beile der Guillotine fiel, machte auf sein jugendliches Gemüth einen tiefen Eindruck. Er suchte Linderung seines Schmerzes in ernsten Studien der Natur und des Alterthums. Im J. 1805 folgte er einem Rufe als Repetent an der Polytechnischen Schule zu Paris, nachdem er zuerst in Lyon mathematischen Privatunterricht gegeben, in Bourg im Depart. Ain aber eine Professur der Physik bekleidet hatte. In dieser neuen Stellung entwickelte er eine große Thätigkeit, sowol in seinem Wirkungskreise als Lehrer wie auch in der schriftstellerischen Laufbahn, die er mit dem „Essai sur la théorie mathématique du jeu" (Lyon 1802) eröffnet hatte. Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn 1814 zu ihrem Mitgliede, und 1824 wurde ihm die Professur der Experimentalphysik am Collége de France übertragen. Er starb 10. Juni 1836 auf einer Geschäftsreise in Marseille. Die Wissenschaften haben A. wichtige Untersuchungen zu danken; namentlich sichert seine elektrodynamische Theorie ihm dauernden Ruhm. Seine originelle Ansicht über

die ursprüngliche Einheit der Elektricität und des Magnetismus hat er vorzüglich in dem „Recueil d'observations électro-dynamiques" (Par. 1822) und in der „Théorie des phénomènes électro-dynamiques" (Par. 1830) niedergelegt. Auch die „Annales de physique et de chimie" enthalten werthvolle Aufsätze von ihm.

Ampère (Jean Jacques Antoine), Sohn des Vorigen, Prof. der neuern Literatur am Collége de France zu Paris, Mitglied der franz. Akademie, geb. zu Lyon 12. Aug. 1800, hat sich um die französische Literatur wie um die Literatur überhaupt Verdienste durch seine vergleichenden Studien erworben, die er mit Fleiß und Scharfsinn nach allen Richtungen hin anstellte. Nachdem er in Paris den Grund zu umfassender Bildung gelegt, hielt er sich in Italien und Deutschland auf, und bereiste selbst den hohen Norden. Vgl. seines Reisebegleiters W. Häring „Herbstreise durch Skandinavien" (2 Bde., Berl. 1828). Im J. 1829 in sein Vaterland zurückgekehrt, sah er seinem Verlangen nach einer Professur in Paris nicht gewillfahrt; er begab sich daher nach Marseille, wo er literarhistorische Vorträge hielt. Nach der Julirevolution ward er Nachfolger von Andrieux am Collége de France und Stellvertreter Villemain's an der Normalschule. Auf beiden Kathedern lehrt er mit vielem Glück. Vorzugsweise vertraut ist A. mit den germanischen Literaturen. Doch beweisen seine vielfältigen Aufsätze über China, Persien, Indien, Ägypten und Nubien, sowie seine mit Mérimée 1840 nach der Levante unternommene Reise, daß selbst der fernste Orient nicht von dem Kreise seiner Studien ausgeschlossen ist. Auch die classische und südeurop. Literatur kennt er, wie sein Werk „La Grèce, Rome et Dante" (Par. 1850) bezeugt. Seine sprachlichen und literargeschichtlichen Forschungen ließ A. zum Theil in den verschiedenen Revuen, namentlich in der „Revue des deux mondes" erscheinen. Eine Sammlung solcher Journalartikel gab er unter dem Titel „Littérature et voyages" (2 Bde., Par. 1834) heraus. Als Frucht seiner Studien über franz. Literatur und Sprache veröffentlichte er: „De la littérature française dans ses rapports avec les littératures étrangères au moyen âge" (Par. 1833); „Histoire littéraire de la France avant le 12me siècle" (3 Bde., Par. 1839); „Sur la formation de la langue française" (3 Bde., Par. 1841). In allen seinen Schriften waltet eine gesunde Kritik und gründliche Forschung, verbunden mit lichtvoller und classischer Darstellung. In jüngster Zeit hat A. auch die holländ. Literatur beschäftigt.

Ampher (Rumex), eine Pflanzengattung aus der Familie der Polygoneen, mit dem Buchweizen nahe verwandt, welche vorzüglich in Europa und dem nördlichen Asien einheimisch ist. Die Blüten der hierher gehörigen Arten sind zwitterig, vielehig oder zweihäusig. Der Kelch der Blüten ist sechstheilig; die drei innern größern Kelchblätter schließen die Frucht ein. Allgemein bekannt und überall vorkommend ist der gemeine oder Sauerampher (R. acetosa), der als Gemüsepflanze oder als kühlendes und antiskorbutisches Heilmittel cultivirt wird, und einen sauern, herben, von Oxal- oder Kleesalzsäure herrührenden Geschmack besitzt. Der kleine A. (R. acetosella), welcher an unbebauten sandigen Plätzen, auf Triften u. s. w. wächst, kann zur Gewinnung des Sauerkleesalzes benutzt werden und liefert auch ein gutes Schaffutter.

Amphiaraus, des Oikles und der Hypermnestra Sohn, von den Göttern mit Seherkraft begabt, war Theilnehmer an der kalydonischen Jagd und am Argonautenzuge. Vermöge seiner Seherkraft wußte A., daß er, wenn er am Kriege gegen Theben Theil nähme, dabei umkommen würde. Deshalb weigerte er sich anfangs mitzuziehen. Endlich aber von seiner Gemahlin Eriphyle (s. d.) dazu überredet, schloß er sich dem Zuge an und fand, nachdem er große Heldenthaten verrichtet, bei der Belagerung den Tod. Als nämlich einst die Belagerer zurückgeschlagen wurden, öffnete sich die Erde und verschlang den Helden, der von Jupiter unsterblich gemacht wurde, sammt seinem Gespann. An dem Orte, wo dies geschehen sein sollte, zwölf Stadien von Oropus, ward ihm ein Tempel errichtet, dessen Orakel in großem Ansehen stand. Er beschwur seinen Sohn Alkmäon (s. d.), seinen Tod an der Eriphyle zu rächen.

Amphibien oder **Reptilien** sind eierlegende Wirbelthiere mit rothem, kaltem Blute, welche im ausgebildeten Zustande mittels weitzelliger Lungen Luft athmen und ein gewöhnlich aus drei Abtheilungen bestehendes Herz besitzen. Ihre Gestalt ist mannichfaltig, und bietet die größte Verlängerung in den Schlangen und die äußerste Gedrungenheit in den Landschildkröten. Die Haut ist entweder nackt oder mit Schuppen bekleidet, bisweilen zur Knochenconsistenz verhärtet. Glieder sind nie mehr als vier vorhanden, bisweilen nur zwei, manchmal nur andeutende Stummel an ihrer Stelle; den Schlangen fehlen sie ganz, zumal äußerlich. Sie erleiden mit Ausnahme der froschartigen (Batrachier) keine Verwandelung. Die froschartigen Amphibien haben jedoch einen Larvenstand zu durchlaufen, und athmen dann als wahre Wasserthiere durch Kiemen, die später während allgemeiner Umgestaltung des Körpers verwelken und durch innere Lungen ersetzt

werden. Sehr wenige behalten ihr ganzes Leben hindurch Kiemen neben Lungen. Der Blutumlauf der Amphibien ist wegen eigenthümlicher Einrichtung des Herzens unvollkommener als bei Säugthieren und Vögeln, denn ein Theil des rückkehrenden Venenbluts wird sogleich wieder in die Circulation aufgenommen, ohne vorher durch die Lungen gegangen zu sein. Hierdurch entsteht einmal die Fähigkeit, Unterbrechung des Athmens längere Zeit ohne Schaden zu ertragen, und dann die niedrige Temperatur ihres Blutes, die von derjenigen des umgebenden Mediums, des Wassers oder der Luft, wenig abweicht. Mit Ausnahme einiger Schildkröten ist bei allen die Nahrung animalisch, der Verdauungsapparat einfach. Die Mehrzahl hat Zähne, doch nur als Mittel des Ergreifens und Festhaltens, nicht zum Kauen. Die Muskelkraft ist bei den meisten ungewöhnlich groß; jedoch werden sie durch Trägheit beherrscht, die nur im Kampfe der Vertheidigung oder beim Angriffe auf die Beute dem Gegentheile weicht. Die Sinne sind weniger entwickelt als bei Vögeln. Mit Ausnahme der Schlangen ist an allen das Geschmacksorgan am vollkommensten. Ein äußeres Ohr fehlt stets; die Schlangen entbehren der Augenlider. Der Fühl- und Tastsinn steht durchgängig auf sehr niedriger Stufe. Die Geschlechter sind stets getrennt, und die Befruchtung geschieht auf gewöhnliche Weise, außer bei den froschartigen, welche in dieser Beziehung sich den Fischen nähern. Die Amphibien legen Eier, die mit lederartiger Haut oder bei den Fröschen mit Schleim umhüllt sind; nur einige Giftschlangen gebären nackte Junge. Alle sind gegen ihre Nachkommen gleichgültig und überlassen ihre Ausbrütung den Natureinflüssen. Physiologisch merkwürdig sind sie durch Zähigkeit des Lebens und die besonders an Salamandern nachgewiesene Fähigkeit, verlorene Glieder wiederzuersetzen. Sowol in kalten als warmen Ländern verfallen sie in periodische Erstarrung, die in den erstern zum todgleichen Winterschlaf wird. Ihre natürliche Verbreitung beschränkt sich auf die warmen und gemäßigten Breiten; besonders zahlreich in den erstern, fehlen sie ganz in den Polarzonen. Zu einer riesigen Größe gelangen sie in den Tropengegenden, wo allein die Krokodile und Riesenschlangen vorkommen.

Die Ungleichförmigkeit im Baue spaltet, nach anatomischen und physiologischen Grundsätzen, die Amphibien in folgende Abtheilungen: 1) Chelonii, Schildkröten, mit unbeweglich zu einem Rückenschilde verwachsenen Rippen und vier Füßen. 2) Saurii, Eidechsen, mit beweglichen Rippen, mit vorn verwachsenen Unterkieferästen, und vier Füßen. 3) Ophidii, Schlangen, die fußlos, und deren Unterkieferäste vorn nicht verwachsen, sondern durch Knorpel verbunden sind. In diesen drei Ordnungen hat das Herz zwei Vorkammern; die Thiere haben keine Metamorphose. 4) Die letzte Ordnung enthält die Batrachii, die froschartigen Thiere, welche in frühester Jugend durch Kiemen, später meistens durch Lungen athmen, und deren Herz meist nur eine Vorkammer hat. Diese Thiere erleiden eine Verwandelung. Den Menschen sind die Amphibien zwar zuwider durch ihre Körperkälte, das Abenteuerliche ihres Ansehens, das Unheimliche ihrer Wohnorte unter Moder, im Schlamme oder im Dunkel; allein nur das Vorurtheil kann sie ohne Unterschied als schädliche oder verdächtige Geschöpfe bezeichnen, da sie sich in größter Mehrzahl harmlos und durch Vertilgung anderer kleiner Thiere nützlich erweisen. Nur gewisse Schlangen sind giftig; jedoch machen die giftigen von der ganzen Ordnung blos den sechsten, von allen Amphibien zusammen den dreizehnten Theil aus. Von directer Nützlichkeit für die Menschen sind nur die Schildkröten. Keine Classe von Thieren hat seit uralten Zeiten zu einer so großen Menge abergläubischer Sagen Veranlassung gegeben als die Amphibien. Ersonnene Schreckwesen sind der Drache und Basilisk des Orients, der Lindwurm des germanischen Mittelalters, der Meeresdrache Skandinaviens. Die Schlangen gaben schöne Gleichnisse als Haar der Eumeniden; sie sind Symbole der Verführung, der Zeitenschnelle und der Ewigkeit. Die Zahl der genau bekannten Amphibien übersteigt jetzt tausend Arten, von welchen das pariser Museum 1834 schon 846 besaß. Die Lehre von den Amphibien heißt Herpetologie und ist erst in sehr neuen Zeiten wohlbegründet worden. Das vollständigste und neueste Werk (vollendet bis auf die Schlangen) ist Duméril's und Bibron's „Erpétologie générale" (8 Bde., Par. 1834—42). — Die Vorwelt besaß kolossale Amphibien, deren versteinerte Reste man ehedem unter dem allgemeinen Namen **Amphibiolithen** unkritisch zusammenwarf, die aber in neuerer Zeit durch Bronn, Cuvier, Wagler, Münster u. A. genau gesondert wurden.

Amphibŏlie heißt die Zweideutigkeit, Doppelsinnigkeit, welche durch Stellung oder vielfache Bedeutung der Worte bald mit Absicht hervorgebracht wird, bald unwillkürlich entsteht. In der Philosophie versteht man darunter die Verwechselung der Begriffe. So spricht z. B. namentlich Kant von einer Amphibolie der Reflexionsbegriffe, und versteht darunter eine Verwechselung des logischen und metaphysischen Gebrauchs der Verhältnißbegriffe von Einerleiheit und Verschiedenheit, Einstimmung und Widerstreit u. s. w.

Amphibrachys, d. h. der an beiden Seiten Kurze, ist der Name eines dreisilbigen Versfußes: ⏑ – ⏑, z. B. zerstören. Rhythmen, in denen dieser Versfuß vorherrscht, sind weichlich und schwach. Mit iambischen Ausgange aber können kurze amphibrachische Verse passend zu leichtern und komischen Gedichten mit Glück angewendet werden.

Amphiktyonenbund-Gericht hieß das religiös-politische Bundesgericht Griechenlands, das der Sage nach von dem König Amphiktyon, des Deukalion und der Pyrrha Sohn, nach Strabo aber von dem argivischen König Akrisius gestiftet wurde, als ein Vereinigungspunkt für die einzelnen griech. Staaten, und zwar für einen doppelten Zweck, einmal zur gegenseitigen Wahrung der völkerrechtlichen Verhältnisse, sodann zur gemeinsamen Bewachung religiöser Gebräuche. Anfangs war Delphi der Versammlungsort, später aber auch der nahe bei Thermopylä gelegene Flecken Anthela. Zwölf griech. Völkerschaften schickten jede zwei Abgeordnete dahin, welche sich mit großer Feierlichkeit versammelten, die öffentlichen Streitigkeiten schlichteten, die Zwistigkeiten einzelner Städte beilegten, und bürgerliche und peinliche Verbrechen, besonders Verletzungen des Völkerrechts und Verschuldungen gegen den Tempel zu Delphi, bestraften. Wenn die, einem für schuldig erkannten Volke auferlegte, Geldbuße binnen einer bestimmten Frist nicht bezahlt war, so wurde sie verdoppelt und eine neue Frist bestimmt. Erfolgte auch in dieser keine Zahlung, so wurde der Bund gegen dasselbe aufgefodert, um es mit den Waffen zum Gehorsam zu zwingen. Ein Beispiel davon liefert der zehnjährige Phocische oder Heilige Krieg. Auch hatte die Versammlung das Recht, Einzelne und ganze Staaten vom Bunde auszuschließen. Noch unter den röm. Kaisern, bis auf die Antonine, wird des Amphiktyonenbund-Gerichts gedacht, an welchem zuletzt 30 Staaten Antheil hatten. Seine Endschaft erreichte es erst mit dem Verfall des delphischen Orakels. Vgl. Tittmann, „Über den Bund der Amphiktyonen" (Berl. 1812) und Heinsberg, „De consilio Amphictyonum" (Leobsch. 1828).

Amphilochus, der Sohn des Amphiaraus und der Eriphyle (s. d.), der Bruder des Alkmäon (s. d.), dem er bei dem Muttermorde half, erscheint als einer der Epigonen und später als Theilnehmer am Zuge gegen Troja. Als er von da zurückgekehrt war, ließ er sich mit Mopsus, der gleich ihm mit Seherkraft begabt war, in Cilicien nieder, ging aber dann nach Argos, wo er Argos Amphilochium gründete. Hierauf kehrte er nach Cilicien zurück. Da Mopsus ihn aus dem von ihnen gegründeten Heiligthume ausschließen wollte, kam es zum Kampf, in welchem Beide fielen. Bei Magarsa, am Flusse Pyramus, wurden auch Beide begraben. A. ward nach seinem Tode göttlich verehrt, hatte in Athen einen Altar und in Mallus ein bis auf die spätesten Zeiten berühmtes Orakel.

Amphimäcer, d. h. der an beiden Seiten Lange, ist der Name eines dreisilbigen Versfußes: – ⏑ –, z. B. Augenblick. Dieser Versfuß wird auch Creticus genannt, wahrscheinlich von seinem Vorherrschen in kretensischen Nationalgesängen.

Amphion, der älteste griech. Tonkünstler, war der Sohn des Jupiter und der Antiope (s. d.) und der Bruder des Zethus. Er umgab, nach der Sage, Theben mit einer Mauer, zu der sich die Steine bei seinem Spiel der Leier von selbst verbanden. Seine Gemahlin war Niobe (s. d.), die Tochter des lydischen Königs Tantalus, von der er viele Söhne und Töchter erhielt. Aus Betrübniß über den Verlust seiner Kinder erstach er sich selbst oder wurde, weil er den Tempel des Apollo stürmen wollte, von diesem getödtet. Mit seinem Bruder rächte er seine Mutter am Lykos und dessen Gemahlin Dirce; Letztere band er an einen Stier und ließ sie von diesem zu Tode schleifen. Die an der Dirce vollzogene Strafe stellt das 1546 aufgefundene und im Palast Farnese aufbewahrte ausgezeichnete Kunstwerk „Der Farnesesche Stier" dar.

Amphipolis, Stadt auf einer Insel an der Mündung des Strymon, eine von Cimon unter dem Namen Ennea Hodoi (d. i. die neun Wege) gegründete athenienfische Colonie, war wegen ihrer Lage als Stapelplatz für das obere Thrazien, sowie wegen der Nähe des vortrefflichsten Schiffbauholzes von hoher Wichtigkeit. Sie wurde 424 v. Chr. im Peloponnesischen Kriege den Atheniensern vom Spartaner Brasidas entrissen, im Antalcidischen Frieden zwar an Athen zurückgegeben, aber von Perdikkas, König von Macedonien, besetzt. Philipp von Macedonien entsagte zwar aus politischen Gründen allen Ansprüchen auf die Stadt, eroberte sie jedoch später wieder, und nannte sie Amphipolis. Sie blieb bei Macedonien bis auf die Zeiten der Römer, welche sie zur Hauptstadt des östlichen Macedoniens bestimmten. Im Mittelalter hieß sie wegen der nahen Goldminen Chrysopolis, bisweilen auch Christopolis; Reste finden sich bei Emboli.

Amphitheater, d. i. ringsumlaufender Schauplatz, hieß bei den Römern das zu den Kampfspielen der Fechter und wilden Thiere bestimmte Gebäude, ohne Dach, in ovaler Form. In seiner Mitte befand sich die Arena, ein großer, elliptisch geformter Platz, auf welchem die Kampf-

spiele vorgestellt wurden. Unter der Arena befanden sich gewöhnlich unterirdische Gänge. Ringsherum waren die zur Aufbewahrung der Thiere bestimmten Gewölbe. Über diesen befand sich die Galerie, und von dieser an erhoben sich treppenförmig immer höher und weiter entfernt die Sitze, von denen die ersten 14 für die Senatoren und Ritter, die obern aber für das Volk bestimmt waren. Julius Cäsar ließ 44 v. Chr. das erste größere Amphitheater zu Rom für seine Fechterspiele errichten; es war von Holz und wurde nach beendeten Spielen abgetragen. Statilius Taurus erbaute 20 Jahre später das erste von Stein und mit größerm Prunk. Das Colosseum (s. d.) zu Rom ist das größte aller Amphitheater des Alterthums. Diesem an Bauart gleich und in seinem sorgfältig unterhaltenen Innern noch immer den Zerstörungen der Zeit trotzend, ist das Amphitheater zu Verona, dort Arena genannt. Außer diesen befanden sich aber in Italien, Griechenland und in allen röm. Provinzen eine große Anzahl solcher Amphitheater.

Amphitrite, die Tochter des Meergotts Nereus und der Doris, nach Apollodor eine Tochter des Oceanus, war die Gemahlin des Neptun. Als dieser sie zur Gemahlin begehrte, entfloh sie zum Atlas, wo ein vom Neptun ausgeschickter Delphin sie auffand und dem Neptun zuführte. Als die Göttin und Königin des Meers wird sie auf einem Muschelwagen von Tritonen gezogen, oder auch auf einem Delphin, vor dem ein Amor schwimmt, sitzend, mit Neptun's Dreizack in der Hand, abgebildet.

Amphitrŭo oder Amphitryon, König von Tiryns, war ein Sohn des Alcäus und der Hipponome, der Enkel des Perseus und Gemahl der Alkmene. Als seines Vaters Bruder Elektryon (s. d.) von den Teleboern unter Anführung der Söhne des Pterelaos seiner Rinder beraubt worden war, verschaffte er ihm dieselben wieder, wofür er sein Königreich und seine Tochter Alkmene zur Gattin erhielt. Später erschlug er den Elektryon, und deswegen erhob sich Sthenelos, sein anderer Vetter, gegen ihn und vertrieb ihn nebst seiner Gattin Alkmene aus Tiryns. Er floh nach Theben zu Kreon, dem Bruder seiner Mutter, mit dessen Hülfe er das Königreich des Pterelaos eroberte. Dieses geschah jedoch nicht eher, als bis die Tochter des Letztern, Komätho, aus Liebe zu dem A. ihrem Vater im Schlafe das goldene Haar, an dem die Erhaltung seines Lebens hing, abschnitt. Die verrätherische Komätho ließ A. tödten, die Eroberung selbst aber schenkte er dem Cephalus, welcher an dem Zuge Theil genommen hatte. Während A.'s Abwesenheit von Theben zeugte Jupiter mit der Alkmene (s. d.) den Hercules. A. fiel in einer Schlacht gegen die Minyer, welche er mit Hercules, um Theben von einem schändlichen Tribut zu befreien, bekriegte, und ward in Theben begraben. Plautus und nach ihm Molière, Falk und Kleist haben die Geschichte des A. und seiner Gattin zu Lustspielen benutzt. Wahrscheinlich nach dem Molière'schen Stück hat A. in der neuern Zeit die Bedeutung eines Mannes erhalten, der gern Gäste bei sich sieht und den gefälligen Wirth macht.

Amphŏra, bei den Griechen und Römern ein großes, gewöhnlich aus Thon gebildetes Gefäß, in Gestalt unserer Krüge, mit engem Halse und zwei Henkeln zum Tragen, unten oft spitz ausgehend, um es in der Erde befestigen zu können. Man bediente sich der Amphora zur Aufbewahrung verschiedener Flüssigkeiten, besonders des Weins, wobei die Römer das Jahr der Füllung durch angeheftete Täfelchen angaben. Später aber benutzte man sie hier und da auch als Aschenkrüge, wie eine 1825 zu Salona in Dalmatien veranstaltete Ausgrabung bestätigt. — Die **Amphora** war bei den Griechen und Römern zugleich ein Flüssigkeitsmaß. In Griechenland enthielt die Amphora das Gewicht eines Talents Wassers oder 0,72 griech. Kubikfuß = 19,44 franz. Liter. In Rom war sie der 10. Theil des Culeus und hatte anfangs den nämlichen Inhalt wie in Griechenland. Später repräsentirte sie jedoch in Rom den röm. Kubikfuß, und enthielt 80 röm. As oder Pfunde Wassers. Sie erhielt nun den Namen Quadrantal, und bildete den 20. Theil des neuen Culeus. — Gegenwärtig ist Amphora oder vielmehr, nach der ital. Schreibart, Anfora, ein Weinmaß in Venedig.

Amplification, d. i. Erweiterung, findet statt, wenn eine Vorstellung, ein Urtheil oder Schluß nach ihren Bestandtheilen ausführlicher dargestellt werden. In einem engern Sinne bildet die Amplification den Theil der rednerischen Ausführung, bei welchem man über den unmittelbaren und wesentlichen Inhalt eines Satzes hinausgeht und den Gegenstand durch sein Verhältniß zu andern Dingen erläutert, ohne einen Gedanken in die Breite zu ziehen oder zu verwässern. Ihr Zweck ist Kräftigung der Darstellung durch Veranschaulichung und Gedankenfülle. Die Rhetorik nimmt gewöhnlich vier Arten der rednerischen Amplification an: 1) Erläuterung eines Satzes durch Ähnliches, wohin das Gleichniß gehört, 2) Erläuterung durch das Entgegengesetzte, 3) Veranschaulichung des Allgemeinen durch ein Besonderes und 4) Bestätigung durch Zeugnisse. Die griech. und röm. Rhetoren verstanden unter rednerischer Erweite-

rung die Vergrößerung oder Verkleinerung eines Gegenstandes durch Gedanken und Ausdruck. Da jede Ausführung zunächst die Absicht hat, den Leser und Hörer zu überzeugen und seinen Willen zu bestimmen, so ist leicht zu erklären, warum Cicero und andere alte Redner die Amplification nebst der Zusammenfassung des Gesammtinhalts (enumeratio) zu einem wesentlichen Theile des Redeschlusses machten. Jedoch wird dann unter Amplification (exaggeratio) nur die letzte Bekräftigung des Inhalts, vorzüglich mittels eines allgemeinen Satzes, verstanden.

Ampulla hieß bei den Römern ein zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten dienendes Gefäß. Die Ampulla war von Thon oder auch aus Glas, bauchig und mit zwei Henkeln versehen zum Aufhängen. Namentlich diente sie zur Aufbewahrung des Salböls in den Bädern. — Berühmt ist die **Ampulla Remensis** (la sainte ampoule), die bei der Salbung des Königs der Franken, Chlodwig I., zu Rheims 496 eine Taube vom Himmel gebracht haben soll, und mit deren unversiegbarem Öle die Könige von Frankreich bis auf Ludwig XVI. gesalbt wurden. Während der Revolution wurde dieses Gefäß zerbrochen. Doch ein Gläubiger rettete ein Bruchstück davon, das er nach der Restauration der Bourbons dem Erzbischof von Rheims aushändigte. In demselben fand sich angeblich auch noch ein Rest Öls vor, der in eine neue Ampulla gebracht, und bei der Krönung Karl's X. 1825 zu dessen Salbung gebraucht wurde.

Amputation heißt im Allgemeinen die kunstgemäße Ablösung einzelner, nicht wesentlich zum Leben nothwendiger Glieder mittels chirurgischer Instrumente; sie wird zur Exstirpation, sobald sie ganze Organe oder Aftergebilde entfernt. Die Amputation muß unternommen werden, wenn das Leben durch ein örtliches Leiden gefährdet ist, z. B. durch Schußwunden in den Gelenken, gänzliche Zerschmetterung des Glieds, welche dessen Erhaltung unmöglich machen; bei langwierigen Eiterungen und Hohlgeschwüren mit Gängen, sogenannten Fisteln; bei Pulsadergeschwülsten, Knochengeschwüren und Knochenentzündungen, beim kalten Brande, bei krebsartigen Geschwülsten, deren Exstirpation eine Verletzung beträchtlicher Pulsadern befürchten ließe. Die Instrumente, die zur Amputation gebraucht werden, sind hauptsächlich das Messer, die Säge, das Turniket zur Zusammenpressung der Arterien, die Schere und Feile. Zur Ablösung der Finger und Zehen bedient man sich, doch selten, des Meißels, welche Operation dann Daktylosmileusis genannt wird. Die Amputation selbst geschieht auf folgende Weise. Nachdem die Hauptarterien zusammengepreßt sind, um allzu heftige Blutung zu verhindern, durchschneidet man die Haut und die Muskeln, drängt dieselben nach oben zurück, und durchsägt dann, höher oben, den Knochen. Hierauf werden die Blutgefäße einzeln aufgesucht und unterbunden, und die Haut und Muskeln über dem Knochen zusammengezogen. Schon im 14. Jahrh. versuchte man statt dessen eine unblutige Amputation, das Abbinden (s. d.), die dann wieder durch Wrabez 1782 und Ploucquet 1786 empfohlen, von den Neuern aber als unstatthaft verworfen wurde. Unter Denen, welche bestimmte Methoden der Amputation aufstellten, haben Ravaton, dann Petit und Cheselden, vorzüglich Alanson, dem auch Gräfe beistimmte, Rust und Scoutetten in Metz die meisten Anhänger gefunden. Nach den Verfahrungsweisen dieser Chirurgen sind drei Hauptmethoden in Gebrauch gekommen, welche nach der Richtung des Schnitts ihren Namen erhalten, nämlich die Cirkelamputation, die Lappenamputation und die Amputation mittels des Schrägschnitts (Ovalairmethode).

Amrum (Amrom), eine friesische Insel vom Umfange einer halben QM., mit 600 E., an der Westküste Schleswigs gelegen, doch zu dem jütländischen Amte Ripen gehörig. Die Insel wird nur in der Mitte und an der Ostseite bebaut, und ist außerdem mit Dünen bedeckt. Der Austernfang an derselben ist bedeutend. Den 4000 Ellen breiten Sund zwischen Amrum und Föhr kann man während der Ebbe trockenen Fußes passiren.

Amsberg (Aug. Phil. Christian Theod. von), Chef der braunschw. Eisenbahn- und Postdirection, geb. zu Rostock 17. Juli 1789, widmete sich anfänglich dem Handelsstande, arbeitete unter der westfälischen Regierung im Steuerfach, trat aber 1813 in Militärdienste und nahm an den Feldzügen gegen Napoleon Theil. Nach seiner Rückkehr wurde er erst herzoglicher Kammersecretär, später Kammerassessor und Kammerrath. Bei seiner gründlichen Kenntniß von Handels- und Verkehrsverhältnissen, namentlich denen Braunschweigs, führte er mit Umsicht und Glück die diplomatischen Verhandlungen in Bezug auf den hannoverschen Steuerverein, dann 1828 bei der Gründung des mitteldeutschen Handelsvereins und den Verträgen, welche sich daran knüpfen. Auch ist A. eigentlich der Urheber der deutschen Eisenbahnbestrebungen, indem er bereits 1826, also vor der Ausführung der Nürnberg-Fürther Bahn, den Plan zur Anlegung einer Eisenbahn von den Hansestädten nach Hannover und Braunschweig entwarf. Nachdem er 1832 zum Geh. Legationsrath ernannt worden war, erhielt er 1. Jan. 1833

die Direction des Finanzcollegiums und die Baudirection. Im J. 1834 betrieb er aufs neue die Ausführung einer Eisenbahn nach seinem frühern Plane, und erhielt die Genehmigung zu einer Eisenbahn zwischen Braunschweig, Harzburg und Goslar. Obgleich er inzwischen von der Direction des Finanzcollegiums zurückgetreten war, blieb er doch Dirigent der Eisenbahncommission. Noch 1850 wurde er zum Chef der vereinigten Eisenbahn- und Postdirection in Braunschweig ernannt.

Amsdorf (Nik. von), der Gehülfe Luther's bei der Durchführung der Reformation, war 3. Dec. 1483 zu Zschepa bei Wurzen geboren. Er studirte zu Wittenberg, ward hier 1511 Professor der Theologie, 1521 Prediger, und ging dann 1524 als Superintendent nach Magdeburg. Im J. 1519 wohnte er der Leipziger Disputation bei, war 1521 auf dem Reichstage zu Worms, und begleitete Luther nach der Wartburg. Auch befand er sich 1527 auf dem Convente zu Schmalkalden und 1541 beim Colloquium zu Regensburg. Durch den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen von Sachsen, und mit Zustimmung Luther's, ward A. 1542 erster protest. Bischof zu Naumburg, nachdem die Wahl des Domcapitels, welche auf Julius von Pflugk gefallen, für ungültig erklärt worden. Doch vertrieben ihn 1547 die Kaiserlichen und setzten Julius von Pflugk als Bischof ein. Hierauf wendete sich A. wieder nach Magdeburg, wurde 1552 Superintendent zu Eisenach, und starb daselbst 14. Mai 1565. Er war einer der eifrigsten Gegner der mildern Melanchthon'schen Partei und ein Freund des Flacius. Die Zahl seiner Schriften, darunter viele polemische, ist sehr groß.

Amsel, eine populäre Benennung für die Schwarzdrossel, Turdus merula L. Dieser Vogel ist einfarbig schwarz, hat einen gelben Schnabel, und zeichnet sich durch seinen vorzüglichen Gesang aus. Die Gattung Turdus gehört in das Geschlecht der Drosseln (s. d.), wozu auch die Zippe, Weindrossel, der Krammetsvogel u. s. w. zählen. **Schildamsel** heißt in manchen Gegenden eine andere Art desselben Geschlechtes, nämlich Turdus torquatus. Auch diese Art ist schwarz, mit weißlichen Federrändern, weißlichem Ringkragen auf der Oberbrust, doch nicht gelbem Schnabel. Die **Wasseramsel**, Cinclus aquaticus, lebt am Wasser, taucht unter und läuft auf dem Grunde der Bäche hin, und nährt sich von Wasserinsekten. Sie ist am Kopf und Nacken erdbraun, am Oberkörper aschgrau mit braunen Federrändern; Kehle und Brust sind weiß, der Bauch ist dunkelbraun. An manchen Orten heißt sie auch Wasserhuhn, Wasserstaar.

Amsler (Samuel), Professor der Kupferstecherkunst an der Akademie der Künste zu München, geb. 17. Dec. 1791 zu Schinznach in der Schweiz, der Sohn eines Arztes, erhielt seinen ersten Unterricht in der Kupferstecherkunst durch Lips in Zürich, und studirte später unter Karl Heß in München. Eine Magdalena nach Carlo Dolce war seine erste größere Arbeit. Im J. 1816 ging er nach Rom, wo er sich der dort auflebenden neudeutschen Schule anschloß. In mehren Blättern, die er nach Statuen von Thorwaldsen stach, suchte er mit dem glücklichsten Erfolge die einfache Weise des Marc-Antonio mit charaktervoller Auffassung des Originals zu verbinden. Gemeinschaftlich mit Barth aus Hildburghausen stach er das Titelblatt zu den Nibelungen, nach einer Zeichnung von Cornelius. Während seines zweiten Aufenthalts in Rom (1820—24) fertigte er daselbst viele Zeichnungen zu späterer Ausführung, und begann sein großes Werk, den Triumphzug Alexander's nach Thorwaldsen (herausg. mit Erläuterungen von Schorn, Münch. 1835). Nachdem er 1828 an die Stelle des verstorbenen Heß bei der Akademie in München eingetreten, stach er eine kleine Madonna mit drei Kindern nach Rafael, und vollendete 1831 sein großes Blatt nach der Grablegung von Rafael im Palast Borghese, durch das er, ebenso wie durch den Christus nach Dannecker's Statue, in Gründlichkeit der Zeichnung und freie, kräftige, dem Original angemessene Behandlung des Grabstichels sich den ausgezeichnetsten Meistern der Kupferstecherkunst an die Seite stellte. Dann folgten (1836) die Heilige Familie Rafael's in der münchener Pinakothek und die Madonna di casa Tempi ebendaselbst. Nebenbei widmete er sich auch zahlreichen kleinen Arbeiten, z. B. nach Kaulbach und Schwanthaler. Sein letztes großes Werk, das er seit 1840—46 ausführte, war ein Stich nach Overbeck's „Triumph der Religion in den Künsten" (zu Frankfurt im Städel'schen Institut). A. starb 18. Mai 1849 zu München. Seine künstlerische Richtung ging weniger auf die effectreiche Darstellung der Töne und ihrer Contraste, als auf die möglichst reine und edle Behandlung der Form. Wenige haben Rafael so tief verstanden und mit solcher Pietät wiedergegeben wie er.

Amsterdam, die Hauptstadt des Königreichs der Niederlande und der Provinz Nordholland, am Ausflusse des Y, von zwei Armen der Amstel und von mehren Kanälen (Grachten) in 90 durch 290 Brücken verbundene Inseln getheilt, und in Gestalt eines halben Mondes meist auf eingerammten Pfählen erbaut, war noch zu Anfang des 13. Jahrh. ein Fischerdorf im Besitz der

Herren van Aemstel. Nachdem es sich gegen die Mitte jenes Jahrh. zu einem Städtchen erhoben und städtische Rechte erhalten, wurde es 1296 von den benachbarten Kennemers wegen der Theilnahme Gysbrecht's van Aemstel an dem Morde des Grafen Floris von Holland überfallen, verwüstet und der Besitzer selbst vertrieben. Hierauf kam es mit Amstelland (der Uferlandschaft der Amstel) an die Grafen von Holland, welche die Stadt mit vielen Vorrechten beschenkten. Der Übergang aus der gutsherrlichen Hörigkeit unter die gräfliche Landeshoheit begründete ihr erstes Glück, ihr ferneres die Befreiung von der Herrschaft Spaniens. Bald schwang sie sich zur ersten Handelsstadt der Vereinigten Niederlande empor. Schon 1585, nachdem Antwerpen wieder spanisch geworden und darum seinen Welthandel an A. verloren, mußte die Stadt westlich bedeutend erweitert werden (Neue Stadt); 1622 zählte sie bereits 100000 E. Doch diese Größe erweckte die Misgunst der Nachbarn. Der Engländer Leicester suchte sich derselben 1587 durch Verrath, Prinz Wilhelm II. von Oranien 1650 durch Überrumpelung zu bemeistern. Beide Versuche mislangen durch die Klugheit der beiden Bürgermeister Hooft und Bicker. In Folge des Kriegs mit England im 17. Jahrh. sank der Handel A.s so sehr, daß 1653 gegen 4000 Häuser in A. unbewohnt waren; allein bald hob sich der Verkehr auch wieder. In der Versammlung der Generalstaaten genossen die Bürgermeister der Stadt eines solchen Ansehens, daß sie sich fast das ganze 18. Jahrh. hindurch mit dem Erbstatthalter messen konnten. Sie hatte aber auch in dieser Zeit einen Reichthum erworben, daß keine andere Stadt in Europa ihr sich gleichstellen konnte. Der Ruf holl. Redlichkeit und Sparsamkeit beförderte die Blüte ihres Handels. Sie war der große Markt aller Producte im Osten und Westen und ihr Hafen stets voller Schiffe. Großen Nachtheil brachten A. die Kriegsjahre mit England von 1781 und 1782; doch erholte es sich auch von diesen. Seit der Regierungsveränderung von 1795 aber verfielen Handel und Wohlstand immer mehr. Am nachtheiligsten wirkte die gezwungene Verbindung Hollands mit Frankreich, da Ersteres der franz. Politik gegen die mit Frankreich kämpfenden Mächte folgen mußte. Der König Ludwig suchte zwar den holl. Handel durch manche Begünstigungen zu heben; auch verlegte er 1808 seine Residenz und den Sitz der Regierung nach A. Allein Jenes reizte Napoleon nur um so mehr gegen Holland auf, und Dieses führte, obschon sich einige neue Nahrungsquellen dadurch eröffneten, doch auch mancherlei Nachtheile für die Stadt herbei. Die Vereinigung Hollands mit Frankreich 1810 vernichtete vollends den auswärtigen Handel A.s, während zugleich die Einführung der Tabacksregie, der sogenannten droits réunis, und manche andere Maßregeln sehr nachtheilig auf den inländischen Verkehr wirkten. Erst seit 1813 hat der Handel in A. wieder bedeutend zugenommen, indem die unermeßlichen Capitale der alten großen Handels- und Commissionshäuser, die solide Art des Verkehrs im Waaren- und Wechselhandel, die kundigen Waarenmäkler, sowie eine Menge den Handel erleichternder und sichernder Einrichtungen A. den Vorzug vor andern Handelsstädten geben.

Die Stadt nimmt sich von der Hafenseite, dem Meerbusen Y, wegen der vielen Kirchthürme prachtvoll aus; auch ist die Übersicht von der hohen, 660 F. langen Amstelbrücke und von der östlichen Einfahrt von Muiden aus, durch die sogenannte Plantage, sehr schön. In früherer Zeit war A. eine starke Festung mit 26 Bollwerken, die durch willkürliche Überschwemmungen geschützt werden konnte, sodaß selbst Ludwig XIV. es bedenklich fand, sie anzugreifen. Allein 1787 mußte sie, nach Übergabe der verschanzten nahen Dörfer, von einem nur mäßigen preuß. Heere bedroht, sich ergeben. Bei der jetzigen Kriegskunst kann sie nur durch Überschwemmung der Umgegend behauptet werden, wenn nicht ein Winter, wie der von 1794 auf 1795, auch dieses Vertheidigungsmittel wirkungslos macht; denn nur die Eisdecke machte es möglich, daß Pichegru 19. Jan. 1795 seinen Einzug in A. halten konnte. Von der Seite von Haarlem deckt die Stadt die Schleuse von Halfwegen, und von der Ostseite die Festung Naarden. Im Halbcirkel, den die Grenze der Stadt von der Landseite beschreibt, bilden die Prinzen-, Kaiser- und Herrengrachten mit dem Singel viele kleinere Halbkreise, die alle auf den Amstelfluß oder auf den Meerbusen Y auslaufen. Unter den öffentlichen Gebäuden ist das vormalige Stadthaus berühmt, das unter Leitung des Baumeisters Jakob van Kampen 1648—55 erbaut ward. Das prächtige Gebäude steht auf 13659 eingerammten Pfählen, ist 282 F. lang, 235 F. breit und 116 F. hoch; 21 F. über die letztere Höhe erhebt sich der runde Thurm. Das Innere desselben schmückten mehre ausgezeichnete niederl. Bildhauer und Maler des 17. Jahrh. Den patriotischen Niederländern misfiel es daher sehr, daß der König Ludwig 1808 das Stadthaus, in welches das früher im Hause zum Busch beim Haag aufgestellte Museum verlegt war, zu seiner Residenz erkor, und daß Kammerdiener die ehemaligen Berathungssäle der verehrten Väter der Gemeinde einnahmen. Doch ist es nicht zu leugnen, daß der bei dieser Gelegenheit eingerichtete Thronsaal wol der schönste

Saal in Europa ist; auch hat das Gebäude dadurch sehr gewonnen, daß damals die alte Stadtwage abgebrochen und verlegt wurde. Noch jetzt wohnt der König, wenn er sich in A. aufhält, im Stadthause. Die Stadtbehörden halten ihre Sitzungen in dem frühern Prinzenhoff; das Museum befindet sich im Trippenhause. Die alte von 1608—13 gebaute Börse, unter der die Amstel in das Damrackgewässer fließt, wurde neuerdings abgebrochen und eine neue jenseit des Dam gebaut. Das Ostindische Haus, das Staatsschiffswerft und das Magazin auf der Kattenburg am Y dienen jetzt dem Handel und der Seefahrt.

Die Zahl der Einwohner A.s betrug 1820 nur 180000, gegenwärtig 222600, worunter sich 47000 Katholiken, 37000 Lutheraner, 2000 Anabaptisten, 22000 deutsche und 2500 portug. Juden, 800 Remonstranten u. s. w. befinden. Zu den wichtigsten und eigenthümlichsten Anstalten, die A.s Welthandel unterstützen, gehören insbesondere eine große Zahl Schiffswerfte, Segel-, Tau- und Tabacksfabriken, die Diamantschleifereien, Manufacturen in Tuch, Plüsch und seidenen Zeugen, Fabriken für Gold- und Silberwaaren, Tafelblei, Farbewaaren und chemische Präparate, Zuckerraffinerien, Brauereien, Genevربrennereien, und die Ausfuhr von Getreide und Colonialproducten. Das schöne Trippenhaus, wo sich auch die Akademie der Künste und Wissenschaften versammelt, die vom Handelsstande gestiftete Gesellschaft Felix meritis, die Gesellschaft Doctrina et amicitia, der Verein Tot nut van 't algemeen, das treffliche Lesemuseum, verschiedene Musikvereine, das holl., franz. und deutsche Theater, der zum Athenaeum illustre gehörige botanische Garten, ein nach dem Muster des englischen eingerichteter sogenannter zoologischer Garten und die berühmte lat. Schule zeugen von dem Sinne der Bewohner für Wissenschaften und Gelehrsamkeit. Den religiösen Wohlthätigkeits- und Ordnungssinn des Volks bekunden das Hospital für alte Männer und Frauen, die Armen-, Zucht- und Waisenhäuser, die Seefahrtsschule, die vielen Gesellschaften für bestimmte wohlthätige Zwecke, die Werk-, Spinn- und Besserungshäuser, sowie die zahlreichen Kirchen, Bethäuser und Synagogen aller Religionsgemeinden. Die niederl. Reformirten haben zehn, die franz. eine, die engl. zwei, die Katholiken 18, und selbst die engl. Judenbekehrer eine Kirche. Die schönste Kirche ist die Nieuwe kerk (die neue oder Katharinenkirche) auf dem Damm, mit den Grabmälern de Ruyter's, van Galen's und Bondel's, und einer Kanzel, welche allgemein bewundert wird. In der Oude kerk (der alten oder Nikolaikirche) ehrte die Nation ihre Seehelden Heemskerk, van der Zaan, Sweerts und van der Hulst durch Denkmäler. Bei so vielem Schönen und Großen hat A. indeß den Nachtheil einer sehr feuchten Luft und eines mephitischen Geruchs, der im Sommer aus den Kanälen emporsteigt; ferner Mangel an gutem Quellwasser und die Unbequemlichkeit sehr hoher und schmaler Wohnhäuser. Zwei Haupthindernisse des Handels in A., nämlich das wegen einer Sandbank (der Pampus) nöthige theilweise Entladen der tiefgehenden Schiffe, ehe sie in den Hafen einlaufen konnten, und Schwierigkeit des Ein- und Auslaufens in die seichte Zuydersee bei widrigen Winden, sind glücklich gehoben durch den neuen Kanal. Derselbe ist 26 F. tief, auf der schmalsten Stelle über 124 F. breit, 14 Stunden lang, reicht von A. bis Nieuwe-Diep, und hat vier Fall- und zwei gewöhnliche Schleusen, welche so groß sind, daß ein Linienschiff passiren kann. Zwei große Dampfschiffe bugsiren die Kauffahrteischiffe mit ihrer ganzen Ladung binnen 18 Stunden durch den ganzen Kanal. Vgl. Nieuwenhuys, „Proeve eener geneeskundige plaatsbeschrijving der stad A.“ (4 Bde., Amst. 1820), Geysbeeck, „Tableau statistique et historique d'A.“ (Amst. 1824) und van der Vijver, „Beschrijving van A.“ (4 Bde., Amst. 1844).

Amt der Schlüssel nennt die christliche Kirche die Macht der Sündenvergebung und Sündenbehaltung, auf welcher die Absolution (s. d.) beruht. In der röm.-kath. Kirche besitzt der Papst, als Nachfolger Petri, die unumschränkte und volle Schlüsselgewalt über den ganzen Erdkreis. Unter ihm und in Verbindung mit ihm üben diese Gewalt auch die Bischöfe, als Nachfolger der Apostel, welchen sie nach Matth. 16, 19 von Christus ertheilt worden sein soll. Von den Bischöfen wird die Ausübung unter gewissen Beschränkungen an die Priester überlassen. Bei den Protestanten handelt das sechste Hauptstück des kleinen lutherischen Katechismus vom Amte der Schlüssel. Im großen Katechismus, welcher stets nur fünf Hauptstücke hatte, sowie in der symbolisch anerkannten Form des kleinen Katechismus, findet sich dieses Hauptstück bei Lebzeiten Luthers nicht; es erscheint erst seit 1564, besonders in sächs. Ausgaben. Dies, sowie der Umstand, daß Luther selbst eine Beichtformel abgefaßt und zwischen Taufe und Abendmahl in seinem kleinen Katechismus gestellt hat, endlich die verschiedene Gestalt, in welcher das sechste Hauptstück auftritt, beweisen hinlänglich, wie Luther der Verfasser desselben nicht ist. Nachdem schon Brenz in seinem Katechismus 1529 sechs Stücke des Katechismus aufgestellt hatte, dachten auch die reinen Lutheraner, im Gegensatze gegen calvinistische Geringschätzung der Beichte

an die Aufnahme des sechsten Hauptstücks. Es erscheint am wahrscheinlichsten, daß Knipstrow, Generalsuperintendent zu Stralsund, der 1554 einer Synode zu Greifswald eine Formel des sechsten Hauptstücks vorlegte, der Verfasser des gegenwärtigen, im kleinen lutherischen Katechismus befindlichen ist. Allerdings datirt sich die Nachricht, die dieses behauptet, erst vom J. 1697; doch läßt sich nichts Triftiges dagegen erheben. Die Antwort nun in jenem Hauptstück auf die Frage: „Was ist das Amt der Schlüssel?“ lautet: „Es ist die sonderbare Kirchengewalt, die Christus seiner Kirche auf Erden hat gegeben, den bußfertigen Sündern die Sünde zu vergeben, den unbußfertigen aber die Sünde zu behalten, so lange sie nicht Buße thun.“ Man beruft sich hierbei auf Joh. 20, 21—23, und unterscheidet, nach der schon oben angeführten Stelle des Matthäus, im Amte der Schlüssel den sogenannten Löse- und Bindeschlüssel, d. i. die Vollmacht, in das Messiasreich aufzunehmen oder von demselben auszuschließen. Vgl. Mohnike, „Das sechste Hauptstück des lutherischen Katechismus“ (Stralf. 1830).

Amtsverbrechen, Amtsvergehen. Im Allgemeinen ist anzunehmen, daß jede absichtliche Amtsverletzung eine strafbare Handlung ist, und daß auch fahrlässige Amtsverletzungen wenigstens Verweis, im Wiederholungsfalle Entlassung vom Amte, nach sich ziehen können. Die Folgen einer solchen Verletzung übernommener Amtspflichten fallen nach ihren verschiedenen Abstufungen und deren Wirkungen größtentheils unter Bereich der Disciplinargewalt und Disciplinarstrafen, wofern die dahin einschlagenden Specialgesetze der verschiedenen Staaten nicht hierüber andere Bestimmungen getroffen haben. Weder von diesem, noch von dem desfallsigen Verfahren (Disciplinar-Besserungs-Verfahren) kann daher hier die Rede sein. Dagegen heben die Gesetze, welche die Quellen des gemeinen Strafrechts sind, eine Reihe von widerrechtlichen Handlungen dieser Kategorie besonders heraus, und die neuern Strafgesetzgebungen sind ihnen, wenn auch in der Qualificirung der Verbrechen mannichfach abweichend, hierin in der Hauptsache gefolgt. Die Handlungen sind: 1) Bestechung (s. d.); 2) die hiervon unabhängige Verletzung der Amtspflicht seiten des Civilrichters (das sogenannte crimen syndicatus); 3) das Verbrechen des Gefangenwärters, der einen Gefangenen entfliehen läßt; 4) das crimen residui (s. d.), auch Malversation oder Cassenveruntreuung genannt; 5) das crimen ambitus (s. d.) oder die verbrecherische Amtserschleichung. Die Lücken, welche das gemeine deutsche Recht bei der Strafbedrohung der vorstehend bezeichneten Verbrechen noch in vieler Hinsicht läßt, sind durch Particulargesetzgebungen mehrfach ergänzt worden. Geld- und Freiheitsstrafen, sowie Entziehung des Amts in verschiedenen Abstufungen, sind die von denselben anerkannten Strafübel der einzelnen Amtsvergehen.

Amulet nennt man einen mit gewissen Figuren, Charakteren oder einer Inschrift versehenen Körper, z. B. Stein, Metall u. s. w., welchen man bei sich, gewöhnlich am Halse trägt, um gegen Krankheiten und Bezauberung geschützt zu sein. Der Name stammt, wie die Sache, aus dem Orient. Die ältesten Amulete finden sich bei den Ägyptern, wo sie die Form des Käfers hatten. Bei den Griechen hieß ein solches sympathisches Schutzmittel im Allgemeinen Phylakterion, bei den Römern Amuletum. Die Juden betrachteten die Pergamentstreifen mit den Gesetztafeln, die sie bei sich tragen mußten, als Abwehr aller Übel und der bösen Geister. Von den Heiden ging der Gebrauch der Amulete in die christliche Kirche über. Man gab ihnen die Inschrift ἰχϑύς, d. h. Fisch, indem dieses Wort die Anfangsbuchstaben der griech. Worte „Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland“ enthält. Eine eigene Art Amulete waren die Abraxassteine (s. d.) der Basilidianer und anderer gnostischer Sekten im 2. Jahrh. n. Chr. In der spätern Zeit trug man die Amulete so häufig, daß im 4. Jahrh. die Verfertigung derselben den christlichen Geistlichen bei Verlust ihres Amts untersagt werden mußte, und die Amulete selbst 721 zu Rom feierlich verbannt wurden. Bei den Türken und vielen Völkern des mittlern Asiens glaubt sich Jeder durch ein Amulet schützen zu müssen. Mit der Verbreitung arab. Wissenschaft und Astrologie verbreiteten sich auch die astrologischen Amulete der Araber, die Talismane (s. d.), im Abendlande. Über Amulete und das Lesen der Inschriften auf denselben vgl. Kopp's „Palaeographia critica“, Bd. 3 und 4 (Mannh. 1829); außerdem Ewele, „Über Amulete“ (Mainz 1827). Neuerdings hat die Anwendung des Magnetismus die Amulete wieder in Aufnahme gebracht, wobei man jedoch keine übernatürliche, sondern eine auf Naturgesetze gegründete Wirksamkeit erzielt.

Amusetten heißen die leichten einpfündigen, mit einer kleinen Räderprotze versehenen Kanonen, welche ehemals den leichten Truppen mitgegeben wurden, und besonders für den Gebirgskrieg bestimmt waren. Außer den Amusetten des Marschalls von Sachsen, des Grafen Rostaing und den in Dänemark üblich gewesenen, sind besonders die des Grafen Wilhelm von Lippe-

Bückeburg zu bemerken, der sie so einrichtete, daß sie von fünf Menschen gezogen und bedient werden konnten. Auch der Herzog von Weimar gab 1798 seinen Jägern Amusetten. Seitdem jedoch die Feldartillerie beweglicher geworden, hat man sie abgeschafft, zumal ihre Wirkung wegen der geringen Schußweite und des kleinen Kalibers, das den Gebrauch der Kartätschen nicht zuließ, nur unbedeutend sein konnte.

Amyklä, eine Stadt in Lakonien, am Ufer des Eurotas, 20 Stadien südöstlich von Sparta, wo Tyndarus residirte und dessen Gattin Leda den Kastor, Pollux und die Helena vom Jupiter gebar. In frühern Zeiten wurde A. so häufig von den Überfällen der Spartaner heimgesucht, daß die Bewohner wiederholt bei dem leeren Gerücht von dem Anrücken des Feindes in tödtliches Schrecken verfielen. Man gab darum ein förmliches Gesetz, wonach von den Überfällen der Spartaner gar nicht mehr gesprochen werden durfte. Die Stadt ward aber einst wirklich wieder von den Spartanern angegriffen, und ohne Weiteres zerstört, weil Keiner der Bewohner, aus Furcht vor dem harten Gesetze, die nahende Gefahr hatte verkündigen mögen. Daher auch das Sprichwort: „Durch Schweigen ging A. unter."

Amyot oder **Amiot** (Jacques), geb. 1513, gest. 1593, ist durch seine ausgezeichneten franz. Übersetzungen griech. Classiker bekannt. Racine bezeichnete diese Übersetzungen ihrer einfachen Sprache und naiven Haltung wegen als unübertrefflich. Besonders empfehlungswerth ist die Bearbeitung des Plutarch, die mehrfache Auflagen (die beste von Brottier und Vauvilliers, 22 Bde., Par. 1783—87) erlebt hat. — Berühmt ist auch der Jesuit **Amiot**, geb. 1718 zu Toulon, der als Missionar in Peking viel zur genauern Kenntniß Chinas beitrug. Ihm verdanken wir die ausgebreitetsten Belehrungen über Alterthümer, Geschichte, Sprache und Künste in China, wo er sich von 1750 bis zu seinem Tode im J. 1794 aufhielt. Mit der chines. und tatar. Sprache vertraut, konnte er China unmittelbar aus den Quellen kennen lernen. Die meisten seiner schätzbaren Arbeiten befinden sich in den „Mémoires concernants l'histoire, les sciences et les arts des Chinois" (15 Bde., Par. 1776—91). Seine „Éloge de la ville de Moukden" wurde von de Guignes und sein „Dictionnaire tatar-mantchou-français" von Langlès (3 Bde., Par. 1789) herausgegeben. Der Minister Bertin, selbst Kenner der orient. Sprachen, hatte zu letzterm die nöthigen Typen auf eigene Kosten anfertigen lassen.

Ana, als Endung mit einem Eigennamen verbunden, ist häufig der Titel für Sammlungen von Anekdoten, Aussprüchen, kleinen Aufsätzen und allerlei Nachrichten, die in Bezug auf jenen vorgesetzten Eigennamen stehen. Die Benennung wurde zuerst in Frankreich Sitte, wo sie, von den Gebrüdern Dupuys in den „Scaligerana" (Haag 1666) in Anwendung gebracht, vielen Beifall und Nachahmung fand. Ihrem Beispiele folgte man in Holland, England („Baconiana", 1679), Deutschland („Taubmaniana", 1702), Dänemark („Tychoniana", 1770) und selbst in Nordamerika („Washingtoniana", 1800), doch nur zum Theil mit Glück. In neuester Zeit hat indessen England gute Ana geliefert. Wissenschaftlich wichtig sind die „Menagiana", „Colomesiana", „Gundlingiana", „Perroniana" und „Thuana". Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der Ana gibt Ludewig in „Le livret des Ana" (Dresd. 1837), nachgedruckt, jedoch vermehrt in Namur's „Bibliographie des ouvrages publiés sous le nom d'Ana" (Brüss. 1839).

Anabaptisten (griech.), d. h. Wiedertäufer, werden im Allgemeinen Diejenigen genannt, welche aus irgend einem Grunde die von einer andern kirchlichen Gemeinschaft vollzogene Taufe nicht anerkennen, sondern wiederholen. (S. **Wiedertäufer**.)

Anabasis (griech.), ursprünglich das Hinaufsteigen, dann ein Feldzug aus einer niedrigern Gegend in eine höhere, z. B. vom Meere ins Mittelland. In letzterer Beziehung führen diesen Namen zwei berühmte historische Werke aus dem classischen Alterthume: 1) die Anabasis des Cyrus von Xenophon (s. d.), welche die Geschichte des unglücklichen Feldzugs des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder, den pers. König Artaxerxes, mit Unterstützung von 10000 griech. Söldlingen, und die Rückkehr derselben in die Heimat unter der Leitung des Xenophon enthält; 2) die Anabasis des Alexander von Arrian (s. d.), welche die Feldzüge Alexander's d. Gr. erzählt.

Anacharsis, ein Scythe und Bruder des Königs Saulios, kam, von Begierde nach Kenntnissen und Bildung getrieben, mit seinem Freunde Toxaris zu Solon's Zeiten nach Athen, von wo aus er auch andere Länder besuchte. Wegen seines hellen Verstandes rechnete man ihn später sogar zu den sieben Weisen, und legte ihm viele sinnige Aussprüche und Erfindungen bei. Die Briefe, welche seinen Namen tragen, sind viel spätern Ursprungs. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland ließ ihn der König umbringen, um der von A. versuchten Einführung der Mysterien der Griechen vorzubeugen. — Unter dem Titel: „Reise des jüngern Anacharsis nach Griechen-

land" gab Barthélemy (s. d.), der seinen Helden einige Jahre vor der Geburt Alexander's d. Gr. nach Griechenland kommen läßt, eine mit vielem Geschmack und großer Gelehrsamkeit verfaßte Schilderung des griech. Lebens. Wiewol er dabei mit ungenügender Kritik verfährt, und die Erscheinungen aus den verschiedensten Zeitaltern der griech. Geschichte als gleichzeitig darstellt, hat dieses Werk doch trotz seiner offenbaren Mängel wesentlich zu einer geistigern Auffassung des griech. Alterthums beigetragen. Auch rief es viele Nachahmungen hervor, wie die „Sabina" von Böttiger, den „Gallus" und „Charikles" von Becker und andere.

Anachoreten (griech.), d. h. aus dem Leben Zurückgezogene, Einsiedler, Eremiten, hießen seit dem 3. Jahrh., zum Unterschiede von den Cönobiten, d. i. den in Gemeinschaft lebenden Mönchen, diejenigen, welche möglichst von jeder Gesellschaft abgesondert, in einsamen, verlassenen Gegenden lebten. Obgleich sich die Christen schon in den beiden ersten Jahrh., in Nachfolge des äußerlich armen Christus und im Gegensatze gegen die im heidnischen Glanze verderbte „Welt", von dem Verkehr der heidnischen Feste und Vergnügungen zurückzogen, so verwarf man doch damals noch entschieden die völlige Abscheidung vom Leben, wie sie der Einsiedler sucht. Nur die theils wahrhaft fromme, theils geistlich hochmüthige und überspannte Richtung auf Enthaltsamkeit von der Ehe, gewissen Speisen u. s. w., sowie das Zurückziehen von der Gesellschaft an gewissen Weihe-, Buß- und Bettagen, tritt bereits hervor. Im Laufe des 3. Jahrh. erst treten eigentliche Einsiedler auf, nachdem sich die Asceten (s. d.) zuerst meist nur aus dem verderbten Gewühle der Städte auf das Land und in die Dörfer begeben hatten, ohne gänzlich aus der Gesellschaft zu scheiden. Zu den ersten Anachoreten gehören jedenfalls Paulus (s. d.) und Antonius (s. d.). Die blutigen Verfolgungen, und als diese aufgehört hatten, die steigende Verachtung der immer mehr sich entsittlichenden Welt, in der es nicht einmal mehr möglich war, Märtyrer zu werden, reizten das oft wahrhaft fromme, aber mehr oder weniger überspannte, und dem mitten im Leben stehenden Urchristenthum entfremdete Bewußtsein vieler edeln willenskräftigen Gemüther, unter großen Entbehrungen die bürgerliche Gesellschaft ganz zu verlassen. Da diese frommen Einsiedler aber von der verehrenden Menge um den Rath und Trost ihrer geheiligten Seele, um den Segen insbesondere für herbeigebrachte Kranke (namentlich Gemüthskranke, Besessene) und Kinder bestürmt wurden, so erreichten sie ihre Absicht der völligen Abtrennung vom Leben fast nie, sondern wirkten vielmehr, zum Theil wider ihren Willen, durch ihren religiösen Zuspruch weihend und erhebend auf die Gesellschaft. Die Anachoreten gingen häufig aus Solchen hervor, welche ein der Reue bedürftiges Leben geführt hatten, und in der Ein[…] keit die Buße suchten. Aber unabhängig von den Mächten der Welt, und hochverehrt von öffentlichen Meinung, kehrten sie zuweilen, wenigstens auf Zeit, bei großen drohenden Gef[…] der Staatsgewalt oder des wankenden Glaubens, mäßigend, ermuthigend und kräftigend, [...] Engel vom Himmel angestaunt und gehört, in das gesellschaftliche Leben zurück, und fan[den] wegen dieser Segnungen für die Gesellschaft, selbst in Männern wie Chrysostomus, Augu[stin] u. A., warme Vertheidiger. Die furchtbaren Quälereien, welche die Anachoreten zum [...] ihrem „sündigen" Leibe auferlegten, die Ketten und Eisenringe, mit denen sie sich belasteten, Aufsuchen von fast unbewohnbaren Gegenden und Höhlen, das Abdarben selbst der nöthig[en] Nahrungsmittel und Kleidungsstücke, das Aufzwingen von unnatürlichen peinlichen Kör[per]lungen (z. B. Jahrzehnde hindurch auf Säulen; s. Styliten), wodurch sie theilweise dem [...] sinn und gewaltsamen Selbstmorde verfielen, waren Auswüchse eines mächtigen sittlichen [...] lens, den eine aufgeklärtere Zeit zu bessern Dingen verwandt haben würde. Mehr und [...] traten indessen diese Auswüchse zurück, da die Kirche selbst sehr bald die mildere, naturgemä[ße] Form der Zurückgezogenheit, das Cönobitenleben der Mönche, vorzog. Auch lag es im [...] und Charakter des Occidents, daß er die Anachoretenform des Mönchslebens weniger ausbil[dete] als der Orient. Wiewol aber die anachoretische Lebensform mit der Entwickelung des social[...] ligiösen Bewußtseins fallen mußte, so hatte sie doch unleugbar in der Zeit ihres Entstehens [...] in den zunächst sich anschließenden Jahrh. ihre Berechtigung und ihren Segen. Übrigens haben die orient. Religionen insgesammt, das Judenthum nicht ausgenommen (s. Essener und Th[e]rapeuten), ähnliche Erscheinungen aufzuweisen.

Anachronismus heißt ein Irrthum wider die Chronologie oder Zeitrechnung, indem m[an] eine Begebenheit aus Unkunde oder irgend einem andern Grunde in einen falschen Zeitra[um] versetzt. Der Anachronismus findet sich besonders häufig in den Werken der schaffenden P[han]tasie. Er wird hier entweder mit Absicht angewendet, um irgend eine Wirkung (z. B. das K[o]mische) zu erzielen, oder er ist nur zufällig, indem der Dichter aus Unkunde irgend eine Bege[be]nheit, Sitte, Gebrauch u. s. w., der einer spätern Zeit angehört, bereits in einer frühern [...]

läßt. So z. B. läßt Shakspeare in seinem „Julius Cäsar" die Thurmglocke 3 Uhr schlagen, und Schiller spricht in den „Piccolomini" in einem herrlichen Bilde von dem Blitzableiter, obgleich dieser erst 150 Jahre später erfunden wurde. Diese kleinen Verstöße, die nur den Gelehrten stören, heben nie die Wirkung der ganzen Dichtung auf. Nachtheiliger aber ist der Anachronismus in dichterischen Werken, wo zwar das äußere Leben einer verschwundenen Zeit mit pedantischer Genauigkeit ausgemalt, hingegen die ganze Gesinnungs- und Denkweise der modernsten Gegenwart in die ferne Zeit hineingetragen wird. An diesem Fehler leidet die ganze ältere Tragödie der Franzosen, leiden die Werke eines Corneille, Racine, ebenso viele unserer historischen Romane. Anders müssen die Anachronismen der Volkspoesie und der Dichtungen des Mittelalters beurtheilt werden. In der epischen Volkspoesie ist der Anachronismus geradezu ein charakteristisches Merkmal. In ihr bleibt ein Achilles stets jung, eine Helena stets schön. Durch Jahrhunderte hindurch begleitet Rustem in der persischen, und Marko in der serbischen Heldensage die wandelnden Schicksale seines Volkes, ohne zum Greis zu werden, stets in ungebeugter Kraft des Mannes. Desgleichen faßte das Mittelalter in seiner kindlichen Naivetät die ganze Welt nur in dem Spiegel seiner Zeit auf, und die dichterischen Bearbeitungen antiker Stoffe, wie z. B. die „Äneide" des Heinrich von Veldeke, die Schilderung der Thaten Alexander's d. Gr. vom Pfaffen Lamprecht sind in Sitten und Costume Bilder aus der Zeit des Dichters, aber nicht der Zeit, in der die geschilderten Helden lebten. Selbst der ältere Maler läßt in seinen frommen Bildern von Christus und den Heiligen die Ritter, Städte und Burgen seiner Zeit erscheinen. Bei Shakspeare begegnen wir noch oft dieser naiven Auffassung weit entlegener Zustände, wie z. B. im „Lear" und „Cymbeline".

Anadyomene, d. h. die Auftauchende, ist ein der Venus in Bezug auf ihren Ursprung aus dem Meere gegebene Beiname. Der größte Maler des Alterthums, Apelles (s. d.), stellte die Göttin in dem Augenblicke dar, als sie dem Meere entstieg und ihr Haar mit den Händen trocknete. Sie war nach Einigen nach der Pankaste, nach Andern nach der Phryne (s. d.) gemalt. Dieses Gemälde, das Meisterstück jenes Künstlers, kauften die Einwohner der Insel Kos, und stellten es im Tempel des Äsculap auf. Von ihnen kaufte es gegen Erlaß von 100 Talenten Steuern Augustus, der es nach Rom schaffen und in dem Tempel der Venus Genitrix aufstellen ließ. Zu Nero's Zeit war es ziemlich verwischt, und wurde durch ein Werk des Dorotheus ersetzt. In der griech. Anthologie wird die A. des Apelles in mehren Epigrammen geschildert.

Anagogische Auslegung (vom griech. anagein: emporführen, zur Höhe leiten) heißt diejenige Art allegorischer Bibelerklärung, welche den buchstäblich anders zu fassenden Worten eine höhere, himmlische Beziehung gibt, sie als Symbole der triumphirenden Kirche und des ewigen Lebens überhaupt faßt. So wurden z. B. die Worte „Es werde Licht" anagogisch von der einstigen Verklärung verstanden, der Liebhaber und die Geliebte des Hohenliedes auf Christum und seine Kirche, Psalm 45, anstatt auf einen irdischen König, auf den Messias als einen himmlischen König bezogen. Die jüdisch-alexandrinische Schule, Philo als Repräsentant an der Spitze, ist der vornehmlichste Sitz dieser Auslegung gewesen. Doch kennen sie auch die Heiden, sowie das Neue Testament, und die spätere christliche (besonders alexandrinische) Theologie.

Anagramm nennt man das Rückwärtslesen der Buchstaben eines oder mehrer Worte. So ist „Sarg" ein Anagramm von „Gras", und „Nebel" von „Leben". Im weitern Sinne versteht man darunter eine Buchstabenversetzung, um dadurch ein oder mehre neue Wörter zu bilden, wie z. B. „Dame" und „Made". Calvinus nannte sich auf dem Titel seiner Institutionen, vermöge eines Anagramms, „Alcuinus". Auf ähnliche Weise geben die Worte: „Révolution française", das Anagramm: „Un Corse la finira" und das bedeutungsvolle „Voto"; dann auch ein anderes Anagramm: „La France veut son roi". Vorzüglich liebten die mystischen Ausleger der heiligen Schriften bei den Juden, die Kabbalisten, diese Spielereien. Es gibt weitläufige Sammlungen solcher Anagramme.

Anahuac, der südliche Theil des großen Tafellandes von Neu-Spanien in Amerika, vor Ankunft der Europäer der Hauptsitz der dort einheimischen Culturvölker, der Tolteken, Chechemeken, Acolhuas und Azteken, noch jetzt der Hauptbestandtheil des mexican. Staats, erhebt sich unter 17° n. Br. aus den Ebenen von Tabasco und Tehuantepec, und erstreckt sich, allmälig an Breite zunehmend, bis zum 21° n. Br., wo es in der Sierra-Madre und über die Hochebenen von Queretaro, San-Luis-de-Potosi und Xalisco hinaus, mit dem System der Felsengebirge in Verbindung tritt. Das A., den entschiedenen Charakter eines zusammenhängenden, nicht zergliederten Massengebirges tragend, steigt in Osten aus den Tierras-Calientes der Küstenebene

von Cuctlachtlan in steilen Stufen und Terrassen plötzlich auf, die öfter kaum drei M. breit, nur an einer einzigen Stelle, bei Chalapa, einen fahrbaren Paß besitzen. Ein hohes Randgebirge, das in dem Citlaltepetl oder Pic von Orizaba (16302 F.), dem Coffre-de-Perote oder Nauhcampatepetl (13400 F.), dem Popocatepetl (16626 F.), dem Iztaccihuatl und dem Nevado-de-Toluca die hier 14000 F. hohe Schneegrenze überragt, umgrenzt in O. das Hochland, welches bei einer Erhebung von 9—5000 F. im Allgemeinen von O. nach W. geneigt ist, und durch wenig erhobene Ketten mit einzelnen hoch emporragenden Gipfeln in mehre besondere Hochebenen, wie die von Tlascala mit 6750, von Tenochtitlan oder Mexico mit 7000, von Toluca mit 8500, und von Mechoacan mit 5—6000 F. mittler Erhebung, geschieden wird. Nach W. zu senkt sich das Tafelland über die weiten, von Thälern zerrissenen Terrassenlandschaften, die herrlichen Tierras templadas von Mixtecapan und Oaxaca (noch 4500 F. hoch), allmälig zu der Küstenebene von Colima ab. Außer den Alpenseen der Tafelländer zählt das A. nur wenige Gewässer, da die Flüsse auf den Randgebirgen entspringen und nach meist kurzem und reißendem Laufe dem Meere zueilen. Die eigenthümliche Configuration des Landes bedingt die wunderbarste Verschiedenheit in Klima und Erzeugnissen. Während die Küstenebenen echt tropischen Charakter haben, schmückt die westlichen Absenkungen ein ewiger Frühling; während an den Ufern des Mexicanischen Golfs das Gelbe Fieber den Europäer hinrafft, wird die Kühle auf der Hochebene von Toluca selbst empfindlich und unangenehm. Die förmliche Isolirung des Plateaus von der Küste, die theils durch den Mangel an schiffbaren Strömen, theils durch die Unzugänglichkeit der Randgebirge im Osten bewirkt wird, ferner der Mangel eines guten Hafens an der Ostküste, sowie das mörderische, europäische Niederlassungen unmöglich machende Klima der Küsten selbst, sind wol die Hauptursachen, weshalb diese herrlichen und fruchtbaren Länder im Ganzen im Verkehr und Leben der Jetztzeit zurückgeblieben sind.

Anaklētus der Heilige, auch Papst und Märtyrer, der nach mehren Quellen mit Kletus ein und dieselbe Person ist, war aus Athen gebürtig und einer der ersten Bischöfe der christlichen Gemeinde in Rom, entweder als unmittelbarer Nachfolger des Petrus oder als der des Linus. Alles was von ihm erzählt wird, ist theils ungewiß, theils völlig unwahr. Er soll in der Verfolgung des Domitian 91 den Märtyrertod gestorben sein. Die Kirche feiert sein Gedächtniß am 13. Juli. — **Anakletus II.** wurde 1130 in Italien gegen Innocenz II. zum Papst gewählt, und hatte Rom, Mailand und den Herzog Roger von Sicilien, dem er den Königstitel gab, für sich. Er excommunicirte seinen Gegner und behauptete sich, bis zu seinem Tode (1138), gegen Kaiser Lothar II.

Anakolūthon oder **Anakoluthie** heißt in der Grammatik und Rhetorik der Mangel an Folgerichtigkeit der grammatischen Construction, wobei jedoch stets eine Absicht des Schreibenden zum Grunde liegt. Anakoluthen entstehen durch plötzliche Veränderung oder Unterbrechung der Construction, vorzüglich nach längern Zwischensätzen, worüber der Hörer den Anfang der Construction außer Acht gelassen haben kann, oder durch Weglassung von Wörtern, die aus dem frühern Zusammenhange wiederholt oder ergänzt werden müssen. Gute Schriftsteller, besonders der Griechen, bringen dem Nachdrucke, mit welchem ein oder mehre Wörter betont werden sollen, oder der Deutlichkeit, wegen welcher ein Wort oder ein Satz herausgehoben wird, oder dem Ebenmaße bisweilen die streng logische oder grammatische Ordnung zum Opfer. Oft ist es die leichte Natürlichkeit der Rede, wie sie die lebendige Umgangssprache mit sich führt, welche Anakoluthien erzeugt. Zum Fehler werden sie: wenn sie Folge der Unachtsamkeit und des Mangels an Gedankenordnung, oder wenn sie, wie bei spätern Rhetoren der Griechen, gesucht und erkünstelt sind.

Anakrēon, den das griech. Alterthum unter die neun größten Lyriker zählte, war zu Teos in Ionien geboren, wurde in Abdera erzogen und blühte von 530 v. Chr. an. Polykrates, Beherrscher von Samos, berief ihn an seinen Hof und schenkte ihm seine Freundschaft. Hier sang A., von Wein und Liebe begeistert, seine leichten gefälligen Lieder. Nach dem Tode seines Beschützers ging er 521 v. Chr. nach Athen, wo er bei Hipparch die ausgezeichnetste Aufnahme fand. Der Sturz desselben vertrieb ihn von hier, und wahrscheinlich begab er sich nach Teos zurück. Als indeß Ionien gegen den Darius aufstand, floh er nach Abdera, wo er ein heiteres und glückliches Alter durchlebte und 85 J. alt starb. Der Sage nach erstickte er, wie Sophokles, an einer getrockneten Weinbeere. Sein Freund Simonides verfertigte auf ihn eine doppelte Grabschrift, die Stadt Teos setzte sein Bild auf ihre Münzen, auf der Burg von Athen stand seine Bildsäule, und ganz Griechenland nannte seinen Namen mit gebührenden Lobsprüchen. Nur ein kleiner Theil seiner Gedichte ist auf uns gekommen. Von fünf Büchern sind 68 Gedichte unter A.'s Namen übrig, von denen jedoch die Kritik nur wenige als echt anerkennt. Sie sind in dem nach

A. benannten Versmaße gedichtet, das aus kurzen Zeilen in trochäischen Rhythmen besteht, mit einer ein- oder mehrsylbigen Anakrusis, meistens in folgender Gestalt.

⏑⏑ | – ⏑ – ⏑ | – ⏑

Die neuesten Ausgaben des A. sind von Mehlhorn (Glog. 1825), Bergk (Lpz. 1834) und Schneidewin in „Delect. poes. graec." (Gött. 1838). Deutsche zum Theil gereimte Übersetzungen lieferten Gleim, Götz, Ramler, Degen, Overbeck, Kannegießer, Jordan, Möbius und Rettig (2. Aufl., Hannov. 1835).

Anakrusis (griech.), **Aufschlag** oder **Auftakt** heißt in der Metrik und Musik die Vorschlagssilbe, welche vor dem Beginn der eigentlichen rhythmischen Bewegung einer Verszeile, oder dem bestimmten Takte einer Melodie angeschlagen wird. Auch nannten die Griechen so das Anschlagen oder Anstimmen eines Instruments, als Anhaltepunkt für den Sänger, was aber ein Präludiren in dem gegenwärtigen Sinne, wie man bisweilen angenommen, nicht sein konnte.

Analekten nennt man zunächst eine Sammlung auserlesener Stellen oder Sentenzen aus einem oder mehren Schriftstellern, besonders aus Dichtern (Blumenlese), wie denn Brunck seiner Sammlung der kleinern griech. Gedichte, die jetzt den größten Theil der Griech. Anthologie ausmachen, den Titel „Analecta" gab. Im weitern Sinne versteht man darunter eine Sammlung vermischter Aufsätze und Abhandlungen, mögen dieselben einem Verfasser oder mehren angehören, wie die „Analekten" von Wolf. (S. Collectanea.)

Analeptika, Erquickungsmittel, flüchtige Stärkungsmittel, nennt man in der Medicin diejenigen flüchtigen Reizmittel, welche, in kleinen Mengen genommen, die gesunkene Lebensthätigkeit schnell wieder zu wecken und zu erheben im Stande sind. Sie verbreiten sich schnell im Blute, und wirken so theils als Reizmittel auf die Nervencentra, theils als Ersatzmittel für gewisse Nahrungsstoffe und Blutbestandtheile. Dahin gehören die Ätherarten und ätherischen Öle, der Wein und der mit dem Grundstoff balsamischer, aromatischer und bitterer Pflanzen geschwängerte Alkohol. Letztere heißen auch herzstärkende Mittel (Cardiaca). Es wurde früher von Ärzten und Laien großer Unfug mit diesen Mitteln getrieben; namentlich spielen bei Hypochondern und hysterischen Frauen noch jetzt Hoffmann'sche Tropfen und Baldriantinctur eine große Rolle. Eigentlich ist auch der Genuß geistiger Getränke nach und bei körperlichen Strapazen ein solcher Misbrauch. Wenigstens lassen sich in diesen Fällen jene Getränke oft durch unschädlichere Stoffersatzmittel, z. B. Bouillon, Kaffee, chinesischen Thee, ersetzen.

Analgie oder **Anodynie** heißt so viel als Schmerzlosigkeit. (S. Anästhesie und Anodyna.)

Analogie (griech.) bezeichnet ursprünglich Verhältnißmäßigkeit, Ähnlichkeit oder Gleichheit eines Dinges in gewissen Beziehungen mit einem andern. Die Erkenntniß eines Dinges, die blos auf einem solchen Verhältnisse beruht, heißt analogische Erkenntniß. Der Schluß aber, welcher von dieser Ähnlichkeit zweier Dinge, oder Gleichheit in gewissen bekannten Beziehungen, auf die Ähnlichkeit in andern oder auf ihre noch größere Übereinstimmung gemacht wird, heißt in der Logik ein analogischer Schluß, ist aber nur ein Wahrscheinlichkeitsschluß, dessen man sich aber auf dem unendlichen Gebiete der Erfahrung sehr häufig bedienen muß. Dieser Schluß wird angewendet bei der Erklärung der Schriftsteller und insbesondere bei der Auslegung der Heiligen Schrift (Analogie der Interpretation, oder hermeneutische Analogie), in der praktischen Heilkunde bei Anwendung der Heilmittel u. s. w., und auch ein großer Theil der Sätze, welche die empirische Naturlehre aufstellt, beruht darauf, indem man desto größere Übereinstimmung unter Erscheinungen voraussetzt, je mehr man deren schon wahrgenommen hat. Der tiefste Grund der Berechtigung dieser Analogie liegt in dem thatsächlichen Einheitszuge, welcher durch die Natur im Ganzen wie im Individuum hindurch geht, und von jedem Fortschreiten der Naturwissenschaften, gegenüber den frühern Annahmen der Willkür und Regellosigkeit, allseitiger bestätigt wird. — In der Sprachlehre versteht man unter Analogie die Übereinstimmung in der Bildung der Worte. Sie beruht auf der Vergleichung ähnlicher Formen, indem man annimmt, was in dem einen Falle regelmäßig sei, müsse es auch in dem ähnlichen Falle sein. Sie ist daher der Grund aller grammatischen Regeln, welche, nachdem die Sprache längst in ihrer Freiheit bestand, von gelehrten Forschern durch Beobachtung und Vergleichung festgestellt wurden. Analogie bezeichnet Cicero durch proportio oder comparatio, während die übrigen Grammatiker die griech. Benennung beibehielten; der Gegensatz davon ist Anomalie. — In der Mathematik heißt Analogie die Übereinstimmung gewisser Größenverhältnisse; auch die Formeln der Gleichheit zweier Verhältnisse (die Proportionen) werden nach dem Vorgange des Euklides Analogien genannt.

Analogie des Gesetzes und **des Rechts**. Da, wo die Gesetze zur Entscheidung eines con-

creten Falles nicht ausreichen, ist eine Ergänzung derselben zu suchen, zu der wir durch die Voraussetzung der innern Consequenz der Gesetze gelangen; das Verhältniß der auf diese Weise gefundenen Rechtssätze zu den gegebenen Gesetzen heißt Analogie. Sie ist wesentlich von der Auslegung der Gesetze verschieden, bei welcher die Absicht des Gesetzgebers entscheidet, während bei der Analogie nach dem Grunde des Gesetzes entschieden wird. Die letztere führt zunächst zu einer Ausdehnung des Gesetzes wegen Gleichheit (nicht blos wegen Ähnlichkeit) des Grundes. Hierbei wird von der vielfach bestätigten Voraussetzung ausgegangen, daß der Gesetzgeber unmöglich alle denkbaren Fälle umfassen kann, sodaß also die sich ergebenden Lücken in der Art ausgefüllt werden müssen, wie der Gesetzgeber vorgeschrieben haben würde, wenn er den betreffenden Fall in Consequenz seiner andern Vorschriften beurtheilt hätte. Man hat die Anwendung der Analogie auf Strafgesetze, während sie für das gemeine deutsche Civilrecht feststeht, mehrfach bestritten. In den neuern Strafgesetzbüchern pflegt die Gesetzesanalogie statuirt, die Rechtsanalogie dagegen ausgeschlossen zu werden, d. h. die Analogie ist nur zulässig, wenn sie nicht blos dem Geiste des Gesetzbuchs im Allgemeinen, sondern auch und hauptsächlich dem Sinne derjenigen einzelnen Bestimmung entspricht, um deren Anwendung es sich handelt. Die Analogie kann aber auch zu einer Beschränkung führen; nur ist hierbei nicht so weit zu gehen, daß man, wie namentlich früher oft behauptet worden ist, schließe, weil der Grund eines Gesetzes wegfällt, falle auch die Anwendbarkeit desselben hinweg. Vielmehr tritt in einem solchen Falle nur erst das Bedürfniß einer Reform auf dem Wege der Gesetzgebung ein, ohne daß der Richter das Gesetz darum schon unbeachtet lassen darf. Übrigens bezieht sich die Analogie niemals auf solche Gesetze, welche die Natur einer Ausnahme von der Regel haben (Privilegien und jura singularia), wogegen allerdings umgekehrt Sätze des jus commune auch bei Singularrechten eine Analogie herbeiführen können.

In der Theologie bezeichnet **Analogie des Glaubens** das Verhältniß unbestimmter und undeutlicher Aussprüche der Schrift zu den bestimmten und deutlichen, und das Recht, jene aus diesen zu erklären. Dieser in der altkirchlichen protest. Theologie sehr bedeutende Begriff wurde aus dem Grundtexte von Röm. 12, 6 entlehnt, wiewol unrichtig, da dort entsprechend V. 3 und 6 nicht „Analogie", sondern „Maß" des Glaubens zu übersetzen ist. Im Gegensatze nämlich zu den kath. Principien, daß das Unbestimmte oder Zweifelhafte der in der Heiligen Schrift enthaltenen Aussprüche aus der Tradition und durch die Autorität der Kirche zu bestimmen und zu erklären sei, behaupteten die Protestanten, daß, wie die Schrift aus sich selbst zu erklären, auch ihre Lehren da, wo keine deutlichen Aussprüche vorlägen, aus dem Zusammenhange der deutlichen Aussprüche und diesem angemessen aufgefaßt und bestimmt werden müßten. Derselbe Begriff wurde vornehmlich durch Herder mit dem Ausdrucke: Geist der Schrift und des Christenthums, und in der neuesten Zeit von Germar mit dem Namen der panharmonischen Schriftauslegung bezeichnet. Es liegt der Analogie des Glaubens der richtige, und nie gänzlich täuschende Gedanke zu Grunde, daß ein und dieselben Schriftsteller ein und derselben Grundbildung, Absicht und Zeit sich nicht selbst widersprechen wollen. Das Recht aber, diese Analogie auf alle biblische Bücher untereinander, die doch so verschiedenen Zeitaltern und Verfassern angehören, unbedingt anzuwenden, kann nur anerkannt werden, wenn man der Inspirationstheorie folgt, nach welcher derselbe heilige Geist der allein wirksame Verfasser aller biblischen Bücher ist.

Analysis oder Analyse, d. i. Auflösung, Zergliederung. In der Philosophie nennt man Analysis im Gegensatze der Synthesis (s. d.) diejenige logische Behandlung eines gegebenen Begriffs, vermöge welcher wir ihn, um ihm seine vollständige Deutlichkeit zu geben, in seine Bestandtheile, Merkmale, auflösen. Ein Begriff, der durch Analyse eines andern, in dem er enthalten ist, gewonnen wird, heißt insofern analytischer Begriff. So heißt auch die Erklärung oder Folgerung, die durch Zergliederung eines gegebenen Begriffs gewonnen wird, analytische Erklärung oder Folgerung. Auf dieselbe Weise kann man auch ein Urtheil oder einen Schluß zergliedern. Ein analytisches Urtheil ist ein solches, dessen Prädicat schon im Begriff des Subjects liegt, folglich durch Zergliederung daraus gewonnen werden kann, während das synthetische oder erweiternde Urtheil mit einem Subject ein Prädicat verknüpft, welches nicht schon in dem Subject liegt. So ist z. B. der Satz: Jeder Körper ist ausgedehnt, ein analytischer, der Satz: Dieser Körper ist elastisch, ein synthetisches Urtheil. Bei Beweisen, in welchen wir Schlüsse und Schlußreihen anwenden, überhaupt bei der Anordnung und Entwickelung eines größern wissenschaftlichen Ganzen, bezeichnet, nach einem von dem vorigen etwas abweichenden Sprachgebrauche, das Analytische, gleichbedeutend mit dem Regressiven, den Fortgang von dem Bedingten zu dem Bedingenden oder zu den Principien, während bei dem synthetischen Beweise der umgekehrte Gang stattfindet. Man nennt dieses Verfahren in der Wissenschaft analytische Me-

hode im Gegensatze zur synthetischen. Beide Richtungen ergänzen und controliren sich gegenseitig. Die analytische Methode geht von den erfahrungsmäßig gegebenen Thatsachen aus, um so möglich durch Zergliederung derselben die Voraussetzungen zu finden, durch welche jene egreiflich werden; die synthetische Methode entwickelt die Consequenzen gewisser Principien, ie sehr häufig blos in der Gestalt von Hypothesen aufgestellt werden, um sie mit den Thatsachen er Erfahrung zu vergleichen und zu prüfen, ob sie von den letztern bestätigt werden oder nicht. Das Merkmal einer vollkommenen Theorie (s. d.) ist daher die Übereinstimmung der durch Analyse und Synthese gewonnenen Resultate.

Die **mathematische Analysis**, als wissenschaftliches System, ist die Buchstabenrechnung im weitesten Sinne des Worts, welche alle Größen als unbekannte Zahlen behandelt und mit Buchstaben als allgemeinen Zahlzeichen rechnet. Zuweilen braucht man in derselben Bedeutung das Wort Algebra, gewöhnlich aber und besser schränkt man es auf die Lehre von den Gleichungen ein, sodaß die Algebra nur als erster Theil der Analysis erscheint. Der zweite Theil derselben, die eigentliche Analysis, zerfällt dann wieder in die Analysis der endlichen und die der unendlichen Größen. Jene, zuweilen auch Theorie der Functionen genannt, ist die Wissenschaft von den Formen der Größen, und umfaßt die Lehren von den Reihen, Combinationen, Logarithmen, die Analysis der krummen Linien u. s. w. Die Analysis der unendlichen Größen besteht aus drei Haupttheilen, der Differential-, der Integral-, und der Variationsrechnung. Die Analysis ist ohne Zweifel der interessanteste, den Scharfsinn im höchsten Grade in Anspruch nehmende Theil der Mathematik; ihr allein verdankt die Mathematik, sowol die reine als die angewandte, die riesenmäßigen Fortschritte, die sie in den letzten zwei Jahrhunderten gemacht hat. Zu den wichtigsten Schriftstellern über Analysis gehören Euler, Lagrange, Lacroix, Fourier, Cauchy und Eytelwein.

Ganz verschieden von der Analysis der Neuern war die der Alten, die sich nur auf die Geometrie bezog, und in nichts Anderm bestand als einer Anwendung der analytischen, der synthetischen entgegengesetzten Methode, bei Auflösung geometrischer Aufgaben. Dieses Verfahren geht dahin, daß man das Gesuchte als gefunden betrachtet, untersucht, wodurch es bestimmt wird, und nach und nach durch Anwendung angemessener Kunstgriffe, deren Auswahl dem Scharfsinn eines Jeden überlassen bleibt, bis zu dem Gegebenen fortschreitet. Die Umkehrung des Ganges, den man genommen hat, und aller einzelnen dazu gehörigen Schritte, gibt dann die synthetische Auflösung d. h. die Anweisung, aus dem Gegebenen das Gesuchte durch eine bestimmte Construction zu finden. Daß auch durch diese Art mathematischer Untersuchungen der Scharfsinn in hohem Grade geübt wird, obschon in ganz anderer Weise als bei der Analysis der Neuern, mit welcher man dieselben geometrischen Aufgaben in der Regel viel schneller und leichter auflösen kann, ist keinem Zweifel unterworfen, und das Vergnügen, welches die als Endresultat sich ergebende Verbindung des Gesuchten mit dem Gegebenen gewährt, macht eine solche Behandlung geometrischer Aufgaben ganz besonders interessant. Die Erfindung der geometrischen Analysis der Alten schreiben Diogenes Laërtius und Proklus dem Plato zu, von dem wir jedoch keine mathematische Schrift besitzen; bis auf einige Schriften von Euklides, Apollonius von Pergä zum Theil in arab. Übersetzung und Archimedes sind alle Schriften der Alten über geometrische Analysis verloren gegangen. Im 17. Jahrh., vor der Erfindung der Analysis des Unendlichen, wurde die geometrische Analysis fleißig cultivirt. Jetzt beschäftigen sich fast nur noch die Engländer mit derselben, bei denen sie sehr beliebt ist und die darin dem Beispiele ihres großen Newton folgen. Die algebraische oder arithmetische Analysis der Neuern verfährt dagegen bei Auflösung geometrischer oder anderer Aufgaben so, daß sie die Verbindung zwischen den gegebenen und gesuchten Größen, welche ganz auf gleichem Fuße behandelt werden, durch eine Gleichung auszudrücken sucht, wozu oft ein hoher Grad von Scharfsinn erfodert wird. Ist diese einmal gefunden, so ist die Auflösung derselben nur noch Sache der Rechnung und erfolgt nach den Vorschriften der Algebra, also mehr oder weniger mechanisch, ohne daß die Bedeutung der Größen (bei geometrischen Aufgaben die Beziehung auf die Figur) in Betracht kommt. Um diese bekümmert man sich nicht eher wieder als am Schlusse der Rechnung nach Auffindung des Resultats, das man nun auf eine der besondern Natur der Aufgabe angemessene Art auszulegen, gleichsam aus der Zeichensprache in gewöhnliche Sprache zu übersetzen hat.

Die **chemische Analyse** ist die Zerlegung chemisch verbundener, oder auch blos gemengter Körper in ihre Bestandtheile. Sie ist qualitativ, wenn sie blos die Natur der Bestandtheile kennen lehrt; quantitativ, wenn sie außerdem noch die Gewichtsverhältnisse, in welchen die Bestandtheile in der Verbindung vorkommen, bestimmt. Sie heißt Elementaranalyse, wenn sie die Bestandtheile

in Gewichtsverhältnissen der Elemente ausdrückt, was besonders bei Untersuchungen organischer Substanzen in Anwendung kommt.

Analytik nennt man die Wissenschaft, welche die Analysis zum Gegenstand hat. So nannte schon Aristoteles zwei seiner wichtigsten logischen Schriften „Analytika", weil sie die Operationen des logischen Denkens in ihre einfachsten Elemente zerlegen und von diesen zu den zusammengesetztern Formen fortschreiten. Kant nannte in demselben Sinne die Zergliederung des menschlichen Erkenntnißvermögens Analytik. — **Unbestimmte Analytik** heißt in der Mathematik, nach dem Vorgange Euler's, der Theil der Algebra, der von Auflösung der unbestimmten algebraischen Aufgaben handelt, bei denen weniger Gleichungen als unbekannte Größen gegeben sind. Für ihren Erfinder gilt der Alexandriner Diophantus (s. d.), nach welchem sie früher häufig benannt wurde. Von den Neuern haben sie hauptsächlich Vieta, Fermat, Euler, Lagrange, Legendre und Gauß gefördert.

Anam oder Vietnan, ein Reich an der Ostküste der hinterindischen Halbinsel, welches sich im Beginn des 19. Jahrh. aus den früher gesondert gewesenen und dem Namen nach China unterworfenen Königreichen Tongking und Cochin-China, wie aus dem alten Königreich Kambodja, (Tsampa) gebildet hat. In der Größe von 9700 QM. wird es im N. von den chinesischen Provinzen Kuangtong, Kuangsi und Jünan, im W. vom Lande der Laos und von Siam, im S. vom Meere, im O. von dem Meerbusen von Tongking umgeben. Der Mokong oder Menam durchströmt es von N. nach S. und bildet bei seiner Mündung ein großes Delta; außer ihm ist noch der Sangkoi östlich vom Menam, der wichtigste Fluß. Eine Bergkette streicht von N. nach S. längs der Westgrenze des Landes, hier und da Seitenäste an die fast durchgängig ebene Meeresküste entsendend. Die Hitze, welche die tropische Lage erzeugen müßte, wird durch den mildernden Einfluß der See auf eine angenehme und der Production günstige Weise gemäßigt. Das ganze Land liegt im Bereich der Mussons, von denen die südwestlichen (vom April zum October wehend) Regen, die nordöstlichen (vom October zum April) Trockenheit bringen; der nördliche Landestheil ist jedoch auch den fürchterlichen Verheerungen der Taifong (d. i. starker Wind), jener Orkane des Chinesischen Meeres, ausgesetzt. Das Mineralreich bietet nächst edeln Metallen Kupfer, Eisen und Zinn. Unter den Producten der Pflanzenwelt sind Reis, Mais, Yamswurzeln, Erdnüsse, viele Hülsen- und Baumfrüchte, auch Südfrüchte. Im Handel werden gesucht Zimmet, Pfeffer, Zuckerrohr, Baumwolle, wegen der Parfums das Agilaholz (Adler- oder Aloeholz), schöne Zimmerhölzer, im Innern des Landes der Tekbaum, der Firniß- und Gummiguttbaum. Im Thierreiche finden sich Elefanten in schöner Vollkommenheit, Tiger, Rhinocerosse, Bisamthiere und Büffel, Pferde von kleiner Race. Die Seidenzucht steht in hohem Flor. Die Bewohner, im Allgemeinen Anamiten oder Anamesen genannt, sind zum größten Theile chinesische Colonisten und demnach mongolischer Abkunft; nur südwärts sind sie stark mit Resten der autochthonen Bevölkerung gemischt. Sie zeichnen sich durch untersetzte Kleinheit ihres Wuchses, durch schöne Formen und runde Kopfbildung vor allen andern asiatischen Völkern aus. Der Charakter des Volks wird als freundlich, gutmüthig und munter geschildert. In A. herrschen, wie in China selbst, drei verschiedene Religionen, die alte Naturreligion, gewöhnlich die des Confucius oder Kongtse genannt, die Religion des Tao oder der Vernunft, gemeinhin die des Laotse, und der Buddhaismus. Eine geringe Zahl der Bevölkerung bekennt sich zum röm.-katholischen Christenthum, welches bereits seit längerer Zeit großen Verfolgungen ausgesetzt ist. Die Sprache der Anamiten ist eine einsilbige und in Bau und Charakter der chinesischen ähnlich; ihre Literatur besteht aus Nachahmungen der chinesischen. Auch in der Regierungsform und in der industriellen Ausbildung findet man überall chinesische Richtung und ähnliche, doch nicht erreichte Kunstfertigkeit; wie denn auch lebhafte Handelsthätigkeit trotz des reichen Materials fehlt, und sich nur auf den Verkehr mit China, Siam und die britischen Häfen in der Malakkastraße beschränkt. Die Haupthandelsplätze sind Kangkao, Saigun, Nathrang, Phuyen, Quinhone, Faifo, Hué und Kecho, worunter Saigun für Kambodja, Hué für Cochin-China und Kecho für Tongking zugleich die Hauptstädte sind.

Die Engländer haben es wiederholt versucht, mit A. Handelsverbindungen anzuknüpfen, sie sind aber immer von der vorsichtigen Regierung des Landes zurückgewiesen worden. Durch die Gesandtschaftsberichte dieser engl. Agenten, wie Chapman, Barrow und Crawfurd, dann durch die Arbeiten und Schreiben der kath. Missionare, sowie durch einige aus dem Chinesischen übersetzte Berichte ist das Dunkel, welches über diese östlichen Landschaften der Halbinsel jenseit des Ganges ausgebreitet liegt, einigermaßen aufgehellt worden. Cochin-China und Tongking waren im dritten Jahrh. v. Chr. in einem Zustande wie heutigen Tags Neu-Guinea. Der berühmte

chinesische Fürst Thinschi-Hoangti eroberte gegen 214 v. Chr. diese Länder, und sandte Chinesen als Colonisten dahin, die für Unterthanen des chinesischen Reichs galten. Die Statthalter in diesen entfernten Gegenden machten sich jedoch bald unabhängig, und aus den Provinzen entstanden selbständige Staaten, die sich gegenseitig zu vernichten suchten. Ein Prinz der Dynastie Nguien von Cochin-China war so glücklich, von dem franz. Missionar Pegneaux, Bischof von Adran, eine Art europ. Bildung erhalten zu haben. Dadurch, sowie durch die Hülfe einiger franz. Offiziere, wurde er in den Stand gesetzt, alle Länder A.s in einen Staat zu vereinigen (1802). Er gab seiner Regierungszeit, nach chinesischem Brauche, den Titel Giaiong, d. h. Glückbegünstigte, unter welchem Namen der Fürst jetzt bekannt ist. Sein Sohn und Nachfolger (1820) nannte sich Muchmenh, d. h. Glänzendes Geschick. Bei seinem Tode (1843) folgte Thientei, und diesem 1847 der jetzige König Tuduc, welcher, der herkömmlichen Sitte gemäß, durch chinesische Abgeordnete im Oct. 1849 zu Hue (Thua-Thien oder Fuschuan), der Hauptstadt des Reichs, die Beiehnung des Himmelssohns von Peking erhalten hat.

Anämie, wörtlich Blutlosigkeit, richtiger Blutarmuth oder Blutmangel (Oligämie), nennt man in der Medicin denjenigen Zustand, wo ein einzelnes Organ oder der ganze Körper eine zu geringe Quantität rothes Blut besitzt. Da dieser Zustand aber im Leben nicht lange dauert, weil sich das Wasser des Bluts schnell wieder zu ersetzen pflegt, so geht derselbe gewöhniich in Blutwässerigkeit (Hydrämie) über, sodaß es dem Blut (s. d.) an festen Bestandtheilen, besonders an Blutkörperchen fehlt. Die Blutarmuth und Blutwässerigkeit liegt vielen Krankheiten, besonders der Bleichsucht und Tuberkelschwindsucht, zu Grunde, und begleitet viele andere Krankheiten, wenn sie längere Zeit gedauert haben, oder mit viel Säfteverlusten verbunden waren. Diese Erscheinung ist daher sowol in den spätern Stadien der Fieber als bei langwierigen Krankheiten zu berücksichtigen und begründet oft die Hauptgefahr dabei. Solche anämische (d. h. blutleere) Kranke haben eine wachsartig bleiche Haut, blasse Lippen und blaßrothe Zunge, ein perlmutterartiges Weiß im Auge, schmale, flache und röthlich-violette Hautvenen, und in ihren Halsadern läßt das Stethoskop das sogenannte Nonnengeräusch vernehmen. Dabei leiden sie an allerlei Nervenzufällen, Schwäche, Ohnmachtsneigung, Schwindel, Krämpfen u. s. w., oft auch an Verdauungsbeschwerden. Sehr oft sind die Erscheinungen bei der Blutarmuth ganz dieselben, wie sie dem Blutandrange (Congestionen) nach dem Kopfe zugeschrieben werden, und dies veranlaßt Manchen noch zu Blutentziehungen, welche das Übel bedeutend verschlimmern.

Anamorphöse heißt die absichtlich verzerrte oder entstellte Abbildung eines Gegenstandes, die aber von einem gewissen Punkte aus oder durch gewisse Gläser betrachtet, nach den Gesetzen der Perspective in richtigen Verhältnissen erscheint. Man kann dreierlei Anamorphosen unterscheiden: optische, katoptrische und dioptrische. Die erstern zeigen schon ein richtiges Verhältniß, wenn man sie aus einem gewissen Standpunkte betrachtet. Katoptrische Anamorphosen sind Bilder, die in Cylinder-, Kegel- oder Pyramidalspiegeln eine richtige, aber mit bloßem Auge betrachtet eine verzerrte Gestalt darstellen. Dioptrische sind solche, die durch ein vieleckig geschliffenes (polyedrisches) Glas regelmäßige Figuren zeigen, oder ganz andere, als ohne Anwendung eines solchen Glases zu sehen sind.

Ananas ist der Name von Pflanzen aus der Familie der Bromeliaceen, unter welchen besonders eine Art, die gemeine Ananas (Bromelia Ananas) bekannt ist. Sie stammt aus dem tropischen Amerika, wächst z. B. in den sandigen Küstenstrichen Nordbrasiliens wild, ist aber durch Cultur sehr verändert, nach und nach über das warme Asien und Afrika und selbst durch Europa verbreitet worden. In Europa erhielt man zuerst ausführlichere Nachrichten über sie in der „Naturgeschichte Indiens" von Oviedo (1535). Die Frucht der Ananas, welche aus verwachsenen Beeren besteht, erreicht in Amerika oft die Schwere von sechs bis acht Pfund, und besitzt einen starken, süßsäuerlichen, erdbeerähnlichen Geschmack, der durch die Cultur an Feinheit gewinnt, und sie zu einem Leckerbissen macht. Sie gilt jedoch in Westindien, wenigstens den nicht acclimatisirten Fremden, als gefährlich, und wird in Brasilien zur Bereitung von Branntwein benutzt. Seit etwa 25 Jahren ist die Ananas in Europa Gegenstand der Treibhausgärtnerei im Großen geworden. In England besonders hat man vielen Fleiß auf ihre Cultur gewendet und eigenthümliche Verfahrungsarten entdeckt. In Deutschland sind die Ananashäuser des Schlosses Tetschen in Böhmen berühmt. Ohne sorgfältige Vorkehrungen und in gewöhnlichen Glashäusern erreichen die Ananas weder vollkommene Ausbildung noch jenes herrliche Aroma. Über die Cultur derselben vgl. Dumont de Courset im „Botaniste cultivateur"; das englische Verfahren ist beschrieben in „Das Ganze der Ananaszucht" (Ilmen. 1835).

Anap oder **Anapa**, eine stark befestigte Handelsstadt, am Schwarzen Meer, jetzt zum russ.

Kaukasien gehörig, 15 Werst vom Hypanis, mit gutem Hafen und 8000 E., darunter viele wohlhabende Kaufleute. Ehemals stand sie unter einem Pascha, der in dem 50 Werst entfernten Tschutschuk-Kaleh residirte. In den russ.-türk. Kriegen wurde A. wiederholt von den Russen zerstört, und am 28. Juni 1828 ward es abermals durch ein russ. Geschwader von Sebastopol aus erobert. In Folge des Friedens zu Adrianopel, durch den das Littorale des Schwarzen Meeres von der Mündung des Kuban bis zum Hafen St.-Nicolaus an Rußland fiel, blieb auch diese Stadt in den Händen der Sieger. Zwischen A. und Trapezunt findet ein bedeutender Handelsverkehr statt.

Anapäst, d. h. der zurückgeschlagene oder umgedrehte Daktylus (s. d.), ist der Name eines dreisylbigen Versfußes von dieser Form ◡ ◡ —, z. B. „in den Tod". Anapästische Rhythmen haben etwas Ungestümes, Vorwärtstreibendes.

Anaphöra oder **Anapher** heißt eine rhetorische Figur, welche in der nachdrucksvollen Wiederholung desselben Worts oder derselben Wortverbindung zu Anfang mehrer aufeinanderfolgender Sätze besteht, während man die Wiederholung am Ende solcher Sätze Epiphora oder Epistrophe nennt. Eine Anapher ist es, wenn es heißt: „Rührt dich nicht das Schicksal deines Vaterlandes, rührt dich nicht der Zustand deiner Familie"; oder „Nicht deine Freunde, nicht deine Beschützer, selbst nicht deine Unschuld wird dich retten."

Anarchie nennt man einem Zustand der Gesellschaft, wo die Herrschaft des Gesetzes und gesetzlicher, oder unbestritten factischer Autoritäten aufgehört hat, und der Staat, unter Beiseitesetzung seiner wahren Aufgaben und regelmäßigen Thätigkeiten, ein Spielball ehrzeiziger, um die Gewalt ringender Parteien, ein Tummelplatz wilder Begierden und Leidenschaften geworden ist. Es ist der schlimmste Zustand, in den ein Staat verfallen kann. Doch wird das Übel, vermöge seiner Natur, immer nur ein acutes sein und niemals lange anhalten, wenn auch seine Nachwehen, Lockerung der Autorität auf der einen und Reaction auf der andern Seite, nicht ausbleiben. Volle Anarchie findet selten statt. Häufiger sind annähernd anarchische Zustände, wobei die Herrschaft des Gesetzes nur theilweise und gewissermaßen ruckweise gelähmt erscheint. Dergleichen kommt im Gefolge von Revolutionen oder bei sehr schlechter Staatsverwaltung vor, wie in den südamerik. Staaten, und kann dann unter Umständen permanent werden. Ein immer mehr umsichgreifender Verfall des Staats und der Gesellschaft ist die nothwendige Folge davon.

Anaplastik, heißt in der ärztlichen Sprache die Kunst, einem Körpertheil seine normale Form wiederzugeben, daher die plastische Chirurgie. (S. **Chirurgie**).

Anasarka, **Hautwassersucht**, heißt derjenige krankhafte Zustand, wo sich über einen größern Theil des Körpers wässerige Flüssigkeit unter der Haut ansammelt. Auf einzelne Theile beschränkt, heißt derselbe Ödem, d. i. Wassergeschwulst. Die Hautwassersucht ist ein Symptom anderer Krankheiten, besonders der Bright'schen Nierenkrankheit, der organischen Herzfehler und chronischer Lungenleiden. (S. **Wassersucht**.)

Anastasi (Bratanowski), einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner Rußlands, geb. 1761 in einem Dorfe nahe bei Kiew von niedern Ältern, machte seine Studien in der geistlichen Schule zu Perejaslawl, und ward sehr bald als Lehrer der Poesie und der Rhetorik an einer solchen Schule angestellt. Im J. 1790 trat er in den Mönchsstand, wurde darauf Archimandrit mehrer größern Klöster, wie des Selenec-, des Sergius- und 1796 des nowospasker Klosters in Moskwa. In diese Zeit fällt der Glanzpunkt seiner Laufbahn. Den Ruf eines der größten Kanzelredner verdient er durch den glänzenden Stil und den lebendigen Vortrag seiner geistreichen Reden. Im J. 1797 wurde A. Bischof von Weißrußland, 1801 Erzbischof und 1805 Beisitzer in dem Heiligen Synod. In dieser Würde starb er in Astrachan 1816. Die Petersburger Akademie hatte ihn zu ihrem Mitgliede ernannt. Unter seinen Schriften sind die wichtigsten die „Erbauungsreden" (4 Bde., Petersb. 1796 und Mosk. 1799—1807), welche noch jetzt das Muster für die Prediger Rußlands bilden, und der ebenfalls sehr gebrauchte „Tractatus de concionum dispositionibus formandis" (Mosk. 1806).

Anastasia, Name mehrer Heiligen und Märtyrinnen, deren Andenken in der kath. Kirche verehrt wird. Unter dieselben gehören: **Anastasia** die Ältere, welche unter Nero den Märtyrertod starb. — **Anastasia** die Jüngere, eine vornehme und reiche Römerin, die von ihrer Mutter Flavia im Christenthum erzogen worden war, und deshalb von ihrem Gemahl Publius, welcher eine höhere Würde bekleidete, viel zu erdulden hatte, wurde bei der Christenverfolgung Diocletian's in Aquileja verhaftet und daselbst 303 lebendig verbrannt. Man hat von ihr noch einige Briefe, welche sie aus dem Gefängniß an ihren Beichtiger Chrysogonos richtete. Ihr sowie der oben Genannten Gedächtniß wird 25. Dec. gefeiert. — **Anastasia**, eine vornehme Griechin aus

Konstantinopel, die durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit des Kaisers Justinian auf sich zog, aber dessen Anträgen lange widerstand, bis sie sich, um fernern Nachstellungen zu entgehen, nach Alexandria wandte. Hier lebte sie als Mönch gekleidet und unerkannt 28 J. lang bis zu ihrem Tode (567) in einem Kloster. Ihr Jahrestag ist der 10. März.

Anastasiana lex, eine Satzung des röm. Rechts, nach welcher der Schuldner dem Cessionar nicht mehr zu zahlen braucht, als derselbe wirklich für die Foderung gegeben zu haben erweist.

Anastasius ist der Name von vier Päpsten, von denen A. I., ein Zeitgenosse des Hieronymus, bekannt durch seine Verdammung mehrer Lehrsätze und Schriften des Origenes, von 398—401 den päpstlichen Stuhl einnahm. A. II. bekleidete die höchste kirchliche Würde von 496—498., A. III. von 911—13, und A. IV. von 1153—54.

Anastasius, Abt und Bibliothekar zu Rom, wurde 869 nach Konstantinopel gesendet, um für den nachmaligen Kaiser Ludwig II. um eine byzant. Prinzessin zu werben. Dort wohnte A. der gerade versammelten Synode bei, deren Kanones er auch übersetzte. Er starb um 886. Außer einigen andern Schriften schrieb er eine „Historia ecclesiastica", die aus Nicephorus, Syncellus und Theophanes compilirt ist, und von Fabroti (Par. 1649; Vened. 1729) herausgegeben wurde. Desgleichen veranstaltete er eine nicht unwichtige Sammlung von Biographien röm. Päpste, das sogenannte „Liber pontificialis", welches Blanchini (4 Bde., Rom 1718—35), und correcter Vignolius (3 Bde., Rom 1724—53) herausgaben.

Anastasius Grün, s. Auersperg (Anton Alex., Graf von).

Anästhesie oder **Gefühllosigkeit** nennt man denjenigen Zustand, wo die Empfindungsnerven die Fähigkeit verloren haben, von den Eindrücken, welche in der Regel Empfindungen oder Schmerzen wecken, erregt zu werden und sie zum Perceptionscentrum (dem Gehirn) zu leiten, also Lähmung der Empfindungsnerven. Sie kommt als Krankheit vor und ist dann entweder mit Bewegungslähmung verbunden, oder sie besteht eine Zeit lang für sich allein, geht aber bei längerer Dauer meist auf die motorischen und trophischen Nerven über, d. h. das Erlöschen der Empfindung hat Erlöschen der Bewegung und der Ernährung eines Theils zur Folge. So wird z. B. bei der Anästhesie des Sehnerven (Amaurosis) das Auge nicht allein unempfindlich gegen Licht, sondern die Pupille wird starr und der Augapfel schrumpft zusammen. (S. **Lähmung**.) — Die Anästhesie kann aber auch durch künstliche Mittel vorübergehend erzeugt werden, namentlich durch örtliche Anwendung hoher Kältegrade, durch Narcotica, durch die örtliche oder innerliche Einverleibung (meist Einathmung) gewisser flüchtiger Stoffe, unter denen neuerdings der Äther (durch Jackson) und das Chloroform (durch Simpson) am berühmtesten geworden sind. Diese Stoffe nennt man Anästhetica, und ihre Anwendung Anästhesirung, Ätherisiren oder Chloroformiren. Man benutzt dieses Verfahren besonders, um chirurgische Operationen schmerzlos zu machen, um die Empfindung der Wehen im Geburtsacte zu lindern, neuerdings auch um gewisse Krämpfe zu mildern, welche auf Überempfindlichkeit und erhöhter Reflexerregbarkeit beruhen (z. B. Starrkrampf, Hundswuth, Cholerakrämpfe), und bisweilen als lindernde Betäubungsmittel bei Zahnschmerz u. dgl. Nunneley zählt eine Menge flüchtiger Stoffe auf, welche als Anästhetica dienen können. Die Literatur über diese neue Methode ist sehr groß und die Streitfrage über deren Verwerflichkeit noch unentschieden, obschon die 24000 Patienten, welche Weiger ohne Schaden ätherisirt hat, dafür sprechen, daß sie nur sehr ausnahmsweise gefährlich sein dürfte. (S. **Ätherisiren** und **Chloroform**.)

Anastomōse, d. h. Zusammenmündung, nennt man in der Anatomie die Vereinigung zweier Gefäßäste, entweder unmittelbar miteinander zur Bildung eines Bogens oder Winkels oder mit Hülfe eines dritten (Collateralgefäß). Findet dies mit mehren Gefäßästen an einer und derselben Stelle statt, so entsteht ein Gefäßnetz. Sämmtliche Gefäße zeigen dergleichen Vereinigungen, am häufigsten die Lymphgefäße und Venen, am seltensten die Arterien. Die Anastomosen der Arterien sind in ärztlicher Hinsicht die wichtigsten, da durch dieselben der Kreislauf gesichert wird, indem er sich von benachbarten Ästen her ohne wesentlichen Nachtheil (als Collateralkreislauf) wiederherstellt, wenn auch der eine Hauptast unwegsam geworden ist. Daher kann es auch der Chirurg wagen, den zu einem ganzen Gliede gehenden Hauptarterienstamm zu unterbinden, ohne das Glied in Gefahr des Absterbens zu setzen, wenn die Unterbindung nur unterhalb einer Stelle geschieht, wo bereits Collateralgefäße aus dieser Arterie abgehen, welche sich dann ausdehnen und oft selbst den Durchmesser des geschlossenen Stammes annehmen.

Anastrŏphe heißt eine grammatische und rhetorische Figur, die darin besteht, daß des Tons oder Numerus wegen ein Wort dem andern, gegen die gewöhnliche grammatische Ordnung, nachgesetzt wird, z. B. ein Fürwort seinem Casus, wie „Zweifels ohne" statt „ohne Zweifel".

Anăthema (griech.) bedeutet eigentlich ein den Göttern geweihtes und meist in deren Tempeln aufgehängtes Geschenk, so Luc. 21, 5. Dann bezeichnet das Wort, entsprechend dem Hebr. Cherem, etwas Gott ohne Lösung (3 Mos. 27, 28) Geweihtes und, weil Solches die Opferthiere waren, etwas dem (ewigen) Untergange Anheimgesprochenes. So Röm. 9, 3; Gal. 1, 8. 9 und in andern Stellen. In diesem Sinne heißt daher im Allgemeinen **anathematisiren** zunächst so viel, als unter Anrufung Gottes etwas dem ewigen Untergange weihen, und so wird das Wort gebraucht Mark. 14, 71; Apostelg. 23, 12. Innerhalb der officiellen kirchlichen Gemeinschaft wurde das Anathema insbesondere durch die seit dem 5. Jahrh. vorbereitete, und im 9. Jahrh. üblich werdende Unterscheidung zwischen Excommunication (s. d.) und Anathema bedeutend. Auf der Synode zu Pavia wurde 850 bestimmt, daß diejenigen, welche der Kirche die Buße verweigern, nicht blos zu excommuniciren, sondern auch zu anathematisiren sind, d. h. als „als faul gewordene und verzweifelte Glieder" von dem Körper der allgemeinen Kirche abgetrennt und jedes im Gesetz oder in der Sitte gelegenen christlichen Verkehrs, sowie des Abendmahls selbst in der Sterbestunde und des Begräbnisses unter Gläubigen beraubt werden sollen. Jedoch sollte dieses furchtbare, „unwiderrufliche" Urtheil nicht ohne sorgfältige Erwägung, nie ohne den Metropolitanbischof und ohne die gemeinschaftliche Entscheidung der Provincialbischöfe gefällt und vollzogen werden. Die protest. Kirche hat mit dem großen Banne auch das Anathema folgerecht aufgegeben. Die kath. Kirche verhängt es noch wegen beharrlichen Irrglaubens oder wegen eines großen ungesühnten Verbrechens. Dies geschieht jedoch, da die Umstände sich geändert haben, viel seltener als früher, oft ohne Erfolg, und zugleich unter dem ausdrücklichen Zugeständnisse, daß die auferlegte Strafe eine nur zeitliche sei, dagegen die ewige Verstoßung vor Gott nicht nothwendig enthalte. Gleichwol macht die größere Macht der kath. Kirche in Bezug auf Disciplin auch hier sich geltend.

Anatocismus, nennt man das Verzinsen der Zinsen eines Capitals. (S. **Zinsen**.)

Anatolien, s. **Natolien**.

Anatomie nennt man zunächst die Lehre von der Form und dem Bau des organischen Körpers und seiner einzelnen Theile (theoretische Anatomie oder Zergliederungskunde), sodann die Untersuchung des organischen Körpers selbst in Bezug auf Form und Bau (praktische Anatomie oder Zergliederungskunst), und endlich auch den Ort, wo dergleichen Untersuchungen vorgenommen und der Unterricht darin ertheilt wird (**anatomisches Theater**). Gewöhnlich wird der Ausdruck Anatomie nur in Beziehung auf den menschlichen Körper (gleichbedeutend mit Anthropotomie) gebraucht, während man die Zergliederung der Thiere Zootomie, die der Pflanzen Phytotomie nennt. Geschieht die Untersuchung und Darstellung mit steter Vergleichung der verschiedenen organischen Körper untereinander hinsichtlich ihres Baus, so entsteht die vergleichende Anatomie, obgleich man bisher gewöhnlich nur die thierischen Körper dabei berücksichtigt und theils mit dem menschlichen, theils unter sich verglichen hat. Die theoretische Anatomie zerfällt in die allgemeine und die besondere oder specielle. Die **allgemeine Anatomie** gibt eine Darstellung der einfachen organischen Formbestandtheile und der durch sie gebildeten Gewebe, aus denen die Systeme und Organe des thierischen Körpers zusammengesetzt sind, was den eigentlichen Gegenstand der Gewebelehre oder Histologie ausmacht; sie nimmt aber auch Rücksicht auf die Gesetze, nach welchen die Elementartheile und Gewebe entstehen, sich untereinander verbinden und in verschiedenen Lebensaltern gewisse Veränderungen erleiden, und insofern ist sie, wiewol fälschlich, von Geoffroy-St.-Hilaire und andern Franzosen, auch philosophische Anatomie genannt worden. Die allgemeine Anatomie als solche ist erst ein Product der neuern Zeit, und namentlich müssen Bordeu und besonders Bichat (1801) als Begründer derselben angesehen werden. Jedoch herrschte bei diesen, sowie bei ihrem würdigen Nachfolger Meckel d. J. die Rücksicht auf die Bildungsgesetze vor, während in der Gegenwart hauptsächlich die mikroskopische Erforschung der Elementarbestandtheile die Anatomen beschäftigt, von denen hier vorzüglich J. Müller, Mayer, E. H. Weber, Schwann, Henle, Valentin, Krause, Hyrtl, Langenbeck, Gerlach, Kölliker, Donné, Mandl, Todd, Bowman, Hassall, Bendz zu nennen sind.

Die **specielle Anatomie**, welche die Franzosen unrichtig die descriptive nennen, hat die Darstellung der einzelnen Theile und Organe hinsichtlich ihrer Form, ihres Baus und gegenseitigen Zusammenhangs zum Gegenstand. Beschreibt man die Theile in einer Ordnung, die auf die Ähnlichkeit in dem Bau und den Verrichtungen derselben Rücksicht nimmt, und daher diejenigen nebeneinander stellt, welche im Körper selbst zu gewissen gemeinschaftlichen Zwecken in Verbindung stehen (d. h. ein System von Theilen bilden), so erhält man eine Anatomie der Systeme oder systematische Anatomie. Bei dieser Behandlungsweise, welche vorzüglich zum Studium

der Physiologie vorbereitet, pflegt man die Anatomie, allerdings zum Theil ohne wissenschaftliche Consequenz, in folgende sechs Lehren oder Doctrinen abzutheilen: 1) Osteologie oder Lehre von den Knochen mit Einschluß der Gelenkknorpel (Chondrologie). 2) Syndesmologie oder Bänderlehre, welche die Darstellung der bandartigen Organe liefert, durch die die Knochen namentlich in den Gelenken verbunden werden. Die Knochen, Knorpel und Bänder setzen das Knochensystem zusammen, das, als die feste Grundlage des Körpers, ein Gerüst darstellt, über welches weiche Theile hingespannt sind, das ferner Höhlen bildet, in denen die für das Leben wichtigsten Organe aufgehangen und geschützt sind, und das endlich ein aus Hebeln und Stützen zusammengesetzter Mechanismus, in welchem vermittelst anderer Theile Bewegungen hervorgebracht werden, also ein System passiver Bewegungsorgane ist. 3) Myologie oder Muskellehre, welche das System der fleischigen Organe des Körpers umfaßt. Diese setzen durch die lebendige Verkürzung ihrer Fasern, als active Bewegungsorgane, die Knochen in Bewegung, dienen zum Theil zur Bildung der Höhlen des Körpers und zum Schutz der von ihnen bedeckten Theile, und helfen durch ihre Masse vorzüglich die Form des Körpers mit bestimmen. 4) Angiologie oder Gefäßlehre, welche die Lage und den Verlauf der häutigen Röhren darstellt, die baumförmig oder netzförmig verzweigt, die meisten Theile des Körpers durchdringen, und zwei große Systeme bilden: das Blutgefäßsystem mit dem Herzen, einem aus Fleisch gebildeten Pumpwerke, aus welchem das Blut durch die Schlag- oder Pulsadern (Arterien) heraus, und in welches es durch die Blutadern (Venen) hineingeleitet wird; dann das Lymphgefäßsystem, durch das gewisse Säfte in besondern Organen (Lymphdrüsen) mit dem Blute in Berührung gebracht und endlich in die Venen übergeführt werden. 5) Neurologie oder Nervenlehre, welche die Beschreibung des Nervensystems liefert, an dem man zwei größere Hauptmassen, das Gehirn und das Rückenmark, als Centraltheile, ferner die von diesen zu fast allen Punkten des Körpers verlaufenden markigen Fäden als peripherische Gehirn- und Rückenmarksnerven, und endlich eine mit sogenannten Nervenknoten (Ganglien) sehr reichlich versehene Abtheilung als Gangliennerven unterscheidet. 6) Splanchnologie oder Eingeweidelehre, welche die aus verschiedenen Systemen zusammengesetzten, meistentheils in Höhlen des Körpers befindlichen Organe umfaßt, die ihren Verrichtungen nach in folgende fünf Gruppen zerfallen: Sinnesorgane (des Gesichts, Gehörs, Geruchs, Geschmacks und Getastes); Sprach-, Stimm- und Respirationsorgane (Nasenhöhle, Mundhöhle, Kehlkopf, Luftröhre und Lunge mit der Schilddrüse, Thymusdrüse und dem Brustfell); Verdauungsorgane (der Mund mit den Speicheldrüsen, der Schlund, die Speiseröhre, der Magen und Darmkanal mit der Leber, Milz, Bauchspeicheldrüse und dem Bauchfell); Harnorgane (Nieren, Harnleiter, Harnblase und Harnröhre); endlich Geschlechtsorgane des Mannes (Hoden, Samenstränge, Samenbläschen, Vorsteherdrüse und Ruthe) und des Weibes (Eierstöcke, Muttertrompeten, Gebärmutter, Scheide, Scham und Brüste). — Es gibt aber auch noch eine andere Behandlungsweise der speciellen Anatomie, bei der man am Körper theils nach dem durch Einschnitte, Gelenke, Scheidewände und dgl. natürlich gegebenen Grenzen, theils mit Hülfe gewisser in Gedanken gezogener Linien, größere und kleinere Abtheilungen oder Gegenden (Regionen) unterscheidet, die in jeder derselben neben, unter- und ineinander liegenden Abschnitte der vorhinerwähnten Systeme von außen nach innen zu beschreibt, und zugleich auf die zuweilen vorkommenden, jedoch nicht durch Krankheit bedingten Abweichungen von dem gewöhnlichen Lagenverhältnisse (die sogenannten anatomischen Varietäten), besonders im Gefäßverlaufe, Rücksicht nimmt. Man theilt dabei den Körper in den Stamm und die Gliedmaßen. Der Stamm besteht aus dem Kopfe und dem Rumpfe; der Rumpf zerfällt in Hals, Brust und Bauch; die Gliedmaßen sind theils Brustglieder oder Arme, theils Bauchglieder oder Beine. An jedem dieser Haupttheile unterscheidet man nun wieder verschiedene Abtheilungen und Unterabtheilungen. So entsteht eine Anatomie der Gegenden oder topographische Anatomie, welche man, da ihre Kenntniß vorzüglich für den operirenden Chirurgen wichtig ist, auch chirurgische Anatomie genannt hat. Sie wurde erst in der neuern Zeit Gegenstand besonderer Bearbeitung durch Rosenthal, Bock, Velpeau, Blandin, Malgaigne, Seeger, Patrequin, Roß und Hyrtl.

Was die Geschichte der speciellen Anatomie überhaupt anbelangt, so hatte man ihre Wichtigkeit für den Arzt und Chirurgen wie für den Physiologen und Naturforscher schon frühzeitig erkannt, wenn es sich auch niemals mit Gewißheit ausmitteln lassen wird, wer zuerst genauere anatomische Studien, zumal an menschlichen Leichnamen machte. Religiöse Ansichten hinderten im Alterthum allerdings wol sehr lange, die todte Hülle des Menschen, selbst zur Befriedigung einer edlen, dem Lebenden zu Gute kommenden Wißbegierde zu zerstören; allein die Menschenopfer, mit denen fast alle rohen Völker ihren Gottesdienst begannen, gaben schon sehr

frühzeitig den Priesterärzten Gelegenheit, von Knochen und Eingeweiden sich eine genauere Kenntniß zu erwerben, welche, wie die ältesten Schriftdenkmäler zeigen, sehr bald auch auf die Laien übergegangen war. Als jene Quelle versiegte und Thieropfer an die Reihe kamen, wurden die anatomischen Verhältnisse der Thiere auf die des Menschen theilweise übergetragen, und nur Verwundungen, Operationen u. s. w. boten Gelegenheit zum Studium am Menschen dar, woraus sich die theilweise irrigen Vorstellungen der Ärzte selbst bis zur Zeit der Hippokratiker in Griechenland erklären lassen, wenn auch das Nichtbegrabenwerden der Verbrecher, der vom Blitz Erschlagenen u. s. w. einzelnen Wißbegierigen, namentlich in Bezug auf Kenntniß der Knochen, weiter geholfen haben mag. Der ganze Zuschnitt der ärztlichen Wissenschaft verlangte keine speciellern anatomischen Kenntnisse, und als das Bedürfniß dazu fühlbarer ward, wandte man sich zur Zootomie, gerade wie die jetzigen Physiologen mit den Thieren experimentiren, um die Functionen des menschlichen Körpers zu ergründen. Es bildete aber auch die thierische Anatomie dann noch die Basis, als man, wie kaum zu zweifeln, zu Alexandrien wenigstens einige Zeit lang selbst menschliche Anatomie praktisch trieb, obschon sicher nicht in der Weise, wie dies jetzt zu geschehen pflegt. Herophilus aus Chalcedon und Erasistratus aus Keos (um 300 v. Chr.) werden als so eifrige Anatomen gerühmt, daß sie nach des Celsus Bericht selbst lebende Verbrecher secirt haben sollen. Aber schon Galen (131 n. Chr.) läßt uns in Ungewißheit, wie er seine anatomischen Kenntnisse gewonnen, und bei den Arabern findet sich keine Spur mehr von eigenem Studium des menschlichen Leichnams. Sie sowol wie ihre Nachfolger begnügten sich mit den Angaben Galen's, bis endlich Mondini de' Luzzi, Professor zu Bologna, im J. 1315 zuerst zwei menschliche Leichname öffentlich zergliederte und, auf eigene Untersuchungen gestützt, das erste Lehrbuch der Anatomie des Menschen schrieb, welches lange Zeit als Kanon galt. Aber erst im 16. Jahrh. wurde Galen's Autorität nach hartem Kampfe gänzlich gestürzt durch die Bemühungen eines Vasal (1543), Eustachi, Colomb, Falopia, Fabricius ab Aquapendente, Varoli u. A., denen wir eine Reihe glänzender Entdeckungen verdanken. Rüstig schritt man im 17. Jahrh. fort auf der betretenen Bahn, zumal da Harvey's Entdeckung des Blutkreislaufs (1619) ein ganz neues Leben in die Physiologie gebracht hatte und das Mikroskop auch den feinern Bau zugänglich machte. Die Lymphgefäße entdeckten und demonstrirten Aselli (1622), Pecquet, Bartholin und Olaus Rudbeck; die drüsigen Organe fanden in Wharton ihren genauern Erforscher, während Malpighi, Swammerdam und der noch ins folgende Jahrh. hinüberragende Ruysch durch Anwendung des Mikroskops und durch Einspritzungen der Gefäße die feinere Anatomie weit über ihre Zeit hinausführten. Wie bisher, so ragten auch im 18. Jahrh. die ital. Anatomen Paechioni, Valsalva, Morgagni, Santorini, Mascagni, Cotunni vor denen anderer Nationen hervor. Ihnen würdig zur Seite standen in Frankreich Winslow, D'Aubenton, Lieutaud, Vicq d'Azyr und Bichat; in England Cowper, Cheselden, Hunter, Cruikshank, Monro und Bell; in den Niederlanden Boerhaave, Albin, Camper, Sandifort, Bonn. Auch Deutschland trat durch seinen großen Haller, sowie durch die beiden ältern Meckel auf glänzende Weise aus dem Dunkel hervor, um im 19. Jahrh. den ersten Rang einzunehmen. Auf der Grenzscheide der beiden Jahrh. finden wir die Namen eines Sömmerring, Loder, Blumenbach, Hildebrand, Reil, Tiedemann, Bock und Seiler, welche fast sämmtlich noch in enger Verbindung mit der praktischen Medicin standen, daher auch dieselbe gleichzeitig und direct durch ihre anatomischen Forschungen förderten. In dem ersten Jahrzehnd dieses Jahrh., begann indessen wie überall in den Disciplinen, so auch hier eine Trennung, der zufolge der Anatom und Physiolog seinen eigenen Weg ging, fast unbekümmert um die praktische Medicin, sodaß diese wenig Vortheil von den glänzenden Entdeckungen zog, welche Jene machten, und die Anatomen selbst fast nur die allgemeine Anatomie ausbildeten.

Jedoch machte sich die Nothwendigkeit der Verbindung beider Wissenschaften sehr bald wieder geltend, durch das seit den letzten zwanzig Jahren mit besonderm Eifer betriebene Studium der **pathologischen Anatomie**. Diese, als die Lehre von den durch Krankheit hervorgebrachten Veränderungen in Form und Bau des menschlichen Körpers, ist für die praktische Medicin von der größten Wichtigkeit. Schon in Ägypten zur Zeit der Pharaonen soll man Leichenöffnungen angestellt haben, um die Ursachen und den Sitz von Krankheiten zu erforschen; in den Schriften der griech. Ärzte finden sich vereinzelte anatomisch-pathologische Bemerkungen. Mit dem Wiederaufblühen der Anatomie überhaupt im 16. Jahrh. begann man auch theils gelegentlich, theils absichtlich pathologisch-anatomische Untersuchungen vorzunehmen: 1507 schrieb Benivieni zu Florenz das erste Werk über pathologische Anatomie, und 1679 gab Bonet eine vollständige Compilation der bis dahin gemachten, schon sehr zahlreichen Beobachtungen. Aber die

Bearbeitung der pathologischen Anatomie in jener Zeit war immer eine mehr fragmentarische, ohne festes Princip und bestimmte Richtung, und entstellte die Thatsachen oft durch abenteuerliche und selbst abergläubische Auffassung. Erst Morgagni (1767) kann als der Begründer einer wirklich wissenschaftlichen pathologischen Anatomie angesehn werden. Ihm schlossen sich zunächst Lieutaud, Sandifort, Hunter, Baillie u. A. an. Meckel der Jüngere entfernte sich wieder mehr von dem praktischen Standpunkte, und richtete sein Augenmerk vorzüglich auf die Bildungshemmungen. Dagegen bearbeitete man in der neuesten Zeit die pathologische Anatomie vorzüglich zum Zwecke einer bessern Gestaltung der klinischen Medicin, und die Anregung zu dieser allein richtigen Auffassung und Verwendung derselben ging hauptsächlich von Bichat und den Schülern Broussais' in Frankreich aus, unter welchen Lennec, Cruveilhier, Rayer, Gendrie, Bayle, Louis, Andral, Lobstein, Lebert gefeierte Namen sind. In England, wo man sich überhaupt von jeher mehr an das Materielle hielt, finden wir Farre, Howship, Bright, Abercromby, Armstrong, Carswell, Mayo, Hope, Craigie; in Italien Palletta, Malacarne, Folchi, Scarpa und Fanzago; in den Niederlanden Bleuland, Schröder van der Kolk und Sebastian; in Deutschland Albers, Froriep, Hasse, Jul. Vogel, Rokitansky, Engel, Virchow u. A. mit der Bearbeitung der pathologischen Anatomie in dem erwähnten Sinne beschäftigt.

Die **vergleichende Anatomie** ging zu allen Zeiten als Zootomie der bessern Gestaltung der Anthropotomie voran, wurde aber zuerst durch Cuvier und seinen Schüler Meckel d. J., dessen System leider unvollendet geblieben, als ein wissenschaftliches Ganze dargestellt. Diesen Bestrebungen schlossen sich Blumenbach, Tiedemann, Home, Blainville, Geoffroy St.-Hilaire, Carus und Oken an, während in der Gegenwart sich sehr viele Anatomen, unter ihnen vorzüglich J. Müller, Wagner, Siebold, Stannius, besonders im Interesse der Physiologie mit zootomischen Untersuchungen beschäftigen. Unter den Bearbeitungen der Anatomie für Nichtärzte ist zu erwähnen die **Anatomie für bildende Künstler**. Sie fällt zum Theil mit der Anatomie der Gegenden zusammen, soweit diese sich auf die äußere Form bezieht. Dann hat sie aber auch die, durch die Leidenschaften im Gesicht und durch die verschiedenen Stellungen und Bewegungen am übrigen Körper erscheinenden Formveränderungen zu beschreiben, welche durch die Lage der Knochen und die Gestalt der in Thätigkeit versetzten Muskeln bedingt werden, weshalb sie auch die Betrachtung des lebenden Körpers zu Hülfe nehmen muß. Ihre Darstellung wurde schon frühzeitig unternommen durch Errard und Genga (1691), in der neuern Zeit durch Lavater (1790), Camper (1792), Salvage (1812), Mascagni (1816), Köck (1822), Gardy (1831), Fischer (1838), Salomon und Aulich (1841), Berger (1842), Seiler und Günther (1850). Die populären Bearbeitungen der Anatomie, wie sie C. Platner, Franque, Volkmann, Buchsenstein, Manschgo u. A. geliefert haben, nehmen meist zugleich Rücksicht auf die Verrichtungen der Organe und auf die Mittel, den Körper in seinem gesunden Zustande zu erhalten.

Die **praktische Anatomie** ging in ihrer geschichtlichen Entwickelung der theoretischen natürlich stets voraus. Erst als jene allgemeiner betrieben zu werden anfing, bildeten sich allmälig bestimmte Regeln über das Verfahren bei der Zergliederung, d. h. es entstand eine Technik der Anatomie. Finden wir daher auch schon in Galen's Schriften eine Menge hierhergehörender Winke, so versuchte man doch erst im 17. Jahrh. den Gegenstand in besondern Schriften zu behandeln, wie die Werke von Habicot, Lyser und Bartholin zeigen; ihnen schlossen sich später Fabricius, Cassebohm, Pole-Fischer, Bell, Hesselbach, Maygrier und in der neusten Zeit Mayer, Shaw, South, Weber, Lauth und Bock an. Dennoch aber wird jetzt wie früher das Meiste dem mündlichen Unterricht durch den eigens dazu angestellten Prosector überlassen. Gewöhnlich unterscheidet man in der anatomischen Technik die Sectionen und das Präpariren. Section nennt man nämlich die kunstgerechte Öffnung der drei großen Höhlen des menschlichen Körpers, verbunden mit der Untersuchung der in ihnen befindlichen Eingeweide und Theile. Die Section ist legal, wenn sie vom Richter angeordnet durch den Gerichtsarzt, behufs der Feststellung eines vor das Forum des Richters gehörenden Thatbestandes, unternommen wird. Das Präpariren besteht in der kunstgerechten Trennung der einzelnen Theile voneinander, sodaß sie ihrer Gestalt wie ihrer Lage nach deutlich unterschieden werden können; das auf diese Weise Dargestellte nennt man anatomisches **Präparat**, sodaß man von Knochen-, Muskel-, Gefäß- und Nervenpräparat spricht. Das Präpariren der Knochen geschieht durch Entfernung sämmtlicher Weichtheile, durch Kochen und Bleichen. Werden sämmtliche Knochen wieder durch Draht in die natürliche Lage zu einem Ganzen verbunden, so entsteht das künstliche Skelett, während das natürliche Skelett durch Beibehalten der natürlichen Verbindungsmittel, der Bänder, gebildet wird.

Zur bessern Darstellung der Gefäße, namentlich in ihren feinern Verzweigungen, bedient man sich gewöhnlich der Injectionen oder Einspritzungen. Dieses Verfahren besteht darin, daß man eine Flüssigkeit, die die Eigenschaft hat, allmälig fest zu werden, in Verbindung mit Farbstoffen mittels einer eigens dazu eingerichteten (anatomischen) Spritze in den Hauptstamm des zu injicirenden Theils langsam und vorsichtig einspritzt. Früher bediente man sich nach Swammerdam's Vorgange nur solcher Stoffe als Injectionsmasse, welche im erwärmten Zustande flüssig sind und beim Erkalten fest werden, wie Wachs u. dgl. Man mußte deshalb den Körper während der Einspritzung in warmes Wasser legen, was nicht nur, besonders bei großen Körpern, sehr unbequem war, sondern auch den feinern Bau der Organe zerstörte und die Fäulniß beförderte. Diesem Übelstand wurde durch die von dem Engländer Shaw gemachte und von E. H. Weber vervollkommnete Entdeckung abgeholfen, daß Leinöl und Terpentin, mit gewissen Metallkalken in bestimmten Verhältnissen gemengt, eine syrupsartige Flüssigkeit bilden, die nach einiger Zeit erstarrt und sich sehr wol zu Einspritzungen in die Adern bei gewöhnlicher Temperatur eignet. Außerdem bedient man sich, besonders zur Injection der Lymphgefäße und feinern Blutgefäße, des laufenden Quecksilbers oder gefärbter dünnerer Flüssigkeiten, wie des Leimwassers u. s. w. Die mit Hülfe der bisher angedeuteten Manipulationen zu Stande kommenden Präparate nennt man frische. Um diejenigen von ihnen, deren Anfertigung viel Zeit und Mühe erfodert, oder die seltene Abweichungen vom normalen Bau und interessante krankhafte Veränderungen der Körpertheile darstellen (pathologische Präparate), behufs des Vortrags der Anatomie möglichst in ihrer natürlichen Form aufzubewahren, trocknet man sie an der Luft oder durch Bestreichen mit Holzessig, und überzieht sie dann mit einem durchsichtigen Firniß (trockene Präparate); oder man bringt sie in Flüssigkeiten, durch die sie vor der Fäulniß geschützt werden, wie Alkohol von 16—22°, Sublimatlösung u. dgl., und setzt sie dann in Glasbüchsen, welche durch Blase, dünne Zinnfolie oder Glasscheiben mit geschmolzenem Kautschuk möglichst luftdicht verschlossen werden (feuchte Präparate, Weingeistpräparate u. s. w.). Solche Präparate, in besondern Schränken und Zimmern aufgestellt, bilden die **anatomischen** (oder pathologischen) **Sammlungen** oder **Museen**. Unter diesen Sammlungen zeichnen sich besonders aus: das von Ruysch, Rau, Loder, Walter, Hunter, Meckel, Sömmerring und Dupuytren. Dieselben sind sämmtlich aus dem Privatbesitz in den öffentlichen übergegangen, zumal jetzt fast in allen Ländern den Lehrern der Anatomie das Anlegen von Privatsammlungen untersagt ist, und sie zur Anlage von öffentlichen Sammlungen verpflichtet sind, sodaß jede Universität ihr eigenes anatomisches Museum besitzt.

Da es unmöglich ist, alle Theile in ihrer Integrität aufzubewahren, da namentlich Farbe und feine Faserungen stets verloren gehen, so hat man es mit Glück versucht, sie durch die plastische Kunst nachzubilden, und zwar aus Holz oder Elfenbein, wie das Gehörorgan, oder aus Wachs (Wachspräparate), welche besonders in Florenz gefertigt werden. Vgl. Michelhausen, „Ideen über die beste Anwendung der Wachsbildnerei, nebst Nachrichten von den anatomischen Wachspräparaten in Florenz" (Frankf. 1798). In der neuesten Zeit hat sich Auzou in Paris („Notice sur les préparations artificielles", Par. 1825) zu gleichem Zweck des Papiermâché bedient; er liefert einen daraus verfertigten vollständigen Körper mit seinen Theilen für 5000 Francs. Mit allgemeinerm Nutzen und verhältnißmäßig geringerm Kostenaufwand wandte man aber längst die Zeichenkunst zu anatomischen Darstellungen an. Solche Abbildungen, die man **anatomische Tafeln** nennt, hatte bereits Aristoteles gefertigt und seinen anatomischen Schriften beigegeben, welche leider verloren gegangen sind. Im 16. Jahrh. beschäftigten sich die größten Maler, wie Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael, Tizian, Dürer mit dergleichen Zeichnungen, von denen aber nur wenige auf uns gekommen. Anfangs wurden sie durch Holzschnitt, später durch Kupferstich vervielfältigt; jetzt bedient man sich auch des Steindrucks und seit den letzten Jahren wiederum des Holzschnitts mit Glück dazu, sodaß wir jetzt überreich an anatomischen Bilderwerken sind. Unter den ältern zeichnen sich aus die Tafeln von Vesal (Bas. 1543), Eustachi (Rom 1714), Bidloo (Amst. 1685), Albin (Leyd. 1747), Haller (Gött. 1743—56), Vicq d' Azyr (Par. 1786—90). Unter den neuesten nehmen den ersten Rang ein: die Abbildungen von Caldani (Ven. 1801—14), Mascagni (Pisa 1823 fg.), Langenbeck (Gött. 1826 fg.), Bourgery und Jacob (Par. 1832 fg.), und Arnold (Zür. 1838 fg.). Zum gewöhnlichen Gebrauch empfehlen sich die anatomischen Atlanten von Loder (Weim. 1803), Cloquet (Par. 1826), Österreicher (Münch. 1827—30), Weber (Düsseld. 1830—39), Bock (Lpz. 1840), D'Alton (Lpz. 1848 fg.). Für die chirurgische Anatomie lieferten Kupfersammlungen Rosenmüller (Weim. 1805), Pirogoff (Dorp. 1840) und Günther

(Hamb. 1844); für die pathologische Anatomie Meckel (Lpz. 1817—26), Cruveilhier (Par. 1828—41), Froriep (Weim. 1828), Albers (Bonn 1832 fg.) und Gluge (Jena 1843—50); für die pathologische Gewebelehre Vogel (Lpz. 1843); für die vergleichende Anatomie Carus (Lpz. 1826 fg.) und Wagner (Lpz. 1841).

Anaxagoras, einer der vorzüglichsten ionischen Philosophen, wurde von vornehmen Ältern zu Klazomenä in Jonien 500 v. Chr. geboren. In seinem 45. J. kam er in Athen mit Perikles in genaue Verbindung. Unter seine Schüler gehörten die angesehensten Männer, wie Thucydides, Archelaos der Physiker und Euripides. Durch tiefe Studien der Naturwissenschaften in den Stand gesetzt, die Sonnen- und Mondfinsternisse, Erdbeben und ähnliche Erscheinungen natürlich zu erklären, kam er in den Verdacht der Gotteslästerung und mußte auf eine Anklage Athen verlassen. Er ging nach Lampsakus, wo er 428 starb. Nach dem gemeinsamen Grundsatze der Physiker: „Aus Nichts wird Nichts", nahm er eine ursprüngliche Verbindung der Urstoffe an. Als diese Urstoffe betrachtete er aber nicht die sogenannten Elemente, sondern Grundkörperchen, welche durch eigenthümliche Qualitäten voneinander verschieden und den Körpern, die durch sie gebildet werden, gleichartig seien. Die Urstoffe, an und für sich ohne Bewegung, waren nach seiner Meinung im Anfange durch ein anderes, gleichfalls ewiges, von der Materie verschiedenes, geistiges Urwesen (νοῦς, d. i. Intelligenz) in Bewegung gesetzt, und durch diese Bewegung und Scheidung des Ungleichartigen und die Verbindung des Gleichartigen hatte sich die Welt gebildet. Er nahm an, in jedem Dinge befinde sich ein Antheil von Allem, und ein Ding unterscheide sich daher nur durch das Vorherrschen eines Grundstoffs; die Intelligenz aber bleibe rein und unvermischt mit dem Materiellen und bestimme und durchdringe alle Dinge als das Princip des Lebens. Wegen der Annahme jenes geistigen Princips haben ihn Viele für den ersten Deisten unter den Philosophen angesehen, aber mit Unrecht, da sein System vielmehr dualistisch ist und die Naturerscheinungen mehr mechanisch erklärt. Die Fragmente seiner Schriften haben Schaubach (Lpz. 1827) und Schorn (Bonn 1829) gesammelt; Beiträge zur Erklärung seiner Lehre haben Carus (Lpz. 1797) und Breier (Berl. 1840) gegeben. Vgl. Schleiermacher „Über A.'s Philosophie" (Berl. 1815).

Anaximander, griech. Mathematiker und Philosoph, des Praxiades Sohn, geb. zu Milet 610, gest. 546 v. Chr. Sein Hauptstudium war die Mathematik. Er entdeckte die Schiefe der Ekliptik (wenigstens ward sie von ihm gelehrt) und bestimmte die Sonnenwenden und Nachtgleichen mittels eines Sonnenzeigers. Auch soll er zuerst die Umrisse der Länder und Meere Griechenlands in einer Karte zu entwerfen versucht und, um sein Weltsystem zu erläutern, eine Himmelskugel verfertigt haben. Als Philosoph speculirte er über das Urprincip der sinnlichen Erscheinungswelt, welches er als das durchaus Unbestimmte auffaßte. Aus diesem scheiden sich die Gegensätze durch ewige Bewegung ab und kehren in dasselbe zurück. Über die Art, wie er sich diesen Ausscheidungsproceß dachte und, durch Hervorhebung der Gegensätze des Warmen und Kalten, des Flüssigen und Trockenen, zu Hypothesen über die Entstehung der Himmelskörper u. s. w. benutzte, haben wir nur unvollständige Nachrichten. So lehrte er, die Sonne befinde sich in der höchsten Himmelsregion, habe einen 28 mal größern Umkreis als die Erde und gleiche einer Walze, aus welcher Feuerströme sich ergießen; verstopfe sich die Öffnung, so erscheine sie verfinstert. Ebenso ist ihm der Mond eine Walze, 19 mal so groß als die Erde; ihre Schiefe erzeugt die Phasen, ihre gänzliche Umkehrung die Finsternisse. Die Erde hat nach ihm die Gestalt eines Cylinders, befindet sich schwebend in der Mitte des Weltalls; sie bildete sich durch das Austrocknen mittels der Sonne, und die Thiere sind aus Feuchtigkeit erzeugt. Vgl. Schleiermacher, „Über die Lehre des A." (Berl. 1811).

Anaximenes, der Philosoph, aus Milet, wirkte um 556 v. Chr. Abweichend von den Lehren des Anaximander, war ihm nicht das schlechthin Unbestimmte, sondern ein Bestimmtes, die Luft, der unendliche, göttliche, stets sich bewegende Urstoff aller Dinge. Durch Verdichtung und Verdünnung entstehen, nach seiner Ansicht, aus Luft alle Dinge. Auch die Seele ist nur Luft und Hauch. Er behauptete, der äußere Umkreis des Himmels bestehe aus Erde und Krystall; die Sterne seien Erdkörper, mit Feuermaterie umgossen; die Sonne, deren Lauf allein die Jahreszeiten bestimme, sei flach wie eine Scheibe, so auch die in der Luft schwebende Erde, um welche sich Alles bewegt.

Anbetung (in der Kirchensprache Adoration) ist im Allgemeinen der höchste Ausdruck der religiösen Empfindung. Er findet da und nur da statt, wo das Göttliche selbst und zwar unmittelbar, d. h. in seiner höchsten Daseinsform, in Gott selbst und persönlich so gedacht wird, daß

alle übrigen Gedanken mehr oder weniger vollständig aus dem Bewußtsein verdrängt werden Nur Gott der Vater, und der Sohn und der Heilige Geist, insofern diese ihm gleich gestellt sind können daher der Anbetung theilhaftig werden; jede andere Anbetung ist unberechtigt, da sie den höchsten Ausdruck der Empfindung des Göttlichen an einen niederern Grad desselben verschwen den würde. Die protest. Kirche hat daher die Anbetung und Anrufung der Heiligen, der Maria der Reliquien u. s. w. verworfen. Allein auch die kath. Kirche hat den Misbrauch der Anbetung der Engel, Heiligen, Reliquien und Bilder in ihrer Mitte zu verschiedenen Zeiten wenigsten officiell verworfen, wenn auch das ungebildete Volk mehr oder weniger thatsächlich beim Mis brauche verharrte. Nach der Lehre der kath. Kirche wird nur Gott (und Christus) angebetet; nu ihm gehört, wie schon das zweite nicäanische Concil 787 entschied, die Latreia (Anbetung), wäh rend die Engel und Heiligen nur die Duleia, Verehrung (veneratio), die Menschheit Christ und die Maria nur die Hyperduleia als höhern Grad der Verehrung in Anspruch nehmen kön nen. Dagegen ist (nach dem Catechismus Romanus) der Ausdruck Adoration nicht ausschließ lich auf Gott beschränkt, obgleich die neuern kath. Theologen ihn meist darauf eingeschränkt ha ben. Im Allgemeinen bildet die berechtigte Unterlage für diese Unterscheidung der kath. Kirch zwischen Anbetung und Verehrung das Grundgefühl, daß auch für die Erscheinung des Gött lichen, außer seinem höchsten Ausdruck in Gott, eine gewisse Verehrung der Menschen Pflich sei, und die außerkatholische Praxis hat ihr hierin theoretisch in den verschiedensten Formen durc mannichfache Festfeier zum Gedächtnisse großer Männer und Ereignisse Recht gegeben. Di Berechtigung des protestantischen, allerdings mehrfach zu weit gegangenen Gegensatzes aber la und liegt in dem fortdauernden Misbrauche dieses Gedankens, der zum Vergessen Gottes selb und zum unverhehlbaren Götzendienste aller Abwehr zum Trotze geführt hat. — Vorzugsweis **Adoration** (Anbetung) wird in der kath. Kirche die Enthüllung und Verehrung des Kreuzes a Charfreitage benannt, wofür eine besondere Liturgie festgestellt ist.

Ancelot (Jacq. Arsène Polycarpe Franç.), franz. Dichter, geb. 9. Febr. 1794 zu Havr wo sein Vater Greffier am Handelsgerichte war. Nachdem er hier und in Rouen seine Studie beendigt und zuerst einige Vaudevilles ohne besondern Erfolg zur Aufführung gebracht hatt gründete er 1819 seinen Ruf durch die Tragödie „Louis IX", die 50 mal hinter einander gespie wurde und ihrem Verfasser ein Jahrgeld vom Könige verschaffte. Das Stück „Le maire d palais", das 1823 mit nicht geringerm Beifall aufgenommen ward, zog A. nach der siebente Vorstellung zurück. In seinem „Fiesque" (1824) zeigte er große Geschicklichkeit, ein ausländisch Meisterwerk der franz. Bühne anzupassen. Auch seine Dramen „Olga" (1828) und „Elisabet d'Angleterre" (1829) erfreuten sich einer günstigen Aufnahme. In seiner „Marie de Braban (1825), einer epischen Dichtung in sechs Gesängen, herrscht im Ganzen eine sehr durchgebildet Sprache. Die „Six mois en Russie" (Par. 1827) enthalten die Schilderung einer Reise, die 1826 in Gesellschaft des Herzogs von Ragusa machte. Von seinen Romanen erwähnen wi „L'homme du monde" (4 Bde., Par. 1827) und „Les emprunts aux salons de Paris" (Pa 1834). Die Julirevolution nahm ihm nicht nur seine Pension, sondern auch die einträgliche Stel als Bibliothekar am Arsenal, die ihm die Gunst Karl's X. verliehen. Verheirathet und Famili vater, sah er sich genöthigt, seine Kunst nach Brot gehen zu lassen und von der Höhe des Parnass herabzusteigen, um das dankbarere Feld der Vaudevillistik zu bebauen. Obschon einige seiner Vau devilles nicht ohne Werth sind, hat er doch damit für seinen Dichterruhm nichts gethan, un wenn ihn die Akademie 1841 als Nachfolger Bonald's wählt, so geschah es nur im Andenk seiner frühern Leistungen. Seine „Oeuvres complètes" erschienen 1837. Im J. 1843 gab einen poetischen Sittenspiegel unter dem Titel „Familières" in einzelnen Heftchen heraus. Sei neueste Arbeit ist „La Rue - Quincampoix" (Par. 1848). — **Ancelot** (Virginie), oder wie s eigentlich heißt, Marguerite Chardon, die Frau des Vorigen, geb. zu Dijon 15. März 1792, Verfasserin mehrer gehaltreicher Romane, z. B. „Gabrielle", „Marie" und „Emerence", die s durch stilistische Gewandtheit auszeichnen. Daneben versuchte sie sich auch im Vaudeville, und zwa mit mehr Glück als ihr Mann. Zu ihren neuesten Arbeiten in diesem Fache gehören „Folette (Par. 1844), „Pierre le millionaire" (Par. 1844), „Un jour de liberté" (Par. 1845), „Une année à Paris" (Par. 1847), „Les femmes de Paris" (Par. 1848) u. s. w. Ihr „Théâtre complet" (Par. 1848) enthält 20 Stücke.

Anceps, d. i. mittelzeitig, wird von den lat. Grammatikern in der Prosodik diejenige Silb genannt, die je nach dem Bedürfnisse des Versmaßes bald lang, bald kurz gebraucht werde kann. Man bezeichnet sie mit ⏓ oder ⏔. In denjenigen Sprachen, in denen die Verse nac den Gesetzen der Quantität gemessen werden, wie z. B. im Griechischen und Lateinischen, ist di

Zahl solcher mittelzeitigen Silben sehr beschränkt. Im Deutschen aber, wo der Accent maßgebend ist, finden sie sich sehr häufig. Hier kann ein flüchtiger Rhythmus manche sonst lange Silbe verkürzen, während umgekehrt namentlich der oratorische Accent selbst den unbedeutendern, fast tonlosen Wörtern, wie z. B. dem Artikel, den Präpositionen, Fürwörtern u. s. w., den Werth einer langen Silbe zu geben vermag.

Anchises, der Sohn des Kapys und Urenkel des Tros, war mit dem trojanischen Königsgeschlechte verwandt und Herrscher in Dardanus. Venus, von seiner Schönheit hingerissen, erschien ihm einst auf dem Ida, in Gestalt einer phrygischen Hirtin, gab sich seiner Umarmung hin und gebar ihm den Äneas. Dieser rettete später den greisen Vater auf den Schultern aus dem Brande von Troja und nahm ihn mit sich zu Schiffe. A. starb während der Reise auf Sicilien. Nach andern Sagen wurde er vom Blitze des Jupiter getödtet, weil er, vom Weine trunken, das Geheimniß seiner Vertraulichkeit mit Venus verrathen hatte.

Anchovis (Engraulis encrasicholus Cuv.) ist ein Fisch aus der Ordnung der Bauchweichflosser und Familie der Heringe, von 7—8 Zoll Länge, Silberfarbe, braunem Rücken und mit leicht abfallenden Schuppen bekleidet. Die Anchovis vertreten im Mittelmeere und bis an die Portug. Küste den nordischen Hering, erscheinen wie dieser in ungeheuer zahlreichen Wanderzügen und werden, durch Feuer herbeigelockt, vom Mai bis Juli gefangen. Man nimmt ihnen die Eingeweide und den bitter schmeckenden Kopf, salzt und pfeffert sie schichtenweise in Fässer ein, und versendet sie in unglaublichen Mengen über ganz Europa. Der Hauptsitz dieser Fischerei ist jetzt das südliche Frankreich. Bis 1550 hatten die Spanier sich dies Monopol durch große Thätigkeit gesichert; sie verloren es aber von da an gradweise an die Provenzalen.

Anciennetät heißt beim Militär das Dienstalter, die längere oder kürzere Zeit, welche Jemand in einer bestimmten Charge gedient hat, und die durch das Datum des für diese Charge verliehenen Patents bestimmt wird. Das Dienstalter ist nicht zu verwechseln mit Dienstzeit, worunter man die ganze Zeit versteht, die Jemand in Militärdienst gestanden. Es kann daher Jemand eine höhere Anciennetät haben als ein Anderer, welche eine längere Dienstzeit aufzuweisen hat. Unter zwei Individuen von gleicher Charge hat Derjenige, welcher ein höheres Dienstalter besitzt den Vorrang vor dem andern. Die Anciennetät gibt in der Regel den Grund zur Beförderung ab, ohne daß ein rascheres Aufrücken ausgeschlossen ist, wenn es besondere Fähigkeiten wünschenswerth machen.

Ancillon, eine angesehene Familie aus Metz, die nach der Aufhebung des Edicts von Nantes nach Preußen auswanderte, und hier durch einzelne Glieder zu großer Bedeutung gelangte. — **Ancillon** (David), geb. 1617 zu Metz, wo sein Vater Jurist war, erhielt seinen ersten Unterricht durch Jesuiten, studirte dann Theologie zu Genf, und lehrte dieselbe in Charenton, in Meaux und zuletzt in seiner Vaterstadt. Nach der Aufhebung des Edicts von Nantes begab er sich zunächst nach Frankfurt. Hierauf Prediger bei der franz.-reformirten Colonie in Hanau, ward er in gleicher Eigenschaft 1686 nach Berlin berufen, wo er 1692 starb. — **Ancillon** (Charles), sein Sohn, geb. 28. Juli 1659 zu Metz, gest. zu Berlin 5. Juli 1715, war zur Zeit des Widerrufs des Edicts von Nantes Advocat in seiner Vaterstadt. In Bezug auf diese Maßregel ging er als Abgeordneter seiner reformirten Mitbürger an den Hof nach Versailles, richtete aber nichts aus, als daß die Metzer etwas milder denn die andern Hugenotten behandelt wurden. Deshalb unzufrieden, wendete er sich nach Berlin, wo ihn der Kurfürst sehr bald zum Richter und Director der sogenannten Réfugiés ernannte. Später war er Gesandter in der Schweiz. Von 1695—99 stand er in Diensten des Markgrafen von Baden-Durlach, kehrte jedoch hierauf nach Berlin zurück, wo er Historiograph des Königs wurde und die Direction der Polizei erhielt. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: „L'irrévocabilité de l'édit de Nantes" (Amst. 1688); „Histoire de l'établissement des Français réfugiés dans les états de Brandenbourg" (Berl. 1690) und „Histoire de la vie de Soliman II" (Rotterd. 1706). — **Ancillon** (Ludw. Friedr.), ebenfalls durch mehre Schriften bekannt, war ein Enkel des Vorigen. Er wurde 1740 zu Berlin geboren, und starb daselbst 1814 als Prediger der franz. Gemeinde und Rath des Oberconsistoriums.

Ancillon (Friedr., oder Jean Pierre Frédéric), preuß. Staatsminister, der Sohn des Letztgenannten, wurde 30. April 1767 zu Berlin geboren, und begann, nachdem er die theologischen Studien in Genf beendet, 1790 als Prediger bei der franz. Kirche zu Berlin seine Laufbahn. Daneben galten ihm historische und philosophische Studien als eine Hauptbeschäftigung. Im J. 1792 wurde er zugleich Professor der Geschichte an der Militärakademie zu Berlin, dann Mitglied der Akademie der Wissenschaften und königlicher Historiograph. Die letztere Ernennung verdankte

er dem entschiedenen Rufe als Historiker, welchen ihm sein „Tableau des révolutions du systeme politique de l'Europe depuis le 15me siècle" (4 Bde., Berl. 1803—5) gewann. Im Aug. 1810 verließ er die Kanzel und den Lehrstuhl, um die Erziehung des Kronprinzen zu übernehmen. Diese Stellung und die großen Weltbegebenheiten erweckten in ihm den Beruf zum Staatsmann. Im J. 1814 trat er als Wirklicher Geh. Legationsrath ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, das damals unter der unmittelbaren Leitung des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg stand. An dem 1817 neugebildeten Staatsrathe und dem Ausschusse für die Bearbeitung und Einführung des ständischen Wesens nahm er als thätigstes Mitglied Antheil. Nachdem der Graf von Bernstorff 1818 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, wurde an A. bald vorzugsweise die Leitung der politischen Section überlassen. So befand er sich schon in der That an der Spitze des wichtigsten Theils dieser Geschäfte, als 1830 die Julirevolution ausbrach. Seine Bestrebungen gingen dahin, den europ. Frieden durch Vermittelung der schroffen Gegensätze aufrecht zu erhalten, und hierin fand er sich in voller Übereinstimmung mit den Ansichten des Königs Friedrich Wilhelm III. Im Mai 1831 wurde er zum Wirklichen Geh. Rath und zum selbständigen Chef des Departements für das Fürstenthum Neufchatel und Valengin ernannt, zehn Wochen später zum Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten. Im folgenden Jahr erhielt er als Staatsminister die definitive Verwaltung dieses Ministeriums, nur daß Graf Bernstorff noch in den Deutschen Bundesangelegenheiten eine Mitwirkung bis an seinen Tod (28. März 1835) beibehielt. Die Wirksamkeit A.'s in dieser hohen Stellung schloß sich im Allgemeinen der Richtung an, welche die deutschen Cabinete unter Metternich's Vortritt insgesammt verfolgten. Erhaltung des europ. Friedens und ängstliche Überwachung jeder politischen Volksregung waren die Zielpunkte auch seines Strebens. Indessen unterschied sich A. von vielen Staatsmännern seiner Zeit vortheilhaft dadurch, daß er stets eine edle humane Mäßigung geltend zu machen suchte, und die innere Reform in Gesetzgebung und Verwaltung als das Hauptmittel zur Verhinderung der Revolution erkannte. Freilich hielt er hierbei die Maxime fest, daß die Regierung wol Alles für das Volk, Nichts aber durch dasselbe thun solle. A. starb 19. April 1837. Sein häusliches Leben war sehr einfach. Obschon drei mal verheirathet, hinterließ er keine Kinder. Außer dem bereits angeführten Werke verfaßte er: „Mélanges de litterature et de philosophie" (2 Bde., Berl. 1801; 2. Aufl. Par. 1809; 3. Aufl. 4 Bde., Par. 1823); „Über Souveränetät und Staatsverfassung" (Berl. 1816); „Essais philosophiques, ou nouveaux mélanges de litterature et de philosophie" (2 Bde., Genf u. Par. 1817); „Über Staatswissenschaft" (Berl. 1819); „Über Glauben und Wissen in der Philosophie" (Berl. 1824); „Über den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluß auf die Gesetzgebung" (Berl. 1825); „Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen" (2 Bde., Berl. 1828—31); „Pensées sur l'homme" (Berl. 1829). Alle Schriften A.'s beruhen im Wesentlichen auf denselben Grundsätzen, nach welchen er als Staatsmann handelte.

Anckarswärd (Karl Henrik, Graf), früher das Haupt der Opposition in Schweden, geb. 22. April 1782 zu Sweaborg, ist der älteste Sohn des als neunzigjähriger Greis 1839 verstorbenen Grafen Michael A., der sich im Finnischen Kriege 1788—92 auszeichnete und vom Seegeanten zum General, Grafen und Reichsmarschall emporschwang. Schnell befördert eröffnete der Sohn seine Laufbahn als Major und Oberadjutant bei dem Grafen Armfelt im Norwegischen Kriege von 1808, und als dieser bald darauf das Commando niederlegte, wurde er Adjutant bei dem General Cederström. Gegen das Ende des Feldzugs von Adlersparre (s. d.) in die Revolution von 1809 verflochten, ward er in Folge des glücklichen Ausgangs zum Obersten befördert. Bei Eröffnung des Feldzugs gegen Frankreich im J. 1813 folgte er als Adjutant dem schwed. Kronprinzen nach Deutschland. In einem Briefe an den Kronprinzen, den er selbst, jedoch erst 20 Jahre nachher, veröffentlichte, sprach er sich indessen dagegen aus, daß Schweden Rußland gegen Frankreich Hülfe leiste. Kaum hatte der Kronprinz das Schreiben erhalten, als A. seine Entlassung nehmen mußte. A. kehrte nach Schweden zurück, wo er als Privatmann auf seinem Gute Carlslund in Nerike lebte. Erst mit dem Reichstag 1817 begann seine parlamentarische Bahn, indem er, anfangs unter dem Grafen Schwerin, später als Haupt der Opposition, gegen die Regierung auftrat. Ihn unterstützte hierbei ein männliches Äußere, eine klangvolle Stimme und eine feurige Beredtsamkeit. Dagegen mangelte es ihm an gründlicher Bildung, statistischen Kenntnissen, Tiefe der Ansichten und Ruhe. Von persönlichem Hasse gegen den König und von Leidenschaftlichkeit hingerissen, überschritt er nicht selten die Grenzen des Anstands, und schadete sich und der Sache, die er verfocht. Allmälig wurde er zwar besonnener, dagegen erkalteten seine frühern Bundesgenossen. Als er den Reichstag von 1829 ver-

ich verließ, weil er nicht Vorstand des Constitutionsausschusses geworden, brach der Sturm von allen Seiten über ihn los. Man beschuldigte ihn des Verraths an der Freiheit. Selbst mit dem Grafen Adlersparre gerieth er in bittern Streit. In Folge dessen ließ er 1833 „Politische Grundsätze“ im Druck erscheinen, worin er sein öffentliches Leben und seine Grundsätze darlegte, und sein Abtreten von dem öffentlichen Schauplatze damit entschuldigte, daß zur Zeit keine Reform zu erwarten sei. In Verbindung mit dem Rechtsgelehrten Richert gab er dann einen Vorschlag zu einer verbesserten Nationalrepräsentation heraus, den er auch vorbrachte, als er auf dem Reichstage von 1839 zum Vorstand des Constitutionsausschusses erwählt ward. Allein seine Ansichten fanden, als zu aristokratisch, keinen Eingang; im Gegentheil mußte er einem mehr demokratischen Vorschlage zur Veränderung der Ständerepräsentation beitreten, der am Ende des Reichstags den Sieg davon trug. Auch seine andern Plane zur Einschränkung der königlichen Prärogativen scheiterten im Ganzen.

Ancona, Hauptstadt der gleichnamigen Delegation des Kirchenstaats und der ehemaligen Mark Ancona, steigt amphitheatralisch am nordöstlichen (dem Cumerischen) Vorgebirge der adriatischen Küste auf, und gewährt deshalb von der See aus einen malerischen Anblick. Sie ist der Sitz eines Bischofs, eines Appellationsgerichts, und zählt etwa 29000 E., darunter über 5000 Juden, welche die hier grundsätzlich geübte Duldung herbeilockte. A. besitzt einen schönen, seit alter Zeit gerühmten Hafen, der 1732 zum Freihafen erklärt wurde. Leider droht demselben Verschlämmung, was dem jetzt schon tief gesunkenen, sich nur noch auf das Adriatische Meer und Griechenland beschränkenden Handel der Stadt vollends den Untergang bringen würde. Getreide, Wollen- und Seidenwaaren sind Hauptausfuhrartikel. Außer dem bewunderungswürdigen, von Trajan erbauten Molo von 2000 F. Länge, auf welchem sich ein schöner, zu Ehren seines Wiederherstellers, Papst Benedict's XIV., errichteter Bogen aus weißem Marmor befindet, verdienen besonders der antike Triumphbogen des Trajan, die Kathedrale San-Ciriaco, welche an der Stelle eines Tempels der Venus steht, die Kirche Sta.-Maria della piazza, die Börse (mit Arbeiten von Tibaldi) und das große Quarantänehaus besondere Erwähnung. Die übrigens schlecht und eng gebaute Stadt wurde wahrscheinlich von Syrakusanern, die vor der Tyrannei des ältern Dionys flohen, gegründet. Die Römer hatten hier ihre Flottenstation gegen die Illyrier. Trajan erweiterte den Hafen, und Narses stellte die von den Gothen zerstörte Stadt wieder her, die im 10. Jahrh. von den Sarazenen aufs neue verwüstet wurde. A. erhob sich nun durch eigene Kraft aus den Trümmern zur Republik, ward aber 1532 vom Papst Clemens VII. durch List eingenommen und sammt dem Gebiete zum Kirchenstaate geschlagen. Im J. 1779 ward es nach tapferer und langer Vertheidigung von Seiten des franz. Generals Meunier durch die Russen und Östreicher erobert. Seit 1815 blieb nur noch die Citadelle der Stadt befestigt. Als 1831 östr. Truppen die insurgirten röm. Marken besetzten, beschloß das franz. Ministerium durch einen Handstreich Östreichs militärischen Einfluß im Kirchenstaate zu brechen. Eine franz. Escadre erschien vor dem Hafen mit 1500 Mann Landungstruppen, die sich 22. Febr. 1832 der Stadt ohne Widerstand, und der Citadelle am 23. durch Capitulation bemächtigten. Aller Protestation des röm. Stuhls ungeachtet, hielten die Franzosen, jedoch unter päpstlicher Civilverwaltung, A. bis zum Dec. 1838 besetzt, wo sie gleichzeitig mit den östr. Truppen das röm. Gebiet verließen. Gregor XVI. hatte inzwischen die Stadt excommunicirt und zeigte während seiner ganzen Regierung eine Abneigung gegen dieselbe, sodaß zur Wiederbelebung des Handels und Herstellung des Hafens nichts geschah. Die Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 hinderten die in dieser Beziehung sehr günstigen Pläne seines Nachfolgers, Pius' IX. Vom 24. Mai bis zum 19. Juni 1849 ward das mit einer revolutionären Besatzung von etwa 3000 Mann versehene A. von den Östreichern unter Wimpffen belagert und nach einem heftigen Bombardement, das viel Schaden anrichtete, zur Capitulation gezwungen.

Ancre (Baron von Lussigny, Marschall d'), eigentlich Concino Concini, ein geborener Florentiner, der Sohn eines dasigen Senators, kam 1600 mit Maria von Medici (s. d.), der Gemahlin Heinrich IV., an den franz. Hof, auf die er im Verein mit seiner Frau fortan einen völligen Einfluß übte. Die Ehezwiste zwischen dem königlichen Paare wurden von Concini und dessen Gattin unterhalten. Als nach der Ermordung Heinrich's der Königin die Regentschaft sowie die Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn zufiel, bemächtigte sich der Günstling sogleich der Staatsgewalt. Er ward 1613 Marschall und erster Minister, kaufte das Marquisat Ancre in der Picardie und nahm davon den Titel an. Indeß war seine Verwaltung von der Art, daß er sich den bittersten Haß des Volks zuzog, während sich die zurückgesetzten Prinzen und Großen selbst mit den Waffen in der Hand empörten. Da sich A. auch dem jungen Ludwig

XIII. durch Stolz und Anmaßung verhaßt machte, so gelang es den Misvergnügten, mit Vorwissen des Königs eine förmliche Verschwörung gegen die Herrschaft und das Leben des Günstlings zu bilden. Luynes (s. d.), ein unwürdiger Liebling des Königs, mußte denselben bestimmen; ein Baron Vitry ward für die Ausführung des Attentats gewonnen. Als A. am Morgen des 24. April 1617 in Begleitung von 50—60 Personen im Louvre erschien, trat Vitry heran und kündigte ihm seine Verhaftung im Namen des Königs an, während mehre in der Ferne aufgestellte Garden den Erstaunten durch Pistolenschüsse niederstreckten. Man begrub den Leichnam in der Stille. Aber das Volk zog ihn nach einigen Tagen hervor, schleifte ihn durch Paris, hieb ihn in Stücke und verbrannte dieselben an der Statue Heinrich's IV. A.'s Gattin, Eleonora Dori, genannt Galligaï, früher Kammerfrau der Königin, wurde wenige Monate später unter Anklage der Zauberei hingerichtet. Der 12jährige Sohn A.'s büßte die Schuld seiner Ältern mit dem Verlust des Adels und Vermögens, und mußte Frankreich verlassen.

Ancus Marcius, der Sohn der Pompilia, Tochter des Königs Numa Pompilius, und des Marcius, war der vierte König von Rom, und regierte von 638—614 v. Chr. Nach dem Vorbilde seines Großvaters Numa suchte er den bei den Römern tief gesunkenen Götterdienst wiederherzustellen, und sie dem Ackerbau und einem friedlichen Nahrungserwerbe zuzuwenden. Trotz seiner Neigung zum Frieden ward er in viele Kriege mit den benachbarten latinischen Stämmen verwickelt, die er aber glücklich besiegte und zum größern Theil zwang, sich in Rom auf dem Aventinischen Berge niederzulassen. Er befestigte das Janiculum jenseits der Tiber, als Vormauer gegen die Etrusker, und setzte es durch eine hölzerne Brücke mit Rom in Verbindung. Besonders wichtig für Rom blieb aber, daß A. den Besitz beider Ufer der Tiber bis zur Mündung des Flusses erwarb, daselbst Ostia gründete und dieses zur Hafenstadt von Rom einrichtete. Er starb nach 24jähriger Regierung.

Anchyra nannten die Alten die heutige Stadt Angora (s. d.) in Kleinasien.

Andacht ist als Zustand die, durch innig gesammelte Richtung des Geistes auf Gott und göttliche Dinge erregte, religiöse Gemüthsstimmung, oder das also erregte religiöse Gefühl. Als Handlung (Andachtsübung) aber ist sie diejenige Vergegenwärtigung Gottes im Gemüthe, welche die fromme Äußerung jener religiösen Stimmung theils auszudrücken, zu erhalten und zu steigern, theils hervorzubringen vermag. Dieses geschieht, wenn das Gemüth von der Vollkommenheit und Herrlichkeit Gottes und göttlicher Dinge ganz erfüllt und ergriffen ist. Obgleich die Vernunft, d. h. die Befähigung, Gott und das Vollkommene zu erkennen und seinen Werth zu empfinden, selbstverständlich zur Andacht, als der Sammlung im Empfinden des Göttlichen unentbehrlich, und daher im strengen Sinne des Worts nur vernünftige Geschöpfe der Andacht fähig sind, so ist dennoch nicht die Vernunft, sondern das Gefühl, Sitz und Quelle der Andacht. Allerdings sind die Gefühle des Göttlichen, welche nicht mit der Vernunft, mit der Erkenntniß und geistigen Anschauung des Vollkommenen zusammenstimmen und der Controle der Vernunft sich entziehen, Schwärmereien. Allein wie der Sitz der Religion überhaupt das Gemüth oder Gefühl ist, so auch der der Andacht, als des Höhenzustands rein religiöser Empfindung. Jede Einmischung des kalten Verstandes oder der reflectirenden Vernunft ist die Vernichtung der Andacht. Das Gegentheil derselben, als der Sammlung des Bewußtseins in der Erhebung zum Göttlichen, ist das Zerstreutsein; ihr Gegentheil als Gemüthsstimmung ist der Weltsinn, der sein Gefühl am liebsten mit dem Äußerlichen, dem Materiellen der Welt beschäftigt. **Andachtsübungen** sind in dem oben bestimmten Sinne Gebet, Gesang, öffentliche Gottesverehrung überhaupt, **Andachtsbücher** aber solche Schriften, welche den Zweck haben und geeignet sind, Andacht zu erwecken und zu befriedigen. Seit Erfindung des Bücherdrucks sind deren unendlich viele erschienen. Vorzüglich bekannt darunter sind aus älterer Zeit die von Thomas a Kempis, Arndt, Eubach, Scriver, Schmolke, Rambach und Sturm; aus neuerer Zeit die von Zollikofer, Tiede, Rosenmüller, die Gedichte und Lieder von Gellert und Klopstock, die blumenreichen Gebete von Witschel und besonders die in vielen Auflagen weit verbreiteten „Stunden der Andacht" (von Zschokke), die, trotz ihres oft bemerkbaren Mangels an positiv christlichem Gehalt, dennoch wegen ihrer edlen Freisinnigkeit, Milde, Wärme, Popularität und Allseitigkeit noch von keinem ähnlichen kath. oder protest. Erbauungsbuche überflügelt worden sind. **Andächtigkeit** heißt die Gewohnheit, sich gern in die Stimmung der Andacht zu versetzen, daher die Geistlichen, bei denen man diese Gewohnheit voraussetzt, früher in der Titulatur das Prädicat „Andächtiger" bekamen, und die Prediger ihre Zuhörer „andächtige Zuhörer" anreden. Da die Andacht unter die Pflichten gehört, so hat sie ihre Beschränkung in andern Pflichten. Die Übertreibung der Andacht mit Vernachlässigung anderer Pflichten heißt **Andächtelei**, wo man

itweder die Andacht gern äußerlich zur Schau trägt, oder sie als Sache des Vergnügens im bermaße sucht, oder die äußerlichen Andachtsübungen an sich für verdienstlich vor Gott hält, nd daher in ihrem Gebrauche ängstlich und kleinlich ist. Im gemeinen Leben wird das Wort ndacht bisweilen auch auf nichtreligiöse Gegenstände übergetragen, um die aufmerksame Richtng des Geistes auf einen Gegenstand zu bezeichnen, z. B. eine Schrift mit Andacht lesen.

Andalusien, ein Theil Bätieas im Alterthume, das Vandalitia oder Vandalusia zur Zeit r Vandalenherrschaft, einst als Verein der mächtigen Königreiche Sevilla, Jaen und Cordova n Mauren eine letzte Stätte in Europa bietend, bildet jetzt eine Capitanerie im südlichsten Theile panieus, welche 827 □M. umfaßt, 1,829000 E. hat und aus den acht Provinzen Huelva, adiz, Sevilla, Malaga, Almeria, Granada, Jaen und Cordova besteht. Im Norden trennen es t einzelnen Sierren des andalusischen Scheidegebirgs, wie die Sierra de Aroche, Sierra de Corva und Sierra Morena, von Estremadura und Neucastilien. Östlich grenzt es an Murcia und Westen an Portugal, während die Südküsten in zweifachem Charakter an das Mittelländsche Meer herantreten, ostwärts von Gibraltar mit den steilen Felsterrassen der schneebedeckten ierra Nevada, den Vorbergen der Sierra de Malaga und Ronda, westlich aber mit den offen Mündungsebenen des Guadalquivir, der von der Quelle bis zur Mündung dem Lande anhört und dessen Hauptlebensader ist. Die Beinamen, welche man A. gegeben hat, z. B. der arten, der Kornspeicher, der Keller, der Stall, ja sogar der Geldbeutel Spaniens, lassen auf en Reichthum der Natur schließen, hinsichtlich dessen A. als der schönste Theil ganz Hesperns erscheint; jetzt sind es jedoch nur noch verhältnißmäßig kleine Theile des Hügellandes zu iden Seiten der gesegneten Stromthalmarschen, welche mit Recht solche Prädicate verdienen. ner sie gehören z. B. die Campiñas von Cordova auf der linken, und die von Sevilla auf der hten Seite des Guadalquivir, wo der nachlässige Anbau des Bodens durch üppige Producnskraft ersetzt wird. Hier bringt der schon im April reife Weizen 40fältige, der Mais 80-, ja 0fältige Frucht; die Oliven und Orangen erreichen die größte Höhe, und die Vegetation wird pisch. Zuckerrohr, Baumwolle, indianische Feigen und Bataten gedeihen im Freien, die Datpalme schmückt die Hügel in einzelnen Gruppen, baumartige Aloen und Cactusarten bilden durchdringliche Hecken. Die Wohnungen sind aneinander gedrängt, die Subsistenzmittel geuft, Wein und Öl im Überfluß. Im Westen des Xenil dagegen, wo bei geringer natürlicher wässerung die künstlichen Rieselwerke verfallen, wird der Anbau spärlicher; dort liegen weite der verödet. Näher an der Küste sind noch einförmigere und nacktere Gegenden, und die Küebene zwischen der Guadalquivir- und Tintomündung, Las Arenas Gordas genannt, ist sot nur mit beweglichem Flugsande bedeckt. Im Allgemeinen gehört aber A. zu den ergiebigsten ndschaften Spaniens, was es vorzugsweise seinem größern Wasserreichthume im Bereich eines birges zu danken hat, das in so südlicher Breite die nie versiegenden Quellen großer Schneeb Eisfelder besitzt. Die andalusischen Hengste sind weltberühmt, und die Sierra Morena liet die wilden Stiere für die Stiergefechte. Wie der Besitz natürlicher Reichthümer das Land n früh zum Ziel fremder Colonisten und Eroberer gemacht hat, wie schon Phönizier durch Schätze von Tartessus angelockt wurden, und die Mauren hier glänzende Reiche gründeten, hob es sich auch selbständig zum Schauplatz einer frühen Gesittung, der Kunst, Wissenschaft, Ritterlichkeit, des Gewerbfleißes und Handels. Die Andalusier sprechen ein mit Arabischem ischtes Spanisch; sie zeichnen sich aus durch Fröhlichkeit und Leichtsinn, durch ihren Verstand lebendige Einbildungskraft und gehören zu den thätigsten Stämmen der span. Nation. Die uptstädte des Landes führen gleiche Namen mit den genannten Provinzen.

Andaman, eine bisher wenig bekannte Inselgruppe in den indischen Gewässern, welche sich h vom Cap Negrais zwischen 10° und 14° n. Br. in der Richtung von N. nach S. erstreckt durch den Zehngradkanal von den Nikobaren getrennt wird. Durch die Duncans-Passage die Clenghs-Straße wird die Inselkette in drei Gruppen, die Kleinen Andaman, die GroAndaman und die Cocosinseln getheilt. Sämmtliche Inseln erheben sich nur wenig aus dem ere und bilden aus Flötzschichten und Alluvium bestehende Hügelländer, deren höchster Punkt, Saddel-Gipfel auf Groß-Andaman, bis zu 2400 F. aufsteigt. Sie sind mit dichten Walgen des vortrefflichsten Nutzholzes bedeckt, sollen reich an Mineralien, namentlich Metallen und erzeugen außer Mango, Kürbissen, Brotfrüchten, Cocos und andern Nutzpflanzen, viere Vogelnester. Die Küsten sind äußerst reich an Fischen, welche fast allein die Nahrung der 0 Bewohner bilden. Letztere, nur fünf F. hoch, von schwachem Gliederbau, mit dickem Leib, rragenden Schultern, breitem Kopf und sehr dunkler Hautfarbe, stehen auf der niedrigsten ufe der Cultur. Zwei mal, 1791 und 1793, versuchten die Engländer, erst bei Port-Chatham,

dann bei Port-Cornwallis, Niederlassungen auf diesen häfenreichen Inseln zu gründen; jedoch mußten sie theils wegen des schwierigen Verkehrs mit den Eingeborenen, theils wegen des ungesunden Klimas aufgegeben werden. Später scheinen die Dänen, in neuerer Zeit auch die Franzosen die Besitznahme beabsichtigt zu haben.

Andante, d. h. gemächlich gehend, ist ein Hauptgrad in dem musikalischen Tempo (s. d.), nämlich die zwischen Adagio und Allegro liegende ruhige Bewegung. Das **Andantino** steht, nach der gewöhnlichen Annahme, zwischen Andante und Allegretto in der Mitte, ist folglich etwas geschwinder als Andante und etwas langsamer als Allegretto. Nach Andern, z. B. in England, bedeutet das Andantino umgekehrt eine etwas langsamere Bewegung als Andante. Oft bezeichnet auch die Überschrift Andantino nur ein kurzes Andante, welches ruhigen Vortrag erfodert.

Andechs, ein altes Bergschloß am Ammersee im Landgericht Sternberg des bair. Kreises Oberbaiern, ist berühmt als Stammsitz eines alten mächtigen bair. Dynastengeschlechts, der Grafen von Andechs, und nachmals als Benedictinerkloster und Wallfahrtsort. Das Geschlecht der Grafen von Andechs wird schon im 9. Jahrh. genannt, und besaß nicht unbedeutende Ländereien an der Etsch und am Inn. Bei der Ächtung Heinrich's des Löwen durch Kaiser Friedrich I. 1180 wurden die Grafen von A. dem Reiche unterworfen und zu Herzogen erhoben. Sie erscheinen dann als Herzoge von Meran, deren erster Berthold I. (gest. 1192) war. Berthold II., der Sohn des Vorigen, besaß Tirol, Istrien, Dalmatien, Kroatien, Andechs u. s. w. und regierte bis 1204. Im folgte sein Sohn Otto I., der 1234 starb, und dann sein Enkel Otto II., mit welchem 1248 das Geschlecht im Mannsstamme erlosch. Erbe der Güter war Albert I., Graf von Tirol.

Anderloni (Pietro), einer der vorzüglichsten Kupferstecher der neuern Zeit, geb. 12. Oct. 1784 zu Sta.-Eufemia im Brescianischen, beschäftigte sich früh mit der zeichnenden Kunst, und wurde durch seinen Bruder, Faustino A., der Kupferstecherkunst zugeführt. In seinem 20. J. begab er sich in Longhi's Schule nach Mailand, unter dem er neun Jahre lang arbeitete. Dann besuchte er Rom, wohin er 1824 zum zweiten male ging, und 1831 kam er an seines Lehrers Longhi Stelle als Director der Kupferstecherschule zu Mailand. Er starb 13. Oct. 1849 auf seinem Landsitze Cabiate unweit Mailand. Unter seinen Arbeiten sind am berühmtesten die Bildnisse Appiani's, L. da Vinci's, Longhi's, Canova's und Peter's d. Gr.; dann Moses mit den Töchtern Jethro am Brunnen nach Poussin, die Madonna mit den Engeln nach Tizian, der Christ mit dem Kreuz nach Calisto da Lodi und die Heilige Familie nach Rafael in der Stafford-Galerie, die Madonna nach Rafael in der wiener Galerie und, sein Hauptwerk, die Ehebrecherin nach Tizian; ferner Heliodor nach Rafael, und als Gegenstück Attila's Flucht (1837). A. wußte den Charakter seines Originals zu erfassen. Sein Grabstichel ist höchst gewandt, rein und nur in wenigen Blättern zu glänzend. — **Anderloni** (Faustino), Bruder des Vorigen, geb. 1774, Kupferstecher zu Pavia, ist besonders mit Stichen für wissenschaftliche Werke beschäftigt, und arbeitete sehr viel gemeinschaftlich mit seinem 1835 verstorbenen Schwager Garavaglia. Unter seinen Blättern hat das Bildniß Herder's nach Kügelgen, und Magdalene in der Wüste nach Correggio den meisten Beifall gefunden. Geschätzt sind auch seine Heilige Familie nach Rafael's Gemälde im Museo Borbonico, eine Heilige Familie nach Poussin, die Mater amabilis nach Sassoferrato u. s. w.

Andernach, eine kleine Stadt des Regierungsbezirks Koblenz in der preuß. Rheinprovinz, unterhalb Koblenz am linken Rheinufer unweit der Einmündung der Nette, daher auch der lat. Name Antunnacum ante Netam, war erst Römercastell, dann Residenz merovingischer Könige und später unter den Kurfürsten von Köln eine der blühendsten und mächtigsten Rheinstädte. Der gewaltige Thurm am Nordende, ein Meisterstück der Befestigungskunst, die herrliche alte Kirche, deren nördlicher Chorthurm aus karolingischer Zeit herüberragt, die ehrwürdigen Mauern und Thore, geben der Stadt ein mittelalterliches Ansehen. Die einzigen wirklichen röm. Überbleibsel mögen etwa noch die im Innern des mittelsten Rheinthors aufgestellten Statuen sein. Die Stadt hat 3500 E. und treibt lebhaften Handel mit Leder, Wein, Getreide und den beiden weltberühmten Eifelproducten der rheinischen Mühlsteine und des brohler Tuffsteins. Die Mühlsteine bestehen aus einem verschlackten Basalt; sie werden besonders bei Niedermending gebrochen und nicht nur bis Holland und England, sondern sogar bis Amerika und Indien versandt. Der größtentheils im Brohlthale gewonnene sogenannte Tuff- oder Duckstein ist eigentlich ein vom vulkanischen Tuff wol zu unterscheidender Traß. Derselbe wird besonders nach Holland verführt, wo man, nachdem er zu Pulver gemahlen und mit Kalk verbunden, daraus den bekannten Mörtel bereitet, welcher bei Wasserbauten vortreffliche Dienste leistet.

Andersen (Hans Christian), einer der talentvollsten jüngern Dichter Dänemarks, geb. 2

April 1805 zu Odense auf Fünen, hatte in seiner Jugend alle die Kämpfe der Armuth und Verkennung durchzumachen. Seine Vorfahren waren reich gewesen; sein Vater, ein Schuhmacher, versüßte die bittere Armuth seiner Hütte durch Erzählungen vom ehemaligen Glanz der Familie. Nach dem frühzeitigen Tode desselben ward A. in eine Fabrik gethan, wo er aber nur kurze Zeit blieb, da das rohe Wesen der Arbeiter ihn verscheuchte. Indeß hatte die Witwe eines damals nicht unbekannten Dichters, Bunkeflod, den Knaben aufgenommen, der bereits durch seine ersten poetischen Versuche in der Stadt unter dem Namen „des Komödienschreibers" bekannt ward. Ungern ließ ihn nach der Confirmation die Mutter, welche ihn lieber bei einem Schneider in die Lehre gethan hätte, durch eine Kartenschlägerin bestimmt, nach Kopenhagen reisen. Hier meldete er sich beim Theater, ward aber abgewiesen, „weil er zu mager sei". Als der Musikprofessor Siboni eine schöne Stimme bei ihm entdeckte, nahmen er, der Componist Weyse und Baggesen sich des Knaben an. Allein nach einem halben Jahre verlor A. die Stimme. Er hätte nun wieder völlig verlassen dagestanden, wenn nicht der edle Guldberg zugleich mit Weyse und Kuhlau ihm hülfreiche Hand geleistet. Der Conferenzrath Collin erwirkte sodann beim König die Erlaubniß, ihn auf Staatskosten in eine gelehrte Schule schicken zu dürfen, worauf A. 1828 seine akademischen Studien begann. Schon sehr früh hatte A. mehre Gedichte geschrieben, unter welchen namentlich „Das sterbende Kind" außerordentlichen Beifall fand; jetzt trat er als Student mit seiner „Fußreise nach Amak", einer literarischen Satire in der Form der humoristischen Erzählung, auf, die drei mal aufgelegt wurde. Im J. 1830 erschien seine erste Sammlung von „Gedichten"; 1831 eine zweite als „Phantasien und Skizzen"; die Ausbeute eines Ausflugs nach Norddeutschland waren „Reiseschatten" („Skyggebilleder of en Reise til Harzen" u. s. w.). Auf dieser Reise machte er die Bekanntschaft Tieck's und Chamisso's, die nun das deutsche Publikum auf dies seltene Talent hinlenkten. Ein königliches Stipendium machte A. möglich Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien (1833—34) zu besuchen. In der Schweiz vollendete er in ländlicher Abgeschlossenheit: „Agnete und der Meermann". Italien begeisterte ihn zu dem Werke, das unter allen seinen größern Dichtungen den ungetheiltesten Beifall fand: „Der Improvisator", eine Reihe von Lebensbildern voll Wahrheit, poetischen Interesses und südlichem Colorit.

Diesen Lebensbildern ließ nun A. den Roman „O. Z." (1835) folgen, welcher treue Bilder aus dem Norden enthält. „Nur ein Geiger" („Kun en Spillemand"; 1837) weist durch tief individuelle Züge und eine wahre Volksthümlichkeit auf die Grundlage des eigenen Lebens des Dichters hin. Im J. 1840 wurde sein romantisches Drama „Der Mulatte" mit Glück aufgeführt; weniger gefiel dagegen „Raphaella" („Maurerpigen"). In demselben Jahre erschien noch sein „Bilderbuch ohne Bilder", eine Reihe der vortrefflichsten dichterischen Phantasiebilder. Persönliche Anfeindungen und die kleinen Leiden des Schriftstellerlebens, gegen die A. vielleicht mehr als nothwendig empfindlich, machten ihm viele bittere Stunden. Halb krank an Geist und Körper entschloß er sich im Oct. 1840 eine größere Reise nach Italien und dem Orient anzutreten, die er mit poetischem Geiste in „Eines Dichters Bazar" (1842) beschrieben hat. Nach seiner Rückkehr erschienen „Die Glücksblume", eine Märchenkomödie, und drei Sammlungen „Märchen" (einzelne waren schon früher erschienen), in denen wir A. auf der Höhe seiner Leistungen finden, und die namentlich in Deutschland seine große Popularität begründeten. Den Winter von 1843 brachte der wanderlustige Dichter in Paris zu. Hierauf besuchte er 1844 das nördliche Deutschland, wo er, namentlich in Oldenburg und Weimar, die günstigste Aufnahme fand. Den Winter 1845—46 verlebte A. in Berlin und Weimar, und traf in Leipzig die Einleitungen zu einer deutschen Gesammtausgabe seiner Werke. Dann eilte er im Frühjahr 1846 über Wien und Triest nach Rom und Neapel, wo er seine Biographie „Das Märchen meines Lebens", begann, die er in dem Bade Vernet in den Pyrenäen beendigte. Im J. 1847 besuchte er noch England, 1849 Schweden. A.'s einzelne Schriften sind vielfach ins Deutsche, und außerdem beinahe in alle lebenden Sprachen übersetzt worden, „Das sterbende Kind" sogar ins Grönländische. Die deutsche von ihm selbst besorgte „Gesammtausgabe" (35 Bdchn., Lpz. 1847—48), enthält außer den oben angeführten Werken noch ein mythisches Drama: „Ahasverus" und den sich in dän. Verhältnissen bewegenden Roman: „Die zwei Baronessen."

Andes oder Anden, vom peruanischen Worte Anti, der Osten, ist der Name jener großen Cordillera oder Kettengebirges, welches sich durch ganz Amerika in der Nähe der Westküste hinzieht und vorzugsweise Cordilleras (s. d.) oder auch Cordilleras de los Andes genannt wird.

Andlaw, eine uralte Familie, die aus dem Elsaß stammt, wo sie 1274 mit der Stadt und Herrschaft Andlaw belehnt wurden. Schon unter Kaiser Konrad III. um 1150 wird das Geschlecht

in Urkunden erwähnt. Die verschiedenen Linien desselben haben sich in Deutschland, Frankreich und der Schweiz ansässig gemacht. Der Älteste der Familie hatte schon in den frühesten Zeiten das auch von Kaiser Karl V. bestätigte Recht, sich Erbritter des Heiligen römischen Reichs zu nennen. Ein Günther v. A. war 1141 Abt zu St.-Blasien; Arbogast war 1539 Großprior des Johanniterordens in Deutschland. Georg v. A. (gest. 1466), Dompropst zu Basel und 1460 erster Rector der neugegründeten Universität daselbst, hatte auf den Concilien zu Konstanz und Basel bedeutenden Einfluß. Sein Zeitgenosse, Herm. Peter v. A., Kanonikus zu Kolmar, ein Mann von Talent und Gelehrsamkeit, verfaßte um 1460 das merkwürdige Werk „De imperio Romano-Germanico" (herausgeg. von Freher, Strasb. 1603 und 1612; Nürnb. 1657), welches für den ersten Versuch einer Theorie des deutschen Staatsrechts angesehen wird. Ein anderer Sprößling Johann v. A. war der Vertraute Kaiser Ferdinand's I. Am 16. März 1676 wurde die Familie von Kaiser Leopold I. in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Jetzt bestehen zwei gräfliche und zwei freiherrliche Linien. Die jüngere freiherrliche und ältere gräfliche (zu Kleinlandau) sind in Frankreich begütert und domicilirt. Letztere wurde daselbst 1750 in den Grafenstand erhoben, und das gegenwärtige Haupt der Linie, der Graf Felix v. A., von Karl X. zum Pair ernannt, welcher Würde er jedoch 1830 entsagte. Die beiden andern Linien sind in Baden und der Schweiz begütert. In Östreich wurde 1814 Hubert Joseph v. A., geb. 1774, das gegenwärtige Haupt der jüngern gräflichen Linie zu Homburg, in den Grafenstand erhoben.

Andlaw (Heinr. von), dem freiherrlichen Zweige der Familie (Andlaw-Birseck) angehörig, und der Sohn Konrad Karl v. A.'s (gest. 1839), welcher in der napoleonischen Zeit den Posten eines bad. Ministers und später andere hohe Stellen bekleidete. Heinrich von A. trat als junger Mann (1821) in den bad. Militärdienst, nahm aber schon 1825 den Abschied und erhielt im folgenden Jahre die Stelle eines Regierungsraths in Freiburg, die er indessen nie antrat. Sein öffentliches Wirken begann mit seiner Erwählung in die erste bad. Kammer, wohin ihn der grundherrliche Adel oberhalb der Murg 1833 als seinen Vertreter sandte. Dort nahm er seitdem eine bestimmte und scharfe Parteistellung ein. A. gehört der strengsten röm.-kath. Fraction an, und ist Anhänger der theokratischen und feudalen Staatsordnung, welche durch die Revolution von 1789 erschüttert worden ist. Er steht demnach zu den modernen politischen Einrichtungen des Repräsentativsystems in feindlichem Gegensatze, und sieht namentlich in der Entwickelung Badens, wie sie seit 1830 stattgefunden, eine Kette von Rechtsverletzungen und revolutionären Gewaltstreichen. Zieht ihn seine kirchliche Richtung nach Rom, so verknüpfen ihn seine politischen Sympathien mit Östreich. Als geübter und eleganter Redner nimmt er in der an solchen Talenten nicht besonders reichen ersten Kammer Badens eine hervorragende Stelle ein, und vertritt in Reden, Interpellationen und Anträgen jene Richtung des breisgauer Adels und Klerus, die freilich in der übrigen bad. Bevölkerung nur geringe Anklänge findet und in der ersten Kammer selbst nur eine nicht sehr starke Minderheit nach sich zieht. Er gehört zu den Männern, die, ohne durch großen Reichthum an eigenthümlichen Ideen sich auszuzeichnen, ihre Ansichten mit unbeugsamer Zähigkeit und Consequenz verfechten. Auch als Schriftsteller ist er aufgetreten in dem Werke: „Der Aufruhr und Umsturz in Baden, als eine natürliche Folge der Landesgesetzgebung" (Freiburg 1850). Dasselbe enthält weniger Geschichtserzählung als Darlegung seiner Ansichten und Polemik gegen die politische und gesetzgeberische Thätigkeit, wie sie in Baden bis zur Mairevolution die herrschende war.

Andocides (griech. Andokides), einer der berühmtesten attischen Redner im 4. Jahrh. v. Chr., stammte aus einem edeln Geschlechte zu Athen und befehligte anfangs die atheniensische Flotte gegen Korinth, mußte aber dann, in den Proceß gegen Alcibiades wegen der Entweihung der Mysterien und der Verstümmelung der Hermensäulen verwickelt, flüchtig werden. Nach dem Sturze der Dreißig Tyrannen kehrte er zurück, verließ aber später wegen des Fehlschlagens einer Gesandtschaft nach Lakedämon, der er sich angeschlossen hatte, sein Vaterland für immer. Man hat von ihm noch vier vollständige Reden, die für die Geschichte des Peloponnesischen Kriegs und Athens sehr wichtig sind. Sie stehen in den Sammlungen der attischen Redner von Reiske (Bd. 4), von Bekker (Bd. 1), Baiter und Sauppe (Zürich 1838—42), und sind besonders herausgegeben von Schiller (Lpz. 1835), übersetzt und erläutert von Becker (Quedlinb. 1832).

Andorra oder Andorrée, ein zwischen dem franz. Depart. Arriège und Catalonien gelegener Gebirgskessel der Ostpyrenäen, der von deren schneebedeckter Hauptkette und zwei südwärts abgehenden Querjochen gebildet und von der Balira bewässert wird, welche südlich einen engen Felsspalt durchstürzt, um bei Urgel in den Segre zu münden und auch von dieser Seite die Unzugänglichkeit zu begründen, welche die Thalbewohner in eine natürliche Unabhängigkeit

sowol Frankreich als Spanien gegenüber stellt. Das Thal A. bildet eine merkwürdig organisirte Republik von 9 QM. mit 17800 E. und wird in sechs Civilgemeinden oder Pfarrsprengel getheilt: Alt-Andorra, Canillo, Emcamp, La-Massane, Ordino und St.-Julin, wozu 34 Dörfer und Weiler gehören. Die dichten Wälder liefern Holz im Überfluß, die Alpweiden und schönen Bergwiesen reiches Material für bedeutende Viehzucht, die tiefern Terrassen bieten Terrain für Wein- und Obstbau, der Schoos der Berge enthält reiche Eisenminen und starke warme Mineralquellen, der Ackerbau aber ist beschränkt, weshalb über die jährliche Getreideeinfuhr mit Frankreich ein Vertrag besteht. Schon Karl d. Gr. erklärte A. für ein neutrales Land, und als solches wurde es bis auf den heutigen Tag von Frankreich und Spanien betrachtet, unter dem Vorbehalt, dem Bischof von Urgel die Besetzung aller Pfarreien und einen jährlichen Zins von 450 Livres, dagegen Frankreich das oberste Schutzrecht und, unter Zusicherung zollfreier Getreideeinfuhr, eine jährliche Abgabe von 960 Fr. zuzugestehen. Die Republik erhält ihren ersten Viguier (Landvogt oder Statthalter), einen eingeborenen Franzosen, von Frankreich, ihren zweiten, einen eingeborenen Andorraner, vom Bischof von Urgel, erstern auf beliebige Zeit, diesen auf drei Jahre. Die auf Grundlage eines unbeschränkten Wahlsystems gestützte Verwaltung des Staats liegt einem souveränen Rath von 24 Mitgliedern ob, aus deren Mitte ein Syndicus auf Lebenszeit zur vollstreckenden Gewalt und Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gewählt wird, während Consuln das Gemeindewesen und die Ausführung der Rathsbeschlüsse besorgen. Die Gerichtsordnung ist höchst einfach, und es bildet ihre Handhabung die einzige Function der Viguiers, die den Titel „Erlauchte" (illustres) haben. Jedem Viguier steht ein Baile, d. h. Richter, mit dem Prädicat „Ehrsam" (honorable) zur Seite, welcher in allen bürgerlichen Streitsachen entscheidet, und dessen Ausspruch der Appellation an einen Viguier und weiter an den Cassationshof zu Paris oder das bischöfliche Collegium zu Urgel unterworfen ist. Bei Zuchtpolizeivergehen entscheiden die Viguiers unmittelbar. In Criminalfällen entscheidet, unter dem Präsidium des franz. Viguier, ein Gericht, zusammengesetzt aus den beiden Viguiers, dem Oberrichter, einem Advocaten als Beisitzer, dem Notargerichtsschreiber des Landes und zwei Mitgliedern des souveränen Raths. Dieses Gericht spricht über Leben und Tod; es bestimmt die Vertheidigung des Angeklagten durch einen Advocaten, läßt aber keine Appellation zu. Die Verpachtung der Gemeindeweiden, eine unbedeutende Personensteuer und eine geringe Abgabe vom Boden- und Viehstandertrage bilden die Einnahmen des Landes. Das Leben der Andorraner ist einfach und kräftig. Ihre Gemeindeverfassung ist eine kriegerische; denn jeder Mann vom 16. bis 60. Jahre ist militärpflichtig und daher bewaffnet. Jede Gemeinde hat einen Hauptmann und zwei Lieutenants. Zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und des Friedens können die Landvögte zu den Waffen rufen, nie aber zum Angriff; über diesen hat das Volk zu entscheiden, und es erscheint dann jedes Familienhaupt alsbald an der Spitze seiner bewaffneten Söhne, Verwandten oder Knechte. — Die Hauptstadt Andorra, mit 2000 E., liegt an der Balira.

Andöver, Stadt in der engl. Grafschaft Hampshire mit 5000 E., die sich vorzüglich von Malzhandel, Seidenweberei und Holzhandel (nach Portsmouth) nähren. Bei dem nahen Dorfe Weyhill wird jährlich vom 10. Oct. an, eine vielbesuchte Messe gehalten. — **Andover**, Stadt im nordamerik. Staate Massachusetts, mit 5000 E. Außer der 1778 von Franklin gestifteten Franklin-Academy und der Phillip's Academy befindet sich hier ein vielgenanntes, 1807 begründetes, Theologisches Seminar der Congregationalisten, in welchem 90—100 Zöglinge drei Jahre lang unentgeltlich Wohnung und durch fünf Professoren Unterricht erhalten. Diese Lehranstalt, welche bereits viele und namhafte Theologen gebildet, und eine schöne Bibliothek von 21500 Bänden besitzt, hat sich um das Studium der Sprache und des Alterthums der Hebräer auch in Europa anerkannte Verdienste erworben.

Andrāda ist der Name eines alten, in der portug. Literatur und in der neuern Geschichte Brasiliens berühmten Geschlechts. — **Andrada** (Diego de Payva d'), geb. zu Coimbra 26. Juli 1528, gest. zu Lissabon 1. Dec. 1575, glänzte auf der Kirchenversammlung zu Trient und schrieb unter Anderm gegen Martin Chemnitz eine „Defensio tridentinae fidei catholicae" (Ingolst. 1580 und Lissab. 1595). — **Andrada** (Francesco d') des Vorigen Bruder, Historiograph Königs Philipp III. von Portugal, gest. 1614, ist der Verfasser der „Chronica del rey don João" (Lissab. 1613). — **Andrada** (Diego d'), dessen Sohn, gest. 1660, machte sich bekannt als Forscher im Gebiete portug. Alterthümer durch sein „Exame das antiquedades" (Lissab. 1616). — **Andrada** (Pedro d' A.-Caminha), gest. 1589, verfaßte kalt-correcte, in schöner Sprache geschriebene Eklogen, Episteln, Elegien und Epigramme, die in seinen „Obras" (Lissab. 1791) gesammelt wurden. — **Andrada** (Antonio d'), Jesuit, geb. zu Oleiros 1580, reiste

als Missionar durch den nördlichen Theil des von ihm entdeckten Tibet nach China, gründete in Tibet eine Mission, und beschrieb das Land („Novo descubrimento dos reynos de Tibet", Lissab. 1626; neueste Bearbeitung unter dem Titel: „Voyage au Tibet fait en 1625 et 1626", Par. 1795). Er starb als Provincial seines Ordens, man sagt durch Gift, zu Goa 19. März 1634. — **Andrada** (Jacinto Freyre d'), geb. zu Beja um 1597, gest. 13. Mai 1657, ist berühmt als geistreicher Schriftsteller und Patriot, insbesondere durch seine classische, in mehre Sprachen übersetzte „Vida de don João de Castro" (Lissab. 1651 und 1736; neu herausgegeben von Barbosa Machado, Par. 1759 und Madr. 1802; Auszug in Lindau's „Heldengemälde aus der Vorzeit", Lpz. 1817). — In der neuern Geschichte Brasiliens haben sich drei Brüder dieses Namens, die Söhne Ignacio d'A.'s, der ebenfalls noch für die Unabhängigkei Brasiliens wirkte, berühmt gemacht.

Andrada (Jose Bonifacio d'A.-Silva), der älteste der Söhne Ignacio d'A.'s, welche alle drei zu Santos in der Provinz San-Paolo geboren waren, zu Coimbra studirten und hier den Doctorgrad erwarben, war ein einsichtsvoller und rechtschaffener Character. Als Jüngling reiste er auf Staatskosten zur bergmännischen Ausbildung ins Ausland, und benutzte mehre Jahre den Unterricht Werner's in Freiberg. Nachdem er 1801 nach Portugal zurückgekehrt, bekleidete er die Stelle eines Oberberghauptmanns. Er zeichnete sich im Unabhängigkeitskriege aus, ging aber 1819, mancherlei Chikanen ausweichend, nach Brasilien, um der Wissenschaft zu leben. Als 1821 das Decret der Cortes zu Lissabon vom 29. Sept., welches Dom Pedro nach Europa zurückrief, in Brasilien das Signal zum Aufstande gab, stellte er sich in San-Paolo an die Spitze der Bewegung und verfaßte als Vicepräsident der Municipalität die Dom Pedro überreichte Auffoderung, Brasilien nicht zu verlassen. Um den Umtrieben der portug. Partei kräftiger zu begegnen, sprach Dom Pedro die Hülfe des brasil. Volks an, und rief A. 16. Jan. 1822 als Minister des Innern an die Spitze der Verwaltung. Die Unbeugsamkeit und Strenge welche A. gegen die republikanisch Gesinnten bewies, erleichterten es seinen Feinden, ihm die Gunst des Herrschers zu entziehen. Er erhielt 25. Oct. 1822 seine Entlassung, gelangte aber nach fünf Tagen, in Folge einer Manifestation des Volks zu seinen Gunsten, wieder ans Ruder. Schon 17. Juli 1823 resignirte er zum zweiten male, trat nun in Opposition gegen das Ministerium, ward aber verhaftet und nach Europa eingeschifft. Unter wissenschaftlichen Studien verweilte er mehre Jahre zu Bordeaux, bis er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Brasilien erhielt. Hier schenkte ihm der Kaiser aufs neue sein Vertrauen, und ernannte ihn, als er 7. April 1831 zu Gunsten seines Sohnes Dom Pedro's II. abdankte, zu dessen Vormund. A. unterzog sich aufs gewissenhafteste der Erziehung seines Mündels. Später kam er in den ungegründeten Verdacht, als wolle er die Rückkehr des Exkaisers begünstigen, und wurde 1834, in Folge eines Volkstumults, durch die Regentschaft der Vormundschaft enthoben. Seitdem lebte A. zurückgezogen auf einer kleinen Insel bei Rio, wo er 5. April 1838 starb. — **Andrada** (Antonio Carlo d'), des Vorigen älterer Bruder, verwaltete ein obrigkeitliches Amt zu Alenda bei Pernambuco, als er in die Revolution von 1817 verwickelt wurde. In Folge dessen verhaftet, kam er erst 1820 wieder in Freiheit. Sofort für die Cortes in Lissabon erwählt, sprach er sich hier lebhaft für die Unabhängigkeit Brasiliens aus, galt auch allgemein für den ausgezeichnetsten Redner. Da ihm die neue portug. Constitution den Interessen Brasiliens zuwider schien, verweigerte er den Schwur und foderte seine Pässe. Auf die Nachricht vom Ausbruche der brasil. Revolution entwich er heimlich nach Rio, wo er zum Mitglied der constituirenden Versammlung gewählt ward und in deren Auftrage den Eid entwarf, welcher Dom Pedro und dessen Dynastie die Krone Brasiliens sicherte. Im Juli 1840 ernannte ihn der für großjährig erklärte Kaiser zum Finanzminister, welche Stellung er jedoch kaum ein Jahr behielt. — **Andrada** (Francesco d'), der dritte der Brüder, verlebte seine Jugend in Portugal. Später wirkte er in Brasilien als Lehrer der Mineralogie und machte sich durch wissenschaftliche Arbeiten bekannt. Nachdem er sich 1821 der Bewegung in San-Paolo angeschlossen, ward er 1822 Finanzminister in der Verwaltung seines ältesten Bruders, mit dem er gleiche Schicksale theilte. Neben seinem zweiten Bruder Antonio Carlo übernahm er 1840 das Ministerium des Innern, das er gleich Jenem 1841 wieder abgeben mußte.

Andral (Gabriel), einer der berühmtesten Ärzte Frankreichs, geb. zu Paris 1797, wo sein Vater als geschätzter Arzt lebte, wurde schon in seiner frühesten Jugend für die Medicin bestimmt. Nachdem er 1821 in seiner Vaterstadt die medicinische Doctorwürde erlangt, und durch seine „Clinique médicale" (3 Bde., Par. 1824; 4. Aufl., 5 Bde., 1840; deutsch von Flies, 5 Bde., Quedlinb. 1842—45) seinen wissenschaftlichen Ruf begründet hatte, übernahm er 1827 den

Lehrstuhl der Hygiène an der Medicinischen Facultät zu Paris. Bald nachher wurde er zum Mitglied des Conseil de salubrité, sowie der Akademie der Medicin und vieler anderer gelehrten Gesellschaften ernannt. Obgleich eine ausgebreitete Praxis, besuchte Vorlesungen und mancherlei Ämter die Thätigkeit A.'s sehr in Anspruch nehmen, so hat er doch eine Reihe zum Theil sehr umfangreicher Schriften veröffentlicht, deren Bedeutung für die Wissenschaft, namentlich die Pathologie, durch ihre mehrfachen Auflagen und Übersetzungen in das Deutsche und andere Sprachen Anerkennung gefunden hat. Die bedeutendsten sind: „Précis d'anatomie pathologique" (3 Bde., Par. 1829; deutsch von Becker, 2 Thle., Lpz. 1829—30); „Cours de pathologie interne" (3 Bde., Par. 1836; 2. Aufl., Par. 1848; deutsch von Unger, 3 Bde., Berl. 1836—38); „Essai d'hématologie pathologique" (Par. 1843; deutsch von Herzog, Lpz. 1844) u. s. w.

Andrásy (spr. Andraaschi), ein ungar. Grafengeschlecht mit dem Prädicat: von Csik-Szentkirály und Kraszna-horka. Ihr Ahnherr soll Andorás, einer der Führer bei der Einwanderung der Magyaren in Ungarn gewesen sein. Die Glieder dieser Familie waren fast sämmtlich Krieger und glänzen in der ungar. Geschichte als Helden. Gegenwärtig theilt sich die noch wenig zahlreiche Familie in zwei Linien. — **Andrásy** (Karl, Graf), dem ältern Familienzweige angehörig, wurde 1792 zu Gömör geboren und starb 1845 zu Brüssel. Er war ein glühender Patriot und Mitglied der Opposition, in deren Reihen er auf den Reichstagen von 1839 und 1844 sich durch schlag- und gedankenreiche Reden auszeichnete. Auch wirkte er als Vorsitzer der Theißregulirungsgesellschaft, als Mitglied des Bergwerks- und des Fabrikvereins. Seine letzte Reise, auf der ihn der Tod überraschte, hatte den Zweck, die Eisen-, Zucker- und Maschinenfabriken des Auslands kennen zu lernen. A. schrieb in viele ungar. Journale, und veröffentlichte in deutscher Sprache „Umrisse einer möglichen Reform in Ungarn". Hätte er eine seinen Fähigkeiten angemessene wissenschaftliche Bildung erhalten, er würde Großes geleistet haben. Er hinterließ drei Söhne. — **Andrásy** (Mano, Graf), des Vorigen ältester Sohn, geb. 7. März 1821, war auf dem Reichstage von 1847 einer der Repräsentanten von Torna und Oppositionsmitglied, später unter dem ungar. Ministerium Obergespan von Torna. — **Andrásy** (Gyula, Graf), des Vorigen Bruder, geb. 8. März 1823, ein talentvoller, kenntnißreicher und durch Reisen gebildeter Mann, war Vorsitzender der Theißregulirungsgesellschaft, und zeichnete sich auf dem Reichstage von 1847—48 als Repräsentant von Zemplin durch glänzende Reden aus. Desgleichen machte er sich mehrfach als Schriftsteller bekannt. Wiewol von aristokratischer Färbung und dem Grafen Széchenyi geistig verwandt, warf er sich doch mit ganzer Seele in die Revolution. Während des Aprilministeriums von 1848 war er Obergespan von Zemplin und Führer des zempliner Landsturms bei Schwechat. Später wirkte er als Gesandter der Debrecziner Regierung in Konstantinopel. Nach der Revolution wandte er sich nach Paris. — **Andrásy** (Aladár, Graf), der jüngste der Brüder, geb. 16. Febr. 1827, focht tapfer an Bem's Seite in Siebenbürgen. — **Andrásy** (Georg, Graf), das Haupt der jüngern Linie, geb. 5. Febr. 1797, k. k. Kämmerer, war während des ungar. Ministeriums Obergespan des sarosscher Comitats. Mit Graf Széchenyi unternahm er früher die Reise nach England in Angelegenheit der buda-pester Kettenbrücke, und gab eine darauf bezügliche Schrift heraus. Als Director der ungar. Akademie, Mitglied des Landwirthschaftsvereins, Förderer der Eisengießerei zu Ternö, sowie in seiner Wirksamkeit für den Bergbau, erwarb er sich nicht unbedeutende Verdienste. In der Politik verhielt er sich stets conservativ und wirkte in diesem Geiste auf dem Reichstage.

André (Christian Karl), ein um die Pädagogik wie um die Landwirthschaft verdienter Mann, geb. zu Hildburghausen 20. März 1763, gest. zu Stuttgart 19. Juli 1831. Er war Jahre hindurch eine Hauptstütze des Salzmann'schen Instituts in Schnepfenthal, das er 1785, als der Muth des Stifters wankte, zu erhalten wußte. Unter seinen Schriften damaliger Zeit fanden großen Anklang die anfangs mit Bechstein, später mit Blasche herausgegebenen „Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahre" (10 Bde., Braunschw. 1794—98). Mit Becker in Gotha unternahm er 1797 die Herausgabe des „Allgemeinen Reichsanzeiger". Doch überließ er diesem die Ausführung allein, als er 1798 dem Rufe als Director der protest. Schule zu Brünn folgte. Seit 1812 fungirte er hier als fürstlich Salm'scher Wirthschaftsrath, dann als Secretär der Mährischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaus. Später wurde er Mitinhaber der Calve'schen Buchhandlung in Prag und 1817 Assessor des Georgicons zu Keszthely in Ungarn. Wiewol von der Censur bedrückt, wirkte er dennoch viel Gutes durch sein „Patriotisches Tageblatt" (10 Bde., Brünn 1800—5), welches das erste und lange Zeit einzige Volksblatt war. Durch die Herausgabe des „ABC oder erstes Lehrbuch der Mineralogie" (Wien 1804),

wie durch Verbreitung mehrer Hunderte von Mineraliencabineten trug er viel zur Gemeinnützigkeit dieser Wissenschaft bei. Auf Veranlassung der östr. Regierung, und nachdem man ihm eine mehr liberale Censur und den ungehinderten Gebrauch auswärtiger literarischer Hülfsmittel gewährt, begann er aufs neue als Volksschriftsteller zu wirken, indem er seine Thätigkeit theils auf die gebildetere Classe, theils auf die Landwirthe insbesondere richtete. Für jene bestimmte er den „Hesperus" (Prag 1809—20 und Stuttg. 1821—31), für diese die „Ökonomischen Neuigkeiten" (Prag 1811—31). Die Auffoderung, einen Kalender zu schreiben, gab ihm Gelegenheit, auch auf die Cultur des Mittelstandes in Östreich einzuwirken, wie die 14 Jahrgänge seines „Nationalkalender" (Prag 1810—24) beweisen. Mit Beifall wurde auch sein „Östreichischer Kaiserstaat", der den 15. Band der „Länder- und Völkerkunde" (Wien 1814) bildet, aufgenommen. Nächstdem gab er noch viele andere populäre Schriften heraus, wie „Mannichfaltigkeiten zum Nutzen und Vergnügen für Hausväter" (Prag 1818); „Handbuch für Familien zur Hülfe in der Noth und Aufheiterung in Kummer" (Prag 1821); „Neuer Haus- und Volksfreund für den deutschen Bürger und Landmann" (Lpz. 1822—29) u. s. w. Als er später die ihm seit 1806 bewilligten Censurvergünstigungen verlor, ging er 1821 nach Stuttgart, wo ihm das wissenschaftliche Secretariat bei der Centralstelle des Landwirthschaftlichen Vereins und mit diesem die Redaction der „Landwirthschaftlichen Zeitschrift" übertragen wurde. Seinen Kalender wandelte er hier in ein „Volksbuch für die gesammten deutschen Bundesstaaten" um. — André (Rud.), der zweite Sohn des Vorigen, geb. zu Gotha 1793, gest. 1825 als Administrator der fürstlich Salm-Reifferscheidt'schen Herrschaften in Mähren, erwarb sich vorzüglich als wissenschaftlicher Schafzüchter einen Ruf, indem er zuerst das Veredelungsgeschäft der Schafzucht betrieb. Von ihm erschienen „Darstellung der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Verhältnisse" (Prag 1815; 3. Aufl. mit Anmerkungen von Rieger, 1831); „Ideen über die Verwaltung landtäflicher Güter in Böhmen, Mähren und Östreich" (Prag 1821) und „Anleitung zur Veredelung des Schafviehs" (Prag 1816; 2. Aufl. von Elsner, 1826).

André (Joh. Anton), geb. zu Offenbach 6. Oct. 1775, Sohn des isenburgischen Hofraths Joh. A., des Gründers der noch unter dieser Firma zu Offenbach bestehenden Musikalienhandlung. Schon in dem zartesten Kindesalter zeigte der junge A. Talent für Musik. Seine Lehrer waren im Violinspiel Ferd. Fränzel, in der Composition Vollweiler zu Mannheim. Im J. 1796 studirte er in Jena, und unternahm hierauf einige größere Kunstreisen. Nach dem Tode seines Vaters (1799) übernahm er die Leitung des Geschäfts in Offenbach, das er durch umsichtige Führung, durch den Verlag selbstcomponirter Werke, die lange Zeit in Süddeutschland ein großes Publikum fanden, und besonders durch den Ankauf des Mozart'schen Nachlasses in hohen Schwung brachte. Er war ein sehr fleißiger Tonsetzer, denn schon 1800 hatte er an 70 Werke geschrieben, und nach dieser Zeit fügte er noch Manches hinzu, sodaß die Zahl seiner hinterlassenen Werke weit über 100 beträgt. In allen Fächern der Composition sich versuchend, schrieb er Symphonien für großes Orchester, viele Werke für Kammermusik, Duette für verschiedene Instrumente, Tänze, Männergesänge, Opern und Cantaten, Lieder u. s. w. Die meisten derselben sind jetzt vergessen; sie entbehren der Originalität, wenn auch ihre Correctheit zu loben ist. Wichtig bleibt indessen sein „Lehrbuch der Tonkunst" (4 Bde., Offenbach 1832—43). Durch die Herausgabe von Mozart's Tagebuch und einiger Originalpartituren dieses Meisters erwarb er sich Verdienste um die musikalische Geschichtsschreibung. A. starb 5. April 1842 zu Offenbach. Den letzten Theil seines Lehrbuchs gab sein Schüler Heinrich Henkel heraus.

Andreä (Jakob), einer der thätigsten, berühmtesten und einflußreichsten Theologen der protest. Kirche in der ersten Periode ihrer Ausbildung, war zu Waiblingen in Würtemberg 25. März 1528 geboren, der Sohn eines Schmieds, daher er spottweise auch Schmidlin oder Fabricius genannt wurde. Er studirte zu Stuttgart und Tübingen, erhielt 1. Oct. 1546 eine Anstellung als Geistlicher, die er aber nach zwei Jahren, weil er das Interim nicht annehmen wollte, wieder aufgeben mußte. Im J. 1549 in Tübingen wieder als Geistlicher angestellt, wurde er sehr bald Superintendent in Göppingen, 1557 Hofprediger des Herzogs Christoph von Würtemberg, den er auf die Reichstage zu Regensburg und zu Frankfurt a. M. begleitete, und 1562 Professor der Theologie, Kanzler der Universität und Propst an der St.-Georgenkirche zu Tübingen. Seit dieser Zeit bis zu seinem Tode, 7. Jan. 1590, hatte er fast an allen wichtigern Streitigkeiten, Gesprächen und Verhandlungen der protest. Kirche den entschiedensten Antheil. Durch ihn besonders kam 1577 zu Kloster-Bergen der Pacificationsversuch der streitenden protest. Parteien, die „Formula concordiae", zu Stande, deren bindende Autorität durchzusetzen

und ihr Anerkenntniß zu erlangen, er sich unsagliche Mühe gab. Seine Schriften, über 150 an der Zahl, haben für unsere Zeiten nur noch historische Bedeutung.

Andreä (Joh. Valent.), einer der originellsten deutschen Schriftsteller, den Herder einen Mann nannte, der in seinem Jahrhunderte wie die Rose unter den Dornen blühte, ein Enkel des Vorigen, geb. 17. Aug. 1586 zu Herrenberg, einer Oberamtsstadt zwei Stunden von Tübingen, studirte zu Tübingen und bereiste dann einen Theil Deutschlands, die Schweiz, Italien und Frankreich. Im J. 1615 ward er Diakonus zu Vaihingen, 1620 Superintendent zu Kalw, 1639 Hofprediger in Stuttgart, später auch Abt zu Bebenhausen. Er starb zu Stuttgart 27. Juni 1654. Tief bekümmert, die Grundsätze der christlichen Religion leeren Streitigkeiten preisgegeben und die Wissenschaften von Eitelkeit gemisbraucht zu sehen, war er unablässig bemüht, sowol jener als diesen ihre moralische Richtung wiederzugeben. Lange hat man ihn für den Stifter oder wenigstens Erneuerer des Ordens der Rosenkreuzer (s. d.) gehalten. Drei Schriften scheinen diese Meinung zu unterstützen. Zu der „Chymischen Hochzeit Christiani Rosenkreuz" (1616) bekannte er sich selbst als Verfasser, und die beiden andern: „Fama fraternitatis R. C. (i. e. roseae crucis)" (1614) und „Confessio fraternitatis R. C." (1615), sind jener in Denkweise und Darstellung zu nahe verwandt, daß nicht auch sie von ihm herrühren sollten. Doch wollte er durch sie keineswegs eine geheime Gesellschaft von Schwärmern begründen, vielmehr sollten sie das Gegentheil, ein Spiel mit den Thorheiten der Zeit, eine Verspottung der Geheimnißsüchtigen sein. Daß sie von den Zeitgenossen, insbesondere von Denen, die der mystisch-theosophischen Richtung zugethan waren, falsch verstanden und zu geheimen Verbrüderungen benutzt wurden, war nicht seine Schuld. A. selbst ergriff jede Gelegenheit, das Unwesen der Rosenkreuzerei in seiner Blöße darzustellen, und mehre seiner spätern Schriften richteten sich gegen dieselbe. Die Richtung seines Geistes war durchaus praktisch. Kenntnißreich, scharfsichtig, witzig und sittlich-kräftig, gebrauchte er seine tüchtigen Waffen gegen jede Verkehrtheit in Religion, Wissenschaft, Sitte, Politik und Erziehung, vor Allem gegen die Hauptverirrungen seiner Zeit, die dürre Schulgelehrsamkeit und die falsche durch jene hervorgerufene Mystik. Von seinen zahlreichen, meist aus kleinern Aufsätzen bestehenden Schriften gehört der „Menippus s. satyricorum dialogorum centuria" (1617), eine Sammlung von hundert Gesprächen voll fruchtbarer, körnig und epigrammatisch ausgesprochener Wahrheiten, zu den vorzüglichsten. Aus seiner „Mythologica christiana" (1619) haben Herder in den „Zerstreuten Blättern" (Bd. 5) und Sonntag in „A.'s Dichtungen" (herausgegeben von Herder, Lpz. 1786) Einiges übersetzt. Was A. deutsch schrieb und dichtete, war leicht, heiter und ohne sorgsame Feile. Einzelne Proben gab er schon in der „Chymischen Hochzeit" und in dem selten gewordenen „Christlich Gemäl" (Tüb. 1612). Bekannter ist die „Geistliche Kurzweil" (Strasb. 1619) aus Herder's Mittheilungen, und die allegorisch-epische Dichtung „Die Christenburg", welche von Grüneisen (Stuttg. 1836) herausgegeben wurde. Spätere Versuche sind von minderm Belang. Vgl. „A.'s Selbstbiographie" (Winterthur (1799) und Hoßbach, „A. und sein Zeitalter" (Berl. 1819).

Andreas, Apostel und Kirchenheiliger, ist der Bruder des Petrus und der erste Schüler Christi, der aus der Jüngerschaft Johannes' des Täufers zu ihm überging. Er war, wie sein Bruder, Fischer; Beide aber entsagten diesem Gewerbe und folgten Christus. A.'s Thätigkeit und Schicksale nach Christus Tode sind ungewiß. Die gewöhnliche Meinung ist, daß er das Evangelium in Scythien, dann in Nordgriechenland und Epirus gepredigt, und am 30. Nov. 62 oder 70 zu Paträ in Achaja den Märtyrertod am Kreuze gefunden habe. Da er an ein Kreuz mit schräg gestellten Balken geschlagen worden sein soll, so pflegt man ein solches als **Andreaskreuz** zu bezeichnen. In den ersten Zeiten der Kirche war eine ihm untergeschobene Apostelgeschichte, die „**Acta Andreae**" in Umlauf, welche von den Enkratiden und andern Sekten für echt angenommen wurden. Sein Gedächtnißtag fällt auf den 30. Nov. Die vorhergehende Nacht heißt im Volksmunde die **Andreasnacht**, in welcher der Aberglaube sonst Mancherlei durch Anrufung des Heiligen bewirken wollte. Die Schotten verehren den Apostel als Schutzheiligen ihres Landes, und die Russen als den Sendboten, der ihnen das Evangelium gebracht und ihre Kirche gestiftet hat. In beiden Ländern wurden ihm zu Ehren Andreasorden gestiftet. — Der russ. **Andreasorden**, der erste des Reichs, wurde 30. Aug. 1698 von Peter d. Gr. gestiftet und ist nur für Glieder der kaiserl. Familie, fürstliche Personen, Generale en Chef und Solche, die diesen an Rang gleichkommen, bestimmt. Die vordere Seite des Ordenszeichens enthält ein blau emaillirtes Kreuz mit dem Bildnisse des Heiligen, einer Krone darüber und den Buchstaben: S. A. P. R. (d. i. Sanctus Andreas Patronus Russiae) in den vier Ecken des Kreuzes. Auf dem Revers findet sich der russ. Adler, um dessen Hals und Brust sich ein schma-

les weißes Bändchen mit einer russ. Aufschrift schlingt. Man trägt den Orden an einem blauen Bande von der rechten Schulter zur linken Hüfte, den Ordensstern auf der linken Brust. Die Ordenskette besteht abwechselnd aus Andreaskreuz und Krone. Außerdem hat der Orden besondere Statuten und eine eigene Ordenskleidung, welche am Ordensfeste, 30. Nov. (12. Dec.), angelegt wird. Die Ritter des Andreasordens erhalten zu gleicher Zeit auch die Insignien des Alexander-Newsky- und St.-Annenordens 1. Kl. — Über den schott. Andreasorden s. Distelorden.

Andreas, der Name mehrer Könige und Prinzen aus der alten ungar. Dynastie der Arpads. — **Andreas I.**, der sich mit seinem Bruder 1038 vor dem Usurpator Peter geflüchtet hatte, dann aber 1046 durch einen Volksaufstand zurückgeführt ward, erkaufte den Besitz des Throns durch Zusage einer Christenverfolgung, die sein älterer Bruder Leventa verweigert hatte. Als aber Letzterer gestorben war, begann er das Christenthum zu begünstigen, und bestrafte selbst die Aufständischen, welche Peter gestürzt und ihn auf den Thron gehoben hatten. Von Kaiser Heinrich III., einem Freunde Peter's, mit Krieg bedroht, söhnte er sich mit seinem jüngern Bruder Bela aus und versprach diesem die Thronfolge. Es gelang auch, den wiederholten Angriffen der Deutschen (1046—52) Widerstand zu leisten und einen vortheilhaften Frieden zu erwirken. Da dem Könige aber inzwischen ein Sohn geboren wurde, so reute ihn das an Bela gegebene Versprechen, und die Brüder geriethen darüber in Krieg, welcher A. 1058 das Leben kostete. — **Andreas II.** strebte schon bei Lebzeiten seines ältern Bruders Emrich, welcher 1196 den Thron bestiegen hatte, diesen zu stürzen, woraus wiederholte Bruderkriege erwuchsen. Einst standen sich die Heere beider Brüder gegenüber. Da ging Emrich, allein, ungerüstet und nur mit einem Stabe versehen, in das feindliche Lager, durchschritt mit den Worten: „Wer wagt es, Königsblut zu vergießen?" die staunenden Reihen seiner Gegner, faßte seinen Bruder bei der Hand und führte ihn zu den Seinigen. Den Anhängern des A. verzieh Emrich; den Bruder selbst hielt er gefangen. Darauf aber zum Tode erkrankt (1204), gab er A. frei und ernannte ihn zum Vormund seines Sohnes Ladislaw. Bald mußte die Witwe und der junge König vor dem Vormund nach Östreich flüchten, und der Krieg war in Ausbruch. Da starb Ladislaw und A. bestieg nun den Thron. Vielfache Misgriffe, namentlich unweise Begünstigung der Ausländer, besonders der Verwandten der Königin, riefen Empörungen hervor, in deren Verlaufe die Königin ermordet ward (1213), und auf die wieder ebenso grausame Rachehandlungen folgten. Unter diesen Wirren machte der König einen erfolglosen Kreuzzug, von dem er 1216 in ein erschöpftes und zerrissenes Land zurückkehrte. Auch zwischen ihm und seinem ältesten Sohne Bela brachen jetzt Zwiste aus. Die Bulla aurea von 1222, welche übrigens nur die Vorrechte der Magnaten feststellt, in Ungarn aber der engl. Magna charta gleichgehalten wurde, half wenig. Östreich und der Papst versöhnten endlich Vater und Sohn, und ein päpstlicher Legat ordnete die Verhältnisse der Juden, die als Finanzpächter großen Druck geübt hatten. A. nahm 1235 die dritte Frau, Beatrix d'Este, starb aber 1236. — Seine Witwe ging nach Italien zurück, wo sie den Stephan Posthumus gebar, der mit einer edlen Venetianerin **Andreas III.**, den Venetianer, erzeugte. Dieser war nach Ermordung des Ladislaw III., welcher seinerseits seinen Bruder Andreas hatte meucheln lassen, der nächste und eigentlich einzige Erbe des ungar. Throns. Aber Kaiser Rudolf erklärte Ungarn für ein erledigtes Reichslehn, und Papst Nikolaus IV. wollte das Land als päpstliches Lehn haben. Zudem trat noch ein Pseudo-Andreas auf. Zwar gelang es A., auf den Thron zu kommen, nachdem der falsche A. geschlagen und ertrunken, mit den Deutschen vor Wien ein Friede erzwungen (1291) und der päpstliche Gegenkönig Karl Martel (aus dem Hause Anjou) gestorben (1295) war; aber eine unzufriedene Partei stellte den Sohn des Letztern, Karl Robert, als König auf. Schon sollte es zum Kampfe kommen, als A. 14. Jan. 1301 starb und mit ihm der Mannsstamm der Arpads erlosch. — Während der Familienverbindung zwischen Ungarn und Neapel brachte Karl I. von Ungarn seinen Sohn **Andreas** als Knaben nach Neapel, wo er mit der Erbtochter Johanna vermählt ward. Die ital. Erziehung vermochte jedoch nicht, die angeborene Roheit des Prinzen abzuschleifen, und er machte sich so wenig beliebt, daß man ihn nur als Herzog von Calabrien und Gemahl der Königin gelten ließ, während er den Königstitel beanspruchte. Er wurde von verschworenen Großen 10. Aug. 1345 erdrosselt.

Andreasberg (eigentlich St.-A.), nächst Klausthal und Zellerfeld die wichtigste Bergstadt des ganzen Oberharzes, liegt in der zum Königreich Hannover gelegenen Berghauptmannschaft Klausthal, südlich vom Brocken, 1884 F. über dem Meeresspiegel, auf dem aus Thonschiefer bestehenden Andreasberge. Die etwa 5000 E. zählende, vorzugsweise aus Holz erbaute Stadt

ist durch ihre reichen Silbergruben bedeutend, welche gegenwärtig einen jährlichen Ertrag von fast 7000 Mark liefern. Die jetzt bebauten Gruben, Katharine Neufang, Samson, Abendröthe, Felicitas u. s. w., liegen westlich und östlich von der Stadt. Der in technischer Beziehung äußerst merkwürdige Bergbau bietet das Charakteristische, daß kein einziger der 24 bekannten erzführenden oder edeln Gänge mit einem der Hauptthäler parallel läuft, sondern sie durchsetzen, ein irreguläres Netz bildend, sämmtlich die Bergrücken und Thäler unter den verschiedensten Richtungen. Nächstdem ist, ungeachtet ihrer geringen Mächtigkeit von nur einigen Fuß, die große Tiefe dieser Gänge bemerkenswerth. Die Erze, namentlich die edlern Geschiebe, liegen selten in größerer Ausdehnung im Gange, sondern gewöhnlich nur nesterweise; von ältern Vorkommen wird eine Stufe gediegenen Silbers erwähnt, welche 99 Pfund schwer gewesen ist und einen Werth von 1672 Thaler hatte. Auch gediegener Arsenik kommt nicht selten als Begleiter der Erze vor. Die Wasserversorgung für das andreasberger Revier geschieht durch den eine M. entfernten großen Oderteich, welcher mit einem merkwürdigen, aus Granit und Granitguß aufgeführten Damm versehen ist. Unter den Hütten in der Nähe ist die Silberhütte zu erwähnen, welche nur die reichern eigentlichen Silbererze mit einer eigenthümlichen Technik verschmilzt. Blei und Kupfer werden hier nur als Nebenproducte betrachtet. Dann die Steinrennerhütte, welche aus dem faserigen und dichten Rotheisenstein vorzügliches Rotheisen gewinnt.

Andreasthaler, Andreasgulden, Andreasgroschen, Andreasmariengroschen, frühere hannoversche Münzen aus harzer Silber mit dem Andreas am Kreuze im Gepräge. Der Andreasthaler war ein sogenannter Speciesthaler zu 2 Gulden im 12 Thaler- oder 18 Guldenfuße, im Werthe = 1 Thlr. 16⅔ Sgr. Preuß. Der Andreasgulden oder Harzgulden war die Hälfte des vorigen Stückes. Beide wurden angeblich aus ganz feinem, unvermischtem Silber geprägt, thatsächlich aber aus 15⅞ löthigem. Der Andreasgroschen war ein Groschenstück des Conventionsfußes. Der Andreasmariengroschen betrug ⅔ des vorigen; man hatte Stücke zu 1, 2, 3, 6 und 12 solcher Mariengroschen. — **Andreasdukaten**, frühere russische goldene 2 Rubelstücke, unter Peter d. Gr. und Elisabeth geprägt, mit dem Andreas am Kreuze. Es wurden auch doppelte, halbe und Viertelandreasdukaten geschlagen. Der Werth des Andreasdukatens im 14 Thalerfuße beträgt 2⅔ Thaler (unter Elisabeth), bis 3 Thaler (unter Peter d. Gr.).

Andréossy (Antoine François, Graf), geb. 6. März 1761 zu Castelnaudary, von ital. Abstammung, war der Urenkel des 1688 gestorbenen François A., der mit Riquet den Kanal von Languedoc baute. Er trat 1781 als Artillerielieutenant in Kriegsdienste, kämpfte 1787 in Holland gegen die Preußen, wo er gefangen wurde, und schwang sich nach dem Ausbruche des Revolutionskrieges schnell empor. Im ital. Feldzuge zeichnete er sich bei mehren Gelegenheiten aus und begleitete Bonaparte nach Ägypten, wo er als Mitglied des zu Kairo gestifteten Instituts viele Beweise seiner wissenschaftlichen Kenntnisse gab, vorzüglich durch seine Untersuchungen des Sees Menzaleh. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, half er die Entscheidung am 18. Brumaire herbeiführen, wurde Kriegsminister und nach dem Frieden von Amiens Gesandter in London. Später ward er Botschafter in Wien und zuletzt Gesandter in Konstantinopel, wo er sich nicht nur durch thätige Beförderung der Interessen Frankreichs, sondern auch durch wissenschaftliche Forschungen auszeichnete. In Folge der Restauration ward er zurückgerufen und nach Napoleon's Rückkehr von Elba erhielt er die Pairswürde. Nach der Schlacht bei Waterloo war er einer der Commissare, die den fremden Heeren entgegengesandt wurden, aber nicht bis zu Blücher's Hauptquartier reisen durften. Er sprach sich offen für die Zurückberufung der Bourbons aus, stand aber als Deputirter vom Audedepartement meist auf der Seite der Opposition. Er starb zu Montauban 10. Sept. 1828. Eine seiner frühern Schriften ist die „Histoire générale du canal du Midi" (Par. 1800; neue Aufl., 2 Bde., 1805), worin er die lange verkannten Ansprüche seines Ahnherrn gegen Riquet rettete. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen in Ägypten bilden einen Theil der „Mémoires de l'Égypte". Von vorzüglichem Werthe ist sein „Mémoire sur l'irruption du Pont-Euxin dans la Méditeranée", gleichwie das „Mémoire sur le système des eaux qui abreuvent Constantinople" zu den schätzbarsten Bereicherungen der Hydrostatik gehört. Für die Kriegsgeschichte ist die „Relation de la campagne sur le Mein et la Rednitz de l'armée gallo-batave" (Par. 1802), und für die physische Geographie das Werk „Constantinople et le Bosphore de Thrace pendant les années 1812—14 et pendant l'année 1826" (Par. 1828; deutsch, Lpz. 1828) von Wichtigkeit.

Andrews (St.), eine alte Stadt in Schottland, in der Grafschaft Fife an der kleinen Bucht gleiches Namens, auf einem hohen Felsen, der eine Art Halbinsel zwischen der Bucht und dem

Flüßchen Burn of Kuness bildet, malerisch gelegen. Der Hafen an der Ausmündung des Flusses kann bei hoher Flut Schiffe von 300 Tonnen Last aufnehmen. Das etwas rauhe Klima gilt für gesund, und die warmen Bäder von A. werden im Sommer viel besucht. Vor der Reformation war es eine reiche Handelsstadt, deren jährliche Messe im April 200—300 Schiffe aus allen Weltgegenden herbeizog. Zu Anfange des 16. Jahrh. fällt die größte Blüte der Stadt. Danach aber litt sie heftig unter den kirchlich-bürgerlichen Stürmen, da sie kirchlicher Mittelpunkt von Schottland und Hauptbollwerk der kath. Partei wurde. In ihr litt 1527 Patrick Hamilton, das erste protest. Opfer Schottlands, und 1545 Wishart, einer der hervorragendsten schott. Reformatoren, den Märtyrertod. Den Cardinal-Erzbischof Beaton, der Wishart hinrichten ließ, überfiel im Jahre darauf in seinem eigenen Schlosse Norman Leslie, der Sohn des Earl von Rothes mit 15 Genossen; sie erschlugen den Cardinal und vertheidigten sich darnach im Schlosse mehre Monate gegen schott. und franz. Truppen. Nachdem sie endlich ehrenvollen Abzug erhalten, ließ der Rath der Stadt das Schloß demoliren. Seitdem verfiel die Stadt immer mehr. Verschiedene Versuche, die seit 1792 gemacht worden sind, etwas Industrie einzuführen, hatten nicht sonderlichen Fortgang. Erst neuerlich hat sich die Stadt in dieser Beziehung wieder gehoben. Berühmt ist sie für die Anfertigung von Bällen zum Golfspiele, deren Stadt und Umgegend allein etwa 4000 des Jahrs verbrauchen, während an 9000 Stück nach Glasgow, Edinburg und andere Orte ausgeführt werden. A. besitzt die älteste Universität Schottlands, gegründet 1411 von dem Bischof Henry Wardlaw. Zwei Collegien bestehen noch jetzt, ein literarisches und ein theologisches, jedoch keine medicinische und keine juristische Schule. Auch ist A. der Geburtsort des Bell (s. d.), welcher daselbst 1836 eine großartige Schulanstalt unter dem Namen Madras-College anlegte. Die Bevölkerung der Stadt, welche 1140 zum Borough erhoben wurde und jetzt in Gemeinschaft mit einigen andern Boroughs ein Parlamentsglied wählt, wird auf 4400 Individuen geschätzt.

Andrian-Werburg (Victor, Freiherr von), wurde 17. Sept. 1813 im Görzischen geboren, wo seine aus Tirol stammende Familie seit dem 13. Jahrh. begütert ist. Nach sorgfältiger Vorbildung im älterlichen Hause besuchte er die wiener Hochschule, und trat 1834 bei dem östr. Gubernium zu Venedig in Staatsdienste. Hier und zu Mailand lebte er bis 1844, mit Unterbrechung durch größere Reisen und längern Aufenthalt auf seinen Gütern. Im J. 1841 verfaßte er in Mailand die Schrift: „Östreich und seine Zukunft“ (3. Aufl., Hamb. 1843), welche ihrer Zeit großes Aufsehen machte und in der er sich als ein aufgeklärter Politiker im Sinne der engl. Aristokratie erweist. Dann kam er 1844 als unbesoldeter Hofsecretär zur Hofkanzlei, verließ aber den Staatsdienst im Frühjahr 1846. Er nahm jetzt an den von den Ständen ausgehenden politischen Bewegungen lebhaften Antheil, und ließ 1847 (Hamburg) den zweiten Theil seiner erwähnten Schrift erscheinen. In demselben Jahre erwarb er eine Besitzung in Niederöstreich und sollte unter die Stände dieses Landes aufgenommen werden, als die Revolution ausbrach. Anfangs April 1848 wurde er von den niederöstr. Ständen nach Frankfurt gesendet, um an dem Vorparlamente Theil zu nehmen. Er kam zwar zu diesem zu spät, fand sich aber in den Funfzigerausschuß gewählt. Indessen machte er von dieser Wahl keinen Gebrauch, sondern kehrte nach Wien zurück. Hier provocirte er die Erklärung der östr. Regierung vom 21. April über die Competenz der Nationalversammlung, und war als Vorstand des Centralcomité für das Zustandekommen der Wahlen zu jener Versammlung thätig. Eine Stelle als Bundestagsgesandter lehnte er ab, nahm aber unter mehren Wahlen die für Wienerisch-Neustadt an. A. wurde in Frankfurt zum Vicepräsidenten der Nationalversammlung gewählt, war Mitglied des Verfassungsausschusses und des Centralwahlausschusses, sowie Abtheilungsvorstand und Beisitzender des östr. Clubs in der Sokratesloge. Er stand an der Spitze der Deputation, welche dem Erzherzog Johann seine Wahl zum Reichsverweser anzeigte. Anfangs August 1848 wurde er zum Reichsgesandten in London ernannt, und trat diese Mission 4. Sept. an. Die Unterhandlungen betrafen zugleich die östreichisch-italienische und die schleswig-holsteinische Frage. Mit seiner Aufnahme in London sehr zufrieden, vertrat A. kräftig die Stellung und Rechte des deutschen Namens. Als die östreichisch-deutsche Frage in Frankfurt in den Vorgrund trat, eilte er auf den Wunsch des Reichsministeriums herbei, und sprach seine Übereinstimmung mit dem Programm von Kremsier aus. Nach Schmerling's Rücktritt gab auch A. seine Entlassung, kehrte aber, auf Gagern's Wunsch, noch einmal nach London zurück, um einige anhängige Sachen zu erledigen. Ende Januar 1849 kam er wieder nach Frankfurt, wo er eine ziemlich isolirte Stellung einnahm. Schon Anfangs März kehrte er nach Wien zurück. Seine politischen Ansichten hat er in der Schrift: „Centralisation und Decentralisation in Östreich“ (Wien 1850) niedergelegt, und

sich darin als einen gemäßigten und vermittelnden Anhänger englischer Principien, im Gegensatz zu den französischen, erwiesen.

Andrieux (François Guillaume Jean Stanislas), ein geachteter franz. Lustspieldichter, geb. 6. Mai 1759 zu Melun, war beim Ausbruch der Revolution Advocat. Während derselben zeichnete er sich durch seine Freiheitsliebe aus und trat 1798 als Deputirter des Seinedepartements in den Gesetzgebenden Körper, wo er durch Reden und Vorschläge über die Einrichtung der Primärschulen, die Freiheit der Presse und über die Ermordung der Gesandten zu Rastadt viel Aufsehen erregte. Zu gleicher Zeit machte er sich als Verfasser beliebter Lustspiele, z. B. „Les étourdis" (1787), bekannt. Nach dem 18. Brumaire wurde er Tribun, 1800 Secretär und bald nachher Präsident des Tribunals. Bonaparte, dessen Planen er feindlich war, wußte ihn 1802 von seinen Stellen zu entfernen. Seitdem wendete sich A. ganz der Literatur zu, um seinem Namen als Professor an der Polytechnischen Schule (seit 1803), welche Stelle er 1815 verlor, und als Professor am Collége de France (seit 1814), sowie durch schriftstellerische Leistungen einen neuen Glanz zu verleihen. Ludwig XVIII. nahm ihn 1816 in die Akademie auf, deren beständiger Secretär er 1829 ward. In dieser Stelle war er sehr thätig für die Bearbeitung des „Dictionnaire de l'Académie". A. war einer der Gründer der „Décades philosophiques et littéraires" (1794—1807). Auch hat er eine ziemliche Anzahl dramatischer Stücke geschrieben. Besondern Beifalls erfreuten sich die Lustspiele „Molière avec ses amis", „Le vieux fat" und die 1830 aufgeführte Tragödie „Brutus". Er starb 10. Mai 1833. Seine Werke sind gesammelt in zwei Ausgaben (4 Bde., Par. 1817—23; 6 Bde., Par. 1828). Eine Zusammenstellung seiner ästhetischen Vorlesungen ist unter dem Titel „La philosophie des belles lettres" (4 Bde., Par. 1828) erschienen.

Andromăche, die Tochter des Königs Eëtion von Theben in Cilicien und Gemahlin des Hektor, gehört zu den edelsten Frauengestalten der Homerischen Dichtungen. Schon in früher Jugend wurden ihr der Vater und sieben Brüder durch den Achilles erschlagen. Darauf mit Hektor vermählt, dem sie den Astyanax gebar, schloß sie sich mit inniger Liebe an den Gatten, als deren rührende Denkmale wir ihr Gespräch mit ihm, ehe er in die Schlacht eilte, sowie ihre Todtenklage über den Gefallenen (Iliade 6 und 24), bewundern. Nach Trojas Eroberung ward sie Pyrrhus, dem Sohn des Achilles, zu Theil, welcher sie nach Epirus führte, und drei Söhne mit ihr zeugte, nachher aber sie dem Helenus, Hektor's Bruder, überließ, dem sie noch einen Sohn, Cestrinus, gebar. Nach des Helenus Tode ging sie nach Pergamus, wo ihr ein Heiligthum errichtet wurde. Euripides hat sie zur Hauptperson einer Tragödie gemacht.

Andromăchus, aus Kreta, Leibarzt des Nero, zeichnete sich sowol in der Theorie als Praxis aus und wird besonders wegen Erfindung eines Heilmittels gegen thierische Gifte, des Theriaks (s. d.), gepriesen, dessen Zubereitung er selbst in griech. Versen (herausgegeben Nürnb. 1754) beschrieben hat.

Andromanie, Mannstollheit, bezeichnet eine Form der Seelenstörung bei Frauen, wobei sich eine rücksichtslose Neigung zum andern Geschlecht offenbart.

Andromĕda, des äthiopischen Königs Kepheus und der Kassiopeia Tochter, war, gleich ihrer Mutter, von seltener Schönheit. Als Kassiopeia einst prahlerisch rühmte, daß ihre Tochter die Nereïden an Schönheit übertreffe, flehten die beleidigten Göttinnen um Rache bei Neptun, der nicht nur des Kepheus Gebiet überschwemmte, sondern auch ein fürchterliches Meerungeheuer sandte, welches dem Lande allgemeines Verderben drohte. Das Ammonische Orakel that den Ausspruch, Neptun's Zorn könne nur besänftigt werden, wenn Kepheus seine Tochter dem Ungeheuer zur Beute brächte. Kaum hatten Solches die Äthiopier vernommen, so zwangen sie den Kepheus zur Befolgung des Spruchs. An einen Felsen geschmiedet ward die unschuldige A. dem Ungeheuer preisgegeben. Hier erblickte sie Perseus (s. d.), gerade als er, das versteinernde Gorgonenhaupt in der Hand, von Besiegung der Medusa auf dem Pegasus zurückkam. Gerührt von der Schönheit der Jungfrau, versprach der Held, das Ungeheuer zu erlegen, wofern man ihm dieselbe vermählen wolle. Gern versprach es der Vater, und Perseus bestand das Abenteuer. Von der Minerva ward A. unter die Sterne versetzt. Das Sternbild, welches am nördlichen Himmel ihren Namen führt, wird durch eine mit ausgebreiteten Armen an einen Felsen gefesselte Jungfrau dargestellt. (S. Sternbilder.)

Andronicus, ein röm. Dichter, s. Livius Andronicus.

Andronicus ist zuvörderst der Name dreier byzant. Kaiser. Andronicus I., Sohn des Isaak Komnenos, war als Feldherr der Liebling des Heers, weshalb ihn Kaiser Manuel gefan-

gen setzen ließ. Nach einer zwölfjährigen Gefangenschaft gelang ihm die Flucht nach Kiew, wo er bald die Gunst des Großfürsten Jaroslaw erhielt und die Versöhnung mit Manuel bewirkte. Dessenungeachtet benutzte er die nach des Letztern Tode 1182 in Konstantinopel ausgebrochenen Unruhen, und ließ die verwitwete Kaiserin ermorden, sich selbst aber zum Kaiser ausrufen. Nach einer kurzen, strengen Regierung, während welcher er Manches für das Wohl des Landes that, wurde er 1185 in einer Empörung ermordet. Er war der letzte Komnene. **Andronicus II.**, Sohn des Michael Paläologus, kam 1283 zur Regierung, wurde aber von seinem Enkel **Andronicus III.** 1328 vom Throne gestoßen, und genöthigt in ein Kloster zu gehen. A. III. regierte nun bis 1341. Er war ebenso schwach wie unglücklich gegen die Bulgaren und die siegreich vordringenden Türken, welche eine Provinz des Reichs nach der andern eroberten und sich darin festsetzen. — **Andronicus**, von seinem Geburtsorte Kyrrhos in Syrien Kyrrhestes genannt, gilt für den Erbauer des sogenannten Windethurms zu Athen, eines hohen achteckigen Gebäudes aus dem 3. oder 2. Jahrh. v. Chr., welches an der vordern Seite mit zwei kleinen zweisäuligen korinthischen Prostylen, an der Hinterseite mit halbrundem Ausbau versehen ist. Unter dem Kranzgesims sind in Relief die acht Hauptwinde dargestellt. Über dem Dach erhöht befand sich sonst ein eherner Triton, welcher als Windfahne diente und mit einer Ruthe auf den jedesmal wehenden Wind niederwies. Unter den Reliefs sieht man noch die Reste einer Sonnenuhr, sowie im Innern die Vorrichtungen zu einer Wasseruhr. — **Andronicus aus Rhodus**, ein peripatetischer Philosoph, welcher zur Zeit des Cicero in Rom lebte und sich um die Kritik und Erklärung der Schriften des Aristoteles, die kurz vorher durch Sulla von Athen nach Rom gebracht worden waren, verdient machte. Seinen Namen trägt eine Schrift über die Leidenschaften (herausgegeben von Höschel, Augsb. 1594), sowie eine Paraphrase der Aristotelischen Ethik an Nicomachus (herausg. von Heinsius, Leyd. 1617.; Cambr. 1679). Beide Schriften gehören jedoch wahrscheinlich einem Gelehrten des 15. Jahrh., dem **Andronicus Kallistos** an, welcher nach der Eroberung seiner Vaterstadt Thessalonich durch die Türken in mehren Städten Italiens und Frankreichs die griech. Sprache lehrte, einige unbedeutende und bis jetzt noch ungedruckte Schriften verfaßte und 1478 in Frankreich starb.

Andros oder **Andro**, die nördlichste Insel der zu Griechenland gehörigen Cycladen (s. d.), durch den Kanal von Silota von der Südküste Euböas getrennt, ist 4½ QM. groß und von einem Gebirge erfüllt, dessen Abfälle zu äußerst fruchtbaren Ebenen sich ausbreiten. Sie umschließt 40 Dörfer und hat etwa 15000 E., welche sich sonst häufig nach Konstantinopel und Smyrna als Diener der dortigen Christen vermietheten. — Die gleichnamige Hauptstadt an der Ostküste, Sitz eines griech. Bischofs, mit 5000 E., die lebhaften Handel treiben, hat einen kleinen Hafen, aber eine treffliche Rhede.

Andüjar, Stadt der span. Provinz Jaen, liegt in einer Ebene am Fuße der Sierra Morena und an dem Guadalquivir, über den eine schöne Brücke von 15 Bogen führt. Sie zählt 14000 E., welche sich meist mit Ackerbau, Öl- und Weinbau beschäftigen, und ansehnliche Seidenzucht treiben. Auch befinden sich hier einige Fabriken für Seife, Leder, irdene Geschirre, besonders aber für Alcarrazas, jene zur Abkühlung des Wassers bestimmten Thongefäße. In dem wüsten Gebirge zwischen A. und Baylen ergaben sich 20. Juli 1808 die franz. Generale Dupont und Vedel an die Spanier unter Castaños.

Äneas (griech. Aineias), nach Homer des Anchises und der Venus Sohn, war unter Trojas Helden nach Hektor der tapferste bei der Vertheidigung der Stadt. Doch sind die Erzählungen der Alten über sein Schicksal vor und nach der Eroberung Trojas, sowie über seine spätern Wanderungen sehr abweichend; wir folgen hier der Darstellung Virgil's. Ungeachtet der Mahnung des Priamus, in der Nacht, als die Stadt von den Griechen genommen wurde, mit den Götterbildern zu entfliehen, stürzte er sich in den Kampf und wich nicht eher, bis Priamus gefallen und die Mutter ihn rief, zum Vater zurückzukehren. Er rettete die Götter und die Seinen und verließ das brennende Ilium, doch im Getümmel verlor er seine Gattin Kreusa (s. d.). Mit 20 Schiffen segelte er nach Thrazien, wo er die Stadt Änos zu bauen begann, allein ein Wunder erschreckte ihn, und er unterließ den Anbau. Um das Orakel zu befragen, wendete er sich nach Delphi. Die Misdeutung des Orakelspruchs führte ihn nach Kreta, von wo ihn eine Pest vertrieb. Er zog nach dem Vorgebirge Actium, wo er zu Ehren Apollo's Spiele feierte, und fand dann in Epirus Helenus und Andromache (s. d.). Von hier ging seine Fahrt nach Italien hin, die Meerenge vorbei, zu den Cyklopen am Ätna, dann um Sicilien nach dem Vorgebirge Drepanum auf der Westseite, wo Anchises starb. Ein Sturm verschlug A. nach Afrika, wo Dido ihn in Karthago freundlich aufnahm und an eine Vermählung mit ihm dachte. Jupiter aber,

des waltenden Schicksals eingedenk, sendete durch Mercur Befehl an Ä., nach Italien abzugehen. Während die verlassene Dido ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endigte, segelte Ä. mit seinen Genossen ab und ward durch Sturm nach Sicilien zum Gastfreunde Acestes verschlagen, wo er dem abgeschiedenen Vater Todtenspiele feierte. Die Weiber der Genossen, müde der Seefahrt und von Juno gereizt, steckten die Schiffe in Brand, worauf er beschloß, die Weiber und Schwachen zurückzulassen. In diesem Entschluß bestärkte ihn Anchises, der ihn im Traum ermahnte, in Italien durch Hülfe der Sibylla in die Unterwelt zu steigen. Nach Erbauung der Stadt Acesta schiffte Ä. nach Italien, wo er bei Cumä die Sibylla aufsuchte, die ihm seine Zukunft weissagte und seinen Gang zur Unterwelt beförderte. Nach seiner Rückkehr aus dieser gelangte er nach einer neuen Schiffahrt in die Tiber, wo er am östlichen Ufer, im Lande des laurentinischen Königs Latinus, ausstieg. Dessen Tochter Lavinia war von dem Schicksal einem Fremdlinge bestimmt, aber von der Mutter Amata dem Könige der Rutuler, Turnus, verheißen. Dies veranlaßte einen Krieg, nach dessen Beendigung sich Ä. mit der Lavinia vermählte. Auf Bitten der Venus nahm Jupiter ihn unter die Zahl der Götter auf. — Sein mit der Lavinia erzeugter Sohn, **Äneas Sylvius**, wurde der Stammvater der Könige von Albalonga und zuletzt durch Romulus und Remus der Gründer Roms. Von seiner ersten Gemahlin hatte er einen Sohn, **Ascanius**, der Albalonga erbaute, und von dessen Sohne Julus die Römer das Julische Geschlecht ableiteten.

Äneas, der **Taktiker** genannt, lebte um 340 v. Chr. und schrieb ein vollständiges Werk über die Kriegskunst seiner Zeit, von welchem wir aber nur noch ein größeres Bruchstück über die Belagerungskunst besitzen, besonders herausgegeben von Orelli (Lpz. 1818).

Äneas Sylvius Bartholomäus Piccolomini, s. **Pius II.**

Anekdota nannten die Alten Alles, was schriftlich noch nicht bekannt gemacht worden war, in welchem Sinne der Geschichtschreiber Procopius im 6. Jahrh. n. Chr. seine „Geheimen Geschichten" aus den Regierungsjahren Justinian's zugleich mit dem Namen „Anecdota" bezeichnete. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst aber versteht man darunter alte Schriften oder auch nur Bruchstücke daraus, die, vorher meist für verloren gehalten, durch den Druck zum ersten male der Öffentlichkeit übergeben werden. Wir besitzen dergleichen aus der griech. und röm. Literatur von Muratori, Wolff, Villoison, Siebenkees, Bekker, Bachmann, Boissonade, Heimbach, Cramer u. A. Eine einzelne Schrift der Art nennt man **Anekdoton**.

Anekdote (vom griech. Anekdoton: ein noch nicht Veröffentlichtes), bezeichnet im Umgangsleben irgend eine kurze Erzählung, welche rund und spannend vorgetragen, den Leser oder Zuhörer durch das in ihr enthaltene Überraschende, Witzige, Rührende, Lächerliche u. s. w. anzieht oder belustigt. Die Wirkung solcher Geschichtchen beruht, außer dem angemessenen Vortrage, auch darin, daß der Zuhörer oder Leser mit der Sache oder Begebenheit noch unbekannt ist. Leute, die bei jeder Gelegenheit ihren Vorrath von Anekdoten auszuschütten suchen, nennt man **Anekdotenkrämer**. Sie werden lästig, weil sie alte und längst bekannte Geschichtchen immer wieder vorbringen, oder auch, weil man sich nicht jederzeit in der Stimmung und Lage befindet, dergleichen Dinge anzuhören. Ein **Anekdotenjäger** heißt Der, welcher das Auffinden oder auch Anbringen solcher Geschichten ohne Maß betreibt und darüber Wesentliches zurücksetzt.

Anemologie ist die Lehre von der Entstehung, Richtung, Stärke und Geschwindigkeit der Winde (s. d.). Zur Beobachtung der Winde dient das **Anemoskop**, ein Instrument, das sehr verschieden, bald einfacher, bald vollkommener und zusammengesetzter eingerichtet sein kann. Man nennt das Instrument **Anemograph**, wenn es zugleich die Änderungen der Windrichtung auf einem Papier durch Curven graphisch darstellt. Solche Vorrichtungen sind mehrfach angegeben worden. Sie sind jedoch erst dann wissenschaftlich ganz brauchbar, wenn sie nicht blos schreibende Anemoskope, sondern zugleich schreibende **Anemometer** (Windmesser) sind, d. h. nicht nur die Veränderung der Richtung, sondern auch die Stärke oder vielmehr Geschwindigkeit des Windes registriren, wie z. B. der Frank'sche Anemograph auf der Saline Dürrenberg.

Anemōne, eine Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, ist reich an Arten, die fast alle durch schöne Formen sich auszeichnen und meist im ersten Frühjahre blühen. Cultivirt wird besonders die Gartenanemone (A. coronaria), welche in Kleinasien, Persien und andern Ländern des Orients wild wächst und von den Arabern Anahamen genannt wird. Sie hat so zahlreiche Spielarten, daß besondere Werke über sie und ihre Cultur vorhanden sind, wird zumal in Holland sehr im Großen gezogen, und ist auch in Deutschland eine beliebte, jedoch sorgfältige Behandlung erfodernde Gartenblume, welche einen leichten Boden verlangt. Die aus bündelförmigen Knollen bestehende Wurzel muß nach dem Verblühen herausgenommen werden. Die

Blumen vertragen weder Regen noch heftigen Wind. Die Vermehrung geschieht durch Wurzeltheilung, oder auch durch Samen. Auf letzterm Wege erhält man zwar neue Spielarten, allein erst im zweiten Jahre blühende Exemplare. Das sogenannte Leberblümchen (A. hepatica) gehört derselben Gattung an; es wächst wild in den meisten Gegenden Deutschlands und ist im gefüllten Zustande, als erste Frühlingsblume, in unsern Gärten gewöhnlich.

Anerbe, auch Hauptserbe, heißt im deutschen Rechte dasjenige unter mehren Kindern des Besitzers eines Bauernguts, auf welches der Besitz dieses untheilbaren Guts nach dem Tode des Vaters übergeht. Nicht immer entschied hier Erstgeburt, sondern bei Colonatgütern, oder wo sonst gutsherrliche Rechte sich geltend machten, auch die Rücksicht auf die Tüchtigkeit des Anerben und das Interesse des Gutsherrn. Particularrechtliche, auch statutarische Bestimmungen hierüber, die ebenso häufig als verschieden, vorzüglich in Westfalen, vorkommen, sind durch die neuere Gestaltung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse wesentlich modificirt worden.

Anesidēmus, ein skeptischer Philosoph, aus Knossus in Kreta gebürtig, der in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. v. Chr. in Alexandrien lehrte und den Skepticismus (s. d.) unter den Alten von neuem belebte und weiter ausdehnte, als dies bis dahin geschehen war. In seinem Werke „Pyrrhonische Betrachtungen" setzte er die früher von Pyrrho (s. d.) angedeuteten Gründe gegen die Erkennbarkeit der uns umgebenden Sinnenwelt und für die Zurückhaltung jedes entscheidenden Urtheils auseinander und schärfte sie theilweise. Die skeptische, an Allem zweifelnde Denkart bezeichnete er als eine vergleichende Reflexion über die Erscheinungen und Vorstellungen, mittels welcher man in denselben die größte Verwirrung finde und zur Zurückhaltung des Beifalls bestimmt werde. G. E. Schulze (s. d.) gab unter dem Titel „Änesidemus" eine Schrift heraus (Helmst. 1792), in welcher er Kant's Kritik mit den Waffen des Skepticismus bekämpfte.

Aneurysma oder **Arteriectasia**, **Pulsadergeschwulst**, heißt die krankhafte Erweiterung einer Arterie. Man unterscheidet vier Arten von Aneurysmen: 1) Das echte, wo irgend eine Stelle einer Pulsader ringsum und in allen ihren Häuten erweitert ist; 2) das unechte, wenn die Haut einer Arterie geöffnet ist und ein Austritt von Blut das benachbarte Zellgewebe sackförmig ausdehnt (die häufigste Art); 3) das zusammengesetzte, wenn einzelne Häute der Arterie verletzt sind, und die unverletzte Haut derselben (z. B. die innere) durch die entstandene Öffnung sich herausdrängt und einen Sack bildet, und 4) das varicöse, wenn bei einem Aderlaß die Vene ganz durchschlagen und zugleich die obere Seite einer unter derselben liegenden Arterie durchschnitten wird, wodurch nun das Blut aus derselben in die Vene dringt. Manche ältere Ärzte belegen mit dem Namen Aneurysma auch die Erweiterungen der Herzhöhlen; neuere brauchen den Namen Herzaneurysma nur für eine umschriebene sackförmige Ausstülpung der Herzwandungen. Die Aneurysmen sind häufig an großen Arterienstämmen, besonders in der Nähe des Herzens, in dem Bogen der Aorta (innere Aneurysmen) und an den äußern Gliedern, z. B. in der Kniekehle und an den Rippen, wo die Arterien durch Ausdehnung und heftige Bewegungen, Anstrengungen des Körpers, Stoßen, Fallen und Quetschungen öftern Verletzungen ausgesetzt sind. Erstere (sowie manche der letztern) entstehen durch Krankheit der Arterienhäute, indem diese entarten (atheromatöser Proceß) und dadurch ihre Festigkeit und Spannkraft verlieren. Die innern Aneurysmen sind schwer, und nur durch physikalische Diagnostik zu erkennen und kaum zu heilen. Durch den fortwährenden Druck, welchen die Aneurysmen auf die umgebenden Theile ausüben, veranlassen sie Schwinden, Entzündung, Verschwärung und selbst Brand derselben; die hauptsächlichste Gefahr besteht aber darin, daß sie zuletzt platzen und tödtliche Verblutung bewirken können. Die äußerlichen Aneurysmen werden entweder durch lang anhaltenden Druck auf die Geschwulst geheilt, oder durch Operationen weggeschafft, wofür Hunter, Scarpa u. A. mehrfache Methoden angegeben haben.

Anfossi (Pasquale), ein geschickter Componist, geb. zu Neapel 1729, ein Schüler Sacchini's und Piccini's, hielt sich die meiste Zeit seines Lebens in Paris und in London, wo er von 1783 an Director der ital. Oper war, auf und kehrte erst 1787 nach Italien zurück. Er starb zu Rom 1795. Sein „Avaro", „Il curioso indiscreto" und „I viaggiatori felici" gehören zu den besten komischen Opern. Sein Geschmack, Ausdruck und seine Kunst der Steigerung und Entwickelung sind ausgezeichnet. Mehre seiner Finales sind Muster in dieser Art. Auch hat er mehre Oratorien und Psalmen componirt.

Angeboren. Was der Mensch mit seiner Geburt oder seiner ersten wahrnehmbaren Erscheinung im Leben empfangen hat, und was mithin auch nicht Werk seines Willens und seines Verdienstes ist, sind diejenigen besondern, allen übrigen zum Grunde liegenden Bestimmungen und Verhältnisse seines individuellen Wesens, in deren Ausbildung und Anwendung seine freie Thä-

tigkeit sich zeigen soll. Angeboren, sagt man daher, ist dem Menschen sein Körper und die an die Erscheinung des Körpers sich anknüpfende Regel der Äußerung und Entwickelung des Geistes oder die geistige Anlage. Ob aber auch gewisse Ideen und Begriffe dem Menschen angeboren sind, darüber hat man viel gestritten, namentlich seit den Zeiten Locke's und Leibnitz's. Obgleich nämlich der Mensch Begriffe und Ideen nicht von Geburt an hat, d. h. sich deren bewußt ist, weil daß Bewußtsein erst selbst entsteht, so sind sie doch der geistigen Natur nach ursprünglich, d. i. nicht von den Einzelnen als solchen willkürlich hervorgebracht, sondern von ewigem, nothwendigem Inhalt und das Resultat einer gesetzmäßigen Ausbildung unsers geistigen Wesens, und nach dieser Ursprünglichkeit, die jedoch den äußern Einfluß auf unsere Ausbildung nicht überhaupt ausschließt, sind sie oft auf unpassende Weise angeboren genannt worden. Man könnte vielmehr sagen, alle Ideen sind auch erworben; nur gibt es solche, zu deren Erwerbung jeder Mensch die Bedingungen von Natur besitzt, indem sie im Laufe der geistigen Entwickelung unwillkürlich und nothwendig entstehen. — **Angeborene Rechte** sind Befugnisse, welche der Mensch als solcher hat, sobald er geboren ist, obschon er dieselben noch nicht persönlich geltend machen kann. Neben diesen natürlichen Rechten die dem Menschen als Menschen zugesprochen werden müssen, gibt es auch positive oder conventionelle Geburtsrechte, z. B. das Recht des Kindes auf die Verlassenschaft seines Vaters, das Recht eines Erbprinzen auf den Thron u. s. w. — **Angeborene Krankheiten** nennt man diejenigen, welche das neugeborene Kind mit auf die Welt bringt. Sie sind entweder durch die Zeugung schon eingepflanzt (Bildungsfehler), während des Fruchtlebens, z. B. durch Krankheiten des Fötus, eingetreten, oder während des Geburtsacts entstanden, z. B. durch eine in den Geburtswegen der Mutter mitgetheilte Ansteckung, oder durch die geburtshülflichen Eingriffe (z. B. Zangeneindrücke).

Angebrachtermaßen abgewiesen wird eine Klage wegen formeller Mangelhaftigkeit derselben im Gegensatze zu dem: schlechterdings Abweisen. Im erstern Falle steht die Einreichung einer neuen Klage wegen desselben Rechtsanspruchs frei.

Angeld oder **Draufgeld**, ein Geldbetrag, welchen der Käufer oder Miether einer Sache unmittelbar nach abgeschlossenem Handel dem Verkäufer oder Vermiether auf Rechnung zahlt, und durch dessen Annahme auch ohne schriftlichen Vertrag die strenge Verpflichtung des Letztern herbeigeführt wird. Im größern Handel wird bei den sogenannten Lieferungsgeschäften, deren Gegenstand der Kauf einer zu einer bestimmten spätern Frist abzuliefernden Waare ist, häufig ein beträchtlicher Theil des Kaufgelds in jener Weise anbezahlt, und damit zugleich der Käufer zur pünktlichen Erfüllung des Geschäfts gezwungen, auch wenn ein gesunkener Preis demselben den Rücktritt wünschenswerther machen sollte. In Rußland werden ungemein viele Käufe unter Entrichtung eines Angelds oder sogenannten Handgelds abgeschlossen.

Angelfischerei. Der Fischfang, hauptsächlich in Flüssen, mit Angeln, an deren äußerstem Ende natürliche oder künstliche Köder befestigt sind, ist nirgend so allgemein unter allen Ständen verbreitet als in England. Es soll hier das Angeln zur Zeit der Reformation in Aufnahme gekommen sein, besonders durch die Geistlichkeit, welcher Jagd und Falkenbaize verboten waren. Durch eine lange Reihe Verordnungen ward das Angeln in England seit Eduard's I. Zeit geschützt, und die engl. Literatur ist reich an Schriften in Prosa und Versen über diese Belustigung. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wohin diese altengl. Sitte verpflanzt wurde, ist das Angeln wie die Jagd für Jedermann frei. Die älteste Schrift über das Angeln ist das 1496 gedruckte seltene „Book of St.-Albans" unter dem Titel: „Treatyse of fyshinge wyth an angle", von Juliana Barnes, Priorin eines Nonnenklosters bei St.-Albans, ausgezeichnet durch unerreichbare Einfachheit. Vollständiger ist Isaak Walton's in dialogischer Form abgefaßtes Buch, „The complete angler" (1653), das später von anderer Hand fortgesetzt wurde. Letzteres nahm sich der Chemiker Humphry Davy, der ein eifriger Angler war, zum Muster in seiner anonym erschienenen „Salmonia, or days of fly-fishing" (2. Aufl., Lond. 1828; deutsch von Neubert, Lpz. 1840), worin die kunstgerechte Anleitung zur Angelfischerei durch geistreiche Behandlung des Gegenstands ein erhöhtes Interesse erhielt. Es gibt neun verschiedene Arten von Angeln: die Wurf-, Hecht-, Pfahl-, schlafende, schwimmende, Setz-, Schnapp-, Roll- und Schußangel, von welchen blos die Wurfangel, Hechtangel, und die beiden letzten mit einer Ruthe versehen sind. Die Angelleine wird am besten aus dunkeln Pferdehaaren gefertigt. Die Angeln ohne Ruthe befestigt man mit der Schnur an Bäume, Pfähle oder Kähne. Die Lockspeise oder der Köder sind kleine Fische, Würmer, Fliegen oder künstliche Insekten (fishing-fly). Man hat Angeln mit zwei, drei bis sechs Haken.

Angelica (Engelwurz), eine Pflanzengattung in der Familie der Umbelliferen oder Dol-

dengewächse. Die hierher gehörigen Pflanzen sind meist ausdauernde Kräuter mit zwei- oder dreifach fiederspaltigen Blättern. Die auf einer vielstrahligen zusammengesetzten Dolde stehenden Blüten sind von weißer Farbe und aus lanzettförmigen Blumenblättern zusammengesetzt. Eine bei uns auf feuchten Wiesen, an Bächen und Wäldern häufige Pflanze ist die gemeine Engelwurz (A. sylvestris), deren kurze, geringelte, ästige, inwendig weiße Wurzeln einen gelben Milchsaft enthalten, und deren 1½—5 F. hoher bereifter, oft roth angeflogener, hohler Stengel eine gewölbte Dolde mit in der Jugend grünlichen oder röthlichen, später weiß werdenden Blüten trägt. Die Früchte werden von den Landleuten in gepulverter Form als wirksames Mittel gegen Läuse gebraucht. Die echte Engelwurz (A. archangelica oder Archangelica officinalis), mit grünlichen Blüten, fast runder Dolde und mannshohem Stengel, wächst gern in hohen, feuchten Gebirgsthälern, trägt 3—4 Linien lange strohgelbe Früchte und eine gewürzhaft bitter schmeckende, viel Harz und ätherisches Öl enthaltende Wurzel, die als Reizmittel gegen Nervenübel, verdorbene Verdauung und Blähungen gebraucht wird. Die an Stärke reichen Wurzeln kann man zur Branntweingewinnung benutzen.

Angeln (Angli), ein deutsches Volk thüringischen Stamms, dessen ursprüngliche Wohnsitze die Gegenden an der Ostseite der Elbe zwischen den Mündungen der Saale und Ohre gewesen zu sein scheinen. Vermuthlich zogen sie von da nach Norden in das heutige Schleswig, wo sie zwischen Jüten und Sachsen wohnten. Im Verein mit Letztern schifften sie in großer Anzahl im 5. Jahrh. nach England, und ließen sich hier erobernd und colonisirend in den nördlichen Theilen des Landes nieder, wo sie die Königreiche Ostanglien (nach ihnen benannt), Northumbrien und Mercia gründeten (s. **Großbritannien**), und Veranlassung zu den Namen der Angelsachsen (s. d.) und Englands (lat. Anglia; angelsächs. Engla-land) gaben. In Folge dieser Auswanderungen zogen die nördlicher wohnenden Dänen in die verlassenen Gegenden und vermischten sich mit den zurückgebliebenen Angeln, sodaß beide Völker (die Sage läßt sie sogar von zwei Brüdern Dan und Angul abstammen) zusammenschmolzen. Später wurde durch deutsche Einwanderer, namentlich holsteinischen Adel, deutsche Sprache und Sitte überwiegend eingeführt; doch war noch zu Christian's VI. Zeiten das Dänische im Volksmunde vorherrschend. Seit dem Anfang dieses Jahrh. gewann die deutsche Sprache immer mehr die Oberhand und verdrängte die dänische wenigstens ganz aus dem öffentlichen Leben. Die Anglo-Danen sind im Vergleich mit den Friesen und Dithmarschen mehr passiven Charakters, und ihr ausgeprägter religiöser Sinn neigt leicht zum Pietismus. — Die Landschaft Angeln, welche von der Schlei und der Flensburger Höhe im Süden und Norden begrenzt wird, hat keine politisch-administrative Bedeutung. Sie umfaßt etwa 15 QM. mit 50000 E. Der nördliche Theil gehört zum Amte Flensburg, der südliche zum Amte Gottorp, mit Ausnahme der adeligen Güter, die den ersten und zweiten **Angeler Güterdistrict** bilden, von denen der erste 26 Güter mit 13000 E., der zweite (größtentheils zwischen Apenrade und Flensburg im Sundewitt) 27 Güter mit 15000 E. umfaßt. In der neuesten Kriegsgeschichte ist A. mit seinen Flecken und Dörfern, z. B. Glücksburg, Munkebrarup, Satrup, Huusby, Poppholtz bei Idstedt u. s. w. oft genannt worden. Durch A. ging auch die Demarcationslinie, welche in Folge des berliner Waffenstillstandes vom 10. Juli 1849 gezogen wurde.

Angelsachsen ist der Name, mit welchem die Geschichtschreiber die deutschen Volksstämme Sachsen und Angeln, zu denen sich auch Jüten gesellten, zusammenfassen, die von der untern Elbe und Weser im 5. Jahrh., der Sage nach zuerst 449 unter Hengist und Horsa, in wiederholten Auswanderungen nach Britannien übersetzten, und sich England unterwarfen. (S. **Großbritannien**.) Die Jüten ließen sich vorzugsweise in Kent, die Angeln im nördlichen, die Sachsen im südlichen und mittlern Theile des Landes nieder. Die allmälig aus der Vereinigung kleinerer Gemeinschaften entstandenen sieben (oder acht) Königreiche, oder die sogenannte angelsächsische Heptarchie, nämlich das aus der Vereinigung von Bernicia und Deira entstandene Northumbrien, Kent, Sussex, Wessex, Essex, Ostangeln und Mercia (nebst den Hwiccas), verband Egbert von Wessex 827 zu einem Königreiche, welches den Namen Anglia oder England (angelsächs. Engla-land, d. i. das Land der Angeln) erhielt. Obgleich unter den Einwanderern die Sachsen (s. d.) an Zahl das Übergewicht gehabt haben mögen, wurde doch der Name für das ganze Land von den Angeln entlehnt, jedenfalls weil die von Letztern begründeten nördlichen Staaten in den ersten Jahrhunderten eine höhere politische Bedeutung als die südlichen sächs. Reiche hatten. So führten auch zuerst besonders die Könige von Mercia den Titel eines Bretwalda (Britenbeherrscher), welcher nachher an das mächtig gewordene Wessex überging und von Egbert abgeschafft

wurde. Dem Bretwalda wurde bei gemeinsamen Kriegen, namentlich gegen die celtischen Fürsten von Wales und Schottland, von allen oder doch von mehren der angelsächs. Reiche die oberste Leitung der Angelegenheiten anvertraut. Sonst beruhte die Verfassung der Angelsachsen, welche von Alfred (s. d.), ihrem größten Könige, nicht erst geschaffen, sondern nur nach der Störung durch die Dänenkriege wiederhergestellt und weiter ausgebildet wurde, auf denselben Grundlagen wie die der andern germanischen Völker. Doch entwickelte sie sich bei den Angelsachsen, die überhaupt ihr germanisches Wesen in großer Reinheit erhielten, selbständiger als bei denjenigen deutschen Stämmen, die mit den Römern und nachher mit der röm. Geistlichkeit in nähere Berührung kamen. An der Spitze stand der an die Stelle des germanischen Herzogs (Heretoga) getretene König (Cyning, Cyng), dessen Söhne und nächste Verwandte allein einen eigenthümlichen Geburtsadel, die Athelinge, bildeten. Die Königinnen (Cwen) genossen ansehnliche Vorrechte und übten öfter großen Einfluß. Im Frieden umgab den König seine Dienstmannschaft, die Folgoth (Geserescipe), aus welcher sich ein allmälig erblich werdender Dienst- und Lehnsadel entwickelte. Dieselbe bestand aus zwei Classen, den Aldormannen (Ealdorman, später Earl in Folge dänischen Einflusses), aus denen der König die Hofämter besetzte und die Vorsteher der größern Districte wählte, und dem Gesinde (Gesith), gewöhnlich mit dem, eigentlich auch die höhere Classe mit umfassenden, Namen Thegen oder Thane bezeichnet, die mit bestimmtem Landbesitz zum Kriegsdienst verpflichtet waren. Die Gemeinfreien, unter denen freigebliebene Briten (Wealhas) einen niedern Rang einnahmen, hießen Ceorle und stellten sich meist unter den Schutz eines angesehenen Mannes, des Hlaford (d. i. Brotherr, daher Lord). Die Zahl der Unfreien (Theow) war nicht sehr groß. Alle diese Stände waren durch Abstufungen der Rechte, namentlich des Wergeldes (s. d.), geschieden. In den großen Districten, den Shires (Sciras) oder Grafschaften, bestanden kleinere Gemeindekreise, die Zehende (Teothung), eine Vereinigung zehn freier Hausväter, deren Glieder vor Gericht füreinander hafteten. Zehn Teothungs bildeten eine Hundrede, über deren Gericht noch das Grafschaftsgericht unter dem Ealdorman stand. In wichtigen Angelegenheiten entschied der Letztere nur mit Zustimmung einer Versammlung (Gemóte) der Wittigsten (d. i. der Weisesten, der Thane und der Vertreter der einzelnen Ortsgemeinden oder Tunscipes) seiner Grafschaft, die halbjährlich an der Stelle der frühern Volksversammlung gehalten ward. Auch der König berief ein solches Witenagemóte oder Micelgemóte (d. i. große Versammlung) der angesehensten Bischöfe und Laien. Das Christenthum, das der von Papst Gregor I. gesendete heil. Augustinus, der erste Erzbischof von Canterbury, zuerst bei Äthelbert, König von Kent und Gemahl der christlichen fränkischen Königstochter Bertha, zu Ende des 6. Jahrh. predigte, verbreitete sich bei den Angelsachsen schnell. Nachdem 664 auf einer von König Oswiu berufenen Synode die Vereinigung der alten noch in Schottland und zum Theil in England bestehenden britischen Kirche mit der röm.-kath. zu Stande gekommen war, führte Theodor, Erzbischof von Canterbury, 668 den röm. Gottesdienst überall gleichförmig ein, und empfing die Würde eines Primas von England. Unter ihm standen der Erzbischof von York und 15 andere Bischöfe, die auf Concilien in Gegenwart der Könige und weltlichen Großen bis ins 8. Jahrh. ohne päpstlichen Einfluß die Angelegenheiten der Angelsächsischen Kirche leiteten und entschieden. Obgleich die röm. Päpste beharrlich jede Gelegenheit ergriffen, England von Rom abhängig zu machen, so gelang es doch erst dem heil. Dunstan im 10. Jahrh., Rom den Sieg zu verschaffen. Übrigens zeichnete sich die angelsächs. Geistlichkeit, namentlich der frühern Jahrh., nicht minder als die schottische, durch Bildung und Pflege der Wissenschaften aus. Vor Allen ist Beda Venerabilis (s. d.) berühmt. Der heilige Bonifacius (s. d.), nebst vielen andern angelsächs. und schott. Priestern, machte sich um die Verbreitung der christlichen Lehre bei den Völkern des eigentlichen Deutschlands verdient. Vgl. rücksichtlich der angelsächs. Kirche Soames, „The Anglosaxon church" (Lond. 1835), und „The latin church during Anglosaxon times" (Lond. 1849); Lingard, „The antiquities of the Anglosaxon church" (Newcastle 1810; deutsch, Bresl. 1847). Am gründlichsten ist die Geschichte der Angelsachsen, wie ihr gesellschaftlicher Zustand dargestellt in Turner's „History of the Anglosaxons" (5. Aufl., 3 Bde., Lond. 1828), Palsgrave's „The rise and progress of the English common wealth" (2 Bde., Lond. 1832), besonders aber in Lappenberg's „Geschichte von England" (Bd. 1, Hamb. 1834) und Kemble's „The Anglosaxons" (2 Bde., Lond. 1848).

Angelsächsische Sprache und Literatur. Dieselbe ist ein besonders entwickelter Zweig des niederdeutschen Stamms der germanischen Sprachen, und zunächst verwandt mit dem Altsächsischen, Altniederländischen und Altfriesischen. Sie bestand in zwei Hauptmundarten, der nordenglischen in den von Angeln besetzten Theilen Englands, und der südenglischen oder sächsischen, in den

von den Sachsen gegründeten Reichen der Heptarchie. Mit dem politischen und kirchlichen Übergewicht, welches im 8. Jahrh. Wessex gewann, fand auch die westsächsische Mundart als Hof- und Büchersprache überall Eingang. Seit dem 9. Jahrh. begann die Aufzeichnung von Gesetzen und Gedichten und, angeregt durch Alfred d. Gr. (s. d.), die Übertragung lat. Werke in das Angelsächsische. Mit dem Sturz der angelsächs. Dynastie und der Erhebung der normännischen wurde auch die einheimische Sprache durch das Nordfranzösische vom Hofe, aus dem Gericht, der Schule und zum Theil selbst der Kirche verdrängt, lebte aber im Volke fort und bildete sich während des 12., 13. und 14. Jahrh. unter romanischen Einflüssen zum Englischen um. Das Angelsächsische aus der Zeit von 1070—1250 nennen namentlich engl. Philologen halbsächsisch (Semisaxon). Seit der Reformation lebte das Studium des Angelsächsischen wieder auf; jedoch sind die Leistungen von Somner, Hickes, Whelock, Thwaites, Lye u. A. durch die Bemühungen der neuesten Zeit, namentlich Thorpe's und Kemble's in England und J. Grimm's und Leo's in Deutschland entbehrlich geworden. Die brauchbarsten Wörterbücher lieferten bis jetzt Lye (2 Bde., Lond. 1772) und Bosworth (Lond. 1839); die Grammatik bearbeitete Rask in seiner „Angelsäksisk sproglaere" (Stockh. 1817; engl. von Thorpe, Kopenh. 1830), am besten J. Grimm in der „Deutschen Grammatik" (Bd. 1, Gött. 1819; 3. Aufl. 1840; Bd. 2—4, 1826—37). Glossare finden sich in Thorpe's „Analecta Anglosaxonica" (Lond. 1834; 2. Aufl. 1845) und in Leo's „Altsächs. und angelsächs. Sprachproben" (Halle 1838). Poetische Stücke enthält Conybeare's „Illustrations of Anglosaxon poetry" (Lond. 1826). Unter den trotz der Verheerungen der Dänen und Normannen zahlreich auf uns gekommenen, großentheils noch ungedruckten Resten der angelsächsischen Literatur, stehen die Denkmäler der Poesie obenan. Dieselbe war wie die nordische und älteste deutsche, stabreimend oder alliterirend; erst in späterer Zeit zeigen sich die Anfänge des Reims. Die epischen Dichtungen, deren Stil durch eine Überfülle formelhafter Epitheta, kühner Metaphern, Reichthum des Colorits, einen gewissen Pomp der Rede, und prächtige Schilderungen charakterisirt wird, sind dem Stoffe nach theils volksthümlich, theils christlich. Jedoch sind die eigentlichen Heldenlieder verloren gegangen; Spuren ihres ehemaligen Vorhandenseins zeigt, außer einigen kleinern Stücken, wie z. B. dem „Traveller's Song" (herausgegeben von Ettmüller, Zürich 1839, und von Thorpe, im „Codex Exoniensis"), namentlich das Epos „Beowulf" (s. d.), welches dem 8. Jahrh. angehört. Seit Einführung des Christenthums nahm die Poesie eine geistliche Richtung an. Eine große Anzahl solcher Dichtungen über christliche Stoffe enthalten die von Thorpe herausgegebenen Sammelhandschriften zu Exeter („Codex Exoniensis", Lond. 1842) und zu Vercelli (im „Appendix B. to Cooper's report to the Recorders", Lond. 1837). Den Typus dieser Gattung bildet die dem 7. Jahrh. angehörige und dem Caedmon beigelegte „Paraphrase der Genesis", welche von Thorpe (Lond. 1832) und von Bouterwek (Bd. 1, Elberfeld 1847) herausgegeben ist und der sich an Alterthümlichkeit die Legende von „Andreas und Elene" (herausgegeben von J. Grimm, Kassel 1840) anschließen. Einen poetischen Heiligenkalender oder „Menologium" gab Fox (Lond. 1830) und eine Umdichtung der Psalmen Thorpe (Lond. 1835) heraus. Die Übersetzung des altfranz. „Roman de Brut" von Layamon um 1200 (herausgegeben von Madden, Lond. 1847) zeigt die Sprache in ihrem Übergange zum Englischen; ebenso die „Proverbs of king Alfred" in den „Reliquiae antiquae" (Bd. 1, Lond. 1843). Unter den Prosadenkmälern sind als die wichtigsten zu nennen zuvörderst die weltlichen und kirchlichen Gesetze von Äthelbirht von Kent (Ende des 7. Jahrh.) bis auf Knut, mehrmals gesammelt z. B. von Whelock (Cambr. 1644), Wilkins (Lond. 1721), Schmid (Bd. 1, Lpz. 1832), am besten von Thorpe in den „Ancient laws and institutes of England" (Lond. 1840). Die für die Kenntniß socialer Verhältnisse Englands im 11. Jahrh. interessanten „Rectitudines singularum personarum" hat Leo (Halle 1842) besonders erläutert. Unter den historischen Werken steht, außer Alfred's Übersetzung des Orosius (herausgegeben von Barrington, Lond. 1773) und des Beda (herausgegeben von Whelock, Cambr. 1644, und von Smith in den „Opera Bedae", Cambr. 1772), das von Verschiedenen bis 1154 fortgeführte „Anglo-saxon chronicle" oben an. Es wurde am besten von Ingram (Lond. 1823) herausgegeben und von Miß Gurney (Norwich 1819) übersetzt. Die Theologie zählt indessen die zahlreichsten Schriften. Hierher gehören, neben den Legenden von Apollonius von Tyrus (herausgegeben von Thorpe, Lond. 1834), von Fursäus, Neot, St.-Guthlac u. A., namentlich die vielen Homilien. Eine von dem um Ausbildung der angelsächs. Sprache und Übersetzung wissenschaftlicher lat. Werke in dieselbe vielfach verdienten Bischof Älfric angelegte Sammlung erschien, auf Kosten der 1843 gestifteten Aelfric-society, von Thorpe (2 Bde., Lond. 1847). Älfric begann auch die Übersetzung der Bibel mit dem Heptateuch (Orf. 1698). Ein Anderer übersetzte die Evange-

lien (herausgegeben von Junius, Amst. 1644, und von Thorpe, Lond. 1842). Eine Interlinearversion der Bibel in ostanglischer Mundart aus dem 8. Jahrh. enthält das „Durham-book". Andere theologische Schriften wurde theils von Älfric selbst, theils von seinen Zeitgenossen übersetzt und glossirt. Außerdem verdienen noch Alfred's Übersetzungen von des Boethius Schrift „De consolatione philosophiae" (von Cardale, Lond. 1829) und der „Gedichte" desselben (von Fox, Lond. 1835) Erwähnung. Über die astronomischen, physikalischen und medicinischen Ansichten jener Zeit geben die von Wright in den „Treatises on sciences written during the middle-ages" (Lond. 1841) aufgenommenen Schriften Aufschluß. Vgl. Michel, „Bibliothèque anglo-saxonne" (Par. 1837) und Wright, „Biographia britannica literaria" (Bd. 1, Lond. 1842)

Angelus-Dei-Gebet, auch blos Angelus, heißt eine Gebetformel der Katholiken, zu welcher durch dreimaliges Läuten, des Morgens, Mittags und Abends, aufgefodert wird. Das Gebet beginnt mit den Worten „Angelus domini nunciavit Mariae" (der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft). Es wurde anfangs nur Abends gesprochen. Der Papst Johannes XXII. knüpfte jedoch Ablässe an dieses Gebet, und mehre Synoden des 14. Jahrh., sowie die Synode von Mainz (1423) empfahlen die dreimalige Wiedeeholung desselben.

Angelus Silesius, eigentlich Joh. Scheffler, ein geistlicher Dichter des 17. Jahrh., war zu Breslau oder zu Glatz 1624 geboren, und neigte sich frühzeitig zur Schwärmerei hin, die in dem Studium der Schriften Tauler's, Jakob Böhme's u. A. noch mehr Nahrung fand. Nachdem er sich dem medicinischen Studium gewidmet und Reisen durch Holland gemacht hatte, ward er Leibarzt beim Herzog von Würtemberg-Öls. Unzufrieden mit den Satzungen der protest. Kirche, trat er 1653 zur kath. über, und aus dem kais. Hofmedicus und Leibarzt Kaiser Ferdinand's III., an dessen Hof ihn sein wechselvolles Leben geführt hatte, ward ein Priester und Rath des Bischofs zu Breslau. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich in ein dasiges Kloster zurück, wo er 1677 starb. Seine friedlichen, gefühlvollen, oft in das Tändelnde übergehenden geistlichen Poesien contrastiren auffallend mit seinen fanatisch heftigen, prosaischen Streitschriften, die meist pseudonym erschienen. Sein „Cherubinisches Wanderbuch" (Glogau 1674) war fast ein ganzes Jahrh. lang ein in zahlreichen Ausgaben verbreitetes Erbauungsbuch. Außerdem gibt es noch von ihm „Geistliche Hirtenlieder", „Die betrübte Psyche" u. s. w. In neuerer Zeit ist sein Andenken mehrfach erneuert worden. Haid (1815) und Franz Horn (1818) gaben Sammlungen seiner Sprüche heraus; Varnhagen von Ense eine „Sammlung geistlicher Sprüche aus dem Cherubinischen Wandersmann" (Berl. 1820), und auch Müller veröffentlichte Einiges in der „Bibliothek deutscher Dichter u. s. w." (Bd. 9, Lpz. 1826).

Angely (Louis), geb. um 1788 in Berlin, der franz. Colonie daselbst angehörend, ging sehr früh zum Theater und lebte lange Zeit als Schauspieler und mit wechselndem Glücke in den Städten der russ.-deutschen Ostseeprovinzen. Später war er Mitglied des Deutschen Theaters in Petersburg, wo er im Fache der niedern Komik großes Glück machte, und 1828 wurde er bei dem neugegründeten Königsstädtischen Theater in Berlin als Schauspieler und Regisseur angestellt. Im J. 1830 zog er sich von der Bühne ganz zurück, kaufte einen Gasthof in Berlin, und starb daselbst 16. Nov. 1835. Als Schauspieler war er nicht bedeutend, als Regisseur dagegen tüchtig. Als Verfasser von Bühnenstücken verdankt er sein Glück dem gesunkenen Geschmack, der Bewußtlosigkeit des Publicums und der Geschicklichkeit, womit er auf diese Geschmacksverderbtheit speculirte. Er gehörte jener Periode des berliner Theaters an, wo man, ohne daß ein eigentlicher Volksboden vorhanden gewesen wäre, das Theater in der Königsstadt zu einer Volksbühne machen wollte. In dieser Absicht schrieb er auch seine zahlreichen Possen, Vaudevilles und Singspiele. An eigener Erfindung, auch in seinen sogenannten Originalstücken, war er arm, aber, mit den Bühnenzuständen und dem Geschmack des Publicums innig vertraut, wußte er franz. Stücke mit vieler Gewandtheit zu localisiren. Die „Schneidermamsells", „Schülerschwänke", „Die beiden Hofmeister", „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten", „Wohnungen zu vermiethen", und besonders „Die sieben Mädchen in Uniform" und „Das Fest der Handwerker" machten unter seinen Possen und Singspielen das meiste, selbst ein unerhörtes Glück. Seine dramatischen Arbeiten sind gesammelt in den „Vaudevilles und Lustspiele" (3 Bde., Berl. 1828—34 und Bd. 1—4, 1842) und „Neuestes komisches Theater" (Hamb. 1836).

Angenehm nennt man im Allgemeinen einen Gegenstand, insofern er ein Gefühl der Lust erweckt; dennoch unterscheidet sich das eigentlich Angenehme von Dem, was blos die Begierde befriedigt. Die Lust in der Befriedigung der Begierde hängt nämlich davon ab, daß erst eine Begierde vorhanden war; der gleichgültigste Gegenstand kann dem Menschen Lust verschaffen, weil er ihn gerade begehrt, z. B. bei Liebhabereien. Der Eindruck des eigentlich Angenehmen ist

dagegen von der vorausgegangenen Begierde unabhängig; ja das Begehren des Angenehmen und das Verabscheuen des Unangenehmen kann sogar mit andern Begehrungen in Streit gerathen, wie in dem letztern Falle, wenn ein Kranker eine an sich unangenehme Operation dennoch begehrt. Durch diese Unmittelbarkeit, mit welcher die Empfindung des Angenehmen oder Unangenehmen sich uns aufdringt, grenzt es nahe mit dem Schönen zusammen, und für viele Menschen hat der Genuß des Schönen auch nur die Bedeutung des Angenehmen. Dennoch unterscheidet sich das Schöne, auch schon da, wo es die höchsten Interessen des geistigen Lebens nicht zugleich in sich schließt, von dem Angenehmen durch die Möglichkeit, über Das, was eigentlich gefällt, sich Rechenschaft zu geben, während das Angenehme immer nur subjectives Gefühl bleibt, daher auch der Streit über das Angenehme sich nicht durch allgemeine Principien entscheiden läßt, während die Untersuchung des Schönen sich in der Ästhetik (s. d.) zu einer Wissenschaft ausgebildet hat. Psychologisch betrachtet, gehört das Angenehme zu den dunkelsten Erscheinungen des geistigen Lebens.

Angermannland (schwed. Ångermland, spr. Ongermland), Provinz Norrlands, eines der vier Haupttheile Schwedens, an dem Bottnischen Meerbusen, von dem Angermannfluß durchströmt. Neben Dalekarlien ist A. vielleicht die an wilden Naturschönheiten und interessanten Landschaften reichste Gegend Schwedens, wo Wald und Berge, Flüsse und Seen reiche Abwechselung gewähren und Scenen bieten, die oft mit den Ufern des Rheins und der Donau und mit viel gerühmten Gegenden der Schweiz wetteifern. Dabei gehört A. zu den gut angebauten Provinzen, bringt Gerste, Roggen, Erbsen hervor, und ist auch reich an schönen Weiden. Der Angermannfluß, mit gutem Lachsfang, bildet mehre Fälle und Stromschnellen, ist in seinem untern Laufe für die größten Schiffe fahrbar, und erweitert sich kurz vor seinem Auslauf in den Bottnischen Meerbusen zu einem nicht unbedeutenden See. Die Einwohner A.s gehören zu den kernigsten Schwedens, und sind durch ihre Mäßigkeit und ihren Fleiß vortheilhaft bekannt, weshalb auch ein gewisser Wohlstand durchgängig über das Land verbreitet ist. Die Hauptstadt der Provinz ist Hernösand, mit 2600 größtentheils wohlhabenden Einwohnern; sie liegt auf der kleinen Insel Hernö und steht durch wöchentliche Dampfschifffahrt mit Stockholm in Verbindung.

Angeröna, bei den Römern die Göttin der Angst und Besorgniß, welche diese Gemüthszustände erregte, aber auch davon befreite, oder nur Letzteres that. Sie wurde mit verbundenem Munde oder mit an den Mund gelegtem Finger dargestellt. Ihre Bildsäule stand in Rom auf dem Altare in dem Tempel der Volupia. In diesem wurde auch das Fest derselben, welches Angeronalia hieß, am 21. Dec. gefeiert.

Angers (Juliomagus oder Andegavum), die Hauptstadt des alten Herzogthums Anjou (s. d.) und jetzt des franz. Depart. Maine-Loire, liegt an der schiffbaren Mayenne unweit ihrer Mündung in die Loire, ist der Sitz eines Bischofs, eines königlichen Gerichtshofs und hat 36000 E. Zu A. ist eine Universitätsakademie und königliche Gewerbschule, ein Collége, theologisches Seminar und Taubstummeninstitut, eine ökonomische Gesellschaft, ein botanischer Garten, eine große Bildergalerie und eine öffentliche Bibliothek (25000 Bde.). Die Kathedrale St.-Martin aus dem 9. Jahrh. ist im röm. Basilikenstil, die Kirche St.-Maurice aus dem 13. Jahrh. im gothischen Stil erbaut. Lebhaften Gewerbsbetrieb zeigen besonders die königliche Segeltuchfabrik, die Baumwollenspinnereien, Zwirnstrumpfmanufacturen und in der Nähe die an 3000 Arbeiter beschäftigenden Schieferbrüche. A. hat ein großes Gestüt und treibt ansehnlichen Handel, besonders mit Getreide, Wein, Branntwein, Essig, Senf und Baumwollenwaaren.

Angion ist der griech. Kunstname für die Gefäße des thierischen Kreislaufes, daher: **Angiologie**, die Lehre von den Gefäßen, d. h. von den Arterien, Venen und Saugadern. **Angiektasie** heißt die Gefäßerweiterung im Allgemeinen, also der Arterien (s. **Aneurysma**), der Venen (s. **Varix**) und der Lymphgefäße. **Angiostenose** ist Gefäßverengerung, **Angioitis** Gefäßentzündung, und **Angioleucitis** (oder Lymphangioitis) Entzündung der Lymphgefäße. — In der Archäologie nennt man **Angiographie** die Beschreibung der Gefäße, wie der Vasen, Trinkgeschirre, Urnen u. s. w.

Anglaise, engl. country-dance, ist ein Tanz von lebhaftem Charakter und leichter Bewegung, bald in ²/₄, bald in ³/₄ Takt. Er verdankt sein Entstehen dem franz. rigaudon, ist aber allmälig einfacher geworden und beschränkt sich jetzt gemeiniglich auf vier Touren. **Anglaise** nennt man aber auch den Charaktertanz, den die franz. Tanzkunst aus Zügen engl. Nationaltänze componirt hat. Dieselbe wird gewöhnlich von einem einzelnen Tänzer in der Tracht eines Seeoffiziers mit einer Gerte in der Hand getanzt, die der Tanzende in mannichfacher Weise hält und balancirt. Die Tanzschritte sind zum ²/₄ Takt marschartig kurz und kräftig.

Anglesey oder Anglesea (alt: Anglorum Insula und Mona), Insel und Grafschaft in der Irischen See, an der Nordwestküste von Wales, getrennt von dem Festlande Großbritanniens durch den Menaicanal (s. d.), mit einem Flächenraum von 271 engl. QM. und einer Bevölkerung von 50900 E. Im J. 61 n. Chr. landete an dieser Insel der röm. Feldherr Suetonius Paulinus, unterwarf sie, dem Widerstand der Einwohner und den Bannflüchen der Druiden zum Trotz, und zerstörte die heiligen Haine. Der Aufstand der Boadicea vertrieb die Römer, welche jedoch 76 wiederkehrten. Einige druidische Reste finden sich noch jetzt. Im 9. Jahrh. landete der Sachse Egbert und nahm die Insel in Besitz. Ihm nahmen sie die Fürsten von Nordwales bald wieder ab, und sie blieb dann Herrschersitz derselben, bis Eduard I. Wales für immer unterwarf. Unter Karl I. war A. der Schauplatz eines seiner Kämpfe mit der Macht des Parlaments. Das Klima der Insel ist milder als das der benachbarten Küste, doch im Herbst herrschen viele und dichte Nebel, in deren Folge Fieber zu grassiren pflegen. Im Ganzen ist das Land flach und öde, nur bei Beaumaris und zu Plas Newydd, dem Sitze des Marquis von Anglesey, am Menaikanale, finden sich ansehnliche Waldungen. Der Ackerbau ist ergiebig an Hafer und Gerste, weniger an Weizen, und noch weniger an Roggen. Kartoffeln werden mehr gewonnen als irgendwo in Südwales, und jetzt auch ziemlich viel Rüben. Vornehmlich aber wird der Boden als Weideland benutzt, das zehn Elftel des ganzen Flächeninhalts einnimmt. Die Farmers ziehen Rindvieh auf, das sie in großen Herden, gegen 8000 Stück jährlich, ausführen. Früher, ehe es eine Menaibrücke gab, ließen die Treiber das Vieh über den Kanal schwimmen. Schafe, die größten unter den walisischen, mit weißen Füßen und Köpfen, und meist ohne Hörner, werden bis zu 7000 Stück ausgeführt. Die Ausfuhr an Schweinen hat gegen die irische verloren. Die Pferde der Insel sind nicht geschätzt. Der Mineralienreichthum ist bedeutend. Die Kupferminen von Mona und Parys an der Nordostküste wurden zuerst 1762 eröffnet, anfangs mit geringem Erfolg; jetzt sind sie Quellen des Reichthums für die Eigenthümer. Der Parysberg hat auch silberreiches Bleierz. Auch finden sich Kalkstein, weißer und farbiger Marmor, Mühlsteine, doch wenig Kohlen. Einst war die Insel ein bedeutender Handelsplatz, jetzt sind ihre Buchten und Häfen verödet. Industrie gibt es nicht, außer der Anfertigung von grobem blauem Tuch, von Flanell und Wollendecken für den eigenen Verbrauch. — Die Grafschaft ist wie von Alters her eingetheilt in drei Cantefs und jedes Cantef in zwei Comots (cwmwds). Marktstädte der Insel sind: Beaumaris mit 2500, Holyhead mit 3870 E.

Anglesey, eine engl. Peerschaft, nach der Insel und Grafschaft Anglesey benannt. Der erste Graf von A. war Christoph Villiers, Bruder des Herzogs von Buckingham. Der Sohn desselben, Graf Charles, starb 1659 ohne männliche Erben. Arthur Annesley, ein irischer Baron, Sohn des Barons von Mountnorris und Viscounts von Valentia, eines der irischen Opfer unter Lord Strafford, ward 1661 von Karl II. zum Baron von Newport-Pagnell sowie zum engl. Peer, unter dem Titel eines Earl von A., erhoben. Während der Bürgerkriege und unter Cromwell hielt er zur königlichen Partei, wirkte mit Monk für die Rückkehr Karl's II., erlitt aber später im öffentlichen Leben, seiner strengen Grundsätze wegen, mancherlei Verfolgungen. A. war zwar kein hervorstechendes Talent, aber ein rechtschaffener, consequenter Charakter. Er starb 1686 in Zurückgezogenheit im Alter. — Anglesey (Henry William Paget, Earl of Uxbridge, Marquis von), geb. 17. Mai 1768, ein Nachkomme des Vorigen, succedirte seinem Vater, dem ersten Earl of Uxbridge, 1812 in dieser Würde, und wurde 1815 zum Marquis ernannt. Sein Vater zeichnete sich in dem nordamerik. Kriege als Oberst aus. In Oxford gebildet, trat der junge Lord Paget zu Anfange der Französischen Revolution in das brit. Heer, focht 1793—94 an der Spitze eines selbstgeworbenen Infanterieregiments in Flandern, und erwarb sich im Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel als Anführer der Reiterei großen Ruhm, besonders bei der Deckung des Rückzugs des Generals Moore und im Treffen bei Benavente, wo er den General Lefèbvre-Desnouettes gefangen nahm. In der Schlacht von Waterloo, wo er die ganze brit. Cavalerie commandirte, verlor er ein Bein. Nach der Rückkehr nach England wurde ihm nebst dem Titel eines Marquis der einstimmige Dank des Parlaments zu Theil. Unter Canning war er Mitglied des Ministeriums, und 1828 wurde er Statthalter in Irland, zu einer Zeit, als sich gerade die Parteien wieder in gereizterer Stimmung gegenüberstanden. Früher ein Gegner der Emancipation, erkannte er bald, daß die Ruhe des Landes nur durch Befriedigung der Ansprüche der Katholiken gesichert werden könne, und nach dieser Überzeugung führte er die Verwaltung. Von Wellington wurde er 1829 zurückberufen. Unter Grey's Ministerium ward er 1831 wieder an die Spitze der Verwaltung Irlands gestellt, wo indessen die Politik der Tories alle Verhältnisse in solche Verwirrung gebracht hatte, daß die Entschiedenheit und Redlichkeit seines Benehmens

den Sturm kaum zu beschwören vermochte. Daher wurde er 1833 durch den Marquis von Normanby ersetzt. An Lord Hill's Stelle ward er gegen Ende des J. 1842 Oberst und Chef der reitenden Grenadiergarde und des kön. Artillerieregiments. Außerdem ist er Feldmarschall, Generalfeldzeugmeister, Kämmerer und Kanzler von Nordwales, Viceadmiral der Küste von Nordwales, Lordlieutenant von Staffordshire, u. s. w.

Anglikanische Kirche heißt die Staatskirche in Großbritannien und Irland, abgesondert sowol von dem übrigen Protestantismus als von dem Katholicismus. Dieselbe bietet in ihrer Entstehung und Entwickelung alle die Wechselfälle der Willkür dar, welchen auch die kirchlichen Gesellschaften unterworfen waren, bevor der Rechtsstaat wenigstens annähernd an die Stelle des fürstlichen Absolutismus trat. England hatte im Verhältniß vorzugsweise viel von der Gewaltherrschaft und Ausbeutung der röm. Hierarchie zu erfahren, und war dadurch bereits im 14. Jahrh. besonders durch Wicliffe (s. d.) auf die Bahn der Reformation und des Gegensatzes gegen Rom getrieben worden. Auch durchzogen England im Anfang des 16. Jahrh. Ablaßkrämer mit Tezel'scher Unverschämtheit, während bereits 1519 Schriften Luther's nach England gekommen waren, und Johann Fryth und Wilhelm Tindal, selbst Engländer und später Märtyrer ihres Glaubens, seit 1526 das Neue Testament ihren Landsleuten in der Muttersprache darboten und der Reformation vorarbeiteten. Gleichwol bedingte es theils der engl. Nationalcharakter, theils das geringe Eindringen der Wicliffe'schen Reformationsversuche in das eigentliche Volk, daß die Einführung des Protestantismus in England sich vielmehr an eine Umwälzung von oben anknüpfte. Heinrich VIII., der willkürliche, wollüstige, aber eben so eigensinnige und kühne Inhaber des engl. Thrones (1509—47), war zwar ein heftiger Gegner der deutschen Reformation, und schrieb sogar 1522 ein heftiges Buch gegen Luther's Schrift von der babylonischen Gefangenschaft, durch welches er sich vom dankbaren Papste den erstrebten Titel eines Defensor fidei (Vertheidiger des Glaubens) verdiente. Als ihn aber Papst Clemens VII. von seiner 17 Jahre hindurch als rechtmäßig erkannten Gemahlin, Katharina von Aragonien, der Witwe seines Bruders Arthur, nicht trennen und dadurch den Weg nicht eröffnen wollte zu einer ehebrecherisch vorbereiteten Verbindung mit der Hofdame Anna Boleyn, ward 1532 die Zahlung der Annaten (s. d.) abgeschafft, die Verbindung mit Anna Boleyn (Jan. 1533) heimlich und ohne den Papst, blos nach Befragung der europ. Universitäten vollzogen, und endlich 1534, vorzugsweise auf den Rath des Thomas Cranmer (s. d.) und des Thomas Cromwell, die Lostrennung von Rom und die Unterstellung der engl. Kirche unter den König auch als geistliches Oberhaupt zur Ausführung gebracht. Die theologische Bildung des Königs, der bei dem Leben seines ältern Bruders zum Erzbischof von Canterbury bestimmt gewesen war, die Erhebung des willfährigen Cranmer zu jener Würde, sowie die Ernennung des Thomas Cromwell zum Generalvicar in geistlichen Angelegenheiten (1535) mit der höchsten geistlichen Gewalt, halfen bei der Beseitigung von widerspenstigen, römischgesinnten Bischöfen, bei der Einziehung der Kirchengüter, und bei der namentlich durchgreifenden Aufhebung der kleinern und bald auch der größern Klöster. Bis gegen 1540 war die Secularisirung vollzogen. Dennoch wurden 1539 sechs gut papistische Glaubenssätze (mit Transsubstantiation, Communion unter einerlei Gestalt, Priestercölibat, Mönchsgelübden, Stillmessen und Ohrenbeichten) vom Könige für die engl. Kirche festgestellt und der Tod auf ihre Übertretung gesetzt. Das Bibellesen wurde eingeschränkt, dagegen die Heiligenbilder und Reliquien verbrannt; vor allem aber ward die Weigerung der Anerkennung des königl. Supremats auf das härteste bestraft. Es starben unter dem Beile der Willkür Forst, Beichtvater der Königin Katharina, der früher dem König sehr befreundete Kanzler Thomas Morus, und Fisher, Bischof von Worcester. Überhaupt wurden unter dem Einflusse dieser Verhältnisse während der Regierung Heinrich's VIII. 2 Königinnen, 2 Cardinäle, 2 Erzbischöfe, 18 Bischöfe, 13 Äbte, 500 Prioren und Mönche, 38 Doctoren der Theologie und Jurisprudenz, 12 Herzoge und Grafen, 164 Edelleute, 124 Bürger und 110 Weiber hingerichtet.

Unter dem minderjährigen Eduard VI. (1547—53) konnte Cranmer von der Verfassungsrevolution eines herrschsüchtigen Königs zu einer im Sinne der reformirten Kirche durchgeführten Reformation der englischen Kirche übergehen. Unter Beseitigung der Messen, des Priestercölibats, der lat. Sprache im Gottesdienste und unter Herbeiziehung evangelischer, besonders reformirter Theologen, wie des Martin Bucer, Paul Fagius, Martyr Vermilio, Joh. von Lasco, Bernard Ochino u. A., wurde eine neue Liturgie (Book of common prayer, 1549) und ein neues Bekenntniß in 42 Artikeln gegen den päpstlichen Primat, gegen Tradition, Messe, Transsubstantiation, Fegfeuer, Anrufung der Heiligen und Bilderverehrung ausgefertigt und vom Parlamente anerkannt. Der von dem Blut 279 Hingerichteter befleckte Versuch der Kö-

igin Maria (1553—58), den Katholicismus wiederherzustellen, scheiterte an seiner Barbarei, n der tiefen Einwurzelung des Protestantismus, und an der nicht wieder rückgängig zu ma-enden Vertheilung der eingezogenen Kirchengüter. Zudem stand und fiel die königliche Be-ätigung und Macht der lange Zeit hindurch kräftig regierenden Nachfolgerin Maria's, der Königin Elisabeth (1558—1603), mit dem Protestantismus, gegenüber der verweigerten An-kennung Roms wie den Ansprüchen der katholischen, Frankreich verwandten Maria von Schott-nd. So wurde die dauernde Trennung von Rom entschieden und zum Theil durch gewaltsame Mittel, aber im Einverständnisse mit dem Parlamente durchgeführt. Die frühern, übrigens esentlich nicht veränderten 42 Artikel wurden 1562 auf einer Synode zu London in die durch Klarheit und Bestimmtheit ausgezeichneten 39 Artikel im calvinischen Sinne, obgleich unter Milderung der Prädestinationslehre, umgewandelt und 1571 durch eine Parlamentsacte für ie englische Kirche ausdrücklich anerkannt. Dagegen ward die alte Verfassung mit dem Epi-copalsystem, welches die Bischöfe als die nur unter dem Könige „als dem obersten Regenten er Kirche" stehenden Häupter der Kirche und als die ersten Barone des Reichs anerkennt, nöglichst geschont, und Vieles sonst auch von den alten liturgischen Formen beibehalten.

Es lag in der Art dieser Reformation und in dem Drange nach kirchlichem Fortschritt, der über-aupt im 16. Jahrh. erwacht war, daß eine nicht unbedeutende Partei von dieser „königlichen" Reformation nicht befriedigt wurde. Dem engl. Nationalcharakter gemäß treffen aber die Unter-chiede der mächtigsten Parteien nicht sowol die Lehre (wie bei den Quäkern, Arminianern u. A.) ls die Verfassung und den Ritus. Die Bekenner dieses Gegensatzes (des Voluntarysystems) eten als Nonconformisten oder Dissenters (s. d.), wiederum gespalten in Presbyterianer oder Puritaner (s. d.), in Independenten (s. d.) und Baptisten oder Taufgesinnte, der Staatskirche, d. h. der bischöflichen Kirche, Hochkirche (High-church), gegenüber. Der letztere Name, mit welchem in England selbst niemals die bischöfliche Kirche officiell bezeichnet worden ist, hat eine Veranlassung in der streng hierarchisch-aristokratischen, „hochkirchlichen" Partei (High-church party, High-church men) gefunden, im Gegensatze zu der „niedrigkirchlichen" (Low-church party, Low-church men), welche eine Vermittelung sucht zwischen den Extremen der Epi-scopalen und der von diesen als demokratisch-revolutionär bezeichneten Dissenters. Allerdings sind die Letztern es gewesen, welche anfänglich namentlich von Schottland aus, wo sie als Presbyte-rianer, wiewol nach Unterbrechungen, die herrschende Partei bildeten, Jakob I. (1603—25) mit seiner „Bischofskirche" bedrängten, dessen Sohn Karl I. unter Oliver Cromwell um dieser Kirche willen (30. Jan. 1649) auf das Schaffot brachten, und England bis 1660 zur Republik machten. Dennoch besitzt die „Alleinseligmachende apostolische Hochkirche" vermöge ihres eigenen katholisi-renden Charakters ihren gefährlichsten Feind nicht an jenen Parteien, sondern an dem prose-lyteneifrigen Katholicismus. Sie schloß daher, nach der Gefahr der geheimen Katholisirung durch die Stuarts (Karl's II. und Jakob's II.), unter dem Volkskönige Wilhelm III. von Oranien 1689 nur die Katholiken (und Socinianer) von ihrem Toleranzpatente aus. Auch hat sie die endlich zugestandene Emancipation derselben (13. April 1829) durch massenhafte Abfälle zum Katholicismus (s. Puseyismus) büßen müssen. Zwar wurde im J. 1846 in England zur Con-centration aller protestantischen Kräfte ein Evangelischer Bund (Evangelical alliance) ge-bildet, der sich selbst auf Deutschland übertrug. Allein der Papst hat dagegen angesichts der Fortschritte des Katholicismus England für die Katholiken in acht Sprengel eingetheilt, und sogar 1850 einen Cardinalbischof für die kath.-engl. Kirche eingesetzt. Die öffentliche Mei-nung protestirte gegen diesen Eingriff in die kön. Rechte durch eine gewaltige Bewegung; doch der Stand der Dinge ist dadurch keineswegs geändert worden. Vgl. Stäudlin, „Allge-meine Kirchengeschichte von Großbritannien" (2 Bde., Gött. 1819); Carwithen, „History of the English church" (2 Bde., Lond. 1829); Clausnitzer, „Gottesdienst, Kirchenverfassung und Geistlichkeit der bischöfl. engl. Kirche" (Berl. 1817); Funk, „Organisirung der engl. Staatskirche" (Altona 1829); Cobbett, „Geschichte der protest. Reform in England und Ir-land" (deutsch, Offenb. 1825). Von Katholiken schrieben darüber: Dodd, „Church history of England, and a continuation by Tierney" (2 Bde., Lond. 1840); Boost, „Geschichte der Re-formation und Revolution in England" (Augsb. 1843). Vgl. auch Dahlmann, „Geschichte der engl. Revolution" (Leipz. 1848).

Anglomanie heißt, namentlich in Frankreich und Deutschland, die Sucht engl. Institutio-nen, Sitten, Gebräuche, Moden u. s. w. anzupreisen und nachzuahmen. So sehr auch das brit. Staatsleben, gegenüber den politischen Zuständen des Continents, seine Lichtseiten aufweist, und der brit. Nationalcharakter in den Ergebnissen seiner socialen Entfaltung im Allgemeinen

unsere hohe Anerkennung verdient, bleibt doch eine unterschiedslose Bewunderung dieser Eigenthümlichkeiten eine Beschränktheit, und die bloße Nachahmung eine sinnlose Äußerlichkeit, sowie eine Sünde gegen den eigenen nationalen Geist. Erstreckt sich die blinde Verehrung des Fremden nicht einmal auf das ethische Gebiet des öffentlichen Lebens, sondern steigt es zu der ausländischen Privatsitte und Mode herab, so wird diese Erscheinung noch widerlicher. Der achtungswerthe Engländer mit seinem Selbstbewußtsein, seinen nationalen Amusements und seiner Fashion verwandelt sich dann im Ausländer zu einer Caricatur, die unsern Spott oder unsere Verachtung verdient. Weniger kann man bisher den Deutschen Anglomanie vorwerfen als in früherer Zeit die Gallomanie (s. d.).

Angola bezeichnet im weitern Sinne das westafrik. Küstenland zwischen Cap Lopez de Gonsalvo und St.-Philipp de Benguela, im engern ein von den Portugiesen abhängiges Königreich in Niederguinea, zwischen dem Koanza- und Dandaflusse, mit dem südlichern Benguela etwa 14750 □M. und 361000 E. umfassend. Doch läßt sich Größe und Bevölkerung nach dem Innern des Landes zu nicht genau angeben. Das außerordentlich fruchtbare und von der üppigsten Natur gesegnete Land wurde 1488 von den Portugiesen entdeckt und bis jetzt behauptet. Es würde unter besserer, sicherer Verwaltung den unermeßlichsten Ertrag abwerfen. Die große Hitze wird durch die Seeluft bedeutend gemäßigt; alle Südfrüchte liefert der Boden in Fülle, sowie Kaffee, der wild wächst, Zuckerrohr, Palmen, die Baumwollenstaude. Das mit Wald bedeckte Gebirge ist reich an Metallen, besonders Kupfer, Eisen, Silber. Diese Metalle, desgleichen Wachs, Elfenbein, besonders aber Negersklaven von sanftem, dabei kräftigem Charakter bilden die hauptsächlichen Ausfuhrartikel. Die Küsten und die Mündungen der Flüsse, Koanza, Caiba, Bengo, Danda u. s. w., sind unsicher durch zahlreiche Haifische, Krokodile und Alligatoren. — Angola heißt zugleich die in kahlster und ziemlich ungesunder Gegend gelegene Hauptstadt des portug. Westafrika. Sie ist Sitz des Generalgouvernements und terrassenartig auf dem Abfall des Gebirgs erbaut (8° 46′ s. Br. und 13° 9′ ö. L.). Dieselbe führt auch den Namen Loanda, von der Insel, welche parallel der Küste laufend, den nicht sehr schützenden und darum nie stark besuchten Hafen bildet. Ursprünglich hieß die Stadt San-Paulo von ihrem Gründer Paulo Dias de Novaes. Später, als 1648 die Holländer nach siebenjährigem Besitz der Stadt am Tage der Maria da Assumpção vertrieben wurden, gab man ihr den Beinamen da Assumpção. Sie wird durch vortreffliche Forts nach der Seeseite geschützt, ist von freundlichem Ansehn und zählt über 20000 E. Die Sprache der A. bewohnenden Neger, unter denen portug. Missionare seit 1491 das kath. Christenthum verbreiten, gehört zum Congostamme, und wird in drei Hauptdialekten, Mahunga, Angola und Kassange gesprochen. Vgl. Tam, „Die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika" (Hamb. 1845).

Angōra, das Ancyra der Alten, eine der östlichsten Städte des türk. Ejalets Anadoli, auf den innern gebirgigen Hochflächen Kleinasiens, 10 M. vom westlichen Bogen des Kisil-Irmak gelegen, ist eine uralte, im pers. Zeitalter blühende Stadt, welche von Midas, dem Sohn des phrygischen Gordios, erbaut sein soll, und dann von den gallischen Tectosagen, die sich in Kleinasien niederließen, zum Hauptsitze erwählt wurde. Unter den Römern war die Stadt Hauptstapelplatz für den ganzen morgenländischen Handel. Der Kaiser Augustus verschönerte die Metropolis Ancyra sehr, weshalb ihm die dankbaren Bewohner einen Tempel von Marmor errichteten und auf mehren Tafeln und Säulen eines Altars seine Kriegsthaten aufzeichnen ließen. Diese Inschriften sind unter dem Namen **Monumentum Ancyranum** bekannt und für die alte Geschichte besonders wichtig. Durch Busbecq 1553 entdeckt, dann durch spätere Reisende, namentlich durch Tournefort und Chishull, mehrfach berichtigt, finden sich diese Inschriften nach der Copie Busbecq's zuerst in der Ausgabe des Aurelius Victor von Schott (Antw. 1579), dann in der Ausgabe des Suetonius von Wolf (Bd. 2) abgedruckt, und zuletzt von Franz und Zumpt (Berl. 1845) bearbeitet. Gegenwärtig sind nur noch wenig Reste des alten Ancyra vorhanden. Das heutige A. zählt 40000 E., worunter 8000 Christen, ist der Sitz eines griech. und eines armenischen Bischofs, und hat einen Weltruf erlangt durch die Zucht der **Angorischen Ziege** und die zahlreichen Kämelottefabriken. Diese Ziegen, eine Varietät der Hausziege (Capra hircus Lin.), werden in A. selbst Kämelziegen genannt, von dem arab. Worte Chamal, d. i. zart, fein, weil sie sich durch ein schönes seidenartiges Haar auszeichnen, das in acht Zoll langen Locken bis auf die Hälfte der Beine herabhängt und jährlich zwei mal geschoren wird. Jedenfalls trägt die Beschaffenheit der Luft viel zu dieser Erscheinung bei; denn Kaninchen, selbst Katzen haben dort ein sehr feines Haar, während in Europa das Haar der eingeführten Angoraziegen viel an seiner Schönheit verliert. Das Haar der Kämelziege gibt das Kämel-

garn (nicht, wie oft falsch gesagt wird, Kameelgarn), und kommt entweder als sogenanntes türk. Garn, oder bereits verwebt, als Kämelottezeug in den Handel. Das zarte Fell der Ziegen liefert den schönen morgenländischen Saffian und Corduan. Es sollen von A. jährlich 3000 Ballen Kämelgarn nach Europa verschickt werden. Im J. 1402 wurde bei A. auf der Ebene Tschibükabad eine entscheidende Völkerschlacht zwischen Türken und Tataren geliefert, in welcher Timur den Sultan Bajazet I. schlug und gefangen nahm.

Angostura, früher San-Tomé de Guayana oder San-Tomé d'Angostura, neuerdings Ciudad Bolivar genannt, Hauptstadt der 20000 QM. großen, aber in fünf Cantonen nur 57000 E. zählenden Provinz Guayana in der südamerik. Republik Venezuela, amphitheatralisch am Orinoco, 80 M. oberhalb dessen Mündung gelegen, mit 9—10000 E., breiten und geraden, dem Strome parallel laufenden Straßen, wohlgebauten Häusern, schönem Congreßpalast und großem Hospital. A. wurde 1586 tiefer am Orinoco gegründet, 1764 aber auf der jetzigen Stelle aufgebaut. Es gerieth seit der Revolution, vor welcher es gegen 10000 E. zählte, in Verfall, hebt sich aber, begünstigt durch sein gesundes und gemäßigtes Klima, von Jahr zu Jahr, und verspricht als Seehafen eines unermeßlichen, reichen und soeben erst dem Verkehr aufgeschlossenen Binnenlands einer der wichtigsten Handelsplätze Südamerikas zu werden. Ausgeführt werden Baumwolle, Tabackt, Cacao; die Einfuhr europ. Waaren geschieht, außer durch engl., franz. und nordamerik., auch durch hanseatische Schiffe. Die Dampfschiffahrt auf dem Orinoco wird von einer Gesellschaft nordamerik. Kaufleute betrieben. Zu A. wurde 15. Febr. 1819 der Congreß gehalten, auf welchem sich Neugranada und Venezuela als Republik Columbia constituirten.

Angosturarinde nennt man die gewürzhaft bittere, in der Medicin als Mittel gegen schwache Verdauung, Durchfall, Ruhr und Wechselfieber gebräuchliche Rinde und Wurzel einiger zur Familie der Diosmeen und zur Gruppe der Cusparieen gehörenden Pflanzen der Gattung Galipea (Sciuris, Cusparia). Vorzüglich ist es die echte Angostura (Galipea officinalis), welche die gebräuchliche Rinde liefert und die auf den Bergen von Columbia und am Orinoco wächst. Sie wächst dort als 12—20 F. hoher Baum, von 3—5 F. Durchmesser, mit grauer Rinde, mit über einen Fuß langen Blättern und Blattstielen und einen Zoll langen behaarten, wohlriechenden Blüten. Die Rinde enthält einen chemisch noch nicht hinreichend genau untersuchten Stoff, das Angosturin, Cusparin oder Galipein, welchem die wirksamen Eigenschaften zugeschrieben werden. Ihr medicinischer Gebrauch ist jetzt besonders darum gering, weil die Ärzte sehr häufig unerwartete Vergiftungsfälle darnach beobachteten, deren Ursachen indessen in einer Verfälschung durch giftige Rinde von Strychnos nux vomica erkannt wurden.

Angoulême, Hauptstadt des franz. Depart. Charente, an der Charente, eng und winkelig gebaut, mit 18000 E. Sie ist Sitz der Departementalbehörden, eines Suffraganbischofs, eines Handelsgerichts, und hat bedeutende Papierfabriken, eine öffentliche Bibliothek von 10000 Bänden, einen botanischen Garten u. s. w. In der Umgegend wird viel Safran und Wein gebaut. — Die Landschaft, in welcher A. liegt, hieß früher **Angoumais**, und war in ältern Zeiten eine Grafschaft. Das alte Grafengeschlecht starb 1218 mit Aymar Taillefer im Mannsstamme aus, und die Grafschaft ging durch die Erbtochter Isabelle an das Haus Lusignan über. Als Hugo XIII. 1303 ohne männliche Erben starb, während sein Bruder zur englischen Partei hielt, zog Philipp der Schöne die Grafschaft ein, und seitdem diente sie zur Apanage von Angehörigen des königlichen Hauses. So war Jean, der jüngste Sohn Ludwig's von Orleans, Graf von A., dessen Enkel als Franz I. den franz. Thron bestieg. Durch Letztern wurde die Grafschaft 1515 zu einem Pairie-Herzogthum erhoben. Henri, Herzog von A., Großprior von Frankreich und Gouverneur der Dauphiné, war ein natürlicher Sohn König Heinrich's II.; er wurde 1586 zu Aix von einem franz Edelmann im Bette erstochen. — **Angoulême** (Charles de Valois, Herzog von), geb. 28. April 1573, ein natürlicher Sohn Karl's IX., ward 1580 Großprior von Frankreich, trat aber aus dem Orden und erhielt 1619 das Herzogthum A. Er gehörte anfangs zu den tapfersten Anhängern Heinrich's IV. Später ließ er sich in Umtriebe gegen denselben ein, und wurde deshalb zum Tode verurtheilt (1604), aber zu ewigem Gefängniß begnadigt und 1616 wieder in Freiheit gesetzt. Er diente jetzt Ludwig XIII., belagerte 1617 Soissons, ging 1620 als Gesandter zu Kaiser Ferdinand II., commandirte 1628 in Rochelle und kämpfte mit Auszeichnung in Languedoc, Deutschland und Flandern. Die „Mémoires du duc d'A. pour servir à l'histoire des regnes de Henri III et IV" mögen vielfach aus seinen Mittheilungen geflossen sein, ohne daß er sie wirklich verfaßt hätte. Er starb 24. Sept. 1650. Sein zweiter Sohn, Louis Emanuel de Valois, Herzog von A., geb. 1596, war an-

fangs zum geistlichen Stande bestimmt, trat aber später ins Heer und starb, nach rühmlichen Thaten, 13. Nov. 1653.

Angoulême (Louis Antoine de Bourbon, Herzog von), ältester Sohn des Grafen Artois und der Marie Therese von Savoyen, und nachdem der Vater als Karl X. den Thron von Frankreich bestiegen, bis zur Julirevolution Dauphin, geb. zu Versailles 6. Aug. 1775, wanderte 1789 mit seinem Vater aus und beschäftigte sich in Turin nebst dem Herzoge von Berri, seinem Bruder, vorzüglich mit dem Studium der Artilleriewissenschaft. Im Aug. 1792 trat er in Deutschland an die Spitze eines Corps der Emigranten. Doch die ungünstigen Erfolge veranlaßten ihn, sich mit seinem Vater zu Edinburg niederzulassen. Darauf ging er nach Blankenburg im Braunschweigischen, dann nach Mitau, wo er sich 10. Juni 1799 mit der Tochter Ludwig's XVI. vermählte. Später begab er sich nach Warschau, 1805 nach Rußland, endlich nach England. Als 1814 die Verbündeten Frankreich betraten, erschien er 2. Febr. in dem brit.-span. Hauptquartier zu St.-Jean-de-Luz und erließ von hier eine Proclamation an die franz. Armee. Unter dem Schutze der Engländer hielt er 12. März seinen Einzug in Bordeaux, wo er im Namen des Königs Abschaffung der Conscription und aller gehässigen Abgaben, Erhebung des Handels und völlige Religionsfreiheit versprach. Nach dem Einzuge in Paris ward er zum General der Kürassiere und Dragoner und zum Admiral von Frankreich ernannt. Im Febr. 1815 bereiste er die südlichen Provinzen, wo er zu Bordeaux 9. März aus Paris die Nachricht von der Landung Napoleon's und zugleich die Ernennung zum Generallieutenant des Königreichs erhielt. Sofort errichtete er in Toulon ein eigenes Gouvernement, und zog dann mit einigen Linientruppen und Nationalgarden gegen den rückkehrenden Kaiser. Zwar erkämpfte er einige Vortheile bei Montelimart und Loriol, ward aber 6. April bei St.-Jacques zurückgedrängt und von seinen Truppen verlassen. Bei Pont-St.-Esprit angehalten und sechs Tage gefangen gesetzt, schiffte man ihn endlich mit seinen Getreuen auf dem schwed. Fahrzeug Scandinavia zu Cette nach Barcelona ein. Eben wollte er mit einigen franz. Flüchtlingen die franz. Grenze überschreiten, als die Schlacht von Waterloo Ludwig XVIII. die Thore von Paris wieder öffnete. Später ward A. von Ludwig XVIII. in die südlichen Provinzen gesandt, um dort die religiösen und politischen Bewegungen zu bewältigen. Ein phlegmatischer und wenig begabter, übrigens harmloser Charakter, nahm A. an der Politik wenig Theil, und soweit er es that, war er ein Werkzeug der Ultraroyalisten und Pfaffen. Im J. 1823 als Generalissimus an die Spitze der constitutionellen franz. Armee gestellt, leitete er den Feldzug nach Spanien, um dort die Constitution zu vertilgen, und erntete damit den Titel eines Fürsten von Trocadero. In Folge der Julirevolution unterzeichnete er zugleich mit seinem Vater die Abdankungsacte vom 2. Aug. 1830 zu Gunsten seines Neffen, des Herzogs von Bordeaux. Nachdem die Kammern Karl X. und seine Familie des Throns für verlustig erklärt, folgte er seinem Vater nach Holyrood, 1832 nach Prag und 1836 nach Görz. Hier starb er 3. Juni 1844.

Angoulême (Marie Therese Charlotte, Herzogin von), die Gemahlin des Vorigen, die Tochter Ludwig's XVI., geb. 19. Dec. 1778 zu Versailles, zeigte schon früh einen scharfen, durchdringenden Verstand, einen kräftigen Willen und die zarteste Empfindung für das Unglück Anderer. Nachdem die Revolution ihr alle Schrecknisse und eine lange Gefangenschaft gebracht, wurde sie 25. Dec. 1795 gegen die Deputirten Camus, Quinette, Bancal, Lamarque, den Kriegsminister Beurnonville, welche Dumouriez den Östreichern überliefert hatte, und gegen Sémonville und Maret, zu Basel ausgewechselt, worauf sie bis zu ihrer Vermählung in Wien lebte; dann folgte sie ihrem Gemahl. Mit dem Könige hielt sie 4. Mai 1814 den Einzug in Paris. Bei der Rückkehr Napoleon's befand sie sich mit ihrem Gemahl in Bordeaux, schiffte sich dann nach England ein und ging hierauf nach Gent. Bei Ausbruch der Julirevolution war sie in den südöstlichen Departements. Verkleidet kehrte sie über Dijon nach St.-Cloud zurück, folgte Karl X. nach England und ging später nach Wien. Im Oct. 1832 vereinigte sie sich in Prag mit ihrer Familie, der sie dann nach Görz folgte.

Angriff (franz. attaque; engl. attack, assault) bezeichnet im Allgemeinen eine Vorwärtsbewegung gegen den Feind, um denselben mit Gewalt der Waffen aus seiner Stellung oder von einem Terrain, das er besetzt hat, zu vertreiben. Man unterscheidet dabei den Angriff im freien Felde von dem Angriff der Festungen. Für das Gelingen beider hat die Erfahrung bestimmte Grundregeln festgestellt, die der Angreifende den Verhältnissen anpassen muß, wenn er sich einen günstigen Erfolg seines Unternehmens versprechen will.

Beim Angriffe im freien Felde kommt es zunächst auf die richtige Wahl des Angriffspunkts an. Man recognoscirt deshalb des Feindes Stärke und Stellung durch eine Alarmirung desselben

durch größere oder kleinere Recognoscirungs-Patrouillen, oder erforscht durch Kundschafter und Spione denjenigen Punkt der Stellung des Feindes, wo dieser den verhältnißmäßig geringsten Widerstand zu leisten vermag. In der Regel wird man denselben auf einer der Flanken zu suchen haben. Auf diesen Punkt sucht man mit überlegenen Streitkräften zu wirken, während man auf den übrigen Punkten den Feind durch verstellte Angriffe beschäftigt, um ihn über den eigentlichen Angriffspunkt bis zum entscheidenden Momente in Ungewißheit zu lassen. Der Angriff selbst muß dann mit Kraft und Energie geschehen, indem die Truppen ohne Aufenthalt bis in den wirksamsten Bereich ihrer Waffen vorrücken und nun mit Zuversicht zum Gebrauche derselben schreiten. Je mehr dieser Angriff für den Gegner das Gepräge des Überraschenden hat, desto größer ist die Aussicht für das Gelingen desselben. Um dem Gelingen einen desto größern Nachdruck zu geben, um, im Falle die Wage des Gefechts schwankt, ein neues Gewicht hineinzulegen, oder um beim Mislingen einen geordneten Rückzug nehmen zu können, folgt in verhältnißmäßigem Abstande, außer dem Bereiche der feindlichen Waffenwirkung, jedem Angriffe eine kräftige Reserve. Das Unterlassen dieser Vorsicht hat häufig die gänzliche Niederlage des Angreifenden zur Folge gehabt. Nicht immer entscheidet das numerische Übergewicht; häufig fesseln der Geist und die Tapferkeit der Truppen sowie das Talent des Feldherrn den Sieg an die Fahnen des schwächern Theils. Für den Angriff selbst sind mancherlei Formen erfunden und vorgeschrieben worden. Im Allgemeinen bediente man sich früher des Parallel- oder Frontalangriffs. Friedrich d. Gr. erfocht mehre seiner Siege dadurch, daß er die von Epaminondas erfundene schiefe Schlachtordnung nachahmte, bei welcher ein Flügel vorrückt, während der andere refusirt bleibt. Die rasche Entwickelung nach verschiedenen Seiten wird durch diese Form sehr begünstigt. Napoleon liebte es, mit starken Colonnen das feindliche Centrum zu durchbrechen. Eine andere Form ist diejenige, bei welcher in der Fronte angegriffen, und zugleich durch ein abgesondertes Corps ein Flügel des Feindes umgangen wird, entweder um den Rücken desselben anzugreifen oder um ihn für seine Rückzugslinie besorgt zu machen. Ein geschickter Feldherr wird nach den Umständen unter diesen Formen zu wählen, oder für den augenblicklich vorliegenden Fall neue zu erfinden wissen. Was die Zeit des Angriffs betrifft, so hat der Angriff am frühen Morgen den Vorzug, daß der Sieg dann nachdrücklicher benutzt werden kann als in spätern Tagesstunden. Der Angriff bei Nacht verleiht den Vortheil des Überraschenden, erfodert aber eine genaue Kenntniß des Terrains und scheitert sehr häufig an der Schwierigkeit, die Truppen zu leiten.

Die Fechtart der verschiedenen Waffen beim Angriffe im freien Felde hat sich in der neuern Taktik im Allgemeinen nach folgenden Grundzügen entwickelt. Die Angriffe der Infanterie werden fast alle durch Tirailleurschwärme eingeleitet, die man im offenen Terrain, wo im Massengefechte der Schwerpunkt des Gefechts liegt, nur schwach bildet, und denen die geschlossenen Truppen dicht folgen. Dagegen werden, wo häufig das Tirailleurgefecht die Hauptsache ist, oft ganze Bataillone (Füsilir- oder Voltigeur-Bataillone) hierzu verwendet. Unter dem Schutze ihrer Tirailleure rücken die geschlossenen Infanterieabtheilungen bis auf Schußweite vom Gegner vor, während die Tirailleure selbst sich seitwärts ziehen und hinter oder neben dem Gros sich sammeln. Das Gros macht Halt, feuert auf den Feind, und geht dann mit gefälltem Bayonnet auf denselben los (Bayonnetangriff). Die gesammelten Tirailleurabtheilungen sind dabei bereit, in die Flanken des Feindes zu fallen, oder, beim Mislingen des Angriffs, sogleich einen Schwarm zu bilden, unter dessen Schutze sich das Gros geordnet zurückziehen kann. Ob der Angriff der geschlossenen Abtheilungen und die Bayonnetattake in Linie oder in Colonne (s. d.) geschehen solle, ist Gegenstand vielfältiger Debatten gewesen. Jede dieser Formen besitzt ihre Vortheile und ihre Nachtheile. Die Engländer haben fast alle ihre Siege in Linie erfochten, die meisten übrigen Armeen haben die Colonne als Angriffsform angenommen. Der Angriff in Linie hat jedenfalls den Vortheil der größern Feuerwirkung; der in Colonne den Vorzug größerer Compactheit. Erstere Form eignet sich mehr für alte Truppen und in der Vertheidigungsstellung, letztere mehr für junge Truppen und für alle Arten von Terrain.

Der Angriff der Cavalerie (Choc) entscheidet durch den Gebrauch der blanken Waffe und die Kraft ihres Stoßes. Die Cavalerie ist die eigentliche Angriffswaffe. Deshalb ficht sie immer in geschlossenen Abtheilungen, nur ausnahmsweise bedient sie sich der Schwärmattake. Sie nähert sich dem Angriffspunkte im Trabe, fällt auf 130—200 Schritt vom Feinde in Galopp, auf 80 Schritt von demselben in Carriere, und sucht mit Ungestüm in den Feind einzudringen. Die Angriffsformen der Cavalerie sind der Angriff in Linie (en muraille), der staffelförmige Angriff (en échelons), der Angriff in Colonne (en colonne), der schachbretförmige (en échi-

quier), welcher gewöhnlich bei Rückzügen in Anwendung kommt, und die Schwärmattake (en débandade), welche bei Verfolgungen und beim Angriff gegen Artillerie angewendet wird. Die Artillerie, als die fernhin wirkende Waffe, bereitet durch ihr Feuer den Angriff der Infanterie und Cavalerie vor, indem sie den Feind gleichsam mürbe macht. Ihre Aufstellung geschieht demnach in ganzen oder halben Batterien, oder in Zügen von zwei Geschützen. Da wo in größern Gefechten das Terrain und die Verhältnisse es gestatten, vereinigt man 20, 30 und mehr (Lauriston bei Wagram 100) Geschütze zur Einwirkung auf einen Punkt. In den Entfernungen zwischen 800 und 1200 Schritt bedient sich die Artillerie der Vollkugeln und Granaten, durch welche sie das feindliche Geschütz zum Schweigen zu bringen sucht und insbesondere den Angriff der Infanterie vorbereitet. Sobald die Infanterie vorbei avancirt ist, geht sie selbst auf 6—700 Schritt vom Feinde vor und feuert mit Kartätschen auf die feindliche Infanterie und Cavalerie, bis die eigene Infanterie zum Bayonnetangriff schreitet. Gelingt der Angriff, so setzt sich die Artillerie mit der Infanterie in der feindlichen Stellung fest, während leichte Infanterie und Cavalerie verfolgt. Mislingt der Angriff, so nimmt die Artillerie Position, um vereint mit der Cavalerie den Rückzug der Infanterie zu decken. In den nächsten Kriegen wird wahrscheinlich ein erst in neuerer Zeit eingeführtes Geschoß, der Shrapnel (s. d.), eine bedeutende Rolle, namentlich gegen größere Ziele (Infanteriecolonnen, Cavalerie- und Geschützreserven) spielen.

Zu dem Angriffe im freien Felde ist auch der **Angriff gegen Feldverschanzungen** zu zählen. Derselbe kann den Charakter des Überfalls tragen, indem man sich Nachts unbemerkt dem Werke nähert und von allen Seiten in dasselbe einzudringen sucht. Ein Theil der Angriffstruppen bleibt als Reserve; ein Erkennungszeichen in der Dunkelheit ist nothwendig. Im Fall des Gelingens tritt man schnell mit den rückwärtigen Truppen in Verbindung. Mislingt der Angriff, so zieht sich Alles auf ein gegebenes Zeichen zurück nnd sammelt sich hinter der Reserve. Man kann aber auch am Tage, unter einem gewaltsamen Angriffe, systematisch zu Werke gehen. Die Artillerie stellt sich dann gewöhnlich in der Verlängerung der Linien auf, und beschießt (enfilirt) die hinter der Verschanzung aufgestellten Geschütze und Vertheidiger, oder sie umfaßt das Werk concentrisch, überschüttet es mit Granaten (Verticalfeuer) und sucht Öffnungen in die Hindernisse zu bahnen. Die Schützen der Infanterie suchen in zerstreuter Ordnung sich in der Nähe der Schanze festzusetzen und feuern auf die Artilleristen an den Geschützen. Sobald das Geschütz in der Schanze schweigt, geht die Artillerie auf Kartätschenschußweite (4—500 Schritt) von der Schanze vor. Unter dem Schutze von Schützenabtheilungen suchen Pioniere die Hindernisse außerhalb der Schanze (Wolfsgruben, Palissaden, Verhaue rc.) wegzuräumen und den Graben zu überbrücken oder auszufüllen. Ihnen folgen dann die Sturmcolonnen, möglichst in den unbestrichenen Räumen vorrückend. Sie halten sich nicht mit Feuern auf, sondern dringen rasch vor, ersteigen die Brustwehr und springen in die Schanze hinab. Zieht sich der Feind in ein etwa vorhandenes Reduit zurück, so suchen sie zugleich mit ihm hineinzudringen. Gelingt dieses nicht oder hat das Reduit eine abgesonderte Besatzung, so blendet man die Schießscharten und steckt dasselbe in Brand oder schießt es durch herangebrachte Artillerie zusammen. Eine den Sturmcolonnen folgende Reserve unterstützt diese an schwierigen Punkten oder nimmt sie im Fall des Mislingens auf; eine zweite Reserve wird gegen etwaige Entsatztruppen aufgestellt. Über den Angriff auf Wälder und Dörfer, sowie auf Barrikaden s. **Gefecht** und **Barrikaden**. Der **Angriff auf Festungen** kann entweder durch Blokade, durch Bombardement, durch Überfall, durch gewaltsamen Angriff oder durch eine förmliche Belagerung ausgeführt werden. (S. **Festung** und **Festungskrieg**.)

Angrivarier, ein deutsches Volk, zum Stamme der Ingävonen gehörig und um die Weser seßhaft, erscheint nach der Völkerwanderung neben den Sachsen (s. d.) unter dem Namen Angarier oder Engern (s. d.).

Angst wird oft als Bezeichnung eines höhern Grades von Furcht gebraucht. Andere bestimmen es richtiger als eine Furcht, die mit dem Gefühle der Beengung der Brust und des Unvermögens sich zu helfen vereinigt ist. Bei der Furcht ist die Ursache außer uns (objectiv) in der Ferne, bei der Angst aber mehr in uns (subjectiv) und häufig unbewußt. Die Angst ist zwar ein psychischer Zustand, aber häufig durch krankhafte Zustände des Körpers, Herzfehler, Unterleibsgefühle, krankhafte Blutmischung, Hypochondrie u. s. w. bedingt. Daher unterscheidet man auch wol Herzensangst, Bauchangst u. s. w. Im letztern Falle redet man von körperlicher Angst, wofür man auch den Ausdruck **Beängstigung** gebraucht. Wie die Angst das Symptom gewisser Krankheiten ist, so ist sie von andern der Vorläufer; auch warnt sie oft vor gewissen schädlichen Einwirkungen, z. B. erstickungdrohender Luftverderbniß. **Ängstlichkeit** nennt man das

einen der Angst sich annähernden Zustand, bald die allgemeine Geneigtheit einer Person, in Angst zu gerathen.

Anhalt, eins der ältesten deutschen Fürstenhäuser, besteht gegenwärtig aus den drei Herzogthümern Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg und Anhalt-Köthen, die zusammen über 46 QM. mit 156700 E. in einem solchen Verhältniß besitzen, daß auf das erstere 17⅕ QM. mit 63700, auf das andere 15⅕ QM. mit 49000, und auf das letzte 14 QM. mit 44000 E. kommen. Das anhaltinische Land liegt im norddeutschen Tieflande zu Seiten der mittlern Elbe und an und auf den Höhen des östlichen Unterharzes. Mit Ausnahme einer schmalen braunschw. Begrenzung im Westen ist es ganz von preuß. Gebiet, den Provinzen Brandenburg und Sachsen, umschlossen. Der preuß. Kreis Aschersleben trennt A. in einen westlichen kleinern und östlichen größern Haupttheil, neben mehren kleinern Parcellen, während die Gebiete der einzelnen Herzogthümer wieder in sich getrennt untereinander liegen. Als die drei Hauptflüsse erscheinen die Elbe, Mulde und Saale, welche die Wipper und Bode mit der Selke aufnimmt. Der größte Theil besteht aus Flachland, nur der westliche kleinere Theil des Oberherzogthums Bernburg wird größtentheils vom Unterharz erfüllt, der hier im Ramberg oder der Victorshöhe in 1832 F. die größte Höhe erreicht und im Selkethal zu den freundlichsten und romantischsten Partien des Harzes gehört. An der nordöstlichen Grenze erhebt sich der niedrige Hügelzug des Fläming aus einer meist sandigen und häufig mit Kieferwaldung bedeckten Ebene. Mit Ausnahme des nordöstlichen Gebiets bietet die Ebene den reichsten Fruchtboden, von Gärten durchschnitten, und das Bergland die kräftigsten Waldungen. Getreide, besonders Weizen, wird im Überfluß gewonnen, der Flachsbau ist ausgebreitet, Raps-, Futter- und Kartoffelbau ergiebig. Daneben wird Taback, Hopfen, auch etwas Krapp gezogen; Obstpflanzungen werden mit Vortheil gepflegt, und an der Saale wird sogar Wein cultivirt. Die Viehzucht ist bedeutend, besonders die Schafzucht, deren Stückzahl die des Rindviehs um das Siebenfache übertrifft. Mineralien liefert fast ausschließlich das Oberherzogthum Bernburg, woselbst jährlich an Silber 1550 Mark, Kupfer 60, Bleiglätte 4250, Eisen 10,000, Spießglanz 400, Vitriole aller Art 1250 Ctr., auch Steinkohlen gefördert werden. Mit Ausnahme des Betriebs der Hütten- und Hammerwerke im Bernburgischen hat die technische Cultur in den anhaltischen Landen einen geringern Umfang als die Landwirthschaft. Doch gibt es unter den Kunsterzeugnissen einige nicht unwichtige Industriezweige, so z. B. Gußwaaren und Werkzeuge aller Art aus den Eisenhütten, wollene Zeuge, Flanell und Tuch, Leinwand, Garn, Leder, Taback, Zucker, gebleichtes Wachs, Seife und Lichte, Steingut, Wagen aus Zerbst u. s. w. Der Handel mit Roh- und Kunstwaaren ist beträchtlich und hat in der zu Köthen sich vereinigenden Magdeburg-Leipziger und Anhalt-Berliner Eisenbahn vortheilhafte Erleichterungen erhalten. Die Bewohner bekennen sich meist zur protest. Kirche und sind durch zweckmäßige Unterrichtsanstalten in Förderung geistiger Cultur begünstigt. Im Dessauischen leben gegen 1700, im Bernburgischen gegen 800 Juden. Die Verfassung der Herzogthümer war bis 1848 rein monarchisch, und nur in Betreff der Besteuerung durch die alten Landstände etwas beschränkt, die, für die Gesammtheit geltend, den Namen Anhaltische Landschaft führten, aber lange nicht mehr einberufen wurden. Für die Angelegenheiten des Gesammthauses besteht ein Seniorat des ältesten der regierenden Herzoge. Was die Verwaltung anbelangt, so hat das Gesammthaus A. einen sogenannten Gesammtrath, einen Gesammtarchivar und einen Gesammtadjuncten. Im engern Rathe des Bundestags hatte Gesammtanhalt mit Oldenburg und Schwarzburg eine Stimme. Die bedeutendsten Ortschaften sind in Anhalt-Dessau: Dessau (s. d.), Zerbst (s. d.), Jeßnitz und Oranienbaum; in Anhalt-Bernburg: Bernburg (s. d.), Koswig, Harzgerode, Gernrode, Hoym und Ballenstedt (s. d.); in Anhalt-Köthen: Köthen (s. d.), Nienburg, Güsten und Roslau.

Geschichte. Die ursprüngliche Besitzung des Hauses A. war Ballenstedt und die dazu gehörige Gegend, daher denn auch bereits um 940 in dem Esico von Ballenstedt der geschichtlich beglaubigte Ahnherr des anhaltischen Geschlechts und der Stammvater der Askanier erscheint. (S. Askanien.) Dieser Graf Esico erbte von seiner aus dem Geschlechte der östlichen Markgrafen entsprossenen Mutter Hilda 1031 sehr ansehnliche Allodien zwischen der Elbe und Saale, und soll einer der reichsten Fürsten seiner Zeit gewesen sein. Einer seiner Nachkommen, Graf Otto, der Vater Albrecht's des Bären, der selbst auf kurze Zeit unter dem Kaiser Heinrich V. Herzog von Sachsen gewesen war, verband mit seinen askanischen Stammbesitzungen Aschersleben und Ballenstedt, einen Theil der billungschen Familienländer, als Erbtheil seiner Gemahlin Elike, der ältesten Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen aus der billungschen Dynastie, mit welchem 1106 der Mannsstamm dieses Hauses erlosch. Diese Erwerbung legte zugleich den Grund

zu den langen Zwisten und Kämpfen zwischen dem askanischen und dem guelfischen Hause, da Wulfilde, die jüngere Tochter des Herzogs Magnus, ihrem Gemahl, dem Herzog Heinrich dem Schwarzen von Baiern, den andern und zwar größern Theil der billungschen Allodialbesitzungen zugebracht hatte. Dieser Otto nannte sich zuerst Graf von Askanien und Aschersleben. Der Sohn desselben, Albrecht der Bär (s. d.), der 1134 die Lausitz und die Mark Soltwedel erhielt, durch glückliche Kriege mit den Wenden dieselbe mit der Mittelmark vermehrte, und der erste Markgraf von Brandenburg wurde, erwarb dazu noch Orlamünde, Plötzkau und ansehnliche Güter in Thüringen. Albrecht der Bär, jedenfalls einer der ersten Helden im ganzen Mittelalter, starb 1170. Von seinen sieben Söhnen wählten zwei, Siegfried und Heinrich, den geistlichen Stand. Der älteste Sohn dagegen, Otto, folgte seinem Vater in der Mark Brandenburg und in der Mark Nordsachsen; Hermann erhielt als Erbtheil seiner Großmutter, einer geborenen Gräfin von Orlamünde, die Grafschaft Orlamünde. Albrecht gelangte zu dem Besitze der Familienländer Aschersleben und Ballenstedt, starb aber ohne Erben; Dietrich bekam aus den billungschen Allodien die Grafschaft Werben, und Bernhard ward Erbe von A. und von dem Lande an der Mittelelbe, das sein Vater den Slawen entrissen, als deutsche Provinz gestaltet und zu seiner Stammbesitzungen geschlagen hatte. Da aber nun auch Otto's und Hermann's Stamm ausstarb, so ward Bernhard der nähere Stammvater der jetzigen Herzoge von A. Er war ein thätiger Feind Heinrich's des Löwen, daher er auch, als dessen Land getheilt wurde, 1180 ein Stück davon zugesprochen erhielt und in Folge dessen sich Herzog von Sachsen nannte. Bernhard starb 1212; sein Land ward unter seine Söhne so getheilt, daß der ältere, Heinrich, der sich zuerst Fürst nannte, Aschersleben und die anhalt. Besitzungen, der jüngere, Albrecht, Sachsen bekam.

Mit Heinrich beginnt die eigentliche Geschichte A.s, da erst seit dieser Zeit A. als ein für sich bestehender, selbständiger Staat hervortritt. Heinrich hinterließ bei seinem Tode 1251 drei Söhne: 1) Heinrich II. oder den Fetten, welcher Aschersleben, den Harz und die thüringischen Güter erhielt und dadurch Stammvater der bis 1315 blühenden aschersleben er Linie ward; 2) Bernhard, welcher Bernburg und Ballenstedt bekam und hierdurch Stifter der bis 1468 blühenden alten bernburger Linie wurde; 3) Siegfried, welcher Dessau, Köthen, Koswig und Roslau erhielt, und so der Stifter einer dritten Linie ward, welche 1307 die Herrschaft Zerbst, 1370 die Grafschaft Lindau an sich brachte und 1396 sich abermals in zwei Zweige theilte: a) in die Linie Zerbst, welche 1526 erlosch und b) in die Linie Dessau, in welcher der Stamm fortblühte. Die vorzüglichsten Fürsten aus diesen Linien sind: 1) Aus der aschersleben er Linie der schon erwähnte Heinrich II. oder der Fette, bemerkenswerth wegen seines Kampfes mit dem Herzog von Braunschweig gegen Meißen; ferner dessen Söhne, Heinrich III. und Otto I., von denen sich namentlich der Letztere durch seine Kämpfe mit Brandenburg und Braunschweig auszeichnete. 2) Aus der alten bernburger Linie vor Allen Bernhard VI., welcher 1426 gegen die Hussiten mit der Stadt Magdeburg kämpfte, und mit welchem zugleich diese Linie erlosch. 3) Aus der ältern zerbster Linie ganz vorzüglich der Stifter derselben, Siegfried I., bekannt wegen seiner Frömmigkeit; dann dessen Sohn Albrecht I., gest. 1316, der in Zerbst die wendische Sprache vor Gericht abschaffte, ferner dessen Söhne Abrecht II. und Waldemar I. 4) In den Seitenlinien Wolfgang (s. d.) und Georg, geb. 1507, gest. 1553, den Luther zum evangelischen Coadjutor in Merseburg weihte. Die Wiedervereinigung sämmtlicher anhalt. Länder erfolgte 1570 und zwar unter Joachim Ernst, gest. 1586. Derselbe gab zuerst eine neue Landesordnung und legte dadurch den Grund zu der nachherigen Verfassung dieser Länder, wie er denn auch der Erste war, der die Landstände regelmäßig berief. Er hatte sieben Söhne, von denen ihm jedoch zwei im Tode vorangingen. Die übrigen fünf theilten 1603 das väterliche Erbe dergestalt, daß der ältere, Johann Georg, Dessau erhielt; der zweite, Christian, Bernburg; der vierte, Rudolf, Zerbst; der fünfte, Ludwig, Köthen, wogegen der dritte, August, gegen die Vergütung von 300000 Thlr. und unter dem Vorbehalt, daß bei dem Abgange einer der vier Linien er oder seine Nachkommen in deren Antheile folgen sollten, auf seine Ansprüche verzichtete. Solches erfolgte 1665, worauf August's Söhne den damals erledigten köthenschen Antheil bekamen. So blühten in dem Hause A. vier fürstliche Linien: 1) eine dessauer, 2) eine bernburger, 3) eine zerbster, die 1793 mit Friedrich August ausstarb, worauf dessen Land an die übrigen drei Linien fiel, welche es 1797 theilten, während die Herrschaft Jever zunächst an die Kaiserin Katharina II. von Rußland, Friedrich August's Schwester, später aber an die holstein-gottorpsche Dynastie des Hauses Oldenburg kam, und 4) eine köthensche. Zu Ende des 16. Jahrh. traten die anhaltinischen Fürsten zur reformirten Kirche über und 1600 der Union bei. Über das Seniorat wurde 1635 der erste und 1669 der zweite erneute Senioratsreceß ab-

geschlossen. Vergebens suchte A., als 1689 das Regentenhaus in Sachsen-Lauenburg ausstarb, seine Successionsansprüche geltend zu machen. Um fernere Landestheilungen zu verhüten, führten seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. nach und nach die einzelnen Linien das Erstgeburtsrecht ein. Im J. 1806 erhielt noch durch Kaiser Franz am 18. April das Haus Bernburg die Herzogswürde. Im J. 1807 traten alle drei Häuser als souveräne Fürsten dem Rheinbunde bei, worauf auch Dessau, mit Beibehaltung des Fürstentitels, und Köthen den Herzogstitel annahmen. Im J. 1814 wurden sie Glieder des Deutschen Bundes. Nach dem Vorgange von Bernburg (1823 für das Ober- und 1826 für das gesammte Herzogthum) schlossen sich 1828 auch Köthen und Dessau dem Deutschen Zollverein an. Im J. 1836 stifteten die drei Herzoge den Hausorden Albrecht's des Bären, welcher aus drei Classen besteht und dessen Großmeister der jedesmalige Senior ist. Vgl. Beckmann, „Historie des Fürstenthums A." (Zerbst 1710); Bertram, „Geschichte des Hauses und Fürstenthums A.", fortgesetzt von Krause (2 Bde., Halle 1780—82); Stenzel, „Handbuch der anhaltinischen Geschichte" (Dessau 1820); Lindner, „Geschichte und Beschreibung des Landes A." (Dessau 1833) und Desselben „Mittheilungen aus der anhaltinischen Geschichte" (Dessau 1830).

Linie Anhalt-Dessau. In der Linie Anhalt-Dessau hatte Johann Georg I., der 1618 starb, seinen ältesten Sohn, Johann Kasimir, gest. 1660, zum Nachfolger, während der jüngere, Georg Aribert, Wörlitz erhielt, das aber nach dessen Tode, 1643, wieder an Dessau fiel. Unter Johann Kasimir hatte das Land unendlich viel zu leiden in Folge des Dreißigjährigen Kriegs. Sein Sohn und Nachfolger Johann Georg II., ein braver General und guter Fürst, gest. 1693, baute das Schloß zu Nischwitz, das er, gleich wie das dabei entstandene Städtchen, nach seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Oranien, Oranienbaum nannte. Ihm folgte sein berühmter Sohn Leopold (s. d.), „der alte Dessauer". Der erstgeborene Sohn Leopold's, Wilhelm Gustav, der durch seine heimliche Ehe mit einer Brauerstochter der Ahnherr der Grafen von Anhalt ward, starb vor des Vaters Tode, daher diesem 1747 dessen zweiter Sohn, Leopold Maximilian, in der Regierung folgte, der gleich seinen Brüdern Dietrich, Moritz und Eugen in preuß. Militärdiensten während des Siebenjährigen Kriegs sich auszeichnete, aber schon 1751 starb. Sein Nachfolger ward sein Sohn Leopold Friedrich Franz (s. d.), dem sein erstgeborener Sohn, der Erbprinz Friedrich 1811 im Tode vorausging. Ihm folgte 1817 sein Enkel Leopold Friedrich, geb. 1. Oct. 1794, seit 1818 mit der Prinzessin Friederike, der Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen, vermählt, welche 1. Jan. 1850 starb. Der Erbprinz und einzige Sohn des Herzogs, Leopold Franz Nikolaus Friedrich, ist 1831 geboren; von des Herzogs drei Brüdern, Georg Bernhard, geb. 1796, Friedrich August, geb. 1799, und Waldemar Wilhelm, geb. 1807, ist der erste in morganatischer Ehe mit der Gräfin Reina, geb. von Erdmannsdorf, der andere mit einer Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel vermählt; doch hat keiner von beiden einen Sohn. Der Herzog hat während seiner Regierung vorzugsweise das Schulwesen, die Musik und den Gartenbau begünstigt. In neuerer Zeit erwarb er sich durch seine Betheiligung an der Berlin-Anhalter Eisenbahn ein bleibendes Verdienst um sein Land. Allerdings entzog ihm seine Schwerhörigkeit manche Gelegenheit, die Zustände seines Landes vollständig kennen zu lernen. Über die Verhältnisse des Grundeigenthums und über Behördenwillkür ward zuweilen geklagt. Im Ganzen waren aber die Verhältnisse des Landes günstig. Der politische Sturm des J. 1848 rief jedoch in Dessau dieselbe Bewegung hervor, die sich in allen deutschen Staaten zeigte. Die Regierung bewilligte erschrocken alle die Foderungen, welche in Volksversammlungen entworfen wurden und die, außer einigen localen Punkten, dem Bewegungsprogramm in den andern deutschen Staaten glichen. Ein Ministerium Habicht-Köppe suchte sich an der Spitze der Bewegung zu behaupten, während der Dessauer wie der Vereinigte Dessau-Köthener Landtag Beschlüsse faßten, die gänzlich mit der Vergangenheit brachen und weit über das Bedürfniß und die Natur des kleinen Staatswesens hinausgingen. Im J. 1849 trat auch hier eine Reaction ein, deren Träger das Ministerium Plötz (11. Juli 1849) ward, und wobei Preußen im Rückhalt stand. Doch verfuhr man dabei sehr gemäßigt. Die Verfassungsurkunde datirt vom 29. Oct. 1848. An der Spitze der Verwaltung steht seit dem 5. April 1848 das Staatsministerium. Unter ihm wirken ein Oberlandesgericht, ein Consistorium, eine Regierung und eine Kriegscommission. Das Budget bewegt sich um 670000 Thlr. Einnahmen und Ausgaben. Einer Staatsschuld von etwas über 900000 Thlrn. steht ein Staatsactivcapital von mehr als 700000 Thlrn. gegenüber.

Linie Anhalt-Bernburg. Der Stifter der Linie Anhalt-Bernburg, Christian I., gest. 1630, konnte für sein Land sehr wenig wirken, da er nur selten daheim war. Als ein Anhänger Friedrich's von der Pfalz, unter dem er Statthalter von Prag war, mußte er 1620 flüchtig werden, bis

es Sachsen und Brandenburg gelang, ihn mit dem Kaiser auszusöhnen. Ihm folgten in der Regierung seine Söhne Christian II., gest. 1656, und Friedrich, gest. 1670, die 1635 das Land theilten und die Linien Bernburg und Harzgerode stifteten. Letztere erlosch schon mit des Stifters Sohn, Wilhelm, 1709 in Mannsstamm, worauf das Land wieder vereinigt ward. Auf Christian II. folgte in Bernburg Victor Amadeus, gest. 1718, der 1677 das Erstgeburtsrecht einführte, jedoch bei seinem Tode seinem zweiten Sohne Lebrecht das Amt Hoym und einige andere Güter, obschon unter der Landeshoheit von Bernburg, übergab. In Bernburg folgte ihm sein ältester Sohn Karl Friedrich, gest. 1721, der sich in zweiter Ehe mit einer Tochter des Kanzleiraths Nüßler verheirathete, die vom Kaiser zur Gräfin von Ballenstedt erhoben wurde, ohne daß jedoch die mit ihr erzeugten Söhne, die nach des Vaters Tode 1723 zu Grafen von Bärenfeld ernannt wurden, die Succeſſionsfähigkeit erlangten. Ihm folgte sein Sohn aus erster Ehe, Victor Friedrich, der 1765 starb, und diesem sein ältester Sohn, Friedrich Albrecht, der seine Residenz nach Ballenstedt verlegte und 1796 starb. Zum Nachfolger hatte er seinen Sohn Alexius Friedrich Christian, der sich 1817 von seiner Gemahlin, der Prinzessin Marie Friederike von Hessen-Kassel, scheiden ließ, 1818 mit einem Fräulein von Sonnenberg, die den Namen Frau von Hoym führte, und als diese in demselben Jahre starb, mit deren Schwester, die ebenfalls den Namen einer Frau von Hoym annahm, in morganatischer Ehe verband und 1834 starb. Ihm folgte sein einziger Sohn, Alexander Karl (s. d.), dem bis 1848 ein die oberste Leitung versehender Geheimer Conferenzrath zur Seite stand. Die Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Hoym-Schaumburg erhielt diesen Namen dadurch, daß sich der Stifter derselben, Lebrecht, 1692 mit der Erbtochter des Grafen von Nassau-Schaumburg vermählte. Sie erlosch im Mannsstamme 1812, worauf das Amt Hoym und die andern anhaltischen Güter wieder an Bernburg fielen, Schaumburg aber als Allodium auf die Töchter überging. Der einzige noch lebende Sprößling dieser Linie ist die Prinzessin Emma, 1823 mit dem regierenden Fürsten Georg von Waldeck vermählt und seit 1845 Witwe. Wiewol jener Geheime Conferenzrath die Regierung des Landes in wohlwollender und aufgeklärter Weise geführt hatte, so brach doch, wenn schon später als in Dessau, auch in Anhalt-Bernburg die Bewegung des J. 1848 herein. Mancherlei und schwer zu beseitigende Localübelstände mochten freilich auch hier bestehen. Heftige Verfassungsstreitigkeiten begannen nun, denen seit dem Jan. 1849, unter dem Ministerium Krosigk, eine nicht minder stürmische, mit einem blutigen Auftritte verbundene Reaction folgte. Ein Versuch, Bernburg schon jetzt mit den beiden andern Ländern zu verschmelzen, scheiterte, obschon der Herzog kinderlos geblieben ist und mit seiner Schwester das ganze Haus bildet. Das Landesverfassungsgesetz datirt von 18. Febr. 1850. Die oberste Staatsbehörde ist auch hier jetzt das Staatsministerium. Ferner bestehen ein Appellationsgericht, eine Regierung und ein Consistorium. Das Budget bewegt sich um 630000 Thlr. Die Staatsschuld belief sich auf 1,590000 Thlr., während die Activcapitalien nur 150000 Thlr. betragen. Doch werden die Staatsgüter auf 6 Mill. geschätzt.

Linie Anhalt-Köthen. Die Linie Anhalt-Köthen hatte Ludwig, den Mitstifter der Fruchtbringenden Gesellschaft, zum Begründer. Ihm folgte bei seinem Tode 1650 sein unmündiger Sohn Wilhelm Ludwig, der aber schon 1665 ohne Nachkommen verstarb, worauf Köthen an die Söhne des bei der Theilung abgefundenen dritten Sohns des Joachim Ernst, des Prinzen August, Lebrecht und Emanuel fiel. Dieselben hatten von ihrem Vater das Amt Plötzkau ererbt, welches diesem sein Bruder Christian von Bernburg abgetreten, und das nun wieder an Bernburg zurückfiel. Lebrecht starb 1669 kinderlos, Emanuel 1670, und Letztern folgte sein nachgeborener Sohn Emanuel Lebrecht, der erst 1692 die Regierung antreten konnte. Weil er den Lutheranern freie Religionsübung gestattete, und wegen seiner Vermählung mit Gisela Agnes von Rath, sah er sich in viele Streitigkeiten verwickelt. Er starb schon 1704, und ihm folgte sein Sohn Leopold, der 1728 starb und seinen Bruder August Ludwig, gest. 1755, zum Erben hatte. Des Letztern Sohn und Nachfolger, Karl Georg Lebrecht, Feldmarschall in kaiserlichen Diensten, starb im Kriege gegen die Türken zu Semlin 1789. Ihm folgte sein Sohn August Christian Friedrich, der 1797 als Feldmarschall seinen Abschied aus kaiserlichen Diensten nahm. Ein großer Verehrer Napoleon's, wollte er 1810 auch in seinem kleinen Lande Alles nach franz. Fuße einrichten. Er theilte dasselbe in zwei Departements, die dann in eins verschmolzen wurden, bildete einen Staatsrath, führte den Code-Napoléon ein und stiftete 1811 einen Verdienstorden. Doch alle diese Einrichtungen kamen sofort nach seinem Tode 1812 als Übertreibungen wieder in Wegfall. Zum Nachfolger hatte er seines Bruders Ludwig unmündigen Sohn Ludwig, mit dem 1818 die Linie erlosch. Das Land fiel nun an Ferdinand aus

der Linie Anhalt-Köthen-Pleß. Diese hatte der Vater des Vorerwähnten, Friedrich Erdmann, gest. 1797, der zweite Sohn des Herzogs August Ludwig, als Secundogenitur gestiftet, nachdem er 1765 die Herrschaft Pleß in Oberschlesien von dem Grafen von Promnitz gegen eine Leibrente erworben. Ferdinand, der als General in preuß. Diensten stand, trat 1825 nebst seiner Gemahlin in Paris zum Katholicismus über. Er erbaute in Köthen eine kath. Kirche, stiftete ein Kloster für Barmherzige Brüder und machte manche andere merkwürdige Einrichtungen, die aber, da er 1830 kinderlos verstarb, ihre Bedeutung verloren. Ihm folgte sein Bruder Heinrich, geb. 30. Juli 1778, der bisher die Secundogenitur Anhalt-Köthen-Pleß gehabt hatte, die nun wieder auf den jüngern Bruder Ludwig überging, welcher aber selbst 1842 kinderlos verstorben ist. Der Herzog Heinrich trat das Fürstenthum Pleß 16. Febr. 1846 dem nächsten Fideicommißerben, dem Grafen von Hochberg-Fürstenstein, gegen eine lebenslängliche Rente von 30000 Thlrn. jährlich ab. Er erwarb sich wesentliche Verdienste durch Förderung der sein Land durchziehenden Eisenbahnen, schmälerte diesen Ruhm aber durch Errichtung einer öffentlichen Spielbank auf dem Bahnhofe zu Köthen. Längere Zeit fanden die Protestantischen Lichtfreunde ein Asyl für ihre Versammlungen in Köthen. Ungünstigen Eindruck machte es dagegen, daß 1845 ein gänzlicher Verfall der köthenschen Finanzen, der übrigens in weit früherer Zeit seinen Grund hatte, ans Licht trat. Die Agnaten und Preußen nahmen sich der Sache an, und einem preuß. Beamten, der in köthenschen Dienst trat, von Goßler, gelang es, wenigstens die Ordnung herzustellen, sich selbst aber als Minister das Vertrauen im Lande zu erwerben. Der Herzog starb 23. Nov. 1847. Nun nahm der Herzog von Dessau, als Senior, für die beiden andern Linien Besitz, sowie er bis auf weitere Übereinkunft die Regierung übernommen hat. Im J. 1848 wurde ein Vereinigter Landtag für beide Herzogthümer eingerichtet, neben welchem jedoch noch jedes seinen besondern Landtag behielt, der aber aus denselben Mitgliedern besteht, die auf den Vereinigten Landtage tagen. Für beide Länder besteht ein Gesammt-Staatsministerium, und je ein besonderes für jedes Herzogthum. Vorsitzender des erstern und alleiniges Mitglied des köthenschen ist von Goßler. Die Landesregierung vereinigt noch Justiz und Polizei. Daneben besteht ein Consistorium, eine Rentkammer und Immediatcommissionen für die Staatsschulden, das Militärwesen und die Eisenbahnen. Letzterer sind auch die auswärtigen Besitzungen im südlichen Rußland unterstellt, eine nicht besonders geglückte Speculation des Herzogs Ferdinand. Das Budget bewegt sich um 440000 Thlr. Die Staatsschuld beträgt über 4 Mill. Thlr. Von der Bewegung des J. 1848 wurde Köthen in weit geringerm Maße als Dessau und Bernburg berührt.

Anholt, dän. Insel im Kattegat, 1½ M. lang, 1 M. breit, größtentheils mit Flugsand bedeckt. Die Insel ist für die Seefahrt wichtig und gefährlich durch die sie umgebenden Riffe, weshalb sich hier ein Leuchtthurm befindet und ein Feuerschiff stationirt ist. Im J. 1809 wurde sie von den Engländern besetzt, und der Versuch der Dänen, sie wieder zu erobern, lief unglücklich ab.

Anhydrit (Karstenit) ist ein Mineral, welches aus wasserfreiem schwefelsaurem Kalk besteht, und sowol in ausgezeichneten Krystallen als strahlig, faserig, schuppig-körnig und dicht vorkommt. Die Krystalle desselben gehören zum rhombischen oder ein- und einachsigem System und besitzen drei Hauptblätterdurchgänge, welche sich rechtwinkelig schneiden, also gerade rechtwinkelige Prismen bilden. Der Anhydrit ist gewöhnlich von weißer Farbe, auch wol durch bituminöse Substanzen blau, grau oder röthlich gefärbt. Er steht in einer eigenthümlichen Beziehung zum Gyps, indem er nur eine gewisse Menge Wasser aufzunehmen braucht, um in dieses letztere Mineral umgewandelt zu werden. Deshalb findet man auch gewöhnlich da, wo Anhydrit in großen Massen auftritt, wie am südlichen Harzrande bei Osterode, die Oberfläche bis zu einer gewissen Tiefe in Gyps übergegangen. Vorzüglich findet sich der Anhydrit in einigen Flötzformationen, so im Kupferschiefer-, Steinsalz-, Jura- und Kreidegebirge. Er wird zu verschiedenen Zwecken verwendet. Als Baumaterial ist er nicht besonders zu empfehlen, weil seine Neigung, sich in Gyps umzuwandeln, wobei er leicht berstet, sich biegt u. s. w., von nachtheiligen Folgen ist. Wo er von schönen Farben oder, wie zu Vulpino in Oberitalien, in fester, schuppig-körniger Form auftritt, benutzt man ihn zu statuarischen Arbeiten und andern Kunstwerken. Gebrannt, pulverisirt und mit Wasser angerührt erhärtet er nicht, wie Gyps. Seine Verwendung in der Landwirthschaft zum Bestreuen von Wiesen, Kleefeldern u. s. w. hat denselben Erfolg als die des Gypses.

Ani, im Mittelalter einer der prächtigsten Königssitze des vordern Asiens, im jetzigen russ. Armenien am Arpatchaï (Akhourian), zwischen Felswänden gelegen, war im 5. Jahrh. noch ein kleines Fort, das jedoch im 8. Jahrh. von einem armenischen Fürsten aus der Dynastie der Ba-

gratiden zur Aufbewahrung seiner Schätze und 961 von den Bagratiden zur Residenz erwählt wurde. Sehr bald wurde A. so erweitert, befestigt und mit Palästen und Kirchen geschmückt, daß ihr die Sage 100000 Häuser und 1001 Kirche zuschreibt. Im J. 1040 ward die Stadt von den Byzantinern erobert; nachher kam sie in die Hände der Seldschuken, dann in die der kurdischen Beni-Scheddas. Von 1124—1209 wurde sie fünf mal von den Georgiern erobert. Diese Unfälle hatten die Stadt schon um ihren Glanz gebracht, bis sie endlich 1313 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört wurde. Jetzt bezeugen nur gewaltige Ruinen ihre einstige Größe. Dieselben bedecken einen Raum von 1½ Stunde in Umkreis und haben in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der russ. Archäologen auf sich gezogen. Die Felswände in der Umgegend sind voll Höhlen und Grotten, welche einst bewohnt waren und eine eigene troglodytische Stadt bildeten. Die Reste der großartigen Kirchen versprechen für die Geschichte des christlichen Baustils im Orient reichliche Ausbeute. Vgl. Brosset, „Voyage archéologique dans la Georgie et l'Arménie" (Bd. 1 und 2, Petersb. 1849—50).

Anich (Pet.), geb. 1723 zu Oberperfus bei Innsbruck, lernte erst in seinem 28. Jahre Mathematik und Physik bei den Jesuiten kennen. Wegen seiner Geschicklichkeit in der Anfertigung von Globen und mathematischen Instrumenten wurde er der Kaiserin Maria Theresia empfohlen, welche ihn mit der Zeichnung einer Karte Tirols beauftragte. Nachdem er sie fast vollendet, ereilte ihn 1. Sept. 1766 der Tod. Die Karte selbst erschien 1774 in 21 Blättern und wurde von ganz Europa mit verdientem Beifall aufgenommen.

Animalisch heißt so viel als thierisch, aus dem Thierreich stammend, den Thieren eigenthümlich, z. B. animalische Wärme, animalische Kost. Mit dem Namen **animalische Functionen** bezeichnet man diejenigen Thätigkeiten des lebenden Körpers, welche nur den Thieren eigen sind, nämlich Empfindung, Bewegung und Denken, also die Nerventhätigkeiten überhaupt. Man unterscheidet sie von den vitalen oder Kreislaufsfunctionen und den vegetativen, d. h. Ernährung und Wachsthum, welche auch den Pflanzen zukommen.

Animismus ist das von G. E. Stahl (s. d.) aufgestellte System in der Medicin genannt worden, wonach die vernünftige Seele (anima) als das Princip des Lebens betrachtet wird. Der Körper, lehrt Stahl, sei eine der Selbstbewegung unfähige Materie und werde von der Seele nicht nur erst geschaffen, sondern auch durch Einwirkung auf seine Spannkraft in Bewegung gesetzt. Demnach könne auch der Grund der Krankheiten nicht in dem Körper, sondern müsse stets in der Seele gesucht werden, und die ärztliche Behandlung müsse sich daher darauf beschränken, die der Einwirkung der Seele entgegenstehenden Hindernisse wegzuräumen. Die Anhänger Stahl's wurden Animisten genannt. Sein entschiedenster Gegner war sein College F. Hoffmann (s. d.).

Animus injuriandi, d. i. die Absicht zu beleidigen. (S. Injurie.)

Anis, Pimpinella anisum, eine einjährige zur Familie der Umbelliferen gehörende Pflanze, die im Juli blüht und gegen Ende August reift. Sie verlangt zum Gedeihen ein warmes, trockenes Klima und lockern, kraftreichen Boden. Die vorzüglichsten Feinde des Anis sind der Pfeifer und die Lohe. Am ausgebreitetsten ist der Anisbau in Thüringen, namentlich in der Umgegend von Erfurt, wo man jährlich an 2000 Ctr. gewinnt. Aus der Spreu bereitet man das bekannte Anisöl, das vorzüglich stark in Erfurt fabricirt wird. Die Samen des Anis braucht man zu Speisen, Liqueuren, als Gewürz, zur Seidenfärberei, aber auch in der Medicin. Sie wirken magenreizend, blähungtreibend und auswurfbefördernd. — Der **Sternanis** ist die Frucht eines chinesischen Baumes, des Illicium anisatum, übrigens aber an Geschmack und Wirkung dem unserigen ähnlich, daher er auch, besonders das davon gewonnene Öl, statt des einheimischen Anis benutzt wird.

Anjou, eine ehemalige von Maine, Bretagne, Poitou und Touraine umgebene Provinz des nordwestlichen Frankreichs mit etwa 400000 E. auf 140 □M., welche nach heutiger Eintheilung das Depart. Maine-Loire ganz, und zu kleinen Theilen die Depart. Indre-Loire, Mayenne und Sarthe bildet. Die alte Bevölkerung A.s, die Andegaver, widerstand den Römern lange und vereinigte sich im 5. Jahrh. mit den Bretagnern. Während die Bewohner früher zu den ausgezeichnetsten Völkerschaften Galliens gehörten, stellt sie jetzt ihr sorgloser und träger Charakter in die Reihe der weniger cultivirten Franzosen. Doch bewiesen sie in den Kriegen der Vendéer gegen die Republik viel Tapferkeit und Unabhängigkeitssinn. Die Hauptstadt von A. war Angers. — Das alte Grafengeschlecht, welches von dem Lande den Namen führte, erlosch 1060 mit Gottfried II. Martell, der im Kloster endete. Besitzthümer und Titel gingen durch seine Schwester an das mächtige Haus Gatinais über, dem Gottfried V., der Ahnherr der Plantagenets (s. d.), entsprang. Derselbe eroberte den größten Theil der Normandie, legte sich

den Herzogstitel bei, und heirathete 1127 Mathilde, die Tochter Heinrich's I. von England, Witwe Kaiser Heinrich's V. Nach seinem Tode, 1151, folgte ihm zunächst als Graf von A. und von Touraine sein Sohn, der 1154 im Rechte seiner Mutter als Heinrich II. den Thron von England bestieg. Auch A. ward jetzt zu den franz. Besitzungen der engl. Krone geschlagen, fiel aber 1204 durch Waffenglück wieder der franz. Krone zu, die es nun nach Belieben vergab. Zuerst erhielt es Philipp, der Sohn Ludwig's VIII., dann dessen Bruder Karl. Dieser wurde der Stifter jenes Hauses A., welches Neapel, Sicilien und Ungarn Könige gab. Die Grafschaft A. verlor für diese Könige ihre Bedeutung, und Karl II. von Neapel gab sie seiner Tochter Margarethe bei deren Vermählung mit Karl von Valois, dem Sohne Philipp's IV. Letzterer erhob A. 1297 zur Pairie. Der Sohn Margarethens ward aber 1328 als Philipp VI. König von Frankreich, und vereinigte die Grafschaft mit der Krone. König Johann erhob A. 1360 zum Herzogthum, und verlieh dasselbe seinem zweiten Sohne Ludwig. Da aber auch Ludwig das Geschick auf den Thron von Neapel führte, so blieb A. abermals ein Nebenbesitzthum dieser Dynastie. Mit dem Sturze des Hauses A. in Neapel verlor dessen letzter Sprößling, René II., durch König Ludwig XI. auch seine Ansprüche auf das Herzogthum, das 1484 mit der franz. Krone für immer vereinigt ward. Seitdem gab es nur noch einen Titel für königliche Prinzen ab. Heinrich III. führte denselben vor seiner Thronbesteigung, und ebenso jener Enkel Ludwig's XIV., der als Philipp V. König von Spanien wurde. Später ist der Titel nicht wieder gebraucht worden.

Ankarström (Joh. Jak.), der Mörder König Gustav's III. (s. d.) von Schweden, geb. 1761, der Sohn eines Oberstlieutenants, kam sehr jung als Page an den Hof und trat dann in die Armee, nahm aber schon 1783 als Hauptmann seinen Abschied, worauf er sich aufs Land begab und heirathete. Er war wilden Sinnes, rauher Sitten und ein Feind aller Maßregeln des Königs, zumal als dieser die Macht des Senats und der Großen beschränkte. In Umtriebe auf der Insel Gothland verwickelt, ward er 1790 als Majestätsverbrecher angeklagt, aber wieder freigelassen, da er in nichts überführt werden konnte. Sein Haß gegen den König wuchs hiermit, da er während der Untersuchung harte Behandlung hatte erfahren müssen. Noch 1790 ging er nach Stockholm, und im Einverständniß mit dem General Pechlin, den Grafen Horn und Ribbing, dem Freiherrn Bjelke, dem Oberstlieutenant Liljehorn u. A., ward der Tod des Königs beschlossen. A. bat, ihm die Ausführung zu überlassen; allein Ribbing und Horn stritten mit ihm darum. Man looste, und das Loos entschied für A. Als der König 1792 den Reichstag nach Gefle berufen hatte, gingen die Verschworenen zur Ausführung ihres Vorhabens dahin, fanden aber keine Gelegenheit dazu. Man mußte nun bis zum 15. März warten, wo man wußte, daß der König einen Maskenball besuchen werde. Hier schoß A. auf den König, den er tödlich verwundete. Er wurde sofort entdeckt, festgesetzt und gestand sein Verbrechen, weigerte sich jedoch standhaft, die Mitverschworenen zu verrathen. Am 29. April 1792 zum Tode verurtheilt, ward er mehre Tage mit Ruthen gepeitscht und endlich auf einem Karren nach dem Schaffot gebracht. Durchweg bewies er die größte Ruhe und rühmte sich bis zum letzten Augenblicke seiner That.

Anker heißt das Werkzeug zum Festhalten der Schiffe, welches an einem mit dem Schiffe verbundenen Tau oder Kette in die Tiefe herabgelassen wird, wo es sich vermöge seiner Gestalt und Schwere in den Grund einhakt. Der Anker besteht aus dem Ankerhelm oder der Ankerstange, den davon ausgehenden, wieder etwas nach innen gebogenen, in Schaufeln sich endenden Armen, dem Vierecke oder Hintertheile, woran der gewöhnlich hölzerne Ankerstock mit einem Ringe befestigt ist, durch den das Tau oder die Kette geschlungen wird. Die Größe des Schiffs bestimmt die Größe des Ankers; es gibt deren, die 7000 Pfd. wiegen. Jedes Seeschiff bedarf mehrer Arten Anker, die übrigens alle im Vordertheile, auf der Reise auch an der Außenseite des Schiffs hängend, ihren Platz haben. Der größte ist der Pflichtanker. Auch der Raumanker, der Buganker, der Flutanker, Nothanker u. s. w. unterscheiden sich weniger in äußerer Form, da alle nur zwei Arme haben, als durch ihre Größe und den Platz auf dem Schiffe, wo sie liegen. Nur die kleinern Anker, für Flußschiffe und Boote bestimmt, haben drei und vier Arme. In frühester Zeit gebrauchte man, wie noch jetzt zuweilen, statt der Anker Säcke mit Sand und Steinen u. s. w., doch schon sehr alt ist die Erfindung der jetzigen Anker, die aus dem besten Eisen geschmiedet und erst nach mehren Proben ihrer Tüchtigkeit gebraucht werden. — **Ankern**, vor Anker gehen, Anker werfen heißt den Anker auswerfen, überhaupt aber in den Hafen ankommen und das Schiff, wenn auch nicht durch Anker, festmachen. **Anker lichten** heißt den Anker wieder losmachen, was mittels des Ankerhakens, d. i. eines an ein Tau befestigten Hakens, geschieht, und durch die Ankerwinde wieder an das Schiff hinaufbringen. Ist zum Ankerlichten nicht die nöthige Zeit vorhanden, so wird, um das Schiff loszumachen, das Ankertau

durchgehauen, was man **Anker kappen** nennt. Ein Schiff **treibt vor Anker**, wenn der Anker sich nicht in den Grund festgesetzt hat, sodaß Wind und Wellen dasselbe treiben und der Anker nachgeschleppt wird. Zum Ankergrund ist Sand- und Muschelboden am geeignetsten; Steingrund eignet sich sehr schlecht dazu; im Schlickgrunde werden die Ankerschaufeln noch mit Bretern versehen, um das Festhalten zu befördern. Die Anker- oder Kabeltaue sind gewöhnlich von Hanf, meist 120 Klafter lang, nach Größe des Ankers von verschiedener Stärke und oft ½ F. im Durchmesser. In neuester Zeit haben die Engländer von Eisendraht geflochtene Ankertaue mit gutem Erfolge angewandt. Um sich gegen das Durchschneiden der Taue zu schützen, hat man dieselben für den Theil, welcher über das Wasser zu liegen kömmt, durch Ankerketten ersetzt. **Ankerwächter** oder **Ankerboje** nennt man das Holz oder die auf dem Wasser schwimmende Tonne, welche die Lage des Ankers auf dem Grunde anzeigt. **Ankergeld** heißt die Abgabe, welche jedes Schiff für die Erlaubniß, auf einer Rhede oder in einem Hafen Anker zu werfen, geben muß; **Ankerrecht** die Befreiung von diesem Ankergelde. — In der Baukunst heißen **Anker** die eisernen Klammern und Haken, um Mauern und Gewölben mehr innere Festigkeit zu geben; sie werden vorzüglich bei Hängewerken erfodert; hölzerne kommen auch beim Hütten- und Grubenbau in Anwendung, und es heißen solche in einigen Gegenden Schlauder oder Schließe. — In der Uhrmacherkunst ist **Anker** der Theil, welcher bei der sogenannten Ankerhemmung (échappement à ancre) in das Hemmungsrad einfällt und dadurch regulirend wirkt. — **Anker** heißt auch ein Weinmaß von verschiedener Größe in den verschiedenen Staaten Deutschlands, in Holland, Dänemark, Schweden, Rußland und den russ. Ostseeprovinzen. Der Inhalt variirt zwischen 33⅓ und 42⁷⁄₁₀ franz. Liter. Der preuß. Anker von 30 Quart, die Hälfte des preuß. Eimers, ist = 34,351 Liter.

Anker (Bernhard), ein ausgezeichneter norwegischer Industrieller, wurde 1746 geboren, und starb 1805. Er studirte auf der Universität zu Kopenhagen und betrat die diplomatische Bahn, verließ aber dieselbe, um die bedeutenden Besitzungen zu verwalten und das Handelsgeschäft zu übernehmen, welches nach dem Tode des Vaters auf die Mutter übergegangen war. Auch nach deren Tode, und nachdem das Vermögen unter ihn und zwei Brüder getheilt worden, widmete er sich fortwährend dem Handel, wobei er jedoch stets die Förderung der Industrie seines Vaterlands im Auge behielt. Nach und nach ward er einer der reichsten und berühmtesten Kaufleute des Nordens. Mit nicht weniger als 40 meist größern Schiffen, die alle sein Eigenthum waren, trieb er einen ausgebreiteten Handel; auch rüstete er einen Ostindienfahrer aus. Er machte sich um die Aufnahme der Bergwerke Norwegens verdient, verbesserte die Kanonengießerei auf Moß, stiftete in Christiania ein Waisenhaus, und war auf vielfach andere Weise der Wohlthäter seiner Mitbürger, namentlich auch durch die Einrichtung eines Fideicommisses, wozu nach seinem Tode sein Vermögen verwendet werden sollte. Zugleich mit seinen Brüdern und Vettern wurde er in den dän. Adelstand erhoben.

Anklage und **Anklageproceß**. Anklage (accusatio) ist der an den Richter gestellte Antrag auf Einleitung eines Strafverfahrens gegen eine gewisse Person, wobei der Antragsteller (Ankläger) zugleich die Führung des Schuldbeweises zu übernehmen hat. Hiervon unterscheidet sich die Anzeige (denunciatio) insofern, als bei der letztern der Anzeigende (Denunciant) nur seine Verdachtsgründe dem Richter angibt und diesem die Einleitung des Strafverfahrens überläßt, auch keinen Schuldbeweis zu führen hat. Auf die Anklage gründet sich der nach ihr benannte Proceß, die eine der beiden Hauptformen jedes Criminalprocesses, welcher der Inquisitionsproceß (s. d.) gegenübersteht. Der Anklageproceß war bei den Römern und bei den alten german. Völkern beinahe ausschließlich in Anwendung. Erst später kam in Deutschland das sogenannte Klagen von Amtswegen auf, hauptsächlich in Folge der Besorgniß, es möchten viele Verbrechen in Ermangelung eines Anklägers straflos bleiben, und in Verbindung mit einer sich immer mehr geltend machenden strengern Ansicht von den Pflichten des Staats in Bezug auf Gewährung des Rechtsschutzes. Daraus und unter Begünstigung des kanonischen Rechts entwickelte sich der Inquisitionsproceß. Noch Kaiser Karl's V. Peinliche Halsgerichtsordnung kennt letztern mehr nur als Ausnahme, als Surrogat des Anklageprocesses. Im Laufe der letzten Jahrhunderte ist aber der Anklageproceß in der Praxis immer mehr verschwunden. Im Wesentlichen treten bei demselben die Formen des Civilprocesses ein, hinsichtlich der Ladung, der Antwort des Beklagten, des Beweisverfahrens; doch ist das letztere an keine peremtorische Frist gebunden. Die Stellung des Angeklagten kann nicht gegen den Inquisitionsproceß verschlimmert sein. Gegen das Erkenntniß steht auch dem Ankläger die Einwendung eines Rechtsmittels frei. — Verschieden von dem eigentlichen Anklageproceß ist das **Anklageverfahren** mit Staats-

anwaltschaft, wie es von England und Frankreich in der neuesten Zeit auch auf Deutschland übergegangen ist. Hier tritt der Staat durch besondere Beamte (öffentliches Ministerium, Staatsanwaltschaft (s. d.) als Ankläger auf: der Staatsanwalt, ein dazu vom Staate bestellter Rechtsgelehrter, hat im Interesse der Rechtssicherheit die Anklage zu beantragen, die Anklageurkunde zu entwerfen, für die Herbeischaffung der Beweise mitzuwirken und über die Vollziehung des erfolgten Erkenntnisses zu wachen. In einigen norddeutschen Staaten hatte sich lange Zeit eine Abart des Anklageprocesses, der sogenannte fiscalische Proceß, erhalten, wo nach geschlossener Voruntersuchung ein besonders bestellter Fiscal die Anklageartikel entwirft; hierbei ist jedoch die Inquisitionsmaxime immer vorherrschend. Über die legislativ-politische Würdigung des Anklageprocesses im Verhältniß zu dem Inquisitionsprocesse s. **Criminalproceß.**

Anklagejury, oder Große Jury, heißt im engl. Criminalprocesse diejenige Jury ((s. d.), welche, nach beendigter Voruntersuchung über den eines Verbrechens Angeschuldigten, darüber zu erkennen hat, ob derselbe vor die Kleine Jury behufs Fällung des Haupterkenntnisses zu stellen (true bill), oder ob die Anklage gegen denselben nicht zu erheben sei (no bill).

Anklagestand, Versetzung in den Anklagestand, ein besonderer Act im Verlaufe des nach den Principien des Anklageverfahrens geführten Criminalprocesses, durch welchen nach beendigter Voruntersuchung und vorgängigem Erkenntniß die Aburtheilung des eines Verbrechens Angeschuldigten, auf Grund der gegen ihn vom Staatsanwalt erhobenen Anklage, vor das Criminalgericht gewiesen wird. Erst von da an treten die gesetzlichen Nachtheile ein, die den, über welchen eine Criminaluntersuchung verhangen ist, treffen, und der Angeschuldigte heißt von da an erst Angeklagter.

Ankylosis, auch Anchylosis, heißt so viel als Steifigkeit, Unbeweglichkeit der Gelenke des thierischen Körpers. Man nennt sie eine wahre, sobald eine wirkliche Verwachsung der Gelenkflächen stattfindet, eine falsche aber, sobald sie durch Verwachsung, Contractur u. s. w. der benachbarten Sehnen und Muskeln bedingt wird Ist die Beweglichkeit des Gelenks ganz aufgehoben, so ist die Ankylosis vollkommen; im entgegengesetzten Falle aber nur unvollkommen. Gewöhnlich kommt die Ankylosis nur an den Charniergelenken (Ellenbogen- und Kniegelenke) vor; doch können alle bewegliche Gelenke, und zwar selbst, wiewol sehr selten, dem größern Theil nach, davon ergriffen werden. Die Ursachen sind: Gelenkentzündungen, Wunden, Geschwüre, Entzündungen der Weichtheile, Entartung der Gelenkenden und Ablagerung von kalkartiger Materie in das Gelenk. Hiervon hängt es auch ab, ob das Gelenk gleichzeitig entstellt und ob die Ankylosis heilbar ist oder nicht. Nur die falsche und unvollkommene Ankylosis läßt eine Heilung zu, die vollkommene wahre ist gewöhnlich unheilbar. Doch hat man in der neuesten Zeit nicht ohne Erfolg die Bildung von künstlichen Gelenken versucht. Das Beste bleibt immer, die Ankylosis durch sorgfältige Behandlung des ursprünglichen Leidens zu verhüten, namentlich während dessen Zertheilung die Gelenke und Bänder wieder geschmeidig und biegsam zu machen.

Anlage, Disposition oder **Diathese** nennt man in der Medicin sowol die Fähigkeit als auch die Neigung des organischen Körpers, Störungen seiner Gesundheit zu erleiden, d. h. krank zu werden. Die Fähigkeit des Erkrankens, welche man auch die allgemeine Anlage nennen kann, ist allen Organismen gemein: sie liegt in der Endlichkeit der Materie überhaupt und der Unmöglichkeit, allen äußern Einflüssen auf die Dauer so entgegenzuwirken, daß ihre Einwirkung spurlos vorübergeht. Die Anlage einzelner Geschöpfe (individuelle Anlage) ist natürlich so verschieden, als die Individuen selbst nach ihrer innern Beschaffenheit wie nach ihren besondern Lebensverhältnissen verschieden sind. Die Fähigkeit zum Erkranken ist größer in der Jugend als im mittlern Alter, größer beim Weibe als beim Manne. Wie die einzelnen Individuen, so haben auch die einzelnen Organe und Theile ihre eigene Anlage zum Erkranken. Diese ist aber keineswegs zu allen Zeiten gleich groß; sie ist gewöhnlich am größten zu der Zeit, wo das Organ zu größerer Thätigkeit genöthigt ist: daher erkrankt der Uterus des Weibes am leichtesten zur Zeit den Menstruation, die Lungen im Winter und im Jünglingsalter, die Leber im Sommer, und aus demselben Grunde ist die Leber in den Tropen, die Lunge im Norden am meisten gefährdet. Die besondere Krankheitsanlage (Prädisposition, Diathese) schließt die Neigung zu einer bestimmten Krankheitsart in sich, daher man sie auch die specifische genannt hat. Sie ist gewöhnlich mit materiellen Veränderungen der Organisation verbunden, die sich beim Einwirken fördernder Außenverhältnisse zur Krankheit entwickeln können, und entweder angeboren oder erworben. Die angeborene specifische Krankheitsanlage spricht sich oft durch das äußere Aussehen einer Person, durch den Habitus aus. Ein cylindrischer, oben abgeflachter Brustkorb, mit flügelartig abstehenden Schulterblättern, bezeichnet z. B. die Anlage zur tuberkulösen Lungen-

schwindsucht. Erworben wird die specifische Anlage durch längerdauernde schädliche Einflüsse, z. B. durch Aufenthalt in einem ungesunden Klima, in schlechten Wohnungen, durch gesundheitswidrige Lebensweise in Essen, Trinken, Geschlechtsausschweifungen, durch anhaltendes Sitzen u. dgl. Einmal überstandene Krankheit läßt nicht selten Disposition zu Rückfällen oder andern Krankheiten des früher befallenen Organs zurück. Einzelne Beschäftigungen und Lebensverhältnisse bedingen besondere Krankheitsanlagen durch die dabei meist unvermeidlichen übeln Einflüsse. So sind Stubengelehrte zu Hypochondrie und Unterleibsstörungen, Schneider zu Lungensuchten, Reiche zur Gicht disponirt u. s. w. — Die **Anlage** im pädagogisch-psychologischen Sinn, d. h. die vorwiegende Befähigung eines Individuums zur Erlernung dieser oder jener Fertigkeiten, hat jedenfalls auch ihren Grund in der Organisation, wie schon ein Blick auf die dressurfähigen Hausthiere zeigt (Windhunde, Dachse, Bulldoggs u. s. w.). Es kommt hier gewiß oft auf den Bau der Hand und anderer Glieder, die Schärfe eines oder des andern Sinns, die Empfindlichkeit oder Abhärtung der Nerven u. s. w. an; zum Theil aber auch wol auf den Bau und die Entwickelung des Gehirns. (S. Phrenologie.)

Anländung, **Alluvion** oder **Anwachs**, eine merkwürdige Erscheinung besonders längs der deutschen Küste der Nordsee, nennt man das an der schrägen Fläche des Ufers anfangs als feiner Schlamm oder Schlick angesetzte neue Land, welches, nachdem es mit Gras bewachsen ist, zuerst Vorland genannt und zur Weide oder zum Heugewinn benutzt wird. In Oldenburg, Holstein und Bremen ist der Landesherr im Besitz alles Vorlandes, sobald er es bedeichen will, um es zu benutzen; anderwärts ist das Herkommen verschieden.

Anleihen (öffentliche) sind eines der Mittel, durch welche die Staaten sich Geld verschaffen, um Ausgaben zu bestreiten, die aus den übrigen ordentlichen und außerordentlichen Einkünften nicht gedeckt werden können. Sie sind ihrer Grundlage nach von dem Darlehnsvertrage unter Privatpersonen nicht unterschieden, d. h. die Regierung empfängt Geld und verspricht dasselbe zu verzinsen und auch das Capital selbst zurückzuzahlen. Denn selbst in den Fällen, wo das Capital nicht gekündigt werden kann, kann die Rückzahlung doch rechtlich nothwendig werden. Durch die Verschiedenheit der Verhältnisse werden aber mancherlei Eigenthümlichkeiten der Staatsanleihen begründet, sowol was ihre Form als auch was die rechtlichen Grundsätze betrifft, nach welchen sie beurtheilt werden müssen. Mit diesen letztern stehen die staatswirthschaftlichen in genauem Zusammenhange, und je mehr sich das constitutionelle Leben der Völker ausbildet, desto bestimmtere Regeln entwickeln sich auch für diesen unendlich wichtigen Gegenstand. Nur ihrer Form nach gehören hierher diejenigen Anleihen, welche die Staatsverwaltung blos vorübergehend macht, ohne dadurch das Staatsvermögen zu vermindern, oder mehr auszugeben als sie einzunehmen hat. So z. B. wenn eine Einnahme für den Augenblick zurückbleibt und, um dringende Ausgaben zu bestreiten, Geld aufgenommen, aber aus der später eingehenden Einnahme zurückgezahlt wird; oder wenn eine Ausgabe früher gemacht wird, zu welcher in der nächsten Zeit die Summen aus der ordentlichen Einnahme bereits bestimmt sind. In diesen Fällen wird das Staatsvermögen nicht mehr belastet als vorher und nicht vermindert. Eigentliche Staatsanleihen sind Anticipationen künftiger Einnahmen. Sie vertheilen eine Last, welche für den gegenwärtigen Augenblick zu groß gefunden wird, als daß sie durch Beiträge der Bürger, zumal in ohnehin bedrängten Zeiten, z. B. während eines Kriegs, aufgebracht werden könnte, auf künftige Geschlechter, und zwar mit der Zugabe der Zinsen. Man könnte nach dem Rechtsgrunde fragen, welcher die Nachkommen verbände, diese von den Vorfahren aufgelegte Verbindlichkeit anzuerkennen, für die Fehler einer frühern Zeit, für ungerechte Kriege und unsinnige Verschwendung des frühern Geschlechts zu büßen. Aber der Rechtsgrund liegt in der organischen Fortdauer des Staats, welcher bei dem Gehen und Kommen der Geschlechter doch immer bleibt, wenn auch alle einzelne Mitglieder sich hundert und tausend mal verändert haben. Die einmal gültige Schuld bleibt daher gültig für alle Zeiten; sie haftet auf dem Volke und auf dem Lande desselben. Selbst wenn der Staat auseinandergeht, bleiben die bisherigen Theile desselben dennoch dafür verbindlich. Daher waren auch die Schulden des Deutschen Reichs nicht durch die Auflösung desselben erloschen, und obgleich der Deutsche Bund nicht Erbe des Reichs war, so war es doch für alle ehemaligen Mitglieder des Deutschen Reichs keine bloße Ehrensache, sondern eine strenge Rechtspflicht, die Schulden desselben zu bezahlen. Was einmal gültig ist, bleibt gültig, wie sich auch die Form des Staats verändern möge. Die Republik in England wie die in Frankreich mußte die Anleihen der vorangegangenen Regierungen, und die Restaurationen von 1660 und 1814 die Schulden der Republik anerkennen.

Aber die staatswirthschaftlichen Nachtheile der Staatsanleihen bestehen nicht blos in der

größern Last von Abgaben, welche sie bei bedeutendem Anwachs dem Volke auflegen, wodurch sie dasselbe hindern, seine Kräfte für höhere Zwecke zu gebrauchen; sondern das schlimmere Übel ist die Erschaffung eines Geldreichthums, eines blos idealen Vermögens ohne reale Grundlage. Das Geld bringt an und für sich nichts hervor; die Zinsen sind Dienste, welche der Borger dem Darleiher neben der vollen Wiedererstattung leisten muß. Es war freilich ein großer Misverstand, als im Mittelalter die Kirche und das weltliche Gesetz alle Zinsen für unrecht erklärten, weil es nicht unbillig ist, daß der Empfänger eines Darlehns dafür einige Dienste leiste. Aber dennoch ist das ganze in zinstragenden Capitalien bestehende Vermögen eines Volks kein wahres Vermögen, weil dem Gesammtbetrage der Gesammtbetrag der Schuld gegenübersteht, und durch das System der Staatsanleihen wird ein Stand von Capitalisten (Rentiers) erschaffen, welcher nur von der Arbeit Anderer lebt, ohne selbst durch Arbeit etwas zu produciren. Diese Art Geldreichthum häuft sich schneller als irgend ein anderes Besitzthum in großen Massen, und treibt das Misverhältniß zwischen Armen und Reichen bis zu einer Höhe, auf welcher es sich nicht erhalten, und von welcher es doch auch nicht ohne große Gefahren und gewaltsame Erschütterungen herabsteigen kann. Wenn dieses Misverhältniß im Privatverkehr zu groß wird, so löst es sich von selbst: die Schuld des einzelnen Verarmten erlischt; aber die Gesammtschuld des verarmten Volks erlischt nie, außer in Staatsbankrotten und Revolutionen. Daher ist es ein großer Fortschritt der Civilisation, daß die Völker angefangen haben, die öffentlichen Anleihen und deren Gültigkeit von der Zustimmung der Land- und Reichsstände abhängig zu machen. In der ältern Zeit war die Aufnahme von Darlehen eine bloße Regierungssache, und die Stände wurden nur zu Rathe gezogen, wenn sie schon gemacht waren. In den deutschen Staaten entstand aber doch der Unterschied zwischen Kammer- und Landesschulden, indem für jene, welche ohne Zustimmung der Stände gemacht waren, nur das fürstliche Kammervermögen haftete. Allein wenn dieses überschuldet war, mußte doch zuletzt das Land wieder eintreten und die Schulden übernehmen. In den größern europ. Staaten handelte die Regierung ohne die Reichsstände, und selbst in England rührt die erste Creirung eigentlicher Staatsschulden durch das Parlament, aus den Zeiten Karl's II. her. Aber auch dabei hat erst die neueste Zeit den Völkern die Lehre gegeben, welche unselige Folgen der Misbrauch des Nationalcredits hat, und wie dringend die Nothwendigkeit ist, nicht nur jede Vermehrung der Nationalschuld zu vermeiden, sondern auch ernstlich an ihrer Verminderung zu arbeiten, theils um die Lasten der Nation zu erleichtern, theils aber und noch mehr, um die Herrschaft des Geldes zu mäßigen. Denn wenn die Staatskasse nicht mehr den Capitalien offen steht, um sie gegen Renten, d. h. gegen einen großen Theil der Arbeit des Volks, anzunehmen, so werden ihre Inhaber gezwungen sein, sie in nutzenbringenden Unternehmungen des Landbaus, Handels u. s. w. anzulegen und zugleich im Allgemeinen sich mit geringern Zinsen zu begnügen.

Die staatswirthschaftliche Frage, zu welchen Zwecken vernünftigerweise Anleihen gemacht werden können, hat an sich wenig Schwierigkeiten. Sie sind nützlich und gerecht, wenn sie den Nachkommen, denen sie aufgelegt werden, dafür einen bleibenden Vortheil verschaffen; sie sind ungerecht, obschon formell verbindlich, wenn sie nur gemacht werden, um die Genüsse des lebenden Geschlechts, seine Vorurtheile und Leidenschaften, seine Eitelkeit und Herrschsucht zu befriedigen. Anleihen zu einem ungerechten Kriege sind Verbrechen an dem Volke. Die Formen der öffentlichen Anleihen hat der menschliche Witz ins Unendliche vervielfältigt, um die Capitalisten durch ungewöhnliche Vortheile, übermäßige Zinsen, die unter mancherlei Prämien und Gewinnsten versteckt werden, durch Bequemlichkeiten in der Erhebung der Zinsen und in der Übertragung des Capitals anzulocken, um dem Hange zu Glücksspielen und Wetten, welchen die Gesetzgebung im Privatverkehr zu unterdrücken sucht, einen Spielraum zu eröffnen, und für die mannichfaltigen Formen dieses Spiels, welches leicht zum unmoralischen wird, hat man die verschiedensten Namen erfunden. (S. Staatspapiere.)

Die wesentlichsten Verschiedenheiten der Anleihen sind folgende: 1) Einfache Darlehnsverträge, wie zwischen Privatpersonen, wodurch der Staat von einem Bestimmten eine Summe empfängt, welche er zu verzinsen und nach einer gewissen Zeit oder nach Belieben beider Theile zurückzuzahlen verspricht. Darüber werden zuweilen neben der Hauptobligation auch Schuldscheine auf kleinere Summen ohne Namen eines Gläubigers auf den Inhaber ausgestellt. Hat die Regierung wenig Credit, so muß sie dabei schon Provisionen geben, sich auch wol gefallen lassen, daß die Hauptunternehmer des Darlehns für Hundert des verschriebenen Capitals etwas und zuweilen sogar bedeutend weniger geben, besonders wenn die politische Existenz der borgenden Regierung unsicher ist, und daß sie alsdann die Partialobligationen so hoch als sie können

unterzubringen suchen. Da aber die Verzinsung und Rückzahlung doch nach dem vollen Nominalwerthe erfolgt oder doch versprochen ist, so übernimmt die Nation dadurch noch eine weit größere Last, als der Werth des Empfangenen beträgt. 2) Darlehnsverträge mit beschränktem Rechte der Aufkündigung auf Seiten des Gläubigers, aber ins Unendliche fortgehender Verzinsung. Hierbei ist bald die Zurückzahlung blos dem Staate vorbehalten, bald wird jährlich durch das Loos eine Reihe Obligationen bestimmt, welche zurückgezahlt werden sollen, und man verbindet, um die Spieler recht anzulocken, damit eine Lotterie von Prämien und Gewinnsten. Dadurch wird der Verlust, welchen der Staat selbst erleidet, zuweilen wirklich gemildert, indem diese Prämien etwas geringer sind als die sonst gegebene Provision; aber oft wird auch derselbe nur dem ersten Blicke des Publicums entzogen, und den Hauptgewinn ziehen doch nur die Unternehmer, welche die Staatspapiere dieser Art in Umlauf bringen. Sie suchen daher so viel als möglich neue Formen auf, und besonders solche, bei welchen nicht so leicht ins Auge fällt, wie hoch dergleichen Papiere im Curs stehen müssen, wenn sie al pari stehen sollen, d. h. wieviel der eigentliche wahre Werth eines Staatspapiers beträgt. 3) Darlehnsverträge mit völliger Unaufkündlichkeit des Capitals, aber immer fortgehender gleicher Rente oder immerwährender Annuität. Dies ist eigentlich ein Rentenkauf der Staatsgläubiger, wobei die Bestimmung eines Zinsfußes in der That etwas ganz Imaginäres bleibt. Der Staat bietet eine gewisse Summe jährlicher Renten aus und gibt sie Dem, welcher das größte Capital dafür bezahlt. Da das Capital nie zurückgefodert werden kann, so ist es nur ein leeres Wort, daß diese Renten als drei-, vier- oder fünfprocentige behandelt werden; denn das Geschäft regulirt sich bei dem Abschlusse doch nach einem höhern Zinsfuße, und wenn dreiprocentige Renten zu 75 stehen, so stehen sie mit vierprocentigen zu 100 al pari. Dieser Rentenverkauf ist in Frankreich jetzt die übliche Form der Staatsanleihen. Dabei wird immer ein benannter Gläubiger in das Hauptbuch des Staats eingetragen, und die Übertragung fodert gewisse Formalitäten. 4) Darlehne, bei welchen die jährliche Verzinsung so hoch gestellt ist, daß sie in einer bestimmten Zeit zugleich das Capital mit tilgt (Zeitrenten, Annuitäten). Je nachdem dies auf weniger oder mehr Jahre berechnet wird, nennt man sie kurze oder lange Annuitäten (s. d.). 5) Darlehne gegen jährliche Zahlungen auf Lebenszeit. (S. **Leibrenten.**) Das Capital trägt höhere als die gewöhnlichen Zinsen, erlischt aber mit dem Tode Desjenigen, auf dessen Leben die Rente versichert ist, oder wenn die Rente auf das Leben Mehrer gesetzt ist, nach dem Tode des Letzten von ihnen. Wenn eine Gesellschaft sich in der Art vereinigt, daß der Antheil der Absterbenden den Überlebenden so lange zuwächst, bis auch der Letzte gestorben ist, so nennt man dies Tontine (s. d.). Anleihen auf Leibrenten werden in der neuern Zeit von den Staaten seltener geschlossen, sind aber öfter Gegenstand von Privatverträgen, zu welchem Zwecke sich auch Gesellschaften vereinigen.

Einmal geschlossene Verträge soll der Staat gewissenhafter als Privatpersonen erfüllen und daher auch gemachte Anleihen nach den Bedingungen ihres Empfangs verzinsen und zurückzahlen. Selbst wenn dabei übermäßiger und unredlicher Gewinn der Darleiher stattfand, haben die Staaten es bisher immer vorgezogen, von einer solchen Einwendung keinen Gebrauch zu machen, um nicht ihren Credit zu untergraben. Desto öfter haben sie jedoch Zinsenreductionen vorgenommen, und gegen die Rechtmäßigkeit dieser Operation läßt sich nichts einwenden, sobald dem Gläubiger die freie Wahl gelassen wird, ob er sein Capital zurückempfangen oder den geringern Zinsfuß annehmen will. Anders verhält sich jedoch die Sache bei erkauften Renten, es mögen nun immerwährende oder Zeitrenten sein, indem der Gläubiger auf den unverkürzten Bezug derselben ein festes Recht erworben hat. Wollte man ihm aber das Capital, oder bei Zeitrenten den Rest desselben voll zurückzahlen, so würde der Staat dabei in der Regel nichts gewinnen. Die Tilgung der Anleihen geschieht auf eine doppelte Weise, entweder indem dem Darleiher oder dem Inhaber des Staatsschuldscheins der Nennwerth desselben zurückgezahlt wird, oder indem die Regierung selbst den Schuldschein an sich kauft. Denn da der Curs der Schuldscheine, theils vermöge der ursprünglichen Natur des Geschäfts, theils in Folge eines eingetretenen Mistrauens, einer Stockung in der Auszahlung der Zinsen und einer übermäßigen Vermehrung der Schuldscheine häufig unter den Nennwerth herabgegangen ist, so läßt die Regierung sie theilweise nach und nach zurückkaufen und erreicht so den Zweck, nicht mehr dafür zurückzahlen, oder auch wol weniger, als sie selbst wirklich empfangen hat, ohne wortbrüchig zu werden. Zugleich hält sie dadurch den Curs der Staatspapiere in einer angemessenen Höhe, was ihr bei neuen Anleihen bessere Bedingungen schafft. (S. **Tilgungsfonds.**)

Anmuth. Lessing bezeichnet die Anmuth als Schönheit in der Bewegung, und derselben Ansicht tritt Schiller bei in seiner Abhandlung über „Anmuth und Würde". Allerdings liegt eine

liche innere Bewegung im Wesen der Anmuth. Das Anmuthige bewegt sich nämlich ganz von
selbst hinüber in das Gemüth des Beschauers; es schmeichelt sich bei ihm ein, es muthet ihn an.
Das Anmuthige ist befriedigte, sich still über sich selbst freuende Schönheit, kampflos und selig
in sich, reine und ungetrübte Existenz der reinen Form. Daher liegt auch ihre Ausartung nahe.
Setzt das Anmuthige zu einem koketten Spiel mit sich selbst fort, seinen stillen Formenreiz allzu
gefällig in den Vordergrund drängend, so nennen wir das Anmuthige niedlich und zierlich.
Und dann muthet es uns nicht mehr an, sondern wirkt süßlich und widerwärtig.

Anna, die Heilige, nach der Tradition die Frau des heil. Joachim und Mutter der Jungfrau Maria, welche von ihr nach 20jähriger Unfruchtbarkeit geboren wurde. Sie wird zuerst bei Epiphanias im 4. Jahrh. erwähnt; schon im 8. Jahrh. aber war ihre Verehrung ziemlich allgemein verbreitet. Ihr Leichnam wurde nach der Legende 710 aus Palästina nach Konstantinopel überbracht, und seit jener Zeit rühmen sich mehre Kirchen Reliquien von ihr zu besitzen. Die röm. Kirche feiert ihr Fest, den **Annentag**, am 26. Juli, die griech. am 9. Dec. In Östreich, Baiern und andern kath. Ländern ist der Annentag ein großer Festtag. Der heil. A. zu Ehren bildete sich die **St.-Annenbrüderschaft** oder die Annenbrüder, die bereits im 13. Jahrh., wie es scheint, vorhanden, zur Zeit der Reformation aber durch die Jesuiten neu organisirt wurde und nur solche aufnahm, welche sich als echte Katholiken auswiesen. Der Orden hatte vorzüglich auch im Meißnischen, wo überhaupt die heil. A. in hohem Ansehen stand, Eingang gefunden. Er bestand an einigen Orten Deutschlands bis 1803 und wurde neuerdings in Baiern und der kath. Schweiz wieder ins Leben gerufen. Nur beim Gottesdienst tragen die Annenbrüder öffentliche Abzeichen. Vgl. Wilisch, „Von der ehemaligen St.-Annenbrüderschaft" (Annab. 1723).

Anna Komnena, eine gelehrte byzantinische Prinzessin, die Tochter des Kaisers Alexius, geb. 1. Dec. 1083, wurde in aller gelehrten Bildung Konstantinopels wie in allen Formen von Intriguen seines Hofes erzogen, und dann an Nicephorus Bryennius, einen muthlosen Schwächling verheirathet, den sie vergebens anstachelte, mit ihrem Bruder um die Gewalt zu ringen. Sie klagte laut, nicht als Mann geboren zu sein. Nach dem Tode ihres Gemahls (1137) ging sie in ein Kloster, wo sie 1148 starb. Die von ihr unter dem Titel: „Annae Comnenae Alexiados libri XIX" (am besten herausgegeben von Schopen, Bd. 1, Bonn 1839) verfaßte Geschichte ihres Vaters gehört zu den besten historischen Werken der Byzantiner, und ist u. A. in den von Schiller herausgegebenen „Historischen Memoiren" übersetzt worden.

Anna Boleyn, Gemahlin Heinrich's VIII. von England, s. **Boleyn**.

Anna, Königin von Großbritannien und Irland, 1702—14, der letzte zur Regierung gelangte Zweig des Hauses Stuart, wurde zu Twickenham bei London 1664 geboren. Sie war die zweite Tochter erster Ehe Jakob's II., damals Herzogs von York, mit Anna Hyde, der Tochter des berühmten Clarendon. Ihr Vater war damals noch nicht zur röm. Kirche übergetreten, und so wurde sie nach den Grundsätzen der anglikanischen Kirche erzogen und 1683 mit dem Prinzen Georg, dem Bruder König Christian's V. von Dänemark, vermählt. Als 1688 die Partei, welche den Prinzen Wilhelm von Oranien auffoderte, seinen Schwiegervater zu entthronen, die Oberhand behielt, wäre sie, die Lieblingstochter Jakob's II., gern bei ihrem Vater geblieben; sie wurde aber von Lord Churchill, nachmaligem Grafen von Marlborough, gewissermaßen gezwungen, der Partei des Siegers beizutreten. Nachdem 1694 ihre Schwester Maria, und 1702 deren Gemahl Wilhelm III. kinderlos verstorben, bestieg sie den Thron, wurde aber, bei ihren nur mäßigen Geistesgaben, fast während ihrer ganzen an Ereignissen so reichen Regierung von Marlborough und dessen Gemahlin beherrscht. Treu der Tripleallianz stellte sie sich der Herrschaft Ludwig's XIV. entgegen, um die Freiheit Europas zu vertheidigen und die Vereinigung der franz. und span. Krone in Einem Hause zu verhindern. Aus diesem Grunde nahm sie Theil an dem Spanischen Erbfolgekrieg, in welchem England Gibraltar eroberte, die einzige wichtige Erwerbung dieses 11jährigen Kriegs. Der Kampf der Parteien war während ihrer Regierung äußerst heftig, da die Jakobiten hofften, daß die erblose Königin ihrem Bruder Jakob, dem Prätendenten, die Thronfolge zuwenden werde. Aber so sehr sie auch die Wiedereinsetzung ihrer Familie, besonders nach ihres Gemahls Tode (1708), wünschte, wurde doch die Nachfolge dem Hause Hannover zugesichert. Vergebens versuchte Jakob eine Landung in Schottland und brachte A. in die Verlegenheit, eine Bekanntmachung zu unterzeichnen, wodurch ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Von 17 Kindern, die sie geboren hatte, war keins am Leben geblieben. Obschon 44 Jahre alt, gab sie doch den Bitten des Parlaments, eine neue Heirath zu schließen, kein Gehör. Sie dachte jetzt nur darauf, die ganze Staatsgewalt in die Hände der Tories zu legen,

welche die Stimmung aller drei Königreiche für sich hatten. Die Herzogin von Marlborough verlor ihren Einfluß, Godolphin, Sunderland, Somers, Devonshire, Walpole und Cowper wurden durch Harley (nachmals Grafen von Oxford), Bolingbroke, Rochester, Buckingham und andere Tories ersetzt, und das Parlament ward aufgelöst. Marlborough wurde angeklagt, entsetzt und verwiesen. Ihrem vielleicht geheimen Plane, den Bruder doch noch zum Nachfolger auf den Thron zu erhalten, stellte die unversöhnliche Feindschaft Oxford's und Bolingbroke's, von denen Ersterer den Letztern anklagte, daß er den Prätendenten begünstige, ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Sie starb am 1. Aug. 1714. Unter A.'s Regierung wurde England und Schottland unter dem Namen Großbritannien miteinander vereinigt.

Anna Iwanowna, Kaiserin von Rußland, 1730—40, geb. 1693, die Tochter Iwan's, des ältern Bruders Peter's d. Gr., vermählte sich mit dem Herzog von Kurland, ward Witwe und bestieg 1730 den Thron der Zaren auf folgende Weise. Peter II., des unglücklichen Alexis Sohn, war in seinem 16. Jahre gestorben; die mächtigen Prinzen Iwan und Basil Dolgoruki hatten unter der Leitung des alten Kanzlers Ostermann die Regierung geführt. Da Letzterer sich schmeichelte, unter einer Fürstin, der er den ersten Unterricht gegeben, sein Ansehen zu behalten, so bediente er sich seines ganzen Einflusses, um der Herzogin von Kurland die Krone zu verschaffen. Er gewann den Senat und die in Moskau versammelten Großen, sodaß A. den beiden Töchtern Peter's d. Gr. vorgezogen ward, und der Fürst Basil Dolgoruki den Auftrag erhielt, ihr die Wahl der Nation bekannt zu machen. Als Dolgoruki bei ihr eintrat, fand er einen schlecht gekleideten Mann im Zimmer, dem er ein Zeichen gab, sich zu entfernen; dieser schien aber nicht geneigt, zu gehorchen. Dolgoruki nahm ihn bei dem Arm, um ihn zur Thüre zu führen. Doch A. hinderte dies. Jener Mann war Ernst Joh. von Biron (s. d.), der bald im Schutze seiner Gebieterin Rußland beherrschte. A., die anfangs versprochen hatte, ihren Günstling zu entfernen und die absolute Gewalt der Zaren einzuschränken, war kaum auf den Thron gestiegen, als sie Beides zu erfüllen verweigerte und sich als Selbstherrscherin aller Reußen ankündigte. Biron setzte jetzt seiner Ehrsucht keine Grenzen, und die Dolgoruki wurden die ersten Opfer derselben. Die Kurländer mußten Biron 1737 zu ihrem Herzog erwählen, und sterbend ernannte ihn A. zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan. Sie starb 28. Oct. 1740.

Anna Karlowna, Regentin von Rußland während der Minderjährigkeit ihres Sohns Iwan, die Tochter des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg und Katharina's, der Schwester der russ. Kaiserin Anna Iwanowna, vermählte sich 1739 mit Anton Ulrich (s. d.), Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, dem sie 20. August 1740 den erwähnten Sohn Iwan gebar, welchen die Kaiserin Anna Iwanowna zu ihrem Nachfolger bestimmte. Es geschah dies namentlich auf Betrieb des ehrgeizigen Biron (s. d.), der sich hierdurch die Regentschaft zu sichern suchte. Er hatte, damit es scheinen solle, als sei Das, was er beabsichtige, der Wille des Volks, dafür gesorgt, daß eine Bittschrift verfaßt ward, worin man ihn ersuchte, bis zur Volljährigkeit des jungen Prinzen, die man auf das 17. Jahr festsetzte, die Regierung zu führen. Die Kaiserin Anna Iwanowna unterzeichnete diese Schrift auf ihrem Sterbebette, und so sah sich Biron, als die Kaiserin am 28. Oct. 1740 starb, wirklich auf der Höhe, nach der er gestrebt hatte. Allein nur eine kurze Zeit vermochte er sich auf derselben zu halten; schon 18. Nov. ward er gestürzt. A. erklärte sich zur Großfürstin von Rußland und Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohne, führte jedoch die Regentschaft nur bis zum 6. Dec. 1741. Sie liebte Ruhe und Gemächlichkeit und ermangelte der zur Beherrschung eines so großen Reichs unerläßlichen Thätigkeit. In der Einsamkeit ihres Gemachs verstattete sie, in bequemer Morgenkleidung, höchstens einigen Vertrauten oder Verwandten, oder dem Gesandten eines auswärtigen Hofs Zutritt, während die wichtigsten Geschäfte unbefördert liegen blieben und die Vornehmen sich mit Unwillen vom Hofe entfernt sahen. Ihre unbegrenzte Gunst besaß eine ihrer Damen, Julie von Mengden, welche auch während ihrer kurzen Herrschaft eine nicht unbedeutende Rolle spielte. A.'s Regentschaft endete eine Verschwörung, welche Elisabeth, die Tochter Peter's d. Gr., auf den Thron hob. Während man den jungen Iwan in Schlüsselburg behielt, wurde A. nebst ihrem Gemahl nach Cholmogory, einer Stadt auf einer Insel der Dwina am Weißen Meere, gebracht und zu einer lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilt. Hier ward sie noch zwei mal Mutter; sie starb 1745 an den Folgen der Niederkunft. Ihre Leiche ward nach Petersburg geführt, und unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten beerdigt. Ihr Gemahl starb erst 1780 nach einer 39jährigen Gefangenschaft.

Anna, Gemahlin Kurfürst August's (s. d.) von Sachsen, eine Tochter Christian's III. von Dänemark, geb. 1531, hat sich in Sachsen den schönen Namen „Mutter Anna" verdient. Sie

war die rechte Frau für den nüchternen praktischen, mehr klugen und berechnenden, als hochstrebenden, aber wohlwollenden und als Staatswirth und Landespfleger seiner Zeit weit vorausgeeilten Fürsten. Ist es auch nicht begründet, daß sie selbst mit den Erzeugnissen ihrer Viehwirthschaft zu Markte gefahren, so stimmte sie doch ganz mit ihres Gemahls wirthlichen Ansichten zusammen und hielt Haus und Hof in strenger Ordnung. Ja sie griff auch selbst mit zu, wo es Noth that. Minder wohlthätig war es, daß sie auch in der streng lutherischen Orthodoxie, die den Kurfürsten zu einigen Härten verleitete, mit ihm übereinstimmte. Auch seine Neigung zu der Naturwissenschaft theilte sie. Sie hat sogar ein „Erzneibüchlein“ hinterlassen, mehre Medicamente erfunden und die Hofapotheke zu Dresden (1581) gestiftet. Für Arme und Kranke sorgte sie überaus eifrig und da milderte sich auch ihre sonst sehr strenge Sparsamkeit. Im J. 1548 mit August vermählt, hat sie ihm in 37jähriger Ehe 15 Kinder geboren, von denen nur ein Sohn und drei Töchter die Ältern überlebten. Sie starb 1. Oct. 1585 an einer epidemischen Krankheit, die man Pest nannte.

Anna, eine kleine Rechnungsmünze im brit. Ostindien, der 16. Theil der jetzt gesetzlichen sogenannten Compagnie-Rupien. Das Anna hat demnach den Werth von 1 Sgr. $2^3/_8$ Pf. preuß. Anna ist ferner ein Salzmaß und ein Perlengewicht in Bombay, ein Gold- und Silbergewicht in Bengalen, ein Handelsgewicht in Hindostan, ein Maß oder Gewicht für Reis auf Ceylon.

Annaberg, im sächs. Erzgebirge, mit 8000 E., war früher als Bergstadt bedeutend und ist gegenwärtig eine der wichtigsten Manufacturstädte Sachsens. Als zu Ende des 15. Jahrh. der Bergbau in dasiger Gegend, besonders am Schrecken- und Schottenberge, außerordentlich ergiebig wurde, sodaß man die Anlegung einer neuen Stadt für nöthig hielt, um der anwachsenden Menschenmenge Unterkommen zu verschaffen, wurde 1496 im Namen des Herzogs Albert der Grundstein dieser Stadt gelegt, welche in wenig Jahren durch den Hebel des reichen Bergbaus vollendet dastand. Anfangs nur die Neue Stadt am Schreckenberge genannt, erhielt sie 1501 ihren gegenwärtigen Namen durch Kaiser Maximilian. Ihre Verfassung war ursprünglich nach der Mehrzahl der Einwohner rein bergmännisch. Auf den Landtagen führte sie bis 1830 im weitern Ausschusse der mittlern Städte den Vorsitz. Als der Bergbau an Ergiebigkeit verlor, traten Gewerbe an die Stelle desselben. Barbara Uttmann (s. d.) machte, wenn sie es nicht erfand, doch das Spitzenklöppeln hier einheimisch. Alba's Tyrannei gegen die protest. Belgier bewirkte, daß namentlich auch viele Posamentirer aus Belgien auswanderten (1589—91), die sich zuerst in Buchholz, später in A. niederließen, und neben der Spitzenmanufactur trat nun die jetzt so bedeutende Bandfabrikation auf. Auch liefert A. gemusterte Bänder und franz. Gaze- und Florbänder, sowie seidene Stoffe. Die Stadtkirche in A. enthält mehre gute Gemälde und ein interessantes Basrelief von gebrannter Erde. Eine Erziehungsanstalt für arme Kinder wurde zu Ehren Christian Felix Weiße's (s. d.) 1826 gestiftet.

Annaburg, ein Städtchen im Kreise Torgau des Regierungsbezirks Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt unweit der Schwarzen Elster am Neuen Graben, der im 16. Jahrh. zum Holzflößen gegraben wurde, in der größtentheils sandigen, moorigen und dicht bewaldeten Annaburger (sonst Lochauer) Haide. Der Ort hat einschließlich des zugehörigen Zschernick (Pechhütte und Haidemühle) 1800 E., dicht benachbart die Colonie der sogenannten Neuhäuser mit 400 E., und ein Schloß mit einem Militärknaben-Erziehungsinstitut. Das Schloß wurde durch Anna, die Gemahlin des Kurfürsten August, von 1572—75 erbaut, 1762 für das bezeichnete Institut, welches August III. 21. Nov. 1738 zu Dresden stiftete, eingerichtet und 1815 von Preußen übernommen. Es werden hier mit einem jährlichen Aufwande von 30000 Thlr. 400 evangelische Zöglinge, die Söhne im preuß. Heere Gedienter, vom 11. bis zu Ende des 18. Jahres, in größter Fürsorge erzogen und zu Unteroffizieren und Hautboisten der Armee vorgebildet. Außer dem Schulunterricht in sieben Classen werden die jüngern Knaben mit Stricken, Gartenbau und häuslichen Arbeiten beschäftigt. Die ältern erlernen entweder in den Werkstätten das Schneider- und Schuhmacherhandwerk oder in der Musiklehre die Musik, und einzelne ausgezeichnete Zöglinge widmen sich als sogenannte Militärschüler wissenschaftlichen Privatbeschäftigungen. Director der Anstalt ist ein Offizier, und außer einem zweiten Offizier, mehren Unteroffizieren und Gefreiten, welche zur Anstalt commandirt werden, sind ein Prediger und Schulinspector, neun Lehrer, ein Arzt und ein Chirurgus, vier Verwaltungsbeamte und ein zahlreiches Unterpersonal angestellt. Zum Turnen, Schwimmen und Exerciren sind alle Vorrichtungen vorhanden, das ganze Erziehungssystem ist rein militärisch.

Annalen heißen geschichtliche Jahrbücher, welche die Hauptbegebenheiten eines Jahres,

oder auch mehrer Jahre in chronologischer Folge enthalten. Der Name kommt von den ältesten Jahrbüchern der Römer her, welche Annales pontificum oder Annales maximi hießen, weil deren Abfassung dem Pontifex maximus oblag, die aber bereits bei der Einäscherung Roms durch die Gallier untergegangen sind. Nach dem zweiten Punischen Kriege wurden dergleichen Annalen nicht mehr von den Priestern allein, sondern auch von andern gebildeten Männern angefertigt, wie Fabius Pictor, Calpurnius Piso, Sisenna u. A. Es ward daher der Name später auf alle Geschichtswerke ausgedehnt, in denen der Stoff mit vorzüglicher Berücksichtigung der Chronologie nach den einzelnen Jahren behandelt wird, wie dies in den „Annalen" des Tacitus, im Gegensatz zu dessen „Geschichtsbüchern", der Fall ist. Im 4. und 5. Jahrh. n. Chr. verschmolz die Benennung Annalen gänzlich mit der der Chronik. Man gebraucht den Ausdruck Annaten auch überhaupt für die Geschichte eines Volks. Auch ist er häufig als Journaltitel benutzt worden.

Annāten heißen die für die Verleihung einer Kirchenpfründe an den päpstlichen Stuhl zu zahlenden, nach besondern Taxen normirten Abgaben. Früher nur außerordentlich, oder transitorisch, wurden sie seit Bonifaz IX. in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., seit welcher Zeit auch erst der Name Annaten aufkam, zu einer regelmäßigen, theils in dem ganzen Jahresertrage einer Pfründe (daher der Name), theils in der Hälfte desselben bestehenden Steuer. So bildete sich im Gegensatz zu dem früher allgemein anerkannten kirchlichen Grundsatze, daß das Sacrament der Weihe unentgeltlich ertheilt werden müsse, ein förmliches Besteuerungssystem, wonach von den vom Papste im Consistorium präconisirten Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten, die im einjährigen Ertrage bestehenden servitia communia und daneben noch als Kanzleigebühren die servitia minuta, von den niedern, jedoch über 24 Goldgulden angesetzten Pfründen die Annaten im eigentlichen Sinne, und endlich von allen für immer unirten Pfründen alle 15 Jahre die quindennia gegeben werden sollten. In Deutschland sind die beiden letzten Arten der Annaten nie sehr praktisch geworden, und über die servitia gab es fortdauernde Streitigkeiten bis zur Auflösung der deutschen Kirchenverfassung in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses. In den neuern Concordaten einzelner deutscher Länder mit dem päpstlichen Stuhle sind, zum Theil in Widerspruch mit anderweiten Vereinbarungen, die Annaten für höhere Kirchenämter wiederhergestellt, und zwar meist in einer regulirten Aversionalsumme.

Annecy, die zweite Stadt des Herzogthums Savoyen, am Ufer des gleichnamigen 2¼ M. langen und ½ M. breiten Sees, am Fuße der Alpen, ehemals Hauptort des Grafen von Genevois, deren zerstörtes Schloß einen der nahen Berge krönt. Der Ort ist Sitz eines Bischofs und zählt 6600 E. Fast sämmtliche Häuser ruhen nach der Straße zu auf Arcaden, die fortlaufende steinerne Laubengänge bilden. In der Domkirche bewahrt man die Überreste des heil. Franz von Sales, dessen Geburtsort A. ist. Die Einwohner zeichnen sich durch ihren Gewerbfleiß aus. Man findet Baumwollspinnerei, Kattunfabriken und Glashütten. In der Nähe werden Eisenminen betrieben.

Annelĭden, auch **Annulata** oder **Ringelwürmer**, bilden eine kleine Classe der gegliederten Thiere, die sich von den übrigen durch gelenklose Bewegungsorgane und rothes, selten gelbes Blut unterscheiden. Ihr Körper ist gemeiniglich sehr verlängert, weich und durch Querfalten in eine Menge Ringe getheilt. Der Kopf fehlt einigen. Die Glieder, wenn sie vorhanden sind, bestehen aus reihenweis gestellten Borsten und Fäden, die auch als Waffen dienen, und an einigen vertritt ein Saugnapf die Bewegungsorgane. Das Nervensystem ist einfach. Viele haben kleine Augen und Tastwerkzeuge, nicht selten eine rüsselförmige Schnauze, häufig auch kleine Zähne. Sie athmen der Mehrzahl nach durch Kiemen, die äußerlich angebracht, von sehr verschiedener Gestalt sind. Alle sind Zwitter, die sich gegenseitig befruchten und in der Regel durch Eier sich fortpflanzen. Die meisten sind räuberisch, leben von andern Thieren, oder saugen ihr Blut. Sie kommen am zahlreichsten im Meere vor, selten auf dem Lande, werden bisweilen 6—8 F. lang, und wohnen theilweise in Röhren, die, durch Ausschwitzung der Hautfläche entstanden, nach außen mit Seesand u. s. w. bedeckt, oft in gesellige Büschel verwachsen sind. Man theilt sie in Borstenfüßler und Fußlose und nach anderweitigen Kennzeichen in Unterordnungen. Genaue Kenntniß ihres Baus hat man in neuern Zeiten durch Savigny, Milne Edwards, Audouin und Leuckardt erhalten.

Annenorden, ein russ. Orden, wurde von Karl Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp 1735 zu Ehren seiner Gemahlin Anna Petrowna, der Tochter Peter's d. Gr. von Rußland, gestiftet und von Kaiser Paul I. 1796 für einen russ. Orden erklärt. Bis dahin bestand er nur aus einer Classe mit 15 Rittern. Paul theilte ihn jedoch in drei Classen und bestimmte ihn zur Belohnung des Verdienstes für alle Stände. Alexander I. endlich theilte ihn 1815 in vier

Classen, von denen die vierte nur an Militärs vergeben wird. Großkreuze oder die erste Classe können nur Personen erhalten, welche den Rang eines Generalmajors haben. Das Ordenszeichen bildet ein viereckiges goldenes, mit rother Emaille belegtes Kreuz, dessen Flügelwinkel mit goldenem Laubwerk gefüllt sind. Auf der Vorderseite befindet sich das Bild, auf der Rückseite der gekrönte Namenszug der heiligen Anna. Die erste Classe trägt es über der linken Schulter an einem breiten hellrothen, gelbeingefaßten Bande, nebst einem silbernen Stern auf der rechten Brust; die zweite an einem ähnlichen schmälern Bande um den Hals; die dritte ein kleines Kreuz ebenfalls um den Hals; die vierte an demselben Bande im Knopfloch. Durch Nikolaus I. wird die Decoration der ersten und zweiten Classe theils mit Brillanten verziert, theils mit einer goldenen Krone am Ring des Kreuzes und dem obersten Strahle des Sterns versehen, als besondere Auszeichnung vertheilt. Das Ordensfest fällt auf den 3. Febr.; für große Feste besteht eine eigene Kleidung. Der Orden wird sehr häufig verliehen; man zählt an 23500 Inhaber.

Anno, der Heilige, Erzbischof von Köln, war in niedrigem Stande geboren und starb 1075. Seine politische Bedeutung als Kanzler Kaiser Heinrich's III. und nachher als Reichsverweser während der Minderjährigkeit des Kaisers Heinrich IV., sein kühner Herrschersinn, sowie die Würde seines geistlichen Wandels, die väterliche Sorge für sein Erzbisthum und der Eifer, mit dem er die Reformation der Klöster betrieb und neue Klöster und Kirchen stiftete, machten ihn zum Heiligen. Sein Gedächtniß wird am 4. Dec. gefeiert. Er eröffnet die Geschichte des erzbischöflichen Stuhls und der Stadt Köln am Rhein. Der in Sprache und Inhalt sehr merkwürdige **Lobgesang auf den heiligen Anno** wurde, wie Lachmann erwiesen hat, erst um 1185 gedichtet. Er ist ein merkwürdiges Denkmal der historischen Anschauung jener Zeit im Volke, und zeugt am deutlichsten, in wie kurzer Zeit Geschichte der Sage anheimfallen könne. Das Leben A.'s ist allerdings Kern des Gedichts, allein es wird dieses in seinem Zusammenhange mit der allgemeinen Geschichte entwickelt. Die Darstellung ist dabei lebendig, oft großartig und hat durch ihren naiven Ton viel Anziehendes. Das Gedicht gab zuerst aus einer Handschrift, die indessen verloren gegangen ist, Opitz (Danz. 1639) heraus. Den Ausgaben von Hegewisch (1791) und Goldmann (1816) fehlt die kritische Bearbeitung; genügender sind die von Bezzenberger (Quedlinb. 1848) und Roth (Münch. 1848).

Annomination, auch **Paronomasie**, ist eine Redefigur von ausgedehnter Bedeutung. Sie besteht in einer kleinen, oft nur einen Buchstaben berührenden Veränderung eines Namens oder Wortes, besonders um ihm dadurch einen Nebensinn zu geben: z. B. im Lateinischen amens (verrückt) und amans (verliebt). Ferner beruht sie auf einem Wortspiele, das auf die Ähnlichkeit des Klangs zweier der Bedeutung nach verschiedner oder einander entgegengesetzter Wörter gegründet ist: z. B. „Aus dem Leid entsprang das Lied." Namentlich wird dieses Wortspiel in Bezug auf Namen häufig angewendet. Zuletzt im Allgemeinen besteht die Annomination in einer Wiederholung von Wörtern desselben Stammes, und erhält hier dadurch Bedeutung, daß sie durch verwandte Klänge die Aufmerksamkeit auf einen gemeinsamen Hauptbegriff hinlenkt. Sie begreift in diesem Falle die Alliteration und Assonanz in sich. So bei Tieck:

Wenn ich still die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich sie in Ruhe senke.

Annuität (annuity) nennt man eine zur Abtragung einer Schuld oder Verzinsung derselben stipulirte jährliche Zahlung. Eine solche Abzahlung kommt in vielen Privatverträgen vor, und zwar in allen vier Hauptformen derselben: 1) als bloße stückweise Abzahlung einer unverzinslichen Schuld; 2) als gleichbleibende Verzinsung eines unablöslichen oder eisernen Capitals (immerwährende Annuität oder Rente; 3) als Abzahlung der Zinsen und des Capitals zusammen, in gleich großen jährlichen Summen (Zeitrenten); 4) als Leibrente (s. d.), Zahlungen, die so lange fortgesetzt werden, als der Gläubiger oder Diejenigen, auf deren Leben die Rente versichert ist, leben. Durch diese beiden letztern Arten wird bei dem Ablaufe der Zeit und dem Tode Dessen, auf dessen Leben die Rente bedungen ist, auch das Capital getilgt. Man hat dieses Geschäft auch bei Staatsanleihen angewendet und besonders in England Gelder erborgt, welche in 49 Jahren durch jährliche Zahlungen abgetragen (kurze Annuitäten), andere, welche in gleicher Art in 99 Jahren getilgt werden sollten (lange Annuitäten). Zu den Leibrentenverträgen gehören auch die Tontinen (s. d.).

Annunciaten. Der Orden der himmlischen Annunciaten oder der Klosterfrauen von der Verkündigung Mariä, wurde von Victoria Fornari 1682 zu Genua nach der Regel des heil.

Augustin gestiftet. Seit der Französischen Revolution sind alle Klöster des Ordens in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden bis auf einige in Italien eingegangen. — Andere Annunciaten oder Klosterfrauen von Mariä Verkündigung, oder von den zehn Tugenden, wurden von Johanne von Valois 1501 zu Bourges nach ihrer Scheidung von Ludwig XII. gestiftet, und 1514 unter die Gerichtsbarkeit der Franciscaner gestellt. Der Orden diente in 50 Klöstern zur Aufnahme armer Fräulein, hörte aber mit der Französischen Revolution auf. — Ein **Annunciatenorden** (ordine suprema dell' annunciata) wurde als Halsbandorden 1360 von Amadeus VI., Herzog von Savoyen gestiftet, erhielt von Amadeus VIII. 1409 Statuten, wurde 1518 renovirt und 1720 zum ersten Orden der sardin. Monarchie erhoben. Der König ist stets Großmeister; die Ritter, welche von hohem Range und schon Inhaber des St.-Moritz und St.-Lazarusordens sein müssen, bilden nur eine Classe. Das Ordenszeichen, bestehend in einem goldenen, ovalen, weißen, mit Schleifen umschlungenen Schilde, auf welchem sich die Verkündigung der Maria befindet, wird an einer goldenen, aus Rosen und Schleifen zusammengesetzten Kette um den Hals getragen. Auf den Rosen stehen die Buchstaben F. E. R. T., welche nach Einigen Fortitudo eius Rhodum tenuit, nach Andern Frappes entres rompes tous bedeuten. Auf der Brust tragen die Ritter seit 1680 eine strahlende Sonne, in deren Mitte sich eine Darstellung der Verkündigung Mariä befindet. Für hohe Feste besteht eine eigene Ordenstracht, sowie für die Würdenträger des Ordens besondere Amtstrachten.

Anode, ist ein von Faraday in die Physik eingeführter Ausdruck für den positiven Pol einer galvanischen Batterie, im Gegensatz zu der Kathode, dem negativen Pole.

Anodyna, schmerzstillende Mittel. Da der Schmerz (s. d.) aus sehr verschiedenen Ursachen entsteht, so sind auch die Mittel dagegen verschieden. Ist eine Entzündung die Ursache des Schmerzes, so sind entzündungswidrige Mittel, rief ihn ein fremder Körper hervor, so ist Entfernung desselben schmerzstillend. Im engern Sinne nennt man daher Anodyna nur solche Mittel, welche durch ihre Wirkung auf das Nervensystem die Empfänglichkeit desselben für den schmerzhaften Eindruck zu verringern vermögen. Dies sind gewöhnlich die das Gehirn betäubenden Narcotica (s. d.), besonders Opium und seine Präparate, oder die das Gefühl in den empfindenden Nervenfasern aufhebenden Anästhetica. (S. Anästhesie.) In manchen Fällen kann man auch durch Druck auf den Nerven oder Durchschneidung desselben mechanisch die Leitung des Schmerzes nach dem Gehirn unterbrechen.

Anomalie nennt man die Abweichung von der Regel, daher Anomalon, anomal, anomalisch oder auch abnorm das von dem Regelmäßigen Abweichende. In der Astronomie bezeichnet man mit Anomalie den von der ungleichen Geschwindigkeit der Planeten abhängigen Abstand derselben in ihrer Bahn vom Punkte der Sonnenferne oder Sonnennähe, daher anomalistisches Jahr. Anomalien in dem Gebiete der Natur sind solche Erscheinungen, welche den Naturgesetzen gegenüber als Ausnahmen hervortreten. Darum aber ist das Anomalische nicht gesetzlos; eine genauere Einsicht in die Naturgesetze hat immer in scheinbaren Anomalien doch wieder den Ausdruck der allgemeinen Gesetzmäßigkeit erkennen lassen. Im Sprachgebrauche des gemeinen Lebens bezeichnet man Das als anomal, was von dem Gewöhnlichen und Herkömmlichen in irgend einer Art abweicht. Es gibt für Jeden um soviel mehr anomale Erscheinungen, je weniger er die allgemeinen Gesetze derselben kennt. — In der Grammatik nennt man Anomăla diejenigen Wortformen, welche in ihren Abbeugungen oder in ihrem Gebrauche von den allgemeinen eine Sprache beherrschenden Gesetzen mehr oder weniger abweichen. Die ältere Grammatik war in der Annahme anomaler Formen sehr freigebig. Seitdem man aber die Sprachen genauer nach ihren phonetischen Gesetzen durchforscht, und die historisch-vergleichende Grammatik mehr an Ausdehnung gewonnen hat, ist der Begriff der Unregelmäßigkeit sehr beschränkt worden. Vieles, was früher als anomal hingestellt wurde, ist oft nur der spärlich erhaltene Überrest einer ursprünglich ganz regelrechten Form, wie dies z. B. bei den griech. Dialektformen so häufig hervortritt; oder aus den phonetischen Gesetzen ergibt sich die durch die Sprachorgane bedingte Naturnothwendigkeit einer scheinbar von der Regel abweichenden Form. In der deutschen Grammatik nannte man sonst gerade den echtesten und kräftigsten Theil unserer Zeitwörter, in welchen der Ablaut (s. d.) vorherrscht, anomal; man begreift sie jetzt unter den Namen der starken Conjugation (s. d.). Wirkliche Anomalien bietet unsere Sprache nur in den Hülfsverben und verwandten, mehr Abstractionen ausdrückenden Verben dar, wo zwei und mehr Verbalstämme zusammen geflossen sind und die vollständige Conjugation eines Zeitworts bilden. Dahin gehören z. B. sein, müssen, sollen, mögen, können, wollen, thun, haben, und einige wenige andere, wie z. B. bringen, denken, fragen u. s. w.

Anonym, namenlos, heißt zunächst ein Druckwerk, dessen Verfasser sich nicht genannt hat, dann auch überhaupt jedes geschriebene und nicht gerade durch die Presse veröffentlichte Product, dessen Verfasser seinen Namen verschweigt, und man spricht daher in diesem Sinne auch von anonymen Briefen und Zuschriften. Die Anonymität in der Literatur kann natürlich sehr verschiedene Gründe haben. Für manche Art literarischer Erzeugnisse, wie z. B. für die Artikel politischer Zeitungen, ist sie als Regel angenommen, wiewol in neuerer Zeit ihre Aufhebung aus verschiedenen Gründen von mancher Seite her gewünscht und in Frankreich im J. 1850 sogar gesetzlich festgestellt worden ist. Die Kenntniß und Verzeichnung der in allen Literaturen zu einer höchst bedeutenden Zahl herangewachsenen anonymen Werke gehört zu den schwierigern Geschäften der Bibliographie. Es fehlt namentlich für die deutsche Literatur an einem gründlichen, die deutschen anonymen Schriften mit Nennung der bekannt gewordenen Verfasser verzeichnenden Werke, wie es Frankreich in Barbier's vortrefflichen, nahe an 24000 Artikel enthaltenden: „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes" (2. Aufl., 4 Bde., Par. 1822—25) besitzt. Auch veröffentlichte hier Demanne, „Nouveaux recueils des ouvrages anonymes et pseudonymes" (Par. 1834). Ältere Werke dieser Art sind: Placcius, „De scriptis et scriptoribus anonymis et pseudonymis syntagma" (Hamb. 1674), desselben „Theatrum anonymorum et pseudonymorum" (Ex editione Fabricii, Hamb. 1708), und die zu letzterm Werke gehörigen Supplemente von Mylius: „Bibliotheca anonymorum et pseudonymorum, ad supplendum Placcii Theatrum" (Hamb. 1740).

Anopsie, Unvermögen zu sehen, Blindheit, kann von Erlöschen der Thätigkeit der Sehnerven herrühren (s. **Staar**), oder von andern Krankheiten des Auges, besonders Undurchsichtigkeit seiner lichtbrechenden Gebilde.

Anordnung nennt man im Allgemeinen die bei jedem menschlichen Werke zum Behuf der Übersicht und Faßlichkeit nothwendige Bestimmung der Stellung und Reihenfolge des Mannichfaltigen, welche dasselbe begreift. Wo das Anzuordnende in das Gebiet des geistigen Lebens gehört, da ist die Anordnung entweder eine logische, nach den logischen Verhältnissen der Überordnungen u. s. w., oder eine wissenschaftliche, nach dem Verhältnisse des innern Zusammenhangs, oder eine künstlerische, nach der Absicht des Kunstwerks im Ganzen, oder überhaupt eine praktische, wo es sich um die Vollendung irgend eines Werks, die Ausführung irgend einer zusammengesetzten Reihe von Thätigkeiten handelt. Einheit in der Mannichfaltigkeit, Herrschaft eines Gedankens, der jedem Theile seine Stelle in dem Ganzen anweist, ist also das Charakteristische der Anordnung, deren verschiedene Formen sich natürlich nach der Verschiedenheit der Gebiete und Zwecke höchst mannichfaltig modificiren. — In der Rhetorik wird die Anordnung von der Erfindung sowie von dem Ausdrucke und dem Vortrage unterschieden. Die Anordnung in diesem Sinne (Disposition) besteht in der nach gewissen Gesetzen und zum Behufe weiterer Ausführung erfolgenden Zusammenstellung des Redestoffs zu einem übersichtlichen Ganzen. Sie beruht zunächst auf dem logischen Gesetze der Unterordnung der Begriffe, indem sie den auszuführenden Grundgedanken (Thema) als den Gattungsbegriff behandelt, und entweder von dem Allgemeinen zu dessen Unterarten und Merkmalen, als dem Speciellen, in synthetischer Folge fortschreitet (Division), oder auf analytischem und heuristischem Wege von dem Besondern zu dem Allgemeinen, von dem Concreten zu dem Abstracten, als dem Ziele der Darstellung, zu gelangen sucht (Partition). In beiden Fällen sind Vollständigkeit und logische Schärfe die Eigenschaften, auf die es vor allem ankommt.

Anorexie, Appetitlosigkeit, heißt der bloße Mangel an Eßlust, der zu unterscheiden ist von dem wirklichen Widerwillen gegen Speisen.

Anorganisch, unorganisch, heißen diejenigen Naturkörper und Naturvorgänge, welche nicht den Gesetzen der lebenden Organismen (eigenthümliche chemische Mischung, Zellenbau, Gliederung, Entwickelung u. s. w.) folgen, sondern den Gesetzen der sogenannten todten Natur. (S. **Organismus**.)

Anosmie, Geruchlosigkeit, Mangel der Geruchsempfindung trotz der Gegenwart riechender Stoffe in der eingeathmeten Luft. Sie kann vom Fehlen oder Gelähmtsein der Geruchsnerven herrühren, aber auch von örtlichen Fehlern in der Nasenhöhle, z. B. Verstopfung derselben, Trockenheit ihrer Schleimhaut, krankhaften Überzügen auf derselben. Im letztern Fall ist sie meist vorübergehend, im erstern dauernd und sogar oft angeboren.

Anquetil (Louis Pierre), franz. Historiker, geb. zu Paris 21. Jan. 1723, gest. daselbst 6. Sept. 1808, hat sich durch umfassende Werke bekannt gemacht, die mit mehr Fleiß als Geist geschrieben sind. Er machte seine Studien auf dem Collége Mazarin und trat im Alter von

17 Jahren in die Congregation von Ste.-Genevieve. In Rheims, wo er die Stelle eines Directors des Seminars bekleidete, faßte er den Plan, die Geschichte dieser Stadt zu schreiben. Sein sorgfältig gearbeitetes Werk (3 Bde., 1756—57) reicht indeß nur bis 1657. Im J. 1757 ward er zum Prior an der Abtei Roé in Anjou ernannt und in der Folge Director des Collége von Senlis. Hier verfaßte er seinen farblosen und flachen „Esprit de la Ligue" (3 Bde., Par. 1767; zuletzt 4 Bde., Par. 1823). Während der Schreckenszeit der Revolution in St.-Lazare eingeschlossen, schrieb er „Précis de l'histoire universelle (9 Bde., Par. 1797; 12 Bde., 1834), die eigentlich nichts als ein Auszug aus der vielbändigen „Allgemeinen Welthistorie" ist. Bei Gründung des Instituts ward er zum Mitgliede der zweiten Classe ernannt und bald darauf beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Dies veranlaßte ihn, die „Motifs des guerres et des traités de paix" (Par. 1797) zu verfassen. Sein „Louis XIV, sa cour et le régent" (4 Bde., Par. 1789; neue Ausg., 2 Bde., 1819) ist nichts als eine weitschweifige Anekdotenlese. Von allen seinen Werken hat seine „Histoire de France depuis les Gaules usqu'à la fin de la monarchie" (14 Bde., Par. 1805; neue Aufl., 15 Bde., 1820), die häufig aufgelegt und von Gallois fortgesetzt wurde, die meiste Verbreitung gefunden. Doch auch in diesem Werke, wie in fast allen, die aus seiner Feder geflossen sind, erhebt er sich nicht über eine chronikenartige Erzählung der Vorgänge.

Anquetil-Duperron (Abraham Hyacinthe), Orientalist, der Bruder des Vorigen, geb. 7. Dec. 1731 zu Paris, studirte daselbst, zu Auxerre und zu Amersfort Theologie und ging dann, da er sich beiweitem mehr von orient. Studien angezogen fand, wieder nach Paris, wo der Abbé Sallier, Aufseher der Manuscripte der königl. Bibliothek, ihm eine Unterstützung auswirkte. Als ihm hier einige nach einem Zend-Manuscripte copirte Blätter in die Hände fielen, ward Indien das Ziel seines Strebens, um dort die heiligen Bücher der Parsen zu entdecken. Da er in anderer Weise seinen Plan nicht ausführen konnte, nahm er 1755 als gemeiner Soldat auf einem nach Indien bestimmten Schiffe Dienste, worauf die Regierung in gerechter Bewunderung eines so seltenen Eifers für die Wissenschaften ihm die nöthige Unterstützung gewährte. Zu Pondichery angekommen, lernte er das Neupersische, dann ging er nach Chandernagor, um das Sanskrit zu studiren. Eine Krankheit und der Krieg zwischen Frankreich und England störten indeß seine Hoffnung. Nach der Einnahme Chandernagors kehrte er zu Fuße nach Pondichéry zurück, wo er sich nach Surate einschiffte. Doch änderte er seinen Entschluß, indem er zu Mahé an der malabarischen Küste ans Land stieg und zu Fuße nach Surate reiste. Hier gelang es ihm, durch Beharrlichkeit und Unterwürfigkeit die Bedenklichkeiten einiger parsischen Priester zu besiegen, die ihm in neupersischer Sprache den Inhalt ihrer im Zend und Pehlewi abgefaßten heiligen Bücher dictirten. Er hatte beschlossen, die Sprachen, die Alterthümer und heiligen Gesetze der Hindus in Benares zu studiren, als die Einnahme von Pondichéry ihn zur Rückkehr nach Europa nöthigte. Über England kam er 1762 in Paris an, mit einem Schatze von 180 Manuscripten und andern Seltenheiten. Auf Verwenden des Abbé Barthélemy und anderer Freunde erhielt er das Amt eines Dolmetschers der morgenl. Sprachen bei der königlichen Bibliothek. Jetzt fing er an, die mühsam eingesammelten Materialien zu verarbeiten; es erschienen nach und nach die Übersetzung des Zend-Avesta (Par. 1771), die „Législation orientale" (Amst. 1778), die „Recherches historiques et géographiques sur l'Inde" (2 Bde., Berl. und Par. 1786) und „La dignité du commerce et de l'état du commerçant" (Par. 1789). Um den Gräueln der Revolution sich zu entziehen, brach er alle seine Verbindungen ab, verschloß sich in sein Zimmer und hatte keinen andern Freund als seine Bücher, keine Erholungen als die Erinnerungen an seine theuern Braminen und Parsen. Die Früchte dieser Zurückgezogenheit waren die Werke: „L'Inde en rapport avec l'Europe" (2 Bde., 2. Aufl., Hamb. 1798) und „Oupnek'hat" (2 Bde., Par. 1802—4), letzteres die lat. Übersetzung eines pers. Auszugs aus den Upanischads, d. i. theologischen Abhandlungen der Vedas. Nach Errichtung des Nationalinstituts ward er zu dessen Mitgliede ernannt. Durch anhaltende Arbeiten und eine höchst karge Diät erschöpft, starb er 17. Jan. 1805 zu Paris. Umfassende Gelehrsamkeit, Kenntniß der asiat. Sprachen und eine rastlose Thätigkeit waren bei A. mit der lautersten Wahrheitsliebe, einer gesunden Philosophie, einer seltenen Uneigennützigkeit und dem trefflichsten Herzen verbunden. Seine Arbeiten, namentlich seine Übersetzung der heiligen Schriften des Zoroaster, haben sehr anregend gewirkt, und sichern ihm für alle Zeiten den Dank der Geschichtsforscher, obgleich sie bei genauerer philologischer Prüfung sich als sehr mangelhaft erweisen.

Anquicken heißt in den Hüttenwerken die zu Schlich gemachten Gold- und Silbererze mit Quecksilber vermischen. (S. Amalgam.) Bei den Metallarbeitern werden behufs der Versilbe-

nung oder Vergoldung die Metalle (Kupfer, Bronze, Messing) vorher angequickt, d. h. mit einem Häutchen Quecksilber überzogen, welches dadurch geschieht, daß man jene Metalle mit Quickwasser, einer Auflösung von salpetersaurem Quecksilberoxyd benetzt, wodurch Quecksilber metallisch auf dem Kupfer niedergeschlagen wird.

Anrüchigkeit hieß der Zustand geschmälerter persönlicher Ehrenhaftigkeit, der nach deutschem Rechte bei manchen Personen bald wegen ihres Gewerbes, wie beim Abdecker, bald wegen ihrer Geburt, wie bei unehelichen Kindern, eintrat und Ausschließung von Zünften und Handwerken bewirkte. Neuere Particulargesetzgebungen haben die aus einer Verbindung römischer und altdeutscher Rechtsgrundsätze entstandene Anrüchigkeit aufgehoben.

Ansäßig, Ansäßigkeit, bezeichnet den Besitz unbeweglichen oder diesem gesetzlich gleich geachteten Eigenthums an einem Orte. Die Ansäßigkeit gewährt wegen der in ihr liegenden größern Garantie für die Zahlungsfähigkeit und überhaupt die materiellen bürgerlichen Verhältnisse des Ansäßigen gewisse Vortheile, wo es sich im Processe um dergleichen Sicherstellung handelt. Auch ist sie nach den meisten Gesetzgebungen von Einfluß bei der Ausübung staats- und gemeindebürgerlicher Wahlrechte.

Ansatz nennt man bei Blasinstrumenten, z. B. bei der Oboe, die beim Gebrauch angesetzten Mundstücke, sowie z. B. bei den Hörnern, die angesetzten Theile, mittels deren eine andere Stimmung hervorgebracht wird. Ferner bezeichnet man mit Ansatz die Bildung der Lippen beim Anblasen der Blasinstrumente. Dieselbe ist von großer Wichtigkeit, da sie es bedingt, ob der Ton voll oder matt, angenehm oder hart sei. Man sagt demnach: Er hat einen guten oder schlechten Ansatz.

Ansbach, sonst Onolzbach, vormals die Residenz der Markgrafen von Ansbach-Baireuth, jetzt die Hauptstadt des bair. Kreises Mittelfranken an der fränkischen Rezat, mit 13000 E., ist der Sitz der Kreisregierung, des mittelfränkischen Appellationsgerichts, eines protest. Consistoriums und eines Wahlgerichts. Sie hat ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, mehre andere öffentliche Anstalten, auf dem Schlosse eine Bibliothek und Gemäldegalerie. Auch besteht daselbst ein Historischer Verein und eine Gesellschaft für Künste und Gewerbe. Die Fabrikthätigkeit ist hauptsächlich auf baumwollene und halbseidene Zeuge, Taback, Steingut, Pergament, Spielkarten, chirurgische Instrumente und Bleiweiß gerichtet. Das ehemalige Residenzschloß ist ein sehr schönes Gebäude in ital. Geschmacke; im Garten desselben befindet sich das Denkmal des Dichters Uz (s. d.). Ihre Entstehung verdankt die Stadt dem im 8. Jahrh. gestifteten Gumbertusstifte, das 1057 in ein Collegiatstift verwandelt und 1560 aufgehoben wurde. Die Vögte von Dornburg, die Schutz- und Schirmherren des Stifts, verkauften die Stadt 1288 an die Grafen von Öttingen und diese 1331 an die Burggrafen von Nürnberg. — Das Fürstenthum A., in den frühesten Zeiten ein Theil des Rangaus und zum großen Theil von Slawen bevölkert, gehörte später zum Fränkischen Kreise und wurde, nachdem es 1806 an Baiern gekommen, ein Theil des Rezatkreises, der nun Mittelfranken heißt. Es umfaßte über 60 QM. und gegen Ende des 18. Jahrh. gegen 300000 E. Nachdem der Burggraf von Nürnberg, Friedrich V., 1362 mit dem Fürstenthum A. belehnt worden war, theilte es derselbe 1398 für seine Söhne in das Land oberhalb des Gebirgs (Ansbach) und das Land unterhalb des Gebirgs (Kulmbach, nachher Baireuth), welche Theilung indeß schon 1464 wieder aufhörte. Kurfürst Albrecht Achilles von Brandenburg bestimmte 1474 die fränkischen Fürstenthümer, wie man A. und Baireuth nannte, seinem zweitgeborenen Sohne Friedrich, der nun der Stifter der fränkischen Linie der Markgrafen von Brandenburg wurde, die sich wieder in die Linie A. und Baireuth (s. d.) theilten. Die letztere Linie erlosch 1769, worauf die Fürstenthümer wieder unter einem Regenten vereinigt wurden. Der letzte Markgraf von A.-Baireuth war Karl Friedrich, der Gemahl der Lady Craven (s. d.), der beide Fürstenthümer 2. Dec. 1791 freiwillig an seinen Lehnserben, den König von Preußen, abtrat. Friedrich Wilhelm III. mußte A. 1806 Frankreich überlassen, worauf es nebst Baireuth, welches er im Frieden von Tilsit ebenfalls an Frankreich abtrat, 1810 an Baiern kam. Vgl. Lang's „Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth" (3 Bde., Gött., dann Nürnb. 1798—1811) und (Barth's) „Versuch einer Landes- und Regentengeschichte der beiden Fürstenthümer Baireuth und A." (Hof 1795).

Anschauung bedeutet ursprünglich eine durch den Gesichtssinn dargebotene Vorstellung, besonders wenn das Angeschaute nicht als vereinzelte und isolirte Empfindung, sondern als ein Complex, als ein Ganzes mehrer in gewissen Verhältnissen verbundener Empfindungen sich darstellt. Daher heißt die Auffassung des Gesammtbildes eines Gegenstandes oder einer Mehrheit von Gegenständen als eines Ganzen vorzugsweise Anschauung. Dieselbe kann mehr oder weniger klar und deutlich sein, je bestimmter der angeschaute Gegenstand theils in seinem Unterschiede

von andern Dingen, theils rücksichtlich der in ihm liegenden Verhältnisse aufgefaßt wird. Da hierbei nicht sowol der Stoff der Wahrnehmungen, als vielmehr die Form derselben das Charakteristische ist, so erklärt sich daraus zunächst der Gebrauch, welchen in Beziehung auf die Lehre von der menschlichen Erkenntniß Kant von diesem Begriffe machte, indem er Raum und Zeit für die von aller Erfahrung unabhängigen, a priori in uns liegenden Formen der sogenannten reinen Anschauung erklärte, d. h. einer solchen, welche lediglich diese Formen selbst, ohne allen Empfindungsstoff zum Gegenstande hat. Da ferner die Anschauung ein inneres Ereigniß ist, in welchem der angeschaute Gegenstand als unmittelbar gegenwärtig erscheint, so überträgt man diesen Ausdruck auch auf die innern Zustände, wo irgend ein Ganzes von Vorstellungen, mögen sich diese nun auf das Gebiet der äußern oder innern Erfahrung beziehen, als ein Gesammtbild vor das Bewußtsein tritt. Etwas anschaulich machen oder veranschaulichen heißt daher das blos Gedachte, innerlich Vorgebildete durch die entsprechenden sinnlichen Bilder und Wahrnehmungen der Auffassung zugänglicher machen, einen Complex von Gedankenbestimmungen so darstellen, daß derselbe für den Auffassenden eine Ähnlichkeit mit einem sinnlichen Gesammtbilde bekommt. In einem ähnlichen Sinne spricht man von der Anschauung eines Künstlers, indem man dadurch das innere Vorbild, die in ihren Einzelnheiten bestimmte Idee des Kunstwerks bezeichnet, welche er darzustellen sucht; ebenso von der Anschauung des Historikers, indem ihm ein größeres oder kleineres Ganze von Charaktern und Ereignissen, wie ein sichtbares Bild vor dem innern Auge steht; von der Anschauung des Mystikers und Theosophen, indem er Gott und göttliche Dinge als ein unmittelbar Gegenwärtiges zu erfassen meint. Verwandt mit den Anschauungen der Mystiker würde die schon im Alterthume von den Neuplatonikern, in der neuern Zeit aber namentlich von Schelling gefoderte oder behauptete intellectuale Anschauung sein, unter welcher man eine durch keinerlei Reflexion vermittelte, das Absolute und die in ihm liegende angebliche Identität des Seins und des Denkens, des Endlichen und des Unendlichen unmittelbar ergreifende, ja mit dem Absoluten selbst zusammenfallende Erkenntnißart verstand. Gesetzt jedoch, eine solche Anschauung wäre etwas mehr als eine ganz leere Einbildung, so würde der Inhalt derselben dem prüfenden und berichtigenden Denken ebenso unterworfen werden müssen, wie der Inhalt der gemeinsten sinnlichen Anschauung. Denn eine Anschauung als solche bietet der denkenden Erkenntniß zwar den Stoff, aber nicht den Gehalt dar; und sich da, wo es, wie namentlich im Gebiete der höhern philosophischen Untersuchungen, auf ein begriffsmäßig bestimmtes Wissen ankommt, auf Anschauungen berufen, heißt soviel als auf das Denken Verzicht leisten und sich entweder einem gedankenlosen Empirismus oder beliebigen Phantasien überliefern.

Anschauungsübungen machten sich vor längerer Zeit als besonderer Zweig des Unterrichts in Volksschulen durch geometrische Formenlehre, durch Zeichnen und Malen zur Übung des Gesichts, durch Sprechübungen und Musik zur Übung des Gehörs geltend und entwickelten sich nach und nach mit den sogenannten Denkübungen. Den Grundsatz der Anschaulichkeit des Unterrichts haben Locke, Rousseau, die Philantropinisten und namentlich Pestalozzi (s. d.) hervorgehoben, obgleich Letzterer nicht ohne Einseitigkeit die Zahlen- und Maßverhältnisse bevorzugte. So wahr es auch ist, daß alles Erkennen zuletzt von der äußern Anschauung ausgeht, daß es mithin höchst wichtig, durch gesunde und geübte Sinne Anschauungen zu erwerben: so bedarf es doch in Volksschulen nicht eines besondern Anschauungsunterrichts, indem nach den Foderungen der wahren Pädagogik alle anschaulicher Behandlung fähige Unterrichtsgegenstände anschaulich zu behandeln sind. Herbart behandelte den Gegenstand in der Schrift: „Pestalozzi's Idee eines A B C der Anschauung, wissenschaftlich ausgeführt" (2. Aufl., Gött. 1804).

Anschlag bezeichnet in der Musik die Art, wie die Tasten der Tasteninstrumente und durch diese die Hämmer in Bewegung gesetzt werden, um die bestmöglichste Schwingung der Saiten und dadurch den rundesten, vollsten und jeder Abstufung fähigen Klang zu erzeugen. Erfodernisse eines kunstgerechten Anschlags sind Leichtigkeit, Gleichheit, Mannigfaltigkeit. Die einzige Bedingung ihrer Erlangung ist, daß der Anschlag zunächst und hauptsächlich von den Fingern, im erfoderlichen Falle vom Handgelenke, nie vom Arme ausgehe, wie dies die ältere Schule im Octavenspiel und bei Accorden lehrte. Lösung der Handgelenke und möglichste Ausgleichung der Kraft und Beweglichkeit der einzelnen Finger wird daher das vor allem zu erstrebende Ziel sein. Noch braucht man den Ausdruck Anschlag, wenn man den Grad der Leichtigkeit, mit welcher sich die Tasten niederdrücken lassen, bezeichnen will: leichter und schwerer Anschlag. — Außerdem versteht man unter Anschlag die vorläufige, auf specielle Angaben gestützte Schätzung der Kosten oder auch des Ertrags eines Unternehmens. Je nach dem Zwecke unterschidet man dann Bauanschlag (s. d.) Pachtanschlag, Steueranschlag u. s. w. — Beim Schießen mit Feuergewehr heißt Anschla-

gen (Anschlag, franz. couche, engl. level), das Gewehr zum Zweck des Zielens mit dem Kolben an die Backe bringen. Von einem richtigen Anschlag hängt die Sicherheit des Schusses wesentlich ab. In vielen Armeen ist der widersinnige Anschlag von oben nach unten in Gebrauch, während der von unten nach oben, nach Jägergebrauch, wobei das Gewehr in horizontaler Lage bleibt, als der allein zweckmäßige erscheint.

Anschütz, eine bekannte Schauspielerfamilie, besonders berühmt durch **Heinrich A.**, der zu Luckau 1787 geboren, seine erste Bildung auf der Fürstenschule zu Grimma erhielt und 1804 die Universität zu Leipzig bezog. Der freundschaftliche Umgang seiner Ältern mit dem Schauspieler Christ, sowie die Gastvorstellungen Iffland's, Eßlair's und Wolff's in Leipzig, weckten zuerst die Ahnung des dramatischen Talents, welches in ihm schlummerte, und die Neigung, sich für die Bühne auszubilden. Im J. 1807 betrat er dieselbe zuerst in Bamberg; von der Händel-Schütz, als sie 1811 die Direction des königsberger Theaters übernahm, wurde er für dieses engagirt. Von Königsberg ging er 1813 nach Danzig. Hier erlitt er den Unfall, bei der Annäherung der Russen durch das Schließen der Festung ausgeschlossen zu werden, sodaß er sich genöthigt sah, während der Belagerung in Königsberg Gastrollen zu geben. Von 1814—21 war er eine Zierde des Theaters in Breslau. Im J. 1821 erhielt er einen seinem Talente angemessenen Wirkungskreis am Hofburgtheater in Wien, wo er noch gegenwärtig als Regisseur angestellt ist. Früher als Darsteller von Heldenrollen in Deutschland einer der Ersten in seinem Fache, stellt er jetzt mit gleichem Erfolge Heldenväter und Charakterrollen dar. Tiefe und zugleich Wahrheit der Auffassung, die überhaupt der trefflichen Schauspielerschule, welcher A. seinen Principien nach angehört, oberstes Gesetz war, zeichnen seine Darstellungen vorzüglich aus. Seine Gestalt ist ihm günstig, sein Organ war früher von großer Wirkung und ist es auch jetzt noch in rührenden und ergreifenden Partien. Seine erste Gattin, **Josephine A.**, geb. Kette, von der er sich scheiden ließ, war ihrer Zeit in Breslau und Königsberg eine beliebte Sängerin; seine zweite, **Emilie A.**, geb. Budenopp, die bei der Truppe ihres Vaters in Schlesien ihre Laufbahn begann, und die er während ihrer Anstellung am breslauer Theater kennen lernte und heirathete, ist jetzt ebenfalls ein beliebtes Mitglied am Hofburgtheater in Wien. Mit ihrem Gatten unternahm sie 1837 eine Kunstreise, auf welcher ihr überall Anerkennung zu Theil wurde. **Auguste A.**, eine Tochter aus zweiter Ehe, begann ihre theatralische Laufbahn 1836 am Stadttheater zu Leipzig, ging dann nach Dresden, und ist jetzt ebenfalls am Hofburgtheater in Wien als jugendliche Liebhaberin angestellt. Sie hat sich mit dem Maler Koberwein verheirathet. Auch **Emilie A.** und **Alexander A.**, die Kinder Heinrich A.'s aus erster Ehe, haben sich dem Theater zugewendet. Der letztere war mehre Jahre lang als Barytonist an dem Theater von Magdeburg und Detmold sehr beliebt, hat sich aber von der Bühne zurückgezogen und lebt als Gesanglehrer in Frankfurt. **Eduard A.**, der Bruder des Heinrich A., seit 1831 am Hofburgtheater zu Wien engagirt, ist ein beachtungswerther, tüchtiger Schauspieler und hat auch einige Novellen geschrieben.

Anselm von Canterbury, scholastischer Philosoph, geb. zu Aosta in Piemont 1033, wurde, von seiner frommen Mutter Ermenberga, wie es scheint, beeinflußt, von seinem gehässigen Vater nach Frankreich vertrieben, 1060 Mönch, 1073 Prior und Scholasticus, 1078 Abt des Klosters Bec in der Normandie, wohin ihn der Ruf des berühmten Lanfranc zog, und 1093, als dessen Nachfolger, Erzbischof von Canterbury in England. Wie seine kirchliche Wirksamkeit ausgezeichnet war, so waren es auch seine Studien und seine Lehrerverdienste. Er pflegt mit Recht als der Erste der Scholastiker betrachtet zu werden. Obgleich nächst der Bibel meist durch Augustinus angeregt, unter der Herrschaft des Kirchenglaubens stehend und in seiner gesammten Theologie von der Überzeugung getragen, daß der Glaube dem Erkennen vorausgehen und in sich unbedingt zweifellos sein müsse, stellt er doch ausdrücklich die Foderung, daß man vom Glauben zum Erkennen aufstrebe. Er selbst genügte dieser Foderung, indem er in seltener, mehr tiefsinniger als scharfsinniger Kraft, und unterstützt von einem bis zur äußersten Aufopferung von Liebe durchdrungenen Charakter, das Göttliche sich auch innerlich anzueignen suchte. Hierin liegt seine große Bedeutung für die Anregung der ihn hochverehrenden Kirche, sowie das Princip seines realistischen Gegensatzes gegen den, wie es schien, kalten Begriffsübermuth des Nominalismus in Roscelinus (s. d.). Seinen später sogenannten „ontologischen" Beweis für das Dasein Gottes führte Anselm aus in dem „Proslogium" (Anrede an seinen Geist), nachdem er in dem „Monologium" die Religionsphilosophie mehr nach den damals gangbaren, neuplatonisirenden Begriffen erläutert hatte. Seine Schriften „De concordia praescientiae et praedestinationis", mehr noch: „Cur Deus homo?" machten Epoche für die Philosopheme der Kirche. In Betreff seiner kirchlichen Wirksamkeit

ist namentlich sein heftiger Kampf mit Wilhelm dem Rothen und Heinrich I. von England wegen der Investitur (s. d.) hervorzuheben. Er wurde deshalb auf längere Zeit aus England nach Frankreich vertrieben, und zeigte bei diesem Kampfe im hierarchischen Sinne denselben Grad der Unbeugsamkeit, in welchem er sonst Milde und Liebe übte. Erst unter Papst Paschalis II. kam 1107 eine wesentlich von päpstlicher Seite nachgebende Ausgleichung zu Stande. Er starb 21. April 1109, welchen Tag die kath. Kirche als seinen Gedächtnißtag feiert. Übrigens ist er durch Clemens XI. 1720 ausdrücklich in die Reihe der kath. Kirchenlehrer aufgenommen worden. Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte Gerberon (2 Bde., Par. 1675; neue Aufl. 1721; auch Ven. 1744). Vgl. Frank „A. von Canterbury, eine kirchenhistorische Monographie" (Tüb. 1842); und Hasse, „A. von Canterbury" (Bd. 1, enthaltend A.'s Leben, Lpz. 1843).

Ansgar oder **Anscharius**, der Apostel des Nordens genannt, weil er um die Einführung des Christenthums in Norddeutschland, Dänemark und Schweden sich vorzügliches Verdienst erwarb, war in Frankreich in der Picardie um 800 geboren. Seine Bildung erhielt er in dem Kloster Korvei in Westfalen. Auf Anregung Kaiser Ludwig's des Frommen ging er im Gefolge des getauften Prinzen Harald aus Südjütland 826 nebst seinem Gehülfen Audibert unter die wilden Söhne des Nordens, denen er, namentlich im jetzigen Schleswig, unter mannichfachen Verfolgungen, aber mit Erfolg das Christenthum predigte. Erfreut darüber beschloß der Kaiser, mit Einwilligung des Papstes und der Bischöfe, in Nordalbingien, wie die Gegend um den Ausfluß der Elbe hieß, in Hammaburg (Hamburg) ein Erzbisthum zu gründen, zu dessen erstem Vorsteher A. 832 ernannt wurde. Auch hier hatte er mit vielen Beschwerden zu kämpfen, sodaß er sich kaum zu halten vermochte. Als 845 Normänner und Dänen unter König Erich I. Hamburg überfielen und ausplünderten, rettete er nur durch die Flucht sein Leben. In Ramslo bei Hamburg, wo er damals Aufnahme fand, stiftete er ein Kloster; auch brachte er 850 die Gründung der ersten Kirche im eigentlichen Dänemark zu Haddeby, dem jetzigen Schleswig, zu Stande. Nach dem Tode des Bischofs von Bremen wurde Letzteres 858 unter ihm mit dem Erzbisthume von Hamburg vereinigt. Hierauf unternahm er mehre Missionsreisen nach Dänemark und auf Erich's I. Empfehlung nach Schweden. Auch taufte er noch 858 Erich II., den Nachfolger Erich's I. Er starb zu Bremen, wo sein Andenken durch den Namen einer Kirche verewigt ist, 3. Febr. 864, mit dem Ruhme, wenn nicht die ersten, doch die folgenreichsten Versuche zur Ausbreitung des Christenthums im Norden unternommen zu haben. Die kath. Kirche versetzte ihn unter die Heiligen. Wir besitzen von ihm noch eine Lebensbeschreibung des heil. Willehad. Sein Leben beschrieb Rembert, der ihm auf dem erzbischöflichen Stuhle folgte. Beide Biographien hat Dahlmann in Pertz's „Monumenta hist. German." (Bd. 2) herausgegeben und Misegaes übersetzt (Brem. 1826). Vgl. Kruse „Lebensbeschreibung A.'s" (Hannov. 1824).

Ansicht bezeichnet die Art und Weise, wie etwas physisch oder geistig betrachtet wird, oder, wie es von einem gewissen Standpunkte aus erscheint, daher man auch ebenso von Ansicht einer Gegend, wie von politischen, wissenschaftlichen Ansichten u. s. w. redet. Immer wird dadurch ein wechselnder, zufälliger, subjectiver Standpunkt bezeichnet, auf welchem man einen Gegenstand nur von einer Seite, nicht im Ganzen betrachtet. Die Ansicht muß daher von dem Objectiven in der Wissenschaft unterschieden werden. Den Unterschied zwischen philosophischen Ansichten und Systemen hat Herbart in der Schrift „Über philosophisches Studium" (Gött. 1807) scharf hervorgehoben.

Anslo (Reinier), einer der vorzüglichsten holl. Dichter des 17. Jahrh., geb. 1622 zu Amsterdam, gest. 10. Mai 1669 zu Perugia. Im J. 1649 ging er nach Italien, trat dort zur kath. Kirche über und wurde für ein lat. Gedicht auf das Jubiläum Papst Innocenz's X. mit einer goldenen Medaille und von der Königin Christine mit einer goldenen Kette beschenkt. Sein Aufenthalt in Italien und in Folge desselben seine genauere Bekanntschaft mit der ital. Literatur läuterten seinen Geschmack. Wenn er auch noch bisweilen vom falschen Pathos sich hinreißen ließ, so sind doch seine sonstigen Vorzüge so überwiegend, daß er neben den besten niederl. Dichtern jener Zeit eine der ersten Stellen einnimmt. Unter seinen Gedichten, welche J. de Haas 1713 gesammelt herausgab, sind „Die Marterkrone des heil. Stephanus", „Die Pest zu Neapel" und das Trauerspiel „Die pariser Bluthochzeit" als die vorzüglichsten zu erwähnen.

Anson (George, Lord), brit. Admiral, geb. 1697 zu Shuckborough in Staffordshire, widmete sich früh dem Seewesen, diente 1716 als Secondelieutenant unter John Norris in der Ostsee, 1717 und 1718 unter George Byng gegen die Spanier und wurde 1723 Capitän. Als 1739 der Bruch mit Spanien bevorstand, erhielt er den Befehl über eine Flotte in der Südsee, welche die

Bestimmung hatte, dort den Handel und die Niederlassungen der Spanier zu beunruhigen. Mit fünf größern und drei kleinern Schiffen, welche 1400 Mann führten, verließ er England 18. Sept. 1740. Bei dem Herausfahren aus der Lemairestraße ward er von fürchterlichen Stürmen befallen, die ihn drei Monate lang hinderten, das Cap Hoorn zu umschiffen. Von den übrigen Schiffen getrennt, erreichte er endlich die Insel Juan-Fernandez, wo später drei seiner Schiffe in dem kläglichsten Zustande wieder zu ihm stießen. Kaum hatte die Mannschaft sich einigermaßen erholt, als er von neuem auslief, mehre Prisen machte und die Stadt Payta eroberte und verbrannte. Nachdem er der reichen Manilla-Galeone lange vergebens aufgelauert und großen Verlust an Mannschaft gehabt hatte, sah er sich genöthigt, einen großen Theil der Beute und die überflüssigen Schiffe zu verbrennen, da er nur noch eins gehörig bemannen konnte, mit dem er nun nach Tinian, einer der Diebsinseln, schiffte. Auf Tinian führte ein Orkan das Schiff mit sich fort. Mit einem kleinen, auf der Insel vorgefundenen Fahrzeuge segelte er dann nach Macao, wo er den kühnen Plan faßte, die Galeone von Acapulco wegzunehmen. Er verbreitete das Gerücht von seiner Rückkehr nach Europa, während er seinen Lauf nach den Philippinen richtete und bei dem Vorgebirge Spiritu-Santo kreuzte. Endlich erschien die Galeone, die im Vertrauen auf ihre Überlegenheit das Gefecht begann. Die Engländer siegten, und die Galeone, deren Werth sich auf 400000 Pf. St. belief, ward genommen. Mit dieser und der frühern, an 600000 Pf. St. betragenden Beute kam A. nach Macao zurück, verkaufte seine Prise und behauptete mit Kraft gegen die chinesische Regierung zu Kanton die Rechte seiner Flagge. Von hier segelte er unentdeckt durch die franz. Flotte im Kanal und langte zu Spithead 15. Juni 1744 an, nach einer Abwesenheit von drei Jahren und neun Monaten. Diese gefahrvolle Reise war für Erd- und vorzüglich für Schiffahrtskunde durch genauere Untersuchung unbekannter Meere und Küsten sehr ergiebig, und es sind die Ergebnisse derselben in der unter A.'s Leitung von dem Schiffsprediger Walter und dem Mathematiker Robins herausgegebenen Beschreibung (Lond. 1748, 4.; deutsch von Toze, Gött. 1763) niedergelegt. Zum Lohne ward A. noch 1744 Contreadmiral der blauen und 1746 der weißen Flagge. Im J. 1747 besiegte er bei Cap Finisterre den franz. Admiral Jonquière. Hierauf wurde A. zum Baron von Soberton und vier Jahre nachher zum ersten Lord der Admiralität erhoben. Im J. 1758 befehligte er die Flotte vor Brest, unterstützte die Landung der Engländer bei St.-Malo und Cherbourg und nahm die zurückgeschlagenen Truppen in seine Schiffe auf. Nachdem er 1762 die höchste Würde eines Admirals und Oberbefehlshabers der Flotte erlangt, starb er bald darauf am 6. Juni auf seinem Landsitze Moor-Park.

Anspielung oder **Allusion** findet in der sprachlichen Darstellung statt, wenn man auf versteckte Weise und gleichsam im Vorübergehen an einen Gegenstand erinnert. Die Anspielung nennt ihren Gegenstand nicht und erweckt die Vorstellung desselben nicht unmittelbar, sondern mittels einer andern, die mit dieser in einem nähern Zusammenhange steht. Sie muß dem aufmerksamen Hörer oder Leser die Erinnerung leicht machen. Auf diese Leichtigkeit deutet auch das Wort Anspielung. Zugleich bezeichnet es, daß die Anspielung flüchtig ist und bei dem Gegenstande nicht verweilt. Sie ist fehlerhaft, wenn sie ausführlicher Erläuterung bedarf, wie dies häufig bei gelehrten Anspielungen der Fall ist, deren Verständniß entlegene Notizen erfodert. Eine besondere Art der Anspielung ist die bildliche, welche eine allgemeinere Vorstellung durch einen bekannten individuellen Gegenstand flüchtig bezeichnet. Sie beruht meist auf einer Metapher oder andern Tropen und gefällt durch die leicht aufgefaßte Ähnlichkeit der beiden Vorstellungen, z. B. „Der Prometheische Funke" (das Leben); „Du wälzest den Stein des Sisyphus" (du thust vergebliche Arbeit); „Er ist ein neuer Cato" u. s. w. Eine Anspielung kann auch in der bildenden Kunst vorkommen, muß aber hier mit großer Vorsicht angewendet werden.

Ansprechen heißt in der Jagdsprache aus der Fährte des Wildes, aus der Körpergröße, dem Gehör, der Zahl der Enden des Geweihes, das Geschlecht, Alter und die Stärke desselben in den durch Sitte hergebrachten Weidmannsausdrücken bestimmen und taxiren. Diese Kunst kann fast nur allein in der freien Natur unter der Leitung eines kundigen Lehrers mit Beihülfe des Leithundes erworben werden, zumal die Zeichen im Gebirge und auf der Ebene sich nicht völlig gleichen. Der Rasenfilz ist dem Eindruck der Fährte sehr hinderlich, desto günstiger der Reif und der Thauschlag, am günstigsten aber eine leichte Schneedecke. Das Zeichen der Fährte gründet sich theils auf die Gestaltung (Form) und Stärke (Größe des Tritts), theils auf die Stellung der Tritte in der Fährte oder Spur. Die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten, die hierbei obwalten, macht den Jäger fährtengerecht. Beim Ansprechen nach dem Alter des Haarwildes und des Federwildes bezeichnet das Beiwort jung bei ersterm durchgängig die frueheste Lebensperiode,

bis zu der Zeit, wann diese Wildart zum ersten male sich begattet, und bei dem Federwilde, wann die Vollwüchsigkeit oder der Begattungstrieb eingetreten sind.

Ansprung, nennt man einen Gesichtsausschlag der Kinder, besonders der Säuglinge, (Milchborke, Milchschorf, Crusta lactea), wobei sich aus kleinen, an der Spitze offenen Pustelchen ein klebriger Saft ergießt und dicke wachsgelbe lockere Borken bildet. Derselbe verbreitet sich oft auch über den behaarten Schädel, besonders am Vorderkopf, und heißt dann Schleimkopfgrind (Tinea mucosa). Diese Krankheit entsteht meist in Folge allzu reichlicher Nahrung und wird durch knappe Diät und leichte Abführungen, die man dem Kinde oder der Amme reicht, besonders durch Magnesia, Magnesiawasser, Kinderpulver, Stiefmütterchenthee u. s. w., meist bald und ohne üble Folgen geheilt. Ein anderes Übel, eine hartnäckige Flechte des Gesichts erhält mit Unrecht den Namen des bösartigen oder serpiginösen Ansprungs (Crusta serpiginosa).

Anstand bezeichnet im Allgemeinen dasjenige Verhalten, welches einem Jeden in gebildetem Lebenskreise geziemt (ansteht) und daher auch Wohlanständigkeit genannt wird. Dann bedeutet das Wort aber auch das äußerliche Benehmen, insbesondere die körperliche Haltung, die einem Jeden nach Maßgabe seiner Altersstufe und seiner Lebensverhältnisse ansteht, oder auch von diesen erzeugt und so zum äußern Erkennungszeichen derselben wird. Der Jüngling und die Jungfrau haben einen andern Anstand als der Greis und die Matrone, ja es ist nicht anständig, wenn beide Altersstufen ihr Benehmen tauschen, und der Greis den Anstand eines Jünglings, die Jungfrau den einer Matrone zeigt. Dasselbe gilt vom Fürsten, Hofmann, Offizier, Geistlichen, Richter, Kaufmann, Handwerker, Soldaten, Matrosen u. s. w. Die Unterschiede dieses charakteristischen Anstandes sind oft sehr fein, aber sie bezeichnen scharf was einem Jeden ansteht, oder was er meint, daß ihm anstehe. Der Anstand ist also immer etwas, wenn nicht Angelerntes und Angelebtes, doch etwas aus Selbstbewußtsein oder Selbstgefühl Hervorgehendes, selbst der sogenannte natürliche Anstand ungebildeter Menschen oder uncivilisirter Völker beruht darauf. Individuen und Völker ohne alles Selbstbewußtsein oder Selbstgefühl sind auch ohne allen Anstand. Der allgemeine wie der charakteristische Anstand muß begreiflicherweise das künstlerische Studium, besonders das der Schauspieler herausfodern. Dem Theatergebrauche nach bezeichnet aber der Ausdruck **Anstandsrollen** nur solche, deren Hauptaufgabe die Darstellung der Haltung und des Benehmens der höhern Gesellschaft, oder einer edeln und reinen Bildung ausmacht. Gewöhnlich sind es leidenschaftslose Charaktere, die darum auch oft nur Repräsentationsrollen genannt werden. — In der Jägersprache heißt **Anstand** oder Ansitz das Lauern auf Wild an einem, dazu schicklichen Orte; auch wol der Ort, wo der Jäger in der Absicht, Wild zu erlegen, steht oder sitzt. Je nach der Tageszeit unterscheidet man Abend- und Morgenanstand, wo das Wild entweder auf dem Aus- oder Einwechsel ist. Die gelegenste Zeit zum Anstand ist kurze Zeit vor Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, und die passendste Witterung ein heiterer, klarer Himmel und ruhige Luft. Zum glücklichen Erfolg dieser Jagdart sind durchaus nothwendig: Kenntniß des Wechsels des Wildes, die sich nur durch fleißiges Abspüren und Versuchen erwerben läßt; Beobachtung des Windes oder Windzugs; Verborgenheit, verbunden mit freier Aussicht und ungehinderter Bewegung des Körpers; Ausdauer und Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des Wildes.

Ansteckung oder **Contagion** nennt man die Übertragung einer Krankheit von einem Individuum auf das andere, und ansteckende oder contagiöse **Krankheiten** die, welche sich auf solche Art weiterverbreiten. Diese Übertragung wird auf sehr verschiedene Weise vermittelt. Bald wird dabei ein wirklicher Stoff übergetragen (Ansteckungsstoff, Contagium), bald ist dies nicht der Fall. Ersteres kann durch Vermittelung der Luft geschehen (flüchtige Contagien), oder es ist unmittelbare Berührung nöthig (fixe Contagien), oder es muß die Oberhaut des Anzusteckenden verletzt werden, um den Ansteckungsstoff einzuverleiben (Impfung). Ihrem Wesen nach sind diese ansteckenden Stoffe sehr verschieden. Bald sind es Schmarotzerthiere: so pflanzt sich die Krätze beim Menschen, die Raude bei Thieren durch Überkriechen und Brutbildung einer Milbe fort, und sogar die Wurmkrankheit durch Überkriechen der Askariden von einem Kind zum andern. Bald sind es Schmarotzerpflanzen und ihre Samen: z. B. eigenthümliche Schimmel beim Kopfgrind, bei den Kinderschwämmchen, bei der Muscardinenkrankheit der Seidenwürmer, der Rost- und Brandpilz beim Getreide. Bald sind es nur eigenthümliche freie Zellen, die sich in thierischen Säften erzeugen: z. B. die Eiter- und Krebszellen. Bald endlich sind es blos in chemischer Zersetzung befindliche Materien, die ihre Gährung (gleich dem Sauerteig des Brotes) auf andere thierische Säfte übertragen z. B. Brandjauche, Leichen- und Milzbrandgift. In vielen Fällen ist die Natur des Ansteckungsstoffs noch unaufgeklärt, besonders in jenen, wo sich

ein von dem Kranken ausgehender Dunst als Träger der Ansteckung zeigt (z. B. bei Blattern, Masern, Scharlach). Diese Fälle grenzen an die sogenannten miasmatischen Infectionen. (S. Miasma.) Außerdem aber gibt es Ansteckungen, wo blos geistige Mittheilung durch Sehen, Hören u. s. w. stattfindet: z. B. die ansteckende Eigenschaft des Gähnens, mancher Krämpfe, der Begeisterungen, des Fanatismus (wie der Geißler im Mittelalter), der Predigerkrankheit in unserer Zeit (namentlich in Schweden). Alle ansteckenden Krankheiten können begreiflicherweise leicht zu allgemeinern Volkskrankheiten werden. (S. Endemie und Epidemie.)

Anstett (Joh. Protasius von), ein in die wichtigsten Verhandlungen des Befreiungskriegs verflochtener Diplomat, der Sohn eines Advocaten zu Strasburg, begab sich nach vollendeten Studien 1789 nach Rußland. Nachdem er hier zuerst den Prinzen von Nassau mit der Armee nach Schweden begleitet hatte und während des Feldzugs zum Offizier ernannt worden war, erhielt er nach beendigtem Kriege eine Anstellung bei der Kanzlei des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten. Im J. 1801 der Kanzlei des Ministers Panin aggregirt, wurde er von diesem zur russ. Gesandtschaft nach Wien geschickt, wo er, zum Legationsrath befördert, bis 1811 blieb. Während des Kriegs von 1809 jedoch, wo die russ. Gesandtschaft Wien verlassen mußte, wurde A. erst dem Fürsten Galizin, später dem General Doctorow beigeordnet, um mit Letzterm den Grenzvertrag über Galizien abzuschließen. Noch vor seiner Rückkehr nach Petersburg wurde er zum Staatsrath ernannt und 1812 als Director der diplomatischen Kanzlei bei der Armee Kutusow's angestellt, als welcher er 7. April 1813 mit dem preuß. Generallieutenant von Lottum die Convention von Kalisch abschloß. Nach Kutusow's Tode folgte er nebst mehren andern Diplomaten dem Kaiser Alexander während des Kriegs, brachte im Verein mit Nesselrode 15. Juni 1813 der Tractat von Reichenbach zu Stande, und wohnte als russ. Bevollmächtigter dem Congresse von Prag bei. Hier wurde seine franz. Geburt von Caulaincourt und Narbonne zur Bestreitung seiner Zulässigkeit als Bevollmächtigter benutzt, und so die Zeit des Waffenstillstands (bis zum 11. Aug.) mit fruchtlosen Verhandlungen hingebracht. A. begleitete hierauf als Wirklicher Staatsrath seinen Monarchen über Frankfurt nach Paris. Später auf dem Congresse von Wien 1814 und 1815 nahm er nur an den Arbeiten einiger besonders niedergesetzten Ausschüsse Theil. Während des letzten Feldzugs gegen Napoleon von 1815 war er zunächst mit Cancrin bei dem Abschluß einer Supplementarconvention zu der von Kalisch thätig, folgte dann der Armee nach Paris, und wirkte hier bei der 20. Nov. 1815 unterzeichneten Convention über die Occupationsarmee. Als später die Deutsche Bundesversammlung ihre Sitzungen eröffnete, wurde A. zum außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten Rußlands bei derselben ernannt. In dieser Stellung starb er 14. Mai 1835 zu Frankfurt a. M.

Antagonismus, d. h. Entgegenwirkung, nennt man diejenigen Einrichtungen im lebenden Körper, vermöge deren ein Organ die Thätigkeit eines andern hemmt und so oft auf das gehörige Mittelmaß zurückführt. Am deutlichsten ist dies im Muskelsystem ausgesprochen, wo einzelne Muskeln einander geradezu entgegenwirken und daher **Antagonisten** heißen. So beugen die Beugemuskeln das Knie, die Streckmuskeln strecken es wieder, und wenn beide zusammenwirken, wird das Bein steif ausgestreckt. Ebenso spricht sich ein Antagonismus zwischen der Haut und den Schleimhäuten aus: durch Laxiren wird der Schweiß gehemmt und durch Schwitzen der Durchfall. Im Nervensystem: bei tiefem Nachdenken wird die willkürliche Muskelbewegung aufgehoben, bei heftiger Gemüthsaufregung schweigen körperliche Schmerzen. Im Kreislauf: wenn sich das Blut in Herz und Lunge anhäuft, werden die Glieder kühl, wenn der Blutlauf in den äußern Körpertheilen freier vor sich geht, wird die Herzthätigkeit beruhigt. Bei den zusammengesetzten Einrichtungen des Organismus, wo so Vieles ineinander greift, ist es leicht, eine Anzahl von Vorgängen durch einen Antagonismus, eine andere Zahl durch eine Sympathie (ein freundschaftliches Zusammenwirken) zu erklären, ohne daß dabei mehr als Worte gewonnen werden. Dieses Fehlers haben sich manche frühern Ärzte schuldig gemacht. Die ableitende Heilmethode (s. **Ableitung**) beruht zum Theil auf der Theorie vom Antagonismus. — Wie in der Natur, so waltet auch in der geistigen Welt das Gesetz des **Antagonismus**, d. h. der Gegenwirkung oder Wechselwirkung der Kräfte. Jede Wirkung (Action) zieht auch hier eine Gegenwirkung (Reaction) nach sich.

Antal oder Antalak, der Name des halben oder sogenannten kleinen oberungar. Weinfasses, eines namentlich in Tokay üblichen größern Weinmaßes. Der Antal enthält eigentlich $1\frac{1}{4}$ presburger oder ungar. Eimer = 73,356 franz. Liter, kommt aber gewöhnlich nur zu etwa 1 presburger Eimer aus.

Antalcidischer Friede. Der Sieg des Konon bei Knidus (394 v. Chr.) über die sparta-

nische Flotte, sowie der geringe Erfolg ihrer Waffen im Korinthischen Kriege, veranlaßte die Spartaner den Antalcidas, einen ebenso gewandten als ränkevollen Mann, an den Tiribazus, den pers. Feldherrn in Kleinasien, zu senden (393), um den Athenern die pers. Hülfe zu entziehen, und den Spartanern das Übergewicht auf dem griech. Festlande wieder zu verschaffen und für immer zu befestigen. Anfangs ohne Erfolg, wurde der Versuch einige Jahre später (388) von Antalcidas in Susa beim Könige Artaxerxes Mnemon selbst erneuert, der damals gegen Athen gereizt war, da es die Empörung des Evagoras von Cypern gegen Persien unterstützt hatte. Antalcidas erreichte vollkommen seinen Zweck, und kehrte in Begleitung des Tiribazus nach Kleinasien zurück, mit der Versicherung des pers. Königs, daß die Spartaner bei den Persern alle Unterstützung finden würden, wenn die Athener und deren Bundesgenossen sich weigern sollten, den beantragten Frieden anzunehmen. Die durch den langen Krieg herbeigeführte Erschöpfung bestimmte die übrigen griech. Staaten, Gesandte zu schicken, und aus dem Munde des Tiribazus den entscheidenden Willen des Königs zu vernehmen. Die Friedensbedingungen, unter denen man sich einigte (387), waren: 1) die griech. Städte auf dem Festlande Kleinasiens sollen unter der Herrschaft des Königs von Persien stehen; 2) alle andern griech. Städte, große und kleine, sollen souverän sein; 3) wer den Frieden nicht annimmt, dem wird von Persien, und denen, die in die Vorschläge einwilligen, der Krieg erklärt. Das Schimpfliche und Ehrlose dieses Friedens lag hauptsächlich darin, daß man die Stammverwandten in Kleinasien förmlich den Barbaren preisgab, sowie das politisch Gefährliche für Griechenlands Freiheit in der erklärten Souveränetät selbst der kleinsten Staaten durch Aufhebung der nothwendigen Bundesgenossenschaften. Antalcidas, von Freund und Feind gleichmäßig verachtet, machte durch freiwilligen Hungertod seinem Leben ein Ende. Spartas Übermuth wurde bald darauf durch Pelopidas und Epaminondas gezüchtigt, und ein halbes Jahrhundert später lag die pers. Macht, die nur durch Griechenlands Zersplitterung bedeutend war, durch die Vereinigung sämmtlicher griech. Staaten unter Alexander d. Gr. zerschmettert zu Boden.

Antanaklăsis oder Dilogie, d. i. Doppelsinn, heißt in der Rhetorik die Wiederholung eines Worts in verschiedener Bedeutung mit Nachdruck, z. B. Dieser Mensch ist kein Mensch. Sie ist zu unterscheiden von der Amphibolie (s. d.) oder Zweideutigkeit eines Ausdrucks, und von der Allegorie (s. d.) oder dem bildlichen Ausdrucke.

Antar oder richtiger Antara, ein berühmter arab. Häuptling um die Mitte des 6. Jahrh., gehört zu den sieben Preisdichtern der Araber, deren gekrönte Gedichte, mit Gold in Seide gestickt, an das Thor der Kaaba geheftet und deswegen Moallakat (s. d.) genannt wurden. In seinem uns erhaltenen Gedichte, das am vollständigsten von Menil (Leyd. 1816) herausgegeben und nach Jones (Lond. 1783) von Hartmann in den „Hellstrahlenden Plejaden am arab. poetischen Himmel" (Münst. 1802) ins Deutsche übersetzt wurde, schildert er seine kriegerischen Thaten und seine Liebe zu Abla. Seine Tapferkeit und sein Heldenmuth während des vierzigjährigen Kampfs zweier arab. Stämme, seine Freigebigkeit und seine treue Liebe erhielten sich lange im Gedächtniß seiner Landsleute, und scheinen den Stoff zu dem händereichen, gewöhnlich dem Asmai (s. d.) beigelegten Heldenromane „Antar" gegeben zu haben, der wol schon zur Zeit des Khalifen Harun-al-Raschid im 8. Jahrh. niedergeschrieben wurde, uns aber nur in einer spätern und vielfach verderbten Form, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrh., erhalten ist. Das Werk ist ein anziehendes und treues Gemälde des Lebens der Beduinen, reich an wahrhaft epischen Zügen, obgleich zu monoton, um als Ganzes europ. Leser zu befriedigen. Im Orient aber bildet es noch jetzt den beliebtesten Stoff für die öffentlichen Erzähler, womit sie in den Kaffeehäusern die Gäste unterhalten. Eine Übersetzung begann Terrie Hamilton („Antar, a bedoueen romance", 4 Bde., Lond. 1820); einen reichhaltigen Auszug gab Hammer in den wiener „Jahrbüchern der Literatur" (1819) und bedeutende Fragmente des Originals Caussin de Perceval (Par. 1842).

Antarktischer Polarkreis heißt der südliche Polarkreis, im Gegensatze zu dem arktischen oder dem nördlichen Polarkreise (s. d.). Ebenso nennt man **antarktisches Polarland** die am Südpol entdeckte Landmasse (s. Südpolarländer), gegenüber den arktischen oder nördlichen Polarländern.

Antäus (griech. Antaios), eigentlich der Widersacher, ein gewaltiger Riese, 60 Ellen lang, der Sohn Neptun's und der Erde (Gäa), wohnte in einer Höhle in Libyen und nährte sich von Löwen. Jeden Fremden, der sich ihm nahte, zwang er zum Kampfe. Von seiner Mutter Erde stets mit neuer Kraft versehen, so lange er sie berührte, erschlug er Alle, die mit ihm kämpften, und baute aus ihren Schädeln dem Neptun ein Haus. Auch dem Hercules widerstand er lange

Zeit. Als indeß dieser den Zauber seiner Unüberwindlichkeit erkannt hatte, erstickte er ihn, indem er ihn schwebend in den Lüften hielt.

Antecedens heißt wörtlich das Vorausgehende. Der ältere philosophische Sprachgebrauch bezeichnet dadurch theils das logische Subject in seinem Verhältniß zum Prädicat, theils den Grund im Verhältniß zur Folge. **Antecedentien** nennt man überhaupt frühere Vorgänge, insofern sie auch für die Beurtheilung und Entscheidung des Gegenwärtigen Anhaltepunkte geben. In diesem Sinne spricht man z. B. von Antecedentien einer Person, insofern das frühere Verhalten derselben auf die Beurtheilung Dessen, was man von ihr erwarten zu können glaubt, einen Einfluß hat.

Antedatiren, vorausdatiren, ein früheres Datum (Tag, wo etwas Gewisses geschehen) angeben, oder eine Sache als früher geschehen darstellen, wie sie wirklich geschehen ist. Dieser Fall kommt häufig bei Urkunden, namentlich bei Amtsdiplomen vor, um dadurch gewissen Ansprüchen eine festere Grundlage zu gewähren. So geben zuweilen Fürsten, welche abdanken, oder andere hohe Personen, welche ihre Stellung verlassen, Amtsverleihungen oder andere Beneficien, durch die sie ihre Getreuen entschädigen wollen, ein früheres, ihrer Abdankung vorausgehendes Datum, um diesen Verleihungen nöthigenfalls eine größere Rechtsbeständigkeit zu sichern. Bei historischen Untersuchungen kommt ein solches Verfahren, das man übrigens auch Zurückdatiren nennen kann, nicht selten in Frage.

Antediluvianisch heißt Das, was vor der Sündflut war: antediluvianisches Zeitalter also die Zeit vor der Sündflut und in der ältern Theologie antediluvianische Religion die Religion der Patriarchen von Adam bis Noah. — In der Naturwissenschaft spricht man von einer **antediluvianischen Periode**, doch ohne Beziehung auf die Sündflut der mosaischen Geschichte, sondern in Hinsicht auf die letzte, durch Wasser hervorgebrachte Umgestaltung der Erde.

Antejustinianeisches Recht, bezeichnet im Allgemeinen Alles, was in röm. Staate bis zu den Zeiten der Gesetzgebung des Kaisers Justinian (s. d.) als Recht galt. Vorzugsweise aber pflegt man die uns aus der genannten Zeit noch erhaltenen Rechtsquellen so zu nennen, wobei man dieselben bald wieder im weitern, bald im engern Umfange nimmt. In diesem Sinne sammelte dieselben zuerst Schulting in der „Jurisprudentia antejustinianea" (neue Ausg., 1737) und später Hugo in dem „Jus civile antejustinianeum" (Berl. 1815). Man begreift darunter ebenfalls die Schriften des Gajus, Paulus, Ulpianus, die Collatio legum mosaicarum et rom., die Consultatio veteris jurisconsulti und andere Privatarbeiten röm. Juristen; Hugo nahm auch den Codex Theodosianus und die vorjustinianeischen Novellen, sowie einige andere legislative Arbeiten auf. Mai's „Juris civilis antejustinianae reliquiae ineditae" (Rom 1823) gehören nur theilweise in diesen Kreis.

Antēnor, ein edler Trojaner, erscheint beim Homer als der verständige zur Sühne rathende Greis. Er nahm den Odysseus und Menelaus während ihrer Gesandtschaft in Troja, um die Rückgabe der Helena zu veranlassen, in seinem Hause auf, begleitete den Priamus in das griech. Lager, um wegen des entscheidenden Zweikampfs zwischen Paris und Menelaus zu unterhandeln, und schlug nach dem Zweikampfe des Ajax und Hektor, wiewol vergeblich, Helena's Auslieferung vor. Daraus hat die spätere Sage geschlossen, A. sei ein Freund der Griechen und ein Verräther an seinem Vaterlande gewesen. Er soll den Griechen das Palladium verschafft, von der Mauer mit einer Laterne das Zeichen zum Einbruch gegeben, ja das berüchtigte Pferd selbst geöffnet haben. Sein Haus blieb bei der Plünderung verschont. Er selbst wurde wie Äneas gerettet und gleich diesem Stifter einer neuen Dynastie, indem er nebst seinen Söhnen nach Thracien wanderte, von dort aber mit den Henetern (Venetern) nach Italien ging, wo er die henetische Provinz am Adriatischen Meere mit Patavium (Padua) gründete.

Antequēra, bei den Römern Antiquaria, Stadt Oberandalusiens in der span. Provinz Malaga, an dem in der Sierra de Antequera entspringenden Küstenflusse Guadaljorce gelegen, in einsamer Gegend auf einer kleinen Hochebene am Fuße eines Hügels erbaut, auf welchem die Trümmer eines maurischen Castells stehen. Die Stadt zählt über 20000 E., hat einige Tapeten-, Wollen- und Baumwollenfabriken, und treibt etwas Handel mit Südfrüchten, Öl, Orseille u. s. w. In der Umgegend werden gute Bausteine, namentlich bunter Marmor gebrochen. A. wurde 712 von den Arabern besetzt und denselben 1410 von dem Infanten Ferdinand, spätern König von Aragonien, wieder entrissen. Das Gebiet der Stadt, das auf 7 oder 8 QM. das ganze Guadaljorcethal umfaßt, ist seit diesen Zeiten von der übrigen Provinz getrennt und genießt eigene Vorrechte. Zu ihm gehört auch die Villa Archidona mit 6800 E., der Hauptort eines

Marquisats, und Fuente de Piedra an einem Salzsee, mit einer schon den Alten bekannten Heilquelle und Gypsbrüchen.

Antĕros heißt in der spätern griech. Mythologie der Gott der Gegenliebe. Die Mythe nämlich erzählt, daß Eros, der Gott der Liebe, nicht eher gewachsen sei, bis ihm seine Mutter Aphrodite vom Mars in dem A. einen Bruder geboren habe. Der Sinn ist unstreitig, Liebe gedeihet nicht ohne Gegenliebe. Daher setzte man beiden oft zugleich Altäre und stellte sie dar, wie sie miteinander um einen Palmzweig streiten. Nach Böttiger ist die Vorstellung, A. sei die personificirte Gegenliebe, nicht antik, sondern modern; denn den Begriff von Liebe und Gegenliebe stelle die alte Kunst stets durch die Gruppe des Amor und der Psyche dar, und der wahre A. räche und bestrafe nur den Eros.

Anthologie, d. i. Blumenlese, wird gewöhnlich als Titel eines aus auserwählten Gedanken, Sprüchen und Gedichten bestehenden Werks gebraucht. Schon im Alterthume veranstaltete man dergleichen Blumenlesen oder Sammlungen kleinerer, meist epigrammatischer Gedichte von verschiedenen Verfassern, und bekannt ist in dieser Beziehung besonders die „**Griechische Anthologie**". Der erste Sammler einer solchen war Meleager (s. d.) aus Gadara in Syrien, ungefähr um 60 v. Chr. Später thaten ein Gleiches Philippus von Thessalonich, wahrscheinlich zur Zeit Trajan's, Diogenianus von Heraklea, Strato aus Sardes, Beide unter Hadrian, und Agathias (s. d.). Aber alle diese ältern Sammlungen, die übrigens verschiedene Namen führten, sind verloren gegangen. Was wir noch besitzen, sind zwei spätere, die eine von Konstantinus Kephalas aus dem 10. Jahrh., der bei seiner Arbeit die frühern, besonders die von Agathias, sehr benutzte; die andere von Maximus Planudes, einem Mönche zu Konstantinopel, im 14. Jahrh., der aber durch seine geschmacklose Auswahl aus der Anthologie des Kephalas den bisherigen Vorrath mehr verstümmelte als vermehrte. Die letztere Sammlung, welche zuerst durch einen gelehrten Griechen, Joh. Laskaris (Flor. 1494) im Druck erschien und dann noch zwei mal (Ven. 1503 und Flor. 1519) veröffentlicht wurde, war lange Zeit die allein bekannte, bis Henr. Stephanus eine vermehrte Ausgabe (Par. 1566) lieferte, die später häufig wieder abgedruckt worden ist. Die neueste Ausgabe mit der lat. metrischen Übersetzung des Hugo Grotius begann de Bosch und endete Lennep (5 Bde., Utrecht 1795—1822). Indessen hatte Salmasius auf der heidelberger Bibliothek 1606 die einzige vorhandene Handschrift der Anthologie des Konstantinus Kephalas aufgefunden, sie mit der des Planudes verglichen und die in dieser nicht enthaltenen Gedichte ausgeschrieben. Die von ihm versprochene Ausgabe kam aber nicht in Druck, ebenso wenig als später die von Dorville. Die heidelberger Handschrift wurde im Dreißigjährigen Kriege nach Rom, von da in den Revolutionskriegen nach Paris entführt und erst 1816 nach Heidelberg zurückgebracht. Jedoch kamen die aus derselben sowol von Salmasius als früher von Sylburg ausgeschriebenen Gedichte mehrmals unter dem Namen „Anthologia inedita" ganz oder theilweise in Druck. Den gesammten Vorrath, vermehrt mit den Bruchstücken der ältern Dichter, den Idyllen der bukolischen Dichter, den Hymnen des Kallimachus, und den auf Inschriften und in andern Werken enthaltenen Epigrammen gab Brunck unter dem Titel „Analecta veterum poetarum graecorum" (3 Bde., Straßb. 1776) heraus, und später Jacobs in der „Anthologia graeca sive poetarum graecorum lusus ex recensione Brunckii", mit Commentar (13 Bde., Lpz. 1794—1814). Von dem heidelberger Manuscripte der Anthologie des Kephalas waren zwei vollständige Abschriften vorhanden, die von Spalletti 1776 zu Rom vollendete, welche später nach Gotha kam, und die von Chardon-Larochette in Paris verfertigte. Aus jener besorgte Jacobs eine zweite Ausgabe, die „Anthologia graeca ad fidem codicis olim palatini nunc parisini ex apographo Gothano edita" (3 Bde., Lpz. 1813—17). Zwei Nachträge hierzu gab Welcker in der „Sylloge epigrammatum graec." (Bonn 1828—29). Unter den Auszügen aus der „Griechischen Anthologie" für den Schulgebrauch nennen wir die von Weichert (Meiß. 1823), Jacobs (Gotha 1826) und Geist (Darmst. 1838); unter den Übersetzungen ausgewählter Gedichte neben denen von Sonntag, Stolberg, Voß und Conz, die von Herder in den „Zerstreuten Blättern" (Th. 1 u. 2), und von Jacobs in „Leben und Kunst der Alten" (2 Bde., Gotha 1824). Mit Recht bewundert man die reiche Fülle poetischen Lebens, die in diesen kleinen Gemälden herrscht, die Zartheit schöner Gefühle, die fröhliche Heiterkeit, die reine Größe einer edeln und wahrhaft humanen Denkungsweise, die aus ihnen hervorleuchtet. — Nach dem Beispiel der Griechischen wurde auch eine „**Lateinische Anthologie**" unter dem Titel „Catalecta veterum poetarum" von Scaliger (Leyd. 1573) und von Pitthöus (Par. 1590) herausgegeben. Eine größere Sammlung gab Pet. Burmann der Jüngere unter dem Titel „Anthologia veterum latinorum

epigrammatum et poematum" (2 Bde., Amst. 1759 und 1773) heraus, aber besser geordnet, vermehrt und berichtigt von Meyer (2 Bde., Lpz. 1835).

Die Literaturen der asiat. Culturvölker sind sehr reich an verschiedenen Arten Anthologien, die theils nach Gegenständen geordnet, Auszüge aus den besten Dichtern geben, theils aus Proben der berühmtesten Dichter bestehen, mit Hinzufügung biographischer Notizen, welche wiederum entweder nach der Zeitfolge, oder den Ländern, wo die Dichter auftraten, aufgeführt werden. 1) **Arabische Anthologien.** Aus den zahlreichen alten Liedern der Araber kurz vor Mohammed's Auftreten wählte Abu-Temam (s. d.) die besten aus, ordnete sie in zehn Bücher, und gab dieser Sammlung nach dem ersten Buche derselben, welches Gedichte von der Tapferkeit enthält, den Titel „Hamâsa" (s. d.). Abu-Temam hatte Lieder aller arab. Stämme aufgenommen; es gibt aber auch Anthologien der einzelnen Stämme, unter welchen der „Divan" der Hudhailiten, dessen Herausgabe Kosegarten angekündigt hat, am berühmtesten ist. Lieder dieser ältern Zeit bis auf die ersten Jahrhunderte des Khalifats herab sammelte Abu'l-Faradsch aus Jspahan (gest. 966) in seinem „Kitâb al aghâni", d. i. Buch der Gesänge, herausgegeben von Kosegarten (Bd. 1, Greifsw. 1840). Er begleitete das Werk mit einem sehr ausführlichen Commentar, der das Buch zu einem der interessantesten der ältern arab. Literatur macht. Die reichste aber und ausführlichste Anthologie der spätern arab. Kunstpoesie ist „Yatimat al dahr", d. h. die Perle der Welt, von Taalebi, in der die Dichter nach den Provinzen, in denen sie lebten, aufgeführt werden, und die vielfach fortgesetzt und erweitert worden ist. Außer dieser und ähnlichen Anthologien, die die Leistungen aller arab. Dichter berücksichtigen, hat fast jede Provinz, in welcher arab. Cultur und Sprache herrschte, specielle Anthologien ihrer Dichter aufzuweisen, und namentlich sind die Blumenlesen aus den arab.-span. Dichtern sehr zahlreich, aber noch wenig bekannt. Außer diesen eigentlichen Anthologien ist die arab. Literatur noch sehr reich an Sammlungen von Anekdoten, witzigen Reden und ausgewählten Stellen der classischen Schriftsteller, eine Gattung, die wir genügend kennen aus Taalebi's „Vertrautem Gefährten des Einsamen in schlagfertigen Gegenreden" (herausgegeben von Flügel, Wien 1829). — 2) **Persische Anthologien.** In der pers. Literatur ist das bekannteste Werk dieser Art „Taskarat al schuara", d. i. Biographien der Dichter, von Dauletschah (gest. 1495), dessen Inhalt wir fast vollständig in Hammer's „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" (Wien 1818) wiederfinden, und „Atesch kedah", d. i. der Feuertempel, von Hadschi-Lutf-Ali-Beg, der um 1770 lebte. Beide Werke geben Biographien der pers. Dichter, das erste in chronologischer Folge, das andere nach dem Orte ihrer Geburt, mit Proben aus ihren Werken. Eine Anthologie des Besten der pers. Poesie nach den Gegenständen geordnet, gibt die „Medschua al schuara", d. i. Sammlung der Dichter, und andere Werke. — 3) **Tatarische Anthologien.** Von den Dichtern, die in tatar. Sprache, d. i. in dem osttürk. oder dem Tschagatai-Dialekte, gedichtet haben, besitzt man eine Sammlung von 441 Biographien mit Proben aus ihren Dichtungen, „Madschalis al nasais", d. i. köstliche Gesellschaften, von Mir-Alischir (gest. 1500), und die Lebensbeschreibungen tatar. Dichter von Sadiki aus Ghilan „Madschmua al chawass", d. i. die Versammlung der Besten, die bis auf das 17. Jahrh. herabreicht. — 4) **Türkische Anthologien.** Aus den Werken der Dichter, die im westtürk. Dialekte der Osmanen, den wir vorzugsweise Türkisch nennen, gedichtet haben, gibt es sehr zahlreiche Anthologien. Die berühmtesten sind: „Hescht hehescht", d. h. die acht Paradiese, von Sehi aus Adrianopel (gest. 1548); „Taskarat al schuara", d. h. Biographien der Dichter, von Latifi (gest. 1582), und unter demselben Titel ein ähnliches Werk von Aschik-Tschelebi (gest. 1571); die große Blumenlese „Subdat al aschaar", d. h. die Blüte der Gedichte, von Kassade (gest. 1621), und andere mehr. Der wesentliche Inhalt der sämmtlichen westtürk. Anthologien ist in Hammer's „Geschichte der osman. Dichtkunst" (4 Bde., Pesth 1836) niedergelegt. — 5) **Hindustanische Anthologien.** Die Literatur der zum Mohammedanismus bekehrten Hindus, die ganz eine Copie der pers. Literatur ist, hat, auch hierin ihrem Muster folgend, mehre anthologische Werke aufzuweisen. Die bedeutendsten sind „Gulzari Ihrahim", von Ali-Jbrahim, biographische Notizen über 300 hindustanische Dichter enthaltend, nebst Proben ihrer Dichtungen; dann die Sammlungen „Diwani dschihan", von Beni-Narâyan, „Guldastai nischât", d. h. der Blumenstrauß der Lust, von Manu-Lal (Kalk. 1836), und „Guldastai nâzninân", von Kerim-ed-din (Kalk. 1845). Den Kern dieser Werke gibt Garcin de Tassy in seiner „Histoire de la littérature hindoui et hindoustani" (2 Bde., Par. 1839—47), welche unter dem Titel „Tabakâti schuarâi hindi" von Kerim-ed-dîn (Delhi 1848) in das Hindustani übersetzt wurden. In dem reinen Hindi haben wir die reiche Liedersammlung: „Râg Sâgar", von Krischnânanda

(Kalk. 1845). — 6) **Sanskritische Anthologien.** Die Sanskritliteratur ist nicht so reich an Anthologien, wie die übrigen orient. Literaturen. Will man die Hymnensammlungen der Vedas und die Gedichtsammlungen, die den allgemeinen Titel „Sataka", d. i. Centurie, führen, wie z. B. die des Bhartrihari, Tschanakya, Amaru und andere, nicht zu den poetischen Blumenlesen rechnen, so ist uns nur ein Werk dieser Art bekannt, nämlich „Paddhati", von Sarngadhara aus dem Ende des 14. Jahrh., in welchem gegen 6000 einzelne Strophen aus den berühmtesten epischen, dramatischen und lyrischen Dichtungen der Indier, unter gewisse Rubriken geordnet, mitgetheilt werden. — 7) **Chinesische Anthologien.** Schon in den frühesten Zeiten hatte das ordnungsliebende Volk der Chinesen die Einrichtung, daß alljährlich bei der Übersendung des Tributs diejenigen Lieder aufgeschrieben und an den Kaiser gesendet wurden, die dem Volke am meisten gefallen hatten. Confucius wählte aus einer großen Menge derselben 311 als die schönsten und besten aus. Diese sind uns erhalten und bilden unter dem Namen „Schi-king", d. i. Buch der Lieder, eines der kanonischen Bücher der Chinesen. Es ist dies die älteste Anthologie, die man irgendwo kennt; lateinisch wurden sie von Lacharme (Stuttg. 1830), deutsch von Rückert (Altona 1833) herausgegeben. Außerdem sind noch zu erwähnen „Tchao-ming-wen-siouen", d. i. Sammlung der schönsten Gedichte aus der Zeit der Dynastie Liang (502—556 n. Chr.), und „Thang-schi", Gedichte aus der Zeit der Dynastie Thang (618—914 n. Chr.). — Die zahllosen Mustersammlungen von Gedichten und Bruchstücken aus den Werken nationaler Dichter und Schriftsteller, wie sie in allen europ. Ländern erscheinen, führen ebenfalls oft den Namen Anthologie. Allein dieselben verfolgen nur pädagogische und populäre Zwecke, und machen auf eine wirklich literarhistorische Bedeutung wenig Anspruch.

Anthracit (Glanzkohle, Kohlenblende), ein zu den Steinkohlen gehörendes, der Hauptmasse nach aus Kohlenstoff bestehendes Mineral von schwarzer Farbe. Es hat einen muscheligen Bruch, oft einen unvollkommenen Metallglanz, oft aber auch Wachs- oder Fettglanz, und brennt schwer ohne Flamme. Krystallisation ist bei ihm nicht wahrzunehmen und seine Bildung aus Pflanzenstoffen ist nicht zu bezweifeln. Häufig kann er nur als natürliche Coaks (s. d.) angesehen werden, nämlich da, wo vulkanische Massen Braun- oder Steinkohlenlager durchbrochen haben. An solchen Orten findet man dann die allmäligsten Übergänge von Anthracit bis zur Schwarz- oder Braunkohle. Zuweilen durchdringt er auch Gesteine und gibt ihnen ein dunkles Aussehen oder er findet sich in Drusenräumen und auf Spalten ausgesondert. Als Brennmaterial wird Anthracit gleich den Coaks benutzt. Häufig wendet man, wie bei Reductionen von Eisen, beim Ziegel- und Kalkbrennen oder zu häuslichen Zwecken, Beide zusammen an.

Anthropolatrie (griech.), Menschenanbetung, wird Denjenigen zugeschrieben, welche von Andern nur als Menschen anerkannten Wesen göttliche Verehrung würdigen. Der Standpunkt der Beurtheilung bei diesem stets tadelnd gebrauchten Namen liegt somit außerhalb des Beurtheilten selbst, und ist daher fast immer zum Parteistandpunkte geworden. So warfen die Christen den Heiden Anthropolatrie vor, weil deren Mythologie Menschen in die Reihe der Götter versetzt zu haben schien; aber man übersah dabei, daß jene angeblichen Menschen, von der Zeit der heidnischen Entartung abgesehen (s. Apotheose), eben nicht als „Menschen", sondern als Ausdruck von göttlichen Principien der Anbetung gewürdigt wurden. Die Christen mußten es sich daher gefallen lassen, umgekehrt von den Heiden als „Anthropolatren" bezeichnet zu werden, wegen ihrer göttlichen Verehrung des „Menschen" Jesu, obgleich auch dieser nicht als „Mensch" angebetet wurde. Die Apollinaristen (s. d.) im 4. Jahrh. n. Chr., und besonders die Polemianer unter denselben, stimmten insofern in diesen Tadel gegen die kath. christliche Kirche ein, als diese, ihrer Ansicht entgegen, neben der allerdings die Verehrung an sich bedingenden göttlichen Natur eine vollkommen menschliche Natur in Christo aufrecht erhielt und kein Bedenken trug, den Apollinaristen den Namen Sarkolaträ (Fleischanbeter) wegen ihrer Spiritualisirung und Vergötterung des Leibes Christi (übrigens ebenso unberechtigt) zurückzugeben. Es lag in der Sache, daß dem Nestorius (s. d.) und seiner Partei, welche noch entschiedener als die Kirche die menschliche Natur Christi zu behaupten suchte, derselbe Spottname der Anthropolatren beigelegt wurde. Allenthalben aber leuchtet ein, daß der angebliche Menschenanbeter in den von ihm verehrten Wesen eben nicht mehr den Menschen, sondern etwas Höheres, Göttliches anerkennt, die Benennung somit eine für den Anbetenden selbst unberechtigte Unterschiebung enthält. Richtiger dagegen wird Anthropolatrie von charakterloser Menschendienerei gebraucht.

Anthropolithen, d. h. Versteinerungen menschlicher Körper oder Körpertheile, als Überreste einer wirklichen antediluvianischen Periode, sind noch mehr als zweifelhaft, denn was Habicot als Skelet des Riesenkönigs Teutobochus beschrieb, waren Elefantenzähne und andere Kno-

chen, und Scheuchzer's homo diluvii testis war, wie Cuvier erwiesen, ein dem Proteus sehr nahe verwandtes riesenmäßiges Amphibium. Die an manchen Orten, namentlich auf der Insel Guadeloupe gefundenen versteinerten Gerippe, welche die Bewohner Gabibis nennen, gehören zwar Menschen an, aber sie kommen in einer Kalkbank aus einer neuern Entstehungsperiode vor.

Anthropologie (griech.), die Lehre vom Menschen, oder die Wissenschaft von der geistigen und körperlichen Natur des Menschengeschlechts. Im eigentlichen Sinne genommen, muß diese Wissenschaft eine sehr umfassende sein. Sie begreift zunächst die Kenntniß vom Bau und von den Verrichtungen des menschlichen Körpers (Anatomie und Physiologie) sammt den daran sich knüpfenden diätetischen und ärztlichen Lehren, sowie die naturgeschichtliche Beschreibung der Menschengattung und ihrer Varietäten (Racen u. s. w.). Dieser Theil wird die **somatische** oder **körperliche** Anthropologie genannt. Der andere Haupttheil behandelt dagegen die Lehre vom Geiste des Menschen, die **psychische** oder auch die **philosophische** Anthropologie. Bezieht sich dieselbe vorzugsweise auf das Wechselverhältniß zwischen Leib und Geist, so gab man ihr auch den Namen der **pragmatisch-philosophischen** Anthropologie, die dann mit der sogenannten empyrischen Psychologie (s. d.) ziemlich zusammenfiel. Hält man indessen den Begriff der Anthropologie in seiner vollen Bedeutung fest, so umspannt die Lehre vom Geiste des Menschen nicht blos die theoretische Erkenntniß des geistigen Organismus, sondern auch das ganze unermeßliche historische Gebiet, auf welchem der menschliche Geist seine eigenthümliche Natur äußert: also fast das ganze Gebiet der Geschichte und Völkerkunde, der Sprachkunde, der politischen Wissenschaften, der Philosophie und Theologie, der Künste u. s. w. In der That beruht die falsche Stellung mancher dieser Disciplinen zur Zeitbildung auf ihrer Abstraction vom Menschen selbst, auf ihrer Entfremdung von der Anthropologie. Eine solche Lehre vom Menschen, die neben den Gesetzen seines physischen und geistigen Organismus zugleich dessen äußere Bethätigung im Staate, in der Kirche, im häuslichen und wissenschaftlichen Leben u. s. w., systematisch entwickelt, ist noch nicht aufgebaut worden. Was davon in einigen neuern sogenannten socialistischen Werken enthalten, sind nur Andeutungen, gewöhnlich getrübt durch einseitige Weltanschauung und mangelhafte wissenschaftliche Erkenntniß. Vgl. Kant, „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (4. Aufl. von Herbart, Lpz. 1833); Steffens, „Anthropologie" (2 Bde., Bresl. 1822); Burdach, „Anthropologie für das gebildete Publicum" (Stuttg. 1837); Birnbaum, „Lehrbuch der Anthropologie" (Köln 1842).

Anthropomorphismus und **Anthropopathismus** sind beides griech. Worte, von denen das erstere die Vorstellung von Gott nach der Analogie der menschlichen Körpergestaltung (Morphe), das letztere die Vorstellung von Gott nach der Ähnlichkeit menschlicher Gemüthszustände (Pathe) bezeichnet. Beides begreift das Wort Vermenschlichung Gottes in sich. Da wir alle übersinnlichen Vorstellungen nur nach Analogien, die wir in uns finden, auffassen können, so liegt es nach der Natur unsers Vorstellungsvermögens sehr nahe, Gott, wenn wir ihn als Person denken, nach der Analogie der menschlichen Persönlichkeit mit einem menschenartigen Geiste, mit menschlichen Gemüthszuständen und wol selbst mit menschenartiger Gestalt ausgestattet vorzustellen. Auch die menschliche Rede über Gott pflegt daher anthropomorphistisch und anthropopathisch zu sein. Der Anthropomorphismus und Anthropopathismus war für das nicht durch wissenschaftliche Reflexion berichtigte Vorstellen ebenso unvermeidlich, als die Vorstellung von der Sonne als einem Feuer und ihrer täglichen Bewegung über die Erde. Wir finden daher auch diese menschlich-analogische Vorstellung von Gott in der Bibel, namentlich im Alten Testament, wo Gott ein Haupt, Augen, Ohren, Nase, Mund, Herz, Eingeweide, Hände, Füße, also die menschliche Gestaltung, aber ebenso auch eine Seele oder Geist, ein Denken, Erkennen, Überlegen, Wollen, Beschließen, Erbarmen, Mitleiden, Zorn und Eifer, Liebe und Haß, Reue und Langmuth u. s. w. zugeschrieben werden. Die Kirche daher, indem sie dem Sprachgebrauch der Schrift und überhaupt der populären Vorstellung von der Persönlichkeit Gottes folgte, konnte weder den Anthropomorphismus noch den Anthropopathismus anstößig finden. Ja die anthropopathischen Vorstellungen von Zorn, Liebe, Haß, Langmuth, Erbarmen, Gnade u. s. w. hat sie in mehre ihrer Dogmen ganz wesentlich verwebt. Dagegen hat sie den Anthropomorphismus nicht in ihre Dogmen aufgenommen, sondern mit Arnobius und namentlich der Origenistischen Schule die Geistigkeit Gottes festgehalten, obschon sie in dem Lehrsatz von der Substanz Gottes, die z. B. den drei Personen der Gottheit gemeinschaftlich sei, an den Anthropomorphismus zu streifen schien, und es unbedenklich fand, nach dem Vorgange der Schrift anthropomorphistisch von Gott zu sprechen. Die Dogmatiker scheiden hier mit Recht zwischen dogmatischem Anthropomorphismus und Anthropopathismus, wo das menschlich Beschränkte Gott

wirklich beigelegt wird, und zwischen symbolischem, wo der Ausdruck nur bewußt gebrauchtes Bild ist. Die Kirche hat den Anthropopathismus selten und den Anthropomorphismus nur an Denen als Irrlehre gerügt, welche entweder grobe Vorstellungen von Gottes leiblicher Persönlichkeit äußerten, oder sonst wegen anderer Bestrebungen der Kirche misfällig waren. So wurden im 4. Jahrh. eine syrische Mönchspartei, die Audäaner (s. Audäus), und eine ägyptische Mönchspartei des Anthropomorphismus beschuldigt, weil sie das göttliche Ebenbild in der Gestalt des menschlichen Leibes suchten. So beschuldigte man im 4. u. 5. Jahrh. die Anhänger des Origenes und die Anhänger des Manes des Anthropomorphismus, aber jedenfalls mit Unrecht. Auch im 10. Jahrh. wollte der Bischof Ratherius von Verona in seinem Sprengel Anthropomorphiten gefunden haben, die er bekämpfte, und selbst den Waldensern im 13. Jahrh. wurde dieser Irrthum Schuld gegeben, wahrscheinlich aber ohne Grund. Dagegen haben Hobbes, Forster und Priestley entschieden Gott einen subtilen Leib zuertheilt. Auch Kant spricht in seiner Religionsphilosophie von Anthropomorphismus, versteht aber darunter im weitern Sinne die Versinnlichung der Ideen der reinen Vernunft, welche er in der Metaphysik für unzulässig erklärt. Sein Schüler Fichte verwarf daher die Vorstellung von Gott als einer Persönlichkeit, die er für Anthropomorphismus hielt, und bezeichnete Gott als die „moralische Weltordnung", sowie auch die neuesten Philosophen, namentlich Schelling, Hegel, Feuerbach, unleugbar auch Schleiermacher, die objective Persönlichkeit Gottes, d. i. die Zusammenfassung der vollkommensten Eigenschaften und Kräfte in die Einheit des vollkommensten Bewußtseins, in ein subjectives Bewußtwerden Gottes von sich in dem Denken des menschlichen Geistes verwandelten. Die Herbart'sche Schule enthält sich jeder nähern Bestimmung über das substantielle Wesen Gottes; unleugbar aber herrschen hierüber nicht blos im populären Bewußtsein, sondern auch unter den Theologen noch sehr verworrene Vorstellungen.

Anthropöphag, d. i. Menschenfresser oder Kannibale, auch Androphag, d. i. Männerfresser. Bei einzelnen Individuen, mitunter auch bei ganzen Völkern findet sich die Begierde, Menschenfleisch zu genießen, was bei Andern dem natürlichen Instinct entgegen ist. Es scheint diese Abscheulichkeit bisweilen eine wirkliche Krankheit zu sein, welche sich an andere Abweichungen des Appetits (s. d.) anschließt, und wovon der Menschenfresser aus Berka bei Wejmar, welcher 1770 hingerichtet ward, ein schaudervolles Beispiel darbietet. Zu Zeiten hat sich in dieser Form auch das Gelüste der Schwangern gezeigt. Manche, z. B. Schiffbrüchige, wurden durch den Hunger dazu genöthigt; Andere brachte die Rache dahin; noch Andere scheinen religiöse Vorurtheile dazu veranlaßt zu haben, wie die Mexicaner das Fleisch Derjenigen verzehrten, welche sie ihren Götzen geopfert hatten. Daß es Völker gibt, die das Fleisch des getödteten Feindes verzehren, wie z. B. die Neuseeländer, ist bekannt. Namentlich auf den Südseeinseln findet man solche menschenfressende Stämme mitten zwischen milder gesinnten. Vgl. Guillon, „Voyage autour du monde" (2 Bde., Par. 1844). Völker, zu deren gewöhnlicher Nahrung Menschenfleisch gehört, gibt es wol nicht, obgleich es in ältern Reiseberichten behauptet wird. So soll nach solchen Berichten im Innern von Afrika Menschenfleisch so gut wie anderes Fleisch auf öffentlichen Märkten verkauft werden.

Anti findet sich häufig in zusammengesetzten Fremdwörtern, welche theils lateinischen und romanischen, theils griech. Ursprungs sind. Im erstern Falle entspricht es dem deutschen vor, voraus, z. B. Antichambre (Vorzimmer), Anticipation (Vorausnahme) u. s. w.; im letztern Falle wird es noch fortwährend in der höhern Sprache der Wissenschaft zur Bildung von Worten gebraucht, um schleppende Umschreibungen zu vermeiden. Die Composita mit Anti sind dann theils geographische Namen, welche einen gegenüberliegenden Punkt bezeichnen, z. B. Antiparos, gegenüberliegend der Insel Paros, Libanon und Antilibanon, Taurus und Antitaurus u. s. w.; theils in der Medicin Benennungen von Arzneien, welche einer Krankheit entgegen wirken, z. B. Antiepileptica, Antihydropica, Antipharmaca, d. i. Mittel, welche gegen Epilepsie, gegen Wassersucht, gegen Gifte wirksam sind; theils auf dem Gebiete der Kirche, der Philosophie und der Politik Bezeichnungen der entgegengesetzten Meinung, des Gegners oder der Gegenpartei, z. B. Antikritik, Antichrist, Antihobbes, Antimacchiavell, Antitrinitarier, Antinomisten, Antipapisten, Antimonarchisten u. s. w.; theils in der Grammatik, Metrik und Rhetorik Namen von Formen, welche im umgekehrten Verhältnisse zu einer andern stehen, z. B. Antiptosis, Antibacchius, Antispastus, Antilepsis, Antiklimax, Antimetabole u. s. w.

Antibacchius, auch Palimbacchius genannt, d. h. der umgedrehte Bacchius (s. d.), ist ein dreisilbiger Versfuß dieser Form — — ⏑ z. B. Heerscharen.

Antibes, feste Seestadt im franz. Depart. Var, in der südöstlichen Provence, liegt an

einer Landzunge, welche den gegen Westen gelegenen Golf Jouan oder Juan begrenzt. Sie ist ein Waffenplatz dritter Classe, hat eine Navigationsschule und zählt 6000 E., die Anbau von Südfrüchten, Sardellen- und Thunfischfang und Küstenhandel treiben. Der Hafen des Orts, gedeckt durch ein Fort auf einem Felsen und nur für kleinere Seeschiffe brauchbar, ist der gewöhnliche Einschiffungsort nach Corsica. Ursprünglich war Antibes (Antipolis) eine griech. Colonie von Massilia (Marseille). Aus der Römerzeit findet man hier noch ein Amphitheater, Inschriften u. s. w. Befestigt wurde A. von König Franz I. und Heinrich IV. Im Östreichischen Erbfolgekriege ward es (1746—47) von den Alliirten unter Browne belagert, aber von Belleisle entsetzt.

Anticaglien (anticaglie) nennen die Italiener alle Arten griech. und röm. Alterthümer geringen Umfangs, bestehend in Waffen, Schmuck, Hausgeräthe u. s. w. Die Benennung ist jetzt allgemein gebräuchlich, und wird nicht nur für die bezeichneten Alterthümer griechischen und römischen, sondern auch deutschen und slawischen Ursprungs angewendet.

Antichambre (franz.), das Vorzimmer, heißt bei hohen Personen und an Höfen das Zimmer, wo die Dienstthuenden sich aufhalten, welche die Anmeldungen besorgen, sowie vorläufig Diejenigen, welche Zutritt und Audienz nachsuchen. Zuweilen besucht man auch nur das Vorzimmer, nicht um Einlaß zu begehren, sondern nur, um dadurch der hohen Person seine Achtung zu bezeugen. Bei Höfen nennt man Antichambre auch wol die großen Versammlungszimmer, wo die Gesellschaft sich einfindet, ehe sie die innern Gemächer betritt. **Antichambriren**, im Vorzimmer sich aufhalten, hat oft die Nebenbedeutung des Kriechens, Erschleichens, des Stellens seiner bürgerlichen Existenz auf die alleinige Gnade der Großen.

Antichrese, oder antichretischer Vertrag, heißt der zwischen Pfandgeber und Pfandgläubiger abgeschlossene Vertrag, wonach der Letztere die Nutzungen der als Pfand gegebenen Sache statt der Zinsen bezieht. Da das deutsche Recht keinen Zinswucher gestattet, so gilt hier in der Regel als Grundsatz, daß der Gläubiger Rechnung von den Nutzungen ablegen und dafern sie nach Abzug der aufgewendeten Kosten das Maß der erlaubten Zinsen überschreiten, den Überschuß dem Schuldner herausgeben muß.

Antichrist, in der ältern deutschen Kirche auch Widerchrist, ist ein Begriff aus der vorchristlichen Zeit. Johannes (im 1. und 2. Briefe), bei welchem der Namen Antichristus, aber auch im Plural vorkommt, und Paulus setzen die Erscheinung des Antichrist aus den vorhandenen Meinungen voraus. Die Grundlage ist vielleicht das Orakel von Gog und Magog. Nach dem alten Grundsatze, „wenn die Noth am höchsten ist, die Hülfe am nächsten", ließen die Juden vor dem Eintritte des messianischen Reichs die äußere und innere Noth noch einmal zum Höchsten steigen, und nahmen dem entsprechend neben dem Messias eine vom Satan gesendete, für dessen Sache wirkende Persönlichkeit an, durch deren Überwindung die Sache des Messias erst vollendet werden sollte. Dieses war der Antichrist. Auch das Neue Testament nimmt diese Vorstellung auf. Die in streng jüdischer Symbolik gehaltene Apokalypse (Offenb. Johannis) erweitert indeß bereits die Idee über das Judenthum hinaus, und nimmt das heidnische Rom (Babylon) als antichristliches Element mit auf. Aber mehr geistig erscheint dem Johannes und Paulus der Antichrist als das der Wahrheit und dem Reiche Christi, des im Fleische erschienenen Heilandes, sich widersetzende Princip des Irrthums und des Weltlebens überhaupt. Die Weissagungen Christi Matth. 24 und Marc. 13 führen eben dahin. Nur durch Leiden und Kampf hindurch sollte das Messiasreich zu seiner Aufrichtung kommen. Die Kirche faßte jene jüdische Erwartung zugleich mit den chiliastischen Vorstellungen (s. **Chiliasmus**) auf, und in den Parteien, welche diesen ergeben waren, bildete sich die Vorstellung am meisten aus. Der allgemeine Christenglaube beschränkte sich darauf, die Darstellungen des Neuen Testaments zu wiederholen. Doch ging etwas von jenen Deutungen auch in die Volksmeinungen schon der ältesten Zeiten über, wie dies im Mittelalter gewöhnlich geschah. Nur die damalige äußere Lage des Christenthums und seiner Bekenner verhinderte bedeutendere politische Folgen jener Volksmeinungen. Bis ins 5. Jahrh. hatte sich, in Folge der blutigen Christenverfolgungen zu Rom im J. 64, der Wahn erhalten, daß Nero nicht gestorben sei und als Antichrist wiederkehren werde. Diese Vorstellung war aus einer, auch in unsern Zeiten gangbaren Deutung von Offenb. Joh. 17, 8, als von röm. Imperatoren, hergenommen. Seit dem 13. Jahrh. wurde es in den Parteien und Sekten, welche sich vom röm. Kirchenthum entfernt hatten, gebräuchlich, den Antichrist in der röm. Hierarchie und der Person des Papstes zu finden. So schon die Zeit der Hohenstaufen, Ludwig der Baier gegen Johann XXII., Occam, Wicliffe und sein Schüler Ludwig Cobham, der böhmische Reformer Janow und die Reformatoren; ja der Satz, daß der Papst der Antichrist sei, ging durch die Schmalkaldischen Artikel sogar über in

den symbolischen Lehrbegriff der Lutheraner. Bossuet, welcher sich um die Deutung der Apokalypse ebenso große Verdienste erworben hat wie Hugo Grotius, verbesserte die protest. Meinungen auch in dieser Hinsicht. In der griech.-morgenl. Kirche wurde vornehmlich seit dem 15. Jahrh. die sarazenisch-türk. Herrschaft oder auch Mohammed zum Antichrist, den selbst Papst Innocenz III. 1213 als Solchen bezeichnet hatte. Wie man beim Eintritt des J. 1000, beim Beginn der Kreuzzüge, beim Hereinbrechen des Schwarzen Todes (der Pest), der Hungersnoth und anderer Heimsuchungen im 14. Jahrh., die Ankunft des Antichrists in der Nähe glaubte, so meinte die erschrockene Welt der Orthodoxie 1805 in Napoleon und 1848 und 1849 in den Revolutionsmännern die Zeit des Antichrists anbrechen zu sehen. Schon der sonst nüchterne Roger Baco (gest. um 1294) und neuerdings Bengel, der die freilich nicht glückliche Zahl 1836 fand, suchten, wie gegenwärtig wieder die ebenso wenig glücklichen Irvinganer, die Zeit des Antichrists aus der Apokalypse genau zu berechnen. (S. **Apokalyptische Zahl**.) Die Deutungen der Offenbarung Johannis, welchen Bengel und auch Jung-Stilling folgen, haben sich wieder an die altkirchlichen Vorstellungen, daß das Papstthum in diesen Bildern gemeint sei, angeschlossen. Auch die spätern Juden erwarten einen Antichrist, d. i. Gegenmessias, dem sie den Namen Armillus (d. h. Volksverderber) gaben. Sie glauben, er werde in Rom geboren werden, sich für den Messias und einen Gott ausgeben und unter den Römern großen Anhang finden. Der erste Messias, der Sohn Joseph's, werde ihn bekriegen, aber von ihm überwunden und getödtet werden. Der zweite Messias aber, der Sohn David's, werde den Armillus schlagen und tödten, worauf das Reich der Christen und der Ungläubigen untergehen und das Messiasreich der Juden seinen Anfang nehmen müsse. Selbst die Mohammedaner haben die Vorstellung von einem Antichrist, welcher von Iman Mahagi mit Hülfe Christi besiegt wird, worauf sich Christenthum und Islam in eine Religion vereinigen sollen.

Anticipation, heißt überhaupt Vorausergreifung. Der Ausdruck findet in den verschiedenen Beziehungen Anwendung, wo etwas früher benutzt, gethan, für wahrgehalten wird, als es die ordentliche Reihenfolge gestattet haben würde. Baco von Verulam benutzte das Wort, um den richtigen Weg der Naturforschung in dem Satze zu bezeichnen: Natura non anticipanda, sed interpretanda est, d. h. man soll die Erkenntniß der Natur nicht in beliebigen Meinungen, die man vor der Untersuchung feststellt, gefunden zu haben glauben, sondern die Natur selbst beobachten und durch vorsichtige auf die Beobachtungen gegründete Schlüsse zu erklären suchen. In einem ähnlichen Sinne des Worts spricht Kant von Anticipationen der Wahrnehmung, indem er dadurch eine besondere Classe von Urtheilen bezeichnet, welche wir in Folge der Organisation unsers Geistes zur Auffassung der Natur mitbringen, also gleichsam vorausergreifen, um ihnen gemäß den Stoff der Wahrnehmungen zu denken. — **Anticipation**, oder **Vorausnahme**, findet im Finanzwesen dann statt, wenn die Staatsverwaltung, um außergewöhnlichen Bedürfnissen zu begegnen, ordentliche Einnahmen, Steuern, die erst später gefällig sind, im voraus bezieht. Es ist dies ein misliches Verfahren, da natürlich die vorausbezogenen Einnahmen später für ordentliche Bedürfnisse mangeln. Gewöhnlich liegt darin nur eine verschleierte Erhöhung der Steuern. Das Volk muß doppelte Steuern geben, wird aber damit getröstet, daß es die eine Hälfte nur vorauszahle und später ersparen werde. Das Letztere trifft aber selten ein. — Dem entsprechend ist im Handel eine **anticipirte Zahlung** (Zahlung anticipando) die, welche vor dem dafür eigentlich verabredeten, oder gebräuchlichen, oder gesetzlichen Termine geleistet wird. Anticipirte Zahlungen kaufmännischer Schulden begründen einen Anspuch auf Zinsvergütung, welche durch Abzug des sogenannten Disconto (s. d.) bewirkt wird. Im Commissionshandel ist es häufig Gebrauch, daß der Verkaufscommissionär dem Committenten (Eigenthümer der Waare) auf die von demselben zum Verkauf empfangene Waare schon vor deren Absatz und in der Regel schon bei ihrem Empfang, oder noch vor demselben, bald nach ihrer Absendung, einen Geldvorschuß macht, entweder direct, oder indem der Committent einen Wechsel auf ihn ausstellt (indirect). Ein solcher Vorschuß nicht nur, sondern das ganze betreffende Commissionsunternehmen wird dann wol eine **Anticipation** oder ein **Anticipationsgeschäft** genannt. — **Anticipationsscheine** sind eine im J. 1813 geschaffene Gattung östreichischen Papiergeldes, zur sogenannten Wiener Währung (Scheingeld) gehörig, welche 1820 auf zwei Fünftel ihres Nennwerthes im Preise gegen Silber-Conventionsmünze festgesetzt wurde, sodaß seitdem 5 Gulden W. W. = 2 Gulden Silbermünze. Die Anticipationsscheine machen nur noch einen geringen Theil des gesammten östr. Papiergeldes aus, indem der größte Theil ihres ursprünglichen Betrages von 45 Mill. Gulden Nennwerth grundsätzlich allmälig wieder eingezogen worden ist. Zu Ende Juni 1848 war nach amtlichen Angaben an Anticipations- und Einlö-

fungsscheinen (ein etwas älteres, in großer Menge ausgegebenes östr. Papiergeld, welches in dem nämlichen Preise steht) noch ein Belauf von 9,712838 Gulden Nennwerth im Umlauf.

Anti-cornlaw-league, hieß in England ein Verein, welcher die Abschaffung der die Getreideeinfuhr belastenden Zollgesetze verfolgte, und durch seine beispiellos großartige, aber friedliche Thätigkeit auch wesentlich zur Erreichung dieses Ziels beigetragen hat. Die engl. Korngesetze (s. d.) stammten aus dem J. 1815. Bei der unermeßlichen Entwickelung, welche durch die Öffnung der Continentalländer der engl. Industrie bevorstand, glaubte man zugleich den Ackerbauinteressen sichere Vortheile zuwenden zu müssen, indem man zu deren Gunsten die Einfuhr von Getreide besteuerte. Die Folge davon war die Vertheuerung des Lebensunterhalts und eine dem entsprechende Steigerung des Arbeitslohns. Die Industriellen fühlten diesen künstlichen Zustand sehr bald, und fürchteten, die Concurrenz mit der sich entfaltenden Continentalindustrie, die schon in Folge niedern Arbeitslohns billiger produciren mußte, auf die Dauer nicht aushalten zu können. Als daher die engl. Mittelclasse durch die Reformbill zu größerm Einfluß gelangte, begann man auch an den Getreidegesetzen zu rütteln, und schon im Oct. 1831 wurde zu Manchester durch Cobden (s. d.) und mehre andere Fabrikanten und Kaufleute die Anti-cornlaw-league gestiftet, die zunächst den bestehenden Korngesetzen, dann aber überhaupt dem vorherrschenden Monopolsystem ein Ende machen wollte. Die League blieb Jahre hindurch nur auf wenige Mitglieder und geringe Mittel beschränkt. Erst 1838, als die Lehre vom Freihandel überhaupt populärer zu werden begann, sah sie sich im Stande, Zweigvereine und eine Vereinskasse von 50000 Pfd. St. zu gründen. Im J. 1839 stellte Villiers im Unterhause zum ersten mal seinen oft wiederholten Antrag auf Abschaffung der Getreidegesetze, fiel aber damit gänzlich durch. Dagegen erwies sich die Wirksamkeit des Vereins in der Presse, in Versammlungen schon außerordentlich bedeutend, und nebst Cobden galten Bright, Prentice, Thompson, Ashworth als die Hauptförderer der Bewegung. Erst 1841 gelang es jedoch der League, Cobden, Bowring, Milner, Gibson und noch einige ihrer Anhänger ins Unterhaus zu bringen, wo diesmal der stehende Antrag Villiers' schon 40 Stimmen für sich zählte. Der Rücktritt der Whigs und die Einsetzung des Toryministeriums unter Peel im Sommer 1841 war den Angelegenheiten der Leaguisten ungemein günstig. Die ganze dissentirende Geistlichkeit erklärte sich für die League, desgleichen ein Theil der sich bereits zum Freihandelssystem neigenden Whigpartei. Besonders waren es aber die Frauen, welche mit Leidenschaft die Agitation betrieben. Zu Manchester gründeten die Damen einen Feihandelsbazar, der einen Gewinn von 10000 Pfd. St. eintrug, von dem man die Freetrade-hall baute und das Übrige zu Agitationszwecken verwandte. Das Eintrittsgeld in die League, früher 5 Pfd. St., ward jetzt auf 1 Schill. herabgesetzt. Da die Fonds des Vereins erschöpft, so schrieb man neue 100000 Pfd. St. aus, die in kurzer Zeit beisammen waren.

Wiewol die Handelspolitik Peel's im Grunde den Bestrebungen der League Vorschub leistete und die Einführung der gleitenden Scala beim Getreidezoll (1842) schon als Sieg betrachtet werden konnte, war doch das J. 1842 ein harter Prüfstein für den Verein. Einerseits erhob sich mächtig gegen ihn die Grundaristokratie (the landed interest), andererseits trat ihm der Chartismus (s. d.) entgegen, dessen Anhänger in der League nur ein Mittel zur Herabdrückung der Arbeitslöhne erblickten. Die League, Cobden an der Spitze, entfaltete in dieser Zeit eine riesenhafte Thätigkeit; sie schlang ihr Band um den ganzen großen Mittelstand, während ihr O'Connell mit der irischen Partei die Hand reichte. Von 1843—45 wurden mehr als 200 große Versammlungen veranstaltet und Hunderttausende von Flugschriften ausgestreut. Wandernde Prediger (Lecturers) mußten das Volk über die Interessen des Freihandels aufklären; große Summen wurden zum Ankauf von Häusern und Grundstücken verwandt, um auf die Parlamentswahlen einzuwirken. Die Ausgaben der League beliefen sich 1844 auf 60000, die noch baaren Fonds auf 26675 Pfd. St. In der Parlamentssitzung von 1844—45 hatte Villiers' gewöhnlicher Antrag schon 122, ein anderer von Cobden auf Prüfung der Korngesetze 221 Stimmen für sich. Das Wochenblatt des Vereins zählte 15000 feste Abnehmer. Der Chartismus benutzte die Gelegenheit, und suchte die Aufregung im Volke zu steigern. Der Schmidt Ebenezer Elliot, aufgewachsen unter den Hohöfen von Sheffield, und schon als socialer Dichter bekannt, veröffentlichte unter der Aufschrift „Corn-law-rhymes" Gedichte, die in glühenden Bildern den Hunger und Schmerz des Volks schilderten und gewaltig wirkten. Dazu erklärte sich Peel entschieden für die Freihandelspolitik, und kündigte für die nächste Session bedeutende Reformvorlagen an, zuvörderst in Bezug auf die Korngesetzgebung. Die League spannte im Laufe von 1845 ihre äußersten Kräfte an, um sich im Parlament die Majorität zu sichern. Im Jan. 1846 brachte endlich Peel den Antrag vor das Unterhaus, wonach die Einfuhr aller Le-

bensmittel freigegeben, aber vorläufig noch auf drei Jahre eine niedrige gleitende Scala für die Getreideeinfuhr bestehen sollte. Die Bill ging im Unterhause, im Juni auch im Oberhause durch und ward Gesetz. Während Peel einige Tage nach diesem Siege seiner Parteistellung erlag, erklärte die League auf einer großen Versammlung zu Manchester ihren Zweck für erreicht, verschob aber ihre förmliche Auflösung bis zum J. 1849, wo erst die völlige Abschaffung des Getreidezolls aufhörte. Sicherlich wäre ohne ihre aufopfernde Thätigkeit der große gesetzgeberische Schritt noch lange verschoben geblieben, durch welche die brit. Handelspolitik in eine neue, die Interessen aller Völker mächtig berührende Bahn geleitet wurde.

Anticyra (griech. Antikirrha) ist der Name zweier Städte des Alterthums, am Berge Öta in Thessalien und in der Landschaft Phocis am Korinthischen Meerbusen. Bei beiden wuchs Nieswurz (s. d.), welche das Gehirn reinigen und die Dummheit heilen sollte; daher die in Bezug auf beschränkte Menschen sprüchwörtliche Redensart: „Gehe nach Anticyra."

Antidotum heißt so viel als Gegenmittel, dann Gegengift; seltener bezeichnet man damit ein specifisches Mittel gegen bestimmte Krankheiten oder bestimmte Arzneiwirkungen. Die Gegengifte wirken am häufigsten dadurch giftwidrig, daß sie den giftigen Stoff chemisch unwirksam machen. Dies geschieht durch Zerstörung desselben, oder indem sie ihn in unlösliche Verbindungen bringen; z. B. Schwefel verbindet sich mit giftigen Metallen zu unschädlichen Schwefelmetallen, Gerbsäure mit giftigen Alkaloiden zu schwerlöslichen Tannaten. Andere giftwidrige Mittel wirken auf physikalische Weise, z. B. durch Umhüllen oder Aufsaugen des Gifts. Noch andere wirken auf organische Weise, durch Bethätigung gewisser Functionen; z. B. Kaffee oder Ammon durch Erweckung des Gehirns bei der durch Opium, Kohlengaseinathmungen oder andere Narcotica herbeigeführten lebensgefährlichen Betäubung.

Antigŏne, die Tochter des Königs Ödipus (s. d.), welche er mit seiner eigenen Mutter Jokaste, ohne dieselbe zu kennen, zeugte, war die Schwester des Eteokles (s. d.), des Polynices und der Ismene. Sie begleitete ihren Vater bei seinem Exil nach Kolonos in Attika und kehrte nach dessen Tode nach Theben zurück. Hier bestattete sie ihren im Zuge der Sieben gegen Theben gebliebenen Bruder Polynices, welcher auf Kreon's Befehl, der nach dem Tode ihrer beiden Brüder, Herrscher von Theben geworden, nicht bestattet werden sollte, und wurde wegen dieser That durch Kreon verurtheilt, lebendig begraben zu werden. Darüber gerieth Hämon, der Sohn des Kreon, ihr Verlobter, in Verzweiflung und tödtete sich. Als Ideal des reinsten weiblichen Heroismus und der hingebenden Liebe zu Ältern und Geschwistern hat sie Sophokles in zwei Trauerspielen „Ödipus auf Kolonos" und „Antigone" verherrlicht, welches letztere seit 1841 (zuerst in Berlin) mit Musikbegleitung von Mendelssohn-Bartholdy öfter zur Aufführung kam. — Antigone hieß ferner die Tochter des Eurytion, des Myrmidonenfürsten Aktor Enkelin, die Gemahlin des Peleus (s. d.). Sie erhängte sich, als sie von Astydamia, der Gemahlin des Akastus, die falsche Nachricht bekam, Peleus habe sich mit der Sterope, der Tochter des Akastus, vermählt. — Antigone hieß auch die Tochter des Laomedon, Schwester des Priamus, deren Haare zur Strafe dafür, daß sie sich wegen ihrer Schönheit der Juno gleichstellte, von dieser Göttin in Schlangen verwandelt wurden, von denen sie so gepeinigt ward, daß die Götter sie aus Mitleid in einen Storch verwandelten.

Antigŏnus, einer der Feldherren Alexander's d. Gr., behielt, als nach des Letztern Tode die Feldherren desselben seine Eroberungen unter sich theilten, Großphrygien, Lykien und Pamphylien, über die ihn schon Alexander zum Statthalter gesetzt hatte. Von Perdikkas, der alle Staaten Alexander's unter seine Herrschaft zu vereinigen suchte und die Thätigkeit des A. fürchtete, des Ungehorsams gegen die Befehle des Königs angeklagt, schiffte er sich nach Europa ein und begab sich zu Kraterus und Antipater. Im Verein mit ihnen und gemeinschaftlich mit Ptolemäus erklärte er 321 v. Chr. dem Perdikkas den Krieg. Als dieser in demselben Jahre durch seine eigenen Soldaten ermordet worden war, setzte A. den Krieg gegen Eumenes, dem Perdikkas die Statthalterschaft von Kappadocien und Paphlagonien gegeben hatte, fort, brachte ihn 315 in seine Gewalt und ließ ihn hinrichten. Auch Seleukus, der in Syrien herrschte und sich des A. Anmaßungen entgegenzustellen versucht hatte, ward von ihm überwältigt und mußte Schutz bei Ptolemäus suchen. Nun bemächtigte sich A. des größten Theils der Schätze Alexander's zu Ekbatana und Susa, wollte aber dem Ptolemäus, Kassander und Lysimachus nicht Rechnung davon ablegen, sondern erklärte sogar dem Kassander den Krieg, um, wie er sagte, den Tod der Olympias zu rächen und den jungen Alexander, der sich mit seiner Mutter Roxane zu Amphipolis befand, zu befreien. Durch seinen Ehrgeiz empört, verbanden sich alle Feldherren gegen ihn, und während Kassander Kleinasien angriff, rückten Ptolemäus und Seleukus in Syrien

ein, wo sie des A. Sohn Demetrius Poliorketes schlugen. Indessen nahm Seleukus Babylon wieder ein. Kaum hatte A. diese Vorfälle erfahren, als er zurückkehrte und den Ptolemäus zum Rückzuge nöthigte. Demetrius aber entriß dem Seleukus Babylon aufs neue. Hierauf schlossen 311 A., Ptolemäus, Lysimachus und Kassander einen Friedensvertrag, nach welchem sie bis zur Volljährigkeit des jungen Alexander, der den Königstitel führte, die Länder behalten sollten, in deren Besitz sie waren. Als aber Kassander den jungen König sammt seiner Mutter hatte ermorden lassen, entzündete sich der Krieg aufs neue zwischen den Bewerbern, die nun, zuerst A. im J. 306, den Königstitel annahmen. Den Plan, Ägypten zu erobern, mußte A. aufgeben, da ein Theil seiner Flotte durch Stürme verloren ging und zu Lande Ptolemäus jeden Einfall unmöglich machte. Bald darauf vertrieb Demetrius den Kassander aus Griechenland. Dieser aber rief den Lysimachus um Beistand an, welcher mit einem mächtigen Heere nach Asien zog, wo auch Seleukus sich mit ihm verband. Bei Ipsus in Phrygien kam es 301 v. Chr. zur Schlacht, in welcher der 84jährige A. Reich und Leben verlor.

Antigonus Karystius, von Karystos in Euböa, ein Zeitgenosse des Ptolemäus Philadelphus, um 270 v. Chr., ist der Verfasser einer aus ähnlichen Werken früherer Zeit zusammengetragenen Sammlung wunderbarer Erzählungen, herausgegeben von Beckmann (Lpz. 1791) und berichtigt von Westermann in den „Scriptores rerum mirabilium graeci" (Braunschw. 1839).

Antigua (Antigoa), eine der englischen kleinen Antillen (s. d.), unter 17° n. Br. und 44° 17′ w. L. gelegen, von eiförmiger Gestalt, 4 M. lang, 2½ M. breit, mit 5 □M. Flächeninhalt und 45000 E. Den Süden der Insel erfüllen die reizenden, bis an den Gipfel bewaldeten Shekerleysberge, deren höchste Spitze der Monkshill ist. Das Klima ist heiß und nur durch die Ost- oder Passatwinde gemildert; den Mangel an fließendem Wasser ersetzen der starke Thau und die häufigen Regen. A. ist gut angebaut, erzeugt viel Zucker, Baumwolle, Taback, Ingwer, Südfrüchte, Ananas, mancherlei tropische Nahrungspflanzen, und zeigt sich auch der Zucht europ. Hausthiere günstig. Das Meer bietet reichlich Fische und Schildkröten. Der ansehnliche und gewinnbringende Handel wird durch einige gute Häfen, welche jedoch wegen der die Insel umgebenden Felsriffe schwer zugänglich sind, begünstigt. Die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr bedeutend. Hauptstapelplatz der Insel ist die Stadt St.-John oder St.-Johnstown an der Nordwestküste, mit vortrefflichem, durch mehre Forts gedecktem Hafen und 20000 E. Sie ist Sitz des Generalgouverneurs sämmtlicher engl. Leewardinseln oder Inseln über dem Winde. A. wurde 1493 von Columbus entdeckt, und wegen des Mangels an Trinkwasser für unbewohnbar gehalten. Im J. 1632 besetzten es einige Engländer, welche Tabackspflanzungen anlegten, und 1666 erhielt Lord Willoughby die Bewilligung zur Gründung einer förmlichen Colonie auf der Insel, welche trotz der damaligen Eroberung und Verheerung der Franzosen rasch emporblühte.

Antik, Antike, Antiken. Diese Worte stammen vom lateinischen antiquus ab, d. i. alt. Da man unter den Alten gewöhnlich die Griechen und Römer zu verstehen pflegt, so nennt man antik das Griechische und Römische, besonders aber die griech. und röm. Kunst. Insofern nun die Plastik die hervorstechendste Gattung der alten Kunst ist, begreift dann ein weiterer Sprachgebrauch unter dem Namen der Antike ein altes plastisches Bildwerk. Ein Antikencabinet ist eine Sammlung alter Statuen. Es ist für die wissenschaftliche Kunstbetrachtung von der höchsten Wichtigkeit, sich das Wesen des Antiken namentlich im Gegensatz zum Romantischen (Mittelalterlichen) und Modernen vollkommen klar zu machen. Was die alte Kunst so durchaus einzig, was sie so unerreichbar groß macht: das ist ihre Frische und Ursprünglichkeit. Die Alten, namentlich die Griechen, sind Naturen im prägnantesten Sinne des Wortes; darum ist ihre Kunst so durchaus zwingend naturwahr, so schlagend thatsächlich, so naiv nothwendig in allen Formen und Motiven. Kein Zeitalter wird ungestraft das Studium der alten Kunst und Literatur unterlassen können, denn ihre Werke wirken, weil aus der Fülle der Natur herausgeschaffen, schlechthin wie Naturwerke. Daher spiegeln sich auch alle Züge des griech. Geistes so krystallhell in ihnen wieder. Sie sind nicht blos frischer und naiver als die Werke der mittelalterlichen und der neuen Kunst: sie sind auch idealer, gemessener, strenger. Die Griechen kennen noch nicht die unbedingt freie Selbstbestimmung, die ein Grundzug der modernen Geschichte ist. Nur das Ganze, das Allgemeine gilt: diesem gegenüber ist der Einzelne schlechthin recht- und machtlos. In der Religion spricht sich diese Macht des Allgemeinen aus als Schicksal, im Leben als Staatsidee, die ohne Bedenken Familie und Privatrecht sich absolut unterordnet. In der Kunst erscheint diese Macht des Allgemeinen als edle Einfalt und stille Größe, als Idealität, die mit dem sinnigsten Naturverständniß nur die bedeutsam charakteristischen Züge hervorhebt, alles blos Subjective und Zufällige aber als kleinlich und störend von sich ausschließt. Deshalb ist die griech. Kunst so durch-

aus typisch, d. h. eine einmal vollendet dargestellte Gestalt bleibt für alle Zeiten. Kein anderer Künstler wagt in frevlerischer Geniesucht an ihr zu mäkeln und zu ändern, bis andere Götterideen auch andere Götterideale erfodern. Man kann daher an der Geschichte der griech. Kunst sehr klar den Gang der griech. Entwickelung überhaupt erkennen. Die Kunst in allen ihren Zweigen zeigt ganz, wie die griech. Entwickelung überhaupt, eine stetig fortschreitende Befreiung des Individuellen. Die strenge Geschlossenheit der Idealität nimmt immer individuellere Züge in sich auf, nähert sich mehr und mehr dem Wirklichen, strebt immer mehr nach sinnlicher Illusion, bis sie zuletzt ganz in den realistischen Charakter der Römer mündet. Die Kunst ist in der ältesten Zeit starr, unbeweglich, mehr Götzen- als Gottesbild; jene Phantasie, die im Homer sich so blühend entfaltet, ist noch nicht innerlich genug, um schon eine prägnante, sichtbar körperliche Gestalt erschaffen zu können. Erst die lyrische Periode bringt diesen Gestalten Leben und Bewegung; aber die Physiognomie ist noch durchaus maskenhaft, mehr unheimlich grinsend als künstlerisch heiter. Die Vollendung kommt mit dem Drama. Zuerst noch gewaltsam leidenschaftliche titanische Gestalten, wie z. B. der herculanische Promachus, der titanischen Schroffheit des Äschylus entsprechend. Dann die große Zeit des Phidias, Polyklet und Polygnot, deren Gestalten, ganz wie die Poesie des Sophokles, sich in den Formen der höchsten und reinsten Menschlichkeit bewegen. Hier ist die höchste Idealität, aber nicht mehr als übermenschlich, als herb abweisend, sondern als voller angeborener Adel der eigenen Menschengestalt, als schlichte Großheit, als vollendet schönes Ebenmaß, als schwungvoll heiterste Naturwahrheit. Diese vollendetste Blütezeit bricht sich in der Aufklärungszeit, die durch die Sophisten herbeigeführt wird. Wie Euripides seine Motive nicht mehr vom Schicksal ableitet, sondern von der Leidenschaft und Sophistik des menschlichen Herzens, so verschwindet auch in Praxiteles und Lysippos, in Zeuxis und Apelles diese einfach schöne Hoheit und Großheit. Die Formengebung wird individualistischer, also zwar raffinirter, aber unschöner und weniger ideal. Und wie mit Aristophanes die Komödie eintritt, so erhebt sich jetzt auch die bis dahin unbekannte Kunstart des Genre, Darstellung der Alltagswelt und deren anmuthig lieblicher Reize. Hier geht dann das Kunstleben in die Hände der Römer. Die Römer sind die Realisten der alten Welt, sie sind ein Krieger- und Juristenvolk, ihre Philosophie ist daher Popularphilosophie, ihre Poesie, wo sie national ist, Satire, ihre Kunst Monumentalkunst, also chronikenartig porträthaft. Diese Entwickelung mußte zuletzt naturnothwendig die Entwickelung des Christenthums und des Mittelalters aus sich herausgestalten. Denn das Mittelalter hat eben darin sein Wesen, daß sich das Individuum emancipirt, zunächst eigensüchtig und alle Rücksicht auf das Allgemeine überspringend, bis die neue Geschichte es als ihre Aufgabe begreift, nach einer gründlichen Versöhnung zwischen dem Rechte des Ganzen und dem Rechte des Einzelnen ernstlich zu ringen. Wenn wir daher auch den Charakter der griech. Geschichte als die fortschreitende Vertiefung des Individuellen bezeichnen, so haben wir im Vergleich mit dem Romantischen und Modernen dennoch ein Recht, die gemessene Objectivität als Grundzug des Antiken hinzustellen. Wie ist eine antike Statue, selbst der spätern Zeit, trotz aller Bewegtheit und individuellen Durchbildung doch so einfach groß und ruhig. (S. **Mittelalter** und **Modern**.)

Antilegomĕna wurden im 4. Jahrh. nach dem Beispiele des Eusebius solche Schriften des Neuen Testaments genannt, deren Echtheit von Einigen bezweifelt ward, im Gegensatze der Homologumena, d. i. der anerkannten oder entschieden echten. (S. Kanon.)

Antillen nennt man die zahlreichste aller bis jetzt bekannten Inselgruppen, zwischen Nord- und Südamerika, deren continentaler Zusammenhang hier gleichsam wie zerbröckelt erscheint. Sie ziehen sich von dem Golf von Paria, an den Mündungen des Orinoco, bis zur Straße von Florida am Südende der Vereinigten Staaten von Nordamerika, durch mehr als 12 Breitengrade, das Mexicanische und Karaibische Meer in weitem Bogen umschließend. Man unterscheidet die zwei Hauptgruppen, die Großen und die Kleinen Antillen. Unter den erstern begreift man die vier Inseln Cuba, San-Domingo oder Haiti, Jamaica und Portorico, von denen die beiden erstern und die letztere (kleinste) ziemlich in gerader Linie liegen, in der Westspitze von Cuba sich der Halbinsel Yucatan zuwendend. Sie umfassen ein Gebiet von 4146 □M. Die Kleinen Antillen, an Zahl etwa 40, liegen in einem Bogen zwischen 10 — 19° n. Br. von der Insel Trinidad bis zum Ostende von Portorico. Unter ihnen sind zehn bedeutend vulkanisch, denen zur Ostseite eine Reihe von Kalksteininseln liegen. Überhaupt erscheint die ganze Inselreihe als eine von dem Atlantischen, dem Karaibischen und dem Mexicanischen Meer unterbrochene, in ihren Gipfeln isolirte vulkanische Gebirgskette, welche die größte Höhe in der Sierra del Cobre von Cuba und den Blauen Bergen von Jamaica (gegen 7700 F.) erreicht. Die Kleinen Antillen theilt man in Inseln über und unter dem Winde ein, je nachdem sie von dem nordöstlichen Passatwinde frü-

her oder später getroffen werden. Das heiße Klima dieser Inseln wird durch die Seeluft gemäßigt; der Himmel ist glänzend rein und der Boden außerordentlich üppig. Kaffee, Zuckerrohr und Taback wachsen in den ungeheuersten Massen, wodurch das Pflanzer- und Kaufmannsleben der Bewohner bedingt wird. Der Ursprung des Namens „Antillen" ist unsicher. Bald wird derselbe von einer Insel Antilia abgeleitet, welche die Sage des ausgehenden Mittelalters in das westliche Meer setzte, bald soll er so viel wie Vorinseln bedeuten, d. i. solche Inseln, welche dem amerik. Festlande vorliegen. Außerdem wird wol für die Kleinen Antillen oft der Name Karaibische Inseln gebraucht. Einschließlich der Lucayen- oder Bahamainseln, welche zwischen San-Domingo und der Spitze von Florida liegen, belegt man diese gesammte Inselwelt mit dem gemeinsamen Namen Westindien (s. d.).

Antilŏchus, der Sohn des Nestor und der Eurydice, war der Jüngste in dem Heere der Griechen vor Troja, tapfer und muthig, schön und gewandt, und deshalb dem Achilles, nächst Patroklus, am meisten lieb und theuer. Bei den Leichenspielen zu Ehren des Letztern empfing er im Wettrennen den zweiten Preis, den ihm Achilles lobend erhöhte. Er fiel durch Memnon, als er seinem von dem Paris hart bedrängten Vater zu Hülfe eilte, weshalb er auch den Beinamen Philopator erhielt. Beigesetzt wurde seine Asche neben dem Grabmal des Achilles und Patroklus auf dem sigeischen Hügel.

Antilōpe heißt eine Gattung von Säugethieren aus der Ordnung der Wiederkäuer und der Familie der Hohlhörner, die durch Hörner, welche scheidenartig den Stirnzapfen (d. i. die knochige Verlängerung des Stirnbeins) umgeben, charakterisirt ist, und von der verwandten Gattung der Ziegen durch bartloses Kinn, von den Schafen durch nicht eckige Hörner sich unterscheidet. Der Körper ist schlank und hirschähnlich, die Füße sind dünn und zierlich, der kurze Schwanz trägt einen Haarbüschel, die Behaarung ist kurz und die Färbung oft sehr lebhaft. Thränenhöhlen wie am Hirsche kommen bei vielen vor. Die Größe ist sehr wechselnd; die Zwergantilope ist an den Schultern nur 8 — 9 Zoll hoch, während die größten Arten ebenda 5—6 F. messen. Alle sind friedliche, gesellige, furchtsame Thiere und ausgezeichnet durch Schnelligkeit der Bewegungen. Nordamerika besitzt einige Arten; Europa nur zwei, wovon die Gemse (s. d.) am bekanntesten. Asien hat eine größere Zahl; die meisten drängen sich jedoch im südlichen Afrika zusammen. Den Alten waren mehre Arten bekannt, zumal die in der Berberei vorkommende Gazelle (A. Dorcas), welche wegen ihrer schwarzen glänzenden Augen den arab. Dichtern zum Gleichniß diente. Das Fleisch aller ist eßbar. Sie werden darum viel verfolgt, und namentlich dienen sie auch den großen Raubthieren Afrikas zur Nahrung. Doch sind sie so zahlreich, daß im Innern der Capcolonie Heerden von mehren Tausenden vorkommen, die von Hunger getrieben über die Felder herfallen und, durch keinen Angriff verscheuchbar, sie völlig verwüsten. Die bekannten Arten belaufen sich jetzt auf 65, und werden nach der Form, Richtung, den Kanten und Ringen der Hörner in Abtheilungen gebracht und weiterhin durch Färbung u. s. w. voneinander unterschieden. Lichtenstein, Hamilton Smith, der afrik. Reisende Andr. Smith, der Oberst Hardwycke haben um ihre Classification sich Verdienste erworben. Unter den vielen Arten sind die bemerkenswerthesten die Gemse, die Saiga in Südrußland, die Gazelle in Südafrika, der Springbock, Buntebock, Klippspringer, das capische Elenn und der Gnu, in Asien die Tschikarra mit vier Hörnern und der Nylgau.

Antimăchus, aus Klaros, der sich aber meist zu Kolophon aufhielt, lebte ungefähr im 4. Jahrh. v. Chr. Er ist der Verfasser eines sehr umfangreichen epischen Gedichts „Thebais", welches von den Alexandrinern den Homerischen Gedichten an die Seite gestellt wurde, und einer Elegie auf seine Geliebte oder Gattin, „Lyde" überschrieben, von der uns nichts als das Lob ihrer Vorzüglichkeit übrig geblieben. Die Bruchstücke der „Thebais" wurden am vollständigsten gesammelt von Schellenberg (Halle 1786). A. wird auch, obwol mit Unrecht, unter den ältern Sammlern und Anordnern der Homerischen Gedichte genannt.

Antimon oder **Spießglanz** (Stibium), ein metallischer mit Arsenik nahe verwandter einfacher Stoff, welcher sowol gediegen als auch mit Schwefel verbunden (als Grauspießglanz) in der Natur vorkommt. Im reinen Zustande ist das Antimon weiß, stark glänzend und von 6,71 specifischem Gewicht. Es schmilzt schon bei schwacher Rothglühhitze und erstarrt beim Erkalten krystallinisch, ist nicht sehr hart und leicht pulverisirbar. An der Luft erhitzt, verbrennt es zu Antimonoxyd, wobei es sich in einem Luftstrome vollständig verflüchtigen läßt. Eine Probe vor dem Löthrohre geglüht und von einiger Höhe auf den Tisch herabfallen gelassen, theilt sich in viele kleine Kugeln, welche unter lebhaftem Funkensprühen verbrennen. Das Antimon wurde im 15. Jahrh. bekannt, und Basilius Valentinus lehrte zuerst seine Darstellung und viele seiner Ver-

bindungen kennen. Das Antimon dient als Zusatz zu andern Metallen, um nützliche Metalllegirungen zu erhalten: so vorzugsweise als Zusatz zum Blei zur Erzeugung des sogenannten Schriftmetalls. Seine Schwefelverbindungen, wie der mineralische Kermes, der Goldschwefel, und sein Oxyd mit Weinstein verbunden, der sogenannte Brechweinstein, sind wichtige Arzneimittel.

Antinomie heißt eigentlich das Verhältniß des Widerstreits zweier Gesetze. Zu einem Kunstausdruck in der Philosophie ist das Wort namentlich durch Kant geworden, indem er dadurch den Widerstreit bezeichnete, in welchen die theoretische Vernunft mit sich selbst oder eigentlich mit dem Verstande gerathe, wenn sie die Idee des Unbedingten auf die Welt als die Totalität aller Erscheinungen anwende. Es entstehen dadurch nämlich entgegengesetzte und scheinbar gleichberechtigte Behauptungen, sodaß man entweder etwas annehmen müsse, was die schrankenlosen Foderungen der Vernunft nicht befriedigt oder etwas, was dem Verstande unerreichbar sei. Die Fragen, auf welche sich diese Antinomien beziehen, sind: Ist die Welt in Raum und Zeit endlich oder unendlich? Gibt es letzte einfache Bestandtheile der Dinge oder nicht? Gibt es bloße Naturnothwendigkeit oder auch eine Causalität durch Freiheit? Gibt es in oder außer der Welt ein nothwendiges Wesen oder nicht? Während nun die Antinomie eben darin besteht, daß sowol für die Bejahung als für die Verneinung dieser Fragen sich gleich starke Beweise aufstellen lassen, soll die Auflösung des darin liegenden Widerstreits in der Nachweisung bestehen, daß man die menschlichen Erkenntnißbegriffe in jenen Fragen auf ein Gebiet anwende, für welches sie nicht passen und ausreichen. Die Begriffe von Raum, Zeit, Substanz, Ursache u. s. w. sollen nämlich nach Kant nur für Erscheinungen, aber nicht für Das, was das Gebiet jeder möglichen Erfahrung überschreitet, gelten. Indem man daher auf eine dogmatische Behauptung jener Fragen Verzicht leisten müsse, behalte die Vernunftidee des Unbedingten und Unendlichen nur den Werth eines regulativen Princips, d. h. sie sei keine Quelle erweiterter Erkenntnisse, sondern nur ein Leitfaden zu einer immer fortschreitenden Erweiterung der Erkenntnisse. Die ganze Antinomienlehre, obwol sie eine der geistreichsten Partien in Kant's „Kritik der reinen Vernunft" ist, verliert natürlich den größten Theil ihrer Bedeutung, sobald die Unterlagen, auf welchen sie bei Kant ruht nämlich die Lehre von den verschiedenen Seelenvermögen, und die Behauptung wegfallen, daß Jedes derselben durch die a priori in ihm liegenden Begriffe einen besondern Beitrag zur menschlichen Erkenntniß liefert.

Antinomismus nannten die Reformatoren die Geringschätzung des mosaischen Sittengesetzes und zum Theil überhaupt des Alten Testaments, welche sich Joh. Agricola (s. d.) erlaubte, um die Wirksamkeit des Evangeliums oder des Glaubens zur Besserung des Menschen desto nachdrücklicher anzupreisen. Agricola hatte schon 1527 die Visitationsartikel Melanchthon's wegen der darin enthaltenen Empfehlung fleißiger Vorhaltung des Gesetzes und besonders der Zehn Gebote, zur Erweckung der Buße, als eine mit der Lehre des Evangeliums unvereinbare Überschätzung des Gesetzes verdächtig zu machen gesucht. Zwar sah er sich bei einem zur Beilegung des Streits im Dec. 1527 zu Torgau veranstalteten Religionsgespräche vornehmlich durch Luther genöthigt, seine Meinung zurückzunehmen, brachte sie aber dennoch 1537 in einer Disputation zu Wittenberg mit neuer Heftigkeit wieder auf, und behauptete ausdrücklich, weil der Mensch blos durch das Evangelium gerechtfertigt werde, sei das Gesetz zu seiner Rechtfertigung und Heiligung gar nicht nöthig. Diese nur auf Misverstand des Verhältnisses des Glaubens zur Besserung beruhende Meinung widerlegte Luther in seinen Disputationen gegen die Gesetzstürmer oder Antinomer, wie er sie nannte, und bewies, wie nöthig Vorhaltung des Gesetzes zur Erkenntniß der Sünde und zur wirklichen Besserung sei. Als darauf Agricola widerrief, machte Luther 1539 diesen Widerruf mit scharfem Tadel der in Ober- und Niedersachsen schon zahlreichen Anhänger Agricola's bekannt. Dieser, hierdurch persönlich gekränkt, protestirte zwar gegen die ihm von Luther aufgebürdeten Consequenzen, ließ aber in Berlin, wohin er sich begeben, 1540 einen Luther völlig befriedigenden Widerruf erscheinen, wodurch der sogenannte **Antinomistische Streit** beendigt wurde. Übrigens begegnen uns Antinomer schon in neutestamentlicher Zeit (2 Petr. 2, 18. 19), ebenso unter dem Gnostikern (s. d.), unter den spiritualistischen Sekten des Mittelalters und der Reformationszeit. Auch unter den Independenten in England zur Zeit Cromwell's traten Antinomer auf, welche den Gebrauch des Sittengesetzes bei dem Unterrichte der Ungebesserten ganz entbehrlich fanden und, um die Kraft des Glaubens hervorzuheben, sogar das Laster zu rechtfertigen suchten. Als strenge Anhänger der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl sprachen sie sittlichen Bestrebungen jeden Einfluß auf die künftige Seligkeit ab. Sie waren indeß nie zahlreich, und lebten seit dem Ende des vorigen Jahrh. ohne kirchliche Verbindung. Ihre Grundsätze theilten die Antinomian- oder Particular-Baptisten.

Antinous, ein schöner Jüngling aus Claudiopolis in Bithynien, den sich Kaiser Hadrian zum Liebling und steten Begleiter auserwählt hatte, stürzte sich, seiner Bestimmung und des Lebens überdrüßig, unweit Besa in Ägypten in den Nilstrom. Hadrian fand bei dessen Tode kein Maß des Schmerzes. Er versetzte das Bild des A. unter die Sterne, indem er einem neuentdeckten Gestirn in der Milchstraße den Namen desselben beilegte, errichtete ihm mehre Statuen und Altäre und zu Mantinea in Arkadien einen Tempel, ließ auch bei Besa die Stadt **Antinoopolis** erbauen und ihm zu Ehren ein jährliches Fest, **Antinoia**, feiern. Die Verehrung des A. war selbst noch im 4. Jahrh. sehr gewöhnlich; heftig eiferten dagegen die christlichen Kirchenväter, doch lange vergebens. Da es, solange Hadrian lebte, aus Liebedienerei bei den Wüstlingen beiderlei Geschlechts zum guten Ton gehörte, das Bild des A. aufzustellen, so ward er durch die Künstler unter allen Formen und Gestalten, bald als Statue bald als Relief, dargestellt. Mehre dieser angeblichen Abbildungen gehören zu den schönsten Werken der Kunst, die wir aus dem Alterthum haben; so namentlich die Statue auf dem Vatican, gefunden in den Bädern Hadrian's, und die auf dem Capitol, gefunden in der Villa Hadrian's zu Tivoli. Einige Archäologen wollen indeß in der erstern die Statue des Hermes, in der letztern die des Hermes-Antinous erkennen. Es ist die Entscheidung hier sehr schwer, da die Künstler, welche den A. als Gott bildeten, dazu Götterideale wählten, denen sie die Individualität des A. gaben, wodurch die charakteristischen Merkmale vermischt wurden. „In allen Abbildungen", sagt Winckelmann vom A., „hat sein Gesicht etwas Melancholisches, seine Augen sind immer groß mit einem guten Umrisse, sein Profil ist sanft abwärts gehend, und in seinem Munde und Kinn ist Etwas ausgedrückt, das wahrhaft schön ist." Vgl. Levezow, „Über den A., dargestellt in Kunstdenkmälern des Alterthums" (Berl. 1808) und O. Müller's „Archäologie der Kunst" (3. Aufl., Bonn 1848).

Antiochia, war der Name mehrer bedeutender Städte des Alterthums; Seleukus Nikator soll allein 16 Städte dieses Namens gegründet haben. — **Antiochia** in Pisidien, auf der phrygisch-pisidischen Grenze in der heutigen kleinasiat. Provinz Karaman gelegen, wurde von Antiochus I. gegründet, und zuerst von einer Colonie der Stadt Magnesia am Mäander bevölkert. Von den Römern unter die Herrschaft des Eumenes von Pergamos und später unter die des Amyntas von Pamphilien gestellt, ward es nach dessen Tode zum Sitz einer proconsularischen Regierung erhoben. A.s Weltruf gründeten die Apostel Paulus und Barnabas, die hier zuerst den Heiden das Evangelium predigten. Es war daher die Entdeckung seiner heiligen Ruinen ein Hauptziel der Streifzüge, welche der Prediger des brit. Consulats in Smyrna, Arundell, 1833 in Kleinasien machte. Er ging auf den Spuren Richter's, welcher die Ruinen schon früher beschrieben hatte („Wallfahrten im Morgenlande", Berl. 1822), und fand nun die alten Überbleibsel auf einer Bergebene zunächst der Stadt Jalovatsch, 6 St. von Akschehr, in einer Menge noch mit wohlerhaltenen Sculpturen und Inschriften versehener Bruchstücke, bestimmte genau die Dimensionen der Hauptkirche, entdeckte die Ruinen einer zweiten Kirche, eines Bacchustempels, Theaters und Aquäducts und die Andeutungen eines großen Porticus und einer Akropolis. Durch diese Entdeckung sind die Berichte Strabo's und die Verzeichnungen der Peutinger'schen Tafel gerechtfertigt, und die noch vielfach herrschende Meinung, als habe A. an der Stelle des heutigen Akschehr gelegen, widerlegt, da dieses der Lage des alten Philomelion entspricht. — **Antiochia** die alte von Seleukus Nikator gegründete Hauptstadt Syriens, lag in einer schönen fruchtbaren Ebene am Orontes, umgrenzt nördlich von den Gebirgsketten des Aman und Legan und südlich vom Abfalle des Gebirgs Cassius, in dem jetzigen nördlichen Ejalet Syriens, Aleppo, westlich von dem heutigen A. oder Antakia. Letzteres zählt 10—12000 E., besitzt enge und unreine Straßen und meist Häuser von einem Erdgeschoß, welche, was im Orient selten, Ziegeldächer mit Giebeln haben. Die kolossalen Ruinen der von den Kreuzfahrern erbauten Festung gewähren einen imposanten Anblick. Man sieht auf dem Rücken des Cassius noch eine Stunde lang die 10 F. dicke Hauptmauer und viele Thürme. In den Kalksteinwänden des von der Stadt zur Festung hinaufziehenden tiefen Grabens befinden sich eine Menge künstlich ausgearbeiteter Höhlen, jede versehen mit Thür-, Licht- und Luftöffnungen, und ein oder zwei in den Fels getriebenen Schlafstellen, die einst entweder Gefängnisse oder Zufluchtsstätten bei Belagerungen waren. In der Nähe dieser Troglodytenbehausungen führt eine aus Quadersteinen erbaute Brücke über die Schlucht in mehren Bogen, in denen durch den aufgelösten Mörtel entstandene Stalaktiten als Festons herabhängen und die schöne Ansicht noch erhöhen. Weil die Stadt nach und nach drei neue Anlagen erhielt, nannte man sie gemeinhin Tetrapolis. Sie ward Residenz der Seleuciden und später der Sitz eines röm. Statthalters und des Patriarchen der christlichen Kirche von Asien. Seit 1097, nachdem die Kreuzfahrer die Stadt

eingenommen hatten, erhielt sie eigene Beherrscher in den Fürsten von Tarent, ward aber 1269 vom ägypt. Sultan Bidars erobert und zerstört. Das Fürstenthum A. erstreckte sich gegen Westen bis nach Tharsus in Cilicien und zur Stadt Heraklea im Osten. Bohemund, Fürst von Tarent und Sohn Robert Guiscard's, ward der erste Fürst von A. Vgl. O. Müller's „Antiquitates antiochenae" (Gött. 1839).

Antiochus hießen mehre griech. Könige von Syrien. Der Erste, der unter diesem Namen bekannt ist, ein Macedonier und Feldherr des Königs Philipp, erzeugte mit seiner Gemahlin Laodice den berühmten Seleukus (s. d.), nachher König von Syrien. — Den Sohn von diesem, **Antiochus I. Soter**, stürzte die Liebe zu seiner Stiefmutter Stratonike, die er vergeblich bekämpfte, in eine gefährliche Krankheit, bis der königliche Leibarzt Erasistratus den Grund derselben wahrnahm und diesen dem Vater entdeckte, welcher darauf, aus Liebe zu dem einzigen Sohne, ihm seine junge und schöne Gemahlin abtrat. Als König, 280—262 v. Chr., versuchte A. vergeblich Pergamum, das sich von Syrien getrennt hatte, wieder zu erobern; auch sein Unternehmen, die Gallier, die in Asien eingedrungen waren, zu vertreiben, mislang. — Unter seinem Sohne **Antiochus II.**, der durch die Milesier, zum Dank dafür, daß er sie von ihrem Tyrannen Timarchus befreite, den Beinamen Theos, d. i. Gott, erhielt, fielen die Parther und Baktrier von Syrien ab und bildeten unabhängige Reiche. — Einer seiner Nachkommen war **Antiochus III.** oder d. Gr., der seinem Bruder Seleukus Keraunus als König von Syrien 224 v. Chr. in der Regierung folgte. Er züchtigte den Molon, Statthalter von Medien. Auch gegen den Ptolemäus Philopator von Ägypten war er anfangs glücklich, ward aber nachher, 217, bei Raphia von ihm geschlagen. Nachdem er den Achäus, der sich in Lydien und Phrygien unabhängig gemacht, besiegt und einen Zug gegen die Parther und Baktrier unternommen hatte, entriß er dem Ptolemäus Epiphanes Cölesyrien, Phönizien und Palästina. Als er aber hierauf seine Macht auch nach Europa zu verbreiten beabsichtigte und die von Philipp von Macedonien in Thrazien aufgegebenen Besitzungen einnahm, gerieth er hierüber mit den Römern in Streit. Hieraus entsprang der berühmte **Antiochische Krieg**, zu dem er, in Vereinigung mit Hannibal, große Zurüstungen machte. Aber die Plane und Rathschläge dieses Feldherrn wenig begreifend, schickte er blos nach Griechenland ein Heer, das nach längerer Unthätigkeit zuerst bei Thermopylä, dann mehre male zur See geschlagen wurde, wodurch er den Muth so sehr verlor, daß er den Römern nicht einmal den Übergang nach Kleinasien streitig machte. Letztere erfochten nun unter Scipio (daher Asiaticus genannt) 190 den Sieg bei Magnesia, und nöthigten A. zu dem schimpflichsten Frieden, in welchem er ganz Asien diesseit des Taurus abtreten mußte. Als er in der Folge aus dem Tempel des Elymäischen Jupiter den Schatz entführen wollte, wurde er 187 v. Chr. mit allen seinen Leuten erschlagen. — Sein zweiter Sohn **Antiochus IV. Epiphanes**, der von 176—164 v. Chr. König war, und dessen Tyrannei und Tempelraub den Aufstand der Juden unter Matthatias und Judas Makkabäus und ihre Befreiung vom syr. Joch zur Folge hatte, griff den ägypt. König Ptolemäus Philometor an und belagerte Alexandrien, mußte aber, als die Römer sich des Ptolemäus annahmen, Ägypten verlassen. Ihm folgten noch mehre syr. Könige unter diesem Namen, mit verschiedenen Beinamen, bis endlich Syrien (s. d.) zur röm. Provinz gemacht wurde (65 v. Chr). — **Antiochus XIII. Asiaticus**, dem rechtmäßigen Erben der Seleuciden, ward von Pompejus die syr. Landschaft Kommagene unter Oberhoheit der Römer überlassen.

Antiope, die Tochter des Königs Nykteus von Theben und der Polyxo, nach Homer des Flußgottes Asopus, war wegen ihrer außerordentlichen Schönheit berühmt. Durch die Umarmung des Zeus ward sie Mutter des Zethos und Amphion. Sie entfloh, als sie sich schwanger fühlte, nach Sicyon zu dem Epopeus und heirathete diesen. Nykteus, den der Tod verhinderte, sie von da zurückzuholen, trug dieses seinem Bruder Lykos auf, der es auch vollbrachte und die A. nach Eroberung Sicyons und Ermordung des Epopeus gefangen zurückführte. In ihrer Gefangenschaft wurde sie von der Dirce, der Gemahlin des Lykos, aufs grausamste behandelt, sodaß sie entfloh, um bei ihren Söhnen Schutz zu suchen. Diese nahmen an der sie verfolgenden Dirce die furchtbarste Rache: sie ward an einen wilden Stier gebunden und von diesem zu Tode geschleift. A. durchirrte darauf im Wahnsinn, in den sie von dem Dionysos wegen der von ihren Söhnen an der Dirce genommenen grausamen Rache versetzt wurde, ganz Griechenland, bis sie endlich zum Phokus kam, der ihre Krankheit heilte und sie zur Gattin nahm. Mit diesem erhielt sie zu Tithorea ein gemeinschaftliches Grabmal. — **Antiope**, eine Amazone, war die Tochter des Mars und der Otrera, die Gemahlin des Theseus und die Mutter des Hippolyt. Sie ward dem Theseus von dem Hercules, als dieser die Amazonen besiegt hatte, geschenkt und

kämpfte später an seiner Seite bei dem Einfall der Amazonen in Attika gegen dieselben, wobei sie ihren Tod fand.

Antiparos, im Alterthum Olearos oder Oliaros, eine der Cykladeninseln, nur durch eine sehr schmale und etwas seichte Meerenge von Paros (s. d.) getrennt und mit diesem zu dem griech. Gouvernement von Naxos gehörend, ist 1/2 QM. groß und zählt gegen 800 E. Wenngleich Wasser fehlt, so ist doch die flache Nord- und Westseite ziemlich fruchtbar. Man baut Wein und Getreide; zugleich wächst hier einiges Viehfutter, sodaß die Bewohner des marmornen und unfruchtbaren Paros hier ihre Ziegen- und Schafheerden weiden. Auf der Südseite ist die Insel sehr gebirgig. Hier, etwas gegen die Mitte hin, im Kern des Gebirgs, findet sich 1000 F. unter der Oberfläche die berühmte Stalaktitengrotte von 80 F. Höhe und 300 F. Länge und Breite, mit den glänzendweißen und vielformigsten Tropfsteinbildungen. Vgl. die geognostische Beschreibung derselben bei Fiedler, „Reise durch alle Theile Griechenlands" (Th. 2, Lpz. 1841). Die Südwestspitze von A. bildet mit der nahen, weißen Kalksteininsel Spotiko einen guten Hafen.

Antipater, war einer der Feldherren und ein vertrauter Freund Philipp's von Macedonien. Alexander ließ ihn, da er nach Asien zog, als Statthalter über Macedonien zurück. A. verwaltete diesen Posten sehr rühmlich, indem er den aufrührerischen Statthalter von Thrazien, Memnon, zum Gehorsam zwang und die unter Agis II. nach Unabhängigkeit strebenden Spartaner nach einem harten Kampfe bei Ägä in Arkadien 330 v. Chr. überwand. Dessenungeachtet gelang es der Olympias, der Mutter Alexander's, mit welcher A. in Uneinigkeit lebte, ihn ihrem Sohne verdächtig zu machen, sodaß dieser ihn zu sich nach Asien berief und den Kraterus zum Statthalter von Macedonien ernannte. Doch Alexander starb, noch ehe sein Befehl vollzogen worden war, und erhielt nun mit Kraterus die Statthalterschaft der europ. Länder Alexander's. Bald darauf hatte er einen Kampf mit dem verbündeten Griechenland zu bestehen. Er kämpfte anfangs glücklich, bis ihm, der in Lamia eingeschlossen war, ein Heer, unter Anführung des Kraterus und Leonatus zu Hülfe kam, worauf sich die Griechen wiederum unterwarfen. Diesem Kriege folgte ein anderer mit Perdikkas, der nicht minder glücklich geendigt wurde. A., der nach Perdikkas' Tode (321) zum Vormund der Kinder Alexander's und zum Regenten seines Reichs ernannt worden, traf zu Triparadisos eine neue Vertheilung der Statthalterschaften. Er starb 318 v. Chr. in hohem Alter, nachdem er dem Polysperchon die Vormundschaft anvertraut hatte.

Antipathie, das Gegentheil von Sympathie (s. d.), bezeichnet die Abneigung eines lebenden Wesens gegen andere Wesen oder Einflüsse. Die Alten legten auch leblosen Dingen Antipathien bei, jedoch mit Unrecht. Bei Pflanzen und niedern Thieren muß man die der Antipathie ähnlichen Lebensäußerungen wol meist dem Umstande zuschreiben, daß der anscheinend verabscheute Stoff oder Einfluß ihnen schädlich ist. Bei höhern Thieren und bei Menschen ist dies gewiß oft auch der Fall; oft aber haben hier zusammengesetztere Denkvorgänge, die nicht immer klar gemacht werden können und unwillkürlich eintreten, Antheil an dem entstehenden Widerwillen. So mögen vielleicht bisweilen der Geruch der Ausdünstung, oder die äußere Erscheinung u. s. w. Antipathien eines Individuums gegen das andere hervorrufen, oder dunkle Erinnerungen und Ahnungen. Zuweilen mischt sich hier Idiosynkrasie (s. d.) ein, d. h. eine eigenthümliche Stimmung der Nerven eines Individuums, wodurch ihm gewisse Dinge oder Personen zuwider werden, welche es für Andere nicht sind. So hat man Personen, welche den Geruch einer Rose, den Klang eines Waldhorns, das Kreischen eines Schieferstifts nicht vertragen können. Solche unvernünftige Antipathien lassen sich bisweilen durch festen Willen und Gewöhnung überwinden, verschwinden auch wol mit der Zeit oder sind blos an bestimmte Zustände gebunden, wie z. B. die Antipathien der Schwangern, der Fieberkranken, der Betrunkenen. Oft sind sie aber auch unheilbar. — In der Heilkunde ist die Antipathie Grundlage einer Curmethode, der Ekelcur im weitern Sinne. (S. Ekel.)

Antiphlogistisch heißt in der Medicin so viel als entzündungswidrig und begreift die gesammten Mittel, welche von der ältern allopathischen Heilkunde schulgerecht zur Abschneidung bedeutenderer Entzündungen, zur Minderung der Blutanhäufung in dem erkrankten Organe, angewendet wurden. Dazu gehörten namentlich die Blutentziehungen, sodann kühlende Mittel (innerlich und äußerlich), Quecksilbermittel und Ableitungen. Jetzt hat sich die Behandlung der Entzündungen mannichfach abgeändert und folgt nur noch sehr theilweise jenem alten Kanon. In der Chemie bezeichnet **Antiphlogistische Schule** die von Lavoisier, der die alte Lehre vom Phlogiston (s. d.) umstieß, begründete Richtung. Chemiker von Lavoisier's Schule und Ärzte von der oben erwähnten Behandlungsweise nennt man darum **Antiphlogistiker**.

Antiphon, der erste in der Reihe der attischen Redner, war aus Rhamnus in Attika und um 480 v. Chr. geboren. Aus seiner Schule in Athen soll auch der Geschichtschreiber Thucydides hervorgegangen sein. Er nahm bedeutenden Antheil am Peloponnes. Kriege als Anführer, Staatsbeamter und Gesandter, wurde aber der Verrätherei angeklagt und 411 zum Tode verurtheilt. Von seinen Reden haben wir noch siebzehn. Sie stehen in den Sammlungen der „Oratores graeci" von Reiske (Bd. 7), Bekker (Bd. 1) Baiter und Sauppe (Zür. 1842) und von Müller (Bd. 1, Par. 1847), und sind besonders herausgegeben von Mätzner (Berl. 1838). — **Antiphon**, der Tragiker, lebte am Hofe des ältern Dionysius in Syrakus, und zog sich durch die Freimüthigkeit, mit der er die schlechten Tragödien des Tyrannen kritisirte, den Tod zu.

Antiphönie nannte man in der griech. Kirche den Wechselgesang, welcher von dem Vorsänger des einen Chors angestimmt, und von dem andern Chore, oder auch von beiden, beantwortet und geendigt wurde. Die Einrichtung vieler Psalmen beweist, daß solche Wechselgesänge schon beim jüdischen Cultus gebräuchlich waren. Ihre Einführung in die christliche Kirche wird dem Bischof von Antiochia, Ignatius, zugeschrieben; in die abendländische soll sie Ambrosius (s. d.) eingeführt haben. Die Abtheilung der Antiphonien in Verse und ein bestimmtes Regulativ über dieselben soll vom Papst Cölestin I. (422—432) herrühren. Ein besonderes **Antiphonarium** oder **Antiphonale**, d. h. eine Sammlung der Wechselgesänge, hat zuerst Gregor I. (590—604) veranstaltet. Vgl. Durandi, „Rationale divinorum officiorum" (Mainz 1459; Hagenau 1509). Schon früh wurde es gewöhnlich und seit dem 13. Jahrh. immer allgemeinerer Gebrauch, durch die Anfangsworte der Antiphonien (Introitus) in Urkunden das Datum und zugleich den Wochentag zu bezeichnen. Vgl. Wedekind, „Die Eingänge der Messen" (Braunschw. 1815). In der evangelischen Kirche kennt man zwei Arten der Antiphonien. Entweder bestehen sie aus ganzen Liedern, wie die Litanei, oder nur aus wenigen biblischen Worten. Diese letztere Art faßt theils eine Intonation durch den Prediger, theils ein Responsorium des Chors und der Gemeinde in sich. In England nennt man **Anthem** oder **Antiphon** eine Art Kirchenmusik, welche für die Kathedralkirchen bestimmt ist. Weibliche Stimmen singen zwei Zeilen, und die ganze Gemeinde fällt dann stärker und kräftiger ein. Händel hat deren mehre componirt.

Antiphräsis, eine Redefigur, durch welche das Entgegengesetzte von Dem ausgedrückt werden soll, was das Wort eigentlich besagt; ferner die Behauptung eines Redners, man wolle Dies und Jenes nicht sagen, und es damit geradezu heraussagt. Dann bedeutet Antiphräsis auch eine Benennung, die mit dem Benannten im Widerspruch steht, wenn man z. B. die Erinnyen oder rächenden Göttinnen, Eumeniden, d. h. die Huldvollen, nannte. In diesem letztern Sinn werden durch Antiphrasen oft scherzhafte oder kindische Etymologien zu begründen gesucht, wie z. B. das bekannte lucus a non lucendo, d. h. das Wort lucus (der Wald) ist abzuleiten von lucere (leuchten), weil es im Walde nicht hell ist.

Antipoden oder **Gegenfüßler** heißen in Beziehung aufeinander diejenigen Bewohner des Erdkörpers, welche an zwei einander diametral entgegengesetzten Punkten der Erde wohnen, mithin die Füße einander zukehren. Die Gegenfüßler wohnen daher in gleichen, aber entgegengesetzten geographischen Breiten der Erde, und die geographischen Längen ihrer Standpunkte sind um 180° verschieden. Jahreszeiten, Tageszeiten und Tageslänge der Gegenfüßler sind immer einander gerade entgegengesetzt, sodaß der Mitte des Sommers bei den Gegenfüßlern die Mitte des Winters, und Mittags 12 Uhr bei ihnen Nachts 12 Uhr entspricht. Die Gegenfüßler Europas sind auf Neuseeland und östlich davon im großen Ocean zu suchen. Die Kugelgestalt der Erde führte sehr bald auch auf die Vorstellung von Gegenfüßlern, welche bereits die Philosophen vor Cicero, namentlich die Stoiker, als Lehre annahmen. Allein die Kirchenväter fanden darin einen Widerspruch mit der Bibel, und im 8. Jahrh. ging man so weit, daß Derjenige mit dem Banne belegt wurde, der zu dieser Ansicht öffentlich sich bekannte. Erst als die Erdumsegler die Sache außer Zweifel gesetzt hatten, hörte der Widerspruch gegen die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und der damit zusammenhängenden von den Gegenfüßlern auf. Nicht zu verwechseln sind mit den Gegenfüßlern die **Gegenwohner**, worunter man Diejenigen versteht, die miteinander unter dem nämlichen Meridian, aber auf der entgegengesetzten Seite des Äquators wohnen. Sie haben in Vergleichung zueinander entgegengesetzte Jahreszeiten und Tageslänge, aber gleiche Tageszeiten. Um unsere Gegenwohner aufzufinden, dürfen wir nur durch die Erde hindurch von dem Punkte desselben Meridians eine gerade Linie ziehen, die übrigens den Mittelpunkt der Erde nicht nothwendig berührt. Ziehen wir z. B. eine solche Linie von der Halbinsel Morea aus, so wird dieselbe auf den Südrand des Caplands in Afrika treffen, dessen Bevölkerung also die Gegenbewohner der Moreoten sind. Ein dritter Begriff, der in diese

Reihe gehört, sind die **Nebenwohner**, worunter man Diejenigen versteht, welche in der nämlichen Hemisphäre und unter derselben geographischen Breite leben, aber hinsichtlich der geographischen Länge um 180° voneinander entfernt sind. Bei ihnen sind zwar die Jahreszeiten gleich, aber die Tageszeiten sind entgegengesetzt, d. h. die Einen haben Mitternacht, wenn die Andern Mittag haben. So leben z. B. die Nebenbewohner des nördlichen Deutschlands auf den Aleuten.

Antiqua, franz. Romain, engl. Pica, heißt in der Sprache der Buchdrucker und Schriftgießer die geradstehende lateinische Schriftsorte aller Größen. Sie erhielt diesen Namen, als Manutius (s. d.) die im Mittelalter entstandene Mönchsschrift (Fractur) abschaffte und die ältere, aus den Capitalbuchstaben der Römer entstandene Schrift im Druck einführte. Das von ihm zuerst mit solchen Typen, für seine Zeit meisterhaft gedruckte Werk ist Bembo's „De Aetna liber" (Ven. 1495)

Antiquare wurden sonst die Gelehrten genannt, welche sich mit dem Studium der Antiquitäten beschäftigten. Jetzt versteht man vorzugsweise Diejenigen darunter, welche ausschließlich mit ältern und gebundenen Büchern handeln. Früher trieben in der Regel die Buchhändler zugleich Antiquargeschäfte; berühmt waren besonders die reichen Lager der Elzevire und Waesberge zu Leyden und Amsterdam, und die von Fritsch, Gleditsch und Weidmann zu Leipzig. In Deutschland jedoch, wo sich der Buchhandel am regelmäßigsten ausgebildet, haben die Buchhändler den Vertrieb älterer Bücher nach und nach ganz den Antiquaren überlassen, unter denen T. O. Weigel in Leipzig, Meusel und Sohn in Koburg, Nestler und Melle in Hamburg, Asher in Berlin, H. W. Schmidt in Halle, Stahel in Würzburg, Neubronner in Ulm und die Birett'sche Antiquariatsbuchhandlung in Augsburg die bekanntesten sind. Außerhalb Deutschland finden sich die reichsten Lager in London bei H. G. Bohn, in Paris bei J. Techener, der die Verzeichnisse seit 1834 in seinem „Bulletin du bibliophile" bekannt macht, in Madrid bei Sancha, in Rom bei de Romanis, in Florenz bei Giuseppe Molini, in Mailand bei Giovanni Silvestri, und in Leyden bei S. und J. Luchtmans. In Frankreich werden die Antiquare spottweise Bouquinistes genannt, von bouquin, d. i. ein altes Buch von geringem Werth. — In Italien gebraucht man Antiquar oft mit Cicerone gleichbedeutend.

Antiquitäten, s. Alterthum, Alterthümer.

Antiscorbutica, d. h. Mittel, welche gegen den Skorbut (s. d.) helfen. Man bezeichnet so namentlich eine Anzahl zu Gemüsen brauchbare Pflanzen, die sich gegen den Skorbut der Seefahrer bewährt haben, besonders das Löffelkraut, die Kressen, die Brunnenkresse, den Meerrettig, Kohlarten (insbesondere Sauerkraut), sowie Zwiebeln, Knoblauch, Lauch u. s. w. Merkwürdigerweise enthalten diese Pflanzen alle einen schwefelartigen Grundstoff, der mit Eiweiß und Wasser ein scharfes, gewürzhaftes, ätherisches Öl liefert, von dem wahrscheinlich die Heilwirkung dieser Pflanzen mit abhängt. Andere leiten sie aus dem Kaligehalt dieser Pflanzen ab.

Antiseptisch heißt fäulnißwidrig, ist aber in die Medicin übergegangen, weil wirkliche Fäulniß und fäulnißartige Zersetzungsprocesse am lebenden Körper wirklich als Krankheiten vorkommen, z. B. der Brand, die Verjauchung, vielleicht auch manche Blutzersetzungen. Die ächten fäulnißwidrigen Mittel, welche auch von der Chemie und den Gewerben häufig zur Verhütung der Zersetzung thierischer und pflanzlicher Gebilde, z. B. zum Gerben, Einbalsamiren, Conserviren, Pökeln benutzt werden, sind: Kälte, Abhaltung des atmosphärischen Sauerstoffs, Eintrocknung, Gerbung durch Gerbsäuren oder durch Metallsalze, Fällung des Eiweißes durch Hitze oder Kreosot und kreosothaltige Flüssigkeiten (Holzessig, Schnellräucherungsmethode), durch Alkohol, ätherische Öle und ätherischölige Harze (sogenannte Balsamische Stoffe). Alle diese kommen auch in der Medicin in Anwendung. Außerdem gehören dahin noch manche Mittel, wodurch die noch gesunden Theile gegen das Umsichgreifen der Fäulniß geschützt und gleichsam wehrfähiger gemacht (belebt, bethätigt) werden.

Antispasmodica oder Antispastica heißen die krampfstillenden Mittel (s. Krampf), besonders Narcotica (s. d.) und flüchtige Reizmittel.

Antispast, d. h. entgegenwirkend, entgegenstrebend, heißt ein viersilbiger Versfuß dieser Form ◡ — — ◡, z. B. geliebt war er. Der A. vereinigt die widerstrebenden Versfüße des Jambus und Trochäus in sich, und kommt daher selten im Verse vor, ausgenommen im Choliamb (s. d.). Mit einer Verlängerung am Ende (◡ — — ◡ —) heißt der A. Dochmius.

Antistes (griech.), d. i. Vorsteher, hießen bei den Römern die Priester ersten Ranges in den Provinzen. In früher Zeit ward dann auch den Bischöfen, Äbten, Prioren u. s. w. der Name als Ehrentitel beigelegt. In einigen Schweizercantonen führen jetzt noch die Vorgesetzten der reformirten Geistlichkeit diesen Titel.

Antisthenes, der Stifter der Cyniker (s. d.), war zu Athen um 422 v. Chr. geboren. Nachdem er Sokrates gehört, entsagte er dem Geschäft eines Rhetors, um sich ganz der Philosophie zu widmen. Die Lehren des Sokrates erzeugten bei ihm jenen Eifer für die Tugend und den gewaltigen Haß gegen das Laster, wodurch sich die von ihm gestiftete Schule auszeichnete; doch seine rauhe Gemüthsart verlangte mehr als Sokratische Mäßigkeit und Enthaltsamkeit. Er setzte die Tugend in das freie Entbehren und in die Unabhängigkeit vom Äußern, und verachtete Reichthum, Würden, Genuß, ja selbst die Wissenschaft. Er wollte Geist und Körper auf das strenge Bedürfniß beschränken und trug daher kein Bedenken, öffentlich als Bettler zu erscheinen. Plato, welcher erkannte, daß dieses Absondern von der Sitte nicht frei von Tugendstolz sei, soll zu ihm gesagt haben: „Ich sehe deine Eitelkeit aus den Löchern des Mantels hervorscheinen." Die Sonderbarkeit seines Betragens reizte indeß Viele zur Nachahmung. Sein vorzüglichster Schüler war Diogenes (s. d.). Wenn dieser sich durch die Festigkeit und Lebhaftigkeit seines Geistes und beißenden Witz auszeichnete, so wußte A. sich mit mehr Würde zu benehmen. Nach des Sokrates Tode lehrte er im Cynosarges, einem Gymnasium Athens, wovon seine Schule ihren Namen erhalten haben soll. Seine vielen Werke, unter ihnen eine polemische Schrift gegen Plato, sind sämmtlich verloren gegangen; die unter seinem Namen vorhandenen Briefe werden für unecht gehalten. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Das Verdienst des A. und seiner Schule um die Philosophie ist nur ein untergeordnetes, da er selbst die Ethik in einseitiger Richtung verfolgte. Der Gegensatz des A. und seiner Schule waren Aristipp und die Cyrenaiker (s. d.).

Antistrophe, s. Strophe.

Antithese, d. i. Gegensatz oder entgegengesetzte Behauptung, heißt in der Rhetorik eine Redefigur, vermöge deren man einen Gedanken durch Verbindung mit einer entgegengesetzten Vorstellung hervorhebt, wobei aber immer ein Vereinigungspunkt da sein muß, den der Verstand des Lesers finden kann. Diese Figur erfodert Scharfsinn und ist von großer Wirkung, darf aber nicht zu häufig gebraucht werden, weil man sonst in das Gesuchte fällt und den Leser oder Zuhörer ermüdet. Eine glückliche Antithese ist es z. B., wenn Lessing in der Beurtheilung eines Buchs sagt: „Dieses Buch enthält viel Gutes und viel Neues — nur Schade, daß das Gute nicht neu, und das Neue nicht gut ist!" — Das **Antitheton** setzen Einige blos in die Verbindung contrastirender Vorstellungen. (S. **Contrast**.)

Antitrinitarier, ein erst unter den Protestanten aufgekommenes Wort, bezeichnet Diejenigen, welche die kirchliche Dreipersönlichkeit (Trinität) des einen Gottes leugnen, die Einheit Gottes dagegen im strengsten Sinne behaupten, weshalb sie sich selbst in der protest. Zeit am liebsten Unitarier nennen. Der Streit um die göttliche Dreieinigkeit geht indeß im Sinne der Unitarier in die älteste Zeit der christlichen Kirche zurück. Die metaphysische Unbestimmtheit, mit welcher die älteste christliche Lehre und die Heilige Schrift selbst über das Verhältniß des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes sich aussprachen, ließ dem persönlichen Bedürfnisse der einzelnen Kirchenlehrer lange Zeit freien Raum, ihre Überzeugungen ohne klaren Widerspruch mit der kirchlichen Lehre zum Ausdrucke zu bringen. Vor allem schreckte die große Schwierigkeit zurück, neben der Dreipersönlichkeit Gottes zugleich den Monotheismus festzuhalten, und dieses Bedenken war um so kräftiger, da das Christenthum nach der einen Seite hin anfangs das polytheistische Heidenthum neben sich zu bekämpfen, und nach der andern den Vorwurf des Judenthums abzuweisen hatte, daß es den einen Gott nicht mit aller Strenge festzuhalten vermöge. Wir sehen daher bereits in den drei ersten christlichen Jahrh. zwei Hauptfractionen des Unitarismus selbst unter den herrschenden Parteien hervortreten. Die Einen betonten die Nothwendigkeit des Monotheismus (Monarchianer), und suchten in ihrer einen Hälfte die Einheit Gottes in der Dreiheit durch Hervorhebung der Unterordnung vom Sohn und Geist und durch die bloße Annahme einer unpersönlichen göttlichen Kraft als der Offenbarungsvermittelung zu retten (Dynamisten). Christus war ihnen ein bloßer Mensch und nur die Kraft des göttlichen Geistes wirkte in ihm. Um Weniges später traten unabhängig von diesen, aber in ähnlicher Weise in Rom Artemon und die Artemoniten auf. Sie betrachteten die Lehre von der Gottheit in Christo von dem Standpunkte des strengen Verstandes und der Mathematik. Die Unmöglichkeit, daß zwei (oder gar drei) göttliche Persönlichkeiten eine seien, schien sich hier von selbst zu ergeben. Ähnlich Beryllus, Bischof von Bostra in Arabien, den Origenes 344 bekehrte. Er behauptete, daß Christus vor seiner Menschwerdung nicht in Selbständigkeit vorhanden gewesen, sondern nur die göttliche Wesenheit bei seiner Geburt Wohnung in ihm genommen habe. Paulus von Samosata behauptete, daß Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist nur ein Gott sei, und die beiden Letztern nur in dem Vater ihr Dasein haben. Aber gehaucht von Oben, habe der Logos

in dem Menschen Jesus Christus, den allerdings eine Jungfrau im Heiligen Geiste geboren, Sitz genommen, mit Wunderkraft ihn ausgestattet und zum Heilande der Welt erhoben, weil er rein von Sünde sich erhalten und dadurch Gott sich ähnlich gemacht hätte. Paulus wurde kraft Synodalbeschluß zu Antiochia abgesetzt und mit Hülfe des Kaisers Aurelian nach eingeholter Ansicht des röm. Bischofs 272 wirklich beseitigt. Paulianer oder Samosatianer lebten indeß fort bis ins 4. Jahrh. Die zweite Fraction des Monarchianer, die Patripassianer suchten dadurch die Einheit Gottes zu retten, daß sie behaupteten, das Eine Vollgöttliche, der Vater selbst, sei in Christo erschienen und habe selbst gelitten. So zuerst der Kleinasiate Praxeas in Rom im Anfange des 3. Jahrh. Noëtus von Smyrna, um 230 excommunicirt, behauptete gleicherweise, daß Gott und der Vater ein und dasselbe, je nach Willen sichtbar und unsichtbar, anfangslos an sich und doch von der Jungfrau geboren, leidenlos und unsterblich, doch ans Kreuz geschlagen und sterblich, und hier bald Sohn bald Vater genannt worden sei. Sabellius, Presbyter in Ptolemais (250—60) lehrte entwickelter und mit besonders nachhaltigem Einflusse, daß, wie die Sonne einmal ein Lichtkörper sei, dann leuchte und endlich wärme, aber trotz dieser Dreiheit nur Eins sei, so lege sich die göttliche Substanz (Monas) zum Zwecke der Offenbarung in drei Thätigkeitsäußerungen (Trias) auseinander, und werde, obgleich im Wesen nur Eins, doch nach diesen drei verschiedenen Gestalten oder „Rollen" bald Vater, bald Sohn, bald Heiliger Geist genannt.

Die Kirche drängte dieser Richtung gegenüber im Interesse der Würde und Selbständigkeit Christi immer mehr zu seiner vollen Aufnahme in Gott als zweite Person der Gottheit, und zur Aufstellung einer selbständigen Daseinsform (Subsistenz, Hypostasis), welche dennoch die Einheit Gottes fortdauernd behaupten ließe. So entfaltete sich immer kräftiger der Hypostasianismus. Cyprian, Novatian, Lactanz und der einflußreiche Tertullian lehren indeß noch, gegen die spätere Kirchenlehre, die Unterordnung des Sohnes und Geistes unter dem Vater, welche Ansicht auch Origenes unter unbewußter Hinneigung zu pantheistischer Auffassung gleichfalls bevorwortete, und die sein Schüler Dionysius Alexandrinus beinahe bereits zum zündenden Funken eines mächtigen Kirchenstreits gemacht hätte. Desto heftiger brach der Streit aus durch den verstandesnüchternen, consequenten Arius, Presbyter in Alexandrien, seit 318, besonders seit seiner Amtsentsetzung und Excommunication 321. Der Sohn ist ihm, als in der Zeit geboren, ein Geschöpf, und als aus Nichts durch bloßen Willen Gottes entstanden, in seinem Wesen von dem des Vaters verschieden. Die ökumenische Synode zu Nicäa (325) entschied gegen Arius, ohne deshalb die später zu Recht bestehende kirchliche Lehre der Dreieinigkeit bereits zur Vollentwickelung bringen zu können. Dieses geschah erst im 5. Jahrh. vorzugsweise durch Augustinus' durchgreifende Schrift „De trinitate", und fand in dem sogenannten Athanasianischen Symbol einen scharfen Ausdruck, ohne daß die griech. orthodoxe Kirche sich diese abendländische That ihrem Sinne nach je völlig angeeignet hätte. Jedoch fand die kirchlich gewordene Lehre von der nach Würde, Inhalt und Ewigkeit völlig gleich gearteten Dreipersönlichkeit in einer göttlichen Substanz (Trinität), von der vorübergehenden, aber nahe liegenden Verirrung Einzelner in Dreigötterei (Tritheismus) abgesehen, und mit Ausnahme der pantheistischen Lehren manichäisch-gnostischer Sekten des Mittelalters, bis zu der Zeit der Reformation keine ernstliche und tiefer greifende Anfechtung.

Die Reformatoren selbst hatten die bisherige Kirchenlehre von der Trinität, unter Annahme der drei ökumenischen Symbole, feierlich anerkannt. Aber durch den freiern Forschergeist und die entschiedener hervortretende Richtung des Subjectivismus, welche die Geistesbewegung der Reformation unwiderstehlich weckte, trat theils der frühere mystisch-pantheistische Gegensatz gegen die Kirchenlehre in neuen Formen hervor, theils gewann der kalte, nur den Begriff bemessende Verstand in Verbindung mit einer nüchternern Schriftauslegung größern Muth und größern Einfluß. In erstere (mehr mystische) Richtung gehört J. Denck (gest. 1528 zu Basel) mit seiner gnostisch-pantheistischen Dreieinigkeitslehre; der von ihm mit angeregte L. Hetzer aus Bischoffszell mit samosatenischer Dreieinigkeit (1529 in Kostnitz hingerichtet); der ähnlich denkende Claudius aus Savoyen (verschwunden nach 1550); vornehmlich aber Mich. Servet (s. d.). Mehr vom Standpunkte der Verstandeskritik aus bekämpften die Trinität der Arianer Joh. Campanus (1574 im Kerker zu Kleve gest.), der Jurist Matthäus Gribaldo (gest. 1564 in Savoyen), Valentin Gentilis (1566 zu Bern enthauptet), der Arzt Georg Blandrata (s. d.). Soweit diese Männer wegen ihrer Lehre selbst von Protestanten hingerichtet wurden, bestrafte man sie als Gotteslästerer nach dem mosaischen Gesetze; und zwar nicht Luther, aber seine viel mildern Zeitgenossen, wie Melanchthon, ließen sich von der abstumpfenden Gewöhnung der kath. Autos-da-Fé zur Billigung dieser Gewaltmaßregeln sogar im protest. Lehrkreise fortführen.

Dennoch erzeugte das überhaupt an Antitrinitariern reiche Italien zwei Männer, den Lälius Socinus und dessen Neffen Faustus Socinus, welchen es glückte, namentlich in dem seit der Mitte des 16. Jahrh. unitarisch bearbeiteten Polen nnd Siebenbürgen die bedeutenden antitrinitarischen Gemeinden der Socinianer (s. d.) zu gründen. Nächst diesen war namentlich England von sektirerischem Antitrinitarismus angegriffen worden. Zwar wehrte es sich gegen denselben im 17. Jahrh. durch den Erlaß blutiger Gesetze gegen Socinianer und Unitarier, verweigerte in seinem Parlamente noch 1792 die Aufhebung derselben, und hat sie erst 1813 beseitigt, ohne die Partei selbst anzuerkennen. Allein die Praxis war milder, und selbst Einzelne wußten mit antitrinitarischen Grundsätzen sich aufrecht zu erhalten. So John Biddle (gest. 1662); Thom. Emlyn (gest. 1741); Theoph. Lindsey, der 1774 zu London einen unitarischen Gottesdienst aufthat und in dem Kaufmann William Christie zu Montrose in Schottland 1781 einen Nachahmer fand. Die entsprechende Vorstellung des Arianismus fand in Sam. Clarke (gest. 1729), der deshalb seine Hofpredigerstelle verlor, und in dem gelehrten Whiston (gest. 1752) eifrige Vertreter. Aber wichtiger wurde der entschiedenere Unitarismus des Jos. Priestley deshalb, weil er, 1794 wegen politischer Verhältnisse nach Nordamerika zu fliehen genöthigt, die meistens vermittelnde Ursache ward, daß nach seinem Tode (1804) besonders unter den Independenten und Baptisten die unitarische Ansicht in einigen hundert Gemeinden Nordamerikas von etwa 200000 Anhängern, und im Staate Massachusetts sogar die Oberhand gewann. Auch die seit 1836 in Philadelphia bestehende deutsch-evangelische Gemeinde der Jünger „Jesu Christi, des großen Weisen von Nazareth", gestiftet von dem 1828 aus Deutschland übergesiedeltem Prediger Heinr. Ginal, verwirft die Dreieinigkeit als Atheismus.

Jedenfalls größer ist indeß die nicht in kirchlicher Form herausgetretene Anzahl Derjenigen, welche, zerstreut durch alle christlichen Kirchen, vorzugsweise aber auf dem rationalistischen Boden der protest. Kirche, die Trinität deshalb verwerfen, weil drei Personen als eine zu denken den klaren Gesetzen der Vernunft widerspreche und auch von der Heiligen Schrift nach dem Standpunkte der neuern Auslegungskunst, nicht gefodert werden. Gleichwol hat die neuere pantheistische Philosophie, namentlich Hegel, einen speculativen Neubau der Trinität übernommen, und Schleiermacher wenigstens darauf hingewiesen, daß die Neugestaltung der Trinitätslehre von dem oben gezeichneten Sabellianismus ihren Ausgang werde zu nehmen haben. Auch Weiße hat in seiner „Idee der Gottheit" (Dresd. 1833), und in einer allerdings weit andern, auf Augustinus zurückgehenden Weise, in seinen „Reden über die Zukunft der Kirche" (Lpz. 1850) den Versuch einer Neuconstruction der Trinitätslehre gemacht. Indeß ist nicht zu leugnen, daß sämmtliche speculative Bearbeitungen, die des Augustinus sogar eingeschlossen, nur irrthümlich sich für die Kirchenlehre ausgeben, und insofern thatsächlich ebenfalls „officiell" dem Antitrinitarismus angehören. Die Trinitätslehre hat ihre tiefe speculative Berechtigung; aber bei der gegenwärtigen Gestalt der Kirchenlehre ist nicht zu leugnen, daß ihr gegenüber die gesammte freiere theologische und philosophische Wissenschaft antitrinitarisch ist.

Antium, Stadt der Volsker im alten Latium, in der Nähe der Pontinischen Sümpfe, auf einem Felsen am Meere gelegen mit einem vortrefflichen Hafen, wurde nach langwierigen und heldenmüthigen Kämpfen mit den Römern durch Cajus Menenius im 3. Jahrh. v. Chr. unterjocht. Unter Nero, welcher nebst seinem Vorgänger Caligula hier geboren, ward der Hafen wieder hergestellt, Paläste und Tempel wurden aufgebaut, der Handel und Wohlstand zu neuer Blüte gebracht. Die Einfälle der Sarazenen richteten A. völlig zu Grunde. Im J. 1496 ließ Papst Alexander VI. den Hafen verschütten und erst nachdem im 17. Jahrh. ein kleiner Hafen eingerichtet worden war, entstand das heutige Dorf Porto d'Anzio (mit 500 E.) Die Ruinen der alten Stadt, z. B. die des Neronischen Palastes, des vermeintlichen Arsenals u. s. w., sind großartig. Von dem einst so berühmten Tempel der Fortuna sind jedoch nur wenige Spuren vorhanden. Die wichtigsten und größten Kunstwerke des Alterthums, wie der Apoll von Belvedere, der Borghesesche Fechter u. A., wurden hier gefunden. Bei dem nahen Dorfe Nettuno sieht man im Meere die Trümmer eines Tempels des Neptun.

Antommarchi (Francesco), Napoleon's Arzt auf St.-Helena, stammte aus Corsica und war seit 1812 Prosector am Hospitale Sta.-Maria zu Florenz, wo er mit dem berühmten Mascagni in enger Verbindung stand. Im J. 1818 ward er im Namen der Mutter Napoleon's durch den Cardinal Fesch bewogen, nach St.-Helena zu gehen, um Napoleon ärztlichen Beistand zu leisten. Am 13. Sept. 1819 machte er seinen ersten Besuch bei dem Kaiser, der ihn mit Mistrauen aufnahm; doch wußte A. sehr bald dessen volles Vertrauen zu gewinnen. Nach Napoleon's

Tode, der ihm in seinem Testamente 100000 Fr. vermachte, ging er nach Paris, wo er das vielgelesene Werk „Les derniers moments de Napoléon" (2 Bde., Par. 1825; deutsch, Stuttg. 1825) herausgab. Über seine projectirte Herausgabe der großen anatomischen Tafeln, die eine hinterlassene Arbeit des verstorbenen Mascagni waren, und von Berlinghieri, Barcelotti und Rossi (Pisa 1823—26) herausgegeben wurden, gerieth er mit den Erben Mascagni's in einen für ihn nicht rühmlich beendigten Streit. Die poln. Revolution gab ihm Veranlassung, nach Warschau zu gehen, wo er die Leitung der ärztlichen Anstalten erhielt. Doch bald kehrte er nach Paris zurück, welches er aber schon zu Ende des J. 1831 wieder verließ, um sich nach Italien zu wenden. Später reiste er nach Westindien, wo er 1838 auf der Insel Cuba starb. Ein höchst bescheidener und anspruchsloser Mann, war er stolz auf den Besitz einer Gypsmaske Napoleon's, die er nach dessen Tode abgenommen hatte und im Kupferstich veröffentlichte.

Anton Clemens Theodor, König von Sachsen, 1827—36, geb. am 27. Dec. 1755, gest. am 6. Juni 1836, verbrachte, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, die längste Zeit seines Lebens, entfernt von Staatsangelegenheiten, in einem einfachen, geräuschlosen Leben, beschäftigt mit Musik, in der er selbst als Componist sich versuchte, mit Genealogie, die sein Lieblingsfach war, und mit Andachtsübungen. Der Tod seines Bruders Friedrich August I. (s. d.) rief ihn am 5. Mai 1827 auf den Thron, wo er durch sein leutseliges Wesen, durch Milderung der Hofetikette und durch die Beschränkung des Jagdwesens sich gleich anfangs viele Liebe gewann. Im Übrigen änderte er an dem Systeme der Regierung nichts, bis die Bewegungen der Zeit sich 1830 gegen dasselbe erhoben und ihn zu dem Entschluß brachten, seinen Neffen, den Prinzen Friedrich, zum Mitregenten zu erklären, und ein neues Ministerium anzunehmen. Hiermit trat Sachsen in die Reihen der constitutionellen Staaten und erfuhr eine tiefgreifende Reform seiner innern Verhältnisse. Das wohlwollende Herz des greisen Königs wendete sich jeder Maßregel mit eifriger Theilnahme zu, die er dem Glücke seines Volkes ersprießlich glaubte. Noch kurz vor seinem Tode ward ihm durch ein improvisirtes Volksfest, das seinen 81. Geburtstag feierte, der schönste Beweis, wie dankbar das Volk seine Tugenden anerkannte, und wie innig es die Liebe des Monarchen mit Liebe erwiderte. Er war zwei mal vermählt: erst mit der Prinzessin Marie von Sardinien, gest. 1782, dann mit Marie Therese, der Tochter Kaiser Leopold's, die während der Huldigung zu Leipzig 7. Nov. 1827 starb. Die erste Ehe war kinderlos, die Kinder der zweiten starben in zarter Jugend.

Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 4. Oct. 1633 zu Hitzacker im Lüneburgischen, wurde 1685 Mitregent seines Bruders Rudolf August, und nach dessen Tode alleiniger Regent. Im J. 1710 trat er in Bamberg öffentlich zum Katholicismus über, dem er schon länger heimlich angehörte; für sein Land blieb dieser Wechsel nach seiner ausdrücklichen Versicherung ohne alle Folgen. Er selbst erreichte dabei, daß seine Enkelin Elisabeth, die ebenfalls übertrat, Gemahlin des nachmaligen Kaisers Karl VI. wurde. A. U. starb 27. März 1714. Erzogen von dem Polyhistor und Geschichtsforscher Schottel war er ein äußerst prachtliebender Fürst nach franz. Vorbilde, zugleich aber ein eifriger Gönner der Wissenschaften und Künste und Mitglied des Palmenordens. Der Reichthum der Bibliothek zu Wolfenbüttel ist zum Theil sein Verdienst. Auch bewies er sich selbst als Schriftsteller thätig. Außer einigen für Hoffeste bestimmten Singspielen, gibt es von ihm 61 geistliche Lieder, die jetzt aus den Gesangbüchern verschwunden sind, und unter dem Titel „Christfürstliches Davids Harpffenspiel" (Nürnb. 1667 und Wolfenb. 1670) erschienen. Die Melodien dazu hat seine Stiefmutter Sophia Elisabeth von Mecklenburg gesetzt. Außerdem verfaßte er zwei Romane: „Die durchlauchtige Syrerinn Aramena" (5 Thle., Nürnb. 1669 und 1678, kürzere Bearbeitung von S. A(lbrecht), 3 Thle., Berl. 1782) und „Octavia" (6 Thle., Nürnb. 1685—1707 und Braunschw. 1712; ein fragmentarischer 7. Thl., Wien 1762). Beide Romane, besonders der letzte, waren seiner Zeit hochberühmt und viel gelesen. Sie theilen die Breite und den Schwulst ihrer Zeit, zeugen aber, trotz ungeschickter Anlage, von lebhafter Phantasie und nicht gewöhnlicher Bildung des Verfassers. „Octavia" enthält zahlreiche Episoden, welche gleichzeitige Hofgeschichten unter verstellten, jetzt meist unverständlichen Namen erzählen. Erklärt ist darunter nur die Geschichte der sogenannten Gräfin von Ahlden, Georg's I. von England unglücklicher Gemahlin, und des Grafen Königsmark.

Anton Ulrich, der zweite Sohn des Herzogs Ferdinand Albert von Braunschweig-Wolfenbüttel (bis 1735 Braunschweig-Bevern, weshalb der Prinz in Rußland anfangs diesen Titel führte), war 28. Aug. 1714 geboren. Als die russ. Kaiserin Anna für die Tochter ihrer Schwester Katharine, die Prinzessin Anna (s. Anna Karlowna) von Mecklenburg-Schwerin,

einen Gemahl suchte, lenkte der östr. Einfluß die Wahl auf A. U. Derselbe kam zu Anfang des J. 1733 nach Rußland, ward zum Obersten eines Kürassierregiments ernannt, und erhielt eine ansehnliche Pension. Die Vermählung verzog sich aber noch lange. Die Prinzessin bezeigte nichts weniger als Neigung zu dem ihr zugedachten, an Charakter sehr unbedeutendem Gemahl, und wurde endlich nur, um einer ihr noch widerwärtigern Verbindung, nämlich der mit dem Sohne Biron's (s. d.) zu entgehen, zur Einwilligung in die Vermählung mit A. U. gebracht, die dann 14. Juli 1739 stattfand. Am 23. Aug. 1740 erfolgte hierauf aus dieser Ehe die Geburt des Prinzen Iwan. Die Kaiserin selbst verfiel jetzt in eine gefährliche Krankheit, und erklärte unter dem Einflusse Biron's und Bestuschew's den kleinen Iwan zu ihren Nachfolger, Biron aber zum Regenten. Die Ältern des jungen Kaisers mußten in diese Maßnahme willigen. A. U. machte zwar unmittelbar nach dem Tode der Kaiserin einige schwache Versuche, die Bestimmung umzustoßen, was aber nur die Bestrafung seiner angeblichen Verführer, und für ihn selbst einen Verweis von Senat und Generalität zur Folge hatte, wobei er als Waltschik (junger Laffe) bezeichnet ward. Er legte nun seine Militärstellen nieder. Da aber Biron die Ältern des jungen Kaisers in unerträglicher Weise kränkte, so wendete sich Anna in ihrer Verzweiflung an den Minister und General Münnich (s. d.), und dieser machte 20. Nov. der Herrschaft Biron's ein rasches Ende. Ein Manifest verkündigte, daß die Großfürstin Anna die Regentschaft übernommen habe, und bald darauf wurde A. U. zum Mitregenten ernannt. Nach wenigen Monaten stürzte die Regentin denselben Münnich, der sie gehoben hatte. Unter den Ministern, die jetzt am Ruder standen, bestand so wenig Einigkeit, wie zwischen dem Regentenpaare selbst. Die Regierung galt für eine fremde und wußte sich nicht in Ansehen zu setzen. Da erfolgte dann in der Nacht vom 5—6. Dec. 1741 jene Palastrevolution, welche die Kaiserin Elisabeth auf den Thron hob. A. U. und seine Gemahlin wurden in entfernte Provinzen verwiesen, und lebten die längste Zeit in Cholmogory im Gouvernement Archangel. Noch in ihrem Glück war ihnen die Prinzessin Katharina geboren worden; in der Gefangenschaft erzeugten sie Elisabeth, Peter und Alexis. Anna starb 18. März 1746. Dem A. U. soll Katharina II. die Freiheit angeboten, er sie aber ausgeschlagen haben. Er war zuletzt erblindet. Selbst sein Todesjahr ist ungewiß: es werden die Jahre 1774, 1775 und 1780 genannt. Im letztern J. entschloß sich die Kaiserin, seinen Kindern, mit Ausnahme des schon geopferten Iwan, ein besseres Loos zu bereiten; sie verschaffte ihnen ein Asyl in Horsens in Jütland, wo sie, äußerlich gut gestellt, bis 1807 nacheinander gestorben sind.

Antonelli, röm. Cardinal-Staatssecretär, stammt aus einer in hohem Grade verrufenen Familie, von der mehre Glieder sich als Räuber und Banditen einen nicht beneidenswerthen Namen gemacht haben. Seine Erziehung erhielt er in dem großen röm. Seminar. Von Gregor XVI. in den Prälatenstand erhoben, ward er zum Beisitzer beim Obercriminalgericht ernannt, später als Delegat erst nach Orvieto, dann nach Viterbo, endlich nach Macerata gesandt. Kurz vor Pius' IX. Thronbesteigung zum Cardinal erhoben, ward er von dem neuen Papste zum Unterstaatssecretär des Innern, und zum Oberschatzmeister der zweiten Apostolischen Kammer (Finanzminister) ernannt. In dieser Stellung wußte er sich das Wohlwollen seines Souveräns in hohem Maße zu erwerben, und obgleich durch den überwiegenden Einfluß der Liberalen, die kein geistliches Ministerium mehr wollten, von der officiellen Leitung des Staates entfernt, blieb er doch Pius' IX. vertrauter Rathgeber, zumal in den schlimmen Tagen, die der Ermordung Rossi's und dem Sturme des Quirinals folgten. In Gaeta, wohin er nach der Flucht des Papstes sich begab, ward er zum ersten Staatssecretär ernannt; seitdem lenkt er das Steuerruder von St.-Peter. Über seine politischen Gesinnungen und Grundsätze lauten die Urtheile außerordentlich verschieden. Aus seinen Handlungen läßt sich schließen, daß er zwar dem alten Regime zugeneigt und einer neuen, freisinnigen Regierungsform des Kirchenstaats durchaus entgegen ist, doch aber auch von der Einführung eines Schreckensdespotismus, wie ihn mehre seiner Collegen herbeiwünschten, nichts wissen will. Sein Einfluß auf das schwache Gemüth Pius' IX. ist fast unbegrenzt. Das Novemberprogramm von Gaeta (1849), worin die dem Volke zu gewährenden Reformen auf Frankreichs Wunsch namentlich aufgeführt wurden, ist sein Werk.

Antonello von Messina, eigentlich Antonello d'Antonio, ein Maler, der in der Entwickelungsgeschichte der ital. Kunst eine eigenthümlich wichtige Bedeutung hat. Seine Geburt setzt man um 1414; seine frühere künstlerische Thätigkeit gehört seinem Vaterlande Sicilien an. Damals erfreuten sich die Gemälde der Brüder van Eyck in Flandern, besonders die des Johann van Eyck, großen Ruhms. Einige Exemplare derselben kamen nach Italien, namentlich nach Neapel, und erregten wegen der Feinheit der Naturbeobachtung und wegen der illusorischen Wir-

kung, die in ihnen waltete, Aufsehen unter den Künstlern. Die letztere beruhte wesentlich auf der Technik der Ölmalerei, welche von Joh. van Eyck, wenn nicht erfunden, doch für eine eigentlich künstlerische Anwendung ausgebildet war, während die in Italien noch allgemein übliche Technik der trockenen Temperamalerei nicht zu gleichen Erfolgen führen konnte. Auch hatte A. Gelegenheit, ein solches Ölgemälde am Hofe des Königs Alfons in Neapel zu sehen. Sofort entschloß er sich, zu Joh. van Eyck nach Flandern zu reisen und sich, wo möglich, in den Besitz dieser neuen Technik zu setzen. Er kam dort ungefähr 1443 an, gewann das Vertrauen des flanderischen Meisters, und dieser lehrte ihm das Geheimniß seiner Farbenmischung. Nachmals ließ sich A. in Venedig nieder, und verbreitete die Technik der Ölmalerei unter den Künstlern der venetianischen Schule, welche hierdurch das gediegenste Darstellungsmittel für ihre der Realität des Lebens und dem freudigen Glanze der Farben zugewandte Sinnesrichtung empfingen. In der That war in der spätern Zeit des 15. Jahrh. die Ölmalerei bei den Venetianern bereits allgemein verbreitet, während die übrigen ital. Schulen noch im Anfange des 16. Jahrhunderts großentheils bei der alten Technik verharrten. Das Todesjahr des A. wird mit Wahrscheinlichkeit in das J. 1493 gesetzt. Seine Bilder sind ziemlich selten geworden. Das Berliner Museum besitzt deren drei, die sämmtlich mit dem Namen des Künstlers bezeichnet sind; eins von diesen führt zugleich die Jahrzahl 1445, und trägt ganz das Gepräge der flanderischen Schule. Die beiden andern haben den Charakter der venetianischen Schule des 15. Jahrh. und gehören in die spätere Zeit des Künstlers.

Antoninus, der Heilige, geb. 1389 zu Florenz, trat frühzeitig in den Dominicanerorden, war Prior mehrer Klöster, und wurde, weil er sich in allen seinen Stellungen durch seine Frömmigkeit, Erfahrung und Gelehrsamkeit die allgemeinste Achtung erworben hatte, 1446 zum Erzbischof von Florenz ernannt, wo er bald das Vertrauen des Cosmus von Medici erhielt. Er starb 1459. Papst Hadrian IV. kanonisirte ihn 1523; der 2. und 10. Mai ist zu seinem Gedächtniß bestimmt. Zu seinen Schriften gehören: „Summa theologica" (4 Bde., Nürnb. 1478) und „Summa historialis" (3 Bde., Ven. 1480).

Antoninus Pius (Titus Aurelius Fulvus), röm. Kaiser, 138—161 n. Chr., geb. 86, stammte aus Nemausus in Gallien. Sein Vater, Titus Aurelius Fulvus, hatte das Consulat bekleidet, und 120 gelangte auch er zu dieser Würde. Er war einer von den vier Consularen, unter welche Hadrian die Verwaltung Italiens theilte; dann ging er als Statthalter (Proconsul) nach Asien. Nach seiner Rückkehr stieg er immer mehr in Hadrian's Vertrauen. Von seiner Gemahlin Faustina, des Annius Verus Tochter, deren zügelloses Betragen er auf alle Weise den Blicken der Welt zu verbergen suchte, hatte er vier Kinder; alle starben bis auf Faustina, des Marc Aurel nachmalige Gattin. Im J. 138 ward er von Hadrian an Kindesstatt angenommen, wogegen er wiederum den L. Verus und M. Annius Verus (Marc Aurel) adoptirte. In demselben Jahre bestieg er den Thron. Unter ihm war das Reich ruhig und glücklich. Mäßig und einfach in seinem Privatleben, den Nothleidenden hülfreich, ein Verehrer der Tugend und Weisheit, ward er der Vater seines Volks. Seine weise Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, die Auflagen zu vermindern. Die Verfolgungen der Christen stellte er ab, so viel er vermochte. Er führte nur wenige Kriege, ausgenommen in Britannien, wo er das röm. Gebiet erweiterte, und durch Aufführung eines neuen Walles zwischen dem Forth und Clyde den Einfällen der räuberischen Stämme, die damals in den Hochlanden wohnten, steuerte. Benachbarten Königen galt sein Rath fast wie Befehl, und entfernte Völker erkoren ihn zu ihrem Schiedsrichter. Den Beinamen Pius erhielt er, weil er, als nach dem Tode Hadrian's der Senat die Anordnungen (acta) dieses Kaisers für ungültig erklärte und ihm die übliche Ehre der Vergötterung nicht zugestehen wollte, die Ausführung dieser Absicht verhinderte. A. starb 161. Seine Asche ward in dem Grabmale Hadrian's beigesetzt. Die Säule, die ihm seine Adoptivsöhne errichteten, wurde 1705 unter dem Schutt liegend gefunden und von Pius VI. zur Restauration der Obelisken verwendet, ihr Fußgestell aber in den Garten des Vatican gebracht. Die sogenannte **Antoninussäule**, die noch in Rom die nach ihr benannte Piazza Colonna ziert, ist diejenige, welche vom Senat dem Marcus Aurelius wegen seiner Siege über die Markomannen errichtet ward. Mehre Kaiser, wie Caracalla, führten auch den Namen Antoninus.

Antoninus (Marcus Annius Verus Aurelius), der Philosoph, am bekanntesten unter dem Namen Marc Aurel, röm. Kaiser 161—180 n. Chr., geb. 121, bestieg nach Antoninus Pius, seines Adoptivvaters Tode, 161 den Thron. Freiwillig theilte er die Regierung mit Lucius Verus, seinem Adoptivbruder, den er zum Cäsar und Augustus ernannte und mit seiner Tochter Lucilla vermählte. Erzogen und unterrichtet von Sextus von Chäronea, Plutarch's Enkel, dem Redner Herodes aus Athen und dem Juristen Lucius Volusius Mecianus, hatte er sich zum Gelehrten ge-

bildet und besonders die stoische Philosophie liebgewonnen. Während seine Feldherren, Statius Priscus, Avidius Cassius, Marcius Verus und Fronto, die Parther schlugen, Armenien, Medien und Babylon eroberten und die große Stadt Seleucia am Tigris zerstörten, richtete A. sein Augenmerk auf Rom und die Deutschen. Jenes wurde von Pest, Hungersnoth und Überschwemmungen heimgesucht, deren Folgen er zu vermindern suchte; diese beunruhigten das röm. Gebiet durch häufige Einfälle, wurden aber zurückgeschlagen. Zugleich bemühte sich A. die Sitten des Volks und die Gerechtigkeitspflege zu verbessern. Nach Beendigung des Parthischen Kriegs hielten beide Kaiser einen Triumph und nahmen den Titel Parthicus an; doch die Siegesfreude störte bald eine ausbrechende fürchterliche Pest, womit die morgenl. Armee alle Länder angesteckt hatte, durch welche sie gezogen war. Dazu kamen abermals Erdbeben, Überschwemmungen und ein allgemeiner Aufstand der Grenzvölker von Gallien bis an das Schwarze Meer. Hierauf nahm der Krieg gegen die Markomannen, der acht Jahre lang mit abwechselndem Glück geführt ward, und während welches Verus 169 starb, die volle Thätigkeit des Kaisers in Anspruch. Das Vordringen der Barbaren bis nach Italien nöthigte 174 den Kaiser, da die Schatzkammer erschöpft war, alles kostbare Geräth zu verkaufen. Doch sehr bald wendete sich das Kriegsglück wieder auf seine Seite. Als er 178 bei der Stadt Gran den Quaden gegenüberstand, gerieth er, von den Feinden eingeschlossen, aus Mangel an Wasser in die äußerste Noth. (S. **Donnerlegion.**) Da erhob sich ein furchtbarer Sturm; ein Platzregen erfrischte das Heer, die Quaden wurden geschlagen, und vereint mit ihnen baten die Markomannen sowie die übrigen Barbaren um Frieden. Die Empörung des syrischen Statthalters Avidius Cassius, der sich Ägypten und die Länder innerhalb des Taurus unterworfen hatte, hielt den Kaiser ab, seinen Sieg weiter zu verfolgen; aber noch ehe er Asien erreichte, war der Aufrührer von seinen Anhängern ermordet worden. A. verzieh allen Theilnehmern, zog in Triumph in Rom ein und beschäftigte sich nun wieder mit den innern Angelegenheiten, bis neue Angriffe der Markomannen ihn nöthigten, mit seinem Sohne Commodus, den er 186 zum Mitkaiser ernannt hatte, gegen sie ins Feld zu ziehen. Er besiegte sie, erkrankte aber in Sirmium, und starb zu Vindobona (Wien) 180 n. Chr. Vom Senat ward ihm zu Ehren eine Säule errichtet. A. gehört zu den besten Kaisern, welche Rom beherrscht haben, obgleich seine Philosophie und die natürliche Großmuth seines Charakters ihn nicht abhielten, die Verfolgung der Christen in Gallien zu befehlen. Wir besitzen von ihm ein Werk in griech. Sprache: „Betrachtungen über sich selbst", in welchem er sich als einen Anhänger der stoischen Philosophie zeigt. Die besten Ausgaben besorgten Casaubonus (Lond. 1643), Gataker (Cambridge 1652), Schulz (Schlesw. 1802) und Koraes (Par. 1816). Es ist in die meisten lebenden Sprachen der gebildeten Völker übersetzt; ins Deutsche von Schulz (Schlesw. 1799) und ins Persische von Hammer (Wien 1831).

Antoninus Liberalis, nach Andern fälschlich Antonius, wahrscheinlich ein Freigelassener des Kaisers Antoninus Pius, um 147 n. Chr., verfaßte in dem Geschmacke seiner Zeit unter dem Titel „Metamorphosen" eine Sammlung fabelhafter Erzählungen, die er größtentheils aus ionischen Dichtern und Prosaikern entlehnte, und die für den Gelehrten deshalb einen besondern Werth haben, weil die Schriften seiner Gewährsmänner, welche er jedesmal anführt, sämmtlich untergegangen sind. Zuerst wurden sie herausgegeben von Xylander (Bas. 1568) und besser von Verheyk (Leyd. 1774). Für die Kritik aber sowol als für die Erklärung des Textes ist am meisten gethan in den Ausgaben von Koch (Leipz. 1832) und von Westermann in den „Mythographi graeci" (Braunschw. 1842).

Antonius, der Heilige oder Große, auch A. von Theben genannt, der Vater des Mönchthums, war um 251 zu Koma bei Heraklea in Oberägypten geboren. Nachdem er sein ganzes Vermögen an die Armen gegeben, ging er 285, um sich der Andacht zu widmen, als Einsiedler in die ägypt. Wüste. Hier bauten zu Anfange des 4. Jahrh. mehre der Einsiedler ihre Hütten in die Nähe der seinigen, was man als den Anfang der cönobitischen, d. h. klösterlichen, Lebensart betrachten kann. Im J. 311 kam er nach Alexandrien, um bei der damaligen Christenverfolgung die Ehre des Märtyrerthums zu suchen; da man ihm aber das Leben ließ, kehrte er in die Einsamkeit zurück. Später überließ er die Leitung des bereits mehr und mehr ausgebildeten Eremitenvereins seinem Schüler Pachomius, und begab sich mit zwei Freunden in eine noch entlegenere Einöde, wo er 356 starb. Daß er sich nur mit einem härenen Hemde und einem Schaffell bekleidete und seinen Körper niemals reinigte, ist glaublicher als die seltsamen Erzählungen von seinen Teufelskämpfen und Wundern, wie sie Athanasius im Leben desselben beschreibt. Alle seine Schritte zeugen von der Übermacht seiner glühenden Einbildung und dunkeln Gefühle für religiöse Ascetik. Die sieben Briefe und einige andere ascetische Schriften, die das

Alterthum ihm beilegt, rühren schwerlich von ihm her. Ebenso wenig ist es erweislich, daß er Mönchsregeln aufgesetzt, und ganz ungegründet, daß er einen Orden gestiftet habe; doch wollen die Mönche der schismatischen Kirche im Orient, z. B. die Maroniten, Armenier, Jakobiten, Kopten und Abyssinier, dem angeblichen Orden des A. angehören. Sie folgen aber nur der Regel des heil. Basilius. In der kath. Kirche steht A. in sehr hohem Ansehen. — Gegen das nach ihm benannte **Antoniusfeuer**, eine im Mittelalter häufig vorkommende Volkskrankheit, bei welcher das brandige Absterben der Glieder stattfand, und die eine Folge von Mutterkornvergiftung war, soll das Gebet um seine Fürsprache geholfen haben. Gaston, ein reicher franz. Edelmann, der bei den angeblichen Gebeinen des A. zu St.-Didier-la-Mothe eine solche Cur für seinen Sohn erfleht hatte, stiftete aus Dankbarkeit 1095 zur Pflege der Kranken und Beschützung der Pilger die **Hospitalbrüderschaft des heiligen A.**, deren erster Großmeister er war. Dieser Orden erhielt auf der Kirchenversammlung zu Clermont 1096 die päpstliche Bestätigung, übernahm 1218 die Mönchsgelübde und wurde von Bonifaz VIII. 1298 zu einer Brüderschaft geregelter Chorherren nach der Regel des Augustinus mit der Bestimmung erklärt, daß der Großmeister Abt heißen, zu St.-Didier-la-Mothe seinen Sitz haben und General aller Klöster des Ordens sein sollte. Die Prioren der Klöster nannten sich Comthure, später Präceptoren, und waren dem Abt untergeben. Die Kleidung dieser **Antonierherren**, Antonianer oder Antoniter, wie sie nun als Kanonici hießen, war schwarz und mit einem der Form eines T sich nähernden Kreuze von blauem Schmelz auf der Brust ausgezeichnet. Ihre ursprüngliche Bestimmung gaben sie als Chorherren auf und widmeten sich dem still beschauenden Andachtsleben. Wallfahrten zum Grabe des A. und Schenkungen machten sie reich und verschafften ihrem Orden eine weite Ausbreitung. Ihr Präceptor zu Lichtenberg im sächs. Kurkreise war vor der Reformation Kanzler der Universität zu Wittenberg. Selbst noch im 18. Jahrh. hatten sie, namentlich in Frankreich, mehre Klöster, von denen aber keins das 19. Jahrh. erlebte. Die **St.-Antonsbilder** hielt man sonst für Schutzmittel gegen Feuersbrünste. Über obige Krankheit s. **Mutterkorn** und **Ergotismus**; auch vgl. Fuchs „Das heilige Feuer des Mittelalters" (Berl. 1834).

Antonius von Padua, der Heilige, geb. 15. Aug. 1195 zu Lissabon, von väterlicher Seite verwandt mit Gottfried von Bouillon, war erst Augustiner, wurde dann Schüler des heiligen Franz von Assisi und in Folge davon ein thätiger Verbreiter des Franciscanerordens, dem er 1220 beigetreten. Auf einer Bekehrungsreise nach Afrika an die Küsten von Italien verschlagen, predigte er später mit großem Beifall in Montpellier, Toulouse, Bologna und zu Padua, wo er 13. Juni 1231 starb. Die Legenden über ihn sind voll Märchen; einstimmig rühmen sie sein Talent als Prediger, welches so groß gewesen sein soll, daß er selbst die Fische gerührt. Die kath. Kirche, besonders in Portugal und Italien, verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Heiligen, unter welche er 1232 von Papst Gregor IX. versetzt wurde. In Rom wird zu seinem Andenken das Fest der Thierweihe vom 17.—25. Jan. gefeiert. Sein Grabmal befindet sich zu Padua in einer ihm geweihten Kirche und gilt für ein Meisterstück der Bildhauerkunst. Sein kirchlicher Gedächtnißtag fällt auf den 13. Juni.

Antonius (Marcus), der Triumvir, aus einem der ältesten Patriciergeschlechter Roms, der Sohn des Prätors und Enkel des Redners Antonius, durch seine Mutter Julia mit Cäsar verwandt, wurde 83 v. Chr. geboren und lebte in seiner Jugend höchst ausschweifend. Von seinen Gläubigern gedrängt, ging er nach Griechenland, wo er kaum angefangen hatte, die Philosophen und Redner zu hören, als ihn der Proconsul Gabinius zum Anführer seiner Reiterei ernannte. Sowol bei dem Feldzuge gegen Aristobulus in Palästina wie in Ägypten, wo er den Ptolomäus Auletes einsetzen half, zeigte er viel Muth und Thätigkeit. Die Soldaten, gegen die er sich freigebig, nachsichtig und vertraulich bezeigte, gewannen ihn sehr lieb. Von Cäsar, zu dem er im J. 54 nach Gallien gegangen war, begünstigt, erhielt er 53 die Quästur. Hierauf hielt er sich wieder bei Cäsar auf bis zum J. 50, wo er nach Rom zurückkehrte. Er wurde jetzt Augur und Volkstribun. Als Anhänger Cäsar's ward er mit den Tribunen Curio und Cassius Longinus 6. Jan. 49 aus der Curie verwiesen, was Cäsar, in dessen Lager sie flohen, zum Vorwand des Kriegs gegen Pompejus nahm. Bei dem Ausbruche desselben erhielt A. von Cäsar die Ernennung als Oberbefehlshaber von Italien; später führte er diesem eine beträchtliche Macht nach Epirus zu Hülfe. In der pharsalischen Schlacht befehligte er den linken Flügel. Als Befehlshaber der Reiterei und Statthalter von Italien kehrte er sodann nach Rom zurück, wo ihn aber Cäsar wegen seiner Lebensweise mit Kälte behandelte. Er verheirathete sich mit Fulvia, des Clodius Witwe, welche ihn eine Zeit lang despotisch beherrschte. Als Cäsar aus Spanien zurückkam, gewann er dessen Gunst wieder, ward 44 Mitconsul, und suchte als solcher, jedoch vergebens,

das Volk dazu zu bewegen, Cäsar als König anzuerkennen. Bald darauf wurde Cäsar ermordet, und A. würde dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn nicht Brutus, der ihn für die Republik zu gewinnen hoffte, sich für ihn verwendet hätte. Allein A. bemächtigte sich des Schatzes und der Papiere Cäsar's, auch dessen Testaments, verband sich mit Lepidus, der mit den Truppen in die Stadt gerückt war, hielt dem Cäsar eine Leichenrede und entflammte durch diese, zumal er dabei dessen blutiges Gewand ausbreitete, das Volk zur Wuth und Rache. Die Mörder mußten flüchten, und A. herrschte einige Zeit mit unumschränkter Gewalt. Nachdem er sich mehrmals mit dem jungen Octavius, oder wie sich dieser nunmehr nannte, Octavianus (s. Augustus), Cäsar's Erben, der nach der Alleinherrschaft strebte, aus Politik aber die Statthalterschaft Gallien dem A. vom Volke gegen den Willen des Senats zutheilen ließ, entzweit und versöhnt hatte, belagerte er Mutina, welches Decimus Brutus, der diese Provinz noch nach Cäsar's Anordnung verwaltete, tapfer vertheidigte. Unterdeß hielt Cicero seine berühmten Reden gegen ihn; der Senat erklärte ihn für einen Feind des Staats, und die beiden Consuln, Hirtius und Pansa, von Octavian begleitet, rückten wider ihn ins Feld. A. schlug anfangs Pansa in einer mörderischen Schlacht; aber Hirtius eilte herbei, und A. ward im April 43 bei Mutina geschlagen (der sogenannte Mutinensische Krieg). Doch auch beide Consuln waren geblieben, und Octavian trat nun an die Spitze des republikanischen Heers. A. floh unter großen Beschwerden und Entbehrungen über die Alpen. Er begab sich in Trauerkleidern in das Lager des Lepidus, der in Gallien befehligte, und gewann hier schnell das Heer für sich, sodaß dies den Anführer nöthigte, sich mit A. zu verbinden und ihm sogar seine Stelle zu übergeben. Auch Plancus und Pollio verstärkten seine Partei mit ihren Heeren, und A., der vor kurzem Italien als Flüchtling verlassen hatte, kehrte an der Spitze von 17 Legionen (sechs wurden in Gallien zurückgelassen) und 10000 Reitern dahin zurück.

Jetzt ließ Octavian, der bis dahin sich nur zum Schein als Anhänger des Senats und als Verfechter der republikanischen Freiheit gezeigt hatte, die Maske fallen; er zog A. und Lepidus entgegen und hatte mit ihnen auf einer Insel des Reno (nach Andern des Lavino) unweit Bologna die berühmte Zusammenkunft, wo sie die röm. Welt unter sich theilten. Darauf zogen die Triumvirn nach Rom, und mit ihnen kam Mord und Raub über ganz Italien. A. ließ Cicero's Haupt und rechte Hand auf derselben Rednerbühne zur Schau stellen, auf welcher dessen Beredtsamkeit so oft gesiegt hatte. In diesen Verfolgungen kamen, nach Appian, 300 Senatoren und 2000 Ritter um. Nachdem die zum Kriege nöthige Summe von 200 Mill. Sesterzien (ungefähr 10 Mill. Thaler) herbeigeschafft war, und die Triumvirn Magistratspersonen auf mehre Jahre ernannt hatten, gingen A. und Octavian 42 nach Macedonien ab, wo die vereinigten Streitkräfte ihrer Gegner, Brutus und Cassius, ein mächtiges Heer bildeten. Bei Philippi befehligte A. gegen den Cassius, der sich, als der blutige Kampf unglücklich für ihn ausgefallen war, von einem seiner Sklaven tödten ließ. Auch in der zweiten Schlacht war A. es vorzüglich, der den Brutus nöthigte, denselben verzweiflungsvollen Entschluß zu fassen. Bei dem Anblick des Leichnams zeigte er tiefe Rührung, bedeckte ihn mit seinem Mantel und ließ ihn ehrenvoll beerdigen. Hierauf ging er nach Griechenland, besuchte zu Athen die öffentlichen Schulen, und gab dieser noch in ihrem Verfall glänzenden Stadt Beweise seiner Hochachtung. Von da begab er sich nach Asien. In Cilicien befahl er der Königin von Ägypten, Kleopatra, sich wegen ihres den Triumvirn misfälligen Betragens zu rechtfertigen. Sie erschien persönlich und wußte ihn zu fesseln. A. folgte ihr nach Alexandrien, wo er in ununterbrochenen Zerstreuungen nicht eher wieder an die Angelegenheiten der Welt dachte, als bis ihn die Nachricht von den in Italien zwischen seinem Bruder Lucius A., seiner Gemahlin Fulvia und Octavian ausgebrochenen Feindseligkeiten aus seinem Rausche weckten. Es erfolgte ein kurzer Krieg, der noch vor A.'s Ankunft in Italien zu Octavian's Gunsten entschieden ward. Der Tod der Fulvia erleichterte die Aussöhnung, welche durch die Vermählung des A. mit Octavia, der Schwester Octavian's, besiegelt ward.

Beide machten nun eine neue Theilung des röm. Reichs zu Brundusium im J. 40. A. bekam den Orient, Octavian den Occident. Dem schwachen Lepidus wurde zum Schein Afrika zugetheilt und auch dieses ihm 36 genommen. Mit Sextus Pompejus, der das Mittelländische Meer beherrschte, ward ein Vertrag geschlossen. Sodann ging A. nach Athen, wähcend sein Legat Ventidius siegreich gegen die Parther kämpfte. Neue Mishelligkeiten zwischen Octavian und A., die diesen 38 bewogen, sich nach Tarent zu wenden, wurden durch die Vermittelung der Octavia beigelegt. Nach seiner Rückkehr nach Asien ergab er sich jedoch dem schamlosesten Leben, verschwendete, das Interesse des Staats verletzend, Provinzen und ganze Reiche an die Königin Kleopatra (s. d.) und übte die offenbarsten Ungerechtigkeiten. Nach einem schimpflichen

Feldzuge gegen die Parther nahm er 34 den König von Armenien, Artavasdes, den er der Treulosigkeit beschuldigte, durch Verrätherei gefangen, und führte ihn im Triumph nach Alexandrien. Octavian versäumte nicht, mit Beziehung auf A.'s Betragen, das Misvergnügen der Römer gegen ihn zu reizen. Der Krieg zwischen beiden Nebenbuhlern ward unvermeidlich, und Beide fingen an sich zu rüsten. A. versäumte, unter beständigen Festen, seine wichtigsten Angelegenheiten, und füllte die Insel Samos, den Sammelplatz seiner Truppen, mit Musikern, Gauklern und Schwelgern. Von Octavia trennte er sich öffentlich. Dieser Maßregel mußte allgemeine Misbilligung folgen, da der Octavia Edelmuth bekannt und Kleopatra's hochfahrender Sinn allgemein verhaßt war. Endlich erklärte man zu Rom der Königin Ägyptens den Krieg und entsetzte A. seines Consulats und seiner Statthalterschaft. Jede Partei sammelte ihre Streitkräfte, und A. verlor 31 in der Seeschlacht bei Actium (s. d.) die Herrschaft der Welt. Er folgte der schimpflich fliehenden Kleopatra. Vergebens harrte seiner das Landheer und unterwarf sich dann dem Sieger. Darauf ging A. nach Libyen, wo ein nicht unbedeutendes, von ihm daselbst zurückgelassenes Heer seine letzte Hoffnung war. Bei seiner Ankunft mußte er sehen, daß es die Partei Octavian's ergriffen hatte, und sein Schmerz darüber war so groß, daß man ihn nur mit Mühe am Selbstmord hinderte. Nach Ägypten zurückgekehrt, lebte er jetzt in der Zurückgezogenheit, bis es der Kleopatra gelang, ihn zu der vorigen Lebensweise zurückzuführen. Ihre Feste wurden durch Octavian's Ankunft unterbrochen, der alle Vorschläge zur Unterwerfung abwies. Bei seiner Erscheinung vor Alexandrien schien A. den alten Muth wiederzufinden. Er machte einen Ausfall an der Spitze seiner Reiterei und schlug die feindliche zurück. Später aber, von der ägypt. Flotte und seinem Heere verlassen, und in dem Argwohne, von Kleopatra selbst verrathen zu sein, verlor er aufs neue den Muth. Er begab sich in den Palast der Königin, um an ihr Rache zu nehmen; sie rettete sich jedoch durch die Flucht und täuschte ihn durch das falsche Gerücht ihres Todes. Entschlossen, ebenfalls zu sterben, stürzte er sich 30 v. Chr. in sein Schwert.

Antonomásie ist eine Art von Metonymie (s. d.), vermöge deren man statt der Eigennamen eine bezeichnende Eigenschaft, wie „Der Sohn der Aphrodite" für Amor, „Der Zerstörer Karthagos" für Scipio, oder einen Eigennamen statt eines Gattungsbegriffs setzt, z. B. „Ein wahrer Cicero" statt ein Redner.

Antrag. In parlamentarischen Versammlungen muß eine Sache mit der deutlich ausgesprochenen Absicht, sie zum Gegenstande einer Verhandlung machen und einen bestimmten Beschluß darüber veranlassen zu wollen, in Anregung gebracht sein, wenn ein Beschluß darüber erfolgen soll. Das ist der Antrag. Ein solcher kann von der Regierung, von Kammermitgliedern, bei dem Zweikammersystem von der andern Kammer, endlich auch von Privatpersonen ausgehen. Über die Formen, unter denen dies erfolgt, bestimmt die Gesetzgebung. Die Anträge der Regierung geschehen in den festländischen Staaten in der Regel schriftlich, und die Vorlegung eines Gesetzentwurfs, z. B. über das Budget u. s. w., gilt als ein solcher Antrag. In England dagegen werden auch Regierungsanträge von einzelnen Parlamentsgliedern, gewöhnlich Ministern, als die ihrigen eingebracht. Die engl. Minister müssen deshalb auch Parlamentsglieder sein, weil sie außerdem keinen Antrag ans Parlament bringen können. Hinsichtlich der Anträge einzelner Mitglieder bestimmt die Geschäftsordnung, wann und wie sie eingebracht, ob und von wie vielen Mitgliedern sie unterstützt sein müssen, während die Kammer beschließt, ob sie den eingebrachten Antrag in Betracht ziehen, oder von vornherein beseitigen will. Hinsichtlich des von einer Kammer an die andere gebrachten Entwurfs gilt in der Regel die Mittheilung eines Protokollauszugs als Antrag zur Verhandlung darüber. Privatpersonen bringen ihre Anträge in der Form von schriftlichen Petitionen und Beschwerden an die Kammern, und auch darüber, sowie über die dabei zu beobachtenden Formen und Bedingungen, enthalten die Geschäftsordnungen Vorschriften. Diese müssen auch feststellen, wiefern es einem Antragsteller freisteht, einen von ihm eingebrachten, aber von der Kammer bereits zur Verhandlung angenommenen Antrag wieder zurückzuziehen.

Antraigues (Emanuel Louis Henri Delaunay, Graf d'), ein großer Politiker, aber sehr zweideutigen Charakters, war im Vivarais im Depart. Ardèche um 1765 geboren. Er hatte glänzende Anlagen, die durch seinen Hofmeister, den Abbé Maury, früh ausgebildet wurden. Den ersten Gebrauch seiner Talente machte er in dem „Mémoire sur les États-généraux, leurs droits et la manière de les convoquer" (1788), worin der fesselloseste Freiheitssinn so kraftvoll ausgesprochen wurde, daß bei der damaligen Gährung der Gemüther diese Schrift als einer der ersten Funken betrachtet werden kann, welche die Flamme der Französischen Revolution entzündeten. Als er aber 1789 zum Deputirten bei den Reichsständen ernannt war, vertheidigte

er nicht nur die Vorrechte des Erbadels, sondern gehörte auch zu Denjenigen, welche sich der Vereinigung der drei Stände am heftigsten widersetzten. Bei den Verhandlungen über die Constitution erklärte er das Veto des Königs für eine unentbehrliche Stütze des Staats. Nachdem er 1790 aus der Versammlung getreten, übersandte er seinen Bürgereid nur mit Einschränkungen. Als Unruhestifter angeklagt, wußte er sich öffentlich zu vertheidigen. Dann ging er nach Petersburg und Wien mit diplomatischen Aufträgen und wurde nun Vertheidiger der Monarchie und der Bourbons. Von Rußland 1797 nach Italien gesandt, ward er zu Mailand auf Bonaparte's Befehl verhaftet; doch seine Gattin, die berühmte Opernsängerin St.-Huberti, verschaffte ihm Mittel zur Entweichung. Hierauf kehrte er nach Wien, dann nach Rußland zurück, wo ihn Alexander 1803 zum Staatsrath machte und in diplomatischen Angelegenheiten nach Dresden schickte. Hier schrieb er die merkwürdige Schrift gegen Bonaparte: „Fragment du 18ième livre de Polybe, trouvé sur le mont Athos." Nach Rußland zurückgekehrt, fand er Mittel, Kenntniß von den geheimen Artikeln des Tilsiter Friedens zu erhalten, ging damit nach England und theilte sie dem dortigen Ministerium mit, wodurch sein Einfluß so bedeutend wurde, daß Canning in den Frankreich betreffenden Angelegenheiten nichts ohne seine Rathschläge that. Trotz seiner Anhänglichkeit an die Bourbons gelang es ihm doch nicht, das Vertrauen Ludwig's XVIII. ganz zu gewinnen. Im J. 1812 ward er in einem Dorfe bei London, nebst seiner Gemahlin, durch seinen Bedienten Lorenzo, einen Italiener, ermordet, der sich gleich nach der That selbst erschoß.

Antrim, Grafschaft und Stadt in der irländ. Provinz Ulster. Die Grafschaft umfaßt einen Flächenraum von 1164 engl. QM. oder 745177 Acres, wovon 503288 culturfähig, 53288 Wasser, 1908 Stadtgebiet und 176335 wüst sind. An der Westspitze liegt eine kleine Inselgruppe, die Skerries, und einige Meilen östlicher eine gewaltige Masse von Basaltpfeilern, genannt „der Riesendamm" (the Giants' Causeway), an der Nordküste die Insel Rathlin mit 1000 E., theils Fischern, theils Bauern. Die Ostseite ist gebirgig, in zerrissenen, unregelmäßigen Formen. Producte sind: Kohlen von nicht besonderer Güte, Kartoffeln, Hafer, Gerste, Flachs und etwas Weizen. Der Flachsbau ist nicht mehr so beträchtlich wie früher. Die Fischereidistricte sind: Ballycastle und Carrickfergus, 1844 mit 739 registrirten Fischerböten, welche 2384 Männer und Knaben beschäftigten. Der Hauptindustriezweig ist Spinnerei und Weberei in Leinen; daneben wird auch Baumwolle gesponnen und verwebt. Diese Industrie beschäftigt beiweitem den größten Theil der sehr armen Bevölkerung, welche auf 354178 E. angegeben wird, wovon 97826 in den Städten und 256352 auf dem Lande leben. Die Grafschaft ist in 14 Baronien eingetheilt, und sendet, nach der Reformbill, sechs Mitglieder ins Unterhaus, zwei für die Grafschaft, zwei für Belfast, eins für Carrickfergus und eins für Lisburne. — Die Stadt A. ist nicht Hauptstadt der Grafschaft. Sie liegt an dem Lough-Neagh, dem größten See Irlands, und war ehedem ein bedeutender Platz, der vor der Union zwei Mitglieder in das irische Parlament sandte und mancherlei Privilegien besaß. Bei A. findet sich derjenige der alten runden irischen Thürme, welcher am vollständigsten erhalten ist. Zwei alte Schlösser liegen in der Nähe: Shane-Castle, der alte Sitz der O'Neil, und Antrim-Castle, einst der Sitz der Skeffington, Viscounts und Earls von Massarene, jetzt Skeffington-Foster's, Earls von Ferrard.

Antwerpen (Antorff, Anvers), früher die Hauptstadt einer niederl. Provinz, die 1814 aus dem vormaligen Marquisat A. und der Herrschaft Mecheln gebildet ward, während der franz. Herrschaft aber das Departement der beiden Nethen ausmachte. Sie ist jetzt die Hauptstadt der gleichnamigen belg. Provinz, die, im W. durch die Schelde von Ostflandern getrennt, im N. an Holland, im O. an Limburg, im S. an Brabant grenzt, und eine fruchtbare Ebene, ohne Berg und Thal, mit $51\frac{1}{2}$ QM. und 410000 E. umfaßt. Die Stadt A. liegt am rechten Ufer der hier gegen 2000 F. breiten Schelde, auf welcher die größten Schiffe mittels acht Hauptkanälen und drei von Napoleon neu angelegten Bassins bequem an ihre Quais gelangen können. Sie hat 90000 E., eine Akademie der Wissenschaften, eine Maler- und Bildhauerakademie (die Malerakademie von St.-Lucas wurde schon um die Mitte des 15. Jahrh. gegründet und gab eine Hauptstütze der niederl. Kunst ab), eine medicinisch-chirurgische Schule, ein Seearsenal, ein Museum mit einem reichen Schatz von Gemälden, besonders von Rubens, van Dyck, Metsys, und einen zoologischen Garten, welcher in Mannichfaltigkeit der darin gehaltenen Thiere dem pariser wenig nachsteht. Ihre Fabriken und Manufacturen in Zucker, Bleiweiß, Lackmus, Stöcken, baumwollenen Zeugen, Spitzen, Spitzenzwirn, Tapeten, Gold- und Silbertressen u. s. w. sind sehr ansehnlich. Ihre Nähseide, schwarze Seidenstoffe und Druckerschwärze sind berühmt; früher waren es auch ihr Sammet, Damast und Atlas. Die drei großen Messen, welche sonst

hier abgehalten wurden, sind fast zu zwei Volksfesten herabgesunken und haben nicht einmal mehr die Bedeutung der Jahrmärkte für den Handel. Auch hat die 1827 gegründete Disconto- und Zettelbank 1848 ihre Zahlungen einstellen müssen. Unter den vielen, zum Theil prachtvollen Gebäuden, sind besonders merkwürdig der 480 F. lange Dom Unserer lieben Frauen, dessen Gewölbe auf 125 Säulen ruht, mit dem 391 F. hohen Thurme und mehren Denkmälern. Auch befinden sich hier Rubens' größte Meisterwerke, die Kreuzesabnahme und die Kreuzeserhöhung, die jedoch 1848 einstweilen entfernt wurden, um restaurirt zu werden. Dann ist bemerkenswerth die Jakobskirche mit der Kapelle und dem Grabmal der Familie Rubens, die erste und älteste 1531 erbaute Börse, sowie das Hanseatische Haus (Haus der Oosterlinge, d. i. der Ostseeländer), die ehemalige Niederlage der Hanse, 1564 erbaut, unter Napoleon eine Marinekaserne, endlich das Rubens-Denkmal, welches 1840 auf dem Grünplatze (Place-verte) errichtet wurde.

Die Stadt A. wird schon im 8. Jahrh. genannt, und bereits im 11. und 12. Jahrh. zeigen sich Spuren großen Wohlstandes. Vor dem Kriege der Niederländer mit den Spaniern war A. eine bedeutendere Handelsstadt als selbst Amsterdam, dessen Größe im 16. Jahrh. durch den Verfall von A. einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Damals war die Schelde stets mit Schiffen aller Nationen bedeckt; es sollen auf einmal 2500 Schiffe in ihrem Hafen gelegen haben. A. zählte aber auch 1550 über 200000 E. Um die Stadt im Zaume zu halten, ließ Karl V. durch den deutschen Baumeister Franz 1567 die Citadelle anlegen. Die Festungswerke hatte die Stadt schon 1540 durch den Italiener Paciotti erhalten. Nach dem Abzuge der Spanier nach Italien kam es 1576 zwischen den deutschen, ständischen und den zurückgebliebenen span. Truppen zum Kampfe, in Folge dessen 600 Häuser niedergebrannt und 10000 E. gemordet worden sein sollen. Im J. 1577 wurde die Citadelle den empörten Bürgern übergeben, welche die nach der Stadt gerichteten Forts zerstörten, gleichwie sie das in A. aufgestellte Standbild des Herzogs Alba zerschlugen. Das Unternehmen des Herzogs von Alençon 1583, sich der Stadt zu bemächtigen, scheiterte durch den gemeinsamen Widerstand der Bewohner jeden Alters, Standes und Geschlechts und mit Hülfe der in den Straßen vorgezogenen Ketten. Dagegen mußte die Citadelle 17. Aug. 1585 nach 13monatlicher Belagerung dem Prinzen von Parma, als Statthalter der Niederlande, durch Capitulation übergeben werden. (S. Gianibelli.) Durch diese Belagerung bekam der blühende Zustand der Stadt den ersten Stoß; er ward gänzlich vernichtet, als im Westfälischen Frieden die Scheldemündungen an Holland übergingen. Im J. 1746 ward die Citadelle durch die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen, 1792 durch republikanische Heere Frankreichs, 1793 durch die Östreicher und im Juli 1794 durch Pichegru erobert. Als die von dem Nationalconvente erklärte Freiheit der Schelde durch den Haager Tractat vom 16. Mai 1795 von der Republik der Niederlande anerkannt worden war, erhob sich auch A.s Handel aufs neue. Es würde dies noch mehr der Fall gewesen sein, wenn Napoleon nicht den Ort in einen Waffenplatz umgeschaffen hätte. Durch ein Decret vom 21. Juli 1803 wurde A. zum ersten Kriegshafen Frankreichs an dessen Westküste erklärt, und Napoleon beschäftigte sich während seiner ganzen Herrschaft mit dem Bau der Werfte und der Bassins. Lord Chatam's Versuch, im Aug. 1809 A. zu nehmen, die Werke und Schiffe zu zerstören, scheiterte an Bernadotte's Thätigkeit. Im J. 1814 wurde es von Engländern und Sachsen unter Graham blockirt, aber nicht förmlich angegriffen, und dann in Folge des mit dem Grafen von Artois abgeschlossenen Waffenstillstandes von Carnot 5. Mai übergeben.

Die Vereinigung Belgiens mit Holland 1815 war für A.s Handel und Wohlstand von sehr wohlthätigen Folgen. Durch die Revolution im Aug. 1830 ward es an Belgiens Schicksal gefesselt. Als die revolutionäre Partei sich der Stadt bemächtigt, zog sich der Commandant General Chassé (s. d.) in die Citadelle zurück. Durch den Übermuth gereizt, mit welchem man den Waffenstillstand brach, ließ er 27. Oct. 1830 die Stadt sieben Stunden bombardiren, wobei das große Lagerhaus nebst 30 andern Häusern und der Arsenale bis auf den Grund niederbrannten. Gleiches Unglück bedrohte die Stadt 1832, als Frankreich und England, zur Erfüllung der 24 Artikel des Tractats vom 15. Nov. 1831, die Übergabe der von etwa 5000 Holländern besetzten Citadelle an Belgien mit Gewalt zu bewirken suchten. Ein franz. Heer von 50000 Mann unter dem Marschall Gérard erschien zu diesem Zwecke vor A. Die Belagerung der Citadelle und der davon abhängenden Forts an beiden Scheldeufern leitete der General Haro. In der Nacht vom 29. zum 30. Nov. wurden die Laufgräben eröffnet. Eine zweimalige Auffoderung an den General Chassé, die Citadelle zu übergeben, hatte keinen Erfolg. Auch weigerte sich dieser, die Stadt als neutral mit seinem Feuer zu verschonen, im Fall die Franzosen der Werke der Stadt, namentlich des Forts Montebello, sich bedienen würden, um die Citadelle zu beschießen.

Da die Franzosen die Außenwerke nicht für einen Theil der unmittelbaren Festungswerke der Stadt anerkannten, und von hier aus der Angriff viel leichter war als von der entgegengesetzten Seite, so ward von ihnen beschlossen, die Citadelle vom Fort Montebello aus zu beschießen. Chassé aber ließ sich von der Beschießung der Stadt durch die Drohung abhalten, daß Holland allen Schaden zu ersetzen habe. Theils aus Unvorsichtigkeit, theils darum, weil der lockere Boden keine sichere Grundlage für das Geschütz darbot, fielen viele Kugeln und Bomben aus den franz. Batterien, die auf der entgegengesetzten Seite errichtet waren, in die Stadt, wodurch nicht nur mehre Häuser beschädigt, sondern auch Menschen getödtet wurden. Nachdem die Franzosen, unter dem fürchterlichsten Feuer aus der Citadelle, 14. Dec. das ganz zertrümmerte Fort St.-Laurent genommen und dann durch Breschebatterien die Citadelle fast zur Ruine geschossen hatten, capitulirte Chassé 23. Dec. Abends zwischen 10 und 11 Uhr, worauf am 24. die Franzosen die Citadelle besetzten. Am 30. Dec. wurde letztere, die Flanderische Schanze und die Forts Burght, Zwyndrecht und Austroweel den belg. Truppen übergeben; die holl. Truppen führte man als Geiseln für die Räumung der Forts Lillo und Liefkenshoek nach Frankreich ab. A. hat sich unter belg. Herrschaft noch nicht erholt. Der bedeutende Handel, den es nach dem Sturze des franz. Kaiserreichs mit den holl. Colonien betrieb, und der von Jahr zu Jahr zuwuchs, hat sich nach Amsterdam und Rotterdam gewendet. Das französirte A. hofft jetzt rücksichtlich seines Handels auf Deutschland. Über das frühere reiche Kunstleben A.s, dessen Denkmäler überall und in Fülle dem Reisenden entgegentreten, vgl. Schnaase, „Niederländische Briefe" (Stuttg. 1834).

Anubis, ein ägypt. Gott, auf den hieroglyphischen Denkmälern Anepu genannt, ist nach dem Mythus ein Sohn des Osiris, welchen er in dem Wahne seine Gemahlin Isis zu umfangen, mit der Nephthys zeugte. Von den Griechen wurde er öfters Hermes, bisweilen auch, die ägypt. und griech. Namensform vereinigend, Hermanubis genannt. Auf den Denkmälern wird er dargestellt mit dem Kopfe des Schakals mit spitziger Schnauze und Ohren, den die Griechen häufig mit dem Hunde verwechselten: hier und da trägt er die doppelte Krone. Ihm wird ein weißer und ein gelber Hahn geopfert. Er begleitet wie Hermes Psychopompus bei den Griechen, die Todten in die Unterwelt, den Amenthes (s. d.), und wägt dort mit Horus ihre Thaten vor Osiris ab. Als in der Römerzeit ägyptische Culte sich auch außerhalb Ägypten verbreiteten, wurde A. mit Hermes verschmolzen und sein hundsköpfiges Bild mit den Insignien des Hermes dargestellt.

Anville (Jean Baptiste Bourguignon d'), einer der berühmtesten Geographen und Landkartenzeichner, geb. zu Paris 11. Juli 1697, hatte sich bereits in einem Alter von 22 Jahren durch seine umfassenden Kenntnisse in der Geographie so vortheilhaft bekannt gemacht, daß er zum königlichen Geographen ernannt wurde. Später erhielt er auch noch die Stelle als Privatsecretär des Herzogs von Orleans, und 1775 ward er Adjunct bei der Akademie der Wissenschaften. Von Körper sehr zart, erreichte er doch, ungeachtet aller anstrengenden Arbeiten, ein sehr hohes Alter. Er starb 28. Jan. 1782, nachdem zwei Jahre zuvor seine Kräfte dem Alter gänzlich erlegen. Im Leben sehr einfach und bescheiden, war er beim Tadel doch etwas empfindlich. Von seinen Karten, deren er überhaupt 211 herausgab, erwähnen wir den „Atlas général" (Par. 1737—80, 46 Karten in 66 Blättern) und den „Atlas antiquus major" (12 Bl.), wozu die „Géographie ancienne abrégée" (3 Bde., Par. 1768) als Text gehört. Ebenso ausgezeichnet, wie die Karten für die alte Zeit, sind seine Karten von Gallien, Italien und Griechenland für die mittlere Zeit, und auch seine Karten der neuern Zeit leisten Alles, was die damals vorhandenen Hülfsmittel verstatteten. Von seinen Schriften führen wir noch die „États formés en Europe après la chute de l'empire romain en Occident" (Par. 1771; deutsch von Dillinger, Nürnb. 1782 und 1796) und „Traité des mesures itinéraires anciennes et modernes" (Par. 1769) an. Seine kostbare Kartensammlung, die aus 10500 Nummern bestand, ward noch bei seinem Leben 1779 von der Regierung für die königliche Bibliothek gekauft.

Anwachsungsrecht, Accrescenz- oder Zuwachsrecht. Vermöge dieses im gemeinen Rechte noch ausgedehnter als nach neuern Gesetzgebungen geltenden Rechts erwerben in dem Falle, wenn Mehre zu einer Erbschaft oder zu einem Vermächtnisse berufen sind, die Miterben oder Collegatare den Erb- oder Vermächtnißantheil eines ausfallenden Miterben oder Collegatars. Jedoch geschieht dies nur in dem Falle, wenn, was die Erbportion anlangt, der Wegfallende dieselbe weder auf seine Erben transmittiren kann, noch einen Substituten hat, und, was das Vermächtniß anlangt, wenn die mehren Legatare zu demselben Legate berufen sind, ohne Bestimmung besonderer Quoten, sodaß sie einander durch ihre Concurrenz beschränken. Das Princip des Anwachsungsrechts bei Erbschaften ist verschieden von dem bei Vermächtnissen. In ersterm

Hinsicht gründet sich dasselbe auf den im röm. Rechte festgehaltenen Grundsatz der Einheit der Universalsuccession; diese würde gestört werden, wenn die ausfallende Erbportion eines testamentarisch berufenen Miterben an den Intestaterben gelangen sollte. Anders ist es bei den Vermächtnissen, weil für den Fall, daß ein Vermächtnißnehmer wegfallen sollte, doch immer Jemand da ist, an den diese Portion ohne Verletzung eines derartigen Einheitsprincips gelangen könnte, nämlich der mit dem Vermächtniß Beschwerte. Hier bedarf es noch einer andern Begründung, und man kann dieselbe nur in dem präsumtiven Willen des Erblassers finden, der in dem oben näher bezeichneten Falle, den ausfallenden Vermächtnißantheil eher den andern zugleich Berufenen als dem Beschwerten zugetheilt haben würde. Denn nur in diesem Falle kann man eine eventuelle Berufung der Mehren zu dem Ganzen annehmen, wie sie bei der Erbschaft schon aus dem gedachten Einheitsprincip abgeleitet ward.

Anwalt, Procurator, der Vertreter einer in einem Civilrechtsstreit befangenen Partei, kann theils ein freiwilliger sein, was jetzt nur noch beim Mandatum praesumtum (s. **Mandat**) vorkommt, theils ein ausdrücklich bestellter Bevollmächtigter. In der Regel tritt jetzt, wo nicht, wie in Bagatellsachen, auch andere Personen als Bevollmächtigte zugelassen werden, ein Advocat als solcher auf, daher auch der Sprachgebrauch beides für identisch erkennt. (S. **Advocat.**)

Anwartschaft oder **Expectanz**, der gesetzlich begründete Rechtsanspruch auf die Erlangung gewisser Nutzungs- oder Eigenthumsrechte, einer kirchlichen Pfründe u. s. w. Die Anwartschaft ist eine im Lehn- und ältern Kirchenrechte häufig vorkommende Rechtsform, durch welche schon bei Lebzeiten der gegenwärtigen Inhaber solcher Rechte, andern Personen ein Anspruch auf die Erlangung derselben nach dem Absterben jener ertheilt wird.

Anweisung oder **Assignation** heißt der schriftliche Auftrag, den Jemand (der Assignant) einem Andern (dem Assignaten) gibt, irgend einen Werth, sei es Geld oder Waare, an einen Dritten (den Assignatar) auszuantworten. Was der Assignat in Folge der Anweisung an den Assignatar gezahlt hat, das muß der Anweisende, als in seinem Auftrage und Interesse gezahlt, gegen sich gelten lassen. Für Versehen, z. B. Versäumniß im Einfodern der angewiesenen Summe, eigenmächtig gegebene Nachsicht u. s. w., haftet der Assignatar. Wenn der Schuldner seinen Gläubiger auf einen Dritten anweist, so hat dies nicht die Kraft einer Zahlung. Der Schuldner haftet solange, bis die Zahlung wirklich erfolgt ist, wogegen er bei wirklicher Cession (s. d.) nur für die Richtigkeit der angewiesenen Foderung zu haften hat, und wenn diese vorhanden ist, von seiner Verbindlichkeit frei wird. Eine Delegation (s. d.) macht ihn aber sogleich frei. Die kaufmännischen Anweisungen des Auslandes, namentlich Englands, enthalten nur wenige Bestimmungen: das Datum, die Summe, den Bezogenen, den Namen des Ausstellers und fast immer den Ausspruch, daß die Zahlung an Inhaber geleistet werden solle. In Deutschland sind die Anweisungen, mit seltener Ausnahme, an Ordre gestellt und müssen indossirt sein, um bezahlt zu werden. Sie sind in Form ziemlich einem Wechsel gleich, haben in neuern Zeiten fast vor allen Gerichtshöfen volle Gültigkeit, und behalten diese selbst dann, wenn sie wegen nicht erfolgter Zahlung auf den Aussteller zurückgehen. Acceptirt werden Anweisungen in der Regel nicht, sondern ohne Weiteres bei Verfall bezahlt, es müßte denn die Bestimmung, drei oder acht Tage nach Sicht oder längeres Ziel, darin enthalten sein, in welchem Falle der Bezogene darauf bemerkt, welchen Tag das Papier ihm vorgezeigt worden. Wenn auch diese Notiz nach juristischen Grundsätzen nicht verbindlich macht, so thut sie es doch nach Sitte und Herkommen an gewissen Handelsplätzen. Auch das im Wechsel übliche Bekenntniß der empfangenen Valuta braucht in der Anweisung nicht vorhanden zu sein und fehlt in der Regel. Der wesentliche Unterschied zwischen Wechsel und Anweisung ist aber, daß die Letztere im Allgemeinen doch des strengen Rechtsschutzes entbehrt, welchen der Wechsel genießt (die sogenannte Wechselstrenge). Im Königreich Sachsen und im Großherzogthum Sachsen-Weimar besitzen in Folge besonderer Gesetze die Anweisungen Wechselrecht, und im erstern Staate werden sogar alle auf längere Zeit als drei Monate ausgestellten, sowie alle unter 50 Thaler lautende Anweisungen rechtlich durchaus als gezogene Wechsel angesehen, sodaß auch ihre Acceptation gefodert und Mangels Annahme oder Mangels Zahlung Protest erhoben werden kann. In der Regel erfolgt bei verweigerter Zahlung einer Anweisung keine Protestation (s. d.), auch werden von diesen Papieren keine Duplicate, wie bei Wechseln, gegeben, wogegen Copien erlaubt sind. Auch in Frankreich (wo sie mandats heißen), in Beiden Sicilien, im Kirchenstaat, in Portugal und Polen, in England und in den Vereinigten Staaten (wo sie auch den Namen checks führen) haben die Anweisungen Wechselkraft.

Anzeige und **Anzeigenbeweis.** Unter Anzeige versteht man im Strafproceß zunächst die

dem Gerichte ohne Auffoderung desselben gegebene Nachricht über die Verübung eines Vergehens, Denunciation (s. d.); dann eine solche Thatsache, durch welche auf die Existenz oder nähere Beschaffenheit einer andern Thatsache geschlossen werden kann, die auf die Fällung eines Erkenntnisses in einer bestimmten Untersuchung von Einfluß ist, ein Indicium. Den auf den Zusammenhang dieser Thatsachen und der aus ihnen zu entnehmenden Schlußfolgerungen gebauten Beweis nennt man Indicienbeweis oder Anzeigenbeweis, im Gegensatze zu dem directen Beweise. Er kommt viel häufiger im Criminal- als im Civilprocesse vor, und hat in dem erstern eine um so größere Bedeutung erlangt, da er in den neuern Strafgesetzgebungen zur Erkennung der vollen Strafe hinreicht. Allgemeine Regeln über die Grundsätze, nach welchen ein Beweis durch Anzeigen zu beurtheilen ist, können nicht füglich von dem besondern juristischen Standpunkte aus gegeben werden, indem es sich hier vielmehr blos um die allgemeinen logischen Grundsätze in Bezug auf Schlußfolgerungen aus einzelnen Thatsachen handeln muß. Je mehr dies in neuerer Zeit eingesehen worden ist, desto mehr hat man sich von dem Unpassenden mancher der früher streng festgehaltenen Classificationen des Anzeigenbeweises überzeugt. Wol aber ist festzuhalten, daß von einem Anzeigenbeweise gegen den muthmaßlichen Thäter nicht eher die Rede sein könne, als bis der Beweis der verbrecherischen That geführt ist. Eine andere wichtige Seite der Lehre von den Anzeigen ist die von ihrer Wirkung, je nachdem sie zur Verdächtigung, oder zur Erkennung der Specialinquisition, oder zum Beweise der Schuld oder Unschuld geeignet sind. In dieser Beziehung haben die Theorie und Gesetzgebung noch einen sehr weiten Spielraum zu wohlthätigem Einflusse auf die Praxis. Als Beispiele von Anzeigen (Indicien) führen wir an: das Vorfinden einer einem Andern gestohlenen Sache bei Jemandem; das schnelle und nicht gerechtfertigte Verschwinden einer Person an dem Orte, wo ein Verbrechen verübt wurde; das Tilgen oder Verheimlichen von Spuren eines Verbrechens; das Tragen blutbefleckter Kleider kurz nach einer erfolgten Tödtung. Ob und welches Gewicht auf eine solche Anzeige gelegt werden kann, das läßt sich nur aus ihrem Verhältniß zu dem einzelnen Falle und aus dem Zusammenhang mit andern Anzeigen bestimmen.

Anziehung oder **Attraction** nennt man die Kraft, vermöge deren die kleinsten Theilchen, aus denen man sich die Körper bestehend denken kann, oder auch größere Körpermassen sich zu nähern und in gegenseitiger Nähe oder Berührung sich festzuhalten streben, sowie die Gesammtheit der von dieser Kraft abhängigen Erscheinungen. Ob den letzten Bestandtheilen der Materie an sich eine besondere Anziehungskraft inwohne oder nicht, ist noch eine streitige Frage. Die Naturwissenschaften benutzen diesen Begriff als eine Hypothese, um einen Anknüpfungspunkt für die Rechnung zu haben, und als solche hat sie zuerst Newton, unter fortwährendem Widerspruch namentlich Leibnitz's, in die Naturwissenschaft eingeführt. Als naturphilosophische Behauptung hat sie eigentlich erst Kant zugleich mit der Repulsionskraft in seinen „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft“ aufgestellt, von welchem sie dann die meisten Neuern angenommen haben. Einen Versuch, das Vorhandensein scheinbarer Attractions- und Repulsionskräfte aus höhern Principien zu erklären, hat dagegen Herbart gemacht in seiner „Metaphysik“ und in der Schrift „Theoriae de attractione elementorum principia metaphysica“ (Königsb. 1812). Gegen den Versuch nämlich, alle Anziehungen und Abstoßungen auf eine der zwei Grundkräfte zurückzuführen, muß, abgesehen von andern Gründen, schon die Mannichfaltigkeit der hierher gehörenden Erscheinungen warnen, welche aus jenen Grundkräften abzuleiten bis jetzt selbst den tiefsinnigsten Mathematikern noch nicht gelungen ist. Sie sind folgende: 1) die Gravitation, 2) die Cohäsion, 3) die Adhäsion, 4) die Affinität oder chemische Verwandtschaft, 5) die besondern Gesetzen gehorchenden Anziehungen, welche die sogenannten unwägbaren Flüssigkeiten oder Imponderabilien, Elektricität, Magnetismus, Wärme und Licht, zueinander oder gegen die Theilchen der wägbaren Körper äußern, über welche aber noch großes Dunkel herrscht.

Anzugsgeld, auch **Einzugsgeld** (census oder gabella immigrationis) heißt eine Summe, welche in manchen Ländern für die Aufnahme in eine Gemeinde erlegt werden muß. Sie hat nichts Unbilliges, wenn sie mit den Vortheilen des Bürger- oder Nachbarrechts, z. B. Antheil an Gemeindenutzungen, Weiden, Waldungen, milden Stiftungen und einträglichen Nahrungszweigen, im Verhältniß steht. In den Städten kommt sie als Bürgergeld, auf den Dörfern als Einzugs- oder Nachbargeld vor.

Äolier, einer der Hauptstämme der Griechen, der sich von Äolus (s. d.) ableitete, hatte seine ursprünglichen Sitze in Thessalien. Von da verbreiteten sich die Ä., mehre kleine Staaten gründend, besonders über den Westen von Griechenland. Ein Theil von ihnen ging in wiederholten Auswanderungen im 11. Jahrh. v. Chr. nach Kleinasien. Hier gründeten sie auf der

nordwestlichen Küste, in Mysien, und den davor liegenden Inseln mehr als 30 Städte, die untereinander in einem lockern, nicht dauernden Bunde standen, und unter denen auf dem Festlande Kyme und Smyrna, das später an die Jonier fiel, und auf den Inseln namentlich Mitylene auf Lesbos, das durch seinen Handel und seine Seemacht bedeutend ward, als die wichtigsten zu nennen sind. Auf Lesbos vornehmlich bildete sich der **äolische Dialekt**, eine der drei Hauptmundarten der griech. Sprache, dem dorischen nahe verwandt, aber die meisten Spuren der ältesten griech. Sprache bewahrend, und durch lyrische Dichter frühzeitig gepflegt, unter welchen Alcäus und Sappho um 609 v. Chr. den höchsten Ruhm erlangten. Die äolischen Colonien theilten im Ganzen das Schicksal der übrigen griech. Colonien in Kleinasien. Zuerst durch die lydischen Könige, dann durch Cyrus bedrängt und theilweise unterworfen, wurden sie, als sie in den Perserkriegen frei geworden, bald mannichfach in die Streitigkeiten zwischen Athen und Sparta verflochten. Durch den Frieden des Antalcidas den Persern aufgeopfert, bildeten sie später einen Theil des großen Reichs, das Alexander gründete, gehörten dann zum Reich der Seleuciden, und fielen endlich an die Römer, als diese Kleinasien zu ihrer Provinz machten.

Äolsharfe, Windharfe oder Windmonochord, ein Saiteninstrument, das, dem Durchströmen des Windes ausgesetzt, Töne von sich gibt. Es besteht aus einem schmalen, etwas hohen und langen, mit einem Resonanzboden versehenen Kasten von trockenem Tannenholz, in welchem über zwei Stege, die nahe an den schmalen Enden einander gegenüberliegen, acht bis zehn Darmsaiten, alle im Einklang, nicht zu dicht nebeneinander aufgespannt sind. Um dem Luftstrome den Durchgang zu verschaffen, ist der Deckel, gleich einem Pult, aufzuschlagen, zu welchem Behufe die beiden Seiten mit Flügeln versehen sind. Die tiefsten Töne sind die des Einklangs; mit dem stärkern Erheben des Windes entwickelt sich eine Mannichfaltigkeit von Tönen, die ungemein reizend ist.

Äolus (griech. Aiolos), der Sohn des Hellen und der Nymphe Orseïs, ein Enkel des Deukalion und Bruder des Dorus und Xuthus, war einer der Stammväter des griech. Volks, und der Gemahl der Enarete, mit der er sieben Söhne und fünf Töchter zeugte, auf welche die Gründung der verschiedenen äolischen Städte und Staaten in Thessalien zurückgeführt wurde. Diodor erzählt, es habe drei Personen dieses Namens gegeben: einen Sohn des Hellen, den Vater des Mimas und Großvater des Hippotes, welcher Letztere mit der Melanippe **Äolus II.** zeugte. Die Tochter dieses zweiten Ä. gebar von dem Neptun **Äolus III.** und den Böotus, welche sich auf den Inseln im Tyrrhenischen Meere, namentlich auf Lipara, niederließen. Von diesem dritten Ä. wird erzählt, daß er fromm und gerecht und gegen Fremde menschenfreundlich gewesen, den Gebrauch der Segel gelehrt und die Winde vorhergesagt habe, weswegen ihn die Mythe zum Gebieter derselben macht. Die genealogische Beziehung, in welche der Windgott Ä. mit dem Stammvater der Äoler gebracht wurde, verdankt jedenfalls der Erzählung des Homer ihren Ursprung. Bei diesem ist Ä. noch nicht ein förmlicher Windgott, sondern der glückliche Beherrscher der **Äolischen Insel**, unter der man später die Liparischen Inseln verstand, ein Sohn des Hippotes, und vom Jupiter zum Schaffner der Winde bestellt. Zu ihm kam auf seinen Irrfahrten Odysseus. Nach Virgil wohnte er auf Lipara, und durch die Gunst der Juno ward er zum Gott und König der Winde, welche er in einer Berghöhle verschlossen hielt.

Äon, ein griech. Wort, eigentlich Zeitraum, Weltalter, auch wol Ewigkeit bedeutend. In einem besondern Sinne reden die Gnostiker von Äonen, d. i. von Kräften, die vor der Zeit aus Gott ausgeströmt (emanirt) sind und als Substanzen, als Geister, existiren. Äonen heißen sie entweder wegen ihrer Theilnahme an dem ewigen Sein Gottes, oder weil sie den verschiedenen Weltzeiten und Weltordnungen vorgesetzt gedacht wurden. (S. Gnosis.)

Aorist. Die Sprache bezeichnet durch die Zeitformen des Verbums nicht nur die absoluten Zeitverhältnisse: Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, und das relative Zeitverhältniß einer Thätigkeit zu einer andern Thätigkeit, sondern unterscheidet auch die Vollendung einer Thätigkeit, ihre Dauer und ihre Wiederholung. Nur wenige Sprachen aber haben für alle diese zarten Schattirungen bestimmt ausgeprägte Formen. In Beziehung auf die Zeitformen der Vergangenheit ist die griech. Sprache sehr reich ausgebildet durch Imperfectum, Perfectum, Plusquamperfectum und den Aorist (d. h. die unbestimmte, unbegrenzte Zeitform). Letztere stellt die in einem Zeitmomente vollendete, ohne Dauer und Wiederholung gedachte Thätigkeit dar. Der Aorist ist daher die eigentliche Form für die erzählende Darstellung, in welcher die Begebenheiten ohne weitere Nebenbeziehungen einfach aneinander gereiht werden. Der Unterschied der beiden Aoriste, die sich im Griechischen finden, ist rein formell.

Aorta, heißt in der Anatomie der Hauptstamm der Pulsadern, welcher aus der linken Herzhälfte heraustritt, und sich später in sämmtliche den Körper versorgende Pulsadern theilt. Dieselbe bildet ein festes, mit elastischen Fasern versehenes Rohr, und ist daher sehr widerstandsfähig gegen das aus dem Herzen in sie hineingepreßte Blut. Die Aorta erkrankt aber oft durch den sogenannten atheromatösen Auflagerungsproceß. (S. **Aneurisma.**) Eine echte Entzündung dieser Ader (Aortitis) hingegen ist zweifelhaft oder doch sehr selten.

Aosta, eine nördliche Provinz des Königreichs Sardinien, welche den Titel eines Herzogthums führt, auf einem Flächenraume von 64,07 QM. etwa 78000 E. zählt, von der Dora-baltea durchströmt und von den höchsten Gipfeln der Alpen umgrenzt wird, ganz im Bereich der wilden Alpennatur der hier aneinander tretenden Penninischen und Grajischen Alpen. Die dichten Nadelholzwaldungen der Gebirge, die kräuterreichen Alpenweiden der Berglehnen, die Mandel- und Weinpflanzungen der tief eingeschnittenen Thalterrassen und die Erzlagen in Silber, Kupfer und Eisen im Schoose der Gebirge, gewähren der Bevölkerung Beschäftigung und Unterhalt, jedoch nicht in ausreichendem Maße, da es an Boden zum Getreidebau fehlt. Die armen, an starken Kröpfen leidenden Bewohner wandern daher in großer Zahl aus, als Schornsteinfeger, Maurer oder Schmiede, um das Ersparte ihres Erwerbs wieder in der Heimat zu verzehren. Die nicht besonders schöngebaute Hauptstadt Aosta, an dem linken Ufer der Dora-baltea und an den beiden Straßen des Großen und Kleinen St.-Bernhard, hat 7300 E. Sie ist die alte Hauptstadt der Salassier, eines sehr tapfern Gebirgsvolks in Gallia Transpadana, welche den Römern den Weg nach Gallien versperrten und daher von diesen unter Appius Claudius 134 v. Chr. bekriegt wurden. Wegen häufiger Empörungen ließ endlich Augustus A. durch Terentius Varro Murena zerstören. Die Bewohner welche sich in Gewölbe und Keller geflüchtet, wurden, wie erzählt wird, durch das herangeleitete Wasser des Flusses ersäuft. Hierauf gründeten 3000 Soldaten der prätorianischen Cohorten die neue Stadt Augusta Prätoria. Die fernern Schicksale der Stadt waren in die der Longobarden und der Italischen Mark verflochten. Während der franz. Herrschaft war A. die Hauptstadt eines Bezirks des damaligen Depart. Dora-baltea. Unter den Überresten aus der röm. Zeit zeichnen sich besonders aus: ein gut erhaltener Triumphbogen, zwei Thore mit drei Durchgängen, die Trümmer eines Amphitheaters und eine röm. Brücke über die Dora-baltea. Unter den neuern Gebäuden ist die Kathedrale bemerkenswerth, die schon im 6. Jahrh. gebaut worden sein soll und im 15. restaurirt wurde. Die Stadt treibt Handel mit Leder, Käse und Wein. In der Nähe von A. sind die berühmten Bäder und Bergwerke von St.-Didier. Außerdem finden sich in der Provinz selbst noch Mineralbäder in Cormaggiore, welches hoch zwischen den beiden St.-Bernhard liegt, und in dem Flecken San-Vincenzo.

Apáfi (Michael I.), Fürst von Siebenbürgen, aus einem alten, aber wenig angesehenen Geschlechte, geb. 1632, begleitete den Fürsten Georg II. Rakóczy 1656 auf dem Feldzuge nach Polen, und wurde bei dem Einbruche des Tatarkhans Mohammed-Girai gefangen fortgeschleppt. Später lebte er nach seiner Loskaufung auf seinem Erbgute Elbesfalva, als er auf Betrieb des Veziers Ali wider Willen, 14. Sept. 1661 zu Maros Vásárhely von einigen ungar. Edeln und den sächs. Abgeordneten zum Fürsten Siebenbürgens erwählt wurde. Unterstützt von türk. Truppen, warf er den mit einem östr. Heere in Siebenbürgen einbrechenden Fürsten Kemény, seinen Vorgänger, zurück, welcher bei Nagy Szöllös 20. Jan. 1662 Schlacht und Leben verlor. Zwar gelangte er hierdurch in den ruhigen Besitz seiner Würde, allein die abhängige Stellung als Schützling der Pforte bereitete ihm während seiner Regierung vielfache Verwickelungen und dem Lande viele Nachtheile. Er war nicht allein außer Stande, den Erpressungen der türk. Truppen Einhalt zu thun, sondern mußte selbst auch bei dem Feldzuge Köprili's gegen Östreich auf Befehl des Sultans dem türk. Heere folgen. Erst die entscheidende Schlacht bei St.-Gotthard am 1. Aug. 1664, und der dadurch herbeigeführte Friede von Vasvár (10. Aug.) befreiten das Land von den türk. Besatzungen, ohne jedoch das kostspielige Band der Abhängigkeit von der Pforte zu lösen. Ja nur durch Bestechung hoher Beamten in Konstantinopel, sowie durch Begünstigung der Rakóczy-Zriny'schen Verschwörung (1667—70) in Ungarn, konnte er die Versuche seiner Gegner Zolyomi und Beldi, welche ihm die Regierung entreißen wollten, vereiteln. Bei Ausbruch des Kriegs zwischen Leopold I. und den Türken im J. 1663 abermals genöthigt, den letztern zu folgen, bewachte er, während der Belagerung Wiens durch Kara-Mustapha, mit seinen Truppen die Donauübergänge bei Raab, durch welchen Dienst er 1684 bei dem Sultan die Bestätigung der Nachfolge seines Sohns erwirkte. Als nach dem Einrücken der Kaiserlichen unter Caraffa Klausenburg, Hermannstadt und Deva deutsche Besatzung erhielten,

wurde endlich durch einen Tractat vom 28. Juli 1686 Siebenbürgen der türk. Botmäßigkeit für immer entrissen und unter deutschen Schutz gestellt. Bald darauf, nach dem erfolgreichen Siege bei Harkany (12. Aug. 1687), ward in der zu Balasfalva am 27. Oct. 1687 abgeschlossenen Lothringischen Transaction dem Kaiser die militärische Obergewalt im Lande eingeräumt, und überhaupt jener Tractat erweitert und festgestellt. Endlich leisteten auch die siebenbürgischen Stände auf dem Landtage zu Fogaras, 1. Juli 1688, dem Hause Habsburg als Erbkönigen von Ungarn den Eid der Treue. A., seit dem Tode seiner Gemahlin Anna Bornemitza 1688, an Leib und Seele krank, starb noch vor Ausgang des sein Land schwer heimsuchenden Kampfs 15. April 1690. Er war ein Freund der Wissenschaften und hinterließ eine Selbstbiographie. — **Apafi** (Michael II.), Sohn des Vorigen, bei dem Tode des Vaters erst 13 Jahr alt, war schon früher von der Pforte wie vom Kaiser Leopold als Thronfolger anerkannt; jedoch lag es bei dem in Siebenbürgen herrschend gewordenen deutschen Einflusse im Interesse der Osmanen, im Grafen Emerich Tököly einen Gegner aufzustellen. Letzterer fiel mit einem türk. Heere ein, siegte bei Zernest 21. Aug. 1690, breitete sich über einen großen Theil des Landes aus und ließ sich am 12. Sept. 1690 in seinem Lager bei Grossau zum Fürsten krönen. Nachdem er jedoch bald von dem Grafen Ludwig von Baden vertrieben worden, erklärten die Stände 10. Jan. 1692 A. für ihren rechtmäßigen Fürsten. Doch der Kaiser Leopold, der indessen durch das Leopoldinische Diplom vom 4. Sept. 1691 die Verhältnisse Siebenbürgens zu Östreich bestimmt hatte, behielt sich die Vormundschaft über ihn vor, und ließ das Fürstenthum durch ein aus 12 Räthen und dem Gouverneur Georg, Grafen Bánfy von Losonz bestehendes Gubernium verwalten. A. wurde 1694 nach Wien berufen, wo seine ohne Wissen des Hofes 1695 abgeschlossene Heirath mit Katharina Bethlen Misfallen erregte, durfte aber nach Siebenbürgen zurückkehren, als 1695 seine Anhänger die Absicht zeigten, bei den Türken Hülfe zu suchen. Als er 1696 sich weigerte, auf kaiserl. Befehl die Fürstenwürde niederzulegen und als Graf des Deutschen Reichs außerhalb Siebenbürgen zu leben, wurde er unter militärischer Escorte nach Wien gebracht, wo er nach Abschluß des Karlowitzer Friedens 1699 gegen ein Jahrgeld allen seinen Ansprüchen entsagen mußte. Er starb 1. Febr. 1713 kinderlos zu Wien.

Apagōge (griech., d. i. Hinführung, deductio) heißt das logische Verfahren, vermittelst dessen man eine Meinung dadurch widerlegt, daß man entweder in ihr selbst oder in den aus ihr hervorgehenden Folgen Widersprüche nachweist. Der **apagogische Beweis** ist daher nur ein indirecter Beweis. Man beweist nämlich hierbei nicht geradezu, was bewiesen werden soll, sondern wendet sich erst an das Gegentheil, um dessen Ungereimtheit darzuthun, und schließt dann zurück auf die Wahrheit Dessen, was man behauptet. Diese Beweisart, die auch deductio ad absurdum heißt, kann indessen auch leicht zu Sophistereien gemisbraucht werden; denn die Ungereimtheit des Gegentheils könnte ja auch nur eine scheinbare sein.

Apalachen, oder das Alleghanygebirge im ausgedehnten Sinne, mehr ein Bergplateau als eigentliches Gebirge im östlichen Theile von Nordamerika, zieht sich der Küste des Atlantischen Meeres ziemlich parallel (jedoch im Norden näher herantretend), durch 15 Breitengrade, von 49—34° n. Br. (etwa 220 M.) von der St.-Lorenzbai bis an den Staat von Alabama und Westflorida, welche als Tiefebenen zwischen seinen südlichsten Abfällen und dem Meere liegen. Dieses Gebirge umschließt mit den westlichen Cordilleren, wie in einem Winkel, dessen Scheitelpunkt etwa in dem mexicanischen Plateau von Anahuac liegen würde, von zwei Seiten die große nordamerikanische Tiefebene mit ihren kolossalen Stromgebieten. Das Ozarkgebirge, welches von den westlichen Cordilleren sich nordöstlich wendet und mit den A. verbinden zu wollen scheint, wird von diesen durch den mächtigen Durchbruch des Mississippi getrennt. Die Höhe des ganzen Gebirgszuges ist nicht bedeutend; gewöhnlich 2—2500 F. hoch, steigt er nur im nordöstlichen Theile zu 6500 F. an. Die einzelnen Ketten laufen ziemlich parallel nebeneinander. Zunächst am nördlichsten liegt das Albanygebirge an der Westgrenze von Maine, zwischen dem Atlantischen Ocean und dem St.-Lorenzstrom ziemlich in der Mitte. Weiter südlich in Vermont sind die Green-Mountains (die grünen Gebirge), deren Hauptarm in Newyork durch den Hudson durchschnitten, die High-Lands bildet. In Newhampshire ziehen etwas abgesondert die White-Mountains (die weißen Gebirge), mit der höchsten Erhebung der ganzen Kette im Mount-Washingthon zu 6234 F. In Newyork erscheint das Gebirge als reines Plateau bis zu 37—3800 F. ansteigend, und hier beginnen die eigentlichen Apalachen, die sich in vier Ketten verlaufen, nämlich: Blaue Berge, dann die eigentlichen Alleghanys, westlich von ihnen ziemlich parallel mit ihnen das Cumberlandsgebirge an der Grenze von Kentucky, bis sich die ganze Gebirgsreihe südlich mit dem Cherokeegebirge abschließt. Die nordöstliche Gruppe unter-

scheidet sich wesentlich von der südwestlichen. Jene sind Granitmassen, diese niedere Sandstein- und Kalkberge, in deren Thälern die dichte Walddecke immer mehr dem ergiebigen Anbau weicht. Das Gebirge ist reich an Mineralien und bietet, nächst einigem Gold im Südosten und Steinsalz im Westen, in den Steinkohlen und Eisenschätzen die mächtigsten Hebel für die amerik. Industrie. Die am östlichen Fuße der A. liegende, terrassenartig absteigende und mit Bergtrümmern bedeckte Granitplatte bildet eine liebliche Landschaft, mit frischen Gewässern, gesunder Luft, einem schönen Wald- oder fruchtbaren Getreideboden, und wird östlich durch einen Felsenkamm von dem angeschwemmten Landstriche der Küstenebenen geschieden. Der Westrand der A. oder das Ohiogebiet ist eine waldige Kalksteinebene, von tiefen Schluchten zerrissen, die allmälig zu den weiten Mississippiebenen übergeht. Die eigentlichen A. waren das Heimatgebiet des Indianerstammes der Apalachen, der ziemliche Civilisation zeigte, jetzt aber wahrscheinlich ganz untergegangen ist. — **Apalachicola** heißt ein Fluß des südöstlichen Nordamerikas, welcher am Südabhange der Apalachen im Lande der obern Creeks entspringt, wo er Chatahooche heißt, nach einer südlichen Wendung mit dem Flint zusammenfließt, nun den Namen Apalachicola annimmt, und in die Apalachenbai (auch Apalachicolabai) mündet. Nach ihm ist auch ein District des Freistaats Florida, mit vier Cantonen und 9000 E. benannt.

Apanage (apanagium) ist die zum standesmäßigen Unterhalte von nachgeborenen Gliedern regierender Häuser ausgesetzte Dotation. Sie war ursprünglich eine Abfindung für die durch Einführung der Primogeniturfolge bewirkte Ausschließung von der Regierung, weshalb man eigentlich in solchen Staaten, wo nur der Mannsstamm regierungsfähig ist, nicht im strengsten Sinne des Worts von einer Apanage der Prinzessinnen reden kann. Wo eine Civilliste besteht, da werden die Apanagen neben derselben ausgeworfen, und diejenigen Unterhaltssummen, die der Inhaber der Civilliste aus dieser an Glieder seines Hauses zahlt, sind keine eigentlichen Apanagen. Die letztern werden meistens in Geld ausgeworfen, wozu zuweilen noch Wohnungen, Naturalien, Nießbrauch von Grundstücken u. dgl. kommen. Das Nähere hierüber bestimmen Hausverträge und Hausgesetze, wobei auf die Größe des Landes, die Finanzlage desselben, den Betrag des ursprünglichen Hausvermögens Rücksicht genommen ist. Man hat hauptsächlich zwei Methoden bei den Apanagen: 1) das Heimfallssystem, wo jedem Prinzen bei seiner Volljährigkeit eine eigene Apanage ausgesetzt wird, die aber bei seinem Tode an die Staatskasse heimfällt; 2) das Vererbungssystem, wo die Apanage unvermehrt unter die sämmtlichen Nachkommen des zuerst Apanagirten durch Erbgang vertheilt wird und erst nach dem gänzlichen Aussterben dieser Linie an den Staat zurückfällt. Obwol bei der Vererbung die erste Apanage höher bestimmt wird als bei dem Heimfallssystem, und man, wenn die Theile unter ein gewisses Minimum herabsinken, Zuschüsse gewähren muß, so ist doch das Vererbungssystem das wohlfeilere und entspricht auch sonst dem Charakter der Apanage als einer Abfindung am besten. Wird ein Landestheil mit Regierungsrechten zur Apanage ausgesetzt, so heißt dies paragium, und die damit abgefundenen Glieder fürstlicher Familien werden paragirte genannt.

Apathie bezeichnet Mangel an Lebendigkeit sowol des Gefühls, insbesondere der Affecte und Leidenschaften als auch (in Folge dessen) der körperlichen Bewegungen eines Individuums, daher Trägheit, Phlegma. Die Apathie kann ein kurzdauernder Zustand sein, eine vorübergehende Unempfänglichkeit für Eindrücke gewisser Art, z. B. sinnliche Reize, dieselbe ist aber auch oft in der natürlichen Disposition eines Menschen, in dem ursprünglich geringen Grad von Empfänglichkeit oder Reizbarkeit überhaupt begründet. Wo Geistesstärke damit verbunden ist, hat dies Kant das glückliche Phlegma genannt, insofern der Mensch, bei dem es vorhanden, den Übereilungen und Verblendungen durch Gemüthsbewegungen minder ausgesetzt wird. Aus letzterm Grunde sahen die Stoiker die Apathie, d. h. die affectlose Ruhe und Unempfindlichkeit gegen Alles, was nicht entweder böse oder gut ist, als das Ziel und die charakteristische Eigenschaft des Weisen an, durch welche er seine Freiheit behaupte.

Apel (Joh. Aug.), einer der bessern deutschen Erzähler und berühmt als Metriker, geb. 1771 zu Leipzig, wo sein Vater Bürgermeister war, studirte seit 1789 in seiner Vaterstadt und dann zu Wittenberg die Rechte, Naturwissenschaften und Philosophie. Er wurde 1795 Doctor der Rechte, später Rathsherr in Leipzig und starb daselbst am 9. Aug. 1816. Sein kräftig-männlicher Geist mußte durch manche, zum Theil verschrobene Gemüthszustände sich hindurchkämpfen. Nachdem ihm aber dies gelungen, ward er auch ein um so entschiedener Feind alles Kleinlichen und Unfreien im Leben, und mit Ernst arbeitete er nun für Wissenschaft und Kunst. Mit reichen Kenntnissen, scharfem Beobachtungs- und Vergleichungsgeiste ausgestattet, wandte er seine Forschungen nach allen Seiten in dem weiten Gebiete der Natur. Zu dem „Gespenster-

buche" lieferte er ausschließlich Novellen im schauerlichen Stil, unter welche einige, wie „Der Freischütz" und „Das stille Kind" classisch zu nennen sind. Alle seine Darstellungen zeichnen sich durch eine kräftige, klare Anschauung, durch Feinheit und Glätte der Sprache aus. Seine Tragödien „Polydos", „Die Aitolier" und „Kalirrhoe", die Ergebnisse seines Studiums und seiner Ansicht der antiken Tragödie und deren Gegenstücke der modernen Tragik, wie „Kunz von Kaufungen" und „Faust", so gelungen sie auch in ihrer Art sein mögen, zeugen indessen von einer Verkennung des Wesens echter Poesie. Bleibenden Ruhm verdankt er seiner „Metrik" (2 Bde., Lpz. 1814—16; neue Aufl. 1834). Ein allseitiges Studium der Verskunst nach dem Lehrbuche Gottf. Hermann's führte ihn auf eine seinem Führer entgegengesetzte Takttheorie, deren Richtigkeit sich ihm immer mehr bestätigte.

Apelles, der berühmteste Maler des Alterthums, der Sohn des Pythias, war aus Kos oder Kolophon an der ionischen Küste Kleinasiens, nach Anderer Annahme aus Ephesus, wo er das Bürgerrecht erhielt, gebürtig. Seine Blüte gehört der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. an. Die erste künstlerische Bildung erhielt er in der ionischen Schule zu Ephesus, die sich durch Reiz, Weichheit und zartes Colorit auszeichnete; später ging er nach Sicyon in die Schule des Pamphilus, und eignete sich hier zugleich die Vorzüge der sicyonischen Malerei an, die in wissenschaftlich strenger Durchbildung bestanden. Indem er solchergestalt die Vorzüge der beiden ausgezeichnetsten Schulen der griech. Malerei vereinigte, erhob er beide durch diejenige Eigenschaft, in der ihm das gesammte Alterthum den Preis zuerkannte, durch die Grazie, zur höchsten Vollendung. Zu Philipp's Zeiten begab er sich nach Macedonien, und dort begründete sich wahrscheinlich das vertraute Verhältniß zwischen ihm und Alexander d. Gr., welches zu vielen Anekdoten Anlaß gegeben hat. Doch mögen sich manche dieser Erzählungen auf ein zweites Zusammentreffen mit Alexander in Ephesus beziehen, wohin A. nach einem kürzern Aufenthalte in Rhodus, Kos und Alexandria gekommen war. Seinen Aufenthalt in Rhodus machte eine kleine Tafel berühmt, auf die er im Atelier des gerade abwesenden Protogenes eine Linie mit dem Pinsel zeichnete. Protogenes erkannte bei seiner Rückkehr sogleich die Meisterhand des A.; doch versuchte er, und es gelang ihm, eine noch genauere Linie in jene hineinzuzeichnen. A. kam darauf wieder, sah die Veränderung auf der Tafel, und zeichnete in die zweite Linie wiederum eine noch feinere, worauf der rhodische Maler sich für überwunden bekannte. Die Erzählung ist übrigens nicht klar, und die Auslegungen der Archäologen, ob von dem Umriß einer Gestalt oder ob von einer einfachen geraden Linie die Rede sei, weichen voneinander ab. Die Tafel wurde in der Folge nach Rom gebracht und schmückte den Palast der Cäsaren, bis eine Feuersbrunst sie zerstörte. Die eigenthümliche Richtung des A. trat besonders glänzend in seinen Darstellungen der Venus, der Grazien und anderer ähnlicher Gegenstände hervor. Vielfach gefeiert war sein Bild der Anadyomene, der Liebesgöttin, auftauchend aus den Fluten des Meers und sich mit den Fingern die träufelnden Haare auswindend. Doch bewies er sich auch in heroischen Darstellungen, namentlich in ideal aufgefaßten Bildnissen ausgezeichnet. Er vornehmlich war der Maler Alexander's d. Gr., und hochberühmt blieb das Bild, welches, im Tempel der Diana zu Ephesus aufgestellt, den König mit dem Blitze in der Hand darstellte. Auf dieses Bild bezieht sich das Wort Alexander's d. Gr., daß es nur zwei Alexander gebe, den Sohn Philipp's, den Unüberwindlichen, und den Alexander des Apelles, den Unnachahmlichen. Der Tod scheint den Künstler in Kos überrascht zu haben. Dort zeigte man nämlich ein Venusbild, das er unvollendet hinterlassen hatte, und an welches Niemand die letzte Hand anzulegen wagte.

Apenninen, ital. Appennini, bei den Alten Mons Apenninus, die Bergketten, welche das mittlere und südliche Italien zwischen 25° 30′ und 34° 20′ ö. L. und 37° bis 44° 30′ n. Br. erfüllen und zum Gebirgssystem der Alpen gehören, von denen sie sich in den Massen des Col di Tenda, an der Quelle des Tanaro, ablösen. Von hier aus umzieht ihre Hauptkette als Ligurischer Apennin den Golf von Genua in unmittelbarer Nähe des Meers, und setzt sich als Etrurischer Apennin auf der Wasserscheide zwischen dem Adriatischen Meere fort, mehr und mehr der Ostküste sich nähernd, bei die Gebirge auch als Römischer Apennin und als Hochland der Abruzzen (s. d.) benachbart bleiben. In Süditalien streichen sie wieder unter dem Namen Neapolitanischer Apennin der Westküste zu, welcher sie auch, als Calabrischer Apennin die gleichnamige Halbinsel erfüllend, treu bleiben, bis sie in der Straße von Messina in das Meer tauchen und erst in Sicilien wieder als nördliches Küstengebirge auftreten. Neuere Geographen unterscheiden: 1) die Nordapenninen vom Col di Tenda bis zum Paß von Borgo-San-Sepolcro in der Nähe von Arezzo; 2) die Centralapenninen bis zum Thale der Pescara in den Abruzzen; 3) die Südapenninen bis zum Cap Spartivento; 4) den insularen Apennin oder die sicilischen Ketten. Da wo

der beschriebene Hauptzug des Apennin der einen Küste näher liegt als der andere, sind seine Abfälle zum Meere auch am steilsten, während in Mittelitalien und den benachbarten Theilen Ober- und Unteritaliens terrassenartig lange Bergebenen, niedere Ketten und endlich ausgedehntere Küstenebenen dem Westabfall des Hauptgebirgs anliegen, die man unter dem gemeinsamen Namen Subapennin zusammenfaßt, im Einzelnen aber mit verschiedene Namen belegt. So die Gebirge von Carrara und Seravezza, das Pratomagno und der Monte-Amiata in Toscana, das Sabiner-, Albaner- und Volskergebirge im Römischen, der Monte-Gargano in Osten u. s. w. Nach der Apulischen Halbinsel entsendet die Hauptgebirgskette keinen sich abzweigenden zusammenhängenden Gebirgszug; vielmehr ist dieselbe großentheils eben und nur von einzelnen Berggruppen (Monte-St.-Agostino, Lupola, Focara, Scofano, Hidro u. s. w.) erfüllt. Die Richtung der Hauptkette, beständig die Wasserscheide zwischen dem Adriatischen und dem Tuscischen Meere, begünstigt auf der Westseite die Entwickelung bedeutenderer Flußgebiete, wie des Arno, der Tiber, des Garigliano und Volturno, während auf der Ostseite zahlreiche kurze, wenig verzweigte Küstenflüsse in fast parallelem Laufe in wilden, steilen Thälern dem Meere zueilen. Im obern Italien entsendet das Gebirge nur wenige kurze Küstengewässer zum Ligurischen Meere, während alle Zuflüsse des rechten Ufers des Po auf der Nordseite der A. ihren Ursprung haben.

Die mittlere Kammhöhe des ganzen Zuges beträgt etwa 4000 par. F., die zumal in dem Nordapennin zuweilen bis wenig über 3000 F. herabsinkt, in den Randgebirgen der Abruzzen aber bis zu 6800 F. ansteigt. Hier ist es auch, wo die A. in dem Monte-Cavallo oder Monte-Corno, dem Gipfel der unter dem Namen Gran-Sasso-d'Italia bekannten Bergmasse, eine Höhe von 8934 F., und in dem Monte-Velino des Hauptzugs von 7684 F. erreichen. Der Nordapennin steigt im Monte-Cimone, im Süden des Herzogthums Modena, bis 6500 F., der Südapennin im Monte-Amaro, dem Gipfel der Majella, bis 8550 F., der insulare Apennin, wenn man den isolirten Ätna (10800 F.) nicht einrechnet, im Pizzo di Case bis 6150 F. empor. Der unregelmäßige, von engen wilden Schluchten zerklüftete Bau der oft in parallelen Reihen hintereinanderliegenden und durch Quersättel verbundenen Ketten trägt viel zu der geringen Gangbarkeit des Gebirges bei. Auf 13 Hauptpässen überschreitet man das Joch des Apennin. Sie sind, von Norden nach Süden schreitend: 1) Der Paß von Savona, 2) von Bochetta, 3) von la Cisa, 4) des Monte-Cimone, 5) von Porretta, 6) von Pietramala, 7) von Borgo-San-Sepolcro, 8) von Furlo, 9) von Serravalle, 10) von Aquila, 11) von Isernia, 12) von Arcano und Troja, 13) von Potenza. Das herrschende Gestein bildet ein weißgrauer, mächtiger, der Juraformation zugehöriger Kalkstein. Dem Kalk legt sich eine jüngere Bildung von Sandstein und Mergel an, welche sehr verbreitet im mittlern Subappenin ist, außerordentlich viel Versteinerungen führt, und der obern Abtheilung des pariser Grobkalks zugerechnet werden muß. Doch treten auch häufig weit ältere Bildungen zu Tage. So sind an der Scheide vom Nord- und Centralapennin Übergangsthonschiefer, Grauwackenschiefer und derbe Grauwacke, zumal in den Vorbergen sehr häufig. Ausgezeichnet von allen andern Gebirgen ist der Apennin durch seinen Reichthum an Marmorarten, von denen besonders der röm. und neapolit. Subapennin unerschöpfliche Vorräthe birgt. Vulkanische Gesteine sind sehr häufig im röm. und neapolit. Gebiete, wo die plutonischen Kräfte wunderbare Bildungen hervorgerufen haben. So die Kraterseen von Albano und Nemi, der Vesuv, die Solfatara u. s. w.

Die Hauptkette weist im Allgemeinen ein ödes und starres Äußere auf; mauerartig, mit wenig hervortretenden Gipfeln, bietet sie selten Punkte, auf denen das Auge des Beschauers mit Wohlgefallen ruhen möchte. Nackt, zerklüftet, mit dichtem Geröll bedeckt, erscheinen die Abhänge meist wie verbrannt von der Sonne des Südens. Nur in den Abruzzen, im Subapennin, und vor allem in den Marmorgebirgen von Carrara und Seravezza findet man die kühnen und grandiosen Formen der Alpen wieder. Wo der im Allgemeinen wasserarme Apennin eine Spur alpinischen Quellenreichthums zeigt, fehlt es nicht an fetten Weiden und dichten Waldungen; meist aber bedeckt nur eine dünne Rasendecke und wildes Gestrüpp die steinigen Hänge. Die meisten der tobenden Waldbäche zeigen im Sommer in der tief gerissenen Schlucht nur ihr trockenes Bett. Wo das Gebirge bis zum Meere hinabsteigt, wie an der Riviera von Genua und am Golf von Neapel, bedeckt eine kräftige, eigenthümlich südliche Vegetation die Abfälle. Riesige Agaven, verwilderte indianische Feigen (Cactus opuntia), Myrtengebüsch, Orangenhaine, an den Bächen Oleandergesträuch, erfüllen den Nordländer mit einer Ahnung der Tropenwelt. Bis zu 1200 F., im Süden noch höher, steigen die Terrassencultur, die Winterweiden und die immer grünenden Laubhölzer, wie die Steineiche, der Erdbeerbaum, der Lorber, von Nadelhölzern die Pinie. Bis zu 3000 F. erscheinen Getreidefelder, eßbare Kastanien und blattwechselnde Eichen. Darüber

ninaus hört häufig an den steilen, steinigen Seiten alle Vegetation auf; zuweilen aber erscheint die Buche oder die Tanne in dichten Waldungen. Von 4500 F. an im Nordapennin, von 5000 F. an in den Abruzzen, werden die kurzhalmigen, aromatischen Winterweiden charakteristisch. Die Region des ewigen Schnees fehlt; aber die Gipfel der Abruzzen und die Hochgebirge der Lunigiana sind vom October bis oft tief in den Mai hinein schneebedeckt, und senden ihren eisigen Hauch oft so plötzlich hinab in die milden Thäler, daß die Temperatur in wenig Stunden um 6—8° R. sinkt, und einem warmen Frühlingsmittag ein nordischer Decemberabend folgt.

Apenrade (Apenroa, Apenraa), Stadt im nördlichen Schleswig, an einem 1½ M. langen und ½ M. breiten Meerbusen der Ostsee, mit über 4000 E., hat einen vortrefflichen Hafen und bedeutende Schiffahrt. Auf drei Schiffswerften wurden vor 1848 wenigstens jährlich 10—12 große Schiffe gebaut. Die Umgegend der Stadt ist sehr schön. A. wird zum ersten Male 1148 bei Gelegenheit seiner Zerstörung durch die Slawen genannt, wie es denn überhaupt in allen kleinern und größern Kriegen des Nordens hart betroffen worden ist. Besonders viel hat es durch die Kriegszustände seit 1848 gelitten. Bei A. fiel am 30. März 1848 der erste feindliche Schuß, und in der Nacht vom 27.—28. April wurden hier die Preußen als Befreier empfangen. Nach Wrangel's Rückzuge wurde die Stadt wieder von den Dänen besetzt, die aber Graf von Waldersee vertrieb. Nach dem Siege von Hoptrup lag zu A. das v. d. Tann'sche Freicorps mehre Wochen, um, stark verbarrikadirt, den Angriff der Dänen abzuwarten. Am Tage von Eckernförde (5. April 1849) wurde die Stadt mehre Stunden lang von dän. Kriegsschiffen beschossen. Nach der Bestimmung der Demarcationslinie, von welcher A. nördlich lag, war es von Ende August 1849 bis Mitte Juli 1850 von Schweden und Norwegern besetzt und leistete allen Zwangsmaßregeln beharrlichen Widerstand. Der aufgedrungene Magistrat wurde nicht anerkannt. Pfändungen und Executionen aller Art wurden vorgenommen, welche das Obergericht für rechtswidrig erklärte. Die von der Statthalterschaft ausgeschriebene Wahl eines Landtagsabgeordneten ward in Tondern, jenseits der Demarcationslinie, 5 M. von A., vollzogen. Unter den drückenden Verhältnissen wanderten im Laufe der Wirren über 50 Familien aus. Bei der Stadt liegt das Schloß Brundlund, 1411 von der Königin Margarethe erbaut, aber nicht vollendet; es dient jetzt als Amtmannswohnung. — Das Amt A. umfaßt 6¾ QM.

Apfel, Apfelbaum. Der Apfelbaum, Pyrus malus, gehört in die rosenblütige Familie der Pomaceen, welche die verschiedenen Gattungen des Kernobstes umfaßt, ist aber erst durch Veredlung zu der werthvollen Pflanze geworden, als welche sie allgemein anerkannt wird. Der wilde Apfelbaum oder der Holzapfel kommt überall im gemäßigten Himmelsstrich als einzelner, oft verkrüppelter Waldbaum mit herben, ungenießbaren Früchten vor, und doch stammen von ihm alle die köstlichen Apfelvarietäten, welche die Zierden der Tafel bilden. Der Apfelbaum wird selten über 30 — 40 F. hoch. Seine Äste hängen über und bilden eine große, runde Krone; die Blätter sind breit oval, viel länger als der Stiel, gezahnt und mit Drüsen versehen. Seine Blüten stehen immer zu 3—6 in doldenartigen Sträußern zusammen; dieselben sind groß, weiß, auswendig rosenroth und wohlriechend. Die Frucht ist rund, oben und unten eingedrückt, meistens grün, aber auch gelb, hellroth, dunkelroth, gestreift, ja fast schwarz, bald mit wolliger, bald mit glatter, dichter oder durchsichtiger Schale, in der Größe einer Nuß bis zu der eines kleinen Kinderkopfs, und von mehr oder minder aromatischem, süßem oder säuerlichem Geschmack. Die eigentliche Frucht des Apfelbaums bildet nur der innerste Theil, das Kerngehäuse oder Endocarpium, das zur Zeit der Reife hornartig oder holzig wird, und dessen Bälge in der Achse miteinander zusammenhängen. Letztere schließen je zwei Samen in einem großen leeren Raum nebeneinander ein, welcher mit der Gestalt der Samen nicht übereinstimmt, sodaß dieselben ganz frei in dem Fach stehen und herausfallen oder darin klappern. Dieses Fruchtgehäuse liegt eingeschlossen in dem lockern, zelligen und sehr saftreichen Fleische, dem Musocarpium, welches den genießbaren Theil der Frucht bildet. Es verwächst dasselbe in frühester Entwickelung mit dem Kelche, dessen vertrockneter, fünftheiliger Saum den Gipfel der Frucht krönt.

Der Apfelbaum ist eine der verbreitetsten Pflanzen. Er gedeiht am besten in der nördlichen Erdhälfte, findet sich noch ziemlich hoch im Norden und kommt daselbst eher fort als im Süden. Indessen ist er auch an den Küsten des Mittelländischen Meeres, in Arabien, Persien, Westindien u. s. w. anzutreffen, wo jedoch seine Früchte ebenso unbedeutend und klein sind wie im hohen Norden. Der Apfel ist von je her so sehr cultivirt worden, daß er jetzt in unzähligen Abarten besteht. Das beste Classensystem ist von dem berühmten Pomologen Diel in folgender Weise aufgestellt worden: I. Kantäpfel, mit Rippen am Kelch und über die Frucht hin, und großem, offenem Kernhaus: 1) Ächte Calville, 2) Schlotteräpfel, 3) Gülderlinge. II. Rosenäpfel, mit

Duft überlaufen, angenehm riechend, um den Kelch gerippt, mit weichem, lockerm, aromatisch schmeckendem Fleisch: 1) Zugespitzte oder längliche Rosenäpfel, 2) kugelförmige oder platte Rosenäpfel. III. Rambouräpfel, die größten, ungleich und schiefrippig geformt, stets breiter als hoch, mit lockerm, grobkörnigem, meist sehr wohlschmeckendem Fleisch: 1) Rambouräpfel mit großem, 2) mit engem Kernhaus. IV. Renetten. Sie zeichnen sich aus durch schönste, gleichmäßigste Form, feines, festes Fleisch, grau punktirte Schale und Neigung zum Welken: 1) Einfarbige, 2) rothe, 3) graue, 4) Goldrenetten. V. Streiflinge, fast immer abgesetzt roth gestreift, mit regelmäßigem Kernhaus, gleichen den Rosenäpfeln, schmecken aber ganz anders und welken nicht: 1) Platte, 2) zugespitzte, 3) längliche oder walzenförmige, 4) kugelförmige Streiflinge. VI. Spitzäpfel, gegen den Kelch spitz zulaufend, mit regelmäßigem Kernhaus, niemals überduftet oder gestreift: 1) Längliche, walzenförmige oder conische Spitzäpfel, 2) stumpfgespitzte Spitzäpfel. VII. Plattäpfel, stets breiter als hoch, nie gestreift, nicht fettig anzufühlen, mit regelmäßigem Kernhaus: 1) Wahre, 2) kugelförmige Plattäpfel. In seiner Beschreibung der Kernobstsorten des südlichen Deutschlands hat Metzger nach dieser Classification 89 verschiedene constante Äpfelarten beschrieben, ungerechnet die zahlreichen Ab- und Unterarten.

Der Apfel ist die gesündeste, wohlschmeckendste, am wenigsten zum Ekel werdende aller Früchte. Seine wirthschaftliche Benutzung in frischem und gedörrtem Zustande, roh und gekocht, als Mus, Schnitzen, gebraten u. s. w. zur Speise ist allbekannt. Außerdem wird er zu Cider (Äpfelwein), Branntwein (in Schwaben und der Schweiz) und Essig verwendet. Die in seinem Fleisch enthaltene Äpfelsäure dient zu medicinischen Zwecken. Das Holz des Apfelbaums ist sehr fest und wird geschätzt; die Rinde enthält einen gelben Farbestoff. Nach Oken's Urtheil ist der Apfel sowol in botanischer Hinsicht, weil er die Totalität aller Blütentheile umfaßt, nämlich des Kelchs und der Staubfäden, des Gröpses und der Samen, als auch in Beziehung seiner Wichtigkeit für den Gebrauch, die vollkommenste Frucht, mithin der Apfelbaum der oberste Baum. Alle hochgepriesenen Früchte der heißen Länder: Ananas, Citronen, Pomeranzen, Gojaven, Schuppenäpfel, Breiäpfel, Blimbing, Dattelpflaumen, Spondias und Mangostanen sind nur Leckereien, welche höchstens den Durst löschen, aber nicht, wie es der Apfel thut, ernähren. Sie sind ferner bloße Gröpse, ohne Blume oder Kelch, und mithin nur halbe Früchte, welche es keineswegs mit der vollständigen Apfelfrucht aufnehmen können. Sie gedeihen überdies nur in einem ziemlich schmalen Erdgürtel, wie die unvollkommenen Thiere, während der Apfel dem Menschen in alle Klimate folgt, wie sein Vieh. Merkwürdig bleibt es endlich, daß die Zunft der Äpfel, streng genommen, nur aus einem einzigen Geschlecht besteht, gerade wie es beim Menschen der Fall ist. Die außerordentlich reichhaltige pomologische Literatur Deutschlands hat natürlich auch den Apfel und seine Arten vielfach behandelt, wenngleich die Verworrenheit in der Nomenclatur bis heute zu vielen Unrichtigkeiten Anlaß gegeben. Vorzüglich zu empfehlen sind darüber die Schriften von Diel, Christ, Meyer, Kerner, Sickler, Rubens, Lucas, Metzger u. A.

Apfelsine, auch Sinaapfel genannt, die tiefgelbe Frucht einer Abart des Pomeranzenbaums, des Citrus aurantium chinensis. Der Baum selbst, welcher 20—40 F. Höhe erreicht, von schwärzlicher Rinde, mit spitzen, elliptischen, gekerbten Blättern, schmal geflügelten Blattstielen und weißen, wohlriechenden, zu je sechs in kurzen Trauben stehenden Blüten, stammt aus dem östlichen Asien und wurde, wie der Name andeutet, von den Portugiesen zunächst aus China (Sina) in das südliche Europa verpflanzt. Namentlich wird er in Portugal, Spanien, Südfrankreich, Italien, Sicilien und Malta gezogen, wo seine Früchte einen gewinnreichen Handelsartikel bilden. Man hat Apfelsinen mit glatter und mit streifiger Schale, mit und ohne Kern, dickschälig und dünnschälig, rund und bauchig u. s. w., schätzt sie aber um so mehr, je dünnschäliger, saftreicher, größer und schwerer sie sind. Letztere Eigenschaften besitzen namentlich die malteser, genueser und die vom Gardasee; die genueser werden besonders von Genua, Nizza und Montone aus, die sicilischen von Messina aus versendet. Das saftige Fleisch der Apfelsine ist entweder hellgelb oder, wie bei der malteser, röthlich, hat einen angenehmen und erfrischenden säuerlich-süßen Geschmack und gilt für ein antiskorbutisches Mittel. Die Früchte verlangen eine sehr sorgfältige Aufbewahrung, weshalb die zur Versendung bestimmten ein Weniges vor ihrer völligen Reife abgenommen, einzeln in ungeleimtes Papier gewickelt und in Kisten zu 200—500 Stück verpackt werden. Man genießt sie theils roh, meist ohne Schale, theils auf verschiedene Weise eingemacht und zubereitet. Auch dienen die Schalen, welche Bitterstoff und ein ätherisches Öl enthalten, mit Rothwein zur Bereitung eines magenstärkenden, bischofähnlichen Getränks, sowie eines feinen Liqueurs, des Apfelsinen-Rosoglio, welcher vorzüglich von Bologna, Udine, Florenz und Triest bezogen wird.

Aphäreus, der Sohn des messenischen Königs Perieres und der Gorgophone, war der Gemahl der Arene und Vater des Lynkeus, Idas und Piseus. Die zwei Ersten sind bekannt unter dem Namen der Aphareïden und berühmt durch ihren Kampf mit den Dioskuren, den Pindar in den Nemeischen Oden ausführlich beschreibt.

Aphelium oder Sonnenferne heißt derjenige Punkt der elliptischen Bahn eines jeden Planeten oder Kometen, welcher von der Sonne, die in einem der beiden Brennpunkte der Bahn steht, am meisten entfernt ist. Dieser Punkt liegt daher in einem der beiden Endpunkte der großen Achse der Bahn. Der andere entsprechende Endpunkt heißt Perihelium (s. d.), oder Sonnennähe, weil er der nächste Punkt der Ellipse an der Sonne ist. Im erstern ist die Geschwindigkeit der Himmelskörper am geringsten, im letztern am größten. Der Unterschied der Geschwindigkeit ist indessen bei den Planeten viel weniger bedeutend als bei den Kometen, deren Ellipsen von einem Kreise viel mehr abweichen als die Planetenbahnen. So bewegt sich z. B. der Komet von 1680 im Perihelium über 137000 mal schneller als im Aphelium. Beide Punkte zusammen heißen Apsiden (s. d.) der Bahn.

Aphorismen (griech.), im Allgemeinen abgerissene, unverbundene Sätze, im engern Sinne die Darstellung des Hauptinhalts einer Lehre oder Wissenschaft in einzelnen, nicht gliedermäßig verbundenen Lehrsätzen oder Lehrsprüchen, wobei jedoch die innere logische Ordnung gewahrt bleiben, ja um so schlagender hervortreten muß. Die aphoristische Darstellung erleichtert die Übersicht und das Einprägen der Grundbegriffe einer Wissenschaft, und führt den fähigen Leser zum eigenen Nachdenken, indem er sich gedrungen fühlt, die kurz vorgetragenen Sätze zu erläutern und zu einem verbundenen Ganzen zu verarbeiten. — **Aphoristische Schreib- oder Sprechart** nennt man die gebrochene, der sprachlichen und logischen Bindeformen ermangelnde Ausdrucksweise. Dieselbe kann in besondern Fällen von größter rhetorischer Wirkung sein, darf aber nicht als Stilregel angewendet werden, weil sie das Verständniß erschwert, oft unmöglich macht, und Leser und Hörer ohne Nutzen martert. Redner und Schriftsteller, deren Ausdruck überhaupt aphoristisch ist, ringen mit dem eigenen Denken oder ermangeln wenigstens der sprachlichen Durchbildung.

Aphrodisiaca nennt man Mittel, welche den Geschlechtstrieb künstlich erhöhen oder anreizen. Dies geschieht auf psychischem Wege durch Einwirkung auf Phantasie, auch wol durch berauschende, das Schamgefühl und die Zurückhaltung übertäubende Mittel. Manche hierzu benutzte Narkotica scheinen außerdem auch traumartige Vorstellungen im Gehirn zu wecken. Ferner kann es geschehen durch Reizung, in welcher Hinsicht namentlich bei Männern die scharfen, die Harnröhre entzündenden, kantharidinhaltigen Stoffe (Spanische Fliegen, Maiwürmer, Diabolinis) gemisbraucht werden. Endlich geschieht es durch eine reichlich nährende, üppige Kost und Lebensweise, wohin der Genuß der Austern, Eier, Kaviar, Chokoladen u. s. w. gehört. Alle diese Mittel sind schon aus gesundheitlichen Gründen verwerflich, besonders aber die scharfen und narkotischen Stoffe, aus denen wol meist die Liebestränke (Philtra) der ältern Zeit bestanden.

Aphrodit wird ein Individuum genannt, dessen Geschlechtstheile entweder ganz fehlen oder ungestalt verkümmert und zweideutig sind, daß sich aus der Untersuchung derselben der Geschlechtscharakter nicht bestimmen läßt. Vollkommene Geschlechtslosigkeit (Aphroditismus, Cryptogamia) kommt äußerst selten vor.

Aphrodite, auch **Aphrogeneia**, d. h. die aus dem Schaum des Meeres Entstandene, ist der griech. Name der Venus (s. d.). — **Aphrodisia** hieß ein der Aphrodite zu Ehren an mehren Orten Griechenlands, besonders auf der Insel Kypros, dem Sitze der Göttin, gefeiertes Fest. In Paphos auf Kypros hatte die Göttin ihren ältesten Tempel, von Kinyras erbaut, in dessen Familie daher auch das Priesterthum erblich war. Mit ihrem Feste waren daselbst Mysterien verbunden. Wer in diese eingeweiht wurde, brachte der Göttin eine Münze dar und erhielt dafür etwas Salz und einen Phallus.

Aphthen, Schwämmchen, nennt man in der Heilkunde eine Krankheit, bei der sich die Schleimhäute (besonders die des Mundes) mit einem rahmähnlichen Häutchen bedecken, anfangs gewöhnlich nur in kleinern umschriebenen Fleckchen oder Inselchen, die jedoch beim Überhandnehmen zusammenfließen können. Dieses Häutchen besteht aus ausgeschwitzten eiweißartigen Stoffen und abgeschälten Epitheliumzellen (s. **Epithelium**), unter denen die rothe, entblößte Schleimhaut liegt. Bei den gewöhnlichen **Kinderschwämmchen** (Soor, Muguet), welche besonders in Findelhäusern häufig sind, findet man in diesem Häutchen wuchernde Schimmelmassen (Gährungspilze), welche auf die Schleimhaut gesunder Kinder übertragen (geimpft), das Übel fortpflanzen (anstecken). Diese Schwämmchen entstehen gewöhnlich durch Unreinlichkeit, von

Gährung der süßen Nahrungsstoffe im Munde, und werden mehr durch hinzutretende Zustände (z. B. Durchfall, Stickfluß) gefährlich. Die Hauptgegenmittel sind Reinlichkeit, gelind aromatische Auswaschungen und säuretilgende Mittel. Bei Erwachsenen bilden sich Schwämmchen fast nur im Zustande der größten Erschöpfung und Bewußtlosigkeit, besonders in Typhusfiebern, und deshalb (nicht an sich) sind sie oft ein Zeichen von Lebensgefahr. Vgl. Berg, „Über die Schwämmchen bei Kindern" (Stockh. 1846) und Hönerkopf, „De natura vegetabili aphtharum" (Greifsw. 1843).

Aphthonius, ein berühmter Rhetor zu Ende des 3. und Anfang des 4. Jahrh. n. Chr., dessen Vorübungen der Beredtsamkeit, „Progymnasmata", die zunächst nur eine Überarbeitung und Erweiterung der „Progymnasmata", des Hermogenes waren, lange Zeit dem rhetorischen Unterrichte zu Grunde gelegt wurden. Bekannt ist besonders die nach ihm benannte „Chria Aphthoniana", eine Abhandlung, in welchem eine Sentenz nach einer bestimmten Form und Eintheilung durchgeführt wird, sonst die gewöhnliche Schulübung für lat. Ausarbeitungen. Seine Schrift findet sich zuerst in der „Collectio rhetorum graecorum" von Aldus (Ven. 1380), verbessert in der Sammlung der „Rhetores graeci" von Walz (Bd. I), und ist auch besonders herausgegeben von Petzholdt (Lpz. 1839).

A piacere, nach Gefallen, nach Belieben, wird in der Musik am meisten bei cadenzartigen Stellen angewendet. Der Solist erhält hierdurch die Freiheit, die betreffende Phrase nach seinem Gutdünken vorzutragen. Gewöhnlich ist der Begriff der Zögerung damit verbunden. — In der Handelssprache bezeichnet man einen Wechsel mit a piacere, der zu einer beliebigen Zeit zahlbar ist. Der Natur der Sache nach kommen dergleichen Papiere selten vor, und es fragt sich dabei, ob die Zahlungszeit im Belieben des Bezogenen oder im Belieben des Inhabers stehen soll. Die meisten Gesetze stellen dieselbe in den Willen des Inhabers und betrachten mithin solche Wechsel als „bei Sicht" zahlbare. Nur in St.-Gallen steht die Zeit der Zahlung in dem Belieben des Bezogenen, welcher, wenn er nicht gleich bei Sicht bezahlen will, den Zahltag in seinem Accept mit vermerken muß. In England und den Vereinigten Staaten werden häufig Wechsel „auf Verlangen" (on demand) zahlbar ausgestellt, die dann „bei Sicht" (auf Verlangen des Inhabers), d. h. gleich bei der Vorzeigung an den Bezogenen zahlbar sind.

Apianus (Petrus von), eigentlich Bienewitz oder Bennewitz, geb. 1403 in der Gegend von Leißnig in Sachsen, seit 1523 Professor der Mathematik zu Ingolstadt, wo er 1552 starb, stand als Astronom bei Kaiser Karl V. in hohem Ansehen, und ward von diesem nach manchen andern Gunstbezeugungen in den Reichsadelstand erhoben. Er wird als ein sehr talentvoller Mann, als vorzüglicher Mechaniker und guter Beobachter in der Astronomie gerühmt. Wir besitzen von ihm eine „Cosmographia" (Landsh. 1524), dann eine „Astronomia caesarea" (Ingolst. 1532), worin er zuerst die Bemerkung gemacht hat, daß die Schweife der Kometen der Sonne entgegengesetzt seien, und „Inscriptiones sacro-sanctae vetustatis" (Ingolst. 1534, mit Holzschnitten). — **Apianus** (Philipp), des Vorigen Sohn, geb. 1531, war besonders als Geograph ausgezeichnet. Er folgte dem Vater im Amte zu Ingolstadt, mußte 1568 der Verfolgungen wegen, die ihn als Protestant trafen, flüchten, wurde jedoch in Tübingen als Professor der Mathematik wieder angestellt. A. starb daselbst 1589. Von ihm rühren die berühmten „Bairischen Landtafeln" (1566) her, für die ihn Herzog Albert mit 2500 Dukaten entschädigte.

Apicius (Marcus Gabius), ein Feinschmecker zu den Zeiten des Augustus und Tiberius, führte die leckerste Tafel in Rom und bekundete sein Genie für die Kochkunst durch so bedeutende Erfindungen, daß sein Name zum Sprüchwort wurde, und Schulen von Köchen nach ihm sich nannten. Als er sein großes Vermögen bis auf einen Rest von etwa einer halben Million Gulden erschöpft hatte, nahm er Gift, um nicht, wie er fürchtete, Hungers sterben zu müssen. Außer ihm werden noch zwei Römer dieses Namens als Schlemmer genannt, von denen der eine unter Pompejus, der andere unter Trajan gelebt haben soll. Das Kochbuch in zehn Abtheilungen, „De arte coquinaria seu de obsoniis et condimentis", welches den Namen A.'s trägt, rührt von keinem dieser Drei her, sondern von einem gewissen Cölius, der sich jenen sprüchwörtlichen Namen beigelegt hat. Es wurde herausgegeben von Lister (Lond. 1705), Almeloveen (Amst. 1709) und Bernhold (Ansb. 1800). Eine „Flora Apiciana" schrieb Dierbach (Heidelb. 1831).

Apios tuberosa oder **Knollenerbse**, eine Pflanzenart, welche wie die Erbse zur Familie der Leguminosen gehört, eine lederartige, zweifächerige Hülsenfrucht trägt, und eilanzettförmige glatte Blätter hat. Sie zeichnet sich durch ihren windenden Stengel, ihre dunkelrothen Blumen, knollige Wurzeln und sieben Fiederblättchen aus. In neuester Zeit ist dieser Pflanze, welche schon seit einem Jahrh. in den botanischen Gärten gezogen wurde, durch den franz. Reisenden Lamare-

Jacquot besondere Aufmerksamkeit zu Theil geworden, indem derselbe sich während seiner Reise in Nordamerika von dem Nutzen der Knollen als Nahrungsmittel überzeugte. Man hat seitdem mehrfach angefangen, sie gleich der Kartoffel zu bauen; doch erweist sich die Cultur schwierig wegen der Länge und Schwäche der windenden Schößlinge und der Länge der Wurzeln. Die in Dampf gekochte Knolle ist ohne alle Schärfe und Bitterkeit, und gleicht sehr der ebenso zubereiteten Kartoffel. Sie besitzt mehr Stickstoffgehalt als die Kartoffel (4,5 Proc.) und auch mehr Stärkmehl als diese (33,55 Proc. nach einer Analyse von Payen).

Apis, der zu Memphis als Gott verehrte Stier, war nach dem Glauben der Ägypter ein Bild der Seele des Osiris. Daher seine große Verehrung und seine Bedeutung im ägypt. Volksleben. Der Stier wurde nach dem Volksglauben von einer Kuh geboren, die durch einen Strahl vom Himmel oder auch vom Mond befruchtet worden war; er mußte von schwarzer Farbe sein mit weißem Viereck auf der Stirn, der Figur eines Adlers auf dem Rücken, verschiedenen andern Flecken auf andern Theilen des Körpers, mit zweierlei Haaren am Schweife und einem Knoten in der Gestalt eines Käfers unter der Zunge haben. In dem Tempel des Ptah (Hephästus) zu Memphis hatte er seinen eigenen heiligen Hof, eine Menge Priester zur Bedienung und zwei prächtig geschmückte Hallen zu seiner Wohnung. Opfer wurden ihm von rothen Stieren gebracht. Er wurde aus einem besondern Brunnen getränkt und jährlich wurde ihm eine mit besondern Merkmalen versehene Kuh zugeführt. Die Wahl seines Aufenthalts, seine Gänge, sein Appetit dienten als Orakel. Ein A. durfte nicht länger als 25 J. leben; hatte er dieses Alter erreicht, so wurde er auf geheimnißvolle Weise von den Priestern in einem heiligen Brunnen ertränkt, nach der Meinung des Volks stürzte er sich jedoch selbst hinein. Nach seinem Tode wurde er feierlich in den Tempel begraben. Die dabei stattfindenden Feierlichkeiten waren durchaus bacchisch. Die Priester hatten zwar keine Rehfelle, aber Pantherfelle, trugen Stäbe wie die Thyrsusstäbe, schrien und bewegten sich wie die Bacchanten. Bei dem Ableben des A. herrschte in ganz Ägypten tiefe Trauer, bis der neue Apis gefunden war. War dies geschehen so ward der neue A. in ein gegen Sonnenaufgang gelegenes Haus gebracht, daselbst vier Monate mit Milch genährt, dann zur Zeit des Neumonds in festlichem Zuge nach Nilopolis geführt, wo er 40 Tage blieb und allein von Frauen, welche unbekleidet sein mußten, bedient wurde. Zuletzt wurde er in einem prächtigen Schiff unter großen Festlichkeiten nach Memphis gebracht. Seine Theophanie oder das Fest seiner Auffindung wurde alljährlich mit dem Steigen des Nils sieben Tage lang durch Tänze, Processionen u. s. w. gefeiert; am festlichsten aber wurde sein Geburtstag begangen. Der Apiscultus soll nach Manetho unter der zweiten thinitischen Dynastie eingeführt worden sein. Sein 25jähriges Leben bezieht sich auf die 25jährige astronomische Periode, welche dieselben Phasen des Mondes, dem er heilig war, an demselben Tage des ägyptischen Kalenders zurückführte.

Apobätes, **Anabates** oder **Parabates** hießen im frühesten Alterthum diejenigen Streiter, welche von einem Wagen herab kämpften. Meist waren es nur die Anführer, welche auf diese Weise fochten. Ihre Waffen bestanden in Helm, Brustharnisch, Schild, Lanze, Wurfspieß und Schwert. Zuweilen sprangen sie auch von ihrem Wagen herab und griffen ihren Gegner zu Fuß an. Erst nach dem Trojanischen Kriege scheint es Sitte geworden zu sein, zu Pferde zu kämpfen.

Apocrisiarius hieß am fränkischen Hofe der oberste Geistliche, der zugleich einen großen Theil der früher dem Referendarius zufallenden Staatsgeschäfte besorgte und die Oberaufsicht über die dem Cancellarius untergeordnete Hofkanzlei führte, gewissermaßen der Minister des geistlichen Departements. Seine Geschäfte gingen nachmals auf den Kanzler über.

Apodiktisch heißt eine Erkenntniß, die das Bewußtsein der Nothwendigkeit bei sich führt, das auf der Einsicht in die Unmöglichkeit des Gegentheils beruht. Eine apodiktisch gewisse Erkenntniß kann nicht auf Erfahrungsgründen beruhen, da Erfahrung keine Nothwendigkeit begründet; sondern sie ist nur im Denken und für das Denken zu erreichen. Ein **apodiktischer Beweis** heißt daher ein solcher, welcher das Gegentheil ausschließt. **Apodiktik** hat man auch die Wissenschaft von den nothwendigen Grundlagen des Wissens oder von den Bedingungen eines apodiktischen Wissens, die philosophische Grundwissenschaft, genannt.

Apogäum, oder Erdferne, heißt derjenige Punkt der Mondbahn, wo der Mond von der Erde, welche den einen Brennpunkt der Bahnellipse einnimmt, am weitesten entfernt ist. Der diametral entgegengesetzte Punkt der Mondbahn heißt Perigäum oder Erdnähe. Beide Punkte sind die Endpunkte der großen Achse (Apsidenlinie) der Mondbahn.

Apokalypse (griech.), d. h. Offenbarung, wird das letzte Buch des neutestamentlichen Kanon, die Offenbarung des Johannes (s. d.) genannt.

Apokalyptiker heißen, namentlich in neuerer Zeit, Diejenigen, welche in der Apokalypse oder Offenbarung des Johannes die prophetische Enthüllung der zukünftigen Vollendung des Gottesreichs finden. Die Apokalyptiker beginnen bereits mit Justinus Martyr (gest. um 165) und Irenäus (gest. 202). Jener begründete seinen Glauben an ein tausendjähriges Freudenleben der Frommen in dem erweitert und verherrlicht wiedergebauten Jerusalem (namentlich auf Offenb. Joh. Cap. 20), und ähnlich Irenäus seine Lehre von einer zweifachen Auferstehung, vom Antichrist, von einem Tausendjährigen Reiche und dem Neuen Jerusalem. Wesentlich in derselben Richtung, aber poetischer und geistvoller, glaubte Tertullian (gest. 220) an ein Tausendjähriges Reich der Frommen auf Erden, an ein Neues Jerusalem und an äußere Herrlichkeiten und Freuden, die mit Christi Herniedersenkung vom Himmel eintreten würden. In gleichen Überschwenglichkeiten bewegte sich Hippolytus (um 250), während die allenthalben das Geistige suchende Schule der Alexandriner der sinnlichen Auffassung der Apokalypse und ihres tausendjährigen Freudenreichs auf Erden entgegentrat. Die wissenschaftlich-historische Auffassung der Apokalypse wurde freilich dadurch im hohen Grade beeinträchtigt, und apokalyptischen Überschwenglichkeiten auf ein Jahrtausend Thor und Thür geöffnet. Seit der Aufnahme des Christenthums als Staatsreligion von Seiten des röm. Reichs im Anfange des 4. Jahrh. trat das Interesse an den Glück weissagenden Verheißungen der Apokalypse namentlich im Morgenlande zurück. Das Abendland förderte indessen die wissenschaftliche Wiederlegung apokalyptischer Schwärmereien wenig, und da hier namentlich seit Augustinus allgemein die Ansicht herrschte, daß die 1000 J. der Apokalypse (Cap. 20) von der Erscheinung oder dem Leiden Christi an zu rechnen seien, so sah man mit großer Besorgniß dem Eintritt des J. 1000 n. Chr. entgegen. Dieses Jahr verging, ohne daß der Antichrist erschien. Dafür suchte nun die Apokalyptik namentlich seit dem 12. Jahrh. neuen Stoff zu ihren Deutungen. Alle Wechselerscheinungen der vielfach zerrissenen kath. Kirche, die immer zahlreicher auftauchenden Ketzer, die Verbreitung des Mohammedanismus, mußten ihre Erläuterung und Vorherverkündigung in der Apokalypse finden. Seit dem Anfange des 13. Jahrh. bis weit über die Reformation des 16. Jahrh. hinaus drehte das Verhältniß sich um. Das hierarchische Rom mit seinen Mißständen wurde der reformatorischen Apokalyptik zum leibhaftigen Antichristen. Der Apokalyptiker Joachim von Floris in Calabrien (gest. 1202) gab einer schwärmerischen, Rom feindlichen Fraction der Franciscaner sein „ewiges Evangelium" (nach Offenb. Joh. 14, 6) vornehmlich, wie es scheint, aus der Apokalypse, wobei die Thatsache gleichgültig bleibt, daß die spätere Apokalyptik der Franciscaner die Schriften Joachim's noch vielfach in einem Rom feindlichen Sinne fälschte. Die „Einleitung in das ewige Evangelium" und die Postille des nachherigen Hauptes der „Spiritualen" Franciscaner, des Petrus Johannes von Olivi (gest. 1297), über die Apokalypse greifen mit fast nie dagewesener Willkür in die Überschwenglichkeit einer kirchenfeindlichen Apokalyptik ein, und verheißen selbst dem Evangelium des Neuen Testaments einen nahen Untergang. Auch die Katharer, Waldenser, Apostoliker, Wiclifiten und Hussiten nahmen, mit größerer oder geringerer Schwärmerei, ihre Waffen gegen Rom und die herrschende Kirche aus den dunkeln Gängen apokalyptischer Weissagungen. Selbst die Reformation, Luther eingeschlossen, fuhr fort, die Apokalypse willkürlich aus allen Zeiten der Kirchengeschichte, und den Antichrist aus dem röm. Papstthume zu erklären, und ließ sich hier an Ruhe und Besonnenheit durch die kath. Kirche, namentlich durch die nüchternern Commentare des span. Jesuiten Franciscus Ribeira (gest. 1591), wie durch Alcassar (im Anfange des 17. Jahrh.), übertreffen. Die für Staat und Kirche hochgefährlichen apokalyptischen Schwärmereien der Wiedertäufer, gleichzeitig mit der Reformation, führten nur zur Verwerfung des Tausendjährigen Reichs als einer jüdischen Anschauung (Augsb. Confession, Art. 17), während die geistigere und praktische Auffassung durch Spener (gest. 1705) theils verworfen, theils die Quelle maßloser Ausgeburten apokalyptischer Phantasien unter seinen eigenen Anhängern wurde. Rosamunde Juliane von der Asseburg im Magdeburgischen (geb. 1672), Eleonore von Merlau, vermählt mit dem ebenfalls schwärmerischen Apokalyptiker Petersen (gest. 1727), und eine Menge „Inspirirter" ergingen sich seit dem Anfange des 17. Jahrh. in der Verkündigung geheimer Gesichte und wunderbarer, meist chiliastischer Offenbarungen, welche alle mehr oder weniger auf die Verheißungen der vieldeutigen Apokalypse zurückzugehen suchten. Die nüchternern Auslegungen von Hugo Grotius (seit 1644) in der protest., von Bossuet (seit 1690) in der kath. Kirche hatten nicht durchzudringen vermocht, und nährten theilweise sogar durch eigene unrichtige Auslegung den apokalyptischen Sinn. Der durch seine Paradoxien berühmt gewordene Whiston, Theolog und Nachfolger Newton's auf dem Lehrstuhle der Mathematik zu Cambridge, trieb seit 1706, und

mehr noch der tiefsinnige, gelehrte und fromme würtembergische Prälat Bengel seit 1727 zu apokalyptischer Zahlenverwirrung. Letzterer berechnete z. B. mit großem Beifall das Wüthen des Antichrists auf die J. 1832—36, die Erscheinung Christi auf den 18. Juni 1836, das Tausendjährige Reich auf 1836—2836, das Ende der Welt aber und das Jüngste Gericht auf das J. 3836. Durch die kalte, aber reiner historische Kritik der Semler'schen und der neuern philologischen Schule, sowie durch die geistreiche, warm poetische, vielfach irrige, aber nicht überschwengliche Auslegung der Apokalypse von Herder, Eichhorn, Ewald und vielen Andern brach sich endlich seit der Mitte des 18. Jahrh. eine nüchternere Auffassung Bahn. Das Wiederaufleben orthodoxern Eifers, verbunden mit großen Bewegungen und Erschütterungen des öffentlichen Lebens, hat freilich auch neuerdings wieder apokalyptische Schwärmereien an das Licht gerufen. So wollte man in den Ereignissen der J. 1848 und 1849 die Zeichen des Antichrists erblicken, und die in England, zum Theil auch auf dem Continent verbreiteten Irvingianer (s. d.) berechneten aufs neue den Eintritt des Jüngsten Tages mit allen apokalyptischen Anhängseln. Diese Verirrungen stehen indessen sämmtlich außerhalb der Bildung unserer Zeit; denn die Wissenschaft hat unzweifelhaft dargethan, daß die Apokalypse nur historisch aufgefaßt, und einzig auf die Zustände des 1. christlichen Jahrh. gedeutet werden darf. Bei der Vieldeutigkeit des Buchs und der natürlichen Ähnlichkeit der Entwickelungsformen verschiedener Zeiten wird es der Schwärmerei stets gelingen, dabei Anspielungen auf jede Zeit zu entdecken.

Apokalyptische Zahl wird die mystische, nach den Handschriften noch dazu schwankende Zahl 666 in der Offenb. Joh. 13, 18 genannt, in welcher die Kirche schon im 2. Jahrh., nach der Zahlbedeutung der griech. oder (wiewol irrthümlich) der hebr. Buchstaben, den Antichristen angedeutet fand (s. d.), während Andere eine Zeitbestimmung darin ausgedrückt glaubten. Die wahrscheinlichste Auslegung geht immer noch auf die alte, sich schon bei Irenäus findende Erklärung durch den Namen Λατεῖνος (Latinus) zurück, da die Lateiner das damals herrschende Volk waren und die Zahl 666 in den griech. Buchstaben jenes Namens sich wiederfindet. Auch verstand man unter der apokalyptischen Zahl die dunkle und noch immer nicht übereinstimmend festgestellte, aber jedenfalls dem größern Theile nach eigentliche Zahlenrechnung jenes Buchs überhaupt. (S. **Apokalyptiker**.)

Apokatastase, Wiederbringung aller Dinge, d. h. Wiederherstellung in den vorigen (ursprünglichen) Zustand, entnommen aus Apostelg. 3, 27, drückt eigentlich die Erwartung der Juden und Christen aus, daß der in seinem vollen Glanze erscheinende Messias die Theokratie (s. d.) zur politischen Selbständigkeit und Herrlichkeit, sowie zur religiösen und sittlichen Reinheit zurückführen, aber auch die physische Welt zur ursprünglichen Normalbeschaffenheit verklären werde. Origenes insbesondere bildete in seinem siegreichen Glauben an die Alles überwindende Kraft der Erlösung die Vorstellung dahin aus, daß er wenigstens in seinen theoretischen Schriften ein endliches Aufhören der Strafen und selbst eine Bekehrung des Teufels und der Dämonen erwartete. Diese mildernde, die Strafen nur als Erziehungsmittel auffassende Anschauung blickt noch bei Didymus von Alexandrien (gest. 395) und Gregor von Nazianz (gest. 391) hervor, ebenso bei Diodor von Tarsus und Theodorus von Mopsveste im 5. Jahrh. Allein der Glaube an die Ewigkeit der Höllenstrafen und die Verwerfung der Apokatastase drang namentlich seit dem 4. Jahrh. immer entschiedener durch, und die theilweise Erneuerung des Gedankens durch Scotus Erigena im 9. Jahrh. wollte nicht viel bedeuten. Gleiches gilt von der Behauptung Petersen's im Anfange des 18. Jahrh., daß der Zustand vor dem Sündenfalle durch Christi Erscheinung (S. **Chiliasmus**) wiederhergestellt werden solle.

Apokope, ein grammatischer Kunstausdruck, durch den man das Weglassen eines Buchstaben oder einer Silbe am Ende eines Worts bezeichnet, z. B. „ein zitternd Haupt", „hätt' er".

Apokryphen oder apokryphische Schriften, d. i. verborgene, wurden in der ältesten Kirche nach jüdisch-alexandrinischem Sprachgebrauch mehre Schriften, aber in sehr verschiedener Bedeutung genannt. Bald verstand man darunter solche, deren Ursprung und früheste Gestalt unbekannt waren, bald Schriften von geheimem Sinne, bald verwerfliche, bald aber auch nur solche Schriften, welche man nicht im öffentlichen Gebrauche haben zu dürfen meinte. In der letzten Bedeutung wurde es seit Hieronymus gewöhnlich, eine Anzahl Schriften so zu nennen, welche durch die alexandrinische Übersetzung unter den Christen verbreitet waren, und die man bald als Anhang des Alten Testaments, bald als eigentlichen Theil desselben gelten ließ. Denselben ward auch in Luther's Bibelübersetzung dieser Name gelassen, indem man sie dem Alten Testamente beigab. Über Anerkenntniß und Gebrauch derselben schwankte die Kirche von jeher. Die griech. Kirche schloß sie mit dem Concilium zu Laodicea um 360 aus dem eigentlichen Kanon aus, die

lat. dagegen behielt sie seit dem zu Karthago 397 im Kanon bei. Zur Zeit der Reformation wurden jene Bücher von den Protestanten zum Theil darum verworfen, weil einige Stellen in ihnen für die röm.-kath. Kirche von besonderm Interesse waren. Das Concilium zu Trient setzte ausdrücklich ihre Anerkenntniß fest und bestätigte die Beschlüsse des zu Karthago. Später fingen auch die Protestanten an, diese Bücher im Cultus und kirchlichen Leben fast ganz den kanonischen gleich zu gebrauchen. In der neuesten Zeit ist die Sache der Apokryphen des Alten Testaments dadurch wieder bedeutend angeregt worden, daß die brit. Bibelgesellschaft die Aufnahme jener Schriften in die zu vertheilenden Bibelausgaben misbilligte und untersagte, während die deutschen Bibelgesellschaften die Heilige Schrift nach Luther's Einrichtung zu haben wünschten, der die Apokryphen Bücher nennt, „so der Heiligen Schrift nicht gleichzuhalten, und doch nützlich und gut zu lesen sind". Unbefangen erwogen, kann man den Apokryphen des Alten Testaments wenigstens zum Theil nicht den Werth beilegen, welchen der Geist der Opposition unter den Protestanten und die ältere kath. Kirche ihnen zuschreiben. Sie haben indessen, so weit sie vorchristlich sind, historisch namentlich, für die Vermittelung des religiösen Zustandes seit dem Abschlusse des Alten Testaments bis zum Christenthum eine große Bedeutung. Die in Palästina entstandenen Apokryphen (die werthvollen, zum Theil sehr reinen Sittensprüche des Jesus, Sohn des Sirach, hebräisch geschrieben um 180 v. Chr., ins Griechische übersetzt um 130; das geschichtlich wichtige 1. Buch der Makkabäer um 135 verfaßt; das werthlosere Buch Judith) sind von den ägyptisch-alexandrinischen (Buch der Weisheit; 3. eigentlich 1. Buch der Makkabäer; 2. und 4. Buch der Makkabäer; Zusätze zum Buch Esther) und von den chaldäisch-persischen (Esrah, Tobias, Baruch und Zusätze zum Daniel) wohl zu unterscheiden. Das Buch der Weisheit ist in religiös-sittlicher Hinsicht die Krone unter ihnen, und enthält zum Theil eine wirkliche Fortbildung sogar über das Alte Testament hinaus. Die sogenannten **Apokryphen des Neuen Testaments** sind theils Schriften, theils Bruchstücke aus den ersten drei Jahrhunderten der Kirche welche entweder sich den kanonischen des Neuen Testaments an die Seite stellen wollten, oder von Einigen, zum Theil schon in der ältesten Zeit, denselben beigesellt, auch wol vorgezogen wurden. Ihr Werth gehört mehr ausschließlich der Wissenschaft an. Am bedeutendsten unter ihnen sind die apokryphischen Evangelien. Von diesen Apokryphen hat Fabricius eine Sammlung veranstaltet (Hamb. 1719). Eine neue Ausgabe des „Codex apocryphus N. T." hat Thilo (Bd. 1, Lpz. 1832) begonnen.

Apolda, Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, am Schötenbach, mit 4800 E., hat bedeutende Strumpfmanufacturen, die über 700 Stühle in Bewegung setzen. Der 1737 entdeckte Gesundbrunnen ist durch wirksamere Heilquellen verdrängt worden und in Vergessenheit gerathen. Das Schloß und das Rittergut A. besaßen in den frühesten Zeiten die Schenken von Tautenburg, dann später bis 1631 die Vitzthume, bis es die Herzoge von Altenburg und Weimar 1633 der Universität Jena schenkten.

Apollināris der Jüngere, seit 362 Bischof von Laodicea in Syrien, war einer der eifrigsten Gegner des Arianismus. Als Mensch und Gelehrter stand er in großer Achtung und gehörte zu den beliebtesten Schriftstellern seiner Zeit. Nach den alten Kirchenhistorikern soll er nebst seinem Vater, A. dem Ältern, welcher Lehrer der Sprachwissenschaft und Presbyter war, zur Zeit, als Kaiser Julian den Christen die Erklärung der griech. Classiker verbot, Nachahmungen derselben zum Gebrauch für die Christen, z. B. Heldengedichte und Trauerspiele aus historischen Stoffen des Alten Testaments, und eine Einkleidung des Neuen Testaments in Platonische Dialogen, verfertigt haben, von denen jedoch nichts mehr vorhanden ist, außer der dichterischen Umschreibung der Psalmen. A. lehrte, daß der Logos in Christus die Stelle der vernünftigen Seele vertreten und demnach Gott sich in ihm mit einem, übrigens ebenfalls verklärten, menschlichen Leibe und mit einer vermittelnden sinnlichen Seele verbunden habe. Diese Meinung, **Apollinarismus** genannt, ging davon aus, daß der Mensch aus drei Theilen (Trichotomie), aus Geist, Seele und Körper bestehe, und daß zwei vollständige Naturen, eine göttliche und eine menschliche, zu Einem Leben und Bewußtsein sich vereinigen könnten, ohne sich hierbei beide und das Erlösungswerk selbst zu vernichten. Seit 375 ward der Apollinarismus auf mehren Synoden, unter Andern auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Konstantinopel (381) deshalb verworfen, weil Christus nicht erlöst, was er nicht angenommen habe. Schon vorher hatten Athanasius und Gregor von Nazianz scharfsinnig gegen die Lehre des A. geschrieben, deren Inhalt im Grunde der hauptsächlichste Gegenstand des Kampfes während des ganzen 5. Jahrh. blieb. Inzwischen bildete A. aus seinen Anhängern zu Antiochien eine eigene Gemeinde, zu deren Bischof er Vitalis bestellte. Auch verbreiteten sich die Apolli-

narişten schnell in Syrien und den angrenzenden Ländern, errichteten zu Konstantinopel und anderwärts mehre Gemeinden mit eigenen Bischöfen, zerfielen aber nach A.'s Tode, um 382, in zwei Parteien, deren eine, die Vitalianer, wie sie sich nach ihrem ersten Bischof nannten, den Worten des A. treu blieb. Die andere Partei, die Polemianer, zog jedoch die Consequenz, Gott und der Leib Christi sei Eine Substanz geworden und daher das Fleisch göttlich anzubeten, weshalb sie auch Sarkolaträ oder Anthropolaträ, und, weil sie eine Vermischung beider Naturen in Christo annahmen, Synusiasten genannt wurden. Verbote des Kaisers schränkten ihre von der allgemeinen sonst nicht abweichende Religionsübung 388 und 397 ein, bis sie 428 in den Städten völlig untersagt wurde, worauf sie sich theils unter die Orthodoxen, theils später unter die Monophysiten verloren. Im Zeitalter der Reformation wurde der Vorwurf des Apollinarismus wechselsweise unter den streitenden Parteien gemacht, den Katholiken wegen ihrer Abendmahlslehre, den Protestanten wegen der Lehre von der Mittheilung der beiden Naturen in Christo.

Apollo, bei den Griechen Apollon, der eigentliche Hauptgott der Griechen, in welchem sich das griechische Leben in seiner eigenthümlichen und schönsten Gestalt abspiegelt, gewissermaßen der ideale Repräsentant des griech. Volks selbst, dessen allgemein verbreiteter, milder Cultus segensreich auf die ganze Entwickelung Griechenlands einwirkte, da die mit seinen Festen verbundene Waffenruhe, der Gottesfrieden heiliger Orte und Straßen, die Sühnungen, die Idee der strahlenden, jeden Frevel rächenden Gottheit, die entscheidende Wirkung seiner Orakel in Anordnung öffentlicher Verhältnisse vom heilsamsten Einflusse gewesen sind. Apollo war der Sohn des Zeus und der Leto (Latona) und Zwillingsbruder der Artemis (Diana). Etwas Näheres über seine Geburt findet man weder bei Homer noch bei Hesiod. Erst spätere Schriftsteller erzählen, daß Leto von der eifersüchtigen Here (Juno) umhergetrieben, ohne gebären zu können, endlich auf der Insel Delos am siebenten Tage des Monats, der deswegen dem Gotte heilig war, den A. zur Welt gebracht habe. Here nämlich hatte alle Länder, welche die schwangere Leto aufnehmen würden, mit Fluch beladen; nur Delos konnte nicht davon betroffen werden, weil es vor der Geburt des Gottes noch von dem Meere bedeckt war und erst seitdem sichtbar wurde. Bei Homer erscheint A.: 1) Als Bogenschütze, der mit seinen Pfeilen rächt und straft. Hieran reihen sich die Erzählungen Späterer, z. B., daß er schon vier Tage nach seiner Geburt den Drachen Python mit seinen Pfeilen erlegt, im Gigantenkriege seinem Vater beigestanden und mit seiner Schwester Artemis die Kinder der Niobe getödtet habe. 2) Als Gott des Gesangs und Saitenspiels. In dieser Eigenschaft unterhielt er die Götter, während sie schmausten, mit seinem Spiel, unterrichtete Andere im Gesang und erfand, nach Hesiod und dem Homerischen Hymnus, die Phorminx, die siebensaitige Lyra. Auch bestand er als solcher mit Marsyas (s. d.) und Pan (s. d.) Wettkämpfe. 3) Als Gott der Weissagung, die er besonders in seinem Orakel zu Delphi (s. d.) übte, und welche Gabe er auch Andern mitzutheilen vermochte, wie dem Kalchas (s. d.) 4) Als Heerdengott (Nomios). Als solcher weidete er im Auftrage des Zeus die Heerden des Königs Laomedon am Ida. Besonders aber kommt er in dieser Eigenschaft bei den Spätern vor, und hierauf ist auch sein Dienst bei Admetus (s. d.) zu beziehen. 5) Seit den Lyrikern erscheint er als der helfende und rettende Gott, als Arzt. Als solchen nennt ihn schon Homer Päon (s. d. und Päan), denn die Trennung dieses besondern Heilgottes von dem A. ist erst von den spätern Dichtern ausgegangen. 6) Als Städtegründer half A. schon bei Homer mit Poseidon Trojas Mauern bauen, und nach Pausanias unterstützte er den Alkathous bei der Erbauung von Megara. Er selbst gründete unter Anderm Cyrene, Cyzikum und Naxos auf Sicilien. Diese Eigenschaft des A. hängt mit seiner Weissagungsgabe eng zusammen, indem Gründungen neuer Niederlassungen in der Regel in Folge seiner Aussprüche erfolgten. Von spätern Schriftstellern wird A. mit dem Sonnengott oder Helios identificirt, während bei Homer und der ganzen griech. Volksreligion Helios als besonderer Gott neben ihm besteht. Nach mehren Forschern indessen ist die Erscheinung des A. als Sonnengott gerade als die ursprüngliche, aus der sich die übrigen herleiten lassen, anzusehen. Auch das Homerische Phoibos setzt man damit in Verbindung, worin der Begriff des Hellen oder Klaren liegt. Eine Bestätigung davon findet man in der Mythe von den Hyperboreern und deren Verehrung des A. Bei diesen, heißt es, halte er sich auf, bis in Griechenland das erste Korn geschnitten werde, dann kehre er mit der vollen reifen Ähre nach Delphi zurück. Einen andern Beweis dafür entnimmt man aus der von mehren Schriftstellern gegebenen Erzählung, A. sei mit dem ägypt. Horus identisch. Jedoch verwirft dieses O. Müller, der überhaupt allen ägypt. Einfluß auf die griech. Götterlehre leugnet. Nach ihm ist A. eine rein dorische Gottheit, deren ältester Sitz in Tempe zu suchen, später in Delphi, durch

dessen Ansehen er griech. Nationalgott wird. Die Einführung des Apollocultus in Attika fällt mit der Einwanderung der Jonier zusammen. Über die Idee, welche dem ganzen Mythus des Gottes zu Grunde lag, sowie darüber, von wo derselbe ausging, ob von Ägypten oder aus dem Norden Griechenlands, ist viel gestritten worden. Wenn aber auch die Griechen den Cultus von andern Völkern erhielten, so hat doch erst griech. Kunst und Philosophie den A. zum Ideal vollendeter Humanität gemacht. Die berühmtesten Orakelorte desselben waren, außer Delphi, Abä in Phocis, das Ismenion in Theben, Delos, Klaros bei Kolophon, Patara in Lycien. Auch in Rom fand die Verehrung des A. früh Eingang; schon 430 v. Chr. wurde ihm ein Tempel errichtet, und um 212 v. Chr. wurden die Apollinarischen Spiele eingeführt. Besonders ward er unter den Kaisern gefeiert. Augustus erbaute ihm nach der Schlacht bei Actium sowol hier als auf dem Palatinischen Berge einen Tempel und ordnete die Actischen Spiele an. Ihm und seiner Schwester Diana zu Ehren wurden alle hundert Jahre die Ludi saeculares gefeiert. Seine Attribute sind Bogen und Köcher, Cithara und Plectrum, Schlange, Hirtenstab, Greif und Schwan, auf welchem letztern er auch bisweilen reitet, Dreifuß, Lorber und Rabe; seltener Cicade, Hahn, Habicht, Wolf und Ölbaum. Von den Künstlern wird A. in der Regel folgendermaßen dargestellt: Das Gesicht im schönsten Oval, die Stirn hoch, sanft fließender Haarwuchs, auf der Stirn zwei Locken, hinten die Locken aufgebunden, wie bei der Venus und Diana, die Gestalt schlank. Die ältesten Bildsäulen des A. waren aus Holz, und die ersten Verfertiger derselben jedenfalls Kreter. Die schönste unter allen Apollostatuen ist der A. von Belvedere im Vatican zu Rom, als dessen Nachbildung der Apollino von Florenz gilt. Diese Statue ward um 1500 zu Nettuno (Antium) ausgegraben, wohin sie wahrscheinlich Nero aus dem Tempel zu Delphi hatte bringen lassen.

Apollŏdor, ein griech. Maler aus Athen, lebte um 400 v. Chr., und hat sich durch Vervollkommnung des Colorits wie durch richtige Vertheilung von Licht und Schatten in der Geschichte der Malerei Verdienste erworben. Er galt als der Vorläufer des Zeuris (s. d.).

Apollŏdor, ein berühmter Baumeister, geb. zu Damaskus, lebte zur Zeit des Kaisers Trajan, der ihm den Bau der Brücke über die Donau in Niederungarn auftrug. Auch ist er der Erbauer des Forum Trajanum und der darauf befindlichen Säule. Der harte Tadel eines ihm vom Kaiser Hadrian zugesendeten Grundrisses zu einem Tempel der Venus brachte ihm 129 n. Chr. das Todesurtheil. Seine Schrift über Belagerungsmaschinen, „Poliorcetica", ist gedruckt in den „Veteres mathematici" (Par. 1693).

Apollŏdor, ein griech. Grammatiker, etwa um 140 v. Chr., studirte die Philosophie in Athen unter Panätius und die Grammatik unter Aristarch. Er hatte ein Werk über die Götter, eine Erdkunde, einen Commentar über Homer's Schiffsverzeichniß, Commentare zu einigen alten Komikern, mehre grammatische Werke und eine Chronik in iambischem Versmaß geschrieben, welcher die nachfolgenden Schriftsteller bei chronologischen Bestimmungen meist folgten. Das mythologische Werk, welches wir unter dem Titel „Bibliothek" in drei Büchern von ihm besitzen, eine geordnete Zusammenstellung der Mythen des Alterthums von den ältesten Göttersagen bis auf die historische Zeit herab, ist wahrscheinlich ein späterer Auszug aus einem größern Werke des A. Auch als Auszug ist das Werk für die Kenntniß der griech. Mythologie sehr wichtig. Gute Ausgaben besorgten Heyne (3 Bde., Gött. 1782—83; 2 Bde., 1803), Clavier mit franz. Übersetzung (2 Bde., Par. 1805) und Westermann in den „Mythographi graeci" (Braunschw. 1842).

Apollonia, die Heilige, erlitt unter dem Kaiser Decius den Märtyrertod. Nachdem ihr unter andern Mishandlungen von dem wüthenden Pöbel die Zähne ausgeschlagen worden, foderte man sie auf, zwischen Verleugnung des Christenthums oder dem Scheiterhaufen zu wählen. Während der ihr gegebenen kurzen Bedenkzeit stürzte sie sich jedoch freiwillig in die Flammen. Noch jetzt wird die heilige A. vom Volke bei Zahnschmerzen angerufen, und Zähne von ihr werden an mehren Orten als Reliquien bewahrt. Gedächtnißtag: 9. Februar.

Apollonia ist der Name mehrer Städte des Alterthums. Am berühmtesten sind: 1) A. in Illyrien, zwei Stunden vom Adriatischen Meer, noch zu den Zeiten der Römer wichtig als Sitz der Wissenschaften, jetzt Polonia oder Polina; 2) A. in Thrazien, an der Küste des Pontus-Eurinus mit zwei Häfen und einem Tempel und Koloß des Apollo, das schon unter den Römern im Verfall war und jetzt Sizeboli heißt; 3) A. in Cyrenaika, das als Hafen von Cyrene diente und zur Pentapolis gehörte, das spätere Sozura und jetzige Marza-Susa; 4) A. in Palästina, an der Küste des Mittelländischen Meers, nordwestlich von Sichem, zwischen Joppe und Cäsarea.

Apollonius hießen mehre berühmte griech. Grammatiker und Rhetoren. — **Apollonius** mit dem Beinamen **Dyskolos**, d. i. der Murrkopf, aus Alexandria, lebte im 2. Jahrh. n. Chr. Seine Schrift „Über das Pronomen" hat Bekker (Berl. 1817) und die „Über die Conjunctio-

men und Adverbien" derselbe Gelehrte in den „Anecdota graeca" (Bd. 2) herausgegeben. — **Apollonius der Sophist**, aus Alexandria, zur Zeit des Augustus, ist der Verfasser eines „Lexikon Homerischer Wörter", das Villoison (Par. 1773) und Tollius (Leyd. 1788) herausgegeben haben. — **Apollonius**, mit dem Beinamen **Molo**, Lehrer der Rhetorik zu Rhodus, war von Cicero und Cäsar hochgeschätzt, die ihn zu Rom hörten.

Apollonius von Perga in Pamphylien, neben Euklides, Archimedes und Diophantus einer der Schriftsteller, die wir als die Gründer der mathematischen Wissenschaften betrachten müssen, lebte um 240 v. Chr. und studirte die Mathematik zu Alexandrien unter den Schülern des Euklides. Von seinen vielen Schriften, die sich nur in Bruchstücken erhalten haben, ist das Buch „Von den Kegelschnitten" in acht Büchern, von denen nur die vier ersten griech., die übrigen in arab. Übersetzung erhalten sind, das berühmteste. Es wurde herausgegeben von Gregory und Halley (Orf. 1710) und deutsch bearbeitet von Diesterweg (Lpz. 1822) und Paucker (Lpz. 1837).

Apollonius von Rhodus, nach Einigen zu Alexandrien, nach Andern zu Naukratis um 230 v. Chr. geboren, begab sich, da ihn die Eifersucht anderer Gelehrten in seinem Vaterlande unaufhörlich verfolgte, nach Rhodus, wo er die Rhetorik mit so viel Auszeichnung lehrte und sich durch seine Schriften so großen Ruhm erwarb, daß die Rhodier ihm das Bürgerrecht ertheilten. Später ging er nach Alexandrien zurück, um Eratosthenes in der Aufsicht über die Bibliothek dieser Stadt zu ersetzen. Von seinen vielen, theils grammatischen, theils episch-historischen Werken besitzen wir blos die „Argonautica", ein Gedicht, das von mehr Gelehrsamkeit und Fleiß als Dichtergenie zeigt, wiewol man einzelnen Stellen poetische Schönheit nicht absprechen kann. Die Römer bewunderten es; es wurde von Publius Terentius Varro übersetzt, von Virgilius im Einzelnen und von Valerius Flaccus im Ganzen nachgeahmt. Reiche Scholien beweisen, daß es viel gelesen und erklärt wurde. Die Ausgabe von Brunck (Strasb. 1780) ließ von neuem, nebst griech. Scholien und einigen Anmerkungen, Schäfer drucken (2 Bde., Lpz. 1810—13). Eine neue Textesrecension besorgte Wellauer (2 Bde., Lpz. 1828), und eine deutsche Übersetzung Willmann (Köln 1832). Vgl. Weichert, „Über das Leben und Gedicht des A." (Meiß. 1821).

Apollonius von Tyana (in Kappadocien), ein Zeitgenosse von Christus, war ein strenger Anhänger der Lehre des Pythagoras, welchen er selbst in Lebensweise und Kleidung nachzuahmen suchte. Er sammelte bald eine Anzahl Schüler um sich, durchreiste einen großen Theil Kleinasiens und versuchte sogar in Indien einzudringen, um die Lehren der Brahmanen kennen zu lernen. Unterwegs machte er zu Babylon die Bekanntschaft des Assyrers Damis, welcher ihn fernerhin begleitete, trat mit den Magiern in Verbindung, und gelangte dann zum König Phraortes in Indien, welcher ihn dem obersten Brahmanen, Jarchas, empfahl. Nach kurzem Aufenthalte kehrte er über Babylon nach Jonien zurück. Allenthalben ging sein Ruf vor ihm her; er wurde von den Fürsten ehrenvoll aufgenommen, und das Volk strömte ihm als Wunderthäter entgegen. Nur allein die Priester des Orpheus betrachteten ihn als einen gewöhnlichen Zauberer und verweigerten ihm eine Zeit lang die Aufnahme in die Mysterien. Überall trat er öffentlich als Sittenlehrer auf, behauptete aber auch die Zukunft vorhersagen und Wunder verrichten zu können. Obgleich Nero alle Magier und Zauberer aus Rom vertrieben hatte, begab A. sich dahin, mußte indessen, weil er eine junge Frau vom Tode erweckt haben sollte, die Stadt wieder verlassen. Nachdem er Spanien besucht, ging er über Italien nach Griechenland und von da nach Ägypten, wo sich Vespasian seines Ansehens bediente. Endlich wandte er sich nach Äthiopien. Nach seiner Rückkehr nach Ägypten fand er auch bei Titus günstige Aufnahme. Bei Domitian's Thronbesteigung angeklagt, einen Aufstand zu Nerva's Gunsten in Ägypten erregt zu haben, stellte er sich freiwillig vor Gericht und ward freigesprochen. Nachdem er nochmals Griechenland bereist, ließ er sich in Ephesus nieder, wo er eine Pythagoräische Schule eröffnete und, fast 100 J. alt, starb. Am Ende des 3. Jahrh. wurde A. von Hierokles, einem heidnischen Staatsmanne und Christenfeinde, in einer besondern Schrift Jesu und der evangelischen Geschichte entgegengestellt, wie es auch in neuern Zeiten von Voltaire und andern geschehen ist. Die Schrift des Hierokles ist verloren gegangen; wir kennen sie nur aus der Widerlegung des Eusebius. Vgl. Baur, „A. von Tyana und Christus, oder das Verhältniß des Pythagoräismus zum Christenthum" (Tüb. 1832). Aus den zerstreuten sehr fabelhaften Nachrichten setzte zu Anfange des 3. Jahrh. der ältere Philostratus (s. d.) auf das Geheiß der Julia, der Gemahlin des Septimius Severus, das Leben des A. in acht Büchern zusammen, das eine lange Zeit zu Herabsetzung des schon sehr verbreiteten Christenthums dienen mußte.

Apollonius von Tyrus, der Held eines griech. Romans, welcher im Mittelalter sehr

beliebt war und deshalb fast in alle abendländische Sprachen übersetzt worden ist. In demselben werden mit der den griech. Romanen eigenthümlichen Wärme und sinnlichen Natürlichkeit die romantischen Schicksale und Abenteuer des A., eines syrischen Prinzen erzählt, welche er vor seiner Verheirathung mit der Tochter des Königs Alcistrates von Cyrene zu bestehen hatte. Hierzu gesellen sich die Begegnisse seiner durch Scheintod von ihm getrennten Gattin, sowie die seiner keuschen Tochter Tarsia, die von Seeräubern entführt und an einen Kuppier nach Mitylene verkauft wird. Die Dichtung schließt mit dem gegenseitigen Wiederfinden aller Familienglieder. Das griech. Original ist nicht mehr vorhanden, wol aber eine sehr alte lat. Uebersetzung in drei Bearbeitungen, von denen die eine u. a. von Welser (Augsb. 1595) herausgegeben worden, die andere in den „Gesta Romanorum" und die dritte in dem „Pantheon" des Gottfried von Viterbo enthalten ist. Aus diesen lat. Quellen flossen: die span. Bearbeitung aus dem 13. Jahrh., gedruckt in Sanchez' „Colleccion de poesias castellanas" (2. Ausg., Par. 1842); verschiedene französische in Versen und Prosa (z. B. Par. 1330; eine andere Par. 1710 u. 1797; Rotterd. 1710 u. s. w.); mehre italienische in Versen (Ven. 1486 u. 1489) und in Prosa (Mail. 1492). Bereits aus dem 11. Jahrh. stammt eine angelsächsische Bearbeitung, welche von Thorpe (Lond. 1834) herausgegeben wurde. Außerdem gibt es viele andere engl. Bearbeitungen des Stoffs. Shakspeare behandelte diesen Gegenstand in seinem Schauspiel „Perikles", und schließt sich zunächst an die Darstellung Gower's in der „Confessio amantis", welcher wiederum aus dem „Pantheon" des Gottfried von Viterbo schöpfte. Drei verschiedene engl. Volksbücher in Prosa (Lond. 1510, 1576 u. 1607) gründen sich auf eine franz. Bearbeitung, das holl. Volksbuch (Delft 1493) auf eine deutsche. Im Deutschen bearbeitete den Stoff, wahrscheinlich nach den „Gesta Romanorum", ein gewisser Heinrich von der Neuenstadt (d. h. Wien) um 1300, in einem langen bis jetzt noch ungedruckten Gedichte. Aus weit späterer Zeit stammt eine „Histori des Küniges Appolonii", welche nach Gottfried von Viterbo übersetzt ist und im 15. Jahrh. (zuerst Augsb. 1476) schon öfter gedruckt wurde. Nach den „Gesta Romanorum" und dem Volksbuche „Ein schöne History, vom König Appolonius" (o. O. 1556) erzählt Simrock den Stoff in den „Quellen des Shakspeare" (Bd. 2). Bülow hingegen gibt in seinem „Novellenbuch" (Bd. 4) den Roman nach der oben erwähnten lat. Übersetzung, die Welser veröffentlichte. Aus dem Deutschen gingen ein dänisches (z. B. Kopenh. 1627, 1731), und ein böhmisches (z. B. Olmütz 1769, Prag 1761) Volksbuch hervor. Eine neugriechische Bearbeitung des lat. Romans unternahm Gabriel Contianus aus Kreta um 1500 in politischen Versen, welche Arbeit mehrmals zu Venedig (z. B. 1534, 1553, 1603, 1696) gedruckt worden ist und nicht mit dem verloren gegangenen griech. Original verwechselt werden darf.

Apollos oder Apollonius, ein alexandrinischer Judenchrist, welcher in der Geschichte des Paulus, ja vielleicht in der ganzen ersten Geschichte der christlichen Kirche eine bedeutende Rolle gespielt hat, trat zuerst zu Ephesus auf (Apostelg. 18, 24 fg.) und wird dann vornehmlich im ersten Brief an die Korinther oft genannt. Er scheint die alexandrinisch-jüdische Philosophie in das apostolische Christenthum verwebt zu haben, und vielleicht hat er zu Ephesus die Logoslehre verkündigt, die sich dann Johannes im Prolog seines Evangeliums aneignete. Zu Korinth nannte sich eine Partei nach ihm, welche ziemlich verächtlich von der paulinischen Einfachheit gedacht zu haben scheint. Aber nichts davon lag im Sinne des A. selbst; dieser ordnete sich vielmehr durchaus dem Apostel unter, wie er denn Tit. 3, 13 als Freund des Paulus erwähnt wird.

Apolog (griech.) hieß bei den Alten überhaupt eine sinnreiche erdichtete Erzählung, durch welche irgend eine moralische Wahrheit veranschaulicht werden soll. Berühmt ist der Apolog des Patriciers Menenius Agrippa (s. d.), der durch die Erzählung von den Gliedern, welche dem Magen den Dienst versagten, die empörte röm. Plebs zu einem gütlichen Vergleiche brachte. Das Wort Apolog bezeichnet demnach so viel als eine Lehrfabel, und besonders waren es die Fabeln des Äsop, welche man so zu benennen pflegte. In engerm Sinne versteht man jetzt unter Apolog diejenigen Fabeln, in welchen nicht blos Menschen und Thiere, sondern selbst leblose Gegenstände zur Veranschaulichung einer moralischen Lehre auftreten.

Apologie, aus dem Griechischen, heißt eine Schutzrede oder Schutzschrift für einen Angeschuldigten. So die Apologien des Sokrates (s. d.), welche dem Plato und Xenophon zugeschrieben werden, und die Apologien des Rhetors Libanius, welcher dergleichen zur Übung auch von seinen Schülern schreiben ließ. Die bekannte Apologie des Appulejus gehört ebenfalls hierher, in welcher dieser sich gegen den Vorwurf der Zauberei sicher zu stellen sucht. Besonders aber wird das Wort gebraucht von den Schutzschriften für das Christenthum in den ersten Jahrhunderten gegen die Einwürfe und ungerechten Anschuldigungen der jüdischen und heidnischen Gegner.

So die Apologien der sogenannten **Apologeten**, des Justinus Martyr, des Athenagoras, Tatian, Theophilus, Origenes, Tertullian, Eusebius, Minucius Felix, Arnobius, Lactantius, Augustinus, Orosius u. A. Die Nothwendigkeit dieser seit dem Anfange des 2. Jahrh. hervortretenden Literatur lag in der äußerlich bedrohten Stellung des Christenthums. Es galt oft entmenschtem Blutvergießen vorzubeugen oder Einhalt zu thun. Die Anklage auf Atheismus war abzulehnen und zurückzugeben, der laut ausgesprochene Verdacht schmähliger Unsittlichkeit durch Zeugnisse des Gegentheils zurückzuweisen, die Beschuldigung philosophischer Armuth durch den Nachweis der Tiefe christlicher Wahrheit zu widerlegen, die Anerkennung des Christenthums durch die in Christo erfüllten Weissagungen und durch dessen geistige und leibliche Wunderthaten als gerechtfertigt hinzustellen. So wurde ein harter Kampf geführt, wobei die Christen sich nicht selten zu der Behauptung verirrten, daß das unleugbar Göttliche im Hellenenthum ein Diebstahl am Alten Testament sei. Nachdem das Christenthum seit dem 4. Jahrh. durch die röm. Kaiser herrschend geworden, bedurfte es keiner Schutzschriften mehr. Nur gegen die Mohammedaner und Juden schrieben Bartholus Edessenus und Raymundus Martinus. Der Philosophie überhaupt gegenüber vertrat Thomas Aquinas das Christenthum in einer besondern Schrift; wie denn im Allgemeinen der Scholasticismus auf eine apologetische Versöhnung des Christenthums mit der Philosophie hinarbeitete und überhaupt die gehäuften Vertheidigungen des kath. Christenthums gegen die in seinem eigenen Schoose auftretenden Ketzer denselben Charakter mehr oder weniger unterhielten. Indeß erst als im 15. Jahrh. die Wissenschaften wiedererwachten, das Christenthum gegen die Platonische Philosophie herabgesetzt wurde, und überhaupt, besonders von Italien aus, der Unglaube sich verbreitete, schrieben Marsilius Ficinus (1478) und Vives wieder Schriften zur Vertheidigung der Wahrheit der christlichen Religion. Auch als nach der Reformation der Naturalismus und die Freigeisterei, besonders in England, auftauchten, erschienen nicht nur viele apologetische Schriften, sondern die Apologie nahm auch die bestimmte Richtung auf den Erweis der Sätze, daß das Christenthum eine göttliche Offenbarung, Christus ein göttlicher Gesandter und seine Kirche ein göttliches Institut sei. Auch fing man nun erst an, die Vertheidigung des göttlichen Charakters des Christenthums auf wissenschaftliche Grundsätze zurückzuführen, und es wurde das Wort **Apologetik**, besonders durch Planck's und Nösselt's Vorgang, üblich, um die Wissenschaft zu bezeichnen, welche die Göttlichkeit des Christenthums als übernatürlicher Offenbarung seinen Gegnern gegenüber vertheidigt. Die Grundlinien einer Apologetik suchte schon der Philosoph Wolf in den „Acta eruditorum" (1707) zu ziehen, und später beschäftigten sich mit der Apologetik, als einer besondern Wissenschaft, Fabricius, Tzschirner, der eine „Geschichte der Apologetik" (Lpz. 1805) begann, Franke, Sack, Stein, Steudel und Lechler. Die wichtigsten apologetischen Schriften unter den Protestanten sind die von Grotius, Abbadie, Buttler, Lardner, Leland, Addison, Turretin, Bonnet, Heß, Pfaff, Mosheim, Lilienthal, Nösselt, Leß, Kleuker, Köppen und mehre der Schriften gegen das „Leben Jesu" von Strauß. Unter den Katholiken verdienen die von Pascal, Houteville, Guenée, Bergier, Mayr und Chateaubriand Erwähnung.

Apologie der Augsburgischen Confession heißt eines der symbolischen Bücher der protest. Kirche. Abgefaßt wurde sie als Gegenschrift wider die sogenannte Confutation, welche von den kath. Theologen auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) auf Befehl Karl's V. zur Widerlegung der Augsburgischen Confession ausgearbeitet und 3. Aug. 1530 öffentlich vorgelesen worden war. Da die kath. Confutation, theils weil man alle weitern Verhandlungen abschneiden wollte, theils wol auch, weil die kath. Theologen die Untüchtigkeit ihrer Arbeit fühlten, den Protestanten nur unter unannehmbaren Bedingungen ausgeantwortet werden sollte, so konnte Melanchthon in Gemeinschaft mit einigen zugleich beauftragten Theologen nur auf Grund nachgeschriebener Bemerkungen und Mittheilungen kath. Freunde den ersten Entwurf seiner Apologie ausarbeiten. Derselbe ward 22. Sept. 1530 bei Gelegenheit des Reichsabschieds dem Kaiser übergeben, aber sofort den Protestanten zurückgestellt. Da indessen die Katholiken namentlich in dem harten Reichstagsabschiede vom 19. Nov. wiederholt behaupteten, daß die Confession der Protestanten widerlegt sei, und strenge Maßregeln gegen die dem Wormser Edicte von 1529 Widerstrebenden angedroht wurden, so schritt Melanchthon auf Grund einer jetzt erlangten Abschrift der kath. Confutation zu einer erneuten gründlichen Umarbeitung (vom Nov. 1530 bis Mitte April 1531) seiner Apologie, in der er die Einwendungen der Katholiken zu widerlegen suchte. Er nannte diese Schrift „Apologie der Confession", obgleich die Katholiken bei den Unterhandlungen zu Schweinfurt 11. April 1532 wegen einiger Weiterungen ausdrücklich verlangten, daß sie vielmehr als „Assertion" (d. h. nähere Begründung) der Augsburgischen

Confession bezeichnet werde. Die Schrift erschien Mitte April 1531 lateinisch, im Oct. 1531 erst in einer deutschen Übersetzung, welche Justus Jonas angefertigt, Melanchthon selbst aber in seinem Eifer vielfach verändert hatte. Unter 14 Hauptgesichtspunkten wird mit Klarheit, Mäßigung und Tiefe die damalige protest. Lehre auseinandergesetzt, weshalb sie sowol zur Zeit ihres Erscheinens auf Katholiken und Protestanten einen tiefen Eindruck machte, als auch stets von den Protestanten neben der Augsburgischen Confession hoch gehalten worden ist.

Aponeurösen nennt man in der Anatomie gewisse innere Häute (Membranen), welche aus faserigem oder Bandmassengewebe gebildet sind und den Muskeln entweder zur Umhüllung oder zur Anheftung dienen. Die Umhüllungs-Aponeurosen, die Fasciae der deutschen Anatomie, finden sich vorzüglich an den Extremitäten unmittelbar unter der äußern Haut, umschließen das Glied straff und dienen dazu, die Muskeln, besonders bei ihrer Zusammenziehung, in ihrer Lage zu erhalten. Die Insertions-Aponeurosen sind eigentlich bandförmige Sehnen, und befinden sich, wie diese, an den Enden der Muskeln, welche dadurch an die Knochen befestigt werden, oder sie unterbrechen die Continuität der Muskeln an verschiedenen Stellen und heften die einzelnen Muskelbäuche zusammen. Das Gewebe der Aponeurosen ist glänzend weiß, ihre Fasern sind bei den Umhüllungs-Aponeurosen durcheinander verflochten, bei den Insertions-Aponeurosen liegen sie dicht nebeneinander. Daher besitzen diese Häute wenig Ausdehnungsvermögen, und wenn unterhalb derselben Entzündungen, Anschwellungen u. s. w. stattfinden, so müssen daher bedeutende Schmerzen entstehen. Auch sind sie häufig die Veranlassung von Eitersenkungen, da der Eiter sich oftmals durch sie keinen Weg zu bahnen vermag, wenn sie nicht selbst brandig und so zerstört werden.

Apophthēgma nennt man einen kurzgefaßten kräftigen Sinn- und Denkspruch, wie z. B. die Sinnsprüche der sogenannten Sieben Weisen: „Lerne dich selbst kennen"; „Nicht zu viel". **Apophthegmatisch** heißt demnach so viel wie kurz und geistvoll.

Apoplexie ist eigentlich gleichbedeutend mit Schlagfluß (s. d.), daher **apoplektisch**, schlagflüssig. Aber die neuern pathologischen Anatomen gebrauchen dieses Wort auch für eine jede plötzliche Blutaustretung in das Gewebe eines Organs: also für Das, was unter der Haut Blutunterlaufung, Sugillation heißt. Die Anwendung des Worts in dieser Ausdehnung rührt daher, weil die meisten Hirnschlagflüsse durch eine solche Blutaustretung entstehen.

Aposiopēsis, d. h. das Verstummen, bei den Römern reticentia, heißt in der Poetik und Rhetorik das Abbrechen in der Mitte eines Satzes, wobei man also einen Theil des Gedankens unterdrückt und dem Zuhörer oder Leser zur Ergänzung überläßt. Es geschieht dies entweder, um dadurch einen bedeutenden rhetorischen Eindruck zu erzielen, oder um etwas Anstößiges, Gewagtes nicht aussprechen zu dürfen, oder auch, indem der Redner wirklich von seinem Gegenstande so hingerissen und überwältigt wird, daß er die Vollendung des Sprachsatzes aufgeben muß. Letzteres vermag oft, wie die Annalen der parlamentarischen Beredtsamkeit Frankreichs und Englands mehrfach beweisen, eine unermeßliche Wirkung auf die Zuhörer hervorzubringen. Berühmt im Alterthume war die Aposiopesis in Virgil's Äneide 1, 139: „Quos ego!" entsprechend unserm „Ich will euch —".

Apostaten (griech.), d. i. Abtrünnige, nennt man vorzugsweise die von ihrem religiösen Glauben Abgefallenen, demnach **Apostasie** diese Handlung selbst. Doch lag in dem Namen jederzeit etwas Beschimpfendes, weshalb man ihn auch nur vom Standpunkte der verlassenen Religionspartei und in den Fällen gelten lassen kann, wo niedrige Rücksichten als Beweggründe des Abfalls walten. (S. **Renegat.**) In der ältern christlichen Geschichte wurden Apostaten Diejenigen genannt, welche entweder aus philosophischen Gründen (so der Kaiser Julianus Apostata) oder um der Verfolgungen willen zum Heidenthume abfielen. Auch bezeichnete man Die als Apostaten, welche nie im Ernste zum Christenthum übergetreten und nur zum Scheine getauft, im Geheimen aber dem heidnischen Cultus treu geblieben waren. Namentlich seit dem Anfang des 5. Jahrh., wo das Heidenthum auszusterben und sich zu verbergen begann, geschah dieses oft. Die in den Verfolgungen Abgefallenen wurden Sacrificati genannt, wenn sie zum Zeichen ihres Rücktritts ins Heidenthum Opfer dargebracht hatten, Thurificati, wenn sie Weihrauch gestreut, Libellatici, wenn sie Trugscheine (libella) ihres Übertritts von den heidnischen Obrigkeiten zu erlangen gewußt, und Acta facientes, wenn sie ihren Abfall wenigstens zu Protokoll gegeben hatten. Der Abfall zum Judenthum war, der religiösen und namentlich politischen Stellung der Juden entsprechend, beiweitem seltener, und bestand meist nur in der allerdings während des 4. Jahrh. häufigen Vermischung christlicher und heidnischer Gebräuche. Die Strafe der Kirche für Abfall war verschieden, aber meist sehr hart. Das Gewöhnliche blieb Excommunication ohne

Wiederaufnahme, gesteigert zu Vermögenseinziehung, Landesverweisung, selbst Tod. Mit dem Entstehen verschiedener Kirchen neben der katholischen bildete der Übertritt von der einen zur andern, namentlich bei fürstlichen Personen, geschichtlich oft wichtige Momente. Die für die Protestanten wichtigern Übertritte zum Katholicismus hat gesammelt Phil. von Ammon: „Galerie denkwürdiger Personen, welche im 16., 17. und 18. Jahrh. von der protest. zur kath. Kirche übergetreten sind" (Erlang. 1833.). Über die politische Apostasie s. **Abfall.**

Apostel (griech.), d. i. Gesandte, hießen vorzugsweise die zwölf, nach der Zahl der israelitischen Stämme von Jesu zu Herolden des Gottesreichs auserwählten Jünger, welche, schlichte, bildsame Männer aus dem Volke, ihn während seiner Lehrzeit vornehmlich umgaben und, nebst dem Apostel Paulus, die vorzüglichen Gründer und Träger der ersten christlichen Kirche waren. Ihre, wie es scheint, wenigstens theilweise nach innerm Range geordneten Namen sind: Simon Petrus, Andreas, Jacobus (des Zebedäus Sohn), Johannes, Philippus, Bartholomäus (wol auch Nathanael), Thomas, Matthäus (Levi), Jacobus (des Alphäus Sohn), Thaddäus (Lebbäus), Simon und Judas Ischarioth. Die neuerdings laut gewordenen Zweifel, ob Christus ausdrücklich die Zwölf ausgewählt habe, widerlegen sich durch den ausdrücklichen Bericht dieser Wahl, durch die immer geschlossen genannten „Zwölf", wie durch die sorgfältige Ergänzung derselben in dem durch das Loos gewählten Matthias, als Judas Ischarioth ausgeschieden war. Obschon über zwei Jahre mit Christo in einem zusammenhängendern, auf ihren künftigen Beruf gerichtetern Verkehre, lebten sie sich doch nur sehr allmälig in das Verständniß ihres Meisters hinein, und namentlich scheint die überwältigende Persönlichkeit Jesu es ihnen unmöglich gemacht zu haben, neben ihm sich zur Selbständigkeit emporzuringen. Erst als nach seiner Himmelfahrt, wie verheißen, am Pfingstfeste der Heilige Geist über sie kam, begannen sie mit unleugbarem Heldeneifer das Messiasreich, zunächst in Jerusalem, dann in Samaria und an der Küste des Mittelländischen Meers bis Antiochia zu verkünden. Einer alten Sage zufolge sollen sich die Apostel, zum Behufe der Predigt des Evangeliums, im siebenten oder zwölften Jahre nach Christi Himmelfahrt in die Länder der damals bekannten Welt getheilt haben. Den Ort, wo dies in Jerusalem geschehen, zeigt noch die Tradition. Die kath. Kirche feiert deshalb auch das von der protest. Kirche nie begangene Fest der **Aposteltheilung** (Festum divisionis apostolorum) am 15. Juli, obgleich röm. Auslegung dem Feste die Trennung der früher verbunden aufbewahrten Gebeine der Apostel Petrus und Paulus später untergelegt hat. Das Neue Testament ist gegen diese Sage von der Theilung in den Erdkreis, die zuerst am Ende des 4. Jahrh. erscheint und als Fest erst im 11. und 12. Jahrh. sich nachweisen läßt. Die Apostel haben sich mit Ausnahme der Übereinkunft, daß der auf außerordentlichem Wege zum Apostelamte herbeigezogene, rastlos thätige Paulus besonders den Heiden, die Übrigen den Juden das Evangelium bringen sollten, in freiester, nur durch eigenen Willen beschränkter Weise bewegt. Wie Paulus scheint Jacobus (s. d.), der Bruder des Herrn, nach der Himmelfahrt Christi als Apostel eingetreten und besonders in Jerusalem thätig gewesen zu sein. Petrus arbeitete als Sendbote namentlich unter den Juden, und Johannes später von Ephesus aus für die kleinasiatischen Gemeinden. Die Thätigkeit der Übrigen ist meist nur durch die Sage, und überwiegend gänzlich unzulänglich bestimmt. Aber Thatsache bleibt es, daß sie, obwol aus einem nur sehr kleinen Kreise auserwählt und verschieden an Charakter, doch in ihren Hauptgliedern voll von Eigenthümlichkeit und ihrer großen Aufgabe gewachsen waren. Die sogenannten 70 Jünger, welche nur Luc. 10, 1 als von Jesu neben den Zwölfen auserwählt erwähnt, und deren Zahl der Vertheilung der Heiden in 70 Völkerschaften bei den Juden entspricht, sind geschichtlich unsicher wie die Namen selbst dieser „Apostolischen Männer". Übrigens hat man auch später ausgezeichnete Verkündiger des Evangeliums, wie Bonifacius, Ansgar, mit dem Ehrennamen Apostel belegt. Vgl. Neander, „Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel" (4. Aufl., 2 Bde., Hamb. 1847). — Außer dem erwähnten Festtage der Apostheltheilung feiert die griech. Kirche ein **Apostelfasten** zum Andenken der Aussendung der Apostel, und zwar vom Montag nach Pfingsten an so viele Tage lang, als zwischen Ostern und dem 2. Mai liegen. Ferner feiert die röm.-kath. Kirche die von der ref. Kirche sofort, von der lutherischen später allmälig aufgegebenen **Aposteltage.** Nachdem das in Afrika schon im 6. Jahrh. übliche und durch Papst Bonifacius IV. 610 der ganzen Kirche empfohlene Fest **aller Apostel** im 9. und 10. Jahrh. auch in der abendl. Kirche untergegangen war, ließ Bonifacius VIII. seit dem 13. Jahrh. den Andreastag (30. Nov.) als den Ehrentag aller zwölf Apostel feierlich begehen. Die Feste einzelner Apostel, insbesondere der himmlische Geburtstag Petri und Pauli am 29. Juni, blieben und bleiben daneben. Indeß hat die deutsche kath.

Kirche, namentlich in Östreich, neuerdings die einzelnen Aposteltage aufgehoben oder auf andere Festtage verlegt, mit Ausnahme des Petrus-Paulusfestes.

Apostel nennt man in der Rechtswissenschaft die Berichte des Unterrichters an den Oberrichter über eine bei dem erstern anhängige Rechtssache. Sie kommen gewöhnlich bei eingewendeten Appellationen gegen ein Erkenntniß der untern Instanz vor, und sind entweder Apostoli reverentiales (blos referirend), oder Apostoli dimissoriales (beifällig begutachtend), oder Apostoli refutatoriae (gegen den Antrag der Appellanten gerichtet). — **Apostoli testimoniales** heißt das Protokoll eines Notars über eine bei ihm angebrachte Appellation, welches er dem betreffenden Judex a quo (s. Appellation) zu überreichen hat.

Apostelbrüder oder **Apostoliker**, **Apostelorden**, wurde am Ende des 13. Jahrh. in Italien eine von denjenigen Sekten genannt, welche, von dem Geiste eines Arnold von Brescia (s. d.) ergriffen, der verweltlichten Richtung der Kirche entgegenzutreten sich gedrungen fühlten. Ihr Stifter war Gerhard Segarelli, ein einfacher Gewerbsmann zu Parma. Aus irgend welchem Grunde von dem Franciscanerorden zurückgewiesen, gewann er in fortgesetzter, zum Theil schwärmerischer Vertiefung seines innern Lebens die Überzeugung, daß es vor allem Noth thue, zu der einfachen Form der apostolischen Lebensgemeinschaft zurückzukehren. Er zog darum 1260 in der Kleidung der Apostel als Bußprediger aus, mit seinen praktischen Predigten Viele in freier, durch kein Gelübde gebundener Vereinigung um sich scharend, ohne zunächst noch dogmatisch mit der Kirche selbst in bewußten Widerspruch zu treten. Als aber nach 20jähriger ungestörter Thätigkeit dieser apostolischen Brüder der Bischof von Parma den immer mächtiger werdenden Segarelli festsetzen ließ, und bei seiner Freigebung 1286 Papst Honorius IV. ein Verbot des Papstes Gregor X. vom J. 1274 gegen alle päpstlich nicht anerkannten Vereine dieser Art erneuerte, auch Nikolaus IV. 1290 ausdrücklich gegen die Apostoliker auftrat, begannen sie jetzt mit Bewußtsein gegen das Papstthum und seine verderbte, verweltlichte Kirche, als gegen das Babylon der Apokalypse, zu predigen. Nebst manchen Andern starb der 1294 von neuem gefangen gesetzte Segarelli, trotz Widerrufs, als in die Häresie Zurückgefallener 1300 auf dem Scheiterhaufen. Seine Sache war indessen keine persönliche. Dolcino, gebildeter und thatkräftiger als Segarelli, zum Priester erzogen, schon früher in Tirol gegen die veräußerlichte Kirche wirksam, stellte sich in Italien an die Spitze der verwaisten Partei. Sein Auftreten ward um so gefährlicher, als er Gewalt nicht scheute und einer entsittlichten, tyrannisirenden Kirche gegenüber sich nicht bedachte, nach dem Grundsatze: „der Zweck heiligt das Mittel", aus den Händen der Inquisition wiederholt sich loszulügen. Er lehrte völlige Lossagung von dem Irdischen, Verzichtleistung auf alles Eigenthum, auf jede bestimmte und bleibende Wohnung, Beseitigung der Ehe durch eine rein geistige Gemeinschaft zwischen Mann und Frau, alleinige Gebundenheit durch den freien heiligen Geist der Liebe. In diesem Sinne verkündigte er von Dalmatien aus, wohin er vor den Verfolgungen sich zurückgezogen hatte, den Anbruch einer neuen Zeit, und trat 1304 mit Tausenden von Anhängern in Oberitalien gegen das tief verderbte und namentlich von Frankreich gleichzeitig gedemüthigte Papstthum auf. Nachdem 1305 ein Kreuzzug gegen ihn gepredigt worden, erlag er, 1307 auf dem befestigten Berge Zebello bei Vercelli überwältigt, nach tapferer Gegenwehr mit seinen ausgehungerten Apostolikern der kath. Übermacht. Mit der standhaftesten Ruhe starb er nach den grausamsten Martern den Flammentod. Bis 1368 zeigten sich in der Lombardei und im südlichen Frankreich Reste der Apostelbrüder. Vgl. Krone, „Frà Dolcino und die Patarener" (Leipz. 1844). — Apostoliker hieß auch eine christliche Sekte im 2. und 3. Jahrh. wegen ihres Eifers, ein apostelähnliches, einfaches Leben zu führen, sowie ein Theil der Katharer am Niederrhein im 12. Jahrh., gegen welche Bernhard von Clairvaux schrieb. Anhänger des Mennoniten Sam. Apostool wurden ebenfalls so genannt.

Apostelgeschichte heißt die fünfte Schrift des neutestamentlichen Kanons, deren Verfasser der Tradition zufolge mit höchster Wahrscheinlichkeit der Evangelist Lucas ist, wenn sie auch später als im J. 62 abgefaßt sein sollte, mit welchem Jahre ihre Erzählung abschließt. Sie legt, nach Erwähnung der Himmelfahrt Jesu und der Ergänzung der zwölf Apostel durch Matthias, die Entstehung, das Wachsthum und die Ausbreitung der christlichen Gemeinde, unter vorzüglicher Berücksichtigung der beiden Hauptapostel, des Petrus und des Paulus, dar. Der Grundcharakter der Schrift ist ein paulinisch-apologetischer. Er geht vorzugsweise darauf aus, die Berechtigung des Paulus, das Christenthum ohne das mosaische Gesetz den Heiden darzubieten, zum Theil durch die Parallele des Petrus selbst und durch einen Beschluß des Apostelconvents zu Jerusalem um das Jahr 51 (Cap. 15) ins Licht zu setzen. Die Schrift schöpft theilweise aus schriftlichen Urkunden und steht im Allgemeinen rücksichtlich ihrer Glaubwürdigkeit fest, wie sie

denn mit Ausnahme einiger (besonders manichäischer) Häretiker seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. allgemein anerkannt und oft erwähnt wird. Wie in dogmatischer, so ist sie (und zwar vorzugsweise) in geschichtlicher Beziehung für die Kenntniß der urchristlichen Kirche von großer Bedeutung. Vgl. Schwanbeck, „Über die Quellen der Apostelgeschichte" (Darmst. 1849).

A posteriori, s. **A priori**.

Apostill, Nachschrift zu einem Document, welche aber zu ihrer Gültigkeit derselben Rechtsformen wie das Hauptdocument selbst bedarf.

Apostolisch wird im Allgemeinen Alles genannt, was entweder von den Aposteln unmittelbar herkommt oder den Charakter derselben an sich trägt. Beides vermag die Eigenschaft der **Apostolicität** zu begründen. Die kath. Kirche nennt sich in eben diesem Sinne **apostolische Kirche** (Ecclesia apostolica), der röm. Stuhl **apostolischer Stuhl** oder Sitz (Sedes apostolica), weil diese Kirche darauf Anspruch macht, in der ununterbrochenen Reihe ihrer röm. Bischöfe auf das Apostelhaupt Petrus zurückzugehen. Die **apostolische Tradition** (s. **Tradition**) leitet sich als Überlieferung ebenfalls von den Aposteln her; sie liegt in ihren authentischen Anfängen in den **apostolischen Briefen** des Neuen Testaments (den 13 Paulinischen Briefen, dem Hebräerbriefe und den sogenannten kath. Briefen), von denen die Echtheit der Briefe an die Römer, Korinther und Galater (mit Ausnahme der neuesten, gänzlich haltlosen Kritik) niemals angezweifelt worden ist. Diese Briefe wurden in den ersten Jahrh. unter dem Namen des **Apostolikon** zusammengesetzt und den Evangelien (als Evangelikon) entgegengestellt. In gleichem strengern Sinne nennt man **apostolisches Concil** die Zusammenkunft der Apostel zu Jerusalem (Apostelg. Cap. 15) um das J. 51 oder 52, veranlaßt von dem in Antiochia durch Judenchristen angeregten Streite darüber, ob Heiden ohne die jüdische Beschneidung in das Christenthum aufgenommen werden und somit Letzteres als eine neue selbständige Religion angesehen werden dürfe. Petrus war bereits bei der Bekehrung des heidnischen Hauptmanns Cornelius zu dieser Überzeugung gekommen, und Paulus und Barnabas arbeiteten in diesem Sinne. Die Entscheidung des Convents legte den Heidenchristen nur die Enthaltsamkeit vom Götzendienst, Unzucht, frischem Blut und Erstícktem auf, unter der vom vornehmlichen Wortführer Jacobus (Apostelg. 15, 21) allerdings ausgesprochenen Hoffnung, daß auch die Heidenchristen allmälig zum mosaischen Gesetze hindurch geführt werden würden. Die Geschichte hat anders, sie hat für Paulus und seine freisinnige Auffassung des Christenthums entschieden. Die Gemeinden aber, welche durch die in diesen Grundsätzen wenigstens wesentlich vollzogene Missionsarbeit der Apostel zunächst gewonnen wurden, trugen auf Jahrhunderte hin den Namen der **apostolischen Gemeinden** (Urgemeinden), unter denen mit vorzugsweisem Einflusse auf die dogmatische und hierarchische Gestaltung der Kirche insbesondere Jerusalem, Antiochia, Ephesus, Korinth und Rom verstanden wurden. Sie waren insgesammt anfänglich **apostolische Sitze und Ämter**. Mit der mehr und mehr steigenden Vereinigung der Hierarchie in Rom wurde der Name apostolisch immer ausschließlicher auf dieses übergetragen und, trotz der energischen Protestation der protest. Kirche, bis gegenwärtig festgehalten. Daher die Benennungen: **apostolischer Segen**, d. i. der Segen des Papstes, als Nachfolgers Petri; **apostolische Monate** (Januar, März, Mai, Juli, September, November), d. i. die Monate, in welchen der Papst in den Wiener Concordaten von 1448 die Besetzung der erledigten niedern geistlichen Ämter in Deutschland sich vorbehalten hatte; **apostolischer Vicar**, d. i. der Cardinal, welcher Stellvertreter des Papstes bei außerordentlich wichtigen Missionen ist, sowie das Amt der **apostolischen Kammer**, als der Verwaltungsbehörde der päpstlichen Finanzen zu Rom. Die Bezeichnung der päpstlichen Briefe als apostolische hat eben diesen Sinn.

Apostoliche Kanones und Constitutionen, beide von der Sage dem Clemens Romanus zugeschrieben, sind Aufzeichnungen der für apostolisch gehaltenen kirchlichen Sitte in der Form apostolischer Vorschriften. Die Constitutiones apostolicae, bestehend aus acht Büchern, sind wahrscheinlich in Syrien verfaßt, und geben in ihren sechs ersten Büchern einen das gesammte christliche Leben umfassenden Unterricht. Während diese gegen das Ende des 3. Jahrh. geschrieben sein mögen, gehört das siebente Buch mit wesentlich demselben, ins Kurze gezogenen Inhalte wahrscheinlich dem Anfang des 4. Jahrh. an. Das achte Buch ist in der Mitte des 4. Jahrh. zum Gebrauche der Geistlichen zusammengestellt, und bezieht sich nur auf die heiligen Handlungen. Interpolationen sind jedoch noch später vorgenommen worden. Die Canones apostolici, welche auch kirchliche Anerkennung gefunden haben, sind später abgefaßt. Die ersten 50, in der Mitte des 5. Jahrh. zusammengestellt und von Dionysius Exiguus (s. d.) übersetzt, werden von der lat. Kirche allein anerkannt. Die griech. Kirche nahm die im Anfang des 6. Jahrh. hinzuge-

kommenen 35 Kanones gleichfalls an, was später einen Streitpunkt zwischen der lat. und griech. Kirche abgab. Beide Sammlungen wurden wahrscheinlich anfänglich als apostolische Überlieferungen betrachtet, bis man sich gewöhnte, sie auch als niedergeschrieben von den Aposteln anzusehen, da, wie in Bezug auf die Dogmatik, so in Bezug auf die Verfassung der Kirche ausdrückliche und ins Einzelne gehende Mittheilungen von ihnen natürlich erschienen. Vgl. Drey, „Untersuchungen über die Constitutionen und Kanones des Apostel" (Tüb. 1832).

Apostolische Majestät ist ein ehrender Titel der Könige von Ungarn, welcher dem Herzog Stephan von Ungarn im J. 1000 vom Papst Sylvester II. beigelegt wurde, weil derselbe nicht nur das Christenthum in Ungarn sehr befördert hatte, sondern auch in Nachahmung der Apostel selbst predigte. Im J. 1758 wurde der Titel von Papst Clemens XIII. für Maria Theresia als Königin von Ungarn erneuert.

Apostolische Partei, nannte sich die Partei der fanatischen Katholiken und, sofern der absolute König ihr blindes Werkzeug sein wollte, Absolutisten in der span. Restaurationszeit. Es bildete sich bald nach der Revolution von 1819 eine apostolische Junta, deren Leiter hauptsächlich aus geflüchteten Geistlichen, deren Truppen aus Schmugglern und Räubern bestanden. Sie bezog von Portugal Geld und Waffen, unterhielt mit dem span. Hofe selbst geheime Verbindungen, und hatte auch wenigstens in Castilien, Aragonien und den baskischen Provinzen die Sympathien der Mehrzahl des Volks für sich, indem dieses eine altspan. Freiheit, und nicht die des franz. Liberalismus wollte. Die Partei, welche durch diese Junta vertreten ward, hieß die apostolische. Ohne allen Antheil an dem damaligen Regimente, blieb ihr nur der Weg des gewaltsamen Widerstands. Schon 1822 stellte sie eine förmliche Streitmacht auf; aber der Führer derselben, Quesada, wurde geschlagen und flüchtete nach Frankreich. Auch der Aufstand der vier Gardebataillone in Madrid scheiterte. In Valencia stellte sich Elio an die Spitze der Gegenrevolution, ward aber gefangen und hingerichtet. Dagegen hielt sich die apostolische Regentschaft zu Urgel in den catalonischen Gebirgen. Sie constituirte sich 15. Aug. 1822 als „Oberste Regentschaft" und umgab sich mit einem „Glaubensheere". Ihre Mitglieder waren: Bessières, Mata-Florida und Eroles. Als die Aussicht auf eine franz. Intervention hervortrat, gingen die Apostolischen zum Angriff über, wurden aber geschlagen, und die Regentschaft selbst mußte sich nach Frankreich flüchten. Bei dem Einrücken der Franzosen (1823) vereinigte sie sich wieder und sammelte ein neues Glaubensheer von 10000 Mann. Am 9. April bildeten Eguia, Eroles, Calderon und Erro, unter Auflösung der ältern Regentschaft, welche durch Mata-Florida repräsentirt ward, eine provisorische Regierungsjunta, die auch neben der officiellen Regentschaft, welche nach der Besetzung Madrids durch die Franzosen gebildet wurde, fortbestand. Nach Herstellung des Königs bemühte sich die apostoliche Junta besonders die königlichen Freiwilligen zu erhalten, und bildete überhaupt eine einflußreiche Camarilla, an deren Spitze der Pater Cyrillo, Eguia, Mata-Florida und Calderon standen. Gegen das gemäßigte Ministerium Zea erhob sich 1825 Bessières gewaffnet, ward aber gefangen und erschossen. Auch 1826 erfolgten Aufstände im Sinne der Partei, in der sich namentlich der Pfarrer Merino als kühner Guerrillasführer bemerklich machte. Die Apostolischen unterstützten 1826 die portug. Sinnesgenossen. Sie bewirkten 1827 einen Aufstand in Catalonien, zu dessen Dämpfung der König selbst herbeieilen mußte. Nachdem aber mit der Geburt einer Prinzessin, der spätern Königin Isabella (1830), die politische Frage in die Form einer Erbfolgefrage überging, verlor sich die apostolische Partei in die karlistische.

Apostolische Väter heißen die unmittelbaren und echten Schüler der Apostel, im engern Sinne aber und gewöhnlich diejenigen unter ihnen, welche Schriften hinterlassen haben. Die Erstern, im weitern Sinne, werden meist nur **Apostolische Männer** genannt, und umfassen alle Gehülfen, Freunde und Gefährten der Apostel, namentlich auf ihren Reisen. So Timotheus, Titus, Tychicus, Apollos, Aquila, Silas (Silvanus) u. A. In die Reihe der Apostolischen Väter im engern Sinne werden dagegen nur gerechnet: Barnabas, Clemens von Rom, Ignatius von Antiochia und Polykarpus von Smyrna. Von Papias von Hierapolis und dem Verfasser des „Hirten", der sich für den Röm. 16, 14 erwähnten Hermas ausgibt, ist es ungewiß, ob sie Apostelschüler gewesen sind. Die Schriften der Apostolischen Väter können nach Form und Inhalt als Fortsetzungen der apostolischen betrachtet werden, obgleich sie diesen an Geist in hohem Grade nachstehen. In dogmatischer Hinsicht unbestimmt und einfach oder überkünstelt und zusammengestoppelt, mahnen sie vorzugsweise zum Glauben und zur Besserung, bevor Christus wieder erscheine. Ausgaben besorgten Cotelier (2 Bde., Par. 1672 und Amst. 1724), Jacobson (2 Bde., Orf. 1838; 2. Aufl. 1840) und Hefele (Tüb. 1839; 2. Aufl. 1843).

Apostolisches Symbolum heißt das älteste von den drei ökumenischen Symbolen oder Glaubensformeln, das sogenannte Credo oder der christliche Glaube. Nach einer nur in der lat. Kirche vorhandenen, und erst gegen Ende des 4. Jahrh. unter großen Schwankungen hervortretenden Sage hätten es die Apostel selbst zu Jerusalem vor ihrer Trennung dadurch verfaßt, daß jeder derselben einen „Beitrag" (griech. symbole) gegeben habe, um in ihrer gemeinsamen Thätigkeit eine bestimmte Glaubensnorm zu gewinnen. Daß das Symbol von den Aposteln selbst nicht herstammte, ist seit den ersten Zweifeln des Laurentius Valla im 15. Jahrh. oft dargethan, und namentlich seit dem 17. Jahrh. fast allgemein (auch katholischerseits) anerkannt worden. Es entstand wahrscheinlich aus ältern und einfachern Bekenntnissen für erwachsene Täuflinge, welche im Gegensatze zu gewissen ketzerischen Meinungen im Laufe der Zeit verändert, namentlich erweitert wurden und daher in verschiedenen Kirchen sehr verschieden lauteten. Die gegenwärtige Form des um den Vater, Sohn und Heiligen Geist innerhalb einfach biblischer Ausdrücke sich bewegenden Bekenntnisses, ist am verwandtesten der in der röm., afrik., gallischen und brit. Kirche gebrauchten Form, und scheint im 6. oder 7. Jahrh. zum Abschluß gekommen zu sein.

Apostroph, ein Zeichen im Schreiben ('), um theils die Veränderung, die ein Eigenname oder ein Fremdwort durch Flexion erlitten hat, wie „Reinhard's", „Tzschirner's", theils den Wegfall von Vocalen zu Anfang, in der Mitte oder zu Ende eines Worts, z. B. „wie 's ist", „ew'ger", „hätt' ich", theils endlich die Entstehung eines Worts durch Zusammenziehung anzudeuten, wie „vor'm" statt „vor dem".

Apostrŏphe oder **Metabasis**, d. h. die Wegwendung, ist ursprünglich ein Kunstausdruck de attischen Gerichtssprache, wenn der Redner sich von dem Richter weg an den Kläger oder Beklagten wendete und diesen anredete. Als Redefigur versteht man darunter eine Anrede an Abwesende, als wären sie anwesend, und dann eine Anrede an Lebloses, Empfindungsloses, als hätte es Leben und Empfindung. Die Apostrophe darf ihrer Natur nach nur in einer erhöhten Stimmung angewendet werden.

Apotheke oder **Offizin**, Arzneiverkaufsstätte, jenes aus dem Griechischen, dieses aus dem Lateinischen entlehnt, hieß eigentlich ein Waarenlager, und wurde erst seit dem 15. Jahrh. in der jetzigen Benennung gewöhnlich, nachdem das Geschäft des Arzneiverfertigers von dem ärztlichen Berufe mehr und mehr durch Sitte und Gesetz getrennt worden war. Zu einer Apotheke gehört 1) der Verkaufsladen oder die eigentliche Apotheke; 2) das Laboratorium, wo die Arzneimittel zubereitet, besonders die chemischen Arbeiten, Destillation u. s. w. vorgenommen werden; 3) der Trockenboden und die Wärmstube, zum Trocknen der Gewächse und zur chemischen Zubereitung der Mittel, und endlich 4) das Waarenlager und die Keller, zur gehörigen Aufbewahrung der Vorräthe. Die Apotheken sind gewöhnlich besondern gesetzlichen Bestimmungen und Beschränkungen unterworfen, die für sie im Interesse des Publicums den Grundsatz der Verkehrs- und Gewerbefreiheit aufheben. (S. **Medicinalpolizei**.) Fast in allen civilisirten Staaten gehört die specielle Erlaubniß der Behörde dazu, um eine neue Apotheke zu begründen, wogegen die ältern Anstalten dieser Art schon hierdurch ein Privilegium oder Monopol genießen. Unter diese Bestimmungen gehört auch die **Apothekertaxe**, d. i. die gesetzliche Anordnung der Preise für die Arzneimittel. Schon unter Kaiser Friedrich II. ward im J. 1224 für die deutschen Länder eine solche Verordnung erlassen, und seit dem 16. Jahrh. wurde die Maßregel in Europa immer allgemeiner und ausgebildeter. Der Apotheker ist nämlich hinsichtlich des ihm zu gestattenden Gewinns an den einzelnen Artikeln nicht mit dem Kaufmann auf gleiche Linie zu stellen. Er hat nicht nur viele Arzneimittel vorräthig zu halten, die leicht verderben und oft erneuert werden müssen, sondern die Anschaffung mancher Species verursacht ihm auch selbst bedeutende Kosten, die er aus dem Verbrauch nicht wieder zu ziehen vermag. Eine Regelung der Preise ist demnach zur Solidität und zum Bestehen dieser Anstalten nothwendig. Zudem erfodert die wissenschaftliche Ausbildung der Apotheker (s. **Pharmacie**), sowie die Erwerbung einer Apotheke selbst, große Mittel, während in neuster Zeit der Absatz der Arzneiartikel durch einfachere Verordnungsweise der Ärzte und durch die Vorliebe für die Naturheilkunde sehr abgenommen hat.

Apothekergewicht heißt die in vielen Staaten gebräuchliche besondere Gewichtsgattung, deren sich die Apotheker für den Handverkauf ihrer Artikel bedienen, und welche mit dem für die Anfertigung der Arzneien vorgeschriebenen Gewicht, dem sogenannten **Medicinalgewicht**, übereinstimmt. Wo ein eigenes Medicinalgewicht und in dessen Folge ein besonderes Apothekergewicht eingeführt ist, repräsentirt dessen Einheit eine geringere Schwere als die gewöhnlich gleichbenannte Einheit des Handelsgewichts. So entspricht in den meisten deutschen Staaten das

Medicinal- und Apothekerpfund drei Vierteln des Handelspfunds. Eins der wichtigsten Medicinalgewichte ist das alte nürnberger, welches ehemals in ganz Deutschland üblich war und noch heute über dessen Grenzen hinaus gilt, z. B. in einem großen Theile der Schweiz. Es ist dasselbe aus der alten äginetischen Unze entstanden. Die in Deutschland und mehren außerdeutschen Staaten übliche Eintheilung des Medicinalgewichts ist die folgende: das Pfund (℔), früher auch wol As genannt (vom altrömischen As oder Pfunde), hat 12 Unzen (℥), zu 8 Drachmen (ʒ), zu 3 Skrupeln (℈), zu 20 Gran (gr.), so daß das Pfund aus 5760 Gran besteht. Wo, wie in Preußen und Östreich, das Medicinalpfund = ¾ Handelspfund oder 24 Loth ist, bildet die Unze das doppelte Loth, während die Drachme mit dem Quentchen übereinkommt. Das preuß. Medicinalpfund wiegt 350,783 franz. Gramme = 0,835 östr. Medicinalpfund; das östr. Medicinalpfund 420 Gramme = 1,197 preuß. Medicinalpfund. Einige Waaren, welche früherhin fast ausschließlich von den Apothekern angefertigt und abgesetzt wurden, verkauft man in manchen Gegenden noch heute nach dem Apothekerpfunde, namentlich die Chokolade. Auch der Inhalt der Maßgefäße der Apotheker ist gewöhnlich nach dem Gewicht (nach Unzen destillirten Wassers) bestimmt. Für die Maßgefäße, deren Inhalt nach Unzengewicht durch an der innern Wandung eingelassene Zäpfchen in Unterstufen abgetheilt ist, dient der gemeinschaftliche Name Mensur.

Apothekerkunst, s. Pharmacie.

Apotheose, d. i. Vergötterung, hieß bei den Alten die Feierlichkeit, durch welche ein Mensch in den Rang der Götter erhoben ward. Der Gebrauch, Sterbliche unter die Götter zu versetzen, hat seinen innern Grund in der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen höchst verdiente Männer und in dem weniger ausgebildeten Gefühle der Unendlichkeit und Unerreichbarkeit Gottes. In späterer Zeit geschah dies freilich auch aus Schmeichelei gegen die Mächtigen. Nach Polybius war es bei Asiaten, Griechen und Syrern zuerst aufgekommen, Wohlthätern Opfer und Altäre zu weihen. Auch bei den Griechen findet sich dieser Gebrauch schon sehr früh; vornehmlich waren es bei diesen Orakelsprüche, durch welche verdiente Helden nach ihrem Tode vergöttert wurden. Auf ihren Münzen sind die meisten Stifter ihrer Colonien und Städte vergöttert, und in der Folge eigneten sich sogar lebende Fürsten auf ihren Denkmälern und Ehrensäulen den Göttertitel zu. Eins der berühmtesten Kunstwerke ist die Apotheose des Homer, in erhabener Arbeit auf einem silbernen Becher, abgebildet in Millin's „Galérie mythologique“ (Nr. 549) und erklärt in Böttiger's „Kleinen Schriften“ (herausgegeben von Sillig, Bd. 2). Die Römer, die sich dafür des Ausdrucks Consecration bedienten, hatten mehre Jahrhunderte lang nur den Romulus vergöttert, und ahmten die Griechen in dieser Hinsicht erst seit Cäsar und Augustus nach, nachdem die Provinzen mit ähnlichen Ehrenbezeigungen gegen die oft entsittlichten Proconsuln vorangegangen waren. Dieselbe Ehre wie Augustus nahmen, außer Vespasian, alle Nachfolger für sich in Anspruch, namentlich aber höchst schamlos Domitian. Die Apotheose geschah hier in der Regel durch Senatsbeschlüsse und war mit großen Feierlichkeiten verbunden. Eine Menge Denkmäler sind noch vorhanden, welche röm. Apotheosen darstellen. Zuletzt waren sie so gemein, daß sie ein Gegenstand der Verspottung wurden. Der christlich-kirchliche Sprachgebrauch vermied dieses Wort für die kirchlichen Begriffe; doch hat Prudentius im 4. Jahrh. ein Gedicht, in welchem er die göttliche Persönlichkeit Christi vertheidigte, mit diesem Namen überschrieben.

Appareille, Rampe oder Auffahrt, heißt der von dem Innern einer Festung oder eines Feldwerks in Form einer wenig geneigten Ebene auf den Wallgang, oder aus trockenen Festungsgräben nach dem gedeckten Wege hinaufführendee, oder an die Geschützbänke angesetzter Erdweg, welcher dazu dient die Geschütze auf die Wälle u. s. w. hinaufzubringen. Rampen, welche von dem Bauhorizonte in den Geaben hinabführen, heißen auch Rasteille. — In der bürgerlichen Baukunst sind Appareillen oder Rampen die sanftauf- und wieder absteigenden Fahrbahnen, die von der eigentlichen Straße zu den erhöhten Eingängen von Schlössern und öffentlichen Gebäuden führen, und auf denen die Equipagen bis unter das bedeckte Portal gelangen können.

Appel (Christian, Freiherr von), östr. Feldmarschallieutenant, geb. 1785 zu Neusohl in Ungarn, begann 1798 seine militärische Laufbahn als Gemeiner, wohnte den meisten Kämpfen der Napoleonischen Zeit bei, und wurde 1826 zum Oberstlieutenant und zweiten Adjutanten des Kaisers ernannt. In dieser Stellung rückte A. 1829 zum Obersten und 1834 zum Generalmajor auf. Seit dem Tode des Kaisers Franz lebte er meist in Steiermark und Italien, erhielt 1845 die Würde eines Feldmarschallieutenants und befand sich eben zu Görz, als die ital. Revolution ausbrach. Man übeetrug ihm zunächst das Militärcommando in Laibach, bald daeauf aber den Befehl über das dritte Armeecorps, welches er 1849 nach Italien zum Kriege gegen Sardinien führte. Namentlich war es im Treffen bei Olengo, wo er seine Tavferkeit und Einsicht bewährte.

Nach dem Siege bei Novara und dem darauffolgenden Waffenstillstande rückte er in die Provinz Bergamo ein, um das insurgirte Volk zu entwaffnen. Seine Verdienste erwarb er sich indessen weniger durch strategisches Talent, als durch soldatischen Muth und Tapferkeit. Am 15. Oct. 1849 zum Wirklichen Geh. Rath ernannt, verblieb er als Commandant des siebenten Armeecorps in der Lombardei, bis er 1850 ein Obercommando in Ungarn erhielt.

Appell, in der Kriegssprache zuvörderst ein Signal zum bewaffneten Versammeln der Truppen; dann beim Exerciren das Signal zum Sammeln der zerstreuten Abtheilungen; endlich das tägliche Verlesen der Mannschaft, bei welcher Gelegenheit der Tagesbefehl bekannt gemacht wird. Auch versteht man darunter die Eigenschaft der Truppen, Befehle und Anordnungen der Vorgesetzten rasch aufzufassen und schnell und pünktlich auszuführen. — In der Fechtkunst ist **Appell** ein lebhafter Tritt mit dem vorgesetzten Fuße, der beim Unterricht als Beweis von dem im Gleichgewichtsein des Schülers gilt, beim Zweikampf aber als Finte gebraucht wird, um den Gegner zu fehlerhaften Bewegungen zu verleiten.

Appellation heißt dasjenige ordentliche Rechtsmittel (s. d.), durch welches Jemand gegen eine Verfügung des Unterrichters auf die Prüfung und Entscheidung der höhern Instanz sich beruft. Ihre Wirkung besteht hauptsächlich darin, daß durch sie die Rechtssache vor ein zweites und zwar höheres Gericht gebracht wird (Devolutiveffect), und daß die Entscheidung des Unterrichters ihrer Rechtskraft entbunden und deren Vollziehung gehemmt wird (Suspensiveffect), welches letztere jedoch particularrechtlich in manchen Fällen Ausnahme erleidet. Die reguläre Appellation (Appellatio ordinaria) hat gemeinrechtlich zwar sowol in Civil- als Criminalsachen statt; allein was letztere betrifft, so wurde sie durch Reichsgesetze bei den ehemaligen Reichsgerichten untersagt, und auch die meisten Territorialgesetzgebungen erkennen sie nicht an. An ihrer Stelle findet zumeist im Untersuchungsverfahren eine Vertheidigung statt, worauf die Sache an die höhere Instanz gelangt; nur bei dem Anklageverfahren (s. Anklage) kommt die Appellation noch vor. Die Appellation in Civilrechtssachen setzt als Haupterfoderniß die Existenz und Begründung von Beschwerdepunkten bezüglich des Erkenntnisses voraus, gegen welches sie gerichtet ist (Gravamina appellationis). Nächstdem ist ihre Einwendung und Fortstellung an gewisse Förmlichkeiten und Fristen geknüpft, von denen gegenwärtig mehre, wie das Gesuch um Ertheilung der sogenannten Apostel (s. d.) und die Frist für dessen Einreichung, die Einführung der Appellation bei dem Obergerichte, die Leistung des Appellationseides, daß man nicht ohne Ursache appellire u. s. w., particularrechtlich zumeist abgeschafft sind. Nur die Frist zur Einwendung der Appellation, gewöhnlich eine zehntägige (Decendium interponendae appellationis), in manchen Ländern eine dreißigtägige, steht fest. Das Verfahren auf eingewendete Appellation besteht in einem Wechsel von Schriften der Partrien (Seiten des Appellanten, der Deductionsschrift; Seiten des Apellaten, der Refutationsschrift) und in einem Berichte des Judex a quo (sc. appellatur), d. h. des Richters, gegen dessen Erkenntniß appellirt wird, an den Judex ad quem (sc. appellatur), d. h. an den zuständigen Oberrichter. Hierauf erfolgt entweder ein Abschlagsdecret oder eine sofort abändernde Verfügung des Letztern, oder es wird die Appellation zur Justification angenommen, worauf der eigentliche Appellationsproceß beginnt. Letzteres pflegt nur in wichtigen Angelegenheiten zu geschehen. Gegen die Entscheidung der zweiten Instanz steht noch in vielen Fällen eine zweite Berufung oder Appellation an die dritte Instanz frei; doch ist sie zumeist auf den Fall einander entgegenstehender Urtheile, sowie auf Rechtssachen von einer bestimmten Größe des Betrags (Summa appellabilis) beschränkt, durch welche letztere, wenngleich natürlich in anderer Maße, auch die erste Appellation bedingt zu sein pflegt. Die nicht richtig sogenannte Extrajudicial-Appellation (Appellatio extraordinaria) findet in Fällen statt, wo es sich nicht um eine Verfügung in Justizsachen, sondern um andere richterliche Decrete, insbesondere in Betreff von Acten der freiwilligen Gerichtsbarkeit handelt, z. B. wenn der Richter die Bestätigung eines Vormunds versagt. Sie ist von manchen der Formen und Bedingungen der regulären Appellation frei.

In der Gerichtssprache Englands hatte das Wort Appellation (Appeal) außer der gewöhnlichen Bedeutung sonst noch eine andere. Im engl. Criminalverfahren nämlich konnte der Beschädigte oder ein Verwandter desselben den Beschädiger, wenn er von den Geschworenen freigesprochen oder vom Könige begnadigt worden war, um von ihm Genugthuung zu erlangen, vor die Schranken des Gerichts fodern. Hierbei hieß der Kläger Appellor oder Appellant, der Angeklagte Appellee. Das Recht dieser Privatanklage dauerte ein Jahr, und es konnte der Freigesprochene bis Ablauf des Jahres in Haft gehalten, oder Bürgschaft gefodert werden. Über die Privatanklage richtete gewöhnlich eine zweite Jury, und es fehlt nicht an Beispielen, daß der

Ausspruch derselben auf Schuldig gerichtet war, während die erste Jury den Angeklagten freigesprochen hatte. Auch eine Begnadigung war in solchem Falle nicht mehr statthaft. Ein vieles Aufsehen erregender Fall einer solchen Appellation im J. 1818, wo der Angeklagte den Kläger zum gerichtlichen Zweikampf foderte, gab die Veranlassung, nicht nur den gerichtlichen Zweikampf, sondern überhaupt das ganze Recht der Privatanklage förmlich abzuschaffen. Es geschah dies 1819 durch eine Parlamentsacte.

Appellationsgerichte. Erst unter den röm. Kaisern finden wir die Appellation als ein eigentliches Rechtsmittel, wodurch materielle Abänderung eines Urtheils erwirkt werden konnte, während früher, zu Zeiten der Republik, nur eine Art Intercession des höhern Magistrats die Ausführung des verletzenden Erkenntnisses zu hemmen vermochte. Eigentliche Gerichte zweiter Instanz gab es aber noch nicht, die Appellation erging vielmehr nur an den mit einer höhern obrigkeitlichen Gewalt bekleideten Magistrat oder an den Kaiser selbst. Die germanischen Verfassungen kannten ursprünglich nichts von einer Appellation an einen höhern Richter, sondern nur, wenn der untere Lehnsherr das Recht gänzlich weigerte, konnte die Sache an das Gericht des höhern, des Königs, gebracht werden, und wenn die Schöffen falsch urtheilten, konnte ihr Urtheil gescholten werden, wobei der Appellant es nun mit den vorigen Urtheilern und zwar, dem Rechte nach, auf Leben und Tod zu thun hatte. Es war ein großer Schritt zur bessern Ordnung, daß die regelmäßige Prüfung der Urtheile durch einen höhern Gerichtshof wieder in Gang kam, was in Frankreich durch Ludwig IX., in Deutschland aber erst durch Errichtung des Reichskammergerichts von 1495 auf geregelter Grundlage geschah. Von den grundherrlichen Gerichten ging nun die Appellation an den Hof der Landesherren, welche dafür Gerichtscollegien, Hofgerichte, Regierungen und Justizkanzleien einrichteten, und von den höhern landesherrlichen Gerichten an die Reichsgerichte, das Reichskammergericht und den Reichshofrath. Die Reichsstände suchten sich dieser Unterordnung ihrer Gerichte unter die Reichsgerichte möglichst zu entziehen. Ostreich machte sich gleich vom Anfang an von der gerichtlichen Gewalt des Reichs gänzlich frei, und die Kurfürsten sollten es vermöge alter Vorrechte gleichfalls sein. Allein es waren nun einmal drei Stufen des Rechtsprechens grundgesetzlich, und Diejenigen, welche nicht Gerichte der dritten Instanz oder Oberappellationsgerichte anordnen wollten, mußten sich die Appellation an die Reichsgerichte gefallen lassen und konnten nur durch kaiserliches Privilegium (Privilegium de non appellando) die Appellationsfreiheit erlangen. Solche wurde auch andern Reichsständen ertheilt, welche eigene oberste Gerichte errichteten, wie Schweden zu Wismar, Hannover zu Celle, Hessen-Kassel u. s. w., oder dafür die Actenversendung an auswärtige Spruchcollegien einführten. Die langsamen Formen bei den Reichsgerichten und andere Mängel der Reichsjustiz gaben diesen isolirenden Bestrebungen Popularität, obgleich der Grundsatz, daß zu gänzlicher Beendigung eines Rechtsstreites drei gleichlautende Erkenntnisse erfoderlich seien, die Processe ins Unendliche verzögerte, und der Mangel eines einzigen, seine Wirksamkeit über alle deutsche Lande verbreitenden höchsten Gerichts der Ausbildung der Deutschen Reichsverfassung nachtheilig war. Die Auflösung des Deutschen Reichs vermehrte in den kleinern Staaten die Verwirrung, und es blieb eine wohlthätige Bestimmung der Deutschen Bundesacte, daß die Aufstellung dreier Instanzen zu einem Grundgesetze aller einzelnen Staaten erhoben, und zugleich dafür gesorgt wurde, daß nicht die kleinern Staaten, d. h. solche, welche noch nicht 300000 E. zählten, für sich allein unvollständige Einrichtungen machen konnten, sondern sich die Verpflichtung gefallen lassen mußten, gemeinschaftliche Oberappellationsgerichte zu errichten. Freilich fanden diese in der Ausführung manche Schwierigkeit, indem man die Unterordnung der bisherigen obern Landesgerichte unter ein wenigstens zum Theil fremdes Gericht und die Neuerungen in der bisherigen Justizverfassung so sehr als möglich zu beschränken suchte. Solche gemeinschaftliche höchste Gerichte sind: 1) für Braunschweig, Waldeck, Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe zu Wolfenbüttel, eröffnet am 2. Jan. 1816 (Gerichtsordnung vom 16. Sept. 1835); 2) für Sachsen-Weimar-Eisenach, die übrigen herzogl. sächsischen und fürstl. reußischen Lande zu Jena, eröffnet am 7. Jan. 1817 (Provisorische Gerichtsordnung vom 8. Oct. 1816); 3) für die herzogl. anhaltischen und fürstl. schwarzburgischen Lande zu Zerbst, eröffnet am 14. Oct. 1817 (Gerichtsordnung vom 8. Sept. 1817); 4) für Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz zu Parchim, eröffnet am 1. Oct. 1818 (Gerichtsordnung vom 1. Juli 1818); 5) für die vier Freien Städte zu Lübeck, seit 1820, mit wechselndem Directorium unter den vier Städten (Provisorische Gerichtsordnung vom 7. Juli 1820, definitive vom 29. Aug. 1831). Die Fürstenthümer zu Hohenzollern, welche seit 1818 zu dem großherzogl. hess. Oberappellationsgericht Darmstadt gehörten, schlossen sich 1825 an das würtembergische Obertribunal zu Stuttgart, und das

Fürstenthum Liechtenstein an das Appellationsgericht zu Innsbruck an. Im J. 1850 wurde das Oberappellationsgericht zu Zerbst aufgehoben und die schwarzburgischen Länder traten dem Sprengel des Oberappellationsgerichts zu Jena bei. Auch die Unterordnung der hohenzollernschen Fürstenthümer unter das Obertribunal zu Stuttgart hörte mit deren Anfall an die Krone Preußen auf. So ist, abgesehen von einigen Verschiedenheiten in den Benennungen und Proceßformen, die Gerichtsverfassung fast in ganz Deutschland gleichförmig der Regel nach in drei Instanzen eingerichtet. Die größern deutschen Staaten, Östreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Würtemberg, Hannover, Baden, die beiden Hessen, Nassau, Oldenburg, haben ihre besondern Gerichte dritter Instanz unter verschiedenen Benennungen. Gerichte zweiter Instanz bestehen in allen deutschen Staaten je nach deren Größe in verschiedener Anzahl, wobei in den Benennungen, sowie in den Competenzverhältnissen in den letzten Jahren mannichfache Änderungen stattgefunden haben, zum Theil auch wol noch bevorstehen.

Appenzell (Abbatis cella), der 13. Canton der Schweiz, ein von sanct-gallischem Gebiete umgrenztes, 7½—8⅔ QM. großes Gebirgsland, dessen Hauptkuppe der in neuerer Zeit häufig bestiegene Hohe Säntis ist. Nach der Volkszählung von 1850 hatte A. 54,869 E. Es zerfällt in zwei Halbeantone, das kath. Innerrhoden (etwa 3 QM. mit 11270 E.) und das ref. Außerrhoden (5½ QM. mit 43,599 E.). Letzteres, das 1595 erst 12000, 1769 aber schon 36000 E. zählte, ist also nächst Malta die bevölkertste Gegend Europas. Die wichtigste Beschäftigung der Bewohner ist Alpenwirthschaft und eine sehr ausgedehnte Industrie in Baumwolle, namentlich Musselinen, in Seide und Stickereien. Der Gewerbfleiß ist hauptsächlich in Außerrhoden einheimisch; doch beschäftigen sich auch die Alpenbewohner Innerrhodens bis zu den höchsten bewohnten Höhen hinauf mit Stickereien, die einen wichtigen Handelszweig bilden. Der Hauptort von Innerrhoden, mit den Mineralquellen des Gonten- und Weißbads in der der Nähe, ist **Appenzell** (1500 E.) In Außerrhoden liegen die freundlich gebauten, wohlhabenden Orte Herisau, Trogen, Huntwyl und der berühmte Molkeneurort Gais. Im J. 1829 ward die Verfassung von Innerrhoden und 1834 die von Außerrhoden revidirt, ohne daß in beiden die alten reindemokratischen Grundformen wesentlich verändert worden wären. Die höchste Gewalt übt die Landesgemeinde aller ehr- und wehrhaften über 18 Jahr alten Landleute aus. Daran schließt sich als nächste Behörde in Außerrhoden ein zweifacher Landrath, sodann ein Großer Rath, zwei Kleine Räthe u. s. w. „Hauptleut und Räthe" sind die Gemeindevorsteher, die von den „Kirchhören", d. i. von den Versammlungen stimmfähiger Gemeindegenossen und Beisassen gewählt werden. Die „Ehegäumer", bestehend aus dem Ortspfarrer und den beiden Hauptleuten, bilden in jeder Gemeinde eine Art Sittengericht, besonders in Ehestreitigkeiten, bei Unsittlichkeiten u. dgl. Ähnlich sind die Verhältnisse in Innerrhoden. Eigenthümlich ist die förmliche Vermischung aller Gewalten, der Zusammenhang und die Verschlingung mehrer Behörden, das Verbot aller Advocatur in Rechtshändeln, die halbjährige Erneuerungswahl der Geistlichen durch die reformirten Gemeinden u. s. w. Wie in den meisten kleinen Cantonen der Schweiz, leidet auch in A. besonders die Criminalrechtspflege an schweren Gebrechen. A. gehörte zu den Kammergütern der fränkischen Könige, welche Zinse und Nutzungen an das Stift Sanct-Gallen vergaben, bis im 14. Jahrh. sämmtliche Bewohner sanct-gallische Gotteshausleute wurden. Der Druck der Äbte erzeugte zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrh. einen Aufstand, und die Siege der tapfern Bergbewohner beim Dorfe Speicher am Stoß, am Häuptlingsberg und an der Wolfshalde gaben A. die Unabhängigkeit. Es verband sich 1452 zuerst mit sieben Cantonen und hierauf 1513 mit der gesammten Eidgenossenschaft. Nach langen Zwistigkeiten in Folge der Reformation, ward A. 1597 durch eidgenössisches Schiedsgericht in die beiden politisch und confessionell geschiedenen und völlig voneinander unabhängigen Landestheile getrennt. Nach der jetzigen Verfassung des eidgenössischen Bundesstaats ernennen Außerrhoden und Innerrhoden je ein Mitglied in den Ständerath, und, nach Maßgabe der Bevölkerung, je 2 und 1 in den Nationalrath. Vgl. Hahn, „Beschreibung des Cantons A." (Heilbr. 1827), Rüsch, „Der Canton A. historisch-geographisch und statistisch" (St.-Gallen 1835) und Zellweger, „Geschichte des appenzellischen Volks nebst Urkunden" (4 Bde., Trogen 1830—34).

Appert (Benj. Nicolas Marie), in um das Erziehungs- und Gefängnißwesen, sowie um die Anstalten für Verbesserung der Lage der leidenden Menschheit hoch verdienter Mann, war 10. Sept. 1797 zu Paris von unbemittelten Ältern geboren. Er trat sehr jung in die damals kaiserliche Zeichenschule, an welcher er im Alter von 17 J. als Unterprofessor eine Anstellung erhielt, die er jedoch, des Einverständnisses mit Napoleon beschuldigt, 1815 verlor. Dieser Umstand brachte bei ihm den schon lange gehegten Entschluß zur Reife, den niedern Classen des

Volks möglichst nützlich zu werden. Er begann sein philanthropisches Wirken mit der Einführung des gegenseitigen Unterrichts, zuerst 1816 im Departement des Nordens, nachher mit so günstigem Erfolg in den Hospitälern und Regimentsschulen, daß er vom Kriegsminister Gouvion-Saint-Cyr 1818 nach Paris gerufen und ihm hier der Auftrag zu Theil wurde, für die Offiziere und Unteroffiziere einen Normalcursus zu eröffnen. Im J. 1820 errichtete er, um die Wohlthat des Unterrichts auch den Gefangenen zu Theil werden zu lassen, eine Schule in dem Militärgefängnisse von Montaigu, welche er bis zum 30. Juni 1822 unentgeltlich leitete. Beschuldigt, das Entspringen zweier in den Saumur'schen Proceß verwickelter Gefangenen begünstigt zu haben, wurde er selbst in das Gefängniß La Force abgeführt, wo er vielfach Gelegenheit hatte, die äußern und innern Zustände der Gefangenen kennen zu lernen. Nach seiner Freisprechung arbeitete A. mit desto größerm Eifer an seinen menschenfreundlichen Planen. Im J. 1825 unternahm er eine Reise durch ganz Frankreich, um sich über die Gefängnisse, Schulen und öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten zu unterrichten, über die er seine Beobachtungen und Ansichten in einem eigens dazu begründeten Journal aussprach. Seit der Julirevolution lebte er meist in Paris, vielfach damit beschäftigt, die Spenden, durch welche der ihm vertrauende König Ludwig Philipp und dessen Familie die ärmern Classen zu unterstützen suchte, auf eine angemessene Weise zu vertheilen. Im J. 1846 begann A. ein Wanderleben, um seine Aufmerksamkeit auch dem Auslande zuzuwenden. Er besuchte zunächst die belg. Anstalten, über die er sich im Allgemeinen günstig in der „Voyage en Belgique" (2 Bde., Brüss. 1846) aussprach. Mit gleicher Freimüthigkeit, stets rathend und zur Verbesserung mahnend, urtheilte er über Preußens Gefängnisse und Hospitäler u. s. w. in der dem König Friedrich Wilhelm IV. gewidmeten „Voyage en Prusse" (Berl. 1847), sowie über Östreich, Sachsen und Baiern in seinem Werke: „Die Gefängnisse, Spitäler, Schulen, Civil- und Militäranstalten in Östreich, Baiern, Preußen u. s. w." (Lpz. 1851 fg.). Besonderes Aufsehen erregte sein heftiger Tadel in der Schrift „Hambourg, ses prisons et hospices" (Hamb. 1850; deutsch ebend. 1850). Außer mehren andern, das wechselseitige Unterrichtssystem und die Anstalten Frankreichs betreffenden Schriften, sind von ihm noch zu nennen: „Dix ans à la cour du roi Louis-Philippe" (3 Bde., Berl. 1847). In seinen „Conférences contre le système cellulaire" (Brüss. 1846) bewies er sich als scharfer Gegner des Isolirungssystems. Bedeutende Erfahrungen im Gebiete des Gefängnißwesens und ein warmer Eifer für die Menschheit sind A. gewiß zuzugestehen, wenn man ihn auch von manchen einseitigen Ansichten nicht immer freisprechen dürfte.

Appert (François), ein franz. Technolog, welcher sich besonders durch die Entdeckung eines Verfahrens, Speisen Jahre lang aufzubewahren, bekannt gemacht hat. Dieses nach ihm genannte **Appert'sche Verfahren** besteht in Folgendem. Die aufzubewahrenden Gegenstände werden zuvörderst in Flaschen oder in Einmachegläser, oder in Büchsen aus Weiß- oder Schwarzblech geschüttet. Die Glasgefäße müssen möglichst gleich stark geblasen und gut gekühlt, die Mündung muß conisch, die Pfropfen müssen auserlesen sein. Für die Einmachegläser werden die Pfropfen sogar aus einzelnen Stücken mit Hausenblaseauflösung zusammengesetzt. Sämmtliche Pfropfen werden außerdem durch vorsichtiges Quetschen erweicht und dadurch elastischer gemacht; sie quellen dann später desto mehr und schließen besser. Für die Blechgefäße werden passende Deckel gefertigt und, nachdem die Speisen hineingethan, aufgelöthet. Die Gefäße werden bis auf zwei Zoll vom untern Ende des Korks abwärts gefüllt, dann, sind es nicht eben Blechgefäße, fest verstopft. Die Pfropfen schneidet man oben glatt ab und überwindet sie mit Draht. Die Flaschen steckt man alsdann in einen Sack von grober Leinwand bis zum Hals, damit, wenn eine Flasche während der darauf folgenden Operation des Erhitzens zerspringt, die Scherben in dem Sack bleiben. Das Erhitzen der in die Gefäße gebrachten Speisen geschieht nun in einem Wasserbad, oder mittels Dampf, welches letztere Verfahren vortheilhafter ist. Die Erwärmung muß etwas über den Siedepunkt des Wassers gehen, weshalb das Wasserbad in verschlossenen Gefäßen stattfindet; nicht unzweckmäßig ist hierzu auch eine Salzlösung. Die Dauer des Erhitzens richtet sich nach der Beschaffenheit der zubereiteten Speisen: Für Erbsen 2 St., für Bohnen 1 St., für eingedickte Pflanzensäfte 2 Minuten, für Fleischspeisen und alle bereits über Feuer bereiteten Gerichte ¾ St. Sieden. Es ist zu bemerken, daß die Speisen vorher möglichst concentrirt bereitet, stark eingekocht werden, damit sie sich besser halten und weniger Raum einnehmen. Fleisch wird für sich, ebenso die Sauce für sich aufbewahrt. Knochen werden meist abgeschnitten. Fricassées von Hühnern, Ragouts, Fischpasteten halten sich so 1—2 Jahre lang sehr gut, wie Versuche bewiesen haben, welche durch die franz. Marine angestellt worden sind. Auch Eier kann man auf diese Weise aufbewahren. Man bringt sie in Gläser, legt Brotkrume dazwischen, damit

sie sich nicht bewegen und quetschen können, und erwärmt sie bis 75°; auch kann man sie hart kochen. Ebenso kann man Milch mit Dampf einkochen und für den Transport zurichten. Selbst Weine, die leicht verderben, wie Burgunder, ebenso Bier hat A. dergestalt haltbar gemacht. Gay-Lussac stellte eine Analyse der Luft an, welche in den nach A.'s Methode verschlossenen Gefäßen über den aufbewahrten Speisen sich befindet, und fand darin keinen Sauerstoff. Vgl. Appert, „L'art de conserver toutes les substances animales et végétales" (4. Aufl., Par. 1831).

Appetit, im Deutschen ausschließlich von dem Begehren der Speisen oder der Eßlust gebraucht, ist ein Gefühl, das uns auf bestimmte, den Geschmacksnerven angenehme Speisen begierig macht, wogegen Hunger ein Bedürfniß nach eßbaren Dingen überhaupt ist, ohne besondere Wahl und Rücksicht auf den Geschmack. Der Appetit kann sich auf krankhafte Weise äußern. Häufig wird er gestört und oft gänzlich vernichtet. (S. Anorexie.) Bisweilen äußert er sich auch durch ungestümes Begehren bestimmter Speisen, oder auch solcher Dinge, welche eigentlich gar nicht genossen werden. Hierher gehören die Gelüste oder das Sehnen der Frauen während der Schwangerschaft. Man nennt ein solches scheinbar widernatürliches Begehren: pica, malacia oder cissa. Dasselbe ist jedoch bisweilen ein ganz natürliches und ein Zeichen eines wirklich vorhandenen körperlichen Bedürfnisses; so z. B. wenn Kinder, welche an Magensäure leiden, nach Kreide und Kalk, oder Leute von galliger Constitution nach sauren Dingen Appetit haben.

Appiāni (Andrea), der Maler der Grazien, wie ihn seine Zeit nannte, geb. zu Mailand 23. Mai 1754, aus einer alten adeligen Familie, zeigte von früher Jugend an Neigung und Anlage zur Malerei. Seine Armuth zwang ihn bei Decorationsmalern zu arbeiten, wodurch er jedoch Gelegenheit erhielt, die anatomischen und Zeichenschulen zu besuchen. Die Geschäfte seiner Brotherren führten ihn von Stadt zu Stadt. Zu Parma, Bologna und Florenz konnte er längere Zeit die Werke großer Meister studiren und sich einen eigenen Stil bilden. Er besuchte Rom drei mal, um immer tiefer in das beinahe gänzlich verlorene Geheimniß Rafael'scher Frescomalereien einzudringen, und bald übertraf er in diesem Kunstzweige alle lebende Maler in Italien. Seine Kunst bewies er vorzüglich in der Kuppel der Kirche Sta.-Maria-di-S.-Celso in Mailand und in den Wand- und Deckengemälden, welche er für den Statthalter Erzherzog Ferdinand in dessen Landhause 1795 ausführte. Napoleon ernannte ihn zu seinem Hofmaler, und A. malte in der Folge beinahe die ganze kaiserliche Familie, sowie mehre franz. Generale, Minister u. s. w. Seine schönsten Werke sind die Deckengemälde im königlichen Palaste zu Mailand, bestehend in Allegorien aus und auf Napoleon's Leben, und sein Apollo mit den Musen in der Villa Bonaparte. Fast alle Paläste Mailands haben Frescoarbeiten von ihm. Der Fall Napoleon's wirkte auf A.'s Verhältnisse sehr nachtheilig; er starb 8. Nov. 1817 in beschränkten Umständen. Man rühmt an seinen Werken die Reinheit der Zeichnung und die Anmuth der Farbe, weniger jedoch die Energie und Tiefe des Ausdrucks.

Appiānus, aus Alexandrien, anfangs Sachwalter zu Rom, dann Verwalter der kaiserlichen Einkünfte unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius, schrieb in griech. Sprache eine röm. Geschichte von den ältesten Zeiten an bis auf Augustus, in 24 Büchern, von denen aber nur ein geringer Theil auf uns gekommen ist. Er erzählt die Begebenheiten ethnographisch nach den Kriegen der Römer mit den verschiedenen Ländern bis zu ihrer Vereinigung mit Rom, z. B. mit Spanien, mit Hannibal und Karthago, mit Macedonien u. s. w. Von den Büchern über die Bürgerkriege Roms sind nur die fünf ersten erhalten. Seine Sprache ist ungeschminkt, bisweilen sogar trocken; seine Darstellung der Begebenheiten zeugt im Ganzen von Wahrheitsliebe, obschon im Einzelnen eine gewisse Parteilichkeit für Rom sich nicht verkennen läßt. Die ältesten Ausgaben von R. und R. Stephanus (Par. 1551), H. Stephanus (Par. 1557) enthalten nicht alle vorhandenen Bücher. Die beste Ausgabe besorgte Schweighäuser (3 Bde., Lpz. 1785), den man den Wiederhersteller dieses Schriftstellers nennen kann; ein Abdruck des Schweighäuser'schen Textes nebst den von A. Mai aufgefundenen Bruchstücken erschien zu Paris 1840. Deutsche Übersetzungen erschienen von Dillenius (3 Bde., Stuttg. 1828) und von Zeiß (2 Bde., Lpz. 1837).

Appische Straße (lat. Via Appia), die von Rom aus der Porta Capena nach Capua führende älteste und berühmteste Straße der Römer, wurde von Appius Claudius Cäcus angelegt, als er 313 v. Chr. Censor war. Erst weit später ward sie bis Brundusium geführt. Auf einem vortrefflichen Unterbau war sie mit sehr harten, sechseckigen, genau ineinander gefügten Steinen (zum großen Theil Lava) gepflastert, und man kann noch gegenwärtig, besonders bei Terracina, an den bedeutenden Resten derselben ihre treffliche Bauart erkennen.

Appius Claudius Crassus, röm. Decemvir 451—449 v. Chr., aus dem angesehenen patricischen Geschlechte der Claudier, wurde, als er 451 v. Chr. zum zweiten male Consul geworden, unter die Decemvirn gewählt, welchen man die Ausführung des Gesetzvorschlags des Tribuns Terentillus Arsa, daß Gesetze über das öffentliche und Privatrecht für Rom entworfen würden, übertrug und zugleich die höchste Gewalt im Staate auf ein Jahr übergab. Als man nach dem ersten Jahre die Gewalt dieser Behörde noch um ein Jahr verlängerte, war A. der Einzige, dem es durch seinen Einfluß auf die Volkshäupter gelang, wieder gewählt zu werden. Widergesetzlich führten die Decemvirn dieses Jahres, an deren Spitze A. stand, ihr Amt auch in dem dritten Jahre (449) fort. Damals machten die Äquer und Sabiner einen Raubzug in das röm. Gebiet. Die Decemvirn warben Truppen und zogen den Feinden entgegen. Nur A. und Oppius waren mit zwei Legionen in Rom geblieben, um die Macht der Decemvirn aufrecht zu erhalten; aber ein unerwartetes Ereigniß stürzte sie. A. hatte die heftigste Leidenschaft zu Virginia, der Tochter des Lucius Virginius, eines angesehenen Plebejers, gefaßt, die dem frühern Volkstribun Icilius verlobt war. Die Abwesenheit ihres Vaters, der sich bei dem Heere befand, benutzte A., Virginia in seine Gewalt zu bringen. Einer seiner Clienten, Marcus Claudius, mußte vorzugeben, Virginia sei die Tochter einer ihm eigenen Sklavin und von der kinderlosen Ehefrau des Virginius untergeschoben. Auf dem Wege zur Schule ergriff er sie, und als das Volk sich ihrer annahm, foderte er sie sogleich vor A.'s Richterstuhl, welcher entschied, daß die angebliche Sklavin einstweilen ihrem Herrn folgen solle. Darauf enthüllten Numitorius, ihr Oheim, und Icilius, ihr Verlobter, die verbrecherischen Absichten des A. Da ein Aufruhr auszubrechen drohte, gab der Decemvir nach, und ließ Virginia in den Händen ihrer Familie, erklärte aber, daß er am folgenden Tage sein Urtheil sprechen werde. Virginius, von Numitorius und Icilius herbeigerufen, erschien auf dem Forum nebst seiner Tochter in Trauerkleidern. Trotz der Versicherungen und Bitten des Vaters, befahl A., im Vertrauen auf die Zahl seiner Bewaffneten, dem Claudius, sich der Jungfrau als seiner Sklavin zu bemächtigen. Da bat Virginius den Decemvir um die Erlaubniß, nochmals die Wärterin in Virginia's eigener Gegenwart befragen zu dürfen, um sich wenigstens zu seiner Beruhigung, wie er sagte, von dem bisherigen Irrthum zu überzeugen. A. willigte ein. Darauf umarmte der unglückliche Vater seine Tochter zärtlich, ergriff plötzlich das Messer eines in der Nähe befindlichen Fleischers und stieß es der Tochter in die Brust. A. befahl ihn zu ergreifen, aber Virginius entfloh ins Lager. Die Senatoren Valerius und Horatius, welche das Decemvirat haßten, riefen das durch den Anblick des Leichnams empörte Volk zur Rache auf, und A. konnte den Aufruhr nur durch Zusammenberufung des Senats stillen. Inzwischen hatte Virginius auch das Heer zur Rache aufgerufen, und kehrte mit diesem nach Rom zurück. Die Decemvirn sahen ein, daß sie ihre Macht nicht länger behaupten konnten und legten sie nieder, und der Senat beschloß (449 v. Chr.) die Wiederherstellung des Tribunats und Consulats. A. starb im Gefängniß, wie Livius sagt, durch seine eigene Hand; nach Dionys von Halikarnaß ließen ihn die Tribunen erdrosseln. Auch Oppius, der als sein Mitschuldiger angeklagt war, entleibte sich. Die übrigen Decemvirn entgingen der Anklage durch freiwillige Verbannung. Claudius ward, da er nur als Werkzeug des Tyrannen gedient hatte, nach Tibur verwiesen. Den Tod der Virginia hat Alfieri als Trauerspiel behandelt, und Lessing ist durch die Geschichte derselben zu seiner „Emilia Galotti" veranlaßt worden.

Applaudiren (lat.), schallend mit den Händen zusammenschlagen, ist ein natürliches Beifallszeichen, wodurch schon die Griechen und Römer öffentlichen Rednern, Dichtern, Schauspielern, Musikern und gymnastischen Wettkämpfern ihren Beifall ausdrückten. Bis auf den heutigen Tag hat die ganze civilisirte Welt diesen Gebrauch beibehalten. Aus der Natur aller öffentlichen Productionen, zumal solcher, die im Augenblick entstehen, geht das Bedürfniß nach Erkennungszeichen des Antheils, der Zustimmung, der Befriedigung hervor. Sie geben dem Producirenden Sicherheit und steigern sein Vermögen. Das Publicum wiederum hat nicht nur das natürliche Bedürfniß sich durch Beifallsbezeigungen Luft zu machen, sondern es ist sich auch der anregenden Kraft bewußt, die dadurch von ihm ausgeht. Freilich soll auch der Beifall durch ein weises Maß beherrscht werden; sein nur zu häufiger Misbrauch von beiden Seiten, von der des Publicums wie der des Empfängers, stiftet ebenso viel Unheil als der rechte Gebrauch fördert. Am verzeihlichsten ist es noch, wenn der Virtuos, wenn der Schauspieler, dessen Production mit dem Augenblicke vergeht, sich der Wirkung dieses Augenblickes zu versichern sucht. Dennoch darf auch in der Kunst die Jagd nach Applaus nur als ein Verrath an der guten Sache betrachtet werden, weil sie sich falscher Reizmittel bedient und Geschmack und Urtheil des Publicums verwirrt. Der Theaterapplaus ist in Deutschland mit der überwie-

genden Beliebtheit der Oper, und dem Bestreben, das italienische Opernpublicum nachzuahmen, außerordentlich gestiegen. Die Schauspielkunst hat ihn, besonders durch ihre moderne Virtuosenrichtung, zu sich herübergezogen, und man darf behaupten, daß in dem Maße als der Applaus gestiegen, die Echtheit der Kunst gesunken sei. Die Talente, welche von der Woge der Beliebtheit getragen werden, müssen beim Auftreten mit Applaus empfangen, nicht nur nach einzelnen Acten und am Schluß der Vorstellung, sondern auch nach einzelnen Abgängen oder Musikstücken durch den Applaus wiederholentlich hervorgerufen werden. Der Unterbrechung, oft der Vernichtung der dramatischen Situation wird dabei nicht geachtet; das persönliche Moment überwiegt den Antheil für das künstlerische. Der eigenthümliche Rausch, in welchen das Publicum sich selbst durch den Applaus versetzt, steigt bis zur Unersättlichkeit: es dankt dem Künstler endlich selbst für ganz falsche Effecte, für die verwerflichsten Mittel, wenn es sich nur dadurch aufs neue gereizt und zum Applaus aufgestachelt fühlt. Diesen mänadischen Taumel nennen die Italiener furore, die Franzosen frénésie. Das feine Gefühl für das Wahre und Echte in der Kunst muß in diesem Taumel untergehen. Man mißt so das Talent nur nach der Zahl der Applause, und dieser demoralisirende Maßstab treibt dann die Künstler über die falschen Kunstmittel hinaus selbst auf den verächtlichen Schleichweg des erkauften Applauses. (S. Claque.)

Applicatur nennt man in der Musik die Fingersetzung (s. d.) bei Tast- und Saiteninstrumenten. Eine Passage auf der Violine in der Applicatur spielen, heißt so viel als sie in einer höhern als der gewöhnlichen Lage spielen.

Appoggiato, d. i. angelehnt, bezeichnet in der Musik, namentlich beim Gesang, den tragenden, bindenden Vortrag, der die Töne ohne fühlbare Lücke ineinander verschmilzt. **Appoggiatur** ist demnach im Wesentlichen gleichbedeutend mit Portamento; gewöhnlich aber versteht man darunter ein zu gesteigertem Ausdruck stark hervortretendes Portament.

Appoint (franz.; ital. appunto), heißt im Wechselverkehr eigentlich derjenige Wechsel, welcher eine gewisse Schuld vollkommen ausgleicht oder eine gewisse Summe voll macht. Wenn z. B. A 542 Thlr. an B zu fodern hat und diese Foderung von B durch Einsendung zweier Wechsel bezahlt wird, von denen der eine auf 500 Thlr., der andere aber auf 42 Thlr. lautet, so ist der Letztere im wahren Sinne des Worts ein Appoint, indem eben durch sein Hinzukommen die Schuld auf den Punkt (à point) ausgeglichen wird. Dem entsprechend sagt man, daß man par appoint oder per appunto remittire (Wechsel sende) oder trassire (Wechsel ausstelle), wenn man genau den Saldo oder Rest einer Foderung (oder Rechnung) übermacht oder durch Wechselausstellung erhebt. In der neuern Zeit sieht man jedoch von dieser eigentlichen Bedeutung des Worts ganz ab, und nennt gemeinhin jeden Theil einer Wechselsendung (Rimesse) oder Wechselausstellung Appoint, sodaß man in den obigen Fällen von zwei Appoints sprechen würde. Ja man gebraucht nicht selten das Wort Appoint als ganz gleichbedeutend mit Wechsel, indem man z. B. davon spricht, ein Appoint auf Paris erhalten zu haben u. s. w. In den letztern Bedeutungen entspricht der fremde vieldeutige Ausdruck dem Worte: Abschnitt. Allmälig hat sich der Gebrauch jenes Worts in diesem Sinne auch auf andere Gelddocumente, namentlich Papiergeld und Staatspapiere, übertragen. Man sagt z. B., daß das Papiergeld irgend eines Staats oder irgend einer Bank in Appoints (Abschnitten) zu 1 und zu 5 Thlrn., die Staatspapiere einer gewissen Kategorie in Appoints (Abschnitten, Obligationen) zu 500 und 1000 Gulden bestehen. Oft wendet man jetzt auch den Ausdruck völlig misbräuchlich an; z. B. wenn eine Creditgesellschaft bekannt macht, die näher bezeichneten „Appoints" ihrer Obligationen seien als ausgelooste zu kündigen, womit aber die Individualität solcher Obligationen, die besondere Nummer gemeint ist.

Apponyi, ein ungar. Grafengeschlecht, dessen Ahnherrn schon unter den Arpaden blühten. Peter von Ewr, geb. um 1350, brachte 1395 durch Heirath die Burg Apponyi in der neutraer Gespanschaft in seinen Besitz, von welcher seitdem die Familie ihren Namen entlehnte. Viele ihrer Glieder nehmen in der Geschichte Ungarns eine hervorragende Stellung ein. Im J. 1718 wurde die Familie von Kaiser Karl VI. in den Freiherrnstand, und mit Lazar von A. 1739 in den Grafenstand erhoben. Jetzt blüht das Geschlecht in zwei Linien, einer ältern und einer jüngern. — **Anton Georg**, Graf von A., geb. 4. Dec. 1751, gest. 17. März 1817, wurde 1774 galizischer Gubernialrath, 1778 Beisitzer im Gubernium zu Fiume, 1779 ungar. Statthaltereirath, dann Geh. Rath, Obergespan des tolnaer Comitats, Hofcommissär und Präses der Königl. ungar. privilegirten Schiffahrtsgesellschaft. Derselbe hat sich namentlich durch die Begründung der Apponyi'schen Bibliothek ein ehrenvolles Andenken erworben. Die Letztere wurde

mit einem Aufwand von beinahe einer Million zusammengebracht, zählt an 50000 Bände, unter denen sich eine kostbare Sammlung der Aldinen befindet, und wurde 1827 von Wien nach Presburg gebracht, wo sie dem Publicum zur Benutzung offen steht. Sein Sohn, Graf **Anton A.**, geb. 7. Sept. 1782, ein vorzüglicher Kenner und Beschützer der vaterländischen Literatur, Kunst und Industrie, widmete sich frühzeitig der Diplomatie, ward Gesandter zu London und Rom, und zuletzt 1826 östr. Botschafter zu Paris, in welcher Stellung er bis 1849 verblieb und sich namentlich während der Julirevolution Verdienste erwarb. Aus seiner am 17. Aug. 1808 mit Therese, geb. Gräfin von Nogarola, geschlossenen Ehe entsprang Graf **Rudolf II. A.**, geb. 1. Aug. 1812, k. k. Kämmerer, früher Gesandtschaftssecretär zu Paris, seit 1849 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Hofe zu Turin. Bruder Anton A.'s und ältester Sohn Anton Georg A.'s war **Georg A.** von Nagy-Apponyi, geb. 3. Juli 1780, gest. 3. Aug. 1849, k. k. Kämmerer und Besitzer der Majoratsherrschaft Apáty und der Herrschaften Kártweles u. s. w. Aus dessen 1802 mit Anna, geb. Gräfin Zichy, eingegangener Ehe entsprangen: **Karl A.**, geb. 26. Dec. 1805, k. k. Kämmerer, Generalmajor und Brigadier zu Esseg, gegenwärtig das Haupt der ältern Linie, und Graf **Georg A.**, geb. 29. Dec. 1808. Der Letztere, ein Mann von großem Talent, ritterlicher Persönlichkeit und beharrlichem, festem Charakter, betrat als Hofsecretär an der ungar. Hofkanzlei zu Wien die politische Laufbahn, wurde 1846 zum zweiten, und nach Mailath's Abtritt, 31. Oct. 1847 durch kaiserl. Handschreiben zum obersten ungar. Hofkanzler ernannt. Obgleich er in seiner Jugend dem Liberalismus zu huldigen schien, schloß er sich doch seit seinem Eintreten in den Staatsdienst immer mehr der conservativ-aristokratischen Partei an. Bald stellte er sich an die Spitze dieser Partei und ward auf dem Reichstage 1843—44 deren einflußreichster Führer. In seiner einflußreichen amtlichen Stellung zeigte er sich als entschiedener Gegner aller nationalungar. Bestrebungen, und hat dadurch nicht wenig den Ausbruch der Revolution beschleunigt. Seit den Märztagen, welche auch die Auflösung der Hofkanzlei herbeiführten, lebt A. in Zurückgezogenheit. — Das gegenwärtige Haupt der jüngern Linie, die 1808 ebenfalls in den Grafenstand erhoben wurde, ist Graf **Joseph A.**, geb. 7. Sept. 1775, Erbherr von Groß-Apponyi und Korlathkeö. Sein Sohn **Rudolf A.**, geb. 5. Juli 1802, hat sich der diplomatischen Laufbahn zugewendet.

Apposition heißt in der Grammatik die Hinzufügung eines Substantivs, oder eines substantivisch aufzufassenden Adjectivs zu einem andern Substantiv, um dies zu erklären, oder näher zu bestimmen und zu bezeichnen, oder zu individualisiren: z. B. „mein Bruder, der Arzt"; „Karl der Große"; „Heinrich der Löwe"; „Es geziemt der Witwe, die den Gatten verlor, ihres Lebens Licht und Ruhm"; „Erspare dir die Qual der Trennung, der nothwendigen." Auch zu ganzen Sätzen kann eine Apposition gefügt werden: z. B. „Über Rußland suchte Napoleon den Weg nach Indien, ein Entwurf des Genies". Die Apposition hat immer den Redeton.

Appretur heißt in der Technologie Alles, was mit den gewebten Waaren nach dem Weben und nach dem Färben im Drucken vorgenommen wird, um ihnen Glanz oder überhaupt das erwünschte Ansehen und den gehörigen Grad der Steifigkeit zu ertheilen. Es gehören also dahin die Arbeiten des Waschens und Trocknens, das Noppen, Walken, Rauhen, Scheren, Bürsten und Sengen, das Glätten durch Mangen, Calander, Schlagmühlen und Pressen, das Stärken und Decatiren. Im gewöhnlichen Leben wird häufig unter Appretur allein das Stärken und Glätten des Gewebes verstanden. Zu allen diesen Arbeiten, deren größter Theil blos bei den wollenen Waaren vorkommt, hat die neuere Industrie ganz besondere Maschinen. Durch eine gute Appretur lassen sich viele Mängel der Waare verdecken und einer geringen Waare das Ansehn einer guten geben. In der vorzüglichen Appretur liegt es zum Theil, daß die an sich viel geringere Waare der Engländer gesuchter ist als gute deutsche Waare. Häufig verschwindet der durch Appretur erzeugte Schein beim Gebrauche bald; aber es ist auch gewiß, daß eine richtige Appretur zur Haltbarkeit und besonders zum sogenannten guten Tragen der Zeuge viel beiträgt.

Approbation im Allgemeinen die Genehmigung von Seiten einer Behörde zur Ausübung einer Handlung oder eines Amts, unter der Voraussetzung, daß der Betreffende die Befähigung und Berechtigung dazu aufgewiesen hat. In der kath. Kirche bezeichnet das Wort namentlich die Genehmigung und Billigung von Druckschriften religiösen Inhalts, die der bischöflichen Prüfung unterstellt worden sind. Daher das den kath. Schriften zum Beweise ihrer Rechtgläubigkeit vorgedruckte „approbatur" (es wird gebilligt). Außerdem heißt Approbation auch so viel als die bischöfliche Erklärung, daß ein Priester zur Seelsorge befähigt und befugt sei.

Approchen (franz. approches, tranchées, engl. trenches) sind im Belagerungskriege

diejenigen in den Boden eingeschnittenen Gräben, welche von den Hauptparallelen aus in Form von Zickzacks auf den Capitalen der angegriffenen Werke vorwärts getrieben werden, um in ihnen, geschützt gegen das Feuer aus den Festungswerken, gegen diese letztern vorgehen zu können. In der Regel werden diese Gräben 3 F. tief und 9—12 F. breit gemacht, und die aus den Gräben ausgehobene Erde wird brustwehrartig nach der Seite der Festung zu in reihenweise dicht nebeneinander aufgestellte Schanzkörbe und über diese hinaus aufgeworfen. Die Arbeit wird, wenn die Entfernung von den Festungswerken noch bedeutend und die Dunkelheit der Nacht sie begünstigt, durch Infanterie mittels der flüchtigen Sappe ausgeführt, in größerer Nähe der Festung aber durch Sappeure (s. d.) mittels der vollen oder förmlichen Sappe. Im Grundrisse gibt man den einzelnen, im Zickzack geführten Linien eine solche Richtung, daß sie von den feindlichen Werken aus in ihrer Länge nicht beschossen werden können. Diese einzelnen Linien nennt man Schläge, Äste oder Boyaux. Sie werden 20—100 Schritt lang gemacht, und um sie gegen Enfiladen zu sichern, führt man immer den folgenden Schlag um einige Ruthen über den vorhergehenden bogenförmig rückwärts hinweg. Den bogenförmigen Theil nennt man Haken oder Crochet. Man benutzt ihn als Ausweicheplatz für Fuhrwerke, zur Aufstellung von Schützen und Mörsern, zu Aufbewahrungsräumen, Latrinen u. s. w. Häufig wird Approchen mit Laufgräben für gleich bedeutend genommen, obgleich erstere streng genommen nur ein Theil der letztern sind. Denn mit dem Namen Laufgraben bezeichnet man eigentlich das ganze Netz von Gräben (Parallelen, Communicationen, Approchen u. s. w.), welches während einer Belagerung ausgehoben wird.

Appropriationsclausel (wörtlich: Aneignungsclausel), hieß in den auf die kirchlichen Verhältnisse Irlands bezüglichen, von dem brit. Ministerium vor das Parlament gebrachten Gesetzentwürfen die Bestimmung, wonach dem Staate das Recht zugesprochen werden sollte, den Überfluß im Einkommen der bischöflichen (anglikanischen) Kirche in Irland nicht allein zum Vortheile dieser Kirche, sondern auch zu andern gemeinnützigen Zwecken zu benutzen. Man beabsichtigte hierbei namentlich, die nationale kath. Kirche in Irland und deren Schulen mit hinlänglichern Mitteln zu versehen. Das ganze kath. Kirchenvermögen Irlands (s. d.) ist früher von den engl. Machthabern confiscirt und meist der gewaltsam eingeführten anglikanischen Kirche zugewendet worden, während die eingeborene Bevölkerung katholisch blieb und für sich ein neues Kirchen- und Schulwesen allmälig wieder begründen mußte. Die beabsichtigte Maßregel war darum nichts weniger als ungerecht, erregte aber den heftigsten Widerstand der Tories und hochkirchlichen Eiferer. Seit 1833 wurde die Clausel im Parlament wiederholt, unter den heißesten Kämpfen verhandelt und vom Unterhause zwei mal angenommen, dagegen vom Oberhause verworfen, bis sie 1838 von den Whigs gänzlich aufgegeben ward.

Approximation, d. h. Annäherung, ein in der Mathematik viel gebrauchter Ausdruck, bezeichnet eine solche Angabe des Werthes einer Größe, welche zwar nicht völlig oder absolut genau ist, aber doch dem wahren Werthe mehr oder weniger nahe kommt. Unter den beinahe unübersehbaren Zahlen der logarithmischen und trigonometrischen Tafeln sind sehr wenige ganz richtig oder vollständig bekannt; alle übrigen sind nur genähert richtig, und doch beruhen auf ihnen alle die Berechnungen über Himmel und Erde. Die Planetentafeln, die Sternkataloge, ja fast alle Zahlenbestimmungen der Astronomie sind nur Annäherungen. Einer der erhabensten Theile der Sternkunde, die Theorie der gegenseitigen Perturbationen der Planeten, ist nur aus solchen fragmentarischen Annäherungen zusammengesetzt. Selbst in der rein theoretischen Mathematik gibt es große Partien, wo wir uns blos mit Annäherungen begnügen müssen. Eine große Anzahl Differentialausdrücke kann man nur durch Reihen oder durch Näherung integriren. Alle sogenannten irrationalen Größen vermögen wir nur annähernd, aber nicht völlig genau anzugeben. Die Auflösung der Gleichungen, dieser wichtige Theil der Mathematik, ist noch wenig vorgeschritten. So viel sich auch die ersten Mathematiker aller Zeiten bemüht haben, sie zu fördern, so können wir schon die Gleichungen des fünften Grades nicht mehr auflösen, und wir müßten einen großen Theil der mathematischen Untersuchungen ganz aufgeben, wenn wir uns nicht mit einer genäherten Auflösung der numerischen Gleichungen zufriedenstellen wollten.

Appui, Anlehnungspunkt, Stützpunkt, nennt man in einer kriegerischen Aufstellung solche Punkte des Terrains, welche im Stande sind, schwachen Theilen der Aufstellung einen größern Halt oder einen Schutz gegen feindliche Angriffe zu gewähren. Da in der Regel die Flanken (Flügel) die schwächsten Theile einer Aufstellung sind, so sucht man ihnen vorzugsweise einen Appui zu geben, d. h. man stellt sie in der Nähe solcher Terraintheile auf (lehnt sie an), welche den Feind entweder durch ihre natürliche Beschaffenheit hindern zum Angriffe vorzugehen (offe-

nes Meer, Seen, Sümpfe, dichte Wälder, steile unzugängliche Gebirge, breite Ströme), oder welche dadurch, daß sie mit Truppen besetzt werden (z. B. Festungen, Ortschaften, Holzungen u. s. w.), den Feind zwingen, eine verhältnißmäßig sehr bedeutende Truppenzahl zu ihrer Gewinnung ins Gefecht zu bringen und sich dadurch für seine übrigen Operationen zu schwächen. Da, wo solche Anlehnungspunkte fehlen oder ungenügend sind, werden sie häufig durch Anlage von Verschanzungen, durch herbeigeführte Überschwemmungen und dergleichen künstliche Veränderungen des Terrains geschaffen. Immer ist jedoch als etwas Wesentliches festzuhalten, daß Appuis entweder durch die bedeutende Größe des Raums, welchen sie auf dem Terrain einnehmen, den Feind so entfernt von unserer Aufstellung halten, daß er von seinen Fernwaffen keinen wirksamen Gebrauch gegen dieselbe machen kann; oder daß eine Umgehung des Terraintheils von Seiten des Feindes mit bedeutendem Zeitverlust für diesen verbunden sein würde; oder daß ein mit Truppen besetzter Appui vom Feinde nicht passirt oder im Rücken gelassen werden kann, ohne sich einer Gefahr des Angriffs oder einer bedeutenden und überlegenen Waffenwirkung vom Appui her auszusetzen. Hieraus geht hervor, daß die Appuis vorzugsweise in Vertheidigungsstellungen von großer Wichtigkeit sind, wo sie nicht nur zum Schutz der Flanken, sondern auch zur Verstärkung anderer Theile der Schlachtlinien, z. B. des Centrums, dienen. Man unterscheidet übrigens taktische und strategische Appuis. Die letztern müssen von weit größerer Ausdehnung sein als die erstern, und die Armee braucht sich an sie nicht unmittelbar anzulehnen. Da die Strategie sich in größern Raum- und Zeitverhältnissen bewegt als die Taktik, so sind häufig taktische Anlehnungspunkte kein Hinderniß für strategische Bewegungen, wogegen der Abstand von einigen Stunden von einem strategischen Appui nicht als unvertheidigter Raum angesehen werden kann, sobald er nur im Bereiche der Beobachtung liegt.

Appulejus (Aulus Lucius), fälschlich Apulejus, geb. zu Madaura in Afrika von angesehenen Ältern zwischen 126—132 n. Chr., studirte zu Karthago, machte sich darauf zu Athen mit der griech. Literatur, vorzüglich mit der Platonischen Philosophie, vertraut, und ging von da nach Rom, wo er, ohne eines Lehrers Hülfe, mit unendlicher Anstrengung die lat. Sprache erlernte und einige Zeit die Geschäfte eines Sachwalters verrichtete. Die Erbschaft nach dem Tode seines Vaters setzte ihn in den Stand, große Reisen zu machen, auf welchen er sich in verschiedene Mysterien einweihen ließ. Arm kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er eine reiche Witwe heirathete. Von deren Verwandten angeklagt, die Heirath durch Zauberei zu Stande gebracht zu haben, vertheidigte er sich öffentlich gegen diesen Vorwurf in der noch vorhandenen „Apologia" und ward freigesprochen. Er war ein feuriger, rastlos thätiger und mit Witz begabter Mann, den jedoch eine entschiedene Richtung zur Mystik und Magie hinderte, sich vollkommen auszubilden, und erst später lenkte er von diesen Irrwegen ein. Sein „Goldener Esel", ein Roman in elf Büchern, wozu er den Stoff aus dem Lucian schöpfte, ist reich an Poesie, Witz, Laune und satirischem Gehalt, der Jugend aber nicht zu empfehlen. Höchst merkwürdig ist darin die Episode von Amor und Psyche, die Herder den zartesten und vielseitigsten Roman nennt, der je erdacht worden. Durch sie allein würde des Verfassers Andenken unvergänglich sein, wäre er auch, wie Viele behaupten, nur Überlieferer. Außerdem schrieb er mehre philosophische und oratorische Werke, deren einige auch auf uns gekommen sind. Seine Schreibart ist nicht rein; er liebt gehäufte Beiwörter, sonderbare Zusammenstellung, fällt zuweilen in Blümelei und Schwulst. Die Hauptausgaben seiner sämmtlichen Werke sind von Oudendorp und Ruhnken, vollendet von Bosscha (3 Bde., Leyd. 1786—1823) und von Hildebrand (Lpz. 1842). Eine sehr gute Handausgabe besorgte Kloß (2 Bde., Altenb. 1778). Der „Goldene Esel" wurde von Rode ins Deutsche übersetzt (2 Bde., Dess. 1783) und der Abschnitt von Amor und Psyche von Kehrein (Gieß. 1834) bearbeitet.

Apraxin, ein vornehmes russ. Geschlecht tatarischen Ursprungs. — **Apraxina** (Marfa), deren Vater 1668 im Kampfe gegen die Kalmücken gefallen war, wurde 14. Febr. 1682 von Zar Fedor III. zur Gemahlin erwählt und starb 31. Dec. 1715. — **Apraxin** (Peter, Graf), ihr älterer Bruder, begleitete Peter d. Gr. 1697 nach Holland, war bei der Bekämpfung der Strelitzen thätig und nahm als Generallieutenant an dem schwed. Kriege Theil. Im J. 1705 sendete ihn der Zar gegen die rebellirenden Wolgavölker, deren Unterwerfung er durch kräftige und klug gewählte Maßregeln in kurzer Zeit bewerkstelligte. Bei dem Processe gegen Alexei, den Sohn Peter's d. Gr., wurde auch A. verhaftet und nach Moskau abgeführt, gehörte aber zu den Wenigen, welche ein freisprechendes Urtheil erhielten. Er starb bald darauf 1720 zu Petersburg. — **Apraxin** (Fedor), geb. 1671, gehörte seit 1700 zu den wichtigsten und einflußreichsten Persönlichkeiten in der Zeit Peter's d. Gr. Von Letzterm zum Generaladmiral ernannt, wurde er der eigent-

liche Schöpfer der russ. Marine. In dem schwed. Kriege besiegte er den schwed. General Lübecker in Ingermannland, eroberte 1710 Wiborg in Karelien, und commandirte 1711 während des von Karl XII. angefachten Türkenkriegs auf dem Schwarzen Meere. Bei der Eroberung Finnlands im J. 1713 leitete er mit Glück und Erfolg die Angriffe von der Seeseite und nöthigte durch die Plünderungen und Verwüstungen, welche er in den Seestädten Schwedens anrichtete, dieses 1721 zum Abschluß des Friedens von Nystadt, durch welchen Rußland in den ruhigen Besitz Finnlands und der Ostseeprovinzen gelangte. Nachdem er noch Peter d. Gr. als Befehlshaber auf dem Feldzuge gegen die kaspischen Länder und Persien begleitet, starb er 10. Nov. 1728. Zwei mal, 1715 und 1718, wurde er in Untersuchungen wegen Bestechlichkeit und Veruntrauungen höherer Beamten verwickelt und schuldig befunden, aber stets vom Zar gegen ein namhaftes Lösegeld begnadigt. Obgleich Peter d. Gr. wußte, daß A. ein Gegner seiner ganzen Reformen war, so gehörte derselbe doch zu den nächsten und vertrautesten Umgebungen desselben. — Apraxin (Stefan Fedorowitsch), ein Enkel des Vorigen, focht in seinen jüngern Jahren unter Münnich gegen die Türken, stieg rasch zum General empor, und war einer der eifrigsten Widersacher der preuß. Partei, sowie des Grafen l'Estocq am russ. Hofe. Bei Beginn des Siebenjährigen Kriegs erhielt er als Feldmarschall den Oberbefehl über die russ. Armee gegen Friedrich II., fiel mit derselben Ende Mai 1757 in Preußen ein, eroberte Memel, drang unter den grausamsten und zügellosesten Verwüstungen bis gegen Wohlau vor, und besiegte in der Schlacht von Großjägerndorf 30. Aug. 1757 den preuß. General Lehwald. Obgleich ihm dieser Sieg eigentlich den Weg nach Berlin eröffnete, zog er sich doch zu Aller Verwunderung nach Kurland zurück. Die Kaiserin Elisabeth war gefährlich krank, und man glaubte, A. habe aus Rücksicht auf die bekannte Sympathie ihres Nachfolgers für Friedrich II. gehandelt. Im Gegentheil aber geschah sein Rückzug nur in Folge eines mit Bestuschew verabredeten Plans, die Krone nach dem Tode der Kaiserin unmittelba auf den Großfürsten Paul übergehen zu lassen. Die Kaiserin jedoch genas, Bestuschew wurd verurtheilt und verbannt, A. aber vor ein Kriegsgericht gestellt, vor dessen Entscheidung er 31. Aug. 1758 im Gefängniß starb.

Aprikose, nach ihrem Vaterlande Armenien Prunus armeniaca benannt, ist ein mittlere Baum von 15—20 F. Höhe, der zu den Amygdaleen gehört, spitz-eiförmige und herzförmige, glatte, doppelt gezähnelte Blätter, einzelne, stiellose weiße Blüten, und den Pfirsichen ähnliche, rundliche gelbe, auf der Sonnenseite geröthete Früchte mit gelbem, etwas trockenem Fleische trägt. Die Aprikose soll zur Zeit Alexander's d. Gr. nach Europa gekommen sein, und ist seit der Römerzeit im ganzen Abendlande verbreitet. Sie wird in unsern Gegenden theils freistehend, theils an Spalieren gezogen, und meist durch Oculiren auf Kernwildlinge oder Zwetschenstämme fortgepflanzt. Man kennt mehr als 20 Sorten, unter denen sich die bessern durch Größe, schöne Färbung, Süßigkeit und Saftreichthum auszeichnen. Die schnell vergänglichen Früchte werden theils frisch genossen, theils eingemacht. Aus Italien kommen Aprikosen gespalten, entkernt und getrocknet über Triest, Genua und Livorno in den Handel; in Südfrankreich bilden sie eingemacht und candirt einen Ausfuhrartikel. Sie liefern süße und bittere Fruchtkerne, welche im Allgemeinen wie die Mandeln benutzt werden können. Zu Briançon wird aus ihnen durch Auspressen ein Öl, das Huile de marmotte gewonnen. Aus den bittern, Blausäure enthaltenden Kernen brennt man in Frankreich das Eau de noyaux. Die verkohlten Steine liefern eine der Tusche ähnliche schwarze Farbe. Das Holz des Baums läßt sich nur mit Nutzen nur auf der Drehbank verarbeiten. — **Die Aprikosenpflaume** ist eine edlere Pflaumenart, welche in einigen Theilen Frankreichs stark angebaut wird, und, in Zucker eingemacht, getrocknet und in flache Schachteln verpackt, einen ansehnlichen Handelsartikel bildet.

April, nach dem Julianischen Kalender der vierte, nach dem röm. der zweite Monat, hat, wie nach Ovid angenommen wird, seinen Namen von aperire, d. i. öffnen, weil mit dem zweiten Monate in Italien das Frühjahr begann. Karl d. Gr. nannte ihn Ostermonat; in Holland heißt er Grasmonat. Der noch jetzt nicht untergegangene Scherz des **Aprilschickens** wird gewöhnlich als eine Nachahmung des Hin- und Herschickens Christi von Hannas zu Kaiphas, von Pilatus zu Herodes angesehen, weil im Mittelalter am Osterfeste, welches für gewöhnlich in den April fällt, auch diese Scene aufgeführt wurde. Indessen möchte dieser Volksgebrauch wol eher der Rest eines alten heidnischen Festes sein. Bekannt ist die Veränderlichkeit des **Aprilwetters**, daher man auch von Aprillaunen spricht. Für den Gärtner und Landwirth bringt der April viele Arbeiten als: Düngen, Walzen der Wintersaaten, Reinigen der Furchen und Gräben, die Saat von Sommerweizen, Bohnen, Wicken, Erbsen, Linsen, Möhren, Runkelrüben, Kartoff , Hafer, Gerste, Klee, Karden, Mohn u. s. w. Die Wiesenberieselung beginnt, ebenso

die Verpflänzung und Reinigung der Bäume. Im Küchengarten werden gesäet: Majoran, Fenchel, Thymian, Salat, Petersilie, Kresse, Frühbohnen, Erbsen, Möhren, Zwiebeln u. s. w., verpflanzt wird Lauch, Kopfsalat, Endivien u. s. w. Im April fängt zugleich mit der Baumblüte das erfolgreiche Eintragen der Bienen an.

A priori beweisen oder etwas einsehen, heißt dasselbe aus innern Gründen, also aus allgemeinen Begriffen, unabhängig von der Erfahrung, darthun. Den Beweis durch Erfahrungsthatsachen, der eigentlich kein Beweis, sondern ein Beleg ist, nennt man einen Beweis **a posteriori**. Dieser Sprachgebrauch ist dadurch entstanden, daß für die Einsicht in eine Sache der begriffsmäßige Zusammenhang das Erste (prius), die Bestätigung durch Erfahrung das Nachfolgende, in zweiter Reihe Stehende (posterius) ist.

Apsiden nennt man die äußersten Punkte der Bahn eines Planeten oder Kometen, wo er der Sonne am nächsten (Perihelium) oder von ihr am entferntesten (Aphelium) ist. Auch in der Bahn eines Mondes oder Nebenplaneten werden diejenigen Punkte, wo er seinem Hauptplaneten am nächsten oder von diesem am weitesten ist, Apsiden genannt, und zwar in der Bahn des Erdmondes insbesondere Perigäum (s. d.) und Apogäum (s. d.). Die gerade Linie, welche die Apsiden verbindet, die große Achse der Ellipse, heißt die **Apsidenlinie**. Sie bewegt sich in der Richtung des Planetenlaufs oder von Westen nach Osten vorwärts. Wenn daher die Erde vom Punkte des Apheliums ausgegangen ist, so muß sie eine Minute zwei Secunden mehr als 360 Grade ihrer Bahn zurücklegen, um wieder dahin zu gelangen. Die Zeit, die sie dazu gebraucht, heißt ein anomalistisches Jahr. Besonders stark ist die Bewegung der Apsiden in der Mondsbahn. Newton erkannte ihren Grund in der Anziehung, welche die Sonne auf den Mond äußert; erst Clairaut, Euler, d'Alembert und Laplace haben dies später über allen Zweifel erhoben.

Apsis, auch **Absida** oder **Tribuna** hieß in der kirchlichen Architektur, besonders bei den ältern christlichen Basiliken der Altarplatz, welcher meist in Form einer halbkreisförmigen Nische das Mittelschiff abschloß. Die Christen folgten auch hierin dem Vorbilde der antiken heidnischen Basilika, in welcher ebenfalls die Nische des Tribunals mit ihrem halbem Kuppelgewölbe gewöhnlich einen künstlerisch vollendeten Abschluß des Innern bildete. (S. Basiliken.)

Apteren (Aptera, d. i. flügellose) nennt man nach Linné diejenigen Insekten, welchen die Flügel völlig fehlen. Da indessen gerade dieses Merkmal Insekten von dem verschiedenartigsten Bau und mannichfaltiger Lebensweise umfaßt, so pflegt man sich desselben als eines wissenschaftlichen Unterscheidungszeichens bei Eintheilung der Insekten nicht mehr zu bedienen.

Apulien, ein Theil des alten Japygien, nach Japyx, dem Sohne des Dädalus, so genannt, umfaßte den südöstlichen Theil Italiens bis zum Vorgebirge Leuca und zugleich die äußerste Halbinsel Calabrien. Hier wohnten in den ältesten Zeiten drei verschiedene Völker: die Messapier oder Salentiner, die Peucetier und die Daunier oder Apuler. Die Peucetier wohnten südlich bis an den Aufidus; die Daunier nördlich bis an den Garganus. Altlateinische Sagen erzählten von einem Könige der Apuler, Daunus, der, aus Illyrien vertrieben, sich in diesem Theile Italiens niederließ. Nach spätern Sagen gelangten auch die Helden des Trojanischen Kriegs auf ihren Irrfahrten nach Italien, und mit diesen der Ätoler Diomedes, der im Kriege mit den Messapiern von Daunus unterstützt wurde, dann aber um die Früchte des Siegs betrogen und getödtet ward. Die alten Namen hat nur die röm. Dichtkunst beibehalten. Die Geschichte der Römer nennt uns keine Könige der Apuler mehr; als bedeutende Städte aber werden Arpi, Luceria und Canusium erwähnt. Den Fluß Aufidus hat Horaz, der zu Venusia in Apulien geboren war, verherrlicht. Der zweite Punische Krieg wurde Jahre lang in Apulien geführt, und Cannä durch die Niederlage der Römer berühmt. Im J. 1043 entrissen die Normannen dem oström. Kaiserthum das Land, das nun deren Heerführer Robert Guiscard zum Herzogthum erhob. Von dem Sohne dieses Eroberers, Rüdiger II., ward A. sodann, nebst Campanien und Calabrien, mit Sicilien zu einer Monarchie verbunden, deren Schicksale es seitdem getheilt hat. Gegenwärtig bezeichnet der Name Apulien (Puglia) nur noch eine geographische Region, ohne politische Bedeutung, welche die neapolit. Provinzen Capitanata (mit Foggia, Manfredonia, Lucera), Terra di Bari (mit Bari, Gravina) und Terra d'Otranto mit Einschluß des alten Messapiens (mit Otranto, Lecce, Brindisi, Tarent) umfaßt. Der ganze Landstrich ist nur noch ein Schatten von Dem, was er zur Zeit der griech. Colonien, der Römerherrschaft, ja noch unter den Normannen war. Seine Städte sind entvölkert, seine Industrie ist verschwunden, der früher so blühende Handel gesunken. Wiewol des warmen Klimas wegen berühmt, seit dem Alterthume durch vortreffliche Südfrüchte ausgezeichnet, wird die Landschaft jetzt nur sehr mangelhaft bebaut. Die wenigen Straßen, darunter die wiederhergestellte alte Römerstraße über Ariano

und Bari nach Brindisi, sind durch Räuber oder durch politische Flüchtlinge, welche die Noth seit den Zeiten der Carbonari in diesen Gegenden zu gleichem Gewerbe trieb, unsicher gemacht. Unter den Bewohnern herrscht durchschnittlich Unwissenheit und Aberglaube, aber auch zugleich eine Gastfreundschaft, die hier bei dem schlechten Zustand der Gasthäuser selbst in den bedeutendern Städten, allein das Reisen möglich macht.

Apure, ein Fluß im westlichen Theile des südamerik. Freistaats Venezuela, mit einer Gesammtlänge von 213 Leguas, von denen 188 schiffbar sind, entspringt in der Sierra von Merida und trägt in seinem obern Lauf den Namen Uribante. Nachdem er in der Tiefebene der Otomaken 16 Flüsse und viele kleine Gewässer in sich aufgenommen, fließt er mit dem Sarare zusammen, welcher bei dem neugranadischen Pampluna seinen Ursprung nimmt, und mündet, jetzt Apure genannt, in den Orinoco. — Nach dem Flusse A. wird eine der 12 Provinzen des Freistaats Venezuela benannt, welche sich als ein vorwiegend ebenes Land zwischen 5°33′—7°55′ n. Br. und 48—53° w. L. erstreckt und 1860 Q. Leguas umfaßt. Von den 15500 E. sind nur etwa 3000 Ackerbauer. Die Hauptstadt ist Achaguas mit 4200 E. Die andern bedeutendern Städte sind: San-Fernando (mit 5400 E.), Montecal und Guasdualito. Das Klima von A. ist warm, im Ganzen aber doch gesund, dann und wann nur durch die Ausdünstung der zahlreichen Lagunen, gefährlich. Der Boden erzeugt Zuckerrohr, Mais u. s. w.; der Handel ist seit einem Jahrzehend in stetem Zunehmen begriffen.

Aqua Binelli, eine nach dem Erfinder benannte blutstillende Flüssigkeit, deren Zusammensetzung in Italien geheim gehalten wird. Der wirksame Stoff dabei ist Kreosot (s. d.). Das Mittel wird daher in unsern Apotheken durch Kreosotwasser ersetzt.

Aquäduct, d. i. Wasserleitung, nannten die Römer einen Bau, vermöge dessen das Wasser von einem Orte zum andern geleitet wird. Aquäducte bauten schon Sesostris in Ägypten, Semiramis in Babylon und Salomo und Hiskia unter den Israeliten. Die größten Werke dieser Art haben die Römer ausgeführt, und die Überreste derselben gehören zum Theil zu den bewunderungswürdigsten Denkmälern der röm. Baukunst. Mit ungeheuern Kosten leiteten sie das Wasser 30, 40 und mehr deutsche Meilen in gemauerten Kanälen nach den Städten. Diese Kanäle, mit wenigen Ausnahmen von Backsteinen erbaut, zogen gleich Brücken, auf Arcaden und Bogen gespannt, über Thäler, Seen und Flüsse, oder durchbrachen Berge und Felsen. Noch in ihren Trümmern erregen sie unsere Bewunderung, und keine Nation hat ähnliche Denkmäler des Kunstfleißes und der Liebe zum Vaterlande aufzuweisen; denn die meisten jener Aquäducte waren das Werk röm. Bürger, die dadurch ihrem Vaterlande nützen und ihren Namen auf die Nachwelt bringen wollten. In Rom allein gab es 20 Aquäducte, die, wie Vigerius in seinem Buche „De regionibus urbis Romae" berichtet, täglich über 100 Mill. Maß Wasser nach der Stadt führten. Der Consul Frontinus, der uns ein Werk über die Aquäducte der Stadt Rom hinterlassen hat, führte während der Regierung des Kaisers Nerva die Aufsicht über diese Wasserleitungen und ließ neun solcher Aquäducte bauen, welche zusammen 13594 Röhren hatten. Der Aquäduct von Metz, von welchem noch beträchtliche Ruinen übrig sind, der von Segovia in Spanien und viele andere in den entferntesten röm. Provinzen sind von solcher Ausdehnung, daß sie, in unsern Zeiten erbaut, den Reichthum eines ganzen Volkes erschöpfen würden. Von den Wasserleitungen aus der neuern Zeit, wo übrigens die Errichtung solcher kostspieliger Bauten durch Röhrenleitungen, Druckwerke u. s. w. entbehrlich geworden ist, läßt sich, außer denen zu Bomfica bei Lissabon und Caserta im Neapolitanischen, etwa nur die von Maintenon oder Versailles vergleichen. Letztere, von Ludwig XIV. nach den Entwürfen und unter Aufsicht Vauban's begonnen, sollte auf einer dreifachen, oben 2560 Toisen langen, 220 F. hohen Arcadenreihe von 242 Bogen die Wasser der Eure in die Bassins und Künste der Gärten von Versailles leiten. Indessen wurde nur die unterste Bogenreihe wirklich vollendet, deren Ausführung allein 22 Mill. Livres gekostet haben soll. Im wasserarmen Orient wurden von Arabern und Persern viele, oft prächtige Wasserleitungen errichtet, die jedoch an Großartigkeit den römischen nicht gleichkommen. — In der Anatomie werden mehre Kanäle mit dem Namen **Aquäduct** benannt, so: der Aquäduct des Vorhofes und der Schnecke im Innern (Labyrinthe) des Ohrs; der im Gehirn zwischen der dritten und vierten Hirnhöhle; der Eustachische Aquäduct, d. i. die Ohrentrompete; der Fallopische, d. i. ein Kanal, welcher durch den Felsentheil des Schläfebeins läuft und den Gesichtsnerven aus der Schädelhöhle zum Gesicht leitet.

Aqual heißt gleich, **Aqualität**, Gleichheit. Das Zeichen für die Gleichheit zweier Größen oder Größencomplexe in der Mathematik ist =.

Aquamarin, ein beliebter, doch nicht kostbarer Schmuckstein, von blaßgrüner Farbe, ist eine

Spielart des Berylls (s. d.). Auch die grünen und blauen Spielarten des Topases (s. d.) kommen unter dem Namen des echten oder orientalischen Aquamarins in den Handel.

Aquarellmalerei. Aquarell (vom ital. acquerello) bezeichnet die Malerei mit Wasserfarben. Man arbeitet bei diesem Verfahren entweder die Zeichnung mit Sepia, chinesischer Tusche u. s. w. vor, und überlegt sie dann mit lasirenden, durchsichtigen Farben (welche Art nur noch beim Porträt angewendet zu werden pflegt), oder man schattirt ohne jene Untertuschung mit gebrochenen Farben auf Transparente. Bei dieser Malerei bedient man sich meistens der Saftfarben, eben ihres durchsichtigen Charakters wegen; doch sind auch die von Natur mehr deckenden Erdfarben in Gebrauch, welche durch Reiben und Schlämmen den Eigenschaften der Saftfarben näher gebracht werden. Das gewöhnliche Bindemittel ist das Arabische Gummi. Werden die Bilder in sehr kleinem Maßstabe auf Pergament, geleimtem Papier oder Elfenbein ausgeführt, so gehören sie der Miniaturmalerei (s. d.) an. So alt der letztere Kunstzweig ist, so jung ist dagegen die vorzugsweise sogenannte Aquarellmalerei. Die ersten kunstmäßigen Versuche hiermit wurden erst zu Anfang dieses Jahrh. in England gemacht, wo auch noch jetzt diese Kunst ihren Hauptsitz hat. Anfangs konnte sie nur als ein Illuminiren sorgfältig ausgeführter, getuschter Zeichnungen gelten. Turner brachte zuerst freiere Bewegung und Effect hinein, und bald traten neue Hülfsmittel hinzu. Für die größere Körperlichkeit der Vorgründe wurde ein dauerhaftes Weiß hergestellt, durch dessen Beimischung man die Farben undurchsichtiger und kräftiger machte. Bonington und Harding wandten die neuen Vortheile zuerst in umfänglicher Weise an. Die Fortschritte der Chemie kamen der Aquarellmalerei bei Auffindung und Herstellung von dauerhaftern Farben zu Gute. Der Ernst der Engländer pflegte den neuen Kunstzweig mit Sorgfalt, sodaß man selbst zur Ausführung größerer Gemälde schritt, wobei man freilich oft, im Eifer es der Ölmalerei in Darstellungsstoffen und Behandlung gleich zu thun, auf Abwege gerieth. In London bestehen zwei miteinander rivalisirende Gesellschaften von Malern in Wasserfarben, welche zahlreiche Ausstellungen von Aquarellen veranstalten. Außer dem gelten als vorzügliche Künstler in diesem Zweige Cattermoll, Constable, Lee, Prout, Stanfield Landseer, Calcott u. s. w. Einen etwas andern Charakter hat die Aquarellmalerei in Frankreich angenommen. Hier galt es mehr kleinere Skizzen zu produciren, in denen sich nur ein flüchtiger Gedanke gewandt und kräftig ausspricht. Meister, wie Delaroche, Gudin, Johannot u. A. wurden verleitet, diese Malerei als Nebenzweig zu betreiben, um der vor einiger Zeit grassirenden Mode des Albums zu genügen. Unter den eigentlichen Aquarellmalern zeichnen sich in Frankreich aus, in Landschaften: Isabey der Vater, Hubert, J. Ouvrié, Gué, Fort; in Porträts: Olivier Grand u. A.; in Blumen: Redouté und die Damen Desportes und Martin-Bouchère. Ein vielseitiges Talent ist John Callow, ein Engländer von Geburt. In Deutschland ist das Aquarell, diese artige Fabrikwaare, nie besonders gepflegt worden. In neuester Zeit hat sich außer Werner in Rom der Landschafter Hildebrandt darin hervorgethan und mit seinen kecken und glänzenden Bildern selbst in England vielen Ruhm geerntet. Im Porträt leistet Otto und seine Schule in Berlin der Anerkennung Werthes.

Aquatinta heißt Kupferstechen in getuschter Manier, wodurch man besonders Zeichnungen in Tusche, Bister, Sepia u. s. w. glücklich nachahmt. Die Ausführung geschieht auf verschiedene Weise. Nach der einen Art wird die Platte, nachdem vorher die Umrisse auf derselben radirt und eingeätzt sind, mit feinem gepulverten Mastix oder Kolophonium übersiebt und dann über Kohlen gewärmt, damit der Mastix auf der Platte anschmelze. In Folge dieses entstehen zwischen jedem Mastixkörnchen unmerkliche Zwischenräume, auf welche hernach das Scheidewasser wirken muß. Bei der Arbeit selbst wird wie bei der Schwarzkunst (s. d.) verfahren, nur daß man bei dieser den Schaber, bei jener den Pinsel braucht, und mit einem schwarzgefärbten Deckfirniß, den das Scheidewasser nicht angreift, alle Lichtpartien deckt. Das höchste Licht wird zuerst gedeckt, und dann die Platte geätzt, so lange es für den schwächsten Ton der Schattenpartien nöthig ist. Alsdann wird durch alle im Originale befindliche Abstufungen so lange fortgefahren, bis am Ende nichts auf der ganzen Platte übrigbleibt als die stärksten Schatten, welche man zuletzt ätzt. Diese Manier ist die beste für historische und architektonische Gegenstände, bei Landschaften hingegen, wo der Baumschlag mehr Freiheit des Pinsels erfodert, ist eine andere Art vortheilhafter anzuwenden. Es wird nämlich die Platte, wie beim Radiren, mit einem guten Ätzgrund überzogen; dann arbeitet man mittels des Pinsels mit Spik- oder Terpentinöl, dem etwas Lampenruß zugesetzt wird, auf die grundirte Platte wie auf Papier. Das Öl erweicht den Ätzgrund, welcher sich mit einer feinen Leinwand abwischen läßt, worauf alle mit dem Pinsel gemachte Striche im Kupfer zum Vorschein kommen. Hierauf wird die Platte, wie bei der ersten Art, mit

einem feinen Mastix übersiebt, angeschmolzen und dann geätzt. Dieses Verfahren kann, je nachdem im Original mehr oder weniger Tinten sind, mehrmals wiederholt werden. Durch eine glückliche Vereinigung beider Arten läßt sich die Harmonie in dieser Manier bis zu einem hohen Grade steigern, und vorzüglich bei der Luft, wo oft große Flächen von derselben Tinte vorkommen, ist die erste neben der zweiten von der besten Wirkung. In Frankreich und in der Schweiz bedient man sich hierzu der Roulette, eines stählernen, auf seiner Oberfläche rauhen Rädchens oder Wälzchens mit mehren Erhöhungen, welches, wenn es auf der Platte hin- und hergerollt wird, die Vertiefungen darin hervorbringt. Man hat solche Roulettes von allen Graden der Größe und Feinheit oder Stärke in Hinsicht der Erhöhungen, um bald tiefer, bald flacher in die Platte zu drücken. Von Zeit zu Zeit nimmt man mit einem Schaber das herausgegrabene Korn hinweg. Anders werden die engl. Aquatintablätter gearbeitet. Hier wird die Platte, wie bei der Schwarzkunst, über und über rauh gemacht, die höchsten Lichter mit dem Schaber und Grabstahl herausgehoben und die Platte mit Scheidewasser geätzt, welches man mit einem Glaspinsel aufträgt. Offenbar eignet sich die geätzte Manier besser zu den tiefsten Schatten und den großen Massen, die Roulette hingegen besser zu den Halb- und kleinen Schatten und den Schraffirungen. Erst in neuerer Zeit ist die Aquatintamanier in England und Deutschland aufgekommen.

Aqua Tofana oder Toffana, auch Acquetta di Napoli, di Perugia oder della Toffa genannt, heißt ein Gifttrank, der zu Ende des 17. Jahrh. in Neapel außerordentliches Aufsehen machte, dessen Geschichte aber noch ziemlich dunkel ist. Eine Sicilierin Tofana, welche zuerst zu Palermo lebte, nachher, als die Obrigkeit auf sie aufmerksam ward, nach Neapel flüchtete, soll Erfinderin dieses Trankes sein und ihn an junge Frauen verkauft haben, welche gern ihrer Männer ledig sein wollten. Zur größern Täuschung nannte sie den Trank Manna von St.-Nikolaus von Bari, aus dessen Grabe nämlich der Aberglaube ein für viele Krankheiten wunderthätiges Öl hervorfließen ließ. Nachdem durch ihren Trank mehre hundert Menschen den Tod gefunden hatten, ward sie 1709, ungeachtet es ihr gelang, in ein Kloster zu flüchten, eingezogen, gefoltert und nach Einiger Nachricht erdrosselt. Andere dagegen versichern, daß sie noch 1730 im Kerker gelebt habe. Gewöhnlich wird die Aqua Tofana als ein klares, farb-, geschmack- und geruchloses Wasser beschrieben, wovon fünf bis sechs Tropfen hinreichend waren, den Tod zu geben, der langsam, ohne Schmerzen, Entzündungen, Zuckungen oder Fieber, unter allmäliger Abnahme der Kräfte, Lebensüberdruß, Mangel an Eßlust und beständigem Durst erfolgte. Daß man den Tag des Todes vorher habe bestimmen können, ist unstreitig Fabel. Als neueres Beispiel einer Vergiftung durch Aqua Tofana wird der Tod des Papstes Clemens XIV. angeführt. Von der Bereitung dieses Giftes erzählt man die wunderlichsten Märchen. So soll der Geifer rasender oder gewaltsam, z. B. durch fortgesetzten Kitzel, aufgeregter Menschen ein wesentlicher Bestandtheil sein. Garelli, erster Leibarzt Karl's VI., wollte aus dem Munde des Kaisers selbst, dem die Acten des Processes der Verbrecherin vorgelegt wurden, gehört haben, daß Tofana nichts Anderes sei, als eine wässerige Auflösung krystallisirten Arseniks mit einem Zusatze von Herba Cymbalariae. Dies erzählt wenigstens F. Hoffmann, der einen Brief Garelli's über diese Sache erhalten zu haben vorgab. Auf dasselbe Resultat wurden auch Andere bei ihren Untersuchungen geführt. Nach Ozanam, welcher die neuesten Nachforschungen über dieses Gift in Italien selbst anstellte, führte auch eine Bleizuckerauflösung und eine Flüssigkeit, die durch Destillation von Kanthariden mit Wasser und Alkohol entsteht, den Namen Aqua Tofana.

Äquator, heißt so viel als Gleicher. Der himmlische Äquator oder **Äquinoctialkreis** ist derjenige größte Kreis der Himmelskugel, auf dessen Ebene die Weltachse senkrecht steht, der mithin von den Weltpolen als den Endpunkten der Weltachse überall um 90 Grad absteht. Er theilt die Himmelskugel in die nördliche und südliche Halbkugel, ist zur Hälfte über, zur Hälfte unter dem Horizonte, und schneidet den Horizont in zwei entgegengesetzten Punkten, welche Osten der Morgenpunkt und Westen oder Abendpunkt heißen. Alle im Äquator stehende Sterne, z. B. der westlichste Stern im Gürtel des Orion, beschreiben überall auf der Erde am Himmel einen Halbkreis und verweilen zwölf Stunden über und ebenso lange unter dem Horizonte. Wenn daher die Sonne im Äquator steht, was im Laufe eines Jahres zwei mal der Fall ist (s. **Äquinoctium**), so sind Tag und Nacht einander gleich, und zwar überall auf der ganzen Erde. Daher der Name Äquator. Der **Erdäquator**, auch Äquinoctiallinie oder von den Schiffern schlechthin die Linie genannt (daher der Ausdruck: die Linie passiren), ist derjenige größte Kreis der Erdkugel, auf dessen Ebene die Erdachse senkrecht steht, und welcher mithin ebenfalls von beiden Endpunkten derselben, den Erdpolen, überall gleichweit, nämlich 90 Grad, absteht. Er theilt die Erdkugel in zwei Halbkugeln, die nördliche und südliche, und durchschneidet das mittlere Afrika,

ferner im Süden von Asien die Inseln Sumatra, Borneo, Celebes und die Molukken, in Südamerika Ecuador und das nördliche Brasilien, außerdem den Indischen, den Stillen und den Atlantischen Ocean. Die Ebene des Erdäquators fällt zusammen mit der des Himmelsäquators, daher geht den Bewohnern derjenigen Orte, die unter dem Äquator liegen, der Himmelsäquator durch das Zenith und steht mithin auf ihrem Horizonte senkrecht, wie alle mit ihm parallelen Kreise der Himmelskugel (Parallelkreise), welche auch gleich dem Äquator zur Hälfte über, zur Hälfte unter dem Horizonte liegen. Hieraus folgt ferner, daß für die Bewohner jener Gegenden im ganzen Jahre Tag und Nacht gleich sind und jeder Stern immer zwölf Stunden über und dann ebenso lange unter dem Horizonte verweilt. Die Kürze der Tage trägt dazu bei, die Hitze, die sonst dort unerträglich sein müßte, weil die Strahlen der Sonne fast immer genau oder beinahe senkrecht auffallen, einigermaßen zu mildern, wiewol die Kälte der Nächte mit der Tageshitze einen oft unangenehmen Contrast bildet. Übrigens sind die unter dem Äquator liegenden Gegenden die einzigen auf der Erde, denen sämmtliche Fixsterne der ganzen Himmelskugel zu Gesicht kommen; die Weltpole erscheinen dort beide am Herizont, während sonst überall auf der Erde nur einer sichtbar ist. Die **Äquatorhöhe** ist der Winkel, welchen der Äquator mit dem Horizont bildet, und wird gemessen durch denjenigen Bogen des Meridians, der zwischen dem Äquator und dem Horizont liegt. Sie ergänzt die Polhöhe, welche der geographischen Breite eines Orts gleich ist, zu 90 Grad oder zu einem rechten Winkel, und ist mithin gleich dem Abstande des Pols vom Zenith. In Leipzig z. B. ist die Äquatorhöhe 38° 40′ und die Polhöhe 51° 20′.

Aquaviva, eine alte neapolit. Familie, die von dem gleichnamigen Städtchen in der Provinz Bari ihren Namen führt, und schon zu den Zeiten Kaiser Friedrich's I. bekannt war. **Anton von A.** wurde um 1400 vom König Ladislaw zum Herzog von Atri erhoben. Einer seiner Nachkommen, **Andrea Matteo A.**, Herzog von Atri und Teramo und Graf von Conversano, geb. um 1456, der Sohn des heldenmüthigen Giulio Antonio A., ergriff, als Karl VIII. 1495 Neapel überfiel, die Partei der Franzosen, weshalb ihm von Ferdinand, König von Neapel, sein Lehen Conversano entzogen und dasselbe auf seinen Bruder Belisario übertragen wurde. Durch den Edelmuth des Letztern erhielt er es jedoch bald wieder zurück. Nachher zeichnete sich A. in dem Kriege gegen die Spanier aus, wurde verwundet und gefangen, und lebte nach seiner Rückkehr bis zu seinem Tode (1528) in Neapel den Wissenschaften. Er errichtete in seinem Palaste eine eigene Druckerei, und trat auch selbst als Schriftsteller auf. — Sein Bruder **Belisario A.** genoß den Unterricht des Giovio Pontano, vertauschte aber die Wissenschaft mit der militärischen Laufbahn. Er wurde vom König Ferdinand mit der Grafschaft Nardo belohnt, und von Karl V. zum Herzog ernannt. In seinen letztern Jahren erwarb er sich theils durch eigene Schriften, theils durch seinen Eifer für die Wiedererrichtung der Accademia del Lauro in Nardo und für die von Pontano gestiftete Akademie um die Wissenschaft Verdienste. **Giovanni Geronimo A.**, Herzog von Atri, als ital. Dichter bekannt, erhielt von Karl V., unter dem er Kriegsdienste that, die Würde eines Granden von Spanien. Sein Sohn **Ottavio A.**, geb. 1560, gest. 1612, Cardinal und Erzbischof von Neapel und Günstling der Päpste Sixtus V. und Gregor XIV., war wegen der weisen und klugen Verwaltung seiner Ämter und seines tiefen Wissens von seinen Zeitgenossen hochgeachtet. — **Aquaviva** (Claudio), Sohn Giovanni Antonio A.'s, Enkel des obengenannten Andrea Matteo, geb. 14. Sept. 1543, trat in seinem 25. Jahre in den Orden der Jesuiten, und wurde erst Provinzial in Neapel, dann 1581, kaum 38 J. alt, vierter General des Ordens. Durch die berechnende Klugheit und die Festigkeit, mit welcher er seine Plane verfolgte, machte er sich zum Neubegründer der Schöpfung Loyola's. Er suchte den Orden nach außen hin Geltung, und nach innen durch planmäßige Erziehung der Ordensglieder, sowie durch consequente Durchführung einer strengen einheitlichen Regierung, Kraft zu verschaffen. Zu diesem Behufe veranlaßte er u. a. die Ausarbeitung der „Ratio studiorum Societatis Jesu", die zwar von der Inquisition verboten, aber dennoch sehr oft (zuerst Rom 1586) gedruckt wurde, sowie das „Directorium exercitorium spiritualium". Auch seine „Epistolae XVI" und die „Industriae ad curandos animae morbos" (zuerst Vened. 1606) wurden vielfach durch den Druck verbreitet. A. starb zu Rom 31. Jan. 1615 nach einer 34jährigen Ordensregierung, während welcher er mit unzähligen Hindernissen zu kämpfen hatte.

Äquer, auch Aequicolae und Aequiculani genannt, ein altitalisches, ackerbauendes, dabei aber raub- und kriegslustiges Volk im latinischen Gebirgslande, mit den Sabinern stammverwandt. In ihrem Gebiete lagen die Städte Präneste und Tibur. In Verbindung mit den Volskern bekriegten sie über ein Jahrh. lang Rom mit abwechselndem Glücke, bis sie durch Camillus (389 v. Chr.) besiegt, und im Samniterkriege gänzlich unterworfen wurden (300 v. Chr.)

Aquila, die Hauptstadt der neapolit. Provinz Abruzzo ulteriore II., an der Pescara und in der Nähe der höchsten Apenningipfel, mit 10800 E., gilt als eine Festung vierten Rangs, von der jedoch die Citadelle der einzig haltbare Theil ist. Im J. 1703 ward sie durch ein Erdbeben, bei dem 2000 Personen umkamen, fast ganz zerstört. A. ist der Sitz eines Bischofs und eines Appellationsgerichts, besitzt ein Lyceum, und gilt als eine der bestgebauten Städte des Königreichs. Im J. 1841 fanden hier bedeutende Ruhestörungen mit politischer Färbung statt, die viele ihrer Einwohner ins Gefängniß und Manche an den Galgen brachten. Überhaupt sind liberale Sympathien in dieser Stadt und Provinz weit allgemeiner als in den meisten übrigen Theilen des Königreichs.

Aquila (Ponticus), ist nach den LXX (s. **Septuaginta**), nebst Symmachus und Theodotion, einer der ältesten griech. Übersetzer des Alten Testaments, der bei seiner Arbeit sich Wörtlichkeit zur Aufgabe machte. Er war ein Jude, aus Sinope gebürtig, lebte um 130 n. Chr., und scheint die Übersetzung für seine hellenistischen Volksgenossen unternommen zu haben. Später bekehrte er sich zum Christenthum, wurde aber wegen seiner astrologischen Beschäftigungen wieder ausgestoßen. Als Baumeister soll A. unter Hadrian den Auftrag erhalten haben, den Tempel zu Jerusalem wiederherzustellen.

Aquilēja oder Aglar, früher Velia oder Aquila, zur Zeit der röm. Kaiser eine blühende Handelsstadt am Adriatischen Meere und am Timavus in Oberitalien, wurde 168 durch Marc Aurel zur ersten Festung des Reichs erhoben. Sie war der Schlüssel Italiens gegen die Barbaren und wurde ihres Reichthums wegen zuweilen Roma secunda genannt; auch war sie später der Sitz eines Patriarchen, dessen Diöces 1750 in die Erzbisthümer Udine und Görz (später Laibach) getheilt wurde. In A. verlor Kaiser Maximin, und in der Nähe Konstantius im Kampfe mit seinem Bruder Konstans das Leben. Durch Attila ward die Stadt nach der Schlacht auf den Catalaunischen Feldern 452 zerstört. Die Einwohner flüchteten auf die Inseln, wo nachher Venedig erbaut wurde. Später entstand hier wieder eine unbedeutende Stadt, die jetzt zu dem östr. Illyrien gehört. Zu A. wurden 381, 558, 698 und 1184 Concilien gehalten.

Äquilibrismus (lat.), Freiheitslehre, gehört zu den schwierigsten Aufgaben der höhern Psychologie und Ethik, und gerade diese Verknüpfung des Psychologischen und Ethischen hierbei veranlaßte die großen Verwirrungen, welche vorzugsweise auf diesem Gebiete vorhanden sind. Der Name Äquilibrismus, eigentlich Lehre vom Gleichgewicht, ist von der Voraussetzung entlehnt, daß Freiheit (s. d.) nur da vorhanden, wo das Gleichgewicht sich vorfindet zwischen dem Willen (oder der Entscheidung) der Erkenntniß, d. h. des erkannten Wahren und Guten, und zwischen dem thatsächlichen Willen, d. h. demjenigen, welcher kräftig genug ist, um zur Handlung zu führen. Es ist dies die „innere oder sittliche Freiheit" der Herbart'schen Schule, welche Plato bereits kennt und ausgesprochen hat. Dieselbe erklärt mit größerer oder geringerer Strenge des Begriffs nur Denjenigen für frei, dessen thatkräftiger Wille mit dem erkannten Sittengesetze zusammenstimmt (im Gleichgewichte steht). Wie entschieden aber auch das christliche Bewußtsein hierin das höchste Maß der sittlichen Bildung erkennen muß, so wird man andererseits doch auch leicht begreifen, daß hiermit die gewöhnliche, in dem allgemeinen Bewußtsein vorhandene Vorstellung von Freiheit nicht zusammentrifft, und daß, wo Freiheit vorhanden, zwar sicherlich auch stets das in Rede stehende Gleichgewicht sich vorfindet, aber die Freiheit selbst nicht in ihm besteht, sondern durch bloße Verwechselung der Begriffe auf dasselbe übergetragen wird. Die Freiheit ist vielmehr ihrem Wesen nach die Befähigung, im Bewußtsein vorhandene Schranken des irgendwie bestimmten Wollens durch die selbständige Kraft des gesammelten, vollen, sittlichen Selbstbewußtseins, welches wir als unser eigenstes Sein betrachten, zu durchbrechen. Nur insofern jenes Gleichgewicht (Äquilibrium) durch dieses ethische Selbstbewußtsein heibeigeführt wird, pflegt in der populären, sich selbst zwar unklaren, aber im Kerne vollkommen richtigen Sprache des gewöhnlichen Lebens die Freiheit als vorhanden bezeichnet zu werden. Die Beobachtung dieses innern Processes gehört zu den interessantesten, aber schwierigsten Aufgaben des rationalen Psychologen und hat daher stets zu den verschiedensten Resulten und, dem unmittelbarsten Bewußtsein zum Trotze, häufig selbst zur völligen Leugnung der Freiheit geführt

Äquilibrist (vom lat. aequilibrium: das Gleichgewicht) ist ein Mensch, welcher seinen Körper auch bei den unnatürlichsten Stellungen und den gewagtesten Bewegungen im Gleichgewicht (aequilibrium) zu erhalten versteht, der z. B., obschon er zu stürzen scheint, dennoch sich aufrecht erhält und den Schwerpunkt nicht verliert. Jeder Seiltänzer muß zugleich Äquilibrist sein. Das eigentliche Vaterland der Äquilibristen ist Indien, wo die äquilibristischen Künste an das Unglaubliche grenzen sollen. Unter den Europäern zeigen die Franzosen und Italiener,

neuerdings auch Briten, besonders die Irländer, die meisten Anlagen zu äquilibristischen Fertigkeiten. Nicht selten nimmt man Äquilibristen mit Gauklern, Taschenspielern und andern Kunststückmachern für gleichbedeutend.

Äquinoctium oder **Nachtgleiche**, heißt die Zeit im Jahre, wo Tag und Nacht einander gleich sind, daher die Dauer des Tags zwölf Stunden beträgt, und die Sonne genau um sechs Uhr des Morgens auf- und um sechs Uhr des Abends untergeht. Dieses ist zwei mal im Jahre der Fall, im Frühling um den 21. März, und im Herbst um den 23. Sept., jedes mal wenn die Sonne im Äquator steht. Die Frühlingsnachtgleiche bezeichnet den Eintritt des Frühlings, die Herbstnachtgleiche den des Herbstes. Zu allen andern Zeiten ist die Länge des Tags und der Nacht für alle Orte, die nicht unter dem Äquator (s. d.) liegen, ungleich; dieser Unterschied wird aber desto größer, je mehr man sich dem einen oder dem andern Pole nähert. Unter dem Äquator sind während des ganzen Jahrs Tag und Nacht einander gleich. Auf der uns entgegengesetzten Halbkugel der Erde nimmt die Ungleichheit der Tage in demselben Verhältnisse wie die Breite zu, nur daß dort die Tage zunehmen, wenn sie bei uns abnehmen, und umgekehrt. Die beiden Punkte des Himmelsäquators, in denen sich die Sonne zur Zeit der Nachtgleichen befindet, oder in denen der Äquator an der Ekliptik geschnitten wird, heißen die **Äquinoctialpunkte**, und zwar unterscheidet man den Punkt der Frühlings- und den der Herbstnachtgleiche oder den Frühlings- und den Herbstpunkt. Die Kenntniß des erstern ist in der Astronomie darum von großer Wichtigkeit, weil man ihn bei Bestimmung der Lage der Himmelskörper als Anfangspunkt (für die Länge und gerade Aufsteigung) braucht. Beide Punkte sind aber einer beständigen, wiewol langsamen Veränderung unterworfen, indem sie sich von Osten nach Westen bewegen. (S. **Frühling**, **Herbst**, **Vorrücken der Nachtgleichen**.) — **Äquinoctialstürme** heißen die besonders um die Zeit der beiden Nachtgleichen mit Regen, oft Gewittern verbundenen wüthenden Stürme, die das Meer so gewaltig aufwühlen, daß selbst die Häfen nicht immer Schutz gewähren. Anfang und Dauer dieser Orkane lassen sich nicht bestimmen; auch sind die Gründe dieser Erscheinung eigentlich noch nicht erklärt.

Äquipollenz bezeichnet in der Logik das Verhältniß gleichgeltender Urtheile. Gleichgeltende oder äquipollente Urtheile aber sind solche, welche gleichen Inhalt haben; sie sind auch in logischer Hinsicht äquipollent, wenn die Verschiedenheit derselben nicht blos im Ausdrucke beruht oder grammatisch ist, sondern in der Form des Gedankens. So sind die Sätze: Aristoteles war des Alexander Lehrer, und Alexander war des Aristoteles Schüler, in logischer Hinsicht äquipollente Sätze; ebenso bejahende und doppelt verneinende Sätze. Da nun dieses Verhältniß von der Art ist, daß, wenn man den einen solcher Sätze für wahr erklärt, man auch den andern als wahr annehmen muß, mithin beide füreinander gesetzt werden können, so beruht auf diesem Verhältnisse die Classe von unmittelbaren Schlüssen, welche man Gleichgeltungsschlüsse (ratiocinia per aequipollentiam) nennt.

Aquitanien ist der lat. Name eines Theils von Gallien, welcher ursprünglich das von iberischen Stämmen bewohnte Land zwischen den Pyrenäen und der Garonne umfaßte. Als Augustus Gallien in vier Provinzen theilte, ward zu der Provinz A. noch das Land zwischen der Garonne und Loire geschlagen. Den Westgothen, welche 412 A. erobert hatten, entriß es Chlodwig, der König der Franken, 508 durch die Schlacht bei Poitiers. Unter den spätern fränk. Königen aus merovingischem Stamm machten sich die Herzoge von A. unabhängig. Pipin unterwarf als Hausmeier unter Childerich III. den Herzog Hunold, und als König dessen Sohn Waifar, der sich wider ihn empörte. Karl d. Gr., nachdem er sich A., welches Hunold wieder in Besitz genommen, 769 rasch unterworfen, gab es später als Königreich seinem Sohn Ludwig dem Frommen; ebenso dieser 818 seinem Sohn Pipin. Durch den Vertrag von 843 kam es mit dem übrigen Frankreich an Karl den Kahlen. Unter den schwachen karolingischen Königen erlangten, wie die übrigen großen fränk. Kronvasallen, so auch die Herzoge von A. eine fast unabhängige Gewalt, die sie auch unter den Capetingern behaupteten. Im J. 1137 brachte Ludwig VII. durch Verheirathung mit Eleonore, der Erbin von A., das Land an die Krone; als er aber seine Gemahlin verstieß, kam es durch deren Hand 1152 an Heinrich II. von England. Nach vielen und langwierigen Kriegen, die zwischen den franz. und engl. Königen, namentlich über den Besitz von A. geführt wurden, vereinigte es endlich Karl VII. 1451 wieder dauernd mit Frankreich. Der Name A. hatte sich unterdessen in Guyenne umgewandelt. Schon früher hatte der südliche Theil des alten A., der ein eigenes Herzogthum bildete, den Namen Vasconia erhalten, aus welchem dann Gascogne ward.

Äquivalent heißt der Werth oder die Summe, welche als Entschädigung für eine veräußerte, entzogene oder verschlechterte Sache oder auch zur Ablösung eines Anspruchs bezahlt wird. — Eine besondere Bedeutung hat das Wort Äquivalent in der Chemie, wo es zunächst das Quantum eines Stoffs oder Elements bezeichnet, welches in den chemischen Verbindungen dem Quantum eines andern Stoffs gleich gilt. Äquivalente heißen auch die sich aus den analytischen Erfahrungen ergebenden Verhältnißzahlen für alle Elemente, in denen letztere zu chemischen Verbindungen zusammentreten können. Die Äquivalente der Verbindungen erhält man durch einfache Summirung der darin vorhandenen einfachen Äquivalente. Bei Bestimmung der Äquivalente nimmt man die Zahl eines Elements als 1 oder 100 an, und zwar setzt man entweder das häufigste Element der anorganischen Verbindungen, den Sauerstoff = 100, oder das Element, dessen Äquivalent das kleinste ist, den Wasserstoff = 1. Erstere Annahme ist jetzt allgemein üblich und von Berzelius eingeführt. Obgleich die Äquivalente in vielen Fällen den Atomgewichten (s. **Atome**) gleich sind, darf man sie doch, als reines Ergebniß der Erfahrung, nicht mit diesen, deren Größe auf hypothetischer Annahme beruht, verwechseln.

Ära wird nicht selten für den Begriff Zeitalter, Geschichtsepoche gebraucht, hat aber eigentlich und gewöhnlich eine rein chronologische Bedeutung und heißt dann so viel als Zeitrechnung, Jahrrechnung. In letzterm Sinne ist Ära die Reihenfolge der von einem festen Ausgangspunkte an gezählten Jahre, das Schema, in welches die geschichtlichen Begebenheiten ihrer Zeitfolge nach eingereiht oder chronologisch geordnet werden. Der Ausgangspunkt einer Ära ist in der Regel irgend ein großes, die Geschichte der Welt oder eines Volks bestimmendes Ereigniß, und wird in der wissenschaftlichen Kunstsprache die Epoche genannt. Fast jeder geschichtliche, durch eine abgeschlossene Völkerfamilie repräsentirte Culturkreis hat seine besondere Zeitrechnung oder Ära. Der Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber wenigstens muß mit den verschiedenen Ären, in welchen sich seine Arbeiten bewegen, genau vertraut sein, theils um die Reihenfolge der Begebenheiten an sich festzustellen, theils um die Zahlenbestimmungen fremder Zeitrechnungen in diejenige Ära überzutragen, welche er seiner eigenen Geschichtsdarstellung zu Grunde gelegt hat. Das Letztere ist oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, zumal sich die Ären fremder Völker nicht immer auf Sonnenjahre, sondern auch auf Mondjahre, oder auf die Combination Beider stützen. Die wichtigsten bei den verschiedenen Völkern des Erdkreises gegenwärtig gebräuchlichen Ären sind: die Ära von Erschaffung der Welt, deren sich noch die Juden bedienen, die christliche der europ. Völker, die mohammedanische, die indischen Ären, die chinesische. Über die sehr verwickelte Ära der Chinesen s. **China**.

Die Epoche, mit welcher die **Ära von Erschaffung der Welt** beginnt, ist natürlich sehr verschieden berechnet worden, indem es bei ihr an jeder wahrhaft geschichtlichen Grundlage fehlt. In dem Buche „Art de vérifier les dates" sind nicht weniger als 108 Berechnungen der Zeit aufgestellt, die von Adam bis Christus verflossen sein soll, und deren Extreme um mehr als 2000 J. auseinander liegen. Nach Scaliger und Calvisius ist die Epoche 3950, nach Petavius 3984, nach Frank 4182 v. Chr. zu setzen. Eben wegen ihrer Haltlosigkeit und Verschiedenheit ist diese Ära, die früher in geschichtlichen Werken, namentlich für die ältere Geschichte, oft angewendet ward, jetzt durch die Ära von Chr. Geb. mit Recht verdrängt. Die Epoche der jüdischen Weltära ist durch den Rabbi Hillel (im 4. Jahrh.) auf das J. 3450 vor der Ära der Seleuciden (oder 3761 v. Chr.) berechnet worden, und seit dem 11. Jahrh. kam diese Weltära bei den Juden auch in gewöhnlichen Gebrauch. Die konstantinopolitanische oder byzantinische Weltära, deren Epochenjahr 5508 v. Chr. fällt, hat lange im byzantinischen Reiche und in Rußland bis zum J. 1700, wo Peter d. Gr. die christliche Ära einführte, in bürgerlichem und kirchlichem Gebrauch bestanden. Die **Ära von Christi Geburt** hat den röm. Abt Dionysius, genannt Exiguus, zu ihrem Urheber, der in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. n. Chr. lebte. Derselbe construirte eine Ostertafel, welche er an die Jahre von der Menschwerdung Christi (anni ab incarnatione domini) knüpfte, neben welchem Ausdruck beim Datiren auch die Bezeichnung anno gratiae, seltener a nativitate domini, und erst in späterer Zeit anno Christi, salutis oder orbis redemti aufkam. Diese Ära findet sich in kirchlichem Gebrauch in Rom bald nach der Mitte des 6. Jahrh.; im 8. Jahrh. ward sie besonders durch die Schriften des Beda Venerabilis verbreitet. Der erste Fürst, der sich ihrer in Urkunden, jedoch sparsam bediente, war Karl d. Gr. Indessen schon mit dem 10. Jahrh. war sie in Frankreich und Deutschland allgemein verbreitet, und wurde bald die allgemeine Ära der occidentalischen Christen. Erst in neuerer Zeit ist für die ältere Geschichte die Zählung von Jahren vor Chr. Geb. die allgemein übliche geworden. Die Epoche dieser christlichen Ära ist nach Dionysius selbst, der unter incarnatio nach der Weise der

Kirchenväter die Verkündigung Mariä verstand und diese mit dem ihr vorangegangenen bürgerlichen Jahresanfang combinirte, der 1. Jan. des Jahres, in welcher die Geburt Christi nach seiner Berechnung fiel, des 754. Jahres der Varronischen Ära, nicht aber, wie man erwarten konnte, der nur durch eine Woche von ihr geschiedene 1. Jan. des zunächst auf die Geburt Christi folgenden Jahres. Daß des Dionysius Berechnung nicht mit den Angaben der Evangelien zusammenstimme, daß vielmehr nach diesen Christi Geburt mindestens vier, höchst wahrscheinlich sogar sechs Jahre früher zu setzen sei, hat vorzüglich deutlich Ideler gezeigt. Die mohammedanische Zeitrechnung ist die Ära der Hedschra oder Hegira (arab. Tarich el-hedschra), d. i. der Flucht Mohammed's von Mekka nach Medina. Als ihr Epochentag ist nach den arab. Astronomen der 15., nach dem bürgerlichen Gebrauche der 16. Juli des J. 622 n. Chr. angenommen worden. Diese Ära zählt nach Mondjahren. Sie kam seit dem Khalifen Omar bei den Arabern, dann sehr bald bei allen mohammedanischen Völkern in Gebrauch.

In Indien herrschen drei verschiedene Ären, außer denen, die nur in einzelnen Provinzen in Gebrauch sind. Die auf religiös-nationale Anschauungen gebaute, und demnach in ihren Bestimmungen ungeheuerliche ist von jenen dreien die Ära des Kaliyuga. Sie beruht auf der alten mythischen Eintheilung in vier Weltalter, Yuga genannt. Das erste heißt Satya-yuga, das Weltalter der Wahrheit; das zweite Treta-yuga, das Weltalter der Frömmigkeit; das dritte Dvâpara-yuga, das Weltalter des Zweifels; das vierte Kali-yuga, das Weltalter der Sünde. Zwischen jedem Yuga ist eine Periode der Morgen- und Abenddämmerung, welche Sandhi heißt, und $\frac{1}{6}$ der Dauer der ganzen Periode beträgt. Das erste Weltalter mit seinem Sandhi umfaßt 4800, das zweite 3600, das dritte 2400, das vierte 1200 J. Diese 12000 J. zusammen bilden ein Mahâ-yuga, das große Weltalter, welches gleich ist einem Tage der Götter. Mit 360 multiplicirt erhält man demnach 4,320000 indische Jahre, welche gleich sind einem Jahre der Götter. 71 solcher Mahâ-yugas oder Götterjahre, nebst der Dämmerung, geben ein Manvantara oder 308,448000 indische Jahre, und 14 Manvantaras bilden ein Kalpa = 4320,000000 J. Die letztere Summe gilt als ein Tag des Brahma. Am Ende dieser großen Kalpaperiode geht die ganze Welt, selbst die Götter, unter; nur Gott lebt ewig fort. Ebenso lange dauert dann die Zeit der Vernichtung, worauf nun Brahma eine neue Schöpfung beginnt. Nach 100 J., wenn also 36000 solche Kalpas verflossen sind, stirbt auch Brahma. Wir leben jetzt im siebenten Manvantara, dessen Regent Manu-Vaivasvata, der Sonnengeborene ist; und zwar begann das Kali-yuga den 28. Febr. 3102 v. Chr. Im südlichen Indien wird noch jetzt häufig nach dieser Ära gerechnet. Die beiden andern gebräuchlichen, aber auf historische Epochen gegründete Zeitrechnungen sind: die Ära des Vikramâditya, genannt Sanvat, welche 56 v. Chr. beginnt; die Ära des Sâlivâhana, genannt Sâka, die vom J. 78 n. Chr. zählt. Das indische Jahr beginnt am ersten des Monats Vaisâkha, d. h. an dem Tage, wo der Mond in dem Sternbilde der südlichen Wage voll wird, von Mitte April bis Mitte Mai. Die Indier rechnen nach Sonnenjahren zu 365 Tagen 6 St. 12 Min. 30 Sec., also nach einem Jahre, das nur um 2 Minuten länger ist, als unsere Astronomen das siderische Jahr bestimmen. Da aber alle kirchlichen Feste an den Mondlauf geknüpft sind, so muß das Sonnen- und Mondjahr gegen einander ausgeglichen werden, was eine sehr verwickelte und schwierige Rechnung gibt. Vgl. Warren, „Kala sankalita, a collection of memoirs on the various modes according to which the Indians divide time“ (Madras 1825). Die Buddhisten rechnen nach dem Todesjahre des Buddha Sakyamuni, das freilich bei verschiedenen Völkern sehr verschieden angegeben wird. Nach der gewöhnlichen und mit der wirklichen Geschichte am meisten übereinstimmenden Angabe fällt das erste Jahr der buddhaistischen Ära auf den Anfang des J. 543 v. Chr.

Unter den alten, aber für das Geschichtsstudium wichtigen Ären sind zu bemerken, die griech. Ära nach Olympiaden (s. d.), die röm. von der Erbauung Roms, die ägyptisch-chaldäische Ära des Nabonassar, die syrische der Seleuciden, die des röm. Kaisers Diocletian. Die griech. Ära der Olympiaden hat den Wettlaufsieg des Koröbus in den olympischen Spielen zu ihrer Epoche. Diese fällt in die Mitte des J. 776 v. Chr., und gewöhnlich nimmt man den 1. Juli als Anfang des Olympiadenjahrs an, da die Spiele um die Zeit der Sonnenwende gefeiert wurden. Um Jahre dieser Ära auf Jahre vor Christi Geburt zurückzuführen, muß man die Zahl der Olympiaden um 1 vermindern, mit 4 multipliciren, dazu die Jahreszahl der laufenden Olympiade addiren, und die Summe von 777 abziehen, wenn die Begebenheit in die erste Hälfte des Olympiadenjahrs, von 776 aber, wenn sie in die zweite Hälfte des Olympiadenjahrs fällt. Der Rest ist das Jahr v. Chr., mit dessen Sommer das gegebene Olympiadenjahr beginnt. Ist von einer Olympiade die Rede, welche das 4. J. der 194. Olympiade (d. i. das erste Jahr vor Chr.) übersteigt,

so hat man von der nach obiger Angabe erhaltenen Summe der Olympiadenjahre 776 abzuziehen; der Rest gibt dann das Jahr nach Chr., auf dessen Sommer der Anfang des Olympiadenjahrs trifft. Die Olympiadenrechnung wurde bei den griech. Schriftstellern erst nach Timäus von Sicilien (um 300 v. Chr.) üblich; in bürgerlichem Gebrauch war sie nie. Die Athener bezeichneten das Jahr durch den Namen des jedesmaligen Archon (s. d.) Eponymos, die Lacedämonier durch den eines Ephoren. Die Ära von Erbauung der Stadt Rom (p. u. oder p. u. c., d. i. post urbem conditam, oder a. u., d. i. anni urbis) ist von den Römern selbst verschieden berechnet worden. Unter den Angaben über die Zeit, in welche diese Erbauung zu setzen sei, sind namentlich zwei, als vorzüglich in historischen Gebrauch gekommen, hervorzuheben. Die eine wird nach ihrem vermuthlichen Urheber Terentius Varro die Varronische genannt. Sie setzt jenes Ereigniß in das Frühjahr (21. April, das Fest der Palilien) von Olympiade 6, 3, d. i. das J. 753 v. Chr.; es ist demnach 753 p. u. das erste Jahr vor, 754 p. u. das erste Jahr nach Christi Geburt. Um also ein Jahr der Stadt, dessen Zahl 753 nicht übersteigt, in das Jahr v. Chr. zu verwandeln, oder umgekehrt, muß man die jedesmalige Jahreszahl von 753 abziehen. Sind Jahre der Stadt, die 753 übersteigen, auf Jahre n. Chr. zu reduciren, oder umgekehrt, so muß man von jenen 753 abziehen, wodurch man die Jahre n. Chr., oder zu diesen 753 addiren, wodurch man die Jahre der Stadt erhält. Hierbei wird der fast viermonatliche Unterschied, der zwischen dem eigentlichen Anfang der Jahre der Stadt und denen der christlichen Zeitrechnung stattfindet, gewöhnlich nicht weiter beachtet. Die Varronische Ära war seit Kaiser Claudius bei den röm. Schriftstellern die vorherrschende und wird auch von den Neuern gewöhnlich gebraucht. Für die zweite Ära sind nach Ideler die Palilien von Olympiade 6, 4 oder 752 v. Chr. (nach Dodwell Olympiade 7, 1) die Epoche. Dieselbe hat also ein Jahr weniger v. Chr. als die Varronische, und es ist bei der Reduction darnach zu verfahren. Sie wird, weil sie auf eine Berechnung des M. Porcius Cato begründet ist, gewöhnlich die Catonische, oder auch wegen ihrer Anwendung durch Dionysius von Halikarnaß, die Dionysische genannt. Im bürgerlichen Gebrauch wurden die Jahre bei den Römern durch die Jahre der Consuln bezeichnet. Die Ära Nabonassar's wird von den Chronologen eigentlich die Reihe von 424 Jahren genannt, die in dem ursprünglich ägypt., in des Ptolemäus Handtafeln enthaltenen Regentenkanon mit dem babylonisch-chaldäischen König Nabonassar (s. d.) beginnt. Ihre Epoche ist gleich dem 26. Febr. des J. 747 v. Chr. An sie schließt sich dann die Philippische, von Philipp Aridäus (s. d.), oder die Ära nach Alexander's Tode sofort an, deren Epoche der 12. Nov. 324 ist. Doch wird diese Ära bisweilen nicht weiter beachtet, sondern die Jahre nach der Ära Nabonassar's werden fortgezählt. In bürgerlichen Gebrauch ist nach Ideler bei den Ägyptern keine von beiden gewesen, und auch bei den Chaldäern ist eine solche Anwendung der erstern höchst zweifelhaft. Die Ära der Seleuciden, nach welcher man im syrischen Reiche gewöhnlich rechnete, hat den Herbst des J. 312 v. Chr. zur Epoche, in welchem Seleukus I. Nikator, nach dem Sieg bei Gaza, Babylon in Besitz nahm. Diese Ära erhielt sich auch nach dem Untergange des syrischen Reichs noch lange, war bei den Juden bis ins 11. Jahrh. in Gebrauch, und ist noch jetzt bei der kirchlichen Festrechnung der syrischen Christen üblich. Neben ihr kamen später in Syrien noch andere Ären auf, darunter die namentlich in Antiochia angewandte Cäsarianische oder Antiochenische, deren Epochenjahr = 49 v. Chr. ist. Die Diocletianische Ära, die mit dem Regierungsantritt des röm. Kaisers Diocletian 29. Aug. 284 beginnt und wegen der in ihr 19. J. fallenden grausamen Christenverfolgung auch die Märtyrerära (Aera martyrum) genannt wird, wurde in Ägypten bis auf die Herrschaft der Araber als bürgerliche angewandt, und ist selbst noch bei den Kopten und äthiopischen Christen in kirchlichem Gebrauch. Noch erwähnen wir aus neuerer Zeit der Ära der Französischen Republik, als deren Epoche der Stiftungstag, der 22. Sept. 1792 galt. Dieser sogenannte republikanische Kalender (s. d.) ward 5. Oct. 1793 durch ein Decret des Nationalconvents in Frankreich eingeführt, aber schon durch einen von Napoleon veranlaßten Senatsbeschluß mit dem 1. Jan. 1806 für abgeschafft erklärt. Vgl. das von den Benedictinern verfaßte Werk „Art de vérifier les dates" (neueste Aufl., fortgesetzt von St.-Martin, Par. 1829 fg.); Ideler, „Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie" (2 Bde., Berl. 1825—26) und dessen „Lehrbuch der Chronologie" (Berl. 1831).

Arabeske. F. Schlegel nennt die Arabeske die älteste und ursprünglichste Form der Phantasie; denn sie hat es nicht, wie sonst die bildende Kunst, mit der Auffassung und Darstellung einer bestimmten Gestalt zu thun. Sie ist das musikalische Wiegen der Linie in sich. In der Arabeske spielt die Linie mit sich selbst, sie erfreut und genießt sich gleichsam in der Unendlichkeit

all ihrer möglichen Wandlungen und Verschlingungen. Die Arabeske ist losgelöst von allen Foderungen der Naturwahrheit. Sie gehört der Phantastik an; sie ist das Märchen der bildenden Kunst. Sie hat in der Mischung und Zusammensetzung ihrer Formen kein anderes Gesetz als die Willkür genialer Erfindung. Die Griechen sind, wie ihre Geräthschaften, Gefäße und Decorationsmalereien überraschend darthun, in dieser Arabeskenpoesie sehr groß gewesen. Die mittelalterliche Kunst, namentlich der Gothische Baustil, verlief sich dagegen sehr oft in die bizarrsten, oft sogar fratzenhaftigsten Arabeskenbildungen. Die moderne Kunst kehrt daher mit Recht auch hierin zum Alterthum zurück. Rafael ist mit seinem großen Vorbilde vorangegangen. Er hat seine freisinnig genialen Arabesken in den Loggien des Vaticans den Malereien der Titusthermen entlehnt, und damit allen Künstlern Weg und Ziel gezeigt.

Arabici nannte man eine christliche Sekte des 3. Jahrh. in Arabien, deren zuerst Eusebius gedenkt. Nach ihrer Ansicht starb die Seele mit dem Leibe, um mit diesem zugleich am Jüngsten Tage wiedererweckt zu werden. Origenes widerlegte sie. Ziemlich zu derselben Ansicht bekannte sich im Mittelalter die Sekte der Thnetopsychiten. Es hingen diese Vorstellungen mit der Auferstehungslehre der Kirche zusammen. Man fragte nämlich: ob, wie und wo die vom Leibe getrennte Seele bis zur Erweckung am Jüngsten Tage lebe, da man der kirchlichen Lehre von einem doppelten Gerichte ausweichen wollte.

Arabien, von den Einwohnern Dschesireth-al-Arab, d. h. die Insel Arabiens, von Türken und Persern Arabistan genannt, ist die südwestlichste große Halbinsel Asiens von ungefähr 50000 □M. Areal, welche durch den Persischen Golf, als Theil des Indischen Oceans, von dem Continente Asiens getrennt wird und durch die Tiefebenen der Syrisch-arab. Wüste mit ihm zusammenhängt. Durch die Landenge und kleine Halbinsel von Suez mit Afrika verbunden, nur durch das schmale, klippenreiche, in der Straße von Bab-el-Mandeb zu fünf M. verengte Rothe Meer von ihm getrennt, bietet A. in allen natürlichen Beziehungen ein echtes Ebenbild seines tropischen kolossalen Nachbars, ein Übergangsglied zwischen Afrika und Asien, dazu bestimmt, den Norden Afrikas in selbständiger Individualität zu beherrschen. Der Name A. stammt entweder von einem District der Provinz Tahama ab, welcher Araba, d. i. ebene Wüste heißt, oder kann von Eber abgeleitet werden, da dieses Wort einen Nomaden bedeutet und ursprünglich Araber wie Ebräer nomadisirend herumzogen. Eine auch in neuere Schriften übergegangene Eintheilung der Halbinsel in Peträisches (petraea), Wüstes (deserta) und Glückliches (felix) A. rührt von Ptolemäus her, indem die ältern griech. Geographen nur ein Glückliches und ein Wüstes A. kannten; sie ist aber keineswegs innerhalb der damals angenommenen Grenzen charakteristisch und noch obendrein oft misverstanden worden. Auch ist diese Eintheilung im Lande selbst ganz unbekannt. Der Name des Glücklichen A. ist in Folge einer falschen Übersetzung des Wortes Jemen entstanden, das nicht glücklich bedeutet, sondern das Land, welches Mekka zur Rechten liegt, gleichwie Al-Scham (Syrien) das Land zu dessen Linken bezeichnet. Das Peträische A. hat man irrigerweise auch Steiniges A. genannt; Ptolemäus aber entlehnte diesen Beinamen von der blühenden Hauptstadt des Reichs der Nabathäer, Petra, eigentlich Thamud genannt, d. h. Fels mit einer Quelle.

Die Kenntniß, welche wir von A. im Einzelnen besitzen, ist noch sehr mangelhaft. Im Allgemeinen lassen sich jedoch an ihm die charakteristischen Eigenschaften Afrikas leicht erkennen. Auch waren A., Ägypten und das nordwestliche Afrika ursprünglich von einem und demselben Volke bewohnt. Von den südöstlichen Plateauflächen Syriens trennen A. einzelne nackte Felsketten, wie der Dschebel-Rämli und Schamor, welche in ihrer östlichen Verzweigung den Nordrand der Hochfläche gegen die Syrische Wüste bilden, während südlich jener syrischen Südplateaus die Ebenen der Westküste mehre Randgebirge, z. B. das Charrahgebirge umgeben, die nicht allein durch Queräste das Uferland des Rothen Meeres mehrfach durchschneiden, sondern auch in östlichen Ansteigungen das innere Hochland gliedern. Am meisten zerrissen erscheint der Südwesten und Südosten der Halbinsel, indem hier, in Oman, das Gebirgssystem des Dschebel-Achdar mit dem Thale des Masara ebenso gegen die einfach gewellte innere große Wüste absticht, wie dort das Gebirgsland von Jemen mit dem bei Aden mündenden Meidan gegen den wüsten Küstenstrich Tahama. Die größte Höhe soll A. mit 9000 F. in der Binnenlandschaft Nedschd erreichen. Auch das Klima A.s hat afrik. Charakter. Die Berge hindern den mildernden oceanischen Einfluß; heiße Dürre und Vegetationsarmuth sind über Höhen und Tiefen verbreitet, die Dattelpalme ist oft noch der einzige Verkünder pflanzlichen Lebens. Ja es gibt Gegenden, die im Laufe des Jahres nur durch einen einzigen Regenguß erquickt werden. Ein fast ewig heiterer Himmel schwebt über den sterilen Flächen. Die kurze Regenzeit, welche, in Folge der auf dem

Rothen Meere herrschenden Wechselwinde auf den Westküsten in unsern Sommermonaten eintritt, erfüllt die Terraineinsenkungen (Wadis) nur periodisch mit Wasser, während auf den Hochflächen im Innern und im Nordosten leichte Fröste den Winter bezeichnen. Zur heißen Jahreszeit weht bisweilen der Samum, und zwar nur in den nördlichen Theilen des Landes. Große Waldungen fehlen in A., ebenso werden größere Rasenflächen durch steppenartige Anger ersetzt, die aber, im Besitze aromatischer Kräuter, treffliches Weideland den edeln Pferderacen bieten. Die mildern Terrassenlandschaften zeigen einen größern Vegetationsreichthum. Hier gedeihen die Edelfrucht und die Palme und, neben dem das spärlich vorhandene europ. Getreide ersetzenden Durra (Hirseart), Taback, Indigo und Baumwolle, der schönste Kaffee, ein Haupthandelsartikel des Landes, viele Gewürz- und Spezereipflanzen, wie Benzoe, Mastix, Balsam, Aloe, Myrrhe, Weihrauch u. s. w. Auch in der Thierwelt herrscht afrik. Charakter, wie er der Wüstennatur entspricht. Schafe, Ziegen und Rindvieh befriedigen die unmittelbaren häuslichen und persönlichen Bedürfnisse des Menschen; Kameel und Pferd sind die treuen Begleiter desselben auf seinen weiten Wanderungen. Die Wüste bewohnen Gazellen und Strauße, die in schnellem Laufe von Oase zu Oase eilen. Raubgierig lauern Löwe, Panther, Hyäne und Schakal der flüchtigen Beute auf. Affen, Fasane und Tauben bewohnen friedlich die fruchtbaren Gegenden. Heuschrecken richten oft große Verheerungen an. Fische und Schildkröten gibt es an den Küsten in großer Zahl, Perlmuscheln besonders im Persischen Golf. Unter den Erzeugnissen des Mineralreichs verdienen Erwähnung Eisen, Kupfer, Blei, Steinkohlen, Erdpech und einige edele Steine, als Karneol, Achat und Onyx.

Die Bewohner A.s, deren Zahl auf 12 Mill. geschätzt wird, stehen bei der Isolirung des Landes geistig wie körperlich in einer eigenthümlichen Entwickelung da, sowol als Einzelwesen wie als ganze Nation. Der Araber hat eine mittlere Größe, kräftigen Wuchs und bräunliche Hautfarbe. Aus seinen Gesichtszügen spricht edler Ernst und Stolz; er ist von Natur gewandt, scharfsinnig und anmuthig; Mäßigkeit, Tapferkeit, Gastfreiheit und Treue, wie Liebe und Neigung zur Dichtkunst zieren seinen Charakter. Nur Blutrache und Raub, nach seinen Begriffen erlaubt, verdunkeln diese schönen Züge. Das Weib lebt dem Hause; die erste Erziehung der Kinder ist ihr ganz überlassen. Als das größte Glück erachtet es der Araber, wenn ein Kameel geboren wird, wenn eine edle Stute ein Füllen zur Welt bringt, wenn ein Dichter sich Beifall erwirbt. Die einfache und älteste Religionsform, die Anbetung der Gestirne, wurde durch Mohammed's Lehre verdrängt, zu der sich schnell ganz A. bekannte. Gegenwärtig besteht, freilich nur in sehr geringer Zahl, neben den beiden alten Hauptsekten des Islam, den Sunniten und Schiiten, noch eine dritte, die der Wahabiten (s. d.), welche in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. entstand. Unter den Arabern leben übrigens, besonders des Handels wegen, viele Juden und demnächst Banianen (s. d.)

Die Lebensweise des Arabers ist entweder nomadisch, im Interesse der Viehzucht und der Karavanenwanderungen durch die Wüste, oder seßhaft, zur Bebauung des Feldes und zum Betrieb des Handels und der Gewerbe. Die nomadisirenden Araberstämme heißen Beduinen (s. d.), die ansässigen Hadesi und Fellah. Der Handel, theils zu Lande, theils zur See, vorzüglich mit Kaffee, Datteln, Feigen, Gewürz-, Spezerei- und Arzneipflanzen verschiedener Art, ist bedeutend, wenn auch kaum ein Schatten jener Zeit vor der Entdeckung des Seeweges um Afrikas Südspitze. Theilweise liegt der Verkehr in fremden Händen, zumal denen der Banianen, jener indischen Kaufleute, die sich nur so lange im Lande aufhalten, bis sie bereichert in ihre Heimat zurückkehren können. Indessen beschränkt sich der arab. Handel fast nur auf die Ausfuhr von Rohproducten oder Spedition fremder Fabrikate, weil die heimische Industrie kaum die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigt und noch vielfach die Einfuhr fremder Manufactur- und Fabrikwaaren erheischt. Die Glanzperiode der geistigen Bildung des Arabers ist zwar ebenfalls vorüber, doch zeigt er sich noch nicht so gesunken, wie wol öfters angenommen wird. Selbst in der Wüste lernt das Kind schreiben, lesen und rechnen, und in den Städten suchen Elementar- und höhere Unterrichtsanstalten den Sinn für Wissenschaften zu befriedigen. Die Zersplitterung in zahllose Stämme scheint die Nationalkraft untergraben zu haben, und es würde außerordentlicher Begebenheiten bedürfen, um die Volkskräfte zu einigen und zu neuer Machtentwickelung zu treiben. Der Grundzug der arab. Verfassung ist patriarchalisch, auf Freiheitsliebe gestützt. Die Oberhäupter der Stämme heißen Emir, Scheikh, auch Imam. Ihre Pflichten scheinen sich auf Heerführung im Kriege, auf Tributeinziehung und Rechtspflege (durch die Kadi, d. i. Richter) zu beschränken; doch zeigt die Geschichte alter und neuer Zeit auch manches Beispiel eines gewaltsam ausgeübten Despotismus. Die Aufzählung aller einzelnen Stammgebiete ist selbst

nach den genauesten Angaben einheimischer oder fremder Geographen, wegen des lockern staatlichen Verbandes, nicht möglich. Die bekanntesten Hauptgruppen bilden: 1) Im Westen, am Rothen Meere, Hedschas, das nominell unter türk. Hoheit steht und die heiligen Städte Mekka und Medina, dann die Hafenstädte Jembo und Dschidda enthält; 2) im Südwesten Jemen, das bedeutendste Staatsgebiet unter Regentschaft eines Imam, der zu Sana residirt, mit den Handelsstädten Mokka und Aden (s. d.), welches letztern sich die Engländer bemächtigten; 3) Hadramaut mit Keschin; 4) Mahrah mit Harmin, an der Küste des Arabischen Meeres; 5) Oman im Südosten, mit Rostak und Maskat, dessen Imam nicht allein am mächtigsten in ganz Oman ist, sondern auch über pers. Küstenstriche, über die afrik. Insel Socotora und mehre Küstenpunkte des östlichen Afrika herrscht; 6) Hadschar oder Lahsa an der Küste des Persischen Golfs, mit Lahsa, Katif und Kueit; 7) Nedschd, die innere höchste Landschaft der Halbinsel.

Die Geschichte der Araber vor Mohammed ist dunkel und wegen geringer Verbindung mit der übrigen Welt von wenig Interesse. Die Ureinwohner A.s werden Bajaditen, d. i. die untergegangenen Stämme genannt, und stammen, nach der spätern einheimischen Mythe, theils von Joktan oder Kahtan, einem Abkömmling des Sem, theils von Ismael, dem Sohne Abraham's, ab. Die Nachkommen Jenes werden vorzugsweise Araber, die des Letztern Mostaraber, d. i. Arabisirte genannt. Die Fürsten (Tobba) der arab. Landschaften gehörten sämmtlich dem Stamme Kahtan an, aus welchem das Geschlecht der Homeiriten oder Himjariten 2000 J. lang über Jemen geherrscht haben soll. Die Araber Jemens und eines Theils des Wüsten A.s lebten in Städten und trieben Ackerbau, auch Handel mit Ostindien, Persien, Syrien und Abyssinien, nach welchem letztern Lande sie viele Colonien sandten. Der übrige Theil des Volks zog, wie noch jetzt, nomadisch im Lande umher. Mannhaft vertheidigten die Araber Jahrtausende lang Freiheit, Glauben und Sitte ihrer Väter gegen alle Angriffe der morgenl. Eroberer. Weder die babylonischen und assyrischen noch die ägypt. und pers. Könige vermochten sie zu unterjochen. Alexander rüstete sich zu einem Zuge gegen die Araber; doch hinderte der Tod sein Unternehmen. Die hieraus entstandene Verwirrung benutzten die Fürsten im Norden A.s, ihre Herrschaft weit über die Grenze des Landes auszudehnen. Von jeher hatten die arab. Nomaden, besonders zur Winterszeit, tief ins fruchtbare Irak oder Chaldäa gestreift. Jetzt unterwarfen sie sich einen Theil davon gänzlich, der noch Irak-Arabi genannt wird, und gründeten das Königreich Hira. Ein anderer Stamm aus Jemen zog nach Syrien an den Fluß Ghassan, und stiftete dort den Staat der Ghassaniden. Drei Jahrh. nach Alexander rückten die Römer an die Grenzen A.s, und Trajan war es, der 107 tief in das Innere eindrang. Die getheilten Araber konnten den röm. Heeren nicht überall mit Erfolg widerstehen; und obgleich ihr Land nie völlig zur Provinz gemacht wurde, so blieben doch wenigstens die nördlichen Fürsten in Abhängigkeit von den Kaisern und wurden als deren Statthalter angesehen. Freier erhielten sich die alten Homeiriten in Jemen, gegen die ein Zug zur Zeit des Augustus mislang. Mit der Schwäche der röm. Monarchie vermehrte sich in A. wieder das Streben nach Unabhängigkeit, die sich auch durch eine Vereinigung der arab. Stämme leicht hätte erlangen lassen. Aber die arab. Völker blieben zerstreut und zerspalten, und brachten in innern Kämpfen viele Jahrhunderte zu, während welcher das mittlere Hochland (Nedschd) der Schauplatz jener ritterlichen, von ihren Dichtern vielfach besungenen Fehden war. Das Christenthum fand in A., obgleich der Sternendienst durch dasselbe nicht ganz verdrängt werden konnte, schon früh viele Anhänger. Es gab selbst mehre Bischöfe, die unter dem Metropoliten zu Bostra in Palästina standen. Die Stadt Elhira unfern des Euphrat zählte viele arab. Christen und Klöster, und der dortige König Ennomân-ben-el-mondsir nahm nicht lange vor Mohammed das Christenthum an. Namentlich zog das Ankämpfen der Araber gegen den röm. Despotismus eine Menge der im orthodoxen Morgenlande verfolgten Christen zu ihnen, so besonders Monophysiten und Nestorianer. Auch die Juden waren seit der Zerstörung Jerusalems in A. sehr zahlreich; sie machten sogar, vorzüglich in Jemen, Proselyten. Der letzte König der Homeiriten war jüdischen Glaubens, und seine Verfolgung der Christen zog ihm 502 von dem Könige Äthiopiens einen Krieg zu, der ihm Thron und Leben kostete. Die so große Verschiedenheit der Sekten erregte bei Vielen Gleichgültigkeit gegen die bestehenden Religionen, und in dieser lag wol eine Hauptursache, daß die Lehre Mohammed's in A. so schnellen Eingang fand.

Mit Mohammed beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte des arab. Volks, das die Zeiten vorher die der Unwissenheit, die nach Mohammed die der Erkenntniß nennt. Das Volk, jetzt zum ersten mal sich als Ganzes fühlend, übernimmt Jahrhunderte lang eine bedeutungsvolle Rolle auf der Schaubühne der Weltgeschichte, und tritt siegreich aus seinen natürlichen Grenzen, um Reiche in drei Welttheilen zu gründen. (S. **Mauren** und **Khalifen**.) Wenn auch der Glanz

der äußern Geschichte der Araber durch den Sturz des Khalifats zu Bagdad (1258) in Asien früher wieder zusammenbricht, als in Afrika und Europa, das erst um 1492 die letzten Mauren wieder auf afrik. Boden zurückschlug, so wird doch in der Culturgeschichte der alten Welt die Epoche der Araberherrschaft stets als bedeutend dastehen. (S. Arabische Literatur und Sprache.) Das Innere A.s selbst bietet während der Zeit der auswärtigen Kämpfe wenig mehr als die bedeutungslose Geschichte einiger Beduinenstämme und die Schicksale der jährlich nach Mekka strömenden Karavanen. Nach dem Erlöschen des arab. Weltruhms liegt das Land in gänzlicher Erschöpfung. In jene öden Zustände bringen einige Abwechselung die Unterwerfungen Jemens (s. d.) im 16. Jahrh. durch die Türken und deren Wiedervertreibung im 17. Jahrh., ebenso die Oberherrschaft der Portugiesen von 1508—1659 über Maskat, die Eroberungen Omans gegen Indien und Persien, die Herrschaft der Türken über Hedschas und dessen Gefährdung durch die flüchtigen Eroberungen der Perser am Ende des 16. Jahrh. Dann endlich greift das Auftreten der Wahabiten (1770) wieder kräftig in die Geschichte der arab. Halbinsel ein. Der moralische Einfluß dieses Ereignisses wirkt noch gegenwärtig fort, der politische wurde bald vernichtet durch das benachbarte Ägypten. Mehemed-Ali, der Pascha von Ägypten, unterwarf sich die Küsten von Hedschas, wie mehre Küstenpunkte von Jemen, und hemmte 1818 durch eine von Ibrahim-Pascha gelieferte Hauptschlacht und Zerstörung der Residenz Derreiyeh das weitere Vorschreiten der Wahabiten. Derselbe verwendete große Kosten auf die Behauptung der Herrschaft in A., die ihm den Handel im Rothen Meere sicherte. Die Ereignisse des J. 1840 in Syrien nöthigten ihn jedoch, seine Kräfte zu concentriren, und bald sah er sich der europäischen Politik gegenüber gezwungen, alle Ansprüche auf das Land jenseit einer Linie vom Rothen Meere bis zum Golf von Akaba aufgeben. Auf solche Weise wurde der Hedschas wieder unmittelbar türkisch, wenn auch nur nominell, weil zur Aufrechthaltung von nur einiger Gewalt eine türk. Flotte im Rothen Meere gehört, wie sie Mehemed-Ali besaß, der dadurch wirklicher Herr von Mekka und Medina war. Wiewol der Großscherif von Mekka, Ibn-al-Aun, vom Großherrn den Befehl erhielt, den Fürsten des südlich angrenzenden Gebirges Asir und den Scherif, welcher Mokka und Hodeida besetzt hält, der Pforte zu unterwerfen, so vermochte er doch dieser Weisung wenig nachzukommen, da auch hierzu eine Operation zur See nothwendig gewesen wäre. Die Zustände A.s sind demnach ungeregelt geblieben, und die eigene Schwäche des türk. Reichs läßt auch erwarten, daß von dieser Seite nicht leicht eine Änderung eintreten dürfte.

Die Geschichte A.s vor dem Islam haben außer Marigny, Pococke, Sacy, Rühle von Lilienstern, namentlich Forster in seiner „Historical geography of A." (2 Bde., Lond. 1844) und Caussin de Perceval in dem „Essai sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme" (3 Bde., Par. 1847) bearbeitet. Daran schließen sich für die Geschichte des Mohammedanismus die Arbeiten von Schultens, Rasmussen, Cardonne, Dozy, Hammer-Purgstall, Flügel und Andern, besonders aber Weil's „Geschichte Mohammed's" (Mannh. 1843) und dessen „Geschichte der Khalifen" (Bd. 1 und 2, Mannh. 1846—48). Die Erdkunde A.s bereicherten außer vielen Andern Niebuhr's „Beschreibung von A." (Kopenh. 1772), dessen „Reisebeschreibung nach A." (Bd. 1 und 2, Kopenh. 1774—78; Bd. 3, Hambg. 1837), Burckhardt's „Travels in A." (Lond. 1829; deutsch, Weim. 1830), dessen „Notes on the Bedouins and Wahabys" (Lond. 1830; deutsch, Weim. 1831), Wellsted's „Travels in A." (2 Bde., Lond. 1838; deutsch von Rödiger, Halle 1842), Tamisier's „Voyage en A." (2 Bde., Par. 1841), des Grafen Laborde Prachtwerk „Voyage dans l'A. petrée" (Par. 1830), u. s. w. Viele neuere Reisende, deren Zahl sich seit der Eröffnung des Überlandwegs nach Indien und der Besetzung Adens von Tag zu Tag mehrt, haben ihre Berichte nur in Zeitschriften veröffentlicht. So Haines, Cruttenden, Arnaud, Fresnel, Wallin u. A. Eine wissenschaftliche Verarbeitung des Stoffs gab Ritter in seiner „Erdkunde" (Bd. 12 und 13, Berl. 1846—47).

Arabische Literatur und Sprache. Über die erste Cultur und Literatur Arabiens haben wir nur einzelne Angaben. Daß daselbst frühzeitig die Poesie geblüht habe, läßt sich schon aus den Naturanlagen der Bewohner schließen, die als muthig, tapfer, zu Abenteuern geneigt, stolz und für den Ruhm empfänglich geschildert werden, und bereits das Alte Testament rühmt die kunstreichen Sprüche der Königin von Saba. Die in den fruchtreichen, paradiesischen Gegenden des Glücklichen Arabiens unter ihren Scheikhs umherziehenden Nomaden hatten aber auch Alles, was die Naturpoesie begünstigt, lebhafte Empfindung und warme Phantasie; das mit Gefahren und Beschwerden verbundene Leben in dürren Sandwüsten und unter nackten Felsen mußten eine männliche, wilde Dichtkunst hervorrufen. Schon vor Mohammed hatte Arabien gefeierte Dichter, welche die Fehden des Volks, seine Helden und die Schönen verherrlichten. Während des großer

Markts zu Mekka, und im 5. Jahrh. n. Chr. zu Okadh, fanden poetische Wettkämpfe statt. Die Gedichte aber, denen der Preis zuerkannt ward, wurden mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben und in der Kaaba zu Mekka, dem uralten Nationalheiligthum, aufgehängt. Man nannte sie Modsahhabât, d. h. vergoldete, oder Moallakât (s. d.), von denen uns sieben erhalten sind. Tiefe Empfindung, hoher Schwung der Einbildungskraft, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Freiheitsgeist, Glut in Rache und Liebe zeichnen sie aus. Andere berühmte Dichter dieser frühern Periode waren Nabegha, Ascha, Schanfara, deren Gedichte Sacy in seiner „Chrestomathie arabe" herausgegeben und übersetzt hat, und Kaab-ben-Zohair, der das Lob des eben aufgetretenen Propheten Mohammed feierte (arab. u. lat. von Freytag, Bonn 1822). Das Leben und Dichten eines jener altarab. Wandersänger schildert sehr anschaulich „Le divan d'Amrulkais", herausgegeben von M'Guckin de Slane (Par. 1837; deutsch von Rückert, Stuttg. 1843). Die reichste Sammlung der alten Gedichte und Lieder der Araber findet sich in den arab. Anthologien der Hamâsa (s. d.) und dem Kitâb-el-aghâni. Vgl. Weil, „Die poetische Literatur der Araber vor Mohammed" (Stuttg. 1837).

Erst mit Mohammed eröffnete sich indessen die glänzendste Zeit der Araber auch für ihre Literatur. Seine Glaubens- und Lebenslehren wurden von Abubekr, dem ersten Khalifen, in dem Koran (s. d.) gesammelt, den Othman, der dritte Khalif, berichtigte und bekannt machte. Durch den Koran wurden die Schriftsprache, die erste literarische Richtung und der neue Nationalcharakter der Araber bestimmt. In ihrer Lage zwischen zwei Welttheilen, welche für den Handel überaus günstig war, schienen die Araber wenig geneigt, als Eroberer aufzutreten. Doch Mohammed gelang es, nachdem er sich ganz Arabien unterworfen und ihm eine religiös-militärische Verfassung gegeben hatte, den in dem Volke gährenden Geist der Tapferkeit durch schwärmerischen Religionseifer zu befeuern. Nach seinem Tode bemächtigte sich der Araber der Geist der Eroberung. Wie ein reißender Strom verbreiteten sie sich schnell, und schon 80 J. darauf erstreckte sich ihr Reich von Ägypten bis Indien, von Lissabon bis Samarkand. Während dieses Zeitraums beseelte sie allerdings nur kriegerische Schwärmerei, unter deren Herrschaft die zarten Blüten des Geistes nicht gedeihen konnten. Doch die Zeit und der Umgang mit gebildeten Nationen verdrängten allmälig den rohen Sinn, und unter der Regierung der Abbassiden seit 749 fingen auch Wissenschaft und Künste an sich zu heben. Die erste Unterstützung fanden sie am glänzenden Hofe Almansor's (s. d.) zu Bagdad, 754—775; Harun-al-Raschid (s. d.), 786—808, aber war es, der dauernde Liebe zu ihnen den Arabern einflößte. Er rief Gelehrte aus allen Ländern in sein Reich, die er fürstlich belohnte; er ließ die Werke der vorzüglichsten griech., syrischen und altpers. oder Pehlwi-Schriftsteller ins Arabische übersetzen und diese Übersetzungen durch zahlreiche Abschriften verbreiten. Al-Mamun, der 813—833 regierte, bot dem griech. Kaiser 100 Ctr. Gold und einen beständigen Frieden an, wenn er ihm den Philosophen Leo nur auf einige Zeit zu seinem Unterricht überlassen wollte. Vgl. Wenrich, „De auctorum graecorum versionibus syriacis, arabicis etc." (Lpz. 1842). Unter Al-Mamun's Regierung wurden treffliche Schulen zu Bagdad, Basra, Bokhara und Kufa, und große Bibliotheken zu Alexandria, Bagdad und Kairo angelegt. Sein Nachfolger, Motasem, gest. 841, wirkte in gleichem Sinne und Geiste, und mit der Dynastie der Abbassiden in Bagdad wetteiferte die Dynastie der Ommajjaden in Spanien. Was Bagdad für Asien, das war die hohe Schule zu Cordova für Europa, wo überhaupt im 10. Jahrh. die Araber die Stütze der Literatur wurden. Zu einer Zeit, wo gelehrte Kenntnisse fast nirgends eine bleibende Stätte und Ermunterung fanden, waren es die Araber, die sich mit Aufsammlung derselben beschäftigten und sie in drei Welttheilen verbreiteten. Aus Frankreich und den andern europ. Ländern ging man zu Anfang des 10. Jahrh. nach Spanien, um hier bei den Arabern hauptsächlich Mathematik und Medicin zu studiren. So unter Andern Gerbert, der später als Sylvester II. den päpstlichen Stuhl bestieg. Außer Cordova begründeten die Araber in Spanien noch 14 Akademien, viele Elementar- und höhere Schulen; auch errichteten sie hier fünf sehr bedeutende öffentliche Bibliotheken, wie denn die des Khalifen Hakem über 600000 Bände enthalten haben soll. So schnelle Fortschritte machte diese kaum anderthalb Jahrhunderte vorher auf den Koran, auf Poesie und Beredtsamkeit eingeschränkte Nation, seitdem sie mit der Wissenschaft der Griechen sich befreundet hatte. Vgl. Haneberg, „Über die höhern Unterrichtsanstalten der Araber" (Münch. 1851).

Ausgezeichnete Verdienste haben sich die Araber um Geographie, Geschichte, Philosophie, Medicin, Physik, Mathematik, namentlich um die Arithmetik, Geometrie und Astronomie erworben, und mehre arab. Kunstwörter, z. B. Algebra, Alkohol, Azimuth, Zenith, Nadir u. s. w., der größte Theil der Sternnamen, ja selbst die Zahlzeichen, welche wir von ihnen annahmen, ob-

gleich eigentlich indischen Ursprungs, zeugen noch von ihrem Einfluß auf die geistige Bildung Europas. Die Geographie verdankt ihnen im Mittelalter das Meiste. Vorzüglich erweiterten sie in Afrika und Asien die Grenzen der bekannten Welt. In der nördlichen Hälfte von Afrika drangen sie bis an den Niger vor, westlich kamen sie an den Senegal, östlich bis zum Cap Corrientes. Schon sehr früh mußten, auf Befehl der Khalifen, die ausgesandten Feldherren die bezwungenen Länder geographisch verzeichnen. Asien war ihnen größtentheils bekannt. Sie erweiterten die Kenntniß von ihrem eigenen Vaterlande Arabien, von Syrien und Persien und verschafften wenigstens einige Aufklärung über die Große Tatarei, das südliche Rußland, China und Hindostan. Als geographische Schriftsteller zeichneten sich aus: Ibn-Khordadbeh, El-Iſtakhri („Liber climatum", herausgeg. von Möller, Gotha 1839; deutsch von Mordtmann, Hamb. 1845), Abu-Ishak-al-Faresi, Ibn-Haukal, um 815 (das „Irak", herausgeg. von Uylenbrock, Leyd. 1822), El-Edrisi, 1150 (arab., Rom 1592; franz. von Jaubert, 2 Bde., Par. 1836), Omar-Ibn-al-Wardi (arab. und lat. von Hylander, Lund 1824; von Tornberg, 2 Bde., Upſ. 1835), Jakuti, gest. 1249, der noch nicht herausgegebene, aber wichtigste Schriftsteller in diesem Gebiete, ferner Al-Osyuti, Abulfeda (s. d.), Kaswini („Kosmographie", herausgeg. von Wüstenfeld, 2 Bde., Gött. 1848) u. A. Vieles, was die bekanntesten unter ihnen, z. B. Abulfeda und Edrisi, berichten, ist noch jetzt brauchbar und in historisch-geographischer Hinsicht wichtig. Wichtiger noch als die geographischen Lehrbücher sind für uns die Beschreibungen, welche Araber von den Ländern, die sie besuchten, lieferten. So Al-Hassan-ben-Mohammed-al-Wasan aus Cordova, bekannter unter dem Namen Leo Africanus, der im 15. Jahrh. Asien und Afrika, Mohammed-ibn-Batuta (übersetzt von Moura, Lissab. 1840), der im 13. Jahrh. Afrika, Indien, China, Rußland u. s. w., und Ibn-Foslan (herausgeg. von Frähn, Petersb. 1823), der Rußland im 9. Jahrh. durchwanderte. Ebenso sind zu erwähnen: Der Reisende Ibn-Djobair im 12. Jahrh. („Voyage en Sicile", arab. und lat. von Amari, Par. 1846); der Astronom Albiruni, aus dem 11. Jahrh., der ein ausgezeichnetes Werk über Indien verfaßte („Fragments arabes relatifs à l'Inde", herausgeg. von Reinaud, Par. 1845), dann zwei anonyme Reisende, die im 9. Jahrh. Indien und China besuchten („Relation des voyages faits dans l'Inde et à la Chine", arab. u. franz. von Reinaud, 2 Bde., Paris 1845), und noch viele Andere.

Auch die Geschichte fand seit dem 8. Jahrh. unter den Arabern viele Bearbeiter; doch sind deren Werke noch lange nicht wie sie es verdienen benutzt. Der älteste Historiker der Araber, den wir kennen, ist Hescham-ben-Mohammed-al-Kelbi, gest. 819. In demselben Jahrh. lebten Ibn-Kotaiba, Abu-Obaida, Al-Wakedi, Al-Baladsori und Asraki. Seit dem Anfang des 10. Jahrh. wurde die Geschichte ein Lieblingsstudium der Araber. Masudi („Historical encyclopaedia, entitled meadows of gold and mines of gems", engl. von Sprenger, Bd. 1, Lond. 1841), Tabari („Annales", herausgeg. von Kosegarten, Greifsw. 1831), Hamza aus Isfahan (arab. und lat. von Gottwald, 2 Bde., Lpz. 1844) und der christliche Patriarch Eutychius von Alexandrien („Annales", herausgeg. von Pococke, 2 Bde., Orf. 1658) waren die Ersten, welche Universalgeschichten verfaßten. Hierin folgte ihnen Abulfaradsch (s. d.) und Georg Elmakin („Historia saracenica", herausgegeben von Erpen (Leyd. 1625), beide Christen; ferner Ibn-al-Amid, Ibn-al-Athir, Mohammed-Hemavi, Abulfeda (s. d.), Nuvairi („Histoire de Sicile sous le gouvernement des Arabes", franz. von Caussin, Par. 1802), Dschelal-eddin, Soyuti, Ibn-Schohna, Abul-Abbas, Ahmed-al-Dimeschki u. A. Die Abschnitte der arab. Historiker über die Kreuzzüge werden im Original und franz. Übersetzung von Reinaud, im Auftrage der Französischen Akademie herausgegeben. Über die Geschichte der Araber in Spanien schrieb Abul-Kasem aus Cordova, gest. 1139, Temimi, Ibn-Khatib, Ibn-Alabar, Ahmed-ben-Yahya-al-Dhobi, Ahmed-al-Mokri (engl. von Gayangos, 2 Bde., Lond. 1841), Abu-Mohammed-Assaleth (portug. von Moura, Lissab. 1840), Ibn-Abdari (herausgeg. von Dozy, Leyd. 1849) u. A. Die Geschichte der arab. Dynastien in Mauritanien bearbeiteten Ibn-Abi-Zer („Annales regum mauritaniae", arab. und lat. von Tornberg, 2 Bde., Upſ. 1843; deutsch von Dombay, 2 Bde., Agram 1793) und Ben-Abil-Raini („Histoire de l'Afrique", übersetzt durch Pellisier und Rémusat, Paris 1845) u. s. w. Von Kotb-eddin besitzen wir eine Geschichte von Mekka, von Kemaleddin eine Chronik von Aleppo. Ibn-Khallikan („Vie des hommes illustres", herausgeg. durch M'Guckin de Slane, 2 Bde., Par. 1838; engl. von demselben, 3 Bde., Lond. 1842), Ibn-Abi-Osaiba, Dsahebi („Liber classium virorum", herausgeg. von Wüstenfeld, Gött. 1833), Abu-Zakariya-el-Navavi (herausg. von Wüstenfeld, Gött. 1842) u. A. verfaßten biographische Wörterbücher. Abdollatif (s. d.), Makrizi („Histoire des sultans Mamlouks de l'Égypte", über-

setzt von Quatremère, 2 Bde., Par. 1837; „Geschichte der Kopten", arab. und deutsch von Wüstenfeld, Gött. 1846), Schehabeddin-ben-Abi-Hidschla, Marai-ben-Jussuf-al-Hanbali, Dschemaleddin-Yussuf-ben-Tagri-Bardi, Mohammed-ben-al-Moti und Ibn-Omar („Chronik der Bahridischen Mamluken-Sultane", herausgeg. von Meursinge, Leyd. 1846) schrieben Specialwerke über Geschichte von Ägypten. Bohaeddin (herausgeg. von Schultens, Leyd. 1755) und Emadeddin lieferten Biographien Saladin's. Ibn-Arabschah beschrieb die Thaten des Timur (herausgeg. von Manger, 2 Bde., Leuwarden 1767, und zu Kalk. 1812), und Otbi das Leben des Mohammed von Ghazna (herausgeg. von Sprenger, Delhi 1847). Von Ibn-Khaldun ist eine in wahrem philosophischen Geiste gehaltene Einleitung in das Studium der Geschichte und Politik vorhanden, die Quatremère herausgibt, und eine Geschichte der Berbern (herausgeg. von M' Guckin de Slane, Algier 1847). Hadschi-Khalfa verfaßte ein encyklopädisch-bibliographisches Werk über die Literatur der Araber, Perser und Türken (herausgeg. von Flügel Bd. 1—5, Lond. 1835—50), das nach seinem systematischen Theile Hammer in der „Encyklopädischen Übersicht der Wissenschaften des Orients" (2 Bde., Lpz. 1804) bearbeitete. Der Stil der meisten arab. Historiker ist einfach und ungeschmückt.

Die Theologie, welche in inniger Verbindung mit der Rechtsgelehrsamkeit steht, weil beide auf Einem Grunde, dem Koran, ruhen, bildet den bedeutendsten Theil des öffentlichen Unterrichts. Übersichten geben El-Senûsi's „Begriffsentwickelung des mohammedanischen Glaubensbekenntnisses" (arab. und deutsch von Wolff, Lpz. 1848), und die „Stationen" des Idschi herausgeg. von Sörensen, Lpz. 1848). Erst unter den ommajjadischen Khalifen fingen die Speculationen über den Inhalt des Koran an, und als nachher die Aristotelische Philosophie bekannt wurde, und man diese auf die Religion anzuwenden begann, so entstanden bald mehre Sekten, von denen 4 als rechtgläubig, 72 aber als ketzerisch angesehen werden, und deren verschiedene Meinungen Scharistani in seinem Werke über die Religionen (herausgeg. von Cureton, Lond. 1842; deutsch von Haarbrücker, Halle 1850) auseinandersetzte. Jene vier orthodoxen Sekten sind die Hanefiten, welche zwar die Tradition nicht verwerfen, aber Vernunftgründe ihr vorziehen; die Schafiten, die den Gebrauch der Vernunft und der Philosophie ganz verwerfen; die Kambaliten und die Malechiten, die den Gebrauch der Philosophie nur dann zulassen, wenn gar keine Tradition vorhanden ist. Die Tradition oder Sunna überliefert die Reden und Thaten des Mohammed und ist, bei aller Pedanterie in ihren einzelnen Bestimmungen, doch ihrem Kerne nach beiweitem dem Koran vorzuziehen. Die von Bochari gesammelten Überlieferungen werden am meisten geschätzt. Ein ähnliches Werk ist „Mischkat al Masabich" (engl. von Mathews, Kalk. 1809). Unter den theologisch-juridischen Disciplinen steht die Exegetik des Koran oben an. Die berühmtesten Exegeten sind Samakhschari und Baidhawi (herausgegeben von Fleischer, 2 Bde., Lpz. 1844). Eine sehr berühmte Dogmatik schrieb Omar-al-Nasafi im 12. Jahrh., das geschätzteste Gesetzbuch Scheikh Ibrahim aus Aleppo im 16. Jahrh. Beide Werke übersetzte Mouradgea d'Ohsson in seinem „Tableau général de l'Empire ottoman" (2 Bde., Par. 1787). Das mohammedan. Recht erläutern noch die Hedaya (4 Bde., Kalk. 1830; engl. von Hamilton, 4 Bde., Leipz. 1791) mit den Commentaren Inaya und Kafiya, und die Aussprüche oder Fetwas berühmter Juristen, von denen die „Fatawa Alemgiri" (6 Bde., Kalk. 1829), die „Fatawa Hamadani" (2 Bde., Kalk. 1832) und viele Andere in Konstantinopel erschienen sind. Eine Chrestomathie juristischer Beweisstellen gab Macnaghten in den „Principles of muhamedan law" (Kalk. 1825). Die Eroberung Algiers hat die Franzosen nothwendig auf das Studium des mohammedanischen Rechts geführt. In Folge dessen sind auch schon mehre wichtige Werke auf diesem Gebiete erschienen, z. B. „Précis de jurisprudence musulmane, selon le rite Maléchite, par Khalil-Ibn-Ishak" (franz. von Perron, 2 Bde., Par. 1848); Du Couroy, „Législation musulmane sunnite, rite Hanéfi" (Par. 1848), u. s. w.

Die Philosophie der Araber, welche sich zum Koran, wie die christliche Scholastik zur Bibel verhält, war griech. Ursprungs. Sie hielt sich hauptsächlich an Aristoteles, der durch sie auch in Spanien, und von da im ganzen westlichen Europa bekannt wurde; denn aus dem Arabischen übersetzte man ihn in die lat. Sprache. Doch kannten die Araber selbst den Aristoteles, den sie auf neuplatonische Weise auffaßten, nur aus den unter den Abbassiden gemachten Übersetzungen. Ganz vorzügliche Aufmerksamkeit wendeten sie auf Dialektik und Metaphysik. Von ihren philosophischen Schriftstellern sind zu bemerken: Alkendi aus Basra, um 800; Alfarabi, der um 954 über die Principien schrieb; Avicenna (s. d.), gest. 1036, der außer andern philosophischen Schriften, einer Logik, Physik und Metaphysik, einen Commentar zu des Aristoteles Werken verfaßte; Ibn-Yahya, der sich als Selbstdenker auszeichnete; Algazali, gest. 1111, der eine „Niederri

fung aller heidnischen, philosophischen Systeme" schrieb; Abubekr-ibn-Thophail, gest. 1190, der in seinem philosophischen Roman „Hai-ebn-Yokdan" (herausgeg. von Pococke, Orf. 1671) die Entwickelung des Menschen aus der Thierheit lehrte, und sein Schüler Averrhoes (s. d.) besonders hochgeachtet als Erklärer des Aristoteles. Vgl. Schmölders, „Sur les écoles philosophiques chez les Arabes etc." (Par. 1842); Ritter, „Über unsere Kenntniß der arab. Philosophie" (Gött. 1844).

Viele berühmte Philosophen waren zugleich Ärzte, und unleugbar haben die Araber, nächst der Erdkunde, in der Medicin das Bedeutendste geleistet, wie ihnen denn auch das Verdienst gebührt, die wissenschaftliche Medicin im Mittelalter erhalten und das Studium derselben in Europa wieder belebt zu haben. Zu Dschondisabur, Bagdad, Isfahan, Firuzabad, Bokhara, Kufa, Basra, Alexandria und Cordova wurden vom 8. bis zum 11. Jahrh. medicinische Lehranstalten errichtet, und bei dem eifrigen Studium, das man der Medicin widmete, konnte es, obschon man im Wesentlichen sich auch hier an die Griechen hielt, an bedeutenden Fortschritten nicht fehlen. Die Anatomie konnte freilich nichts durch die Araber gewinnen, weil der Koran Zergliederungen untersagte, desto mehr aber gewann die Arzneimittellehre, da sie eifrig Botanik studirten, wie auch Chemie, die, wenn sie nicht als deren Erfinder betrachtet werden können, wenigstens vielfach durch sie gefördert wurde. Auch die Nosologie verdankt ihnen manche Fortschritte. Zu den berühmtesten medicinischen Schriftstellern gehören: Aharun, der zunächst die Pocken beschrieb, Jahia-ben-Serapion, Jakob-ben-Ishak-Alkendi, Johannes Mesve, Rhazes („Abhandlung über die Pocken und Masern", engl. von Greenhill, Lond. 1848), Ali-ben-Abbas, Avicenna, der Herausgeber des Kanon der Medicin, das lange Zeit als das einzige Handbuch galt, Ishak-ben-Soleiman, Abulkasem (s. d.), Ibn-Sohar, Averrhoes (s. d.), der Verfasser eines dialektischen Systems der ganzen Medicin, Ali-ben-Isa („Über die Augenkrankheiten", arab. und lat. von Hille, Dresd. 1845), und Ibn-ul-Nafis („System der Medicin, nebst Commentar", 2 Bde., Kalk. 1828). Vgl. Wüstenfeld, „Geschichte der arab. Ärzte und Naturforscher" (Gött. 1840). Über Naturgeschichte schrieben Damiri, Ibn-Baitar („Zusammenstellung der bekannten einfachen Heil- und Nahrungsmittel", deutsch von Sontheimer, Stuttg. 1840) und Kazwini; über den Ackerbau Abu-Zakarya aus Sevilla („Libro de agricultura", span. von Banqueri, 2 Bde., Madr. 1802). Wenn die Physik bei den Arabern weniger gewann, so liegt die Ursache in der Art der Behandlung; denn um die Aristotelischen Principien mit der Verhängnißlehre des Korans leichter vereinigen zu können, bearbeitete man die Physik metaphysisch.

Sehr Bedeutendes leisteten die Araber in der Mathematik, welche von ihnen, auf einfachere Grundsätze zurückgeführt, vielfach bereichert und weiter verbreitet wurde. In der Arithmetik führten sie den Gebrauch der Ziffern und das Hinaufsteigen in zehnfacher Proportion ein, in der Trigonometrie die Sinus statt der Chorden. Sie vereinfachten die trigonometrischen Operationen der Griechen und erweiterten die gemeinnützigere Anwendung der Algebra. Um letztere erwarben sich Mohammed-ben-Musa („Algebra", arab. und engl. von Rosen, Lond. 1830) und Thabet-ben-Korrah besondere Verdienste. Alzahan schrieb über die Optik; Nassireddin übersetzte die „Elemente" des Euklides; Dscheber-ben-Afla lieferte einen Commentar über des Ptolomäus „Trigonometrie" u. s. w. Vorzüglich wurde die Astronomie bearbeitet, für welche zu Bagdad und Cordova berühmte Schulen und Sternwarten errichtet waren. Schon 812 hatte Alhazen und Sergius des Ptolemäus „Almagest", dieses erste vollständige Lehrgebäude der Astronomie, ins Arabische übersetzt, woraus Alfargani 833 und später Averrhoes Auszüge lieferten. Albaten beobachtete im 10. Jahrh. das Fortrücken der Apsidenlinie der Erdbahn, Mohammed-ben-Dscheber-al-Batani die Schiefe der Ekliptik; Alpetragius schrieb eine Theorie der Planeten und Abul-Hassan-Ali über die astronomischen Instrumente (arab. u. franz. von Sedillot, 2 Bde., Par. 1842). Die Geographie wurde mit der Mathematik und Astronomie in Verbindung gebracht und systematisch bearbeitet, so von Abulfeda u. A. Eigenthümlich sind den Arabern die Eintheilung der Erde in sieben Klimate, viele geographische Maße u. dgl.

Bei diesen Fortschritten in den strengern Wissenschaften blühte der arab. Geist auch fortwährend in der Poesie. Zahlreiche Dichter gab es in allen Ländern der arab. Welt, obschon sich zur Zeit der politischen und wissenschaftlichen Blüte die Poesie künstlicher gestaltete. Auszeichnung verdienen Motenebbi (s. d.), Abul-Ala, Omar-ben-Faredh, Tograi (herausgeg. von Pococke, Orf. 1661 und öfter) und Ibn-Doreid (herausgeg. von Haitsma, Leuwarden 1773 und öfter) durch ihre zarten Idyllen, Busiri durch sein Lobgedicht auf Mohammed (herausgeg. von Rosenzweig, Wien 1824), Hamadâni als Begründer der Kunstform der Makamen, die Hariri (s. d.) zur höchsten Vollendung brachte, Ibn-Arabschah wegen seiner Erzählungen (herausgeg. von

Freytag, Bonn 1832), Azzeddin durch sein sinnreiches allegorisches Gedicht: „Die Vögel und die Blumen" (arab. und franz. von Garcin de Tassy, Par. 1841; deutsch von Peiper in seinen „Stimmen aus dem Morgenlande", Lpz. 1850) u. s. w. Auch an Romanen und Märchensammlungen, wie die „Tausend und eine Nacht" (s. d.), die „Thaten Antar's" (s. d.), die „Thaten der Kämpfer" (Siret el modschâheddin), die „Thaten des Helden" (Siret el behluwân) ist die arab. Literatur reich. Überhaupt gibt es, die dramatische ausgenommen, keine Gattung der Poesie, in welcher die Araber sich nicht versucht hätten. Schon dieser Reichthum und diese Universalität der arab. Literatur trug dazu bei, daß sie eine mächtige Einwirkung auf die neueuropäische Poesie gewann. Namentlich ist es die Welt der Märchen mit ihren Feen und Zaubergestalten, welche in die abendländische Poesie geradezu übergegangen ist. Selbst einige der im Mittelalter am weitesten verbreiteten Volksbücher, wie „Die sieben weisen Meister", die Fabeln des Bidpai (s. d.), sind durch arab. Vermittelung uns zugeführt worden. Die Araber erhielten diese Stoffe aus Persien, während sie aus dem Griechischen Fabeln übersetzten, die sie dem Lokman (s. d.) beilegten.

So reich sich indessen das geistige Leben der Araber während des Mittelalters nach allen Seiten hin entwickelte, so dürftig ist das Bild, das uns die letzten Jahrhunderte und die Gegenwart bieten. Der brutale Fanatismus der Türken hat die letzten Blüten des Orients geknickt; in Stumpfsinn und Trägheit versunken, erwartet das Morgenland in apathischer Resignation seine Erlösung und Rückkehr zu freierm höhern Dasein. Die Literatur bietet jetzt keine beachtungswerthen Erscheinungen mehr dar. Die Gelehrsamkeit besteht ausschließlich aus Commentaren und Scholien, aus scholastischen Untersuchungen über Gegenstände der Dogmatik und Jurisprudenz, und aus grammatischen Arbeiten über die alte Sprache, die immer spitzfindiger und unerquicklicher werden. Unter den neuesten Autoren, die aber bereits unter der Einwirkung europ. Bildung gedichtet und geschrieben haben, sind zu erwähnen: Michael Sabbagh aus Syrien („La colombe messagère", arab. und franz., Par. 1805), der Scheikh Refaa aus Kairo („Die zerbrochene Leier", Par. 1827; „Sitten und Gebräuche der Europäer", Kairo 1834; „Reise in Frankreich", Kairo 1825), und Nasif-Effendi aus Beirut, der zu Sacy's Ausgabe des Hariri kritische Bemerkungen schrieb („Epistola critica", arab. und lat. von Mehren, Lpz. 1848) und diese Kunstform glücklich nachgeahmt hat. Auch die eigentliche Volkspoesie bietet wenig Ergebnisse. Einzelne Proben gaben Burckhardt („Arabian proverbs", Lond. 1830), Lane (in seinem „Modern Egypt") und der Reisende Wallin. Noch muß bemerkt werden, daß man unter arabischer Literatur gewöhnlich nur die der mohammedanischen Araber versteht; es gibt aber auch eine christlich-arabische Literatur, die allerdings jener an Umfang und Gehalt bedeutend nachsteht. Zwar finden wir einige christliche Historiker, deren Werke von Werth sind, wie Eutychius, Elmakin, Abulfaradsch, den Reisenden Makarius; das Meiste aber ist kirchlichen Inhalts. Die von Christen gemachten Übersetzungen des Alten Testaments sind nicht aus dem Hebräischen, sondern aus dem Griechischen oder Lateinischen verfertigt worden. Auch die spanischen Juden bedienten sich im Mittelalter häufig der arabischen Sprache für ihre gelehrten Arbeiten, und einige der bedeutendsten Werke des Maimonides, Saadia u. A. sind ursprünglich arabisch geschrieben worden.

Die arabische Sprache gehört zu den sogenannten semitischen Mundarten, unter denen sie sich durch Alterthum, Reichthum und Geschmeidigkeit auszeichnet. Sie zerfällt in zwei wesentlich voneinander geschiedene Dialekte, in den nördlichen, der durch den Koran allgemein herrschende Bücher- und Umgangssprache in der gesammten Ausdehnung des arab. Reichs wurde, und in den südlichen oder himjaritischen, der aber bis jetzt nur aus wenigen Inschriften und sonstigen Sprachproben bekannt, wahrscheinlich aber die Quelle der äthiop. Sprache und Schrift ist. Vgl. Gesenius und Rödiger, „Über die himjaritische Sprache und Schrift" (Halle 1841). Der älteste Grammatiker, der schon unter dem vierten Khalifen Ali blühte, ist Abul-Aswad-al-Duli. Unter den nachfolgenden Grammatikern sind zu erwähnen: Sibawaih, Ibn-Malek („Alfiya", arab. herausgeg. von Sacy, Par. 1833, und zu Kairo gedruckt), Samakhschari, Ibn-Hescham, Ibn-Doraid, Motarrezi, Tebrizi, Baidhawi, Hariri, Ibn-Hadschib („Kâfiya", Rom 1592, und öfter zu Konstantinopel), Al-Sanhedschi („Aladschrumiye", Rom 1592; arab. und lat. von Erpen, Leyd. 1617; arab. und franz. von Vaucelle, Par. 1834, und von Bresnier, Algier 1846) u. A. Vgl. Sacy, „Anthologie grammaticale arabe" (Par. 1829). Khalil-ben-Ahmed-al-Ferahidi aus Basra brachte zuerst die Prosodie und Metrik der arab. Dichter in ein System. Al-Dschauhari, gest. 1009, trug ein Wörterbuch der reinen arab. Sprache zusammen, welches er „Al-Sihah", die Reinheit, nannte und das noch jetzt sehr geschätzt wird (türk. Über-

..ung von Ban-Kuli, 2 Bde., Konstant. 1728 und öfter; pers. Übersetzung Kalk. 1812 und öfter). Mahammed-ben-Jakub-al-Firuzabadi, gest. 1414, verfaßte einen Thesaurus der arab. Sprache unter dem Titel „Al-Kamus", d. i. der Ocean, das beste arab. Wörterbuch, das man besitzt (2 Bde., Kalk. 1817), und welches daher auch ins Türkische und Persische (3 Bde., Konstant. 1818; 4 Bde., Kalk. 1840) übersetzt worden ist. Die Kunstausdrücke der Künste und Wissenschaften erklärte alphabetisch Dschordschani („Definitiones", herausgeg. von Flügel Lpz. 1845); die speciellen Wörter der Sufis Abd-ur-Razak (herausgeg. von Sprenger, Kalk. 1845). Die zahlreichen Sprüchwörter sammelte Meidani (herausgeg. von Freytag, 2 Bde., Bonn 1838).

Durch den Übergang der Araber nach Sicilien und Spanien ward die arab. Sprache in Europa bekannt. Ungeachtet sie aber manche Spuren ihres Einflusses in den Sprachen jener Länder hinterlassen hat, so ging doch ihre Kenntniß nach Vertreibung der Mauren den Europäern meist verloren. Postel (1538) weckte das gelehrte Studium derselben von neuem in Frankreich und Spey (1583) in Deutschland. Mit großem Eifer ward es seit dem 17. Jahrh. zuerst in den Niederlanden und seitdem auch in Deutschland, Frankreich und England getrieben. Sprachlehren lieferten, auf die arab. Grammatiker sich stützend, Martelotti (1620) und Guadagnoli (1642); nach bequemerer Methode van Erpen (1613), besonders aber Sacy (1831), Lumsden (1813), Ewald (1631), Roorda (1835), Petermann (1839) und Caspari (1848). Wörterbücher schrieben Golius (1653), Giggeji (1632), Castelli (1669), Meninski (1660), Wilmet (1784), Freytag (1830) und Kazimirski (1848). Die besondern Namen für Kleidungsstücke behandelte speziell Dozy (1845). Einen wahren Thesaurus der arab. Sprache bearbeitet, auf das reichste Material gestützt, Lane. Chrestomathien verfaßten Jahn (1802), Sacy (1826), Kosegarten (1828), Grangeret de Lagrange (1828), der Scheikh Achmed-al-Yemini unter dem Titel: „Nafhat ul Yemen" (Kalk. 1811) und „Hadikat ul Afrah" (Kalk. 1818) u. A. Die Metrik bearbeiteten Freytag (1831) und Ewald (1825), die Rhetorik und Poetik Garcin de Tassy (1846). Die Kenntniß des Neuarabischen, wie es jetzt in Syrien, Ägypten und der Nordküste von Afrika gesprochen wird, förderten durch Grammatiken Caňes (1775), Caussin de Perceval (1843), und der Scheikh Altantawi („Traité de la langue arabe vulgaire", Lpz. 1848); durch Wörterbücher Dominicus Germanicus de Silesia (1636), Caňes (1781), Elious Bokhtor (1848), Berggren („Guide français-arabe vulgaire des voyageurs", Upsala 1844.) u. A. Die Eroberung Algiers hat eine wahre Flut von grammatischen und lexikalischen Arbeiten über den dortigen Dialekt des Arabischen hervorgerufen. Besondere Erwähnung verdienen: Bresnier („Chrestomathie arabe vulgaire", Algier 1845; „Leçons de langue arabe", Par. 1846), Bellamare („Grammaire arabe", Par. 1850), Roland de Bussy („Dictionnaire français-arabe", Algier 1846), Bled de Braine, Hélot, Cherbonneau u. A. Die größten Sammlungen arab. Manuscripte finden sich in Madrid, Rom, Paris, Leyden, Oxford, London, Gotha, Wien, Berlin, Kopenhagen, Lund, Upsala und Petersburg. Doch fehlt es noch an genügenden Katalogen über alle diese Sammlungen. Eine Geschichte der arab. Literatur nach allen Seiten ihrer Entwickelung bearbeitet v. Hammer. Eine ziemlich vollständige Übersicht des bis jetzt im Druck Erschienenen gibt Zenker in seiner „Bibliotheca orientalis" (Lpz. 1846). Eine gleiche Übersicht alles Dessen, was über A. im weitesten Sinne des Worts geschrieben worden, gewährt die „Bibliothèque de Silvestre de Sacy" (3 Bde., Par. 1842—47).

Die arabische Schrift, welche, wie alle semitischen Schriften, von der Rechten zur Linken gelesen wird, ist der altsyrischen Schrift Estrangelo entlehnt, und wurde zur Zeit des Mohammed, wahrscheinlich durch christliche Missionare, in A. eingeführt. In ihrer ältesten Form nennt man sie Kufisch, nach der Stadt Kufa am Euphrat, wo man sich vorzugsweise mit dem Abschreiben des Koran beschäftigte. Dieser Schriftzug ist sehr roh und plump, und unterscheidet nur 16 Consonanten von den 28 des arab. Alphabets durch besondere Zeichen. Die Schrift erhielt sich trotzdem gegen 300 J., wurde dann aber durch die Neskhischrift ersetzt, deren man sich noch jetzt allgemein bedient, und in welcher die ähnlichen Consonantenzeichen durch Punkte unterschieden und die Vocale durch Striche über und unter der Linie bezeichnet werden. Doch läßt man die letztern in den Handschriften fast immer weg, und theils aus Bequemlichkeit, theils aus Unwissenheit findet dies leider auch in den meisten gedruckten Ausgaben arab. Bücher statt. Mit dem Mohammedanismus drang auch die arab. Schrift überall hin: sie gehört nebst der lat. Schrift zu den am weitesten verbreiteten Schriftarten auf der Erde. Vgl. die paläographischen Schriften von Kopp, und Möller's „Orientalische Paläographie" (Eisl. 1844). Besondere Aufmerksamkeit verdienen auch die Überreste der arab. Baukunst in Spanien und Afrika. Den Stil derselben studirte der franz. Architekt Coste, der sich seit 1818 besonders in Kairo und in Alexandrien aufhielt

und die Resultate seiner Forschungen in dem Werke „Architecture arabe ou monuments du Caire" (Par. 1823, mit 74 Kpfrn.) niederlegte. Zur genauern Kenntniß der arab.-span. Architektur dienen noch die Prachtwerke von Murphy, „Arabian antiquities of Spain" (Lond. 1816), Lozano, „Antiguedades arabes de España" (Madr. 1804), Gourg und Jones, „Alhambra" (Lond. 1836), und besonders die Werke von Girault de Prangey, „Souvenirs de Grenade et de l'Alhambra" (Par. 1837); „Monuments arabes et moresques de Cordove" (Par. 1840) und „Essai sur l'architecture des Arabes et des Mores en Espagne" (Par. 1841). Über die Musik der Araber schrieb Kiesewetter, „Die Musik der Araber" (Lpz. 1842), und Kosegarten nach den Theorien der einheimischen Musiker im „Kitab-al-âghani".

Arabischer Meerbusen, s. Rothes Meer.

Arabische Ziffern nennt man unsere zehn Zahlzeichen (mit Einrechnung der Null), mittels deren man, in Gemäßheit unsers Verfahrens, wonach jede Ziffer außer ihrem absoluten Werth noch einen relativen, von ihrer Stelle abhängigen hat, alle nur denkbaren Zahlen, die kleinsten wie die größten, zu schreiben im Stande ist. Im Grunde sollte man jedoch diese Ziffern vielmehr als indische bezeichnen, denn die Indier haben schon in uralter Zeit unsere jetzigen Zahlen gebraucht, und erst von ihnen haben die Araber sie erhalten. Auch wurde schon bei Einführung unserer Ziffern in Europa ihr indischer Ursprung als ausgemacht angenommen. Ihren Weg in die Abendländer fanden die indischen Zahlen höchst wahrscheinlich durch einen arabischen Astronomen, der sich lange in Indien aufhielt, Namens Rihan-Mohammed-ebn-Achmed-Albiruni. Die Araber aber brachten, nach der gewöhnlichen Annahme, die Zahlen nach Spanien, wo der gelehrte Franzose Gerbert (der nachherige Papst Sylvester II.) sie wahrscheinlich schon im 10. Jahrh. von ihnen lernte. Doch nur sehr langsam kamen die Zeichen in Gebrauch. Noch am Ende des 12. Jahrh. waren die indischen oder arabischen Zahlen selbst unter den Kaufleuten noch lange nicht allgemein gebräuchlich. In öffentlichen Inschriften kommen die arabischen Ziffern erst vom 14. Jahrh., in Urkunden aber sehr selten vor dem 15. Jahrh. vor.

Aracan ist der Name eines Landes auf der Halbinsel jenseit des Ganges, welches die Birmanen im Frieden zu Yandabu (1826) an die Engländer abtreten mußten. Es erstreckt sich jetzt von der Mündung des Naffflusses (21° 10′) bis herab zum Vorgebirge Negrais (16° 2′ n. Br.). Die Gebirgskette Yuma oder Yomu, welche in gerader Richtung von N. nach S. läuft, begrenzt A. im O. und das Meer im W. Die Eingeborenen nennen das Land Rachaing, wovon der Name Aracan bei den Fremden. Man unterscheidet zwischen der Provinz und dem Reiche A., welches in frühern Zeiten eine große Ausdehnnug hatte. Es gehörten hierzu Dschittagong, Dakka und andere Theile Bengalens. A. ist in seiner ganzen Breite, die vom Meere bis zum Gebirge ungefähr 100 engl. M. belaufen mag, mit dichten Waldungen und Moorgebüsch umwachsen. Es wird in dem Maße von Flüssen, Bächen, Buchten und Seen durchschnitten, daß die Landverbindung allenthalben unterbrochen ist, und man nur zu Schiffe von einem Orte zum andern gelangen kann. Diese oceanische Beschaffenheit des Landes ist dem Reisbau in hohem Grade günstig. Reis und Salz waren und sind noch die vorzüglichsten Gegenstände der Ausfuhr. Die Indigopflanze wird hier in wildem Zustande gefunden, sowie eine Menge tropische Fruchtbäume. Die dichten Teckwaldungen wurden in den letzten Jahren zum Behufe des Schiffbaus gelichtet. Die Bewohner gehören zum Myamma oder birmanischen Volke und werden von den benachbarten Bengalesen Mugh oder richtiger Magh genannt. Es sind Leute mittlerer Größe, von starkem Knochenbau, breitem Gesichte und hervorstehenden Backenknochen, platter Nase und schiefliegenden Augen. Sie bilden eine Abtheilung der chinesisch-mongolischen Race und bekennen sich ebenfalls zum Buddhismus. Doch findet man auch eine Anzahl Mohammedaner unter ihnen. A. wurde 1784 von den Birmanen erobert, welche dadurch Grenznachbarn des angloindischen Reichs wurden. Die barbarischen Gebieter schalteten so furchtbar im Lande, daß die Magh in Tausenden über die Grenze flohen, wo sie von den Engländern freundlich aufgenommen wurden. Dies gab Veranlassung zu vielen Verhandlungen und Streitigkeiten und führte endlich zum Kriege, der A. unter die verhältnißmäßig milde Herrschaft der Engländer brachte. Von allen den Ländern, welche Birma abtreten mußte, hat keines in dem Grade zugenommen, wie A. Der Werth der Ausfuhr allein betrug in den letzten Jahren im Durchschnitt 120000 Pf. St. In demselben Grade wie die Ausfuhr vermehrt sich der Anbau des Landes und die Bevölkerung. Im J. 1828 zählte sie blos 100000 Köpfe, 1839 war sie schon auf 250000 gestiegen, namentlich durch Einwanderung. Damals bereits reichten die Einnahmen der Verwaltung zur Deckung der Ausgaben. Im J. 1850 zählte die Bevölkerung 400000 Individuen und die Einnahmen überstiegen die Ausgaben. A. ist auch in politischer

Beziehung von großer Bedeutung; es ist ein Vorposten gegen Awa und Siam, welche von hier aus leicht mit Krieg überzogen werden können. Die Stadt Aracan (20° 30′ n. Br. u. 92° 5′ ö. L. v. Gr.), ehemals blühende Hauptstadt des Reichs, liegt zum großen Theile in Ruinen und hat jetzt nur eine geringe Anzahl Bewohner. Die Aracanesen haben eine selbständige, nach indischem Muster geformte Schrift und Literatur, worunter vorzüglich ihre Zeitbücher, die sogenannten Radsaweng, welche die Geschichte der Könige enthalten, Erwähnung verdienen. Vgl. Paton „Historical and statistical sketch of Aracan" in den „Asiatic researches" (Bd. 16).

Arachis (Arachis hypogaea), auch Erdnuß genannt, ist ein zu der Familie der Leguminosen gehöriges neues Ölgewächs, das in mehren Gegenden der alten und neuen Welt vorkommt, und aus Peru zuerst nach Spanien und dann nach Frankreich verpflanzt wurde. Ihre gelben Blüten ruhen auf langen Blütenstielen, das Fähnchen ist roth geadert. Sobald die Pflanzen verblüht haben, neigen sich die entstehenden Samenkapseln zur Erde und drängen sich später förmlich in dieselbe ein, um sich dort zur Frucht auszubilden und zur Reife zu gelangen. Alle Theile der Pflanzen, welche zu ihrem Fortkommen eines zwar leichten und sandigen, aber doch fruchtbaren und der Mittagssonne ausgesetzten Bodens bedarf, geben ein gutes Viehfutter und der Same ein ganz klares, geruchloses Brenn- und Speiseöl, das dem Olivenöl nicht nachsteht und besonders in Spanien zur Bereitung von Seife, Chokolade u. s. w. benutzt wird. Häufig werden die Samen, welche die Größe einer kleinen Haselnuß haben, gekocht oder geröstet genossen und bilden namentlich in Neuspanien eines der hauptsächlichsten Nahrungsmittel. An einem schützenden Standorte kommt diese nützliche Pflanze schon im mittlern Frankreich im Freien fort. Ihr Aussäen oder Pflanzen erfolgt hier, wenn kein Frost mehr zu erwarten steht; sie wird dann als Hackfrucht behandelt und liefert meist 80—100fältigen Ertrag.

Arachne, d. i. die Spinne, die Tochter des Purpurfärbers Idmon zu Kolophon in Jonien, hatte von Minerva die Kunst des Webens gelernt und unterfing sich, ihrer Lehrerin selbst einen Wettstreit anzubieten. Umsonst warnte sie davor die Göttin in Gestalt einer alten Frau. Der Wettstreit begann, und A. fertigte ein kunstreiches Gewebe, das die Liebesabenteuer der Olympier darstellte. Minerva, darüber erzürnt, zerriß das Gewebe, und als A. in Verzweiflung darüber sich erhing, gab sie ihr zwar das Leben wieder, verwandelte sie aber in eine Spinne. Das Ganze ist eine neuere Mythe.

Arachniden, oder spinnenartige Thiere, bilden die zweite Classe der gegliederten Thiere, und stehen hinsichtlich ihrer Ausbildung zwischen den Classen der Kruster (Krebsthiere) und der Insekten. Mit den erstern haben sie gemein, daß Kopf und Brust in ein Stück (Cephalothorax) verwachsen sind; dagegen unterscheiden sie sich von ihnen durch einfache Augen, Mangel von Fühlern, Lungen oder Luftröhren. Die Insekten sind von ihnen schon äußerlich verschieden durch deutlich getrennten Kopf, Flügel, Fühler u. s. w. Die Arachniden haben Kinnbacken von theilweis sehr complicirter Art, in niedrigern Formen nur Saugrüssel. Sie athmen blos Luft und Wasser, und obgleich mehre im Wasser sich aufhalten, so sind sie den Athmungswerkzeugen nach doch Landthiere. Die Geschlechter sind stets getrennt; die Fortpflanzung geschieht durch zahlreiche Eier, welche von der Mutter meist in ein seidenartiges Gespinnst (Cocon) gehüllt, bisweilen von ihr mit herumgetragen werden bis zur Reife. Ihre Sinne sind sehr scharf und entsprechen der Bestimmung zum Raubthierleben; über Sinn für Musik, den sie geäußert, gibt es manche, wenn auch unverbürgte Anekdoten. Sie haben einfache, aber in Mehrzahl vorhandene Augen, deren relative Stellung zur systematischen Anordnung der Gattungen eine gute Grundlage darbietet. Ein sechster Sinn scheint sich bei den eigentlichen Spinnen in ihrer sehr großen Empfindlichkeit für atmosphärische Zustände darzulegen, daher sie auch seit alten Zeiten als eine Art Wetterpropheten betrachtet worden sind. Réaumur, Lyonnet und in neuern Zeiten Quatremère-Disjonval haben in dieser Beziehung umständliche Untersuchungen angestellt. Mit Ausnahme der niedern Abtheilungen, z. B. der Milben und ähnlicher oft fast mikroskopischer Geschöpfe, sind die Arachniden ungesellige, sich anfeindende, meist im Dunkel lebende Thiere, von sehr räuberischen und grausamen Gewohnheiten, vielem Muth und angemessener Stärke. Die Spinnen im strengen Sinne bilden eine besondere Gruppe der Arachniden, die Skorpione eine andere, die Milben die letzte. Die eigentlichen Spinnen sind keineswegs so giftig, wie gemeiniglich angenommen wird; unter den europäischen ist in solcher Beziehung keine zu fürchten, jedoch beißen die größern empfindlich. In tropischen Ländern gibt es allerdings einige, deren vergiftender Biß schlimme Folgen haben kann. Die Geschichten von der Tarantel Neapels, der Malmignatte Corsicas sind Fabeln. Nicht alle Spinnen weben; die webenden befolgen wiederum die verschiedensten Methoden, bleiben aber in jeder Art sich allezeit hierin gleich. Durch

Vertilgung einer zahllosen Menge von Insekten sind sie von großem Nutzen. Die Spinnenfäden wie Seide zu verwenden hat man sich, nach dem Vorgange des Präsidenten Bon in der „Dissertation sur l'araignée" (Par. 1710), bis jetzt umsonst bemüht. Réaumur fand die Sache im Großen unausführbar; Raym. Maria de Termeyer, ein Spanier, der sich 1777—78 und 1791 mit gleichen Versuchen beschäftigte, erlangte durch Abwindung der Cocons wenigstens so viel Seide, daß er für Karl III. von Spanien Handschuhe u. s. w. weben lassen konnte. Der Engländer Rolt wiederholte diese Versuche später, fand aber, daß das Product einer Seidenraupe demjenigen von 6½ Spinnen gleich ist, und daß die Zucht der Spinnen im Großen durch Nebenumstände unmöglich gemacht werde. Das vollständigste Werk über die Arachniden lieferte Walkenaer in seiner „Histoire naturelle des insectes aptères" (2 Bde., Par. 1837); außerdem vgl. Hahn und Koch, „Die Arachniden" (Bd. 1—16, Nürnb. 1832—47) und Koch und Herrich, „Deutschlands Arachniden u. s. w." (Nürnb. 1835 fg.).

Arachnologie oder Araneologie heißt die Kunst, aus dem Verhalten und dem Gewebe der Spinnen auf die Veränderung der Witterung zu schließen. Andeutungen darüber gibt schon Plinius; vollständig verbreitet sich aber über diesen Gegenstand Quatremère-Disjonval (s. d.) in einer besondern Schrift (Par. 1797). Derselbe hatte während einer achtmonatlichen Gefangenschaft Gelegenheit, die Spinnen zu beobachten und Erfahrungen zu machen, die sich besonders auf das Verhalten der Spinnen zur Temperatur der Luft beziehen. (S. **Spinne.**)

Arad, Stadt Oberungarns, in dem gleichnamigen Comitat, zum Unterschiede von dem im temescher Comitat gelegenen Neu-Arad, auch Alt-Arad (O'Arad, Arado) genannt, liegt am rechten Ufer der Marosch, des nördlichen Zuflusses der Theiß, und zählte vor der magyarischen Revolution gegen 14000 E. Sie ist der Sitz eines griechischen nichtunirten Bischofs, und hat ein Gymnasium und ein walachisches Seminar. Von A. aus ward vor der Revolution ein bedeutender Handel nach Deutschland und dem Schwarzen Meere betrieben, besonders mit Taback und Vieh. Unter den Einwohnern befinden sich sehr viele und reiche Juden. Die Stadt wurde als Festung in den Kriegen des 17. Jahrh. oft von den Türken erobert und zuletzt zerstört. Die neue Festung, obwol von geringem Umfange, jedoch bedeutend, ward seit 1763 hergestellt, und spielte in dem Revolutionskriege von 1849 eine wichtige Rolle. Sie ist schwer zu erobern, weil sie auf einer Landspitze zwischen zwei Armen der Marosch liegt, sodaß sie der östr. General Berger im J. 1849 lange gegen die Ungarn vertheidigen konnte. Letztere unternahmen endlich 18. Juli den Sturm mit 20000 Mann und 100 Geschützen unter Anführung der Generale Vécsey und Gál, und gewannen durch die Capitulation, welche der Besatzung selbst freien Abzug gestattete, 75 Kanonen und 8000 Gewehre. Anfang August mußten sich die Mitglieder des ungar. Reichstags von Szegedin nach A. flüchten. Von hier erließ Kossuth die Proclamation vom 11. Aug. 1849, in der er der Verzweiflung an seiner Sache den glühendsten Ausdruck lieh. Sogleich nach der Katastrophe von Világos (17. Aug.) ward A. auf Anordnung Görgey's den Russen übergeben, durch deren Belagerung die Stadt schon gelitten hatte. Man brachte die Gefangenen in großen Massen in den Kasematten der Festung unter, und führte sie von hier aus ihren schmerzlichen Schicksalen entgegen. — Alt-Arad gegenüber, auf dem linken Ufer des Flusses, über den eine Brücke führt, liegt **Neu-Arad** (Uj-Arad), zum temescher Comitat gehörig, mit 4500 E. und einigem Handel. Die von vielen Deutschen bewohnte Stadt verdankt ihre Entstehung den Kriegen der Türken. Letztere legten hier, der Festung Alt-Arad gegenüber, Schanzen an und damit zugleich den Grund zu der neuen Stadt. — Das Comitat **Arad** umfaßt 108 QM. und zählte vor der Revolution gegen 200000 E. Es grenzt im O. an Siebenbürgen, im S. an Temeswar, im W. an Csanad und Bekes, im N. an Bihar. Der östliche Theil ist von einem Zweige der Karpaten, dem Kladovagebirge, erfüllt; der westliche Theil ist eben. Der Hauptfluß ist der Maros an der Südgrenze; im Norden fließt der Weiße Körös mit dem Czigér (Tsiger). Das Comitat ist fruchtbar an Getreide, Kukuruz, Obst und Wein. Auch wird Viehzucht, Bienenzucht und Bergbau auf Gold, Silber und Eisen betrieben. Die Einwohner sind Magyaren, Deutsche, Slawen, größtentheils aber Walachen, und zwar rücksichtlich der Religion zumeist nichtunirte Griechen. Die vorzüglichsten Weinsorten bauen die Ortschaften Menes (Meneser) am Maros, Boros-Jenö am Körös, und Boros-Sebes.

Arago (Dominique François), berühmter Physiker, nach der Februarrevolution franz. Marine-, dann zugleich auch Kriegsminister, wurde 28. Febr. 1786 zu Estagel bei Perpignan geboren. Er kam mit 18 Jahren in die Polytechnische Schule, die er zwei Jahre lang besuchte, und erhielt 1805 die Stelle eines Secretärs bei dem Bureau des longitudes. Als solcher setzte er mit Biot und den span. Commissarien Chaix und Rodrigues die von Delambre und Méchain begon-

nene Meridianmessung von Barcelona bis zur Insel Formentera fort, und war gerade auf Mallorca, als sich Spanien gegen Napoleon erhob. In Folge davon verhaftet, wurde er einige Monate auf der Citadelle von Belver bei Palma festgehalten. Nach seiner Freilassung versuchte er nach Algier überzusetzen, um von da auf einem algierischen Schiffe nach Marseille zu gelangen. Doch das algierische Schiff wurde von einem span. Kreuzer genommen und A. auf das Fort Rosas und die Pontons von Palamos gebracht. Auf Reclamation des Dei endlich entlassen, versuchte er nochmals die Rückkehr nach Marseille; aber schon dem Hafen nahe, ergriffen Stürme das Schiff und warfen es an die sardin. Küste, von wo es sich nach Algier rettete. Hier war inzwischen der frühere Dei gemordet worden, und der neue Dei ließ A. auf die Liste der Sklaven einschreiben und als Dolmetscher auf Korsarenschiffen verwenden. Erst 1809 erhielt er auf wiederholte Verwendung des franz. Consuls die Freiheit, und gelangte nun nach Marseille, nachdem er mit genauer Noth einer engl. Fregatte entkommen. Zum Lohn für diese Mühen wurde er, erst 23 J. alt, an Lalande's Stelle in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und vom Kaiser, der viel auf ihn hielt, zum Professor an der Polytechnischen Schule ernannt. Hier ertheilte er bis 1831 Unterricht in Analysis und Geodäsie. Nachher beschäftigte er sich mehr mit Astronomie und Physik, zumal mit Untersuchungen über die Polarisation des Lichts, Galvanismus und Magnetismus. Als Entdecker des durch Rotation entwickelten Magnetismus war er der erste Franzose, dem die von Copley gestiftete Medaille zuerkannt ward. Als er 1834 nach Großbritannien kam, creirte ihn nicht nur die Universität zu Edinburg zum Doctor der Rechte, sondern die Städte Edinburg und Glasgow ertheilten ihm auch das Bürgerrecht. Mit Gay-Lussac gründete A. die „Annales de chimie et de physique". Die Resultate seiner Meridianmessung, die ihn zuerst in der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht, finden sich in der Fortsetzung der früher vom Institut herausgegebenen „Base du système métrique" unter dem Titel „Recueil d'observations géodésiques". In seinem 1828 begründeten „Annuaire du Bureau des longitudes" und den „Unterhaltungen aus dem Gebiet der Naturkunde" (deutsch von Grieb, Bd. 1—7, Stuttg. 1837—40) liefert er populär-wissenschaftliche Abhandlungen, wie er denn überhaupt in der faßlichen Darstellung selbst der schwierigsten Probleme der Wissenschaft ausgezeichnet ist.

Auch auf dem Felde der Politik hat A. eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Er nahm als republikanisch Gesinnter lebhaften Antheil an der Julirevolution von 1830, und machte sich besonders bemerkbar, indem er den Marschall Marmont von der Anwendung der äußersten Maßregeln abrieth. Im J. 1831 ward er vom Wahlcollegium zu Perpignan zum ersten mal in die Kammer gewählt, wo er sich sogleich der äußersten Linken anschloß. Mit großem Erfolg ergriff er besonders bei Verhandlungen über Wissenschaft und Unterricht das Wort. Aufsehen erregte seine Opposition gegen die Übernahme der Eisenbahnen von Seiten des Staats, sowie seine lebhaften Äußerungen gegen die Befestigung von Paris durch detachirte Forts. Während der Julireglerung war er mehrmals Präsident des Generalconseils der Seine, in welcher Eigenschaft er die Erklärung des Conseils zu Gunsten der Sklavenemancipation betrieb. Während der Februarrevolution von 1848 ward A. Mitglied der Provisorischen Regierung; er übernahm (24. Febr.) das Marineministerium, kurz darauf auch das Kriegsministerium. Wiewol er sich als Staatsmann nicht größer als seine Collegen bewies, vertrat er doch entschieden die Grundsätze der Ordnung und erklärte sich gegen die socialistischen Bestrebungen. Mit Marrast und Marie stand er an der Spitze derjenigen Republikaner, welche das Staatsideal in den nordamerik. Freistaaten erblicken. Durch die ungemeine Popularität, die A. in seiner Heimat genießt, bewirkte er allein, daß sich die leidenschaftliche und verwilderte Bevölkerung im Depart. Ostpyrenäen nach den Februartagen von Blutvergießen und Verwüstungen zurückhalten ließ. Dieses Departement wählte ihn auch in die Nationalversammlung. Als die Provisorische Regierung ihre Gewalt niederlegte, ernannte ihn die Versammlung zum Mitgliede der Executivcommission. In dieser Stellung entwickelte er außerordentlichen Muth während des Juniaufstands von 1848. Nach dieser Katastrophe war A. in der Nationalversammlung als Mitglied des Kriegscomité thätig. In der Präsidentschaftsfrage erwies er sich als Gegner Ludwig Bonaparte's, sowie er sich auch gegen die Politik des neuen Ministeriums mehrfach erklärte. An den Verhandlungen und Abstimmungen der Legislative in den J. 1849 und 1850 hat er fast keinen Theil genommen. A. besitzt einen rüstigen Körper, ein schönes Äußere, und jene geistige Regsamkeit, welche dem Südfranzosen nicht selten eigen ist. In der Wissenschaft wie in der Politik rastlos thätig, hat er auch alle Tugenden eines liebenswürdigen Gesellschafters. Zudem liebt er leidenschaftlich den Ruhm, und zwar nicht blos den Nachruhm, sondern auch die Gunst der Gegenwart. Die wissenschaftlichen Arbeiten A.'s sind theils in gelehrten Memoiren und Zeitschrif-

ten, theils in Werken zerstreut, die nebst seinem auch die Namen Anderer tragen. Ebenso erschienen seine durch ihren klaren und populären Stil ausgezeichneten politischen Abhandlungen als Journalartikel oder Flugblätter. Als der König von Preußen 1842 die Friedensclasse des Verdienstordens stiftete, ward A., der Freund und wissenschaftliche Genosse Alex. von Humboldt's, unter die Ordensritter aufgenommen. — **Arago** (Emmanuel), des Vorigen Sohn, wurde 1814 zu Paris geboren. Er studirte die Rechte und ward Advocat am Apellhofe zu Paris. Nach der Februarrevolution von 1848 ernannte ihn die Provisorische Regierung erst zu ihrem Commissar für das Rhônedepartement, und nachdem er Mitte April seine Stelle niedergelegt hatte, zum Gesandten in Berlin. Im J. 1849 bat er um seine Abberufung und trat nach seiner Rückkehr nach Paris wieder in die Nationalversammlung ein. In dieser vertrat er, wie sein Vater, das Depart. Ostpyrenäen. Er stimmte hier gegen die Unterdrückung der Clubs nach dem Juniaufstande von 1848, und bewies sich in der Legislative als Gegner des Präsidenten Ludwig Bonaparte. Eine ausgezeichnete Wirksamkeit hat er in keiner seiner öffentlichen Stellungen entwickelt. A. schrieb, unter dem Namen Emmanuel, in Verbindung mit verschiedenen Andern mehre kleinere Lustspiele und Vaudevilles.

Arago (Jacques Etienne Victor), der Bruder des berühmten Physikers A., bekannt als vielseitiger Schriftsteller und unter dem Beinamen „des blinden Reisenden", wurde im März 1790 zu Estagel geboren. Als Zeichner begleitete er die von Freycinet befehligte Expedition, welche auf den Schiffen Uranie und Physicienne von 1817—20 die Reise um die Welt machte. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich zu Bordeaux, seit 1829 zu Toulouse mit der Herausgabe mehrer belletristischen Journale. Zugleich schrieb er, zum Theil mit Andern, eine Menge Vaudevilles, ließ auch Gedichte und mehre Romane erscheinen. Im J. 1835 übernahm er die Direction des Theaters zu Rouen, erblindete aber und mußte darüber 1837 von dieser Stellung zurücktreten. Seine Weltreise gab ihm Veranlassung zu den interessanten Reisewerken „Promenade autour du monde" (2 Bde., Par. 1832) und „Souvenir d'un aveugle. Voyage autour du monde" (2 Bde., Par. 1838). Im J. 1849 faßte A. den Entschluß, trotz seiner Blindheit an der Spitze einer Gesellschaft von Speculanten, denen er große Versprechungen gemacht, nach Californien zu gehen, um dort das Goldsuchen im Großen zu betreiben. Schon auf der Hinreise hatte er mit Meuterei zu kämpfen, und ward sogar zu Valparaiso von seinen Gefährten verlassen. Nach der Rückkehr im J. 1850 theilte er seine Erfahrungen und Enttäuschungen mit in dem Werke: „Voyage d'un aveugle en Californie et dans les regions aurifères" (Par. 1851). — **Arago** (Etienne), des Vorigen Bruder, ebenfalls bekannt als dramatischer Schriftsteller, wurde 1799 zu Estagel geboren. Er widmete sich der Literatur, schrieb seit 1823, meist im Verein mit Andern, viele Lustspiele und Vaudevilles, gab mehre kleinere belletristische Journale heraus, und machte sich auch als Feuilletonist im „Siècle" unter dem Pseudonym Jules Ferney bekannt. Endlich ward er einer der Directoren des Théâtre du Vaudeville zu Paris, in welcher Stellung er fallirte. Im J. 1844 war er Mitbegründer des Journals „La Réforme", und in der Februarrevolution von 1848 erhielt er durch den Einfluß seines Bruders, des berühmten Physikers und Mitgliedes der Provisorischen Regierung, die Direction der Posten. Auch er ward vom Depart. der Ostpyrenäen in die Nationalversammlung geschickt, wo er sich indessen wenig bemerkbar machte. Bei dem Juniaufstand compromittirt, entging er der Verhaftung durch die Flucht, wurde aber in dem Staatsproceß zu Versailles im Nov. 1849 abwesend zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt. — **Arago** (Jean), der zweite unter den Gebrüdern A., geb. 1789, starb 1836 als Obergeneral der republicanischen Armee in Mexico. Von ihm erschien im Spanischen eine Geschichte von Mexico.

Aragōnien, **Arāgon**, nordöstliche Provinz Spaniens im Umfange von 693 QM., wird im N. durch die Pyrenäen von Frankreich geschieden, grenzt im W. an Navarra, Alt- und Neucastilien, im S. an Murcia, im O. an das Mittelländische Meer. In südöstlicher Richtung durchfließt als Hauptstrom der Ebro die Provinz, der, von den nördlichen Höhen Altcastiliens herabkommend, hinter Tudela in A. eintritt. Auf der rechten Seite nimmt er den Xiloca mit dem Xalon bei Salinas, und den Guadalope bei Caspe, auf der linken den Gallego und bei Mequinenza den Segre mit dem Alcanadre und Cinca auf. Die Schiffahrt vermittelt der große Kanal, welcher bei Tudela beginnt und bei Escatra in den Ebro tritt. Die Provinz zerfällt in die natürlichen Abschnitte der Ebene zu Seiten des Hauptstroms und des nördlichen und südlichen gebirgigen Oberaragoniens. Die mittlere Ebene bietet das Bild einer öden Steppe dar, dürr, wasserarm, quellenlos, durchfurcht von tiefen Wasserrissen (barancos) zwischen scharfkantigen Kämmen niederer Kalk- und Gypshöhen oder breiten Bänken, an denen oft das Steinsalz zu Tage

tritt. Der Anbau ist spärlich und beschränkt sich auf Weizen, Wein und Oliven, die in lichten Gehölzen mit niederm Eichengebüsch wechseln. Entgegengesetzt ist der landschaftliche Charakter zu beiden Seiten des Ebro, wo zwischen zahlreichen Wasseradern weite Reisfluren, Maulbeerbaum- und Weinpflanzungen prangen, ebenso in den Bergterrassen Oberaragoniens, die mit einer reichen und kräftigen Vegetation geschmückt sind. Im südlichen A. bildet die Serrania de Dorofa eine Vorterrasse der höhern neucastilischen und valencischen Berglandschaften, während im Norden die Sierren de Sobrarbe und Guara den Pyrenäen vorliegen, und die Sierra de Alcubierre nahe an den Ebro tritt. Die ganzen Höhenzüge A.s sind eigentlich nur zum größten Theil Fortsetzungen und Ausläufer des pyrenäischen Gebirgsstocks. Das Klima ist in den Bergrevieren kühler als in der Ebene, die oft unter fast unerträglicher Sommerhitze schmachtet. Durch diese klimatische Verschiedenheit wird aber gerade ein großer Productenreichthum begünstigt, der ungeachtet der Ungleichheit des Bodens die Bedürfnisse der Provinz reichlich befriedigt, indem neben Hanf und Flachs Weizen und Reis, neben den feinsten Obstsorten Öl und herrliche Weine gedeihen. Die Viehzucht beschränkt sich fast nur auf Schweine- und Schafzucht, und in der Wollproduction Spaniens leistet A. verhältnißmäßig noch das meiste. In der Wollenweberei zeichnen sich die Städte Saragossa, Alcañiz und Tarazona aus. Flachs- und Hanfbau ist am bedeutendsten in Borja und Calatayud, Weinbau bei Saragossa. Einigen Käsehandel treibt Alcañiz. Durch Lederwaaren und Gerbereien (worin Spanien sonst bedeutenden Ruf besaß) thun sich Calatayud und Barbastro, ersteres auch durch seine Seifensiedereien hervor. Das Mineralreich gewährt schätzbare Producte in Kupfer (Gruben bei Albarracin), Blei, Eisen (eben da), Salz (bei Montalban), Alaun (bei Alcañiz), Salpeter, Steinkohlen, Bernstein u. s. w. Wie im Ganzen der Ackerbau, so liegen auch Industrie und Handel ziemlich darnieder. Die Industrie hat Teruel und Saragossa, der Ackerbau auch Caspe zu Mittelpunkten. Außer Rohproducten besteht jedoch die Ausfuhr nur in wenigen Leinen- und Wollfabrikaten. Die Bevölkerung von A. ist nicht so dicht wie in der Provinz von Madrid, aber auch nicht so dünn wie in der von Cuenza: sie betrug 1788 623380, jetzt etwa 753000 Seelen. Die Aragonesen zeichnen sich durch Stärke und Kraft, aber auch durch Härte, Muth, sowie durch Kälte und Stolz aus. Sie sind treue Freunde, jedoch auch furchtbare Feinde, und trugen in ihrem Charakter nicht wenig dazu bei, daß dieses Land so oft ein Schauplatz der erbittertsten Kämpfe war. Zeitig durch die Römer erobert (von denen die schöne Wasserleitung bei Teruel zeugt) und in eine Provinz verwandelt, kam es dann in den Besitz der Westgothen und seit dem 8. Jahrh. in den der Araber, denen es hierauf nebst Castilien und Navarra durch die Christen entrissen wurde. Immer mächtiger wurden die Herrscher in A. seit der Vereinigung des Landes mit Catalonien 1137. Sie eroberten 1213 die Balearischen Inseln, 1282 Sicilien, 1326 Sardinien und 1440 Neapel. Durch die Vermählung Ferdinand's des Katholischen mit Isabella, der Erbin von Castilien, 1469, wurden beide Staaten unter einem Herrscher vereinigt und bildeten nun die span. Monarchie. Nach Ferdinand's Tode, 1516, ward A. auf immer mit Castilien vereinigt. Es behielt aber seine alten Vorrechte und Gesetze, die es in Folge standhafter Parteinahme für Östreich im Spanischen Erbfolgekriege erst unter den Bourbonen fast gänzlich verlor. Seitdem ward es von einem Vicekönig verwaltet. Vgl. Schmidt, „Geschichte A.s" (Lpz. 1828). In den neuesten span. Kriegen zeigte A. denselben hartnäckigen Muth, den seine erste Stadt Saragossa 1808—9 gegenüber den Franzosen bewiesen, und litt daher viel. Während Oberaragonien entschieden der Königin anhing, war Unteraragonien meist auf Seiten des Don Carlos. Das ehemalige Königreich ist jetzt in die drei Provinzen Saragossa, Teruel und Huesca getheilt. Saragossa ist zugleich die Hauptstadt von ganz A. und der Sitz des Erzbischofs. Drei Bischöfe residiren in Huesca, Teruel und Albarracin. Die Provinzialuniversität befindet sich in Huesca.

Aragonit ist ein in zugespitzten, mehr oder weniger langen Säulen krystallisirendes, farbloses oder schwach grünlich, röthlich oder violett gefärbtes Mineral, welches, wie der Kalkspath, nur aus kohlensaurem Kalk besteht. Es bleibt eine eigenthümliche Erscheinung, daß eine und dieselbe chemische Verbindung, wie der rhomboedrisch krystallisirende Kalkspath und der Aragonit, in zwei verschiedenen Krystallformen auftreten kann. (S. **Dimorphie**.) Lange Zeit glaubte man, daß der Aragonit noch einen andern wesentlichen Bestandtheil in seiner Zusammensetzung führe, welcher die veränderte Form bedinge, und als Stromeyer (1813) darin einen Gehalt an kohlensaurer Strontianerde nachwies, schrieb man diesem die Ursache jenes Umstandes zu. Es ist jedoch jetzt erwiesen, daß nur die Temperatur die aragonitische Form oder die des Kalkspaths bedinge, indem man auf künstlichem Wege nach Belieben diesen oder jenen Körper erzeugen kann. Versetzt

man nämlich in der Siedhitze eine Lösung von Chlorcalcium mit einer Lösung von kohlensaurem Ammoniak, so entsteht ein Pulver, welches aus kleinen Aragonitkrystallen besteht, und auch das specifische Gewicht derselben, nämlich 2, 6 bis 3, 0, besitzt. Vermischt man beide Lösungen bei gewöhnlicher Temperatur, so entsteht Kalkspath. Man findet auch den Aragonit stets da, wo man auf eine Einwirkung höherer Temperatur schließen kann. So besteht der karlsbader Sprudelstein aus Aragonit. Erhitzt man Krystalle dieses Minerals, so vergrößern sie ihr Volumen unter Aufkriechen, werden undurchsichtig weiß, und bestehen nun aus einer Anhäufung kleiner Kalkspathkrystalle. Ausgezeichnete Krystalle fand man zuerst bei Molina und Valencia in Aragonien, woher sie auch ihren Namen erhalten haben. Der Aragonit kommt häufig vor; er findet sich vorzüglich in vulkanischen Gegenden, wo heißes Wasser auf kalkhaltende Gesteine einwirken kann. Die Anwendung des Minerals ist sehr beschränkt. Der karlsbader Sprudelstein wird zu Nippsachen geschliffen. In den Sprudel gehaltene Gegenstände werden schnell von einer durch Eisenoxyd roth gefärbten Aragonitrinde überzogen und dann als Andenken aufbewahrt.

Arak, Arrack, oder **Rack** ist der im ganzen Morgenland verbreitete und aus Indien stammende Name für ein starkes geistiges Getränk, welches in Indien aus dem Fruchtsafte der Arekapalme, aus Reis, aus den Blüten einiger Bassiaarten und des Mahwahbaums, Palmzucker und andern indischen Pflanzenproducten durch Gährung und Destillation gewonnen wird. Aus Reis allein wird kein Arak bereitet. Echter guter Arak muß rein, wasserhell, von angenehmer gelber Farbe, von kräftigem Geruch und Geschmack sein, und wenigstens 52—54 Proc. Alkohol enthalten. Das Wesentliche der Bereitung scheint weniger auf der Beschaffenheit der zuckerhaltigen Substanzen zu beruhen, aus denen er gewonnen wird, sondern vielmehr auf der Art und Weise der Behandlung während der Gährung und nach der Destillation. Für den besten gilt der Arak von Goa. Er kommt in drei Sorten, ein mal, zwei mal und drei mal abgezogen, vor, von denen die dritte, die feinste und geistigste, nur selten versendet wird, während die mittlere am häufigsten in den Handel kommt. Der Arak von Batavia, welcher aus Melasse, Palmsaft und Reis gebrannt wird, übertrifft den von Goa zwar an Stärke, ist aber nicht so rein, klar und schön gefärbt als dieser. Andere sehr starke und feurige Sorten sind der zu Madras gefertigte Parierorack und der auf Ceylon in großen Massen gewonnene Quilone- oder Colomboarak. Man bereitet ihn hier aus dem Safte der Blumenkolben der Cocospalme, indem man die an und für sich schon süßschmeckende und berauschende Flüssigkeit, nachdem man sie mit Zucker, Syrup und Reis vermischt hat, gähren läßt und alsdann destillirt. Der Colomboarak wird meist in Indien consumirt und kommt selten nach Europa. Der Hauptmarkt für Arak ist Amsterdam. Den westindischen Arak, der dem Handel mit dem ostindischen großen Eintrag thut, liefern besonders Jamaica, Domingo und Guadeloupe. Der starke Verbrauch in Europa hat übrigens vielfache Versuche zur Nachahmung veranlaßt.

Arakatscha ist ein zu den Doldengewächsen gehöriges, von Humboldt fälschlich der Gattung Conium untergeordnetes Gewächs, das um Santa-Fé und Caracas in Südamerika einheimisch ist, in neuerer Zeit aber auch in Frankreich und England cultivirt wurde. Die Pflanze liebt ein gemäßigtes Klima und einen tiefen, lockern, aber nicht fetten Boden. Die lichtgelben, 8—9 Zoll langen, 2—2½ Zoll dicken Knollen vertreten ganz die Stelle der Kartoffeln. Außer der eßbaren Arakatscha (Arracacha esculenta) gibt es auch noch eine wilde, ungenießbare Art (A. moschata).

Araktschejew (Graf v.), Gründer der russ. Militärcolonien, von adeliger aber dunkeler Abkunft, geb. um 1765, erhielt seine militärische Bildung im Cadettencorps zu Petersburg, und stieg als sehr tüchtiger Artillerieoffizier zum General in dieser Waffe. Unter dem Zar Paul war er eine Zeit lang Generalgouverneur von Petersburg gewesen, aber wegen seiner Härte entlassen und in die Provinz entfernt worden. Kurz vor seinem gewaltsamen Ende bereute Paul diesen Schritt. Er sehnte sich nach dem zuverlässigen und rücksichtslosen Werkzeug, und schickte einen Kurier ab, ihn herbei zu rufen. Pahlen (s. d.) aber hielt diesen Kurier zurück, und ließ ihn erst abgehen, als er berechnen konnte, daß A. zu spät kommen würde. Aber auch Paul's Nachfolger Alexander schätzte den energischen und geschickten, wenn auch harten Mann. Er ward 1802 Kriegsminister, im Frühjahr 1803 Chef des in Petersburg garnisonirenden Artilleriecorps, und behauptete bis zu Alexander's Ende einen großen Einfluß. A. faßte den Gedanken, in Rußland Militärcolonien zu gründen, und wurde auch von Alexander mit der Ausführung dieses Plans beauftragt. Mit gewaltiger Kraft, aber auch mit äußerster, blutige Aufstände herbeiführender Strenge begann er sein Werk. Kaiser Nikolaus entließ ihn jedoch 1825, weil er den Soldaten zu verhaßt war, und man es überhaupt aufgegeben hatte, den Plan A.'s in seiner ganzen Ausdehnung festzuhalten. A. starb 21. April 1834 auf seinem Gute Grusinow am Wolchowflusse.

Aralsee, bei einer Fläche von 1100 QM. nächst dem Kaspischen Meere der größte Steppensee Asiens, umlagert von den Steppen Khiwas, des Kirgisenlands und des Truchmenen-Isthmus, welcher beide Seen voneinander trennt. Die beiden größten Zuflüsse des A. sind im Nordosten der Sir-Sihon oder Jaxartes der Alten, und im Süden der Amu-Ghihon oder Oxus der Alten, dessen Quellen der britische Lieutenant Wood, aus der Begleitung des Alexander Burnes, 1838 im südöstlichen Theile Turkestans auf einer Höhe von 15600 F. im See Serikol ganz unter solchen Verhältnissen wieder auffand, wie es schon im 13. Jahrh. Marco Polo beschrieben. Die Behauptung, daß der Oxus früher zum Kaspischen Meere geflossen, ihm mindestens einen Arm zugesendet, ermangelt noch immer giltiger Beweise. Das nicht sehr salzhaltige Wasser des Sees enthält viele Störe, Hausen und Seehunde und ist Centralpunkt der Fischerei der nomadisirenden Küstenbewohner, wie Araber im Süden und Karakalpaken im Osten. Die südlichen Gegenden sind besonders reich an kleinen Inseln.

Aramäa, von dem hebr. Aram, d. h. das Hochland, im Gegensatze zu Kanaan, dem Tieflande, begreift das Ganze in zum Theil natürliche, aber historisch schwankende Grenzen eingeschlossene Land im Nordosten Palästinas, zwischen Phönizien, dem Libanon, Arabien, dem Tigris und Taurus, Länder, die von den Griechen Syrien, Babylonien und Mesopotamien genannt wurden. Die gemeinsame Sprache der dort herrschenden Völker, die zu dem semitischen Stamme gehörten, wird die aramäische genannt und zerfällt in zwei Hauptdialekte: 1) das Westaramäische oder Syrische; 2) das Ostaramäische oder Chaldäische. Außerdem haben wir noch mehr oder weniger zahlreiche Documente in den Dialekten der Samaritaner (s. d.), Zabier (s. d.) und Palmyrener (s. d.), die diesem Sprachzweige sich anschließen. Auch die Sprache des Talmud (s. d.), namentlich der babylonischen Gemara, ist stark mit aramäischen Elementen gemischt. Die aramäischen Sprachen sind im Allgemeinen die härteste, ärmste und am wenigsten ausgebildete Form des semitischen Sprachstammes, der jetzt fast ganz ausgestorben ist und dem Arabischen und Persischen hat weichen müssen. Nur in einigen entlegenen Schluchten der Kurdischen Gebirge lebt noch ein aramäischer Dialekt als Volkssprache.

Aranda (Pedro Pablo Abaraça de Bolea, Graf von), aus einer vornehmen Familie in Aragonien, geb. 21. Dec. 1718, widmete sich anfangs dem Militärdienste. Da er indeß viel Beobachtungsgeist zeigte, so ernannte ihn Karl III. zu seinem Gesandten bei August III., König von Polen, welche Stelle er sieben Jahre lang bekleidete. Nach seiner Rückkehr ward er Generalstatthalter von Valencia; wegen des Aufstands in Madrid 1765 zurückberufen, wurde er nun Präsident des Raths von Castilien. A. stellte nicht nur die Ordnung wieder her, sondern beschränkte auch die Inquisition, und bewirkte die Vertreibung der Jesuiten aus dem Königreiche. Doch gelangten die guten Folgen dieses heilsamen Verfahrens, sowie anderer von ihm ins Leben gerufener Staatsreformen, nicht zur Entwickelung. Schon 1773 ward er durch den Einfluß der Geistlichen, besonders der Dominicanermönche, von der Verwaltung entfernt, und erhielt die Gesandtschaft in Frankreich. An seine Stelle trat bis 1778 Grimaldi, und von da ab führte der Graf von Florida-Blanca die Geschäfte. Erst 1792, als der Letztere ein Opfer von Hofintriguen geworden, trat A. wieder in seine frühere Stellung, wurde jedoch schon einige Monate später durch den Günstling der Königin, Godoy, Herzog von Aleudia (s. d.), ersetzt. A. blieb zwar Präsident des Staatsraths, den er organisirt hatte, ward aber, als er einst seine Ansicht über den Krieg gegen Frankreich aussprach, nach Aragonien verwiesen, wo er 1799 starb.

Aranjuez (Ara Jovis), Stadt und Lustschloß (sitio) in der span. Provinz Toledo, am linken Ufer des Tajo, der etwas weiter unten den Xarama aufnimmt, $5\frac{1}{2}$ M. von Madrid, in einem schönen waldigen Thale. Die Stadt ist im holl. Geschmack gebaut, hat breite und gerade Straßen, die sich rechtwinkelig durchschneiden und etwa 5000 E. Das Schloß, welches sonst regelmäßig während des Frühlings von der königlichen Familie besucht wurde, zeigt von großer Pracht. Ungeheuere Summen wurden auf dessen Herstellung verwendet. Unter den vielen Gartenhäusern ist die prächtig ausgeschmückte Casa del Labrador das berühmteste. Die herrlichen Wasserkünste werden bereits ungangbar. Die Hauptzierde des Gartens sind die hohen Ulmenalleen, welche von einem runden Platze nach zwölf Punkten hin auslaufen. Sonst waren auch die hiesige königl. Stuterei, die Maulesel- und Büffelzucht sehr in Aufnahme. Die traurigen Schicksale Spaniens haben auch den Glanz des reizenden A. um Vieles sinken lassen. Philipp II. begann die Ausführung des Lustschlosses und der Anlagen. Zur Vergrößerung und Verschönerung trugen namentlich Ferdinand VI., Karl III. und Karl IV. bei. Bekannt ist A. auch durch den am 12. April 1772 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Vertrag, in

welchem dieses jenem gegen England beizustehen versprach, sodann durch die Revolution vom 18. März 1808.

Arany (János), nächst Petöfi der bedeutendste ungar. Dichter neuester Zeit, geb. 1819 zu Nagy-Szalonta im biharer Comitat. Er ist der Sohn eines armen ref. Landbauers, der kein Opfer scheute, um ihm die geistliche Laufbahn zu eröffuen. A. kam 1832 in das Collegium nach Debreczin, wo er, aller Unterstützung baar, sich durch Fleiß auszeichnete. Indessen konnte er dem Hange nach Abenteuern nicht widerstehen, und schloß sich 1836 einer wandernden Schauspielertruppe an, mit der er einige Monate umherzog. Zuletzt von Noth und Gewissen getrieben, und um seinen seitdem verwittweten und erblindeten Vater eine Stütze zu sein, eilte er nach Szalonta zurück, und bekleidete daselbst drei Jahre hindurch das Amt eines Lehrers der lat. Sprache an der ref. Schule. Nachdem er 1840 zum zweiten Notar der Stadt ernannt worden, verheirathete er sich und lebte ganz seinem Amte. Als die Kissaludy-Gesellschaft in Pesth 1843 einen Preis auf das beste komische Volksepos setzte, sandte A. seine erste Dichtung „Az elveszett alkotmány" (die verloren gegangene Constitution) anonym ein, welche die Umtriebe bei den Comitatswahlen persiflirte, und den Preis auch gewann. Nun war die erste Scheu vorüber, und 1847 schickte er, abermals anonym, den ersten Theil einer Trilogie „Toldi" an die Kissaludy-Gesellschaft ein. Letztere ward von der Schönheit dieser ganz im Volkstone gehaltenen Dichtung angezogen, daß sie dieselbe auf ihre Kosten drucken ließ und noch über den ausgeschriebenen Preis hinaus belohnte. A. wurde nun in kürzester Zeit Liebling der Nation und drang bis in die untersten Volksschichten. Im Febr. 1848 ließ er „Murány ostroma" (die Eroberung von Murány) erscheinen, welches Werk jedoch in den Märzereignissen weniger Beachtung fand. Der Dichter selbst trat in das Ministerium Szemere als Coneipist. Da A. die Revolution hindurch blos als Bureaubeamter fungirte, konnte er nach ihrem traurigen Ausgange unbehindert in seine Vaterstadt zurückkehren. Seitdem veröffentlichte er eine erzählende Dichtung „Katalin" (Katharine, Pesth 1850). Außerdem finden sich von ihm zahlreiche kleinere Gedichte in den Zeitschriften zerstreut. „Toldi" und die „Belagerung von Murány", sind von Kertbeny ins Deutsche („Erzählende Dichtungen von A.", 2 Bde, Lpz. 1851) übersetzt worden.

Aräometer, hydrostatische oder **Senkwagen**, heißen Werkzeuge, welche zur Ausmittelung der relativen Dichtigkeit und des specifischen Gewichts, namentlich flüssiger Körper dienen. Ihre Construction beruht auf dem bekannten hydrostatischen Gesetze, daß ein jeder fester Körper, der auf einer Flüssigkeit schwimmt, so tief in dieselbe einsinkt, daß ein dem eingesunkenen Theile gleiches Volumen der Flüssigkeit ebenso viel wiegt als der ganze schwimmende Körper. Wenn daher ein Körper in Flüssigkeiten von verschiedenem specifischem Gewicht bis zu dem nämlichen Punkte einsinken soll, so muß sein Gewicht sich in dem Maße vergrößern, als das specifische Gewicht der Flüssigkeit zunimmt. Umgekehrt wird aber ein Körper, dessen Gewicht unverändert bleibt, desto tiefer in eine Flüssigkeit einsinken, je geringer das specifische Gewicht derselben ist. Je nachdem die Aräometer nach dem einen oder andern dieser beiden Sätze construirt sind, unterscheidet man zwei Classen. Bei Senkwagen, die sich auf den erstern Satz gründen, findet man das specifische Gewicht einer Flüssigkeit, in die man es einsenkt, nach der Menge der Gewichte, mit welcher dasselbe belastet werden muß, um es bis zu einem gewissen festen Punkte unterzutauchen. Der Letztere befindet sich am dünnen Halse des Instruments, das meist aus einem birnenförmigen oder cylindrischen, aus Glas oder Blech gefertigten, am untern Theile durch ein Gewicht belasteten Körper besteht. Auf dem Halse selbst ist ein Schälchen befestigt, auf welches die Gewichte aufgelegt werden. Je mehr Gewichte hinzugefügt werden müssen, desto größer ist das specifische Gewicht der Flüssigkeit. Solche Aräometer, welche man gewöhnlich Aräometer mit veränderlichem Gewicht oder auch schlechthin Aräometer mit Gewichten zu nennen pflegt, sind außer der hydrostatischen Wage von Tralles, die von Fahrenheit und Nicholson construirten Instrumente. Sie werden stets dann angewendet werden müssen, wo es auf möglichste Genauigkeit ankommt, während der Aräometer mit Scalen oder unveränderlichem Gewicht besonders im Fällen des praktischen Lebens Anwendung findet. In der Regel bestehen die Scalenaräometer aus einer mit einer Scala versehenen Glasröhre, welche unten durch eine mit Quecksilber oder Blei gefüllte Kugel oder auf eine andere Weise beschwert ist. Die Gradeintheilung am Halse ist eine sehr verschiedene; man hat Scalen von Baumé, Cartier, Beck, Schmidt, Meißner u. A. Am meisten empfiehlt sich die hundertheilige Scala von Gay-Lussac, dessen Instrumente auch Volumeter genannt werden. Zur Ermittelung des specifischen Gewichts ist hier nur eine sehr kurze Rechnung nöthig. Solche Scalenaräometer, welche für alle odee mehre Flüssigkeiten brauchbar sind, heißen allgemeine Aräometer. Im praktischen Leben aber ist es nur selten an

der Ermittelung des specifischen Gewichts gelegen, sondern man will vielmehr den Concentrationsgrad einer Salzlösung oder die Mischungsverhältnisse einer Flüssigkeit kennen lernen. Da letztere nun allerdings mit dem specifischen Gewichte in genauer Beziehung stehen, so läßt sich aus dem specifischen Gewicht auch auf die Natur und Qualität der Flüssigkeiten schließen. So ist z. B. der Weingeist desto stärker, je leichter er ist und je tiefer also das Aräometer einsinkt; Salzauflösungen dagegen haben um so mehr Gehalt, je weniger der Aräometer einsinkt. Man hat daher für solche Flüssigkeiten, welche im gewöhnlichen Leben häufig vorkommen, besondere Aräometer construirt, die der Bequemlichkeit halber sogleich die Mischungsverhältnisse, sei es nach Procenten, sei es nach Graden, anzeigen. Hierher gehören vor allem zur Bestimmung des Alkoholgehalts in Branntwein, Sprit u. dgl. die sogenannten Alkoholometer. Außer den von Baumé, Cartier, Stoppani, Richter u. A. angegebenen Scalen und Constructionen, sind als die vollkommensten und besten die nach den Vorschriften von Tralles und Gay-Lussac construirten zu empfehlen, an denen man unmittelbar ablesen kann, wie viel Volumenprocente Alkohol sich in einer Flüssigkeit befinden. Nach Tralles wird in Preußen und nach Gay-Lussac in Frankreich der Alkoholgehalt des der Besteuerung unterworfenen Branntweins bestimmt. Ähnliche Vorrichtungen, die aber zum Theil noch großer Vervollkommnung bedürfen, sind die Bierwage, die Weinwage (Önometer), die Salzspindel oder Soolwage zur Prüfung des Salzgehalts der Soole, die Mostwage oder Gleukometer, der Alkalimeter (s. d.), der Saccharometer zur Bestimmung des Zuckergehalts einer Flüssigkeit, der Hydrometer zur Ermittelung der Dichtigkeit des Wassers, der Galaktometer oder Milchmesser u. s. w. Jeder Aräometer ist jedoch nur für den Temperaturgrad gültig, bei welchem seine Scala entworfen wurde, und der deshalb auf den Instrumenten meist angegeben ist. Da aber die Temperatur eine Veränderung in dem specifischen Gewichte der zu prüfenden Flüssigkeiten bewirkt, so ist eine Correction nöthig, welche man mittels besonderer, für diesen Zweck berechneter Tafeln bewerkstelligt. Um leicht die jedesmalige Temperatur des Fluidums finden zu können, wird öfter gleich am Aräometer selbst ein Thermometer angebracht. Die bei der Aräometrie nöthigen kleinen Berechnungen werden durch den Gebrauch von aräometrischen Tafeln erleichtert, deren sich in Meißner's „Aräometrie" (Wien 1816) und Rudrauff's „Beiträgen zur Hydrostatik und Aräometrie" (Bern 1831) finden.

Ararat (altarmenisch richtiger: Airarat, d. i. Ebene der Arier) ist der uralte Name der fruchtbaren Hochebene am mittlern Araxes, in welcher die älteste Heimat des haikanischen (armenischen) Volksstammes mit andern arischen (medopersischen) Stämmen sich berührte, daher Sitz eines alten, vom eigentlichen Armenien getrennten Reichs, das unter dem Namen Ararat bereits im Alten Testamente erwähnt wird. In demselben Sinne ist der Name zu fassen in der allbekannten Flutsage, 1. Mos. 8, 4, wo der hebräische Text ausdrücklich „die Berge von Ararat" als Rettungsort der Väter des neuen Menschengeschlechts nennt. Jedoch ist durch Misverständniß dieser Stelle schon von den ältesten Bibelerklärern der Name Ararat auf den höchsten der armenischen Berge, der mit fast völlig isolirtem vulkanischem Kegel bis zu einer Höhe von 16250 F. Meereshöhe aus der 2800 F. hohen Ararasebene aufsteigt, übertragen worden, und dieser Gebrauch des Namens bei den Europäern überwiegend festgewurzelt, während die armenischen Anwohner selbst in ältester wie in neuer Zeit für denselben Berg nur den Namen Massis kennen, die benachbarten Türken ihn aber Aghri-Dagh (steiler Berg), die Perser Kuhi-Nuh (Noah's Berg) benennen. Bei den Kurden ist die Sage von dem Ende der großen Flut auf die südlicher liegende, über dem Nordrande der assyrischen Ebene sich zu fast gleicher Höhe mit dem Massis erhebende Gebirgskette Dschudi übertragen worden, bei den syrischen Christen (und wahrscheinlich schon bei der uralten aramäischen Bevölkerung Mesopotamiens) auf die westlichen Gipfel des Masius der Alten, von den Syrern Tura-Masche (d. i. Berg der Rettung) genannt, in welchem Namen mit großer Wahrscheinlichkeit auch die Wurzel des armenischen Massis erkannt wird. Der vom Gipfel 3000 F. abwärts mit ewigem Eise und Schnee bedeckte höchste Kegel des A. bildet seit dem russisch-persischen Kriege von 1827 die Grenzmarke, wo die Gebiete Rußlands, Persiens und der Türkei zusammenstoßen. Erstiegen wurde seine Spitze zum ersten male 1829 durch den dorpater Naturforscher Parrot und dessen Begleiter Behagel und Schiemann. Im J. 1840 hat sich die Gestalt des Bergs theilweise verändert durch das Erdbeben am 20. Juni, welches einen beträchtlichen Theil der Bergmasse gegen Norden in Bewegung setzte und unter Anderm zwei am Abhange gelegene Ortschaften, das Kloster St.-Jakob und das blühende, wein- und obstreiche Dorf Agurri mit seinen 900 Bewohnern verschüttete. Neuerdings ist der A. mehrfach erstiegen, geologisch untersucht und beschrieben worden, so von Wagner (1845) und von Abich. Vgl. Wagner, „Reise nach dem A. und Armenien" (Stuttg. u. Tüb. 1848).

Ärarium, bei den Römern der öffentliche Schatz, auch die Schatzkammer. Das Ärarium befand sich im Tempel des Saturn, wo auch die Gesetze und Senatsbeschlüsse aufbewahrt wurden. Ebenso bezeichnet man bei uns mit diesem Worte das öffentliche Vermögen überhaupt, oder auch die Kasse einer Corporation, einer Gemeinde, Kirche. Früher als man den öffentlichen Haushalt in landesherrliche Kammer und ständisches Steuervermögen trennte, nannte man besonders letzteres Ärarium im Gegensatz zu ersterm. Indem man unter Ärarium den öffentlichen Schatz, den Fiscus versteht, spricht man auch von Ärariallasten, Ärarialcontracten, Ärarialrechnungen, Ärarialfabriken u. s. w.

Arätus von Sicyon, ein ausgezeichneter griech. Staatsmann, war um 272 v. Chr. geboren. Seine Jugend fiel in die Parteikämpfe seiner Vaterstadt, in denen sein Vater Klinias den Tod fand. Er flüchtete nach Argos und kehrte im 20. Lebensjahre nach Sicyon zurück, sein Vaterland von den Tyrannen zu befreien. Nachdem er, unterstützt von Ptolemäus Philadelphus, die republikanische Verfassung wiederhergestellt hatte, bewirkte er den Beitritt Sicyons zum Achäischen Bunde, dem er durch die Eroberung der Burg von Korinth, deren sich Antigonus Gonatas von Macedonien bemächtigt hatte, und die Verbindung anderer griech. Staaten erst innere Kraft und Leben gab, und mehre Jahre hindurch als Strateg (Anführer) vorstand. Als er jedoch 224 den Antigonus Doson zum Schutz gegen den König von Sparta, Kleomenes III., herbeirief, lieferte er dadurch den Achäischen Bund unter die Herrschaft der Macedonier. Er starb an Gift, das ihm Philipp III. von Macedonien hatte beibringen lassen, 213 v. Chr. Sein Leben hat Plutarch beschrieben.

Arätus aus Soli, oder Pompejopolis in Cilicien, um 270 v. Chr., bearbeitete, obgleich selbst nicht Astronom, das astronomische System, wie es damals durch Eudoxos von Knidos feststand, in einem griech. Lehrgedicht „Phainomena", dem er die Witterungsregeln nach dem Stande der Gestirne „Diosemeia" beifügte. Beide Gedichte zeichnen sich durch eine reine Sprache und guten Versbau aus. Wir besitzen von den vielen griech. Commentaren, die darüber geschrieben wurden, noch vier. Von alten lat. Übersetzungen sind die von Cicero und Cäsar Germanicus in Bruchstücken, die von Rufus Festus Avienus ganz erhalten. Die umfassendste Ausgabe ist die von Buhle (2 Bde., Lpz. 1793—1801). Textrecensionen gaben Matthäi (Frankf. 1817), Buttmann (Berl. 1826) und Bekker (Berl. 1828), eine deutsche Übersetzung lieferte Voß (Heidelb. 1824), eine französische Halma (Par. 1823).

Araucos oder **Araucanos**, ein kriegerischer Indianerstamm im südlichen Theile von Chile in Südamerika zwischen dem Fluß Biobio im N. und dem Chiloe-Archipel im S., den Andes im O. und dem großen Ocean im W. Durch Tapferkeit und Freiheitssinn ausgezeichnet, konnte er nie von den Spaniern überwältigt werden und hat auch jetzt noch seine Unabhängigkeit behauptet. Nach Pöppig, der diesen Stamm aufsuchte, hat man Indios Costinos, d. i. Küstenbewohner, und Moluches, d. i. Bewohner der Ebenen am Fuße der Anden, zu unterscheiden. Derselbe Reisende verweist Das, was man bisher von der politischen Bildung und Civilisation der A. erzählt, in das Gebiet der Fabeln, und führt zum Beweise an, daß sie nicht einmal die ersten Versuche zur Erfindung einer geschriebenen Sprache gemacht haben. Sie sind theils Nomaden, theils in Dörfern an den zahlreichen Flüssen des Landes wohnhaft, stehen untereinander in einer Art Föderation unter Oberhäuptern, zu welchen sie die Erfahrensten und Ältesten wählen. Sie sind stark und kraftvoll gebaut, mittelmäßig groß, haben kupferfarbige Haut, ein flaches Gesicht von finsterm, mistrauischem Ausdruck; ihr Haar ist schwarz, lang, struppig und hängt wild um den Kopf und bis auf die Schultern hinab. Während die Männer von Jugend auf im Reiten der Pferde und im Handhaben ihrer langen Lanzen, des Lasso oder der Fangschlinge und der Bolas (Eisenkugeln, die an langen Riemen geschleudert werden) sich üben, müssen die Weiber alle Last und Arbeit tragen und werden sklavisch gehalten.

Arbeit heißt die Wirksamkeit oder Thätigkeit zu einem gewissen Zwecke. Hervorbringen kann der Mensch im eigentlichen Sinne nicht, sondern nur die Natur durch Arbeit nöthigen, etwas hervorzubringen, ihre Erzeugnisse aufsuchen, aus den Tiefen der Erde hervorholen, ihnen die Form geben, welche sie für seine Bedürfnisse brauchbar macht, und sie Dem zuführen, welchem sie brauchbar sind. Aber das ist nicht die einzige productive Arbeit. Auch die Arbeit ist productiv, welche die geistigen Kräfte anregt, Vorstellungen erweckt, das Gefühl für Wahrheit und Recht, für Schönheit und Religion erregt und befriedigt, ferner die, welche es möglich macht, daß Andere ruhiger, sicherer, leichter und erfolgreicher arbeiten können. Die Arbeit ist entweder reine Körperarbeit und dabei lediglich auf das Materielle gerichtet; oder sie wendet geistige Kraft mit an, jedoch gleichfalls nur auf das Materielle; oder sie wirkt mit dem Geiste im Geistigen. Der

Werth der Arbeit wird durch die in ihr bethätigte Kraft bestimmt. Keine Arbeit ist oder macht verächtlich; nur Derjenige, welcher gar nichts durch Arbeit irgend einer Art zu dem Wohle des Ganzen beiträgt, verdient, wenn er selbst durch Trägheit oder Indifferenz davon die Schuld trägt, Verachtung. Auf den ersten Stufen der bürgerlichen Gesellschaft muß ein Jeder alle Arten Arbeit verrichten, weil Jeder nur für sich und nur selten Einer für den Andern arbeitet. Es ist ein großer Fortschritt der Civilisation, wenn man anfängt, die Arbeit zu theilen und dadurch theils in größerer Vollkommenheit zu verrichten, theils Vorräthe zu sammeln. Die menschlichen Anlagen treten dann in ihrer Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit hervor. In der alten Zeit, wie bei den meisten Völkern, welchen eine freigebige Natur es möglich macht, viele Menschen zu ernähren, ist die Sklaverei ein sehr bedeutendes Mittel gewesen, die Theilung der Arbeit zu befördern. Denn obgleich auch durch sie den großen Gutsbesitzern die Möglichkeit gegeben wurde, Alles, was man brauchte im Innern des Hauses von Sklaven bereiten zu lassen, so wurde doch zu jeder Art Arbeit der passendste Sklav ausgewählt, und die lange Reihe der besondern von den einzelnen Beschäftigungen hergenommenen Benennungen beweist, wie weit die reichen Römer die Theilung der Arbeit trieben. Auch war dies der Weg zu Fabriken, welche in den Häusern und auf den Gütern der Reichen angelegt wurden. Indem die Arbeit sich immer weiter spaltet, daß der Kreis, in welchem der Einzelne thätig wird, sich immer mehr verengert, und zuletzt der Fabrikarbeiter sein Lebelang nur ein einziges kleines Geschäft verrichtet, z. B. das Durchbohren der Nähnadeln, wird die Vollkommenheit der Arbeit an sich und die Fertigkeit des Arbeiters freilich bis zum Unbegreiflichen gesteigert, aber auch die Fähigkeiten desselben auf diesen einzigen Punkt einseitig gerichtet. Ein Mensch, welcher viele Jahre mit einer und derselben mechanischen Arbeit zubringt, wird zuletzt zu allen andern untauglich. Das Maschinenwesen, wobei häufig dem Menschen nur Aufsicht und kleine Nachhülfen mit der Hand übrig bleiben, bringt jene nachtheiligen Wirkungen in noch höherm Grade hervor, und zwar desto mehr, je mehr, zumal bei Kindern, die Arbeitszeit verlängert und den Stunden des geistigen Unterrichts und der Freiheit abgebrochen wird.

Sowie die Arbeit um so größern innern objectiven Werth hat, je mehr das Geistige darin vorherrscht, so steigt auch ihr subjectiver (moralischer) Werth mit dem Maße der Freiheit, womit sie geleistet wird. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Arbeit als regelmäßige ununterbrochene Beschäftigung für einen bestimmten dauernden Zweck des Lebens von einer blos vorübergehenden Anstrengung. Zu dieser letztern sind alle Menschen zuweilen geneigt, und die sogenannten wilden Völker, wie der einzelne Verwilderte, wissen außerordentliche Beschwerden und Entbehrungen zu ertragen. Aber darin liegt die Scheidewand, welche sie von wahrer Civilisation ausschließt, daß eine regelmäßige Thätigkeit, welche nicht durch augenblickliches Bedürfniß, durch Rache, Jagd- und Kriegslust geboten ist, ihnen verhaßt erscheint. Es dauert sehr lange, bis ein noch auf der ersten Stufe der Kindheit stehendes Volk sich auf diese zweite, der Arbeitsamkeit, erhebt, mit welcher aber auch sehr viel gewonnen ist. Zwang richtet hier wenig aus, und am kräftigsten wirken religiöse und sittliche Aufklärung und Erziehung. Aber der Schritt zur freien Arbeitsamkeit bleibt immer ein so schwerer, daß Sklaverei in alter und Zwangsarbeit in neuerer Zeit den Übergang bilden mußte. Schon materiell ist indessen die erzwungne Arbeit beiweitem weniger werth, d. h. sie bringt Wenigeres und Unvollkommeneres hervor, als die Erzeugnisse freier Arbeit. Die Verwandlung der Sklavenarbeit in freie Lohnarbeit ist eine der größten und tiefgreifendsten Tendenzen der Neuzeit. Das Höchste aber, wonach der civilisirte Mensch ringt und ringen muß, ist die Arbeit für eigene Rechnung und zum eigenen Vortheil. Dieser Gedanke ist es, der jetzt die europäischen Culturvölker, wenn auch nicht immer mit vollem Bewußtsein, auf das mächtigste bewegt, und der sie zu Auswanderungen nach Amerika, Australien, Afrika treibt. In hundertfacher Gestalt tritt aus allen Zuckungen der bürgerlichen Gesellschaft immer wieder ein und dasselbe Bedürfniß hervor: Arbeit, aber freie Arbeit und für eigene Rechnung! Darin liegen auch die Anfoderungen, daß die Gelegenheit zur Arbeit nicht durch sociale und politische Institutionen abgeschnitten werde; daß freie Berufswahl, freies Recht zur Arbeit immer mehr zur Wahrheit werde. Über die Zustände und Fragen, welche sich in unserer Zeit an den Begriff der Arbeit knüpfen, s. die betreffenden Artikel, wie **Industrie**, **Concurrenz**, **Association**, **Socialismus** u. s. w.

Arbeitshäuser ist der Name für drei wesentlich verschiedene Arten öffentlicher Anstalten. Man bezeichnet damit 1) öffentliche Werkhäuser, Staats- oder Gemeindearbeitsstätten für freiwillige Arbeiter; 2) Häuser, in welchen gemeinschädliche Müßiggänger durch Zwang zur Arbeit angehalten und gewöhnt werden; 3) eine Gattung von Strafgefängnissen. Die öffentlichen

Werkhäuser haben zum Zweck, für den Augenblick brotlosen Arbeitern eine lohnende Beschäftigung zu geben, bis dieselben wieder Gelegenheit erhalten, in der Privatindustrie ihr Unterkommen zu finden. Namentlich in England, wo die industriellen Krisen häufig ganze Classen von Fabrikarbeitern in Brotlosigkeit versetzen, hat man das System der Werkhäuser in das Armenwesen überhaupt aufgenommen, aber damit nicht eben ersprießliche Resultate erzielt. Die Einrichtung und Verwaltung dieser Anstalten verursacht den Gemeinden und in letzter Instanz dem Staate nicht nur große Kosten, sondern sie vermögen auch in wirklichen Arbeitskrisen die Masse der Hülfslosen nicht einmal aufzunehmen noch weniger fruchtbar zu beschäftigen. Die Werkhäuser verwandeln sich darum, wenn sie in den Fällen allgemeiner Arbeitsnoth mehr oder weniger Unterstützung gewähren, in reine Armenanstalten, die das öffentliche Almosen nur vertheilen. Während aber dieser Umstand den ehrliebenden, auf bürgerliche Achtung und Selbstständigkeit haltenden Arbeiter verhindert, Zuflucht im Werkhause zu suchen, wird die Anstalt gewöhnlich das willkommene Asyl Derer, die der Energie und des guten Willens entbehren, für sich selbst Sorge zu tragen. Wie tiefgreifend und verhängnißvoll die Frage ist, ob der Staat als solcher dem Bedürftigen unmittelbar Arbeit und Verdienst darreichen soll und kann, hat die neueste Geschichte Frankreichs bewiesen, wenn hierbei auch noch ein anders Moment, eine socialistische Theorie, wirksam war. Nach der Februarrevolution von 1848 errichtete die Provisorische Regierung zu Paris sogenannte Staatsarbeitswerkstätten, d. h. sie organisirte die brotlosen Arbeitermassen in einzelne Abtheilungen und verwandte sie gegen guten Lohn zu öffentlichen Arbeiten. Die rein republikanische Fraction der Regierung ergriff dieses Mittel blos, um das revolutionäre Proletariat für den Augenblick zu beschwichtigen und zu gewinnen; die socialistische Partei dagegen, Louis Blanc (s. d.) an der Spitze, sah darin den Anfang, den Staat selbst zum Ökonomen der Gesellschaft zu machen und die Privatindustrie zu vernichten. Abgesehen davon, daß man jene öffentlichen Arbeiten, die unternommen wurden, in der obwaltenden Lage besser unterlassen hätte, gab sich in dem kaum hervorgerufenen Institut die größte Gefahr für die Existenz Aller kund. Die Arbeiter strömten, taugliche und untaugliche, herbei und machten ihr Recht auf Arbeitslohn geltend, während sie sich wenig darum bekümmerten, ob der große Arbeitgeber, der Staat, ihre Kräfte nutzen konnte oder durch ihre Gegenleistung wirklich entschädigt wurde. Der Masse stellte sich der Anspruch auf Arbeit als Recht auf öffentlichen Unterhalt dar, sodaß die Gegenleistung gar nicht in Betracht kam. Die Staatsarbeitswerkstätten wurden somit der Sammelpunkt eines müßigen, anspruchsvollen und meuterischen Proletariats, das die Staatsmittel ohne Rücksicht verschlang. Jeder Unbefangene begriff, daß bei dem Fortbestande und der Ausbreitung dieser Einrichtung nicht nur der Staat, sondern die ganze gesellschaftliche Ökonomie, somit die Nation ihrem Ruin entgegeneile. Die Nationalversammlung decretirte daher zuvörderst gewisse Beschränkungen der Staatsarbeitswerkstätten, was die verblendeten und irregeleiteten Arbeitermassen wesentlich mit zu dem in der Geschichte so beispiellosen Juniaufstande fortriß. Mit den öffentlichen Arbeitswerkstätten sind übrigens diejenigen Industrieanstalten nicht zu verwechseln, welche der Staat auf eigene Rechnung betreibt, weil sie Privatunternehmer nicht wol zu betreiben vermögen, oder weil durch das Beispiel des Staats die Privatindustrie für gewisse Zweige der Production ermuntert werden soll. Was die öffentlichen Zwangsarbeitshäuser für notorische Müßiggänger und Vagabunden betrifft, so haben dieselben das Bedürfniß der Correction, d. h. der Erziehung und Besserung jener Verwahrlosten zum Endzweck. Der Staat nämlich besitzt nicht nur das Recht, durch strenge Beaufsichtigung dieser Classe seiner Angehörigen dem Verbrechen vorzubeugen, sondern es bleibt auch nach unsern Begriffen seine Pflicht, den Gesunkenen zu stützen und für dessen sittliche Erhebung Sorge zu tragen, selbst gegen den Willen des Betreffenden. Obschon man in neuerer Zeit bei der Einrichtung und Verwaltung von Zwangsarbeitshäusern diese Grundsätze festhält, ist doch die Aufgabe eine äußerst schwierige geblieben und der Zweck im Ganzen wenig erreicht worden. Das Hauptwerk beruht auf der innern Erziehung und Besserung des Verwahrlosten, was zuvörderst Leiter und Aufseher voraussetzt, wie sie selten gefunden werden. Außerdem hält es schwer, die Corrigenden in solche Erwerbszweige einzuführen, durch die sie bei dem Austritt aus der Anstalt in der That ihr selbständiges Fortkommen finden. Die wirklichen Strafanstalten (s. d.), welche man ebenfalls mit dem Namen von Arbeitshäusern bezeichnet, sind Zuchthäuser gelindern Grades. Oft finden sich hier und da mit denselben eigentliche Correctionsanstalten verbunden, wodurch diese natürlich an der Lösung ihrer Aufgabe gänzlich gehindert werden müssen.

Arbeitslohn. Wer zu einem gewissen Zwecke thätig ist, findet seine Belohnung in Dem, was er durch die Arbeit sich verschafft oder hervorbringt; so der Landbauer in seinen gewonnenen

früchten, der Handwerker in seinem Erwerbe, der Künstler in seinem Ruhme. Dieser natürliche Lohn ist häufig sehr ungleich und unsicher, zuweilen sehr groß, oft aber muß der Arbeiter desselben auch ganz entbehren. Es gehört zu den großen Wohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft, daß sie durch die Theilung der Arbeit und den Austausch derselben einem jeden Einzeln die Sicherheit gewährt, daß er für jede nützliche Arbeit von Andern werde belohnt werden, wenn er sie nicht selbst gebrauchen kann. Aber doch ist der Preis der Arbeit nicht immer ihrem wahren Werthe angemessen; derselbe ist bald größer, wenn die Zahl Derer, welche Arbeit einer gewissen Art (die Producte derselben) verlangen, größer ist, als die Zahl der Arbeiter und der Vorräthe, bald geringer, wenn die Arbeit in größerm Vorrathe vorhanden, als das Verlangen nach derselben, und der Arbeiter sie also um geringern Preis weggeben muß, als sie ihm selbst gekostet hat. Er wird dazu gezwungen, theils, weil er den Lohn seiner Arbeit zum fernern Leben braucht, theils, weil das Product durch längeres Liegen sich in den Zinsen immer mehr verzehrt, oder auch wol dem Verderben ausgesetzt ist und zuletzt ganz aufhört, von Andern verlangt zu werden. Der Lohn jeder Arbeit muß die Lebensbedürfnisse des Arbeiters überhaupt und seine Auslagen für die besondere Art der Arbeit decken, wenn er angemessen sein soll. Es lassen sich demnach mit Adam Smith 1) der Aufwand für den Platz, auf welchem der Arbeiter lebt (Grundrente), 2) die Auslagen für Werkzeug und Material (Capitalrente), und 3) der Ersatz für Das, was der Arbeiter während der Arbeit verzehrt, unterscheiden. Allein hiermit ist wenig gewonnen. Denn außerdem liegen auf dem Arbeitslohn noch alle öffentliche Abgaben, und nicht blos der eigene Lebensbedarf des Arbeiters, sondern auch die Ernährung seiner Familie und das Ersparniß für Nothfälle und Alter. Wenn der Arbeitslohn seine naturgemäße Höhe haben soll, so muß er also einen Überschuß über den täglichen Bedarf gewähren. Es ist ein nicht ungewöhnlicher, aber doch sehr großer Irrthum, wenn man glaubt, die Höhe des Arbeitslohns im Allgemeinen hänge von der Willkür der Einzelnen, namentlich der Arbeitsgeber ab; er beruht im Großen und Ganzen lediglich auf den vielfach verschlungenen Gesetzen des Verkehrs, und nur in speciellen Fällen und in geringerer Ausdehnung wird es den Einzelnen möglich, auf den Preis der Arbeit unmittelbar einzuwirken. Vermögen die Arbeitsgeber den Arbeitslohn nachhaltig herabzusetzen, oder die Grundeigenthümer die Grundrente zu steigern, so liegt der tiefere Grund hiervon stets in den allgemeinen ökonomischen Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft. Fast in allen Staaten bestehen demnach auch nachdrückliche Strafgesetze gegen sogenannte Arbeitercoalitionen, welche die Erzwingung eines höhern Arbeitslohns zum Zweck haben; denn die Gewalt, die hier geübt werden soll, richtet sich nicht gegen Einzelne, sondern gegen die Verhältnisse der gesammten Gesellschaft. Aus demselben Grunde ist es auch dem Staate selbst nicht erlaubt, den Preis der Arbeit im Interesse des einen oder des andern Theils unmittelbar zu bestimmen. Dagegen soll und muß der Staat die Verkehrsverhältnisse im Großen regeln und entwickeln, und auch dem Arbeiter, wie jedes Individuum, vor wucherischem Misbrauch seiner Kräfte oder seiner Hülfslosigkeit nachdrücklich sichern. Bei der Frage, ob der Lohn seine naturgemäße Höhe habe, kommt es nicht auf die Summe des baaren Taglohns oder wöchentlichen Erwerbs, sondern blos darauf an, in welchem Maße der Arbeiter mit diesem Lohne seine Bedürfnisse bestreiten könne. Mehrfach ist vorgeschlagen worden, den Arbeitslohn in Form eines Antheils am Gewinne zu bestimmen, aber eine praktische Ausführbarkeit dieses Vorschlags hat Niemand nachzuweisen vermocht.

Arbēla, das jetzige Erbil, östlich von Mossul, eine kleine Stadt des östlichen Assyriens, jenseit des Tigris, am Fuß der Kurastanischen Gebirge, in deren Nähe, bei Gaugamela, 331 v. Chr., Alexander d. Gr. eine entscheidende Schlacht gegen Darius gewann.

Arbĭter, im röm. Rechte der Schiedsrichter, welcher nach dem Compromiß der Parteien eine unter ihnen obwaltende Streitigkeit durch sein Urtheil (arbitrium, bei den Neuern laudum) zu entscheiden übernommen hat. Das röm. Recht enthält sehr genaue Bestimmungen über die Bedingungen, unter welchen Jemand zur Übernahme eines solchen arbitrium genöthigt, und unter welchen sein Urtheilspruch (sententia) an die Civilgerichte zur Vollstreckung abgegeben werden kann. Die große Ausdehnung, in welcher die Römer solche Schiedsrichtersprüche zuließen, steht in Verbindung mit der Gewohnheit, die Bestimmung gewisser Punkte abgeschlossener Geschäfte oder testamentarischer Verfügungen dritten Personen, welche außer dem Obligationsnexus sich befinden, anheim zu geben. Diese Personen sind entweder bestimmt namhaft gemacht, oder nicht; im letztern Falle tritt ein boni viri arbitratus ein, und der Entscheidende heißt nicht arbiter, sondern arbitrator. Von den Schiedsrichtern der neuern Zeit, s. **Schiedsrichter**.

Arbitrage. Wenn der Kaufmann an einem fremden Orte eine Zahlung zu leisten oder eine solche von dort einzuziehen hat, so stehen ihm hierzu in der Regel mehre Wege offen, von denen

bald der eine, bald der andere vortheilhafter ist. Besonders der Banquier ist zumeist in dem Falle, zwischen diesen Wegen wählen zu können, und die Auffindung des günstigsten derselben bildet den Gegenstand der Arbitrage (d. h. Entscheidung) oder Arbitragerechnung. Auch wenn es sich nicht um die Zahlung oder die Einfoderung einer Schuld handelt, kann arbitrirt werden, z. B. um zu ermitteln, an welchem Platze man eine gewisse Wechselsorte am billigsten beauchen oder am höchsten verwerthen kann. Bei der Verschiedenheit des Disconto (s. d.) hat man nicht immer den gleichen Ertrag, wenn man zur Einsendung an einen fremden Platz einen dort zahlbaren kurzsichtigen Wechsel kauft, als wenn man einen langsichtigen (billiger) kauft und dort verdiscontiren läßt; die vergleichende Rechnung heißt hierbei Discontoarbitrage. Die Geldarbitrage zeigt, welche Geldsorte man zu irgend einem Zwecke am vortheilhaftesten verwendet, oder, wenn man eine bestimmte Geldsorte kaufen oder verkaufen will, wo dies am erfolgreichsten geschehen kann. Die Staatspapierarbitrage ist die Ermittelung, an welchem Orte man eine gewisse Kauf- oder Verkaufsoperation jener Effecten am billigsten oder einträglichsten vollzieht. Das Nämliche gilt von der Actienarbitrage.

Arbŏga, eine uralte Stadt in Schweden, in der Provinz Westmannland, an dem Flüßchen gleichen Namens, durch welches im Verein mit einer Kanalanlage die Seen Hialmar und Mälar verbunden werden. A. war früher ein wichtiger Handelsplatz, ist jetzt aber unbedeutend und nur geschichtlich merkwürdig wegen der Alterthümer, die sich hier wie in der Umgebung befinden. Von den vielen Kirchen, Klöstern und Kapellen sind jetzt nur die Stadt- und die Landkirche übrig, erstere mit einem Altarblatte von Rembrandt. In der sogenannten Königswohnung haben mehre Könige aus der Familie Wasa residirt. Kirchenversammlungen wurden hier abgehalten 1396, 1412, 1417, 1423 und 1474; Reichstage 1435, wo Engelbrecht zum Haupt des Landes gewählt wurde, 1440, 1471, 1529, 1561, wo die sogenannte Arbogaartikel, durch welche Erich XIV. die Macht der Herzöge beschränkte, angenommen wurden, und 1597. Laut Verordnung Gustav Adolf's von 1625, wonach die Kupfermünzen den vollen Werth in Kupfer enthalten sollten, wurden hier die sogenannten Arbogaklipping, Münzen in Quadrat, geschnitten.

Arbois, kleine Stadt im franz. Depart. Jura, in einem tiefen Thale an der Vieille gelegen, mit 7000 E. In der Umgegend werden viel Blumen und Gemüse gezogen, besonders aber ein süßer, meist weißer Wein, der **Arboiswein**, erbaut.

Arbutus, s. **Erdbeerbaum**.

Arc (Jeanne d'), s. **Jeanne d'Arc**.

Arcāde oder **Bogenstellung** nennt man in der Baukunst eine Bogenhalle, die von Säulen oder Pfeilern getragen wird. In der antiken Baukunst gibt es zwar Hallen, aber keine Bogenhallen, da das antike Bausystem ausschließlich nur auf gerades Gebälk berechnet ist. Anders ist es in dem Bauwesen des Mittelalters, wo überhaupt erst der Bogen- und Gewölbebau zu seiner höhern Ausbildung gediehen ist.

Arcadius, Heiliger und Märtyrer, der zu Cäsarea in Mauritanien lebte, und auch daselbst in der Christenverfolgung unter Diocletian 312 den Tod als Bekenner erlitt. Er bekannte vor dem Statthalter offen, daß er Christ sei, und dieser, über solchen Muth empört, ließ ihm ein Glied nach dem andern vom Leibe schneiden. Der heilige Zeno hat die Geschichte des A. beschrieben. Sein Gedächtnißtag ist der 12. Jan.

Arcadius, Kaiser des Orients 395—408, geb. in Spanien 377, der Sohn des Kaisers Theodosius, ward bei der Theilung des röm. Reichs nach seines Vaters Tode erster Kaiser des Orients, während sein Bruder, Honorius, das occidentalische Reich erhielt. Der Pomp, den A. in seinem Palaste einführte, war dem der Perserkönige gleich. Seine Herrschaft erstreckte sich von dem Adriatischen Meere bis zu dem Tigris und von Scythien bis Äthiopien. Der eigentliche Beherrscher dieses großen Staats aber war anfangs der Gallier Rufinus, dann der Eunuch Eutropius. Zwar hatten die Eunuchen schon früher im Geheimen auf die Regierung thätigen Einfluß gewonnen; Eutropius aber trat offen auf als erste Gerichtsperson und als Anführer der Heere. Im J. 399 ward er durch Gainas gestürzt, der bald bei dem Versuche, sich selbst zum Herrscher zu machen, umkam. Eudoxia, die Gemahlin des A., übernahm nun dessen und des Staats Leitung. Die Regierung des A. war besonders durch Einfälle der Barbaren, Erdbeben und Hungersnoth ausgezeichnet, die fast in allen Theilen des Reichs wütheten. A. blieb gleichgültig bei allen diesen Ereignissen. Er starb 408, unbetrauert selbst von seinen nächsten Umgebungen.

Arcāna (in der Einzahl Arcanum), Geheimmittel, sind Arzneimittel, deren Bestandtheile und Zubereitung von den sie austheilenden und in der Regel feilbietenden Personen geheim ge-

alten werden. Ihre Ausbietung beruht in der Regel auf einer verwerflichen Geldspeculation; enn der echte Arzt und Menschenfreund beeilt sich gewiß, die von ihm zum Heil seiner leidenden Mitbrüder gemachten Entdeckungen so schnell als möglich zu veröffentlichen. Gewöhnlich finden die Geheimmittel bei einem großen Theil des Publicums einen bedeutenden Erfolg. Denn s liegt in der Menschennatur, das Geheimnißvolle und auf ungewöhnliche Weise Dargebotene ür besonders werthvoll zu halten. Namentlich sind Kranke dazu sehr geneigt, indem ihre Gerechlichkeit und Hoffnungslosigkeit sie nach jedem Schein der Rettung greifen läßt und ihre Phantasie von Geheimnißcuren besonders angesprochen wird. Besonders gilt dies bei Übeln, velche für unheilbar gelten, oder gegen welche schon Vieles fruchtlos angewendet wurde (z. B. Schwindsucht, Fallsucht, Krebs, alte Geschwüre und Ausschläge u. s. w.), oder welche aus Schamhaftigkeit gern geheimgehalten werden (wie z. B. Lustseuche und andere Geschlechtskrankeiten). Auf solche Patienten speculiren auch die Ausbieter von Geheimmitteln am meisten. Man kann die üblichen Geheimmittel in zwei Classen theilen: 1) solche, welche an sich fast oder ganz wirkungslos sind, aber des Gewinnstes willen angepriesen werden, und 2) solche, die sehr tark wirken und oft Schaden anrichten, und daher von vernünftigen Ärzten gern vermieden erden. Wenige der gebräuchlichen Arcana sind es, welche einen den Ärzten bisher unbekannten, iber wirklich heilsamen Stoff enthalten. Bei dem jetzigen Stand der Chemie und Mikroskopie verden die Bestandtheile aller Arcana in der Regel sofort oder bald bekannt. Aus diesen Gründen ist nicht nur dem Publicum die Anwendung der Geheimmittel stets zu widerrathen, sondern uch eine Verpflichtung für die Behörden nicht zu leugnen, den Verkauf dieser Mittel zu überwachen und sie, sobald sie Gefahr bringen, zu verbieten, oder sobald ihre Zusammensetzung erkannt wurde, das Publicum darüber zu belehren. Bei unschädlichen Geheimmitteln kann man die Fürsorge gegen unverhältnißmäßige Bevortheilung, gegen Betrug, als Grund zu einem obrigkeitlichen Verbot anführen. Daher ist in manchen Ländern jeder Verkauf von Geheimmitteln verboten. In manchen Ländern gestattet man solche, deren Zusammensetzung der Behörde von dem Erfinder oder Verbreiter bekannt gemacht wurde, sofern die Unschädlichkeit oder Heilsamkeit durch Prüfung nachgewiesen ist, mittels obrigkeitlicher Concession. Auch haben manche Regierungen solche angekauft und dann bekannt gemacht. Doch hat die Heilkunde auf diesem Wege noch nicht viel gewonnen. Oft sind es ganz bekannte Mittel, die nur etwa in einer ungewöhnlichen oder dem Publicum besonders bequemen Form dargeboten werden. In neuerer Zeit bildet sich die Sitte aus, angeblich belehrende Broschürchen über gewisse Krankheiten zu veröffentlichen und darin ein geheimes Mittel oder Verfahren anzupreisen, das der Bedürfende unter einer gewissen Adresse, gegen Einsendung einer bestimmten Geldsumme erhalten könne. Gegen diese neue Charlatanerie, die in den ärztlichen Volksschriften sehr gewöhnlich ist, muß besonders gewarnt werden.

Arcani disciplina oder Geheimlehre ist ein Name, der zwar erst im 17. Jahrh. (wol zuerst durch Meier, „De recondita veteris ecclesiae theologia", Helmstädt 1679) aufgekommen ist, dessen Gedanke aber bereits an das Ende des 2. Jahrh. gehört. Nachdem nämlich Verfolgungen die Christen zum Geheimhalten ihres Gottesdienstes genöthigt hatten, fingen sie an, den Grund dieser Geheimhaltung in dem Charakter ihrer heiligen Handlungen als für Ungetaufte unzugängliche Mysterien zu finden, womit sich seit dem 4. Jahrh. auch eine Geheimhaltung der positiven Lehren des Christenthums verband. Die heidnischen Mysterien, besonders nach neuplatonischen Mustern, waren zugleich Vorbilder dazu. Die Lehre von der Taufe und dem Abendmahl, als die Hauptmomente des christlichen Glaubens, ebenso das kirchliche Symbol und das Gebet des Herrn, wurden jetzt wider die ursprüngliche Sitte, erst nach der vollen Weihe oder nach der Theilnahme am Abendmahle mitgetheilt. Einige Katholiken bedienten sich in den Streitigkeiten mit den Protestanten dieser geschichtlichen Thatsache zum Beweise für eine geheime Lehre (arcani disciplina) in der alten Kirche, von deren Inhalte nur die kirchliche Tradition wisse. In jene Geheimlehre meinte man dann alle diejenigen Lehren der Kirche setzen zu dürfen, für welche es entweder keinen oder doch keinen genügenden Beweis in der Heiligen Schrift gäbe, z. B. die von der Transsubstantiation. Seit 1685 entspann sich zwischen Schelstrate, auf Grund dessen Schrift „De disciplina arcani" (Rom 1685), und Tentzel (s. d.) ein Streit über die Beweisführung aus der disciplina arcani, in welchem Letzterer die Grenze des altkirchlichen Mysterienwesens scharfsinnig zu bezeichnen suchte. Vgl. Rothe, „De arcani disciplina" (Heidelb. 1847).

Arcesilaus (griech. Arkesilaos), griech. Philosoph, Stifter der zweiten akademischen Schule, geb. zu Pitane in Äolien 316 v. Chr., genoß eine sorgfältige Erziehung. Er sollte in Athen sich der Rhetorik widmen; doch von der Philosophie mehr angezogen, genoß er zunächst den Unter-

richt des Peripatetikers Theophrast, dann des Krantor. Nach des Krates Tode stand er an der Spitze der akademischen Schule und nahm bedeutende Veränderungen mit den Lehrsätzen derselben vor, indem er die Platonische Dialektik vornehmlich gegen die dogmatischen Behauptungen des Zeno anwendete und in dieser Polemik sich dem Skepticismus annäherte. Auch setzte er zu diesem Behufe die Methode des Disputirens an die Stelle des fortlaufenden Lehrvortrags. Er leugnete nicht nur die Bedingungen der Möglichkeit einer begreiflichen Vorstellung, wie sie Zeno behauptete, sondern auch überhaupt das Dasein eines zureichenden Kriteriums der Wahrheit, und empfahl die Zurückhaltung des apodiktischen Urtheils als ein die Gemüthsruhe förderndes Gut. Im Praktischen aber, lehrte er, müsse man sich an das Wahrscheinliche halten, was man den Probabilismus (s. d.) nennt. Er genoß wegen der Trefflichkeit seines Charakters hohe Achtung, daher der Stoiker Kleanthes von ihm sagt: Das Sittliche, welches er in seinen Reden aufhebe, stelle er durch seine Handlungen wieder her. A. starb 241 v. Chr.

Archaismus heißt der Gebrauch des Veralteten in der Sprache, sei es ein Wort, ein Ausdruck, eine grammatische Form oder eine Wendung. Im Allgemeinen verbietet der gute Geschmack den Gebrauch der Archaismen; nur in gewissen Gattungen der Schreibart, namentlich in der Gerichts- und Religionssprache, werden sie ohne Anstoß gebraucht. Ebenso bedienen sich die Dichter nicht selten der Archaismen, um der Sprache Kraft, Würde oder Feierlichkeit zu verleihen. Doch können Archaismen nach dem Gesetze des Contrastes auch komische Wirkung haben.

Archangelsk oder **Michaelsstadt**, Hauptstadt des russ. Gouvernements Archangel, welches auf 16255 QM. 230000 E., und zwar im Nordwesten Lappen und im Nordosten meist heidnische Samojeden zählt, liegt an der Dwina, die acht Meilen davon ins Weiße Meer mündet, hat etwa 10500 E., einen Erzbischof, einen Militär- und Civilgouverneur. Den Namen erhielt die Stadt von dem dort 1584 erbauten Michaelskloster. Lange Zeit war sie der einzige Stapelplatz der russ. Waaren; hier wurden 1670 zuerst die Wechsel eingeführt, die damals in Rußland noch völlig unbekannt waren. Als Petersburg gleichen Stapel erhielt, und Riga auch als russ. Hafen benutzt wurde, sank der Handel zu A., bis 1762 diesem trefflichen Nordhafen die Kaiserin Elisabeth alle Vorrechte des petersburger Hafens einräumte. Seitdem hat sich mit der wachsenden Bevölkerung Rußlands der Handel an der Dwina an Ein- und Ausfuhr immer mehr gehoben, und es ist A. jetzt für Sibirien der Hauptstapelplatz, der durch Kanäle mit Moskau und Astrachan in Verbindung steht. Gewöhnlich schon im Mai, da das Eis der Dwina im April bricht, kommen die fremden Schiffe an und segeln meist im September wieder ab. Während des Sommers ist in A. ein steter Markt. Die hauptsächlichsten Handelsgegenstände sind Fische, Fischthran, Talg, Kronleinsaat, Pelzwerk, Häute, Schiffsbauholz, Wachs, Eisen, grobe Linnen, Schweinsborsten, chinesische und japanische Waaren, Caviar u. s. w. Ein großes Hinderniß des Handels ist die Sandbank vor dem sonst sichern Hafen, dessen Einfahrt durch die Festung Nowo-Dwiesk geschützt wird. Die Admiralitätsgebäude und Kasernen der Matrosen liegen auf der Insel Solombalsk, welche der Fluß Kuschenida bildet. Von hier gehen viele Expeditionen im Sommer auf den Fischfang, im Winter auf die Jagd nach Spitzbergen und Nowaja-Semla bis zur Lenamündung und weiter. Für den Heringsfang wurde hier eine besondere Compagnie gegründet.

Archäologie (griech.), eine verhältnißmäßig noch junge Wissenschaft, die darum bisher weder zu einer genauen Begriffsbestimmung ihres Wesens noch zu einer festen Begrenzung ihres Gegenstands gekommen ist. Archäologie heißt Alterthumskunde überhaupt. Man hat sich aber noch nicht hinlänglich geeinigt, was für Gegenstände sie im Unterschiede zur Philologie zu übernehmen habe. Eine ziemlich verbreitete Begriffsbestimmung theilt der Philologie die Erkenntniß der antiquitas literata zu, d. h. die Erkenntniß der alten Schriftwerke, der Archäologie dagegen die Erkenntniß der antiquitas figurata, d. h. der in Stein, Erz oder anderm festen Material auf uns gekommenen alten Denkmale. In diesem Sinne macht also z. B. die Numismatik, d. h. die Münzkunde, einen sehr bedeutenden Theil der Archäologie aus. Aber man erkennt freilich leicht, daß diese alten Denkmale doch unter sich wieder wesentlich verschiedener Art sind. Die Archäologie, als Kunde der alten Denkmale genommen, hat dann je nach der verschiedenen Natur der Denkmale ganz verschiedene Interessen. An den Inschriften ist nur der Inhalt wichtig, an den Kunstwerken zwar der Inhalt auch, aber ebenso sehr und fast noch mehr die Form. So hat man sich neuerdings daran gewöhnt, die Inschriftenkunde von der Archäologie auszuscheiden. Seit O. Müller wird daher der Name Archäologie fast überall im engern Sinne von Kunstarchäologie gebraucht. Archäologie ist demnach Erkenntniß und Geschichte der bildenden Künste bei den Alten, und zwar, da man unter den Alten vozugsweise die Griechen und Römer zu verstehen pflegt, besonders bei den Griechen und Römern, sowie den Etruskern, insofern die

truskische Kunst eine sehr wesentlich eingreifende Übergangsstufe von der griech. Kunst zur röm. ildet. Der eigentliche Begründer dieser wissenschaftlichen Erkenntniß der alten Kunst ist Winelmann (s. d.). Vor diesem hatte man sich in Bezug auf die alte Kunst entweder mit der rein ünstlerischen Auffassung und Nachahmung begnügt, wie dies vor allem in Petrarca, in Raael, Michel Angelo und Benvenuto Cellini hervortritt, oder man verhielt sich zu ihr rein antiuarisch, d. h. man betrachtete, namentlich in dem Zeitraume von 1500—1750, die alten Kunstenkmale lediglich wie die Inschriften als Handhaben und Hülfsmittel antiquarischer Gelehramkeit. Da man jedoch nur das röm. Alterthum kannte, deutete man den Sinn dieser alten Werke, selbst der griech., gewaltsam und willkürlich blos auf Begebenheiten und Charaktere der öm. Geschichte. Diesem argen Unwesen machte Winckelmann ein für alle mal ein Ende. Er vard der epochemachende Gründer nicht blos der Archäologie, sondern der gesammten Kunstberachtung überhaupt, indem er unter allen Modernen zuerst den feinsten künstlerischen Blick mit er tiefsten wissenschaftlichen Erkenntniß zu verbinden wußte. Er zum ersten male begriff das Schöne rein aus sich heraus, und wurde daher nach beiden Richtungen, die ein Kunstwerk der wissenschaftlichen Betrachtung darbietet, in der Erkenntniß der alten Kunst für alle Zeiten maßgebend. Nach der Seite des Inhalts entdeckte er das große Grundgesetz, daß alle Kunstgegenstände der Griechen, wenigstens die der guten Zeit, der griech. Mythologie entlehnt seien; nach er Seite der Form führte er durchgreifend die nationalen und historischen Unterschiede, d. h. die künstlerischen Stilverschiedenheiten, durch. Er sonderte das Ägyptische, Griechische, Etruskische und Römische und in diesen wieder die einzelnen Perioden der geschichtlichen Entwickelung. Auf diesem Boden steht die Archäologie wesentlich heute noch; ja sie hat alle Ursache sich zu hüten, daß sie nicht wieder auf den frühern antiquarischen Standpunkt zurückfalle. Nach Winckelmann sind die bedeutendsten Archäologen Fea und Visconti in Italien, Raoul-Rochette in Frankreich, Zoega und Bröndsted in Dänemark; in Deutschland Lessing, Heyne, Hirt, Meyer, Böttiger, Welcker, O. Müller, E. Gerhard, der sich namentlich durch die Gründung des Archäologischen Instituts in Rom ein sehr wesentliches Verdienst erworben hat, Panofka, Roß und Anselm Feuerbach. Das gangbarste und beste „Handbuch der Archäologie" ist von Müller (3. Aufl. von Welcker, Bresl. 1848). Um Laien in die Kenntniß der alten Kunst einzuführen, sind am geeignetsten: Feuerbach's „Vaticanischer Apoll" (Nürnb. 1833) und Hettner's „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten" (Oldenb. 1848).

Arche nennt Luther in seiner Bibelübersetzung das Schiff oder das schwimmende Gebäude, in welchem Noah sich, seine Familie und die ganze lebende Schöpfung aus der Sündflut rettete. Gebildet ist das Wort aus dem lat. arca, d. h. der Kasten. Die Arche war aus Tannenholz gezimmert, 300 Ellen lang, 50 breit, 30 hoch, hatte drei Stockwerke, eine Eintheilung in Kammern und Fenster und Thüre. Die vielfach dunkle Beschreibung derselben in dem ersten Buche Mosis (6, 14 fg.) hat die Ausleger sehr beschäftigt, ohne daß man irgend ein genügendes Resultat erzielte. Einige erklären die Arche für einen viereckigen Kasten, der auf einer Unterlage von zusammengefügten Flößen geruht habe; Andere geben ihr dagegen einen bauchigen Boden. Ein Mennonit, Peter Janson, ließ sogar 1609 ein nach der Mosaischen Beschreibung gebautes Schiff in Nordholland vom Stapel laufen. — **Heilige Arche** heißt in den Synagogen der Juden das Schränkchen, in welchem die Gesetzrolle aufbewahrt wird.

Archeläus, ein Heraklide, der von seinen Brüdern aus dem väterlichen Reiche vertrieben, nach Macedonien floh, und der Gründer eines mächtigen Geschlechts wurde, aus welchem Alexander d. Gr. stammte. — **Archelaus**, der natürliche Sohn des macedonischen Königs Perdikkas II., bestieg 413 v. Chr. den Thron, nachdem er die rechtmäßigen Thronerben hatte ermorden lassen. Seine Regierung war für die innere Entwickelung des bis dahin ziemlich barbarischen, macedonischen Reichs von größter Bedeutung, indem er Städte befestigte, Straßen anlegte, das Heer besser organisirte, und vor allem griech. Sitte und Bildung verbreitete. Sein Hof war der Sammelplatz der berühmtesten Dichter und Künstler seiner Zeit, wie z. B. des Euripides und Zeuxis, und er galt bei seinen Zeitgenossen für den reichsten und glücklichsten Mann. Er starb 399 v. Chr. — **Archelaus**, der Feldherr Mithridates' d. Gr., von Geburt ein Kappadocier, wurde im J. 87 v. Chr. von Mithridates zur Bekämpfung der Römer mit einer großen Flotte und einem Heere von 120000 Mann Fußvolk und Reiterei nach Griechenland geschickt. Er bewog fast alle griechische Staaten, theils durch Gewalt, theils durch Überredung, zum Abfalle von Rom. Gegen ihn wurde Sulla geschickt, der den A. im festen Hafenplatze Piraeus belagerte, ohne die Einnahme erzwingen zu können. A. zog sich aber selbst von dort nach Böotien zurück, wo er seine ganze Streitmacht sammelte, und die Verstärkungen, die Mithridates unter-

dessen nachgeschickt hatte, an sich zog. Sulla folgte ihm, und bei Chäronea kam es zur Schlacht (86 v. Chr.), in welcher die Römer einen vollständigen Sieg erfochten. Nur der Mangel an Schiffen verhinderte die gänzliche Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, die sich in Chalcis wieder sammelten, bis Mithridates ein neues Heer von 80000 Mann nach Griechenland sandte. In Orchomenos in Böotien trafen die Heere wieder zusammen und Sulla rieb nach zweitägigem Kampfe das Heer des A. gänzlich auf. A. selbst, drei Tage in einem Sumpf sich versteckt haltend, entkam auf einen Nachen, der ihn nach Chalcis übersetzte. Mithridates entschloß sich nun zum Frieden, der bei einer persönlichen Zusammenkunft des Sulla und Mithridates zu Dardanus in Troja vermittelt wurde. A. fiel wegen dieses durch die Umstände bedingten, für den Mithridates ungünstigen Friedens bei diesem in Ungnade, und floh daher, als der zweite mithridatische Krieg ausbrach (81 v. Chr.) zu den Römern. Seine weitern Schicksale sind unbekannt; doch scheint er in Rom eine sehr ehrenvolle Stellung eingenommen zu haben. — **Archelaus**, der Sohn des Vorigen, wurde von Pompejus 63 v. Chr. zum Priester der Göttin in Comana ernannt, welches ein Amt von königlicher Würde war. Doch sein Ehrgeiz strebte nach Höherm. Berenice, die Tochter des Königs Ptolomäus Auletes, welche nach Vertreibung ihres Vaters über Ägypten herrschte, suchte einen Gemahl aus königlichem Geschlechte. A. gab sich für einen Sohn des Mithridates Eupator aus und vermählte sich mit ihr (56 v. Chr.). Doch regierte er nur sechs Monate lang, denn Aulus Gabinius, Proconsul von Syrien, erschien mit einem Heere in Ägypten, um den Ptolomäus zurückzuführen, und A. verlor in einer Schlacht gegen ihn das Leben. Antonius, ein früherer Gastfreund des A., ließ den Todten ehrenvoll begraben. Sein Sohn, ebenfalls **Archelaus** genannt, folgte ihm in der priesterlichen Würde. Der Sohn dieses Letztern, **Archelaus**, überkam von Antonius das Königreich Kappadocien, welches er auch unter dem Kaiser Augustus behielt, der ihm selbst noch einen Theil von Cilicien und Kleinarmenien schenkte. Als aber Tiberius, der den A. haßte, zur Regierung gelangte, rief er ihn nach Rom und klagte ihn vor dem Senate wegen gesetzwidriger Neuerungen an. Tiberius hatte ihm den Tod bestimmt; allein man ließ dem altersschwachen und kindisch gewordenen Mann das Leben, der bald darauf (17 n. Chr.) starb. Sein Königreich Kappadocien wurde nun zur röm. Provinz gemacht. — **Archelaus**, der Sohn des Königs Herodes von Judäa, folgte seinem tyrannischen Vater in der Regierung (1 n. Chr.) und behauptete seine Stellung trotz eines von den Pharisäern gegen ihn angezettelten Aufruhrs. Er reiste hierauf nach Rom, wo Augustus sich für seine, von seinem Bruder Antipas bestrittenen Erbansprüche günstig erklärte, und ihm unter dem Titel Ethnarch die Provinzen Judäa, Samaria und Idumäa zuertheilte. Nach neunjähriger Regierung aber wurde er vor Augustus wegen Grausamkeit und Tyrannei angeklagt, seiner Herrschaft beraubt und nach Gallien verbannt, wo er auch starb. Seine Lande wurden zu der röm. Provinz Syrien geschlagen, und seine Güter für den kaiserlichen Fiscus eingezogen.

Archenholz (Joh. Wilh., Baron von), ein bekannter deutscher Schriftsteller, geb. in Langenfurt, einer Vorstadt Danzigs, am 3. Sept. 1745, trat 1760 als Offizier in die preuß. Armee. Zu Ende des Siebenjährigen Krieges erhielt er seiner Blessuren wegen den Abschied als Hauptmann und ging auf Reisen. In einem Zeitraume von 16 Jahren sah er fast ganz Europa. In Italien brach er bei einem Falle vom Pferde ein Bein und blieb gelähmt. Nach der Rückkehr nach Deutschland hielt er sich in Dresden, Leipzig und Berlin auf und lebte von Schriftstellerei. Später wurde er Domherr zu Magdeburg und lebte in Hamburg. Er starb in dessen Nähe auf seinem Landsitze zu Oyendorf im Holsteinischen am 28. Febr. 1812. Den Grund zu seiner literarischen Laufbahn legte er durch die Zeitschrift „Literatur und Völkerkunde", die sich durch Mannichfaltigkeit und gefällige Behandlung der Gegenstände auszeichnete. Den glänzendsten Erfolg hatte sein fast in alle lebende Sprachen Europas übersetztes Buch „England und Italien" (5 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1787), in welchem er jedoch in Hinsicht auf England das Lob, und in Beziehung auf Italien den Tadel übertrieb. Als Fortsetzung schrieb er die „Annalen der brit. Geschichte" (20 Bde., Braunschw., Hamb. und Tüb. 1789—98). Auf eine ausgezeichnete Weise zeigte sich sein Darstellungstalent in der „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" (2 Bde., Berl. 1793), in der „Geschichte der Königin Elisabeth", welche er zu dem „Historischen Kalender für Damen" (Lpz. 1798) lieferte, sowie in der „Geschichte Gustav Wasa's" (2 Bde., Tüb. 1801). Als politischer Journalist wußte er sich in der „Minerva", die 1792 ihren Anfang nahm, mit vieler Klugheit das Ansehen der Unparteilichkeit zu geben. So sehr auch körperliche Schwäche ihn in den letzten Jahren niederdrückte, blieb er doch immer thätig und voll reger Theilnahme an den großen Begebenheiten der Zeit.

Archers, das franz. Wort für arcarii, d. i. Bogenschützen, nannte man im Mittelalter die

ichte Reiterei. Dieselbe war anfangs mit Pfeil und Bogen, dann mit Armbrüsten, zuletzt mit
rkebusen (kurzen Flinten) bewaffnet. Bei den Franzosen nannte man diese Truppengattung
ach Crennequins, später, als sie Schießgewehr führten, Argoulets. Aus Archer entstand die
al. Form Arciere und die deutsche Hartschiere. Schon vor Ferdinand II. bildeten Hartschiere,
eist adeligen Herkommens und den Rittern gleichgeachtet, die kaiserl. Leibwache. Noch jetzt be-
eht in Östreich die kaiserl. Arcierenleibgarde, welche, seit ihrer Erneuerung 1763 nur aus ade-
gen Offizieren zusammengesetzt, zur nächsten Umgebung und Begleitung des Kaisers gehört.

Archeus oder **Archäus** (griech. der Herrscher). Dieses Worts bediente sich zuerst Basilius
alentinus, um das Centralfeuer zu bezeichnen, welches nach ihm das Lebensprincip aller Vege-
bilien ausmachte. Nach ihm wendeten es Paracelsus und besonders Helmont (s. d.) an, um
durch die Urkraft, das Princip alles Lebens, die herrschende und regelnde Kraft im Organis-
us zu bezeichnen. Helmont dachte sich den Archeus als etwas Gesondertes von dem übrigen
örper, gleichsam als ein geistiges Wesen, das im Magen seinen Sitz habe, von hier aus die von
m geschaffene Körpermaschine nach einem im voraus festgestellten Plane regiere, und mittels
s Ferments seine Operationen zur Ausführung bringe. Die Krankheiten sind demnach eine
olge des Zorns, Erschrockenseins, der Trägheit und des tumultuarischen Auftretens des Ar-
eus; sie konnten daher nur beseitigt werden, wenn man ihn beruhigte, schmeichelte oder zur Thä-
gkeit reizte. Es ist leicht ersichtlich, daß der Archeus nichts Anderes ist als eine crasse Auffassung,
eichsam eine mythologische Personificirung des Begriffs organischer Kräfte. Diese Vorstellung
nnte daher wenig Anklang finden, und mußte bald dem Einfluß der Cartesianischen Corpus-
ularphilosophie und den chemiatrischen Ansichten weichen. Stahl nahm jedoch die reinere An-
cht der Alten in seinem Animismus (s. d.) wieder auf, welchem die Neuern in ihrer Lehre von
r Lebenskraft und Naturheilkraft sich wieder näherten.

Archi, eine griech. untrennbare Vorsilbe, mit der Bedeutung der Erste, Oberste, welche dem
eutschen „Erz" entspricht, wird besonders Titeln und geistlichen Würden vorgesetzt, um damit
nen höhern Grad anzudeuten, z. B. Archidux oder Erzherzog; Archiepiscopus oder Erzbischof;
rchipresbyter oder Erzpriester; Archidiakonus oder erster Diakonus; Archimandrit, der Erzabt
der Generalabt u. s. w.

Archias (Aulus Licinius), ein durch Cicero's Freundschaft und Schutzrede bekannter Dich-
r aus Antiochia in Syrien, geb. um 121 v. Chr. Schon frühzeitig hatte er sich in Griechenland
nd Asien einen Namen als Dichter erworben und fand daher, als er 102 v. Chr. nach Rom
m, in dem Hause des reichen und gelehrten Lucullus eine gastliche Aufnahme. Diesen seinen
önner begleitete er im J. 91 auf einer Reise in Sicilien. Er erhielt auf der Rückreise von der
it Rom verbündeten Stadt Heraklea in Unteritalien das Bürgerrecht und somit auch, nach ei-
em bestehenden Gesetze, nach seiner Wiederankunft in Rom das röm. Bürgerrecht. Letzteres
chte ihm aber ein gewisser Gratius streitig zu machen. Cicero trat jedoch für den Angeklagten
f, und hielt die berühmte „Rede für den Dichter A.", in welcher er mit gleicher Wärme und
egeisterung für die Person wie für die Dichtkunst und die Wissenschaften überhaupt sprach.
on sämmtlichen Dichtungen des A., von denen Cicero besonders seine epischen Gedichte über
n Cimbrischen Krieg unter Marius, und über den Krieg gegen Mithridates unter Lucullus
ühmt, ist keine Spur mehr vorhanden, denn die unter seinem Namen in der Griechischen Antho-
findlichen 35 Epigramme gehören einer weit spätern Zeit an.

Archidiakonus (griech.), eigentlich oberster oder Erzdiener. Dieser kirchliche Titel, welcher
sprünglich nur den ersten unter den Diakonen an einer bischöflichen Kirche bezeichnete, erhielt
on im 5. Jahrh. nicht nur den Rang über dem Presbyteriat, sondern erhob sich auch zum Vi-
riat der Bischöfe in den Diöcesen und auf den Concilien. An die Archidiakonen kamen daher
ach und nach die Geschäfte der bischöflichen Gerichtsbarkeit, die Aufsicht über Geistlichkeit, Kirchen,
löster und kirchlichen Güter, das Visitationsrecht und in den abendländischen Bisthümern auch
as Gericht über die Ketzer. Bis in das 9. Jahrh. blieben sie jedoch immer nur Stellvertreter der
Bischöfe ohne persönliche Amtsgewalt. Allein theils die Unwissenheit ihrer Vorgesetzten, theils
e seit dem 8. Jahrh. aufgekommene Eintheilung der Diöcesen in mehre kleinere Sprengel oder
rchidiakonalbanne, denen sie vorgesetzt wurden, machten sie zu selbständigen Kirchenbeamten,
e mit wenigen Ausnahmen die völlige bischöfliche Gewalt ausübten. Mehre Synoden, wie
ne unter Bonifaz 745 gehaltene, eiferten vergeblich dagegen. Im 11. und 12. Jahrh. waren
e Archidiakonen als die einflußreichsten Prälaten der Kirche anerkannt und auf dem Gipfel
rer Macht. Durch die Errichtung allgemeiner bischöflicher Gerichtshöfe unter eigenen Officia-
n oder Generalvicarien, suchten im 13. Jahrh. die Bischöfe das ihnen lästig gewordene Anse-

hen der Archidiakonen wieder zu beschränken, und im 15. und 16. Jahrh. mußten sie in den meisten Diöcesen die Gerichtsbarkeit an die neuen Gerichtshöfe abtreten. Im 18. Jahrh. findet man sie nur noch als Würdenträger in einigen Domcapiteln. Jetzt ist diese Würde, besonders wegen Rangstreitigkeiten mit den Dechanten und Pröpsten, in der kath. Kirche fast überall erloschen; auch wurden sie in die durch die Bourbons wieder neueingerichteten Domcapitel nicht aufgenommen. In der griech. Kirche gab es schon seit dem 7. Jahrh. keine Archidiakonen mehr, außer einem einzigen am Kaiserhofe zu Konstantinopel. In der bischöflichen Kirche Englands sind sie noch jetzt die Stellvertreter der Bischöfe in Beaufsichtigung ihrer Sprengel. In der protest. Kirche genießen sie außer dem Vorrange vor den übrigen Diakonen keine besondern Vorrechte; gewöhnlich führen hier diesen Titel die zweiten Geistlichen an den Hauptkirchen der größern Städte.

Archigĕnes, ein griech. Arzt, der Sohn des Philippus, war zu Apamea in Syrien geboren, hatte den Agathinus zum Lehrer, und übte seine Kunst im 2. Jahrh. n. Chr. unter der Regierung Trajan's in Rom mit solchem Erfolg, daß Juvenalis seinen Namen zur Bezeichnung eines großen Arztes gebrauchte. In Hinsicht auf seine theoretischen Ansichten wird er bald zu den Pneumatikern, bald zu den Methodikern gezählt, während Andere ihn den Stifter der eklektischen Schule nennen. In seinen nur fragmentarisch auf uns gekommenen Schriften zeigt er sich als großer Dialektiker, während er in der Praxis mehr Empiriker und großer Freund von zusammengesetzten Arzneimitteln gewesen zu sein scheint. Vgl. Harleß „De A. medico et de Apollinüs medicis" (Lpz. 1816).

Archilŏchus aus Paros in Lydien, blühte um 688 v. Chr. zur Zeit des Gyges, und gilt dem Range nach für den ersten der griech. Lyriker. Seine Lebensumstände und vorzüglich, was von ihm Schlimmes erzählt wird, hat man aus Andeutungen in seinen eigenen Gedichten zusammengesetzt. Als Jüngling verließ er, in die bürgerlichen Parteiungen verwickelt, sein Vaterland und ging nach Thasos, um mit einem Theile seiner Mitbürger dort eine Colonie zu begründen. In einer Schlacht der Thasier gegen die Thraker verlor er, wie er selbst in einigen uns erhaltenen Versen sagt, jedoch nicht aus Feigheit, sein Schild. Später ward er deshalb von Sparta, wohin er gewandert war, zurückgewiesen. In den olympischen Spielen erhielt er für einen Hymnus auf den Herakles den Siegerkranz. Das Leben verlor er in einer Schlacht, nach Andern durch Meuchelmord. A. war kühn in der Form, wußte seinen Dichtungen bei der größten Mannichfaltigkeit des Stoffs immer den Reiz der Neuheit zu verschaffen. Die Schärfe seiner Gedichte machte „archilochische Bitterkeit" und „parische Verse" zum Sprüchwort des Alterthums. Seine Gegner geißelte er auf die empfindlichste Weise mit seinen Jamben. Lykambes, der ihm seine Tochter versprochen, aber nicht Wort gehalten, wurde von seiner Satire so verwundet, daß Vater und Tochter, um dem Spotte zu entgehen, sich erhängten. Die Alten stellten A. dem Homer an die Seite; sie ließen seine Gedichte durch Rhapsoden vortragen, feierten Beider Gedächtniß an einem Tage und setzten auf Bildwerken seinen Kopf unter den des Homer. Sie nennen ihn auch den Erfinder des Jambus, was jedoch nicht sowol von dem iambischen Vers, als von der Form und der Anwendung auf die satirische Dichtung zu verstehen sein mag. Man schreibt ihm eine Menge Verbesserungen der Musik und der Verskunst zu. In Griechenland waren die dramatischen Dichter, besonders die der alten Komödie, unter den Römern Horatius in den Epoden seine Nachahmer. Der halbe Pentameter —◡◡—◡◡—, dessen er sich häufig bedient, heißt nach ihm der **Archilochische Vers**. Die Bruchstücke seiner Gedichte hat besonders herausgegeben Liebel (Lpz. 1812 und Wien 1819), vielfach verbessert Schneidewin in „Delectus poetarum graecorum" (Gött. 1839) und Bergk in den „Poetae lyrici Graecorum" (Lpz. 1843). Übersetzt findet man sie durch Herder in den „Zerstreuten Blättern" und bei Passow im „Pantheon".

Archimandriten, Erzäbte oder Generaläbte, heißen in der griech. Kirche die Äbte, welche über mehre Äbte und Klöster die Aufsicht führen, weil in der alten griech. Kirche die Klöster Mandrä genannt wurden. Sie waren aber stets den Diöcesanbischöfen untergeben. In Sicilien nennen sich einige Äbte so, weil ihre Klöster ursprünglich griech. Stiftung sind und der Regel des heiligen Basilius folgen. Auch die Generaläbte der unirten Griechen in Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Slawonien und Venedig führen diesen Titel.

Archimēdes, der berühmteste unter den alten Mathematikern, geb. zu Syrakus um 287 v. Chr., ein Verwandter des Königs Hiero, scheint kein öffentliches Amt bekleidet, sondern sich ganz auf die Wissenschaften beschränkt zu haben. Seine Verdienste um die Mathematik vollkommen zu würdigen, fehlt uns eine genaue Kenntniß von dem Zustande der Wissenschaft vor ihm; doch weiß man, daß er sie mit Entdeckungen von höchster Wichtigkeit bereicherte, auf welche die Neuern ihre Messungen krummliniger Flächen und Körper gegründet haben. Euklides betrachtet

seinen „Elementen" nur einige Größen in Beziehung aufeinander; aber er vergleicht sie nicht it geradlinigen Flächen und Körpern. A. hat die zu diesem Übergange nöthigen Sätze in sein Abhandlungen von der Sphäre und dem Cylinder, von den Sphäroiden und Konoiden, und in ner Schrift von der Messung des Cirkels entwickelt. Zu noch schwierigern Betrachtungen hat sich erhoben in seiner Schrift von den Spiralen, die aber selbst für Kenner schwer zu verstehen . Er ist der Einzige unter den Alten, der uns etwas Genügendes über die Theorie der Meanik und über die Hydrostatik überliefert. Er hat zuerst den Satz gelehrt: daß ein in eine Flüsigkeit getauchter Körper so viel an seinem Gewichte verliert, als die Schwere eines gleichen Volmens der Flüssigkeit beträgt, und bestimmte mittels desselben, wie viel Zusatz der Verfertiger er Krone, die der König Hiero aus reinem Golde verlangt, betrüglicherweise hinzugefügt atte. Die Auflösung dieses Problems fand er beim Baden und soll so darüber erfreut gewesen n, daß er, wie man erzählt, unbekleidet nach Hause eilte, mit dem Ausruf: „Ich habe es genden! Ich habe es gefunden!" Die praktische Mechanik scheint zu A.'s Zeiten ebenfalls eine ue Wissenschaft gewesen zu sein, denn seine Äußerung, daß er die Erde umdrehen wolle, wenn an ihm einen Punkt außer derselben gäbe, wo er stehen könne, zeugt von dem Enthusiasmus, n ihm die außerordentlichen Wirkungen seiner Maschinen einflößten. Er ist der Erfinder des aschenzugs, der Schraube ohne Ende und der Wasserschraube oder der Archimedischen chnecke, in welcher das Wasser durch seine eigene Schwere aufsteigt. Er wendete sie während nes Aufenthalts in Ägypten zum Austrocknen der vom Nil überschwemmten Gegenden an. Während der Belagerung von Syrakus entwickelte er sein ganzes Talent, um zur Vertheidigung iner Vaterstadt mitzuwirken. Polybius, Livius und Plutarch sprechen ausführlich und mit ewunderung von den Maschinen, die er den Angriffen der Römer entgegenstellte. Sie melden och nichts davon, daß er mit Brennspiegeln die feindliche Flotte in Brand gesteckt habe, was eilich an sich höchst unwahrscheinlich ist, und nur auf den spätern Nachrichten des Galen und Luan beruht. In demselben Augenblicke, wo die Römer, unter Marcellus, durch Überrumpelung h 212 v. Chr. der Stadt bemächtigten, saß er, wie die Sage erzählt, in Nachdenken vertieft, f dem Markte und hatte allerlei Figuren vor sich in den Sand gezeichnet. Einem röm. Solten, der auf ihn eindrang, soll er zugerufen haben: „Bringe mir meine Kreise nicht in Unordung!" Allein der rohe Krieger stieß ihn nieder. Auf sein Grabmal setzte man einen Cylinder it einer darin enthaltenen Kugel, um dadurch seine Auffindung des gegenseitigen Verhältsses zwischen Kugel und Cylinder, worauf er besondern Werth legte, zu verewigen. Cicero, s Quästor in Sicilien, fand dasselbe in einem Gebüsche wieder auf. Seine noch übrigen Werke mmelte Torelli (Orf. 1792); sie wurden übersetzt und erläutert durch Nizze (Stralf. 1824). inzelne Schriften sind von Hauber (Tüb. 1798), Hoffmann (Aschaffenb. 1817), Krüger uedlinb. und Lpz. 1820) und Gutenäcker (Würzb. 1828) übersetzt.

Archipelagus oder **Archipel**, ein Wort unklarer Herkunft, wahrscheinlich aber aus Aegaeum elagus verstümmelt, bezeichnet in der geographischen Kunstsprache eine größere Anzahl nahe isammen liegender Inseln, Inselgruppen und Inselketten, welche entweder einen ganzen begrenzten Abschnitt eines Meers erfüllen, oder wenigstens über einen größern Theil des Oceans isgebreitet sind. Die gleiche Bodengestaltung und Gebirgsstructur, die Verwandtschaft der auna und Flora, welche stets alle zu einem Archipel gehörige Inseln untereinander und mit benachirten Continenten zeigen, deuten darauf hin, daß die Archipele einstmals durch neptunische und utonische Gewalten gleichsam zertrümmerte Theile eines Continents oder größerer insularer Landhebungen sind. Man unterscheidet daher zwischen continentalen und pelagischen Archipelen. u letzterer Form, welche meist nur im Großen Ocean auftritt, gehört nach der Bezeichnung unrer Karten der Lord-Mulgrave's-Archipel, der Mendañas-Archipel (Marquesasinseln), der onga- oder Freundschafts-Archipel, der Hawai-Archipel (Sandwichinseln) u. s. w. Continentale Archipele, meist in der Nähe stark gegliederter Küsten gelegen, oder brückenartige, große Wasserbecken umschließende Verbindungsglieder zwischen größern continentalen Massen bilend, sind der Archipel de los Chonos (Chiloc-Inseln), der Patagonische Archipel, der Arktihe im äußersten Norden Amerikas u. s. w. Vor Allen aber sind der Columbische Archipel oder e Antillen (s. d.), der Indische Archipel (s. d.) und der Griechische Archipel zu nennen.

Der Griechische Archipel, der auch vorzugsweise **Archipelagus** genannt wird, und von dem as der Name auf andere ähnlich gestaltete Theile der Erdfläche übertragen worden ist, erfüllt n nordöstlichen Theil des Mittelländischen Meers, zwischen den Küsten Rumeliens (Thraens) in N., Kleinasiens in O., Macedoniens und Griechenlands in W., und erhält durch das

vorgestreckte Kreta seinen dämmenden Abschluß gegen das von W. nach O. sich ausbreitende, inselfreie östliche Becken des Mittelmeers. Die gesammten Inseln des A., welche sich deutlich als insulare Fortsetzungen der oft weit in das Meer hervorspringenden Gebirgsketten Kleinasiens und der Balkanhalbinsel erkennen lassen, zerfallen in mehre größere Gruppen oder Reihen. Zu Thrazien gehören die südlich seiner Küste gelegenen Inseln Taschus, Samotraki, Imbro und das weiter abliegende Stalimene nebst Agiostrati. Die zum Theil umfangreichen Inseln der kleinasiat. Küste sind alle zum Taurussystem gehörig, wie Tenedos, Metelino, Skio mit Ipsara, Samos, die Sporaden (s. d.), ferner Stanco, Nisari, Piscopi und Rhodus. Letzteres, die südwestliche Fortsetzung Kleinasiens, beginnt die Inselreihe, welche in einem weiten Bogen das Becken des A. gegen S. hin abschließt, und in dem massigen Kreta, das nach O. durch Skarpanto und Caso mit Rhodus, nach W. zu über Cerigotto und Cerigo mit dem Peloponnes verbunden ist, ihren Mittelpunkt hat. Weitere Gliederungen des Festlandes von Hellas, zu welchem das unmittelbar anliegende Euböa gehört, bilden die sogenannten Nördlichen Sporaden und die Gruppe von Skyros in nordöstlicher Richtung nach dem Thrazischen Chersonnes hinübergreifend, und die zahlreichen Cykladen (s. d.), die in zwei oder drei nach O. gerichteten Hauptzügen vom Cap Colonna und Euböa aus sich fast bis nach Karien erstrecken. Durch diese verschiedenen, das Meer durchsetzenden Inselketten wird dasselbe in mehre natürliche Becken geschieden. Der nördliche Theil führte bei den Alten den Namen Ägäisches Meer (s. d.), womit man jetzt die gesammten Gewässer des A. zu bezeichnen pflegt. Der südöstliche Theil war das Ikarische, der südwestliche zwischen den Cykladen und dem Peloponnes das Myrthoische, und das Becken zwischen Cykladen und Kreta das Kretische Meer. Das letztere heißt jetzt das Meer von Kandia. Wie der ganze Griechische A. in Beschaffenheit des Bodens, in der Thier- und Pflanzenwelt den Charakter der benachbarten Continente trägt, so waren auch von jeher die Geschicke der einzelnen Inseln und Gruppen an die Griechenlands und Kleinasiens geknüpft. Vor Alexander d. Gr. theils frei und eigene Staaten bildend, theils von dem seeherrschenden Athen oder Sparta abhängig, theils Persien unterworfen, wurden sie mit allen diesen Ländern dem Reiche des Macedoniers einverleibt, und sanken mit Griechenland und den Staaten der Diadochen später unter das röm. Joch. Nach der Theilung des röm. Reichs blieb der A. den Kaisern von Byzanz bis 1185, wo die Venetianer einige Inseln besetzten. Im J. 1207 eroberte der Venetianer Marco Sanuto, vom lateinischen Kaiser Heinrich dazu ermächtigt, die Inseln Naxos, Paros, Antiparos, Santorin, Anaphi, Argentiera, Milo, Siphno, Polikandro u. a., erklärte sich für unabhängig und nahm den Titel eines **Herzogs vom Archipelagus** an. Seine Nachkommen herrschten als Herzöge von Naxos fast drei Jahrh. über die meisten der genannten Inseln, bis endlich 1556 durch Sultan Selim II. der 21. und letzte Herzog, Jacopo Crispo, nach dem er schon einige Jahre vorher Vasall gewesen, gefangen gesetzt und die Inseln dem Juden Michez verliehen wurden. Doch auch dem Letztern nahm man sie bald wieder ab, worauf sie mit dem Osmanischen Reiche vereinigt wurden. Bei diesem verblieb der A., obschon die Venetianer 1686 einige Inseln auf kurze Zeit in Besitz nahmen, bis zur Begründung des Königreichs Griechenland, an welches die Cykladen, die Nördlichen Sporaden und Skyros abgetreten werden mußten. Seitdem gehören die Inseln an der kleinasiat. Küste zum Paschalik Anadoli, die an der Südküste Thraziens aber zu dem Gebiete des Kapudan-Pascha. Die große Mehrzahl der Bewohner besteht aus Griechen, die als kühne Seefahrer bekannt sind.

Architekt (griech., d. i. Baumeister) ist Derjenige zu nennen, welcher erfindend und entwerfend die Kunst des Bauens übt. Die enge Verbindung der Baukunst mit dem Nützlichkeitszwecken des täglichen Privat- und öffentlichen Lebens läßt eine ausgebreitete Betheiligung des Handwerklichen bei den Schöpfungen dieser Kunst zu, sodaß in vielen Fällen das künstlerische Element sehr in den Hintergrund tritt, wo nicht ganz verschwindet, z. B. bei Wasserbauten u. dgl., oder bei kleinern, ganz nach Maßgabe des knappen Bedürfnisses errichteten Wohnungen. Immer aber bleibt derjenige ein Architekt, welcher den Entwurf zu einem Bauwerk, ob in künstlerisch ausgebildeter Form oder durch das Moment der Zweckmäßigkeit gebunden, selbstschöpferisch hervorzubringen vermag. Die vielfachen Beziehungen der Baukunst zum praktischen Leben haben die Einreihung der Architekten unter die Staatsbeamten zur Folge gehabt, sodaß sie auf ihrer Laufbahn die üblichen Staatsprüfungen bestehen müssen, welche gewöhnlich in verschiedenen Stadien, nach den nöthigen theoretischen Studien und der praktischen Bethätigung unter Leitung höherer Meister, abgelegt werden. Die preuß. Verordnungen z. B. schreiben eine zweijährige Studienzeit und eine einjährige praktische Thätigkeit vor, um Bauführer werden zu können; dann eine weitere einjährige Studienzeit und eine zweijährige praktische Thätigkeit als Bauführer, um zur Prüfung als Baumeister gelangen zu können. Bei der ersten Prüfung

mmen zur Frage: die reine und angewandte Mathematik, die Naturwissenschaften, nament-
h Physik und Chemie, die zur Landbaukunst gehörigen Kenntnisse, sowie diejenigen, welche den
Wasser-, Weg-, Eisenbahn- und Maschinenbau betreffen. Die höhere Prüfung verlangt Kennt-
ß der wichtigern Baustile aller Länder und Zeiten, Constructionslehre, Dynamik, höhere
nalysis, Vertrautheit mit dem ästhetischen Elemente der Kunst, sowie Fertigkeit und Fähigkeit
der Darstellung durch Zeichnung. Auch für Privatbaumeister bestehen Prüfungen, die mehr
f das Handwerkliche gerichtet sind. Es ist in neuerer Zeit vielfach über die Zweckmäßigkeit
lcher Prüfungen gestritten worden, die einerseits in Bezug auf die mehr gewerbliche Ausübung
r Baukunst freilich nothwendig sind, andererseits mit der freien künstlerischen Entwickelung
cht ganz verträglich erscheinen. In der That bieten frühere Zeiten öfter die Erscheinung dar,
ß sich die Ausübung der Baukunst und der bildenden Künste in einer Person vereinigt findet,
ie es z. B. bei Rafael, Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Albrecht Dürer u. A. der Fall war.
ie Berufung eines Architekten zu großen öffentlichen Bauten pflegt nicht selten auf dem Wege
r freien Concurrenz zu geschehen. — **Architektenvereine** sind in neuerer Zeit von Denen, welche
h dem Baufache widmen, zur gegenseitigen Förderung der wissenschaftlichen Fachbildung so-
ie eines collegialischen Verhältnisses gegründet worden. Als Mittel zur Erreichung dieses
weckes gelten: allgemeiner Ideenaustausch durch Vorträge, Erörterung streitiger Fragen, In-
altsentwickelung neuer Schriften, Ausarbeitung architektonischer Entwürfe u. s. w. Eine wei-
re Wirksamkeit, wie sie z. B. die zwei bedeutendsten Architektenvereine, das Royal institute
British architects in London, welches trotz seiner Benennung keine königliche Anstalt, son-
rn Privatverein ist, und der Architektenverein zu Berlin entwickeln, besteht in der Heraus-
abe, dort der „Transactions" des Vereins, hier eines „Notizblattes" (Berl. 1833—34; neue
olge, Berl. 1847 fg.), dessen Redaction drei ausgezeichnete Architekten besorgen. Ferner besitzen
ese beiden genannten Vereine höchst schätzbare Bibliotheken, bei deren Zusammenstellung be-
nders auf große und kostspielige Prachtwerke, sowie auf die Flut der kleinen Broschüren
edacht genommen wird, welche dem Einzelnen sonst am wenigsten zugänglich zu sein pflegen.
ndlich erweisen sich diese Vereine besonders nützlich in der Vermittelung des Verkehrs zwischen
n ältern Meistern und den Jüngern der Kunst, welches gerade hier, wo amtliche Stellung
en Sonderung hervorruft, von Wichtigkeit ist. Noch sind zu erwähnen die **Architektenver-
mmlungen**, welche jetzt auch in Deutschland alljährlich abgehalten zu werden pflegen. Derglei-
en haben bisher in Leipzig, Prag, Bamberg, Halberstadt und Gotha stattgefunden.

Architektur, s. Baukunst.

Architekturmalerei ist diejenige Darstellungsgattung der Malerei, welche alle Arten von
aulichkeiten, namentlich sofern sie dem Gebiete der Kunstschöpfung angehören, zum Gegen-
ande hat. Sie gibt theils die äußere Ansicht der Bauwerke, theils die innern Räume derselben.
emälde letzterer Art pflegt man Intérieurs zu nennen. Für die Kunstgeschichte können Archi-
turbilder, zumal wenn die malerische Absicht bei derselben eine treue Darstellung der Gebäude
gelassen hat, von Wichtigkeit werden, obgleich man, eigens für diesen Zweck arbeitend, sich lie-
r der vervielfältigenden Künste mit Hintansetzung der malerischen Wirkung zu bedienen
legt. Eigentliche Architekturmalerei existirt erst von da an, wo im Verfolg der Reformation
ne freiere Bewegung der bildenden Künste in Bezug auf ihre Darstellungsgegenstände eintritt.
och lassen sich ihre Anfänge und Ansätze bis ziemlich weit in ältere Zeiten hinauf verfolgen.
chon Vitruv sagt (Cap. 5, welches von der Malerei in den Gebäuden handelt): „Endlich mach-
n sie (die Alten) auch solche Fortschritte, daß sie sogar Gebäude mit hervortretenden Säulen
d Giebeln vorstellten." Weiter läßt er sich dann misbilligend über den Geschmack der Architek-
rwandmalerei aus, die wir von Pompeji her kennen. In den ital. Schulen des Mittelal-
s erlangte bei der Darstellung der Heiligengeschichte erst sehr allmälig das Beiwerk durch sorg-
ltige Behandlung einige Geltung, und noch lange mußten jene wenigstens das Motiv und die
elegenheit zur Darstellung der Dinge aus dem gewöhnlichen Leben hergeben. So begegnen
ir im 15. Jahrh. dem Benozzo Gozzoli, der, wo die Handlung seiner Darstellungen in dem In-
rn der Städte oder der Wohnungen vorfällt, die reichste Phantasie für architektonische Gegen-
ände zeigt, indem er die mannichfaltigsten Hallen, nach außen durch Säulenstellungen geöffnet,
rliche Galerien u. s. w. in schönem entwickelt toscanischem Stile darstellt. Weniger phantastisch
schweifend, wie dieser Künstler doch zuweilen zu componiren pflegte, brachte Ghirlandajo städ-
che Architektur zugleich in ausgebildeter Perspective an. Die venetianische Schule ahmte ge-
gentlich die Architektur der Kirchen oder Kapellen, für welche ihre Gemälde bestimmt waren,

im Bilde perspectivisch verkürzt nach. Den Pinturicchio ließ Papst Innocenz VIII. eine Reihe von Städteansichten „nach flanderischer Art“ malen. Denn im Norden war die altflanderische Schule des 15. Jahrh. mit den Brüdern van Eyck an der Spitze, gleich mit einer sorgfältigen Durchbildung der Nebendinge aufgetreten, wozu allerdings auch der Schmuck und die Behaglichkeit menschlicher Wohnungen gehörte. Soweit kirchliche Architektur in Anwendung kommt, findet sich die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, daß für das Innere derselben vorzugsweise der romanische Baustil gewählt ist, welches seinen Grund wol theils in der ruhigern Wirkung der rundbogigen Formen, theils jedoch auch darin hat, daß diese Bauart ferner liegenden, ältern Zeiten angehörte. Indeß blieben diese mit miniaturartiger Sauberkeit behandelten profanen Gegenstände noch immer ein an die kirchlichen Stoffe gebundenes Nebenelement, bis im 16. Jahrh. sich die also vorbereiteten Darstellungsgattungen in den niederländischen Schulen zur selbständigen Existenz und Gültigkeit loslösten. So stellt sich am Schluß jenes Jahrhunderts P. Neefs als eigentlicher Architekturmaler dar, der hauptsächlich in feiner Ausführung das Innere gothischer Kirchen veranschaulichte. In der Mitte des 17. Jahrh. blühte Steenwyck der Jüngere. Gefängnisse mit verschiedener Beleuchtung und Staffage (z. B. Petrus, der befreit wird) sind seine Gegenstände. Ganz der Darstellung profaner Baulichkeiten, auch ohne heilige Staffage, ergab sich van der Heijden. Andere Künstler, die bald das Innnere kirchlicher Gebäude in prächtig italienischem Stile, bald säulengetragene Paläste oder freundliche Wohnzimmer darstellten, sind Blick, van Deelen, E. de Ville, Johann Ghering u. A. Doch scheinen diese und andere Architekturmaler jener Zeit eine vereinzelte Leistung von Ruisdael in diesem Fache (innere Ansicht der Kirche zu Amsterdam) nicht übertroffen zu haben. Im folgenden Jahrh. zeichneten sich der Venetianer Canale und dessen Neffe Bellotto (genannt Canaletto) durch ihre Stadtprospecte, besonders von venetianischen Kanälen aus. Eine ganze Sammlung ihrer Arbeiten befindet sich zu Dresden.

In der neuern Zeit, wo seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrh. die bildenden Künste überhaupt einen nicht zu leugnenden Aufschwung genommen haben, ist denn auch Bedeutendes in der Architekturmalerei geleistet worden. Wir nennen Schinkel, der mit einer entschieden classischen Richtung einen großartigen Sinn für decorative Wirkung verband, und neben eigenen Schöpfungen, unter denen die Intérieurs der Peterskirche und des Doms von Mailand, sowie eine Anzahl culturgeschichtlich charakterisirender architektonischer Compositionen hervorzuheben sind, auch die Anregung zu den mit künstlerischer Vollendung durchgeführten Theaterdecorationen gab. In letztern leistete namentlich Ausgezeichnetes Paul Gropius, wie z. B. seine Kathedrale zu Rheims zur Jungfrau von Orleans bezeugt. Seine Dioramen (s. d.) sind weltbekannt. Domenico Quaglio (gest. 1837) erhob die Staffelei-Architekturmalerei wieder auf die Höhe, auf der sie bei den Niederländern stand, welche er noch in der Zeichnung der Perspective und in der poetischen Auffassung der Gegenstände zu übertreffen bemüht war. Er lieferte zahllose Werke. Von jetzt lebenden Künstlern zeichnen sich aus: von Bayer, Hasenpflug in Halberstadt, welcher alte Klostergänge meist in winterlicher Erscheinung malt, Ainmüller und Vermeersch in München. Letzterer malt Veduten deutscher Architekturformen. Auch ward derselbe von der belgischen Regierung veranlaßt, Gebäude, die man dem Abbruche preis gegeben, zu zeichnen und zu malen. Pulian in Düsseldorf liebt alterthümliche Straßen, vernarbte Kirchen u. s. w. Conrad hat sich den Kölner Dom zur Hauptaufgabe gestellt, den er in ganz ungewöhnlicher und seltener Ausdehnung mit minutiöser Genauigkeit in Öl malt. Andere bekannte Namen sind: Gärtner, Graeb, Helfft, Dietrich u. s. w. Von den Franzosen ist Granet (gest. 1849) als der gefeiertste Architekturmaler der neuern Zeit zu nennen. Er faßt den Gegenstand von seiner originellen und charakteristischen Seite auf, und weiß ihn besonders mit sehr wirkungsvoller Staffage auszustatten. Die in Frankreich so sehr geschätzte Aquarellmalerei veranlaßt viele Künstler auch Architekturen in Wasserfarben darzustellen. Man besitzt hierin tüchtige Leistungen von Ouvrié, Garnerey, Rochebrune, Villeret. In England glänzen unter den Aquarellisten: Haghe, Chase, Howse u. s. w. Ferner sind in England anerkannte Architekturmaler: Prout, mit Ansichten aus Italien, Deutschland u. s. w.; Roberts, der Spanien und den Orient besucht hat und dortige Architekturen mit seltener Genialität und Wahrheit zur Anschauung bringt; Mackenzie, Goodall, Williams. Unter den Italienern zeichnen sich neben Andern Migliara, und Nerly (Nehrlich) aus. Letzterer ist ein Deutscher und pflegt wegen seiner Darstellungsweise der heutige Canaletto genannt zu werden. Von den Holländern und Belgiern verdienen Erwähnung: Waldorp, Carsen, Boosborn, von Haanen, ten Kate, Springer, Bossuet.

Architrav oder **Epistylion** heißt im antiken Säulenbau der in der Regel aus Stein gebildete mächtige Balken, welcher unmittelbar über den Säulen ruht und den übrigen Theilen des Ge-

lks zur Unterlage dient. Nach den verschiedenen Gattungen oder Ordnungen des Säulenbaus ird er auf verschiedene Weise gebildet.

Archiv heißt die geordnete Sammlung schriftlicher Urkunden, welche sich auf die Rechtsverltnisse einer Familie, Corporation, Gemeinde, Stadt, Provinz oder eines ganzen Staats behen. Indessen gehören dazu auch wesentlich alle Acten und Papiere, welche die Verhandlunn über die Herbeiführung bestimmter Rechtsverhältnisse enthalten; denn diese bieten meisteils gleiches Interesse wie die darüber ausgestellten Urkunden, und jedenfalls gewähren sie dem eschichtsforscher einen willkommenen Stoff zu fruchtbaren Untersuchungen. Der Name Archiv mmt aus dem Griechischen, wo Archeion das Stadt- oder Rathhaus, oder auch ein öffentjes Gebäude überhaupt bedeutet. Die Nothwendigkeit der Archive ward schon von den Alten 'annt. Griechen und Römer, nicht minder die Israeliten bewahrten die wichtigen Urkunden in n Tempeln auf, und auch die Christen folgten diesem Beispiele und legten sie früher zu den heien Gefäßen, später zu den Reliquien. In der Folge wurden zuerst in Deutschland und Frankch eigene Orte dafür bestimmt. Namentlich zeigten die geistlichen Stifter des südlichen Deutschnds, z. B. Mainz und Fulda, hierbei große Sorgfalt. Die Archive der größten deutschen Fürnhäuser reichen selten über das 13. Jahrh. hinauf; der Anfang der städtischen Archive kann chstens in das 12. Jahrh. gesetzt werden. Unter den reichsstädtischen Archiven waren die zu mpten und zu Ulm bedeutend. Eins der besten Landesarchive war vor dem letzten franz. Kriege s des brandenburgischen Hauses zu Plassenburg, welches jetzt in der Hauptsache mit dem bair. lialarchive zu Bamberg vereinigt ist. Das ehemalige Deutsche Reich besaß sein Archiv in vier btheilungen an vier Orten: 1) Das kais. Reichsarchiv (die Geheime Reichshofregistratur und Reichshofrathsregistratur) zu Wien; 2) das Kaiserliche und Reichskammergerichtsarchiv zu Zetzlar; 3) das Deutsche Reichstagsarchiv zu Regensburg; 4) das Erzkanzlerische Reichsarchiv Mainz. Letzteres hieß auch das Hauptreichsarchiv, weil dort die meisten Originalurkunden utscher Reichsangelegenheiten sich befanden. Vgl. Schal, „Nachrichten vom Reichsarchiv zu lainz" (Mainz 1784). Ein besonders reiches Archiv ist das des Deutschen Ordens zu Königsrg; eins der vorzüglichsten, die jetzt vorhanden sind, das Reichsarchiv zu München.

Die Grundsätze über die zweckmäßigste Anordnung der Archive sind erst in neuerer Zeit als rchivwissenschaft besonders behandelt worden. Vgl. Ögg, „Ideen einer Theorie der Archivissenschaft" (Gotha 1804), und Österreicher, in dessen und Döllinger's „Zeitschrift für Arv- und Registraturwissenschaft", Jahrgang 1806. Der **Archivar**, d. i. Derjenige, welcher ein rchiv verwaltet, hat besonders auf die möglichste Erleichterung des Auffindens durch Repertien, Sach- und Namenregister und auf die sorgfältigste Erhaltung der Archivalien zu sehen. n dieser Hinsicht mag, was die Urkunde im engern Sinne, die Diplome, anlangt, die Urkundenmmlung des Klosters St.-Michaelis zu Lüneburg seit ihrer neuen Einrichtung 1798 als murhaft gelten. Tragbare Schränke, die man übereinander setzen kann, mit flachen Schubladen, o die Urkunden nebeneinander liegen, und auf der Außenseite entsprechend bezeichnet, empfehlen h am meisten. Vgl. „Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte" von Höfer, Erird und Medem (2 Bde., Hamb. 1833 fg.) und Friedemann's „Zeitschrift für die Archive eutschlands" (Hamb. und Gotha 1847 fg). Die in frühern Zeiten häufig unterbliebene ücksicht auf Feuerfestigkeit des Orts, wo das Archiv aufbewahrt wird, hat den Verlust ancher wichtigen Sammlung, z. B. des größten Theils der oberschlesischen Urkunden durch n Brand des Rathhauses zu Oppeln 1739, herbeigeführt. Mit vollem Rechte hat man neuerer Zeit darauf hingewiesen, daß die Archive, wenigstens die ältern Urkunden derselben, ner freiern Benutzung der Geschichtsforscher hingegeben werden sollen. Wo man dies gethan, d bedeutende historische Resultate und Berichtigungen mancher traditionell gewordenen histochen Anschauungen erzielt worden. — Das **Archivrecht** gründet die rechtliche Vermuthung r Echtheit einer Urkunde darauf, daß dieselbe in einem geordneten Archive längere Zeit aufbeahrt ist und nicht die offenbaren Zeichen einer Unechtheit an sich trägt.

Archon hieß in Athen der höchste Magistrat. Nach des Kodrus Tode, 1068 v. Chr., ward e Macht und Würde des Königs ungeschmälert einem Archon, zuerst dem Sohne des Kodrus, Medon, auf Lebenszeit übertragen. Im J. 752 ward die Amtszeit des Archonten auf zehn ahre eingeschränkt, 714 das Vorrecht der Nachkommen des Medon, ausschließlich diese Stelle bekleiden, aufgehoben, und der Zutritt zu ihr allen edeln Geschlechtern (Eupatriden) eröffnet, s er endlich zu diesem wie zu allen Ämtern (477) durch Aristides allen Bürgern ohne Unterhied gestattet ward. Schon 683 war die Amtszeit auf ein Jahr beschränkt und zugleich die ahl der Archonten auf neun vermehrt worden, deren Thätigkeit sich seit Solon namentlich auf

die Verwaltung der Rechtspflege bezog. Der Name des ersten unter ihnen, Archon schlechthin genannt, diente jedesmal zur Bezeichnung des Jahrs, daher er auch Eponymos genannt ward. Derselbe stand an der Spitze der Staatsverwaltung. Der zweite führte den Namen Basileus; ihm lagen die religiösen Angelegenheiten des Volks ob. Den dritten nannte man, von der Leitung des Kriegswesens, die ihm früher übertragen war, Polemarchos. Die sechs übrigen hießen Thesmotheten, d. h. Gesetzgeber, weil sie namentlich die Criminalprocesse zu leiten hatten. Bei den Juden hatte der Name Archon während der Zeit der Römerherrschaft sehr verschiedene Bedeutungen. Am häufigsten hießen so die Beisitzer des Sanhedrin. Bei den Gnostikern wurden die der Welt entsprossenen Äonen oft mit diesem Namen belegt, weshalb auch eine gnostische Sekte, die dem Judenthum sehr feindlich war, Archontiker hieß.

Archytas von Tarent, ein Pythagoräer, berühmt als Weiser, großer Mathematiker, Staatsmann und Feldherr, widmete sich zu Metapont dem Studium der Pythagoräischen Philosophie. Er war ein Zeitgenosse des Plato und lebte noch, als dieser nach Sicilien reiste. Man kann ihn daher nicht als Lehrer des Philolaus betrachten, welcher älter war, noch weniger als des Pythagoras unmittelbaren Schüler. Man schreibt ihm die Erfindung der analytischen Methode in der Mathematik und die Lösung mehrer geometrischen und mechanischen Probleme zu. Auch soll er ein Automat (eine fliegende Taube) verfertigt haben. Horaz besingt ihn als einen an der apulischen Küste Ertrunkenen. Die meisten unter seinem Namen angeführten Schriften sind unecht. Vgl. Hartenstein, „De Archytae Tarentini fragmentis philosophicis" (Lpz. 1833) und Gruppe, „Über die Fragmente des A. und der ältern Pythagoräer" (Berl. 1840).

Arcis-sur-Aube, kleine Stadt im franz. Depart. Aube (Champagne), mit 2500 E., geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht, welche hier Napoleon 20. und 21. März 1814 den Verbündeten unter Schwarzenberg lieferte. Dieselbe bestand aus mehren Gefechten am ersten, in einer Generalaction am folgenden Tage, während welcher sich die Franzosen über die Aube zurückzogen. Die Schlacht war weder durch die Zahl der Streitenden noch durch große taktische Resultate bedeutend. Allein Napoleon faßte jetzt den Entschluß, in dem Rücken der Alliirten zu operiren, und ließ den Weg nach Paris frei in der Voraussetzung, daß man nicht wagen würde, ohne Weiteres nach der Hauptstadt zu marschiren. Daß dies die Alliirten dennoch unternahmen, führte zur Entscheidung des Feldzugs. (S. **Russisch-deutscher Krieg.**)

Arco, Stadt im Sarcathale in Tirol, mit 1900 E., am Fuße eines Hügels, auf dem sich die schönen Ruinen des gleichnamigen Schlosses befinden, in einer reichen, herrlichen und überaus gesunden Gegend, unweit des Gardasees, 5 St. von Trient. — Von dem Schlosse Arco oder Arch führt ein altes, in Welschtirol und Baiern begütertes Grafengeschlecht den Namen. Schon 1180 sollen mit dieser Grafschaft vom Kaiser die bair. Grafen von Bogen belehnt worden sein. Dieses Haus erlosch 1242 im Mannsstamme, und Titel und Güter gingen durch eine Erbtochter in die Familie der heutigen Grafen von A. über. Die Grafschaft wurde 1443 als unmittelbare Reichsgrafschaft bestätigt, 1614 aber der östr. Hoheit unterworfen. **Franz A.** war 1453 Herzog von Siena. **Nikolaus A.** (geb. 1479, gest. 1546) widmete sich anfangs den Kriegsdiensten, lebte aber später den Wissenschaften und hat lat. Gedichte hinterlassen, welche unter dem Titel: „Nicolai Archii comitis numeri" mehrfach aufgelegt wurden. Von ihm stammte **Johann Baptist A.**, kais. Intendant zu Mantua, der seinen Sinn für Wissenschaft geerbt hatte, Mehres schrieb und sich durch Auffindung einer antiken Büste des Virgil bekannt machte. **Philipp A.** war kaiserl. General, und wurde 1704 zu Bregenz, wegen Übergabe Breisachs an die Franzosen enthauptet. Ein anderer **Philipp A.** lebte mit der verwitweten Kurfürstin Marie Leopoldine von Baiern in morganatischer Ehe und starb 1804 als Generalcommissar von Schwaben. **Max A.** war bair. Gesandter in Petersburg, ging zur Armee und fiel 1809 als Oberst in Tirol. Gegenwärtig zerfällt die Grafschaft in drei Hauptlinien. Die schlesische Linie ist eigentlich die ältere; sie verlor aber die Stammgüter, als **Graf Georg A.**, kasselscher Oberst, der 1708 bei Melsungen ertrank, protestantisch ward. Seinen Kindern verschaffte auch die Rückkehr zur kath. Kirche die Güter nicht wieder. Sie besitzt indessen die Herrschaft Gotschdorf im östr., und die Herrschaft Kopeziowitz im preuß. Schlesien. Ihr Haupt ist seit 1845 **Graf Heinrich A.**, der Urenkel jenes Georg. Das Haupt der bairischen oder odalricischen Linie ist **Graf Karl Maria Rupert A.**, geb. 8. Mai 1769, lebenslänglicher Reichsrath, Staatsrath und Präsident des Oberappellationsgerichts. Sein Sohn, **Graf Max A.**, geb. 8. April 1806, ist erblicher Reichsrath. Diese Linie ist in Baiern und Östreich begütert. Die Andreas'sche Linie in Tirol besitzt das Stammgut. Ihr Haupt ist **Graf Leopold A.**, geb. 9. Mai 1786.

Arcole, Dorf am linken Ufer der Etsch, in der Delegation Mantua des lombard.-venet.

[K]önigreichs, geschichtlich berühmt durch die Schlacht, welche hier Bonaparte 17. Nov. 1796 [ü]ber die Östreicher gewann. Seit dem 13. Sept. hatte sich der östr. Feldmarschall Wurmser [n]ach Mantua geworfen, und wurde daselbst von den Franzosen eingeschlossen. Der Rückzug [M]oreau's vom Rhein machte es indessen Östreich möglich, in Italien die Offensive zu ergreifen, [u]nd der General Alvinczy (s. d.) erschien an der Spitze von etwa 50000 Mann, von denen die [ei]ne Colonne unter Davidovich an der Etsch herabzog, während die andere unter Alvinczy selbst [v]on Friaul aus auf Vincenza marschirte und Verona bedrohte. Nachdem Alvinczy die vereinig[te]n Divisionen Augereau und Masséna geworfen, suchte er zur Befreiung Mantuas die Etsch [z]u überschreiten. Bonaparte, der die Gefahr erkannte, eilte herbei und passirte die Etsch bei Ron[co], nachdem er für die Vertheidigung Veronas Vorkehrung getroffen. Um die östr. Armee, [d]eren Hauptquartier zu Caltiero, in der Flanke zu fassen, konnte er sich sowol auf dem linken [U]fer der Etsch, wie auf dem rechten des Alpon bis A. hinaufbewegen. Mehre Brücken, zu [R]onco, A. und weiter oben zu San-Bonifacio, führten über den Alpon. Bonaparte wählte [z]um hauptsächlichsten Angriffspunkt die Brücke bei A., die durch den östr. General Mittrowsky [m]it 14 Bataillons und zwei Escadrons vertheidigt wurde, während der Östreicher Provera sich [M]asséna bei Porcile und Bioude gegenüberstellte. Augereau, mit zwei Grenadierbataillons, [g]riff am 15. Nov. die Brücke zu A. an, ward aber vom Feuer der Östreicher in die Flanke [g]enommen und mußte zurückweichen. Hierauf ergriff Bonaparte selbst die Fahne des einen [B]ataillons und stürzte sich auf die Brücke, während die Grenadiere folgten; allein die Franzo[se]n mußten dem heftigen Feuer der östr. Übermacht abermals weichen. Bonaparte ging jetzt, [n]ur eine Brigade zur Bewachung der Brücke zurücklassend, über die Etsch zurück, erschien jedoch [a]m 16. wieder und ließ, nachdem Masséna die Truppen Proveras angegriffen, Augereau von [n]euem gegen die Brücke von A. vordringen. Nach einem heftigen, aber vergeblichen Kampfe [w]ichen die Franzosen nochmals über die Etsch zurück. Erst am 17. Nov. gelang es ihnen, sich [d]er Brücke von A. zu bemächtigen. Die Östreicher wurden bis nach Montobello, dann nach [V]illanova getrieben. Auch Davidovich, von den Divisionen Vaubois, Masséna, Augereau zu[g]leich angegriffen, mußte mit großem Verlust ebenfalls den Rückzug antreten. Die Östreicher [v]erloren in diesen Tagen nach franz. Berichten 18000 Mann an Todten, 6000 Gefangene, [w]elche Angabe jedoch sicherlich übertrieben ist. Auch der Verlust der Franzosen war sehr bedeu[t]end; sieben ihrer Generale wurden allein an der Brücke getödtet oder verwundet.

Arçon (Jean Claude Eléonore Lemicaud d'), ausgezeichneter franz. Ingenieur, geb. 1733 [z]u Pontarlier, war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, und konnte erst später von [s]einem Vater die Erlaubniß erhalten, seinem militärischen Berufe zu folgen. Im J. 1754 wurde [e]r in die Militärschule zu Mezières aufgenommen, im folgenden Jahre Mitglied des Genlecorps. Im Siebenjährigen Kriege zeichnete er sich mehrfach aus, vorzüglich 1761 bei der Vertheidigung [v]on Kassel. Um sich des Auftrags, eine Karte von dem Jura und den Vogesen aufzunehmen, [s]chneller zu entledigen, erfand er 1774 eine neue Tuschmanier, die vor der gewöhnlichen viele Vortheile gewährt. In allen seinen Schriften, die trotz der fehlerhaften Schreibart sich angenehm [l]esen, erkennt man Reichthum an Ideen und Züge eines glänzenden Genies. Er war einer der [e]rbittertsten Gegner Montalembert's und scheute sich nicht, empörende Persönlichkeiten in den Streit zu ziehen. Im J. 1780 erfand er die schwimmenden Batterien, die bei der Belagerung [v]on Gibraltar nur darum den Erwartungen nicht völlig entsprachen, weil den franz. und span. Offizieren Einigkeit fehlte. Bei dem Einfall in Holland unter Dumouriez nahm er mehre feste Plätze, unter andern Breda. Später zog er sich in die Einsamkeit zurück und schrieb hier sein letz[t]es, aber vorzüglichstes Werk: „Considérations militaires et politiques sur les fortifications" (Par. 1795). Bonaparte berief ihn 1799 in den Senat. Er starb 1. Juli 1800.

Ardeb, ein dem Alterthume entstammtes Getreidemaß mehrer Gegenden in der Nachbarschaft des Rothen Meers, namentlich Ägyptens. Der ägypt. Ardeb hat 24 Rub, ist aber nicht überall ganz gleich. In Alexandrien enthält er 271, in Kairo 179, in Rosette 284 franz. Litres. Der Ardeb von Acre (St.-Jean d'Acre) in Syrien enthält an Gewicht 254⅕ franz. Kilogramme. Auch in Abyssinien ist ein Ardeb von abweichender Größe gebräuchlich.

Ardèche, ein südfranz. Departement, das seinen Namen von einem gleichnamigen, 15 M. langen Flusse führt, der in den Cevennen entspringt, durch ein romantisches Thal gegen SO. fließt und unweit Pont-St.-Esprit in die Rhône fällt. Das Depart. A. liegt zwischen den Cevennen (Depart. Lozère) und der Rhône (Depart. Drôme), dem Depart. Oberloire im N. und Gard in S., umfaßt den nördlichsten Theil vom alten Languedoc, die Landschaft Vivarais. Es hat zur Hauptstadt Privas, zerfällt in die drei Arrondissements Privas, Largentière und Tournon, in

31 Cantons und 330 Gemeinden, und zählt auf 98⅕ QM. 379600 E. Das Land ist fast durchweg gebirgig, am höchsten an der Nordwestgrenze, wo der Culminationspunkt der Cevennen, der vulkanische Mont-Mezène, 5460 F. hoch aufsteigt. Von diesem in Südostrichtung über die Berge von Coyron bis zur Rhône bei Rochemaure erscheinen die hintereinanderfolgenden Regionen der Gneis-, Sandstein-, Schiefer- und Kalksteingebirge von vulkanischem oder Eruptionsgestein, besonders von Basalt, durchbrochen und zertrümmert. Die verschiedenen Felsarten, die vielen erloschenen Vulkankegel, tiefen Krater, Thalspalten und vulkanische Tuffmassen, seltsamen Grotten, Felslabyrinthe, basaltischen Colonnaden und Riesendämme (z. B. bei den Mineralquellen von Wals) bieten hier einen ganz außerordentlichen Reichthum von pittoresken Schönheiten und geologischen Merkwürdigkeiten dar. Das Depart. ist sehr reich an Mineralien, besonders an Eisen und Steinkohlen. Das Oberland hat sechs bis acht Monate Winter, kein Getreide, aber gute Viehweiden. Dagegen das östliche Stufenland, dessen steile Bergabhänge fast überall durch Mauern, welche das Erdreich stützen, mit Culturterrassen umkleidet sind, sowie die Thäler, besonders das der Rhône, haben sehr warmes Klima. Hier gedeihen die Olive (fast bis 45° n. Br.), Feigen, Mandeln, geschätzte Roth- und Weißweine, Kastanien (die gewöhnliche Nahrung des Oberlandes) u. s. w. Lebhafte Gewerbthätigkeit zeigen die Gerbereien, Papierfabriken (sehr berühmt in Annonay), Eisenwerke, Tuchfabriken, vor allem die Seideproduction. Den Handel fördern gute Straßen und die Strombahn der Rhône.

Ardennen, die westlichste Abtheilung des niederrheinischen Schieferplateaus, welche sich als ein stark bewaldetes aus sanftwelligen Bergflächen zusammengesetztes Gebirge an den Nordgrenzen Frankreichs erhebt, in den Thälern der Mosel, Our, Ourthe, dem Hundsrück, der Eifel und Hohen Veen anlegt und westwärts an den Ufern der Sambre allmälig zum flanderischen Tieflande verflacht. Der Name A. wurde früher dem ganzen Gebirgsraum zwischen Rhein und Sambre beigelegt. Sanft steigt das Gebirge aus dem Norden und Westen zu der geringen Höhe von 14—1800 F. auf, mit nur einzelnen bedeutendern Erhebungen an den östlichen Übergängen, z. B. die Höhe von St.-Hubert (21—2200 F.); die Flußthäler sind aber tief und scharf eingeschnitten, wovon die große Querspalte der Maas, die das ganze Gebirge von Mézières bis Namur durchbricht, ein deutlicher Beweis ist. Das Gestein der A. ist Thonschiefer und Grauwacke mit charakteristisch eingesprengten großen Urkalklagern, während am Nordfuße reiche Kohlen- und Eisenminen einer wichtigen Fabrikzone das Dasein gegeben haben. — Das Waldplateau hat dem in Nordfrankreich gelegenen Depart. **Ardennen**, welches von ihm in seinem nördlichen Theile durchzogen wird, den Namen gegeben. Dieses Departement grenzt an Belgien im N. und NW., an das Depart. Maas im SO., Marne im S., Aisne in W., besteht aus der nördlichen Champagne mit Einschluß der ehemaligen Fürstenthümer Sedan, Carignan und Mouzon und gehört zur Diöcese Rheims. Es hat zur Hauptstadt Mézières, zerfällt in die fünf Arrondissements Mézières, Sedan, Réthel, Rocroy und Vouziers, in 31 Cantons und 478 Gemeinden, und zählt auf 94⅕ QM. 326800 E. Der nordöstliche Theil gehört zum Bassin der schiffbaren Maas mit dem Chiers und der Semoy rechts, und der schiffbaren Bar links; den südwestlichen Theil bewässert die flossbare Aisne mit der Aire. Der 11 M. lange **Ardennenkanal** führt längs der Aisne von Château-Porcien über Réthel und Attigny östlich bis Semoy, dann durch die Gebirgslücke von Le-Chesne-populeux zur Bar und längs derselben gegen N. zur Maas unterhalb Donchery. Etwa ein Achtel der Grundfläche besteht aus Bergland, das zugleich den waldreichsten Abschnitt, aber auch weite Heidestrecken enthält. An der Nordspitze des Depart., bei Givet, bricht man Marmor. Dann folgen mächtige Schieferlager: im Osten herrscht der Muschelkalk vor mit reichen Eisenminen, im Südwesten trockener Kreideboden, eine nackte, baumlose Ebene. Nur die Thäler, besonders das der Aisne, sind fruchtbar und liefern Getreide. Wein baut man nur im Süden bis Mézières. Außer Marmor, Schiefer und Eisen gewinnt man Steinkohlen, Glassand, Porzellanthon. Auf den ausgedehnten Weiden zieht man starke Arbeitspferde und treffliche Schafe. Die Industrie beschäftigt sich mit Eisenwerken, Glas-, Fayence-, Tuch-, Shawl- und Wollenmanufacturen, Strumpfwirkerei, Loh- und Weißgerberei.

Ardey oder Ardai wird der westliche Theil des am rechten Ufer der Ruhr hinstreichenden Haarstrangs genannt, wie er sich in der Grafschaft Mark von Fröndenberg bis Wolmarstein, südlich von Dortmund, lagert und nordwestlich zu dem fruchtbaren Hellweg übergeht, der sanft in das niederrhein. Tiefland abfällt. Der A. ist für Westfalen höchst wichtig, insofern er einen Haupttheil der Steinkohlenniederlage der Grafschaft Mark bildet, welche südlich von Kohlensandstein und nördlich von Kreide umgeben ist, und aus folgenden drei Mulden besteht: 1) die westliche, die Mühlheim-Essensche, 2) in der Mitte, die Werden-Bochumer und 3) im Osten die Sporkhövel-Hör-

esche. Noch sind unweit Fröndenberg an der Ruhr die Trümmer der Burg vorhanden, wo die Grafen von A. wohnten, deren reich begütertes Geschlecht schon im 7. Jahrh. erwähnt wird, der nach 1518 ausgestorben zu sein scheint.

Are, heißt die Einheit des neuen franz. Flächen- oder Feldmaßes. Der Are stellt ein Quadrat dar, von welchem jede Seite 10 Mètres oder 1 Décamètres lang ist, sodaß er = 1 ☐Décamètre oder 100 ☐Mètre ist, = 947,682 alte par. ☐Fuß. Der Are wird in 100 Centiaren getheilt. Ein größeres Feldmaß ist der Hectare von 100 Aren = 3,9166 preuß. Morgen.

Areb heißt in Ostindien eine Summe von 25 Lac Rupien oder 2½ Mill. Rupien. Da die Rupien verschieden sind, so ist es auch der Werth des Areb. Von den jetzt am meisten gebräuchlichen Compagnierupien ausgehend, ist der Areb ein Werth von 1,600185 Thlr.

Arelat oder **Arelatisches Reich**, ein burgundisches Königreich, welches 880 vom Grafen Boso von Vienne begründet wurde, indem die auf dem Reichstage zu Montaille in Savoyen versammelten Prälaten und Großen seine Wahl zum König von Burgund herbeizuführen wußten. Das aus geistlichen und weltlichen Territorien zusammengesetzte Gebiet, welches er unter einem Scepter vereinigte, umfaßte die Franche-Comté, die Gebiete von Chalons und Macon, Vienne und Lyon, den südöstlichen Theil Languedocs, einen Theil von Savoyen und die Provence. Die Thronstadt war Arles, das Arelatum der Römer, von welchem das Reich seinen Namen erhielt. Als 10 Jahre später durch Graf Rudolf von Auxerre das Transjuranische Königreich Burgund mit der Hauptstadt Genf gegründet worden war, kam für das Reich Boso's auch der Name Cisjuranisches Burgund in Aufnahme, der jedoch schon 930, wo Rudolf II. beide Königreiche vereinigte, seine Bedeutung verlor. Boso hatte 885 sein Reich von Karl dem Dikken und Rudolf das seinige von Arnulph zu Lehen genommen. Da aber Rudolf III. den deutschen Kaiser Heinrich II. zum Erben eingesetzt, und dessen Nachfolger Konrad der Salier diese Erbansprüche, unter Hinweisung auf das bestehende Lehnsverhältniß, nach langen Kämpfen mit den Waffen geltend gemacht hatte, ließ er seinen Sohn, den nachmaligen Heinrich III., 1038 auf dem Reichstage zu Solothurn zum König wählen und krönen. Seit dieser Zeit gehörte Burgund (s. d.) oder Arelat, welches damals alles Land zwischen Rhein, Reuß, Jura, Saône, Rhône und Alpen umfaßte, zum Deutschen Reiche.

Arena, der Sandplatz in den alten Amphitheatern (s. d.), auf welchem die blutigen Wettkämpfe vorgenommen wurden, hat später den Namen für die Gebäude hergegeben, in welchen Thierhetzen, Reiterkünste u. s. w. gezeigt wurden. Neuerdings ist Arena zur Benennung für die größern Sommertheater geworden, auf denen bei Tageslicht und im Freien gespielt wird. Indem man durch diese Einrichtung der äußern Ähnlichkeit mit dem attischen Theater nahe rückte, hat man aber das Wesentlichste dabei versäumt, nämlich den tageshellen Volkstheatern auch Stücke zu geben, welche die Volksinteressen wahrhaft berühren und ihrem Inhalte wie ihren künstlerischen Formen nach, für die freie Luft und den täuschungslosen Sonnenschein geeignet sind. Statt dessen brachte man die Welt des gewöhnlichsten Repertoires auf die Arenen, Bearbeitungen von Pariser Boulevardstücken u. s. w., deren Spielweise in solchen Räumen völlig ausarten muß. Die Schauspielkunst hat daher auf diesen Bühnen bisher nur Entwürdigung und Vernichtung finden können, und aus diesem Gesichtspunkte mögen sie mit Recht nach der altrömischen Arena benannt werden.

Arenberg oder **Aremberg**, ein herzogliches Haus, das seinen Namen von dem Flecken und Schlosse Aremberg, an der Eifel im preuß. Regierungsbezirk Koblenz gelegen, entlehnte. Die Besitzungen der alten **Burggrafen von Aremberg** gingen im 15. Jahrh. an die Grafen von der Mark, und 1547 nebst Titel und Wappen an die Herren von Barbaçon aus dem Hause Ligne über, welche 1549 die reichsgräfliche, 5. März 1576 die reichsfürstliche Würde vom Kaiser Maximilian II. und 1582 auch Sitz und Stimme im Reichstage erhielten. Der Gründer des neuen Hauses A. ward **Philipp Karl**, der ältere Sohn Johann's von Ligne, Admiral von Flandern, der durch seine Vermählung mit Anna von Croy das Herzogthum Aerschot erhielt, 13. Jan. 1612 zum Herzog von Arschot und Croy und zum Granden von Spanien erhoben wurde und 1616 starb. Sein ältester Sohn, **Philipp Franz**, ließ A. vom Kaiser Ferdinand III. 9. Juni 1644 zum Herzogthum erheben. **Georg Philipp** (geb. 1690, gest. 1754) war Generalgouverneur der Östreichischen Niederlande; **Karl Konrad** starb 1778 als östr. Feldmarschall. Im Luneviller Frieden verlor der Herzog von A., **Ludwig Engelbert**, seine unmittelbaren Besitzungen jenseit des Rheins, zusammen 7½ ☐M. mit 14800 E., und erhielt dafür 1803 als Entschädigung das Amt Meppen und die Grafschaft Recklinghausen in Westfalen. Von seiner Gemahlin, des Grafen von Lauraguais Tochter, gest. 1812, erbte er die Be-

sitzungen des Hauses Chalons in Hochburgund. Erblindet starb er zu Brüssel 7. März 1820. Schon 1803 hatte er seinem ältesten Sohne **Prosper Ludwig**, geb. 28. April 1785, die Regierung abgetreten. Dieser trat 1806 dem Rheinbunde bei, und vermählte sich 1808 mit einer Nichte der Kaiserin Josephine, Stephanie Tascher de la Pagerie, welche Napoleon zur franz. Prinzessin erhob. Dessenungeachtet verlor er 1810 seine Souveränetät, indem sein Gebiet theils mit Frankreich, theils mit Berg vereinigt wurde. Erst 1813 wurde er dafür von Frankreich mit einer Rente von 240800 Francs entschädigt. Der Friede von 1815 gab ihm seine Besitzungen als Standesherrschaften zurück, Meppen unter hannov., Recklinghausen unter preuß. Hoheit. Seine erste kinderlose Ehe ließ er 1816 für nichtig erklären, und vermählte sich 1819 mit der Prinzessin Ludmilla von Lobkowitz. Der Erbprinz Engelbert ist 1824 geboren, und des Herzogs zweite Tochter seit 1842 mit dem Fürsten Aldobrandini, dem Bruder des Fürsten Borghese, vermählt. Sein Bruder **Paul** ist Ehrendomherr in Namur und lebt in Brüssel. Sein jüngster Bruder **Karl Peter** d'Alcantara, besitzt die vom Vater ihm abgetretenen belg. Güter, ist in Frankreich naturalisirt und wurde 1828 franz. Herzog und Pair. Seit 1829 ist er mit Alix, Gräfin von Talleyrand-Perigord vermählt, welche 1842 starb und ihm eine Tochter und zwei Söhne hinterließ. — **Arenberg** (August Maria Raimund, Fürst von), der Oheim des Vorigen, Sohn des Herzogs Karl Maria Raimund von A., des bekannten östr. Führers im Siebenjährigen Kriege, ward zu Brüssel 30. Aug. 1753 geboren. Er widmete sich frühzeitig dem Militärstande, und erhielt noch ziemlich jung von seinem Großvater mütterlicherseits, dem Grafen Ludwig von der Mark, dem Inhaber eines nach ihm benannten deutschen Infanterieregiments in franz. Diensten, dieses Regiment zu seinem Eigenthume, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dasselbe auch in Zukunft den Namen „von der Mark" behalten und der Inhaber desselben den Namen eines Grafen von der Mark führen solle, daher denn auch A. unter dem Namen des „Grafen von Lamark" bekannter geworden ist als unter seinem eigentlichen Familiennamen. Mit diesem Regimente ging A. 1780 während des engl.-amerik. Feldzugs nach Ostindien, von wo er erst nach fast zwei Jahren und schwer verwundet zurückkehrte. Bei Ausbruch der Revolution in Brabant im J. 1789 schloß sich A. den Insurgenten an, zog sich jedoch bald aus diesen Verbindungen zurück und huldigte Leopold II. Wichtiger jedoch als alle diese Lebensumstände, war sein Verhältniß zu Mirabeau, mit welchem er nach seiner Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Constituirenden Versammlung in der engsten Freundschaftsverbindung lebte und den er dem Königthum wieder gewonnen haben soll. Nach Mirabeau's Tode wanderte er aus, und ward 1796 als östr. Unterhändler mit den franz. Behörden gebraucht. Später lebte er entfernt von den öffentlichen Geschäften, nach Errichtung des Königreichs der Niederlande, in Brüssel, wo er, mit literarischen Arbeiten und mit der Bildung einer Gemäldesammlung beschäftigt, 26. Sept. 1833 starb. Seinen Namen und seine Titel vererbte er auf seinen Sohn Engelbert Ernst, geb. 1777, welchem aus zwei Ehen zwei Töchter geboren wurden. — Dem standesherrlichen Gebiete in Hannover oder dem Amte Meppen (45 QM. mit 49800 E.) wurde vom König Georg IV. 1826 der Name Herzogthum **Arenberg-Meppen** beigelegt. Die Grafschaft Recklinghausen hat auf 15 QM. an 40000 E., beide zusammen enthalten auf 60 QM. 90000 E. in vier Städten, vier Marktflecken und 192 Dörfern. Der Herzog kann eine Ehrenwache halten. Seinen Gerichtsstand hat er bei der Justizkanzlei zu Osnabrück, und in peinlichen Fällen ist ihm ein Gerichtsstand von Austrägen oder das Recht, von Ebenbürtigen gerichtet zu werden, bewilligt. In den übrigen Straffällen ist das Staatsministerium die ausschließliche Behörde für alle Mitglieder des herzoglichen Hauses. Mit Einschluß seiner Besitzungen in den Niederlanden und in Frankreich betragen die Einkünfte des Herzogs, meist aus Waldungen, etwa 750000 Gulden. Die Familie bekennt sich zur kath. Kirche; die gewöhnliche Residenz des Fürsten ist das Schloß Clemenswerth bei Meppen, oder Brüssel.

Arendal, Stadt im Amte Nedenaes des Stifts Christiansand an der Südostküste Norwegens, an der Mündung des Nid-Elf in die Bucht von Christiania, mit 2400 E. Sie ist theils auf Pfählen, theils auf Felsen erbaut, und gewährt dadurch wie durch ihre Lage einen sehr romantischen Anblick. Die vorliegende Meeresbucht, welche durch die Insel Tromöe geschützt wird, bildet einen vortrefflichen Seehafen und begünstigt den im Verhältniß zur Größe und Einwohnerzahl der Stadt bedeutenden Handel. Man führt Eisen, welches in den nahen Gruben gewonnen wird, und Holzwaaren aus. Daneben wird auch Schiffbau getrieben; unbedeutender sind die Tabackfabriken und Brennereien. König Ludwig Philipp hielt sich als Herzog von Orleans bei seiner nordischen Reise während der Französischen Revolution hier auf.

Arendt (Martin Friedr.), bekannt durch seine wissenschaftlichen Wanderungen durch einen

:oßen Theil Europas, war zu Altona 1769 geboren und starb, vom Nervenschlage getroffen, der Nähe von Venedig 1824. Auf des Grafen von Reventlow Empfehlung wurde er 1797 im botanischen Garten zu Kopenhagen als Eleve angestellt; allein seine Vorliebe für Alterumsforschung führte ihn auf die Universitätsbibliothek, wo er in strenger Kälte stundenlang die lagnäanischen Sammlungen durchsah. Mit landesherrlicher Unterstützung reiste er 1798 nach ınmark. Sehr genau durchforschte er Norwegen und kam in Gegenden, die vor ihm kein Fremr betreten hatte. Er sollte lebende Pflanzen und Samen einsammeln; allein er brachte wenig er nichts zurück und wurde entlassen. Hierauf begann er 1799 seine antiquarischen Sammngen in Norwegen. Dann hielt er sich längere Zeit in Schweden auf, in Rostock bei Tychsen, Paris bei Millin und in Venedig. Später durchwanderte er die Schweiz, Spanien, Italien ıd Ungarn. Er lebte von fremder Unterstützung, schlief oft unter freiem Himmel und kannte ine Bedürfnisse der Bequemlichkeit. Mit Arndt (s. d.) verwechselt und des Carbonaımus verdächtig, mußte er in Neapel die heftigsten Verfolgungen erdulden. Einen Theil seiner apiere, Zeichnungen und Abhandlungen, antiquarischen Inhalts und den Norden betreffend, e er für gewöhnlich immer bei sich trug, legte er in der Bibliothek zu Kopenhagen nieder. Auch ß er in Paris und in verschiedenen Städten Schwedens, Deutschlands und Dänemarks einıne Blätter drucken.

Arenenberg (Arenaberg), ehemals Nordenberg genannt, auf einer Anhöhe oberhalb Sanstein, im Bezirk Steckborn des Cantons Thurgau, und in der an Schlössern reichen Gemeinde rmattingen, ist ein schönes Schloßgebäude mit reizenden Anlagen am Untersee. A. war früher igenthum der Herzogin Hortense von St.-Leu, vormaligen Königin von Holland, die im nahen lannenbach noch ein zweites herrschaftliches Gebäude aufführen und die Umgebung durch wei e Anlagen verschönern ließ. Nach ihrem Tode kam es in den Besitz ihres Sohns Louis Na-leon, Präsidenten der Französischen Republik, der es 1850 veräußerte.

Arens (Franz Jos., Freiherr von), erster Präsident des Oberappellations- und Cassationsrichts in Darmstadt, geb. 7. Juni 1779 zu Arnsberg in Westfalen, wo sein Vater Bürgereister war. Er besuchte erst das dortige Gymnasium, wollte sich dann dem Kaufmannsstande idmen, ging aber später zum Studium der Jurisprudenz (in Marburg) über und erlangte 803 zu Gießen die juristische Doctorwürde. Im J. 1804 erhielt er einen Ruf als Professor nach iel, den er ablehnte und dafür außerordentlicher Professor, 1806 ordentlicher Professor zu Gien wurde. Bei der seit 1817 begonnenen Maßregeln gegen die politischen Bewegungen auf n Universitäten bethätigte er viel Eifer und zog sich damit viele Anfeindungen zu. Im J. 817 erhielt er einen Ruf an eine belg. Universität und für dessen Ablehnung eine ansehnliche iehaltserhöhung und den Titel eines Wirklichen Oberappellationsgerichtsraths. Nachdem er 820 einen Ruf in das bad. Justizministerium abgelehnt, ward er 1821 zum Kanzler und Reerungscommissar bei der Universität Gießen und zum Vorstand des dortigen Hofgerichts erınnt, welche Stellen er bis 1833, wo er als Präsident des obersten Gerichts nach Darmstadt rufen ward, bekleidete. Im J. 1826 wurde er taxfrei in den erblichen Freiherrnstand erhoben, 834 aber zum Wirklichen Geh. Rath mit dem Prädicat Excellenz ernannt. Auch erhielt er 841 das Großkreuz des Ludwigs-, 1844 das des Ordens Philipp's des Großmüthigen. Er at sich stets als unerschütterlichen Conservativen bewiesen; seine Verdienste als Geschäftsleiter ıd jederzeit anerkannt worden.

Areopagus, der älteste und zugleich wegen seines Ansehens, seiner Unbescholtenheit und ierechtigkeitsliebe berühmteste Gerichtshof nicht nur in Athen, sondern in ganz Griechenland nd der Alten Welt überhaupt, hatte den Namen von dem Versammlungsorte, dem unweit der kropolis gelegenen Hügel des Ares oder Mars. Die Stiftung dieses Gerichts wird von Einien bis auf Cekrops zurückgeführt, von Andern dem Solon zugeschrieben; doch scheint er von etzterm nur eine bessere Einrichtung und wichtigere Vorrechte erhalten zu haben. Aus wie viel Mitgliedern er bestand, läßt sich nicht angeben. Die Stellen waren auf Lebenszeit, und wurden iit den abgegangenen Archonten (s. d.) besetzt, die sich durch redliche und eifrige Amtsführung erselben würdig gemacht hatten. Aristides nannte den Areopag das heiligste Gericht Griechenınds. Die Verbrechen, welche vor dieses Gericht gehörten, waren vorsätzlicher Mord, Vergifıng, Raub, Mordbrennerei, Verrath des Vaterlandes, Sittenlosigkeit und Neuerungen im Staate und in der Religion. Zugleich war ihm die Sorge für die Verwaisten aufgetragen. Im Augenblick der Gefahr griff der Areopagus auch eigenmächtig in die Leitung der Staatsangelegenheiten ein, wie dies zur Zeit der Perserkriege geschah, wo seine Macht den höchsten Gipfel rreicht hatte. Auch andere Staaten Griechenlands unterwarfen ihre Streitigkeiten seinem Aus-

spruche. Die Versammlungen hielt der Areopag unter freiem Himmel und im Dunkel der Nacht. Nach Erörterung des Falls wurden die Stimmen gesammelt. Bis auf Perikles behielt der Gerichtshof seine Reinheit; durch diesen aber, der, auch ohne Archont gewesen zu sein, sich zum Areopagiten aufnehmen ließ, wurde das Institut zuerst verletzt. Indessen genoß der Areopagus noch lange Ansehen; erst nach und nach mit dem Verfall Athens versank auch er.

Arequipa, Hauptstadt und Bischofssitz des südlichsten Departements der südamerik. Republik Peru, das auf 2100 QM. 150000 E. zählt, liegt 42 M. im S.W. von Cuzco, am Westabhang der Anden, 10 M. vom Meere und 7400 F. über demselben, im Flußthale Quilca, in einem sehr gemäßigten und gesunden Klima. Die Stadt zählt 30000 E., hat Baumwollen-, Gold- und Silbermanufacturen, Edelsteinschneidereien und ist eine Hauptniederlage europ. und amerik. Waaren. Der größte Theil des im Innern Perus gewonnenen Goldes und Silbers wird in den nächsten Häfen eingeschifft, in Quilca (bekannt durch Sucre's Expedition 1825), in Arentac und Mollendo. A. wurde auf Pizarro's Befehl 1536 gegründet und 1541 von Karl V. zur Stadt ernannt. Über ihr erheben sich drei sehr hohe vulkanische Nevados: der Pichupichu, Chaeani und der 19000 F. hohe Volcan de Arequipa oder Guagua-Putina, der schon viermal die Stadt zerstört und noch 1830 von neuem Rauchsäulen, Asche und Steine ausgestoßen hat.

Ares, s. Mars.

Aretäus, ein berühmter Arzt aus Kappadocien, in der letzten Hälfte des 1. und zu Anfang des 2. Jahrh. n. Chr., galt nächst dem Hippokrates bei den Alten für den besten Beobachter der Krankheiten. Die Resultate seiner langjährigen Erfahrungen legte er in zwei noch jetzt vorhandenen Werken nieder, von denen das eine über die Ursachen und Zeichen der acuten und chronischen Krankheiten, das andere über die Heilung derselben handelt. Die beste Ausgabe lieferte Wigan (Orf. 1723), eine deutsche Übersetzung Dewez (2 Bde., Wien 1790—1802).

Arethūsa hieß eine der Hesperiden (s. d.), dann auch eine der Nereiden, eine Tochter des Nereus und der Doris, die Nymphe des gleichnamigen Quells auf der Insel Ortygia bei Syrakus, wohin sie, von dem Flußgott Alpheus (s. d.) verfolgt, gekommen und in jenen Quell verwandelt worden sein soll.

Arĕtin (Adam, Freiherr von), bair. Staatsmann, aus einem Geschlechte, das sich im Staat wie in der Literatur vielfach ausgezeichnet hat, wurde 24. Aug. 1769 zu Ingolstadt geboren, und starb 16. Aug. 1822. Nach vollendeten Studien der Rechtswissenschaft trat er in den Staatsdienst, wo er unter Montgelas bis zum Vorstande der diplomatischen Section sich emporarbeitete. Er hatte bereits an vielen der wichtigsten Staatsgeschäfte Antheil genommen, als er im Febr. 1817 an des Grafen Rechberg Stelle Bundestagsgesandter zu Frankfurt a. M. wurde, wo er sich durch Mäßigung, aber auch durch die energische Vertheidigung der bair. Verfassungsurkunde allgemeine Achtung erwarb. Er besaß eine der größten Kupferstichsammlungen und eine bedeutende Anzahl von Gemälden, die nach seinem Tode versteigert wurden. Vgl. Brulliot, „Catalogue des estampes du cabinet d'A." (3 Bde., Münch. 1827). — Aretin (Georg, Freiherr von), des Vorigen Bruder, geb. zu Ingolstadt 1771, gest. zu München 1845, ward 1793 Administrator des bair. Donaumoosgerichts, und machte sich als solcher bei der Trockenlegung eines 17 Stunden umfassenden Sumpfes sehr verdient. Im J. 1796 ward er Hofkammerrath, 1799 Landesdirector in Amberg und 1806 Straßen- und Wasserbauinspector in Tirol. Als 1809 der Aufstand in Tirol ausbrach, war er Generalcommissar des Eisackkreises zu Brixen; er wurde als östr. Gefangener nach Fünfkirchen in Ungarn abgeführt. Nach seiner Freilassung erhielt er 1810 vom Könige von Baiern ein Lehngut und eine ansehnliche Pension, worauf er sich ganz den Wissenschaften, Künsten und der Landwirthschaft widmete. Von seinen Schriften, die meist ein vaterländisches Interesse haben, nennen wir: „Versuch eines Defensionssystems von Baiern" (Regensb. 1820). — Aretin (Christoph, Freiherr von), der Bruder der Vorigen, wurde 2. Dec. 1773 zu Ingolstadt geboren, und starb in München 24. Dec. 1834 als Präsident des Appellationsgerichts im Regenkreise. Er studirte zu Heidelberg, Göttingen und Paris. Sehr früh kam er in den Staatsdienst und wurde 1799 Landesdirectionsrath. Schon damals drang er auf Abschaffung der Feudalstände und auf Zusammenberufung des Landtags. Auch bei dem Streite der bair. Landstände mit der Regierung 1800 und 1801 war er als Schriftsteller sehr thätig. Nach Aufhebung der Klöster ward er 1803 als Regierungscommissar zur Durchsuchung der Klosterbibliotheken abgeschickt und 1806 Oberbibliothekar an der Centralbibliothek zu München. Die Schrift: „Die Plane Napoleon's und seiner Gegner in Deutschland" (1809), worin er von einer Conspiration von Borussomanen und Anglomanen mit einer protestantischen Liga gegen Napoleon sprach, und Letztern für den Repräsen-

nten der Deutschheit, d. h. des Kosmopolitismus erklärte, erregte einen heftigen Streit zwi-
ʒen den Gelehrten Münchens, in Folge dessen A. auf höchste Veranlassung seine Ämter nie-
rlegte. Auch eine spätere Schrift: „Sachsen und Preußen" (1815), zu Gunsten Sachsens
achte ihm vielen Verdruß. Im J. 1811 kam er als Appellationsgerichtsdirector nach Neu-
ırg, wo er von 1813—19, bis zu seiner Ernennung zum Appellationsgerichtspräsidenten im
egenkreise Vicepräsident des Apellationsgerichts war. Seit 1819 Deputirter beim Landtage,
nd seine Freimüthigkeit stets eine bedeutende Opposition. Seine zahlreichen juristisch-politi-
ʒen, durch volksthümlichen Ton ausgezeichneten Schriften beziehen sich meist auf die damali-
n Verhältnisse. Auch seine Schauspiele „Ludwig der Baier" (1821) und „Das Mädchen
s Zante" (1822) hatten politische Tendenz. Seine letzte Schrift war das „Staatsrecht der
nstitutionellen Monarchie", das Rotteck beendete (neue Aufl., 3 Bde., Lpz. 1838—39). —
eetin (Karl Maria), des Vorigen ältester Sohn, geb. 4. Juli 1796, bekannt als Historiker
n streng katholischer Färbung, wohnte den Kriegen von 1813—15 bei, schlug dann die diplo-
atische Laufbahn ein, diente aber nachher im bair. Generalstabe und im Kriegsministerium.
päter zog er sich auf das Land zurück und widmete sich theils der Landwirthschaft, theils litera-
ʒhen Studien. Seine Neigung für archivalische Forschungen bewog ihn indessen, sich wieder
ıch München zu wenden. Er erhielt 1834 als Legationsrath eine Stelle im Ministerium des
ußern und ward auch durch den König zum Geh. Haus- und Staatsarchivar ernannt. In
eser Stellung benutzte er die ihm dargebotenen reichen historischen Schätze zu einer „Dar-
llung der auswärtigen Verhältnisse Baierns" (Paff. 1839) und der „Geschichte des Kurfür-
n Maximiliam I." (Paff. 1842). Auch schrieb er eine Abhandlung über Wallenstein, die Neues
r Beurtheilung desselben darbietet. Ende März 1847 ward A. seiner Eigenschaft als Vorstand
Archivs enthoben und der bair. Gesandtschaft in Berlin als Legationssecretär beigegeben.

Aretino (Pietro), ital. Schriftsteller des 16. Jahrh., der natürliche Sohn des L. Bazzi, ei-
s Edelmannes, war 20. März 1492 zu Arezzo geboren, von welcher Stadt er auch seinen
amen entlehnte. Aus Arezzo verwiesen, kam er nach Perugia, um dort die Buchbinderei zu
rnen. Von hier entwich er mit dem Entschlusse, ein berühmter Mann zu werden, nach Rom,
o ihm seine Laune, Keckheit und Talente bald Gönner erwarben. Er wurde eine Zeit lang vom
apste begünstigt, mußte jedoch wegen 16 Sonetten die er auf ebenso viele unzüchtige Zeich-
ıngen von Giulio Romano verfaßt hatte, Rom verlassen. A. ging nun zu Johann von Me-
ci, welcher selbst Zimmer und Bett mit ihm theilte und ihm auch Gelegenheit gab, sich zu
Mailand 1524 Franz I. von Frankreich gefällig zu erweisen. Im J. 1528 ließ er sich in Venedig
eder, wo er sich ebenfalls mächtige Freunde erwarb. Der Bischof von Vicenza söhnte ihn nicht
lein mit dem Papste aus, sondern empfahl ihn auch Karl V. Letzterer, sowie Franz I. und an-
re Große machten ihm glänzende Geschenke und setzten ihm Jahrgehalte aus. Außerdem ge-
ann er durch seine Schriften ansehnliche Summen. Die Natur hatte A. sehr glücklich ausge-
attet; der Geschmack für die Künste war ihm angeboren. Mehr als Alles aber liebte er das
eld, einen guten Tisch und die Frauen. Sein Ende, im J. 1556, entsprach seinem Leben.
ber ein leichtsinniges Abenteuer einer seiner zügellosen Schwestern unmäßig lachend, fiel er
it dem Stuhle um, und blieb auf der Stelle todt. Seine poetischen Werke umfassen fünf
ıstspiele und ein Trauerspiel, jene voll Witz und echt komischer Züge, dieses nicht ohne Ver-
enst; den ausgelassenen „Ragionamenti" nebst der „Puttana errante"; die 16 erwähnten
Sonetti lussuriosi", welche nebst den obscönen Dialogen unter dem Titel „Académie des da-
es" in das Französische übersetzt wurden; endlich die „Rime, Stanze, Capitoli" und einige
ıvollendete Epopöen. Seine Satire verschaffte ihm den Namen einer Geißel der Fürsten; und
ch trieb er wieder die Schmeichelei bei diesen bis zur Gemeinheit. Obgleich er als Schrift-
eller die personificirte Zügellosigkeit war, suchte er sich doch durch Werke zur Andacht und Er-
uung mit dem Papste auszusöhnen. Weniger wegen der Reinheit als der Kühnheit, Ge-
andtheit und Eigenthümlichkeit seines Stils, verdient er unter die classischen Schriftsteller
taliens gezählt zu werden.

Arezzo (Aretium), die Hauptstadt einer gleichnamigen toscan. Provinz, in einem frucht-
aren Thale, am Abhange eines Hügels, 1¼ M. vom Zusammenflusse der Chiana mit dem
rno, ist eine der ältesten Städte Toscanas, und eine der zwölf Hauptstädte der alten Etrusker.
Sylla vertrieb nach Besiegung der Letztern die Bewohner, und bevölkerte die Stadt mit seinen
nhängern. In den Kriegen der Ghibellinen und Guelfen war A. vorherrschend ghibellinisch
esinnt und in steter Feindschaft mit den Florentinern, von denen die Aretiner in der Schlacht
ei Camaldino 1289, an der auch Dante Theil nahm, entscheidend geschlagen wurden. Der Bi-

schof Pietro Sanone verkaufte und verrieth die Stadt endlich an die Florentiner, unter deren Herrschaft sie seitdem ununterbrochen geblieben ist. A. zählt jetzt kaum 10000 E., während die drei Miglien im Umfang haltenden Ringmauern und die zahlreichen Kirchen, die ihr von Weitem ein sehr stattliches Ansehn geben, auf eine Zeit deuten, wo die Stadt von 30000 Seelen bevölkert war. Unter den zahlreichen Plätzen verdient Erwähnung die Piazza grande oder Ferdinanda mit einer Colonnade, einer Loggia mit einer schönen gothischen Façade, und der Pieve, einer Kirche, die auf den Fundamenten eines heidnischen Tempels erbaut ist. Der Dom wie fast alle andern Kirchen, mit unvollendeter Façade, auf dem höchsten Punkte der Stadt, enthält einen prachtvollen, von Giovanni Pisano in Marmor gearbeiteten Hochaltar und einige werthvolle Bilder. In den übrigen Kirchen finden sich schöne Gemälde aus der ältern toscanischen Malerschule. A. ist der Sitz eines Präfecten und eines Bischofs, besitzt ein Gymnasium, ein Hospital und viele Klöster. Die Straßen sind meist finster und schmutzig, die Einwohner stehen bei ihren Landsleuten hinsichtlich ihrer Liebenswürdigkeit in nicht sehr hohem Rufe. Die ehemals bedeutende Industrie ist sehr gesunken. Vielleicht gibt es keine gleich große Stadt, die so vielen berühmten Männern das Dasein gegeben, als A. Mäcenas der Musenbeschützer, Petrarca der Sänger Laura's, Pietro Aretino der Satiriker, Guido von A. der Erfinder der Noten, Leonardo von A. der Historiker, Cesalpino der Botaniker, Redi der Arzt und Humorist, Papst Julius III., der berüchtigte Marschall d'Ancre, Vasari der Maler und Biograph der Künstler, und andere ausgezeichnete Männer, deren Namen weniger über die Grenzen Italiens hinausgedrungen sind, wurden hier geboren.

Argandsche Lampe. Im J. 1789 richtete Argand den Brenner der Lampen so ein, daß die Luft, die bei gewöhnlichen runden, nicht hohlen Dochten nur von außen Zutritt hat, auch durch die Mitte des Brenners in der Mitte der Flamme aufsteigen konnte, wodurch eine vollkommene Verbrennung der entzündlichen Gase des Brennmaterials erreicht wurde. Diese Lampen haben später mancherlei Verbesserungen erfahren. In der Chemie führt die bequemste dieser Lampen den Namen Berzeliuslampe. Zur Hervorbringung sehr hoher Hitzegrade hat man auch Sauerstoffgas durch die Mitte des Dochts in die Flamme geleitet.

Argelander (Friedr. Wilh. Aug.), Professor der Astronomie an der Universität zu Bonn, einer der namhaftesten Astronomen unserer Zeit, geb. 22. März 1799 zu Memel, studirte auf der Universität zu Königsberg anfangs Kameralwissenschaften, vertauschte aber dieses Studium, angezogen durch die Vorträge Bessel's, bald mit dem der Astronomie und beschäftigte sich unter Anleitung des Letztern mit praktischen Rechnungen und Beobachtungen. Im J. 1820 wurde er Bessel's Gehülfe an der königsberger Sternwarte, 1822 Privatdocent an der dortigen Universität. Dann folgte er im Sommer 1823 einem Ruf an die neuerbaute schöne Sternwarte zu Åbo, die ihren ersten Astronomen Walbeck nach kurzer Amtsführung verloren hatte. Hier beschäftigte er sich vorzüglich mit Beobachtung derjenigen Sterne, die eine beträchtliche eigene Bewegung haben, mußte aber, nachdem Åbo 1827 durch eine Feuersbrunst zerstört worden war, im J. 1832 der Universität nach der neuen Hauptstadt Finnlands, Helsingfors, folgen, wo er zunächst den Bau der neuen Sternwarte beaufsichtigte, die 1834 vollendet wurde. Dem von ihm herausgegebenen Katalog von 560 Sternen mit beträchtlicher eigener Bewegung, welcher die Resultate seiner in Åbo angestellten Beobachtungen enthält, ward von der Akademie zu Petersburg der große Demidow'sche Preis zuerkannt. Zu Anfang des J. 1837 folgte er dem Rufe in seinen gegenwärtigen Wirkungskreis. In Bonn ward ihm abermals die Aufgabe zu Theil, eine neue Sternwarte zu bauen, welche letztere aber erst 1845 vollendet wurde. Als Resultat seiner auf einer interimistischen Sternwarte angestellten Beobachtungen gab er unter dem Titel „Uranometria nova“ (Berl. 1843) Himmelskarten mit Angabe der wichtigen Größenverhältnisse der in unsern Gegenden mit bloßen Augen sichtbaren Sterne, und „Astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Bonn“ (Bonn 1846) heraus, welcher die Durchmusterung des nördlichen Himmels von 45—80 Grad Declination als Fortsetzung der Bessel'schen Zonenbeobachtungen enthält und die Positionen von etwa 22000 Sternen nachweist. Über seine seit zehn Jahren angestellten Untersuchungen, den Lichtwechsel der veränderlichen Sterne betreffend, ist ein größeres Werk noch zu erwarten.

Argens (Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'), geb. 24. Juni 1704 zu Aix, war ursprünglich für eine wissenschaftliche Laufbahn bestimmt, nahm aber aus Liebe zu Abenteuern, 15 J. alt, Militärdienste. In eine Schauspielerin verliebt, floh er nach einigen Jahren, um sich in Spanien mit ihr zu verbinden, ward aber verhaftet, nach der Provence zurückgebracht und darauf mit der franz. Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt. Nach seiner Rückkehr trat er

ieder in die Armee, wurde 1734 bei der Belagerung von Kehl verwundet und in der Folge vor Philippsburg durch einen Sturz mit dem Pferde zum fernern Dienste unfähig. Enterbt von einem Vater, ward er Schriftsteller und ging nach Holland, wo er unter dem Schutze der Preßfreiheit seine „Lettres juives", „Lettres chinoises" und „Lettres cabalistiques", die mit der Schrift „La philosophie du bon sens" (Lond. 1737) zusammen gedruckt sind, zuerst herausgab. Friedrich II., damals noch Kronprinz, wünschte den Verfasser kennen zu lernen und bei sich zu sehen; doch A. folgte der Einladung nicht und ließ dem Prinzen sagen, daß er mit fünf Fuß und sieben Zoll bei Friedrich Wilhelm I. in Gefahr sei. Nachdem Friedrich II. die Regierung angetreten, folgte er der von neuem an ihn gerichteten Einladung, nach Potsdam zu kommen, wurde Kammerherr, Director der Künste bei der Akademie und täglicher Gesellschafter des Königs, der ihn seines offenen Charakters wegen liebte, aber auch seine hypochondrischen Launen zum Gegenstande des Spottes machte. Fast ein Sechziger, verliebte er sich in die Schauspielerin Cochois und heirathete sie ohne Vorwissen des Königs, welcher ihm diesen Schritt nie ganz vergab. Auf einer Reise starb er zu Toulon 11. Jan. 1771. Friedrich II. ließ ihm in der Minoritenkirche zu Aix ein Denkmal errichten. Seine zahlreichen Schriften, vorzüglich seine „Histoire de l'esprit humain" (14 Bde., Berl. 1767), genossen früher Ansehen. Seine „Lettres et mémoires" erschienen zuerst zu London 1748, dann zu Paris 1807. Sein Bruder, **Luc de Boyer** A., verfaßte „Réflexions politiques sur l'état des chevaliers de Malte" (Par. 1739).

Argensola (Lupercio und Bartolomé Leonardo de), zwei der ersten unter den span. Dichtern der goldenen Zeit, wurden zu Barbastro in Aragonien, und zwar Lupercio 1565, Bartolomé 1566 geboren. Beide blieben durch äußere Schicksale und geistige Bestrebungen ihr ganzes Leben innig verbunden. Sie studirten zu Huesca, und erwarben sich bald die Gunst der Maria von Östreich, der Witwe des Kaisers Maximilian II., die sich nach dem Tode desselben nach Madrid zurückgezogen hatte. Von dieser wurde Lupercio zum Secretär, sein Bruder zum Kapellan angenommen. Später ward Lupercio vom Erzherzog Albert von Östreich zum Kammerherrn, und vom König Philipp III. sowol wie von den Ständen Aragoniens zum Historiographen (Chronista mayor) dieses Königreichs ernannt, weshalb er sich einige Zeit in Saragossa aufhielt. Sein Bruder, der sich nach dem Tode der Kaiserin Maria 1603 mit Philipp III. nach Valladolid und 1609 nach Madrid begeben, und im Auftrage des Grafen von Lemos, damaligen Präsidenten des Raths von Indien, seine „Conquista de las Molucas" (Madr. 1609) herausgegeben hatte, folgte ihm nach Saragossa. Im J. 1611 gingen beide Brüder, die sich damals auch schon als Dichter einen bedeutenden Ruf erworben hatten, mit dem zum Vicekönig ernannten Grafen von Lemos nach Neapel, woselbst 1613 Lupercio starb. Bartolomé kehrte 1616 mit dem Vicekönig nach Spanien zurück, wurde an die Stelle seines Bruders zum Historiographen der Krone Aragoniens erwählt und nahm seinen bleibenden Aufenthalt in Saragossa. Er beschäftigte sich nun vorzugsweise mit der Ausarbeitung der Fortsetzung von Zurita's „Annalen von Aragonien", wozu bereits sein Bruder Vorarbeiten gemacht hatte. Doch erschien nur „Primera parte de los anales de Aragon, que prosigue los del secretario Geronimo Zurita desde el año 1516" (Sarag. 1630), da Bartolomé, den damit verbundenen Anstrengungen und Verdrießlichkeiten erliegend, 26. Febr. 1631 starb. Erst nach dem Tode beider Brüder veranstaltete der Sohn des ältern eine Sammlung ihrer „Rimas" (Sarag. 1634), neu aufgelegt in der „Coleccion de D. Ramon Fernandez" (Madr. 1786 und öfter). Beide bildeten sich nach den Lateinern, vorzugsweise nach Horaz, und daher haben auch ihre Gedichte, die aus Episteln, Satiren, Oden, Sonetten und Canzonen bestehen, und sich überhaupt mehr durch die sorgsamste äußere Abglättung und durch Geist als durch Originalität der Erfindung und Reichthum der Phantasie auszeichnen, einen durchaus ähnlichen Grundcharakter. Bartolomé gehört übrigens schon vermöge seiner historischen Werke ein Platz unter den span. Classikern. Viele setzen ihn, wenigstens in stilistischer Hinsicht, weit über Zurita und halten ihn überhaupt, was Correctheit und Rundung der Sprache anlangt, für unübertroffen.

Argenson (Voyer d'), alte franz. Familie, deren Stammgut Paulmy in Touraine ist. **René de Voyer**, Graf d'A., war der erste des Geschlechts der 1596 in den Civildienst trat. Er wurde unter Richelieu und Mazarin zu verschiedenen geheimen Unterhandlungen gebraucht und starb 1651 als franz. Gesandter zu Venedig. Auf diesem Posten folgte ihm sein Sohn René, der jedoch nach der Rückkehr auf seinen Gütern den Wissenschaften lebte und 1700 starb. — **Argenson** (Marc René d'), ein Sohn des Vorigen, geb. 1652, ward durch den Minister Caumartin, dessen Tochter er heirathete, unter Ludwig XIV. Generallieutenant der Polizei von Paris, als welcher er zuerst Ordnung und Sicherheit in der Hauptstadt begründete. Sein strenges

Äußere und eine ungemeine Wachsamkeit machten ihn furchtbar; doch wußte er in geeigneten Fällen auch Nachsicht zu üben. Als der Herzog von Orleans die Regentschaft antrat, hing er diesem an und ward 1718 Präsident des Finanzconseils sowie Siegelbewahrer. Als Gegner der Law'schen Finanzoperation legte er aber 1720 die Präsidentschaft, 1721 die Siegel nieder, worauf er noch in demselben Jahre starb. — **Argenson** (René Louis, Marquis d'), Sohn des Vorigen, geb. 1696, war von 1720—24 Intendant im Hennegau, dann Staatsrath. Im Nov. 1741 ernannte ihn Ludwig XV. zum Staatssecretär des Auswärtigen, in welcher Stellung er mit Piemont über die Vertreibung der Östreicher aus Italien und eine Einigung der ital. Staaten in eine Bundesunion verhandelte. Dieser Plan durchkreuzte die Absichten der span. Bourbons, sodaß A. in Folge der Intriguen des span. Hofs schon 1747 sein Amt niederlegen mußte. Er widmete sich nun ganz den Wissenschaften, umgab sich mit den Philosophen seiner Zeit, und starb 1757. Seine philosophisch-politischen Ideen, von denen Voltaire sagt, daß sie in die Republik des Plato gehören, faßte er zusammen in den „Considérations sur le gouvernement de la France" (Amsterd. 1764, dann Par. 1784 und 1787). Die Schrift erörtert eigentlich die Frage, wie weit der Demokratie in der Monarchie Raum gegeben werden könne, und muß als Vorläufer der philosoph-politischen Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts gelten. Seine Lebenserinnerungen enthalten die „Essais, dans le goût de ceux de Montaigne, ou loisirs d'un ministre d'état" (Amsterd. 1785; 2 Bde., Par 1787). Die Schrift ward auch 1825 als „Mémoires du marquis d'A." in der „Collection des mémoires relatifs à la révolution française" veröffentlicht. Außerdem betheiligte sich A. an der gegen den Ultramontanismus gerichteten „Histoire du droit publique ecclésiastique français" (2 Bde., Lond. 1737). — **Argenson** (Marc Antoine René, Marquis de Paulmy), des Vorigen einziger Sohn, geb. 1722, bekannt als Schriftsteller und Sammler der kostbaren, 150000 Bände zählenden „Bibliothek des Arsenals". Er verkaufte diese Bibliothek 1785 an den Grafen Artois mit der Bedingung, daß er sie lebenslänglich benutzen dürfe. A. faßte den Plan zur Herausgabe einer „Bibliothèque universelle des romans", von der unter seiner Leitung (Par. 1775—78) 40 Bände erschienen. Die Sammlung enthält auch seine eigenen nicht werthlosen Novellen, die noch besonders unter dem Titel „Choix de petits romans de différents genres" (2 Bde., Par. 1782 und öfter) gedruckt wurden. Ein nicht minder umfassendes bibliographisches Unternehmen waren die „Mélanges tirés d'une grande bibliothèque", von denen 65 Bände erschienen. A. starb 1787 im Arsenal, dessen Gouverneur er war. Seine einzige Tochter heirathete den Herzog von Luxembourg. — **Argenson** (Marc Pierre, Graf d'), der zweite Sohn des Siegelbewahrers, geb. 1696, wurde 1740 Intendant von Paris. An Breteuil's Statt übernahm er 1742 unter den traurigsten Verhältnissen das Staatssecretariat des Kriegs. Er suchte das franz. Heer in bessern Stand zu setzen, spielte den Krieg nach den Niederlanden, und vermochte den energielosen Ludwig XV., sich selbst auf dem Kampfplatze zu zeigen. Nach dem Friedensschlusse zu Aachen, sorgte er eifrig für die militärischen Anstalten, erwies sich auch als Beförderer der Wissenschaften. Unter ihm begannen d'Alembert und Diderot die „Encyclopédie"; seinem Freunde Voltaire lieferte er die Materialien zu dessen „Siècle de Louis XIV". Wiewol der Wiederausbruch des Kriegs seine Dienste nöthig machte, wurde er doch 1757 durch den Einfluß der Pompadour seines Amts entsetzt und auf sein Landgut Ormes verwiesen. Erst nach dem Tode seiner Verfolgerin kehrte er nach Paris zurück, wo er 1764 starb. — **Argenson** (Marc René d', Marquis de Voyer), des Vorigen Sohn, geb. 1722, zeichnete sich in der Schlacht bei Fontenay aus, und wurde 1752 Maréchal-de-Camp. Als Militärcommandant von Saintonge, Poitou und Aunis bethätigte er sich sehr eifrig bei der Austrocknung des Sumpfes von Rochefort, wodurch er sich eine Krankheit zuzog, an der er 1782 starb. — **Argenson** (Marc René de Voyer d'), der Sohn des Vorigen aus der Ehe mit der Tochter des Marschalls Mailly, geb. 1771, erhielt seine erste Erziehung durch seinen Onkel, den Arsenalgouverneur, und war beim Ausbruche der Revolution Adjutant des General Wittgenstein, dann Lafayette's. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 zog er sich auf seine Güter in Touraine zurück und verlebte hier die stürmischen Jahre der Revolution in landwirthschaftlicher und gewerblicher Thätigkeit. Er heirathete die Witwe des Fürsten Victor von Broglie, die Mutter des Herzogs von Broglie, und erzog deren Kinder mit den Seinigen. Im J. 1809 übernahm er das Amt eines Präfecten des Depart. des Deux-Nèthes, resignirte aber 1813, weil ihm die Regierung eine Sequestrirung gegen den richterlichen Ausspruch zumuthete. Während der Hundert Tage ward er zu Belfort im Depart. des Oberrhein in die Kammer gewählt, und ein Gleiches geschah auch nach der Restauration von 1815. A. bewies sich als unbestechlicher Gegner der Restaurationspolitik und als ein kühner Vertheidiger nationaler und bürger

cher Freiheit, legte aber 1829 unter dem Ministerium Martignac sein Mandat nieder. Nach er Revolution von 1830 ward er zu Straßburg zum Deputirten gewählt. Als er 3. Nov. in er Kammer den üblichen Eid leistete, fügte er hinzu: „Ich schwöre, unbeschadet des Fortschritts er öffentlichen Vernunft", was einen gewaltigen Sturm erregte. Mit Entschiedenheit bekämpfte : in den J. 1831—33 die Reactionspolitik Ludwig Philipp's. Im Oct. 1833 veröffentlichte ie Gesellschaft der Menschenrechte eine Art Manifest, unter dem sich auch sein Name befand. ndessen ist A. seitdem im öffentlichen Leben nicht mehr hervorgetreten. Einige Schriften, die : veröffentlichte, sind von geringem Belang.

Argentan oder **Neusilber**, in China Packfong, d. i. Weißkupfer, im Französischen Maillehort oder Melchior, im Englischen German silver, nennt man eine Legirung von Kupfer, lickel und Zink, selten auch etwas Eisen, welche ihrem silberähnlichen Ansehen Namen und ebrauch verdankt. Wol mag es zunächst seiner äußern Ähnlichkeit mit dem Silber und dem Bestreben, auf wohlfeile Art letzteres nachzuahmen, seinen Ursprung verdankt haben. Doch best es auch ganz besondere Eigenschaften, welche den daraus fabricirten Gegenständen vor den it Silber plattirten wirklichen Vorzug verschaffen. Das Argentan wurde schon seit der Mitte es vorigen Jahrh. in deutschen Fabriken zu Anfertigung von Sporen, Gewehrgarnituren u. s. w. i beschränkter Weise benutzt, bis es in neuerer Zeit durch Geitner in Schneeberg, Gersdorf in Bien und die Gebrüder Henniker in Berlin zu ausgedehnterm Gebrauche kam. Alles Argenın enthält zwar Kupfer, Zink und Nickel, doch nicht immer diese drei Metalle in denselben Verältnissen. Fast jede Fabrik pflegt ihre eigenen Verhältnisse zu beobachten, die sie sogar meist cheim hält. Im Allgemeinen läßt sich nur angeben, daß ungefähr die Hälfte Kupfer darin entalten zu sein pflegt, und daß das Nickel noch weniger beträgt als das Zink. Die verschiedenen Verhältnisse der Bestandtheile haben zwar einen großen Einfluß auf Härte, Sprödigkeit und ergleichen, kommen aber beim Gebrauch der Argentanfabrikate im Allgemeinen weniger in Beacht. Abgesehen von dem mehr oder weniger silberähnlichen Aussehen, welches sich nicht blos uf die Oberfläche, sondern durch die ganze Masse erstreckt, und von der Fähigkeit, sich zu allen öglichen Geräthen geschmackvoll verarbeiten und poliren zu lassen, hat das Argentan zwei roße Vorzüge: 1) daß es bei der Abnutzung, die wegen seiner größern Härte langsamer stattndet als bei Silber, stets weiß bleibt, daher denn auch alte Argentanwaaren weit mehr werth nd als abgenutzte plattirte Waaren; 2) daß es im Haus- und Küchengebrauche nicht leicht Grund zu Vergiftungsbefürchtungen bietet, in welcher Beziehung es dem Kupfer und Messing voransteht. Durch die Versuche von Liebig und Darcet ist dies für dasjenige Argentan, welches us arsenikfreiem Nickel dargestellt wird, überzeugend dargethan worden. Es sind daher auch ie frühern Verbote, die man hier und da gegen diese Composition aussprach, überall zurückgeommen worden. Das Argentan, welches an Festigkeit das Messing übertrifft, hält übrigens ine schöne Politur zwar ziemlich gut, muß aber doch auch geputzt werden; in dieser Hinsicht ist s nun wegen seiner Härte etwas schwieriger zu behandeln als Silber. Scheuern mit Asche, einem Sande, Ziegelmehl mit Essig, Lauge oder Wasser, oder noch besser Befeuchtung mit erdünnter Schwefelsäure und nachheriges Abreiben stellen den Glanz vollkommen wieder her. Argentan von Silber zu unterscheiden, reicht der bloße Probirstein nicht aus, indem gutes Arentan einen eben solchen Strich gibt als Silber. Man muß daher den Strich mit Scheidewasser efeuchten. Rührt der Strich von Argentan her, so wird er ganz aufgelöst, echtes Silber dagegen läßt eine graue Spur zurück.

Argentinische Republik oder **Vereinigte Staaten des La-Plata-Stroms** (Provincias unidas del Rio de la Plata) heißt die südamerik. Conföderation von 14 Staaten, welche sich on 59—72° w. L. und 19—41° s. Br. erstreckend einen fast 42000 QM. großen Flächenaum umfaßt, und in O. durch das Atlantische Meer, Uruguay, Brasilien und Paraguay, im N. ach Bolivia, im S. von Patagonien und im W. fast ganz von Chile begrenzt wird. Während ie Südgrenze in den unabsehbaren Ebenen der Pampas noch nicht fest gezogen ist und von den Geographen gewöhnlich bis an den Rio-Colorado gerückt wird, bildet gegen Chile die Hauptette der Anden eine natürliche Scheide, die nur auf fünf höchst beschwerlichen, über 10000 F. hohen Gebirgspässen (von Planchon, Portillo, Uspallata, Los Patos und Rioja) überschritten werden können. Zahlreiche Cordilleren, theils parallel streichend mit dem Hauptzuge, theils als Querjoche (wie die Sierra de Salta, de Tucuman, de Cordova), weit von W. nach O. zu den Ufern des La-Plata gestreckt, jedoch nirgend die Höhe der Mittelgebirge übersteigend, erfüllen en Nordwesten und Norden des Staatengebiets, und steigen zwischen dem südlichen Salado,

dem Dulce, nördlichen Salado, Yucanes, Blanco, Vermejo und Pilcomayo, meist Zuflüssen des La-Plata, zu diesem herab. Das Land, mit Ausnahme des Theils südlich vom 35° s. Br., bildet mit seinen Hochebenen und Terrassenlandschaften die eine, westliche Hälfte des ungeheuern Gebiets des Rio-de-la-Plata, des Riesenbruders des Amazonenstroms, und der Hauptlebensader für die gesammte Argentinische Republik, sowie für die benachbarten Staaten Paraguay und Urugay und die angrenzenden südwestlichen Theile Brasiliens. Letztere haben mittels der Wasserstraßen des Uruguay, des Paraguay und Paraña, aus deren Vereinigung der La-Plata erwächst, ihre natürlichen Ausgangspunkte in das weite Strombecken des La-Plata, welches von allen Seiten her amphitheatralisch herabsteigt, um sich bei Buenos-Ayres in den Ocean zu öffnen. Diese natürlichen Verhältnisse machen es möglich, daß Buenos-Ayres, nebst Montevideo, als die einzigen Ein- und Ausfuhrhäfen der La-Plata-Länder, den ganzen Handel derselben monopolisiren könnnen, wenn sonst die einheimische Regierung kräftig genug ist, den von Brasilien und den Uferstaaten Paraguay, Corrientes und Entre-Rios begünstigten Bestrebungen der Engländer und Franzosen, den Strom dem freien Verkehr zu eröffnen, Widerstand zu leisten. Der größte Theil des Landes besteht aus weiten Ebenen, zum Theil Pampas, die den sehr zahlreichen Viehheerden, welche den wesentlichsten Reichthum der Bewohner bilden, zur Weide dienen, und auch dem Ackerbau großentheils günstig sind. Das Klima, obgleich großen Abwechselungen in den Jahreszeiten unterworfen, ist durchaus gesund und zum Theil äußerst angenehm; nur in dem nördlichen Theile der Ebene wird die Sommerhitze häufig lästig.

Die hauptsächlichsten Producte und Stapelwaaren sind Rindshäute, Rindshörner und Talg, die aus dem Hafen von Buenos-Ayres nach Europa ausgeführt werden. Ferner bilden Maulesel, die jährlich in zahlreichen Heerden nach den Gebirgen Perus geführt werden, Felle verschiedener wilder Thiere, Straußfedern, Wein, Branntwein, etwas Baumwolle u. s. w. Ausfuhrartikel. Die Bewohner des Landes, etwa 2,500000 Seelen, insgesammt Katholiken, sind sehr ungleich vertheilt. Am dichtesten bevölkert ist die Provinz Buenos-Ayres, nächstdem Cordova. Die südlichsten Striche um den Rio-Colorado und Rio-Negro (Cusu-Leuwu) sind nur von umherschweifenden Indiern, den gefürchteten Pehuenches und verwandten Stämmen bewohnt, und heißen daher auch Despoblados (d. i. Entvölkerte). Die Weißen, meist spanischer oder doch europäischer Abkunft, leben in den Städten concentrirt. In den Handelsplätzen, namentlich in Buenos-Ayres, befinden sich viel Deutsche, welche bei den Creolen beliebter sind als die politisch gehaßten Engländer und Franzosen. Die Einwanderungen, zu denen allerdings das Land geeignet, sind nicht bedeutend. Vgl. Wappäus, „Beiträge zur Kunde von Südamerika" (Lpz. 1848). Unter den Mischlingen haben sich namentlich die Gauchos (s. d.), aus Vermischung einheimischer Indianerstämme mit den eingewanderten Spaniern entstanden, zu einem eigenen Schlage ausgebildet. Neger und Mulatten sind jetzt sehr selten, desto häufiger aber halbcivilisirte Indier im Innern des Landes. Von den 14 Staaten, aus denen gegenwärtig die Conföderation besteht, liegen Buenos-Ayres, Corrientes, Entre-Rios und Santa-Fé an dem untern Laufe des La-Plata; Cordova, San-Luis-de-la-Punta und San-Jago-del-Estero in der Mitte; Catamarca, Jujuy, Mendoza, Rioja, Salta, San-Juan-de-la-Frontera und Tucuman im westlichen Theile. Alle diese Staaten sind nach ihrer Hauptstadt benannt, mit Ausnahme von Entre-Rios, wo sich der Regierungssitz zu Bajada befindet.

Die Gegenden des La-Platastroms wurden durch Juan Diaz de Solis, welcher vom span. Hofe auf eine Entdeckungsreise ausgesendet wae, 1515 aufgefunden. Diego Garcia, Sebastian Cabot, welcher 1530 bis in den Paraguay hinaufsegelte, und der Adelantado Pedro de Mendoza, welcher 1535 Asuncion in Paraguay und Buenos-Ayres (s. d.) gründete, setzten die Entdeckungen fort. Im J. 1573 legte Don Juan de Garay die Stadt Santa-Fé an, und baute 1580 das von Indianern zerstörte Buenos-Ayres wieder auf, während von Norden her Spanier in die Gebiete von Salta, Tucuman und Cordova vordrangen und Niederlassungen gründeten. Außer den Kämpfen mit den Indianern stellten sich der Colonisation keine Hindernisse entgegen. Der große Reichthum an Weide veranlaßte 1530—52 besonders die Einführung von Rindern und Pferden. Der nachherige Staat Buenos-Ayres bildete unter der Herrschaft der Spanier einen Theil von Paraguay, bis 1777 aus der großen Masse der span.-südamerik. Colonien das Vicekönigreich Buenos-Ayres (oder vom Rio-de-la-Plata) ausgeschieden wurde, das auf einem Flächenraum von 52000 QM., außer den jetzigen Staaten der Argentinischen Republik, noch Paraguay, Uruguay und das sogenannte Oberperu, das jetzige Bolivien, umfaßte. Die ganze Zeit bis zum Anfang des 19. Jahrh. verstrich diesen Gegenden sehr ruhig, bis sich 1806 die Engländer in dem gegen Spanien geführten Kriege durch Überrumpelung der Stadt Buenos-Ayres

emächtigten, und den Bewohnern ihre Unterstützung für den Versuch einer Abschüttelung des
›an. Jochs anboten. Diese Vorschläge fanden damals wenig Eingang. Auch wurden die Eng
inder schon nach wenigen Wochen durch die Spanier unter Liniers wieder vertrieben; ihr er
euerter Angriff ward 1808 gänzlich abgeschlagen. Allein gleichwol regten diese Vorgänge die
ſten Ideen politiſcher Unabhängigkeit an, die, von engl. Kaufleuten gefördert, mehr und mehr
lusbreitung fanden. So ward Buenos-Ayres später die Wiege der südamerik. Unabhängigkeit,
ls der Umschwung der Verhältnisse im Mutterlande, seit Napoleon's Einfall in Spanien, auch
ir die span.-amerik. Colonien eine entscheidende Krisis herbeiführte.

Von 1806 an bildete sich eine liberale Partei. Als der im Mai 1809 in Buenos-Ayres an-
ekommene Vicekönig Cisneros hart und willkürlich regierte, gelang es sogar den Freigesinnten,
5. Mai 1810 nach einigem Kampfe den Vicekönig abzusetzen, und eine eigene Regierungsjunta
nter dem Vorsitze des Don Cornelio Saavedra zu bilden. Hiermit war für Südamerika das
eichen des Abfalls gegeben, und der Kampf gegen das Mutterland nahm seinen Anfang. Die
eele der Bewegung war der als Senatssecretär angestellte Don Mariano Moreno, welcher
le Umtriebe des Vicekönigs dadurch vereitelte, daß er sämmtliche span. Beamte auf Schiffen
us dem Lande bringen ließ. Aber in der Junta selbst entstand Zwiespalt; Moreno mit seinen
reunden, welche strenge Maßregeln und consequente Durchführung der Revolution wollten,
ußten ausscheiden. Moreno starb bald darauf während einer Gesandtschaftsreise nach Eng-
ınd. Die Junta legte unterdessen dem neuen Staate den Namen der Argentinischen Republik
ei, und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die entferntern Punkte des Vicekönigreichs. Noch vor
blauf des ersten Jahres der Unabhängigkeitserklärung war die Revolution über sämmtliche in-
ern Provinzen verbreitet. Die Unternehmungen der Junta gegen die Banda-Oriental (s. d.)
elen glücklich aus. Bei einem Ausfall der Spanier aus der Hauptstadt Montevideo wurden diese
n Juli 1811 von einigen hundert Gauchos unter Anführung des Artigas unweit Las-Piedras
iit großem Verlust zurückgeschlagen. Inzwischen war in den westlichen Gegenden eine Abthei-
ıng der Insurgenten durch span. Truppen überfallen und zerstreut worden, wodurch Oberperu
ıf einige Zeit wieder in span. Hände fiel. Der Präsident Saavedra stellte sich selbst an die Spitze
r Truppen. Derselbe ward aber während seiner Abwesenheit abgesetzt, und eine allgemeine Bür-
erversammlung errichtete im September 1811 ein Triumvirat, das aus Serratea, Chiclana und
Passo bestand. Von drei zu drei Monaten sollte immer ein Mitglied aus dieser Behörde aus-
heiden, und dafür ein neu gewähltes eintreten. Als jedoch 1812 die Asamblea an Serratea's
Stelle den Bürger Medrano wählte, wurde von den Soldaten, denen diese Wahl misfiel, die
Regierung gesprengt und Pena, Fonte und Passo zu Triumvirn erwählt. Ein Friedensschluß
om 21. Oct. 1812 mit dem span. General Elio erkannte noch Ferdinand VII. als Oberherrn
n, war aber nicht von langer Dauer. In Folge der Entdeckung einer von Spaniern angezettel-
n Verschwörung, und nach dem siegreichen Gefechte von Campo-del-Honor im Kriege gegen
Peru (24. Sept. 1812), ward endlich 30. Jan. 1813 eine souveräne constituirende Versamm-
ıng eröffnet, die bereits die span. Flaggen und Farben abschaffte und die höchste Staatsgewalt
ı die Hände eines Oberdirectors legte. Die Wahl fiel auf Don Gervasio Posadas, der seiner
hwierigen Stellung nicht gewachsen war und zu Gunsten seines Neffen, Don Carlos Alvear,
bdankte. Dieser, ein junger unerfahrener Mann, ward jedoch abgesetzt und verwiesen. Sein
Nachfolger, der General Rondeau, welcher sich auf das Militär stützte und diesem zu viel er-
ubte, wurde vertrieben. Auch den pflichtvergessenen Ramon Balcarce entfernte man rasch. Man
betrug die Regierung einer Commission, bis im März 1816, nachdem der General San-Mar-
n die aus Oberperu in Tucuman eingebrochenen Spanier zurückgetrieben hatte, die constitui-
ende Versammlung zu San-Miguel-de-Tucuman zum zweiten mal zusammentrat. Am 9. Juli
816 erfolgte sodann die förmliche Unabhängigkeitserklärung „Der Vereinigten Staaten von
Rio-de-la-Plata.“ Juan Martin Pieyrredon, der zunächst zum Oberdirector erwählt worden,
lieb zwei Jahre in seiner Stellung, mußte jedoch nach Montevideo entfliehen, als der General
Ramirez sich gegen ihn erhob, Buenos-Ayres einnahm und hier als Befreier ausgerufen wurde.
Ramirez zog bald darauf gegen General Carrera, einen Chilenen, der im Innern einige Truppen
esammelt hatte, verlor aber seine eigene Streitmacht und wurde von seinem aufständischen Un-
erbefehlshaber Echague geschlagen, gefangen und erschossen. Das ganze argentinische Land war
un Jahre lang der Schauplatz wilder Verwirrung und abscheulicher Grausamkeiten. Ein ehr-
eiziger und habgieriger Gouverneur betriegte den andern; eine Partei rebellirte gegen die an-
ere. Der Zusammenhang unter den einzelnen Staaten war so gut wie verloren, und es fand

40 *

sich Niemand, der das allgemeine Vertrauen in sich vereinigt hätte. Zwar wurde 1819 eine föderative Verfassung vorgeschlagen; aber die an Isolirung gewöhnten Provinzen wiesen sie zurück. Die Regierung der Provinz Buenos-Ayres wechselte vom 10. Nov. 1819 bis Ende Januar 1821 nicht weniger als 20 mal.

Im J. 1821 schien endlich, wenigstens in Buenos-Ayres, die Regierung etwas Grund und Boden gewonnen zu haben, als der Friedensschluß mit Brasilien in Bezug auf die Banda-Oriental zu neuen Revolutionen führte. Nachdem nämlich durch Vermittelung und unter Garantie der Engländer 27. Aug. 1828 zu Rio-Janeiro der Friede zu Stande gekommen, nach welchem sich die Banda-Oriental als selbständiger Staat, als Republik Uruguay constituirte, erklärte der argentinische General Lavalle, welcher mit seinen krieggewohnten Regimentern aus Uruguay zurückkehrte, die obersten Leiter der Republik für untauglich und unwürdig. Lavalle rückte 1. Dec. 1828 in Buenos-Ayres ein. Der Gouverneur Don Manuel Dorrego wurde abgesetzt und Lavalle zum Statthalter gewählt. In den J. 1820—28 waren die Kämpfe im Innern nur durch den Ehrgeiz und die Habsucht einzelner Männer hervorgerufen worden; jetzt aber traten auch verschiedene politische Principien in den Parteien der Unitarier und der Föderalisten auf den Schauplatz. Die Erstern, welche eine kräftige Centralregierung, ein dem Volke verantwortliches, allen Provinzen gemeinsames Oberhaupt mit weitgreifenden Befugnissen verlangten, scharten sich um Lavalle. Die Föderalisten, welche die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten festhielten, und nur für auswärtige Angelegenheiten und die allgemeine Landesvertheidigung ein gemeinschaftliches Organ wollten, nahmen zu ihrem Haupte Don Juan Manuel de Rosas (s. d.), einen wohlhabenden und angesehenen Landbesitzer, aber echten Gaucho. Rosas hatte schon den Dorrego mit einer kleinen Schar unterstützt. Nach dessen Absetzung verstärkte er seine Truppen in Santa-Fé, zog gegen Buenos-Ayres und schnitt dieser Stadt von aller Zufuhr ab, sodaß Lavalle unterhandeln und sich im Juli 1829 nach Montevideo zurückziehen mußte. Unter dem Jubel der Bevölkerung zog Rosas ein, kehrte aber, nachdem er die Ruhe wiederhergestellt und eine Regierung eingesetzt, sogleich auf sein Landgut zurück. Nach wenigen Monaten wurde er, zunächst auf drei Jahre, zum Gouverneur von Buenos-Ayres gewählt. Seit dieser Zeit bestimmte Rosas in Buenos-Ayres allein die öffentlichen Angelegenheiten. Doch die Unitarier waren noch nicht besiegt. General Paz, ein Anhänger Lavalle's, besetzte im April 1829 Cordova, gewann die innern Provinzen San-Juan, Mendoza und Catamarca, und schlug den föderalistischen General Facundo Quiroga dreimal (1830) aufs Haupt. Rosas hatte nur noch die Küstenprovinzen Buenos-Ayres und Santa-Fé für sich, rückte aber, als im Dec. 1830 Paz einen Convent zu Cordova berufen hatte und Lavalle von Osten her gegen Buenos-Ayres anrückte, mit 8500 Mann in drei Divisionen unter Lopez, Viamont und Quiroga ins Feld. Paz gerieth durch Zufall in die Hände Rosas', und die zaghaft gewordenen Unitarier unter La Madrid wurden in Tucuman von Quiroga geschlagen. Die Parteien wogten nun noch eine Zeit lang durcheinander. Rosas' Amtsdauer lief ab, und General Balcarce ward sein Nachfolger. Dieser ehrgeizige Mann ließ sich indessen große Willkürlichkeiten zu Schulden kommen, sodaß 1833 eine neue Revolution ausbrach. Die Stadt Buenos-Ayres lief sogar Gefahr, von den Aufständischen ausgehungert zu werden, und Balcarce legte unter solchen Umständen sein Amt nieder und ergriff die Flucht. Sein Nachfolger Viamont konnte sich nur wenige Monate am Ruder erhalten. Da Mehre die Annahme der höchsten Würde ablehnten, mußten im Sept. 1834 die Repräsentanten ihrem eigenen Präsidenten die vollziehende Gewalt übertragen. In dieser Verwirrung erblickte das Volk nur in Rosas, der unterdessen einen Rachezug gegen die Pampasindianer geleitet hatte, den einzigen Erretter. Fünf mal schlug er die Präsidentenwürde aus, nahm sie jedoch endlich 1835 unter der Bedingung an, daß man ihm zeitweilig außerordentliche Gewalt übertrage. Er wurde Gouverneur und Generalcapitän der Provinz; in der That jedoch war er Dictator. Rosas trat mit unerbittlicher Strenge auf, besonders als andere einflußreiche Föderalisten, wie Quiroga ermordet und Lopez gestorben war. Alle seine Feinde und Gegner wurden beseitigt, erschossen oder verbannt.

Mit den Streitigkeiten wegen Uruguay und der dadurch herbeigeführten Einmischung europ. Mächte beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Argentinischen Republik. In Uruguay ward 1. März 1835 Don Manuel Oribe anstatt des Don Fructuoso Ribera zum Präsidenten gewählt. Der Letztere erhielt den Oberbefehl über das Heer, wurde aber in Folge eines Bruchs mit dem Präsidenten wieder entfernt und durch Don Ignacio Oribe ersetzt. Ribera bewies sich von jetzt an als persönlicher Feind Oribe's, schloß sich an die Unitarier und Lavalle, der nach Uruguay geflüchtet war, und gewann die in Montevideo in großer Zahl ansäßigen

ranzosen für sich. Oribe rief die vertragsmäßige Hülfe des Dictators an und erhielt dieselbe, oz eines Protestes des franz. Ministerresidenten. Ribera wurde bei Carpinteria 1837 geschla- en und mußte nach Brasilien flüchten, wo er an der Grenze einen Guerrillakrieg führte. In- wischen verlangte der franz. Admiral Leblanc von der Argentinischen Republik Entschädigung ir franz. Unterthanen zugefügten Schaden. Da sich Rosas weigerte, auf Unterhandlungen nzugehen, ward Buenos-Ayres im März 1838 französischerseits in den Blockadezustand er- lärt. Zu gleicher Zeit unterstützten die Franzosen den General Ribera, welcher Montevideo be- igerte, sodaß Oribe sich genöthigt sah, die Präsidentschaft niederzulegen und nach Buenos- lyres zu fliehen, während Ribera nun in Montevideo einzog und sich zum Präsidenten wählen eß. Die Provinzen Corrientes und Entre-Rios wurden aufgewiegelt und im Febr. 1839 Bue- os-Ayres der Krieg erklärt. Die Unitarier in den Provinzen begannen sich gleichfalls zu rüsten, ährend in Buenos-Ayres selbst eine Verschwörung gegen Rosas zu Stande kam. Der von llen Seiten bedrängte Dictator kannte seine verschworenen Feinde, und ließ an einem Tage ebzig der angesehensten gefangen nehmen und hinrichten. Endlich gelang es den engl. und anz. Diplomaten den Zwist mit Frankreich beizulegen; am 31. Oct. 1840 hob man die Blockade nach einer zweijährigen Dauer auf. Am 16. Nov. 1840 wurde Lavalle, der Todfeind losas', bei Santa-Fé, bald darauf bei Luxan geschlagen, zur Flucht nach Tucuman genöthigt nd bei Jujuy überfallen und getödtet. Oribe, der von Rosas zum Brigadegeneral ernannt orden war, hatte unterdessen im April 1842 den unitarischen General Paz aus Uruguay ver- ieben und die Unitarier in Santa-Fé und Corrientes bezwungen. Diese günstigen Erfolge ho- en den Muth der Anhänger des Dictators. Am 11. April 1842, dem Jahrestage der Wahl losas, zogen seine Getreuen lärmend durch die Straßen und richteten ein entsetzliches Blutbad nter den Unitariern an. Zwar ließ am 19. April Rosas einige überwiesene Mörder erschießen, och geschah diese Gräuelthat nicht ohne sein Mitwissen. Um dem Dictator den vollständigsten Sieg über seine Gegenpartei zu verschaffen, lief auch die Nachricht ein, daß die letzte Stütze der nitarier, der General Lopez, am Chaco von Oribe geschlagen worden. Die argentinische Flotte nter Commodore Brown hatte zudem Vortheile über das Geschwader von Uruguay (unter Coe nd nachher unter Garibaldi) erlangt. Da es in dem Interesse des Dictators, lag, seinen Freund Oribe, den „loyalen Präsidenten" Uruguays wieder einzusetzen, wurde Commodore Brown an- ewiesen, Montevideo zu blockiren, während Oribe, ohne die ihm angebotene Vermittelung Frank- richs und Englands anzunehmen, im Spätjahr 1842 nach Uruguay aufbrach, die Montevidea- er unter Ribera 6. Dec. 1842 bei Arroyo-Grande schlug und gegen Montevideo vorrückte. lls auch Rosas die ihm am 15. Dec. angebotene Vermittelung ablehnte, begannen die franz. nd engl. Diplomaten ihre ebenfalls willkürliche, selbstsüchtige Thätigkeit. Sie verlangten un- edingte Einstellung der Feindseligkeiten von der einen wie der andern Partei. Selbst Oribe llte den Uruguay nicht überschreiten; aber ohne sich hieran zu kehren, schloß dieser 16. Febr. 843 Montevideo auch von der Landseite ein. Letztere Stadt hielt der General Paz, welchem ch eine franz. Legion angeschlossen hatte. Die Geschäftsträger der Seemächte, denen sich noch er brasilianische anschloß, verweigerten indessen fortwährend jede Anerkennung der Blockade on Montevideo sowie der Ansprüche Oribe's. Die namentlich durch den engl. Gesandten Ouseley nd den franz. Deffaudis herbeigeführte Verwickelung der Dinge gedieh endlich nach den man- ichfachsten Wendungen so weit, daß die franz.-engl. Schiffe 2. Aug. 1845 das argentinische Geschwader angriffen und wegnahmen. Zugleich erklärten die Admirale Lainé und Inglefield alle Plätze Uruguays, die von argentinischen Truppen besetzt waren, sowie 18. Sept. auch die Hä- en der Provinz Buenos-Ayres in den Blockadezustand. Die argentinischen Truppen unter Oribe hatten dagegen ganz Uruguay inne, mit einziger Ausnahme des belagerten Montevideo, o die Partei Ribera's, der sich jedoch nicht in der Stadt befand, herrschte.

Die eigentliche Absicht, welche die Seemächte England, Frankreich und Brasilien bei ihren Eingriffen in die argentinischen Angelegenheiten hegten, trat unter den Ereignissen von 1845 endlich hervor. Während man bis dahin vorgegeben, die Unabhängigkeit Uruguays sichern zu vollen, stellte man jetzt die freie Schiffahrt auf dem Paraña in den Vordergrund. Ja im Nov. 1845 segelte eine Flotte von 110 Handelsschiffen den Fluß bis Corrientes hinauf, trotz er Einsprache Rosas' und trotz seiner Batterien an der Vuelta de Obligado, welche erst nach chtstündigem Kampfe 26. Nov. zum Schweigen gebracht werden konnten. Im Juli 1846 er- chien der Engländer Hood mit Friedensvorschlägen; doch kam der Friede nicht zum Abschluß, nd der Krieg begann abermals. Ribera nämlich hatte einige Städte in Uruguay besetzt. Oribe's Bruder, Don Ignacio, schlug ihn, und nahm in einem 27tägigen Feldzuge alle Orte, außer

Montevideo und Colonia del Sacramento wieder in Besitz. Es erschienen nun abermals Gesandte aus London und Paris, Lord Howden und Graf Walewski, welche die Beilegung des Streites versuchten, aber im Juni 1847 wieder abreisten, ohne ein wirkliches Resultat erzielt zu haben. Von engl. Seite war die Blockade im Mai 1847 ohne Weiteres aufgehoben worden, als der provisorische Präsident von Montevideo, Dom Joaquim Suarez sich weigerte, auf einen von Lord Howden vorgeschlagenen Waffenstillstand einzugehen. Die Blockade selbst, welche durch zwei Kriegsschiffe nur schwach aufrecht erhalten werden konnte, that nämlich dem engl. Handel in diesen Gewässern viel Schaden, und war nur den speculirenden Franzosen und Italienern in Montevideo vortheilhaft. In Rücksicht auf die franz. Speculanten wurde dagegen die Blockade von Seiten der Franzosen, ungeachtet des erneuerten Protestes des nordamerik. Gesandten, fortgesetzt. Erst nach der Februarrevolution entschloß sich die Provisorische Regierung Frankreichs im Sommer 1848, für Buenos-Ayres die Blockade aufzuheben; für die von Oribe besetzten Häfen Uruguays dauerte sie jedoch fort. In den langen Unterhandlungen, die nun abermals begannen und selbst am Ende des Jahres 1850 noch keinen Abschluß, vielmehr ein neues Zerwürfniß mit Brasilien in Aussicht stellten, waren Rosas und Oribe sowol den Engländern wie den Franzosen gegenüber unerschütterlich geblieben. Auch im Innern wußte Rosas durch Charakterfestigkeit, Energie und Klugheit seine Herrschaft zu befestigen, obwol der gebildetere Theil des Volks seine Grausamkeit und fanatische Wildheit verabscheut. Begünstigt durch die Gauchos, unterstützt durch eine Art geheimer Verbindung, die gefürchteten Masorcas, wußte er stets die Wahl zur höchsten Würde wieder auf sich zu lenken. Zwar erklärte er 12. Sept. 1849 die freiwillige Niederlegung seines Amts; allein dies war nur ein wohlberechnetes Trugspiel. Es ist ihm sogar durch seinen militärischen Despotismus gelungen, die offene Anarchie zu ersticken und einigen Organismus in die Staatsverwaltung zu bringen. Vgl. über die Geschichte, Geographie und Statistik der La-Platastaaten: Nuñez, „An account historical, political and statistical of the provinces of la Plata etc." (Lond. 1825); „Rasgos de la vida publica de J. M. de Rosas" (ebend. 1842); Woodbine Parish, „Buenos-Ayres and the province of the Rio do la Plata" (Lond. 1839); King, „Twenty-four years in the Argentine-Republic" (Lond. 1846); Kuhr, „Buenos-Ayres und der Krieg am La-Plata" (Königsb. 1846); Mackinnon, „Steam warfare in the Parana" (2 Bde., Lond. 1848).

Ärger ist eine durch widrige Eindrücke bewirkte unangenehme Gemüthsbewegung. Sie unterscheidet sich vom Zorn dadurch, daß letzterer activ wird, in Thaten oder Worte ausbeicht, und so das Gemüth schneller entlastet. Ärgerniß aber zehrt lange an unsern Seelenkräften und wird dadurch leicht zur Krankheitsursache.

Argiver heißen die Bewohner der griech. Provinz Argos oder Argolis (s. d.). Weil die Argiver der bedeutendste unter den Troja belagernden griech. Stämmen war, so gebraucht Homer den Namen Argiver zur Bezeichnung der Griechen überhaupt.

Argŏlis, die nordöstlichste Halbinsel von Morea, zwischen dem Busen von Nauplia und Ägina, bildet ein 89340 E. zählendes Gouvernement des Königreichs Griechenland, dem Spezzia und Hermione als Untergouvernements zugetheilt sind. Die östliche Fortsetzung des nördlichen Gebirgsrandes des Peloponnes umwallt die zertrümmerten, im Süden unbewohnten Küsten, sowie sie auch in steilen Felswänden die jetzt durch Sümpfe verpestete, aber herrliche und zum Ackerbau geeignete Ebene von Argos umgibt. Die bedeutendsten Berggruppen sind: der Malevo, bei den Alten Artemision (5434 F.), der Hag-Ilias, Arachnaion nach alter Benennung (3676 F.), und der Didyma (3300 F.). Die größte Ebene tritt in der Umgebung der Stadt Argos an den Hintergrund der Bucht von Nauplia; sie wird durchströmt von der Planitza, dem Inachus der Alten. Mit Ausnahme dieser Ebene ist der Ackerbau bei der bergigen Beschaffenheit des Landes gering, zumal es auch an Bewässerung fehlt. Nur der von der Grenze Arkadiens kommende Inachus und der aus dem Stymphalischen See entspringende Erasinus (jetzt Kephalari) trocknen im Sommer nicht aus. Dagegen wird durch die vielen Buchten die Schifffahrt begünstigt. Hauptstadt des Gouvernements ist jetzt Nauplia. — Im Alterthume wurde unter Argolis oder Argolika im engern Sinne die von den arkadischen Gebirgen im W. und durch die Berge von Phlius, Kleonä und Korinth im Norden eingeschlossene Küstenebene verstanden. Schon unter den Römern aber begriff es die östliche Landschaft des Peloponnes, die gegen N. an Achaja und Korinth, gegen NO. an den Saronischen Meerbusen, gegen W. an Arkadien, gegen S. an Lakonien und gegen SW. an den Argolischen Meerbusen grenzt. Nach der Landschaft wurden die Griechen insgesammt bei den ältern Schriftstellern häufig Argiver genannt. Früh war A. schon angebaut; Inachus um 1800 und Danaus um 1500

Chr. ließen sich der Sage nach hier mit Ansiedlern aus Ägypten nieder. Hier herrschten Pelops, von dem die Halbinsel den Namen erhielt, und seine Nachkommen Atreus und Agamemnon, Adrast, Eurystheus und Diomedes in einzelnen Staaten. Hier ward auch Hercules geboren; hier am Sumpfe Lerna tödtete er die Hydra, und in der Höhle bei Nemea erdrückte er den Löwen. Seit den ältesten Zeiten zerfiel A. in die kleinen Königreiche Argos, Mycenä, Tirins, Trözene, Hermione und Epidaurus, welche in der Folge Freistaaten bildeten. Vgl. Schubart, „Argolica" (Marb. 1832). Nach dem Unabhängigkeitskampfe Griechenlands bildete A. seit 1838 eins der sieben Departements der Provinz Morea. Die alte Hauptstadt Argos, welche durch die venetianische Eroberung 1686 und durch die türkische von 1706 viel gelitten hat, dennoch aber sich von ihrem Ruin zu erholen scheint, hat ihren Namen seit den ältesten Zeiten bis jetzt erhalten. Ihre Einwohner waren berühmt wegen ihrer Liebe zu den schönen Künsten, besonders zur Musik. Hier und in Delphi wurden den Brüdern Biton und Kleobis, die als ein Opfer der Liebe für ihre Mutter starben, Statuen errichtet. Seit 1825 befinden sich zu Argos eine Gelehrtenschule und eine Schule des wechselseitigen Unterrichts.

Argonauten, jene Heroen des griech. Alterthums, die eine Generation vor dem Trojanischen Kriege die erste kühne Seefahrt auf unbekanntem Meere in eine weit entfernte Gegend unternahmen, und von dem Schiffe Argo, welches ihr Anführer Jason bauen ließ, den Namen erhielten. Die erste ausführliche Verherrlichung ihres Zugs liefert Pindar, der besonders die Heldengröße des Jason besingt. Außerdem behandelten viele andere Dichter die Sage, die wir hier in der Gestalt folgen lassen, wie sie Apollodor in seiner „Bibliothek" aus den Schriftstellern vor seiner Zeit zusammensetzte. Jason (s. d.), der Sohn des Äson, erhielt von seinem Oheim Pelias (s. d.), der über Jolkus in Thessalien herrschte, auf Veranlassung der Here den Auftrag, das goldene Vließ des Widders, auf dem Phrixus und Helle (s. d.) entflohen waren, aus dem Haine des Ares zu holen, wo es, von dem Phrixus an einer Eiche aufgehängt, von einem schlaflosen Drachen bewacht wurde. Zu diesem Zwecke ließ er von dem Sohne des Phrixus, Argos, die funfzigrudrige Argo bauen, und versammelte die größten Helden seiner Zeit zur Theilnahme an der Fahrt. Zuerst landeten sie auf Lemnos, wo sie zwei Jahre blieben. Die Weiber daselbst nämlich hatten ihre Väter und Männer in Folge des Zorns der verschmähten Aphrodite getödtet, mit Ausnahme des Thoas, welchen seine Tochter Hypsipyle verbarg, und hielten deshalb die Argonauten zurück. Von da kamen sie zu den Dolionen, deren Fürst sie gastfreundlich aufnahm. Da sie aber von da in der Nacht abfuhren und durch widrige Winde zurückgeschlagen wurden, hielt man sie für Pelasger, welche mit den Dolionen in Feindschaft lebten. Es entstand darum ein Kampf, in dem Jason den Fürsten der Dolionen tödtete, welcher dann von den Argonauten selbst mit großer Trauer bestattet wurde. Hierauf landeten sie in Mysien, wo man den Hercules und Polyphemus zurückließ, weil diese beim Suchen des von einer Nymphe geraubten Hylas zu lange ausblieben. Das nächste Land, in welches sie kamen, war das der Bebryken, deren König Amykus die Argonauten zum Faustkampf herausfoderte und von Polydeukes (Pollux) erschlagen wurde. Von da wurden sie an Thraziens Küsten verschlagen und kamen nach Salmydessus, wo sie den blinden Seher Phineus (s. d.) trafen und wegen der fernern Fahrt, besonders in Bezug auf die gefahrvollen Symplegaden, um Rath fragten. Bei diesen Felsen, welche stets aneinander prallten und Alles, was dazwischen kam, zerschmetterten, angelangt, entließen sie auf des Sehers Rath eine Taube. Als diese beim Zusammenschlagen der Felsen blos die Spitze des Schwanzes verlor, ruderten sie mit Here's Hülfe schnell hindurch, wobei sie nur die äußerste Verzierung am Hintertheil ihres Schiffs verloren. Die Symplegaden stellten seitdem ihre verderbenbringenden Bewegungen ein.

Nachdem die Argonauten an verschiedenen Ländern vorbeigefahren, kamen sie endlich bei Nacht an die Mündung des Phasisflusses im kolchischen Lande. Äetes (s. d.), der König des Landes, zuvor schon von der Absicht der Fremdlinge unterrichtet, versprach dem Jason das Vließ zu geben, jedoch unter der Bedingung, daß er allein zwei feuerschnaubende Stiere mit ehernen Füßen, welche Äetes vom Hephästos erhalten, vor den Pflug spanne, und dann die von Kadmos in Theben übrig gelassenen Drachenzähne, welche Äetes von der Athene bekommen, aussäe. Jason löste die Aufgabe mit Hülfe der Tochter des Äetes, Medea (s. d.), welche in außerordentlicher Liebe zu ihm entbrannte. Unter der Bedingung, daß er sie zu seiner Gattin nehme, gab sie ihm ein Zaubermittel gegen Feuer und Stahl und den Rath, wie er durch einen Steinwurf unter die aus den Zähnen entsprossenden Krieger, diese unter sich entzweien und so tödten könne. Als dieses geschehen, beschloß Äetes die Argo zu verbrennen und die Bemannung zu tödten. Allein Jason, von der Absicht des Königs durch die Medea in Kenntniß gesetzt, kam ihm

zuvor, eilte in den Hain, wo das Vließ aufgehängt war, und bemächtigte sich desselben, nachdem der dasselbe bewachende Drache von der Medea durch ein Zaubermittel eingeschläfert worden. Hierauf bestieg Jason mit der Medea in Begleitung ihres Bruders Absyrtus zur Nacht das Schiff und segelte eilends davon. Aetes verfolgte sie, wurde aber dadurch an der Verfolgung gehindert, daß Medea ihren Bruder tödtete und ihn in einzelnen Stücken über Bord warf, welche der Vater auffammelte, wobei er sich verspätete. Er kehrte um, sandte jedoch viele Kolchier zur Verfolgung ab. Indessen fuhren die Argonauten bereits auf dem Eridanusstrom, auf dem sie durch einen Sturm, den Zeus aus Zorn über die Ermordung des Absyrtus erregte, in die Irre geriethen. Hierbei ertönte in der Gegend der absyrtischen Inseln aus dem Maste der Argo, welche, aus einer Eiche des Hains zu Dodona gezimmert, die Gabe der Weissagung besaß, der Orakelspruch: Zeus werde nicht eher zu zürnen aufhören, bis die Argonauten, nach Ausonien schiffend, von der Circe (s. d.) gesühnt würden. Demnach schifften sie bei den Lygiern und Kelten vorbei, und gelangten, nachdem sie durch das Sardinische Meer an Tyrrheniens Küste hingefahren, zur ääischen Insel, wo Circe die Sühne bewirkte. Als dies geschehen, segelten sie wieder ab. Sie fuhren vor den Sirenen vorbei, vor deren Verlockung sie Orpheus durch einen Gegengesang bewahrte, gelangten durch die Scylla und Charybdis mit Hülfe der Thetis, und kamen nach der Insel Corcyra, wo Alcinous herrschte. Nach der Abfahrt überfiel sie während der Nacht ein heftiger Sturm; aber Apollo rettete sie, indem er ihnen durch Blitze eine Insel zeigte, welche sie Anaphe (jetzt Nansi) nannten. Zum Dank errichteten sie hier dem blitzenden Apollo einen Altar. Auf Kreta hinderte sie an der Landung der Riese Talos (s. d.), welcher die Insel bewachte, aber durch Medea das Leben verlor. Die Argonauten landeten, verweilten jedoch nur eine Nacht. Sie steuerten nun nach Ägina und dann zwischen Euböa und Lokris hindurch, nach Jolkus zurück. Diese ganze Fahrt hatten sie in vier Monaten zurückgelegt. Die Argo weihte Jason auf dem Korinthischen Isthmus dem Neptun. Apollodor konnte in dieser Darstellung keineswegs die verschiedenen Gestaltungen der Sage zusammenfassen; er würde hierdei in die größten Widersprüche gerathen sein. Am wenigsten lassen die Erzählungen von der Rückkehr der Argonauten eine Ausgleichung zu. Von den Dichtern, deren Werke wir noch besitzen, haben diese Sage, außer dem Pseudo-Orpheus, besonders behandelt Apollonius von Rhodus um 200 v. Chr., und sein Nachahmer, der Römer Valerius Flaccus, 80 n. Chr.

Argoulets, s. **Archers** und **Armbrust**.

Argout (Apollinaire, Graf d'), Gouverneur der Bank von Frankreich, aus einer alten und vermögenden Familie in der Gegend von La-Tour-du-Pin, im Depart. Isère, 1783 geboren, erhielt sehr jung die Stelle eines Generaleinnehmers von Antwerpen und kam 1811 als Auditor in den Staatsrath. Unter der Restauration ein eifriger Royalist und Vertheidiger der Bourbons, wurde er 1815 Requetenmeister im außerordentlichen Dienste, kurz darauf Präfect des Depart. der Niedern Pyrenäen, dann des Gard, wo er die als Bonapartisten verfolgten Protestanten gegen die Katholiken schützte, und 1819 Pair von Frankreich. Nach den Ereignissen des 27. und 28. Juli 1830 zögerte er, sich offen für die Sache des Volks zu erklären und machte an den beiden folgenden Tagen, gemeinschaftlich mit Sémonville, vergebliche Vermittelungsversuche zwischen den kämpfenden Parteien. Fortan zeigte er sich aber als warmer Anhänger der neuen Dynastie, und bekleidete vom Herbst 1830 bis Frühjahr 1834, theils interimistisch, theils definitiv, die Stellen eines Ministers der Marine, der Justiz, des Handels und der öffentlichen Arbeiten, des Auswärtigen, des Innern und des Cultus. Er unterstützte das von Casimir Périer organisirte Widerstandssystem, vertheidigte vor den Pairs das Gesetz über Verbannung der Familie Karl's X., bekämpfte 1831 das von Lafayette vorgeschlagene Amendement für die Unabhängigkeit Polens, und vertheidigte zu Anfange 1834 auf das lebhafteste das gegen die Associationen gerichtete Gesetz. Am 18. Jan. 1836 wurde er noch einmal Finanzminister, übernahm aber schon wieder 6. Sept. nach Auflösung des Ministeriums Broglie, das schon früher von ihm bekleidete Amt eines Gouverneurs der Bank von Frankreich, in welcher Stellung er sich manche Verdienste erwarb. Als Finanzminister hatte er sich gegen die Herabsetzung der Renten erklärt und das vielfach angefochtene Gesetz über Besteuerung des inländischen Zuckers vorgelegt. Seitdem ist A., der als Minister geraume Zeit die Zielscheide des Witzes der pariser Blätter war, politisch ziemlich verschollen. Nur 12. Jan. 1842 trat er wieder einmal mit einem wichtigern Vortrage auf, indem er der Pairskammer die Unmöglichkeit eines Handelsbunds mit Belgien statistisch auseinandersetzte. A. hat tüchtige Kenntnisse und großes administratives Geschick, ist aber kein bedeutender Staatsmann.

Arguelles (Augustin), geb. 1775 zu Ribadesella in Asturien, studirte zu Oviedo und zeich-

e sich durch glückliche Anlagen und lebhafte Phantasie aus. Nach Vollendung seiner Studien rde er in Madrid beim Secretariat der Interpretacion de lenguas angestellt. Beim Ausiche des Unabhängigkeitskrieges 1808 befand er sich in Cadiz und wurde 1812—14 von sei Provinz in die Cortes gewählt. Er arbeitete hier in der Commission, die mit dem Entwurfe es neuen Grundgesetzes beauftragt war, und verfaßte den darüber erstatteten berühmten Beit. Sein Rednertalent erregte bei den Liberalen solche Bewunderung, daß er den Beinamen Göttlichen und des span. Tullius erhielt. Nach Ferdinand's VII. Rückkehr war auch A. unden Opfern der Reaction. Am 10. Mai 1814 verhaftet und gefesselt, zeigte er im Verhör he Geschicklichkeit, daß sich die Richter, obgleich fünf mal neu ernannt, über seine Verurtheig nicht vereinigen konnten. Endlich erklärte sich der König selbst zum Richter, und schrieb an Rand der Acten: Zehnjährige Zuchthausstrafe im Presidio zu Ceuta. A. konnte sich auf dem ege dahin keine Bequemlichkeiten gewähren. Dennoch schlug er die von einigen Engländern angebotene Geldunterstützung aus, weil er nichts von den Unterthanen einer Regierung anmen wollte, die, ihrem Versprechen zuwider, Spanien nicht zu seiner Freiheit verholfen hätte. it A. wurden noch vierzehn Unglücksgefährten, darunter sein Freund Juan Alvarez Guerra, n Könige zur Strafarbeit verurtheilt und später von Ceuta nach Alcudia auf Mallorca, einem ungesunden Luft wegen fast unbewohnbaren Orte, gebracht. Hier erlitten sie eine so unnschliche Behandlung, daß von ihnen in vier Jahren drei starben, zwei wahnsinnig wurden d alle Übrigen, als ihnen die Umwälzung von 1820 die Freiheit zurückgab, krankten. A. erlt 1820 das Portefeuille des Innern, gab es aber wieder ab, als sich der König bei Eröffnung Cortes 1. März 1821 über die Schwäche der executiven Macht beklagt hatte. Obgleich gejt durch die schmählichste Behandlung, schloß er sich nicht der extremen Partei an, sondern gerte zu den Anilleros oder den Gemäßigten unter den Freimaurern und blieb standhafter Annger der Constitution von 1812. In den Cortes zu Sevilla stimmte er 1. Juni 1823 für uspension der königlichen Gewalt, und flüchtete nach dem Sturze der Constitution nach Engd, bis ihm die Amnestie 1832 nach Spanien zurückzugehen erlaubte. Nach Erlassung des tatuto real ward A. zu den Cortes ernannt; seine Wähler steuerten bei, um ihm das erforderje Einkommen bis zu 12000 Realen zu verschaffen. A. war wiederholt Präsident und Viceäsident der Procuradorenkammer und zeigte sich stets als entschiedener Liberaler, ohne jedoch n äußersten Exaltados anzugehören. In der Verhandlung des Gesetzentwurfs über den Verf der Güter des Klerus, im Juli 1841, sprach er sich gegen alle Concordate mit Rom aus. ei der Wahl eines Regenten hatte er, nächst Espartero, die meisten Stimmen (103 gegen 179), d bald darauf wurde er mit 180 Stimmen zum Vormund der Königin Isabelle ernannt. Er jte dieses Amt 1843 nieder, und starb 23. März 1844 zu Madrid. A. war der Koryphäe der eralen Schule Spaniens von 1812. Wiewol kein großer Staatsmann, erhielt er doch sein fentliches Leben wie sein privates stets unbefleckt. Er besaß eine edle Gestalt und sprach noch Alter mit Jünglingsfeuer stundenlang in den Cortes. Die Vorgänge, die er in seinen letzten ahren in Spanien erleben mußte, brachen sein patriotisches Herz und beschleunigten seinen Tod icht zu verwechseln ist er, wie es zuweilen geschieht, mit Canga-Arguelles (s. d.).

Argument (lat. argumentum), bezeichnet eigentlich den Beweisgrund oder denjenigen Theil nes Beweises oder Schlusses, auf welchem die Gültigkeit oder Wahrheit eines Satzes beruht, welchem somit auch dessen eigentliche Kraft liegt. Sehr oft jedoch wird das Wort gleichbeutend gebraucht mit Beweis selbst oder mit **Argumentation**, Beweisführung. Nach Maßbe des nächsten Zwecks, welchen man bei den Beweisen verfolgt, sind dieselben entweder **argumenta ad hominem**, wenn gezeigt werden soll, daß Jemand wegen seiner eigenen, subjecven Annahmen und Behauptungen etwas zugeben müsse, oder **argumenta ad veritatem**, enn man von objectiven, allgemein gültigen und streng wissenschaftlich gerechtfertigten Beauptungen und Sätzen ausgeht (z. B. in der Mathematik). Außerdem spricht man in besonrer Beziehung auch von einem **argumentum e consensu gentium**, nach dem Das für ahr angenommen wird, was von Allen zu allen Zeiten geglaubt worden ist. In der Theologie ibt es unter Andern **argumenta e vaticiniis et miraculis**, d. i. Beweisgründe für die öttlichkeit des Christenthums aus den im Alten Testament über Christus enthaltenen Weissaungen und den von Christus und den Aposteln gewirkten Wundern. Das **argumentum a uto** oder der Sicherheitsbeweis entscheidet bei Unzulänglichkeit anderer Beweise für irgend einen Satz, nach dem Grundsatze: Wenn es auch nichts hilft, so schadet es doch gewiß nichts. Seiner bedienten sich oft die Katholiken bei der Bekehrung von Protestanten, indem sie sagten.: Die Protestanten lehren, daß man in jeder Kirche selig werden könne; dies leugnen die Katho-

liken. Darum ist es viel sicherer, der kath. als der protest. Kirche anzugehören, da die protest. selbst lehrt, daß man auch in der kath. selig werden könne. Bei dem **argumentum a baculo** oder **baculinum**, dem Prügelbeweise, liegen die Gründe in der Faust.

Argus (griech. Argos), der Sohn des Zeus und der Niobe, folgt dem Phoroneus in der Herrschaft über den Peloponnes, der von ihm den Namen Argos erhielt. — **Argus**, mit dem Beinamen Panoptes, d. i. der Allsehende, war mit 100 Augen begabt, und deshalb von der Juno zum Wächter der in eine Kuh verwandelten Io (s. d.) bestellt. Ihn tödtete Mercur durch Steinwürfe, oder, wie Ovid erzählt, hieb ihm, nachdem er durch sein Flötenspiel eingeschläfert worden, den Kopf ab. Mit seinen Augen schmückte hierauf Juno den Pfauenschwanz.

Argyle oder **Argyll**, eine Grafschaft in Westschottland, welche nebst einem Theil des Festlandes mehre von den Hebriden umfaßt, und auf 136 QM. 102000 E. zählt. Die Landschaft ist gebirgig und malerisch, der Boden dürftig. Die Höhen steigen bis zu Gipfeln von 3600 F., und in dem begrenzenden Grampiangebirge noch höher, über 4000 F. Der Mineralreichthum ist beträchtlich. Gewonnen wird Blei, Kupfer, Kohlen, Schiefer (auf dem Festlande zu Balaclulish 3 Mill., und auf den Inseln an 5 Mill. Platten jährlich), Marmor, Kalksteine, Granit, Kobalt, Korallen, Strontianerde (die ihren Namen von einem Orte beim Loch Sunart hat, wo sie zuerst gefunden und analysirt wurde). Die Temperatur ist sehr abwechselnd, im Ganzen wegen der Seenähe mild, rauher in den nordöstlichen Theilen, aber auch da mild in den Thälern. Die Landwirthschaft beschränkt sich meistens auf Schafzucht. Die Bauern leben mit Ausnahme der sogenannten Tacksmen, die halb Eigenthümer des Bodens sind, wegen Kleinheit der Grundparcellen, Kürze der Pachtzeiten und Mangel an Capitalien überaus armselig und abhängig. Von rationaler Wirthschaft ist keine Spur zu finden; nur das Aufziehen des Kleinviehs verstehen sie gut. Sie gehören zu den abergläubigsten, starrsten und beschränktesten Menschen von ganz England. Ehedem war das Land stark bewaldet, jetzt ist in manchen Gegenden Holzmangel. Gebaut wird Hafer und eine Art Gerste (bear oder big), in Cantire etwas Waizen und Roggen, Erbsen und Bohnen wenig, Flachs für den Hausbedarf des einzelnen Wirths, sehr wenig Turnips, vorherrschend Kartoffeln, die das Hauptnahrungsmittel eines großen Theils der Bevölkerung bilden. Meist ist das benutzte Land Wiese, aber wenig Heu wird gemacht. Die Schafe sind in der Regel von der Lintonrace, schwarzköpfig. Ziegen und Schweine werden nicht viel aufgezogen. Rindvieh bildet einen Ausfuhrartikel auf dem westlichen Hochlande, von wo es auf den Südmarkt transportirt wird. Die Rinder sind klein gebaut, kräftig und ausdauernd, leiden wenig von langem Transporte. Die Kühe geben fette, aber wenig Milch. Wild ist nur auf den gebirgigen Theilen häufig. Industrie wird nicht gepflegt. Der Hauptgrundbesitzer, der Herzog von Argyle (ein Peer, der ehedem 3—4000 Mann ins Feld stellen konnte), hat sich bemüht, in Inverary Wollenfabrikation einzuführen, aber ohne vielen Erfolg. Wichtiger ist die Häring-, Kabeljau- und Klippfisch-Fischerei, worin jedoch das Geschäft allzu lässig betrieben wird. Neuerlich hat sich die Betriebsamkeit etwas gehoben, besonders in Folge der Ausdehnung der Dampfschiffahrt, welche allmälig die entferntesten Punkte unter sich, und vorzüglich mit Glasgow in Verbindung brachte. Unter den wenigen Städten der Grafschaft sind nennenswerth: Inverary, am Loch Fyne, die Hauptstadt der Grafschaft und königl. Burgh von 2000 E.; Campbeltown in Cantire, ebenfalls königl. Burgh von 5000 E. Die Grafschaft sendet ein Mitglied und die Burghs Inverary, Oban und Campbeltown senden zusammen mit den Ayrshirer Ortschaften Ayr und Irvine ebenfalls ein Mitglied ins Unterhaus. Die Sprache der Bevölkerung ist vorherrschend gälisch, doch wird in Inverary auch englisch für gewöhnlich gesprochen.

Argyle oder **Argyll**, Herzogstitel der schott. Familie Campbell. Graf **Colin**, der erste Earl von Argyll, starb. 1493. Unter seinen Nachkommen war **Archibald**, Earl v. A., geb. 1598 und 1641 zum Marquis ernannt, einer der bedeutendsten Staatsmänner, das Haupt der strengen Presbyterianer zur Zeit Cromwell's, und dessen Freund. Er zog 1645 mit einem Heere gegen die Royalisten, und ward von Montrose bei Innerslochy geschlagen. Nach der Restauration wurde er von Karl II. amnestirt, jedoch 1661, nachdem er mehrfach an Empörungen betheiligt gewesen, unter dem Vorwande, verdächtig zu sein, daß er Karl's I. Tod mit befördert, verurtheilt und enthauptet. Sein Sohn Archibald, Lord Lorn, gehörte, der Parteistellung des Vaters ganz entgegen, zu den entschiedensten Royalisten. Als Befehlshaber der königl. Leibgarde focht er mit Auszeichnung in der Schlacht von Dunbar, und widerstand der neuen Regierung, bis Karl selbst ihm zu capituliren befahl. Nach der Restauration nahm er sich lebhaft seines in Anklagestand versetzten Vaters an. Wegen einer in dieser Sache übergebenen Vorstellung wurde er vom schott. Parlamente in Untersuchung gezogen und, obwol nur der Schmährede beschuldigt, ver-

och zum Tode verurtheilt. Es hieß in dem Spruche: weil er Unfrieden angestiftet zwischen dem König und seinen Unterthanen, durch falsche Berichte an Se. Majestät. Der König bestätigte dieses erstaunliche Erkenntniß nicht, doch ward A. erst 1663 aus dem Kerker entlassen. Vom Könige erhielt er nun die großväterlichen Güter zurück und wurde mit Gunst überhäuft. Karl ernannte ihn zum Geh. Rath und zum Lord vom Schatzamte. A. zerfiel aber in kurzem mit dem Earl von Lauderdale und dem mächtigen Herzog von York, weil er, der einzige im Rath, intoleranten Maßregeln widerstand. Man nahm seine Weigerung, den sogenannten Testeid ohne Vorbehalt zu unterschreiben, zum Vorwand, und machte ihm den Proceß. Da die Jury in Edinburg ihn schuldig des Hochverraths sprach, entwich er aus dem Gefängnisse, und begab sich heimlich nach London, von dort aber nach Holland. Gegen Jakob II. machte er von Holland aus eine bewaffnete Unternehmung im schott. Interesse, welche dem Aufstande des Herzogs von Monmouth die Hand reichen sollte. Der Versuch schlug fehl. A. wurde bei Paisley gefangen genommen und 1685 zu Edinburg enthauptet. Sein Sohn, John, geb. 10. Oct. 1678, erhielt nach der Vertreibung Jakob's II. die Familiengüter zurück, focht unter Marlborough 1706 in Flandern, ging dann als Gesandter nach Spanien, wo er 1711 das Commando an Lord Stanhope's Statt übernahm, wurde 1712 Commandeur in Schottland, jedoch wieder abgesetzt wegen seiner Opposition gegen die Maßregeln des Hofs. Georg's I. Thronbesteigung führte ihn in den königl. Dienst zurück. Er schlug 1715 die Jakobiten unter Graf Marr bei Dumblane in Schottland und zwang den Prätendenten, das Reich zu verlassen. Er wurde 1718 zum Peer von England ernannt, und zwar mit dem Titel eines Herzogs von Greenwich. Auf verschiedenen hohen Posten Gegner Walpole's, ward er von diesem anfangs verdrängt, aber nach Walpole's Sturz wieder eingesetzt. Er starb 1743. — Der jetzt lebende Herzog, Douglas Glasell Campbell, achter Herzog und Earl von Argyle, Marquis von Lorn und Kintyre, Earl von Campbell u. s. w., ist 30. April 1823 geboren, und succedirte seinem Vater, dem Herzog John Douglas Edward Henry Campbell, 26. April 1847.

Aria cattiva nennen die Italiener die todesschwangern Ausdünstungen in den Maremmen, den Pontinischen Sümpfen u. s. w., die trotz aller Gegenvorkehrungen das mittlere Italien von Jahr zu Jahr mehr verpesten, und Juli und August auch Rom ungesund machen.

Ariadne war die Tochter des Minos, Königs von Kreta, und der Pasiphae. Als Theseus mit den Opfern für den Minotaurus in Kreta landete, empfand A. Mitleid mit dem schönen Fremdling, und machte es ihm möglich, indem sie ihm einen Garnknäuel gab, um sich aus den Irrgängen des Labyrinths wieder herauszufinden, den Minotaurus zu tödten. So hatte sie dem Theseus das Leben gerettet, und dankbar versprach er ihr die Ehe. A. flüchtete nun mit ihm, ward aber auf der Insel Naxos von den Pfeilen der Artemis getödtet. Nach anderer Erzählung fand Bacchus die von dem Theseus auf Naxos Verlassene, als er von seinem Siegeszuge aus Indien zurückkehrte, und vermählte sich mit ihr. Nach ihrem Tode erhob sie Bacchus unter die Unsterblichen und versetzte die Krone, welche er ihr bei der Vermählung gegeben, unter die Gestirne. Von den bildenden Künstlern ward der Moment, in welchem A. von dem Theseus verlassen, auf Naxos sich allein befindet, oftmals dargestellt, so auch die Vermählung mit Bacchus.

Arianer wurden die Anhänger des Presbyters Arius zu Alexandrien genannt, welcher seit 318 und mehr noch seit 321, wo sein Bischof Alexander ihn ziemlich geräuschvoll abgesetzt und excommunicirt hatte, die Frage zur Entscheidung drängte, ob Christus dem Vater gleich zu setzen oder unterzuordnen sei. Mehr mit scharfem Verstand als reger Einbildungskraft und Speculation ausgestattet, zudem gebildet in der grammatischen Richtung der Antiochenischen Schule, hielt er mit unbeugsamer Consequenz an dem allgemein zugestandenen Satze fest, daß der Sohn im Vater den Grund seines Daseins habe. Es ergab sich daraus für ihn die Zeitlichkeit des Sohnes gegenüber der Unzeitlichkeit des Vaters, d. h. für den Sohn der Begriff eines bloßen, wenn auch des ersten, vollkommensten und weltschaffenden „Geschöpfes", für den Vater aber allein im vollen Sinne die Benennung und Würde „Gottes". Der Untheilbarkeit der Substanz des Vaters widersprach es zugleich, den Sohn aus dem Wesen des Vaters hervorgehen zu lassen; der Sohn erschien vielmehr als durch den Willen des Vaters aus „Nichts" geschaffen und deshalb seinem Wesen nach als von dem des Gottvaters verschieden. Es gab somit eine Zeit, in welcher der Sohn, wie schon sein Name zu bezeugen schien, noch nicht war; und da Wesensverschiedenheit zwischen dem Sohn und Vater obwaltet, so vermag Ersterer den Vater nicht einmal völlig zu erkennen. Die Kirche, in ihrem Grundgefühl längst in der Richtung auf die volle Vergöttlichung Christi begriffen, schrak auf vor diesem offenen Wort der unbedingtesten Unterordnung Christi. Obgleich sie ihre Trinitätsansicht noch nicht vollständig ausgebildet, verdammte (325) sie doch,

unter den Auspicien des unselbständigen Kaisers Konstantin und der moralischen Führung des damaligen Archidiakon Athanasius aus Alexandrien, die der Würde der christl. Offenbarung und Kirche gleich gefährlich erscheinende Ansicht des Arius auf der ökumenischen Synode zu Nicäa. Die Wesensgleichheit des Sohnes (Homousie), sein ewiges Erzeugtsein aus der Substanz des Vaters, wurde jener Meinung entgegengesetzt, obgleich ohne Klarheit von Seiten der meisten Bischöfe, mehr in kirchlichem Instincte und in Überwältigung durch die Geistesmacht des Athanasius, wie aus Furcht vor Absetzung, welche der Kaiser ankündigte und auch an den wenigen Widerspenstigen vollzog. Das Symbolum Nicaenum sprach den gefaßten Beschluß aus. Aber in sich unvollendet, wurde es nur das Schibboleth zu einem furchtbaren Kampfe, in welchem sich zwei Stadien unterscheiden lassen, der Vortheil des Gegennicänismus (325—353) und der Vortheil und endliche Sieg des Gegenarianismus (355—381).

Das Wiederaufkommen des zu Nicäa scheinbar niedergeworfenen Arianismus ward möglich in Folge der theologischen Unselbständigkeit des Kaisers Konstantin und der wahrhaft fieberhaften Aufregung der orient. Kirche, welche hinter der zu Nicäa ausgesprochenen Homousie des Sohns Sabellianismus (s. d.) vermuthete. Arius wurde daher mit seinen Freunden auf ein unbestimmtes Bekenntniß hin aus der Verbannung zurückberufen (328—329), dagegen Eustathius, Bischof von Antiochien (330), sowie der während dieser Zeit zum Bischof von Alexandrien erhobene Athanasius (335), wegen verweigerter Aufnahme des Arius entsetzt und ins Exil geschickt. Das von richtigem Instinct geleitete und politisch unabhängigere Abendland, Rom an der Spitze, hielt indessen standhaft fest an den Entscheidungen zu Nicäa. Der plötzliche, je nach dem Parteistandpunkte verschieden ausgelegte Tod des Arius bei seinem glänzenden Einzuge in Konstantinopel (336) sammelte die dadurch nur selbständiger und biegsamer gewordene arianische Partei als Eusebianer um Eusebius von Nicomedia, der 338 Bischof von Konstantinopel ward, während die vermittelnde Friedenspartei des Eusebius von Cäsarea (gest. 340), welche Nichts oder Weniges bestimmt wissen wollte, in der Hitze des Kampfs immer ohnmächtiger wurde. Die orient. Bischöfe kehrten auf mehren Synoden, besonders zu Antiochia, zu der alten Vorstellung der Emanation (s. d.) zurück, mit welcher man allerdings einen metaphysisch wenigstens denkbaren Begriff des Verhältnisses Christi zum Vater, aber keine volle religiöse Befriedigung weder für die strengen Arianer noch für die Nicäner gewann. Ein Versöhnungsversuch des Konstans, seit dem Tode Konstantins (337) Herrscher im Occidente, und des überwiegend arianischen Konstantius im Oriente scheiterte auf der Synode zu Sardica (347) an der Hartnäckigkeit der im Geiste um Athanasius gescharten Occidentalen, sowie an der Entfernung der Orientalen nach Philippopolis, die in gesonderter Beschlußfassung die bloße Wesensähnlichkeit (Homöusianismus) im Angesichte der von den Occidentalen behaupteten Wesensgleichheit (Homousianismus) des Sohns mit dem Vater aufrecht erhalten wollten. Durch den ausgesprochenen, und vom Occidente voreilig, wenigstens anfänglich, gebilligten Sabellianismus des „nicäagläubigen" Marcellus, Bischofs von Ancyra und seines noch weiter gehenden Schülers, des Photinus, Bischofs von Syrmium, wurde der Argwohn der Orientalen gegen die Nicäner nur vermehrt; und seitdem mit dem Tode des Konstans (350) und der Besiegung des Magnentius (353) der gegennicänische Konstantius auch das Scepter des Occidents in die gewaltgewöhnte Hand genommen hatte, triumphirten die Gegennicäner auch auf den Synoden zu Arelate (353) und Mailand (355).

Allein das kirchliche, fromme Bedürfniß, welches die Gleichsetzung des Sohnes mit dem Vater foderte, war damit nur äußerlich und scheinbar ohnmächtig gemacht. Der schriftstellerische und persönliche Widerstand der charakterfesten Vertheidiger Nicäas dauerte unter der Führung des verbannten, geistesmächtigen Athanasius fort, und zudem spaltete sich jetzt die siegestrunkene gegennicänische Partei in ihre längst vorhandenen, nur vom Streite bisher zusammengehaltenen Gegensätze. Die Alt-Arianer, auch Anomöer, Exucontier, Heterousianer, welche in aufreizender Schroffheit die Ungleichheit des Sohnes mit dem Vater in jeder Beziehung behaupteten, sonderten sich unter Führung des Aëtius von Antiochien, des Eunomius aus Kappadocien und des Acacius, Bischofs von Cäsarea, aus. Die Halb-Arianer (Semiarianer), Homöusiasten, im Orient beiweitem die Mehrzahl, vertraten unter Basilius, Bischof von Ancyra, und Georgius, Bischofs von Laodicea, die Wesensähnlichkeit des Sohnes und zugleich mit einer mittlern wenig bedeutenden Partei, seine Ähnlichkeit mit dem Vater nur nach Willen und Wirksamkeit. Die Ränke der arianischen Hofbischöfe Ursacius und Valens verwirrten nur den Streit, und die kaiserlicherseits getäuschte Doppelsynode zu Ariminum in Italien, wo die Occidentalen nach Sitte als gute Nicäner gestimmt hatten, und zu Seleucia in Isaurien (359), wo die Entscheidung der Orientalen für eine alt-emanitistische Formel ausgefallen war, stellte nur die Gewaltthätigkeit und

Verächtlichkeit des arianischen Kaisers Konstantius (gest. 361) in ein entscheidend helles Licht. Der kluge Julianus Apostata (361—363) gab alle Parteien des verhaßten Christenthums „zu gegenseitiger Zerfleischung" frei, so lange dies nicht seinen sonstigen Interessen widersprach, wie die Behandlung des kaum wiedereingesetzten und wieder exilirten Athanasius bewies. Aber der Kampf war in der Hauptsache entschieden. Die nicänische Partei hatte durch die Festigkeit, Einigkeit und Wissenschaftlichkeit ihrer Führung, sowie durch die Sehnsucht der ermüdeten Kirche, nach einem Christum möglichst Gott gleichstellenden Frieden, moralisch bereits gesiegt, als Jovianus und seine Nachfolger im Occidente, Valentinianus I., Gratianus und Valentinianus II. allgemeine Duldung gewährten und Valens im Oriente (364—378) den Arianismus durch eine maßlos gewaltsame Bevorwortung vollends untergrub. Die Entschiedenheit des auch politisch mächtigen, im Occidente geborenen und erzogenen Kaisers Theodosius d. Gr. (379—95) für Nicäa gab endlich auch äußerlich den Ausschlag: die von ihm berufene und geleitete zweite ökumenische Synode zu Konstantinopel (381) entschied in ihrem Symbolum Nicaeno-Constantinopolitanum unter klugen Milderungen und Berücksichtigungen der Zwischenstreite für Nicäa, wenn auch die Ausbildung der kirchlichen Trinitätslehre erst dem 5. Jahrh. anheimfallen konnte.

Der Arianismus verschwand im Römerreiche sehr schnell, seitdem auch im Occidente Valentinian II. aus politischen Gründen gegen ihn thätig geworden war. Dafür flüchtete er nun zum Missionswerke unter die Germanen, denen es bei ihrer überwiegenden Feindschaft gegen das Römerreich bald bequem sein mußte, außer der politischen auch religiöse Feindschaft mit den kath. Römern haben zu können, trotz der Gemeinsamkeit des immer mehr sich ausbreitenden Christenthums. Den Westgothen war durch Ulfilas besonders seit 348 das arianische Christenthum vermittelt worden. Sie blieben bei ihm, bis ihr König Reccared auf der Synode zu Toledo 589 dem Katholicismus sich zuwandte. Die Ostgothen verloren 553 an Kaiser Justinian I. Reich und Arianismus. Die seit 429 in Afrika sieghaften Vandalen erlagen demselben mit Herrschaft und Glauben 534. Die Burgunder traten 450, durch ihre westgothische Königsfamilie bewogen, von dem 413 angenommenen Katholicismus zum Arianismus über, kehrten aber unter Sigmund 517 zum Katholicismus zurück. Auch die Sueven in Spanien, durch die Westgothen seit 469 aus Katholiken Arianer, wurden seit der Mitte des 6. Jahrh. wiederum katholiken. Am längsten widerstanden die Longobarden, seit 568 unter Alboin in Oberitalien haft. Sie bewahrten bis 662 wenigstens officiell-kirchlich den Arianismus. Der allgemeine Sieg des Katholicismus war durch die religiöse Zeitnothwendigkeit des Athanasianismus und durch das mächtige Schwert des katholisch bekehrten Chlodwig und seiner Franken unwiderstehlich entschieden. Die angebliche Erneuerung des Arianismus unter den Albigensern in Frankreich im 12. und 13. Jahrh., sowie unter den Antitrinitariern (s. d.) und Subordinatianern seit dem 16. Jahrh., beruht auf meist dogmatischen Unterstellungen kirchlicher Gegner, die entschieden abgewiesen wurden. Nach der religiösen Zeitstellung und allgemeiner Culturentwickelung zu urtheilen, kann der Arianismus niemals wieder aufstehen. Dem Unglauben, gegenüber dem Christenthum, ist der Arianismus zu viel; dem bewußtern und einigermaßen entwickeltern Christen Glauben aber wird Christus nur als die Volloffenbarung Gottes, und somit als dem Vater wesentlich gleichgestellt gelten können. Auch die neuesten philosophischen Entwickelungen der Trinitätslehre laufen mit seltener Übereinstimmung auf dieses Urtheil über den Arianismus hinaus.

Arias (Benito), geb. 1527 zu Frexenal de la Sierra im andalusischen Gebirge (woher sein Beiname Montanus), studirte zu Sevilla und Alcala Theologie, erwarb sich gründliche Kenntnisse in zehn Sprachen, ging mit Martin Perez Ajala, Bischof von Segovia, auf das Tridentiner Concil, und wählte nach seiner Rückkehr zu Aracena, einem einsamen Plätzchen in den Bergen von Andalusien, seinen Aufenthalt, um sich ganz den Studien zu widmen. Jedoch sendete ihn 1568 Philipp II. nach Antwerpen, um den Druck der von dem Buchdrucker Christoph Plantin unternommenen Bibelpolyglotte zu leiten. Nach einer vierjährigen Thätigkeit wurde das Werk „Biblia sacra hebraice, chaldaice, graece et latine, Philippi II. Regis catholici pietate studio ad sacrosanctae ecclesiae usum Chph. Plantinus excudebat" (8 Bde., Antwerp. 1569—72, Fol.) vollendet. Obgleich das Werk den allgemeinsten Beifall fand, so wurde A. doch von Seiten der Jesuiten theils wegen der abgedruckten chaldäischen Übersetzungen, theils wegen anderer Äußerungen der Ketzerei beschuldigt, sodaß er zu seiner Rechtfertigung mehrmals nach Rom reisen mußte. Philipp II. belohnte ihn mit einem ansehnlichen Jahrgelde und einer Komthurei des Convents San-Jago. Er starb 1598. Seine zahlreichen gedruckten und ungedruckten Schriften beziehen sich fast alle auf die Bibel und das hebräische Alterthum; auch schrieb er ein Gedicht über Rhetorik und in span. Sprache Aphorismen über den Tacitus.

Arie bezeichnet in der Musik gegenwärtig ein ausgeführtes Gesangstück, in welchem ein lyrischer Zustand ausgedrückt wird. Die Arie wurde zuerst dem taktlosen Gesang entgegengesetzt, wie er im Recitativ und in dem gehaltenen, langsamen Choral vorkommt. Die Arie gehörte sonach zur Figuralmusik, und man nannte daher das ausgeführte, nicht choralmäßige Lied sonst Arie, gleichviel, ob es von einer oder mehren Stimmen ausgeführt wurde. In der neuern Zeit wird aber vorzugsweise das von einer Stimme vorgetragene und mit Instrumenten begleitete lyrische Gesangstück Arie genannt, wenn es unter gewissen Formen ausgeführt ist. So kommt die Arie in größern, geistlichen und weltlichen, Musikwerken, z. B. Cantaten, Oratorien, Opern, oder auch selbständig in Concerten vor. Da die Arie ein besonders dazu geeignetes lyrisches Gedicht voraussetzt, so wird auch dieses häufig Arie genannt. Es verlangt wohllautende, einfache lyrische Strophen. Seit Gluck und Mozart wich man von der alten strengen Form ab und richtete sich mehr nach dem Inhalte des Textes und der Stimmung des Singenden; doch auch Mozart vermochte den Foderungen der Virtuosität seiner Zeit nicht ganz zu widerstehen und ließ sich durch sie zu vielen Bravourarien verleiten. Eine andere Form der Arien sind die mehr auf Verzierung des Gesangs berechneten Cavatinen (s. d.) der neuern Italiener. — **Ariette** heißt eine kleine, minder ausgeführte Arie. **Arioso** nennt man einen arienmäßigen kurzen Gesang, der bei einzelnen lyrischen Stellen eintritt und das Recitativ unterbricht.

Ariel (d. h. der Löwe Gottes, der heldenmüthige Streiter für Gott) ist der Name mehrer Personen des Alten Testaments. Jerusalem selbst, als eine unbesiegbare Heldenstadt, wird von Jesaias so benannt. — In der kabbalistischen Dämonologie der spätern Juden bezeichnet Ariel einen Wassergeist. Nur dem Namen nach mit diesem übereinstimmend ist der zarte Luftgeist Ariel in Shakspeare's „Sturm". Dieser war, wenn wir die einzelnen Momente, die der Dichter gibt, zusammenfassen, früher im Dienste der Hexe Sycorax, der Mutter des Caliban. Aber für ihre niedrigen Aufträge zu zart, weigerte er ihr den Dienst, und aus Strafe klemmte sie ihn mit Hülfe ihrer mächtigen Geister in die Spalte einer Fichte, aus welcher Marter ihn nach zwölfjähriger Haft Prospero's Zauberkunst befreite. Für diese Wohlthat der wiedergegebenen Freiheit, als des höchsten Gutes, das der Luftgeist kennt, dient A. nun dem Prospero hingebend, wofür ihm dieser nach einer bestimmten Frist vollkommene Freiheit verspricht. Nachdem A. alle Befehle seines Herrn, wie sie das Drama nach einander entwickelt, treulich erfüllt hat, kehrt er in sein luftiges Element zurück. Die Schöpfung des A. gehört zu der langen Reihe geistiger Wunderwerke des großen Briten. Die glückliche Mischung von menschlicher Wärme und Theilnahme und auf der andern Seite der kalten Gefühllosigkeit des geisterhaften Wesens ist nie mit solcher Vollendung dargestellt worden.

Arimaspen ist der Name eines in mystisches Dunkel gehüllten Volks. Nach Herodot waren sie Scythen, einäugig, was auch der (scythische) Name besagt, und wohnten im äußersten Nordosten in stetem Kampf mit den goldhütenden Greifen, denen sie das Gold zu rauben suchten. Neuere glauben, daß dieser Erzählung die unsichere Kunde von goldgrabenden Völkern in Asien, am Altai und der Wüste Gobi, zum Grunde liege.

Arion, ein berühmter Zitherspieler aus Methymna auf Lesbos, um 620 v. Chr., wird von den Alten der Erfinder des Dithyrambus genannt, d. h. er bildete den Bacchusgesang aus, der früher an dem Altar des Gottes von dem Chor gesungen wurde, und machte so den Übergang von der lyrischen Darstellung zur tragischen Handlung. Einer sinnreichen Sage zufolge, die von Herodot zuerst erzählt, dann von griech. und röm. Dichtern weiter ausgeschmückt, und unter Andern von A. W. Schlegel zu einer reizenden Ballade verarbeitet wurde, wurde A. von dem Beherrscher Korinths, Periander, nach Sicilien und Italien gesandt, und erhielt zu Tarent den Preis in einem dichterischen Wettstreite. Als er mit reichen Schätzen in einem korinthischen Schiffe heimfuhr, beschlossen die Schiffer aus Habsucht seinen Tod. Apollo aber offenbarte ihm in einem Traume die Gefahr. A. bat, noch einmal seine Kunst üben zu dürfen, und als es ihm gestattet wurde, trat er festlich geschmückt, das Saitenspiel in der Hand auf das Verdeck und stürzte sich nach dem Gesange in das Meer. Delphine hatten sich, seinen Tönen horchend, um das Schiff versammelt und einer nahm den Sänger auf den Rücken und trug ihn bis zum Vorgebirge Tänarus, von wo er nach Korinth zurückkehrte. Die Schiffer, die hier erst später ankamen und auf Befragen versicherten, daß A. gestorben sei, ließ Periander an das Kreuz schlagen. A.'s Leier und der rettende Delphin wurden nachmals unter die Sternbilder versetzt und vielfach von Künstlern verherrlicht, denn noch zu den Zeiten des Pausanias stand bei Tänarus ein Weihgeschenk des A. aus Erz, welches einen Mann auf einen Delphin reitend darstellte.

Ariosto (Lodovico), geb. zu Reggio am 8. Sept. 1474 aus einer edeln Familie, zeigte schon

als Kind viele poetische Anlagen. Er besuchte die Schule zu Ferrara, widmete sich anfangs, nach dem Wunsche seines Vaters, welcher Mitglied des ersten Gerichtshofs von Ferrara war, dem Studium der Rechte, dann aber ganz den schönen Wissenschaften. Plautus und Terenz gaben ihm den Gedanken zu zwei Lustspielen, der „Cassaria" und den „Suppositi", und lyrische Gedichte in ital. und lat. Sprache, welche durch Eleganz und Leichtigkeit der Schreibart sich auszeichneten, machten ihn dem Cardinal Hippolyt von Este, dem Sohn des Herzogs Hercules I., bekannt. Hippolyt stellte ihn 1503 an seinem Hofe an, bediente sich seiner in den wichtigsten Angelegenheiten, und ließ sich auch auf einer Reise nach Ungarn von ihm begleiten. An diesem Hofe begann und vollendete A., mitten unter Zerstreuungen aller Art, in ungefähr zehn Jahren sein großes und unsterbliches Gedicht „Orlando furioso", dessen Druck 1516 beendigt war. Die Weigerung, den Cardinal auf einer zweiten Reise nach Ungarn zu begleiten, weil er fürchtete, daß das ungesunde Klima auf seine schwache Gesundheit nachtheilig wirken werde, brachte ihn bei diesem in Ungnade, welche in förmlichen Haß überging. Hierauf wurde A. von dem kunstliebenden Herzog Alfons, einem Bruder des Cardinals, aufgenommen, der zwar vertraut mit ihm umging, ihn aber nur kärglich belohnte, und ihm 1521 den Auftrag gab, die in der gebirgigen und wilden Garfagna ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, was allerdings mehr einer Strafe als einer Gunstbezeugung ähnlich sah. A. endigte glücklich diese schwierige Unternehmung und kehrte nach drei Jahren nach Ferrara zurück, wo er sich mit der Aufführung seiner Komödien und Vollendung seines „Orlando" beschäftigte, und am 6. Juni 1533 starb. Er vereinigte mit dem Vorzug einer edeln Gestalt einen sanften Charakter, feine Sitten und einen liebenswürdigen Geist. Er war reich gewesen und liebte den Glanz, mußte sich indeß später mit einem ununansehnlichen, noch jetzt in Ferrara vorhandenen Hause begnügen. Sein „Orlando furioso", der sich Bojardo's „Orlando innamorato" anschließt, und ohne diesen nicht in allen Theilen verstanden werden kann, ist ein vollendetes romantisches Epos von glänzender, unerschöpflich reicher Anmuth der Erzählung. Eine rege, stets neu und jugendlich aufstrebende, oft frivole Phantasie athmet durch das ganze Werk und schmückt es mit unverwelklichen Reizen. Dabei zeigt sich eine bewunderungswürdige Kunst in der Verkettung und Verflechtung der Episoden, welche der Dichter oft mit einer nicht zu verkennenden Schalkhaftigkeit abbricht, wieder anknüpft und so durcheinander schlingt, daß es schwer ist, den vollständigen Inhalt des aus 46 Gesängen bestehenden Gedichts anzugeben. Diese Eigenschaften gesellen A. den großen Meistern des Gesangs bei, und erwarben ihm unter seinen Landsleuten den Beinamen des Göttlichen. Außer diesem Epos besitzen wir von A. einige Lustspiele, Satiren und Sonette, ferner eine Sammlung lat. Gedichte, in denen sämmtlich mehr oder minder sein reiches Genie ausgeprägt ist. Im J. 1845 machte Giampieri, ein Bibliothekbeamter zu Florenz bekannt, daß er zu Argenta unweit Ferrara ein von A. eigenhändig geschriebenes Manuscript gefunden, welches ein zweites Heldengedicht desselben, den „Rinaldo ardito" enthalte. Dasselbe behandle, wie der „Orlando", den Kampf Karl's d. Gr. und seiner Paladine gegen die Sarazenen, und stehe jenem Meisterwerke auch innerlich würdig zur Seite. Das Manuscript sei indessen verstümmelt, und gebe vollständig nur den 3., 4. und 5., unvollständig den 2. und 6. Gesang, während das Ganze ursprünglich 12 Gesänge umfaßt habe. Bald erschien auch das Werk unter dem Titel: „Rinaldo ardito di L. Ariosto, frammenti inediti pubblicati sul manoscritto originale" (Florenz 1846). Die Kritik fand das Werk weder dem Genie nach der vollendeten Form, die A. sonst handhabt, angemessen, vermochte jedoch keine unzweifelhaften Beweise seiner Unechtheit beizubringen. Allerdings erwähnen auch die frühern Biographen A.'s von diesem Gedichte durchaus nichts. Dagegen gibt der Florentiner F. Doni in einem Bücherverzeichnisse von 1551 eine kurze Notiz über dasselbe, und G. Baruffaldi, ein Biograph A.'s aus der Mitte des vorigen Jahrh., will das Manuscript des „Rinaldo" sogar gesehen haben. Der „Orlando" wurde ins Deutsche übersetzt von Gries (5 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1844) und von Streckfuß (6 Bde., Halle 1818—26; neue Ausg., unter dem Titel: „Meisterwerke der ital. Dichtkunst", Halle 1841). Vgl. Fernow, „A. des Göttlichen Lebenslauf" (Zür. 1809). Die neueste ital. Ausgabe ist die von Vinc. Gioberti (2 Bde., Flor. 1846).

Ariovist, einer der ältesten deutschen Heerführer, berühmt durch einen Zug nach Gallien und durch einen mörderischen Kampf mit den Römern unter Julius Cäsar. Ums J. 72 v. Chr. nämlich riefen die Sequaner in Gallien die Deutschen am Rhein, um ihnen gegen die übermächtigen Äduer, ihre Nachbarn, Hülfe zu leisten. Derjenige, der zunächst diesem Hülferuf Folge leistete, war A., entsprossen aus einem edeln Geschlecht der Markomannen. Mit einer Heeresmacht von 15000 Deutschen ging er über den Rhein, gewann den Sieg, verlangte und erhielt

den dritten Theil des Landes, und lud seine Landsleute, die noch in der Heimat waren, ein, daß sie nachkommen und mit ihm das schöne Gallien beherrschen sollten. Die Zahl der Deutschen in Gallien stieg hierdurch bald auf 120000 Mann. Durch so große Überzahl mußten natürlich die gallischen Völkerschaften sich äußerst gedrückt fühlen, und um wieder völlig frei zu werden, wendeten dieselben sich an die unter ihnen seßhaften Römer, die damals von Julius Cäsar befehligt wurden. Dieser foderte den A. zu einer Unterredung auf. Als aber A. nicht erschien, ließ Cäsar an ihn den Befehl ergehen, fortan keinen Deutschen mehr ins Gallierland zu rufen, den Galliern ihre Geiseln zurückzugeben und dieselben in Zukunft nicht mehr zu bekriegen. A. wies diese Zumuthung stolz und mit kurzen Worten zurück. Cäsar zog nun gegen denselben zu Felde, und nöthigte ihn bei Vesontium, dem heutigen Besançon, zu einer Schlacht. Die Deutschen, denen ihre Weiber für diesen Tag Unglück verkündet hatten, unterlagen; nur Wenige retteten sich mit ihrem tapfern Führer über den Rhein in ihr altes Vaterland. Das Ende A.'s ist unbekannt.

Aristänetus von Nicäa, Zeitgenosse des berühmten Sophisten Libanius (s. d.), obwol von Andern in die zweite Hälfte des 5. Jahrh. gesetzt, kam 358 n. Chr. bei dem Erdbeben in Nikomedia um. Gewöhnlich wird er für den Verfasser einer Sammlung von 50 griech. erotischen Briefen in zwei Büchern gehalten, welche zwar nur briefliche Überschriften haben, aber sehr zierliche und doch kunstlose Erzählungen und Beschreibungen meist üppiger Gegenstände enthalten. Aus der einzigen bekannten, zu Wien befindlichen Handschrift gab dieselben zuerst Sambucus (Antw. 1566), dann Abresch (Zwoll 1749), der auch „Lectiones Aristaeneteae" (Zwoll 1749) schrieb, und Boissonade (Par. 1822) heraus. Ins Deutsche übersetzte sie Herel (Altenb. 1770).

Aristarchus von Samos, ein berühmter Astronom, zwischen 281 und 264 v. Chr., vereinigte theoretische und praktische Kenntnisse auf die seltenste Weise. Seine Werke sind sämmtlich verloren gegangen, bis auf eine kleine Schrift „Von der Größe und den Entfernungen der Sonne und des Mondes", zuerst lat. herausgegeben von Valla (Ven. 1488), dann griech. von Wallis (Orf. 1688). In dieser Schrift zeigt er die Methode, das Verhältniß der Entfernungen der Sonne und des Mondes von der Erde durch den Winkel zu bestimmen, welchen beide Gestirne in dem Auge des Beobachters zu der Zeit bilden, in welcher der Mond genau halb beleuchtet erscheint, und in welcher daher der Winkel an dem Monde ein rechter ist. Nach dem Zeugnisse der Alten bestimmte er den scheinbaren Durchmesser der Sonne auf 30 Minuten, und lehrte mit den Pythagoräern die kreisförmige Bewegung der Erde um die Sonne. Vitruvius nennt ihn noch als Erfinder einer concaven Sonnenuhr.

Aristarchus aus Samothrace, der berühmte alexandrinische Grammatiker, lebte zu Alexandria um 150 v. Chr., wo er eine eigene Schule der Grammatik und Kritik stiftete. Ptolemäus Philometor vertraute ihm die Erziehung seiner Kinder an. Er starb, an einer unheilbaren Wassersucht leidend, den freiwilligen Hungertod, 72 J. alt, in Cypern. Sein ganzes Leben war der Kritik griech. Dichter, besonders des Homer, gewidmet, dessen gegenwärtige Gestalt wir neben Aristophanes und seinem Gegner Krates Mallotes vorzüglich seinem Fleiß und Urtheil verdanken. Vgl. Lehr's „De Aristarchi studiis Homericis" (Königsb. 1833). Seine kritischen Bemerkungen sind in den Scholien zu Homer, besonders in den von Villoison herausgegebenen zerstreut. Die Strenge der Kritik des A. machte, daß man scharfsinnige und gelehrte, aber strenge Kunstrichter nach ihm Aristarche nannte.

Aristäus (griech. Aristaios), d. h. der Beste, ist der Name einer griech. Gottheit, die aus den ältesten Zeiten des griech. Götterlebens stammt, weithin über Griechenland verbreitet war, und deren Mythus daher ziemlich dunkel ist. Nach der gewöhnlichen Sage war A. ein Sohn des Apollo und der Cyrene, der Enkelin des Flußgottes Peneios in Thessalien. Dieselbe gebar den A. an der Küste von Libyen in Afrika, welche von ihr den Namen Cyrenaica erhielt. Hermes übergab das Kind den Horen, den Vorsteherinnen der bürgerlichen Cultur, zur Erziehung, oder nach einer andern Sage waren es die Nymphen Melissä (d. h. Bienen), die das Kind mit Nektar und Ambrosia großzogen, und ihn dann dem Chiron zur Erziehung überlieferten. Von Libyen ging A. nach Theben, wo er von den Musen in der Heil- und Wahrsagekunst unterrichtet wurde, und sich mit der Tochter des Kadmus vermählte. Nach dem unglücklichen Tode seines Sohns Aktäon wandte er sich nach der Insel Keos, wo er die Einwohner von einer großen Dürre des Landes befreite, indem er dem Zeus Ikmaios (d. h. dem Feuchtigkeitspendenden) Altäre errichtete. Von dort durchwanderte er die Inseln des Ägäischen Meers, Sicilien, Sardinien und Großgriechenland, überall die Spuren seines wohlthätigen Wirkens zurücklassend. Zuletzt ging er nach Thrazien zum Dionysos, in dessen Geheimcultus er eingeweiht ward. Ver-

züglich pries ihn das Alterthum als Pfleger der Bienenzucht (daher Melisseus genannt) und des Ölbaums, als Beschützer der Jäger (Agreus) und Hirten (Nomios). Virgil erzählt noch von ihm, daß seine Liebe zur Eurydice, der Gattin des Orpheus, dieser den Tod brachte, indem er sie bis zu einem Flusse verfolgte, wo sie von einer giftigen Schlange gebissen wurde. Zur Strafe verlor er seine Bienen; doch den Verlust ersetzten ihm neue Schwärme, die sich in den Leibern der von ihm geschlachteten Rinder nach neun Tagen erzeugten. Die spätere Kunst identificirt den A. oft mit den höhern Gottheiten Zeus, Apollo und Dionysos. — **Aristäus** oder **Aristeas**, der Prokonnesier genannt, ist eine ganz fabelhafte Persönlichkeit des Alterthums, die man etwa den Ewigen Juden des griech. Volksglaubens nennen könnte. Zuerst tritt A. als Lehrer des Homer auf. Später etwa im 8. Jahrh. v. Chr. wurde er in Prokonnesos, einer Insel im Marmorameere, geboren, und wanderte von Apollo begeistert zu den Issedonen im innern Asien, dann zu den Arimaspen, den goldbewachenden Greifen und den Hyperboreern. Er starb bei seiner Rückkehr in die Heimat; allein ein Reisender versicherte, A. sei ihm unterwegs begegnet und habe mit ihm gesprochen. Man suchte den A. hierauf in dem verschlossenen Hause, fand ihn aber weder lebend noch todt. Sieben Jahre darauf erschien er wieder und schrieb die „Arimaspeia", ein Gedicht in drei Büchern, das viele, von Herodot u. A. benutzte, geographische Notizen über die Völker des nördlichen innern Asiens enthielt, seinem Hauptinhalte nach aber wol theosophisch war. Hierauf verschwand er; doch 340 J. später sah man ihn wieder zu Metapontum im südlichen Italien, wo er den Einwohnern den Rath ertheilte, dem Apollo einen Altar, ihm aber eine Statue zu errichten, weil er den Apollo in Gestalt eines Raben begleitet habe, als jener ihre Stadt gegründet habe. Dann verschwand er. In den Streitigkeiten der ersten christlichen Kirche wurden von den Heiden die Sagen über A. den Wundern Jesu entgegengesetzt.

Aristeas ist eine sehr zweifelhafte Erscheinung in der griech. Literatur. Der gewöhnlichen Erzählung nach lebte er im 3. Jahrh. v. Chr. am Hofe des Ptolemäus Philadelphus, und erhielt von diesem den Auftrag, die 70 Männer aus Jerusalem zu holen, die nachher durch die griech. Übersetzung des Alten Testaments bekannt geworden sind. Den Ursprung und die weitere Geschichte dieser Übersetzung finden wir in einer eigenen Schrift mitgetheilt, die bereits im 1. Jahrh. n. Chr. bekannt war und von Schard (Bas. 1561) zuerst durch den Druck veröffentlicht wurde. Als den Verfasser derselben bezeichnete man früher jenen A.; doch hat die neuere und neueste Kritik dieselbe für das Machwerk eines alexandrinischen Juden, der jedoch noch v. Chr. gelebt haben muß, einstimmig erklärt. Die Absicht der Erfindung ist wahrscheinlich die Hebung des Ansehens der alexandrinischen Übersetzung.

Aristides, der Gerechte genannt, war des Lysimachus Sohn und stammte aus einer der angesehensten Familien Athens. Er war einer der zehn Anführer (Strategen) der Athener, als diese mit den Persern bei Marathon 490 v. Chr. zusammentrafen. Der bestehenden Einrichtung zufolge führte jeder Strateg in der Reihe einen Tag den Oberbefehl. Da aber A. den Nachtheil dieses Wechsels einsah, so bewog er die übrigen Strategen, daß jeder seinen Tag dem Miltiades abtrat, und durch diese Maßregel besonders ward die Schlacht gewonnen. Das Jahr darauf war A. Archon und erwarb sich in diesem Amte, wie auch später, die allgemeine Achtung. Doch wußte Themistokles (s. d.), dessen politischem Plane, Athen zur Seemacht zu bilden, er entgegen stand, es namentlich durch die Verbreitung des Gerüchts, A. strebe nach Alleinherrschaft, dahin zu bringen, daß dieser 483 v. Chr. durch den Ostracismus (s. d.) verbannt wurde. Man erzählt, daß ein gemeiner Bürger, der in der Versammlung, welche A.'s Verbannung aussprach, neben ihm stand, ohne ihn zu kennen, sich an ihn mit der Bitte wandte, ihm den Namen des A. auf eine Scherbe zu schreiben, wodurch er für dessen Verbannung stimmen wollte. „Hat dich A. beleidigt?" fragte dieser. „Nein", antwortete jener, „aber ich bin es müde, ihn stets den Gerechten nennen zu hören." A. unterwarf sich mit Würde dem Urtheil, und verließ die Stadt, indem er die Götter bat, sie möchten verhüten, daß je sein Vaterland diese Maßregel bereue. Als drei Jahre nachher Xerxes mit einem zahllosen Heere Griechenland angriff, eilte A., nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen, auf die Nachricht, daß die griech. Flotte bei Salamis von der pers. umzingelt sei, sogleich dahin, um Themistokles die ihm drohende Gefahr anzuzeigen. Gerührt vertraute ihm Themistokles, daß er sich dieses Gerüchts nur als einer Kriegslist bedient habe, um die Trennung der griech. Seemacht zu verhindern. Er ließ ihn Theil an dem Kriegsrathe nehmen, und da man auf den folgenden Tag zu schlagen beschloß, besetzte A. vorsorgend die kleine Insel Psyttalia, wo Diejenigen eine Zuflucht fanden, deren Schiffe während der Schlacht zu Grunde gingen. Nach dem Siege wurde das Verbannungsurtheil gegen ihn wieder aufgehoben.

Als im folgenden Jahre (479) Mardonius, der noch mit einem großen Landheer in Griechenland war, den Athenern Friedensanträge durch Alexander, König von Macedonien, machen ließ, verwarfen sie dieselben auf den Rath des A. sofort. In der Schlacht bei Platää befehligte er die Athener und trug viel zu dem Siege bei. Auf seinen Antrag ward 477 das Gesetz erlassen, welches die Schranken aufhob, wodurch ein Theil der Bürger bisher von den öffentlichen Ämtern und Würden fern gehalten worden war. Als Themistokles angekündigt hatte, daß er einen für die Republik sehr wichtigen Plan habe, den er aber nicht in öffentlicher Versammlung bekannt machen könne, beauftragte man A., sich mit ihm darüber zu berathen. Der Plan war, die sämmtlichen in einem benachbarten Hafen versammelten Schiffe der Griechen zu verbrennen, um den Athenern die Herrschaft auf dem Meere zu sichern. A. sagte dem Volke, daß nichts vortheilhafter, aber auch nichts ungerechter sei als des Themistokles Plan, und man verwarf ihn ohne Weiteres. Da um das J. 475 der Übermuth des Pausanias die Bundesgenossen zu der Weigerung, den Spartanern ferner zu gehorchen, veranlaßte und demnach Athen die Hegemonie zur See erhielt, ward dem A. die Ordnung der hierauf bezüglichen Verhältnisse übertragen. Um die Kosten des Kriegs gegen die Perser bestreiten zu können, bewog er die Griechen zu einer Abgabe, die an gemeinschaftlich ernannte Beamte entrichtet und zu Delos aufbewahrt werden sollte. Man gab ihm, im vollen Vertrauen auf seine Redlichkeit, den Auftrag, die Vertheilung zu machen, und A. erwarb sich auch bei diesem Geschäft den Beifall Aller. Er starb in hohem Alter, 468 v. Chr., so arm, daß er auf öffentliche Kosten begraben werden mußte. A. hinterließ zwei Töchter, welche der Staat, um die Verdienste des Vaters in ihnen zu ehren, ausstattete, und einen Sohn, welchem 100 Minen in Silber (etwa 2140 Thlr.) und eine Baumpflanzung geschenkt wurden.

Aristides (Älius), aus Mysien, ein Rhetor oder Sophist des 2. Jahrh. n. Chr., ist berühmt durch seine Reisen in Asien, Griechenland, Italien und Ägypten bis Äthiopien. Als 178 ein Erdbeben die Stadt Smyrna zerstört hatte, bewirkte er durch seine Beredtsamkeit beim Kaiser Antoninus eine reichliche Unterstützung zum Wiederaufbau, wofür ihm die Einwohner eine eherne Statue und den Namen eines Erbauers von Smyrna zuerkannten. Als Redekünstler strebte er die alten Muster nachzuahmen. Wiewol er in Erfindung und Ausdruck die Fehler der spätern Sophisten hat, so fehlt es ihm doch nicht an eigenthümlicher Kraft und Schönheit. Das Alterthum bewunderte den Reichthum, die sinnreiche Ausbildung und die Stärke seiner Beweisgründe. Wir besitzen von ihm, mit der später von Morelli aufgefundenen Rede gegen den Leptines und der von Mai entdeckten Rede gegen Demosthenes, deren Echtheit aber Foß (Altenb. 1842) bestreitet, gegenwärtig 55 Reden und Declamationen und eine theoretische Schrift über öffentliche und einfache Beredtsamkeit. Die neueste vollständige Ausgabe ist von W. Dindorf (3 Bde., Lpz. 1829) und Walz in den „Rhetores graeci" (Stuttg. 1832); „Scholia" gab Frommel heraus (Fkf. 1828).

Aristides aus Milet, lebte wahrscheinlich im 1. oder 2. Jahrh. v. Chr., und schrieb die sogenannten „Milesischen Geschichten". Es waren dies fortlaufende Erzählungen, freie Producte der Phantasie, deren Schauplatz das reiche und üppige Milet war, in der Art unserer Romane und Novellen. Sie waren sehr lasciven Inhalts, wurden aber im Alterthume viel gelesen, und von Sisenna im 1. Jahrh. v. Chr. ins Lateinische übersetzt; doch hat sich weder vom griech. Original noch von dieser lat. Übersetzung irgend etwas erhalten.

Aristipp, der Stifter einer berühmten philosophischen Schule unter den Griechen, die nach seiner Vaterstadt Cyrene in Afrika die cyrenaische genannt ward, lebte um 380 v. Chr. Von seinem begüterten Vater nach Olympia geschickt, hörte er von Sokrates erzählen und ward so begierig, sein Schüler zu werden, daß er sogleich nach Athen eilte. Die speculative Philosophie und die mathematischen Wissenschaften achtete er gering; in der Moral aber machte er, seiner heitern Gemüthsart folgend, einen durch Bildung veredelten Genuß zum Gegenstand des Strebens, und faßte dabei des Sokrates Lehre nicht nur einseitig, sondern sogar unrichtig auf. Seine Hauptsätze waren: Alle Empfindungen des Menschen lassen sich auf Vergnügen und Schmerz zurückführen; sie sind die einzigen Kriterien des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Das Vergnügen ist eine sanfte, der Schmerz eine heftige Bewegung; alle lebendige Wesen suchen das Erstere und vermeiden das Letztere. Die Glückseligkeit ist nichts Anderes als ein fortdauerndes, aus einzelnen Vergnügungen zusammengesetztes, dabei aber weder eine rüstige Thätigkeit noch ein besonderes Maß ausschließendes Vergnügen, und da es das Ziel aller menschlichen Bestrebungen ist, so soll man sich keiner Art des Vergnügens entziehen. Sokrates, der diese Lehren nicht billigte, stritt mit ihm oft darüber. A. machte mehre Reisen nach Sicilien und fand dort bei Dionys die wohlwollendste Aufnahme. Zu Korinth lockten ihn die Reize der berühmten

...in große Vertraulichkeit trat. Als man ihm vorwarf, daß er für ein Weib so ...welches sich dem Diogenes unentgeldlich ergebe, antwortete er: „Ich be... ...ſt gewähren, nicht, daß sie sie Andern versagen soll." Zu einer ... sie nicht mich." Es ist nicht wahrscheinlich, daß A., wie ...Rückkehr zu Athen eine Schule eröffnet habe. Seine ... von seinem Enkel, Aristipp dem Jüngern (Me... ...ndere das Vermögen in der Sinnenanregung für ...folgenden Cyrenaiker bildeten diese Genußlehre aus ...t. Wann A. gestorben, ist unbekannt. Seine Schrif... ...storisch-philosophischer Roman: „Aristipp und einige ...nziehende Schilderung des Lebens und der in Ausübung ...ig sinnlichen Philosophen, der durch jenes Ziel und durch ...i geraden Widerspruche mit Antisthenes und der cynischen ...rte des A. nannte man seine Anhänger auch Cyrenaiker (s. d.) ...yrenaica" (Gött. 1842).

...rinischer Jude unter Ptolemäus Philometor, um 175 v. Chr., ...nd zur peripatetischen Schule gerechnet wird. Die Kirchenväter stellen ...fter der jüdischen Philosophie zu Alexandrien dar. Sein Hauptwerk ...prache, besonders von Clemens von Alexandria und Eusebius oft er... ...ge Bruchstücke untergegangen. In diesen Bruchstücken wurde indeß schon ...heim u. A. ein merkwürdiges, geschichtlich auch für die Kirche sehr bedeu... ...ynt und später von Valckenaer in der Abhandlung „De Aristobulo Judaeo" von Luzac, Leyd. 1806) nachgewiesen. Eine Menge theologischer Stellen der ...Dichter, des Linus, Musäus, Orpheus, Homer und Hesiod, deren sich auch die ...r häufig und bedeutungsvoll bedienten, werden nämlich bald unter den Namen jener bald, namentlich bei Eusebius, unter dem des A. citirt. Da nun die Unechtheit jener ...i überhaupt und längst schon eingeleuchtet hatte, indem sie zum Theil in Formeln des Al... ...estaments und durchaus nicht in antik-griech. Weise von der Gottheit sprechen, so lag es ...r nahe, daß man dem A. eine Fälschung beimaß, dergleichen in der spätern Zeit wiederholt vorkamen. Der Zweck des ganzen Werks war kein anderer, als darzuthun, daß die heil. Schriften des Alten Testaments in Hinsicht der Weisheit den Werken der Griechen nicht nur nicht nachständen, sondern sogar die Quelle derselben seien. Dasselbe suchte, jedoch ohne sich der Zeugnisse des A. zu bedienen, zuerst Tatian im 2. Jahrh. in seiner „Rede an die Heiden" auszuführen.

Aristogiton, s. Harmodius.

Aristokratie, aus dem Griechischen, bezeichnet dem Wortsinne nach die Herrschaft oder Regierung der Bessern oder Besten, der Gebildetsten und Tugendhaftesten. So nimmt auch Plato den Begriff in seiner „Republik". Thatsächlich aber verstand man schon in den antiken Staaten unter Aristokratie die Herrschaft einer durch äußere Umstände, namentlich durch vornehme Geburt begünstigten Minorität. Im weitesten Sinne faßt man den Begriff der Aristokratie, wenn man ihn der Demokratie (s. d.) gegenüber stellt. Die Letztere beruht auf völlig politischer Gleichheit, und Alles, was diese unterbricht, ist aristokratisch. Auch das Repräsentativsystem wird somit zu einer aristokratischen Institution. Es kann die Verfassung aristokratisch sein, was die Aristokratie als eigentliche Staatsform gibt, wie auch die Verwaltung, die sich nicht nur in Monarchien, sondern auch in Demokratien aristokratisch geregelt vorfindet. Die Aristokratie geht in Oligarchie über, wenn ein kleiner Kreis von Individuen oder Familien der Gewalt sich ausschließlich bemächtigt und für seine Sonderzwecke ausbeutet, und in Timokratie, wenn die Reichen die Herrschaft an sich reißen oder ausschließenden Einfluß auf die Regierung haben. Aristokratisch im engern Sinne des Worts ist das Wesen des Staats überhaupt, und es fragt sich nur, wie die Aristokratie geordnet werden könne, um ihren Zweck, Leitung des Volks nach den Bedürfnissen seiner vernünftigen Natur, zu erreichen. In dieser Beziehung müssen wir Zweierlei unterscheiden, welchen sich ein Drittes, das zwar im Staate nicht öffentlich anerkannt ist, aber doch sehr thätig wirkt, beigesellt. Wir müssen nämlich unterscheiden die eigentliche Regierung als Lenkerin des Gesammtwillens, und die Gesetzgebung als Organ der Volkseinsichten, von welchen abhängt, was als vernünftiger Wille des Volks gelten könne. Das Dritte besteht in dem herrschenden Geiste desjenigen Theils der bürgerlichen Gesellschaft, welcher durch seine zufälligen Verhältnisse, Familienverbindungen u. s. w. sowol auf die Grundsätze, nach welchen

die Regierung sich bildet und wirkt, als auf die Meinungen, von welchen die Gesetzgebung sich leiten läßt, den meisten Einfluß übt. Durch dieses Dritte wird ein aristokratisches Princip auch in solche Staatsverfassungen gebracht, welche dem Gesetze nach eine vollkommene Gleichheit aller Bürger aussprechen.

An und für sich ist der aristokratische Einfluß selbst bei demokratischer Verfassung ebenso tief im Wesen des Staats gegründet, ebenso untadelhaft, aber auch ebenso großen Verirrungen und Verderbnissen ausgesetzt, als diejenige Aristokratie, welche die Grundlage des Staats überhaupt ausmacht. Die Aristokratie ist eine ideale, wenn sie die Weisesten und Besten des Volks zu Regierern und Gesetzgebern erwählt. Eine solche würde aber einen Zustand der Völker voraussetzen, welcher in seiner höchsten Vollendung unerreichbar. Obgleich die Völker die Annäherung an einen solchen Normalzustand immer als ihr höchstes Ziel betrachten müssen, so sind doch diejenigen Einrichtungen sicherlich falsch berechnet, welche denselben als bereits vorhanden voraussetzen. Daher waren die Versuche, den Staat auf eine solche ideale Aristokratie zu gründen, zu allen Zeiten vergeblich. Diese Versuche führten desto schneller zum Verderben, je weiter das Volk von jener höchsten sittlichen Reife entfernt war. Man muß sich vielmehr mit einer approximativen Aristokratie begnügen, deren Grundprincip darin besteht, gewisse allgemeine Qualificationen aufzustellen, mit welchen, der Erfahrung nach, eine höhere Einsicht und ein reinerer Wille verknüpft ist. Nach dem verschiedenen Stande der Volkscultur muß diese Aristokratie auch auf sehr verschiedenen Grundlagen bestehen. Sie wird bei dem gewaltsamen Zusammenschmelzen mehrer Völker sich eine Zeit lang bei dem Stamme der Sieger erhalten. Sie wird dann auf Diejenigen übergehen, welche als Lehrer und Wohlthäter von dem dankbaren Volke wie Wesen höherer Art geehrt werden. Sie wird im Fortgange der Volksentwickelung sich mit Amt und Besitz verknüpfen. Sie wird sich endlich wieder blos an die Macht des Geistigen, an wirkliche bessere Einsicht, an erprobte Tüchtigkeit binden.

Ein sogenanntes historisches Princip, kraft dessen eine Aristokratie behauptet werden soll, ist gegen Vernunft und Natur. So lange das siegende Volk auch das kräftigere, kriegskundigere, so lange die höhern Einsichten und Kenntnisse ein ausschließliches Eigenthum eines besondern Standes sind, so lange die Nation in Freie und Dienstbare getheilt ist, und unter jenen wieder ein Theil sich im alleinigen Besitz vorzüglicher Eigenschaften, aus welchen vorzügliche Rechte von selbst folgen befindet, so lange besteht auch diese sogenannte Aristokratie. Sobald aber jene Unterscheidungen nach dem natürlichen Gange der Dinge allmälig verschwinden, müssen auch die darauf gebauten aristokratischen Einrichtungen ihre Haltung verlieren; dieselben werden dann den Völkern unerträglich, und je größere Kräfte für ihre Aufrechterhaltung in die Schranken treten, desto verheerender, heftiger, verderblicher für beide Theile wird der Kampf, dessen unausbleibliches Resultat doch nur der Fall jener Einrichtungen sein kann. Es ist unmöglich, weil es unnatürlich, daß die größere geistige Kraft und Bildung auf die Dauer der geringern unterthan sei, und Alles, was die geistige Bildung fördert und hebt, Wohlstand und Reichthum, selbst die Fertigkeit im Waffenspiel und Muth, sind nur die Folgen einer schon entwickelten geistigen Kraft. Vernunftwidrig wird daher die Aristokratie, oder sie artet in Oligarchie aus, sobald sie die rechtlichen Vorzüge behaupten will, ohne die natürlichen und moralischen zu besitzen; sobald sie vererben will, was nur durch eigene Anstrengung erworben werden kann. Deshalb ist auch der gegen eine verderbte Aristokratie gerichtete Geist, der jederzeit in dem Maße hervorbricht, als diese sich geltend machen will, weder ein antimonarchischer, noch ein wirklich antiaristokratischer. Er ist vielmehr der Monarchie günstig, indem er in dieser einen viel kräftigern Schutz gegen die Oligarchie zu finden hofft, als in der Aristokratie, die leicht zur Oligarchie oder Tyrannei führt. Dieses beweist die Erfahrung aller Zeiten, indem sich die Völker sehr oft der unbeschränkten Alleinherrschaft in die Arme geworfen haben, wie in Rom, in England unter Richard II., in Dänemark 1661, in Schweden 1671 u. s. w., um dem Drucke der Oligarchie zu entgehen. Über den Charakter, die Gestaltung, die Stellung u. s. w. der verschiedenen aristokratischen Grundelemente in der Geschichte und unter den verschiedenen Staatsformen s. die betreffenden Artikel dieses Werks, wie **Adel**, **Pairie**, **Senat**, **Bureaukratie**, **Bourgeoisie**, **Repräsentativsystem**, **Monarchie**, **Demokratie** u. s. w.

Aristolochia, Osterluzei, eine Gattung der Familie der Asarineen. Die Aristolochien sind meist den Tropenländern eigen. In Deutschland gibt es nur eine einheimische Art, die gemeine Osterluzei (A. clematitis), mit aufrechtem, kahlem, gerilltem Stengel, langgestielten, herznierenförmigen, adernervigen dunkelgrünen Blättern, gestielten zu sieben im Blattwinkel gehäuften Blüten, und etwa einen Zoll langer, schmutziggelber Kelchröhre. Sie wächst vorzüglich

in Weinbergen, Hecken, an Ackerrändern und ähnlichen Standorten bis etwa zum 50. Breitengrade. Ihre langen, ästigen Wurzelstöcke, von unangenehmem Geruch und Geschmack, dienten ehemals als Heilmittel. Die großblätterige Osterluzei (A. sipho), ein 15—30 F. hoher, kletternder Strauch, mit fußbreiten, schön grünen Blättern, wird bei uns häufig zu schattigen Lauben gezogen. Die Blüten, welche einzeln oder zu zweien an langen Stielen hängen, tragen eine aufwärts gekrümmte an der Basis kugelig aufgeblasene, mit rothbraunen Adern durchzogene Kelchröhre, welche einige Ähnlichkeit mit einem Pfeifenkopf besitzt. Man nennt diese Osterluzei deshalb auch wol Pfeifenstrauch. Sie stammt aus Nordamerika. Eine andere Art, die in den Gebirgswäldern von Nordamerika wächst, die A. serpentaria, liefert die virginische Schlangenwurzel, welche als Mittel gegen den Biß der Klapperschlange und gegen fieberhafte Krankheiten angewandt wird. Die tropischen Arten zeichnen sich durch Schönheit und sonderbare Gestalt der Blüten aus. Sie werden bei uns theilweise als kostbare Zierpflanzen in Treibhäusern gezogen.

Aristophănes, der einzige Lustspieldichter der Griechen, von dem wir ganze Stücke besitzen, war der Sohn eines gewissen Philippus und von Geburt ein Athener. Als Dichter trat er in dem 4. Jahre des Peloponnesischen Kriegs, 427 v. Chr. auf und wurde, da er sich einige Scherze auf den damals mächtigen Demagogen Kleon erlaubt hatte, von diesem angeklagt, den Titel eines atheniensischen Bürgers unrechtmäßigerweise angenommen zu haben. Er vertheidigte sich vor Gericht blos mit den Versen Homer's:

Meine Mutter die sage's, er sei mein Vater; doch selber
Weiß ich's nicht; denn von selbst weiß Niemand, wer ihn gezeuget.

Dieselbe Klage wurde noch zwei mal gegen ihn erneuert und jedesmal wußte er sie zu entkräften. An Kleon rächte er sich in der Folge durch sein Lustspiel „Die Ritter", in welchem er selbst die Rolle des Kleon spielte, da kein Schauspieler den Muth dazu hatte. Dieses Wenige wird uns von A.'s Leben erzählt, den die Alten vorzugsweise den Komiker, wie Homer den Dichter, nannten. Von 54 Lustspielen, die er schrieb, besitzen wir noch elf: „Die Acharner", „Die Ritter", „Die Wespen", „Der Friede", „Die Vögel", „Die Weiber am Feste der Thesmophorien", „Lysistrata", „Die Frösche", „Die Weiber in der Volksversammlung" und „Plutus". Diese Reliquien sind ohne Zweifel die Blüte der alten Komödie. Um aber ihren politischen Reichthum zu genießen, bedarf es eines mit den Sitten und Ansichten des Alterthums sehr vertrauten Lesers. Einem solchen werden ihr zierlich reiner Atticismus, die Gewandtheit und Sorgfalt in der Anlage und Ausführung und andere Vorzüge der Form, durch welche A. sich den Ruhm der Meisterschaft erworben hat, nicht entgehen. Sein Witz und seine Laune sind ebenso unerschöpflich, wie seine Kühnheit ohne Grenzen. Die Griechen waren von der Feinheit und Anmuth seiner Stücke bezaubert, und der Komiker Plato sagte, die Grazien hätten sich seinen Geist zur Wohnung ausersehen. Die neuere Zeit freilich, mit ihren Begriffen von Anständigkeit, möchte A. lieber mit Goethe den ungezogenen Liebling der Grazien nennen. Er bediente sich der Allegorie, politische Gegenstände, Laster und Thorheiten seiner Zeit anzugreifen. In politischem und moralischem Sinne ist er ein strenger Verfechter alter Zucht, Sitte, Lehre und Kunst, daher seine Ausfälle gegen Sokrates oder eigentlich gegen die sophistischen Grübeleien jener Zeit in den „Wolken" und gegen Euripides in den „Fröschen" und andern Komödien. Die Freiheit der alten Komödie erlaubte auf diesem Felde der persönlichen Satire das Unglaubliche, und A.'s Kühnheit und Phantasie machte einen so großartig ausgelassenen Gebrauch von derselben, daß nichts Göttliches und Menschliches, wo es irgend eine Blöße darbot, ungezüchtigt blieb. Selbst das atheniensische Volk scheute und schonte er so wenig, daß er es auf eine höchst herabsetzende Weise in seinem alten Demos darstellte. Unaufhörlich wirft er ihm Wankelmüthigkeit, Leichtsinn, Liebe für Schmeicheleien, thörichte Leichtgläubigkeit und Neigung zu überspannten Hoffnungen vor. Statt darüber erzürnt zu sein, belohnten ihn die Athener mit einem Kranze vom heiligen Ölbaum, eine damals außerordentliche Ehrenbezeigung. Diese ungemessene Freiheit war aber auch überhaupt der Charakter des alten Lustspiels, welches man lange als eine Stütze der Demokratie betrachtete, bis dasselbe nach dem Peloponnesischen Kriege mehr eingeschränkt wurde. Im J. 338 v. Chr. wurde durch ein Gesetz verboten, Jemanden auf der Bühne zu nennen. Damals lieferte A. unter dem Namen seines ältesten Sohnes den „Kokalus", ein Stück, in welchem ein junger Mensch ein Mädchen verführt, und, nachdem er ihre Abkunft entdeckt, sie heirathet. Mit diesem Lustspiel, kann man sagen, beginnt die neuere Komödie. A., der damals schon sehr alt war, scheint bald nachher gestorben zu sein. Wie in allem Formellen war A. auch ein Meister im Versbau, und eine Gattung des anapästischen Verses wird nach ihm benannt (Tetrametri catalectici Aristophanici). Das Grundschema desselben ist folgendes: ⏑⏑ — ⏑⏑ — | ⏑⏑ — ⏑⏑ — ‖ ⏑⏑ — ⏑⏑ — | ⏑⏑ — — |.

Dieser Vers wird mit großem Glücke bei der leidenschaftlichen, aufgeregten Rede angewendet. Vgl. Rötscher, „A. und sein Zeitalter" (Berl. 1833). Unter den Ausgaben des A. sind außer den frühern von Küster und Bergler, vorzüglich zu nennen die von Brunck (3 Bde., Straßb. 1781—83), die von Invernizzi aus der vorzüglichsten Handschrift zu Ravenna unter der Aufsicht Beck's (Lpz. 1794) begonnene, vom siebenten Bande an von W. Dindorf fortgeführte und mit dem 13. Bande (1826) vollendete, die von Bekker (5 Bde., Lond. 1829) und von Dindorf (Par. 1838). Unter den einzeln herausgegebenen Stücken nennen wir nur den „Plutus" von Hemsterhuis (Harlingen 1744 und Leipz. 1811), „Die Wolken" von Hermann (Lpz. 1799 und 1830) und von Reisig (Lpz. 1820), „Die Wespen" von Hirschig (Leyd. 1847), „Die Thesmophoriazusen" von Fritzsche (Lpz. 1838) und Thiersch (Halberst. 1832) und „Die Frösche" von Fritzsche (Zürich 1845). Einzelne Stücke sind übersetzt von Wieland im „Attischen Museum", von Welcker (2 Bde., Gieß. 1810); „Die Wolken" von Wolf (Berl. 1812); „Sämmtliche Werke" von J. H. Voß (3 Bde., Braunschw. 1821), von Droysen (3 Bde. Berl. 1835—38), und von Müller (3 Bde., Lpz. 1843—46). Eine Sammlung der für das Verständniß des A. äußerst wichtigen alten Scholien besorgte Dübner (Par. 1842).

Aristophănes von Byzanz, einer der ausgezeichnetsten Grammatiker und Kritiker unter den Ptolemäern, um 264 v. Chr., war ein Schüler des Zenodotus, der Lehrer des Aristarch und Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek. Ihm wird die Erfindung der Accente und der Interpunctionszeichen zugeschrieben. Er verfertigte mit Aristarch den Kanon, d. h. das Verzeichniß der ausgezeichnetsten griech. Schriftsteller aller Fächer, welche vor den andern gelesen, erklärt und abgeschrieben werden sollten. Ein Hauptverdienst aber erwarb er sich um die Kritik und Erklärung der Homerischen Gedichte. Seine Schriften sind bis auf ein kleines Bruchstück, das Boissonade (Lond. 1829) herausgab, verloren gegangen.

Aristotĕles, einer der berühmtesten Philosophen Griechenlands und Stifter der Peripatetischen Schule, wurde 384 v. Chr. zu Stagira geboren, einer macedonischen Stadt an der Mündung des Strymon, daher er häufig der Stagirit genannt wird. Nikomachus, sein Vater, rühmte sich, von Machaon, dem Sohne des Äsculap, zu stammen; Phaëstis, seine Mutter, war ebenfalls von edeler Abkunft. Der Vater, welcher Leibarzt des Königs Amyntas war, bestimmte den Sohn für dieselbe Laufbahn und unterrichtete ihn vielleicht selbst in der Arzneikunde und in der mit ihr verbundenen Philosophie. Ohne Zweifel verdankte er seiner ersten Erziehung die Neigung zur Naturgeschichte, als deren Schöpfer er anzusehen ist, da er zuerst genaue Beobachtungen im größern Umfange machte. Nach dem Tode seiner Ältern ging er nach Atarna in Kleinasien zu einem gewissen Proxenus, der während der kurzen Zeit, in der sich A. bei ihm aufhielt, viel zu seiner Bildung beitrug. In seinem 17. Jahre kam er nach Athen, wo er sich gegen 20 Jahre aufhielt. Hier hörte er den Plato, und studirte rastlos dessen Schriften. Wahrscheinlich verfaßte er auch schon jetzt einige philosophische Werke, deren Ruf bis zu Philipp von Macedonien drang. Mehre spätere Schriftsteller berichten, daß kurze Zeit vor Plato's Tode A. mit diesem gebrochen und sogar eine Schule errichtet habe, um mit der Platonischen zu wetteifern. Eine gewisse Spannung mag zwischen Beiden eingetreten sein, aber zu einem offenen Zwiespalt kam es nie. A. spricht überall in seinen Werken mit Hochachtung von Plato, wenn auch als Kritiker. Als nach Jenes Tode die Athener Philipp den Krieg erklärt hatten, verließ A. Athen und begab sich nach Atarna, wo sein Freund, der Eunuch Hermias, die Herrschergewalt ausübte. Bald darauf gerieth indeß Hermias durch Verrath in die Gewalt des Artaxerxes, der ihn tödten ließ. A., bekümmert über das unglückliche Schicksal seines Freundes, dichtete auf ihn eine Hymne, heirathete dessen Nichte und scheint hierauf einige Zeit zu Mitylene gelebt zu haben. Um 343 v. Chr. berief ihn Philipp an seinen Hof, um ihm die Erziehung des damals 13jährigen Alexander zu übertragen. Nach Andern jedoch soll ihn Alexander erst bei Gelegenheit einer dem A. von den Athenern übertragenen Gesandtschaft kennen gelernt haben. Wenn wir darauf achten, wie Alexander sich in den ersten Jahren seiner Regierung wahrhaft groß bewies, wie er, so lange die Schmeichelei ihn nicht verderbt hatte, seine Leidenschaften beherrschte, wie er stets Künste und Wissenschaften werth hielt, so gibt dies einen schönen Beweis für des A. Grundsätze, als Erzieher Alexander's. Vater und Sohn belohnten die Verdienste eines solchen Lehrers. Philipp stellte das zerstörte Stagira wieder her und ließ daselbst eine Schule, das Nymphäum, errichten, wo A. lehren sollte. Aus Dankbarkeit feierten die Stagiriten jährlich ein Fest, das sie **Aristotelia** nannten.

Es scheint gewiß, daß, nachdem Alexander den Thron bestiegen, A. wenigstens noch ein Jahr bei ihm zugebracht habe, dann soll er sich nach Athen begeben haben. Ammonius jedoch, der Biograph des A., sagt, daß A. seinem Zöglinge auf einem Theile seiner Züge gefolgt sei, und

wirklich ist dies nicht unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, wie viele fremde Thiere er so genau beschreibt, daß er sie selbst zerlegt haben muß. Hierauf mag er einige Zeit im Nymphäum gelehrt haben. Erst gegen 331 kam A., bereichert mit den nöthigen Materialien für seine treffliche „Geschichte der Thiere", nach Athen zurück, wo er nun eine Schule der Philosophie in dem Lyceum, einem Gymnasium unfern der Stadt, errichtete. Zwei mal täglich begab er sich dahin. Der Vormittag war seinen vertrautern Schülern gewidmet; Abends ließ er alle Diejenigen zu, welche ihn zu hören wünschten, indem er, für Alle verständlich und faßlich, von solchen Gegenständen sprach, die mehr das Leben selbst berühren. Jene Vorträge wurden esoterische oder akroamatische, d. h. streng wissenschaftliche, diese exoterische genannt. Entweder von seiner Gewohnheit, einen Theil seiner Vorträge im Auf- und Abgehen (griech. peripatein) zu halten, oder von dem Orte, wo er sie hielt, einem schattigen Gange des Lyceums, erhielt seine Philosophie, sowie die seiner Schüler den Namen der Peripatetischen, die letztern selbst den Namen Peripatetiker. Alexander unterstützte übrigens die ausgebreiteten Studien des A. selbst von Asien aus und schenkte ihm 800 Talente (über 1 Mill. Thlr.) als Belohnung seiner Verdienste. Später nahm er gegen seinen Lehrer eine feindliche Gesinnung an, und als er starb, verbreitete sich die übrigens unbegründete Sage, daß A. zu dessen angeblicher Ermordung mitgewirkt habe. Als die Athener, in der Hoffnung, sich noch einmal an die Spitze Griechenlands zu stellen, dasselbe gegen Macedonien zu bewaffnen suchten, griff die antimacedonische Partei in Athen den A. an, und wurde dabei von seinen zahlreichen Feinden unterstützt. Um nicht einer Anklage wegen Gottesleugnung zu unterliegen, verließ er Athen mit der auf die Verurtheilung des Sokrates sich beziehenden Äußerung, daß er den Athenern einen zweiten Frevel an der Philosophie ersparen wolle. Mit seinen meisten Schülern flüchtete er sich nach Chalcis auf Euböa zu Verwandten, wo er 322 v. Chr. starb.

Die Todesart A.'s ist ungewiß. Nach Einigen war sein Tod die natürliche Folge eines Magenleidens, nach Andern nahm er Gift, um sich den Folgen seines Processes in Athen zu entziehen, nach noch Andern stürzte er sich mit den Worten: „Fasse mich, weil ich dich nicht fassen kann", in den Euripus. Sein persönlicher Charakter ist sehr verschieden beurtheilt worden; von einem gewissen eiteln Ehrgeiz scheint er nicht ganz freigesprochen werden zu können. Er hatte bei seinem Leben manche seiner Schriften nicht bekannt gemacht; die Handschriften derselben erbte mit der ganzen Bibliothek des A. sein Schüler Theophrastus, in dessen Familie sie blieben. Die Erben verweigerten den Verkauf derselben dem Ptolemäus Philadelphus und verbargen sie auch vor dem König von Pergamus in einem Keller, wo sie durch Nässe und Würmer zum Theil zerstört wurden. Endlich kaufte sie Apellikon von Teos, mit dessen Bibliothek sie unter Sulla nach Rom kamen. Hier wurden sie nach einer Copie des Freigelassenen Tyrannion von Andronikus aus Rhodus in Pragmatien geordnet und von neuem durchgesehen. So lautet wenigstens die von mehren Alten, namentlich Strabo, erzählte Sage, aus welcher man sich den verderbten Zustand seiner Schriften begreiflich machen wollte. Neuere, wie Brandis, Kopp und Stahr, haben diese Sage mit Recht bezweifelt. Die zahlreichen Schriften des A. umfassen beinahe das ganze Gebiet des damals zugänglichen Wissens, welches er namentlich von der empirischen Seite selbst bedeutend erweitert hat. Schöll in der „Geschichte der griech. Literatur" theilt sie ein in die Classen: Logik („Organon"), Metaphysik, Psychologie und Physiognomik, Rhetorik, Poesie und Poetik, Ethik, Politik, Mathematik, Physik, Naturgeschichte (das Hauptwerk des Alterthums über die Geschichte der Thiere), Ökonomik, geschichtliche Werke und Briefe. Für uns ist ein großer Theil der wichtigsten Werke verloren gegangen. Am meisten ist der Verlust der „Politien", d. h. des Werks über 158 alte Staats- und Gesetzverfassungen, zu beklagen, das man mit der noch vorhandenen „Politik" in acht Büchern nicht verwechseln darf. Eine große Menge anderer Schriften ist dem A. untergeschoben worden. Sämmtliche Werke wurden herausgegeben zuerst durch Aldus Manutius (Vened. 1495—98), dann von Sylburg (5 Bde., Frankf. 1587), Casaubonus (Leyd. 1590), Duval (Par. 1639 u. öfter). Von der zweibrückener Ausgabe, welche von Buhle besorgt wurde, erschienen blos 5 Bände (1791—1800). Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin veranstaltet eine neue Ausgabe durch Bekker, auf Vergleichung der besten Handschriften begründet, und es sind bis jetzt 4 Bände Text (Berl. 1831), lat. Übersetzung und Auszüge aus den alten Commentatoren, die Brandis besorgt hat, enthaltend, geliefert worden. Unter den Ausgaben einzelner Schriften nennen wir außerdem das „Organon" von Waitz (Gotha 1845); die „Rhetorik" von Spengel (Lpz. 1844); die „Poetik" von Hermann (Lpz. 1802), Gräfenhan (Lpz. 1821) und Ritter (Köln 1839); die „Ethik" von Zell (Heidelb. 1820) und Korais (Par. 1822); die „Politik" von Schneider (Fkf. 1809), Korais (Par. 1821) und Göttling (Jena 1824); die „Thiergeschichte" von Schneider (Lpz. 1811);

die „Metaphysik“ von Bonitz (Bonn 1848) und Schwegler (Tüb. 1847); die „Bücher von der Seele“ von Trendelenburg (1835); die „Meteorologie“ von Ideler (1834), wie sich denn überhaupt in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit auf die Aristotelischen Schriften gesteigert hat. Übersetzt wurden das „Organon“ von Zell (5 Bdchn., Stuttg. 1836—40); die „Metaphysik“ von Hengstenberg (Thl. 1, Bonn 1824); die „Rhetorik und Poetik“ von Knebel (Stuttg. 1840); die „Physik“ von Weiße (Lpz. 1829); die „Naturgeschichte der Thiere“ von Strack (Frkf. 1816); die „Ethik“ von Grave (2 Thle., Bresl. 1798—1806), und die „Politik“ von Garve (2 Thle., Bresl. 1749—1802) und von Lindau (Öls 1843). Vgl. Stahr „Aristotelia“ (2 Bde., Halle 1830), Michelet, „Examen critique de l'ouvrage d'Aristote intitulé Métaphysique“ (Par. 1836), Ravaisson, „Essai sur la métaphysique d'Aristote“ (Par. 1837).

Aristotelische Philosophie. Die Philosophie des Aristoteles, auch die Peripatetische Philosophie genannt, welche die frühern philosophischen Versuche der Griechen zu einer Art Abschluß brachte, hat auf die folgenden Jahrh. einen größern Einfluß gehabt, als die irgend eines andern Denkers; dieselbe wurde aber den Ansichten späterer Zeitalter so vielfach accommodirt, daß erst die letzten Jahrzehnde angefangen haben, aus den eigenen Schriften des Aristoteles von ihr ein treues Bild zu entwerfen. Wie Aristoteles unter den Forschern des Alterthums neben Demokrit als der Begründer der Erfahrungswissenschaften angesehen werden muß, so dachte er sich auch die Aufgabe der Philosophie in einer genauen Verbindung mit den übrigen Gebieten des Wissens: sie war ihm Erkenntniß des Gegebenen aus allgemeinen Gründen, Zurückführung der Erscheinungen auf ihre letzten Ursachen. Es muß eine Wissenschaft von dem Seienden als solchem geben, eine erste Philosophie, als Grundlage aller übrigen Untersuchungen. Für diese wie für jedes andere Wissen ist aber das Denken das nothwendige Instrument, und deshalb suchte Aristoteles die verschiedenen Formen der Begriffsverknüpfung und Ableitung der Begriffe aus einander mit einer Sorgfalt zu bestimmen, durch welche er der eigentliche Entdecker der Logik wurde. Er knüpfte dabei an die Sprache an; er suchte in den Kategorien (s. d.) die allgemeinsten Classenbegriffe aufzuzählen, durch welche diese die Dinge und ihre Beziehungen bezeichnet; er erörterte die verschiedenen Formen der Begriffsverknüpfung in den Urtheilen und deren Verhältnisse; er begründete endlich die Syllogistik, als die eigentlich wissenschaftliche Form eines fortschreitenden Erkennens. Um die Anwendung des logischen Beweises zu sichern, suchte er zu zeigen, wie die Wissenschaft von dem durch die sinnliche Erfahrung gegebenen Einzelnen sich durch Induction zum Allgemeinen erhebt und von da aus sich weiter entwickelt, während er andererseits, da kein Beweis rückwärts ins Unendliche geht, für jedes Gebiet des Wissens gewisse Grundbegriffe als Principien postulirte, welche, durch die Definition bestimmt, das Wesen des betreffenden Gegenstands bezeichnen und nicht weiter abgeleitet werden können. Der sogenannte Empirismus des Aristoteles besteht also nicht darin, daß er bei der Erfahrung stehen bleibt, sondern darin, daß das Gegebene selbst Gegenstand und Object der Untersuchung ist, an welchem die allgemeinen und nothwendigen Denkbestimmungen sich bewähren sollen. In der Anwendung dieser methodischen Grundsätze auf die Erkenntniß der Erscheinungswelt fand nun Aristoteles, neben manchen andern ältern speculativen Versuchen, namentlich die Ideenlehre des Plato (s. d.) vor, der das Wesen der Dinge, Das, was im strengen Sinne ist, in ihren Qualitäten, wie sie im Denken durch allgemeine Begriffe bestimmt werden, gesucht hatte. In diesem Punkte wich Aristoteles von Plato ab; das Seiende ist ihm nicht eine getrennt von den Dingen existirende Idee, sondern das Ding selbst. Gleichwol können die Dinge wegen ihrer veränderlichen und wechselnden Eigenschaften nicht so, wie sie vorliegen, für das Seiende erklärt werden, und so unterschied er an den Dingen Das, was sie sind (die Substanz), von den Eigenschaften, die ihnen bald zukommen, bald nicht zukommen (den Accidenzen). Eine nähere Bestimmung dieser Unterscheidung drängte ihm die Veränderlichkeit der Dinge auf, welcher er auf der einen Seite einen gestalt- und qualitätslosen Stoff, die Materie, als allgemeines Substrat alles Werdens, auf der andern Seite die Form, als Das, was dem Stoffe seine individuelle Bestimmtheit gibt, voraussetzen zu müssen glaubte. Von der Materie kann nicht gesagt werden, daß sie Etwas (Bestimmtes) ist: sie ist daher blos ein der Möglichkeit nach Seiendes. Das Princip der Wirklichkeit, der Actualität, ist die Form; ja Aristoteles nimmt, weil im Verlauf des Geschehens eine Form der andern weicht, bisweilen noch ein drittes Princip, die Beraubung, an. Die wirklichen Dinge sind nun eine Verbindung des Stoffs mit der Form; sie entstehen durch das Eingehen Dessen, was das Princip der individuellen Bestimmtheit ist, in das an sich Bestimmungslose.

Aristoteles würde diese Grundbegriffe nicht mit so großer Zuversichtlichkeit haben hinstellen können, wenn er einestheils den Begriff des Seienden, anderntheils den der Veränderung ge-

nauer untersucht hätte. Während er jedoch den erstern ganz in der Unbestimmtheit des gewöhnlichen Sprachgebrauchs aufnimmt, beruhigt er sich in Beziehung auf den letztern mit der Definition: Veränderung sei Verwirklichung Dessen, was der Möglichkeit nach ist, als eines solchen. Als die Classen der Ursachen des Werdens bezeichnete Aristoteles die materielle, die formelle, die bewegende und die Zweckursache. Da die Form das Wirksame, Thätige und zugleich als Entelechie der im Werden sich darstellende Begriff und Zweck der Dinge ist, so fallen die drei letzten Classen der Ursachen zusammen und stehen gemeinsam der materiellen gegenüber. Diese Auffassung der Form als Princip der Bewegung und Ausdruck des Zwecks, wobei jedoch der Zufall und das Ungefähr einen nicht genau bestimmten Spielraum behalten, nähert die Naturansicht des Aristoteles dem Begriff einer immanenten Zweckmäßigkeit. Obwol es endlich keinen Anfang und kein Ende der Bewegung (des Werdens) gibt, so muß es doch für alle untergeordneten Bewegungen ein erstes unbewegtes Bewegendes geben, welches von aller Materie frei, reine Energie und absolute Vernunft, Gott ist, dessen Denken von seinen Gegenständen nicht geschieden, und welches der letzte Gegenstand des Wissens sowol als des Begehrens ist. Unter den verschiedenen Anwendungen, welche Aristoteles von diesen metaphysischen Bestimmungen auf die besondern Gebiete macht, sind, abgesehen von seinen Erörterungen über Raum, Zeit und den Begriff der Stetigkeit, ebenso von seinen Meinungen über die Natur und Verhältnisse der Himmelskörper, denen er die Kreisbewegung als die vollkommenste beilegte, endlich von seinen Ansichten über die Elemente und das organische Leben der Pflanzen und Thiere, besonders wichtig seine psychologischen Ansichten. Seele (Psyche) ist ihm für jede Stufe der Entwickelung die Form und Entelechie des lebendigen organischen Körpers, worauf sich seine Unterscheidung der ernährenden, empfindenden, begehrenden, örtlich bewegenden und vernünftigen Seele gründet.

Da die Seele, mit Ausnahme der vernünftigen, eines organischen Körpers bedarf, ohne welchen sie nur die Möglichkeit oder Fähigkeit der Ernährung, der Empfindung u. s. w. bezeichnet, so verwandelten sich dem Aristoteles diese verschiedenen Entwickelungsstufen des organischen und geistigen Lebens in ebenso viele Seelenvermögen, so jedoch, daß jede höhere Seelenthätigkeit die niedern voraussetze und einschließe. Dadurch wurde Aristoteles der Begründer der bis auf die neueste Zeit herab geltenden Popularpsychologie, welche in der Annahme einer größern oder geringern Anzahl von Seelenvermögen ihren Mittelpunkt hat. Während übrigens die andern Seelenvermögen an die Functionen gewisser Theile des Organismus gebunden sind, betrachtet er die Vernunft als etwas dem letztern Fremdartiges, von außen Hereingekommenes; erst getrennt von der Materie des Körpers ist die Vernunft, was sie ist. Für die classificirende Auffassung und Unterscheidung der psychischen Erscheinungen hat Aristoteles, abgesehen von der Haltbarkeit seiner Theorie, in der That im Vergleich mit seinen Vorgängern Außerordentliches geleistet. In genauem Zusammenhange mit der Psychologie, namentlich mit den Zuständen des Begehrens, behandelt Aristoteles die praktische Philosophie, also die Ethik und Politik. Er stützt sie auf den Begriff eines Gutes, welches um keines andern willen begehrt wird und somit höchster Selbstzweck ist. Dieses höchste Gut ist die Glückseligkeit, welche jedoch nur beziehungsweise für menschliche Zustände bestimmt werden kann; sie bezeichnet die größte Summe des Vergnügens, welches aus der nach Intensität und Dauer vollkommensten Thätigkeit derjenigen Kräfte entspringt, die dem Menschen eigenthümlich sind. Da nun das vernünftige Denken den Menschen vor allen andern irdischen Wesen auszeichnet, so steht ihm die erkennende Tugend höher, als die eigentlich ethische, die nur eine gewisse mittlere Haltung des Begehrens zwischen den Extremen der Leidenschaften bezeichnet: ein Gesichtspunkt, dessen Einseitigkeit Aristoteles durch ein fruchtbares Eingehen auf einzelne sittliche Begriffe und Verhältnisse, z. B. den der Freundschaft, der Gerechtigkeit u. s. w., ausgleicht. Musterhaft ist endlich die Art, wie Aristoteles die Naturverhältnisse des gesellschaftlichen und politischen Lebens in der Politik mit ethischen Bestimmungen in Verbindung setzt. Vgl. Biese, „Die Philosophie des Aristoteles" (2 Bde., Berl. 1835).

Die Philosophie des Aristoteles ist das umfassendste System, welches die alte Philosophie hervorgebracht hat; gleichwol wurden seine Wirkungen für die nächsten Jahrhunderte nach seinem Tode durch den allgemeinen Verfall der Philosophie gehemmt. Unter seinen nächsten Schülern und Nachfolgern verdienen Theophrastus, Strato aus Lampsakus, Eudemus aus Rhodus mit Achtung genannt zu werden. Aber, indem der speculative Forschungstrieb immer mehr erschlaffte, die Philosophie, als sie von Griechenland aus sich nach Rom verbreitete, sich fast ausschließend praktischen Untersuchungen zuwandte und selbst in dieser Beziehung einem unselbständigen Eklekticismus anheimfiel, wurde Aristoteles zunächst von der Erinnerung an Plato, sowie durch stoische und epikureische Lehren in den Hintergrund gedrängt. Vgl. Stahr,

„Aristoteles unter den Römern" (Lpz. 1834). Erst der Synkretismus der Neuplatoniker lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf ihn zurück. Dieser Wiederbelebung seines Einflusses hatte die alexandrinische Gelehrsamkeit durch Sammlung und Erläuterung seiner Schriften vorgearbeitet; vom 2.—6. Jahrh. n. Chr. wurden seine Schriften in griech. Sprache vielfach erläutert und commentirt. Freilich besitzen diese Arbeiten, unter denen die des Alexander von Aphrodisias im 2. Jahrh., und des Simplicius im 6. Jahrh., hervorragen, einen sehr verschiedenen Werth. Die Kirchenväter machten von den Lehren des Aristoteles nur wenig unmittelbaren Gebrauch. Größer war sein Einfluß ungefähr vom 8. Jahrh. an auf die Araber, welche damals die eigentlichen Depositäre der Gelehrsamkeit, namentlich der Naturwissenschaften waren und sich der Schriften des Aristoteles und seiner Erklärer, wenn auch in unvollkommenen Übersetzungen, vielfach bedienten. Aus ziemlich trüben Quellen (vgl. Jourdain, „Geschichte der Aristotelischen Schriften im Mittelalter", deutsch von Stahr, Halle 1831) gelangten im 12. Jahrh. die metaphysischen und physischen Bücher des Aristoteles zur Kenntniß der Scholastiker; die logischen Schriften hatten sie schon früher gekannt und benutzt. Von dieser Zeit an war Aristoteles nicht nur in formeller Beziehung für die dialektische Behandlung der ganzen scholastischen Philosophie, sondern auch materiell für die Beantwortung aller Fragen, die nicht unmittelbar mit dem Dogma zusammenhingen, maßgebend, und obwol man seine Schriften bald verbraunte oder an Ketten legte, bald ihr Studium als unerlaßlich vorschrieb (vgl. Launoy, „De varia fortuna Aristotelis", herausgegeben von Elswich, Wittenb. 1720), so blieb doch sein Einfluß Jahrhunderte lang so überwiegend, daß der Begriff der Philosophie in seiner Lehre fast aufging. Im 13. und 14. Jahrh. suchte man dieses Ansehen gegen den Vorwurf der Ketzerei dadurch zu schützen, daß man einen Unterschied zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit machte, und noch im 15. und 16. Jahrh. wurde die verschiedene Auslegung, welche die Averroisten und Alexandristen der Lehre des Aristoteles von der Unsterblichkeit der Seele gaben, auf dem lateranensischen Concil 1512 Gegenstand einer päpstlichen Entscheidung. Nachdem die Wiederbelebung der classischen Studien die Fesseln der Scholastik gebrochen, fing man an, den Aristoteles wieder in der Ursprache zu lesen; man bemerkte bald, wie weit der ursprüngliche Geist derselben von dem gedankenlosen Dogmatismus entfernt war, in welchen die Scholastiker seine Lehre hatten verknöchern lassen. Vgl. Eberstein, „Über die Beschaffenheit der Logik und Metaphysik der reinen Peripatetiker" (Halle 1800). Gleichwol erhielt sich der Einfluß des hergebrachten Lehrtypus, namentlich in Deutschland und Frankreich, noch lange Zeit. Hier hatte im 16. Jahrh. Petrus Ramus (s. d.) wegen seiner Polemik gegen Aristoteles die härtesten Verfolgungen zu dulden, und noch 1624 brachte die theologische Facultät eine Klage gegen einen Arzt an, der einige physikalische Sätze des Aristoteles angriff. In Deutschland wurde noch 1591 ein leipziger Professor abgesetzt, weil er, statt über die Logik des Aristoteles, über die des Ramus gelesen hatte und 1592 wurde in Wittenberg die „Ramisterei" verboten. Durch den Umschwung, den die Philosophie seit Baco von Verulam (s. d.) und Descartes (s. d.) erhalten hatte, verlernte man zwar allmälig, die Aufrechthaltung der Lehren des Aristoteles zum Gegenstande polizeilicher Fürsorge zu machen, aber der Einfluß namentlich der metaphysischen Grundbestimmungen des Aristoteles, und zwar zum großen Theil in der Gestalt, die sie bei ihrem Durchgang durch die Scholastik angenommen hatten, ist noch in der Philosophie von Leibnitz (s. d.) und Wolf (s. d.) vielfach bemerkbar. Eine Geschichte der Aristotelischen Philosophie ist eine Aufgabe, die die Kräfte eines Einzelnen jedenfalls übersteigt und zu deren Lösung ebenso viel Geduld als Gelehrsamkeit gehören würde.

Aristoxenus von Tarent, ein Schüler des Aristoteles und einer der ältesten Schriftsteller über Musik, lebte um 350 v. Chr. Von seinen philosophischen Schriften, z. B. „Über die Gesetze der Erziehung" und von seinen „Biographien der vornehmsten Philosophen" sind nur Bruchstücke bei spätern Schriftstellern übrig. Von denen über Musik besitzen wir noch seine „Elemente der Harmonie" in drei Büchern, herausgegeben von Meursius (Leyd. 1616) und mit lat. Übersetzung in Meibom's „Antiquae musicae scriptores" (2 Bde., 2. Aufl. 1652), sowie die Bruchstücke eines Werks über den Rhythmus, herausgegeben von Morelli (Ven. 1785).

Aristyll, aus Samos, um 290 v. Chr., war der erste griech. Astronom zu Alexandria, der mit Timocharis den gestirnten Himmel beobachtete. Seine Schrift „Über die Fixsterne" ist verloren gegangen; aber Ptolomäus führt mehre Beobachtungen desselben in seinem „Almagest" an, und Hipparch benutzte sie eifrig bei seinen Untersuchungen.

Arithmetik (griech.), deutsch Zahlenlehre, ist derjenige Theil der Mathematik, welcher sich mit den unstetigen Größen der Zahlen, insbesondere mit ihren Formen und Verbindungen beschäftigt. Im engern Sinne versteht man darunter die Lehre von der Rechnung mit bestimmten

ahlen, welche mit Ziffern geschrieben werden. Man theilt die Arithmetik in die gemeine und die hö-
ere Arithmetik. Erstere umfaßt die bekannten vier Species der Rechenkunst in ganzen und gebroche-
en Zahlen und ihre praktischen Anwendungen; ferner die Lehre von den Proportionen, wozu noch
ie Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzeln, sowie die Rechnung mit Logarithmen kommt.
Die höhere Arithmetik begreift die Untersuchung über die Eigenschaften der Zahlen ohne Rücksicht
uf ein bestimmtes Zahlensystem, die Zerfällung der ganzen Zahlen in Factoren, die Kettenbrüche
. s. w. Ferner unterscheidet man die theoretische, welche die Lehrsätze von den Verbindungen
nd Eigenschaften der Zahlen aufstellt und wissenschaftlich begründet, von der praktischen (tech-
ischen oder körperlichen) Arithmetik, welche ohne Rücksicht auf wissenschaftliche Begründung die
Regeln und Vortheile der Kunst, sicher und möglichst schnell zu rechnen, mittheilt und schlechthin
uch Rechenkunst (s. d.) genannt wird. Die numerische Arithmetik, bei den Griechen Logistik ge-
annt, lehrt die Rechnung mit bestimmten, durch Ziffern ausgedrückten Zahlen. Politische Arith-
etik ist die Anwendung der Arithmetik auf die in der Verwaltung eines Staats vorkommenden
Verhältnisse, auf Berechnung der Lotterien, der Renten-, Versorgungs- und Versicherungsan-
alten, wohin auch die Berechnung der Sterblichkeitsverhältnisse, der wahrscheinlichen und mitt-
ern Lebensdauer u. s. w. gehört. Die juristische Arithmetik umfaßt die Anwendung der Arith-
etik auf Rechtsfälle oder juristische Verhältnisse, und fällt großentheils mit der politischen
Arithmetik zusammen. Instrumentale Arithmetik nennt man die Rechnung mittels gewisser
Werkzeuge, wohin die Rechentafel oder der Abacus, die Rechenstäbe, namentlich aber die Rechen-
aschinen gehören. Die Arithmetik scheint bei den Indern ihre erste Entwickelung gefunden
u haben, wiewol auch die Ägypter auf die Erfindung derselben Anspruch machen, und die
Phönizier sich gleichfalls frühzeitig mit derselben beschäftigten. Übrigens war die Arithmetik der
lten von der unserigen durchaus verschieden und wurde durch ihre überaus unbequeme Bezeich-
ungsart erschwert. Nur wenige arithmetische Schriften der Alten sind auf uns gekommen.
ls die wichtigsten von diesen müssen gelten die von Euklides (das 7.—10. Buch seiner Ele-
ente), von Archimedes, von Diophantus und Nikomachus. Doch sind leider die Schriften
eiden Letztern über praktische Arithmetik verloren gegangen. Nach der Einführung der jetzt ge-
räuchlichen Zahlzeichen um das Ende des 10. Jahrh. änderte sich allmälig die ganze Gestalt
er Arithmetik; aber erst im 16. Jahrh. wurde die Kettenregel erfunden und die Rechnung mit
Decimalbrüchen eingeführt. Im 17. Jahrh. wurden die Logarithmen erfunden, und dies kann
ls der letzte bedeutende und Epoche machende Fortschritt in der gemeinen Arithmetik betrachtet
erden, wiewol dieselbe auch später unausgesetzt ausgebildet und vervollkommnet worden ist.

Arithmetische Zeichen. Das Zeichen der Addition ist $+$, z. B. $5 + 4$ ist 9; das der
Subtraction $-$, hinter den Minuendus und vor den Subtrahendus gesetzt, z. B. $10 - 3$ ist 7;
as der Multiplication $\times$ oder ein Punkt (.), z. B. 4×5 oder 4. 5 ist 20; das Zeichen der
Division ist entweder ein horizontaler Strich, über welchem der Dividendus und unter welchem
er Divisor steht, oder ein Doppelpunkt (:) zwischen dem Dividendus (welcher voran steht) und
em Divisor z. B. $\frac{24}{4}$ oder $24 : 4$ ist 6. Zusammengesetztr Zeichen heißen die, welche als einfache
etrachtet und behandelt werden sollen. Sie werden in Parenthesen und Klammern eingeschlos-
n, z. B. $(a + b - c)$ oder $[a + b - c]$. Die m^te^ Potenz von a wird durch a^m, die m^te^ Wur-
el aus a durch $\sqrt[m]{a}$ bezeichnet. Das Zeichen der Gleichheit ist $=$, das Zeichen der Ungleich-
eit $>$ und $<$; $a > b$ heißt: a ist größer als b, hingegen $a < b$ heißt: a ist kleiner als b.
Das Zeichen $\gtrless$ zeigt an, daß es unentschieden ist, ob zwei Größen gleich oder ungleich sind und
elche von beiden im letztern Falle größer ist, demnach ist $a \gtrless b$ so viel als $a \gtreqless b$. Das Un-
ndlichgroße bezeichnet man mit ∞.

Arius, s. Arianer.

Arkadien, der mittlere und höchste Theil des Peloponnes, gegen N. von Achaja und
Sicyon, gegen O. von Argolis, gegen S. von Messenien und gegen W. von Elis be-
enzt, soll nach Pausanias von Arkas, dem Sohne der Kallisto, seinen Namen erhalten ha-
en. Das Land wird von zahllosen Gebirgen und Waldungen durchschnitten und ist reich an
lüssen, von denen der Eurotas und Alpheus die vorzüglichsten sind, an Quellen und Triften.
Hervorragende Berge sind Kyllene, Erymanthus, Stymphalus und Mänalus. Nach seinen
sten Bewohnern, den Pelasgern, hieß es ursprünglich Pelasgien, nachher ward es unter die
0 Söhne Lykaon's vertheilt. In der Folge machten sich die kleinen Reiche frei und vereinigten
ch durch einen Bund. Die vornehmsten waren Mantinea, jetzt das Dorf Mondi, wo Epami-
ondas siegte und ein Grabmal erhielt, Tegea, jetzt Tripolizza, Orchomenos, jetzt Kalpacki, Phe-

neus, jetzt Phonea, Psophis und Megalopolis, jetzt Sinano. Die Hirten und Jäger des rauhen Gebirgslandes blieben lange in dem Zustande der Wildheit. Als die Bewohner nach und nach mildere Sitten angenommen hatten, fingen sie an, ihr Land zu bauen, und fanden Geschmack an Tanz und Musik, die sie vor allen Griechen leidenschaftlich liebten. Dabei blieben sie kriegerisch und fochten, wenn sie selbst keinen Krieg führten, als Söldner Anderer. Doch waren im Ganzen die Sitten sanft, und harmlose Ruhe und Fröhlichkeit herrschte bei dem armen Hirtenvolke, das in einfacher und genügsamer Lebensweise selbst noch in spätern Zeiten die eßbaren Eicheln nicht verschmähte. Die Arkadier galten im ganzen Alterthum für menschenfreundlich und gastfrei, und darum den Göttern lieb und langelebend. Ihre Hauptgottheiten waren Pan und Diana, deren Cultus hier am weitesten verbreitet war; ihre Hauptbeschäftigung bestand in Viehzucht und Ackerbau. Dies Alles zusammen bewirkte, daß die Dichter alter und neuer Zeit A. als das Land der Unschuld, der einfachen und patriarchalischen Sitte und des stillen Friedens priesen, und daß namentlich die Idyllendichter es vorzugsweise zum Schauplatze ihrer Dichtungen wählten und in ihrer Phantasie zu einem paradiesischen Lande umschufen.

Arkadier. Die Akademie der Arkadier (Accademia degli Arcadi) in Rom entstand 1690 aus einer Vereinigung von Dichtern und Freunden der schönen Wissenschaften, die schon früher im Palaste Corsini (Residenz der Königin Christine von Schweden) sich versammelten, besonders auf Anregung des Juristen Leonio, und mit dem Zwecke, zur Hebung des gesunkenen Geschmacks vorzüglich in der Dichtkunst beizutragen. Nur Dichter und Dichterinnen wurden aufgenommen, und jedes Mitglied führte in der Gesellschaft einen griech. Schäfernamen. Die Versammlungen wurden im Freien gehalten, und waren anfangs sehr zahlreich, da sich Viele beeiferten, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden. Der erste Präsident war Crescimbeni, der auch eine Sammlung von Gedichten der Arkadier und Lebensbeschreibungen verschiedener Mitglieder herausgab. Nach dem Muster der Hauptgesellschaft wurden auch zu Bologna, Pisa, Siena, Ferrara, Venedig und anderwärts Nebengesellschaften zu gleichem Zweck und unter gleichem Namen gestiftet. Gegenwärtig (seit 1726) versammelt sich die Gesellschaft an Donnerstagen im Sommer auf dem Janiculus, im sogenannten Parrhasischen Hain (Bosco parrasio), im Winter im Archiv (Serbatojo genannt) in der Straße in Arcione; an Festtagen auf dem Capitol. Sie gibt eine Monatsschrift, das „Giornale arcadico" (jährlich 4 Bde.) heraus, welches oft gute topographische und antiquarische Aufsätze enthält.

Arkansas, ein Staat im südwestlichen Theile der nordamerik. Union, grenzt nördlich an Missuri, westlich an das Western-Territorium, südlich an Louisiana und östlich an Tennessee, von dem es durch den Mississippi geschieden wird. Die westliche Grenze bildet eine dem Längengrade ziemlich parallellaufende Linie von der südwestlichen Ecke des Staats Missouri über Fort-Smith am Arkansasflusse bis zum Red-River, und östlich an diesem entlang bis Pecan-Point und von hier südlich bis Louisiana (33° n. Br.). Sein Flächeninhalt beträgt 2843 QM. Der Staat wird ziemlich in der Mitte von dem Arkansasflusse, welcher dem Lande den Namen gegeben hat, durchströmt. Derselbe steigt von den Rocky-Mountains herab, verstärkt sich rechts durch die Einmündung des Canadian und Poteau, links durch die des Verdigois und Illinois, und fließt nach einem Laufe von etwa 400 M., von denen etwa 150 schiffbar sind, 8 M. unterhalb der Stadt Arkansas in den Mississippi. Der zweite bedeutende Fluß des Staats ist der White-River, der vom Norden kommt und wenige Meilen oberhalb des Arkansas in den Mississippi mündet. Die Oberfläche des Freistaats ist verschieden im Osten und Westen. Der östliche Theil am Mississippi ist tief und flach, von üppiger Vegetation, aber zugleich reichen Sümpfen, die sich bei den Überschwemmungen bilden und, im Sommer austrocknend, die Luft höchst ungesund machen. Desto gesunder ist das westliche A.: hier tritt das Ozarkgebirge in das Land und verleiht ihm einen pittoresken Charakter. Die herrlichsten Niederungen an den Flüssen und die segensreichen Abhänge der Berge gestatten den lohnendsten Anbau. Obgleich die klimatischen Contraste des Bodens dem fremdländischen Ansiedler höchst gefährlich sein können, so schreitet doch bei dem ungemeinen Reichthum desselben an allen Naturerzeugnissen (wilde Pferde, Büffel, Wild, Geflügel, Silber, Kupfer, Eisen, Steinkohlen neben der wunderbarsten Vegetation) die Bevölkerung in riesenhaftem Maßstabe vorwärts. Im J. 1685 fanden hier die ersten Ansiedelungen statt; 1819 erhielt das Land seine Territorialverfassung; 1820 zählte man 14273, und 1835: 58134 E., sodaß 1836 A. bei der Wahl van Buren's schon als unabhängiger Staat seine Stimmen geben und in die Union eintreten konnte. Im J. 1843 war die Volksmenge auf 107618 Individuen gestiegen, darunter beinahe ein Drittel Deutsche. Der Staat ist in 40 Cantons getheilt. Der Senat wird auf vier Jahr gewählt. Er darf nicht mehr

als 33, nicht weniger als 17 Mitglieder zählen; das House of representatives zählt 54 bis 100 Deputirte. Der Gouverneur wird, wie der Senat, auf vier J. gewählt. Die Industrie ist noch in ihren ersten Anfängen. Meist wird Ackerbau und einiger Bergbau betrieben, welcher letztere sehr lohnende Aussichten bietet. Die geistige Cultur befindet sich noch in ihrer Kindheit; doch ist ihr schon die mögliche Sorgfalt zugewendet. Die Finanzverwaltung besteht in guter Ordnung: 1838 hatte man 3 Mill., 1840: 3,755362 Dollars Staatsschulden. Bei der Präsidentenwahl hat A. drei Stimmen. Die Hauptstadt ist Little-Rock (auch Arkopolis) am Arkansas, ziemlich in der Mitte des Staats gelegen, in einer überaus fruchtbaren und gesunden Gegend, Sitz aller höhern Behörden und Beamten, mit zwei Akademien und 2500 E., unter denen viele Deutsche. Diese und die übrigen kleinen Städte gehen sichtlich einer großen Entwickelung entgegen. Zu nennen ist noch Warmsprings mit seinen heißen Quellen.

Arkebüse oder **Hakenbüchse** hießen die 2½ F. langen Feuerröhre mit deutschen oder Radschlössern, welche im 16. Jahrh. die reitenden Schützen führten. Die **Arkebusier**, wie man sie noch im Dreißigjährigen Kriege nannte, waren anfangs ein Theil der Leibwachen, nachher aber bildeten sie die leichte Reiterei des Heers, im Gegensatz der vom Kopf bis zum Fuß geharnischten Kürassiere. Sie führten einen Brustharnisch, der bisweilen auf der rechten Schulter einen Ausschnitt hatte, um beim Anschlag nicht zu hindern, eine Pickelhaube, und außer der Arkebuse noch zwei Pistolen und ein zweischneidiges Schwert. Wahrscheinlich kamen sie zuerst bei den Franzosen während der ital. Feldzüge Karl's VIII. unter dem Namen Argoulets auf, später erhielten sie den Namen Carabiniers. — **Arkebusiren** heißt so viel als erschießen. — **Arkebusade**, Schußwasser, heißen mehre alte Wundwässer, von denen zwei, die französische und die Theden'sche Arkebusade, sich noch in den Apotheken finden.

Arkōna oder **Arkon**, das nordöstliche, 173 F. aus der Ostsee ragende Vorgebirge der Insel Rügen, auf der Halbinsel Wittow im Kirchspiel Altenkirchen, fast die nördlichste Spitze Deutschlands. Die steilen Abhänge bestehen aus einem unreinen Kreide- und Lehmgemengsel mit horizontallaufenden Feuersteinreihen; nur ein kleiner Flötzrücken im Osten enthält reine Kreide. In den zahllosen Spalten des Felsens, dessen Platte mit bebautem Feld und Rasen bedeckt ist, nisten Tausende von Uferschwalben. Der Blick von dieser Platte reicht rechts bis zu den Küsten von Jasmund, links bis zu den Inseln Hiddensöe und Möen. Der Name A. ist uralt, und lautet bei dem Chronisten Saxo Grammaticus Arkon und Archona; die Abstammung desselben ist vieldeutig und unsicher. Auf der Westseite A.s befindet sich der berühmte Wall oder Burgring, in welchem der Tempel des Wendengottes Swantewit stand. König Waldemar I. von Dänemark eroberte 15. Juni 1168 nach blutigem Kampfe die Burg, verbrannte den Tempel mit dem Götzenbild und führte dessen Schätze nach Dänemark. Über dem Burgringe, der unpassend die Jaromarsburg heißt, wurde 1826—27 ein Leuchtthurm von 75 F. Höhe erbaut, der eine Leuchte von 17 Reverberen hat.

Arktisch, eigentlich Das, was in der Nähe des hoch am nördlichen Himmel stehenden Sternbildes des Bären (Arktos) gelegen ist, darum nördlich überhaupt. So bezeichnet man als arktischen **Polarkreis** den nördlichen Polarkeis, als **arktische Polarländer** die Nordpolarländer (s. d.), als **arktisches Meer** das Nordpolarmeer, als **arktische Zone** die nördliche Zone.

Arkwright (Sir Richard), der Vervollkommener der Baumwollspinnmaschinen und dadurch der eigentliche Begründer eines Manufacturzweiges, dem Großbritannien eine unermeßliche Ausdehnung seines Waarenverkehrs und dem Millionen Hände Beschäftigung verdanken, war ursprünglich ein armer Barbier. Im J. 1767 gab er seine Barbierstube auf, um sich ganz der Mechanik zu widmen, und ging nach Warrington, wo er eine Art Perpetuum mobile herzustellen suchte. Ein Uhrmacher, Namens Kay, der sich mit der Ausführung einer Maschine zum Spinnen der Baumwolle beschäftigte, ohne jedoch bedeutende Erfolge gewonnen zu haben, forderte ihn auf, mit ihm gemeinschaftlich dieser Idee zu folgen. Da sie Beide ohne hinlängliche Mittel waren, wendeten sie sich um Unterstützung an einen wohlhabenden Mann, Namens Atherton, in Liverpool, der ihnen solche auch gewährte. So kam die Maschine zu Stande, auf die A. 1769 ein Patent nahm. In Verbindung mit Smalley, dann mit einem Schotten, Dale, später allein der von ihm in Nottingham begründeten Anstalt vorstehend, wurde er bald einer der reichsten Spinner des Landes, wiewol sein 1775 erneuertes Patent 1785 erlosch. Bei seinem Tode, der 3. Aug. 1792 in der von ihm errichteten großen Anstalt Crumbford in Derbyshire erfolgte, schätzte man sein Vermögen auf 500000 Pf. St. A. ist wegen seines Eigenthumsrechts an der wichtigen Erfindung der Spinnmaschinen vielfältig angefochten worden. Wenn man indeß auch Kay die erste Idee nicht absprechen kann, so ist doch auch nicht zu verken-

nen, daß Derjenige, der eine rohe Idee in ihren Zweigen ausbildet und sie zu allen den Zwecken anwendet, deren sie fähig ist, dem ersten Erfinder weit voranstehe. Seine Entdeckung hat nach ihm wenig Verbesserungen erfahren.

Arlay, eine alte Baronie in der vormaligen Grafschaft Burgund (Franche-Comté), jetzt im Canton Bletterans des Juradepartements. König Sigismund bereicherte mit dieser Schenkung die neugestiftete Abtei Agaune, und der Abt derselben belehnte damit den Grafen Alberich von Mâcon. In der Folge ging sie auf Jean de Châlons, Baron von Arlay, den Ahn der Prinzen von Oranien über. A. machte alsdann einen Theil der durch den Tod König Wilhelm's III. von England erledigten oranischen Erbschaft aus, und ward seitdem, wegen der Ansprüche auf diese Erbschaft, im Titel der Könige von Preußen geführt, aus den es aber seit 1817 weggeblieben, während Oranien und Valengin beibehalten wurden. Die Burg Arlay ist geschichtlich seit 1166 bekannt, wurde 1595 von den Truppen Heinrich's IV. belagert und erstürmt, und unter der Regierung Ludwig's XIV. auf dessen Befehl gänzlich demolirt. An der Stelle der alten Ruinen erhebt sich jetzt das neue weitläufige Schloß des Fürsten von Aremberg, das schönste im ganzen Juralande. — Der Ort Arlay selbst hat 2000 E., und ist an den Ufern der Seille, in einer der gesegnetsten Gegenden Frankreichs, herrlich gelegen.

Arlberg, eine der höchsten Spitzen des Algauer Alpensystems, deren Höhe man zu 10000 F. angibt, und der man nur die ebenfalls zu diesem Systeme gehörige Zugspitze (zwischen Inn und Lech) mit 10127 F. Höhe voranstellt. Der Arlberg (Mons Arula) bildet die Grenze zwischen Tirol und Vorarlberg, dem Lande „vor dem Arlberge", und über ihn führt die nicht sonderlich erhaltene Post- und Commerzialstraße, deren Bau schon 1309 begonnen wurde. In den J. 1787 und 1806 wurden bedeutende Verbesserungsbauten vorgenommen. Am Fuße des Bergs liegt die Poststation Stuben, auf dem rauhen und unwirthbaren Gipfel, wo sich Schneemassen oft während des ganzen Hochsommers erhalten, und die Bruderschaft St.-Christoph, welche ein armer Hirtenknabe Heinrich aus Beiträgen, die er in ganz Deutschland zusammensammelte, im J. 1388 zur Rettung verunglückter Wanderer stiftete.

Arlechino, franz. Arlequin, der Name einer der komischen Masken im national-italienischen Stegreifspiele, der sogenannten commedia dell' arte, deren Ursprung aus den altrömischen Atellanen (s. d.) abgeleitet wird. Arlechino erscheint in knapp anliegender Tracht, die aus Tuchläppchen aller Farben zusammengestückt ist, mit kurzgeschnittenem Haar, oft mit einer schwarzen Halblarve, leicht beschuht, ein hölzernes Schwert im Gürtel. Man leitet diese Maske, deren Ursprung Einige schon im griech. Satyrspiele finden wollen, von den röm. Mimen (s. d.) her, die mit geschorenem Kopfe gingen, nach ihren buntscheckigen Kleidern centunculi und, weil sie barfuß waren, planipedes hießen. Das hölzerne Schwert soll aus dem Küchenmesser des mäsonischen Kochs, des beliebten alten Lustigmachers, entstanden sein. Gemischter Abkunft ist die Maske gewiß, wie alle ähnliche volksthümliche Gestalten. Für ihre Herleitung von den alten Mimen spricht es auch, daß Arlechino und Scapino, die beiden verwandten Spaßmacher, bei den besten toscanischen Schriftstellern „die beiden Zanni" genannt werden, was an den lat. Sannio erinnert, von welchem Cicero „De oratore" eine Beschreibung gibt, die vollkommen auf den Charakter des Arlechino paßt. Den Namen leiten Einige sehr unwahrscheinlich von einem toscan. Dorfgeistlichen Giovanni Arletto ab, Andere wollen seinen Ursprung in Frankreich finden, wohin die commedia dell' arte 1579 verpflanzt worden, und ihn von einem drolligen Trommelschläger, Peter von Arles aus der Provence (Pierrot Arlequin), herleiten. Gewiß bleibt, daß der franz. Arlequin, in dessen Darstellung der berühmte Carlino (s. d.), Carlo Bertinazzi, in der Mitte des vorigen Jahrh. in Paris bewundert wurde, mit dem ital. Arlechino ein und dieselbe Figur ist, und daß dieser auch in Deutschland Anlaß wurde, den Namen des alten Hanswurst (s. d.) am Ende des 17. Jahrh. in Harlekin zu verwandeln. Arlechino hatte von jeher die Rolle eines Bedienten, war in den ältesten Zeiten roh, tölpisch, unverschämt, feig, schmutzig, veränderte aber um die Mitte des 16. Jahrh., als die ital. Höfe Geschmack an der commedia dell' arte fanden, seine Manieren, wurde dummpfiffig, schmarotzerhaft, treu und thätig, witzig und boshaft gegen den Pantalon und Dottore, deren unermüdlichen Fopper er abgab. In Frankreich erhielt die Maske noch mehr Gewandtheit, Grazie und Feinheit. Arlequin zog sich zuletzt ganz auf das Ballet zurück, wo er in den ersten Jahrzehnden dieses Jahrh. sein Ende gefunden hat. Arlechino lebt noch im ital. Stegreifspiel fort. **Manteau d'Arlequin** heißt auf unsern Theatern die gemalte Draperie, welche, dicht hinter dem Vorhange, die erste Coulisse bedeckt. Sie ist der Überrest der Teppiche, mit denen die alte Bühne, statt der gemalten Prospecte, rundum behängt war, und in deren vordern Falten Arlechino sich zu verstecken pflegte, um seine Scherze daraus hervorzutreiben.

Arles, das alte Arelate, Stadt des franz. Depart. Rhônemündungen, am linken Ufer des Hauptarms der Rhône mit 20300 E., die ziemlich lebhaften Handel und Schiffbau treiben, auch einige Seiden-, Hut- und Tabacksfabriken unterhalten, mit einem Collége, einer Navigationsschule, einer öffentlichen Bibliothek, einem naturhistorischen und einem reichhaltigen Antiquitätencabinet. Zur Austrocknung der Sümpfe, welche die Gegend ungesund machen, sowie in Rücksicht auf die vielen Hindernisse, welchen die Schiffahrt auf der Rhône unterliegt, ist ein Kanal bis zur Südküste geführt worden. Über die Rhône führt eine Schiffbrücke nach Trinquetaille, das gleichsam als Vorstadt von A. an der Spitze der durch bedeutende Viehzucht ausgezeichneten Deltainsel Camargue liegt. A. ist eine der ältesten Städte Frankreichs, deren Glanz noch eine Menge wohlerhaltener antiker Denkmäler bekunden. Unter diesen sind bemerkenswerth das Amphitheater von 1008 F. Umfang mit doppelter Bogenstellung; die Reste eines Theaters, zu denen der sogenannte Rolandsthurm gehört; die Reste des Palastes Konstantin's d. Gr., jetzt le Château de Trouille genannt; der 1389 aufgefundene und seit 1676 vor dem Stadthause aufgestellte Obelisk aus Granit von 50 F. Höhe; Ruinen zweier Tempel, eines Triumphbogens und vieler Grabmäler; ferner ein schon von den Römern benutzter Begräbnißplatz, die Elysäischen Felder (oder Aliscamps) u. s. w. Aus dem Mittelalter stammt die Kathedrale in altromanischem Stil mit herrlichen Portalbogen; das Stadthaus wurde von Mansard erbaut. Zur Römerzeit war A. der Sitz eines Präfecten, später einige Zeit hindurch Residenz des Gothenkönigs Eurich, und von 879 an Hauptstadt des Königreichs Arelat (s. d.). In den ersten Jahrh. der christlichen Kirche wurden zu A. mehre bedeutende Synoden, die **Arelatischen Synoden**, abgehalten. Die erste 314, auf welcher unter Anderm die Streitigkeiten zwischen Cäcilian und Donatus gegen Letztern entschieden und die Geistlichen von allen Lasten freigesprochen wurden; auf der zweiten, 354, ward Athanasius verdammt und Paulin von Trier verwiesen; auf der dritten, 452, regelte man mehre Punkte der Kirchen- und Klosterdisciplin; auf der vierten, 475, wurde die Prädestinationslehre des Presbyter Lucidus verdammt und dieser zum Widerruf genöthigt.

Arlincourt (Victor, Vicomte d'), franz. Romanschriftsteller, wurde 10. Sept. 1789 auf dem Schlosse Merantris bei Versailles geboren. Sein Vater, der den größten Theil seines Vermögens für die königliche Familie geopfert hatte, starb während der Revolution unter der Guillotine. Napoleon stellte den Sohn erst im Dienste der Kaiserin-Mutter an, und ernannte ihn in der Folge zum Intendanten bei der Armee von Aragonien. Nach der Rückkehr der Bourbons ward A. mit vieler Rücksicht behandelt, und zum Requetenmeister befördert, nach den Hundert Tagen aber seiner Stelle entsetzt. Zurückgezogen auf einem Schlosse in der Normandie, lebte er seinen literarischen Neigungen, bis Karl X. ihn durch Ernennung zum Ehrenkammerherrn wieder an seinen Hof zog. Das große Publicum, das seine zahlreichen Dichtungen unter und nach der Restauration fanden, verdankten diese nicht sowol ihrem poetischen Gehalte als ihrer reactionär-mittelalterlichen Richtung, die der Mode und den Wünschen und Ansichten gewisser Gesellschaftsclassen schmeichelte. In solchen Kreisen fand auch A. selbst bei einer Reise durch Holland und Deutschland, die er in dem Werke „Le pélerin" (Par. 1842) schildert, eine sehr günstige Aufnahme. Bei unverkennbarer Erfindungsgabe, die ihn jedoch leicht zu Übertreibungen verleitet, und einem gewissen Tone aufrichtiger Überzeugung, ist sein Stil jeder Schönheit baar und wird durch unfranzösische Satzbildungen und Inversionen oft barbarisch. Von seinen Schriften führen wir an: „Charlemagne ou la Caroléide", ein episches Gedicht (2 Bde., 3. Aufl., Par. 1824), dann die Romane: „Le solitaire" (1821); „Le rénégat" (2 Bde., 1822); „L'étrangère" (2 Bde., 1825); „Ismalie, roman poème" (2 Bde., 3. Aufl. 1828); „Les rebelles sous Charles V" (6 Bde., 2. Aufl. 1832); „Les écorcheurs" (3 Bde., 1833); „Le brasseur-roi, chronique Flamande du 14me siècle" (4. Aufl. 1835); „Le double règne, chronique du 13me siècle" (2 Bde., 1836); „L'herbagère" (2 Bde., 1837) u. s. w. Ein neueres Werk von A. heißt: „L'Italie rouge, ou histoire des révolutions de Rome, Naples, Palerme etc. depuis l'avénement de Pie IX" (Par. 1850; deutsch von Alvensleben, Weim. 1851), in welchem er die ital. Revolution durch Anekdotenkram, kurzweiliges Geplauder und phantastische Parteicombinationen lächerlich zu machen sucht.

Arlon, das alte Orolaunum, Stadt im gleichnamigen Bezirk des belg. Antheils von Luxemburg, mitten in Waldungen auf einem Hügel an den Quellen des Semoy gelegen, mit etwa 3200 E., die zum großen Theil in den Fabriken für Mantelstoffe, Fayence und Eisenwaaren beschäftigt sind. Der Handel mit Eisen und Holz ist nicht unbedeutend. Bei A. siegte Jourdan 1793 in einem Gefechte über die Östreicher.

Arm (brachium), der Name für die obern (vordern) Extremitäten des Menschen und der

mit Händen versehenen Säugethiere. Der Arm besteht aus der Schulter, dem Oberarm, dem Vorderarm und der Hand. Die Schulter wird durch zwei Knochen, Schlüsselbein und Schulterbein, gebildet; der Oberarm aus einem einzigen festen Röhrenknochen (humerus); der Vorderarm aus zweien, dem Elnbogenknochen (ulna) und der Speiche (radius); die Hand aus 8 Handwurzelknochen, 5 Mittelhandknochen und 14 Fingergliederknochen. Durch sein freies Schultergelenk ist der Arm die beweglichste aller Gliedmaßen. Dieser Umstand und der geschickte Bau der Hand (s. d.) ist eine Hauptquelle der Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit des Menschengeschlechts.

Armada, heißt in Spanien jede bewaffnete Macht, namentlich jede Kriegsflotte. Vorzugsweise versteht man aber unter der **Spanischen Armada** jene große Seerüstung, die sogenannte unüberwindliche Flotte, welche Philipp II. 1588 unter dem Herzog von Medina-Sidonia und Martinez de Recaldo gegen Elisabeth von England schickte, um das ihm vom Papst Sixtus V. geschenkte England zu erobern. Die Flotte bestand aus 130 großen und 30 kleinern Kriegsschiffen, und führte 19295 Seesoldaten, 8460 Matrosen, 2088 Sklaven und 2630 Kanonen nebst dem Großinquisitor und 150 Dominicanern an Bord. Kaum hatte die Flotte 29. Mai 1588 Lissabon verlassen, als sie ein Sturm zerstreute, sodaß in Coruña die Schiffe ausgebessert werden mußten. Ein Schiff war untergegangen, und drei wurden von empörten Galeerensklaven in franz. Häfen geführt. Hierauf segelte sie durch den Kanal der flanderischen Küste zu, um die von den Holländern und Engländern gesperrten Häfen Nieuport und Dünkirchen zu befreien, damit das daselbst unter dem Herzog von Parma gesammelte Landheer von 31000 Mann und 4000 Pferden auf eigens dazu gebauten Fahrzeugen eingeschifft und unter dem Schutze der Flotte gegen England geführt werden könne. Auf der Höhe von Plymouth kam die in einem Halbkreise von sieben Meilen steuernde Armada der noch nicht 80 Schiffe starken engl. Flotte, die von Lord Howard geführt wurde, zu Gesicht. Howard, der sich mit seinen Unterbefehlshabern Drake, Hawkins und Frobisher zu schwach fühlte, eine offene Schlacht zu wagen, suchte mit seinen gewandten Schiffen bald aus der Nähe, bald aus der Ferne durch gutgezielte Kugeln den Spaniern Schaden zuzufügen. Einzelne span. Schiffe, unter andern die mit dem Schatze beladene Gallione, fielen den Engländern in die Hände, oder wurden vernichtet. Endlich auf der Höhe von Dünkirchen angelangt, hemmte eine Windstille 7. Aug. jede Bewegung der Spanier. Durch acht Brander, welche während derselben der engl. Befehlshaber gegen die Armada treiben ließ, gerieth diese, da jedes Schiff auf seine Rettung bedacht war, in solche Verwirrung, daß Howard am 8. Aug. Morgens die Spanier auf mehren Seiten angreifen konnte. Als Letztere, trotz einer tapfern Gegenwehr, eine Anzahl ihrer Schiffe theils vernichtet, theils in den Händen der Engländer oder Holländer sahen, beschloß der Herzog von Medina-Sidonia die Befreiung von Nieuport und Dünkirchen aufzugeben. Da ein starker Südwind die Fahrt durch den Kanal nicht gestattete, so faßte er den Plan, die Flotte nordwärts um Großbritannien herum nach Spanien zurückzuführen. Admiral Howard folgte dem Feinde, mußte aber, um sich mit Kriegsbedarf zu versehen, in engl. Häfen einlaufen, wobei er nur mit Mühe einem eben losbrechenden Sturme entgehen konnte. Desto furchtbarer traf der Orkan die schon gänzlich entmuthigten Spanier. Die Schiffe der Armada, die sich eng zusammen hielten, wurden nach allen Richtungen zerstreut. Einige fanden an Norwegens Klippen, andere auf dem offenen Meere, noch andere an den schott. Küsten ihren Untergang. Ungefähr dreißig Fahrzeuge erreichten wirklich den Atlantischen Ocean; aber auch von diesen wurden mehre durch einen Sturm aus Westen an die Küste von Irland geworfen, wo sie zu Grunde gingen und die sich rettende Mannschaft am Lande ermordet ward. Nur wenige Schiffe führte Recaldo sehr beschädigt nach Spanien zurück, wo selbst noch im Hafen zwei Gallionen durch Zufall ein Raub der Flammen wurden. Gegen Ende Sept. lief der Herzog von Medina-Sidonia im Hafen von Santander ein. Im Ganzen soll die Armada auf offener See 72 große Schiffe, ungerechnet die kleinern, und 10185 Mann verloren haben. Es gab keine angesehene Familie in Spanien, die nicht den Verlust eines der Ihrigen zu betrauern gehabt hätte. Mit der Vernichtung dieser Flotte war Spaniens Macht gebrochen, wenn auch Philipp bei der Nachricht von dem Unglücke nur die gleichgültigen Worte äußerte: „Ich habe die Flotte nicht gegen die Sturmwinde geschickt und danke Gott, die Macht zu besitzen, eine neue rüsten zu können."

Armadill, s. Gürtelthier.

Armagh, Name einer Grafschaft in der irländischen Provinz Ulster, sowie auch der Hauptstadt derselben. Die Grafschaft umfaßt 454 engl. QM. und eine Bevölkerung von 240000 Seelen. Die Landschaft ist gebirgig, aber ohne höhere Gipfel, außer in den zerrissenern und rauhern Süd- und Westtheilen, wo der Sliebh-Gullen 1900 F. und der Sliebh-Girkin 1340 F.

ansteigt. Granit bildet den Hauptbestandtheil dieser Masse, welche sich an das Mournegebirg in der Grafschaft Down anschließt. Der Boden ist fruchtbar, außer in den rauhern Gebirgsgegenden; Kartoffeln und Flachs sind die Hauptproducte. Grasung gibt es wenig; die kleinen Pächter und Häusler im Norden halten zwar Kühe, aber im Winter fehlt es gemeinlich an Futter. Außer einigen größern Privatgrundbesitzern gehört der größte Theil des Bodens der Kirche, den Colleges (Schulstiftungen) und den Corporationen, welche alle stiftungsmäßig keinen Pacht auf Lebenszeit bewilligen dürfen. Daher ist hier eine endlose Parcellirung und Afterverpachtung eingerissen, indem der Vater sein kleines Landstück immer wieder unter seinen Söhnen und oft auch den Töchtern theilt. Die Zerstückelung ging so weit, daß das ganze Land in manchen Gegenden wie ein einziges zerstreutes Dorf aussieht. Das Volk lebt, oder vielmehr hungert und stirbt, außer von Kartoffeln, von der Weberei. Leinwaaren, aus Handgespinnst auf gemeinen Stühlen gewoben, bildeten lange das Haupterzeugniß; die Maschinenweberei hat diesen Industriezweig erdrückt. Versuche, die Baumwollenfabrikation einzuführen, sind auch hier fehlgeschlagen, wie in der ganzen Provinz Ulster; doch ist eine Mischung von Baumwolle und Flachs, unter dem Namen „Unions" hier und da in Aufnahme gekommen. Einige Maschinenspinnereien sind nach und nach errichtet worden. — Die Hauptstadt **Armagh**, mit ungefähr 10000 E., liegt auf einer Anhöhe, welche von der Kathedrale bekrönt wird. Die Stadt war lange Zeit in Verfall, als der Erzbischof derselben, Dr. Richard Robinson, Baron Rokeby (1765—94), große Anstrengungen machte, um sie wieder zu heben. Er vollendete den vom Erzbischof Margetson 1575 begonnenen Wiederaufbau der angeblich vom heil. Patrick gegründeten, zwei mal (1566 und 1642) von den O'Neils zerstörten Kathedrale, und erbaute bei der Stadt einen erzbischöflichen Palast in einem gefälligen Stile, umgeben von Anpflanzungen. Auch sorgte er, daß ein neues großartiges Gebäude für die von Karl I. gestiftete und reich dotirte Parochialschule errichtet wurde, welche unter die Leitung Carpendale's kam und seitdem lange Zeit eines weit verbreiteten Rufs genoß. Man betrachtete diese Anstalt als das Westminster oder Eton von Irland. Robinson errichtete ferner eine öffentliche Bibliothek und ein Observatorium, sowie ein Grafschaftskrankenhaus und schenkte der Stadt eine neue Markthalle und Fleischscharren. A. ist der Sitz der Assisen für die Grafschaft und hat ein Gefängniß. Die Straßen sind reinlich. Jedes Jahr finden fünf Märkte statt, für den Verkauf der Leinenwaaren, welche die Drapers (Linnenhändler) von den kleinen Webern zusammenkaufen und auf eigene Rechnung bleichen lassen.

Armagnac (Ager Aremonicus), der Provinzname einer südfranz. Landschaft, welche als ein Theil der Gascogne dem heutigen Depart. Gers entspricht und früher, von den Pyrenäenabfällen bis zur Garonne reichend, in Ober- und Niederarmagnac getheilt wurde. Der fruchtbare, besonders für Getreide, den ausgezeichnetsten Wein und den Betrieb der Viehzucht günstige Boden ist in außerordentlich viele Güter zerstückelt und unter einem zahlreichen, aber armen Adel vertheilt. Der Hauptindustriezweig besteht in Branntweinbrennerei, deren Product als Eau d'Armagnac im Handel mit dem von Saintonge und dem von Cognac wetteifert. Die einfachen, kräftigen und muthigen, aber in Aberglauben und Unwissenheit lebenden Bewohner wurden dereinst insbesondere zu Kriegsdiensten gesucht. A. führte den Titel einer Grafschaft und das alte vom König Chlodwig, dem Merovinger, abstammende Geschlecht der Armagnacs hat wiederholt in der Geschichte Frankreichs eine wichtige Rolle gespielt. Graf Bernhard VII., ein tapferer und mächtiger Parteiführer, der auf der Seite der Orleans gegen die Burgunder stand, wurde 1418 Connetable, bald darauf aber in Paris, das die Burgunder einnahmen und wo er sich durch Härte verhaßt gemacht hatte, gefangen und den 12. Juni 1418 ermordet. Sein Enkel Johann lebte mit seiner jüngsten Schwester Isabelle in blutschänderischem Verhältniß und ließ sich sogar, nachdem er sie und den Hauskaplan durch eine untergeschobene Bulle getäuscht hatte, mit ihr trauen, und verfiel darüber in Bann und Acht. Er floh nach Aragonien und erwirkte Absolution und Rückgabe seiner Güter, schlug sich aber seit 1465 auf die Seite der Gegner Ludwig's XI., und ward endlich nach langen Kriegen 1473 in Lectoure umgebracht. Sein Oheim, Jakob, Herzog von Nemours, war das Haupt der Opposition; er wurde nach wiederholten Empörungen in einen eisernen Käfig gesperrt und 1477 enthauptet. Mit dem Grafen Karl erlosch 1497 das Geschlecht und die Güter fielen ar die Krone. Franz I. verlieh aber die Grafschaft A. seinem Schwager, dem Herzog Karl von Alençon, durch dessen Witwe sie an das Haus Albret in Navarra kamen. Erst Heinrich IV. brachte sie für immer an die Krone Frankreich. Die vormalige Hauptstadt A.s ist Lectoure am Gers mit 6330 E., während südlich

davon Auch mit 10460 E. die Hauptstadt des Depart. Gers ist. — Die **Armagnaken** bildeten zur Zeit König Karl's VII. von Frankreich den Kern der von dem Grafen von Armagnac und andern Rottenanführern befehligten Scharen, welche lange in Frankreich Mord und Verheerung übten. Um nach Johann's IV. von Armagnac Unterwerfung 1444 das Land von ihnen zu befreien und zugleich, wo möglich, den Rheinstrom als Grenze zu gewinnen, sandte Karl VII. auf Kaiser Friedrich's III. und der Großen von Elsaß und Schwaben Einladung, welche so die Schweiz zu unterdrücken hofften, zwei Heere dieser Armagnaken, das eine, 20000 Mann stark, nach Metz, Toul, Verdun und Elsaß, das andere, 30000 Mann stark, unter dem Dauphin gegen den Sundgau und Mömpelgard ab. Aber die Schweizer befreiten sich von der Wuth dieses Raubgesindels durch den glorreichen Tag bei St.-Jakob an der Birs 26. Aug. 1444, wo das kleine Schweizerheer mit seinem Untergang den vortheilhaften Frieden von Ensisheim (28. Oct. 1444) erkaufte. Aus dem Elsaß wurden die Armagnaken 1445 theils durch Waffengewalt, theils durch Vergleiche entfernt, worauf Karl VII. die noch übrigen meist verabschiedete. Dieser sogenannte **Armagnakenkrieg** wurde in Deutschland, wo man den Namen Armagnac in „Armer Geck" verstümmelte, **Armegeckenkrieg** genannt. Vgl. Barthold, „Der Armegeckenkrieg 1444 und 1445" im „Historischen Taschenbuch", Neue Folge, Jahrg. 3 (Lpz. 1842).

Armansperg (Jos. Ludw., Graf von), ehemaliger Präsident der Regentschaft in Griechenland, geb. 28. Febr. 1787 zu Kötzting in Niederbaiern, aus einer sehr alten und ausgezeichneten Familie, trat 1808, nachdem er zu Landshut seine Studien beendet, in den Staatsdienst. In den Kriegsjahren 1813 und 1814 war er bair. Armeecommissar, verwaltete einige Monate das Departement der Vogesen und war später Mitglied des Verwaltungsraths für das Gebiet zwischen Rhein und Mosel. Er wohnte 1815 dem Wiener Congresse bei, wurde im Feldzuge dieses Jahres Bevollmächtigter im Hauptquartier der Verbündeten, und administrirte dann zu Auxerre in Burgund das aus sechs Departements gebildete bair. Generalgouvernement. Von 1816—23 bekleidete er mehre wichtige Stellen, und machte sich als Director der Regierung des Rheinkreises besonders verdient um die Organisation der dortigen Finanzen und um die Erhaltung der in der Revolution gewonnenen Institute. Als Gutsbesitzer im Unterdonaukreise 1825 zum Abgeordneten gewählt, wurde er zweiter Präsident der zweiten Kammer. Er stand an der Spitze einer gemäßigt liberalen Opposition und drang auf Einführung der Landräthe. Bei dem Regierungsantritt des Königs Ludwig berief ihn dieser nach München, wo die Verordnungsentwürfe über veränderten Organismus des höhern Verwaltungswesens hauptsächlich von ihm ausgingen. Schnell nacheinander wurde er Staatsrath, lebenslänglicher Reichsrath, Minister des Innern und der Finanzen und endlich Minister der Finanzen und des Auswärtigen. Er gehört mit zu den Gründern des Deutschen Zollvereins, bethätigte sich in der Territorialfrage gegen Baden und in der sponheimischen Surrogatsfrage, regenerirte das lange vernachlässigte Thronlehnswesen und brachte strengere Ordnung und Klarheit in die Finanzen, zumal in das Staatsschuldenwesen. Dagegen beklagte man sich, daß er allzu sehr die fiscalischen Exactionen begünstige und glaubte bei ihm überhaupt eine zu ausschließende Vorliebe für die blos materiellen Interessen sowie für die sogenannten strengen Wissenschaften zu bemerken. Schon früher hatte er sich durch kräftigen Widerstand gegen die steigenden Anfoderungen Roms den Haß der Camarilla und Congregation zugezogen, der noch höher stieg, als er auf dem bewegten Landtage von 1831 mehrfache Versuche machte, sich der entschieden liberalen Partei zu nähern. Die Folge war, daß er beim Schlusse des Landtags vom Ministerium entfernt und zum Gesandten in London bestimmt wurde. Er zog es indeß vor, sich auf seine Familiengüter zurückzuziehen, konnte jedoch nicht auf die Dauer der Versuchung widerstehen, den wiederholten Auffoderungen des Königs zu folgen, und an der Spitze der nach dem Londoner Vertrag vom 7. Mai 1832 zu bildenden Regentschaft in Griechenland die Leitung der Angelegenheiten zu übernehmen. Als Präsident der Regentschaft landete A. mit dem jungen Könige Otto, zu Ende des Jan. 1833, bei Nauplia. Vom Juni 1835 bis 14. Febr. 1837 war er Staatskanzler, und in den letzten Monaten, während der Abwesenheit des Königs in Deutschland, schaltete er mit fast unumschränkter Vollmacht. Gewiß geschah für Griechenland manches Heilsame unter seiner vierjährigen Verwaltung. Allein von tausend Schwierigkeiten umringt, im Gedränge erhitzter und mit gegenseitigem Mistrauen erfüllter Parteien, von den Rivalitäten und Intriguen der Gesandten der europ. Großmächte umgeben, im Streite mit den andern Mitgliedern der Regentschaft, schien er doch nicht dem Vertrauen zu entsprechen, womit ihn anfangs die europ. Diplomatie gehoben. Darum ward Rudhart (s. d.) zu seinem Nachfolger ernannt. Man warf A. besonders vor, daß er sich durch die Bildung einer ihm persönlich ergebenen Coterie unentbehrlich zu ma-

chen gesucht habe. Wider eine im Senat zu seinem Gunsten beschlossene Adresse erließ der Stadtrath von Athen eine tadelnde Gegenadresse über seine Verwaltung. Vergebens war auch das Bemühen seines Freundes und Vertrauten, des engl. Gesandten Lyon, der dem rückkehrenden Monarchen erklärte, daß an die Belassung A.'s im Amte die Ruhe des Landes und des Königs eigene Sicherheit geknüpft seien. A. erhielt vielmehr sogleich seine Entlassung, als er dem noch nicht gelandeten Könige am Bord des Schiffs Portland seine Aufwartung machte, und verließ Griechenland im Anfange des März 1837. Er hatte zwei Töchter an Eingeborene verheirathet, aber die älteste derselben durch den Tod verloren. Seitdem lebt A. von dem öffentlichen Leben entfernt auf seinem Gute Egg bei Deggendorf.

Armatölen und **Klephthen** nannte man jene christlichen Krieger in den nördlichen Hochländern Griechenlands, welche sich seit Gründung des osmanischen Reichs in Europa ziemlich unabhängig zu erhalten wußten. Ursprünglich führten sie, wegen ihrer Raubzüge nach dem platten Lande, den allgemeinen Namen Klephthen oder Räuber; der Name Armatolen wurde dann Denen zu Theil, die mit der Pforte in Unterhandlungen traten. Nachdem zuerst die Bewohner des Bergs Agrapha das Vorrecht erhalten, einen Heerführer und eine Schar zur Sicherung der Ordnung in den benachbarten Städten und Dörfern zu bewaffnen, verbreiteten sich die Armatolen bald über das ganze hellenische Festland. Sie galten als Stammhalter griech. Freiheit und Selbständigkeit und bewiesen sich seit Anfange des 17. Jahrh. der Pforte immer gefährlicher. Die Namen berühmter Klephthen wurden allenthalben mit Stolz genannt und ihre Thaten vielfach besungen. Die Paschas, unvermögend gegen die kühne Verschlagenheit der Armatolenführer, der Kapitanys und ihrer Scharen sich zu schützen, sahen sich gewöhnlich genöthigt, mit ihnen zu unterhandeln. Gegen Zusagen friedlichen Verhaltens versprach der Pascha Sold und Lebensmittel und vertraute die Ruhe den schirmenden Waffen der Armatolen. Immer mehr gewannen die Armatolen auf diese Weise an Macht und Kraft, weshalb auch die Hetäria (s. d.) zuerst Armatolen und Klephthen für sich gewinnen mußte, wenn mit Erfolg ein Aufstand gegen die Pforte unternommen werden sollte. Den Armatolen konnte aber nichts willkommener sein, als die Auffoderung der Hetäria. Ihre Macht betrug um diese Zeit etwa 12000 Mann, welche theils feste Stellungen eingenommen hatten, theils willkürlich ihren Aufenthalt im nördlichen Hellas wechselten. Die ausgezeichnetsten Armatolenführer waren Eustrates mit 500 Mann, Gogo, Georg Zongas, Saphakas, der 1827 vor Athen fiel, mit 600 Mann, Georg Makry mit 300 Mann, Karaiskakis, der gleichfalls 1827 vor Athen blieb, mit 600 Mann, Mitzo Kondojannis, Johannis Panuryas, Kaltzodemos, der vor Missolunghi fiel, mit 400 Mann, Odysseus, Georg Karatasso mit 600 Mann, Christos Mestenopulos und Markos Botsaris, der an der Spitze der Sulioten stand. Im Vereine mit mehren andern Klephthen bildeten sie die Hauptmacht bei dem Anfange des griech. Freiheitskampfs, in welchem sie sich mit wenigen Ausnahmen hohen Ruhm erwarben.

Armatur begreift in der Kriegssprache alle diejenigen Gegenstände, welche zur Bewaffnung des einzelnen Mannes gehören, d. h. sowol die Waffen selbst als auch das dazu gehörige Lederzeug, wie Kuppeln, Bandeliere, Patrontaschen u. s. w., und die zum Auseinandernehmen und Reinigen der Waffen erfoderlichen Werkzeuge, wie Krätzer, Schraubenzieher, Federhaken u. dgl. — **Armateur** nennt man bisweilen den Ausrüster eines Schiffs, den Rheder (s. d.).

Armbrust, ein uraltes Geschoß, dessen erste Erfindung sich nicht genau angeben läßt. Nach Plinius haben es die Phönizier erfunden. Im Mittelalter scheinen es die Kreuzfahrer im Orient kennen gelernt zu haben, denn die Griechin Anna Komnena beschreibt es in ihren historischen Erzählungen unter dem Namen Tzagre als eine noch unbekannte Sache. In Europa wurde die Armbrust durch die rückkehrenden Kreuzfahrer bekannt und bald einheimisch. Die deutschen Schützen führten diese Waffe von einer solchen Stärke und Kraft, daß nur die nervige Faust eines Deutschen im Stande war, sie zu spannen, und die abgeschossenen Pfeile oder Bolzen drangen selbst durch einen mäßig starken Harnisch. Der Bogen wurde nicht wie bei den alten Pfeilbogen von Holz, sondern von Stahl angefertigt, an einem besondern Schaft befestigt, und die Sehne mittels einer kleinen Handwinde, die man Spanner nannte, gespannt. Die Pfeile oder Bolzen waren in der Regel vorn mit Eisen beschlagen, bald rund, bald eckig oder spitz. Auch schleuderte man mit der Armbrust brennende Dinge fort, um Gebäude und Kriegsmaschinen anzuzünden. **Balester** wurde die ganz aus Eisen bestehende Armbrust genannt, und Balistarii oder Arcubalistarii hießen Die, welche eine solche führten. Eines Balesters bediente sich untern Andern Götz von Berlichingen 1502. Im J. 1139 ward zu Rom der Bann über den Gebrauch dieses mör-

derischen Gewehrs ausgesprochen, funfzig Jahre später durch Papst Innocenz III. erneuert, jedoch beide male ohne Erfolg. Vorzugsweise waren die Armbrüste unter Richard Löwenherz und Philipp August von Frankreich im Gebrauch. In Deutschland geschieht ihrer 1286 Erwähnung, wo Boleslaus I., Herzog von Schweidnitz, ein Vogelschießen damit abhalten ließ. Im J. 1500 bei der Belagerung von Capua, und 1502 bei der des Schlosses Peineburg, bediente man sich der Armbrüste mit vielem Vortheil. Die Waffe erhielt sich selbst noch nach Erfindung des Feuergewehrs bis um 1530 und in England sogar bis 1627. Die **Armbrustschützen**, auch Armbruster genannt, bildeten einen Haupttheil des Fußvolks, und die genuesischen und venetianischen zeichneten sich im 14. und 15. Jahrh. durch ihre Geschicklichkeit aus, weshalb sie häufig in fremden Sold genommen wurden. In Frankreich veranlaßte die Armbrust die Einrichtung einer vornehmen Kriegsstelle, den Grandmaître des arbalétriers, der nach dem Marschall der Nächste war und die Aufsicht über die ganze Artillerie hatte. Aus den Armbrustschützen entstanden später die Argoulets, auch Archers oder Grennequins genannt. Dieselben kämpften jedoch nicht, wie die Armbrustschützen zu Fuß, sondern zu Pferde, und wurden nach Einführung des Feuergewehrs mit einem 2½ F. langen Karabiner bewaffnet und meist zum Dienst im kleinen Kriege, zu Vorposten, Patrouillen u. s. w. gebraucht. Bei den Deutschen und Spaniern nannte man diese Gattung Schützen Ringerpferde, welche das Gefolge der Ritter bildeten. In spätern Zeiten bildeten die Argoulets Fähnlein von 100—200 Mann. Karl VII. von Frankreich organisirte 1448 eine vierte Classe Freischützen zu Fuß, welche 18 Bolzen bei sich führten und sogar an Sonn- und Feiertagen sich im Schießen übten.

Armee ist eine größere Truppenmasse, welche unter dem Oberbefehl eines Einzigen (Oberbefehlshaber, Obergeneral) auf einem bestimmten Kriegsschauplatze operiren soll. Man benennt eine Armee häufig nach ihrem Kriegsschauplatze, oder den Himmelsgegenden, oder dem bestimmten Zwecke, zu welchem sie dient: z. B. die Rheinarmee von 1794 unter Moreau; die Schlesische Armee von 1813 und 1814 unter Blücher; die Nordarmee, Südarmee; die Observationsarmee, Occupationsarmee u. s. w. Häufig bezeichnet man den Begriff Armee auch mit dem Worte Heer, wiewol Heer nur der allgemeine Ausdruck für die bewaffnete Macht ist, ohne Berücksichtigung specieller Verhältnisse und Bestimmungen. Für die Stärke einer Armee bestehen keine bestimmten, nicht einmal annähernde Normen: sie richtet sich nach der Größe des Kriegsschauplatzes und andern Umständen. Im Feldzuge von 1794 war z. B. die franz. Nordarmee 154000 Mann, die Ardennenarmee nur 27500 Mann stark. Der nothwendigen Gliederung halber zerfällt eine Armee in mehrere Armeecorps, deren jedes von einem General commandirt wird. Jedes Armeecorps zerfällt in Divisionen von etwa 10000 Mann, jede Division in zwei Brigaden. Nicht selten versteht man unter Armee die in einem Kriege auftretende Truppenmacht einer Nation überhaupt, und spricht sonach von der franz., preuß., span. und andern Armeen.

Armenarzt. Eine dringende Aufgabe für den wirklich civilisirten Staat ist, daß jeder Erkrankte, auch der Ärmste, stets und sofort unentgeltlichen ärztlichen oder wundärztlichen Beistand erhalten könne. In Deutschland findet man allerdings in allen größern Städten Armen- oder Districtsärzte, mit der Verpflichtung Jeden, der ihnen von den Communalbehörden zugewiesen wird, unentgeltlich, auf Kosten der Gemeinde, zu behandeln. Diese Einrichtung führt aber häufig den Übelstand mit sich, daß die Hülfe zu spät kommt, und die Krankenlager sehr langwierig und kostspielig werden. Denn die Behörde verlangt gewöhnlich, ehe sie den Curzettel ausstellt, eine bis zur Notorietät ausgebildete Armuth und Krankheit. Daher sind solche Anstalten weit wohlthätiger, welche jedem sich Meldenden, ohne im voraus nach dessen Bedürftigkeit zu fragen, auf der Stelle ärztliche Hülfe verschaffen: wie z. B. die Polikliniken, Krankenberathungsanstalten, Consultations gratuites, Kinderheilanstalten. Diese bauen meistens dem Übel zur rechten Zeit vor, wo es noch unbedeutend ist, und verhüten auch, daß der Kranke nicht erst durch längeres Kranksein verarme. In kleinern Städten und auf dem Lande ist für arme Kranke auch in Deutschland noch sehr wenig gesorgt. Der Physikus (Bezirksarzt) ist zwar verpflichtet, die erkrankten Armen zu besuchen, hat aber selten Zeit und Mittel dazu. Beachtenswerthe Vorschläge zur Armenkrankenpflege auf dem Lande machten Chauvin und Berger in einem der franz. Nationalversammlung überreichten Memoire, das auch (Par. 1849) veröffentlicht wurde.

Armencolonien nennt man organisirte Ansiedelungen Verarmter, nicht in überseeischen Colonien, sondern inmitten der europ. Länder, mittels deren es ihnen möglich gemacht werden soll, durch Arbeitsamkeit, Ordnung und Sparsamkeit sich in eine günstigere Lage zu versetzen. Die Unternehmer solcher Anstalten überlassen den Ansiedlern einen bestimmten Landantheil, reichen ihnen die zur Bodencultur unentbehrlichen Erfordernisse dar, schießen ihnen Lebensbedarf bis zur

Ernte vor, binden die Art des Anbaus an bestimmte Vorschriften, führen über Arbeit und Fleiß strenge Aufsicht, und geben Jedem durch die Aussicht auf den Genuß der Früchte seiner Mühe einen Reiz zur Arbeit. Mit diesem nächsten Zweck ist die Sorge für die Erziehung der Kinder der Ansiedler verbunden, welche neben dem bildenden Unterricht zugleich an eine ihren Kräften angemessene Arbeit bei dem Anbau des Bodens gewöhnt werden. Es ist sehr natürlich, daß auf diese Anstalten große Hoffnungen gerichtet wurden, und daß man in ihnen namentlich ein Surrogat für die organisirten Auswanderungen erblickte, die für Staaten, die keine Colonien besitzen, ihre großen Schwierigkeiten haben. Hier wurden zudem die Armen nicht vom Vaterlande getrennt; man gab ihnen Mittel und Anleitung, sich durch eigene Kraft aus ihrer betrübten Lage zu heben; man führte sie in das einfache, kräftigende Landleben und zu der sichern Thätigkeit des Landbaus; man benutzte sie überdies, um öde Landstrecken, dergleichen sich in allen Ländern noch finden, urbar zu machen und vernachlässigte in höhere Cultur zu bringen. Es wurden denn auch an verschiedenen Orten derartige Versuche gemacht. Im Kleinen geschah dies von dem Freiherrn von Voght in Flottbeck bei Hamburg und von Larochefoucauld in Liancourt; im Großen hauptsächlich in Holland zu Frederiksoord (s. d.) und später in andern Gegenden des Landes durch den General van den Bosch. Von dort aus fand die Idee Nachahmung in Belgien zu Wortel, Merplus und Rezkevoorsel, und in Holstein zu Frederiksgabe, hier hauptsächlich durch den Conferenzrath Lawätz. Indeß scheinen die weitern Resultate wenigstens nicht günstig gewesen zu sein, daß sie zur Nachahmung und größerer Ausdehnung ermuthigt hätten, und die Mehrzahl der Stimmen entscheidet sich jetzt wider die Errichtung solcher Colonien. Am wenigsten können die Armencolonien als Gegenmittel gegen den Pauperismus dienen; denn wenn die Ursachen desselben fortwirken, so entstehen immer wieder an den andern Orten des Landes weit mehr Arme, als man durch die Armencolonien ableiten kann. Schon das ist ein ungünstiges Zeichen, daß man an jene Stellen die Bewohner erst hinbringen mußte, statt daß sie sich auf dem natürlichen Wege des Verkehrs daselbst eingefunden haben sollten. Hauptsächlich aber haben sich die Kosten weit höher gezeigt, als man erwartet hatte. Es gelang nicht, die Colonisten auf eine solche Stufe zu heben, wo man sie mehr sich selbst hätte überlassen können, sondern man mußte die Controle und Bevormundung nach und nach eher verschärfen, statt daß man sie mindern konnte. Damit aber kann nur die Vermeidung offener Verwahrlosung erzwungen werden, während die Unlust der Colonisten hierdurch erhöht wird, die Kosten steigen und das wirthschaftliche Gedeihen zurückbleibt. Als ein Haupthinderniß erscheint, daß bei uns die Massenarmuth am häufigsten unter der Industriebevölkerung auftritt, wogegen sich an ländlichen Arbeitern eher Mangel zeigt; die Industriebevölkerung aber hat selten die Kraft, noch seltener die Lust zum Landbau. Auch sogar eine nothleidende ländliche Bevölkerung wandert erfahrungsmäßig lieber nach Australien aus, als in die nächste Provinz. Die Nähe der frühern Heimat mag theils moralisch drücken, theils aber muß sie auch stete Versuchungen bringen. Die bloße polizeiliche Zucht reicht auch in Armencolonien für eine gedeihliche Entwickelung keineswegs aus. Diese verhütet nur, aber schafft nicht. Zur Anwendung anderer Mittel aber, wie sie Owen (s. d.) lange Zeit zu New-Lanark, was aber keine eigentliche Armencolonie, sondern ein Fabrikdorf war, mit großem Erfolge versuchte, sind die entsprechenden Charaktere zu selten. So scheint die Idee in größerm Maßstabe zur Zeit unausführbar zu sein. Auch in Baiern auf dem Moos, in der Nähe von München, gemachte Versuche sollen gänzlich mislungen sein. Indeß kann es immer zweckmäßig sein, einzelne Arbeitshäuser, ganz besonders aber die Waisenpflege und die Erziehung verwahrloster Kinder, auf ländliche Beschäftigung zu basiren, und überhaupt dem Landbau, soweit es thunlich, für die Zwecke der Armenpflege zu benutzen. Vgl. Lüttwitz, „Über Verarmung, Armengesetze und Armencolonien“ (Bresl. 1834) und Schmidt, „Über die Zustände der Verarmung in Deutschland“ (Zittau und Lpz. 1837).

Armenien, ein Hochland am südlichen Abhange des Kaukasus bis gegen Mesopotamien herab. Dasselbe hatte in den verschiedenen Jahrhunderten seiner Geschichte verschiedene Grenzen, und ist der Ursitz eines der ältesten civilisirten Völker der Erde, der Armenier oder, wie sie sich selbst nennen, der Haik, die nach ihrer Sprache der großen indo-germanischen Völkerfamilie angehören. Ihre älteste Geschichte, in die sie aus dem mit dem Christenthume empfangenen Alten Testament viele jüdische Traditionen hineintrugen, ist mythisch und zeigt nur so viel, daß sie in der Urzeit von eigenen unabhängigen Königen beherrscht, später aber den Assyrern und Medern zinsbar wurden. Die zwischen Mythe und Geschichte schwebende Zeit A.s beginnt mit dem König Dikran oder Tigranes I., aus der Dynastie Haig's, der um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. A. wieder unabhängig machte. Der letzte König aus seiner Dynastie, welche bald die

persische Oberherrschaft anerkennen mußte, kam 328 v. Chr. im Kampfe gegen Alexander d. Gr. um, der auch A. sich unterwarf. Nach dem Tode Alexander's fiel A. nach manchen Wechselfällen unter die Herrschaft der Seleuciden, die das Land durch Statthalter regieren ließen. Zwei von diesen, Artarias und Zariadres, machten sich jedoch zwischen 223—190 v. Chr. von ihrem Oberherrn, Antiochus d. Gr. (s. d.), während dessen Kämpfen mit den Römern unabhängig und theilten sich in das Land, das nun in Groß- und Kleinarmenien zerfiel. Artarias nahm Großarmenien, das im N. von Pontus und Kolchis durch das moschische Gebirge, von Iberien und Albanien durch den Cyrus, im O. von Medien durch den Araxes und das Gebirge von Atropatene, im S. von Assyrien durch das Niphatesgebirge und von Mesopotamien durch den Tigris, und im W. von Kleinarmenien durch den Euphrat getrennt wurde. Die Dynastie des Artarias kann aber nicht lange regiert haben, denn schon um die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. finden wir Großarmenien in der Gewalt eines Zweigs der parthischen Arsaciden (s. d.), der, mit Valarsaces oder Wacharschay I. beginnend, Großarmenien seine zweite Dynastie gab, die Nisibis zu ihrer Residenz machte. Der berühmteste Fürst dieses Königsgeschlechts war Tigranes d. Gr., welcher zu den von seinen Vorfahren gemachten Eroberungen in Kleinasien und den Kaukasusländern auch noch Syrien, Kappadocien und Kleinarmenien fügte, die Parther schlug und ihnen Mesopotamien, Adiabene und Atropatene abnahm. Der Conflict mit den Römern, in welchen er durch Mithridates von Pontus, seinen Schwiegervater, gerieth, beraubte ihn aber 63 v. Chr. fast aller seiner Eroberungen. Das von nun an immer heftigere Andringen der Römer von Westen, wie das der Parther von Osten, brachte das großarmenische Reich mehr und mehr herab. Die Nachfolger Tigranes' d. Gr. waren theils von den Römern, theils von den Parthern abhängig, und im Innern wurden die Großen immer selbständiger; eine kurze Zeit, unter Trajan, war Großarmenien eine röm. Provinz. Seine Geschichte verliefsetzt in einer ununterbrochenen Reihe von Unruhen im Innern und Kriegen nach außen, von gewaltsamen Thronwechseln und despotischen Regierungen, von kurzem Erheben und schnellem Zurücksinken.

So war es möglich, daß schon 232 die Sassaniden Großarmenien erobern und sich 28 J. darin behaupten konnten. Unter dem mit Hülfe der Römer 286 wieder in den Besitz seines Erbreichs gesetzten König Tiridates III. begann das Christenthum sich in A. auszubreiten. Anfangs hatten die Christen große Verfolgungen zu bestehen, bald aber, nachdem Tiridates das Christenthum selbst angenommen, wurde es zur Landesreligion und verdrängte, freilich unter blutigen Kämpfen, völlig den alten Glauben. Derselbe hatte die religiösen Ansichten des Zoroaster zur Grundlage, war jedoch sehr mit griech. Mythen und eigenthümlichen Anschauungen vermischt, wie dies der Umstand beweist, daß die Armenier zwar als mächtigste Götter den Aramazt und Mihir (den Ormuzd und Mithras der alten Perser), aber auch eine Art Venus, die Anaitis, und außerdem noch mehre andere Götter verehrten, denen sie Thiere opferten. Das Christenthum vermochte weder den innern Verfall des Reichs aufzuhalten, noch ihm wirksame Hülfe von Seiten der byzantinischen Griechen gegen das Andringen der Perser zu verschaffen. Die Griechen wetteiferten vielmehr mit den Persern, das Land an sich zu reißen und jeden Schein von Selbständigkeit zu vernichten. So kam es, daß der pers. König Bahram V. schon 428 A. zu einer Provinz des Sassanidenreichs machen, und mit der Absetzung Artasir's das Ende der Arsacidischen Dynastie auch in A. herbeiführen konnte. Bei dieser Gelegenheit war ein kleiner Theil des westlichen A.s an die byzantinischen Kaiser gekommen, welche zu gleicher Zeit Herren von Kleinarmenien waren; allein diese verloren jenen Theil ebenfalls nach und nach zuerst an die Sassaniden, dann später an die Araber. Die Sassanidendynastie, deren Herrschaft über A. vorzüglich durch die blutigen und doch erfolglosen Versuche der Perser, das Christenthum in diesem Lande auszurotten, denkwürdig ist, fiel nämlich bereits 632, und an ihre Stelle traten als Eroberer in Vorderasien die arab. Khalifen. In den Kämpfen zwischen diesen und den byzantinischen Kaisern ward A. aufs neue fürchterlich heimgesucht, und theils von byzantinischen, theils von arab. Statthaltern regiert. Aschod I., aus der alten und mächtigen armen. Familie der Bagratiden, setzte sich endlich, mit Erlaubniß des Khalifen, 885 die Krone auf's Haupt und ward so der Gründer der dritten großen armenischen Dynastie der Bagratiden oder Bagradunier. Unter seinen Nachfolgern hob sich Großarmenien aufs neue und erfreute sich eines ungewohnten Glücks, bis um das Ende des 10. und den Anfang des 11. Jahrh. die unter den Mitgliedern der Bagratidendynastie selbst ausgebrochenen Streitigkeiten und der Abfall der Ardsrunier es von neuem in seinem Innern schwächten und darum unfähig machten, dem gleichzeitigen Andrange der Seldschucken (s. d.) und der Byzantiner zu widerstehen. So unterwarfen sich die Griechen, nachdem sie 1079 den letzten Bagratidischen König hatten ermorden lassen, einen Theil seines Reichs,

während Türken und Kurden des andern sich bemächtigten. Nur wenige einheimische Fürsten wahrten ihre Unabhängigkeit, die sie jedoch durch die Mongolen, 1242, die ganz A. eroberten, endlich auch verloren. Im J. 1472 ward Großarmenien eine pers. Provinz, deren westlichen Theil der türk. Sultan Selim II. eroberte, während der östliche unter pers. Herrschaft verblieb.

In Kleinarmenien, das im N. durch die Gebirge Scydises und Paryadres vom Pontus, im O. durch den Euphrat von Großarmenien, im S. durch den Taurus von Syrien und Cilicien und im W. durch einen Zweig des Antitaurus von Kappadocien geschieden war, hatte 190 v. Chr. Zariadres sich auf den Thron geschwungen. Seine Dynastie herrschte bis auf Tigranes den Großen von Großarmenien, welcher Kleinarmenien eroberte und im J. 70 v. Chr. den letzten Herrscher desselben in einem Treffen tödtete, aber das Land wieder an die Römer verlor, die es dem Dejotarus, Vierfürsten von Galatien, gaben. Nach dem Tode des Sohns desselben ward es von den Römern verschiedenen Herrschern verliehen und später zur röm. Provinz gemacht. Als solche fiel es bei der Theilung des röm. Reichs dem morgenländischen Kaiserthum zu, dessen Schicksale es bis gegen Ende des 11. Jahrh. theilte. Um diese Zeit ward Kleinarmenien, in dessen Gebirge sich schon seit längerer Zeit viele Bewohner Großarmeniens vor dem Wüthen der Perser und Türken geflüchtet hatten, von Rhupen, einem ebenfalls dahin geflüchteten Verwandten des letzten Bagratidenkönigs von Großarmenien, vom byzantinischen Joche befreit. Seine Nachfolger dehnten ihre Herrschaft über Cilicien und Kappadocien aus, spielten eine bedeutende Rolle in den Kreuzzügen, und wurden dadurch so mächtig, daß Leo II. vom Kaiser Heinrich VI. 1198 zum König erhoben und mit einer kostbaren Krone beschenkt wurde. Lange Zeit blühte das kleinarmenische Reich unter der Dynastie der Rhupeniden, die geschickt sich mit den Mongolen abzufinden und den Moslems zu widerstehen wußten. Endlich brachen aber auch hier innere Unruhen sowie das Einmischen der Päpste in die kirchlichen Angelegenheiten, die Macht des Reichs, sodaß es 1374 dem Angriffe des ägypt. Sultans Schaban unterlag. Der letzte König, Leo VI., aus dem Hause der Könige von Cypern, vom Geschlechte der Lusignan, begab sich, nachdem er aus der ägypt. Gefangenschaft befreit war, nach Paris, wo er 1393 starb. Kleinarmenien wurde nun nie wieder unabhängig, sondern kam 1403 aus der Botmäßigkeit der ägypt. Sultane unter die der Turkmanen, 1508 unter die der Perser und bald darauf unter die der Osmanen.

Seit dieser Zeit haben die Armenier ununterbrochen unter dem härtesten Druck der Türken und Perser geschmachtet. Dessenungeachtet bewahrten sie treu ihre Nationalität in physischer wie moralischer Hinsicht, ihren Glauben und selbst, als Überbleibsel ihrer frühern Cultur, eine höhere Gesittung als ihre Herrscher. Eine große Anzahl war unter den Stürmen, welche A. im Mittelalter verwüsteten, und vorzüglich, um den Verfolgungen des Islam zu entgehen, ausgewandert. Dies ist die Ursache, daß Armenier über ganz Vorder- und Mittelasien bis nach China zerstreut sind. Man findet sie auch in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien (zusammen ungefähr 10000 Seelen), besonders aber in Rußland, wo sie namentlich seit Peter I. Schutz fanden und Gemeinden in Petersburg, Moskau und in Südrußland haben. Ja sogar in London und Amsterdam gibt es Armenier und berühmt ist die Congregation armenischer Mechitaristen (s. d.) in Venedig, Triest und Wien. Am zahlreichsten außer ihrer Heimat leben sie in Kleinasien, wohin sie sich schon unter den griech. Kaisern flüchteten, und vorzüglich in und um Konstantinopel (200000). Die ersten osmanischen Eroberer haben ihnen dort einen eigenen Patriarchen gegeben. In Persien, wohin eine große Anzahl 1605 vom Schah Abbas mit Gewalt abgeführt wurde, zählt man gegen 100000. Von hier aus wanderten wiederum Viele, um den Bedrückungen zu entgehen, nach Ostindien. Erst in der neuesten Zeit erhielt das Schicksal der Armenier in Folge der Kriege Rußlands mit Persien und der Türkei eine Wendung zum Bessern. Im Frieden von Turkmantschai mußte Persien einen großen Theil von A., die Provinzen Eriwan und Nachitschewan, an Rußland abtreten. Dann kamen in dem Frieden von Adrianopel einige andere Gauen Armeniens unter russ. Herrschaft. Während und nach jenen Kriegen wanderten eine Menge Armenier aus Persien und der Türkei nach den südkaukasischen Provinzen Rußlands aus, wo ihnen Wohnsitze angewiesen wurden. Vgl. Neumann, „Geschichte der Übersiedelung von 40000 Armeniern" (Lpz. 1834); Wagner „Reise nach dem Ararat und dem Hochlande A." (Stuttg. 1848).

Die Hochebene A. umfaßt etwa 5000 QM. Auf ihr liegen die Seen von Wan und Goktschai, und entspringen die Flüsse Aras (Araxes), Kur (Cyrus), Tschorokh (Bathis oder Akampsis), Kisil-Irmak (Halys), Euphrat und Tigris. Das große Plateau, auf dessen östlicher Seite sich das vulkanische Gebirge des Ararat (s. d.) erhebt, bildet den Mittelpunkt mehrer Bergketten, wie des Taurus und Antitaurus, der kurdischen und der nördlich nach dem Schwarzen Meere und

dem Kaukasus zu auslaufenden Gebirge. Das ganze armenische Hochland, das die mannichfaltigsten Gebirgsformationen und Gesteinarten bietet, zeigt viele vulkanische Spuren, und noch immer beweisen schwere Erdbeben, z. B. im Sommer 1840, wie die vulkanische Thätigkeit in seinem Innern noch nicht erloschen. Das Klima A.s ist auf der Hochebene im Sommer sehr heiß und im Winter sehr kalt, in den Thälern bleibt es jedoch milder. Das Erdreich macht stellenweis nur der Wassermangel unfruchtbar. Reis, Hanf, Flachs, Taback, Obst, Wein und die nördlichen Feldfrüchte, in den tiefern Gegenden auch Südfrüchte und Baumwolle, sind die vornehmsten Culturzweige. Großen Mangel leidet das Land an Waldungen. Die Gebirge enthalten Eisen, Kupfer, Blei, Salz und Naphtha. Die Viehzucht, besonders der Pferde, ist bedeutend und überwiegt den Ackerbau. Außerdem gibt es viel Bienen und Wildpret. Die Einwohner sind dem Hauptbestandtheil nach eigentliche Armenier. Außer ihnen haben sich, in Folge der verschiedenen Eroberungen, auch mehre andere Volksstämme darin nieder gelassen, so vor Allen Turkmanen, die noch immer ihren nomadischen Charakter bewahren, und von denen auch ein Theil des Landes den Namen Turkomanien erhalten hat. Dann im südlichen Theile die Kurden und als das herrschende Volk die Osmanen; am Tschorokh findet man auch georgische Lasen, und im ganzen Lande zerstreut Griechen, Juden und Zigeuner. Die Zahl der Einwohner armenischen Stammes schätzt man annähernd auf eine Million. Sie gehören ihrer Körperform nach der schönsten Abtheilung der kaukasischen Race an, sind wohlgewachsen, brünett und zeigen den vorderasiatischen Gesichtstypus. Ihre intellectuellen Fähigkeiten sind bedeutend, wie ihre Literatur und Geschäftsgewandtheit beweisen. Doch hat die jahrhundertelange Unterdrückung sie in große Unwissenheit und Aberglauben versenkt. Die Armenier sind Christen. Das Christenthum ist es gewesen, das ihnen in den Stürmen, welche der Islam über sie gebracht, ihre Nationalität hat bewahren helfen. Die größere Masse von ihnen, besonders die in ihrer Heimat verbliebenen, bildet eine eigene Kirche, nur der kleinere Theil hat sich mit der röm. Kirche vereinigt. Da A. kein selbständiges politisches Ganze ausmacht, so läßt es sich statistisch auch nur nach den verschiedenen Provinzen der Reiche, unter die es fällt, bestimmen. In dieser Beziehung sind die türk. Ejalets Erzerum, Wan, Kars, dann Theile der Ejalets Marasch, Sivas, Schehresor, Diarbekr, sowie vom russ. Transkaukasien die ehemaligen Provinzen Eriwan und Nachitschewan, ein Theil von Schirwan und das ehemalige türk. Georgien, endlich der nordwestliche Theil der pers. Provinz Aserbeidschan ungefähr bis zum Urmiahsee zu rechnen. Die bedeutendsten Orte in dem zu Rußland gehörigen Theile A.s sind: Eriwan mit 14000, Akhalzik und das berühmte Kloster Etschmiadzin; in dem türk. A.: Erzerum, Wan, Bajazid mit 15000 und Erzingan mit 30000 E.

Armenische Kirche. Schon im 2. Jahrh. soll das Christenthum nach Armenien gekommen sein; denn Dionysius von Korinth schrieb, einer Sage nach, an armenische Christen, die unter dem Bischof Meruzanes standen. Festen Bestand erhielt es erst im 4. Jahrh. durch den Bischof Gregorius (wegen seiner apostolischen Wirksamkeit Lusaworitsch oder der Erleuchter genannt), der den König Tiridates für dasselbe gewann, sowie im 5. Jahrh. durch die Bibelübersetzung des Miesrob. Von da an herrschte ein reger Geist in der armenischen Kirche, und Armenier besuchten häufig die Schulen zu Athen und Konstantinopel. In dem Kirchenstreite über die zwei Naturen in Christus hielten es die Armenier mit den Monophysiten, verwarfen unter Begünstigung des Perserkönigs Khosroes, der das Land gegen 536 erobert hatte, auf einer Synode zu Tuin das chalcedonensische Concil und lebten seitdem als abgesonderte Partei, die sich nach Gregorius die Gregorianische Kirche nannte. Wie in keiner der andern morgenl. Kirchen zeigte sich unter ihnen mehre Jahrh. hindurch ein reiches, wissenschaftliches Leben, vorzüglich in der Theologie. Als ihren größten Theologen verehren sie Nerses von Klah, armenischen Katholikos aus dem 12. Jahrh., dessen Werke mehrmals und auch neuerdings (Bd. 1, Ven. 1833) herausgegeben worden sind. Die Gregorianer haben ihre Abneigung gegen die sogenannte orthodoxe Kirche entschieden festgehalten. Zwar haben die Päpste zu verschiedenen Zeiten, z. B. 1145, 1341, 1440, wenn die Armenier die Hülfe des Abendlandes gegen die Mohammedaner in Anspruch nahmen, Unionsversuche gemacht; allein meist gingen nur die Herrscher darauf ein. Das Volk beharrte bei seinen eigenthümlichen Meinungen, wie denn z. B. Papst Benedict XII. 1341 über 117 Irrlehren der armen. Kirche sich beklagt. Unirte Armenier gibt es nur in Italien, Polen, Galizien, Persien, unter dem Erzbischof zu Nachitschewan am Don, im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw und in Marseille. Sie erkennen die geistliche Oberherrschaft des Papstes an, stimmen in ihren Glaubenssätzen mit den Katholiken überein, haben aber ihre eigene Kirchenordnung. Ebenso verhält es sich mit den unirten armenischen Klöstern auf dem Berge Libanon in Syrien und auf der Insel San-Lazaro bei Venedig. (S. **Mechitaristen.**) Bei dem Einbruche der Perser in Armenien zu

Anfange des 17. Jahrh. sahen sich Viele genöthigt, Mohammedaner zu werden; aber beiweitem der größte Theil ist der alten Lehre und Religionsübung treu geblieben. Gegen die Zumuthungen der Katholiken hat sie fortwährend die Pforte in Schutz genommen, und neuerdings Rußland gegen die Zudringlichkeit der kath. und protest. Missionare. Der Lehrbegriff der armenischen Kirche unterscheidet sich vom orthodoxen besonders dadurch, daß sie in monophysitischer Weise in Christus nur Eine Natur annimmt und den Geist blos vom Vater ausgehen läßt. Hinsichtlich der sieben Sacramente hat diese Kirche das Eigenthümliche, daß die Täuflinge bei der Taufe dreimal besprengt und ebenso viel mal eingetaucht werden; daß sie die Firmelung gleich mit der Taufe verbindet; daß sie beim Abendmahl unvermischten Wein und gesäuertes Brot gebraucht, welches in den Wein getaucht, herumgereicht wird; daß sie die letzte Ölung nur geistlichen Personen gleich nach ihrem Tode zukommen läßt. Die Armenier verehren Heilige, glauben aber an kein Fegfeuer. Im Fasten thun sie es selbst den Griechen zuvor; sie feiern nicht so viel Feste als diese, aber um desto strenger. Ihren Gottesdienst halten sie in der Türkei meist des Nachts; die Messe in altarmenischer, die Predigt in neuarmenischer Sprache. Ihre hierarchische Verfassung weicht wenig von der griech. ab. Der Katholikos, das Haupt der Kirche, hat seinen Sitz zu Etschmiadzin, einem Kloster bei Eriwan, der Hauptstadt des ehemals pers., jetzt russ. Armeniens am Ararat. Diese von Gregor von Nazianz gestiftete Klosterkirche war die einzige, welchen die Mohammedaner Glocken erlaubt hatten. Nach Etschmiadzin muß jeder Armenier in seinem Leben wenigstens einmal wallfahrten. Das heilige Salböl, das der Katholikos verfertigt und an die Geistlichkeit verkauft, und die häufigen Wallfahrten der Armenier verschaffen ihm die Mittel, den Aufwand des Gottesdienstes zu bestreiten und treffliche Bildungsanstalten für Lehrer zu erhalten. Die Patriarchen zu Konstantinopel und Jerusalem, die Erzbischöfe und Bischöfe der Armenier werden von ihm eingesetzt und je nach drei Jahren von ihm in ihren Ämtern von neuem bestätigt oder davon abgerufen. Die übrigen Geistlichen haben ähnlichen Rang und ähnliche Beschäftigung wie die Priester in der orthodoxen Kirche; die Mönche folgen der Regel des heil. Basilius. Eine eigenthümliche Classe der Geistlichen bilden die Wartabieds, eine Art graduirter Gelehrten, die als Mönche den Wissenschaften leben und lediglich zu Vicarien der Bischöfe verwendet werden. Die Weltpriester müssen sich ein mal verheirathen, dürfen aber keine zweite Frau nehmen. Vgl. Kunze, „Historische Darstellung des gegenwärtigen Zustandes des armen. Volkes" (Petersb. 1831), welche Schrift besonders die kirchlichen Verhältnisse entwickelt.

Armenische Literatur. Vor der Einführung des Christenthums durch Gregor den Erleuchter, gegen das J. 300, gehörten die Armenier zum assyrischen oder medopersischen Cultursystem. Mit Ausnahme einiger alten Lieder, die Moses von Khorene aufbewahrt hat, ist jedoch kein literarisches Denkmal aus früherer Zeit erhalten. Mit dem Christenthume entwickelte sich eine große Vorliebe für griech. Sprache und Literatur, und eine Menge griech. und syr. Schriftsteller wurden in das Armenische übersetzt (vgl. Wenrich, „De auctorum graecorum versionibus arabicis, armeniacis etc.", Lpz. 1842). Eine eigene Schrift, die aus 36 Buchstaben besteht, und mit der noch jetzt das Armenische geschrieben wird, wurde durch Miesrob 406 eingeführt. Die eigentliche Blüte der armenischen Literatur dauerte vom 4.—14. Jahrh. Eine Menge Schriftsteller aus dieser Periode werden genannt, deren größter Theil aus Theologen und Chronisten besteht, welche für die Kenntniß der Geschichte des Orients während des Mittelalters von bedeutendem Werthe und noch nicht gehörig benutzt sind. Die Muster, nach welchen die armenischen Schriftsteller sich gebildet haben, die spätern griech. Prosaiker und Byzantiner, treten aus allen ihren Schriften hervor. Den übrigen orient. Schriftstellern stehen sie zumeist voran durch verständige Auswahl der Thatsachen und geschmackvolle Darstellung. Mit dem 14. Jahrh. beginnt die armenische Literatur zu sinken. Man schrieb jetzt im Vulgararmenischen, und bedeutende Werke treten wenige mehr hervor. Eine lebhafte Theilnahme an der Literatur ihres Vaterlandes aber haben die Armenier stets bewahrt, und wo sie sich auch seit ihrer Zerstreuung niedergelassen haben, überall haben sie Druckereien angelegt, sodaß man armenische Drucke kennt aus Amsterdam, Venedig, Livorno, Lemberg, Moskau, Astrachan, Konstantinopel, Smyrna, Etschmiadzin, Ispahan, Madras, Kalkutta und andern Orten. Die interessanteste Niederlassung der Armenier ist die der Mechitaristen (s. d.) auf der Insel San-Lazaro bei Venedig.

Die Bibel, deren Übersetzung von Miesrob und seinen Schülern 411 begonnen wurde, und im Alten Testamente dem Texte der Septuaginta folgte, jedoch später aus der Peschito und Vulgata mannichfach interpolirt wurde, gilt noch jetzt als das höchste Muster der classischen Sprache (Ven. 1733; mit Varianten Ven. 1805). Aus derselben Zeit stammen die Übersetzungen anderer griech. Schriftsteller, wodurch Werke theilweise uns erhalten worden sind, deren

Originale sich nicht mehr finden. Dahin gehören die Chronik des Eusebius (herausgeg. von Aucher, 2 Bde., Ven. 1818); Reden des Philo (herausgeg. von Aucher, Ven. 1822) und andere Fragmente dieses Schriftstellers (Ven. 1826); Homilien des Chrysostomus (3 Bde., Ven. 1826), des Severianus (Ven. 1826), des Basilius Magnus (Ven. 1830), des Ephraim Syrus (4 Bde., Ven. 1836); das Leben Alexander's vom falschen Kallisthenes (Ven. 1842). Von den Historikern und Geographen sind zu erwähnen: Agathangelos zu Anfange des 4. Jahrh. (Ven. 1835), der aber sicherlich, wie viele andere Chronisten, später stark interpolirt wurde; Zenob der Assyrer (Ven. 1832); Moses von Khorene, gest. 487, der bedeutendste und interessanteste Historiker seiner Nation (herausgeg. mit lat. Übersetzung von den Brüdern Whiston, Lond. 1736; auch Ven. 1827), auch Verfasser einer Geographie (herausgeg. und übersetzt von St.-Martin in den „Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie", 2 Bde., Par. 1818); Faustus Byzantinus (Ven. 1832); Elisäus (Ven. 1828; „Beschreibung der Kriege des Feldherrn Wartan gegen die Perser" (engl. von Neumann, Lond. 1831); Lazarus aus Barb (Ven. 1793). Aus dem 7. Jahrh. ist anzuführen Joannes Mamigonensis (Ven. 1832); aus dem 9. Jahrh. Joannes Katholicus (franz. übersetzt von St.-Martin, Par. 1842); aus dem 12. und 13. Jahrh. Matthias Erez aus Edessa, Samuel Anetsi, Wartan, Wahram (ins Englische übersetzt von Neumann, Lond. 1831) u. A.; aus der neuern Zeit Michael Tschamtschean, der eine allgemeine Geschichte seines Volks von den ältesten Zeiten an verfaßte (3 Bde., Ven. 1784—86; im Auszuge, Ven. 1811; engl. von dem Armenier Avdall, 2 Bde., Kalk. 1827), und Lucas Indschidschean („Beschreibung von Alt-Armenien", Ven. 1822 und „Beschreibung des Thrazischen Bosporus", Ven. 1794; ital., Ven. 1831). Unter den philosophischen und theologischen Schriftstellern sind besonders zu nennen: David, im 5. Jahrh., der Übersetzer und Commentator des Aristoteles (vgl. Neumann, „Mémoire sur la vie et les ouvrages de David", Par. 1829); Esnik, aus dem 5. Jahrh. („Widerlegung der Ketzer", Ven. 1826); Joannes Ozniensis, aus dem 8. Jahrh. (armen. und lat., Ven. 1834); Nerses Klajensis, aus dem 12. Jahrh. (lat., 2 Bde., Ven. 1833); Nerses Lampronensis („Synodalrede", Ven. 1812; deutsch von Neumann, Lpz. 1834). Die „Vitae sanctorum calendarii armeniaci" (12 Bde., Ven. 1810—14) enthalten manchen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Landes. Weniger reich und ausgezeichnet ist die armenische Literatur in Werken der Poesie; außer den Hymnen der armenischen Kirche sind nur die Gedichte des Nerses Klajensis (Ven. 1830) bekannt geworden, unter denen sich eine Elegie über die Einnahme von Edessa auszeichnet (Par 1828). Erwähnung verdienen noch die Fabeln des Mechitar Kosch (Ven. 1790) und des Wartan (armen. und franz., Par. 1825), beide aus dem 13. Jahrh. Eine vollständige Übersicht der Literatur gibt Somal in seinem „Quadro della storia litteraria di Armenia" (Ven. 1829), frei bearbeitet mit vielen Zusätzen von Neumann in dem „Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur" (Lpz. 1836).

Die armenische Sprache gehört zu dem indo-germanischen Sprachstamme; doch hat sie in Bildung und Form viel Eigenthümliches. Dem Ohre ist sie rauh und unlieblich. Das Alt-Armenische, die Sprache der Literatur, ist jetzt als eine todte Sprache zu betrachten. In das Neu-Armenische, das wieder in vier wenig von einander abweichende Dialekte zerfällt, sind viele fremde, namentlich türk. Wörter eingedrungen, und selbst die ganze Constructionsweise der Sätze hat sich nach den Gesetzen der türk. Syntax umgeändert. Grammatiken gibt es von Schröder (Amst. 1711) und von Petermann (Berl. 1837; im Auszuge nebst Chrestomathie, Berl. 1841). Auch sind deren auf San-Lazaro viele erschienen. Das beste Wörterbuch ist das armenisch geschriebene von den Mechitaristen (2 Bde., Ven. 1836—37), das armenisch-franz. (2 Bde., Ven. 1812), das armenisch-engl. von Aucher (2 Bde., Ven. 1821) und das armenisch-ital. von Immanuel Tschaktschak (Ven. 1837). Auch sind in der Druckerei des armenischen Instituts der Herren Lazareff zu Moskau mehre Grammatiken, Schul- und Wörterbücher veröffentlicht worden, unter andern ein armenisch-russ. (2 Bde., 1838).

Armenrecht heißt die Rechtswohlthat, vermöge welcher die Kosten für Führung eines Civilprocesses der streitenden Partei auf ihr Nachsuchen wegen Armuth creditirt, bisweilen auch ganz erlassen werden. Auf den Grund der Reichsgesetzgebung ist dieses Recht in den meisten deutschen Particularrechten anerkannt, meist in der Art, daß der Arme zur Nachzahlung gehalten sei, wenn bessere Vermögensumstände ihn dazu in den Stand setzen. Die Zulassung zum Armenrecht ist bald blos von der Beibringung eines Armuthszeugnisses, bald von der Ableistung des sogenannten Armeneides abhängig; manche Gesetzgebungen, wie z. B. die preußische, verlangen Beides. Damit hängt in der Regel die Bestellung eines Officialanwalts für Führung des Processes des Armen zusammen. Wegen Misbrauchs des Armenrechts drohen mehre Ge-

setzgebungen Gefängnißstrafen an. Einige hierher gehörige Fragen, z. B. die, ob dem Gegner der Armenpartei dieselben Vortheile eingeräumt werden sollen wie jener, sind neuerlich mehrfach angeregt worden.

Armenschulen, Unterrichtsanstalten für Kinder, deren Ältern für ausreichenden Unterricht aus eigenen Mitteln nicht sorgen können. Es ist nicht nur ein Gebot der Humanität, sondern liegt auch im Interesse der Gemeinde und des Staats, daß jedes Kind den für seine sittlich-religiöse Erziehung, sowie für sein späteres bürgerliches Fortkommen nothwendigen Unterricht empfange. Mit der Entwickelung des Unterrichtswesens ist darum auch das Institut der Armenschulen in den verschiedensten Formen ausgebildet worden, und auch in diesem Zweige des öffentlichen Unterrichts hat Deutschland vor allen Ländern das Meiste und Trefflichste geleistet. Es wäre ein Irrthum, wenn man meinte, für Bildung und Unterricht der Armen sei in früherer Zeit nichts geschehen. Die Kirche war es im Mittelalter, welche in ihren Kloster- und Stiftsschulen den Armenunterricht, wenn auch in ihrer Weise und nach dem beschränkten Bedürfnisse der Zeit, doch großartig besorgte. Ja, für die Ausbildung derjenigen Armen, welche Talent und Neigung zu einer höhern Laufbahn zeigten, geschah sogar durch mannichfaltige Unterstützung mehr, als jetzt zu geschehen pflegt. Die Errichtung selbständiger Armenschulen erweist sich nur für größere Städte als nothwendig, sowol im Interesse der Ökonomie als auch in Rücksicht auf die Erfahrung, daß der Versuch einer massenhaften Aufnahme der Armen in die mittlern Bürgerschulen für alle Theile große Übelstände nach sich gezogen hat. In kleinern Gemeinden ist es dagegen zweckmäßig, die Armen in die gewöhnlichen Schulen zu schicken und das Schulgeld für sie aus den Armenfonds zu vergüten. Daß der Unterricht in den aus Gemeindefonds unterhaltenen Armenschulen sich gewöhnlich auf das Unentbehrliche beschränkt, ist gewiß gerechtfertigt. Nur muß daneben Sorge getragen sein, daß arme Kinder, die sich durch Anlagen und gute Sitten einer höhern Bildung würdig zeigen, auch in die höhere Bürgerschulen übergehen können. Verwandt mit den Armenschulen sind die sogenannten Freischulen, d. h. die von Privaten oder auch von Gemeinden gestifteten und hinlänglich, oft reich dotirten Unterrichtsanstalten, in welcher die Kinder zwar nicht notorisch armer, doch unbemittelter Bürger, freien und ihrem Stande entsprechenden Unterricht empfangen.

Armentaxe ist der von den Engländern entlehnte Name für eine zum Zwecke der Armenpflege aufgelegte Steuer. Es hat in Folge der Entwickelung unserer socialen Verhältnisse auch in andern Ländern nicht ausbleiben können, daß man, wenn die freiwillig dargebotenen Mittel nicht mehr ausreichten, zuletzt die Steuerpflichtigen für das unabweisbare Bedürfniß beiziehen mußte. Indeß sträubt man sich so lange als möglich gegen die regelmäßige und allgemeine Begründung einer Armensteuer, wählt lieber indirecte und verdecktere Wege, und wehrt wenigstens soweit thunlich den Namen ab. Denn man sieht in Englands Beispiel, wo allerdings die Armentaxe von kleinen Anfängen zu einer erschreckenden Höhe herangewachsen ist, eine Warnung. Man fürchtet, mit den sichern Erträgnissen einer vom Staate vorgeschriebenen Armensteuer werde nicht so sparsam umgegangen werden, wie in dem Falle, wo die nöthigsten Mittel auf verschiedenen Wegen kümmerlich zusammengesucht werden müssen. Man scheut sich, es offen auszusprechen, daß die Armen einen Anspruch auf Unterstützung von Seiten der Gesellschaft haben. Stellte man auch diesen Anspruch nicht in Abrede, so fand man es doch bedenklich, ihn im Gesetze auszusprechen. Als ob die Armen ihre Ansicht vom Staate aus Gesetzparagraphen und nicht vielmehr aus ihren Erfahrungen schöpften! Jedoch kommt zuletzt auf das gesetzliche Aussprechen eines Grundsatzes, den man doch genöthigt ist, praktisch anzuwenden, nicht so viel an. Allerdings aber muß es Politik der Armenpflege sein, so viel als möglich auf anderm Wege als durch die Armensteuer die Kosten zu decken, schon um ein reges Interesse für zweckmäßigste Einrichtung der Armenpflege und sorgfältigste Verhütung eines unnöthigen Aufwands zu erhalten. Indem z. B. die Gemeinde einen Verarmten bei Verwandten unterbringt, oder ihm eine Erwerbsquelle eröffnet, will sie zunächst sich eine Ausgabe ersparen, sorgt aber zugleich für den Armen besser, als wenn sie ihn auf das Budget der Armentaxe gewiesen hätte. Die Armentaxe in England ist mit der Eintheilung in Kirchspiele in Verbindung gesetzt, und wurde schon 1645 durch ein Statut der Königin Elisabeth förmlich organisirt. Dieselbe stieg seit der Zeit ihrer Gründung im Ganzen fortwährend, und erreichte 1831 die ungeheure Summe von 8,280000 Pfd. St. Nicht allein die Entwickelung der Industrie und des Maschinenwesens, sondern vorzüglich die eigenthümlichen agrarischen Verhältnisse, welche den Gegensatz zwischen Besitzern und Besitzlosen, Erwerbenden und Darbenden, schon seit Jahrhunderten immer schroffer hervortreten ließen, haben in England eine regelmäßige Armenunterstützung allmälig hervorgerufen.

Indessen war das unverhältnißmäßige Anschwellen der Totalsumme auch durch die Liberalität, die in den öffentlichen Verhältnissen Englands vorzuwalten pflegt, sowie durch die schreienden Misbräuche bedingt, die sich mit der Zeit in die Armenpflege eingeführt hatten. Namentlich drückte die hohe Armentaxe die bürgerlich Selbständigen von geringem Vermögen. Diese lebten gewöhnlich kümmerlicher als die Armen, denen sie Unterstützung reichen mußten. Ja es kam nicht selten vor, daß die Behörden Pfändungen und gerichtliche Veräußerungen wegen rückständiger Armentaxe vornahmen, in Folge deren die Betreffenden ruinirt und in die Zahl der Almosenempfänger gestoßen wurden. Eine Parlamentsacte schaffte endlich 1834 die größten Misbräuche in der Armenpflege ab, schränkte die Unterstützungen ein, und rief das Institut der Arbeitshäuser oder Werkhäuser ins Leben. Die Armentaxe minderte sich seitdem bedeutend, und belief sich 1837 sogar nur auf 4,044741 Pfd. St. Freilich war diese Verminderung der Taxe mit oft großen Härten gegen die Armen selbst verbunden, und alle Parteien beurtheilten das neue Gesetz mehr als einen Act der Nothwehr, denn als einen gründliche Maßregel. Vgl. Buret, „De la misère des classes labourieuses en Angleterre et en France" (Bd. 1, Par. 1841).

Armenwesen. Die Armuth ist die Mutter der Künste, aber auch der Laster, und dadurch ein Verderben der Staaten. Sie ist die größte Versuchung zum Schlechten und Nichtswürdigen; sie macht den Menschen käuflich und gleichgültig für Schande und Strafe; sie zwingt auch nicht selten den Bessern zur Wahl zwischen Entbehrung und Verbrechen. Es ist also dringende Pflicht für das öffentliche Wesen, der Armuth entgegen zu arbeiten, und zwar zuerst den Ursachen derselben, dann aber auch ihren Wirkungen. Ob die Armuth eine verschuldete oder unverschuldete ist, kann für die Armenpflege keinen Unterschied begründen; es kommt hierbei nur darauf an, daß die übeln Gewohnheiten, welche freilich oft Ursache, oft aber auch erst Folge der Armuth sind, durch die Art der Armenpflege mit bekämpft werden. In dieser Hinsicht bildet die Armenpflege einen Übergang von der Volkserziehung zur Zwangspolizei und der auf Besserung gerichteten Strafgewalt. Es ist aber die Armenpflege im eigentlichen Sinne des Worts von den Maßregeln zu unterscheiden, welche gegen die Massenarmuth oder gegen den Pauperismus (s. d.) gerichtet werden. Die Armenpflege kann in Bezug auf die Massenarmuth nur wenig wirken; sie hat es allein mit Folgen und Zeichen jenes Übels zu thun, und wenn das Übel in seiner Kraft bleibt und seine Ursachen fortwirken, so liefert es ihr rastlos neue Beschäftigung. Dagegen wird durch die Beseitigung oder Milderung der Massenarmuth die Aufgabe der Armenpflege vereinfacht und erleichtert. Die Armenpflege ist in der neuern Zeit ein Gegenstand größerer Sorgfalt der Regierungen und wissenschaftlicher Untersuchungen geworden, da man theils das Überhandnehmen der Armuth in den meisten europ. Ländern mit Schrecken gewahr wurde, theils aber auch die große Unvollkommenheit und Unzweckmäßigkeit der bisherigen Einrichtungen erkannte. Reichliche Almosen und große Armenstiftungen in reich dotirten Armenhäusern und Hospitälern sind nicht die glücklichste und wirksamste Art der Armenpflege. Sie werden leicht von Müssiggängern und Trunkenbolden in Besitz genommen, vermehren meist die Scharen dreister Bettler, die lieber vor den Thüren liegen als arbeiten, und gewähren den wahren Armen weniger Vortheil. So lange die Kirche den vierten Theil ihrer Einkünfte zu Almosen verwendete, war die Zahl der Bettler ohne Grenzen, und auch später veranlaßte in einigen Ländern die zu reiche Versorgung der Armen Anlockung zu Müßiggang und Verschwendung. Es ist daher die Armenpflege im Ganzen so einzurichten, daß sie den Armen nicht in eine bessere Lage versetze, als in welcher sich der freie Arbeiter befindet, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot erwirbt. Was auch das Mitleid dazu sagen möge, der erwachsene gesunde Arme mag immer auf das Unentbehrliche der Lebensfristung beschränkt sein. Dagegen kennt die Erziehung der Kinder und die Pflege der Kranken eine solche Beschränkung nicht. Denjenigen, welche Kräfte haben zu arbeiten, muß möglichenfalls Beschäftigung, ein Zuschuß und in besondern Fällen außerordentliche Unterstützung gereicht werden. Für arbeitscheue und umherziehende Bettler tritt der Zwang des Arbeitshauses ein.

Es läuft demnach beim Armenwesen Alles auf die drei Fragen hinaus: Wer soll als Armer versorgt werden? Wie soll die Unterstützung geleistet werden? Wer soll die Kosten dazu hergeben? Die erste ist im Allgemeinen leicht zu beantworten, schwieriger ist die Classification der Armen und die gehörige Vertheilung der Individuen in die Classen. Die erste Classe dürfte wol bestimmt werden durch das Bedürfniß der Erziehung, vermittelst Armenschulen und ähnlichen Anstalten, wobei am wenigsten gespart werden sollte. Das Bedürfniß der Erziehung hat dann auch noch eine speciellere Richtung bei Blinden und Taubstummen und blödsinnigen Kindern, deren vervollkommneter Unterricht auch eine Wohlthat der neuesten Zeit ist. Die zweite Classe wird bestimmt durch das Bedürfniß der Pflege und Heilung, vorübergehend in Kranken- und

Entbindungshäusern, bleibend für Unheilbare, Verkrüppelte, Altersschwache und besonders die Irren in Irrenanstalten u. s. w. Die dritte und größte Classe der Zahl nach entsteht aus dem Bedürfnisse der Unterstützung und Ernährung, sowol der vorübergehenden als bleibenden, in welcher sich soviel Unterabtheilungen ergeben, als Abstufungen in der größern oder geringern Fähigkeit liegen, noch durch Arbeit etwas zu verdienen. Die Arbeitsbedürftigen machen in manchen Ländern eine vierte große Classe der Armen aus, vornehmlich da, wo entweder große Industrieunternehmungen plötzlich in Stillstand gerathen, oder wo der Ackerbau, der bisher in kleinen Pachtungen und durch Lohnarbeiter betrieben worden war, eine veränderte Richtung nimmt, wo z. B. Ackerland in Schaftriften verwandelt, oder doch in große fabrikmäßige Gutswirthschaft mit Hülfe der Maschinen umgeschaffen wird. Der fünften Classe gehören Diejenigen an, welchen es zwar nicht an Arbeit fehlt, die aber mit der angestrengtesten Arbeit nicht so viel gewinnen, um mit den Ihrigen ihr Leben zu fristen, weil auf der Arbeit zu viel künstliche Lasten und Abgaben für den Staat, für die Capitalisten und für die Grundherren liegen. Für diese Classe der Nothleidenden ist besonders die Colonisation in Anwendung gebracht worden, im Inlande, wenn noch culturfähige Landstrecken vorhanden sind und der Regierung zur Benutzung freistehen (s. **Armencolonien**); in entfernten Welttheilen, wenn die innern Mittel erschöpft sind. Die Colonisation kann jedoch nur Wenige in eine bessere Lage bringen; die Misverhältnisse in der Heimat hebt sie nicht. Eine sechste Classe der Armen entspringt aus dem Bedürfnisse der Zucht, Gewöhnung zur Arbeit und Entwöhnung von lasterhaften Neigungen. Für diese sind die Arbeitshäuser, jedoch mit gehöriger Abgrenzung der eigentlichen Besserungsanstalten und der Strafanstalten wegen begangener Verbrechen. Eine eigene schwer zu behandelnde Abtheilung dieser Classe bilden die aus den Strafanstalten Entlassenen. Für diese in der That oft Ärmsten sind in neuerer Zeit fast allenthalben wohlthätige Vereine zusammengetreten.

Die Classification führt beinahe von selbst zur Beantwortung der zweiten Frage: auf welche Weise die Armen am zweckmäßigsten unterstützt werden. Das Einfachste, aber auch im Ganzen das Unzweckmäßigste sind die geringen Gaben an Geld, welche die Armenkassen wöchentlich und monatlich zu geben pflegen, denn diese verführen schon darum, weil sie ganz unzulänglich sind, sehr häufig gerade zu den Fehlern, aus welchen die Armuth entsprang. Wo es also nur irgend möglich, muß man Naturalversorgung leisten; den Armen muß Obdach, nicht gerade in besondern Armenhäusern, Brot und eine einfache aber gesunde Nahrung in dafür eingerichteten Speiseanstalten verschafft werden. Die Frage, wem die Armenversorgung obliege, ist in den neuern Gesetzen mit wenigen Ausnahmen den Gemeinden zugewiesen, dadurch aber dem Rechtsbegriffe der Heimat eine neue Wichtigkeit gegeben worden. Daß der Staat selbst zuletzt die Bedürftigen unterstützen müsse, ist wol nicht zu bezweifeln; doch waren die Gemeinden schon in älterer Zeit dazu verpflichtet. Es gewährt auch in der That mannichfaltige Vortheile, wenn den Gemeinden die Armenpflege überlassen bleibt, schon weil sie über manche hier einschlagende Verhältnisse die beste Aufsicht halten können und die Mittel meist besser zusammennehmen. Freilich müssen die Gemeinden selbst, zumal auf dem Lande, in dieser Beziehung unter höherer Aufsicht stehen, und Armenordnungen müssen ihnen bestimmte Regeln vorschreiben, wenn nicht die Versuchung zu groß werden soll, die Armen gar zu streng zu behandeln. Wie weit aber wegen möglicher Verarmung die Befugniß der Gemeinden gehen kann, Fremden Aufnahme in die Gemeinde und den Gemeindemitgliedern selbst die Verheirathung zu versagen, ist eine andere sehr wichtige Frage, bei deren Lösung leicht der Polizei eine größere Gewalt über die Freiheit der Bürger eingeräumt wird, als ihr vernünftigerweise gebührt. Auch ist es wol nicht gut gethan, die Gemeinden ausschließlich für die Versorgung ihrer Armen haften zu lassen, indem dadurch kleinere Gemeinden zuweilen außerordentlich belastet werden können. Vielmehr sollte Alles, was die einfache Versorgung überschreitet, z. B. die Unterbringung in Irrenanstalten, auf die Staatskassen verwiesen werden. Wenn aber ein mal die Armenversorgung Pflicht der Gemeinden ist, so sind auch Armensteuern (Armentaxen) nicht zu vermeiden, weil die freien Gaben der Wohlthätigkeit eine zu ungleiche und unzuverlässige Quelle gewähren. Die Literatur des Armenwesens ist in der neuern Zeit sehr reichhaltig geworden, und besonders sind sehr unterrichtende Darstellungen von den Gebrechen und Vorzügen der Armenanstalten einzelner Orte mitgetheilt worden. (S. **Wohlthätigkeit** und **Wohlthätigkeitsanstalten**.)

Armfelt (Gust. Mor., Baron, später Graf), ein Schwede, dessen öffentliches Leben, durch seltsamen Wechsel des Glücks ausgezeichnet, in seinen geheimern Beziehungen der Geschichte des schwed. Hofes angehört und daher nicht völlig aufgeklärt ist, war der älteste Sohn des Generalmajors und Landeshauptmanns, Baron A. Er wurde 1. April 1757 geboren, erhielt in

der Kriegsschule zu Karlskrona seine Erziehung, und kam dann als Fähnrich zu der Garde in Stockholm. Durch seine schöne Gestalt und Feinheit im Umgange, sowie durch die Thätigkeit, mit der er für den König der aristokratischen Partei entgegenarbeitete, gewann er die Gunst Gustav's III. Schnell befördert und mit Auszeichnungen überhäuft, bewies er 1788—90 im Kriege gegen Rußland ausgezeichneten Muth, wodurch er immer höher in der Gunst des Königs stieg. Als Generallieutenant schloß er den Frieden zu Werelä 14. August 1790 ab, und erhielt selbst noch am Sterbebette seines Monarchen, wo er zum Oberstatthalter von Stockholm ernannt wurde, die Beweise königlicher Gnade. Durch Heirath verband er sich mit dem alten Geschlechte der Grafen de la Gardie. Ein Codicill des sterbenden Königs, Gustav's III., der aber nur noch die Kraft hatte, den ersten Buchstaben seines Namens zu unterzeichnen, ernannte ihn zum Mitgliede des Regentschaftsraths während der Minderjährigkeit Gustav's IV. Allein in Ermangelung vollständiger Unterschrift erkannte der Herzog von Südermannland, welchem vermöge einer frühern testamentarischen Verfügung die Vormundschaft über den jungen König anvertraut war, diese Urkunde nicht an und warf sie ins Feuer. Dieses Codicill gab die Veranlassung zu dem Hasse, mit welchem A. nach Gustav's III. Tode verfolgt wurde. Man enthob ihn 7. Sept. 1792 der Oberstatthalterwürde und schickte ihn als Gesandten nach Neapel. Nicht ohne Grund wurde zugleich vermuthet, daß eine unerwiederte Neigung des Herzogs von Südermannland zu dem Hoffräulein von Rudenskjöld, von welcher A. begünstigt war, jenen Haß bis zu unwürdiger Erbitterung gesteigert habe. Gewiß ist, daß A. und die Rudenskjöld durch schmachvolle Gerüchte dem öffentlichen Urtheil preisgegeben, daß die Letztere auf die entehrendste Weise ins Arbeitshaus verwiesen wurde, er aber in Italien gedungenen Dolchen und einer förmlichen Requisition der schwed. Regierung nur durch die Flucht entging, jedoch als Landesverräther in contumaciam gebrandmarkt und aller seiner Güter, Würden, ja selbst des Adels verlustig erklärt wurde. A. begab sich hierauf nach Petersburg. Da aber seine Absichten nicht mit den Planen des russ. Cabinets übereinstimmten, so wurde er nach Kaluga gewissermaßen ins Exil geschickt, von wo es ihm jedoch gelang zu entkommen. Nachdem er sich bis 1799 in Deutschland aufgehalten hatte, setzte ihn Gustav IV. wieder in den vorigen Stand ein. Es wurde ihm der Gesandtschaftsposten am östr. Hofe übertragen und 1807 die Würde eines Generals der Infanterie ertheilt. Als solcher befehligte er die schwed. Truppen in Pommern und 1808 die Westarmee gegen Norwegen. Im Herbst desselben Jahrs wurde er zum Präsidium des Kriegscollegiums nach Stockholm berufen und zu einem der Herren des Reichs erhoben. Doch schon 1810 bat er um seine Entlassung und lebte hierauf als Privatmann in Stockholm. Eine Verbindung mit der Gräfin Piper verwickelte ihn aufs neue in polizeiliche Verfolgung, und veranlaßte ihn, Schutz bei dem russ. Gesandten zu suchen und in russ. Dienste überzutreten. Hier fand er günstige Aufnahme, wurde in den Grafenstand, zum Kanzler der Universität Abo, zum Präsidenten der finnischen Angelegenheiten und zum Mitgliede des russ. Senats erhoben. Allgemein von den Finnländern hochgeachtet, starb er zu Zarskoje-Selo 19. Aug. 1814. Vgl. A.'s Selbstbiographie in „Handlingar rörande Sveriges historia" (Bd. 2, Stockh. 1830), übersetzt in den „Zeitgenossen", dritte Reihe, Nr. 30.

Armida ist eine der hervorragendsten Frauengestalten in Tasso's „Befreitem Jerusalem", deren Name gewissermaßen sprichwörtlich als vollendetes Musterbild des verführerischen Weibes gebraucht wird, und deren Zaubergärten allgemein zur Bezeichnung des Schönsten dienen, was die Natur zu schaffen vermag. Tasso erzählt: Als die Kreuzfahrer bereits vor den Thoren Jerusalems lagern und die heilige Stadt angreifen wollen, ruft der Fürst der Hölle alle seine getreuen Diener herbei, um über die Mittel zu berathen, durch welche das Unternehmen der Gegner könne vernichtet werden. Hidraot, Fürst von Damaskus, der berühmteste unter den Zauberern des Morgenlandes, fodert seine Nichte A., die selbst in den Zauberkünsten tief erfahren ist, auf, durch den Reiz ihrer wunderbaren Schönheit und mit dem ganzen Aufwande ihrer verführerischen Künste, Verwirrung in das Lager der Kreuzritter zu bringen. Sie übernimmt den Auftrag, geht allein in das Lager der Feinde, und es gelingt ihr auch mehre der tapfersten Ritter ihrer Pflicht zu entlocken, die ihr nach Damaskus folgen. Unterwegs findet sie den Rinaldo schlafend, ihn den schönsten und jüngsten der Kreuzritter, den Sohn des Herzogs Berthold und der Sophia, an den Ufern der Etsch geboren. Von heftiger Liebe zu dem schönen Jüngling erfüllt, entführt sie ihn auf eine fern liegende reizende Insel, auf der ein herrlicher Palast die Liebenden aufnimmt. In ihren Armen und ihren wunderbaren Zaubergärten (Gesang 16) vergißt Rinaldo ganz die hohe Aufgabe, der er sich geweiht hat. Aber ohne Rinaldo kann Jerusalem nicht erobert werden. Zwei Abgesandte des christlichen Heers, Carlo und

Ubaldo, kommen mit Hülfe eines ihnen von einem noch mächtigern Zauberer verliehenen Talismans zu der Insel, um Rinaldo zu befreien. Es gelingt ihnen und Rinaldo entflieht. In wilder Verzweiflung zerstört A. die ganze Zauberschöpfung der reizenden Insel, und eilt selbst zu den Saracenen, um die Helden zum Kampfe gegen Rinaldo anzufeuern. Aber alle erliegen seinem Arme. Zuletzt stürzt A. selbst in den Kampf gegen Rinaldo; doch er besiegt auch sie, gesteht ihr aber zugleich seine Liebe, und erklärt sich, nachdem sie die Taufe genommen, für ihren Ritter. Die sinnliche Leidenschaftlichkeit, die in dem ganzen Stoffe herrscht, hat A. zu einem passenden Vorwurf für die Oper gemacht. Wir besitzen durch Gluck und Rossini zwei musikalische Compositionen dieses Namens, die den glühenden Schilderungen Tasso's würdig zur Seite stehen.

Armillarsphäre, **Armille** oder Ringkugel ist eine Zusammensetzung von Ringen, welche die wichtigsten Kreise der Himmelskugel darstellen. Sie hat den Zweck die gegenseitige Lage der Himmelsachse des Äquators, der Ekliptik und anderer Kreise zu versinnlichen. Daher kann sie in mancher Hinsicht die künstliche Himmelskugel ersetzen, obschon letztere auch noch die Gestirne darstellt, und insofern eine viel allgemeinere Benutzung zuläßt. Die ältern Astronomen, zuerst Eratosthenes, später auch Hipparch und Ptolemäus, bedienten sich der Ringkugel auch zu wirklichen Beobachtungen, die jedoch nur sehr unvollkommen ausfallen konnten. Selbst Tycho de Brahe machte den größten Theil seiner Planetenbeobachtungen mittels dieses Instruments, und bediente sich desselben namentlich zur Bestimmung der Zeit seiner andern, an Quadranten und Sextanten angestellten Beobachtungen.

Arminia, eine Fraction der Burschenschaft (s. d.), welche, im Gegensatze zur andern Partei, der Germania, ein directes politisches Wirken verwarf, hingegen durch das Streben nach eigener sittlich-wissenschaftlicher und volksthümlicher Ausbildung, den Grund für eine höhere national-politische Entwickelung Deutschlands legen wollte.

Arminianer oder **Remonstranten**, wird eine in den Niederlanden erstandene Partei der reformirten Kirche genannt, äußerlich gestiftet von Jak. Arminius, eigentlich Harmensen (geb. 1560 zu Oudewater in Südholland), im Grunde aber nur der kirchliche Ausdruck einer Entscheidung über das Verhältniß der menschlichen Freiheit zur göttlichen Vorherbestimmung, welche besonders im 5. Jahrh. unter Leitung Augustin's und im 9. Jahrh. unter Anregung Gottschalk's die Kirche in Bewegung versetzt hatte, übrigens auch im 16. Jahrh. beim Hervortreten der Reformation der Gegenstand heftiger Streitigkeiten wurde. Calvin, Beza und (wiewol dies weniger bekannt geworden) auch Zwingli hatten die unbedingteste Vorherbestimmung (Prädestination) gelehrt; die ref. Kirche der Niederlande aber hatte im Ganzen thatsächlich sich anfangs der mildern Ansicht zugewendet, welche eine Mitthätigkeit des Menschen nicht ausschloß. Eine mildere Laienpartei der niederl. reformirten Kirche fand den Ausdruck ihrer Überzeugung durch einen geistvollen Bürger Amsterdams, Volkhardt Koornhaert, dem die streng calvinistische Partei, vornehmlich Mart. Lydius, Professor zu Franeker, entgegentrat. Auch Arminius, seit 1587 Prediger in Amsterdam und gebildet in Utrecht, Marburg, Rotterdam, Leyden, Basel, vorzüglich aber in Genf unter dem streng calvinistischen Beza, wurde zur Widerlegung Koornhaerts aufgefodert. Allein das tiefere Studium der Frage brachten ihn selbst zu Zweifeln, welche endlich geradezu in die mildere Ansicht umschlugen. Seit 1603 Professor zu Leyden, gerieth er deshalb mit dem streng calvinistisch gesinnten Collegen Franz Gomarus, besonders seit 1604, in heftigen Streit, in dem er durch bedeutende Männer, zumal Nichttheologen entschiedene Unterstützung fand. Arminius behauptete: Gott schenke Allen, welche ihre Sünden bereuen und an Christum glauben, Vergebung und ewiges Leben; er wolle, daß alle Menschen zur Seligkeit gelangten, und nur weil er von Ewigkeit her den Glauben oder Unglauben der Einzelnen vorausgesehen, habe er von Ewigkeit her das Schicksal eines Jeden bestimmt. Dagegen hielt Gomarus mit seiner Partei unter Berufung auf die Belgische Confession und den Heidelberger Katechismus aufrecht, daß Gott in ewigem freien Rathschlusse (decretum aeternum) vorherbestimmt habe (praedestinavit), welche Menschen als Auserwählte (electi) selig, daher zur Besserung, zum Glauben und zur Standhaftigkeit in demselben erweckt, und welche als Verworfene (reprobati) ihren Sünden, dem Unglauben und Verderben überlassen bleiben sollten.

Ein gerichtlich angeordnetes Religionsgespräch im Haag (1609) führte zu keiner Verständigung, trotz der gerichtlichen Erklärung, daß der Streit unwichtig sei. Der inzwischen erfolgte Tod des Arminius (1609) brachte vielmehr unter Leitung des Predigers J. Uytenbogaert im Haag seine Partei zu der desto bestimmtern Behauptung, daß das Ansehen der symbolischen Bücher der frei erforschten Schrift unterzuordnen, und daß der weltlichen Obrigkeit (im Gegensatze zu der Ansicht der für die Kirche volle Selbständigkeit beanspruchenden Gomaristen) nicht

blos ein kirchliches Aufsichtsrecht, sondern selbst dogmatische Entscheidungen zuzugestehen seien. Die numerische Schwäche und theologisch weniger erregte Stellung der Arminianer waren die Ursache des letztern Zugeständnisses an den Staat. Sie überreichten daher 1610 den Ständen der Provinz Holland, wo sie die Mehrzahl bildeten, eine Remonstration (remonstrantia, daher Remonstranten genannt), von Uytenbogaert verfaßt, zur Abwehr des vorgeworfenen Pelagianismus in folgenden Artikeln: 1) Gott hat zwar von Ewigkeit einen Beschluß wegen der Menschen Seligkeit und Verdammniß gefaßt, aber unter der Bedingung, daß er alle an Christum Gläubigen selig machen, alle Ungläubigen verdammen wolle: also nur bedingte Prädestination; 2) Christus ist für Alle gestorben, aber nur der Gläubige ist durch seinen Tod wirklich versöhnt: also Universalität der Bestimmung, aber Particularität der thatsächlichen Wirksamkeit des Versöhnungstodes Christi; 3) kein Mensch kann den seligmachenden Glauben aus eigenen Kräften erlangen, sondern muß von Gott in Christo durch den Heiligen Geist wiedergeboren werden; 4) ohne die Gnade Gottes kann der Mensch nichts Gutes wollen, denken oder thun, aber die Gnade wirkt nicht unwiderstehlich; 5) die Gläubigen können durch den Beistand des Heiligen Geistes gegen das Böse siegreich streiten, aber ob die Gnade Gottes nicht durch Nachlässigkeit des Menschen wieder verloren gehen könne, ist nach der Schrift erst noch genauer zu untersuchen. Im J. 1611 entschieden sich die Remonstranten bestimmt für die Verlierbarkeit der Gnade. Die Gomaristen erließen hierauf (1611) eine heftige Contra-Remonstrantie (davon auch Contra-Remonstranten genannt), in welcher sie eine absolute Prädestination zur Seligkeit oder Verdammniß gegenüberstellten.

Nach mehren fruchtlosen Religionsgesprächen erließen die Stände von Holland auf den Rath des freisinnigen, arminianisch denkenden Rathspensionärs Oldenbarneveld und des Hugo de Groot (Grotius), Pensionärs und Anwalts der Stadt Rotterdam, im Jan. 1614 ein Toleranzedict mit dem Gebote, den Streit künftig fern zu halten vom Volke und sich gegenseitig in Liebe zu vertragen. Die Contra-Remonstranten verwarfen dieses Edict. Eine zweite gemäßigte Remonstrantie, welche die Arminianer 1617 übergaben, konnte die aufgeregte Partei nicht hindern, durch Pöbelangriffe die Arminianer zu zwingen, sich eine politisch leicht zu verdächtigende Stadtwache (Waardgelders) als Schutzwache zu bilden, durch welche zugleich der Charakter der nachfolgenden Entwickelung überhaupt angedeutet war. Diese Entwickelung wurde auf dem Gebiete egoistischer Parteipolitik vollzogen. Die freisinnigen Republikaner, wie Oldenbarneveld und Grotius, wurden von der rechtlosen Gewaltthätigkeit des herrschsüchtigen Moritz von Oranien mit Hülfe der Gegenpartei theils hingerichtet (so der 72jährige Oldenbarneveld am 13. Mai 1619), theils gefangen gesetzt (so Grotius, der später, wie Uytenbogaert früher, nach Frankreich entkam). Die Arminianer wurden durch Kriegsvolk von ihren weltlichen und geistlichen Würden verdrängt und zum Gehorsam gezwungen. Unter diesen Vorangängen kam die Parteisynode zu Dordrecht (13. Nov. 1618—9. Mai 1619) zusammen, welche, von mehr oder weniger sorgfältig ausgewählten Parteigenossen aus den Niederlanden, England, Schottland, Pfalz, Hessen, Schweiz, Nassau, Ostfriesland und Bremen zusammengesetzt, am 14. Jan. 1619 die 13 arminianischen Geistlichen, an der Spitze den gelehrten und beredten Dogmatiker Simon Episcopus (s. d.), aus der Gemeinschaft der Berathung ausschlossen und damit der ganzen Partei die Kirchengemeinschaft aufsagten. In 93 Kanons wurden die Streitsätze der Contra-Remonstranten gegen die Remonstranten formulirt, die Confessio Belgica und der Heidelberger Katechismus als für die niederl. Kirche rechtsverbindlich ausdrücklich hingestellt, und gegen 300 Angestellte der entgegenstehenden Partei, besonders Prediger, abgesetzt. Frankreich ließ wenigstens der Person und dem Besitze der Vertriebenen Schutz angedeihen, obwol die Hugenotten selbst auf der Kirchenversammlung zu Alais 1620 sich für Dordrecht entschieden. Auf Einladung Herzog Friedrich's IV. von Holstein ließen sich eine Anzahl von Arminianern in dem neu angelegten Friedrichsstadt nieder, und noch besteht daselbst eine kleine Gemeinde, die einzige remonstrantische im Auslande. Auch in England erfuhren sie, seit dem Verbote des Streitens über Prädestination und Gnade, 1620, eine mildere Behandlung, und selbst Moritz von Oranien begegnete ihnen in der letzten Zeit seines Lebens freundlicher. Unter dem Statthalter Friedrich Heinrich, dem Nachfolger des Prinzen Moritz, vorzüglich aber seit 1630, erlangten sie größere Duldung und sogar die Vergünstigung, sich in allen Städten und Orten Hollands aufzuhalten, und Kirchen sowie auch ein Seminar zur Bildung ihrer Lehrer anzulegen. Letzteres geschah zu Amsterdam, wo Episcopus 1634 sein Collegium eröffnete.

Die spätere dogmatische Entwickelung des Arminianismus trägt im Ganzen noch entschiedener den Charakter der Freisinnigkeit und des Rationalismus. Eine kleine Partei hielt zwar an

senen fünf Artikeln als Symbol fest, und wurde daher „Fünf-Artikler" genannt; desto freier aber stellte sich die Mehrzahl. Die Verwerfung aller Symbole, die Alleinzulassung der frei ausgelegten kanonischen Bücher des Alten und Neuen Testaments, die Betonung der für das Leben wichtigen Sittenlehre vor dem Dogma, die Unterordnung (Subordination) des Sohnes unter den Vater, und des Heiligen Geistes unter den Sohn und Vater in ihrer Trinität, die Ablehnung der Erbsünde als solcher und deren Auffassung mehr als physisches denn als moralisches Übel, die Behauptung der Unzulänglichkeit der zur vollen Seligkeit nothwendigen Genugthuung durch Christi Tod, welcher erst durch Gottes Gnade zur Versöhnung ausreichend gemacht werden soll (acceptilatio), das Festhalten der Freiheit des Menschen in der Annahme oder Ablehnung der Allen dargebotenen göttlichen Gnade, die Auffassung der Rechtfertigung zwar als eines Actes Gottes (actus dei forensis), vermöge dessen er den Gläubigen die Sünde vergibt und Gerechtigkeit zurechnet, aber ohne nur äußerliche Zurechnung der Gerechtigkeit Christi, und unter der bestimmten Foderung eines thätigen Glaubens, endlich die Betrachtung der Sacramente, mehr als bloße nur moralisch wirksamer Zeichen des christlichen Bekenntnisses und der von Gott verheißenen Gnade, denn als eigentliche Gnadenmittel: dieses Alles beweist ihre freisinnige Grundstimmung, ebenso wie die zugestandene Freiheit, die Taufe an dem Erwachsenen, oder (wie häufiger) an dem Kinde vorzunehmen. Solcher Lehre entspricht die Selbständigkeit der Laien gegenüber den Geistlichen, sowie die jährlich zu Anfang des Monats Juni abwechselnd zu Amsterdam und Rotterdam gehaltenen allgemeinen Versammlung, wo die Prediger und Abgeordneten der Gemeinden sich vereinigen, um über kirchliche Angelegenheiten zu berathen. Im J. 1829 zählten die Arminianer in Holland 20 Gemeinden mit 21 Predigern, während sie im J. 1809 noch 34 Gemeinden mit 40 Predigern hatten. Die stärkste Gemeinde ist zu Rotterdam mit 600 confirmirten Gliedern. Die Gesammtzahl der Arminianer beträgt etwa 5000 Seelen und ist fortwährend im Sinken begriffen. Doch gibt es deren auch in England, besonders zahlreich seit 1702. Im J. 833 zählten die Vereinigten Staaten gegen 500000 Arminianer-Universalisten, 150000 Arminianer-Baptisten (Semipelagianer) und 30000 deutsch-arminianische Baptisten. Vgl. Regenboog, „Geschichte der Remonstranten" (aus dem Holländ., Amsterd. 1774 und öfter).

Arminius, der röm. Name für den gefeierten deutschen Helden aus dem Stamme der Cherusker, welchen wir selbst Hermann (s. d.) zu nennen pflegen.

Arminiusquelle zu Lippspringe im Teutoburger Wald, ist ein lauwarmes Bitterwasser, hauptsächlich Glaubersalz, kohlensauren Kalk und Bittersalz enthaltend, das neuerdings gegen Unterleibs- und Brustkrankheiten in Aufnahme gekommen. Vgl. Pieper, „Die Heilwirkungen der Arminiusquelle bei Lippspringe, besonders gegen Brustkrankheiten" (Paderborn 1841).

Armiren, oder bewaffnen, wird besonders von Batterien und Festungen gebraucht. Eine Festung armiren heißt, sie mit allen zur Vertheidigung erfoderlichen Gegenständen versehen; also mit Geschützen, Schießbedarf, Besatzung, Lebensmitteln u. s. w. Armiren wird jedoch auch von einzelnen Fronten einer Festung, sogar von einzelnen Werken und Batterien gesagt, heißt aber dann blos, dieselben mit Geschützen bewaffnen, die bis dahin in den Vorrathshäusern oder Parks gestanden haben. Zur Zeit des Friedens werden solche Fronten jährlich einige male zur Übung armirt, d. h. mit Geschützen und Mannschaften besetzt, wobei man namentlich die Zeit beobachtet, in welcher das Geschäft vollendet werden kann.

Armorica war der keltische Name des westlichen Frankreichs am Ocean, des Landes der Armorici, d. h. Meeranwohner, und zwar vorzugsweise des Strichs zwischen den Mündungen der Seine und Loire. Nachher ward er auf das später Britannia minor (Bretagne) genannte Land beschränkt, dessen Bewohner, der Bund der Armoriker, sich 420 für unabhängig von der röm. Herrschaft erklärten und 497 des Frankenkönigs Chlodwig Oberhoheit anerkannten.

Armstrong (John), Dichter und Arzt, geb. 1709 zu Castleton in der schott. Grafschaft Roxburgh, studirte zu Edinburg, erlangte daselbst 1732 die medicinische Doctorwürde und wandte sich nach London, wo er jedoch niemals eine ansehnliche Praxis erhielt. Im J. 1741 ging er als Militärarzt nach Westindien, 1749 kam er an ein Hospital in London und 1760—65 mit der engl. Armee nach Deutschland. A. starb 1779. Seine medicinischen Schriften sind jetzt vergessen. Eine bleibende Stelle in der engl. Literatur hat er sich jedoch durch das Lehrgedicht „The art of preserving health" (Lond. 1744; deutsch von Nöldeke, Brem. 1799) erworben, welches wegen Inhalt, Darstellung und Correctheit der Sprache von den Kritikern des vorigen Jahrh. manch Lobsprüche erntete. Unter seinen übrigen Schriften verdient noch das Gedicht Erwäh-

wald und Jena. Nachher gab er den geistlichen Beruf auf und machte während anderthalb Jahren Reisen in Östreich, Ungarn, Italien, Frankreich und fünf Jahre später in Schweden. Seine Beobachtungen auf diesen Wanderungen theilte er von 1797—1804 in einer Reihe von Schriften mit. Nach seiner Rückkehr heirathete er zu Greifswald die natürliche Tochter des Professor Quistorp, die aber schon 1801 im Kindbette starb. Er ward 1806 außerordentlicher Professor daselbst und hielt geschichtliche Vorlesungen. Zu den wichtigern in Greifswald von ihm herausgegebenen Schriften gehört seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“, um deren willen er von mehren Adeligen förmlich denuncirt und angeklagt wurde; sodann sein „Geist der Zeit“ (Bd. 1, Altenb. 1807), den er später bis zu 4 Bänden (Berl. 1813—18) erweiterte. In diesem Werke griff er Napoleon mit kühner Freimüthigkeit an und mußte darum nach der Schlacht von Jena nach Stockholm flüchten, wo er bald Beschäftigung fand. Schon früher hatte ihn sein warmer Eifer für die Ehre des deutschen Vaterlands in einen Zweikampf mit einem schwed. Offizier verwickelt, worin er schwer verwundet wurde. Im J. 1809 kehrte er, unter dem Namen eines Sprachmeisters Allmann, aus Schweden zurück und trat 1810 wieder in seine Stelle zu Greifswald ein, von welcher er in dem kriegdrohenden J. 1811 seine Entlassung nahm. Beim Herannahen des Kriegs von 1812 ging er nach Rußland, und kam vorher und nachher in persönlichen Verkehr mit vielen der bedeutendsten Männer, die für die Befreiung Deutschlands vom Joche der Fremden zusammenwirkten. Der von ihm hochverehrte Minister Freiherr von Stein beschäftigte ihn im Interesse der Sache, der er sich gewidmet, und A. war unablässig bemüht, besonders durch zahlreiche Flugschriften voll Geist und Feuer, den Haß gegen die Unterdrücker zu steigern, den Eifer für Unabhängigkeit und Vaterland zu entflammen. Um diese Zeit erschienen von ihm „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“, sein „Soldatenkatechismus“ und die in viel tausend Abdrücken über ganz Deutschland verbreitete Broschüre „Über Landwehr und Landsturm“. Auch A.'s beste Gedichte, von denen mehre zum eigentlichen Volkslied geworden, fallen in die Befreiungskriege und in die erste Zeit der nachglühenden Begeisterung („Gedichte“, neue Ausg., Lpz. 1840; 2. Aufl. 1843; neue Auswahl, Lpz. 1850). Sein Lied „Was ist des Deutschen Vaterland“ wird in ganz Deutschland gesungen. Von 1815 an hielt er sich in den Rheinlanden auf und gab 1815—16 in Köln eine Zeitschrift „Der Wächter“ heraus. Im J. 1817 siedelte er sich in Bonn an, heirathete in demselben Jahre eine Schwester des Professors Schleiermacher in Berlin, und erhielt 1818 an der neuen Universität zu Bonn die Professur der neuern Geschichte. Aber schon 1819 ward er in die Untersuchungen wegen sogenannter demagogischer Umtriebe verwickelt, von seiner Stelle suspendirt, endlich zwar freigesprochen, aber gleichwol, mit Beibehaltung seines Gehalts, in Ruhestand versetzt. Actenmäßige Mittheilungen über diese Untersuchung nebst vielen interessanten Briefen bedeutender Männer enthält sein „Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben“ (2 Bde., Lpz. 1847). Im J. 1834 hatte er das Unglück, seinen hoffnungsvollen jüngsten Sohn beim Baden im Rhein zu verlieren. Erst nach 20jähriger Suspension vom Amte bekam er 1840 durch König Friedrich Wilhelm IV. wieder die Erlaubniß zu Vorlesungen, ward für das folgende Jahr zum Rector ernannt, und erhielt 1842 den Rothen Adlerorden, sowie schon vorher den Verdienstorden der bair. Krone. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch: „Nebenstunden, eine Beschreibung und Geschichte der schottländ. Inseln und der Orkaden“ (Lpz. 1826); „Christliches und Türkisches“ (Stuttg. 1828); „Die Frage über die Niederlande (Lpz. 1831); Belgien und was daran hangt“ (Lpz. 1834); „Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf“ (Lpz. 1839); „Versuch in vergleichenden Völkergeschichten“ (2. Aufl., Lpz. 1844); „Märchen und Jugenderinnerungen“ (1. Bd., Berl. 1812, 2. Aufl. 1842; 2. Bd. 1843); „Rhein- und Ahrwanderungen“ (Bonn 1846). Eine Anzahl seiner werthvollsten Flugschriften stellte A. zusammen in den „Schriften für und an seine lieben Deutschen“ (3 Bde., Lpz. 1845). Hauptsächlich aber lernt man den gesinnungsstarken Mann, seine Schicksale und ganze tüchtige Persönlichkeit aus den „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ (3. Aufl., Lpz. 1842) kennen. Im April 1848 wurde A., der sich an den Tagesfragen fortwährend schriftstellerisch betheiligte, von dem 15. rheinpreuß. Wahlbezirke zu der Deutschen Nationalversammlung entsandt, aus welcher er 21. Mai 1849 mit der ganzen Partei Gagern austrat. Seine Betheiligung an den öffentlichen Verhandlungen beschränkte sich auf kurze aber kräftige Reden im Sinne der constitutionell-erbkaiserlichen Partei, die sich vorzugsweise auf völkerrechtliche Fragen bezogen. In der zweiten Sitzung wurde er auf Venedey's Antrag durch feierliche Huldigung der ganzen Versammlung begrüßt. In die Deputation zur Einholung des Reichsverwesers gewählt, lehnte er aus Gesundheitsrücksichten ab, zog aber mit der vergeblichen Kaiserdeputation

nach Berlin. Dichterische Aussprüche aus dieser Zeit enthalten seine „Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche" (Lpz. 1849). Auch seit Auflösung der Nationalversammlung fuhr A. fort in einzelnen Flugschriften und in geharnischten Mahnworten die nationale Partei, der er von jeher angehört, zu vertreten.

Arndts (Ludw.), Professor der Rechte zu München, geb. 19. Aug. 1805 in Arnsberg, aus einer kath. Familie, deren Mitglieder schon in mehren Generationen höhere Stellen im Justizdienste bekleidet hatten. Der Vater starb 1812 als großh. hess. Geh. Rath und Hofgerichtsdirector. Der Sohn besuchte das Gymnasium zu Arnsberg und studirte in Bonn, Heidelberg und Berlin, wo er 1825 als Doctor der Rechte promovirte. Im Sommer 1826 habilitirte er sich in Bonn, ward 1832 Mitglied des Spruchcollegiums und 1837 außerordentlicher Professor. Im J. 1839 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor in Breslau. Vor Antritt dieser Stelle erhielt er einen gleichen Ruf nach München, den er annahm. Hier wurde er 1844 zum Mitglied der Gesetzcommission ernannt und mit Entwerfung eines bürgerlichen Gesetzbuchs beauftragt, im Frühjahr 1847 aber wieder aus dieser Commission entlassen. Während einer Reise nach Italien im Winter 1834—35 nahm A. eine neue Vergleichung der farnesischen Handschriften des Festus vor, welche später von O. Müller bei dessen Ausgabe dieses Schriftstellers benutzt wurde. Seine Thätigkeit als Lehrer wie als Schriftsteller erstreckte sich vor allem auf Römisches Recht, dann auf Encyklopädie der Rechtswissenschaft, Civilproceß. Außer verschiedenen Grundrissen und einem Lehrbuch der Pandekten hat er viele Beiträge zu juristischen Zeitschriften und zu Weiske's „Rechtslexikon" geliefert. Im J. 1848 wurde er in Straubing zum Abgeordneten zu der Frankfurter Nationalversammlung gewählt. Er gehörte anfangs dem Club des Steinernen Hauses, dann dem des Pariser Hofs an, war entschieden großdeutsch und erklärte 12. Mai 1849 seinen Austritt.

Arne (Thomas Augustin), einer der größten engl. Componisten, geb. zu London 1710, gest. daselbst 1778, war der Sohn eines Tapezierers und erhielt seine erste Bildung in Eton. Für die juristische Laufbahn bestimmt, folgte er, gegen den Willen seines Vaters, der größern Neigung zur Tonkunst. Durch Corelli's Concerte und Händel's Ouverturen bildete er sein Violinspiel, und sein Eifer für Musik brachte bald auch seine Schwester dahin, sich zur Sängerin zu bilden. Für diese schrieb er eine Partie in seiner ersten Oper „Rosamond", welche zuerst 1733 aufgeführt wurde und großen Beifall erhielt. Darauf folgte die komische Operette „Tom Thumb, or the opera of operas". Noch eigenthümlicher und ausgebildeter erschien sein Stil im „Comus" (1738). Um 1740 heirathete er eine in ital. Schule gebildete Sängerin, Cäcilie Young, mit der er 1742 nach Irland ging, wo Beide sehr ehrenvoll aufgenommen wurden. Nach zwei Jahren ward er als Componist, seine Gattin als Sängerin bei dem Drurylanetheater in London angestellt. Für die Concerte im Vauxhall schrieb er seit 1745 mehre Gesangstücke. Von der Universität zu Oxford erhielt er den Titel als Doctor der Philosophie. Nachdem er noch zwei Oratorien und einige Opern, z. B. „Eliza" componirt, versuchte er sich auch mit einer Composition im ital. Stil, Metastasio's „Artaserse", und auch diese gefiel. Doch war sein Talent mehr für das Einfache, Liebliche, Sanfte und Idyllische als für das Große und Erhabene. Außerdem componirte er mehre Gesänge in Shakspeare's Dramen und andere Instrumentalstücke. Seine Schwester war die berühmte Sängerin Cibber.

Arnheim (Arnhem) bei den Römern Arenacum, Hauptstadt der niederl. Provinz Geldern, mit 18000 E., Sitz eines Gouverneurs, der Abgeordneten der Provinzialstaaten und eines Handelsgerichts, liegt am rechten Ufer des Rheins, über welchen eine Schiffbrücke führt, hat bedeutenden Handel nach Deutschland, eine Kunstschule, ein Gymnasium und mehre andere wissenschaftliche Bildungsanstalten. Die Umgebungen der stark befestigten Stadt sind äußerst anmuthig. Unter den Gebäuden zeichnet sich der Hof, ehemals die Wohnung der Herzoge von Geldern, und die Eusebiuskirche aus, wo viele Denkmale der geldernschen Herzoge sich finden. In der Umgegend gibt es sehr viele Papiermühlen. Im J. 1813 ward A. durch die Preußen unter dem General Bülow mit Sturm genommen und dadurch der Occupation Hollands der Weg gebahnt.

Arnica oder **Wohlverlei**, eine Pflanzengattung, welche zu der Familie der Compositeen, Synanthereen oder zusammengesetztblütigen Pflanzen, und zur Unterfamilie der Corymbiferen oder Strahlenblümler gehört. Die Blüten des Strahls sind weiblich und zungenförmig und die der Scheibe zwitterig und röhrenförmig. Der Bergwohlverlei (A. montana) dessen Wurzel, Blätter und Blüten in der Heilkunde als Erregungsmittel, zur Beförderung der Resorption ausgetretenen Bluts u. s. w. in verschiedenen Formen sehr geschätzt sind, bildet eine wahre Zierde der Gebirgswiesen. Der schiefe Wurzelstock treibt einen etwa zwei Fuß hohen, einfachen oder wenig

ästigen armblättrigen Schaft, welcher ein gipfelständiges, oft an zwei Zoll breites dunkel-goldgelbes Blütenkörbchen trägt. Er blüht vom Juni bis in den August.

Arnim, ein altes Adelsgeschlecht, welches früher auch Arnimb und Arnheim genannt ward, stammt aus Holland, wo es aber 1716 mit Johann, dem Herrn der Baronie Rosendahl ausgestorben ist. Schon im 10. Jahrh. kam der Stammvater des jetzt in Preußen, Sachsen und Baiern blühenden Arnim'schen Geschlechts nach Brandenburg, wo 1190 ein Rupert v. A. und 1280 ein Borchard Henricus v. A. beglaubigt sind. Mit Letzterm beginnt zugleich die ununterbrochene Stammtafel des Geschlechts. Auch schreibt sich von ihm die Theilung der Familie in mehre Linien her: 1) in die biesenthalsche Hauptlinie mit den Unterabtheilungen der sächsischen, boitzenburgischen und gerswaldischen, 2) in die zehdenikische Hauptlinie, welche sich wiederum in die magdeburgische, fränkische und fredenwaldische spaltete. Sehr groß ist die Anzahl der Glieder der Familie, welche sich im Staatsdienst oder im Kriege auszeichneten. **Henning v. A.** auf Biesenthal, gest. 1500, war kurfürstl. brandenb. Rath, Marschall und Landvoigt der Ukermark; **Curth v. A.** auf Boitzenburg starb 1580 als Obermarschall; **Joach. v. A.** war 1544 Heermeister des Johanniterordens; **Bernd v. A.** starb 1611 als Geh. Rath und Obermarschall; **Jakob v. A.** auf Boitzenburg, gest. 1633, war Oberkammerherr und Obermarschall. Eines der bekanntesten Glieder des Hauses ist **Joh. Georg v. A.** (s. d.), welcher im Dreißigjährigen Kriege als General unter beiden Parteien diente. **Wolf Christoph v. A.**, gest. 1668, kursächs. Generallieutenant, ist der Stifter der sächsischen Linie. **Georg Abraham v. A.**, geb. 27. März 1651 zu Boitzenburg, der Stifter des suckowschen Majorats, diente vom 16. Jahre an in der preuß. Armee, wohnte 25 Schlachten und 17 Belagerungen bei, und starb 19. Mai 1734 als preuß. Generalfeldmarschall. **Georg Dithlef v. A.** starb 1754 als königl. preuß. wirklicher Geh. Staats- und Kriegsminister und General-Postmeister. **Friedr. Wilh. v. A.**, geb. 31. Dec. 1739, gest. 21. Jan. 1801, ebenfalls preuß. Staats- und Kriegsminister, Oberjägermeister, erbgesessen auf Boitzenburg und Zichow, wurde 2. Oct. 1786 in den Grafenstand erhoben. Sein Sohn, Graf **Friedr. Abraham Wilh. v. A.**, geb. 1767, war königl. Kammerherr, bekleidete einige Gesandtschaftsposten, und starb 31. Jan. 1812. Dessen Söhne sind: Graf **Friedr. Ludw. v. A.**, geb. 24. Jul. 1796, Erbherr der zichowschen Güter, preuß. Geh. Rath und Oberschloßhauptmann, und Graf **Adolf Heinr. v. A.** (s. d.), geb. 1803, Majoratsherr der boitzenburger Güter und preuß. Staatsminister. Graf **Alex. v. A.**, auf Fredenwalde, starb 1809 als preuß. Generallieutenant. Graf **Albr. Heinr. v. A.**, geb. 1744 zu Kröchlendorf bei Prenzlau, widmete sich zu Halle und Frankfurt a. O. eifrig juristischen Studien, betrat 1767 beim Kammergericht zu Berlin die praktische Laufbahn, und wurde, nachdem er mehre Ämter verwaltet, bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's III. 1798 zum Wirklichen Geh. Staats- und Justizminister ernannt. Kränklichkeit nöthigte ihn 1802 um seine Entlassung nachzusuchen und sich auf seine Güter zurückzuziehen, wo er 25. Oct. 1805 starb. Aus dem heinrichsdorff-werblowschen Hause erhob Friedrich Wilhelm IV. 1841 **Heinr. Friedr. v. A.** (s. d.), Diplomat und später Staatsminister, Sohn des 19. Jan. 1834 verstorbenen Geh. Justizraths und Landschaftsdirectors, Freiherrn **Heinr. Aug. v. A.**, in den Grafenstand nach dem Rechte der Erstgeburt.

Arnim, auch **Arnheim** (Joh. Georg), eine Notabilität des Dreißigjährigen Kriegs und von den kath. Soldaten der lutherische Kapuziner genannt, wurde 1581 zu Boitzenburg geboren. Er machte 1613 gegen Rußland seinen ersten Feldzug als Freiwilliger im Heere Gustav Adolf's, der ihn schon im nächsten Jahre zum Obersten erhob und vielfach auszeichnete; 1621 in polnischen Diensten einen zweiten gegen die Türken. Seit 1626 in kaiserl. Diensten, trat er in vertrautes Verhältniß zu Wallenstein, der seine vorzügliche Tüchtigkeit durchschaute, ihn an der Ostsee und in Polen gegen die Schweden verwandte, und ihm 1628 den Feldmarschallsstab auswirkte. Als aber der Kaiser A.'s starke Schuldfoderung nicht befriedigte, trat dieser in kursächs. Dienste, half den Kurfürsten zum Bündniß mit Schweden bewegen und befehligte bei Breitenfeld den rechten Flügel der Sachsen. Nach seinem Siege bei Nymburg über Don Moradas und Götz, bemächtigte er sich Prags und Böhmens und commandirte hierauf in Schlesien. Allein sein fortdauernder geheimer Briefwechsel mit Wallenstein, bis an dessen Tod fortgesetzt, zog ihm den Argwohn Schwedens zu, wovon ihn weder sein entschiedener Sieg über die Kaiserlichen bei Liegnitz (Mai 1634) noch sein Austritt aus sächs. Diensten im Unwillen über den Prager Frieden zu reinigen vermochte. Am 7. März 1637 ließ ihn daher Oxenstierna auf seinem Schlosse Boitzenburg aufheben und nach Stockholm bringen. Keine Vorstellung fruchtete, auch nicht das Erbieten, ihn gegen den bei Nördlingen in Gefangenschaft gerathenen Gustav

Horn auszuwechseln. A. befreite sich mit großer Schlauheit selbst und entrann (Nov. 1638) nach Hamburg. Voll tödtlichen Hasses gegen Schweden unternahm er jetzt, mit Genehmigung des Kaisers und des Kurfürsten von Sachsen, auf eigene Kosten und in Wallenstein's Weise ein Heer von 16000 Mann ins Feld zu stellen, erkrankte aber und starb, noch mit den Rüstungen beschäftigt, zu Dresden 18. April 1641. Befriedigenden Aufschluß über sein Verhältniß zu Wallenstein geben die von Förster herausgegebenen „Briefe Wallenstein's" (3 Bde., Berl. 1828) und Helbig's Schriftchen: „Wallenstein und A. 1632—34" (Dresd. 1850).

Arnim (Karl Otto Ludw. von), bekannt als Schriftsteller, geb. zu Berlin 1. Aug. 1779, besuchte daselbst, durch Privatunterricht vorbereitet, das joachimsthalsche Gymnasium, und studirte von Ostern 1798 an zuerst in Halle, seit 1800 in Göttingen. Später bereiste er Deutschland, Italien, die Schweiz, Frankreich, England und Holland. Hierauf lebte er drei Jahre auf seinen Gütern und in Berlin, wurde dann bei den Gesandtschaften zu Stockholm und London angestellt und fungirte späterhin oftmals als interimistischer Intendant der Königlichen Schauspiele zu Berlin. Auch war er Mitglied des brandenb. Provinziallandtags. In den J. 1835 und 1836 bereiste er Griechenland und die Türkei, 1841 Frankreich und Spanien, 1844 Italien, Sicilien, Malta und Sardinien. Später bekleidete er die Würde eines königl. Kammerherrn und Mitglieds der General-Ordenscommission. A. ist der Verfasser zahlreicher literarischer Arbeiten, namentlich des Reisewerks: „Flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden" (Bd. 1 und 2, umfassend Italien und den Orient, Berl. 1837, und 2. Aufl. Berl. 1838; desselben Werks Bd. 3, enthaltend Frankreich und Spanien, Berl. 1838; Bd. 4, über Neapel, Sicilien u. s. w., Lpz. 1845; Bd. 5 und 6, Rußland behandelnd, Berl. 1850). Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: „Napoleon's conduct towards Prussia" (Lond. 1814); „German national melodies" (mit einer engl. Vorrede und deutschem und engl. Texte, Lond. 1816). Eine deutsche Übersetzung von Massinger's „A new way to pay old debts" wurde 1820, und „Der Smaragdring", ein Lustspiel in fünf Aufzügen, 1822 in Berlin aufgeführt. Auch verschiedene Compositionen Lord Byron'scher Gedichte sind von ihm.

Arnim (Ludw. Achim von), ein phantasiereicher und origineller deutscher Dichter, einem der freiherrlichen Zweige der Familie A. zugehörig, geb. 26. Jan. 1781 zu Berlin, widmete sich zunächst den Naturwissenschaften, in deren Gebiete er manche eigenthümliche Forschungen angestellt hat, so namentlich in seiner ersten Schrift „Theorie der elektrischen Erscheinungen" (Halle 1799). Schon sein erster Roman „Ariel's Offenbarungen" ließ es erkennen, daß A., obwol im Allgemeinen den Grundsätzen der neuern poetischen Schule zugethan, dennoch mit voller Freiheit seinen eigenen Weg einzuschlagen im Begriff stand. Seine Reisen durch Deutschland gaben ihm Gelegenheit, die Eigenthümlichkeit des deutschen Volkslebens nach seinen landschaftlichen Verschiedenheiten aufzufassen; vorzüglich interessirte er sich für das lange verkannte Volkslied. Eine wärmere Theilnahme für die alte Volksliederpoesie regte er unter den Deutschen an, durch die mit Clemens Brentano (s. d.) herausgegebene Sammlung: „Des Knaben Wunderhorn" (3 Bde., Heidelb. 1806—8; 2. Aufl. 1819). Darauf erschienen sein „Wintergarten, eine Sammlung von Novellen" (Berl. 1809); der Roman „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (2 Bde., Berl. 1810), eine der interessantesten Dichtungen dieser Art; „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer" (Heidelb. 1811), worin sein Humor eine sehr kecke Wendung nahm; auch die manches Treffliche enthaltende „Schaubühne" (Berl. 1813). Die Unglücksjahre 1806—13 trafen auch ihn, namentlich als Grundbesitzer, mit schwerem Drucke, und lange nahmen Vaterland und Familie seine Sorge fast allein in Anspruch. Erst als die deutsche Volksthümlichkeit, der er mit voller Seele anhing, gerettet und auf lange Zeit hinaus gesichert schien, trat er mit neuen Gaben hervor. Insbesondere ist sein Roman „Die Kronenwächter, oder Berthold's erstes und zweites Leben" (Berl. 1817) reich an originellen und lebendigen Schilderungen. In den letzten Jahren lebte er abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme, wo am 21. Jan. 1831 ein Nervenschlag sein Leben plötzlich endete. Alle seine Schriften bekunden einen ungemeinen Reichthum von Phantasie, Gefühl und Humor, mannichfache Kenntniß, tiefe Beobachtungsgabe, lebendige Charakteristik; aber die große Nachlässigkeit, mit welcher er, besonders in früherer Zeit, sonderbaren Einfällen sich oft gleichsam unwillkürlich hingab, der bedeutende Antheil des Bizarren an seinen Compositionen und die Formlosigkeit der innern und äußern Darstellung schaden der genialen Erfindung. Seine „Sämmtlichen Werke" hat W. Grimm (19 Bde., Berl. 1839—46) herausgegeben.

Arnim (Elisabeth von), gewöhnlich Bettina genannt, die Gemahlin des Vorigen, Enkelin von Sophie La-Roche, geb. 1785 zu Frankfurt am Main, Schwester des Dichters Clemens

Brentano (s. d.), verlebte ihre Jugend theils in einem Kloster, theils bei Verwandten in Offenbach und Marburg, theils in Frankfurt selbst, wohin sie immer wieder zurückkehrte. Schon während ihrer Kindheit zeigte sie Anlage zu Excentricitäten und poetischen Sonderbarkeiten mancherlei Art. Ihr Natursinn ging, besonders nachdem sie mit dem Stiftsfräulein von Günderode bekannt geworden, in eine fast fanatische Anbetung der Natur und endlich in wirkliche Krankheit über. Groß und entscheidend war der Eindruck, den der Selbstmord ihrer Freundin, welche in einer glühenden Neigung zu dem Philologen Creuzer befangen war, auf ihr Gemüth machte. Dieselbe Schwärmerei, womit sie bisher das Universum erfaßt und in das Leben der Natur dichterisch träumend sich eingewöhnt hatte, trug sie dann auf Goethe über, um dessen Liebe sie warb, während er die Liebe des seltsamen Wesens zart duldete, ohne sie zu erwidern. Aus dieser Zeit rührt ihr unter dem Titel „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" (3 Bde., Berl. 1835) bekanntes Buch, welches von ihr selbst ins Englische übersetzt wurde. Später erschien von ihr „Die Günderode" (2 Bde., Grünb. und Berl. 1840), Briefe, welche zwischen ihr und jenem Stiftsfräulein gewechselt worden, und in denen ein anmuthig-idyllischer Charakter vorwaltet. Merkwürdiger und origineller bleiben indeß die drei Bände ihres zuerst erwähnten Briefwechsels, von denen die beiden ersten ihre Correspondenz mit Goethe's Mutter, der Frau Rath, und die mit Goethe gewechselten Briefe, der dritte ihr Tagebuch enthält. Der Briefwechsel mit Goethe beginnt im März 1807, als der Dichter nahe an 60 Jahre alt war. Eine hochlyrische Auffassung, eine naiv-kecke, hinreißende, oft ganz unliterarische, sehr nachlässige, durch die Spuren süddeutschen Dialekts ebenso oft anziehende als abstoßende Schreibart, eine häufig barocke, oft aber überraschende tiefsinnige Reflexion, orakelhafte Gnomenweisheit, lebensfrische Oppositionslust gegen bestehende verjährte Verhältnisse, und liebenswürdige und doch scharfe und treffende Ironie zeichnen diese Briefe und Tagebuchblätter aus, die zugleich in hohem Grade interessant sind durch die Personen, welche darin in ebenso kecken als feinen und genauen Umrissen porträtirt werden. Gegen die Wahrheitsliebe Bettina's sind manche Zweifel erhoben und ihr besonders im Buche „Die Günderode" mehre Anachronismen nachgewiesen worden, sodaß verschiedene poetische Partien dem wirklichen Leben blos untergeschoben zu sein scheinen. Brachte schon Goethe einige Briefe Bettina's in Sonettenform, so stellte Professor Danmer aus ihren Briefen eine ganze Sammlung Poesien unter dem Titel „Bettina's Gedichte aus Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" (Nürnb. 1837) her. In eine neue Richtung wurde der bewegliche Geist Bettina's durch die social-politischen Erscheinungen der letzten Jahre geworfen. Während sie mit rühmlicher Thätigkeit das Elend in Berlin zu mildern bemüht war, suchte sie die Quellen desselben durch schriftstellerische Thätigkeit aufzudecken und zu bekämpfen in „Dies Buch gehört dem König" (2 Bde., Berl. 1843) und „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" (2 Bde., Berl. 1848). Letztere Schrift enthält vielleicht den etwas abgeänderten Briefwechsel zwischen Bettina und dem auch als Dichter bekannten Fabrikbesitzer Nathusius. Beide Bücher werfen helle Schlaglichter auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse und bergen einen Schatz von Humanität und Mitgefühl für Andere, liefern aber auch den Beweis, daß zwischen der Verfasserin phantasiereichem Innern und der wirklichen Welt eine weite Kluft liegt.

Arnim (Heinr. Friedr., Graf von Arnim-Heinrichsdorff), Diplomat und preuß. Staatsminister, geb. 23. Sept. 1791 zu Werblow in der Provinz Preußen, widmete sich nach Vollendung seiner Studien der diplomatischen Laufbahn. Er befand sich zuerst als Legationssecretär in Stockholm, später in gleicher Eigenschaft in Paris. Nach der Belgischen Revolution von 1831 ging er als Gesandter Preußens nach Brüssel. Im J. 1840 wurde er in den Grafenstand erhoben. Im folgenden Jahre begab er sich als preuß. Gesandter nach Paris. Dort verblieb er, ohne einen erheblichen Einfluß in der Diplomatie auszuüben, bis 1845, um dann nach Wien zu gehen. Als in Folge des Maiaufstandes von 1848 der Kaiser Wien verließ, folgte ihm A. nach Innsbruck, nahm aber bald darauf seinen Abschied. Ohne Zweifel mußte dem Ministerium Auerswald der Graf A., der dem Metternich'schen System zugeneigt war, ungeeignet erscheinen, die neue Politik Preußens im Auslande zu vertreten. Im J. 1849 (24. Febr.), als die beiden Höfe von Berlin und Wien sich wieder zu nähern anfingen, trat A. als Minister der auswärtigen Angelegenheiten in das Ministerium Brandenburg-Manteuffel. Die um diese Zeit schwebende Frage über Annahme der deutschen Kaiserkrone machte die Stellung A.'s, den Kammern gegenüber, zu einer schwierigen, um so mehr, als ihm die Gabe der Rede nicht zu Gebote stand. Er nahm darum am 3. Mai desselben Jahres seinen Abschied.

Arnim (Heinr. Alex., Freiherr von), Diplomat und preuß. Staatsminister, geb. am 13. Febr. 1789 zu Berlin, aus dem Hause Arnim-Suckow in der Uckermark, ist der jüngste

von 11 Geschwistern. Er besuchte das Pädagogium zu Halle und machte, erst 15 J. alt, mit fünf seiner Brüder die Freiheitskriege mit. Zwei von seinen Brüdern blieben auf dem Schlachtfelde. Ihm selbst ward bei einem Gefechte das Pferd unterm Leibe erschossen; auch erhielt er eine Schußwunde in den Fuß, was an seinem Gange bemerkbar blieb. Im J. 1818 bezog er die Universität zu Heidelberg, wo er seine spätere Gemahlin, die Tochter des ehemaligen holl. Gesandten am würtemb. Hofe, Baron Strick von Linschotten kennen lernte. Im J. 1820 trat er in den Staatsdienst, zuerst als Gesandschaftsattaché in der Schweiz, dann als Legationssecretär in München, Kopenhagen und Neapel. An letzterm Orte wurde er nach dem Tode des Grafen Flemming zum Geschäftsträger ernannt. Eine Reise des damaligen preuß. Kronprinzen, spätern Königs Friedrich Wilhelm IV., nach Italien, brachte A. zuerst in nähere Berührung mit diesem Fürsten. Von Neapel ward er als Geschäftsträger nach Darmstadt versetzt, wo er sich um den eben in der Entwickelung begriffenen Zollverein sehr verdient machte. In Neapel hatte er einen Sohn verloren, in Darmstadt traf ihn gleiches Schicksal. Im J. 1834 trat A. als Geh. Legationsrath und vortragender Rath in die politische Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, welches damals unter Leitung Ancillon's stand. Da ihn des Letztern Nachfolger, v. Werther, nur wenig benutzte, verwandte A. seine Zeit auf die kirchlichen Fragen. Auch verkehrte er fleißig in dem bekannten Cirkel in der Wilhelmsstraße, mit dem er in religiöser Beziehung im Allgemeinen denselben Standpunkt einnahm, dessen politische Anschauungen er jedoch nicht theilte. Bis zum J. 1840 lebte A. fern von den Geschäften. Um diese Zeit, nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., ward er zum Gesandten in Brüssel ernannt. Auch hier erwarb er sich große Verdienste für die Förderung deutscher Interessen. Namentlich wirkte er für die schleunige Herstellung des Schienenweges zwischen der Rheinprovinz; ferner schloß er den belgisch-preußischen Handelsvertrag von 1844 ab, welcher Belgien dem franz. Einflusse entzog. Damals erschien aus seiner Feder, jedoch anonym, die Schrift „Mein handelspolitisches Testament" (Berl. 1844). In Brüssel bewirkte A. außerdem die Gründung einer deutsch-protest. Kirche. Im J. 1846 wurde er an die Stelle des Grafen Arnim-Heinrichsdorff zum Gesandten in Paris ernannt, wo er bald nach seiner Übersiedelung seine Gemahlin verlor. Hier erlebte er auch die Februarrevolution von 1848. Anfang März desselben Jahres begab er sich nach Berlin.

Noch vor dem Ausbruch des berliner Märzkampfes hatte A. die Nothwendigkeit von Reformen in einer vom 17. März datirten Denkschrift dem Könige vorgestellt, welche die Grundzüge der später von A. befolgten Politik enthält. Während des Kampfs in der Nacht vom 18. zum 19. März weilte er in der Nähe des Königs. Von A. ging am 21. März die bedeutsame Manifestation in der deutschen Sache aus. Um die Verantwortlichkeit für jenen so wichtigen Schritt zu übernehmen, trat er am 21. in das von seinem Vetter, dem Grafen Arnim-Boitzenburg, gebildete Cabinet als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein. Die Parteinahme Preußens für die soeben aufgestandenen Herzogthümer Schleswig-Holstein, sowie die nunmehr entschieden deutsch-einheitliche Politik des Königs, waren A.'s Werk. Diese beiden Fragen riefen alsbald einen ernsten Zwiespalt im Schoose des Cabinets selbst hervor, in Folge dessen der Vorsitzende, Graf Arnim, ausschied, um dem Ministerium Camphausen, in welches A. ebenfalls eintrat, Platz zu machen. Das chaotische Treiben, welches damals in der Hauptstadt herrschte, erregte in A. großen Widerwillen an den Geschäften. Auch in der Preußischen Nationalversammlung fühlte er sich wenig befriedigt. Die häufigen, zuweilen sehr formlosen Interpellationen der Linken verliehen A.'s Auftreten zuweilen eine gewisse Gereiztheit. Hierzu gesellte sich eine Meinungsverschiedenheit zwischen A. und den übrigen Ministern in Betreff des Berends'schen Antrages wegen Anerkennung der Revolution. Dies veranlaßte ihn, am 8. Juni dem Ministerpräsidenten seinen Austritt anzuzeigen. Die Vorfälle am 9. Juni, wo die Nationalversammlung den Berends'schen Antrag berieth, verzögerten jedoch diesen Austritt. A. wurde nämlich, gleich andern Abgeordneten, von dem mit der Verwerfung des Antrags unzufriedenen Volkshaufen, welcher ihn übrigens nicht erkannte, beim Heraustreten aus dem Sitzungssaale mishandelt. Um den Schein, als weiche er dieser Demonstration, zu vermeiden, nahm er erst einige Tage später seinen Abschied, und ging darauf nach Frankfurt a. M., von wo er sich nach Neuwied zurückzog. Während seines dortigen Aufenthalts schrieb er: „Frankfurt und Berlin", und „Über die Mediatisationsfrage" (Frankf. 1848 und 1849). Er bekämpfte darin das bair. Project der Trias und verlangte, nicht die Mediatisirung, sondern eine Art Gruppirung der Kleinstaaten. Im Frühjahre 1849 ward er zum Abgeordneten der ersten Kammer für den liegnitzer Wahlkreis gewählt. In dieser überaus conservativen Versammlung schloß sich A. der deutsch-oppositionellen Partei an. Seine Reden über die mecklenburgische Verfassungsangelegenheit, wo er für die bedrohte Freiheit jenes

Volksstamms sprach, sowie über die Botschaft vom 7. Jan. 1850, in Betreff welcher er sich gegen die Pairie erklärte, haben gezeigt, daß ihm auch Rednertalent innewohnt. Eine nicht gehaltene Rede A.'s über die Märzpolitik ist später unter dem Titel „Zur Politik der Epigonen in Preußen" (Berl. 1850) erschienen. A. begab sich nach Vertagung der preuß. Kammern gegen Ende 1850 nach Holland auf die seiner Tochter durch Erbschaft zugefallenen Güter, kehrte aber mit Eröffnung der Session im Jan. 1851 wieder nach Berlin zurück, wo er die Opposition gegen das Ministerium Manteuffel fortsetzte. Während dieser Session veröffentlichte er ebenfalls zwei nicht gehaltene Reden: „Zur Politik der Contrerevolution in Preußen" (Berl. 1851), die bei der angegriffenen Partei großes Misfallen erregten.

Arnim (Adolf Heinrich Graf von), Majoratsherr der boitzenburger Güter, preuß. Staatsminister, wurde 10. April 1803 geboren. Seine Mutter, eine geborene Gräfin Wallmoden-Gimborn, war in erster Ehe vermählt mit Baron Lichtenstein in Franken, in zweiter an den Grafen Arnim, in dritter an einen franz. Marquis in der Gegend von Dijon. Graf Adolf Heinrich ist der jüngere von zwei Brüdern. Beim Verloosen der sehr bedeutenden Familiengüter zog er das große Loos, in Folge dessen er ein jährliches Einkommen von über 80000 Thlr. besitzt, während der ältere Bruder, der Schloßhauptmann in Berlin ist, weniger bedeutende Güter erhielt. Nachdem A. seine Studien in Göttingen vollendet, trat er in den Staatsdienst und wurde nach und nach Auscultator, Referendar, Assessor, endlich Landrath in der Ukermark. Im J. 1833 ward er zum Chef der Regierung in Stralsund, später in gleicher Eigenschaft in Aachen ernannt. In letzterm Wirkungskreise leistete er wesentliche Dienste, indem er, während der damals obschwebenden Streitigkeiten zwischen dem Staate und der kath. Kirche, ein taktvolles, versöhnendes Verhalten unter den Parteien zu bewahren wußte. Hierauf wurde er Präsident der Regierung in Merseburg, dann auf kurze Zeit Chef der Generalcommission für die bäuerlichen Verhältnisse in Berlin. 1840 zum Oberpräsidenten der Provinz Posen an Stelle des wegen seiner Germanisirungspolitik den Polen verhaßten Flottwell ernannt, wußte er sich eine Zeit lang die Zuneigung der Letztern zu erwerben, indem er, soweit als thunlich, dem poln. Element gerechte Geltung verschaffte. Natürlich vermochte er die Polen nicht in Allem zu befriedigen, sodaß seine Popularität ebenfalls bald wieder schwand. Im J. 1842 erhielt er an Rochow's Stelle die Ernennung zum Minister des Innern. Durch ihn wurde das bis ins Unerträgliche ausgeartete Polizei- und Spionirsystem beseitigt, die geheime Polizei abgeschafft. In anderer Beziehung freilich folgte er dem Systeme seiner Vorgänger, namentlich entfaltete er gegen die Presse eine große Strenge. Dagegen drang er unausgesetzt auf eine freiere Ausbildung der ständischen Verfassung, wie er denn überhaupt im Schoose des Cabinets eine gewisse Unabhängigkeit und Freimüthigkeit behauptete. Die 1845 verfügte Ausweisung der bad. Abgeordneten Itzstein und Hecker ging nicht, wie man glaubte, von A., sondern vom Minister Stolberg aus. A. nahm die Maßregel auf sich, da die öffentliche Meinung natürlich den Minister des Innern dafür verantwortlich machte. Außer diesem Falle war es auch das Widerstreben der Hofpartei gegen seine constitutionellen Neigungen, was A. bewog, sich aus dem Staatsdienste zurückzuziehen. Erst 1847, wo A. in der Herrencurie des Vereinigten Landtags seinen Platz nahm, trat er wieder in das öffentliche Leben. Er zeichnete sich auf diesem Landtage als feiner, gewandter Redner aus und stimmte auch für die von der Regierung bekämpfte Periodicität des Vereinigten Landtags. Die Märzrevolution in Berlin führte ihn wieder in die Nähe des Königs. Am 19. März 1848, nach dem Rücktritt des Ministeriums Bodelschwingh, trat er an die Spitze eines neuen Cabinets. Obwol er die königliche Proclamation vom 21. März mit unterzeichnet hatte, so war er doch mit der von seinem Vetter, dem Freiherrn von Arnim (s. d.) befolgten deutschen Politik nicht einverstanden, und zog sich am 29. März bereits wieder zurück. Er hat sich hierüber ausführlich in einer Broschüre „Die deutsche Centralgewalt in Preußen" (Berl. 1848) ausgesprochen. Zum Mitglied der Deutschen Nationalversammlung gewählt, legte er nach kurzer Zeit sein Mandat nieder, weil er sich mit den dort herrschenden Souveränetätsideen, sowie überhaupt mit den Centralisationsprojecten nicht auszusöhnen vermochte. Besonders verfocht er in dieser Zeit die Interessen des Grundadels gegen die nivellirenden Steuerpläne des Ministers Hansemann, und betheiligte sich auch an den Berathungen des zu diesem Zwecke in Berlin versammelten „Junkerparlaments". Ebenso vertheidigte er nach den Novemberereignissen von 1848 das Zurückgehen hinter die Proclamation vom 21. März in der Schrift: „Die Verheißungen vom 21. März" (Berl. 1849). Er suchte zu zeigen, daß mit den gegebenen Versprechungen über gewisse Rechte, nicht diese Rechte selbst in ihrer ganzen Ausdehnung gemeint gewesen sein. Seit 1849 war A. Mitglied der zweiten Kammer, wo er

ur Partei der äußersten Rechten gehörte. Die aufrechterhaltene Ausgleichung der Grundsteuer, owie die neue Gemeindeordnung, welche dem Adel auf dem Lande einen großen Theil des frü- ern Einflusses entzog, waren die vornehmlichsten Motiven dieser Parteistellung. Dem consti- utionellen Systeme an und für sich erwies sich indessen A. nicht feindlich gesinnt. Seinem ver- nittelnden Auftreten ist wesentlich die Annahme der königlichen Botschaft vom 9. Jan. 1850 urch die Kammern zuzuschreiben. Namentlich wurde durch sein von dem Ministerium gebillig- es Amendement die Bildung der Pairskammer bis zum 7. Aug. 1852 hinausgeschoben. In einer Schrift „Die berliner Märztage vom militärischen Standpunkte geschildert" wurde er darum ngegriffen, weil er den Rückzug der Truppen befürwortet habe. A. antwortete darauf in der Ge- enschrift: „Bemerkungen des Grafen A. zu der Schrift u. s. w." (Berl. 1850) und lehnte die Verantwortlichkeit jener Maßregel von sich ab. Graf A. ist seit 1830 vermählt mit einer geb. Gräfin Schulenburg-Wolfsburg, die ihm acht Kinder geboren.

Arno, nächst der Tiber der bedeutendste Fluß Mittelitaliens, hat nur eine Stromentwickelung on 33½ M. Er entspringt etwa 1000 F. unter dem Gipfel der Falterona, einer mächtigen, aus er Hauptkette der Apenninen etwas vortretenden Bergmasse. Als wilder Bergstrom bricht er ober- alb des Fleckens Stia hervor und bildet das fruchtbare Thal des Casentino. Die Hügel durch- hneidend, die von dem hohen Subapennin des Pretomagno zu der Hauptkette hinüberlaufen, itt er, sich westlich wendend, in die reichangebaute Ebene von Arezzo, wo sich die kanalisirten Ge- ässer der Chiana, des Verbindungsflusses zwischen A. und Tiber, in ihn ergießen. Abermals e Richtung ändernd, durcheilt er erst in nordwestlichem, dann nördlichem Laufe das breite und uchtbare obere Arnothal. Bei dem Flecken Pontassieve, wo er die Sieve, seinen bedeutendsten eitenfluß aufnimmt, wendet sich der A. plötzlich westlich und behält diese Richtung im Wesent- chen bis zu seiner Mündung bei. Zwischen Pontassieve und Florenz ist der Fluß von reichbe- uten und bewaldeten Hügeln eingefaßt; später erweitert sich das Thal, dessen ganze Breite e toscan. Hauptstadt, welche vom A. in zwei ungleiche Theile geschieden wird, einnimmt. wei Meilen hinter Florenz tritt der Fluß wieder zwischen niedere, mit Pinienwaldungen be- ckte Berge, und erreicht endlich bei der Stadt Empoli die weite Ebene, welche sich westlich nd südwestlich von den Vorbergen des Apennins bis zum Meere erstreckt. Nachdem er un- rhalb Empoli die Elsa und weiterhin bei Pontedera die Era aufgenommen, durchströmt er in genförmig geschwungenem Laufe die Stadt Pisa. Zur Zeit, als die alte Handelsrepublik noch re Flotten nach dem Orient sandte, lag die Mündung des A. dicht vor der Stadt; jetzt ist die ündung und das Meer überhaupt ¾ M. von der Stadt entfernt. Der A. ist eigentlich nir- nds schiffbar. Die ital. Dichter sprechen von dem „goldenen Arno"; doch sind seine Gewässer eist häßlich milchkaffeefarbig, und seine Ufer, zwar reich und freundlich, doch nirgends großartig.

Arnobius, der Ältere, um 300 n. Chr. Lehrer der Beredtsamkeit zu Sicca in Numidien, shalb auch oft der Afrikaner genannt, wurde um 303 Christ und soll noch 326 gelebt haben. r schrieb nach der Erzählung des Hieronymus sieben Bücher „Adversus gentes" deshalb, eil der Bischof, bei dem er sich zum Übertritte in das Christenthum meldete, in Erinnerung ner frühern heftigen Bekämpfung desselben, ihm mistraute und einen Beleg seiner ernstlichen ekehrung außergewöhnlicher Art in Anspruch nahm. A. widerlegte in dem Werke die Vor- ürfe der Heiden gegen das Christenthum mit Geist und Belesenheit, mischte aber zugleich dem hristenthum platonisch-gnostische Ideen bei. Seine Schrift ist reich an Materialien zur Kunde e griech. und röm. Mythologie, weshalb sie auch für Philologen Werth behauptet. Die ste Ausgabe besorgte Orelli (2 Bde., Lpz. 1816); eine deutsche Übersetzung mit Erläuterun- n hat Besnard (Landsh. 1842) herausgegeben. — **Arnobius**, der Jüngere, war Bischof in allien in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. Von ihm sind nur wenige, minder bedeutende chriften, besonders ein um 460 geschriebener Commentar über die Psalmen vorhanden, lche die Grundsätze der Semipelagianer verrathen. Seine Schriften wurden herausgegeben n Fevardent (Köln 1595). Vielleicht ist A. auch der Verfasser der drei Bücher „Praedesti- lus", die gegen die Augustinische Prädestinationslehre gerichtet sind.

Arnold von Brescia, einer der ausgezeichnetsten Männer des 12. Jahrh., bewies sich be- nders als energischer und wirksamer Vertreter der namentlich in Frankreich und Oberitalien t dem Anfange jenes Jahrh. mach werdenden Richtung gegen die Verweltlichung der Geist- chkeit. Ein Jüngling ernsten, warmen Gemüthes, war er, wie es scheint, von Abälard in Frank- ch begeistert worden, sein eigenes Leben in strenger, auch von seinen Feinden anerkannten Ein- chheit und Sittlichkeit zu züchtigen, und als unbestechlicher, fortreißender Strafprediger gegen der Äußerlichkeit zugewandte Geistlichkeit aufzutreten. Er war überzeugt, daß die Idee einer

reinen, heiligen Kirche nur durch Erneuerung des geistlichen Standes nach dem Muster der apostolischen Kirche verwirklicht werden könne. Er foderte daher von den Geistlichen Verzichtleistung auf alle weltlichen Besitzungen und Geschäfte, und Genüge an Dem, was die Gemeinde zum Unterhalte ihnen darreiche an Oblationen, Erstlingen und Zehnten. Heilige Handlungen von üppigen, schwelgerischen, unkeuschen Geistlichen vollzogen, schienen ihm keine heiligen Handlungen mehr zu bleiben. Laien und selbst Geistliche fielen diesen reformatorischen, das Bestehende bedrohenden Ansichten zu. Das Edict des zweiten Lateranconcils (1139) vertrieb A. aus Italien nach Frankreich und von dort nach der Schweiz, wo er in Zürich wegen seiner bewältigenden Persönlichkeit und Reinheit in der Lehre, trotz seiner praktischen Reformationsideen und trotz der Warnung Bernhard's von Clairvaux, selbst bei dem Cardinallegaten Guido die freundschaftlichste Aufnahme fand. Die Ansichten A.'s hatten indessen auch in Rom Wurzel gefaßt. Die Römer erhoben sich gegen den „weltlichen Papst", und, indem sie ihn nur auf das geistliche Regiment beschränken wollten, setzten sie auf dem Capitole einen Senat ein und erneuerten die „alte römische Republik". Innocenz II. starb inmitten dieser Unruhen. Guido, A.'s Freund, wurde als Cölestin II. Papst, und A. ging nun, vielleicht von Ersterm selbst gerufen, nach Rom. Aber auch Cölestin starb bald, und sein Nachfolger Lucius II. fand 1145 im Sturm auf das Capitol unter den Steinwürfen der Römer sein Ende. Papst Eugen III. mußte vor derselben Gefahr 1146 nach Frankreich fliehen. Hadrian IV. gelang es endlich durch das Interdict, mit dem er Rom belegte und schreckte, die Vertreibung Arnold's aus Rom herbeizuführen. In Campanien wurde A. aufgegriffen, und vom Hohenstaufen Friedrich I. an den Papst ausgeliefert. Letzterer ließ ihn als Ketzer und Rebell verurtheilen und 1155 in Rom den Scheiterhaufen besteigen. Seine Asche ward in die Tiber gestreut, weil man die Verehrung seiner Reliquien fürchtete. Viele, selbst der Gemäßigtern und der Gegner A.'s, misbilligten diesen blutigen Gewaltschritt, und die römische Curie fand es sogar für gut, den Tod A.'s als nicht von ihr, sondern vom weltlichen Präfect vollzogen zu entschuldigen. Allein der Gedanke an die Reinigung der Kirche vom verweltlichten Elemente dauerte fort. Nicht blos die **Arnoldisten** (auch Politici genannt) sammelten sich im Geiste um den Märtyrer, sondern die Bewegungen vieler Sekten dieses und der nachfolgenden Jahrhunderte, theilweise selbst die Kämpfe der Hohenstaufen gegen das Papstthum, behielten denselben reformatorischen Gedanken zu ihrem Mittelpunkte. Vgl. Franke, „Arnold von Brescia" (Zür. 1825). Das Leben A.'s wurde mehrmals dramaitsch bearbeitet, unter Andern von Bodmer und Niccolini (s. d.).

Arnold (Christoph), ein als Astronom berühmter Bauer in Sommerfeld bei Leipzig, geb. 17. Dec. 1650, gest. 15. April 1695, verdankte seine astronomischen Kenntnisse größtentheils seinem fleißigen Selbststudium, worin er erst in späterer Zeit von dem Astronomen Kirch in Leipzig unterstützt wurde. Durch seine astronomischen Beobachtungen ward er so bekannt, daß er später mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit im Briefwechsel stand. Auf seinem Wohnhause hatte er sich ein Observatorium erbaut, welches 1794 seiner Baufälligkeit wegen abgetragen werden mußte. Unermüdet im Beobachten, entdeckte er mehre Erscheinungen früher als andere Astronomen; namentlich machte er zuerst die leipziger Astronomen auf die Kometen von 1682 und 1686 aufmerksam. Noch mehr Berühmtheit erwarb er sich durch die Beobachtung des Durchgangs des Mercur durch die Sonne am 31. Oct. 1690. Der leipziger Magistrat machte ihm bei dieser Gelegenheit nicht nur ein Geschenk an Geld, sondern erließ ihm auch auf Lebenszeit alle Abgaben, welche er an denselben zu entrichten hatte. A.'s Beobachtungen waren so genau, daß viele derselben in die „Acta eruditorum" aufgenommen wurden. Auch ließ er drucken „Göttliche Gnadenzeichen in einem Sonnenwunder vor Augen gestellt" (Lpz. 1692), worin über die Erscheinung zweier Nebensonnen Bericht erstattet wird. Nach ihm benannte der Astronom Schröter drei sogenannte Mondthäler. A.'s handschriftlicher Nachlaß wird auf der Stadtbibliothek zu Leipzig aufbewahrt, wo sich auch sein Bildniß findet.

Arnold (Georg Daniel), bekannt als juristischer Schriftsteller und Dichter in elsassischer Mundart, war zu Strasburg 18. Febr. 1780 geboren und starb an seinem Geburtstage 1829. Durch eifriges Studium in Strasburg, Göttingen und Paris, durch Reisen und persönliche Anschauungen mannichfacher Zustände und Verhältnisse in Deutschland, Frankreich, Italien und Großbritannien, entwickelte er auf das vielseitigste seine reichen Anlagen und vereinigte eine glänzend bewährte Dichtergabe mit gründlicher Gelehrsamkeit, praktischer Lebensgewandtheit und einem als tüchtig erprobten Charakter. Im J. 1806 Lehrer des Civilrechts an der Rechtsschule zu Koblenz, von 1810 an erst Professor der Geschichte, dann der Jurisprudenz in seiner Vaterstadt, erwarb er sich besonders durch ein größeres lat. Werk über die Elemente des Justi-

ianeischen Civilrechts, verglichen mit dem Napoleonischen, ein allgemein anerkanntes Verdienst. Seine lyrischen Gedichte, zum Theil ausgezeichnet, erhoben sich über das Gewöhnliche. Die Krone der poetischen Schöpfungen A.'s bleibt indessen sein Lustspiel „Pfingstmontag" 1815; 2. Aufl., Strasb. 1850), das in den verschiedenen elsaßischen Mundarten die ganze Eigenthümlichkeit dieses Volksstammes zur lebendigsten Anschauung bringt und nach Goethe's Bezeichnung ein Werk ist, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelheiten wenige seines Gleichen finden dürfte. Der „Pfingstmontag" hat nicht blos in dem Elsaß selbst eine Reihe gelungener Erzeugnisse auf demselben Felde eröffnet, sondern dieser kecke Griff in das Leben der untern Classen hat wol auch zuerst wieder auf die Quelle hingewiesen, in der sich allein das deutsche Lustspiel erfrischen und verjüngen mag.

Arnold (Gottfr.), ein gelehrter und kritisch scharfsinniger luth. Theolog des 17. Jahrh. in Spener's und Francke's mystisch-pietistischer Richtung. Er wurde geboren zu Annaberg in Sachsen 5. Sept. 1655, studirte in Wittenberg und übernahm 1697 eine Professur der Geschichte in Gießen, die er schon 1698 wegen pietistisch-separatistischer Ansichten niederlegte. Im J. 1700 wurde er Cabinetsprediger der verwitweten Herzogin von Eisenach zu Allstädt, 1705 Prediger und Inspector zu Werben, 1707 Prediger zu Perleberg im Brandenburgischen, wo er 1714 in Folge eines Schrecks über preußische Werber starb, welche während seiner Predigt in der Kirche ihr Handwerk trieben. Sein Hauptwerk ist die „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie" bis 1688 (Frkf. 1699 und 1729; 4 Bde., Schaffh. 1740). Dasselbe ist mit großer Belesenheit geschrieben, obwol, nach dem Geiste der Zeit, ohne organischen Bau und in seinen vielen Auszügen reich an unkritischem, selbst fabelhaftem Stoffe, wie es die mystisch-theosophische Richtung des Verfassers mit sich brachte. Der Werth dieses Werks liegt theils in dem reichen, mit vieler Gelehrsamkeit gesammelten Stoffe, theils in dem verhältnißmäßig sehr reinen Deutsch, welches durch ihn wie durch seinen Freund Thomasius (s. d.) in die Gelehrtenwelt an der Stelle des Lateinischen mit Erfolg wieder eingeführt wurde, theils aber und vorzugsweise in der bis dahin unerhörten Freimüthigkeit, mit der es selbst auf Kosten der herrschenden Kirche die Ketzer als ein nothwendiges und hochbedeutendes Glied der kirchlichen Entwickelung zu Ehren brachte. Die Angriffe der empörten Orthodoxie waren nicht im Stande, den Einfluß des Bahn brechenden Buches abzuwehren, sowie den Geist einer vorurtheilsfreiern Beurtheilung der „Ketzer", der Toleranz und Herabsetzung des blinden Symbolglaubens zu beschwören. Die übrigen Schriften A.'s, wie die „Historia et descriptio theosophiae" (1702; deutsch 1703), „Das Leben der Gläubigen" (1701), „Das Geheimniß der göttlichen Sophia" (1700) u. s. w., sind weniger bedeutend, aber in wesentlich gleicher Richtung wirksam gewesen. Vgl. Coleri, „Historia Arnoldi" (Wittenb. 1718).

Arnold (Joh.), ein Müller in der Neumark, hat durch einen merkwürdigen Proceß unter der Regierung Friedrich's II. seinen Namen auf die Nachwelt gebracht. Dem König persönlich bekannt, beschwerte er sich bei demselben darüber, daß sein Erbverpächter, von Gersdorf, durch die Anlegung eines neuen Teichs ihm das zum Mahlen nöthige Wasser entzogen, daß dessenungeachtet er durch die übereinstimmenden Erkenntnisse der Regierung zu Küstrin und des Kammergerichts zu Berlin zur Zahlung des Pachtzinses verurtheilt, und daß, da er solchen nicht zu erschwingen vermocht, die Mühle ihm abgenommen und er mit seiner Familie an den Bettelstab gebracht worden sei. Der König glaubte hierin Ungerechtigkeit und Begünstigung des Höhern gegen den Niedern zu finden und den über die Sache erfoderten Berichten der Gerichtshöfe nicht trauen zu dürfen. Er übertrug daher die nähere Untersuchung an Ort und Stelle dem Obersten von Heuking. Da diese günstig für den Müller ausfiel, so gab der König nicht nur dem Großkanzler von Fürst unter den heftigsten Vorwürfen wegen einer unter seinen Augen schlecht geführten Justizverwaltung die Entlassung, er ließ auch die mit der Sache beschäftigt gewesenen Kammergerichtsräthe verhaften und ein über das Ganze aufgenommenes Protokoll öffentlich bekannt machen. Obschon der vom Criminalsenat des Kammergerichts unter dem Vorsitze des Ministers von Zedlitz verlangte, nach abermaliger Untersuchung abgefaßte Bericht die Justizbeamten von aller Parteilichkeit freisprach, und auch der Minister sich standhaft weigerte, ein anderes Urtheil zu fällen, so bestimmte doch der König eigenmächtig, daß drei Regierungs- und drei Kammergerichtsräthe und ein Justitiarius ihrer Stellen entsetzt und mit einjähriger Festungsstrafe belegt würden, ebenso daß diese, nebst dem Erbverpächter von Gersdorf, den Müller entschädigen sollten. Auch der neumärkische Regierungspräsident von Finkenstein erhielt den Abschied. Gleich vom Anfange an sprach sich die öffentliche Meinung sehr vernehmbar zu Gunsten dieser allgemein geschätzten Männer aus. Kaum hatte Friedrich II. die Augen geschlossen, als die Verurtheilten eine Revision ihres Processes nachsuchten, die ihnen Friedrich Wilhelm II. be-

willigte und in Folge deren sie von aller Schuld freigesprochen wurden. A. wurde indessen aus Staatskosten entschädigt. Vgl. Dohm, „Denkwürdigkeiten" (Bd. 1); Sengebusch, „Historisch-rechtliche Würdigung der Einmischung Friedrich des Großen in die Rechtssache des Müllers A." (Altona 1829) und Reiche, „Friedrich der Große und seine Zeit" (Lpz. 1840).

Arnold (Thom.), ein für die neuere kirchliche Bewegung in England hochwichtiger Mann, wurde 13. Juni 1795 in Cowes auf der Insel Wight geboren, erhielt seine erste Bildung in Manchester, widmete sich in Oxford der Theologie, und erwarb sich schon in seinem 22. J. den Doctorgrad. Er trat zwar in den geistlichen Stand, zog jedoch den Beruf eines Erziehers vor, und ward erst Privatlehrer, später Vorsteher der Schule zu Rogby. Mehre Ausflüge nach Deutschland nährten seinen Sinn für deutsche Literatur, welchen er besonders durch eine Übersetzung von Niebuhr's römischer Geschichte bethätigte. Auch wirkten diese Reisen auf seine religiösen Ansichten, indem sich ihm die freiere Bewegung des deutschen Protestantismus der Starrheit der aristokratischen engl. Hochkirche gegenüberstellte. Durch seine Bestrebungen für eine engl. Nationalkirche, zu deren Pflanzschule er die neue londoner Universität machen wollte, setzte er sich den heftigsten Anfeindungen aus. Erst später, als der Puseyismus enthüllt dastand, ließen diese Verfolgungen insoweit nach, daß er den Plan fassen konnte, in Oxford den Lehrstuhl der Geschichte zu übernehmen. Die Ausführung dieses Entschlusses wurde durch seinen Tod 12. Juni 1842 verhindert. Vgl. Stanley, „Life and correspondence of Th. Arnold" (2 Bde., Lond. 1845).

Arnoldi (Ernst Wilh.), Begründer der Feuer- und der Lebensversicherungsbank zu Gotha, geb. 21. Mai 1778, gest. 27. Mai 1841, widmete sich der kaufmännischen Laufbahn und trat, nach mehrjährigem Aufenthalte in Hamburg, als Theilhaber in das Handelshaus seines Vaters zu Gotha. Seine Aufmerksamkeit wendete sich hier vorzüglich auf diejenigen Zweige des Handels, durch welche die Ausfuhr der Erzeugnisse des inländischen Gewerbfleißes gefördert ward; namentlich verschaffte er dem Schuhhandel Gothas neue Auswege. Er errichtete 1804 unter der Firma „Ernst Arnoldi's Söhne" eine Farbenfabrik, und vier Jahre später wurde unter seiner Mitwirkung die elgersburger Steingutfabrik begründet. Als das Verlangen nach Freiheit des Binnenhandels in Deutschland sich seit 1816 laut und mehrseitig ankündigte, war A. dafür eines der thätigsten Organe. Für den damals sich bildenden Deutschen Handelsverein wirkte er nicht nur durch seine kaufmännischen Verbindungen, sondern auch durch eine Reihe ideenreicher und kraftvoller Aufsätze. Im J. 1819 übergab er der Bundesversammlung eine von 5051 Fabrikanten und Gewerbtreibenden unterzeichnete Vorstellung, um die Aufhebung der Hemmungen des innern Verkehrs und eine höhere Besteuerung fremder Erzeugnisse herbeizuführen. Wie richtig A. das Bedürfniß der Zeit begriffen, zeigen die später zu Stande gekommenen Handelsverträge und Vereine deutscher Staaten. Zu der 1817 erfolgten Gründung des kaufmännischen Instituts der Innungshalle zu Gotha und der damit verbundenen Lehranstalt gab er die erste Veranlassung. Seine Idee, den Grundsatz der Gegenseitigkeit auf eine Feuerversicherungsanstalt für den deutschen Handelsstand anzuwenden, gedieh 1821 zur Ausführung. Unterstützt von Froriep in Weimar, gründete er 1829 die gegenseitige Lebensversicherungsgesellschaft zu Gotha, die in wenigen Jahren eine beträchtliche Ausdehnung gewann und der er als Director bis zu seinem Tode vorstand. Als der deutsche Zollverein zum Abschluß gedieh, strebte er die in landwirthschaftlicher und commercieller Beziehung so wichtige Bereitung von Zucker aus Runkelrüben über ganz Deutschland zu verbreiten, und seine Empfehlung war so wirksam, daß 1836 gegen hundert Fabriken in Thätigkeit traten, worunter auch eine von ihm selbst bei Gotha gegründete. Wurde auch die von ihm empfohlene Bereitungsweise später mehrfach angefochten, so bleibt ihm doch das Verdienst, durch sein Vortreten eine Menge höchst nützlicher Unternehmungen belebt zu haben. Einige Jahre nach seinem Tode wurde ihm in Gotha von seinen Mitbürgern ein Denkmal errichtet.

Arnoldi (Wilh.), Bischof von Trier, wurde geboren 4. Jan. 1798 zu Baden im preuß. Regierungsbezirk Trier. Durch eine schnelle Entwickelung früh schon den zum geistlichen Stande vorbereitenden Studien entwachsen, empfing er 17. März 1825 die Priesterweihe, und bald darauf eine Professur der orientalischen Sprachen und geistlichen Beredtsamkeit am Priesterseminar zu Trier. Wegen seiner durch anhaltende Studien geschwächten Gesundheit vertauschte er die Professur mit dem Pfarramte in Laufeld (1825), und wurde 1830 Dechant in Wittlich. Nachdem A. durch sein Predigertalent wie durch die Übersetzungen der Homilien des Chrysostomus und dessen Buches vom Priesterthume bekannter geworden, erhielt er 1834 den Ruf als Domcapitular und Domprediger nach Trier. Im J. 1839, nachdem seit dem Tode des Bischofs Hommer die Diöcese Trier mehre Jahre ohne Bischof geblieben war, wählte man ihn mitten in

den Kämpfen der streng kath. Partei gegen die gemischten Ehen zum Bischof von Trier. Der Oberpräsident von Bodelschwingh versagte indessen seine Anerkennung. Um dem Streite zu wehren, gab A. 1. Juni 1840 und wiederholt 15. Jan. 1841 dem päpstlichen Stuhle seine Entlassung ein, die endlich 9. Febr. 1842 angenommen ward. Am 21. Juni desselben Jahrs wählte jedoch das festbeharrende Domcapitel, unter veränderten politischen Verhältnissen, A. von neuem zum Bischof, worauf er 22. Juli päpstlich bestätigt und 18. Sept. ohne Einsprache des Staats geweiht und inthronisirt wurde. Dennoch verweigerte A., im Sinne der Unabhängigkeit der röm.-kath. Kirche vom Staate, den gefoderten Staatseid. In demselben Sinne reformirte er das auch disciplinarisch entartete Priesterseminar zu Trier, errichtete daselbst ein Knabenseminar nach der Vorschrift des Tridentiner Concils, und bewies sich überhaupt für die Verwirklichung seiner Grundsätze in der verschiedensten Weise sehr rührig. Großes Aufsehen und vielen Ärger erregte er durch die Veranstaltung der Rockfahrt nach Trier, indem er 1844 den Muth hatte, den angeblichen ungenähten Rock Christi für eine allgemeine Wallfahrt der Katholiken wieder auszustellen. Gegen anderthalb Millionen deutsche Katholiken strömten unter ungeheuerer Aufregung zu dem Schauspiele nach Trier, während die Protestanten, allerdings zum Theil in rücksichtslosen Schmähschriften, ihre Entrüstung über die fast unglaublich erscheinende Repristination von allen Seiten her aussprachen. Der Katholik Ronge (s. d.), der wie viele aufgeklärte Katholiken diesen Schritt misbilligte, wurde durch seinen deshalb an den Bischof A. gerichteten Brief über die Rockfahrt nach Trier, die Veranlassung zur Abtrennung der Deutschkatholiken.

Arnould (Sophie), eine in den Annalen der Galanterie und des Witzes berühmte Sängerin, ward 14. Febr. 1744 zu Paris in demselben Zimmer, wo Coligny ermordet war, geboren. Die Natur hatte sie mit einem sehr empfänglichen Geiste, weichem Herzen, reizender Stimme und sehr schönen Augen begabt. Ihr Vater ließ ihr eine glänzende Erziehung geben. Die Prinzessin von Modena hörte sie im Kloster Val-de-Grace die Abendmesse singen und erzählte dem Intendanten der königlichen Kapelle von ihrer schönen Stimme. Gegen der Mutter Willen mußte Sophie in die Kapelle treten, wo Frau von Pompadour, als sie dieselbe singen hörte, ausrief: „Aus solchen Talenten kann eine Prinzessin werden." Dies bahnte Sophie den Weg zur pariser Oper, deren Königin sie von 1757—78 war, und wo sie, außer andern Rollen, besonders als Iphigenia in „Iphigenia in Aulis" glänzte. Durch Schönheit, natürliches Spiel und Geist bezauberte sie Alle; mit liebenswürdiger Unbefangenheit verschwendete sie ihre Jugend, ihren bisweilen zu freien Witz und die von ihren Verehrern erhaltenen Geschenke. Vornehme und Gelehrte besuchten ihre Cirkel; namentlich auch d'Alembert, Diderot, Helvetius und Rousseau. Sie wurde mit Ninon de l'Enclos und Aspasia verglichen, von Dorat, Bernard, Marmontel und Favart besungen. Ihr Witz machte zu ihrer Zeit solches Glück, daß ihre mündlichen Epigramme unter dem Titel „Arnoldiana" gesammelt wurden. Als der Pfarrer von St.-Germain l'Auxerrois ihr die letzte Ölung reichte, sagte sie ihm plötzlich: „Je suis comme Madeleine, beaucoup de péchés me seront remis, car j'ai beaucoup aimé." Sie starb im J. 1803. Im Anfange der Revolution kaufte sie zu Luzarche das Pfarrhaus und schuf es in ein schönes Landhaus um, mit der Aufschrift: „Ite, missa est." Vgl. „Mémoires de Mlle. Arnould, recueillis et publiés par le baron de Lamotte-Langon" (2 Bde., Par. 1837).

Arnsberg, einer der drei Regierungsbezirke der preuß. Provinz Westfalen, umfaßt 136 □M. und 548654 E., unter denen sich 303443 zur protest., und 239735 zur kath. Kirche bekennen. Nur mit dem Thale der Lippe schneidet das niederrheinische Tiefland ein, außerdem ist der ganze Regierungsbezirk von den nordöstlichen Massen des niederrheinischen Berglandes erfüllt, das an der Ostgrenze in den Höhen von Brilon, dem Plateau von Winterberg mit dem 2500 F. hohen Astenberge, dem Rothlagergebirge mit dem 2090 F. hohen Ederkopfe, seine bedeutendsten Erhebungen hat, an welche sich zu westlicher Erfüllung anlegen: der Haarstrang mit dem Ardey, der Arnsberger Wald, das Lennegebirge, das Sauerland mit dem Ebbegebirge und ein Theil des Westerwalds. Nur unbedeutend ist im Osten der Antheil am Wesergebiete durch die obern Läufe von Diemel und Eder; dagegen sammelt der Rhein die zahlreiche Wassermenge der tiefen Gebirgsfurchen in mehren Zuflüssen, an der Nordgrenze die Lippe, dann die Ruhr mit Möne und Lenne, und im äußersten Süden den obern Lauf von Lahn und Sieg. Mit Ausnahme einiger südlichen weitern Gebirgsthäler ist nur der geringste nördliche Theil, und hierin besonders im Westen der Hellweg, sehr fruchtbar und der Mittelpunkt einträglichen Ackerbaus und guter Viehzucht, während das ausgedehnte Bergland in vielen Gegenden nur Kartoffeln und Hafer hervorbringt. Dagegen hat das Land einen bedeutenden Holzreichthum; der Umfang der Waldungen und Holzanlagen beträgt 1,294641 Morgen, weit über ein Drittel des gesammten

Areals. Hebel industrieller Thätigkeit sind die unterirdischen Schätze in Kohlen, Eisen, Blei, Silber u. s. w.; auch findet sich ein reiches Wassergefälle zum Betriebe zahlreicher Fabrikanlagen, Mühlen, Hammer- und Hüttenwerke; man zählt der Fabriken und Mühlen zwischen 5—6000. Der Regierungsbezirk zerfällt in 14 landräthliche Kreise und besteht aus der ehemaligen Grafschaft Mark nebst Soest und Lippstadt, dem Herzogthum Westfalen, dem Fürstenthum Siegen, und den Standesherrschaften Limburg, Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-Berleburg. — Die Hauptstadt des Regierungsbezirks ist das gleichnamige **Arnsberg** an der Ruhr mit 4500 E., der Sitz der Regierung, des Appellationsgerichts, mit einem Inquisitoriat, einem Gymnasium und den nahe liegenden Trümmern des alten gräflichen Schlosses. In dem Baumgarten unterm Schlosse wird noch die Stelle angegeben, wo der Hauptfreistuhl des berühmten arnsberger Femgerichts gestanden haben soll. Die früher mächtige Grafschaft A. verlor 1368 durch Verkauf an Kurköln ihre Selbständigkeit und wurde integrirender Theil des Herzogthums Westfalen.

Arnstadt, die bedeutendste Stadt in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen, in einer anmuthigen Gegend vier Stunden südlich von Erfurt, an der Gera gelegen, mit 5820 E. Sie ist eine der ältesten Städte Thüringens, und ihr Vorhandensein 704 n. Chr. erwiesen. In früherer Zeit war A. der Hauptstapelplatz für den Frucht- und Holzhandel zwischen der getreidereichen Ebene und dem Thüringerwald; in neuerer Zeit hat sie sich einer bedeutenden gewerblichen Thätigkeit zugewendet. Zahlreiche Gerbereien, die Handschuhfabrik von Kiesewetter und Liebmann, die Brückenwagenfabrik von Brömel, die Feuerspritzenfabrik von Henneberger, die Porzellanmanufactur des Landkammerrath Schierholz, sowie Zündhölzchen- und Pappschachtelfabrikation, Weizenbierbrauereien, Kunstgärtnerei und Sämereienhandel und andere industrielle Unternehmungen beschäftigen eine Menge Hände. Ein reiches Steinsalzlager wurde ganz in der Nähe der Stadt erbohrt, und seit 1851 zur Errichtung kräftiger Soolbäder benutzt; auch ward eine Kupfergrube neu eröffnet. A. besitzt ein Kreisgericht und zwei Justizämter, ein 1538 errichtetes gut dotirtes Gymnasium, eine Bürger- und Gewerbsschule, eine Arbeitsschule für Mädchen, zwei Hospitäler und eine Irrenheilanstalt. Unter die merkwürdigsten Gebäude gehört die im 12. Jahrh. erbaute Liebfrauenkirche, welche Hellbach beschrieben und Puttrich in seinen „Denkmalen der Baukunst" abgebildet hat; ferner das in der Mitte des vorigen Jahrh. errichtete fürstl. Schloß mit einer kleinen Gemäldesammlung, und ein neuerdings erbautes kleines, aber geschmackvolles Theater. Vgl. Olearius, „Arnstädtische Geschichte" (Arnst. 1701), und Hesse's unvollendet gebliebenes, gediegenes Werk „Arnstadts Vorzeit und Gegenwart" (Arnst. 1842).

Arntzenius (Joh.), holl. Philolog, geb. 1702 zu Wesel, wo sein Vater damals Rector war, studirte zu Utrecht die Rechte und besonders Philologie unter Duker. Er wurde, nachdem er vorher das Rectorat und dann die Professur der Geschichte und Beredtsamkeit zu Nimwegen bekleidet hatte, 1742 Professor der Geschichte, Dichtkunst und Beredtsamkeit zu Utrecht, wo er 1759 starb. Von seiner ungemeinen Gelehrsamkeit und seinem seltenen kritischen Scharfsinn zeugen seine noch immer sehr geschätzten und zum Theil unentbehrlichen Ausgaben des Aurelius Victor (Amst. 1733), des „Panegyricus" des Plinius (Amst. 1738) und des Pacatus Drepanius (Amst. 1753). — **Arntzenius** (Heinr. Joh.), des Vorigen Sohn, geb. 1734 zu Nimwegen, war zu Gröningen und seit 1774 zu Utrecht Professor der Jurisprudenz und starb 1797. Wichtiger als seine juristischen Schriften sind die verdienstlichen Ausgaben des Sedulius (Leuwarden 1761), des Arator (Zütphen 1769) und besonders der röm. Panegyriker (2 Bde., Utrecht 1790—97), welche noch jetzt unentbehrlich ist. — **Arntzenius** (Otto), der Bruder des obengenannten Johann, geb. zu Arnheim 1703, war nach und nach Lehrer an den Gymnasien zu Utrecht, Gouda, Delft und zu Amsterdam, wo er 1763 starb. Seine Ausgabe der „Disticha" des Dionysius Cato (Utrecht 1735; 2. Aufl., Amst. 1754) ist sehr geschätzt. — **Arntzenius** (Peter Nik.), des Vorigen Sohn, geb. zu Amsterdam 1746 und gest. daselbst 1799 war als Jurist und Dichter sehr geachtet. Auch hat man von ihm eine sehr schätzbare Biographie des Pontanus, deren Herausgabe in dem „Magazijn van wetenschap, kunst en smaak" (Bd. 1) von seinem Sohne, dem beliebten Dichter **Rob. Heinr. A.**, gest. 1824, besorgt wurde.

Arnulf, deutscher Kaiser, ein natürlicher Sohn des deutschen Königs Karlmann und der schönen Luitswinda, erhielt bei seines Vaters Tode 880 das Herzogthum Kärnten angewiesen. Als die auf dem Reichstage zu Tribur 887 versammelten Großen den Kaiser Karl den Dicken abgesetzt hatten, nahmen sie A. zum König an, welcher, angereizt durch Luitward, den frühern Erzkanzler Karl's und dessen persönlichen Feinde, mit einem Heere gegen Tribur heranzog, um

seine vermeintlichen Ansprüche auf den Kaiserthron geltend zu machen. Das bei der Schwäche seiner nächsten Vorgänger im Innern zerrissene und von außen bedrohte Deutsche Reich bedurfte eines entschieden thatkräftigen Mannes und erhielt auch in A. einen solchen. Gleich nach dem Antritte seiner stürmischen Regierung leistete Odo, König von Frankreich, 888, freiwillig den Eid der Treue; König Rudolf von Burgund wurde 889 durch Waffengewalt dazu gezwungen. Im folgenden Jahre wurden die stets siegreichen Normannen, welche in Lothringen eingefallen, und am 26. Juni am Geul, unweit Maastricht ein deutsches Heer geschlagen hatten, von A. am Dyle bei Löwen vernichtet. Als Deutschlands gefährlichster und mächtigster Feind erschien indessen Zwentibold, Fürst von Großmähren. Derselbe war von A., dessen Freund er sich nannte, mit dem Herzogthum Böhmen belehnt worden. Doch nach Unabhängigkeit vom Kaiser strebend, empörte er sich und leistete einer Vorladung A.'s 892 keine Folge. Da drang Letzterer, nachdem er sich durch Bündnisse mit dem Ungarfürsten Brazlaw und dem bulgarischen Hordenführer Landomir verstärkt, in Großmähren ein und nöthigte Zwentibold zur Unterwerfung. Unterdessen waren in Italien die Thronstreitigkeiten zwischen Graf Berengar von Friaul und Guido von Spoleto so bedenklich geworden, daß 893 A. selbst nach Italien zog, um die Hoheit des Reichs geltend zu machen. Schon früher war Berengar von A. unterstützt und anerkannt worden, während Guido im Papste Stephan VI., der ihn selbst 891 zum Kaiser krönte, eine Stütze behielt. A., an den sich Berengar anschloß, hatte bereits Oberitalien bis Piacenza unterworfen, als er plötzlich umkehrte, um den abtrünnig gewordenen Rudolf von Burgund zu züchtigen. Während nun A. in dem unwegsamen Burgund vergeblich kämpfte, starb 894 Guido und Berengar wurde zu Pavia als König anerkannt. Allein Guido's Sohn und Mitregent, Lambert, trat ihm gegenüber. Auf diese Nachricht eilte A. 895 abermals nach Italien, wo sich indessen Lambert und Berengar gegen ihn vereinigt und noch andere Große auf ihre Seite gezogen hatten. A. wandte sich zunächst gegen das von Guido's Witwe, Agilrud, vertheidigte Rom und nahm es mit Sturm. Er wurde nun vom Papste Formosus 896 zum Römischen Kaiser gekrönt, erkrankte jedoch plötzlich, als er eben in den Zurüstungen zum Kampfe begriffen, und kehrte mit Rücklassung seines Sohnes Ratold nach Deutschland zurück. Hier starb er 29. Nov. 899 zu Regensburg, nachdem er sich und seinem Sohne, Ludwig dem Kinde, 897 nochmals hatte huldigen lassen.

Arolsen, die kleine hübsch gebaute Residenzstadt des Fürstenthums Waldeck, unfern der Twiste, einem rechten Zuflusse der Diemel, hat gegen 2000 E. und ist Sitz fast aller obern Landesbehörden. In dem ansehnlichen zu Anfang des vorigen Jahrh. erbauten Residenzschlosse befindet sich eine mit manchen Seltenheiten versehene Bibliothek, eine reichhaltige Münzsammlung und ein Cabinet pompejanischer Bronzen. In der Stadtkirche befinden sich zwei von Rauch's Meisterhand aus carrarischem Marmor gearbeitete Statuetten, ein Geschenk des Künstlers, der hier geboren wurde. A. ist außerdem die Vaterstadt des berühmten Malers W. Kaulbach.

Aromatisch, gewürzhaft, nennt man Stoffe, welche einen kräftigen und angenehmen Geruch und Geschmack haben. Der Bestandtheil, dem sie diese Eigenschaft verdanken, das **Aroma**, ist gewöhnlich ein sogenanntes ätherisches Öl. Dies sind flüchtige Kohlenwasserstoff-Verbindungen, welche von vielen Pflanzen und zum Theil auch von Thieren während des Lebensprocesses, gewöhnlich in besondern Drüschen, erzeugt und abgesondert werden. Die aromatischen Stoffe dienen als Gewürze (wie Zimmt, Nägelein, Citronschalen, Pfeffer, Ingwer, Muskate u. s. w.), als Arzneimittel, als Parfümerien, zur Verscheuchung schmarotzender Insekten, zur Verhütung des Gährens, Schimmelns und Faulens u. dgl.

Arpad, Herzog von Ungarn, wurde nach dem Tode seines Vaters Almos 889 erwählt. In der Absicht, das eroberte Gebiet zu erweitern, drang er im Verein mit den übrigen Heerführern der Ungarn nach verschiedenen Seiten von der Theiß und dem Bodrog her in die benachbarten Gebiete vor. Er entriß dem Walachenführer Gelous Siebenbürgen, zwang den lange tapfer widerstehenden biharer Herzog Monmureth zur Abtretung des Landes zwischen Szamos und Nyir, erweiterte das ungarische Gebiet längs der Donau bis an die Mündung des Alutaflusses, nahm dem bulgarischen Herzog Salan das Land zwischen dem Sajó und dem Bodrog, dann das Gebiet diesseit und jenseit der Matraberge zwischen der Szágyra und dem Zipserwalde, und vereinigte endlich alles Land zwischen Theiß und Donau, das er dem Bulgarenkönig Simeon entriß, sowie die großmährischen Gebiete zwischen Waag und March mit seinem Reiche. Als später der byzant. Kaiser A.'s Hülfe gegen Simeon in Anspruch nahm, setzte ein ungar. Heer über die Donau und zwang die Bulgaren zum Tribut, vereinigte sich darauf mit einem bereits in Serbien plündernden Heere und unterwarf seinem Herzog 895 den größten Theil Kroatiens und

Slavoniens. Noch in demselben Jahre suchte A. die Verluste, welche er unterdessen durch einen siegreichen Einfall des rachbegierigen Bulgarenfürsten Simeon erlitten, in Siebenbürgen zu ersetzen, wo er den Herzog Gladus zur Unterwerfung nöthigte. Im J. 896 schlug er die Mähren an der Tolna in einer blutigen Schlacht, nahm Weszprim und bemächtigte sich der benachbarten Gegenden. Andere Gebiete in Oberpannonien bis zur Raab, sowie Theile des durch die Zwistigkeiten unter den Söhnen Swentopulks geschwächten Mährischen Reichs, riß er 897 an sich. Bei Gelegenheit zweier Streifzüge nach Italien, von denen er 899 und 900 mit reicher Beute beladen zurückkehrte, unterwarf er sich den noch übrigen Theil Pannoniens. Im J. 900 drangen die Ungarn, obwol nicht unter A.'s persönlicher Leitung, verwüstend bis Kärnten vor, wo sie gegen Markgraf Luitpold eine Schlacht gewannen, während eine ihrer Abtheilungen von den Baiern geschlagen wurde. Als sie 901 nach Kärnten zurückkehrten, erfocht Luitpold einen vollständigen Sieg. Dasselbe Schicksal erfuhren die Ungarn von den Großmähren 902 und später 906, als sie von einem Beutezuge aus Sachsen zurückkehrten. Auf mehren andern Streifereien wodurch A. jährlich die Nachbarländer heimsuchen ließ, waren sie meist glücklich. Von fünf Söhnen erhielt A. nur den jüngsten, Szoltan, am Leben. Diesem sicherte der greise Herzog durch Übereinkunft mit den Stammhäuptern 905 die Nachfolge im Oberbefehl. Zwei Jahre darauf, 907, starb er, betrauert von seinen Scharen. Seitdem wurde er der Nationalheld der Ungarn, der noch jetzt im Volkslied verewigt lebt, und dessen Geschichte daher schon in den ältesten Chronisten viel Sagenhaftes enthält. A. ist Begründer der **Arpadischen Dynastie**, welche mit dem Tode Andreas' III. (13. Jan. 1301) in der männlichen Linie erlosch.

Arpeggio oder **gebrochen**, auch durch das Zeichen } ausgedrückt, bedeutet in der Musik, daß die Töne eines Accords nicht gleichzeitig, sondern schnell nacheinander und sich verschmelzend angegeben werden sollen. Eine Folge solcher gebrochenen Accorde heißt **Arpeggiatura**. Auf diese Weise gebrochene Baßaccorde werden **arpeggirte**, oder Alberti'sche Bässe genannt, nach Domenico Alberti, der als Dilettant 1730—40 durch Gesang und Klavierspiel in Italien und Spanien großes Aufsehen erregte und diese Bässe häufig anwendete.

Arpent, das wichtigste altfranz. Feldmaß, unserm Morgen und Acker entsprechend. Der Arpent stammt, wie schon der Name zeigt, aus der Arepenna der Gallier, welche mit dem Semis oder Actus der alten Römer (von 14400 altröm. QF.) übereinstimmte. Der Arpent war nicht überall gleich und hatte überdies verschiedene Gattungen. Der pariser Arpent enthielt 32400 par. QF. = 34189 jetzige franz. Aren; der verordnungsmäßige, oder Arpent d'ordonnance, auch Arpent des eaux-et-forêts, enthielt 48400 paris. QF. = 51072 Aren und diente für die Vermessungen aller Waldungen und Domänen des Staats; der gemeine Arpent enthielt 40000 par. Quadratfuß = 42208 Aren, und war in den alten Provinzen Brie, Champagne, Gâtinais, Orléannais, Poitou u. s. w. in Gebrauch.

Arpino (il Cavalier d'), s. Cesari.

Arpino, das alte Arpinum, Stadt in der neapolit. Provinz Terra di Lavoro, am Abhange des Volskergebirgs unweit der Grenze des Kirchenstaats gelegen, zählt etwa 10000 E., welche sich viel mit Gerberei, besonders aber mit Tuchweberei beschäftigen. Zu A., welches von den Volskern an die Römer kam, sind Marius und Cicero geboren. Der Umfang der alten Stadt wird durch bedeutende Reste cyklopischer Mauern und polygoner Bauten bezeichnet.

Arqua, Flecken in der venet. Delegation Padua, 1⅓ M. von der Stadt Padua, hat 1000 E. In der Villa, in welcher Petrarca wohnte und 1374 starb, wird noch dessen Hausrath aufbewahrt, und auf dem Kirchhof befindet sich sein Grabmal aus rothem Marmor.

Arran, eine gebirgige Insel, die größte der südschott. Grafschaft Bute, im Clyde-Busen, zählt 7500 protest. E., die jedoch irischen Stammes sind und Hanfbau, Viehzucht und Fischerei treiben. Die Insel besitzt einen sehr guten Hafen bei dem Hauptort Lamlash. Der 2700 F. hohe Goatfell oder Gaodh-Bhein (Windberg) liefert Jaspis, Achat und Bergkrystall, den sogenannten Arran-Diamant (Arran-stones). A. enthält viele Höhlen und Heldengräber der Vorzeit und soll, der Sage nach, lange Aufenthaltsort Ossian's gewesen, und dieser auch daselbst gestorben sein.

Arrangiren (franz.), d. i. ordnen, einrichten, zurechtmachen, heißt in der musikalischen Kunstsprache, ein Musikstück zu einer andern Art der Ausführung geschickt machen, als für welche es vom Componisten gesetzt wurde. So können Orchester- und Gesangstücke zum Vortrag auf dem Pianoforte, und umgekehrt Klaviercompositionen für das Orchester und, obwol in selteneren Fällen, auch für den Gesang eingerichtet werden. Das Arrangiren kann ein bloßes todtes Umsetzen, und die Möglichkeit der mechanischen Ausführung das einzige leitende Princip dabei sein, oder aber der Arrangirende benutzt die eigenthümlichen Wirkungs- und Ausdrucksmittel der neuen

Darstellungsform, um eine dem Original möglichst gleichkommende Wirkung hervorzubringen, und sucht vor allem den geistigen Kern desselben aufzufassen und wiederzugeben. In erster Art sind leider z. B. die meisten Orchesterwerke von Mozart, Beethoven u. s. w. für das Pianoforte arrangirt, theils weil man das Arrangiren als eine Art Lohnarbeit zu betrachten sich gewöhnt hat, theils auch aus einer misverstandenen Ehrfurcht gegen jene Werke. Die andere Weise hat in neuester Zeit Franz Liszt am weitesten und vielseitigsten selbst bis zum Übergreifen über die Grenze ausgebildet, wo die Freiheit sich scheidet von der Willkür. Eine andere Gattung des Arrangirens besteht darin, daß nur die hervorstechendsten Gedanken und Effecte eines oder mehrer Tonstücke zu neuer Gestaltung in anderer Form benutzt, oder auch mit mehr oder weniger Geschick ohne alle Formaneinander gereiht werden, wie in den zahllosen Producten der Potpourris und Phantasien. **Arrangement** heißt hiernach ein auf die eine oder andere Weise umgestaltetes Musikwerk.

Arras (Atrebatae), die feste Hauptstadt des franz. Depart. Pas-de-Calais und der ehemaligen Grafschaft Artois, liegt an der hier schiffbaren Scarpe, ist Sitz eines Bischofs, hat 25000 E., ein Collége, Taubstummeninstitut, theologisches Seminar, eine Ingenieur-, Zeichen- und medicinische Schule, eine ökonomische Gesellschaft, Bibliothek, ein Naturaliencabinet und Museum und einen botanischen Garten. A. besitzt neben vielen Tapeten-, Batist- und Spitzenfabriken fast alle Zweige einer großartigen Industrie und einen wichtigen Handel. Die Citadelle, sowie die übrigen Befestigungen sind von Vauban seit 1670 verbessert oder ganz neu angelegt. Die Cité (Altstadt) ist von la Ville durch Wall, und Graben getrennt. Unter den vielen schönen Gebäuden zeichnen sich besonders aus der Dom mit dem Baptisterium, und das Präfecturgebäude. Mit Artois kam A. an die Herzoge von Burgund, die hier einen glänzenden Hof hielten. In dem Frieden vom 23. Dec. 1482 wurde A. mit Artois von den niederl. Ständen an Ludwig XI. von Frankreich abgetreten, kam jedoch schon 1493 durch Vermittelung an Maximilian von Östreich zurück. A. blieb nun dem Hause Habsburg, bis es Ludwig XIII. 1640 nach langer Belagerung einnahm. Den Versuch, den die Spanier unter Condé 1654 machten, die Stadt zu erobern, wurde durch den blutigen Sieg Turenne's 24. Aug. vereitelt. Im Pyrenäischen Frieden blieb A. bei Frankreich.

Arratel, in der Mehrzahl Arrateis, das portug. Pfund, welches auch in Brasilien gebräuchlich ist. Der Arratel wiegt 0,9814 preuß. Pfund. 32 Arrateis machen eine Arroba, 128 Arrateis einen Quintal oder Centner aus.

Arreboe (Anders), von Vielen für den Schöpfer der Poesie in Dänemark geachtet, wurde 1587 auf der Insel Arröe geboren. Schon im 30. J. ward er Bischof in Drontheim, 1622 aber seines Amts auf Grund seines unvorsichtigen Lebens entsetzt. Er übersetzte David's Psalmen, und die bei dieser Gelegenheit ausgesprochene Reue verschaffte ihm eine Wiederanstellung als Prediger im Bordingborg, wo er 1637 starb. Sein berühmtestes Werk ist „Hexaëmeron", eine Nachahmung des Gedichts vom franz. Dichter Barta über die Erschaffung der Welt. Das erste Buch desselben ist in gereimten Hexametern, die andern in Alexandrinern geschrieben, und der Einfluß Opitz's nicht zu verkennen. Das Gedicht enthält viele einzelne Schönheiten und zeichnet sich durch eine für damalige Zeit seltene frische Naturauffassung aus.

Arrende, Arende, ein aus dem Mittelalter stammender Ausdruck für den Reinertrag, welcher dem Landwirthe nach Abrechnung der Aussaat und des zum Wirthschaftsbetriebe erfoderlichen Aufwandes von den gesammten in einer Wirthschaft gebauten Körnern zum Verkauf oder für anderweitige technische Benutzung übrig bleibt. Gewöhnlich beträgt die Arrende etwas weniger als die Hälfte des Gesammtertrags. — Im landwirthschaftlichen Recht bezeichnet **Arrende** einen Vertrag oder Pacht (s. d.), durch welche Jemand das Recht erhält, landwirthschaftliche Gegenstände, gegen eine angemessene Entschädigung unter gewissen Bestimmungen und auf eine bestimmte Zeit, zu seinem Vortheil zu benutzen. Eine solche Arrende erstreckt sich sowol auf einzelne oder mehre Äcker, Wiesen, Gärten, Weinberge, Obst- und Hopfenpflanzungen, als auch auf ganze Herrschaften, Domänen, Landgüter, Rindvieh- und Schafheerden, sowie deren Producte (Felle, Wolle, Milch, Butter) und die zu größern Landgütern gewöhnlich gehörige Gerechtsamkeit des Fischens, Jagens, Mahlens, Bierbrauens, Branntweinbrennens u. s. w. — In Rußland versteht man unter **Arrenden** die Krongüter, die verdienten Personen für einen mäßigen Pacht überlassen werden.

Arrest, Haft, Verhaftung, Verkümmerung oder Beschlag heißt die unter gerichtlicher Autorität erfolgte Festhaltung eines Menschen (**Personalarrest**) oder einer Sache, auch einer Foderung (**Realarrest**). Der Arrest wird verfügt in bürgerlichen Rechtssachen, damit durch Entfer-

nung des Schuldners oder der zur Befriedigung des Gläubigers dienenden Sache das Recht eines Dritten nicht verloren gehe, in Strafsachen, damit sich ein Angeschuldigter der Strafe nicht entziehe, oder damit er durch den Arrest selbst sein Vergehen büße. In bürgerlichen Rechtssachen heißt Derjenige, welcher zu Sicherheit seines Rechts die Beschlagnahme einer Sache oder Foderung oder die persönliche Verhaftung eines Andern verlangt, der **Arrestant**; Derjenige, dessen Person oder Vermögen angehalten wird, der **Arrestat**. Einem solchen Arrest muß wo nicht die Bescheinigung einer gegründeten Foderung an den Arrestaten, doch die genaue Angabe derselben und die Nachweisung vorangehen, daß der Gläubiger in Gefahr stehe, ohne den Arrest sein Recht und die Mittel zu seiner Befriedigung zu verlieren. Desgleichen muß der Arrestat, wenn er nicht sogleich alle nöthigen Nachweisungen liefern kann, dem Richter dafür Sicherheit bestellen, weil ein ohne hinreichenden Grund angelegter Arrest sowol den Arrestanten als den Richter zur Entschädigung und Genugthuung verbindet. Auf eine bloße Caution darf der Richter keinen Arrest verhängen. Daß man gegen Fremde übrigens leichter einen Arrest gewährt, liegt in der Natur dieses Verhältnisses. **Personalarrest** (contrainte par corps) ist in bürgerlichen Sachen auch ein Executionsmittel, und in Fällen, wo Jemand zu einer persönlichen Leistung angehalten werden soll, sogar das einzige, das, wenn Geldstrafen nichts helfen, übrig bleibt. In Bezug auf Wechsel findet fast in allen Ländern persönliche Verhaftung statt. Sonst fängt die öffentliche Meinung an, sich sehr gegen die persönliche Haft als Executionsmittel zu erklären; in Frankreich ist sie durch das Gesetz vom 17. April 1832 schon sehr beschränkt. In Strafsachen hat die Polizei allerdings das Recht, persönliche Verhaftungen vorzunehmen, wenn Übertreter auf der That ergriffen werden, oder ein Verbrechen erst noch zu verhindern ist. Doch der Verhaftete, welcher hier Arrestant heißt, muß alsdann an das competente Gericht abgegeben werden, und die Gesetzgebung dafür sorgen, daß auch in dieser Hinsicht Niemand seiner Freiheit willkürlich, ohne gegründeten Verdacht eines schweren Vergehens beraubt werde. In England ist dafür als äußerstes Mittel die Habeas-Corpusacte (s. d.) Der **Criminalarrest** ist entweder Untersuchungs- oder Strafarrest. Ersterer wird nur verhängt zum Zweck der Untersuchung, um einem Angeschuldigten die Flucht unmöglich zu machen oder um Collisionen zu vermeiden. Er soll kein weiteres Übel zufügen als dieser Zweck erfodert, dahin kann aber wol gehören, daß dem Gefangenen nur unter Vorwissen des Richters Verkehr mit Andern, Briefwechsel und Besuche gestattet werden. Der Untersuchungsarrest ist keine Strafe und wird auch bei der Strafe nicht mit angerechnet. Während desselben kann der Gefangene zu einer Arbeit wider seinen Willen nicht angehalten werden; wol aber geschieht dies im Strafarrest nach den Gesetzen der Anstalt. Bei dem Militär ist der Arrest in neuern Zeiten allgemein an die Stelle der körperlichen Strafen getreten. Er scheidet sich in den weiten, hauptsächlich für die Offiziere bestimmt, wo der Arretirte blos die Verpflichtung hat, nicht aus seinem Quartiere zu gehen, daher diese Art auch **Stubenarrest** heißt, und in den engen, der in einem besondern Behältniß auf der Hauptwache, von der Wachtmannschaft abgesondert, zu verbüßen ist. Der sogenannte strenge Arrest oder die Lattenstrafe, welche bei allen Heeren civilisirter Nationen abgeschafft ist, bestand darin, daß der dazu Verurtheilte unbekleidet und vorzüglich ohne Schuh in ein besonderes Behältniß gebracht wurde, dessen Fußboden aus dreiseitigen, oben zugeschärften Latten bestand, auf welchen zu stehen oder zu liegen sehr schmerzhaft war. Mit dem Arrest war bisweilen noch Entziehung des Lichts verbunden, was die Franzosen cachot nannten. Im Seerechte bezeichnet Arrest die von der Regierung, aber nicht in feindlicher Absicht, verfügte Verhinderung der Abfahrt von Schiffen. Für die daraus entstehenden Schäden haben die Versicherer einzustehen.

Arresto (Christian Georg Heinr. Burchardi), 1764 zu Schwerin geb., ein beliebter Schauspieler im Fache der heitern Liebhaber und Chevaliers, war an verschiedenen Bühnen Niedersachsens, zu Anfang dieses Jahrh. am hamburger Theater angestellt. Er hat mehre Stücke geschrieben, unter denen „Die Soldaten“ sich am längsten und mit Beifall auf dem Repertoire erhalten hat.

Arrêt (wie das deutsche Arrest von dem der lat. Rechtssprache angehörigen arrestare) heißt in Frankreich überhaupt ein amtlicher Bescheid oder ein Haftsbefehl. Im engern Sinne ist arrêt das Erkenntniß eines Gerichtshofs letzter Instanz im Gegensatze von jugement, dem appellabeln Erkenntnisse eines Untergerichts. — **Arrêté de réglement** hieß ehedem die Verordnung eines Parlaments oder Conseil superieur, die in seinem Ressort Gesetzeskraft hatte, aber auch vom betreffenden Parlament oder Conseil abgeändert und aufgehoben werden konnte. Diese Verordnungen wurden im Namen (au bon plaisir) des Königs erlassen, der sie auch, als einziger Gesetzgeber, allerdings in gewissen Formen, selbst zu annulliren vermochte. **Arrêté** hieß und heißt noch die Entscheidung unterer Verwaltungsbehörden, wie des Präfecturraths, des Präfecten, Maire

. s. w. — **Arrest of judgment** (Urtheilshinderung) heißt in England das Verfahren, wonach n Civil- wie im Strafproceß die Vollziehung des gesprochenen Urtheils verhindert werden kann, idem der Beklagte nachweist, daß in Erhebung des Thatbestandes, beim Verfahren u. s. w. we- ntliche Formenfehler begangen worden, welche den Ausspruch der Geschworenen als falsch er- heinen lassen. Die Einleitung eines neuen Verfahrens ist damit nicht ausgeschlossen.

Arrha, Handgeld, An- oder Aufgeld, heißt diejenige Sache, welche zum Zeichen eines abzu- hließenden oder abgeschlossenen Vertrags gegeben wird. Im erstern Falle verliert der, welcher on der Verabredung zurücktritt, die Arrha, wenn er sie gegeben hat, oder muß, wenn er sie em- fangen hat, das Doppelte zurückerstatten. Im letztern Falle tritt im Zweifel das Recht, auf :rfüllung des Vertrags zu klagen, ein, wenn nicht die Arrha ausdrücklich als Reugeld (arrha oenitentialis) stipulirt ist, welchenfalls es, beim Rücktritte des einen Theils, bei dem Verluste :r gegebenen oder der doppelten Zurückerstattung der empfangenen Arrha bewendet. Wird das ieschäft erfüllt, so ist die Arrha zurückzugeben oder auf den Preis in Abrechnung zu bringen. ber Arrha bei Verlöbnissen s. **Mahlschatz.**

Arrhidäus, s. **Philipp III. Aridäus.**

Arria hieß die heldenmüthige Gattin des Cäcina Pätus, der als angeblicher Anstifter einer ierschwörung gegen den Kaiser Claudius 42 n. Chr. zum Tode verurtheilt ward. Als alle Ver- iche ihres Gatten, sich zu retten, mislangen, als endlich, um rühmlich zu sterben, nur der Tod urch die eigene Hand noch möglich war, da ergriff A., die ihrem Gemahl auf der Flucht gefolgt ar, den Dolch, stieß sich denselben in die Brust und reichte ihm dann denselben mit den Wor- n: „Pätus, es schmerzt nicht!" In neuerer Zeit ist der Name „Arria und Pätus" besonders erühmt geworden, indem man eine der schönsten Gruppen des Alterthums, die sich in der Villa udovisi zu Rom befindet, auf diese Geschichte deutete. Ihrem Stil nach ist diese Gruppe jedoch inenfalls röm. Ursprungs. Wahrscheinlich gehört sie zu jenen großen Schlachtendarstellungen, ie Asklepios von Pergamum zur Verherrlichung der von Attalus I. und Eumenes II. über die ;allier erfochtenen Siege ausführte. Es ist also diese Gruppe die Darstellung eines Barbaren- äuptlings, der sich und sein Weib durch freiwilligen Tod vor schmählicher Gefangenschaft rettet.

Arriänus (Flavius), geb. zu Nikomedia in Bithynien um 100 n. Chr., erwarb sich 136 nter Hadrian die Stelle eines Präfecten von Kappadocien und zeichnete sich als solcher durch Muth im röm. Heere aus, zog sich aber später von öffentlichen Ämtern zurück und lebte in sei- er Vaterstadt den Wissenschaften. Er verfaßte nun eine Anzahl von Schriften aus dem Ge- iete der Philosophie, Geschichte, Geographie und Taktik, in denen er als der glücklichste Nach- hmer des Xenophon erscheint. Als Schüler und Anhänger des Epiktet gab er zunächst dessen Handbuch der Moral" heraus, und schrieb außerdem „Epiktet's Unterredungen" in acht Büchern, von denen wir aber nur noch die ersten vier besitzen (herausgegeben von Schweig- äuser in „Philosophiae Epicteteae monumenta", 3 Bde., Lpz. 1799; von Koraïs, 2 Bde., Par. 1827). Besonders wichtig für die Geschichte ist sein Werk in sieben Büchern „Über die eldzüge Alexander's d. Gr.", auch blos „Anabasis" genannt, welches aus den zuverlässig- en, für uns jetzt nicht mehr zugänglichen Quellen geschöpft ist, und durch treue, unpar- iische Darstellung der Begebenheiten unter den Geschichtschreibern Alexander's den ersten lang behauptet. Nach den frühern Herausgebern Blancard und Gronov wurde es am besten earbeitet von Schmieder (Lpz. 1798), Ellendt (2 Bde., Königsb. 1832), und Krüger (Berl. 835; 2. Aufl. 1851), geographisch erläutert durch van der Chys, in dem „Commentarius eographicus in Arrianum" (Leyd. 1828, nebst trefflicher Karte), und ins Deutsche übersetzt on Dörner (6 Bdchn., Stuttg. 1829). In engerm Zusammenhange mit diesem Werke steht l.'s „Indische Geschichte", worin glaubwürdige Nachrichten über die Bewohner und Sitten ndiens aus Nearch's Reisebericht mitgetheilt werden (herausgegeben von Schmieder, Halle 798). Für die alte Geographie nicht unwichtig ist A.'s Schreiben an Hadrian „Über die Um- hiffung (Periplus) des Pontus Eurinus" und „Die Umschiffung des Rothen Meers" (in Geograph. graec. min." von Hudson, Bd. 1, und Gail, Bd. 3, Par. 1831). Von seinem Lehrbuch der Taktik" und seiner „Schlachtordnung gegen die Alanen" ist nur ein Theil noch orhanden. Beide Stücke sind herausgegeben von Scheffer (Upf. 1664) und Blancard (Amst. 683). Außerdem gibt es von A. noch eine Abhandlung „Über die Jagd" oder „Cynegeticus", erst griech. und lat. von Holstenius (Par. 1644), später abgedruckt in Xenophon's „Opuscula olitica" von Zeune (Lpz. 1778) und Sauppe (Lpz. 1840). Die beste kritische Ausgabe der istorischen Werke A.'s veranstaltete Müller (Par. 1846).

Arriaza y Superviela (Don Juan Bautista de), einer der ausgezeichnetsten span. Dich

ter, geb. zu Madrid 1770, begann seine Laufbahn in der königlichen Marine, in der er diente, bis eine schwere Krankheit, die eine unheilbare Kurzsichtigkeit zur Folge hatte, ihn nöthigte, 1792 den Militärdienst zu verlassen. Schon zwei Jahre früher hatte er sein Dichtertalent durch die Herausgabe eines größern Gedichts auf den Tod des letzten Herzogs von Alba (Madr. 1790) bewährt, und 1797 war die erste Ausgabe seiner „Las primicias, ó coleccion de los primeros frutos poéticos de D. J. B." erschienen. Zum Legationssecretär bei der Gesandtschaft am londoner Hofe ernannt, vollendete er sein didaktisch-beschreibendes Gedicht „Emilia" (Madr. 1803), zu welchem die Kunstliebe einer Dame (Emilie) und ihr Entschluß, arme aber talentvolle Waisen zu Künstlern erziehen zu lassen, die Veranlassung gab. Nachdem er sich seit 1805 in Paris aufgehalten hatte, kehrte er 1807 in sein Vaterland zurück. Ein strenger Anhänger des uneingeschränkten Königthums, erklärte er sich gegen den aufgedrungenen König und die Afrancesados, wie gegen die Cortes von 1812 und die Anhänger der Constitution. Als Staatsmann und als Dichter bekämpfte er seine Gegner mit den Waffen des Ernstes und der Satire. So ermunterte er durch die „Poesias patrióticas" (Lond. 1810; 3. Aufl., Madr. 1815) seine Landsleute zum Kampfe für Unabhängigkeit und nationale Selbständigkeit, und suchte in einer Reihe politischer Flugschriften („Discursos politicos") das System, dem er anhing, zu vertheidigen und den Einfluß der Gegenpartei zu entkräften. Ferdinand VII. ernannte ihn nach und nach zu seinem Rath und Cabinetssecretär, zum Oficial segundo jubilado im Ministerium des Auswärtigen und zum Kammerherrn. Er starb zu Madrid 1837. Die beste Ausgabe seiner Gedichte ist die sechste (2 Bde., Madr. 1829—32; nachgedruckt Par. 1834 und 1841); eine Auswahl aus denselben, nebst biographisch-kritischen Notizen, enthält Ferd. Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas" (Bd. 2). Alle seine Gedichte zeichnen sich durch Natürlichkeit, Klarheit, Reinheit und Wohllaut der Sprache, Zierlichkeit der Diction und eine bewundernswürdige Leichtigkeit der Versification aus. Aber nicht ganz mit Unrecht haben ihm seine Gegner vorgeworfen, daß es ihm an Gedankenfülle, Originalität und Tiefe des Gefühls fehle.

Arriège oder **Ariège**, Fluß im südlichen Frankreich, entspringt am Fuß des Mont-Louis im Depart. Ostpyrenäen, fließt durch ein großes, schönes Thal an Ar, Tarascon, Foix, Pamiers und Auterive vorbei, und mündet, links durch die Lèze, rechts durch den Lers verstärkt und bei Cintegabelle schiffbar geworden, eine M. oberhalb Toulouse in die Garonne. — Das franz. Depart. Arriège, von Catalonien und den Departements Oberpyrenäen, Aude und Obergaronne umgrenzt, und meist aus den alten Gebieten von Foix und Conserans gebildet, liegt auf dem nördlichen Abhange der Pyrenäen, welche sich hier im Pique d'Estat (9700 F.), dem Montcalm (9700 F.), dem Malabetta (10200 F.) bis über die Schneegrenze erheben. Der größte Theil des 82 QM. großen und zum Stromgebiet der Garonne gehörigen Departements ist Gebirgsland. Der südliche und mittlere Theil desselben ist von zahlreichen Ausläufern der Pyrenäen durchzogen; die wilden, nach allen Himmelsgegenden hin geöffneten und öfter nur durch hohe Saumpfade verbundenen Thäler sind von wilden Bergströmen gebildet, unter denen die Arriège mit ihren Zuflüssen, sowie die Salat und Alize, welche ebenfalls der Garonne zueilen, die bedeutendsten sind. Nach N. zu erweitern sich die Thäler dieser Flüsse und gehen allmälig in theilweise morastige Ebenen über. Das Klima, obgleich sehr verschieden, ist doch im Ganzen gesund und mild. Die Gebirgsnatur des obern Landes begünstigt die Zucht von Schafen, Rindern, Pferden und Mauleseln; nur der nördliche Theil des Landes eignet sich zum Anbau von Getreide, Hanf, Flachs, Ölpflanzen u. dgl. Kastanien, edlere Obstsorten und ein mittelmäßiger Wein werden überall in Menge erbaut. Die Waldungen, welche aus Fichten, Eichen und Korkeichen bestehen, sind von Hochwild, Bären, Wölfen und Gemsen belebt, und liefern Nutzholz, Terpentin, Pech für den Handel. Außer in Tuch, Strumpf-, Glas- und Hornwaaren, Leinwand, irdenen Geschirren und Leder, ist die Industrie beschäftigt mit Ausbeutung der mineralischen Schätze des Landes, namentlich mit der Gewinnung und Verarbeitung von Eisen, dann von Marmor, Jaspis, Alabaster, Gyps, Schiefer, Amianth, Steinkohlen u. s. w. Unter mehren Salz- und heißen Quellen sind die von Ar und Assat am bekanntesten. Die 270500 E. sind zum Theil baskischen Ursprungs; in einigen Thälern finden sich auch Cagots. Das Departement zerfällt in die drei Arrondissements Foix, Pamiers und St.-Girons, welche 20 Cantons und 332 Gemeinden umfassen. Sitz der Departementalbehörden ist Foix.

Arrièregarde, Nachtrab, Nachhut, nennt man diejenige Truppenabtheilung, welche bestimmt ist den Rücken einer andern größern Abtheilung gegen feindliche Angriffe zu decken. Bei einer Abtheilung, welche vorwärts marschirt, bleibt die Arrièregarde, falls man nicht gerade vom Feinde umgeben wird, ohne große Bedeutung; sie dient dann nur als polizeiliche Maßregel, um

Nachzügler und Marodeurs aufzugreifen. Auf Rückzügen dagegen, besonders nach einem verlorenen Gefecht, ist sie von höchster Wichtigkeit: es fallen ihr dann alle die Functionen zu, welche beim Vormarsch der Avantgarde (s. d.) obliegen. Die Arrièregarde wird in diesem Falle bei größern Truppen aus allen Waffen zusammengesetzt, deren Verhältniß zueinander in Zahl und Verwandlung von dem Terrain abhängig ist, welches man zu durchschreiten hat. In Ebenen macht man sie vorzüglich stark an Reiterei und reitender Artillerie, in coupirtem Terrain, und wo Positionen festgehalten werden können, herrscht Infanterie und Fußartillerie vor. Immer verwendet man zur Arrièregaede die zuverlässigsten und die Truppen, welche am wenigsten gelitten haben. Ihre Stärke beträgt ein Viertel bis ein Drittel des Ganzen. Die meiste Schwierigkeit macht in der Regel die Bestimmung der Entfernung vom Gros. Ist diese zu groß, so wird die Arrièregarde leicht umgarnt; ist sie zu klein, so wird das Gros in einen feindlichen Angriff mit verflochten. In coupirtem Terrain und Défiléen kann die Entfernung größer sein; in Ebenen, zahlreicher Cavalerie gegenüber, zieht man sich oft ganz an das Gros heran. Gewöhnlich handelt es sich bei **Arrièregardengefechten** um die Behauptung der Straßen, auf denen das Gros retirirt. Der Kampf wird sich daher hauptsächlich um einzelne Avenuen, Dörfer, Waldstrecken und sonstige Défiléen drehen. Die Artillerie vertheidigt die Straßen und das Terrain zu beiden Seiten derselben; Infanterie und Cavalerie dienen zur Unterstützung und zur Hinhaltung des Gefechts. Der Zweck eines Arrièregardengefechts bleibt immer, Zeit zu gewinnen; nur muß das Gefecht blos in dem Maße engagirt werden, daß ein Abbeechen zu jeder Zeit noch möglich bleibt. Am besten erreicht eine Arrièregarde ihren Zweck, wenn sie den Feind bei Tage festhält und die Nacht zum raschen Rückzuge benutzt. Einige Stunden vor eintretender Dunkelheit ist deshalb die beste Zeit zur Einleitung des Gefechts. Beispiele rühmlicher Arrièregardengefechte und aufopfernder Hingebung dabei gaben: der Markgraf von Baden 1622 nach der Schlacht bei Wimpfen mit der weißen Garde (400 Bürger aus Pforzheim), der General Stange, welcher 1645 Banér's Rückzug von Regensburg nach Böhmen, Oberstlieutenant Chevardin, der 1794 Kleber's Rückzug aus der Vendée deckte, und die Division Claparède 1812 an der Beresina.

Arrighi, Herzog von Padua, ein geborener Corse und Verwandter der Bonaparte'schen Familie, war zuerst Adjutant des General Berthier und machte dann den Feldzug in Ägypten mit, wo er 1798 Hauptmann und bei St.-Jean-d'Acre so verwundet wurde, daß er für todt auf dem Schlachtfelde liegen blieb. Nach der Schlacht bei Marengo wurde er Escadronchef und nach der bei Austerlitz Brigadegeneral, doch begnügte er sich mit dem Titel eines Colonels der Gardedragoner. Auf dem Schlachtfelde von Friedland ernannte ihn Napoleon zum General und bald nachher erhob er ihn zum Herzoge von Padua. Als Divisionsgeneral focht er 1809 bei Eßlingen und Wagram und beim Ausbruche des Kriegs gegen Rußland wurde ihm der Befehl über die neuorganisirten Cohorten übertragen. Im J. 1813 war er in Leipzig, das er in Belagerungszustand erklärte, und wo er eine höchst lästige und ebenso unnütze allgemeine Bürgerbewaffnung in Ausführung brachte. Auf seinen Antrieb geschah der Überfall des Lützow'schen Corps durch Fournier bei Kitzen 17. Juni 1813. Während der Schlacht bei Leipzig commandirte er das dritte Cavaleriecorps und vertheidigte sehr energisch die Vorstädte. In Frankreich zeichnete er sich 1814 bei der Vertheidigung des Passes von Nogent aus. Nach seiner Rückkehr von Elba schickte ihn Napoleon als außerordentlichen Commissar nach Corsica, um dort Alles wieder auf den alten Fuß zu setzen, und ertheilte ihm die Pairswürde. Er war einer der entschiedensten Anhänger Napoleon's und vollzog die Befehle desselben mit verschärfter Strenge. Nach Napoleon's Fall wurde A. durch das Decret vom 24. Juli 1815 aus Frankreich verbannt. Im J. 1820 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr, doch lebte er fast immer in Italien.

Arroba, ein in Spanien, Portugal, Brasilien und den ehemaligen span. und portug. Colonien gebräuchliches Handelsgewicht, zugleich auch span. Flüssigkeitsmaß. An mehren Orten sind verschiedene Arten dieses Maßes in Anwendung. Als gesetzliches span. Gewicht begreift die Arroba 23 castilische Libras oder Pfund und ist = 23,0068 deutsche Zollpfund oder 24,395 preuß. Pfund. Vier solche A. machen den gesetzlichen span. Quintal oder Centner von 100 Pfund aus. Die portug. und brasil. Arroba begreift 33 Arrateis oder portug. Pfund und ist = 22,95 deutsche Zollpfund oder 24,535 preuß. Pfund, also nur wenig kleiner, als die gesetzliche span. Arroba. — Als span. Wein- und Branntweinmaß ist die castilische größere Arroba (A. mayor de vino oder Cantara = 14,025 preuß. Quart. Als span. Ölmaß ist die castilische kleine A. (A. menor de azeyte) oder Öl-Arroba (A. de azeyte), ursprünglich ein Gewicht von 25 span. Pfund. In den einzelnen Provinzen kommen jedoch abweichende Arrobas für Flüssigkeiten vor.

Arröe, Aeröe (verschieden von Aaröe im Belt), schleswigsche Insel südlich vor dem Kleinen

Belt, 2 M. östlich von Alsen, zählt auf 1½ QM. 7000 E., die sich von Ackerbau, Rhederei und Fischfang nähren. Der Hauptort ist das Hafenstädtchen Arröeskjöbing mit 1600 E. an der Nordküste. An der Ostküste liegt der Flecken und Hafen Marsdal mit 1000 E., der Überfahrten nach Langeland.

Arrogation, s. Adoption.

Arrondiren, abrunden, wird bei Grundbesitzern wie bei Staaten angewendet, wo oft eine kleine Erwerbung, die aber den natürlichen Zusammenhang herstellt, Unbequemlichkeiten beseitigt, die militärische Vertheidigung, die Grenzbewachung, das Handelssystem begünstigt, von außerordentlichem Nutzen sein und den Werth des Ganzen beträchtlich erhöhen kann. Eine Erwerbung kann eine Last und Gefahr bleiben, eine zweckmäßige Arrondirung dient zum Vortheil und Sicherheit. Die Arrondirungspolitik, zu der man besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. eine Zeit lang überging, war ein Vorschritt im Verhältniß zu der bloßen Eroberungspolitik, welche sich mit Erwerbungen belastete, die keinen Nutzen versprachen und sich nicht auf die Dauer behaupten ließen. Auch ist die Letztere rein einseitig und egoistisch, während die Erstere im Wege der Gegenseitigkeit, mittels für alle Theile vortheilhaften Austausches gepflegt werden kann. Doch hat man auch der Arrondirungspolitik öfters in mechanischer, willkürlicher und arglistiger Weise gehuldigt. — **Arrondissement**, Abrundung, dann ein abgerundeter, in sich geschlossener Landstrich, Bezirk, ist in Frankreich der Name für die Unterabtheilungen der Departements, zu Paris für die einzelnen Quartiere der Stadt.

Arrosement (franz.), bedeutet Befeuchtung, Anfrischung. Metaphorisch bezeichnet man jedoch mit Arrosement nachträgliche Zahlung, welche zu dem Zwecke gemacht wird, um den Nutzen einer frühern Zahlung zu sichern. Daher ward dieser Name der in Östreich 1805 und 1809 vorgenommenen Geldoperation beigelegt, bei welcher die Inhaber von Staatsobligationen, um die Verzinsung ihrer frühern Vorschüsse und deren Betrag ungeschmälert zu erhalten, genöthigt wurden, einen verhältnißmäßigen Nachschuß zu machen, den man aber mit verzinst erhielt.

Arrow-root, auch Westindischer Salep, Pfeilwurzelmehl genannt, ein feines Stärkemehl, welches in den langen, fingersdicken, gegliederten und fast weißen Wurzelstöcken einiger zu der Gattung Maranta gehörenden Pflanzen enthalten. Es wird zuweilen als leicht verdaulicher Stoff von den Ärzten verordnet. Vorzüglich kommt es von M. indica, der indischen und M. Allonya, der kopfförmigen Maranta. Auch das Cassavamehl verkauft man zuweilen unter diesem Namen. Die häufigen Verfälschungen des Arrow-root durch anderes Stärkemehl erkennt man, indem man die Masse in Wasser auflöst. Ist eine Mischung vorgegangen, so schwindet der eigenthümliche Geruch des Arrow-root und beim Erkalten erscheint die Substanz nicht gallertartig, sondern mehr kleisterig.

Arsaciden ist der Name der Könige des parthischen Reichs, das 256 v. Chr. durch Arsaces I., der die Parther von der Herrschaft der syr. Könige, der Seleuciden, befreite, begründet, durch den Sieg des Arsaces II. über Seleukus Kallinikus 238 v. Chr. befestigt und namentlich durch Arsaces VI. (oder Mithridates I., 174—137 v. Chr.), bis an den Euphrat im Westen, im Osten bis über den Indus erweitert ward. Der letzte Arsacide, Artaban IV., ward durch den Perser Artaxerxes, den Stammvater der Sassaniden, 226 n. Chr. besiegt, und das parthische Reich, an dessen Stelle nun das neu-pers. tritt, damit vernichtet.

Arschin, die russische Elle, eingetheilt in 16 Werschock, ein Maß von 28 russischen oder engl. lischen Zoll, 1,066 preuß. Ellen.

Arsenal, Zeughaus, ist ein Gebäude, in welchem das Material der Armee an Geschützen, Waffen, Fuhrwerken, Feldrequisiten u. dgl. aufbewahrt wird. Meistentheils sind auch die Artilleriewerkstätten mit den Arsenalen vereinigt, z. B. in Frankreich, wo sie arsénaux de construction genannt werden. Man unterscheidet Land- und Seearsenale.

Arsenik oder **Arsen**, ein metallähnliches Element, das in der Natur gediegen, als Scherbenkobalt, und in Verbindung mit Eisen, Nickel, Kobalt, Schwefel, Kupfer, Silber u. s. w. vorkommt. Im Großen gewinnt man es durch Destillation des Arsenkieses, eines Minerals, das zum großen Theil aus Arseneisen besteht, bei starker Rothglühhitze in Galeerenöfen, welche reihenweise übereinander gelegte thönerne Retorten enthalten. Das Metall sammelt sich als ein krystallinischer Körper in den Vorlagen und wird unter dem Namen Fliegenstein, Fliegenkobalt gewonnen. Zugleich geht auch sogenanntes graues Arsenik mit über. Das reine Arsenmetall, das 1694 zuerst von Schröder und 1733 von Brand, aus arseniger Säure (weißem Arsenik) dargestellt wurde, und ein specifisches Gewicht von 5,7 bis 5,96 besitzt, ist spröde, sehr leicht pulverisirbar, glänzend stahlfarben, geruch- und geschmacklos. Es verliert jedoch seinen Glanz an der Luft.

indem es sich mit einer grauschwarzen Rinde überzieht, und verflüchtigt sich bei einer Temperatur von ungefähr 360°, ohne vorher zu schmelzen. Am häufigsten gewinnt man das Arsenik im oxydirten Zustande. Man bedient sich dazu der Flammöfen, welche ein großes muffelartiges Gefäß erhitzen, das mit einem Giftfange in Verbindung steht. Dieser ist entweder ein langer, weit fortgeführter, gemauerter Kanal, oder ein großes geräumiges Gewölbe, über welchem sich noch mehre Kammern befinden. Das verflüchtigte und oxydirte Arsenik sammelt sich als Gift- oder Arsenikmehl in den Giftfängen, und gibt durch Raffiniren das Arsenikglas oder das weiße Arsenik (arsenige Säure), wobei sich in den Giftfängen Sublimat ansetzt. Das gelbe Arsenik, künstliche Rauschgelb oder Auripigment, erfolgt durch ein sublimirendes Schmelzen aus schwefelhaltigen Arsenikerzen oder aus Giftmehl und Schwefel; das rothe Arsenik oder Realgar aus einem Gemenge von Schwefel- und Arsenikkiesen durch Sublimation. Versetzt man eine arsenikhaltige Flüssigkeit mit etwas Zink und Schwefelsäure, so entwickelt sich daraus ein sehr giftiges Gas, das Arsenikwasserstoffgas, welches bei seiner Verbrennung an kalten Körpern einen Überzug von metallischem Arsenik absetzt. Mit dem Kupfer gibt das metallische Arsenik das sogenannte Weißkupfer. Die wichtigste Arsenikverbindung ist die durch ihre außerordentliche Giftigkeit gefürchtete arsenige Säure oder der weiße Arsenik. Sie bildet mit Basen wohl charakterisirte, häufig schön krystallisirende Salze und kann selbst im krystallinischen und amorphen Zustande auftreten. Die glasige oder amorphe arsenige Säure, von glasartigem Aussehen, bildet sich bei der Sublimation des gewonnenen Giftmehls in eisernen Retorten. Sie geht allmälig in eine porzellanartige undurchsichtige Masse über, indem sie krystallinisch wird. Wenn man die amorphe Säure in Salzsäure aufgelöst und erkalten läßt, scheidet sie sich krystallinisch aus, und mit jedem entstehenden Krystall zeigt sich ein lebhafter Funken, den man in einem dunkeln Zimmer beobachten kann. Diese höchst interessante Erscheinung wird durch den Übergang aus dem amorphen in den krystallinischen Zustand bedingt, indem die gelöste krystallinische Säure sie nicht hervorbringt. Die letzte tritt in Formen des regulären Systems auf, vorzüglich in glänzenden Tetraedern und Octaedern, welche man sowol durch Sublimation als auch durch Ausscheidung aus einer Auflösung erhalten kann. Eine sehr wichtige Eigenschaft der arsenigen Säure ist ihre leichte Reducirbarkeit durch desoxydirende Körper, sowie die, daß sie mit einigen Körpern, z. B. mit Schwefel, wohl charakterisirte Verbindungen eingeht. Es wird dadurch möglich, das Arsen bei Vergiftungsfällen auf das entscheidendste nachzuweisen. Das Arsenik wendet man bei sehr verschiedenen technischen Verrichtungen an; auch gebraucht man das Auripigment und das Realgar als Farben.

Arsenikvergiftung. Unter allen, besonders den absichtlichen Vergiftungen ist die durch Arsenik die häufigste. Am gewöhnlichsten dient dazu das weiße Arsenik (arsenige Säure), seltener der Fliegenstein oder Schwefelarsenik, indem die Ähnlichkeit des Pulvers des erstern mit dem Mehle, Zucker u. s. w. am wenigsten Verdacht erregt und am leichtesten zu unabsichtlichen Verwechselungen Veranlassung gibt. Neuerdings sind auch arseniksaure Salze (Fliegenpapier, arsenhaltige grüne Farben) als Gifte vorgekommen. Der Magen ist der gewöhnlichste Weg seiner Einführung, indem er den Getränken und Speisen, Backwerk u. s. w. beigemischt wird; doch sind auch der After und die Scheide Einführungsstellen, oder die Haut (wo das Arsenik in Form von Salben, Schminke u. s. w. applicirt wird), selbst die Lungen (eingeathmete Arsenikdünste oder Arsenwasserstoffgas). Die Arsenikgifte haben theils eine allgemeinere (das Nervensystem lähmende), theils eine örtliche Wirkung (Hervorrufung von Entzündung mit großer Neigung zum Übergange in Brand). Die Zeichen der Vergiftung treten entweder schnell auf, wenn die Einbringung des Arseniks in größerer Menge auf einmal geschah, oder langsam, wenn kleinere Mengen zu wiederholten malen eingeführt wurden. Sie kommen im Ganzen mit denen überein, welche wir bei Vergiftung durch scharfe metallische Substanzen überhaupt oder bei andern Magenentzündungen, Cholera und dergleichen Krankheiten wahrnehmen, daher sich aus ihnen allein keineswegs auf Arsenikvergiftung schließen läßt. Zu den sichern Zeichen der Arsenikvergiftung gehört vielmehr durchaus das wirkliche Auffinden des Arseniks in den Ausleerungen, oder die anderweitig erlangte Kenntniß, daß Arsenik eingebracht sei. Aus diesem Mangel feststehender charakteristischer Kennzeichen der Arsenikvergiftung erklärt es sich auch, daß dieselbe sogar von Ärzten verkannt oder ganz übersehen worden ist, wie dies z. B. die Geschichte der berüchtigten Gottfried (s. d.) in Bremen zeigt. Die gewöhnlichsten Zeichen einer Arsenikvergiftung sind: plötzlich eintretendes heftiges Würgen und Erbrechen von schleimigen, galligen, auch wol blut haltigen (zuweilen schwärzlichen) Massen, metallischer Geschmack, reichliches Speicheln, Zusammenschnürung des Schlundkopfes und der Speiseröhre, heftiger Schmerz im Magen. Hierzu gesellen sich ungemeine Angst, häufige Ohnmachten, Aufstoßen und Schlucksen, wässerige,

schwärzliche, blutige Durchfälle. Der Unterleib ist gegen jede Berührung äußerst empfindlich, die Gesichtszüge fallen zusammen, die Augen sinken ein und zeigen tiefe, blaue Ringe. Der Kranke beklagt sich über unauslöschlichen Durst, bricht aber das Getränk sogleich wieder von sich, die Zunge schwillt an, bedeckt sich wie die Lippen mit Brandbläschen, in der Haut stellt sich heftiges Jucken, Prickeln nebst kalten Schweißen ein, und nicht selten erscheinen rothe Flecke und Bläschen. Das Athmen ist erschwert, der Herzschlag zittert; der Puls wird bald zusammengezogen, klein, unregelmäßig; die Sprache erlischt; die Kräfte sinken immer mehr; die Extremitäten werden kalt. Es stellen sich Delirien, Krämpfe und Lähmungen ein, und der Kranke stirbt meist zwischen dem ersten und dritten Tage. Zuweilen aber bemerkt man weder Erbrechen noch Schmerzen im Magen, und der Tod erfolgt unter häufigen Ohnmachten durch gänzliche Erschöpfung des Nervensystems in ganz kurzer Zeit. Die Section ergibt meist Entzündung und Brand derjenigen Theile, womit das Arsenik in Berührung kam, also besonders des Magens und Darmkanals. Daß die Leichen der Vergifteten nicht verwesen, ist ein Irrthum, wenigstens findet dies nur in den Fällen statt, wo bedeutende Mengen des Arseniks resorbirt wurden und in die Gefäße gelangten. Was die Behandlung der Arsenikvergiftung anbetrifft, so kann dabei auf keine Weise ärztlicher Beistand entbehrt werden. Bis dieser erscheint, kömmt Alles darauf an, die Aufsaugung des Arseniks möglichst zu verhindern und dessen Entleerung zu begünstigen. Wo die Hülfe lange ausbleibt, kann man kaltes Seifenwasser, Eiweißwasser, fette Fleischbrühe, Milch und Öl trinken lassen, welche bei der großen Empfindlichkeit des Magens das Erbrechen, wodurch das Arsenik zum Theil ausgeleert wird, meist ausreichend unterhalten. Das wichtigste Gegengift ist noch immer das von Berthold und Bunsen entdeckte, das Eisenoxydhydrat, von welchem 10—20 Theile zur Neutralisirung eines Theils des Arseniks ausreichend sind; dasselbe wird in den Apotheken vorräthig gehalten und mit Wasser vermischt, und in so großen Quantitäten als möglich getrunken. Man braucht dies so lange fort, bis man erwarten kann, daß alles Arsenik neutralisirt ist, worauf dann die zurückbleibenden Störungen, Magen-, Darmentzündungen u. s. w., nach den Regeln der Kunst behandelt werden müssen. Immer aber muß der Kranke noch längere Zeit hindurch eine reizlose, schleimige, aber karge Diät befolgen. Andere, neuerdings belobte Gegengifte sind: das essigsaure Eisenoxyd, die gebrannte Magnesia mit Wasser oder Zuckersyrup, letztere auch mit Eisenoxyd zusammen. Ein Hauptmittel ist außerdem das Opium. Behufs der Ermittelung der Arsenikvergiftung ist es durchaus nothwendig, alles Erbrochene und durch den Stuhl Entleerte bis zur Ankunft des Arztes sorgfältig aufzubewahren. Die Ermittelung selbst geschieht auf chemischem Wege, durch Reagentien, wie Schwefelwasserstoffgas oder salpetersaures Silber, und indem man das Arsenik aus den erbrochenen Massen u. s. w., als Metall darstellt, namentlich mittels des von Marsh vorgeschlagenen und von Orfila verbesserten Apparats. Der Knoblauchsgeruch der auf glühende Kohlen geworfenen Massen, kann nur den Verdacht, nicht die Gewißheit der Vergiftung durch Arsenik begründen.

Arsenius, genannt Autorianus, Patriarch von Konstantinopel, berühmt durch die Festigkeit, womit er das Sittengesetz und die Kirchendisciplin gegen den Kaiser aufrecht hielt, war früher Einsiedler auf dem Berge Athos, wurde aber 1254 vom Kaiser Theodor Laskaris zum Patriarchen von Konstantinopel erhoben. Er zerfiel bald mit dem Hofe, da man sich seiner als Werkzeug bedienen wollte. Als Laskaris' Nachfolger, Kaiser Michael Paläologus, 1262, den 10jährigen Sohn seines Vorgängers blenden ließ, excommunicirte er ihn wegen dieses Verbrechens. Michael wollte für Aufhebung des Kirchenbannes Alles leisten, nur nicht die verlangte Niederlegung der Krone. Da aber A. unbeugsam blieb, ward er als Empörer auf eine Insel in der Propontis verbannt, wo er 1267 starb. Seine Anhänger, die Arseniten, behaupteten fortgesetzt die Gültigkeit der Excommunication, und der Streit darüber dauerte ein halbes Jahrhundert. — Ein anderer **Arsenius**, von Geburt ein Römer, Erzieher der Söhne des Kaisers Theodosius, lebte später lange als Einsiedler in Ägypten und starb in der Mitte des 5. Jahrh. Seinen Gedächtnißtag feiert die kath. Kirche am 19. Juli.

Arsinoë, die Gemahlin des Alkmäon (s. d.) — **Arsinoë** hießen auch mehre Fürstinnen aus dem Hause der Ptolomäer in Ägypten, sowie einige Städte in Ägypten, auf Cypern, und in Ätolien, die zu Ehren dieser Fürstinnen so benannt wurden.

Arsis und **Thesis** (griech.: Hebung und Senkung). Die rhythmische Bewegung der Rede, und speciell des Verses, hängt ab von der Arsis und Thesis, d. h. von der Gleichmäßigkeit der Zeitdauer in der Erhebung und Senkung der Stimme. Man nennt daher die Silbe selbst, bei deren Aussprache die Stimme sich hebt oder senkt, die Arsis oder Thesis, sagt auch, eine Silbe stehe in der Arsis oder Thesis. Das Zeichen der Arsis oder Hebung ist der Acutus ('), die Thesis

läßt man unbezeichnet. Eine Verbindung von Silben, in denen sich Hebung und Senkung unterscheiden läßt, nennt man einen Fuß. Wenn Hebung und Senkung in gleicher Silbenzahl wechselt, erhalten wir die einfachste Art rhythmischer Bewegung, z. B. trochäischer Rhythmus:

Freúde schǒner Gǒtterfúnken
Tǒchter aús Elýsiúm.

Oder iambisch:

In stétem Wéchsel kréiset
Die flúgelschnélle Zéit.

An diese schließen sich in leichter Faßbarkeit für das Ohr z. B. die folgenden Rhythmen an, in denen auf eine Hebung zwei Senkungen regelmäßig folgen, z. B. daktylischer Rhythmus:

Héilige Schátten des Háins,
Néhmet die Wándelnden, néhmet die Líebenden
Únter euch áuf.

Oder anapästisch:

Dem Gefángenen im Kérker erschéint
Der befreiende Tód
Der erwúnschteste Fréund.

Während in den classischen Sprachen, dem Griechischen und Lateinischen, die rhythmische Bewegung ebenso durch Quantität wie durch Hebung und Senkung geregelt wird, erkennt die ältere germanische und skandinavische Poesie nur den Wechsel von Hebung und Senkung an, weil in diesen Sprachen stets die Hebung mit einer langen Silbe zusammenfällt. (S. **Rhythmus.**)

Artabázus, der Name mehrer vornehmer Perser aus der Zeit der Achämeniden. **Artabazus** führte, als Xerxes gegen Griechenland zog, die Parther und Chorasmier an. Er vereinigte sich später mit dem pers. Feldherrn Mardonius, dem er vergebens abrieth, die Schlacht bei Platää anzunehmen. Beim ersten Anzeichen der Niederlage floh A. mit seinen Truppen (gegen 40000 Mann) und kam auch mit ihnen glücklich, obgleich durch Strapazen und Angriffe der wilden Thrazier geschwächt, durch Thessalien, Macedonien und Thrazien nach Byzanz, von wo er nach Asien übersetzte. Später diente A. als Unterhändler bei dem Spartaner Pausanias und dem Könige Xerxes. — Ein anderer **Artabazus** war Feldherr des perf. Königs Artaxerxes Mnemon gegen den abtrünnigen Satrapen Kappadociens Datames. Gegen den König Artaxerxes Ochus aber empörte er sich selbst 356 v. Chr., von griech. Hülfstruppen unterstützt. A. wurde jedoch besiegt und selbst gefangen genommen, durch die Verwendung seiner Schwäger aber, von denen namentlich der Rhodier Mnemon sich durch die Besiegung des ägypt. Aufstandes unter Nectanebus um den König Artaxerxes große Verdienste erworben hatte, erhielt er Verzeihung. Später finden wir ihn als treuen Anhänger des letzten perf. Königs Darius Kodomannus, den er nach der unglücklichen Schlacht bei Arbela auf seiner Flucht begleitete. Alexander ehrte diese Treue auf entsprechende Weise und ernannte ihn zum Satrapen von Baktrien. Von seinen drei Töchtern gebar Barsine dem Alexander einen Sohn, eine andere, Artakama, wurde an Ptolemäus, die dritte, Artonis, an Eumenes vermählt.

Artaxérxes ist der Name mehrer perf. Könige. — **Artaxerxes I.**, mit dem Beinamen Longimanus, der zweite Sohn des Xerxes, entging dem Artaban und den andern Verschworenen, die seinen Vater und seinen ältern Bruder Darius ermordeten, und bestieg 465 v. Chr. den Thron. Unter seiner langen Regierung, bis zum J. 425, zeigten sich die Spuren des innern Verfalls des perf. Reichs, indem der Satrap Megabyzus, der für ihn die empörten Baktrier und Ägypter unterworfen hatte, selbst mit solchem Erfolg gegen ihn aufstand, daß A. genöthigt war, in die von dem Satrapen vorgeschriebenen Bedingungen der Aussöhnung einzugehen. — **Artaxerxes II.**, mit dem Beinamen Mnemon, folgte 405 seinem Vater, Darius II. Nachdem er seinen Bruder Cyrus besiegt, ward er in einen Krieg mit den Spartanern verwickelt, gegen welche er die Athener und andere Staaten Griechenlands aufzureizen wußte, und den er durch den Frieden des Antalcidas 387 mit Gewinn beendete. Er starb 361 v. Chr. — **Artaxerxes III.**, mit dem Beinamen Ochus, der Sohn und Nachfolger des Vorigen. Nachdem er Phönizien und Ägypten wieder zum Gehorsam gebracht, große Grausamkeiten in beiden Ländern verübt und aus Übermuth in Ägypten unter Anderm den Apis hatte schlachten und zum Mahle zubereiten lassen, ward er 338 v. Chr. von seinem Feldherrn Bagoas vergiftet, sein Leichnam den Katzen vorgeworfen und aus seinen Gebeinen Säbelgriffe gemacht. — Auch der Stifter des neuperf. Reichs (226 n. Chr.), der Stammvater der Sassaniden, führte den Namen **Artaxerxes**.

Artemidórus von Ephesus, Daldianus, von Daldia in Lydien, der Geburtsstadt seiner

Mutter, genannt, lebte in der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. und bereiste die Küsten Asiens, Griechenland und Italien. Die Früchte seiner Reisen und Studien legte er mit vieler Selbstzufriedenheit in einer Schrift über „Traumdeutung" (Oneirocritica) nieder, die in einer gewandten Darstellung sowol über Sitten und Gebräuche des Alterthums, als über die Kunst der symbolischen Deutung mannichfache Belehrung geben. Seine Schriften wurden herausgegeben von Rigaltius (Par. 1603) und Reiff (Lpz. 1805). — **Artemidōrus** von Ephesus, der Geograph, um 100 v. Chr., ist besonders berühmt durch seine Reisen im Mittelmeere, dem Rothen Meere und dem Atlantischen Ocean. Aus seinem „Periplus" in elf Büchern machte 500 J. später Marcianus von Heraklea einen zum Theil noch vorhandenen Auszug. Die Bruchstücke desselben stehen in den Sammlungen der „Geographi graeci minores".

Artemis, s. Diana.

Artemisia, Königin von Karien, regierte von 352—350 v. Chr. Sie war die Gemahlin des Mausolus, dem sie in der Regierung folgte und dessen Tod sie auf die zärtlichste Weise betrauerte. Ihren Namen hat sie insbesondere durch das ihrem Gatten zu Ehren in ihrer Hauptstadt Halikarnaß erbaute Denkmal, das Mausoleum (s. d.), auf die Nachwelt gebracht. — Eine andere **Artemisia**, Königin von Halikarnaß, war es, die den Xerxes auf seinem Zuge gegen Griechenland begleitete, in der Schlacht bei Salamis, 480 v. Chr., durch ihre Entschlossenheit und Klugheit sich auszeichnete, und endlich, in Folge unglücklicher Liebe, durch einen Sprung vom leukadischen Felsen ihr Leben endete.

Artemisia, Beifuß, eine Pflanzengattung, welche zu den Compositeen, Synanthereen oder zusammengesetztblütigen Pflanzen gehört. Eine der häufig vorkommenden Arten ist der gemeine Beifuß (A. vulgaris) mit fiederspaltigen, unten filzig-weißen Blättern, und kleinen, in ährenförmigen Rispen stehenden, fünfstrahligen Blütenkörbchen. Die vorzüglich gern auf Schutt und an Wegen wachsende Pflanze wird an vier Fuß hoch, blüht röthlich, riecht gerieben angenehm und schmeckt bitterlich. Die Wurzeln und das Kraut sind officinell. Letzteres wird auch in der Hauswirthschaft als Gewürz gebraucht. Der echte Beifuß oder Wermuth, A. Absinthium, mit grauhaarigen, vielspaltigen Blättern, kugelförmigen, in Achseltrauben hängenden, gelben Blüten, wird als Mittel gegen Wurm und zu magenstärkenden Getränken verwandt. Die Blüten des tartarischen Beifußes, A. santonica, des barbarischen, A. glomerata, und des aleppischen, A. Vahliana, werden bei uns unter dem Namen Wurmsamen verkauft.

Artĕmon oder **Artemas**, ein Sektirer, der die Gottheit Christi leugnete und ihn für einen bloßen Menschen von seltener Tugend erklärte, lebte im Anfange des 3. Jahrh. im Sprengel von Rom. Seine Anhänger, die **Artemoniten**, welche sich viel mit Euklides, Aristoteles und Theophrast beschäftigt haben sollen, fanden indeß wegen ihrer kritisch-dialektischen Richtung in der damaligen Kirche wenig Anklang und verloren sich schon gegen die Mitte des 3. Jahrh.

Arterien, Pulsadern, nennt man in der Heilkunde diejenigen Blutgefäße, welche das Blut aus dem Herzen wegführen und in den verschiedensten Körpertheilen vertheilen. In ihren größern Stämmen pflanzt sich die, durch die Zusammenziehung des Herzens hervorgebrachte Welle fort, und wird so als Pulsschlag gefühlt, besonders an der oberhalb des Daumens am Vorderarm hinlaufenden Radial-Arterie (wo die Ärzte den Puls zu befühlen pflegen), ferner an den Pulsadern des Halses und der Schläfe. Die Arterien zerfallen in zwei Hauptclassen. Die Eine führt das durch das Athmen gereinigte, geröthete und zur Gewebebildung geeignete, sog. arterielle Blut nach allen Körpertheilen; ihr Hauptstamm heißt die Aorta und läuft aus dem linken Herzen in der Mittellinie des Körpers erst vorn nach oben, dann hinten herab vor der Wirbelsäule her. Die andere Classe besteht aus den Lungenarterien, welche das dunkele schwärzliche, mit abgenutzten Stoffen beladene, sog. venöse Blut aus der rechten Herzhälfte nach den Lungen führen, wo es wieder in rothes, arterielles umgewandelt werden soll. Die Arterien müssen einen starken Druck der vom Herzen her in sie hineingepreßten Blutmasse aushalten, und sind daher mit festen und elastischen Häuten versehen, von denen namentlich die mittlere sehr fest und dehnbar, die innerste sehr glatt ist. Neuerdings sind in derselben auch eigenthümliche Muskelfasern entdeckt worden. Von den **Arterienkrankheiten** ist die gemeinste ein Auflagerungsproceß von Faserstoffgerinnseln auf der innern Haut, welcher zu fettiger Entartung oder Verknöcherung der Arterienwände, und dadurch zu Aneurysma (s. d.) oder Apoplexie (s. d.) führt. Diese Krankheiten sind besonders dem höhern männlichen Alter eigen.

Artern, Stadt von 2500 E. im Kreise Sangerhausen, im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, an der Unstrut, die hier schiffbar wird. Es befindet sich zu A. ein bedeutendes Salzwerk, das durch die Benutzung eines neuerdings entdeckten Steinsalzlagers noch ergiebiger zu werden

rspricht; ferner ein Braunkohlenlager, in welchem der sehr seltene Honigstein vorkommt, ne Salpeterhütte, ein unbenutztes Pfeifenthonlager und eine salinisch-eisenhaltige Quelle. A., ngeblich das Arquina des Ptolomäus, kommt urkundlich bereits im 14. Jahrh. vor, und ging 452 durch Kauf in die Familie der Grafen von Mansfeld über, die das Schloß bauten, von m der Amtshof noch Ruinen aufweist. Die letzten Mansfeld der eislebenschen Linie residirn hier. Die Saline bestand schon im 15. Jahrh., blieb aber seit 1570 liegen, bis 1720 Gottfr. orlach den Betrieb wieder begann.

Artesische Brunnen sind künstlich dargestellte aufsteigende Quellen. Die Möglichkeit solche runnen zu bilden, ist abhängig von dem geognostischen Bau einer Gegend, indem die Bedinngen ihrer Existenz nicht allein auf der Neigung der Gebirgsschichten zueinander, sondern ich auf der Eigenthümlichkeit der Gesteine beruhen. Ein artesischer Brunnen kann nur da erohrt werden, wo eine unterirdische Wasseransammlung durch eine darauf ruhende Gesteinmasse usammengepreßt wird, ohne einen genügenden Ausfluß zu besitzen. Es eignen sich dazu am been weite kesselförmige Thalmulden, deren Wände der Schichtung der Gebirgsmassen conform nd, und deren Bau von solcher Art ist, daß wassernichtdurchlassende Schichten (wie Thon- und Mergellager) mit wasserdurchlassenden (wie zerklüftetes Kalk- und Sandgestein oder auch locker Sand) abwechseln. Ist eine lockere oder zerklüftete Gebirgsmasse von einer obern und einer ntern Thon- oder Mergelschicht eingeschlossen, und dringt das atmosphärische Wasser auf den Berggipfeln in die Schichten ein, so wird es sich in der Tiefe sammeln und einen Druck erleiden, elcher dem einer Wassersäule gleich ist, die man sich vom höchsten Standpunkte des zwischen n Schichten befindlichen Wassers bis zum tiefsten construirt denken kann. Wenn nun also der bere Wasserspiegel in den Thalwänden höher als die Thalsohle steht, so muß, durchbohrt man die assernichtdurchlassenden Schichten des Thalgrundes, das Wasser in die Höhe gepreßt werden, nd sich mehr oder weniger hoch über den Boden erheben, wodurch ein Springbrunnen entsteht.

Dies ist namentlich im Kreide- und Quadersandgebirge und im Jura meist vorauszusetzen. Beweise dazu liefern Wien, Dresden, Paris für die Kreide, Würtemberg und Baiern für den Jura. Um solche Brunnen zu erbohren, verfuhr man früher ganz empirisch. Man grub in die Erde, bis man auf ein Thonlager kam, legte dann auf den Boden der Grube einen in der Mitte urchlochten Mühlstein, und bohrte durch dieses Loch die Thonlage durch, bis das Wasser mit Gewalt aufstieg und den Brunnen füllte. So verfährt man schon seit Jahrhunderten in Östreich, m diese Quellbrunnen zu erhalten, die besonders in der Umgebung Wiens viel häufiger sind ls die blos auf Seihwasser gegrabenen Brunnen. Zuweilen dringt das Wasser mit solcher Gealt herauf, daß es überläuft und die nächste Umgegend bedeckt. Man sichert sich dagegen daurch, daß man das Quellwasser in einer Röhre bis über die Oberfläche der Erde anhaltend herufleitet, was zuerst Belghofer in Wien ausführte und jetzt allgemein angenommen ist. Das Verfahren dabei ist folgendes: Man gräbt den Brunnen wie gewöhnlich durch die Dammerde, Schotten u. s. w., bis man auf die feste Schicht von Tegel kommt, plumpt hierauf das gesammelte Seihwasser aus und bolzt die Wände des Brunnens. Dann schlägt man in der Mitte des Brunnens eine auf vier Zoll gebohrte hölzerne Brunnenröhre senkrecht in das Tegellager ein, vorauf der Erdbohrer angewendet wird, bis man auf Sandstein oder Thonmergellager kommt, ie mit dem Steinbohrer durchbrochen werden, und worunter gewöhnlich die Quelle in einer Sandschicht liegt. Sodann setzt man Brunnenröhren, mit den gewöhnlichen Brunnenbüchsen erbunden, bis über die Oberfläche der Erde auf, stampft sie rings herum gut mit Thon ein, und üllt den übrigen Brunnenraum mit Erde oder Schotten aus. Findet sich unter dem ersten Steinager das Wasser noch nicht, so bohrt man in dem Tegel weiter bis zum nächsten Steinlager Neuerdings hat die Brunnenbohrkunst, besonders durch Anwendung der chinesischen Seilbohrnethode, mannichfache Verbesserungen erfahren.

Die artesischen Brunnen haben mit Recht die größte Aufmerksamkeit erregt; man kann sogar offen, daß mittels derselben mancher wegen Dürre unbewohnbare Landesstrich noch für Cultur ürfte gewonnen werden. Aber auch ihre Anwendung in unsern gewöhnlichen Verhältnissen gewährt mannichfache Vortheile. Da das aus großen Tiefen gebohrte Wasser meist sehr reichlich ervorquillt, zugleich auch im Winter wie im Sommer mittlerer Temperatur (je nach der Tiefe on 6°—12° und mehr) ist, so benutzt man die artesischen Brunnen zum Treiben der Maschinen, um Bewässern von Gärten, Feldern, Wiesen und Gewächshäusern, zum Erwärmen der Fischeiche im Winter, zur Heizung von Fabriklocalen, sowie zum Betriebe der Dampfmaschinen. Häufig führen die artesischen Brunnen gasförmige Körper mit sich, unter denen sowol atmosphärische Luft und Kohlensäure als auch brennbares Schwefelwasserstoff- und Kohlenwasser-

stoffgas sich findet. In China soll es auf einer Fläche von 40—45 Quadratstunden über 10000 solcher gasführenden artesischen Brunnen geben, welche zum Theil blos wegen ihres brennbaren Gases, das zum Eindampfen der Salzsohle und zur Erleuchtung der Salinengebäude dient, benutzt werden. Den Namen erhielten diese Brunnen von der Grafschaft Artois in Frankreich, wo sie, von Belidor zuerst puits artésiens genannt, vorzüglich seit der Mitte des 18. Jahrh. häufig gebohrt wurden. Allein sie waren, wie bemerkt, schon früher in Östreich und Oberitalien, und wahrscheinlich noch viel früher in China in Gebrauch. In der letzten Hälfte des 17. Jahrh. lernte sie der Astronom Cassini auf seiner Reise nach Ungarn in Östreich kennen, und ähnliche Brunnen in Modena beschreibt schon Ramazzini in seinem Werke „De admiranda fontium scaturigine" (Modena 1691). Vgl. Bruckmann, „Praktische Anleitung zur Anlage sogenannter artesischer Brunnen" (Heilbr. 1832); Frommann, „Die Bohrmethode der Chinesen" (Kobl. 1835) und Paulucci, „Das technische Verfahren bei Bohrung artesischer Brunnen" (Wien 1838).

Artevelde, Artevelle (Jak.), ein reicher Bierbrauer zu Gent und Demagog im antiken Sinne, der im 14. Jahrh. die flanderische Volkspartei lange Zeit leitete, und, von England gewonnen, die Engländer in ihrem Kampfe mit Frankreich unterstützte, während die flanderischen Grafen zu dem Letztern hielten. Als er aber die Engländer selbst in Gent einführen und das Volk bereden wollte, den Sohn Eduard's III. als Grafen von Flandern anzunehmen, wurde er in einem Volksauflaufe (19. Aug. 1345) umgebracht. Sein Sohn Philipp wurde 1381 bei einem Bürgerkriege zwischen Gent und Brügge, welches letztere auf Seiten des Grafen Ludwig III. stand, an die Spitze seiner Mitbürger gestellt, eroberte Brügge und fast das ganze Land, und vertrieb den Grafen. Dieser aber rief Karl VI. von Frankreich zu Hülfe, und A. fiel 1382 in der Schlacht bei Rosebeke. Die Geschichte A.'s ist mehrfach dramatisch und in Romanen bearbeitet worden.

Arthritis (vom griech. arthron, Gelenk, Glied), heißt eigentlich Glieder- oder Gelenkentzündung, in welcher Bedeutung es auch von franz. Ärzten gebraucht worden ist, während die Deutschen dafür **Arthrocace** oder **Arthrophlogosis** sagen. In der gewöhnlichen ärztlichen Sprache bezeichnet dies Wort die Gicht (s. d.) und **arthritisch** heißt gichtisch.

Artikel (vom lat. articulus, Gelenk, Glied), bezeichnet überhaupt so viel als Stück, Theil eines gegliederten Ganzen. So spricht man von den Artikeln einer Schrift, eines Documents, des christlichen Glaubens u. s. w. In der Rechtssprache heißen **Artikel** kurze in eine gewisse Folgenreihe gebrachte Sätze, welche thatsächliche Behauptungen oder auf solche gerichtete Fragen enthalten, z. B. Beweisartikel im Civilproceß, Inquisitionsartikel im Criminalproceß. — In der Sprachlehre heißt **Artikel** derjenige Redetheil, welcher den Hauptwörtern oder Substantiven beigefügt wird, um die Selbständigkeit derselben nach Art und Gattung (darum auch Geschlechtswort genannt) zu bezeichnen. Man unterscheidet ferner einen bestimmten Artikel (der, die, das), und einen unbestimmten (ein, eine, ein), und deutet mit Ersterm an, daß ein bestimmtes Einzelne in seiner Art, mit Letzterm, daß irgend eins oder der allgemeine Begriff der Art gemeint sei. Der bestimmte Artikel ist ursprünglich ein Pronomen demonstrativum (dieser), das durch den Gebrauch in Form und Bedeutung abgestumpft ward, und dessen Stellung in den verschiedenen selbst nahe verwandten Sprachen sehr abweicht. Während ihn z. B. das Deutsche vor das Hauptwort stellt, hängt das Skandinavische ihn an das Wort; man sagt im Deutschen „der König, das Haus", hingegen im Dänischen „Kong-en, hus-et". Die griechische und ältere deutsche Sprache gebraucht nur den bestimmten Artikel; der unbestimmte ist erst später in die Sprache eingedrungen. Nicht alle Sprachen haben den Artikel. So entbehrt ihn z. B. das Lateinische gänzlich, oft zum großen Nachtheile der logischen Bestimmtheit der Rede. — **Artikuliren** heißt in der Sprache, die Wörter silbenmäßig (gliedermäßig) aussprechen, sodaß die einzelnen Silben nicht verschluckt, sondern hörbar unterschieden werden. Redner, die zu großen Versammlungen oder in weiten Räumen sprechen, müssen, um von Allen verstanden zu werden, besonders scharf artikuliren. — **Artikulirte Töne** nennt man in der Physiologie die Töne, welche der Mensch (und die ihm nachahmenden Thiere, z. B. Papagaien und Staare) mit seinen Sprachwerkzeugen hervorbringt, indem er Consonanten und Vocale miteinander zu einzelnen Silben, und diese zu Worten verbindet. Das Vermögen, hierdurch Gedanken auszudrücken, ist die Sprache. Die Unfähigkeit, artikulirte Töne hervorzubringen (als Folge von Krankheit oder Rausch u. dgl.) bewirkt das Lallen. — **Artikulirtes Verhör**, s. Specialinquisition.

Artillerie, nach Einigen abgeleitet von arte tollere, d. i. die Kunst zu schießen, kommt zuerst bei den Spaniern und Franzosen vor und deutet im Allgemeinen das grobe Geschütz an. Die Erfindung der Geschütze fällt in die Periode kurz nach den Kreuzzügen, nachdem das Schieß-

pulver die bis dahin in Gebrauch gewesenen Kriegsmaschinen verdrängt und gänzlich außer Kraft gesetzt hatte. Jedoch ist zu bemerken, daß auch jene Maschinen zuweilen mit dem Namen Artillerie belegt worden sind. Als neuere Waffe ist die Artillerie das Resultat einer langen Reihe von Entdeckungen im Gebiete der physikalischen und mathematischen Wissenschaften, weshalb auch ihre Ausbildung nur ganz allmälig vorschreiten konnte. Für den Festungs- und Belagerungskrieg führte die Einführung der Feuergeschütze ein ganz neues System herbei, weshalb auch die Festungs- und Belagerungsartillerie sich ungleich früher und schneller entwickelt hat als die Feldartillerie. Dafür hat die letztere in der Taktik eine fast noch größere Revolution hervorgebracht. Man war genöthigt, schon in der Ferne sich zu formiren, wenn man nicht durch das grobe Geschütz allzu viel leiden wollte, und in dem Maße wie die Feldartillerie beweglicher wurde, ward es auch die Taktik. Statt indessen die praktische Richtung, auf welche der Krieg hinwies, zu verfolgen, machte man die theoretische zur Hauptaufgabe, und die Artilleristen beschäftigten sich Jahrhunderte hindurch blos mit der Kraft und Wirkung ihrer Geschosse, mit der Größe der Schußweiten, der Geschwindigkeit der Projectile u. s. w., was eine Reihe von Berechnungen und Versuchen herbeiführte und auf die Wahl der Kaliber nicht ohne Einfluß bleiben konnte. In dem Bestreben, die Vollkommenheit zu erreichen, gerieth man auf Abwege und begann, Geschütze von dem ungeheuersten Kaliber zu construiren. Den Deutschen gehört zwar die Erfindung des Schießpulvers an, auch sind Nürnberg und Augsburg als die Wiege der deutschen Artillerie zu betrachten; doch waren die Franzosen die Ersten, welche entschiedene Schritte zur Verbesserung des Geschützwesens gethan haben. Erst in neuerer Zeit sind ihnen zunächst die Engländer und später die Deutschen wieder nachgekommen, während in Preußen die Taktik der Technik bei weitem vorangeeilt ist. Im Dreißigjährigen Kriege geschah der erste wichtige Schritt, die Artillerie, welche bis dahin eine bloße Zunft war, in die Reihe der Heerswaffen aufzunehmen, und die schwedische unter Gustav Adolf hat lange Zeit als Vorbild einer musterhaften Artillerie gegolten. Außer Gustav Adolf haben Friedrich II. und Napoleon viel zur Entwickelung der Artillerie beigetragen. Beide verdanken derselben ihre schönsten Siege im freien Felde, während in frühern Zeiten, und namentlich im spanisch-niederländischen Kriege, das alte Vorurtheil, als sei der Belagerungskrieg die Hauptbestimmung der Artillerie, die Oberhand behalten hatte. Erst in Folge des Französischen Revolutionskriegs und der daran sich knüpfenden, ward die Artillerie förmlich als dritte Hauptwaffe angesehen und als solche cultivirt.

Bei dem umfassenden Gebiete der Artillerie kann es nicht fehlen, daß ihr Name in vielfacher Beziehung gebraucht wird, was das Studium noch verwickelter macht. Bald bedeutet der Name Artillerie das Materielle, bald das Personelle, bald das Scientifische oder die sogenannte Artilleriewissenschaft. Bald versteht man darunter die Waffe selbst, bald die Corps, welche sie bilden. Wir bleiben hier bei der Grundidee stehen, daß die Artillerie gegenwärtig in allen Armeen die dritte Hauptwaffe des Heers ausmacht; ja einige Staaten räumen ihr sogar den Vorrang vor den andern beiden Waffen ein, wie Rußland und Sardinien. Sie wird in zwei wesentlich verschiedene Hauptclassen getheilt, nämlich in Land- und in See- oder Schiffsartillerie. Die Landartillerie zerfällt wieder in Feld-, Festungs-, Küsten- und Belagerungsartillerie, die Feldartillerie außerdem in Fuß-, fahrende und reitende Artillerie. Geht man aber auf ihre taktische Bestimmung zurück, so theilt sich die Feldartillerie in Divisions- und in Reserveartillerie. Endlich wird sie auch noch nach der Schwere des Rohrs im Verhältniß zu der der Kugel in schwere und leichte getheilt.

Die **Feldartillerie** pflegt in Regimenter, Bataillone und Brigaden, diese wieder in Batterien oder Compagnien getheilt zu werden; doch findet fast in jedem Staate eine andere Eintheilung statt. Zur ausgerüsteten oder mobilen Feldartillerie gehören dann auch noch die Munitions- oder Park-, sowie die Laborir- und Handwerkscolonnen. Die Feldbatterien bestehen aus Kanonen und Haubitzen, zuweilen auch aus einer dieser Geschützgattungen allein. Ihre Stärke ist verschieden, doch pflegt man sie nicht gern stärker als zu acht, und nicht schwächer als zu sechs Piecen zu machen, wobei dann die erfoderlichen Wagen noch hinzutreten. Zu der schweren Feldartillerie gehören die 12pfündigen Kanonen und die 6zolligen oder 10pfündigen Haubitzen, zu der leichten die 6- oder 8pfündigen Kanonen und die $5\frac{1}{2}$zolligen oder 7pfündigen Haubitzen. Bei den Engländern gehören auch noch die Neunpfünder zur Feldartillerie. Als oberster Grundsatz für eine gute Feldartillerie gilt, daß sie bei entsprechender Wirkung den höchstmöglichen Grad von Beweglichkeit besitzt. Was die Anzahl betrifft, so rechnet man auf 1000 Mann Infanterie $2\frac{1}{2}$—3, und auf 1000 Mann Reiter 5—6 Geschütze, wonach z. B. sich bei einem preuß. Armeecorps von 24—30000 Mann 12 Batterien befinden: nämlich 3 schwere, 5 leichte, 3 reitende und 1 Haubitzbatterie, dazu 8 Park- und andere Colonnen, im Ganzen über 400

Fuhrwerke. Bei der Fußartillerie geht Alles zu Fuß, und nur die Offiziere und Unteroffiziere sind beritten. Bei der fahrenden wird, z. B. wie in Schweden, Baiern und Östreich, die Mannschaft auf den Protzen und Wagen, oder auch auf dem Geschütz selbst mit fortgebracht. Bei der reitenden Artillerie ist Alles zu Pferde. In geschichtlicher Hinsicht ist zu erwähnen, daß das Bedürfniß, eine besonders bewegliche Artillerie zu besitzen, schon in den ältesten Zeiten gefühlt ward, weshalb man häufig die Bespannung verdoppelte und die Artilleristen auf dem Geschütz mit fortbrachte, wie der Große Kurfürst bei seinem Zuge über das Frische Haff. Indessen datirt sich die eigentliche reitende Artillerie von Friedrich II., der 1759 die erste reitende Batterie zu Landsberg durch den Prinzen Heinrich errichten ließ. Später vermehrte sie dieser König bis auf sieben Batterien, und seit dieser Zeit macht sie einen integrirenden Theil aller europ. Feldartillerien, mit Ausnahme der östr. aus. Bei den Franzosen wurden die ersten reitenden Batterien 1791 errichtet; die Russen hatten deren schon gegen das Ende des Siebenjährigen Kriegs. Außer den genannten rechnet man auch die Raketenbatterien zur Feldartillerie, doch ist deren Einführung noch nicht ganz allgemein und etwas Bestimmtes darüber zur Zeit noch nicht bekannt geworden.

Die **Festungsartillerie** hat, wie schon der Name andeutet, die Bestimmung, die Festungen gegen einen belagernden Feind vertheidigen zu helfen, und besteht aus allen Kalibern von Kanonen, Haubitzen und Mörsern. Wieviel von jeder Gattung sich in einer Festung befinden müssen, hängt von der Größe, Bauart und Localität der letztern ab. Außerdem befinden sich noch bespannte leichte Geschütze in jeder Festung, welche man Ausfallbatterien nennt. Für die eigentliche Festungsartillerie gilt als oberster Grundsatz, daß sie die größtmögliche Wirkung äußern muß, dagegen nur einen untergeordneten Grad von Beweglichkeit zu besitzen braucht. Die Laffetirung ist daher, dem angegebenen Grundsatze entsprechend, eine andere als bei der Feldartillerie. Zur **Küstenartillerie** rechnet man diejenigen Batterien, welche zur Verhinderung einer feindlichen Landung an den Küsten errichtet und gewöhnlich mit Geschützen des schwersten Kalibers armirt werden. Man hofft auch die Bombenkanonen des Generals Paixhans dabei mit Vortheil anwenden zu können. Große Beweglichkeit verlangt man zwar von den Küstengeschützen nicht; doch müssen sie eine Einrichtung haben, auf vorübersegelnde Schiffe schnell gerichtet werden zu können. Auch bei der **Belagerungsartillerie** deutet der Name ihre Bestimmung an. Sie besteht aus allen möglichen Kalibern, deren Anzahl, dem jedesmaligen Zweck entsprechend gewählt wird. Gewöhnlich besteht ein Belagerungstrain zur Hälfte aus Kanonen, zur Hälfte aus Wurfgeschützen. Die Belagerungsartillerie muß bei der größtmöglichen Wirkung doch einen nicht unbedeutenden Grad von Beweglichkeit besitzen, da sie oft gerade Strecken auf beschwerlichem Terrain zurückzulegen hat, wobei blos auf die Belagerungen von Antwerpen und Konstantine hinzuweisen ist. Die **Seeartillerie** dient zur Bewaffnung der Kriegsfahrzeuge aller Art, mit Einschluß der Kanonenböte und Hafenschiffe. Sie besteht aus allen Kalibern von Kanonen, Haubitzen und Mörsern und außerdem noch aus Bombenkanonen und Carronaden. Jede Seemacht folgt darin andern Grundsätzen. Im Allgemeinen unterscheidet sich aber die Seeartillerie dadurch von der Landartillerie, daß sie meist nur eiserne und wenig metallene Geschütze führt, und daß ihre Geschütze auf eigens construirten Laffeten (Schiffslaffeten) liegen, wie es durch die Bauart der Schiffe bedingt wird. Bei Vertheilung der Geschütze werden die leichtern auf das obere Verdeck, die schwerern in die untern gestellt, um das Schwanken des Schiffs nicht zu vergrößern und überhaupt ein besseres Gleichgewicht hervorzubringen. Die Seeartillerie bedient sich schwächerer Ladungen als die Landartillerie, weil gewöhnlich die Schußweiten kleiner sind, auch die Schiffe eine sehr starke Ladung nicht vertragen würden. Gegenwärtig sind fast überall die Seegeschütze zur Percussionsabfeuerung eingerichtet oder mit Flintenschlössern versehen.

Eine Eigenthümlichkeit bei der Artillerie überhaupt ist die Art, wie sie ihr Feuer abgibt, was gewöhnlich geschützweise und nur in besondern Fällen in ganzen Salven geschieht, und wobei es ein Grundsatz ist, daß das erste Geschütz einer Batterie nicht früher zum zweiten mal schießen darf, bis ein Theil der übrigen wieder geladen hat. Früher legte man einen großen Werth auf die Schnelligkeit des Schießens, ist aber von diesem Irrthume zurückgekommen. Eine Kanone kann, wenn sie gut gerichtet werden soll, nicht mehr als zwei Kugel- oder drei Kartätschschüsse in einer Minute thun. Zu jedem Schuß aus einer Haubitze gehört mindestens eine Minute, zu einem Shrapnelschuß ebenso viel; zu einem Wurf aus einem schweren Mörser gehören 3—5 Minuten Zeit. Nach der Art, wie das Artilleriefeuer gegen den Feind gerichtet ist, erhält es verschiedene Namen, z. B. Frontal-, Flanken- oder Enfilir-, Schräg- oder Echarpir-, Rückenfeuer u. s. w. Zuweilen wird das Feuer auch nach den Geschossen benannt, daher sagt man: Kugel-, Kartätsch-, Granat-, Shrapnelfeuer u. s. w. Endlich nennt man dasjenige Feuer Verticalfeuer, welches den

feind mit Steinen oder eisernen Kugeln von oben überschüttet, dergestalt, daß diese Geschosse aus Mörsern hoch in die Luft geschossen werden. Es geschieht dies, wenn man mittels geraden Feuers das Ziel nicht zu erreichen vermag.

Artilleriepark nennt man dasjenige Material an Geschützen, Fuhrwerken, Munition und sonstigen Artilleriebedürfnissen, welches zur Ergänzung der Bedürfnisse der Feldbatterien einer Armee folgt. Außer einigen Reservegeschützen und Reservelaffeten, gehören dahin die Munitionswagen sowol für Artillerie als auch für die beiden andern Waffen, die nöthigen Geräthe und Vorrathsstücke zur Herstellung und Ergänzung von Armatur und sonstigen Ausrüstungsgegenständen, einige Feldschmieden, die Einrichtung der Laboratorien, dann Transport- und Geräthschaftswagen u. dgl. Das Personal eines Artillerieparks besteht in den dazu commandirten Offizieren, Unteroffizieren und Artilleristen, ferner der nöthigen Anzahl an Artilleriehandwerkern, Stellmachern, Schmieden, Sattlern, Rüstmeistern und den entsprechenden Fuhrsoldaten. Ein solcher Artilleriepark wird in der Regel in verschiedene Parkcolonnen eingetheilt, deren jede aus etwa 30—50 Fuhrwerken besteht und von einem Offizier commandirt ist. Sie folgen theils als Reserven im Abstande von einem Tagemarsch der Armee, theils werden sie als bewegliches Depot weiter rückwärts formirt und nach Bedürfniß herangezogen. Unter Artilleriepark versteht man indessen auch noch die Munitionsreserve nebst allen Fuhrwerken einer Batterie, welche dieser nicht in das Feuer folgen, sondern außerhalb des feindlichen Geschützbereiches aufgestellt werden, um von da ab den Verbrauch der im Kampf begriffenen Batterie zu ergänzen. Endlich nennt man Artilleriepark auch denjenigen Ort, wo im Felde die Artillerie ihre Geschütze und Fuhrwerke aufgefahren hat. Bei Belagerungen wird der Artilleriepark außer dem Bereich des feindlichen Festungsgeschützes angelegt und mit den Laufgräben durch Communicationen verbunden. Womöglich wählt man dazu einen Platz, der den Land- oder Wasserwegen, auf welchen die Zufuhr erfolgt, nahe liegt. In dem Parke selbst muß die größte Ordnung herrschen, damit die Menge verschiedenartiger Gegenstände, die dort aufgehäuft werden, nicht zu Verzögerungen beim Ausgeben derselben Veranlassung gibt. Es werden deshalb alle Schanz- und Handwerksgeräthe reihenweise zunächst des Angriffsfeldes aufgeschichtet, mit den nöthigen Abständen zur Einführung der Arbeiter. Dann folgen die Baumaterialien für den Batteriebau, Schanzkörbe, Faschinen u. s. w.; dahinter die Bettungen, Blendungen und sonstigen Holzmaterialien. Hierauf kommen die Werkzeuge zum Transport, Schleifen, Karren, Hebezeuge. Sodann finden die Geschütze, Munitionswagen und die sonstigen Fuhrwerke ihre Stelle. Hinter diesen oder zu beiden Seiten des Parks, auf einige hundert Schritte Entfernung, werden die Pferde untergebracht. Weiter zurück und getrennt vom eigentlichen Park werden die Laboratorien angelegt, in deren Nähe man auch die Eisenmunition niederlegt. Außer diesem Hauptpark werden häufig noch kleinere Parks für den täglichen Gebrauch näher hinter den Laufgräben, hinter deckenden Gegenständen angebracht.

Artillerieschulen. Das Bedürfniß, die Artilleristen wissenschaftlich zu unterrichten, hat sich frühzeitig herausgestellt, ist aber häufig mit Übertreibung geltend gemacht worden. Die erste Artillerieschule besaßen die Venetianer im Anfange des 16. Jahrh., und nach ihrem Muster errichtete Karl V. ähnliche Schulen zu Burgos und in Sicilien. Bei den Deutschen ward später der Übergang vom Handwerksthum zur Wissenschaftlichkeit bewirkt. In Frankreich bestand schon seit dem J. 1675 eine praktische Artillerieschule, aus welcher 1679 eine theoretische zu Douay hervorging. Gegenwärtig besitzt Frankreich neun solcher Schulen, wo der theoretische Unterricht mit dem Unterricht im Schießen Hand in Hand geht. Ähnlich eingerichtet ist die engl. Artillerieschule in Woolwich. Sachsen erhielt schon 1766 eine Artillerieschule, die übrigen deutschen Staaten aber viel später. Die meisten deutschen Artillerieschulen kränkeln an einem Rest des alten Constablerthums. Doch hat man sich im südlichen Deutschland in neuester Zeit fast ganz davon loszumachen gesucht, und ist zu der Einsicht gekommen, daß es ein falsches Bestreben, alle Artillerieoffiziere zu Gelehrten zu machen, während man die werkthätige Kriegspraktik vernachlässigt. In Preußen ist das System des Unterrichts zu oft geändert worden, um die rechten Früchte tragen zu können. Als ein Fehler muß es bezeichnet werden, wenn auf den Artillerieschulen die Kenntniß des Dienstreglements keinen Unterrichtsgegenstand ausmacht. In Preußen ist die Artillerie- mit der Ingenieurschule verbunden. Die Unterrichtsgegenstände sind in der Regel: Mathematik; von Physik und Chemie die dem Artilleristen nothwendigen Lehren; Artilleriewissenschaft; die Hauptgrundzüge der permanenten Befestigungskunst; Festungskrieg; Feldbefestigung; Taktik der einzelnen und verbundenen Waffen; Terrainlehre;

Kriegsgeschichte; Situationszeichnen und Zeichnen nach Modellen von Geschützen, Fuhrwerken u. s. w. Die praktischen Übungen erstrecken sich auf Bedienung der Geschütze, Schießen und Werfen, Batteriebau und Anfertigung der dazu gehörigen Materialien, Terrainaufnahmen und Nivellements, endlich auf den Dienst in den Laboratorien und Artilleriewerkstätten.

Artillerietrain. In einigen Staaten gehören die Bespannungspferde nicht zum Artilleriecorps und bilden ein besonderes Fuhrwesen unter dem Namen Artillerietrain. Die Franzosen haben diese vielfach angefochtene Einrichtung 1826 aufgehoben und ihre Trainsoldaten in Fahrkanoniere (Cannoniers conducteurs) nach dem Vorbilde der Preußen, Russen, Badenser, Kurhessen u. s. w. umgewandelt. In Sachsen, Baiern, Rheinhessen und Würtemberg hat man den Artillerietrain bis jetzt beibehalten.

Artilleriewissenschaft, ursprünglich und im engern Sinne die Kenntniß von der Einrichtung, dem Gebrauche und der Wirkung der Handfeuerwaffen und Geschütze; im weitern Sinne das Ganze der Wissenschaften, deren Kenntniß für den Dienst der Artillerie erfoderlich ist. Diese Wissenschaften classificirt man wieder in die eigentlichen artilleristischen und in die Hülfswissenschaften. Zu den erstern gehört zuvörderst die Waffenlehre, d. h. die Wissenschaft, welche sich mit der Kenntniß der Bereitung, Wirkung, Prüfung, Aufbewahrung und des Transports des Pulvers, der Anfertigung der Hand- und Feuerwaffen und deren Einrichtung, Gebrauch und Wirkung, ferner mit der Kenntniß des Gusses der Geschützröhre, der Eintheilung der Geschützarten, der Einrichtung, Wirkung und des Gebrauchs der Geschütze, Geschosse, Zündmittel, Brand-, Leucht- und Signalstoffe beschäftigt. Unter den Schriftstellern, welche dieses Feld der Militärliteratur bebaut haben, sind besonders zu nennen: Hullon, „Nouvelles expériences d'artillerie" (Par. 1802 und 1826); Borkenstein, „Versuch zu einem Lehrgebäude der Artilleriewissenschaften" (2 Thle., Berl. 1822—23); Hoyer, „Allgemeines Wörterbuch der Artillerie" (Th. 1—3, Stuttg. 1804—31); Scharnhorst, „Handbuch der Artillerie" (3 Bde., Hannov. 1804—14); Moria, „Lehrbuch der Artilleriewissenschaften" (3 Bde., Lpz. 1821); Rouvroy, „Vorlesungen über die Artillerie" (3 Thle., 2. Aufl., Dresd. 1821—25); Rogniat, „Verwendung des Geschützes zur Vertheidigung der Festungen" (aus dem Französischen, Berl. 1832); Glünder, „Einrichtung und Gebrauch des kleinen Gewehrs" (Hannov. 1829); Jacobi, „Beschreibung der europäischen Feldartillerien (10 Hefte, Mainz 1835—43). Dann gehört zu den eigentlichen Artilleriewissenschaften die Taktik der Artillerie, oder der Gebrauch der Feldartillerie im Zusammenwirken mit den übrigen Waffengattungen. Als Schriftsteller traten hier vorzüglich auf: Decker in den Schriften: „Artillerie für alle Waffen" (3 Thle., Berl. 1816—17; 2. Aufl., Thl. 1, 1826), „Gefechtslehre der Cavalerie und reitenden Artillerie" (Berl. 1819), „Ergänzungstaktik der Artillerie" (2. Aufl., Berl. 1834); dann Harder: „Gebrauch der Artillerie vor dem Feinde" (2 Bde., Berl. 1835—37). Zu den Hülfswissenschaften gehören Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie und Technologie, zu den Kunstfertigkeiten das Zeichnen und Aufnehmen.

Artischocke (Cynara), eine im südlichen Europa wildwachsende, wahrscheinlich aus Asien stammende Pflanzengattung. Sie ist der Gestalt nach distelähnlich, der bauchige Kelch besteht aus fleischigen, ausgeschnittenen, in eine Spitze auslaufenden Schuppen, die dachziegelartig übereinanderliegen; die Blümchen sind einander gleich, und die Samen länglich viereckig, mit platt aufsitzender Haarkrone. Von der gemeinen Artischocke (C. Scolymus), mit theils gefiederten, theils ungetheilten, ziemlich stacheligen Blättern, eirunden Kelchschuppen und blauer oder weißer Blüte, kennt man drei Spielarten: die große englische, die stachelige und die glatte Artischocke, welche alle, vornehmlich aber die letztere, in unsern Gärten als ein gesundes und wohlschmeckendes Gemüse gezogen werden. Der eigentlich eßbare Theil ist der dicke fleischige Blumenboden. Der Eiweiß- und Zuckerstoff der Pflanze macht sie sehr nahrhaft, besonders für Kranke, und ihr flüchtiges Princip befördert ihre Verdaulichkeit.

Artner (Maria Therese von), deutsche Dichterin, Tochter des k. k. Generalmajors v. A., wurde geboren 19. April 1772 zu Schnitau in Ungarn und starb unverheirathet in Agram 25. Nov. 1829. Nachdem sie früher die verschiedenen Standorte ihres Vaters getheilt, lebte sie nach dessen Tode in Wien, wo sie als Zierde aller geistreichen Kreise galt, dann aber in Folge großer Vermögensverlustes bei einer Freundin in Ungarn. Sie gab mit Mariane von Tiell heraus: „Feldblumen auf Ungarns Fluren, gesammelt von Minna und Theone" (Jena 1800), und unter dem letztern Namen „Neuere Gedichte" (Tüb. 1806; vermehrt 2 Bde., Lpz. 1818). Ferner die Schauspiele „Stille Größe" und „Regemla und Wladimir" (Kaschau 1824), sowie das Trauerspiel „Die That" (Pesth 1820) als ersten Theil zu Müllner's „Schuld". Ihre „Briefe über einen Theil von Kroatien und Italien" (Halberst. 1830) enthalten Selbsterlebtes. A.'s Dich-

ıngen besitzen den Vorzug, durchaus aus innerm Triebe hervorgegangen zu sein, doch tragen sie ı viele Spuren von Dilettantismus an sich, um als wirkliche Kunstleistungen gelten zu können.

Artois war unter dem Titel einer Grafschaft eine nordwestliche Provinz Frankreichs, von landern und der Picardie umschlossen, zum größten Theile den Grenzen des jetzigen Depart. 'as-de-Calais entsprechend. Die nur von sanften Terrainwellen und niedern Hügeln unter- :ochene Ebene ist eine der gewässerreichsten Gegenden Frankreichs, indem die Authie und anche der Westabdachung, Aa, Lys, Scarpe und noch viele kleinere Flüsse der Nord- und Nord- richtung folgen. Da der südliche Theil höher liegt und ergiebigen Boden nur in den Ebenen ıd Thälern hat, der Norden aber zu einer der fettesten Marschgegenden gehört, so bildet die irafschaft ein echtes Übergangsland von Flandern zur Picardie. Sowol das Bedürfniß der :chiffahrt wie das der Entwässerung hat besonders im Nordwesten die Anlage vieler Kanäle erbeigeführt. A. gehört zur Kornkammer Frankreichs; Flachs und Hanf unterstützen die Manu- cturthätigkeit; Rübsamen ersetzt die Olive des Süden; Hopfen tritt an die Stelle des Weins; bst ist selten. Schöne Wiesen begünstigen die Rindviehzucht, reiche Hutungen die Schafzucht, ıd der geringere Waldreichthum wird ersetzt durch ausgedehnte Torflager und im Osten durch e von den Ardennen eingreifenden Steinkohlenlager. Auch die Bewohner bilden einen Über- ıng von den Picarden zu den Flamändern, ihren Nachbarn; sie sind nicht so lebhaft, heftig und ei wie jene, aber auch nicht so sorglos, langsam und sanft wie diese. Die Hauptstadt des Lan- :s ist Arras. Ludwig IX. erhob A. 1239 zur Grafschaft, die er seinem Bruder, dem tapfern und eln Robert verlieh. Als dieser bei Mansura in Ägypten (8. Jan. 1250) gefallen war, folgte ım sein Sohn, Robert II. Posthumus, welcher gleichfalls mit Ludwig IX. nach Ägypten zog.)erselbe war während der Gefangenschaft Karl's II. Regent von Sicilien und blieb 11. Juli 302 in der Schlacht von Courtray. Hierauf kam A. in Weiberhände, durch diese später an landern und Burgund, durch den Pyrenäischen und den Nimwegener Frieden aber (1659 und 678) wieder an Frankreich. Karl X. führte als Prinz, dann wieder nach seiner Thronentsagung en Titel eines Grafen von A.

Artus oder **Arthur**, Fürst der Siluren oder Damnonier, der die in den Westen Englands ırückgedrängten britischen Stämme um sich versammelte, und tapfer gegen die unter Cerdic :obernd vordringenden heidnischen Angelsachsen die Freiheit und den Glauben seines Volkes erfocht. Er soll 542 an einer schweren Wunde, welche er in einem Gefecht mit seinem aufstän- schen Neffen Modred empfing, auf der Insel Avalon gestorben sein. Seine Gebeine will man nter König Heinrich II. aufgefunden haben. Der geschichtliche A., welcher zum letzten male as Nationalbewußtsein der Kelten vor ihrer völligen Vernichtung erweckte, ist der Ausgangs- unkt vieler Heldensagen geworden, welche von Wales und der Bretagne aus sich über die ganze ›manische und germanische Welt verbreiteten, und Jahrhunderte hindurch den Dichtern des Rittelalters willkommene Stoffe darboten. Bereits in den walisischen Bardenliedern des 6. u. . Jahrh., in der „Myvyrian archaeology of Wales" (3 Bde., Lond. 1801), wird der National- eld A. mit seinen tapfern Zeitgenossen besungen. In den Chroniken des 9. Jahrh., wie bei Nennius, zeigt sich der erste volksmäßige Ansatz zu dem Sagenstamm des Artuskreises, mit dem ie Sage vom Zauberer Merlin in Verbindung tritt. Nach einheimischen Berichten verliebte ch A.'s Vater, Uther, in die Igerna, die Gemahlin des Gorlas, Herzogs von Cornwall, und :ugte mit derselben, nachdem ihm Merlin die Gestalt des Gorlas verliehen hatte, den A. Dieser urde, nach Uther's Tode, 516, Heerfürst der Briten, besiegte in vielen großen Schlachten die Sachsen, und zog siegreich nach Schottland und Irland, nach Dänemark und Norwegen, ja lbst nach Frankreich, wo er bei Paris ein großes röm. Heer besiegte. Während seiner Abwesen- eit empörte sich sein Neffe Modred und verführte seine Gemahlin Ginevra. A. kehrte zurück nd lieferte seinem Neffen eine Schlacht, in welcher er seinen Tod fand. Doch nach dem Volks- lauben ist A. nicht gestorben; seine Seele ist in einen Raben übergegangen, und er wird einst ›iederkehren. Er residirte zu Kaerlleon am Usk in Wales mit seiner schönen Gemahlin Ginevra, Ghwenhwywar), umgeben von einem glänzenden Hofstaate und vielen hundert Rittern und chönen Frauen, welche an Tapferkeit, Hofsitte und Anmuth aller Welt zum mustergültigen Vorbild dienten. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildeten zwölf Ritter, welche als die Tapfersten nd Edelsten der König um eine runde Tafel zu versammeln pflegte, und die des Artus Tafel- unde bildeten. Von A.'s Hofe aus zogen die Ritter in alle Länder nach Abenteuern aus; Be- hützung der Frauen, Demüthigung anmaßender Helden, Befreiung Verzauberter, Bändi- ung ungefüger Riesen und boshafter Zwerge war ihr ritterlicher Beruf. Die Beschreibung die-

ser unzähligen Abenteuer, deren Schauplatz häufig in den noch jetzt sogenannten Wald Brezilian (bretonisch Broch allean) in der Bretagne verlegt wird, bilden den Inhalt der zahllosen Dichtungen dieses Sagenkreises in allen abendl. Sprachen. Die stoffreichen britischen Sagen, wie sie in den „Märchen des rothen Buches von Hergest", oder „The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest" (5 Bde., Lond. 1839—47) aus dem 14. Jahrh. erzählt werden, fanden zuerst in Frankreich Eingang, wo die Ritter der Tafelrunde zu Idealen des glänzenden und feinen Hoflebens und Ritterthums, wie es sich hier im 12. Jahrh. zur höchsten Blüte ausgebildet hatte, umgeschaffen wurden. Schon früh im 12. Jahrh. kamen die franz. Kunstepen nach Deutschland, wo der an und für sich todte Stoff der ermüdenden britischen Sagen nun in dem „Parzival" Wolfram's von Eschenbach, „Tristan und Isolt" Gottfried's von Strasburg, dem „Erec" und „Iwein" Hartmann's von der Aue, dem „Wigalois" Wirnt's von Grafenberg, zu den die innersten Tiefen des menschlichen Lebens abspiegelnden Gestalten belebt, oder wenigstens auf eine mehr oder minder künstlerisch gewandte Weise erzählt ward. Die in besondern Dichtungen gefeiertsten Helden des Artuskreises sind, außer A. selbst, namentlich Parzival oder, wie er in der britischen Sage heißt, Peredur, ferner Lohengrin, Tristan, Iwein, Erec, Gawein, Wigalois, Wigamur, Gauriel und Lanzelot. In mehren Dichtungen, wie in „Parzival", „Titurel" und „Lohengrin", ist die Arthursage mit der vom Heiligen Graal (s. d.) verwebt. Aus Frankreich aber verpflanzten sich diese Stoffe nicht blos nach Deutschland, sondern auch einerseits nach den Niederlanden und England, andererseits zu den Provenzalen, Spaniern und Italienern. Von Deutschland aus kamen sie gegen Ausgang des Mittelalters nach den nordischen und slawischen Ländern. Vgl. Gräße, „Die großen Sagenkreise des Mittelalters" (Dresd. u. Lpz. 1842); San-Marte (A. Schulz), „Die Arthursage" (Quedlinb. 1842); Derselbe, „Beiträge zur bretonischen und keltisch-germanischen Heldensage" (Quedlinb. 1847); De la Villemarqué, „Contes populaires des anciens Bretons" (2 Bde., Par. 1842). — **Arthurs-Sitz** (Arthur's seat) heißt ein Berg bei Edinburg, von welchem A. nach der Sage das Land überschaut haben soll, ehe er die Sachsen in der Nähe schlug. Auf dem 700 F. hohen Gipfel öffnet sich eine herrliche Aussicht über den angebautesten Theil Schottlands. — **Artushöfe** oder Junkerhöfe nannte man im Mittelalter Gebäude, wo sich die Ritter, nach Art von Arthur's Tafelrunde, zu fröhlichen Gelagen zu versammeln pflegten. In Danzig steht noch ein solches prächtiges Festgebäude erhalten. Auch Thorn besaß noch vor Jahrzehnden ein solches Haus, auf welches sich das Lied und die Sage „vom Fürsten von Thorn" bezieht.

Arum, eine einsamenlappige Pflanzengattung, welche man zur Familie der Aroideen oder Callaceen zählt. Die hierher gehörenden Pflanzen zeichnen sich durch eine einblättrige Blütenscheide aus, die einen mit kleinen einhäusigen unvollständigen Blüten besetzten Kolben umschließt. Bei einigen Arten entwickelt sich während des Blühens ein aasähnlicher Gestank, sowie eine eigenthümliche Wärme. Der gemeine oder gefleckte Arum (A. maculatum, A. vulgare), auch Aron oder Aasblume, hat einen knolligen Wurzelstock (Radix Ari), **Aronswurzel**, langgestielte, wurzelständige, spieß-pfeilförmige Blätter und eine grünlich-gelbe Blütenscheide, welche den kürzern violetten oder braunrothen Blütenkolben umhüllt. Er trägt ein- oder zweisamige, erbsengroße scharlachrothe Beeren, und wächst gern in schattigen feuchten Laubhölzern oder Gebüschen. Die Blätter sind häufig gefleckt. Der Wurzelstock besitzt einen brennend scharfen Geschmack, der sich aber beim Trocknen oder Kochen der Pflanze verliert. Man braucht die Aronswurzel gegen Verdauungsfehler und bei Brustleiden. Desgleichen bereitet man daraus ein sehr nahrhaftes Mehl, die **Aronsstärke**, die man auch zuweilen statt Seife verwendet.

Arumna, in der röm. Mythologie die Personification des Kummers, der Beschwerde. Sie ist die Tochter der Nacht, welche diese aus sich selbst gebar.

Arundelischer Marmor, s. **Marmorchronik**.

Arva, ein Comitat im nördlichen Theile Ungarns, theilweise von Galizien, andererseits von den Comitaten Liptau, Trentsin und Thurocz begrenzt, und Mittelpunkt der slowakischen Race, welche es allein bewohnt. Sein Flächeninhalt beträgt etwa 37 QM. Das Comitat ist von den Karpaten erfüllt, sodaß es kaum eine Ebene von größerer Ausdehnung besitzt; die Thäler gleichen mehr Gebirgsschluchten. Von den Gebirgsgipfeln zählt Rosacs 6107, Choes 4813 und Kis-Fátra 3493 F. Höhe. Unter den vielen kleinen Flüssen ist die reißende Arva, ein Nebenfluß der Waag, am bedeutendsten. Das Klima ist rauh, doch gesund, die Weintraube reift hier nicht mehr. Der harte Boden liefert Holz in Fülle, mit welchem bedeutender Handel getrieben wird. Auf den fetten Triften der Berge blüht die Rindvieh- und Schafzucht. Die Bevölkerung zählt gegen 84000 Seelen, die in 6 Marktflecken, 93 Dörfern und 33 Meiereien

vertheilt sind, darunter 73600 Katholiken, 8130 Protestanten, 2400 Juden. Außer der Käsebereitung ist die Verfertigung von Leinwand das Hauptgeschäft der betriebsamen Slowaken. Auch treten sie häufig als Hausirer mit Käse, Schwamm, Mausefallen u. s. w. weite Wanderungen an. Hauptstadt und Regierungssitz des Comitats ist Alsó-Kubin.

Arwidsson (Adolf Iwar), Bibliothekar der königl. Bibliothek zu Stockholm, geb. 1791 zu Padasjoki in Tavastland in Finnland, wo sein Vater Propst war, studirte zu Åbo und trat daselbst seit 1817 als Docent der Geschichte auf. Im J. 1821 begründete er das literarisch-politische Blatt „Åbo morgonblad", das gleich vom Anfang an, seiner freien Sprache wegen, der russ. Regierung misfiel und daher schon im Sept. 1821 verboten wurde. Ein Aufsatz, den A. im nächsten Jahre in der „Mnemosyne" einrücken ließ, war die Ursache, daß er im Mai 1822 von der Universität und überhaupt aus Finnland für immer verwiesen wurde, worauf er sich nach Schweden wandte. Hier lieferte er eine gründliche Bearbeitung von Rühs' Werke: „Finnland und dessen Bewohner", ferner eine Ausgabe der „Opera omnia" des Calonius (3 Bde., 1830—33) und endlich aus der Sammlung des Kammerjunkers Rääf eine vortreffliche Sammlung altschwedischer Volkslieder („Svenska fornsånger", 3 Bde., Stockh. 1834—42), die sich den von Geijer und Afzelius herausgegebenen anschließt. Ferner erschien von ihm 1848 ein Verzeichniß der isländischen Handschriften auf der königl. Bibliothek zu Stockholm. Als Secretär der Buchdruckersocietät gibt er seit mehren Jahren ein bibliographisches Repertorium heraus, das über alle literarischen Erscheinungen in Schweden ziemlich vollständig und unparteiisch berichtet.

Arzneikunde, s. Medicin.

Arzneimittellehre, s. Pharmakologie.

Arzt und ärztlicher Stand. Der Vater oder die Mutter der Familie waren es bei den Völkern des Alterthums in ihrer ersten Bildungsperiode, die, wie noch jetzt bei den Wilden, den Übrigen mit Rath und That in Krankheitsfällen beistanden. So bildete sich eine Heilkunst fürs Haus, deren Inhalt vom Vater auf den Sohn erbte. Wo sie nicht ausreichte, wußte man keinen andern Rath, als sich Hülfe flehend der Gottheit und ihren Mittlern auf Erden, den Priestern, zu nahen. Später ging so die Heilkunst zu der Kaste der Priester über, deren Ansehen hierdurch eine festere Basis erhielt, und welche zuerst begannen, Erfahrungen über Krankheiten und Heilungen zu sammeln. Die Heilung war kein Dienst, der des Lohnes wegen geschah; der Geheilte bewies sich jedoch erkenntlich durch ein Weihgeschenk. Mit der fortschreitenden Cultur ging die Heilkunst nach und nach in die Hände eines besondern, durch Wissen und Übung dazu befähigten Standes, des ärztlichen Standes, über. Nun war die Heilung nicht mehr eine Hülfe der Gottheit, sondern ein Beweis menschlicher Geschicklichkeit. Diese vermochte man zu schätzen, und die aufgewendete Mühe ward nun nach einem gewissen Preise, jedoch immer noch mit ehrender Anerkennung der Kunst (Honorar) belohnt. Die Übernahme der Heilung blieb jedoch anfangs nur ein freiwilliger, persönlicher Vertrag, den Jeder eingehen konnte, der sich dazu befähigt glaubte. So lange die Ärzte noch Priester waren, die ihre Kunst nicht allein des Erwerbs wegen übten, konnte der Staat auch keine Veranlassung haben, sie unter seine Aufsicht zu nehmen, und selbst als sich Priester und Ärzte trennten, bildeten Letztere, wenigstens in Griechenland, noch immer als Glieder des Ordens der Pythagoräer und Asklepiaden, eine geheiligte Corporation, und waren nur von selbstgegebenen Gesetzen abhängig. Mit dem gänzlichen Freiwerden der Kunst verlören die Künstler zwar den Gesetzen des Staats; aber weder in Griechenland noch in Rom maßte sich dieser einen besondern Einfluß auf jeden einzelnen Arzt als solchen an. Die Ausübung der Kunst blieb frei, wie die Klage des Plinius zeigt. Nur wer in Athen Gehalt und Anstellung als Staatsarzt suchte, mußte in einer öffentlichen Rede erklären, wo und wie er seine Kunst erlernt und wer sein Lehrmeister gewesen. Mehr wissen wir allerdings von Rom, wo die Verhältnisse um Vieles sich anders gestalteten. Unvermögend, selbst seine Ärzte zu bilden, wurde Rom von Eindringen fremder, meistens aus griech. Sklaven bestehender Ärzte ausgesetzt. Es blieb nichts Anderes übrig, als diese Fremdlinge, besonders aber Diejenigen, welche die Medicin zu lehren im Stande waren, geradezu als freie Bürger in sich aufzunehmen, um so den Übelstand zu vermeiden, das Leben eines Freien der Hand eines Sklaven übergeben zu müssen. Diese Einrichtung, von Julius Cäsar ins Leben gerufen, sicherte Rom vor dem Mangel an Ärzten. Als der Augustus noch die Abgabenfreiheit sowie die Freiheit von öffentlichen Lasten hinzufügte, wuchs die Zahl der Ärzte in den Städten bald so sehr, daß deren Haushalt gefährdet wurde. Antoninus Pius (138—161 n. Chr.) sah sich darum gezwungen, die Zahl der Ärzte in den Städten festzusetzen, was für Rom selbst jedoch erst der Kaiser Valentinian 368 anordnete. Als die Bewohner der röm. Städte immer mehr verarmten, Krankheiten unter ihnen aber immer häu-

figer auftraten, reichte die Abgabenfreiheit der Ärzte nicht mehr aus, um sie zur Behandlung der Armen zu vermögen. Die Communen wie der röm. Hof selbst mußten darum die Hof- und Armenärzte (Archiatri sancti palatii und populares) noch außerdem besolden. Somit waren nicht nur die eigentlichen Communalärzte ins Leben gerufen, sondern ein Theil der Ärzte auch wirkliche Staatsdiener geworden, für welche der Staat nun auch bestimmte Gesetze geben mußte. Als Nächstes folgte nun, daß die bisher bestandene freie Wahl der Ärzte von Seiten der Communen aufhörte, und eine Medicinalbehörde den Eintritt in den Staatsdienst von einer wissenschaftlichen Prüfung abhängig machte. Die vorhandenen Archiatri mußten nämlich zu einem Collegium zusammentreten, welches das Recht erhielt, sich nach vorausgegangener Prüfung der Candidaten durch freie Wahl zu ergänzen; nur für Rom behielt sich der Kaiser die Bestätigung vor, damit, wie ausdrücklich bemerkt wird, kein Unwürdiger sich durch Protection u. s. w. einzuschleichen vermöchte. Aber alle diese Einrichtungen galten nur für die in den Staatsdienst tretenden Ärzte, die nicht angestellten waren keiner Art von Controle unterworfen, wenn nicht Klagen wegen des Honorars u. s. w. vor den bürgerlichen Richter gebracht wurden.

Mit dem Verfall des röm. Staats sank auch die ärztliche Kunst; sie flüchtete sich wieder in die Hallen des Tempels, in die Hände der Mönche, oder fand unter Juden und Mohammedanern ihre Jünger. Erst gegen Ausgang des Mittelalters bildete sich wieder ein besonderer ärztlicher Stand, die „freien Meister der Physika und Erztney". Von keiner weltlichen Macht abhängig, galt ihr Meisterbrief, den sie als Creditiv mit sich führten, im Norden wie im Süden, und Könige und Fürsten suchten sie durch Geschenke und Ehrenbezeigungen an ihren Hof zu ziehen und zu fesseln. Keinem Stande angehörig, fanden sie ihren Platz unmittelbar an der Seite des höchsten Standes, und nur ein mehr als lockeres Band fesselte die christlichen Ärzte noch äußerlich an den Klerus. Sie traten jedoch, als ihre Zahl wie ihr Ansehen zunahm, nach der Sitte der Zeit als eigene Corporation auf, begünstigt von den weltlichen Machthabern, und bildeten, immer noch unabhängig vom Staate, gewissermaßen eine Republik, deren Archonten die frühern Meister und Lehrer, deren Mittelpunkt und Forum die ärztlichen Schulen und Universitäten ausmachten. Die Ärzte wurden mit der Promotion Mitglieder der Facultät, der sie Treue schwuren und für ihr ganzes Leben, wenigstens in geistiger Beziehung, angehörten und von welcher sie die facultas artem docendi et exercendi mit dem später in das Doctordiplom umgewandelten Meisterbrief erhielten. Fürsten wie einzelne Städte und Gemeinden wandten sich an die Facultäten, und erbaten sich dort ihre Ärzte, die in dasselbe Verhältniß zu jenen traten, wie es früher in Rom stattfand, da mit der allgemeinen Annahme des röm. Rechts auch röm. Einrichtungen wieder ins Leben gerufen wurden. Als sich jedoch die Universitäten mehrten, Italien und Frankreich nicht allein mehr die Musensitze inne hatten, sondern auch Deutschland dergleichen errichtete, und die Reformation die letzten Bande, welche das geistige Leben vom Vaticane aus abhängig hielten, zerriß: da ward auch die ärztliche Wissenschaft freier und begann ein neues Leben. Ihre Förderer verloren dadurch freilich auch den Heiligenschein, der sie bisher noch wenigstens als entfernte Glieder der Curie umhüllt hatte. Das Treiben des bürgerlichen und alltäglichen Lebens nahm sie nun auf, und machte seine Ansprüche auf sie geltend; sie traten in die Reihe der Erwerbenden und machten die Kunst zinsbar! Dies wirkte bald sogar auf die Facultäten zurück. Die Doctorwürde und somit die Licenz zur Praxis wurde käuflich, und nicht die Kenntnisse, sondern das Geld entschied die Tüchtigkeit, über Leben und Gesundheit der Brüder zu wachen. „Accipiamus pecuniam et remittamus asinum in patriam" riefen die richtenden Meister sich zu. Was aber war von solchen Ärzten zu erwarten? Das Geld, durch das sie selbst Alles geworden, mußte natürlich der alleinige Gegenstand ihres Strebens sein, und „Dat Galenus opes" wurde der ermuthigende Trostspruch bei ihrem handwerksmäßigen Handeln. Der Staat, welcher das Wohl seiner Bürger im Auge haben soll, konnte dieses Treiben unmöglich dulden; er war gezwungen, die Privilegien der Facultäten zurückzunehmen, und sich unter seinen Augen durch die Staatsprüfungen von der praktischen Tüchtigkeit Derer, die durch Curiren ihren Lebensunterhalt erwerben wollten, zu überzeugen. So ward nun vollständig, aus dem freien Meister der Menschenleben rettenden Kunst, ein gewerbtreibender Künstler, welcher nach gesetzlichen Taxen curirt. Ja in Preußen mußten sich die Ärzte sogar eine Zeit hindurch Gewerbscheine lösen. Der Mangel an allseitig gebildeten wissenschaftlichen Ärzten brachte endlich auch die Entstehung besonderer, einseitig gebildeter Classen von Ärzten, der Wundärzte, Landärzte, Medicinae practici, Militärärzte u. s. w. mit sich. Eine solche Eintheilung und Abstufung ist dem innern Wesen der ärztlichen Wissenschaft ganz zuwider, da sich dieselbe durchaus nicht bruchstückweise und noch weniger ohne vollständige Vorbereitung durch classische und naturwissen-

schaftliche Studien aneignen läßt. Diese Verhältnisse sind es hauptsächlich, gegen welche in neuern Zeiten die Stimmen der Ärzte selbst sich erhoben, und welche zu der so viel besprochenen Frage über die Medicinalreform Anlaß gegeben haben. Man verlangt mit Recht, daß nur vollständig vor- und durchgebildeten Ärzten das menschliche Leben anvertraut werden dürfe. Es bleibt freilich eine schwere Aufgabe, solche Ärzte in hinreichender Zahl, auch für die ärmern Gegenden des Landes, sowie für das Militär u. s. w. zu gewinnen, und denselben außerdem ein genügendes Auskommen zu sichern. Auch steht zu fürchten, daß, wenn alle Ärzte vom Staate angestellt und besoldet werden, ein erstarrender Hauch der Bureaukratie das freie künstlerische und wissenschaftliche Element im ärztlichen Stande ganz ertödten möge. So schwankt der ärztliche Stand gegenwärtig zwischen zwei Extremen, dem gänzlichen Aufgehen in der Staatsdienerschaft, oder dem Princip der völlig freien Praxis, wie es in den Vereinigten Staaten obwaltet.

As, ein kleines Gewicht in Deutschland und Holland, eine der kleinsten Unterabtheilungen des Pfundes und der Mark, vorzüglich für die Bestimmung der Schwere der Münzen und der andern Gewichte üblich, gegenwärtig aber ziemlich allgemein außer Gebrauch, da man sich in den gedachten Ländern für diesen Zweck jetzt des franz. Grammengewichts bedient. Die alte kölnische Mark wurde in 4020 kölnische As eingetheilt und wog 4864,68 holl. As. Die alte holl. Troy-Mark hatte 5120, das doppelt so schwere holl. Troy-Pfund 10240 holl. As (Asen.) Von den vorzugsweise, so auch in den deutschen Goldwagen, gebräuchlichen holl. As sind 20,80692 oder etwas reichlich 20⅘ = 1 franz. Gramme, oder es ist 1 holl. As = 0,048063 franz. Gramme. Das sogenannte Dukaten-As ist ein Gewicht, von welchem 4020 eine kölnische Mark betragen, und demnach das Nämliche wie das erwähnte köln. As. In Östreich nennt man dasselbe Dukaten-Gran; der Dukaten als Goldgewicht hat 60 solche Dukaten-Gran. — **As** war der Name der ältesten röm. Kupfermünze, die zuerst unter dem Könige Servius Tullius geprägt wurde, und ursprünglich das Gewicht eines Pfundes hatte, im Laufe der Zeit aber immer mehr reducirt wurde, so daß es zuletzt nur 1/36 Pfund wog. Alle Kupfermünzen Italiens waren entweder eine Mehrheit oder ein Bruchtheil des As. Aber nicht blos bei der Theilung der Münzen, sondern auch bei Maßen, Gewichten, Erbschaften und Zinsen wurde das Ganze durch As bezeichnet, und dies nach dem Duodecimalsystem in 12 Theile, uncia, d. h. Einheit, getheilt, deren jeder einen besondern Namen hatte, z. B. uncia = 1/12, sextans = 1/6, quadrans = 1/4 u. s. w. Die Kupfermünzen unterschieden sich voneinander durch ein bestimmtes traditionelles Gepräge. So hatten die eigentlichen röm. Kupfermünzen auf dem Avers irgend einen Götterkopf, z. B. den des Jupiter, beim ganzen As den des Apollo u. s. w. und auf dem Revers den Schiffsschnabel nebst der Werthbezeichnung durch 1, 2, 3 u. s. w. Kügelchen. Vgl. Budäus, „De asse et partibus ejus" (Ven. 1522 und öfter); Mommsen, „Über das röm. Münzwesen (Lpz. 1850). — Über **As** als Grundton in der Musik s. **Ton** und **Tonarten**.

Asa foetida ist ein aus Persien kommendes Gummiharz, welches durch Eintrocknen des aus der durchschnittenen Wurzel von Ferula asa foetida quellenden Milchsaftes gewonnen wird, und in der Medicin Anwendung findet. Der Geruch der Substanz ist außerordentlich unangenehm; daher man es auch Stinkasant und Teufelsdreck nennt. Die Asa foetida besteht der Hauptmasse nach aus verschiedenen Harzen, Gummi und einem schwefelhaltigen ätherischen Öle, der Ursache des übeln Geruchs. Im Handel kommen verschiedene Qualitäten vor.

Asbest ist ein Mineralkörper, welcher aus einer Verbindung von neutralem kieselsaurem Kalk und Eisenoxydul mit basisch kieselsaurer Magnesia besteht, und zur Familie der hornblendeartigen oder Amphibolfossilien gehört. Er ist elastisch biegsam und weich anzufühlen, indem er aus einer Anhäufung mehr oder weniger parallel gelagerter, sehr langer und haarförmig dünner Krystalle besteht. Seine Farbe ist gewöhnlich weiß, mit einem Stich ins Graue oder Grüne. Sein specifisches Gewicht ist verschieden. Manche Varietäten schwimmen auf dem Wasser (Bergkork oder Bergleder, welches als Überzug oder in derben, verworrenen, außerordentlich zartfaserigen Massen vorkommt), andere sind fast drei mal schwerer als Wasser. Der Glanz ist seidenartig. Der biegsame, gemeine und schwimmende Asbest lassen sich mager anfühlen, der kalkartige fettig. Der Asbest kommt vorzüglich im Serpentinfels, Gabbro (Euphotid), Diabas, Diorit, im kernigen Kalkstein und einigen andern Gebirgsarten vor, und ist häufig mit Hornblende, Chlorit, Talk u. s. w. verwachsen. Er findet sich häufig in der Alpenkette, in den Pyrenäen, in Schweden, am Ural, Böhmen, Mähren, Schlesien, Sachsen und andern Orten. Im gemeinen Leben versteht man unter Asbest sehr verschiedenartige Mineralkörper, welche durch ihre faserige Structur, Farbe und Glanz Ähnlichkeit mit ihm haben. So z. B. wird oft der Pikrosmin und Chrysotil damit verwechselt, Fossilien, welche in ihrer chemischen Constitution we-

sentlich davon abweichen. Auch Amianth ist oft nicht von ihm durch äußere Merkmale zu unterscheiden. Aus Asbest fertigten die Alten die unverbrennliche Leinwand. In solche Leinwand wickelte man die Todten, damit sich beim Verbrennen die Überreste des Körpers nicht mit der Holzasche vermischten. Tischzeug aus Asbest hatte Kaiser Karl V.; allein es gehörte zu den Kostbarkeiten. In neuern Zeiten hat man aus Asbest Lampendochte und Papier gefertigt; auch wurde er empfohlen zur Anfertigung gegen Feuer schützender Gewänder. Die meiste Anwendung findet er, mit Schwefelsäure vermischt, zur Füllung der chemischen Feuerzeuge.

Ascanius, der Sage nach des Äneas und der Kreusa Sohn, verließ an der Hand seines Vaters das brennende Troja, und kam mit diesem nach Italien, wo Äneas mit Lavinia, der Tochter des Königs Latinus, sich vermählte und der Erbe dessen Reichs ward. Dadurch daß A. hier aus Unvorsichtigkeit einen den Kindern des Tyrrhenus gehörigen Hirsch tödtete, verwickelte er seinen Vater Äneas in einen Krieg, der diesem das Leben kostete. Zwar übernahm A. hierauf die Regierung; als aber bald nachher Lavinia von einem Sohne entbunden ward und aus Furcht vor A. in die Wälder floh, ließ er sie zurückführen, und übergab ihr freiwillig das väterliche Reich. Er selbst ging mit seinen Anhängern tiefer in das Land, wo er die Stadt Albalonga (s. d.) erbaute und ein eigenes Reich stiftete, welches jedoch nach seinem Tode mit dem lateinischen vereinigt ward, das nun der Lavinia Sohn, Äneas Sylvius, beherrschte.

Ascendenten, Verwandte in aufsteigender Linie. (S. **Descendenten** und **Verwandtschaft**.)

Ascension oder **Himmelfahrtsinsel**, eine isolirte Insel vulkanischen Ursprungs im Atlantischen Ocean, unter 7° 55′ s. Br. und 14° 23′ w. L., zwischen Afrika und Südamerika gelegen, ist etwa 2 QM. groß, und erhielt ihren Namen, weil sie von den Portugiesen 1508 am Himmelfahrtstage entdeckt worden sein soll. Die Insel, welche mit ihrem nackten Felsrücken und ihren von Lava, Sand und vulkanischer Asche bedeckten Ebenen im Green-Mountain bis zu 2740 F. über das Meer emporgehoben ist, hat zwar ein sehr gesundes und gemäßigtes Klima, aber nur spärliches Wasser. Außer Farrnkräutern und einigen Grasarten, welche zahlreichen Ziegenheerden zur Weide dienen, ist die Insel fast ganz von Bäumen entblößt. Von Säugethieren finden sich nur Ziegen, Ratten und Katzen in wildem Zustande; an Seevögeln, riesigen Schildkröten und guten Fischen herrscht Überfluß. Im J. 1815 wurde A. von den Engländern besetzt und als Wachposten gegen Versuche zur Befreiung Napoleon's benutzt. Die Wohnungen und Verpflegungslocale der Garnison befinden sich zu Georgetown auf der Südseite der Insel, welche in neuester Zeit als Zwischenstation mehr Bedeutung zu erhalten verspricht.

Ascension in astronomischer Hinsicht, s. **Aufsteigung**, in kirchlicher, s. **Himmelfahrt**.

Asceten und **Ascetik** stammt aus dem Griechischen, wo askesis bei den Profanscribenten die Einübung einer Sache bezeichnete und besonders von der Lebensart und den Übungen der Wettkämpfer oder Athleten gebraucht wurde, welche nicht nur ihren Körper abhärten, sondern sich auch des Beischlafs, starker Getränke und aller erschlaffenden Genüsse enthalten mußten. In den Schulen der Philosophen, besonders der Stoiker, hieß Ascese die Einübung Dessen, was zur Beherrschung der Begierden und Leidenschaften und zu einem vollkommenen reinen Leben gehört. In beiderlei Sinn ging das Wort über in den Sprachgebrauch der ersten Christen, wozu schon Paulus in seinen Briefen Veranlassung gab, indem er die Christen oft mit Wettkämpfern vergleicht, welche mit Satan, der Welt und ihrem eigenen Fleische zu kämpfen haben. Noch mehr geschah dieses durch die Philosophie jener Zeit, welche die Befreiung des Geistes von dem Materiellen für das Mittel der Vereinigung mit Gott hielt, oder wenigstens die Enthaltung von allen üppigen Lebensgenüssen für ein Mittel ansah, die Seele zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Die große Bedeutung indeß, welche die Ascese als Enthaltsamkeit von sinnlichen Genüssen auf dem Boden christlicher Religiosität für sich in Anspruch genommen, ist in ihrer Begründung weit hinaus über die Grenzen des historischen Christenthums zu suchen. Sie hat ihr mächtiges Princip in der Anschauung des Orients, daß das Absolute oder das All als das wesentlich allein Seiende anzuerkennen, das Einzelne dagegen, und insbesondere die Materie, als wesentlich Nichts, oder als Princip der Absonderung vom Absoluten fern zu halten und zu verachten sei. Daher ist der Orient die eigentliche Heimat der Ascese. Die glühende Phantasie des Orientalen versenkte sich auch im praktischen Leben in das Maßlose und Ungeheuere, wobei die furchtbaren Selbstquälereien der Yogis und Fakirs, der Selbstmord im heiligen Ganges und unter den zermalmenden Rädern des Götzenwagens zu Dschagarnat, das Opfern von Kindern und das Verbrennen von Witwen obenan steht. Die buddhaistische Reformation der indischen Religion im 6. Jahrh. v. Chr. ging durch ihre Verachtung der Welt, durch ihre Empfehlung des sich absondernden Bettlerlebens, der Kasteiung des Körpers, der Enthaltung von allem Unreinen und

allen berauschenden Getränken, über die bisherige Grenze noch hinaus, um von diesem „Jammerthale", Nirvaha, möglichst fern zu bleiben und loszukommen. Ein gesunder sittlicher Muth war in diesen krankhaften Überspannungen nicht enthalten. Auch hielten sich die mehr nüchternen Chinesen und die sittlich bewußtern und vernünftiger empfindenden Perser um Vieles ferner von jenen Maßlosigkeiten der Ascese, während die ernsten Ägypter dieselbe auf Monogamie der Priester, auf Enthaltung von Schweinefleisch und Bohnen, auf strenge Reinlichkeit, Beschneidung und mäßigere Kasteiung, auf wiederholt angestellte und inmitten von Freudenfesten wenigstens in Erinnerung gebrachte Todtenbetrachtungen zu beschränken suchten. Das Princip der Ascese ist auch hier dasselbe, nur in gemildetter Ausprägung.

In dem Lichte dieser Vorgeschichte muß auch die jüdische und christliche Ascese aufgefaßt werden, um ihre weiter greifende Bedeutung klar zu finden. Im orientalischen Geiste und besonders unter dem Einflusse ägyptischer Sitte, wie es scheint, galt Beschneidung, Enthaltung von allem Unreinen und Fasten als Zeichen der Demüthigung vor Gott, im Mosaismus als besondere Vermittelung zur Gnade des von der materiellen Welt gänzlich abgesonderten Jehova's. Freiwillige Gelübde, Enthaltung selbst von gesetzlich erlaubten Speisen, von Wein u. s. w. wurden namentlich bei Männern außerordentlicher Bestimmung, so bei Propheten und Gotteshelden (z. B. Johannes dem Täufer) als ganz besonders reinigend, weihend und kräftigend angesehen. Dagegen war Selbstkasteiung der sittlichen Nüchternheit des Judenthums selbst später fremd, und auch das Anachoretenthum erhielt erst kurze Zeit vor Christus in Palästina durch die Essener (s. d.), in Ägypten durch die Therapeuten (s. d.) eine bleibendere Vertretung, wiewol das ascetische Leben sich allerdings auch unter den Juden nach dem Exile bedeutend gesteigert und verdüstert hatte. Noch ferner lag das Ascetenthum dem Character des besonnenen Occidents und insbesondere des heitern Griechenvolkes. Der Grieche fühlte sich auch seinen Göttern gegenüber als vollberechtigte, Genuß und Freude am Schönen fodernde Subjectivität; daher die unverwüstliche Lebensheiterkeit der Griechen auch bei seinen Götterfesten, wovon nur, und ohne allgemeinen Anklang im Volksbewußtsein, die Feier der Mysterien und die vorübergehende Erscheinung des Pythagoräischen Bundes eine theilweise Ausnahme machten. Der an den Orient erinnernde Angriff der Sokratischen Schule auf den Körper als Kerker des Geistes, die maßlose und selbst unsittliche Verleugnung jedes ästhetischen Culturbedürfnisses, namentlich unter den spätern Cynikern und Stoikern, ist keine lebendige Frucht des griech. oder röm. Volksbewußtseins; auch muß es dem Synkretismus mit dem Oriente wesentlich zugeschrieben werden, wenn der Neuplatonismus, namentlich seit Porphyrius, die Ascese, besonders die Enthaltsamkeit von Fleisch und Ehe, für eine Hauptbedingung der Verschmelzung mit dem göttlichen Wesen erklärte.

Inmitten dieser schon vorhandenen Grundvorstellungen trat das Christenthum ein. Zum Christenthum übergegangene Juden führten zugleich ihre Fastengrundsätze ein. Insbesondere galt Fasten und Nasiräat (s. Nasiräer) als heiligende Vorbereitung für große Unternehmungen; und auch die von dem Glauben an die sehr nahe und weltumgestaltende sichtbare Zurückkunft Christi eingegebene Abmahnung von der Ehe, geht auf denselben ascetischen Grundgedanken zurück. Dieser ist nämlich in der Überzeugung gelegen, daß das Fleisch oder die Sinnlichkeit der Hauptsitz der Sünde sei und daher vor allem mit vollster Strenge gebändigt werden müsse. Die nachfolgende christliche Geschichte verlor indessen diese Auffassung, welche den Werth der Ascese in die Innerlichkeit und die Freiheit der Übung setzte. Die altorientalische Überlieferung des Ascetismus, der Gegensatz gegen die verderbte Heidenwelt, der Zug des Christenthums hinweg von der Welt zu den Höhen des Himmels, die auf theoretischem Gebiete immer geläufiger werdende Unterscheidung vom Glauben und Wissen, als einer niedern und höhern Erkenntnißstufe, welche in der Praxis gleichfalls zur Unterscheidung einer höhern (ascetischen) und niedern Tugend führte, empfahl schon in den ersten beiden christlichen Jahrh. die Fernhaltung von der Welt und ihren Künsten, die Enthaltsamkeit von der Ehe, namentlich für die Geistlichen, und von der zweiten Ehe. Enthaltsame Jungfrauen waren in ihrem engern Zusammenleben mit enthaltsamen Männern, besonders Geistlichen, schon vom Anfang des 2. Jahrh. an die gefährliche Spitze dieses ascetischen Muthes, sodaß Cyprian und sogar die Kirche selbst genöthigt wurden, mit Abmahnungen von solch gefährlicher Sitte einzuschreiten. Es fesselte indeß in den ersten drei Jahrhunderten noch kein unauflösliches Gelübde an das Leben der Ascese. Auch das Fasten war im Verhältniß minder häufig und überwiegend innerlich gefaßt. Dennoch ging allerdings die Richtung der Zeit auf äußerliche Ascese. Das innere Leben der christlichen Kirche hatte im Allgemeinen sehr abgenommen. Wie die blutigen Verfolgungen des Christenthums Einige aus der menschlichen Gesellschaft in die Wüste hinausgetrieben hatten, so that dieses noch

energischer die seit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion immer sichtbarer werdende Verweltlichung der Kirche. Durch dieses Alles bereitete sich die wichtigste Erscheinung der Ascese, das Mönchthum (s. d.), nach der Mitte des 3. Jahrh. vor, und die Kirche wurde durch den überflutenden Strom der Zeitrichtung äußerlich und innerlich gezwungen, diese Form der Ascese ausdrücklich anzuerkennen, zu schützen und zu pflegen. Der Geist eines finstern und unfreien Supranaturalismus brach immer tiefer, namentlich durch die afrikanische Kirche (Tertullian und Augustin) vermittelt, insbesondere in die occidentalische Kirche herein, und somit die weltverachtende, sich immer mehr veräußerlichende Ascese, während gesündere Geister, wie Aerius, Jovinianus, Vigilantius, die Paulicianer, vergebens und immer vereinzelter gegen Fasten und Mönchthum, überhaupt gegen das Außenwerk kirchlicher Ascetik stritten.

Obgleich meist selbst, wenn auch in verschiedener Weise, strenge Asceten, bekämpften doch vom 11. Jahrh. an die Katharer, Henricianer, Waldenser, Geschwister des freien Geistes, neben andern geringern Streitern die kirchliche Ascese, bis in wissenschaftlicherer und reformatorisch vorbereitender Weise, nächst der freimüthigen Entrüstung des vom classischen Geiste durchdrungenen Petrarca, der Engländer Wicliffe, auch Huß und Hieronymus von Prag der veräußerlichten kirchlichen Ascese mehr oder weniger entgegentraten. Zur hervortretenden Entscheidung wurde, nach den Vorgefechten des geistreichen aber charakterlosen Erasmus von Rotterdam, auch dieser Kampf durch die Reformation des 16. Jahrh. gebracht. Am Grundgedanken der Reformation, daß von innen heraus in der Rechtfertigung durch den Glauben, nicht durch todte Werke die Seligkeit zu erringen sei, stürzte Mönchthum und Fastenwerk zusammen. Nur einzelne protestantische Secten, wie die Mennoniten, legen gleichfalls auf streng ascetisches Leben einen großen Werth. Auch die Methodisten und einzelne quäkerische Fractionen, wie die Shakers in Nordamerika, welche durch Keuschheit Gott verehren zu müssen glauben, halten auch äußerlich auf ein streng ascetisches Leben. Allein der Geist der Zeit ist im Ganzen der Ascetik entgegen. Selbst die röm. Kirche befindet sich in dieser Richtung, indem das Fasten sehr gemildert, das Mönchsleben mehr auf praktische Zwecke concentrirt wird. In der erstarrten griech. Kirche hatte im Allgemeinen von jeher das Mönchsleben mildere Formen. Auch im Mohammedanismus ist eine größere Milde und Lebensfreudigkeit eingetreten. Durch das Aufleben der Naturwissenschaften, durch Erweiterung des Gesichtskreises in allgemeiner Bildung, besonders durch die Herausbildung einer gesundern Naturanschauung, ist der ascetisch finstere Geist allenthalben einer christlich befruchtetern Lebensfreudigkeit gewichen. Insofern die Ascetik eine moralische Übung (Gymnastik) zur Tugend sein soll, bezeichnet man auch im Allgemeinen diejenigen Schriften und religiösen Handlungen als ascetisch, welche als vorzugsweise Vermittelung zur Tugend und Religiosität angesehen werden. Daher nennt man „ascetische Schriften“ namentlich Erbauungs- und Andachtsschriften.

Aschaffenburg, Stadt am Main, im bair. Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, in einer reizenden und gesunden Gegend, zählt gegen 7300 meist kath. E. Das Schloß Johannisburg, erbaut 1605—14 vom Kurfürsten Johann Schweikhardt von Mainz, der Lieblingsaufenthalt vieler seiner Nachfolger, bildet ein Viereck mit vier Thürmen an den Ecken und einem fünften ältern, der in den Bau gezogen wurde. Außer der Stiftskirche, der Militärkaserne und dem städtischen Krankenhause ist namentlich das Pompejanische Haus zu erwähnen, welches König Ludwig von Baiern dem Hause des Kastor und Pollux zu Pompeji treu nachbilden, und mit in antikem Geschmack gearbeiteten Geräthschaften versehen ließ. Über den Main führt eine 400 Schritt lange steinerne Brücke. A. ist der Sitz des Appellationsgerichts für Unterfranken und Aschaffenburg, eines Kreis- und Stadtgerichts, eines Landgerichts, zweier Forst- und dreier Rentämter u. s. w. Außer der Forstlehranstalt für ganz Baiern befinden sich hier ein Lyceum, ein Gymnasium, eine lateinische Schule, eine Landwirthschafts- und Gewerbeschule, ein Knabenseminar, ein Englisches-Fräulein-Institut mit weiblicher Erziehungsanstalt u. s. w., wozu noch viele Wohlthätigkeitsanstalten und milde Stiftungen kommen. Geschmackvolle Anlagen, wie die des Schönen Thales, des Schönen Busches und der Fasanerie umgeben die Stadt. Die Nahrungsquellen der Einwohner sind neben der Landwirthschaft und den gewöhnlichen städtischen Gewerben hauptsächlich der Handel mit Holz und Bausteinen. Unter den Fabriken haben die Buntpapierfabriken den ersten Rang. — A. (Asciburgum, Askafaburg) bestand schon, als die Römer nach Deutschland kamen. Diese benutzten die günstige Lage zur Erbauung eines Castells. Nachmals ward diese Gegend der Decumatischen Landschaft ein Theil des rheinfränkischen Herzogthums. Otto I., Herzog von Schwaben und Baiern, gründete 974 zu A. ein Collegiatstift, das viel zum Aufblühen der Stadt beitrug. Nach Otto's Tode kam sie an das Erzstift Mainz

und blieb bei demselben bis zur Auflösung des Deutschen Reichs. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 wurden alle geistlichen Staaten aufgehoben, nur der Kurfürst-Reichserzkanzler, damals Karl von Dalberg, behielt die Regierung mit einem beschränkten Gebiete, wozu auch das Fürstenthum Aschaffenburg gehörte, das aus dem mainzischen Oberamte Aschaffenburg, den Ämtern Auffenau, Lohr, Orb, Prozelten, Klingenberg und dem würzburgischen Amte Aura im Sinngrunde gebildet ward. Als 1810 Dalberg zum Großherzog von Frankfurt erhoben ward, bildete A. die Hauptstadt des gleichnamigen Departements. Nach Napoleon's Fall kam das Fürstenthum A. auf kurze Zeit an Östreich, wurde aber durch den Vertrag vom 3. Juni 1814 an Baiern abgetreten.

Aschanti, ein kriegerisches Negervolk im Norden der Goldküste in der Nähe der brit. Niederlassung Cape-Coast-Castle. Ihr Land bildet einen Theil von Wangara, das außerdem noch zwei Staaten enthält, nämlich Dahomeh und das mächtige Benin. Es umfaßt ungefähr 660 QM. und ist überaus fruchtbar, doch meist sehr vernachlässigt, mit üppiger, wilder Vegetation, auch vieler Waldung von hochwüchsigen Bäumen bedeckt und gut bewässert. Die Zahl der Einwohner rechnet man ungefähr auf eine Million. Cumassi, die Haupt- und Residenzstadt, mit 12—15000 E., hat breite regelmäßige Straßen, doch nur leicht aus Holz und Rohr gebaute Häuser, mit Ausnahme eines einzigen steinernen Gebäudes, das dem Könige (Quacu Duah) gehört. Das Reich der A. ward zwischen 1730—40 durch einen glücklichen Eroberer auf eine Art lehnherrlicher Verhältnisse gegründet, und mehre Negerstaaten unter eigenen Fürsten sind von ihm abhängig. Den Küstenstrich nehmen die Länder Fanti und Akim oder Assin ein. Die Akimisten bekriegten die Fantineger und Aquamboer, die lange Zeit die wichtigsten Völkerschaften des Strandes waren, und den Handel in Gold und Sklaven zwischen dem Meere und dem Berglande trieben. Die Akimisten selbst, die als ein sehr kluges, redliches und wohlhabendes Volk geschildert wurden, erlagen 1749 den A. und wurden fast gänzlich ausgerottet. Furchtbar wütheten die A. auch gegen die Fantineger, die nur durch brit. Schutz vor dem völligen Untergange bewahrt blieben. Der mörderische Krieg der Briten und A., 1822—24, in welchem der damalige Gouverneur von Cape-Coast, General M'Carthy fiel, endete damit, daß die Neger 1826 von dem neuen Gouverneur Campbell geschlagen und zu einem Tribute gezwungen wurden. Die A. sind berüchtigt als eifrige Sklavenhändler und grausame Menschenschlächter; ihre Kriegsgefangenen werden auf barbarische Weise hingerichtet, und die Vornehmen und Krieger trinken, um sich tapfer zu machen, von dem Blute der Erschlagenen. Bei Leichenfeiern werden Sklaven und selbst Freie niedergemetzelt, damit der Verstorbene viel Dienerschaft und Gefolge mit ins Jenseits nehme.

Aschbach (Jos.), geschätzter Historiker, ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn, geb. 29. April 1801 zu Höchst, erhielt seine Schulbildung zu Heidelberg, wo er auch seit 1819 studirte. Erwidmete sich anfangs der Theologie und Philosophie, wendete sich aber dann, namentlich durch Schlosser's Aufmunterung bestimmt, dem Studium der Geschichte zu. In Frankfurt a. M. wurde er 1823 als Professor der alten Sprachen und der Geschichte angestellt. Den Ruf an die Universität Bonn erhielt er 1842. Seine Hauptwerke sind Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte von Spanien, um deren größere Aufklärung und Vervollständigung er sich ein bleibendes Verdienst erworben hat. Hierher gehören vor allem die „Geschichte der Westgothen" (Fkf. 1827), „Geschichte der Omaijaden in Spanien" (2 Bde., Fkf. 1829—30) und „Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden" (2 Bde., Fkf. 1833—37). Anerkennung verdienen außerdem seine „Geschichte Kaiser Sigmund's" (4 Bde., Hamb. 1838—45), die „Geschichte der Heruler und Gepiden, ein Beitrag zur Geschichte der german. Völkerwanderung", welche sich in Schlosser's und Bercht's „Archiv für Geschichte und Literatur" (Bd. 6) befindet, aber auch besonders abgedruckt ist (Fkf. 1835), sowie eine große Anzahl kleinerer Aufsätze in verschiedenen Journalen, namentlich den Heidelberger und Berliner „Jahrbüchern". Weiter verfaßte er aus bisher wenig oder gar nicht benutzten archivalischen Quellen, „Die urkundliche Geschichte der Grafen von Wertheim" (2 Bde., Fkf. 1843), welches Werk zur Aufklärung über die fränkischen Adelsgeschlechter im Mittelalter einen höchst wichtigen Beitrag liefert. Sodann entwarf er den Plan zur Herausgabe eines allgemeinen Kirchenlexikons, das für den Theologen wie für den Gebildeten vom Standpunkte der Wissenschaft aus, ohne gehässige confessionelle Polemik, das Wissenswürdigste aus der gesammten Theologie und ihren Hülfswissenschaften behandeln sollte. In diesem „Kirchenlexikon" (4 Bde., 1846—50), woran sich viele bedeutende kath. Theologen und andere namhafte Gelehrte als Mitarbeiter betheiligten, lieferte A. als Herausgeber einen ansehnlichen Theil der kirchenhistorischen Artikel.

Asche nennt man die von einem durch Verbrennung zerstörten Körper übrig bleibenden feuerfesten Bestandtheile. Daher ist es genau genommen nicht richtig, wenn man bei eigentlichen Mineralien von Asche spricht. Denn z. B. Bleiasche ist keine Asche, sondern ein Oxyd des Bleis, wobei dieses Metall durch die Hitze nicht zerstört, sondern durch Hinzutritt des Sauerstoffs, welcher sich in der atmosphärischen Luft befindet, in einen zusammengesetzten Körper, in ein Oxyd, verwandelt worden ist, das nur zufällig das Aussehen von Asche erhält. Ebenso ist auch die sogenannte vulkanische Asche nur ein feineres bimsteinartiges Product eines Schmelzungs- oder Oxydationsprocesses, gleichsam ein festgewordener Schaum der heissflüssigen Lava. Die Asche der durch Verbrennung zerstörten organischen Körper, wohin auch unsere Braun- und Steinkohlen gehören, besteht aus den feuerfesten Salzen derselben. Dies sind bei Landpflanzen, wie Brennholz u. dgl., besonders die Kalisalze nebst Kieselerde, bei Seegewächsen (Algen, Tang u. s. w.) hingegen Natronsalze. Durch Auslaugen läßt sich aus erstern die Pottasche (s. d.), aus letztern die Soda (s. d.) absondern, und durch Krystallisation können beide Salze von allen fremdartigen Substanzen völlig gereinigt werden. In der Asche aller Seepflanzen, namentlich aber in der mehrer Arten von Algen, ist mehr oder weniger Jod enthalten. Die Torfasche enthält außer Kali noch viel Erden, besonders Kalk, Thonerde, Kieselerde; Dasselbe gilt auch von der Asche der Braun- und Steinkohlen, welche oft auch sehr reich an Eisen- und Alauntheilen ist. Früher hielt man die die Asche bildenden Bestandtheile der Pflanze für sehr unwesentlich, wenigstens nicht für absolut nöthig zum Bestehen der Pflanze. Die Fortschritte der Pflanzenchemie haben aber gelehrt, daß jede Pflanze eines gewissen Gehalts an alkalischen Salzen zu ihrer normalen Entwickelung bedarf. Seitdem sind genaue Analysen der Aschen, welche verschiedene Pflanzen liefern, von großem Interesse geworden. Von ganz abweichender Beschaffenheit ist die Asche thierischer Theile, besonders die aus Knochen gewonnene, der ein gewisser innerer Zusammenhang bleibt und die keine Salztheile, sondern neben der Kalkerde noch eine eigenthümliche Säure enthält, welche den Namen Phosphorsäure führt. Die Knochenasche oder Knochenerde ist daher zum Dünger, namentlich für Getreide brauchbar, und weiße Knochenasche, weißgebranntes Elfenbein, James-Pulver, wird auch in der Medicin angewendet. Die Holzasche, besonders die von Tannen-, Eichen- und Buchenholz, bildet in holzreichen Ländern einen ansehnlichen Handelsartikel. Ihre technische Anwendung ist sehr vielfach, unter Anderm bei der Seifensiederei, Leinwandbleichen, in Färbereien, Glashütten, Fayencefabriken u. s. w. In der Heilkunde und in den Haushaltungen dient übrigens die Holzasche, als wohlfeiles Präparat der Pottasche (des kohlensauren Kali), z. B. zum Waschen, zum Fleckausmachen, zu hautreizenden und auflösenden Fußbädern, auch zu trockenen oder Staubbädern. Eine Art dieser erwärmenden Trockenbäder bildet das sogenannte **Aschenbett**, welches zur Wiederbelebung scheintodter, besonders ertrunkener Personen dient, deren nackten Körper man mit warmer Holzasche dicht umgibt und darin langsam erwärmen läßt. — Die **Asche** wird fast bei allen Völkern als das Symbol der Vergänglichkeit betrachtet. Sich mit Asche zu bestreuen, war schon bei den Juden ein Zeichen der Trauer, Buße und Reue. Auch in der christlichen Kirche war es Sitte, in einem Sacke, das Haupt mit Asche bestreut, Kirchenbuße zu thun. (S. **Aschermittwoch**.)

Äsche (Salmo Thymallus), ein Fisch aus der Ordnuug der Bauchweichflosser und Familie der Salmen, erinnert in Rücksicht seiner Gestalt an die Forelle, doch hat er größere Schuppen als diese. Die erste Rückenflosse ist bei ihm lang, schwarz auch roth gefleckt; der Körper von ein bis zwei F. Länge und bräunlich; über jede Schuppenreihe läuft vom Kopfe bis zum Schwanze eine schwarze Linie. Das Fleisch ist zart und sehr schmackhaft, besonders im Winter. Die Äsche ist in Frankreich und Südeuropa selten; häufig in der Schweiz, Deutschland und Skandinavien. Sie lebt nach Art der Forellen und wird wie diese geangelt. Daß das Fleisch der Äsche nach Thymian rieche, wie Virgil und Älian anführen, ist ungegründet, obgleich der Name, den Linné zum Namen der Species erhob, von diesem Vorurtheile herrührt.

Aschenbrödel, sprichwörtlich gewordener Name und Hauptperson eines der schönsten und bekanntesten deutschen Volksmärchen. Aschenbrödel ist eine Königstochter, die von ihren zwei neidischen und hochmüthigen Schwestern überall in den Hintergrund geschoben, zur härtesten Arbeit angehalten und auf das Erniedrigendste behandelt wird, bis endlich ihre Schönheit, Demuth und Arbeitsamkeit unter dem Schutze höherer Mächte den Sieg davon tragen. In märchenhafter Umhüllung liegt hier eine tief sittliche Idee zu Grunde. Zu Opern benutzte diesen Stoff Nic. Isouard in der noch jetzt beliebten „Cendrillon" und Rossini in der in Deutschland weniger bekannten „Cenerentola". Platen verarbeitete den Stoff (1823) nicht ohne Zuthat satirischer, dem Märchen fremder Elemente in einer seiner Jugendarbeiten, dem Lustspiel „Der gläserne Pantoffel".

Aschenregen ist häufig eine bei vulkanischen Eruptionen großartige und gefahrbringende Erscheinung. Die Quantitäten feiner grauer oder schwarzer, mitunter auch reisartiger Asche, welche aus dem Krater in außerordentliche Höhe und Weite geführt wird, sind erstaunlich groß. Bei einem Ausbruch des Vulkans Tomboro auf der Insel Sumbava, östlich von Java, fiel ein Aschenregen 19 Stunden ununterbrochen. Ein engl. Kreuzer, welcher über 100 Seemeilen vom Vulkan entfernt und von der Aschenwolke umhüllt war, wurde mit mehren Tonnen an Gewicht von der Asche belastet, und ein malayisches Schiff, das während der Eruption in der Nähe des Tomboro landete, ward mit einer Aschenschicht von drei F. Höhe überdeckt. Im J. 1822 wurde bei einem Ausbruche des Vesuv dessen ganzer Aschenkegel durch eine Explosion in die Luft geschleudert, wobei die Asche so dicht niederfiel, daß man um zwei Uhr Mittags in Resina Lichter anzünden mußte, und daß üppige Kastanienwälder theilweise zerstört wurden. Der Vulkan Cosiguina oder Cosimina in Guatemala warf 1835 ungeheuere Aschenmassen aus, welche mit der obern Passatströmung bis Jamaica, etwa 700 engl. M. weit, geführt wurden. Der Ätna schleuderte 1329 seine Asche bis nach Malta. Die Städte Herculanum und Pompeji wurden durch einen Aschenregen verschüttet im J. 79, wobei die Asche als feine staubartige Masse alle Räume, Risse und Spalten so durchdrang, daß von Gegenständen wie von verschütteten Personen die genauesten Abdrücke erhalten sind. Was die Zusammensetzung der vulkanischen Asche anbetrifft, so ist leicht einzusehen, daß sie bei verschiedenen Vulkanen verschieden ist, da die feuerspeienden Berge unter sehr verschiedenen geognostischen Verhältnissen auftreten, und die Asche als Reibungsproduct, als mechanisch zerstörte Gebirgsmasse betrachtet werden muß. Die Bestandtheile derselben lassen sich weniger durch chemische als vielmehr durch mikroskopische Untersuchungen entdecken. Man hat im Wesentlichen darin gefunden: zertrümmerte Schlacken oder Lava, Glimmerblättchen, Feldspathstücke, Magneteisenstein, Augit, Bimstein u. dgl. m. Der Name Asche läßt sich nur insofern rechtfertigen, als diese Massen einige Ähnlichkeit im Äußern mit der Pflanzenasche haben, nicht aber in Bezug auf die Zusammensetzung.

Aschermittwoch oder Aschertag heißt die Mittwoch nach dem Sonntag Esto mihi, der erste Tag der 40tägigen oder großen Fasten, welche nach beendetem Carneval die röm. Kirche vor Ostern hält. Der Name findet seine Erklärung durch die frühere, in der röm.-kath. Kirche jetzt noch übliche Sitte, an diesem Tage das Haupt mit Asche zu bestreuen, was an die Buße im Staub und in der Asche erinnern sollte. Vielleicht durch Gregor d. Gr. (590—604) bereits in das kirchliche Ritual eingeführt, wurde diese der griech. Kirche unbekannte Sitte durch Papst Cölestin III. 1191 sanctionirt und seitdem allgemeiner verbreitet. Die vor der Messe auf den Altar gebrachte, unter Gebet und Antiphonien mit Weihwasser besprengte und drei mal bekreuzte Asche, wird (nach einer Verordnung Urban's VI. vom J. 1343, mit einziger Ausnahme der Einäscherung des Papstes selbst) unter den Worten: Memento, quod cinis es et in cinerem reverteris („Gedenke, daß du Asche bist und zur Asche zurückkehren wirst") zunächst auf die Stirn des weihenden Priesters, dann von diesem auf das Haupt des übrigen Klerus und der ganzen Versammlung gestreut. Die protest. Kirche feiert Aschermittwoch nicht: aber als eine Volks- und namentlich Kindersitte hat sich das „Aschabkehren" mit grünen (Nadelholz-) Zweigen, in Norddeutschland „Fuenbüschen", wenigstens in einigen Gegenden auch jetzt noch erhalten.

Aschersleben, am Flüßchen Eine, der Hauptort der alten Grafschaft Askanien, jetzt Kreisstadt in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, 7 M. südlich von Magdeburg gelegen, mit 10830 protest. E. Die Stadt ist Sitz eines Kreisgerichts, eines Steueramtes, einer Kreiskasse u. s. w. Sie hat drei Pfarrkirchen, drei Hospitäler, eine höhere Bürgerschule, die 1836 an die Stelle des seitherigen Gymnasiums trat, eine Knabenbürgerschule, eine Töchterschule und drei Elementarschulen. Der Haupterwerbszweig der Einwohner ist Acker- und Gartenbau, wozu die fruchtbare Feldmark von mehr als 20000 Morgen gute Gelegenheit bietet. Der Handel ist sehr unbedeutend; wichtiger sind die früher noch umfangreichern Wollenwaarenfabriken, die von 75 Meistern auf 94 Cockerill- und Hoppe'schen Spinnmaschinen getrieben werden. Ferner sind zu bemerken mehre Leinenfabriken, fünf Brauereien, 15 früher sehr berühmte Töpfereien und Ofenfabriken, und ein seit 1828 betriebenes, der Familie Douglas gehöriges Braunkohlenwerk. In der Nähe befindet sich die Ruine der 1140 zerstörten alten Askanienburg, des Stammschlosses der Grafen von Askanien, und das Salzkoth, eine Soolquelle, die jetzt als Bad (Wilhelmsbad) benutzt wird.

Äschines, der Redner, war zu Athen 389 geboren, der Sohn eines geringen Mannes, der eine Schule hielt, und einer übelberüchtigten Mutter. Seine Jugend verbrachte er in niedrigen Lohndiensten. Später als Schreiber bei den einflußreichen Volksrednern Aristophon und Eu-

bulos angestellt, eine Zeit lang auch, obwol mit wenigem Glücke, tragischer Schauspieler, erlangte er solche Kenntniß der öffentlichen Geschäfte und bildete zugleich so die äußern Erfodernisse der Beredtsamkeit aus, daß er 33 J. alt als Staatsredner auftreten konnte. Sein öffentlicher Einfluß begann durch Athens Stellung gegen Philipp von Macedonien. Er war mit Demosthenes bei der Gesandtschaft, die wegen einer friedlichen Ausgleichung an Philipp geschickt wurde, der ihn aber schlau für sich zu gewinnen wußte. Bei einer zweiten Gesandtschaft an den König, dem der Eid auf den abgeschlossenen Frieden abgenommen werden sollte, reiste er so langsam, daß jener seine kriegerischen Unternehmungen, die man hatte verhindern wollen, vor dem förmlichen Friedensabschluß vollenden konnte. Als Demosthenes und Timarchos ihn wegen der ersten Gesandtschaft des Hochverraths anklagten, besiegte er den Letztern in einer eigenen Anklage, den Demosthenes aber brachte er um den heilsamen Einfluß auf die Rettung des Staats. Hierauf standen er und Demosthenes an der Spitze der Parteien für und gegen Philipp. Auch als Demosthenes 343 gegen ihn die öffentliche Anklage wegen Verraths bei der zweiten Gesandtschaft erhob, wußte er sich sehr geschickt zu vertheidigen. Der Gefahr glücklich entkommen, hörte er nicht auf, dem Demosthenes entgegen für Philipp zu wirken, bis die Schlacht von Chäronea 338 Athen und Theben den Macedoniern unterwarf. Jetzt in Antipater's Solde, suchte Ä. in der „Rede gegen den Ktesiphon" dem Demosthenes die goldene Krone zu rauben, die demselben auf Ktesiphon's Antrag für seine Verdienste um das Vaterland zuerkannt worden war. Doch er unterlag, und da er die Geldbuße für unbegründete Anklage nicht bezahlen konnte, verließ er Athen, um zu Alexander nach Asien zu gehen. Nach Alexander's Tode begab er sich 324 nach Rhodus, wo er eine Rednerschule errichtete, später nach Samos, wo er 314 starb. Seine erwähnten drei Reden sind noch vorhanden; nach Photius wurden sie die drei Grazien genannt. Sie stehen in den Ausgaben der attischen Redner von Reiske (Bd. 3 und 4), Bekker (Bd. 3), Baiter und Sauppe (Zür. 1842) und Didot (Bd. 2, Par. 1850). Besonders wurden sie herausgegeben von Bremi (2 Bde., Zür. 1823—24), der auch eine deutsche Übersetzung geliefert hat (3 Bdch., Stuttg. 1828). Zwölf Briefe, die des Ä. Namen tragen, hat die Kritik als unecht verworfen. Sein Leben hat Stechow (Berl. 1841) bearbeitet.

Äschines, der Philosoph, zum Unterschied von dem Folgenden der Sokratiker genannt, war ein Athener und des Sokrates Schüler, nach dessen Tode er eine Zeit lang zu Syrakus am Hofe des Dionysius lebte. Später begab er sich wieder nach Athen, wo ihn seine Armuth nöthigte, Unterricht zu ertheilen und gerichtliche Reden zu fertigen. Sieben seiner Dialoge über philosophische Gegenstände, die das Alterthum erwähnt, sind verloren gegangen; drei noch vorhandene, die man ihm zuschrieb, „Von der Tugend", „Vom Reichthum" und „Vom Tode", hat die neuere Kritik für unecht erklärt. Die sorgfältigsten Ausgaben besorgten Fischer (Lpz. 1753, zuletzt Meiß. 1788) und Böckh (Heidelb. 1810); eine deutsche Übersetzung Pfaff (Stuttg. 1827). — Ein anderer **Äschines**, der Akademiker genannt, von Neapolis, Schüler des Karneades, lebte zu Ende des 2. Jahrh. v. Chr.

Äschylus (griech. Aischylos), der Vater des griech. Trauerspiels, ward aus edelem Stamme 525 v. Chr. zu Eleusis in Attika geboren. Von seinen Lebensumständen haben wir nur mangelhafte und unsichere Nachrichten. Er focht in den glorreichen Schlachten von Marathon, Salamis und Platää, sah die Riesenmacht des Darius und Xerxes untergehen, und ward begeistert von dem stolzen und freudigen Gefühle der geretteten Freiheit. In dieser Begeisterung dichtete er seine Tragödien, in welchen er nach den rohen Anfängen des Thespis (s. d.) zuerst die tragische Kunst zu einer würdigen Gestalt erhob, sodaß er als der wahre Schöpfer derselben zu betrachten ist. Durch ihn ward die Handlung zu dem Hauptgegenstande der Tragödie gemacht und mit dem allmälig mehr zurücktretenden Chor in eine innere Verbindung gesetzt. Auch stellte er statt des Einen erzählenden Schauspielers, den Thespis, Phrynichos und Chörilos von Athen eingeführt hatten, zwei, später auch drei und vier auf und begründete so den dramatischen Dialog. Ebenso vervollkommnete und verschönerte er die Darstellung durch äußere Ausstattung der Scene und durch Bekleidung mit schönern Masken, Kothurn und langen Gewändern. Die Charaktere entwarf er mit wenigen kühnen und starken Zügen. Seine Pläne sind ebenfalls äußerst einfach, aber großartig; Verwickelungen und Auflösungen kennt er nicht. Alle seine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernstes Gemüth. Nicht die sanftere Rührung, der Schrecken herrscht bei ihm. Das Schicksal wird von ihm äußerst herb dargestellt: in seiner ganzen Düsterkeit schwebt es über den Sterblichen. Sein Kothurn hat gleichsam ein ehernes Gewicht; lauter riesenhafte Gestalten schreiten darauf einher. Es scheint Ä. fast Überwindung zu kosten, bloße Menschen zu schildern. Götter läßt er häufig auftreten, am liebsten Titanen, jene ältern Götter, welche die

dunkeln Urkräfte der Natur bedeuten und vorlängst in den Tartarus unter die heiter geordnete Welt hinabgestoßen sind. Nach dem Maße seiner Personen sucht er die Sprache selbst, die sie führen, riesenmäßig anzuschwellen. Daraus entstehen schroffe Zusammensetzungen, überladen mit Beiworten, im Lyrischen oft Verschlungenheit der Wortfügungen und große Dunkelheit. In der Abenteuerlichkeit und Großartigkeit seiner Bilder und Ausdrücke gleicht er dem Dante und Shakspeare. Wir besitzen von seinen Tragödien, deren Gesammtzahl auf 70, von Andern sogar auf 90 angegeben wird, nur noch sieben; aber unter diesen, nach dem Zeugnisse der Alten, einige seiner vorzüglichsten Werke. Sie sind: „Der gefesselte Prometheus", „Die sieben Heerführer gegen Theben", „Die Perser", „Agamemnon", „Die Choëphoren", „Die Eumeniden" und „Die Schutzflehenden". Misvergnügt, geringere Stücke den seinigen vorgezogen zu sehen, und namentlich über den Sieg des jungen Sophokles, nach Andern aber wahrscheinlicher, weil man ihn der Irreligiosität anklagte, verließ er sein Vaterland, und begab sich nach Sicilien, wo ihn der König Hiero sehr ehrenvoll aufnahm. Er starb hier 456 v. Chr. Ä. wurde bei Gela begraben und erhielt von den Einwohnern der Stadt ein Denkmal. Die wichtigern Ausgaben des Ä. sind von Stanley (Lond. 1663), mit Porson's Verbesserungen (Glasg. 1795 und Lond. 1806), von Schütz (Halle 1797—1804; neue Aufl., 5 Bde., 1808—21), Wellauer (Lpz. 1825), W. Dindorf in „Poetae scen. graeci" (Lpz. 1830), Rothe (2 Bde., Lpz. 1831) und Ahrens (Par. 1846). Eine kritische Ausgabe von G. Hermann wird nach dessen Tode von Haupt herausgegeben. Unter den Herausgebern einzelner Stücke sind G. Hermann, Blomfield, Wellauer, W. Dindorf und Clausen zu nennen. Übersetzt sind sämmtliche Tragödien von Fähse (Lpz. 1809), Voß (Heidelb. 1826) und Droysen (Berl. 1832; 2. Aufl. 1841), einzelne Stücke vorzüglich gut von Süvern („Sieben gegen Theben", Halle 1797), W. v. Humboldt („Agamemnon", Lpz. 1816) und O. Müller („Eumeniden", Gött. 1833). Unter den Erklärungsschriften vgl. Petersen, „De Aeschyli vita et fabulis" (Kopenh. 1814), Blümner, „Über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Ä." (Lpz. 1814) und Welcker, „Die Äschylische Trilogie" (Darmst. 1824; Nachtrag Ffk. 1826).

Asclepias, eine Pflanzengattung der Asclepiadeen oder Seidenpflanzen. Die gewöhnlichste ist die gemeine oder syrische, A. syriaca. Sie hat einen sehr weit sich ausbreitenden Wurzelstock, welcher 4—7 F. hohe einfache, filzige, mit großen, gegenständigen, gestielten Blättern versehenen Schäfte treibt. Die stark riechenden, schmutzig braunrothen Blüten stehen in überhängenden Dolden, und die Samen sind mit einem seidenglänzenden Haarschopf versehen. Sie stammt aus Nordamerika, und ist im südlichen Europa wie in Syrien verwildert. Die Stengel werden wie Hanf benutzt und die Seidenhaare des Samens zu Polstern, Kissen und mit Wolle oder Seide gemischt zu Gespinnsten verwandt. Der weiße Milchsaft enthält einen eigenthümlichen Stoff, das **Asclepiadin**. Die zarten Sprossen werden in Amerika wie Spargel zubereitet und gegessen.

Ascoli (Asculum Picenum), Hauptstadt der gleichnamigen Delegation im Kirchenstaate (nicht zu verwechseln mit Ascoli di Satriano im Königreich beider Sicilien), auf einem Berge, dessen Fuß der Tronto, der Grenzfluß zwischen dem röm. und neapolit. Gebiete bespült, ist ein sehr alter Ort, dessen 12000 E. einigen Handel treiben.

Äsculap, bei den Griechen Asklepios, erscheint bei Homer als trefflicher Arzt sterblichen Geschlechts, in den Homerischen Hymnen schon als Gott der Heilkunde. Die spätern Sagen nennen ihn ein Sohn des Apollo und der Arsinoe, der Tochter des Leucippus; Andere des Apollo und der Koronis, der Tochter des thessalischen Fürsten Phlegyas. Verschieden werden auch die Wunder erzählt, welche seine Wiege umgaben. Nach Einigen wurde er von seiner Mutter Koronis am Berge Titthion ausgesetzt, von einer Ziege gesäugt, von einem Lichtglanze umstrahlt gefunden und von Hirten aufgenommen. Nach Andern hatte Koronis zugleich Umgang mit dem Arkadier Ischys gehabt; Apollo, darüber erzürnt, ließ die Ungetreue durch seine Schwester Diana tödten, rettete aber das Kind, welches er zum Chiron brachte, der es in der Heilkunst und Jagd unterrichtete. In der erstern erlangte Ä. einen hohen Grad von Geschicklichkeit, daß er sogar den Ruhm seines Lehrers verdunkelte. Er vermochte nicht nur den Sterblichen das Leben zu erhalten, sondern rief selbst Verstorbene wieder ins Leben zurück. Zeus aber, durch Pluto's bittere Klagen über Beeinträchtigung bewogen, erschlug mit seinem Blitze den Wohlthäter der Menschen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwiesen. Insbesondere ward er zu Epidaurus an der Küste von Lakonika, dem Stammorte des Gottes, verehrt, wo ihm ein Tempel nebst einem Haine gewidmet war. In den hier sich bildenden Äsculapdienst waren schon frühzeitig orientalische Elemente, namentlich der Schlangendienst, gekommen, daher denn auch die

Priester, die nicht mit den Asklepiaden zu verwechseln sind, die zu ihnen eilenden Kranken in orientalischer Weise durch Zauberformeln, Incubationen und Opfer behandelten; nicht jeder konnte sich der heilenden Kraft und Nähe Gottes erfreuen, sondern nur der Gläubige, welchen die Priester durch ihre phantastischen Künste vorbereiteten. Von Epidaurus verbreitete sich sein Dienst über ganz Griechenland und kam endlich auch nach Rom. (S. **Asklepiaden.**) A. hatte nach Homer zwei Söhne, Machaon und Podalirios, welche die Ärzte des griech. Heeres waren, und von denen die Asklepiaden stammen. Als Töchter des Gottes werden angeführt: Hygiea, Panacea und Ägle, von denen erstere als Göttin der Gesundheit verehrt ward. Seine Tempel standen gewöhnlich außerhalb der Städte in heiligen Hainen, in der Nähe von Quellen und Heilwassern oder auf hohen Bergen. An den Hauptorten seiner Verehrung wurden ihm zu Ehren auch Feste gefeiert, unter denen das berühmteste zu Epidaurus begangen ward und alle fünf Jahre stattfand. Dieser so allgemein verehrte Gott mußte natürlich auch von den bildenden Künstlern häufig dargestellt werden. Seine Bildsäule zu Epidaurus, welche aus Elfenbein und Gold bestand, hatte Thrasymedes verfertigt. Er saß auf einem Throne mit dem mit einer Schlange umwundenen Stabe in der einen Hand; die andere Hand ruhte auf dem Kopfe einer Schlange, wie denn die Schlange überhaupt als sein beständiges Symbol erscheint, und zu seinen Füßen befand sich, als Symbol der Wachsamkeit, ein Hund. Die ausgezeichnetsten Künstler, wie Praxiteles u. A., verfertigten seine Statuen und erhoben den Gott zu einem schönen, männlichen Ideal, während er früher in einer zwergartigen Gestalt erschien, sodaß er immer mehr dem Jupiter ähnlich wurde. Sein Haar erhebt sich nun wie bei diesem über der Stirn und fällt in Locken auf beiden Seiten herab. Der Oberleib ist nackt; den Unterleib bedeckt ein von den Schultern herabhängender faltenreicher Mantel; in seinem Gesicht sieht man den Ausdruck voll Ruhe und Klugheit. Oft hat er noch auf seinem Haupte einen Lorberkranz und zu den Füßen einen Hahn oder eine Eule. Neben ihm findet man oft eine zwergartige Gestalt, **Telesphorus** genannt.

Asen (altnordisch As, im Plural Aesir; gothisch Ans, Plur. Anseis; althochdeutsch Ans, Plur. Ensi; sächsisch Os, Plur. Es) heißt in der Nordischen Mythologie (s. d.) wenn auch nicht das älteste so doch wenigstens das mächtigste Göttergeschlecht. Zum Asenkreise werden gewöhnlich zwölf männliche Götter gerechnet, nämlich Odin, Thor, Baldur, Niord, Freyr, Tyr, Bragi, Heimdall, Widar, Wali, Uller und Forseti. Daneben bestehen zwölf weibliche Gottheiten, unter denen Frigga, Freyja, Idunna, Eira und Saga die bekanntesten sind. Der Asencultus war nicht nur bei den germanischen Völkerschaften Skandinaviens heimisch, sondern auch, wenigstens nach seinen Hauptumrissen, bei sämmtlichen deutschen Völkerschaften verbreitet. Dies geht unter Anderm auch aus vielen gothischen, sächsischen und althochdeutschen Personennamen hervor, von denen mehre, jetzt bedeutungslose Reste des germanischen Heidenthums, noch vielfach gebräuchlich sind, wie z. B. Oswald, Osmund, Oskar, Oswin, Anselm, Ansgar u. s. w.

Aserbeidschan, d. h. Feuerland, ist der Name der hohen Alpenlandschaft im Quellgebiete der vier großen Stromsysteme des Kisil-Osen, Araxes, Tigris und Euphrat. Einst das Atropatene der Griechen und Römer, war A. die westlichste Provinz des alten Mediens, wie gegenwärtig die gleiche von Persien; dasselbe gehörte großentheils zur alten armenischen Provinz Waspuragan. Es ist ein zwischen Iran, Armenien und Kleinasien vermittelndes Hochland, hinaufgetrieben durch das Zusammentreten des iranischen Nord- und Westrandes und auf das pittoreskeste zerklüftet durch vulkanische Gewalten und noch fortwirkende Erdbeben. Die Gesammterhebung des Plateaus beträgt bei Tauris 4500 F., ebenso viel am Spiegel des Urmiasees und 4700 F. am Wansee, während im Süden desselben die Gipfel des Jidda-Dag 13—15000 F. und die des Savellangebirgs über 12000 F. Höhe erreichen. Den Gegensätzen der Bodenformen entsprechen die klimatischen Verhältnisse, bezeichnet durch langen Winter auf den Höhen, reizenden Frühling an den Abhängen und sehr heiße Sommer in den Thaltiefen. Die Producte verrathen schon mehrfach Europas Nähe durch Vorherrschen von dessen Getreide- und Obstarten; doch findet man hier auch noch Reisbau, Baumwollenpflanzungen und ähnliche Culturgewächse. Der Fasan Kaukasiens erscheint schon in A.; Wölfe, Eber, Füchse und Hirsche hausen in den rauhen Gegenden, aber auch Antilopen und die Raubthiere des Südens kommen vor. Die Bewohner des Landes sind im Westen und Süden Kurden, übrigens türk. Abkunft und türkisch redend, wiewol das Persische die Sprache des Gouvernements, des Handels und der Schule ist. Das Heranrücken der russ. Grenze hat die Bedeutung A.s als ein alpines Vermittlungsland zwischen iranischer und europäischer Welt in hohem Grade vermehrt. A. leidet, wie Persien überhaupt, unter unaufhörlichen Unruhen. Die Hauptstadt des Landes ist Tauris (s. d.).

Ashley (Anthony, Lord), s. **Shaftesbury**.

Asiatische Gesellschaften und Museen. Die erste asiatische Gesellschaft oder Vereinigung von Gelehrten zur Erforschung der Literatur, Geschichte, Geographie, Religion und Sprachen des Orients wurde von den Holländern 1781 in Batavia gegründet. Die „Verhandelingen van het Bataviaasch genootschap van kunsten en wetenschapen" (20 Bde., Batav. 1780—1845) enthalten namentlich in neuerer Zeit viele wichtige Arbeiten zur Kenntniß der südasiatischen Inselwelt. Unter den Auspicien derselben Gesellschaft erscheint auch seit 1842 die „Tijdschrift voor Neerlandsch Indie" zu Batavia. Die „Asiatic society of Bengal" wurde durch W. Jones in Kalkutta 1784 gestiftet, die früher die „Asiatic researches" (20 Bde., Kalk. 1788—1833; nachgedruckt zu London und theilweise ins Deutsche und Französische übersetzt) herausgab, durch welche namentlich die Kenntniß Indiens bedeutende Fortschritte gemacht hat. Seit 1832 läßt dieselbe das „Journal of the Asiatic society of Bengal" erscheinen, worin besonders die Arbeiten des verstorbenen Secretärs der Gesellschaft, James Prinsep, über indobaktrische Numismatik und altindische Epigraphik ausgezeichnet sind. Mit der Asiatischen Gesellschaft stehen die Medicinische Gesellschaft, welche die „Transactions of the Medical and physical society of Calcutta" (Bd. 1—7, Kalk. 1824—32), und die Gesellschaft für Acker- und Gartenbau, welche die „Transactions of the Agricultural and horticultural society of India" (Bd. 1, Kalk. 1829) herausgeben, in naher Verbindung. Nach dem Vorbilde der kalkuttaer Gesellschaft bildete sich ein ähnlicher Verein zu Bombay, der seine Forschungen in den „Transactions of the Literary society of Bombay" (Bd. 1—3, Lond. 1819—23) mittheilte; dann zu Madras, der die „Transactions of the Literary society of Madras" (Bd. 1, Lond. 1828) veröffentlichte und in neuester Zeit seit 1834 ein „Journal of literature and science" herausgibt. Selbst in Malakka und Ceylon sind ähnliche Vereine zusammengetretren, doch sind ihre gelehrten Arbeiten in Europa sehr wenig bekannt geworden. Im J. 1847 bildete sich zu Delhi eine Archäologische Gesellschaft zur Sammlung und Erklärung altindischer und moslemisch-indischer Denkmäler.

Die erste asiat. Gesellschaft in Europa war die „Société asiatique" zu Paris, welche seit 1823 das „Journal asiatique" herausgibt, und mehre Werke, sowol im Original wie in Übersetzungen, Grammatiken und Wörterbücher, theils auf ihre Kosten drucken ließ, theils durch Subscriptionen unterstützte. Sie hat auch bereits ein ansehnliches asiat. Museum, bestehend aus Büchern, Handschriften und Alterthümern mancherlei Art, gesammelt. Bald nachher ward die „Royal Asiatic society of Great-Britain and Ireland" gestiftet, die Colebrooke am 19. März 1823 eröffnete. Mit ihr ist seit 1828 ein sehr thätig wirkender „Oriental translation committee" verbunden, der auf seine Kosten engl., franz. und lat. Übersetzungen orient. Werke, ausnahmsweise auch mit dem Originaltexte, drucken läßt. Im J. 1850 waren bereits über 60 Werke veröffentlicht worden. Ein dritter Zweig der londoner Gesellschaft, durch den Grafen Munster gestiftet, hat sich die Aufgabe gestellt, nur orient. Texte zum Druck zu fördern, sodaß sich jetzt diese beiden Zweiggesellschaften in die Hände arbeiten. An die Stelle der früher von der Gesellschaft herausgegebener „Transactions of the Royal Asiatic society of Great-Britain and Ireland" (3 Bde., Lond. 1824—34), welche voll schätzbarer Abhandlungen sind, ist seit 1833 ein eben so reichhaltiges „Journal of the Asiatic society" getreten, von dem bis 1850 zu London 12 Bände erschienen. Auch diese Gesellschaft hat eine reiche Bibliothek und ein schönes Museum gesammelt. Eine „Deutsche morgenländische Gesellschaft" wurde zufolge des am 3. Oct. 1844 zu Dresden gefaßten Beschlusses der dortigen Orientalistenversammlung, auf der Versammlung zu Darmstadt 2. Oct. 1845 begründet. Die Gesellschaft, welche im Allgemeinen mit der pariser und londoner gleiche Zwecke verfolgt, hält jährlich allgemeine Versammlungen (1846 zu Jena, 1847 zu Basel, 1849 zu Leipzig und 1850 zu Berlin). Der Mittelpunkt der Geschäftsführung ist Halle und Leipzig. An letztern Orten befinden sich auch die Bibliothek und das Museum. Seit 1846 gibt die Gesellschaft eine „Zeitschrift" heraus (Bd. 1—5, Lpz. 1846—51), mit welcher seit 1847 die früher besonders erschienenen „Jahresberichte" vereinigt sind.

Bereits im J. 1842 trat, um den orientalischen Studien auch in Amerika eine Bahn zu brechen, eine „American oriental society" zusammen, welche ihren Hauptsitz zu Boston hat, und ein „Journal of the American oriental society" (Bd. 1, Bost. 1843—49) herausgibt. Neben der „Société asiatique" hat sich für mehr praktische Zwecke 1842 zu Paris noch eine zweite Gesellschaft, die „Société orientale de France" gebildet, welche seit 1843 die „Revue de l'Orient, de l'Algérie et des colonies" veröffentlicht. Noch sind als Stiftungen der neuesten Zeit zu erwähnen: die „Syro-Egyptian Society" zu London, die 1850 die Bekanntmachung von „Original papers read before the Syro-Egyptian Society of London" (Bd. 1,

Lond. 1850) begonnen hat, ferner die „Literary society of Jerusalem", welche 1850 auf Betrieb des engl. Consuls zu Jerusalem, Finn, zur Erforschung aller das Heilige Land betreffenden beachtenswerthen Gegenstände des Alterthums und der Neuzeit zusammengetreten ist, und eine Gesellschaft der Wissenschaften zu Beirut, die 1847 durch die Bemühungen des amerik. Missionars Thomson meist aus Einheimischen gebildet wurde. Die beiden letztern Vereine gedenken ebenfalls ihre Arbeiten durch den Druck bekannt zu machen. Alle angeführten Gesellschaften haben Bibliotheken und Museen für Münzen, Alterthümer, Kunstwerke u. dgl. angelegt, unter denen die zu Kalkutta, London und Paris am reichhaltigsten sind. Auch zu Petersburg findet sich ein Asiatisches Museum, welches von Frähn beschrieben worden ist. In Beziehung auf Japan befindet sich eine reichhaltige Sammlung zu Leyden; Sammlungen Assyrischer Alterthümer (s. d.) wurden zu London und Paris angelegt; chinesische Sammlungen finden sich zu London, München und Petersburg. Reiche Sammlungen orient. Münzen bestehen außerdem zu Petersburg, Kasan, Stockholm, Mailand, Gotha, Jena und andern Orten.

Asien, das größte Festland der alten Welt, die Wiege des Menschengeschlechts und der Herd der ältesten historischen Erinnerungen, liegt in der riesigen Größe von 810000 ☐M. mit seiner continentalen Masse ganz auf der nördlichen Halbkugel der Osthemisphäre, nur mit seiner südöstlichen Inselwelt den Äquator schneidend und mit unbedeutenden Gliedern auf die Westhälfte übergreifend, auf drei Seiten vom Ocean umspült und im Westen theilweise mit Europa und Afrika zusammenhängend.

Horizontale Configuration. Schon die Auseinanderstellung der äußersten Punkte, des Cap Sjewerowostoknoi und Buro, vom 78°—1° n. Br., und des Cap Baba vom Ostcap, vom 44° ö. — 152° w. L., deutet auf großartige Dimensionen der directen Abstände; ihnen schließt sich die Entwickelung einer großartigen Gliederung an, sodaß A. bei 7700 M. Küstenumfang auch die längsten Landesgrenzen aller Continente besitzt. Das Arktische Eismeer, der Große und Indische Ocean umgrenzen A. im N., O. und S. Im W. aber bildet das Mittelländische Meer nur theilweise die Wassergrenze, denn im Norden des Rothen Meers besteht durch die 15 M. breite Landenge von Suez eine Verbindung mit Afrika, und auf der 360 M. langen Erstreckung zwischen dem Karischen Golfe und Kaspischen Meer legt sich Europa an, gleichsam wie eine westlich hingestreckte zersplitterte Halbinsel des kolossalen asiat. Stammes, welcher von Amerika auf einer Seite durch die 7 M. breite Beringsstraße geschieden ist und eine reiche Inselbrücke zu Australiens Festland besitzt. Dem großen, in Trapezform sich schmiegendem Massenkörper A.s gesellt sich eine großartige Gliederung bei, welche 155000 ☐M., also fast die Größe Australiens bedeckt, und aus folgenden größern Halbinseln besteht: Im Westen, als Übergang zu Europa und von demselben durch die Straßen von Konstantinopel und der Dardanellen getrennt, Kleinasien oder Natolien, zwischen dem Schwarzen und Levantischen Meer, mit der zahlreichen Inselgruppe der Sporaden im Westen und der Insel Cypern unfern der Südküste; im Süden, wie in Europa, eine dreifach gruppirte Gliederung zwischen den Buchten des belebtesten Meers, hier des Indischen, dort des Mittelländischen. Was in Europa Hesperien in einfacher Küstenform, das ist in A. Arabien zwischen dem Rothen und Persischen Meere; wie dort Italien mit dem benachbarten Sicilien, so liegen hier Vorderindien und die Insel Ceylon zwischen dem Persischen und Bengalischen Meer in der Mitte, und während in Europa die zerrissene griech. Halbinsel südöstlich durch einen vielgliedrigen Archipel zu A. übergeht, so weist hier die zersplitterte hinderindische Halbinsel zwischen dem Bengalischen und Chinesischen Meer durch den Ostindischen Archipel nach Australiens Festland hinüber. Diese, auch **Australasien** benannte, Inselwelt zerfällt in die Hauptgruppen der Philippinen, Borneo, Celebes, Molukken, der Großen Sundainseln mit Sumatra und Java und der Kleinen Sundainseln mit Timor. Eigenthümlich sind die Ostküsten A.s dadurch charakterisirt, daß der Große Ocean in weiten Busen in die Küsten des Festlandes einspielt, bogenförmig umgrenzt durch südwärts gestreckte Halbinseln und lange Inselreihen. So buchten in Richtung von Süd nach Nord ein das Süd- und Nordchinesische, Japanische, Ochotskische und Kamtschatka-Meer, umklammert von den Halbinseln Korea und Kamtschatka und den Inselreihen der chinesischen Inseln mit Formosa, der japanischen mit Jeso und Nipon, Saghalin und den Kurilen, während Hainan im Golfe von Tongking dem Festlande benachbart liegt. Im Norden sind die sibirischen Küsten zwar ebenfalls zersplittert, doch mehr durch die erweiterten Mündungen mächtiger Ströme als durch Meeresbuchten, wie denn auch außer Neusibirien, ferner Waigatsch und Nowaja-Semlja auf der europ. Scheide der arktischen Wassermasse, der größte Inselreichthum aus Limans, d. h. aus Flüssen entstandener Morästen, an den Küsten besteht.

Verticale Configuration. Wie in Allem großartig, so ist es A. auch in Ausprägung seiner Bodenplastik: es hat das größte Tiefland, das ausgedehnteste Hochland, die höchsten Gebirgsketten und höchsten Gipfel der Erde. Die Tiefebenen nehmen wenig über ein Drittheil, die Erhebungen fast zwei Drittheile des Welttheils ein, und zwar erfüllt dessen Mitte ein zusammenhängendes Hochland, dem nördlich ein großes Tiefland, südlich eine reiche Gebirgsgliederung anliegen. Der innere Hochgürtel wird durch das Eingreifen des Tieflandes von Turan und Hindostan unterm 90° ö. L. in zwei Hauptmassen, das Hochland Ost- oder Hinterasiens und das West- oder Vorderasiens gegliedert, jedoch durch einen wilden schneebedeckten Gebirgsisthmus, den Hindu-Kuh, zusammengehalten. Das Hochland Ost- oder Hinterasiens, mit dem Umfang von 280000 Q.M. das Areal ganz Europas um zwei Drittheile übertreffend, erfüllt den Haupttheil des Continentalkörpers und zeigt sich in seinen Grenzen verschieden charakterisirt. In Rand- und Kettengebirgsform stürzen die steilen Abfälle des Südrandes zu der sumpf- und waldreichen Hügelzone (von den Einheimischen Terai oder Tarai, d. i. Durchgangsland geheißen) des hindostanischen Tieflands. Es sind dies die Abfälle des 370 M. langen Himalayagebirgs, dessen mittlere Kammhöhen um 15000, dessen Gipfel um 20—27000 F. das nicht ferne Meer überragen, ja dessen höchster Pik, der Dhawala-Giri, d. i. Weißer Berg, mit 28000 F. alle Gipfel der Erde an Höhe übertrifft. Noch höher scheint im Osten des Himalaya der wild zerklüftete, von reißenden Strömen durchbrochene Siue-Schan (ein Name der im Chinesischen, gleichwie Himalaya im Indischen, Schneegebirge bedeutet) zu sein; doch ist er noch nicht bekannt genug, um über seine Naturverhältnisse entscheiden zu können. Die östlichen Grenzwälle, der Yün-Ling und Khinggan-Ola, legen sich als Randgebirge an die hohe Scheitelfläche und gehen südlich zu dem wild verzweigten chinesischen Alpenland über, in welchem die Ketten Nan-Ling und Pe-Ling hervorragen, und nördlich zu dem mandschurischen Alpenlande, dessen östliche Kette, der Tschangpe-Schan, dem Meer 3000 F. hohe Felswände entgegenstellt. Weniger hoch, aber auf breiter Basis ruhen die Berglandschaften des Nordrandes in allmäligen Übergängen zu dem anliegenden Tiefland und durch die Becken des Baikal- und Saisansees in drei Gruppen gegliedert. Diese können mit dem allgemeinen Namen des da-urischen Alpenlandes, des Systems des Altai und des dsungarischen Berglandes belegt werden, welchem letztern südwärts der Muz-Tagh (d. i. Eisgebirge) vorliegt, in engem Anschluß an den südwärts streichenden Bolor-Tagh (d. i. Nebelgebirge), welcher den Westrand der Hochfläche bildet und seine nordwestlichen Abfälle mit den Erhebungen des turkestanischen Alpenlandes vereinigt.

Auf solche Weise wird die innere hohe Scheitelfläche von allen Seiten umschlossen, die wieder in einzelne große Reviere durch aufgesetzte Querketten wie Küen-Lün oder Kulkun zerfällt, dann weitere Gebirgseingreifungen von den Rändern aus, In-Schan und Nan-Schan im O. und Thian-Schan mit dem fast 20000 F. hohen Bokdo-Ola im W. Die großen Abtheilungen der Hochfläche werden im S. durch die 15000 F. hohen Thäler Tibets, in der Mitte durch die Hohe Tatarei und im N. durch Dsungarei und Mongolei gebildet, letztere nur eine 2400 F. hohe Senkung umschließend, in der der Wüstengürtel der alten Welt als Wüste Schamo oder Gobi ein nordöstliches Ende findet. Auf kleinerer Basis, von 71000 Q.M., und niedriger an Höhe schließt sich das Hochland Vorderasiens an die östlichen Hochmassen, und zwar in den drei Abtheilungen des Plateaus von Iran, des medisch-armenischen Alpenlandes und des Hochlandes von Natolien. Die Scheitelebene des Plateaus von Iran ist im Osten noch 6000 F., im Westen 4000 F. hoch, in der Mitte aber in den Umgebungen des Zarehsees zu 2000 F. eingesenkt. Salz-, Kies- und Sandwüsten bedecken unabsehbare Räume und hohe Gebirgswälle umstehen sie von allen Seiten. Es sind im Osten die steilen und hohen Parallelketten des indisch-persischen Grenzgebirgs mit dem 12000 F. hohen sogenannten Salomonsthron im Norden, südlich die wilden Terrassenlandschaften von Beludschistan und Farsistan, und im Norden der jäh zum Kaspisee abstürzende Elbrus mit dem 12000 F. hohen Vulkan des Demawend, und weiter östlich das von zugänglichen breiten Einsenkungen unterbrochene Bergland von Khorasan, welches durch die Höhen des Paropamisus mit dem turkestanischen Alpenlande und dem Hindu-Kuh übergeht. Zusammengesetzter ist die Bodengestaltung in der medisch-armenischen Alpenlandschaft. Hier erscheinen in Fortsetzung des Südwestrandes von Iran die kurdischen Alpenterrassen als eine wilde und vielfältig zerspaltene Südbegrenzung der Hochebenen um den Urmia- und Wansee, während dieselben nördlich in Fortsetzung des Elbrus bis zu den tiefen Thalspalten des Araxes und Kur von dem Alpenlande Aserbeidschan und dem armenischen Berglande eingefaßt werden, wo neben Hochebenen, wie die 6000 F. hohe von Erzerum, steile Gipfel in die Wolken

ragen, wie der 16000 F. hohe Ararat, und vulkanische Gewalten den Boden zerklüftet haben. Aus diesen Felslabyrinthen lösen sich mit vorherrschender Westrichtung die Randgebirge ab welche die kleinasiatische Halbinsel im Norden und Süden begleiten und ihre innern Abfälle zu einem mannichfaltig gestalteten und zerrissenen Plateau vereinen, das im Argäus und Hassan-Dagh 12—13000 F. hohe Gipfel trägt. Das Randgebirge der Südküste führt den allgemeinen Namen des Taurus, und beginnt östlich mit der absoluten Höhe von 10—12000 F. Die übrigen Gebirgsausfüllungen A.s sind als von dem innern Hochlande getrennte Gebirgsglieder zu betrachten, die alle, bis auf den Kaukasus und theilweise auch die ostsibirischen Grenzketten, in Meridianrichtung liegen und, die hinterindischen Ketten ausgenommen, durch Tiefebenen vom continentalen Gebirgskörper getrennt sind. Auf der längsten europ.-asiat. Landgrenze erhebt sich der Ural, d. h. das Gürtelgebirge, in den drei Abtheilungen des nördlichen oder wüsten, des mittlern erzreichen und des südlichen oder niedrigen Ural, mit Gipfeln bis zu 5000 F. Höhe, aber ohne Verbindung mit dem asiat. Hochlande, wie man öfters noch angenommen hat. Auf dem Isthmus zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere erreichen die Alpenketten des Kaukasus eine Höhe von 10—11000 F. zwischen tiefen Thalspalten und riesigen Berggipfeln, wie dem 17300 F. hohen Elbrus und dem 15500 F. hohen Kasbek. Allmälig erheben sich die Hochebenen des syrischen Gebirgslandes aus der benachbarten Wüste zu den bis 8000 F. aufsteigenden Ketten des Antilibanon und Libanon, welcher steil und terrassenförmig zum schmalen Küstenstriche Phöniziens und Palästinas abfällt, und südwärts einerseits zur sandigen Hochplatte El-Tyh, andererseits zum Plateau von Soristan und durch dieses zum arab. Hochlande übergeht. Dieses trägt echt afrikanischen Charakter in seinem einförmigen Scheitel, von kahlen Felsketten, Sandwüsten und Steppenlandschaften durchzogen, und in seinen terrassenartigen Rändern, deren trennende Gebirgsketten an der Westküste bis zu 8000 F. aufsteigen sollen. Als Ausführung der vorderindischen Halbinsel erhebt sich das Plateau von Dekkan, in einer Steigung von West nach Ost und einer mittlern Höhe von 2000—2400 F. westlich durch die höhern Randgebirge der West-Ghat von der schmalen Küstenebene Malabar, östlich durch die gruppenförmigen niedern Ost-Ghat von der breitern ebenen Küste Koromandel geschieden. Während die innere keineswegs einförmige Hochfläche nördlich durch die Ketten des Vindhyagebirgs und die Malwavorberge vom hindostanischen Tieflande gesondert ist, vereinigen sich die Ghat südlich, in der Quellgegend des Cavery, zu der höchsten Gebirgslandschaft der Halbinsel, dem Nil-Giri, d. i. Blaues Gebirge, mit 8000 F. hohen Gipfeln. Dieses sinkt sich zur schmalen Tiefebene Gap herab, erhebt sich wiederum als Ali-Giri zu bedeutender Höhe, taucht mit dem Cap Comorin in das Meer und erscheint auf Ceylon wieder in der Gruppe des Adamspik. Als südliche Ausläufer des Siue-Schan sind die hinterindischen oder malayischen Bergketten zu betrachten, deren eine die Südspitze A.s erreicht, auf den Sundainseln mit vulkanischer Thätigkeit wieder auftauchend, die viel besser bekannt sind als ihr nördlicher Stamm. Wenn das Junam-Alpenland, der Pe-Ling, Nan-Ling und die Ketten von Korea weniger als getrennte, vielmehr blos als die hervorragendsten Glieder des chinesischen und mandschurischen Alpenlandes erscheinen, so treten dagegen die aus dem da-urischen Alpenlande sich abzweigenden ostsibirischen Grenzketten, der Aldan-, Jablonl- und Stanowoi-Chrebet selbständiger auf. Sie fallen allmälig zum Tieflande, steil zum nahen Meere ab, erstrecken sich bis zum Ostcap und stehen in Verbindung mit den Vulkanketten Kamtschatkas, die sich über die ostasiat. Inselreihen nach Süden zu ausdehnen.

Schaut man von den Erhebungen des asiat. Bodens in seine Tiefen, so findet man dem Nordsaume des ostasiat. Hochlandes die sibirischen Flächen vorgelagert, in der ganz Europa übertreffenden Größe von 186000 QM. und in einer zum großen Theil winterlich verödeten Natur. In offenem Zusammenhang steht Siblrien südwestlich mit dem Tieflande Turan, der einzelnen Sand-, Salz- und Kiessteppen, die den Kaspi- und Aralsee umlagern und hier das tiefste Niveau A.s, sogar eine Depression von 75 F. unter dem Splegel des Schwarzen Meeres, darbieten. Während dem Südrande des continentalen Gebirgskörpers westlich das weidenreiche Mesopotamien und die heiße syrisch-arabische Sandwüste vorliegt, so bildet Hindostan sowol in seinem sandigen sterilen Charakter der westlichen Sindebene wie in den reichbewässerten Gegenden der östlichen Hindebene oder Bengalens einen scharfen Contrast zu den nahen Schneegipfeln des Himalaya. Die breiten Längenthäler und schmalen Thalsohlen der hinterindischen Tiefebenen werden durch hohe Bergketten von einander geschieden, während im Südosten A.s die fruchtbaren wohlbebauten chinesischen Ebenen sich ausbreiten.

Hydrographisches. Sehr verschieden ist auch der Charakter der hydrographischen Verhä-

nisse. Hier herrscht in dem ungezügelten Laufe wilder Ströme, in den alpinischen Seereihen der Gebirgslandschaften, eine Amerika nahe kommende Wasserfülle, dort lechzet der Wüstenboden vergebens nach erquickendem Wasser, wie in Afrika. Die Charaktere des Wüstengürtels der Alten Welt ziehen auch in hydrographischer Rücksicht in die asiat. Tief- und Hochsteppen ein, und zwar in größerm Maße als irgendwo. Die tiefe Steppensenke Turans enthält die größten Steppenseen der Erde, den Kaspi- und Aralsee, den erstern mit einer Oberfläche von 7000, letztern von 700 QM., diesen durch den Sihon und Gihon, jenen durch Emba, Ural, Wolga, Terek und Kur gespeist. Nur ein Steppensee von Bedeutung, der Zarehsee mit dem Hilmend, bewässert die Scheitelfläche des hohen Iran, dagegen finden sich zahlreiche Gruppirungen im West- und Südostreviere des hohen Hinterasien. Der Balkaschsee mit dem Ili, der Issi-Kul mit dem Tschui und der Lop-Noor mit dem Tarim sind im Westen, der Khukhu-Noor und Tengrisee im Südosten am wichtigsten. Charakteristisch für A. ist der Besitz großer Doppelströme oder mehrer mächtiger Flüsse, welche Eine Quellgegend und Eine Mündungsgegend haben und gleiche Verhältnisse ihres Laufs entwickeln. Unter solchen Geschwisterströmen stehen neben Sihon und Gihon oben an: Euphrat und Tigris, Ganges und Brahmaputra, Yangtse-Kiang und Hoang-Ho, der Indus und seine Nebenflüsse, welche das sogenannte Pendschab oder Fünfflußgebiet bilden. Ein und demselben Systeme gehören an die sibirischen Ströme: Ob mit Irtysch, Tobol und Ischim, Jenisei mit oberer und unterer Tunguska und dem 500 QM. großen Baikalsee, Lena, Indigirka und Kolüma; die hinterindischen Gewässer: May-Kaung oder Kambodjafluß, Menam, Thalayn und Irawaddy; die vorderindischen Flüsse: Krischna, Godawery, Cavery, Kistnah und Nerbaddah, die Alpenseen Armeniens, der Urmia- und Wansee, die syrisch-kleinasiatischen Flußläufe des Orontes, Mäander und Kisil-Irmak, denen benachbart noch mehre Fluß- und Seegebiete ohne Abfluß zum Meere sich anreihen, wie in Palästina das Todte Meer mit dem Jordan.

Klimatisches. Wie das östliche große Hochland in A. als eine eigentliche Centrallandschaft dasteht, als ein dominirender Kern, dem sich nach allen Richtungen niedere Bergländer, geschützte Tiefländer oder himmelhohe Gebirgsketten anlegen und majestätische Ströme entwinden; wie jenes kolossale Hochland als ein charakteristischer Stamm dem ganzen Oriente erscheint, der die Verhältnisse und Schicksale seiner Umlagerungen vorschreibt, so auch in klimatischer Hinsicht. Echt continentales Klima, härtere Winter und heißere Sommer, Abnehmen der Wärme von West nach Ost und das Beschränken tropischen Einflusses, jedoch die Mannichfaltigkeiten der verschiedensten Richtungen in einem großen Zusammenhange umschließend und der organischen Natur alle Grade der Entwickelung, dem Menschen jede Lebensweise vorschreibend, das sind wesentliche gemeinsame Klimazüge A.s. Eine speciellere Betrachtung aber erfodert bei solch einem Umfange auch naturgemäße Sonderungen. Während in dem meridiangerichteten Amerika nach der mathematischen Lage bei gleichen Tageszeiten auf entgegengesetzte Jahreszeiten und die größte Mannichfaltigkeit der Klimagürtel zu schließen ist, so für A. wegen vorherrschender Ausdehnung in Richtung der Breitengrade bei fast entgegengesetzten Tageszeiten auf größere klimatische Einheit und gleichmäßigere Jahreszeiten. Hier wie dort wird aber das mathematisch geregelte Bild vielfach durch natürliche Einflüsse modificirt: dort vorzugsweise durch oceanische Einwirkung, hier durch continentale Lage. A. greift mit seinen Nordspitzen weiter in die Polarregion ein als Amerika, und doch erreicht des Continents Südende fast den Äquator. Es besitzt also auch den reichsten Wechsel der Klimagürtel und die Gegensätze der belebten Natur, von den eiserstarrten todten sibirischen Küsten bis zu den Palmen- und Bananengegenden der Tropenzone Indiens. Der continentale Einfluß äußert sich jedoch in Vergleich mit Amerika in größern Extremen, insofern die Klimagürtel in A. eine noch 3°—6° niedrigere Winter-, und 2°—3° höhere Sommertemperatur aufweisen; es erscheinen mithin größere Temperaturdifferenzen in sich für diesen Erdtheil charakteristisch. In A. ist der eigentliche tropische Klimagürtel, die Region des Regens, der Palme und Banane nur auf die südlichsten Küstengegenden und Tiefländer beschränkt; denn die umfangreichen bedeutendern Erhebungen ziehen einen großen Theil der Tropenzone schon in das kühlere Klima der Edelfrüchte und immergrünen Bäume, und lassen schon in sehr südlichen Breiten den Niederschlag in veränderlicher Form auftreten. Wenn diese Klimazone als sehr bezeichnend durchschnittlich schon mit dem 30° n. Br. beginnt, also mit dem Parallel von Nordafrika, Texas und Florida, so dehnt sie sich aber auch fast bis zu den Nordgestaden des Polarmeers aus, da, wenn auch auf kurze Zeit, die Sommertemperaturen verhältnißmäßig hoch sind, ja auf Nowaja-Semlja ein warmer Monat mit + 4° R. besteht. Im Norden A.s nimmt der continentale Charakter von West nach Ost zu, im Süden

dagegen in derselben Richtung ab; denn Arabien ist noch echt continental, der Indische Archipel aber echt oceanisch. Es geht aus solchen hier nur theilweise berührten Eigenthümlichkeiten hervor, daß der klimatische Charakter A.s nicht mit einem einzigen Ausspruch bezeichnet werden kann, vielmehr in getrennten Erdsegmenten betrachtet werden muß, die der Übersicht halber sich auf die vier Abtheilungen des nördlichen, des mittlern hohen, des südlichen sammt südöstlichen, des westlichen A. beschränken lassen.

1) **Das hohe Hinterasien.** Wie in Afrika nehmen hier spärlich bewässerte Ebenen und Steppen ungeheure Räume ein, unter gleichem Einfluß einer continentalen Dürre und Trockenheit der Atmosphäre. Während aber dort tiefe Lage unter glühendem Himmelstrich diese Verhältnisse begleitet, so ist es hier bedeutende Erhebung, höhere Breite, Umwallung von schneebedeckten allen oceanischen Einfluß abweisenden Gebirgen, welche neben das tropische Bild Afrikas das eisige des Nordens stellen. Den durch trockene Luft nur um so strengern Winter bezeichnen heftige Stürme; sie mischen die dichten Flocken des Schnees mit dem aufgewühlten Sande, begraben alles pflanzliche Leben, verscheuchen Thier und Menschen in die geschützten Nachbarthäler und verwandeln weite Räume in unnahbare Hochwüsten. Die Stürme toben aus, die wärmern Strahlen der Frühlingssonne schmelzen den Schnee, erweichen und nähren den erstarrten Boden, bekleiden ihn schnell mit grünem blühendem Teppich, und lassen nur vergebens den gesalzenen und mit Flugsand bedeckten Wüstenboden nach Vegetation schmachten. Nun aber ziehen die Heerden der Rinder, Pferde und Schafe herbei, die Gazelle, Bergziege und wilde Esel erscheinen wieder auf den Höhen, ihnen schleichen Beute suchend Bär und Tiger nach, und ein munteres Leben durchtreibt die Steppe. Doch wenn die Sonne höher steigt und die verzehrte Winterfeuchtigkeit kein Regentropfen ersetzt, dann verdorrt die dünne Decke kurzhalmiger Gräser ebenso schnell wie sie emporgeschossen; ohne den Schatten schützender Bäume verwandelt der heiße Sommer die Ebene in einen dürren Anger, in eine von Glutwinden durchwehete Steppe, die der Mensch nur auf flüchtigem Dromedare durcheilt, bis der Winter wieder seine Rechte geltend macht. Anders als auf der breiten ebenen Scheitelfläche gestalten sich die Verhältnisse an den Grenzen, in den wohlbewässerten Thälern der Randgebirgslandschaften Chinas, der Mandschurei, Da-uriens u. s. w. Hier bekunden hochstämmige Waldungen, dauernde Rasenflächen, auf den Schauplätzen der Cultur im Überfluß vorhandene Nahrungspflanzen, eine mannichfaltige und zahlreiche Thierwelt günstigere Naturverhältnisse, die sogar mittels hoher Sommertemperatur unterm 40°—42° n. Br. bei 4000 F. Höhe noch die Cultur von Wein und Baumwolle und die Pflege der Seidenraupe unterstützen. In den höher aber südlicher gelegenen Thalebenen von Tibet schlürfen schwammige Moosarten die Feuchtigkeit des fünf bis sieben Monate liegenden Schnees, um den Mangel reicher Bewässerung und schattiger Waldungen zu ersetzen, zur Zeit des in schnellem Contraste folgenden heißen Sommers, dessen Hitze noch bei 8000 F. Wein, bei 8800 F. Äpfel, Nüsse und Aprikosen, bei 12—14000 F. noch Roggen und Gerste gedeihen läßt. Solche Verhältnisse sind einzig auf der Erde, und nur an eine solche continentale Örtlichkeit gefesselt; sie üben auf das einheimische Leben der Thiere und Menschen mächtigen Einfluß. Eigenthümliche Rinder- und Schweinearten, grunzende Büffel, Pferde und große Hunde, Schafe und Ziegen zeichnen Tibet aus, fast alle mit dem feinsten Haar, im Erklettern der steilen Höhen und Lasttragen geschickt und zu den Begleitern des Menschen bei seinen Beschwerden in jenen Gegenden bestimmt.

2) **In Süd- und Südostasien** unterscheidet sich das Klima der Tiefebenen und Küstenstriche von den innern Berggegenden, da diese den Einfluß des nahen Oceans nur auf erstere beschränken. Noch an den schneebedeckten Himalayaketten und den trockenen heitern Hochebenen schießt aus dem feuchten, von tropischer Sonne erwärmten Boden des bengalischen Tieflandes, des Hügellandes Tarai und der Gestade des ostindischen Archipels eine üppige Vegetation zu amerik. Riesenhaftigkeit. Denn unter der Schwüle eines nebelbedeckten Himmels erreichen Bäume die Höhe von mehr als 100 F., Farrnkräuter die Größe europ. Waldbäume, Gräser wie das Bambusrohr eine Dicke, daß deren Halme, hohlen Baumstämmen gleich, zu Fässern und Eimern benutzt werden. Die tropischen Waldungen bestehen aus Sandel-, Eben-, Tek- und Acajouholz, aus Drachenbäumen, Schirm-, Kohl- und Sagopalmen, welchen beiden letzten sich die Cocospalme, auch Banane und Brotfrucht als allgemein verbreitete Nahrungspflanze anschließen, während in Ostindien und Australasien neben der Safthülle amerik. Vegetation sich auch das Aroma afrik. Pflanzenwelt zeigt, in den oft ganz ungepflegt wuchernden Gewürzbäumen, wie den Muskat-, Zimmet- und Gewürznelkenbäumen, dem Ingwer, Pfeffer und noch vielen andern Gewürzpflanzen. Auch die Thierwelt entspricht der groß-

artigen Natur. Sie überragt die amerikanische an Größe und wetteifert mit der afrikanischen an Kraft. Die ausgedehnten Reisfluren Bengalens, die Sumpfwaldungen der Sanderbands, des Tarai, der arakanischen, austral-asiatischen und vorderindischen Küstenebenen, sind eine wilde Heimat dem Elefanten, dem Königstiger, Löwen, Panther und Nashorn und ungeheuern Ebern, oder Schlupfwinkel der lauernden Riesenschlange, des Krokodils und noch vieler gefürchteter Amphibien. Neben den tropischen Culturpflanzen, wie Baumwolle und Zuckerrohr, gedeihen europ. Pflanzen aller Art, wiewol der Reis Hauptnahrungsmittel bleibt. Neben dem Büffel und Kameel dienen die in Europa verbreiteten Hausthiere dem Menschen, in beschränktem Grade jedoch nur das vielleicht erst später hier eingeführte Pferd. Beim Ansteigen aus den Tiefebenen auf die Plateaus und Gebirge bleibt die tropische Schwüle mit ihren begleitenden Erscheinungen zurück, die Luft wird kühler und trockener, die Gewürzpflanzen verschwinden, die Cocospalme steigt höchstens bis 1500 F., die Banane bis 3000 F. auf. Dagegen beschatten dichte Waldungen hoch- und dickstämmiger meist immergrüner Bäume die Gebirgsabfälle, und über den tropischen Hochebenen lagert ein fast ewiger Frühling, in dessen Milde noch der Kaffeebaum, die Baumwollenstaude, Edelfrüchte und feines Obst aller Art gedeihen. Für Südasiens Jahreszeiten und Klima sind die periodisch herrschenden Winde, die Moussons oder Monsuns, besonders wichtig. Dieselben bringen, aus der einen Richtung wehend, tropische Regengüsse, aus der andern kommend, Trockenheit und nicht selten sogar empfindliche Kälte, streichen aber nicht in gleich regelmäßiger Weise über alle Länder und Gewässer des Indischen Oceans, dessen Bereich ein Tummelplatz der heftigsten und verschiedensten Luftströmungen ist. In Vorderindien bilden die hohen West-Ghat eine Wetterscheide, wie die Cordilleren in Südamerika. Denn während die Westküsten und das Innere Hindostans die nasse Jahreszeit zwischen Mai und September haben, so fällt sie auf den Ostküsten vom October zum Januar, und so bestehen ähnliche Unregelmäßigkeiten in Australasien, auf Hinterindien und an den chinesischen Ostküsten, wo die besonders heftigen Orkane unter dem Namen Taifung oder Tüfung, d. h. starke Winde, gefürchtet werden. Die chinesischen Tiefebenen werden durch die Nachbarschaft der Schneegebirge in nördlicherer Breite dem tropischen Klima, durch den nahen Ocean aber auch dem continentalen Charakter mehr und mehr entrückt. Ihre Niederungen scheinen von der Natur zu den großartigsten Feldern der Cultur geschaffen zu sein, wo Reisfluren mit europ. Gemüsen und Getreidearten wechseln, Edelfrüchte, die wichtigen Maulbeerbäume, Baumwollenstauden, Farbekräuter u. dgl. gezogen werden, wilde Pflanzen ebenso selten sind wie wilde Thiere, und unter den Hausthieren das Schwein am verbreitetsten ist. Die Waldungen der Gebirgsabfälle ähneln in ihren Baumformen mehrfach denen des entsprechenden amerik. Klimagürtels. Sie haben noch in den untern Regionen durch baumartige Bambus, Palmenarten und zahlreiche Saftpflanzen äußeres tropisches Gepräge, enthalten, neben herrlichen Magnolien, Cypressenarten und andern immer grünen Bäumen, mehre für Chinas Cultur und Handel wichtige Gewächse, wie den Stoff-, Talg-, Seifen-, Wachs- und Kampherbaum. Noch auf den kahlen Höhen oberhalb der Waldregion gedeiht der Rhabarber, auf den Voralpen der Ölrettig und in den Thallandschaften der Berggegenden der wichtige Theestrauch. Auf den chinesischen Voralpen, wie in den mittlern Gegenden der benachbarten Tiefebenen, besteht nicht mehr der in A. nur Indien und Arabien eigene tropische Jahreszeitwechsel, sondern eine Folge von zwei nassen und zwei trockenen Jahreszeiten, dem Frühling, Sommer, Herbst und Winter nördlicherer Gegenden entsprechend.

3) **Nordasien**, das sibirische Tiefland, die turanischen Steppen und die Gebirgsreviere des Nordrandes vom hohen Hinterasien in sich fassend, bildet den größten Theil der arktischen Polarländer der Erde, welche alle in ihrer Natur einander ähnlich sind, von denen aber wiederum A. wegen seines continentalen Charakters durch gesteigerte Verhältnisse mehrfach von Amerikas Polarzone unterschieden ist. An den Grenzen eines weiten Eismeers öffnet Sibirien seine Gestade den rauhen Nordwinden, während es schneebedeckte Gebirgswälle als Grenzen des größten Hochlandes der Erde vor dem milden Einfluß des Südens verschließen. Die Winter sind lang, die Sommer kurz, der Boden ist beständig gefroren, an riesenmäßigen Strömen ist Überfluß, und in der Nähe des Pols gestattet die Räumlichkeit einer unabsehbaren Ebene ungehinderte Ausbreitung des continentalen Charakters, insgesammt ebenso viel Gründe für eine Steigerung der Kälte, wie in Amerika zum Theil entgegengesetzte für deren Milderung. Trotzdem ist der kurze Sommer doch im Stande, nur die äußersten Nordgegenden der Zone des ewigen Schnees, den meisten Theil aber der Zone des veränderlichen Niederschlags zu überlassen und zu bewirken, daß Holzwuchs und Getreidebau noch einige Grad weiter nördlich vorkommen als in

Amerika. Im Süden einer Linie von der Petschoraquelle zum 56° n. Br. der Westküste Kamtschatkas breitet sich der Gürtel der nördlichen Waldbäume und des europ. Getreides bis über den Nordrand des hohen Hinterasiens und zu den Ufern des Aral- und Kaspisees aus. Doch erreichen die aus periodisch absterbenden Laubbäumen und Nadelholz zusammengesetzten Wälder und die großen Grasflächen nicht die Kraft des gleichen amerik. Gürtels, und neben dem Weizen in den geschützten Gebirgsthälern gedeiht nicht wie dort europ. Obst oder gar Wein. Ja sogar die nördliche Zone der Moose und Beeren ist nicht so reich ausgestattet und wechselt oft mit den eisigen Polarwüsten der Tundras. Die untere Grenze des ewigen Schnees trifft man auf den südlichen Grenzgebirgen Sibiriens bei 6700 F., im südlichen Kamtschatka bei 5000 F. Höhe an, wogegen sie die 4000 F. hohen Gipfel der Aldankette und des Ural noch nicht erreichen soll. Dem langen, strengen, von den heftigen erstarrenden Winden (Burran) begleiteten Winter folgt schnell ein drückend heißer Sommer, dessen Sonne Blüte und Früchte schnell entwickelt und die Wärme in den schattenarmen Gegenden so unerträglich steigert, daß die meisten Geschäfte des Nachts und am Abend abgemacht werden. Zugleich ruft die Hitze Myriaden von Mosquitos ins Leben, zu unbeschreiblicher Qual der Menschen und Thiere, wie in den tropischen Steppen Amerikas. Doch wird der Boden nur auf wenige Fuß erweicht, der tiefe Untergrund bleibt ewig gefroren; ja man hat ihn in Jakutsk noch bei 30 F. Tiefe in eisiger Erstarrung gefunden. Wie das Klima und die Vegetation Sibiriens mannichfach vom nordischen Amerika abweicht, so auch die Thierwelt. Sie weist nicht die große Menge der Herbivoren auf; nur das Rennthier ist wild und gezähmt überall verbreitet. Dagegen wetteifert es mit ihm in Zahl der Pelzthiere und besitzt noch mehr Raubthiere, da neben dem heimischen Wolf, Bär und Fuchs auch in den heißen Sommern Tiger und Panther herübergelockt werden. An Hausthieren ist Nordasien reicher als Amerika. Das Rennthier ist in Amerika im Allgemeinen noch nicht gezähmt, während es in A., ebenso wie der Hund, das geschätzteste Zugthier ist, dagegen Schaf und Pferd im Südwesten allgemein verbreitet sind, und selbst in Nachbarschaft der Wüsten das Kameel nicht fehlt.

4) Westasien verräth in den meisten seiner Naturabschnitte afrik. Benachbarung in mehrfacher Beziehung, ganz besonders aber in klimatischer. Am meisten mit Afrika verwandt erscheint Arabien und der benachbarte Theil Syriens. Hier ist Dürre und Vegetationsarmuth über Hoch- und Tiefebenen verbreitet und die Dattelpalme fast der einzige Verkünder pflanzlichen Lebens, während in den bewässerten und oceanisch gelegenen Terrassenlandschaften sich reichere Verhältnisse entfalten, und neben Palmen und Edelfrüchten der Kaffeebaum, Hirsearten, Spezereien und gewürzige Pflanzen gedeihen. Auch die Thierwelt Afrikas ist heimisch auf arab. Boden. Flüchtige Gazellen und Strauße eilen von Oase zu Oase und entfliehen dem Löwen, der Hyäne und dem Schakal; das Kameel ist auch hier an die Wüstennatur gefesselt und auf den steppenartigen, periodisch mit trockenen aromatischen Kräutern bedeckten Angern wird die edelste Pferderace erzogen. In Mesopotamien und in den reichbewässerten Terrassen- und Thallandschaften des nördlichen Syriens und angrenzenden Natoliens verschwindet mit dem tropischen Klima auch dessen einförmige Wüstennatur. Es setzen immergrüne und periodisch absterbende Bäume gemeinsam große Wälder zusammen. Wein, Baumwolle, Kaffee, Maulbeerbäume, Edelfrüchte, Öl- und Feigenbäume und feinere Obstarten gedeihen vortrefflich, und an Getreide wird Weizen, Mais und Reis gebaut. Ebenso glückliche und noch üppigere Verhältnisse entfalten sich in den Terrassen der iranischen Randgebirge, wo noch bei 4000 F. der Weizen, bei 3000 F. Höhe die Orange besteht, wo ganze Wälder europ. Obstarten und Myrten mit Weingärten, Rosengehölzen und hochstämmigen Edelfrüchten wechseln. Solche paradiesische Natur sticht grell ab gegen die afrikanisch charakterisirten wüsten Küstenebenen und gegen die kahle Scheitelfläche, die alle Leiden des continentalen Klimas des hohen Ostasiens theilt. Noch trägt das Tiefland des Kaspi- und Aralsees echt asiat. Charakter in seinen Wüsten und magern Weideländern, die nur das Kameel, Schaf und Pferd ernähren und regelmäßig von harten Wintern getroffen werden. Einen Übergang zu Europa bilden die kaukasisch-armenischen und anatolischen Hochländer. Schon herrschen hier Hochwaldungen, Nahrungspflanzen und Bodencultur Europas vor; seine Hausthiere erscheinen in reicher Menge und Art, und die continentale Natur des Orients neigt sich immer mehr zu dem oceanischen Einflüssen mehr unterworfenen Occident der alten Welt.

Gesellt man zu diesem Überblicke der organischen Natur noch die Anführung der mineralischen Schätze, die der asiat. Boden in sich schließt, von den Diamanten Indiens und des Ural, dem Golde Japans, Chinas, Hinterindiens und den verschiedenen Inselgruppen des östli-

chen Archipelagus, des Altai, der vom Golde seinen Namen führt, und Ural, dem Silber- und Kupferreichthum des östlichen, des russ. und türk. A.s bis zu den Eisenminen fast aller Himmelsstriche und dem allgemein verbreiteten Reichthum der verschiedensten Nutzmineralien, wie das häufige Zinn auf Banca: so steht A. vor der Phantasie des Beschauers als ein Welttheil da, reich ausgestattet von der Natur, wol geeignet, dem Menschen eine erste Heimat zu sein, ihn zu ernähren, in seiner Unmündigkeit zu erziehen und hinzuführen auf den Schauplatz der Weltgeschichte. Meerumspült und wild durchwässert, breitet es über den Gräbern einer untergegangenen Urwelt seine Wälder und Ebenen dem rohen Jäger- und Fischerleben aus. Es hat seine Weideländer und Wüsten, von dem lothrechten Sonnenstrahl durchglüht oder von winterlichen Stürmen durchbraust, für den Nomaden und Karavanenwanderer. Es bietet seine Terrassen und Ebenen willig der Cultur für die arbeitende Hand des Ackerbau und Gewerbe treibenden und an die einmal erwählte Scholle gefesselten Menschen.

Ethnographisches. Die Zahl der Bewohner A.s mag nach einer mittlern Annahme 690 Mill. betragen, also mehr als die Hälfte der Erdbewohner, doch aber in solch dünnem Verhältniß, daß Europa verhältnißmäßig fast drei mal besser bevölkert erscheint. Von den Varietäten herrschen zwei Gruppen vor, die der Kaukasier und die der Mongolen, welche erstere im W. und S., letztere im N. und O. überwiegen. Ihnen schließen sich, nächst einigen Spuren äthiopischer Race, im Südosten noch die Malayen an. Diese Elemente sind in unendlich mannichfaltigen Mischungen und Übergängen ausgebreitet, sodaß es zweckmäßig erscheint, die nationellen und sprachlichen Verschiedenheiten nicht in detaillirter Einzelanführung erschöpfen zu wollen, sondern sie in folgender Art einfach zu gruppiren: 1) Die ostasiatische Gruppe. Zu ihr gehören die meist monosyllabischen Sprachen der Tibetaner, Chinesen, Japaner, Koreaner und Indochinesen. Letztere zerfallen in zwei Abtheilungen, eine westliche mit den Birmanen, Peguanern, Laos und Siamesen, welche sich mehr den Hindu nähern, und einer östlichen, mit den Tongkinesen, Cochinchinesen und Kambodjavölkern. Alle diese Völker haben sehr verschiedene Sprachen und stehen unter dem Einflusse chinesischer Cultur. Das Chinesische ist überall die Schrift- und Gelehrtensprache. Nur in Tibet und bei den westlichen Indochinesen ist der Einfluß indischer Cultur vorwiegend. 2) Die tatarische Gruppe. In den drei Familien der Tungusen, Mongolen und Türken ist sie über das ganze Hochasien und die nördlichen Nachbarländer ausgebreitet, und greift in den beiden Familien der finnischen Völker und der Ungarn bis weit nach Europa über. Zu den Tataren oder Mongolen rechnet man die eigentlichen Mongolen oder Ostmongolen (Khalkasmongolen), die Kalmücken oder Oilöt, und die Buräten. Die Tungusen zerfallen in die eigentlichen oder nördlichen Tungusen und in die südlichen Tungusen oder Mandschu. Letztere besitzen eine unter chinesischem, die Mongolen und Kalmücken eine unter buddhistischem Einfluß entstandene Literatur. Die türkische Familie endlich umfaßt gar zahlreiche Völker und Sprachen, welche sich in drei Gruppen zusammenfassen lassen. Die erste bilden die Osttürken, welche in uigurischer und dschagataischer Sprache eine ziemlich reiche, aber noch wenig bekannte Literatur aufzuweisen haben, und die Gebiete von Taschkend, Khiwa, Balkh, Chowaresmien (Usbekistan) bewohnen. Die zweite Gruppe bilden die sogenannten Tataren in den uralischen Ländern um Kasan und Astrakhan; die dritte Gruppe die von den Abendländern vorzugsweise sogenannten Türken oder Osmanen. Letztere haben zwar eine unendlich reiche Literatur, allein sie besteht, wie die aller übrigen Völker der türk. Familie, aus Nachbildungen pers. und arab. Muster. Mit Ausnahme einiger kleinern sibirischen Völker sind Alle Mohammedaner, bedienen sich der arab. Schrift, und haben mehr oder weniger arab. Worte in ihren Sprachen zugelassen. Die Sprache einiger türk. Völker, wie der Kumyken, Baschkiren, Kirgisen, Jakuten ist kaum literarisch angewendet worden. 3) Die tschudische oder sibirische Gruppe. Die Sprache dieser zahlreichen Völkerschaften, sowie ihre sonstigen Verhältnisse sind erst seit einigen Jahren Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden. Diese Sprachen gehören mehren ganz verschiedenen Stämmen an, wie z. B. die der Samojeden, Tschuktschen, Kamtschadalen, Kurilen oder Ainos u. s. w. 4) Die malayisch-polynesische Gruppe. Neben den Australnegern ist diese über die ganze Inselwelt des Stillen Oceans verbreitet; jedoch auf den Inseln des Indischen Archipels bildet sie die alleinige Bevölkerung. Unter indischen, seit dem 12. Jahrh. unter moslemischen, seit dem 16. Jahrh. unter europäisch-christlichen Einflüssen haben die malayischen Völker auf Java, Sumatra, Celebes, der Halbinsel Malakka, den Sundainseln, den Molukken, den Philippinen eine selbständige Literatur entwickelt, oder wenigstens die Anfänge dazu gemacht. 5) Die dekanische Gruppe. Alle ihr zugehörigen Stämme sind im Besitz einer reichen Literatur, besonders in tamulischer, karnatischer, Telinga- (Telugu-) und singalesischer Sprache, die aber unter Einwirkung der arischen Indier,

zum Theil selbst des Christenthums, erwachsen ist. 6) Die indogermanische Gruppe. Drei Zweige derselben, der indische oder sanskritische, der iranische (arische) oder persische, und der kaukasische Zweig gehören Asien an. Dem erstern fallen gegen dreißig Völkerschaften und literarisch ausgebildete Sprachen zu; zum zweiten gehören die Beludschen, Afghanen, die Perser, Kurden, Luren, die abgesprengten Osseten am Kaukasus u. s. w.; den dritten endlich bilden die Armenier. Fast alle diese Völker sind im Besitze fein gebildeter Sprachen, die sich theilweise auf nicht mehr vom Volke gebrauchte, nur noch in der Literatur oder als Religions- und Gelehrtensprache fortlebende Idiome, wie das Sanskrit, Pali, Zend, gründen. 7) Die kaukasischen Völker, wie die Tscherkessen, Lesghier, Abchasen, sind noch wenig bekannt, scheinen aber einander ganz fremd zu sein. Zu den kaukasischen Völkern rechnet man gewöhnlich die Georgier oder Grusier, welche eine nach pers. Mustern unter christlichem Einflusse erwachsene Literatur besitzen. 8) Die semitischen Völker, von denen früher die Phönizier, Juden und Syrer, später die Araber für das Abendland von höchster Bedeutung geworden sind. Das großartige Gemisch dieser verschiedenen Völkergruppen wird noch beträchtlich vermehrt durch die herrschenden Europäer und ihre Mischlinge, wie die sogenannten Halbkastleute oder Eunasier in Indien, vorzugsweise aber durch Russen im Norden und Engländer im Süden.

Wie die Natur ihre Spenden verschieden vertheilt hat, wie Stamm und Sprache des Volks in sich vielfach gruppirt sind, so auch die Religion des Asiaten, dessen Geist im rauhen Norden sich wenig über die Roheit thierischer Natur erhebt, aber unter der Schwüle des indischen Himmels die phantastischsten und bizarrsten Bilder treibt. Die polytheistischen Religionen, der Brahmaismus, Buddhismus und die Lehre des Kongfutse und Laotse nehmen den größten Theil im Osten, Süden und in der Mitte ein. Der Islam herrscht im Westen und zum Theil auch im Süden. Im Norden findet man noch rohes Heidenthum; nur spärlich hat sich die christliche und mosaische Religon in ihrer Heimath behauptet. In Armenien, Syrien, Kurdistan und Indien zählt man nur wenige Bekenner einheimischer christlicher Sekten; ebenso finden sich in Indien und auf dem Ostindischen Archipel nur wenig durch Missionare bekehrte Christen. In Sibirien dagegen greift die griech. Kirche mächtig um sich, während die Anhänger der alten Lehre des Zoroaster auf ganz geringe Zahl geschwunden sind.

Civilisation. Was die Culturverhältnisse A.s betrifft, so sind die gesitteten Völker den wilden und nomadisirenden an Zahl überlegen, wenn man auch an die asiat. Civilisation durchaus nicht den europ. Maßstab legen darf. Das Princip des Verharrens, des Gemüthslebens und der Sinnlichkeit ist es, das in der asiat. Bildung im Allgemeinen vorwiegt. Die gesitteten Völker A.s stehen darum auch, bei aller innern Verschiedenheit, auf einer ziemlich gleichen Entwickelungsstufe. Ihre Gesetze für Staat und Familie, Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft haben sie seit Jahrhunderten starr bewahrt, und diese Gesetze sind wesentlich religiös. Weniger ist dieser rein religiöse Charakter freilich bei den Chinesen vorhanden als bei den Indiern, Arabern, Persern und Türken. Wir pflegen die Araber, Perser und Türken unter dem Namen Orientalen zusammenzufassen und den Indiern und Chinesen gegenüber zu stellen. In der That unterscheiden sich diese drei großen civilisirten Völkergruppen A.s sehr scharf in den mannichfachsten Punkten. So haben z. B. die Orientalen das Sklaventhum, während die Indier in Kasten zerfallen, die Chinesen aber eine vollkommene bürgerliche und politische Gleichheit bewahren. Die Orientalen zeigen im Ganzen in ihrem Benehmen Adel, dessen sich der schwache, gutmüthige Indier nicht rühmen darf, und der gegen die ceremonielle Pedanterie des Chinesen stark absticht. Der Orientale ist Fatalist, der Glaube an ein unabänderliches Schicksal verläßt ihn nie; der Indier meint dagegen seinen Göttern weit mehr Verantwortlichkeit für sein Handeln schuldig zu sein; der Chinese besitzt wenig Anlage für eine übersinnliche Welt, und begnügt sich im Leben mit einem überlieferten bis ins Kleinste ausgebildeten Sittengesetz. Die Gewerbthätigkeit ist natürlich nur unter den gesitteten Völkern verbreitet, und auch da nur bei den Chinesen und Japanern, Indiern, Persern, Bucharen und Osmanen; denn Araber, Indochinesen und Tibetaner besitzen verhältnißmäßig nur geringe Industrie, und der Armenier treibt Handel. Die Industrie der asiat. Völker steht im Allgemeinen in keinem Verhältniß zur Fülle und Mannichfaltigkeit des rohen Materials; die Gegenstände aber, auf welche sie sich beschränkt, können sich mit Recht einer großen Vollkommenheit rühmen, wie das die Fabrikation der Seiden-, Baumwollen- und Wollenzeuge, des Leders, der Waffen und die Bereitung der Farben beweiset. Indische Musseline, pers., wie türk. und indische Shawls und Teppiche, damascener Waffen und türk. Saffiane behaupten noch jetzt ihren Werth auf den europ. Märkten. Die Porzellan- und Papierfabrikate, die Lackwaaren und Elfenbeinarbeiten der Chinesen und Japaner werden noch

zt bewundert. Der Handel der einheimischen asiat. Völker ist immer noch, obgleich ihm ie Bewohner des Westens so vielfach Eintrag thun, ein ausgebreiteter. Derselbe ist jedoch och vorherrschend Landhandel, zieht noch heute dieselben Straßen wie vor Alters und erhält den Glanz der von ihm berührten Städte, selbst wenn sie von den Ruinen verfallener Macht umgeen sind. Große Karavanen führen die Waaren auf Kameelen durch die Wüsten und vereinien oder begegnen sich in bestimmten Städten, so in Bokhara, Herat, Bagdad, Aleppo, Damasus, Kabal u. s. w. China treibt durch die östliche Gobi mit Rußland und durch die westliche nit Turkestan großen Handel. Indien sendet seine Waaren über die iranischen Hochflächen nach Syrien, Armenien und Kleinasien oder über Bokhara nach Orenburg und dem europ. Rußand. Pilgrime und Karavanen reisen von der Türkei und Persien nach Mekka, und die Russen ühren ihre nordischen Schätze über den Ural nach Europa. Der Landhandel ist größtentheils in en Händen der Bucharen und Armenier, auch in denen der Juden, Banianen und Europäer. Der Seehandel wird nur sehr beschränkt von Arabern, Banianen, Malaien, Bugis und Chiesen zu den nächstgelegenen Ländern, im Großen aber von den Europäern, besonders den Engändern betrieben. Zu den wichtigsten Seeplätzen gehören Smyrna, Maskat, Bassora, Abuhehr, Bombay, Madras, Kalkutta, Singhapur, Batavia, Kanton, Schanghai und Nangasaki.

Die politischen Zustände A.s im engern Sinne bieten in sich schroffe Gegensätze. Während ie wilden Völker keine Oberhäupter kennen, in vereinzelten Familien leben und viele kaum eine Ahnung davon haben, daß sie ein europ. Kaiser seine Unterthanen nennt, während die Noadenvölker unter ihren Stamm- und Hordenhäuptlingen, ihren Khans oder Scheikhs noch paciarchalische Regierungsform bewahren, zum Theil aber gleichsam als Lehnsstaaten mächtigern Reichen unterthänig sind, so finden sich die gesitteten Völker A.s in große Staaten gebannt, deen Regierungsformen monarchisch und despotisch, in große Reiche, die ihren Stolz nur noch on der Erinnerung früherer Größe nähren und denen es nur zum Theil gelungen ist, ihre egoilische Abgeschlossenheit zu behaupten. A. legte gleichsam den Grund zu der Weltgeschichte; seine Kraft strömte früher aus in die Nachbarcontinente. Asiaten kriegten gegen das finstere Ägypten ind gegen das lichte Hellas; sie wurden die Hauptstärke des macedonischen und bildeten ein wesentliches Kraftelement des röm. Reichs. Durch das Völkerthor im Norden des Kaspischen Meers brachen asiat. Horden; Hunnen ergossen sich über Europa; Dschingis-Khan's und Tamerlan's Reiterscharen überschwemmten die slawischen Ebenen, während Araber Khalifate n drei Welttheilen gegründet hatten und in den Kreuzzügen das Blut europäischer Heere asiat. Gefilde tränkte. Der Schatten des oström. Reichs sank vor der Schärfe des osman. Schwerts, und noch gegenwärtig beherrscht der Türke einen Theil Europas. Doch mit dem Erstarken Europas, mit dem Erblühen seiner geistigen Kraft, wurde nicht blos das asiat. Außenstreben gehemmt, sondern auch der Einfluß auf die in ihren natürlichen Becken ruhenden Massen mmer entschiedener. Als ruhende Massen kann man mit Recht die großen Nationen A.s beeichnen; denn wenn auch gewaltige Empörungen und Kriege in ihrer Geschichte aufgezeichnet ind, so war das Resultat für sie nie ein geistiger Gewinn. Einmal auf einen gewissen Standunkt gekommen, kennt A. keine Culturgeschichte mehr, nur eine Staatengeschichte. Seitdem der Seeweg nach Ostindien europ. Schiffen geöffnet, gewannen erst die Gestadeländer des Inischen Oceans ein anderes Ansehen. Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen, Dänen und Engländer pflanzten ihre Banner in Indien auf. Die Engländer breiteten besonders schnell ihren Einfluß über den ganzen Süden aus, gründeten sogar am Ganges ein großes Reich, und beschränkten allmälig die Colonien der übrigen Europäer. Portugiesisch blieben nur Macao, Diu nd Goa; spanisch die Philippinen; holländisch die Molukken, Theile von Celebes und Borneo, Java, Sumatra und die Sundainseln; französisch Pondichéry, Carrical und Mahé; dänisch Tranquebar. Während der Süden und das mittlere Asien solchergestalt vom europ. Leben rgriffen worden war, erweiterte Rußland seine Macht über Sibirien und die Kaukasusländer, ort die Schlüssel zu China, hier die Pforten zu Persien beherrschend. Langsam schmilzt Sibiiens eisige Rinde unter dem wohlthätigen Einflusse Rußlands; hier erkämpfen nur friedliche Waffen einen in Zukunft unberechenbaren Gewinn, während am Kaukasus die ganze Schwere es Schwerts den sich sträubenden Bergvölkern gewaltsame Unterwerfung droht. A. zeigt geenwärtig folgende Gruppirung. A. Westgruppe: 1) das Osmanische Reich; 2) Arabien und eine Nomaden; 3) Persien, Afghanistan und Beludschistan, und 4) die Khanate von Turkestan nit ihren Nomaden. B. Ostgruppe: 1) Japan und 2) China mit seinen Schutz- und Vasallenändern. C. Südgruppe: 1) in Vorderindien neben dem unmittelbaren britischen Besitz, dem roßen Anglo-indischen Reich, die mehr oder weniger abhängigen Staaten Nepal, Butan,

Nagpur, Hyderabad, Mysore u. s. w.; 2) in Hinterindien, ebenfalls neben dem unmittelbaren Besitz der Engländer, die unabhängigen Staaten Birma, Siam, Anam (Tongking, Cochinchina, Kambodja) und die Malayenstaaten der malayischen Haibinsel; 3) die erwähnten Besitzungen der andern europ. Völker. D. Nordgruppe: das asiatische Rußland.

Von allen Seiten ist der europ. Fremdling in den asiat. Koloß gedrungen. Europ. Mächte schreiben der Pforte jeden Schritt in den orientalischen Verhältnissen vor, und ihre Priester sind ausgesendet, um dem Christenthume eine sichere Stätte in seiner Heimat zu bewahren. Den pers. Thron umstehen europ. Diplomaten; das wundersame China sieht brit. Dampfschiffe an seinen Küsten und auf seinen Flüssen. Rußland und England, jedes in seiner Weise, dieses vom Norden, jenes vom Süden her, üben den mächtigsten Einfluß, und gedenken sich in die Herrschaft A.s zu theilen.

Größer noch als der politische und mercantile Vortheil ist der wissenschaftliche Gewinn, den die Gegenwart in so reichem Maße aus dem europ. Einfluß in A. zieht. Die Wissenschaft erntet jetzt jährlich mehr, als ehedem in einem Jahrhunderte, wo es zu einem großen Wagstück gehörte, den Orient zu bereisen. Lange waren die Nachrichten des Herodot, Xenophon, Dionys von Halikarnaß und Arrian die einzigen gewesen, die man von A. hatte, bis sich um Erweiterung der Kenntnisse vorzüglich Araber und dann auch Europäer verdient machten. Eine neue Epoche für die Wissenschaften ging mit Vasco de Gama's Umsegelung des Cap der guten Hoffnung und der Landung an der Küste Malabar auf. Entdeckungen folgten auf Entdeckungen, unter denen das 16. Jahrh. verstrich, ohne gerade gleichzeitig tiefere Erforschungen aufweisen zu können. Mit der Befestigung und Ausdehnung der politischen Macht und der genauern Bekanntschaft mit den verschiedenen einheimischen Literaturen am Schluß des 18. und zu Anfange des 19. Jahrh. hielt die Erweiterung der Kenntnisse von A. gleichen Schritt. Da glänzen, um nur Einige zu nennen, die Namen Gmelin, Pallas, Lütke, Wrangel, Hansteen, Erman und Castren für Nordasien; Capell-Brooke, Beechey und Basil Hall für die Ostküsten; Hyacinth, Turner und Moorcroft für Tibet; Eversmann und Meyendorf für die Bucharei; Kämpfer, Siebold für Japan; Bieberstein, Graf Potocki, Bergmann, Reineggs, Klaproth, Schlatter, Bodenstedt, Parrot, Willbraham und d'Ohsson für den Kaukasus; St.-Martin, Heumann, M. Wagner, Dubois de Montpereux und Engelhardt für Armenien; Malcolm, Pottinger, Morier, Kotzebue, Forster, Elphinstone und Crawfurd für Persien, Afghanistan und die Türkei; Anderson, Burney, Richardson, Pemberton, Finlayson, Hamilton u. A. für Indien; Seetzen, Burckhardt u. A. für Arabien und Syrien; Laborde, Violet, Choiseul-Gouffier u. A. für Kleinasien; Tomba und Renouard für die Sundainseln, und für das Altaisystem Ledebour, Meyer, Bunge, Hoffmann, Helmersen und A. von Humboldt, welcher in Begleitung von Rose und Ehrenberg 1829 eine in vielfacher Beziehung lehrreiche Reise bis an Chinas Grenzen machte, deren Ergebnisse in den „Fragments de géologie et de climatologie asiatiques" (2 Bde., Par. 1831) in Rose's Beschreibung dieser Reise (2 Bde., Berl. 1837—42) und in der Herausgabe seines „Centralasien" (2 Bde., Berl. 1843—44) veröffentlicht sind. Unter den Männern, die sich im letzten Decennium um Erforschung einzelner Gegenden A.s besondere Verdienste erwarben, wollen wir hier nur noch anführen Bruguière für Korea; Davis und Gützlaff für China; Low, Cosh, Hannay, Leod, Richardson, Pemberton und Newbold für Hinterindien; Windsor, Oliver, Müller, Horner, Temmink und Junghuhn für den Ostindischen Archipel; Lambton, Everest, Sykes, Malcolmson, Burnes und Hügel für Vorderindien; Moresby für die Malediven; Wood für die Lakediven; Johnson, Webb und Hügel für Hochasien; Burnes, Pottinger, Canolly, Morier, Shiel, Masson und Rawlinson für das östliche Iran; Todd, Kempthorne, Whitelock, Montheith, Sutherland, Chesney und Ainsworth für das westliche Indien und Iran; Wellsted und Wallin für Arabien; Robertson, Moore, Beke, Schubert, Russegger und Robinson für Syrien und Palästina; Dubois de Montpereux, Sjögren, Koch und Brosset für den Kaukasus; und für Kleinasien Arundell, Brant, Hamilton, Texier, Russegger, Callier, Strickland, Graves und Brock, Marschall Marmont, Fellows, Cohen, die Offiziere des russ. und bei den neuern Expeditionen auch Offiziere des preuß. Generalstabs. Zu den wichtigsten Quellen der Kenntniß Asiens gehören die zahlreichen politischen und literarischen Journale, das „Calcutta review", das „Journal of the eastern Archipelago" u. a., dann die Journale und Denkschriften der Asiatischen Gesellschaften (s. d.). Zu welchen schönen Resultaten die Riesenschritte der Gegenwart führen, das beweist schon Ritter's „Erdkunde" (Bd. 1—15, 2. Aufl., Berl. 1824—50). Es wird uns wol bald vergönnt sein, A. nach allen Richtungen entschleiert vor uns zu sehen und in seiner Natur und seinen Schicksalen mit unbefangenem Blicke lesen

zu können. Eine umfassende Geschichte der Völker A.s in religiöser und literarischer, in staatlicher und bürgerlicher Beziehung, würdig dem Standpunkte unserer jetzigen Einsicht und Kenntniß, ist ein wahres Bedürfniß. Keine Literatur hat solch ein Werk aufzuweisen, obgleich Vorarbeiten hierzu in Menge vorhanden sind.

Asinari (Federigo, Graf von Camerano), geb. zu Asti in Piemont in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., wählte den Kriegerstand und begleitete unter Andern mit savoyischen Hülfstruppen den Kaiser Maximilian II. in den Türkenkrieg. Seine Mußestunden widmete er der Dichtkunst. Außer einer Anzahl von Sonetten, Canzonen und andern kleinern lyrischen Dichtungen, welche in mehren Sammlungen zerstreut sind, und einigen umfangreichern, bis jetzt noch ungedruckten Werken, ist er der Verfasser des von den Italienern sehr geschätzten Trauerspiels „Il Tancredi". Dasselbe erschien zuerst (Pav. 1587) unter dem Titel „Gismonda" als ein Werk des Torquato Tasso. Eine zweite von Borgogni besorgte Ausgabe (Bergamo 1588) gibt zwar den richtigen Titel des Stücks, schreibt es aber irrthümlich dem Ottavio A., dem Vater des Dichters, zu.

Askalon, in Palästina, bei den Hebräern Aschkelon, bei den Arabern Askalan, eine der fünf Fürstenstädte der Philister, am Mittelmeer, in einer an Wein, Öl, Nüssen, Granaten reichen Gegend, wird im Alten Testament häufig genannt. Jonathas der Makkabäer eroberte die Stadt zwei mal, und Herodes verschönerte dieselbe durch Bäder, Paläste und Brunnen. A. war der Hauptsitz des Cultus der Derketo, der Venus der Syrer und Palästinenser, welche hier einen Tempel und einen Teich mit geweihten Fischen besaß. Die Askaloniten bewiesen sich von jeher gegen die Juden sehr feindselig und trugen ihren Haß auch auf die Christen über. Unter dem Khalifen Omar wurde A., eine der festesten Städte Palästinas, von den Moslems erobert, und blieb in deren Händen bis sie 1153 von den Kreuzfahrern unter Balduin III. eingenommen ward. Schon vorher, 12. Aug. 1099, gewannen bei A. die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon einen entscheidenden Sieg über das weit überlegene Heer des Sultans von Ägypten. Nach der Schlacht bei Hittin 1187 nahmen die Sarazenen A. wieder. Im J. 1191 kam es in die Gewalt von Richard Löwenherz, und 1192 wurde die Stadt zufolge einer Friedensbedingung von den Christen zerstört. Gegenwärtig ist der Ort unbewohnt und nur wegen der Ruinen von Tempeln, Theater und Kloster besucht. Von A. haben die früher in der Umgegend häufig angepflanzten Schalotten (d. i. Ascalonitae, Echalottes) ihren Namen.

Askanien, Aschanien, Ascharien, eine ehemalige deutsche Grafschaft, eine der ältesten Besitzungen der Anhaltiner, vielleicht deren Stammland, die sich anfänglich Grafen von Ascharien nannten. Die Überreste der Burg Askanien, Hauptsitz der Grafen, liegen auf dem Wolfberge bei Aschersleben. Schon Albrecht der Bär besaß Askanien, und dessen Enkel Heinrich, erster Fürst von Anhalt, erhielt es zum Erbe. Seit der Mitte des 13. Jahrh. bis 1315 residirte hier die aschersleben'sche Linie des Hauses. Nach deren Erlöschen brachten die Bischöfe von Halberstadt Askanien mit Aschersleben an sich, und gaben es trotz Fehden und vieler Reichstagsbeschlüsse nicht mehr heraus. Mit der Secularisation des Bisthums kam Askanien an Brandenburg, ohne daß das Haus Anhalt dafür entschädigt ward. Ebenso vergeblich machte dasselbe auf dem Reichsdeputationsschluß von 1803 und 1814 beim wiener Congresse seine Ansprüche geltend. Indessen führen die anhaltschen Herzöge Titel und Wappen der Askanier.

Askariden gehören zu derjenigen Familie der Eingeweidewürmer (Entozoen), welche ihres walzenförmigen Körpers wegen Rundwürmer genannt worden sind. Die bekannteste Art von Askariden ist der gemeine Spulwurm, welcher vorzüglich in dem Darme des Menschen, hin und wieder aber auch im Pferde, Rind und Schweine vorkommt, äußerlich einem Regenwurme gleicht, spannenlang wird und die Wurmkrankheit der Kinder veranlaßt. Er entsteht und vervielfältigt sich nicht immer in Folge schlechter Diät, wie man gewöhnlich annimmt, sondern auch vermöge einer besondern Disposition des Kindeskörpers. Die von den Spulwürmern verursachten Zufälle sind selten so heftig, wie die vom Bandwurme hervorgebrachten; auch gehen diese Parasiten entweder von selbst ab, oder sind wenigstens durch eine angemessene ärztliche Behandlung sehr leicht zu entfernen.

Askelöf (Joh. Christopher), schwed. Journalist, geb. 1787, studirte zu Lund, wo er 1805 Doctor der Philosophie wurde, und erhielt hierauf zu Stockholm eine Anstellung in der königl. Kanzlei. Seine publicistische Bahn eröffnete er mit dem Wochenblatte „Polyphem" (1809—12), welches, besonders gegen die schwed. Akademie und den classischen, d. h. französischen Geschmack gerichtet, die damals beginnende Umwälzung in der schwed. Literatur einleitete. Im J. 1812 erhielt er eine Civilanstellung im Hauptquartiere des Kronprinzen. Nach Beendigung des Kriegs ward ihm die Liquidation in den Ländern, in welchen das schwed. Heer ge-

wesen, und später, seit 1819, die Regulirung der pommerschen Donationen übertragen. In derselben Zeit gab er das Journal „Lifvet och Döden" (1815—16) und mit dem Grafen Schwerin und dem Generaldirector Livijn die staatswissenschaftliche Zeitschrift „Läsning till utbredande af medborgerliga Kunskaper" (1816—17) heraus. Im J. 1820 hatte er einen Getreidetransport nach England und 1821 einen nach Italien zu besorgen. Die letztere Expedition fiel aber sehr ungünstig aus und blieb ein Punkt, welchen seine Gegner zuweilen zu berühren pflegten. Nach der Rückkehr aus Italien, 1824, lebte er nur sich selbst, bis er 1829 mit der Zeitschrift „Den objudne Gästen" anonym auftrat, welche damals großes Aufsehen erregte und später unter dem veränderten Titel „Svenska Minerva" fortgesetzt wurde. Sie befaßte sich fast ausschließend mit Politik und öffentlichen Verhältnissen, und enthielt bis 1840, da A. bis dahin mit mehren Ministern in vertrautem Umgange stand, sehr gute Aufschlüsse über die innere Politik der Cabinete und den wirklichen Zusammenhang der Dinge. In seinem Urtheile ist A. nicht selten befangen und launenhaft. Seit 1840, wo ein neues Ministerium an die Spitze kam, dem er bei seinen streng royalistischen Grundsätzen durchaus abgeneigt sein muß, ist er, da er nicht mehr ministeriell sein kann, ein Opponent der Opposition.

Asklepiaden heißen eigentlich, wenn man den Äsculap (s. d.) als eine historische Person nimmt, die Nachkommen desselben, auf welche sich seine medicinischen Kenntnisse forterbten, und als deren Stammsitze vorzüglich Kos und Knidos anzusehen sind. Nimmt man aber den Äsculap als bloßes Göttersymbol, so wird damit ein medicinischer Orden bezeichnet, der, weil die Arzneikunst anfänglich als Geheimniß galt und mit der Religion in der engsten Verbindung stand, einer Priesterkaste gleichkam, in der sich die medicinischen Kenntnisse und Erfahrungen erblich fortpflanzten. Die Mitglieder derselben mußten sich durch einen Eid, bekannt unter dem Namen Hippocratis jusjurandum, verbindlich machen, die Geheimnisse der Kunst zu bewahren. Auch nach Rom, welches nach und nach die Verehrung der meisten griech. Gottheiten bei sich einführte, gingen der Dienst des Äsculap und die damit auf das engste verbundenen Geheimnisse über. Als 292 v. Chr. in Rom die Pest große Verwüstungen anrichtete, befahlen die Sibyllinischen Bücher, den Äsculap von Epidaurus, welches der Hauptsitz des Gottes war, nach Rom zu holen. Man schickte eine Gesandtschaft dahin, und als diese dort ihr Gesuch vorbrachte, kroch aus dem Tempel eine Schlange in das Schiff, welche man, da sie für den Äsculap selbst galt, nach Italien schaffte. Dieselbe sprang beim Einlaufen des Schiffes in die Tiber auf eine Insel des Flusses, auf der dem Äsculap ein Tempel errichtet wurde, in welchem die Priester die mit dem Dienste des Gottes verbundene Heilkunst trieben. Die koischen Asklepiaden leiteten ihr Geschlecht mütterlicher Seite von Herakles ab; zu ihnen gehört auch Hippokrates.

Asklepiădes, aus Samos, der Sohn des Sikelids, daher auch oft Sikelides genannt, ein griech. Dichter, dessen Namen noch 39 meist erotische Epigramme in der „Anthologie" tragen, die aber zum Theil andern gleichnamigen Dichtern angehören mögen, war der Freund und Zeitgenosse des Theokrit, doch noch etwas älter als dieser. Nach ihm sind die **Asklepiadeischen Verse** benannt, die, mit einem Spondeus beginnend und mit einem Jambus schließend, aus zwei oder drei Choriamben bestehen, z. B.:

oder ⏒ – | ⏒ ⏑ ⏑ – || ⏒ ⏑ ⏑ – | ⏒ ⏓ ⏑ – ⏑ ⏓

Jenen nennt man den kleinern, diesen den größern Asklepiadeischen Vers. Horaz wendet ihn entweder allein, oder in Strophen mit andern Versarten gemischt an.

Asmăi, eigentlich Abu-Said-Abdolmalak-ben-Koraib, ein ausgezeichneter arab. Grammatiker und Theolog, geb. 738, gest. 824, war der Erzieher der Söhne des Khalifen Harun-al-Raschid, der ihn in hohen Ehren hielt. A. scheint zuerst die Sagen und Abenteuer des arab. Beduinenhelden Antar gesammelt und redigirt zu haben; seine Arbeit aber ist verloren gegangen.

Asmannshausen, ein Dorf im nassauischen Amte Rüdesheim, verdankt den Ruf seines Namens dem Weine, der in dessen Nähe auf blauem Schiefergebirge wächst. Es gibt sowol rothen als weißen asmannshäuser Wein; doch hat jener vor diesem beiweitem den Vorzug. Ersterer, das Erzeugniß einer kleinen Burgunderrebe, hat eine eigenthümliche hochrothe Farbe und besitzt, außer einem seltenen gewürzhaften Geschmacke, ungemein viel Stärke und Feuer. Er hält sich aber nur drei bis vier Jahre auf seiner Höhe; dann geht er von Jahr zu Jahr zurück, indem sein Farbestoff sich niederschlägt. Die edelste Sorte desselben, welche manche Rheinweinkenner allen andern am Rhein gezogenen rothen Weinen, und selbst dem besten Burgunder vorziehen, wird in den Weinbergen der herzoglichen Kammer zu Wiesbaden erbaut.

Asmŏdi, eigentlich Aschmedai, d. i. der Zerstörer, ein böser Dämon, welcher in den spätern

dischen Schriften erwähnt wird. A. wird als Urheber von mancherlei Arten des Unheils dar-
stellt. Im Buche Tobias tödtet er hintereinander die sieben Ehemänner der Sara, und des-
alb hat man ihn in neuerer Zeit scherzhaft auch den Eheteufel oder Störer der Ehen genannt.
m Talmud heißt er der Fürst der Dämonen und soll den König Salomo aus seinem Reiche
rtrieben haben.

Äson (griech. Aison), der Sohn des Kretheus, Stiefbruder des Pelias, und, obgleich der
tere Sohn, durch diesen von der Regierung Thessaliens verdrängt, war der Vater des Jason,
elchen Pelias nach Kolchis schickte, um nach dessen Entfernung im unbestrittenen Besitze der
errschaft zu bleiben. Bei der Zurückkunft der Argonauten wurde er durch Zaubermittel von
r Medea verjüngt.

Asöpus ist der Name mehrer Flüsse, unter denen in der Mythologie der in Sikyonien im
eloponnes strömende berühmt ist. Als Flußgott ist A. Vater von zwei Söhnen und 20 oder
2 Töchtern, deren Namen sich fast alle auf geographische Verhältnisse beziehen. Unter seinen
öchtern ist am bekanntesten Ägina, welche Jupiter entführte. Als A. sie überall vergebens
chte, theilte endlich Sisyphus in Korinth ihm das Geschehene mit. Er verfolgte daher den Ju-
ter und wollte den Olymp mit seinen Wogen erstürmen, allein Jupiter erschlug ihn mit seinem
litze, seit welcher Zeit der Fluß Kohlen in seinem Bette führte.

Äsopus, ist der älteste griech. Fabeldichter, oder wenigstens der Collectivname, auf den die
ganzen Alterthume geübte Kunst, praktische Lehren der Lebensweisheit in sinnbildlichen Er-
hlungen aus der Natur vorzutragen, zurückgeführt wird, sodaß die Fabel selbst die Äsopische
ißt. Dieselbe fand auch bei den Römern frühzeitig Eingang, wie man aus dem Fabelbuche
s Phädrus ersieht, der sich die Äsopische größtentheils zum Muster nahm. Man muß unter-
heiden, was über A. von ältern Schriftstellern, namentlich von Herodot, gesagt wird, und was
einer ärmlichen Sammlung von Märchen steht, die gewöhnlich dem Maximus Planudes,
nem byzantinischen Mönche des 14. Jahrh., zugeschrieben wird. Nach den historischen Nach-
hten lebte A. etwa im 6. Jahrh. v. Chr. als ein Zeitgenosse der Sieben Weisen. Er stammte
s Phrygien, diente als Sklave mehren Herren, genoß zuletzt das Vertrauen des Königs Krö-
s von Lydien, der ihn zu mehren Gesandtschaften brauchte und endlich nach Delphi schickte,
o er von den Priestern, die er durch eine Fabel beleidigt hatte, vom Felsen herabgestürzt ward.
eine Fabeln werden schon vom Plato im „Phädon" erwähnt, und nach Diogenes von Laerte
achte Demetrius Phalereus eine Sammlung derselben. Eine spätere Sammlung war die des
abrius, der sie in Choliamben brachte, die eine spätere Zeit wieder in Prosa auflöste. Denn
osaische Fabeln von A. finden sich in den Schriften des Sophisten Aphthonius von Antiochia,
2. Jahrh. v. Chr., und des Rhetors Themistius, im 4. Jahrh. Die Ausgaben der Äsopi-
en Fabeln sind aus verschiedenen handschriftlichen Sammlungen entnommen. Die Samm-
ng des Maximus Planudes wurde zuerst vollständig aus einem pariser Manuscripte von
tephanus (Par. 1546) abgedruckt. Aus fünf heidelberger Handschriften vermehrte diese
ammlung mit 133 Fabeln Nevelet (Frankf. 1610). Dieser Ausgabe schließen sich an die von
udson (Orf. 1718) und Heusinger (Eisenach 1741); andere 80 Fabeln, welche Rochefort in
r pariser Bibliothek fand, nahm nach Gail („Les trois fabulistes", Par. 1796) auch Schäfer
die neuen Auflagen und Umarbeitungen der Heusinger'schen Ausgabe auf (Lpz. 1810 und
820). Eine neue Vermehrung der Fabeln wurde endlich aus einer Handschrift der Bibliothek
s Klosters von Montecassino und einer vaticanischen geschöpft (herausgegeben von Franc. de
ria, 2 Bde., Flor. 1819). Verbesserungen gaben die Ausgaben von Korais (Par. 1810)
d von C. Chr. Schneider (Lpz. 1810). Eine andere Sammlung äsopischer Fabeln aus einer
gsburger Handschrift gibt die Ausgabe von J. G. Schneider (Bresl. 1812). Vgl. Grauert,
e Aesopo et fabulis Aesopiis" (Bonn 1825).

Asow, Festung und Hafenstadt des südlichen Rußlands im Gouvernement Jekaterinoslaw,
a Don, unweit dessen Mündung in den Asowschen Meerbusen. Durch die Schlammab-
gerungen des Don ist der Hafen so versandet, daß der Handel und die Schiffahrt mehr und
ehr sinken und der Haupterwerbszweig der 3000 E. nur noch in der Fischerei besteht. Unter
m Namen Tanais war A. im Alterthum eine Colonie der Griechen, die mit den nördlichen
ölkern großen Handel betrieb und zu mancher Zeit an Menschenzahl und Reichthum mit
antieapäum wetteiferte. Im Mittelalter kam die Stadt an die Polowzer und von diesen an
e Genueser, die sie Tana nannten. Den Letztern entriß sie 1392 Tamerlan. Im J. 1471
urde Tana oder Asow (der letztere Name stammt von den Türken, welche das benachbarte
leer und die Stadt Asak nennen, von den Türken erobert und war seitdem bald unter russ., bald

unter türk. Botmäßigkeit. Peter d. Gr. eroberte die Stadt, mußte sie aber schon 1711 den Türken zurückgeben, die sie 1733 wieder verloren, um sie 1739 wiederzunehmen, bis endlich Rußland 1774 in den ruhigen Besitz derselben gelangte. Nach der Stadt ist der nördlichste Meerbusen des Schwarzen Meers das Asowsche Meer benannt, mit dem dieselbe durch die Straße von Kaffa in Verbindung steht, während die taurische Halbinsel sie von ihm trennt. Das Faule Meer ist ein Theil des Asowschen Meers, das sonst Palus Maeotis, von den Tataren und Türken wegen des Fischreichthums auch Balik-Denghis, d. i. Fischmeer, genannt wird. Von dem Flusse Suwasch, der in das Asowsche Meer mündet, heißen es die Türken auch das Meer von Suwasch, woher im Mittelalter der Name Meer von Sabbache oder Zabbachet stammte.

Aspasia, geb. zu Milet, eine Tochter des Ariochus, scheint sich die Thargelia (ebenfalls aus Milet), welche auf eine seltene Weise politische und wissenschaftliche Talente mit der dem weiblichen Geschlechte eigenen Anmuth in sich vereinigte, zum Muster genommen zu haben. Der Umstand, daß in Athen alle fremde Frauen gleichsam geächtet waren und ihre Kinder, wenn auch in der Ehe gezeugt, nicht als rechtmäßige betrachtet wurden, bewirkt, daß A. öfter in die Reihe der Buhlerinnen gestellt wurde. Sie beschäftigte sich in Athen mit Politik und Beredtsamkeit, den mächtigsten Waffen der Freistaaten. Ihr Haus war der Sammelplatz der angesehensten nnd geistvollsten Männer Athens. Sokrates besuchte sie oft; ja er legt ihr bei Plato sogar die herrliche Leichenrede, die er dem Menexenus vorträgt, scherzweise in den Mund. Dem Perikles, diesem großen Manne, der es verstand, zugleich Bürger und König einer Republik zu sein, und dem sie Unterricht in der Beredtsamkeit ertheilt haben soll, wußte sie dauernde Liebe einzuflößen. Man nannte ihn den olympischen Zeus und A., seine Begleiterin, die Juno. Endlich trennte Perikles sich von seiner ersten Gemahlin, und heirathete die A. Der muthwillige, aber nicht historisch treue Aristophanes beschuldigt A., den Krieg zwischen Athenern und Samiern um Milet, und den Peloponnesischen Krieg wegen des Raubes einiger ihr gehörenden Mädchen veranlaßt zu haben. Plutarch rechtfertigt sie gegen diese Beschuldigungen, und Thucydides nennt ihren Namen nicht, obgleich er die Ursachen des Peloponnesischen Kriegs mit den kleinsten Nebenumständen erzählt. Als die Athener, aufgebracht gegen den Perikles, den sie aber selbst nicht anzugreifen wagten, die A. wegen Verachtung der Götter anklagten, trat Perikles als ihr Vertheidiger auf und entwaffnete die Richter. Nach des Perikles Tode heirathete sie den Viehhändler Lysikles, der aber bald durch ihren Einfluß in Athen großes Ansehen erlangte. Ihr übriges Leben ist unbekannt. Ihr Name war so berühmt, daß der jüngere Cyrus seine Geliebte Milto nach ihr Aspasia nannte. Überhaupt auch bezeichnete man später mit dem Namen A. die liebenswürdigsten Frauen. Vgl. Jacobs, „Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts“ in dessen „Vermischten Schriften“ (Bd. 4, Lpz. 1840).

Aspecten heißen in der Sternkunde die merkwürdigsten unter den verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gegeneinander, wie sie uns nämlich von der Erde aus gesehen erscheinen. Man bemerkt gegenwärtig nur noch fünf Aspecten. Diese sind die Conjunction oder Zusammenkunft, die Opposition oder der Gegenschein, der Gedritt- oder Trigonalschein, der Geviert- oder Quadratschein, auch Quadratur genannt, und der Gesechst- oder Sextilschein. Die Conjunction in den Kalendern mit dem Zeichen ☌ angedeutet, ergibt sich, wenn zwei Gestirne einerlei Länge haben. In diesem Falle sind ihre Orte am Himmel nur um die Differenz oder Summe ihrer Breiten, je nachdem sie nämlich auf einer Seite oder auf entgegengesetzten Seiten der Ekliptik liegen, verschieden, und also, da die Breite der Sonne stets Null, die des Mondes und der meisten Planeten aber, die kleinsten zuletzt entdeckten ausgenommen, nie beträchtlich ist, in der Regel wenig voneinander entfernt. Hätten sie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breiten, so würden sie einander bedecken. Die Conjunction des Mondes mit der Sonne verursacht den Neumond; fällt aber ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Sonnenfinsterniß. Die Opposition, im Kalender ☍, ereignet sich, wenn die Länge zweier Gestirne um 180 Grad verschieden ist, sodaß das eine aufgeht, wenn das andere untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenschein, so haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Mondfinsterniß. Für die Astronomie sind die Conjunctionen und Oppositionen, die in früherer Zeit größere wissenschaftliche Wichtigkeit hatten, nur noch von Bedeutung zur Bestimmung der Bahnen der Planeten, für die mathematische Geographie aber zur Bestimmung der geographischen Länge. Conjunction und Opposition heißen wol auch die beiden Syzygien (s. d.); indeß wird dieses Wort gegenwärtig gewöhnlich nur beim Monde gebraucht. Der Trigonalschein △ findet statt, wenn sich die Längen zweier Planeten um den dritten, die Quadratur □, wenn sie sich um den vierten, der Gesechstschein ✱, wenn sie sich um den

sechsten Theil von 360 Grad unterscheiden. Für die Wissenschaft sind die drei letzten Aspecten von keinem Werthe; die Astrologen schrieben ihnen einen großen Einfluß auf die Schicksale der Menschen und Staaten zu. Dieser Aberglaube ward auch Ursache, daß die Aspecten in die Kalender aufgenommen wurden, in denen sie noch jetzt, wenigstens zum Theil, in der Regel mit Weglassung des Gedrittscheins und Gesechstscheins, bemerkt werden.

Asper oder **Aktsche**, d. h. Weißpfennig, die kleinste türk. Rechnungsmünze, die niedrigste Unterabtheilung des türk. Piasters, welcher Letztere in 40 Para zu 3 Asper eingetheilt wird. Demnach betragen 120 Asper einen Piaster; doch wird der Piaster in neuerer Zeit bisweilen auch in 100 Theile getheilt, welche gleichfalls Asper (oder Minas) heißen. In Ägypten hat der Piaster 100 gute oder 120 Courant-Asper, in Kairo jedoch 80 Courant-Asper. Als 120. Theil des türk. Piasters hat der Asper einen Werth von wenig mehr als 1/5 Pfennig preuß.

Aspern und Esling, zwei Dörfer, Wien östlich gegenüber, etwa eine halbe Stunde voneinander entfernt, bekannt durch die Schlacht am 21. und 22. Mai 1809 zwischen Napoleon und den Östreichern unter dem Erzherzog Karl. Nach der Capitulation der Hauptstadt am 13. Mai ließ der Erzherzog einen Theil des feindlichen Heeres, welches aus 100000 Mann bestand, ungehindert über die Donau gehen, um dasselbe dann anzugreifen und wo möglich in den Fluß zurückzuwerfen. In dieser Absicht nahm der Erzherzog seine Stellung zwischen dem Bisamberg und Nußdorf, ließ am 21. Mai Mittags, als Napoleon ungefähr mit der Hälfte seiner Armee von der Insel Lobau aus über den letzten Arm der Donau gegangen war, die östr. Armee, die aus 75000 Mann bestand und 288 Geschütze besaß, in fünf Colonnen abmarschiren und in einem Halbkreise das franz. Heer fast gänzlich einschließen. In dem engen und fast ganz ebenen Raume zwischen A. und E. begann die mörderische Schlacht. Alles hing von dem Besitze der beiden Dörfer ab. A. ward gleich anfangs von den Östreichern genommen, und obschon es ihnen wiederholt entrissen ward, endlich behauptet. In E. aber vermochten die Östreicher sich durchaus nicht zu halten. Wiederholt machte Napoleon den Versuch, das Centrum der Östreicher zu sprengen, allein die Standhaftigkeit der östr. Infanterie ließ diese Versuche scheitern. Die Nacht beendete den erbitterten Kampf auf einige Zeit. Vorher schon war durch die Östreicher die Brücke, welche das rechte Donauufer mit der Insel Lobau verband, durch brennende Fahrzeuge und Schiffmühlen durchbrochen worden, sodaß die franz. Verstärkungen nur langsam und vereinzelt durch Überschiffungen auf dem Schlachtfelde anlangen konnten und das ganze Corps von Davoust dem Kampfe müßig zusehen mußte. Dessenungeachtet hatte sich bei Erneuerung der Schlacht am 22. das Verhältniß der Streitkräfte sehr zum Vortheil der Franzosen geändert, da diese jetzt wenigstens ebenso stark als die Östreicher waren. Die Schlacht nahm auch an diesem Tage fast denselben Gang, wie am vorhergehenden. Um den Besitz der beiden Dörfer wurden Tausende von Streitern geopfert. A. blieb indeß den Östreichern und E. den Franzosen. Als Napoleon endlich die Hoffnung aufgab, sich durch Sprengung des Centrums der Östreicher den Sieg zu verschaffen, nahm er, durch den Besitz von E. gesichert, seinen Rückzug auf die Insel Lobau, den der Erzherzog nur durch Geschützfeuer beunruhigen ließ. Die Stellung der Franzosen auf der Insel und ihr durch diesen Rückzug keineswegs geschwächter Muth machten, daß diese hartnäckige und überaus blutige Schlacht keine bedeutenden Folgen hatte. Erst nach sechs Wochen durch die Schlacht von Wagram ward das Schicksal Östreichs entschieden. Die Östreicher verloren in der Schlacht bei A. und E. nach eigener Angabe 4000 M. und hatten über 16000 M. Verwundete. Französischerseits sollen 8000 M. geblieben und 30000 M. verwundet worden sein. Gefangene wurden bei der gegenseitigen Erbitterung nur wenige gemacht. Unter den Schwerverwundeten war der Marschall Lannes, der wenige Tage nachher starb. Kraft's Gemälde der Schlacht bei A., gestochen von Rahl (1825), befindet sich im Invalidenhause zu Wien.

Asphalt, **Erdharz**, Erdpech oder Judenpech, ist ein an mehren Stellen der Erde, besonders in der Gegend des Todten Meers, im Wasser vorkommendes, fossiles, dem schwarzen Pech sehr ähnliches Harz, wahrscheinlich Residuum einer Zersetzung von Pflanzenstoffen und in seiner Bildung der Naphtha oder dem Erdöle nahe verwandt. Man bedient sich desselben, in gewissen Verhältnissen mit Steinkohlentheer und erdigen Substanzen gemengt, als wasserdichter Pflasterung, Dachung, Abputz u. s. w. Da aber der echte, natürliche Asphalt nicht billig ist, so hat man statt desselben einerseits das in den Kalksteinen mehrer Gegenden, z. B. bei Seyssel, Niederbeuern im Elsaß u. s. w., enthaltene und durch Destillation daraus gewonnene Bitumen, andererseits den sogenannten **künstlichen Asphalt**, d. h. das bei Einkochung des Steinkohlentheers zurückbleibende schwarze Harz, vielfach in Anwendung gezogen. Die Erfahrung lehrt jedoch,

daß der künstliche Asphalt, obgleich dem natürlichen sehr ähnlich, in der Sonnenhitze weich wird, was beim natürlichen nicht geschieht. Nur Letzterer gibt unter allen Umständen zuverlässige Bedeckungen und hat sich vollkommen bewährt. Gewissermaßen kann man die Dorn'schen, Sachs'schen und andere Bedachungsarten, welche aus Schichten von Lehm, Pappe u. s. w. bestehen, die man durch Steinkohlentheer und künstlichen Asphalt wasserdicht macht, als Surrogate des Asphalt betrachten.

Asphyrie, dem Wortsinne nach Pulslosigkeit, bezeichnet bei den Ärzten den Zustand, wo der Herzschlag und daher der Puls in den Arterien stille steht, also den Scheintod (s. d.). Man nennt daher Scheintodte Asphyktische oder auch, besonders die durch giftige Gase Erstickten, Asphyrirte. Die asphyktische Cholera ist der höchste Grad der asiatischen Cholera, wo der Puls ganz, und der Herzschlag fast ganz fehlt. Asphyrirende Gase oder andere schädliche Einflüsse sind die, welche durch Unterbrechung des Blutkreislaufs tödten.

Aspirant heißt ein Jeder, der nach Etwas strebt, sei es nun nach einem Amte oder nach der Aufnahme in eine Gesellschaft. Bei den Freimauern wird der Ausdruck besonders von Denen gebraucht, die sich bei einer Loge um die Aufnahme in den Orden gemeldet haben, und nach vorläufiger Annahme ihre förmliche Zulassung erwarten.

Aspre (Konstantin, Baron d'), Feldzeugmeister, Sohn des tapfern Feldmarschalllieutenants Konstantin Ghilain Karl von Hoobreuck, Baron d'A., welcher in der Schlacht bei Wagram sein Leben verlor, wurde 1789 zu Brüssel geboren, trat 1806 als Fähnrich in die östr. Armee, und nahm an den meisten Feldzügen gegen Frankreich Theil. Im J. 1815 wohnte er an der Seite Nugent's, der den rechten Flügel des Bianchi'schen Armeecorps befehligte, dem Feldzuge gegen Murat, später der Expedition gegen die neapolit. Insurgenten (1820) mit Auszeichnung bei. Im J. 1825 zum Obersten ernannt, führte er 1830 ein Regiment gegen die Insurgenten in der Romagna, wurde 1835 nach Innsbruck, später nach Italien versetzt, wo er 8. April 1840 zum Feldmarschalllieutenant und Divisionär, im Aug. 1846 zum Commandanten des dort garnisonirenden zweiten Armeecorps ernannt ward. Bei dem Aufstande Oberitaliens im März 1848 suchte sich d'A. mit Radetzky zu vereinigen und rückte, als dieser die Offensive am untern Mincio begonnen, 28. Mai in Mantua ein. Nach der Besetzung von Vicenza am 10. Juni bildete d'A. mit dem zweiten Armeecorps den rechten Flügel der in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni um Verona concentrirten Armee, an deren Erfolgen in den Schlachten und Gefechten von Sona, Sommacompagna, Custozza und Volta er wesentlichen Antheil nahm. Nachdem Mailand besetzt worden war, öffnete am 13. Aug. Brescia d'A. die Thore. Am 13. März 1849 zum Feldzeugmeister ernannt, erwarb er sich in dem Feldzuge gegen Sardinien durch die Erstürmung von Mortara (21. März), sowie in der Schlacht bei Novara (23. März), wo er mit der Minderzahl fünf Stunden lang den Frontangriff des Feindes aushielt, neue Verdienste. Später übernahm d'A. auf Befehl Radetzky's des Militärcommando in den Staaten von Parma, rückte dann mit den zur Intervention in Toscana bestimmten Truppen über den Po, erreichte ohne Kampf Lucca, und vereinigte sich 10. Mai 1849 vor Livorno mit andern östr. Truppen. Da sich die Stadt nicht unbedingt unterwarf, wurde sie am 11. Mai mit Sturm genommen und die Ruhe von d'A. mit blutiger Strenge hergestellt. Nach der neuen Armeeeintheilung im Oct. 1849 erhielt d'A. das sechste Armeecorps, in dessen Hauptquartier zu Padua er 24. Mai 1850 einer kurzen Krankheit erlag. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Östreicher ihre Siege in Italien zum großen Theil der Tapferkeit und der moralischen Kraft d'A.'s zu verdanken haben.

Aspremont-Linden nennt sich ein adeliges in Belgien ansäßiges Geschlecht, welches seinen Ursprung von Siegfried von Este herleitet, der 680 unter Karl Martell nach Frankreich gekommen sein und von diesem mit der Grafschaft Aspremont bei Metz belehnt worden sein soll. Seit 1100 werden die Grafen von A. unter den angesehensten Häusern Lothringens aufgeführt. Ihre Nachkommen theilten sich in die beiden Linien von Aspremont und von Linden. Die erstere stiftete Gobert III., dessen Enkel Gobert V. durch Ludwig den Heiligen 1295 zum Herzog erhoben wurde; seine Nachkommen nannten sich Fürsten und Grafen von Aspremont, Emblise und Dun, und erhielten 1334 von Kaiser Karl IV. das Recht, zu nobilitiren und Münzen zu schlagen. Seit dem 14. Jahrh. waren ihre Besitzungen im heutigen Belgien und Holland sehr umfangreich. Theodorich (Thierry) VI., Graf von A., Vicomte von Dormale, welcher im 16. Jahrh. lebte, hatte von seiner Gemahlin, Marie von Eidern, zwei Söhne, Robert und Hermann, die abermals Stifter zweier Linien, einer ältern und einer jüngern, wurden. Die Letztere, deren Glieder sich auch Freiherren und Grafen von Reyekhem nannten, erlosch 19. Sept. 1819 mit

em Tode des Grafen Karl Gobert (geb. 20. Oct. 1790) im Mannsstamme; die ältere, die 610 in den Reichsfreiherrn- und 1676 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, blüht noch egenwärtig. Haupt der Familie ist Joseph Ferdinand Gobert, Graf von A.-Linden, Vicomte on Dormale und Baron von Froidecourt, geb. 1784 und seit 1812 vermählt mit Charlotte, ochter des Baron von Straten. — **Aspremont** (Ferd. Gobert, Graf), commandirte als aiserl. Feldmarschallieutenant 1686 bei dem Sturme auf Ofen. Im J. 1687 wurde er Comandant von Esseg, blockirte 1689 Großwardein und führte in und um Belgrad, als Prinz udwig von Baden nach Siebenbürgen ging, den Oberbefehl. Als 1690 Belgrad von Mustafa köprili belagert wurde, mußte er 8. Oct. 1690 die Stadt übergeben. In Folge dessen wurde er u Wien einige Zeit gefangen gesetzt. Er entführte hier die Schwester des Prinzen Rakoczy aus inem Kloster, in das sie eingesperrt war, vermählte sich mit ihr ohne Erlaubniß des Kaisers und og sich auf sein Gut Reckheim zurück, wo er 1708 starb. — **Aspremont und Linden** (Ferd. tarl, Graf), geb. 17. Sept. 1689, trat in östr. Kriegsdienste, und zeichnete sich 1754 und 735 in der Rheinarmee, seit 1743 in Italien vielfach aus. Im J. 1734 zum Feldzeugneister befördert, war er im Siebenjährigen Kriege thätig. Er starb 14. Aug. 1772 zu Wien ls kais. Feldmarschall. — **Aspremont** (François de la Mothe Villebert, Vicomte de), trat 650 zu gleicher Zeit mit Vauban in franz. Kriegsdienste und widmete sich, wie dieser, vorüglich dem Belagerungskriege und dem Ingenieurwesen. Im J. 1653 nahm er Bordeaux, Bourg und Libourne; 1655 belagerte er Stenai, Landrecy, Condé, St.-Guillain, entsetzte Arras nd wurde vor Condé, Valenciennes und Gravelines verwundet. Unter Turenne kämpfte er 638 als Maréchal-de-Camp gegen die Spanier; 1672 leitete er die Angriffe auf Orsay, Rheinergen, Nimwegen und eroberte die Schanze auf dem Bommelerwaerd. Auch entschied er 1677 1 Spanien den Sieg bei Espouilles in Catalonien. Durch seine Befestigungswerke, namentch zu Toulon, wo ihn 27. Juni 1678 der Tod überraschte, hat er sich neben Vauban in der Geschichte der Kriegsbaukunst einen ehrenvollen Namen erworben.

Assam, Asam oder nach der Sprache der Eingeborenen Aham (das Unvergleichliche), ein hemaliges Königreich von 1200 □M. an den Nordostgrenzen Bengalens, im Thale des mittern Brahmaputra, jetzt eine Provinz des anglo-indischen Reichs, die im N. von Bhutan urch die Vorketten des bhutanischen Himalaya geschieden ist und im S. von den Staaten Munipur, Katschar, Dynthea, dem Lande der Garrows und den Ländern der Birmanen berenzt wird. Das Land ist von einer Menge kleiner Bergzüge durchschnitten, die durch fruchtare Thäler voneinander geschieden werden, welche alle ihr Wasser dem Brahmaputra zusenen. Dieser Fluß durchströmt ganz A. von Sodiya im O. bis Goalpore im W., und bildet nit seinem 10—12 M. breiten Thale die ganze Landschaft. Wie in Indien und Ägypten ängt auch hier die große Fruchtbarkeit des Thals von den jährlichen Überschwemmungen ab, ie im Mai gewöhnlich den höchsten Stand erreichen und schon in frühester Zeit die Anlage roßer Bands oder Wegdämme veranlaßten, die aber jetzt zum größten Theil zerstört sind. Die Ausdünstungen der stehenden Wasser machen das Klima zwar ungesund, aber mit dem Sinken des Wassers beginnt eine frische Vegetation, und bei stärkerer Bevölkerung würde as Land zu den fruchtbarsten der Erde gehören. So ist nur ein Achtel des Landes angebaut, as Übrige aber mit undurchdringlichem Moorgebüsch und Bambuswaldungen bedeckt. Der Productenreichthum ist sehr groß. Unter den Mineralien findet sich Gold, Eisen und Salz; inter den Gewächsen sind Reis, Bihar, eine Art Senf, und Schotengewächse Hauptproduct. Nächstdem werden gebaut: Weizen, Gerste, Hirse, Pfeffer, Ingwer, Zwiebelarten, Tamarinen, Taback, Betelnüsse, Opium, Zuckerrohr, das man frisch genießt, Cocosnüsse, Orangen, Baumwolle und in neuester Zeit (in Oberassam) Thee. Aus dem Thierreiche sind zu nennen: ahme Büffel und Ochsen, Schafe, Ziegen und Pferde, wilde Büffel und Elefanten in den Bambusdickichten. Auch wird der Seidenwurm gezüchtet, der sich hier von einem Lorbeerbaum nährt. Die Bewohner A.s sind sehr gemischt und verschieden in mannichfacher Beziehung; mit Bestimmtheit läßt sich weder eine annähernde Volksmenge noch Classificirung angeben. Neben nehren verstreuten Stämmen und Völklein von geringerer Bedeutung scheinen am meisten die us Indien stammenden Assamesen hervorzutreten, nicht der Zahl, wol aber dem Range nach ls ehemalige Herrscher des Reichs in Mittel- und Oberassam; dann die Doms oder Nodiyals, er Zahl nach am bedeutendsten, und die Kolitas und Katch in Mittel- und Unterassam. Der Brahmanismus ist die verbreitetste Religion, und auch die Bengalisprache wird ziemlich allgemein gesprochen. Roh und wild erscheinen die Einwohner im Gebirge, feig und hinterlistig in den

Thälern. Alle Dienende sind Sklaven, ja noch vor kurzem wurden solche als Waare ausgeführt. Die Industrie ist ziemlich beschränkt, jedoch ausgezeichnet in Seidenweberei, da sich fast drei Viertheile der Bewohner in Seide kleiden. Demnächst haben Steinschneider, Drechsler, Mattenflechter und Ölbereiter den meisten Ruf. Der Handel ist nicht bedeutend; die Ausfuhr besteht vorzüglich aus Stocklack (vom Insekt Coccus lacca auf der Ficus religiosa und andern Bäumen gezogen), seidenen Zeugen geringerer Art, roher Seide, Baumwolle mit dem Samen, Senfsamen, Schwarzem Pfeffer, Holz, Elfenbein, gedörrten Fischen und Thee. Die Einfuhr erstreckt sich besonders aus Bengalen auf Salz, Kupfer, Juwelen, Perlen und Musselin, und aus Bhutan auf Salz, Goldstaub, Wollenzeuge, Moschus, chinesische Seide, Pferde- und Kuhschweife. Der natürlichen dreistufigen Eintheilung in Ober-, Mittel- und Unterassam folgt auch die administrative in die entsprechenden Gouvernements Sodiya mit der Residenz gleiches Namens, das eigentliche Assam mit den ältesten und jüngsten Residenzen, Rangpur und Jorha, und Kamrup mit der Residenz Gohati. Im J. 1823 eroberten die Birmanen A., 1825 jedoch entrissen es ihnen die Briten wieder und machten es zu einer Provinz ihres Reichs. Im Frieden zu Yandabu wurde ihnen A. förmlich von den Birmanen abgetreten. A. hat in neuerer Zeit, namentlich des Thees wegen, der hier schon in großer Masse gewonnen wird, in England allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Assassinen sind ein Zweig der von Abdallah gegründeten ismaelitischen Geheimsekte, die ihren Mittelpunkt in der Akademie zu Kairo hatte. Wenn die ismaelitische Geheimlehre nur die Nachkommen Ismael's, des letzten der sieben sogenannten offenbaren Imams, für berechtigt zum Khalifat erklärte und den Geboten des Islam eine allegorische Deutung gab, aus welcher, wie ihre Gegner behaupteten, die Nichtigkeit jeder positiven Religion und die sittliche Gleichgültigkeit jeder Handlung folgte, so war das blutige Treiben der Assassinen nur eine Folge solcher Lehren. Ihr Stifter, Hassan-ben-Sabbah-el-Homairi, der aus dem an freigeistigen Richtungen reichen Persien stammte, hatte um die Mitte des 11. Jahrh. zu Nischapur unter dem berühmten Lehrer Mowafek studirt, und später durch ismaelitische Dais oder Häuptlinge theils Einsicht in die Geheimlehre, theils die Weihe zum Dai erhalten. Am Hofe zu Kairo, wohin er sich begab, entzweite er sich mit dem Oberfeldherrn und sollte deportirt werden; allein an der syr. Küste gelang es ihm, aus dem Schiffe zu entkommen. Er ging nach Persien zurück, überall Anhänger sammelnd, um nach ismaelitischem Muster einen eigenen geheimen Orden und eine Art Staat zu gründen, welcher der Schrecken der mächtigsten Nachbarn wurde. Im J. 1090 eroberte Hassan die Bergveste Alamut in der pers. Landschaft Rudbar. Er vergrößerte in der Folgezeit seine Macht, indem er Fürsten und Staatsmänner durch Meuchelmorde einschüchterte und eine Reihe fester Schlösser in dem Gebirge südlich vom Kaspischen Meere (Dschebal), in Kuhistan und im syr. Gebirge, hier namentlich Massiat) sammt den nächsten Umgebungen in seine Gewalt bekam. Die innere Einrichtung des Ordens, welche sich zum Theil mit der der christlichen Ritterorden vergleichen läßt, war folgende. An der Spitze, als unumschränkter Gebieter, stand der Scheikh-al-Dschebal, d. der Alte oder Fürst vom Berge. Seine Statthalter im Dschebal, Kuhistan und Syrien waren die drei Dailkebirs oder Großprioren. Auf sie folgten die Dais und Refiks, welche letztere jedoch nicht, wie jene, in alle Grade der Geheimlehre eingeweiht wurden und keine Lehrbefugniß hatten. Zu den Uneingeweihten gehörten vor Allen die Fedavie oder Fedais, d. h. sich Opfernden, eine Schar entschlossener Jünglinge, die allzeit fertigen, unbedingt gehorchenden Henkersknechte des Alten vom Berge. Ehe er ihnen die blutigen Aufträge ertheilte, setzte er sie jedesmal durch den berauschenden Genuß des Krautes Haschische (Bilsenkraut) in Ekstase, weshalb der Orden auch Haschischim, Krautesser, genannt wurde; dieses Wort ward von den Abendländern in Assassinen umgewandelt, und unter der Bedeutung Mörder in die abendl. Sprachen übergetragen. Die sechste Classe im Orden bildeten die Lassik oder Novizen, die siebente das Land- und Gewerbvolk, das man bei der strengsten Erfüllung der Gebote Mohammed's erhielt, während die Eingeweihten jede positive Religion als nichtig ansahen. Der Ordenskatechismus, den Hassan seinen Dais in die Hände gab, enthielt sieben Theile, und behandelte unter Anderm im zweiten die Kunst, sich in das Vertrauen der Menschen einzuschleichen. Man kann denken, wie gefürchtet ein Orden war, der seinen Ansichten Alles zum Opfer brachte. Viele Regenten zahlten heimlichen Tribut an den Alten vom Berge. Hassan, der 70 J. alt 1124 starb, ernannte den Kia-Busurgomid, einen seiner Dailkebirs zum Nachfolger. Diesem folgte 1138 sein Sohn Mohammed, der seine Macht gegen Nureddin und Jussuf-Salaheddin zu behaupten wußte. Hassan II. war 1163 so unklug, das Geheimniß des Ordens, die Nichtigkeit der positiven Religion der untergeordneten Bevölkerung preiszugeben und den Islam im Assassinenstaate auf-

zuheben, wofür er unter dem Dolche seines Schwagers fiel. Unter seinem Sohne, Mohammed II., der im Geiste des Vaters handelte, machte sich der syr. Daikebir unabhängig und wollte mit den Christen wegen seines Übertritts unterhandeln; doch die Templer tödteten seine Gesandten, um den jährlichen Tribut, den sie von ihm zogen, nicht einzubüßen. Mohammed wurde vergiftet von seinem Sohne Hassan III., der den Islam wiederherstellte, und deshalb den Beinamen des neuen Moslems erhielt. Ihm folgte der neunjährige Mohammed III., der durch sein weibisches Regiment den Sturz des Ordens vorbereitete und auf Befehl seines Sohnes, Rokneddin-Kharschah's, des siebenten und letzten Alten vom Berge, ermordet wurde. Im J. 1256 stürmte der Mongolenfürst Hulagu mit seinen Horden heran, um alle Bergvesten der Assassinen in Persien, deren Zahl auf hundert stieg, zu erobern und zu zerstören. Auch in Syrien, wo sie sich behaupteten, wurden sie gegen Ende des 13. Jahrh. überwältigt. Überreste der Partei erhielten sich übernoch lange, namentlich in Kuhistan. In Syrien traten 1352 wieder Assassinen auf, und noch jetzt besteht, wie man erzählt, diese Sekte als ketzerische Partei in beiden Ländern. Die pers. Ismaeliten haben einen Imam oder Vorsteher in dem Dorfe Chech in der Landschaft Kum, und wohnen unter dem Namen Hosseinis auch in der Nähe von Alamut. Die syr. Ismaeliten wohnen in der Gegend von Massiat, welches Schloß ihnen 1809 durch die Nossairier genommen, auf Verfügung des Großherrn aber zurückgegeben ward. Vgl. Hammer, „Geschichte der Assassinen aus morgenl. Quellen" (Stuttg. und Tüb. 1818).

Asseburg, ein adeliges, jetzt in Preußen und Anhalt begütertes Geschlecht, welches seinen Namen von dem Stammsitze Asseburg in Braunschweig führt. Diese Burg, deren Trümmer noch jetzt auf einem Vorberge der Asse, eines waldigen Höhenzuges, gezeigt werden, wurde von dem Sachsenherzoge Atto (in hochdeutscher Sprachform Azzo, Asso) erbaut, in den Kriegen unter Kaiser Heinrich IV. zerstört, aber von Gunzelin, kaiserl. Truchseß, und Burchard von Wolfenbüttel zu Anfang des 13. Jahrh. wiederhergestellt. Nach mehrfachen deshalb geführten Streitigkeiten, ward sie 1492 in dem Kampfe der Stadt Braunschweig mit Herzog Heinrich dem Ältern verbrannt. Jener Burchard von der Asseburg, wie er in einer Urkunde von 1224 genannt wird, ist Stammvater des noch blühenden Geschlechts. Die Asseburg wurden 1747 zu Freiherren und 1816 in der Person Maximilian's v. d. A. (geb. 1785) in den preuß. Grafenstand erhoben. Dessen Bruder Ludwig August, geb. 11. Jan. 1797, preuß. Kammerherr und Viceobertigermeister, wurde 15. Oct. 1840 mit der Grafenwürde nach dem Rechte der Erstgeburt belehen; und gleichzeitig ward die Majoratsherrschaft Meisdorf und Falkenstein (mit 1¼ QM., Dörfern und 4400 E.) zur Mindergrafschaft Falkenstein erhoben.

Assecuranz oder **Assecuration** (vom lat. assecurare: versichern), auch **Assuranz** (vom franz. assurance), bezeichnet einen Vertrag, in welchem sich der Eine verbindlich macht, eine gewisse Gefahr gegen Entrichtung einer bestimmten Summe zu übernehmen. Man bedient sich jetzt in Deutschland durchgängig des gleichbedeutenden Wortes Versicherung, und spricht vom Versicherungswesen (s. d.) überhaupt, oder speciell von Feuerversicherung (s. d.), Lebensversicherung (s. d.), Seeversicherung (s. d.) u. s. w. Der, welcher die Gefahr (Risico) übernimmt, heißt **Assecurant**, **Assecurateur**, **Assurateur** oder **Versicherer** (franz. assurant); Derjenige, welcher für die Sicherstellung die Summe bezahlt, der **Assecurat**, **Assecurirte** oder **Versicherte** (franz. assuré). Der **Assecuranzbrief** oder die **Assecuranzpolice** ist der schriftliche Contract darüber.

Asseln, eine Unterabtheilung der krebsartigen Thiere, die jedoch nie Scheren an den Füßen besitzen, und darum Gleichfüßler (Isopoda) genannt werden. Die meisten Asseln leben im Wasser als Schmarotzer an Fischen; andere an dunkeln, feuchten Orten. Am bekanntesten ist die gemeine Mauerassel, Kellerassel (Oniscus asellus), mit oval eiförmigem, mitten auf der Oberseite schwarzbräunlichem, übrigens grauem Körper. Jeder Gürtel des Bruststücks trägt ein Paar Füße. Hierzu gehört auch die Panzerassel (Oniscus armadillo), welche sich zusammenrollt und dann einem Kügelchen gleicht.

Asselijn (Jan), mit dem Beinamen Crabetje, ein niederl. Maler, ausgezeichnet in Schlachten- und Thierbildern, namentlich aber in Landschaften. Er wurde 1610 zu Antwerpen geboren, bildete sich bei J. Miel und J. van der Velde, dann in Rom bei Peter van Laar (Bamboccio) und lebte später in Amsterdam, wo er 1660 starb. A. gehört zu der Reihe derjenigen Niederländer, welche die großartige südliche Natur in Formen, Luft und Licht mit der tiefsten Poesie frei zu verarbeiten wußten. Seine Staffagen sind vortrefflich und zuweilen vorwiegend über die Landschaft. Der Beiname des Künstlers (Krebs) bezog sich auf seine verwachsene Hand.

Assemani (Jos. Simon), ein berühmter Orientalist, geb. 1687 in Syrien, stammte aus einer maronitischen, d. h. syrisch-christlichen Familie am Libanon. Auf seinen Reisen im Orient,

besonders in Ägypten und Syrien, sammelte er viele orient. Handschriften für die päpstliche Bibliothek, als deren Custos er 14. Jan. 1768 starb. Seine bedeutendsten Werke sind: „Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana" (4 Bde., Rom 1719—28), enthaltend die syr. Handschriften der vaticanischen Bibliothek, die Ausgabe der „Opera Ephraemi Syri, syriace et latine" (6 Bde., Rom 1732—46), „Kalendaria ecclesiae universae" (6 Bde., Rom 1755—57) und „Bibliotheca juris orientalis canonici et civilis" (4 Bde., Rom 1762—64). Von seinem handschriftlichen Nachlasse hat Mai Einiges herausgegeben. — **Assemani** (Jos. Aloysius), des Vorigen Bruder, starb als Professor der orient. Sprachen 1782 zu Rom. Er gab unter Anderm den „Codex liturgicus ecclesiae universalis" (13 Bde., Rom 1749—66) und „De catholicis seu patriarchis Chaldaeorum et Nestorianorum" (5 Bde., Rom 1775) heraus. — **Assemani** (Simon), ein Verwandter der Vorigen, geb. zu Tripolis in Syrien 1749, in Rom erzogen, erst Bibliothekar in Wien, seit 1785 Professor der orient. Sprachen zu Padua, gest. 8. April 1821, schrieb „Saggio sull' origine degli Arabi" (Padua 1787), ferner den „Catalogo dei codici manoscritti orientali della biblioteca Naniana" (2 Bde., Padua 1787), in welchem er auch die reiche Sammlung des Museums an kufischen Münzen verzeichnete, und den „Globus coelestis cufico-arabicus" (Padua 1790), die Beschreibung eines Himmelsglobus im Museum des Cardinals Borgia. — **Assemani** (Stephan Evodius), der Neffe des Jos. Simon A. und dessen amtlicher Nachfolger bei der vaticanischen Bibliothek, Erzbischof von Apamea, gest. 1784, lieferte die „Bibliothecae Mediceo-Laurentinae et Palatinae codices manuscripti orientales" (2 Bde., Flor. 1742) und die „Acta sanctorum martyrum orientalium et occidentalium" (2 Bde., Rom 1748). Auch beabsichtigte er, einen vollständigen Katalog der Manuscripte der vaticanischen Bibliothek herauszugeben; es erschien aber nur der erste Band (Rom 1757), indem ein Feuer alle seine Papiere zerstörte.

Assentiren (lat.), d. i. beipflichten, zustimmen, Beifall geben. Sodann heißt Assentiren so viel als Einen für einen bestimmten Zweck tauglich erklären, z. B. für den Militärdienst. **Assentirung** gebraucht man darum häufig für Werbung, Rekrutenaushebung, namentlich aber für jenes formenlose Aufgreifen und Einstellen in den Soldatendienst, dem eine polizeiliche oder politische Maßregel zu Grunde liegt.

Asser (hebr. Ascher, d. h. der Glückliche, Felix), ein Sohn des Jakob und der Silpa, und Stammvater des nach ihm benannten israelitischen Stammes, dessen Gebiet sich im Norden von Palästina längs der Meeresküste erstreckte, und reich an Getreide, Öl und Wein war.

Assertorisch, d. h. versichernd, ist ein Urtheil, wenn es einfach aussagt, daß Etwas sich so oder anders verhalte. Es macht dann ohne Angabe der Gründe Anspruch auf die wirkliche Geltung des Ausgesagten. Dadurch unterscheidet es sich einerseits von dem problematischen Urtheil, welches die Möglichkeit übrig läßt, daß es sich auch anders verhalten könne, andererseits von dem apodiktischen, welches die Möglichkeit des Gegentheils ausschließt. Problematisches, assertorisches und apodiktisches Urtheil verhalten sich also wie Behauptung der bloßen Möglichkeit, der Wirklichkeit und der Nothwendigkeit.

Assessor (lat.), in der neuern Gerichtssprache Beisitzer einer höhern Behörde.

Assiento, d. i. Vertrag, wurde im engern Sinne und vorzugsweise der Vertrag der span. Regierung mit einer fremden Nation genannt, durch den sie einer der Letztern gegen eine bestimmte Abgabe den Alleinhandel mit afrik. Negersklaven nach ihren amerik. Colonien gestattete. Schon Karl I. von Spanien schloß einen Assiento mit den Flamändern. Dann wurde ein solcher Vertrag mit den Genuesen (1580), Portugiesen (1696), und als Philipp V. auf den span. Thron kam, 1702 mit der franz. Guineacompagnie, welche seitdem auch den Namen Assientocompagnie annahm, in der Art abgeschlossen, daß sie auf 10 J. allein das Recht haben sollte, jährlich 4800 Neger beiderlei Geschlechts nach dem festen Lande und den Inseln der Spanier in Amerika zu führen. Nachdem schon 1711 Frankreich den Assiento an England abgetreten, bestätigte ihn Spanien im Utrechter Frieden den Engländern, die ihn nachher der Südseecompagnie überließen, auf 30 J., indem man ihnen zugleich gestattete, jährlich, so lange der Tractat bestehe, ein sogenanntes Permissions- oder Assientoschiff von 500 Tonnen mit Waaren nach jenen Colonien zu schicken. Die durch das letztere Zugeständniß veranlaßten Irrungen trugen nicht wenig bei zu dem Kriege, der 1739 zwischen beiden Nationen ausbrach, worauf man im Aachener Frieden von 1748 der engl. Compagnie den Assiento noch auf vier Jahre zugestand, was aber in der Madrider Convention von 1750 aufgehoben wurde, indem man der engl. Compagnie für die noch rückständigen Assientojahre 100000 Pfd. St. und einige Handelsvortheile bewilligte.

Assignaten, d. i. Anweisungen. Die Französische Revolution griff, um ihren Geldbedürfnissen zu entsprechen, zu einem der gewöhnlichsten aber auch bedenklichsten Mittel, und lieferte dabei eines der schlagendsten Beispiele der Gefährlichkeit dieses Mittels. Sie gab anfangs nur für 100 Mill. Thlr. Papiergeld in Form von Anweisungen auf den Werth der eingezogenen geistlichen Güter, später auch der Domänen und der Besitzungen der Emigranten aus. Dieses Papiergeld, welches den Namen Assignaten führte, weil es eben in Anweisungen bestand, sollte bei dem Verkauf jener Güter als baares Geld genommen werden und, wie man hoffte, auch im freien Verkehr als solches umlaufen. Die Leichtigkeit des Verfahrens verführte schon nach wenigen Monaten zur Verdreifachung des Betrags und ward nach und nach bis zu der ungeheuren Summe von 45578 Mill. Francs gesteigert, wozu noch viele falsche Assignaten kamen, dergleichen namentlich in England gefertigt und nach Frankreich geschmuggelt wurden. Seit 1792 sank der Curs, und wie er einmal im Sinken und das Vertrauen verloren war, sank er furchtbar; 1795 fiel er bis auf 18 Proc. Der Staat wollte durch die äußersten Mittel die Annahme zum vollen Werthe erzwingen. Das hatte natürlich theils ein beständiges Rückströmen der Assignaten nach Frankreich und in die öffentlichen Kassen, theils eine ungeheuere Steigerung aller Preise und eine Scheu vor allen Geschäften mit dem Staate zur Folge. Eine Zeit lang wollte man den einen dieser Übelstände durch Bestimmung eines Maximums der Preise begegnen. Aber Niemand vermochte die Producenten und Händler zu zwingen, zu ihrem Schaden zu produciren und zu verkaufen. Jedermann suchte nun die ihm in die Hände gezwungenen Assignaten so bald als möglich wieder loszuwerden, und eine völlige Desorganisation aller wirthschaftlichen Verhältnisse stellte sich als Folge ein. Zuletzt verloren die Assignaten fast allen Werth. Millionen hatten ungeheuere Verluste erlitten, und nur Wenige, welche sich rechtzeitig mit den wohlfeil erkauften Assignaten Nationalgüter gekauft, bereicherten sich auf Kosten ihrer Mitbürger und des Ganzen. Im März 1796 bekam man für einen Louisdor 7200 Francs in Assignaten. Hierauf wurden sie gesetzlich außer Curs gesetzt und durch sogenannte Mandate zu 1 : 30 eingelöst.

Assignation heißt so viel als Anweisung (s. d.). Derjenige, auf welchen Jemand angewiesen wird, heißt Assignat, der Anweisende Assignant, der Angewiesene Assignator, das Anweisen Assigniren. — Bankassignationen heißt das ältere russ. Papiergeld, von welchem nur noch ein verhältnißmäßig kleiner Betrag in Umlauf ist, indem die Bankassignationen allmälig gegen ein neues Papiergeld, die sogenannten Reichscreditbillets, umgetauscht werden. Die Bankassignationen bildeten seit 1780 das Hauptzahlmittel Rußlands; ihre große Menge erzeugte aber allmälig einen Preisunterschied zwischen ihnen und dem Silbergelde, welcher 1839 auf das Verhältniß von $3^1/_2$ zu 1 gesetzlich fixirt wurde, sodaß $3^1/_2$ Rubel in Bankassignationen = 1 Silberrubel. Nach diesem Verhältniß erscheint der Werth eines Rubels in Bankassignationen = 9 Sgr. $2^3/_7$ Pf. preuß. Die neuen Reichscreditbillets stehen dagegen dem Silbergelde gleich. Obgleich gegenwärtig in Rußland gesetzlich immer nach Silberrubeln gerechnet werden soll, so geschieht es doch häufig noch nach Rubeln Bankassignationen, namentlich im südlichen Rußland. In Odessa z. B. werden alle Preise in der alten Papierwährung gestellt.

Assimilation, d. h. Verähnlichung, ist derjenige Act der Ernährung, vermöge dessen der durch die Verdauungsorgane der Thiere aus den Nahrungsmitteln bereitete, und in die Gefäße eingesogene Milchsaft den Stoffen des lebenden thierischen Körpers immer ähnlicher gemacht und in lebendigen Thierstoff umgewandelt (animalisirt) wird. Im Pflanzenreiche findet eine ähnliche Assimilation statt, indem die Pflanzen ihre Nahrung aus der Erde und dem Wasser ziehen, die eingesogenen Säfte durch die Saftröhrchen in der Pflanze sich vertheilen, mit den durch die Blätter aus der Luft aufgenommenen Theilen sich vermischen und in die eigenthümlichen Säfte und Gewebe der Pflanze umgewandelt werden. — Assimilation in grammatischer Bedeutung heißt bei dem Zusammentreffen zwei einander widerstrebender Consonanten die Verwandlung des erstern in den nächstfolgenden oder einen verwandten sich leichter anschließenden, wie in offendo für obfendo, summitto für submitto. Leichtigkeit der Aussprache, indem man Buchstaben nebeneinander setzte, die mit demselben Organ, Gaumen, Lippe oder Zunge, vorgebracht werden, Wohlklang und auch Bequemlichkeit für das Schreiben sind der Grund der Assimilation. Daher ist sie in manchen Sprachen zur Regel geworden.

Assing (Rosa Maria), geb. Varnhagen von Ense, deutsche Dichterin, ward 28. Mai 1783 in Düsseldorf geboren. Der Ausbruch der Französischen Revolution trieb die Familie nach Strasburg, der Heimat der Mutter. Hier bildete sich unter äußerlich beschränkten Verhältnissen in Rosa Maria ein reiches Geistesleben aus. Im J. 1796 vereinigte sich die Familie in Hamburg mit dem durch die Zeitverhältnisse länger von ihr getrennten Vater, nach dessen 1799 erfolgtem Tode

mancherlei Mühen und Sorgen einbrachen, über welche sich die Jungfrau dadurch zu erheben suchte, daß sie sich zur Erzieherin heranbildete. Gleichzeitig stand sie aber mit allen geistig strebenden Kreisen Hamburgs in regem Verkehr, und knüpfte freundschaftliche Verbindungen mit den dichterischen Jugendgenossen ihres Bruders, namentlich mit Chamisso an. Im J. 1816 verheirathete sie sich mit dem Arzte Dr. Assing aus Königsberg, der sich ihretwegen in Hamburg niederließ. Ihr Haus war, durch die äußern Verhältnisse begünstigt, eins der geachtetsten in Hamburg, wozu vorzüglich sie selbst durch eine seltene Vereinigung von hoher sittlicher Würde, heiterer Lebensfreude und reicher geistiger Begabung beitrug. Eine edle Gastlichkeit führte hier die geachtetsten Männer Deutschlands wiederholt zusammen. Die früh begonnene Darstellung des innern Gefühls in anmuthigen Liedern und gehaltreichen Erzählungen setzte Rosa Maria mit wachsender Meisterschaft fort, konnte aber durch alles Andringen ihrer Freunde nur zu einzelnen Veröffentlichungen bewogen werden. Eine vollständigere Einsicht in den Geist dieser seltenen Frau gestattete erst nach ihrem am 22. Jan. 1840 erfolgten Tode „Rosa Maria's poetischer Nachlaß" (herausgegeben von Assing, Altona 1841).

Assisen (wörtlich so viel als Sitzung) hießen im Mittelalter die in der Regel zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden öffentlichen feierlichen Gerichtssitzungen. Für solche Assisen ließ z. B. Gottfried von Bouillon nach der Eroberung von Jerusalem 1099 Statuten entwerfen, die unter dem Titel: „Les livres des assises et des usages dou reaume de Jérusalem" von La Thaumassière zu Bourges (1690) und namentlich von Kausler (Stuttg. 1839) herausgegeben worden sind. In England wurden schon frühzeitig ebenso die jährlich zwei mal zu bestimmten Zeiten und Orten gehaltenen Geschworenengerichte so genannt, und hiervon ging dieser Name auf die Sitzungen der Geschworenengerichte in Frankreich und den Ländern, welche der franz. Gerichtsverfassung die ihrige nachgebildet haben, über. Die Assisen finden in der Regel alle Vierteljahre statt und dauern, je nach Zahl und Bedeutung der vorliegenden Fälle, einige Tage bis mehre Wochen, ja ausnahmsweise selbst Monate. Über das Verfahren dabei und die Organisation derselben s. **Geschworenengerichte**.

Assisi (Assisium), eine Stadt von 4000 E., in der Delegation von Perugia im Kirchenstaate, im alten Umbrien auf dem Berge Asi erbaut, der ihr den Namen gegeben hat. Die Stadt ist berühmt als der Geburtsort des heil. Franciscus, der hier das erste Kloster seines Ordens stiftete, welches seitdem unter dem Namen Convento sacro den ersten Rang unter den zahllosen Klöstern der Franciscaner einnimmt. Seit längerer Zeit befindet es sich im Besitz der Minoriten. Die Klosterkirche ist dreifach; in der untersten Abtheilung befindet sich der Leichnam des Heiligen. Treffliche Gemälde, zumal aus der ältern Zeit, darunter von Cimabue's und Giotto's Hand, schmücken die Kirche und die Kreuzgänge des Klosters. Außer dem Convento sacro sind noch 11 Bettelklöster in A., unter denen das große der Portiuncula wegen seiner reichgeschmückten Kirche, an deren Façade sich ein vortreffliches Fresco von F. Overbeck befindet, Erwähnung verdient. Die schöne Kuppel der Kirche ist ein Werk Vignola's. Seinen Namen erhielt es von dem kleinen Erbe, das der heil. Franciscus seinen Kindern hinterließ. A. wird zwar nicht mehr von einer so ungeheuern Menge von Wallfahrern besucht wie früher, doch ist der Besuch, zumal am Feste des Heiligen, noch sehr zahlreich. Noch im vorigen Jahrh. sollen sich zuweilen an einem Tage 100000 Personen in A. befunden haben.

Association, wörtlich Vergesellschaftung, ein Ausdruck der neuern Zeit für ein Verhältniß, welches von den ältesten Zeiten an in immer mannichfaltiger werdenden Beziehungen unter den Menschen vorgekommen ist, sich nach der Verschiedenheit dieser Beziehungen, des Zwecks z. B., der Bestandtheile, der rechtlichen Basis und der Bedingungen der Vereinigung modificirt hat, und in der Regel in den verschiedenen Verhältnissen, in denen es stattfindet, verschiedene Namen führt. Die Ehe ist eine Association; das Verhältniß, was sich aus dem Zusammenhalten mehrer Familien zu gemeinsamer Vertheidigung und Förderung bildete und den ersten Grund eines Volks legte, war eine Association; der Staat ist eine Association im größten Maßstabe; Glaubensgemeinschaften, Sekten und Kirchen sind Associationen. Doch mag von Staat und Kirche, wie von der Gemeinde, der Ausdruck nur im weitesten, nicht ganz correcten Sinne gebraucht werden, indem jene zwar mit der Association die Eigenschaft theilen, daß sie Mehre zum gemeinsamen Wirken für gemeinsame Zwecke vereinigen, dagegen sich von derselben durch die rechtliche und factische Natur der Vereinigung wesentlich unterscheiden. Es besteht nämlich ein durchgreifender Unterschied zwischen der Societät und der Moralischen Person, der universitas juris, der Corporation (s. d.), welche Letztern übrigens auch keineswegs synonym sind und außerdem einen verschiedenen Charakter tragen, je nachdem sie nach röm. oder nach deutschem Rechte

beurtheilt werden. Der Name der Association führt auf die societas zurück, ein aus der Willkür der Mitglieder hervorgegangenes, fortwährend von ihrer Willkür abhängiges Verhältniß, bei welchem der Zweck von den Theilnehmern bestimmt wird und abhängig ist. Die Gemeinde, der Staat, die eigentliche Kirche sind Anstalten für bestimmte Zwecke, und das Recht wie die Pflicht der Mitglieder wird durch den Zweck des Ganzen bedingt. Daraus ergeben sich eine Menge rechtlicher Unterschiede, denen wir hier um so weniger im Einzelnen nachzugehen haben, als der Ausdruck Association kein wissenschaftlicher und fortwährend in sehr laxer Weise und ohne sonderliche Consequenz angewendet worden ist. Wollen wir ihn überhaupt als ein anderes Wort für Vereinigung nehmen, so ist er überall anwendbar, wo Mehre unter einer gewissen Freiheit der Wahl für einen gemeinsamen Zweck zusammenwirken. Doch wird man dabei vorherrschend an ein etwas innigeres und zu einer gewissen Dauer bestimmtes Verhältniß denken und den blos momentanen Zusammentritt zu einer einzelnen, vorübergehenden Handlung nur im allerweitesten Sinne eine Association nennen. Wo die Association in völkerrechtlicher Beziehung vorkommt, hat man sie Allianz, Coalition, Föderation, Bündniß genannt; es gehören hierher auch die mannichfaltigen Formen des Staatenbundes. In dem innern Staatsleben tritt die Association im engern und eigentlichen Sinne als Politischer Verein (s. d.) auf. In der Wissenschaft hat sie sich in den vielfachen Societäten und gelehrten Vereinen geltend gemacht, und wenn auch gerade hier das Meiste und Bedeutendste nur durch die Einzelkraft geleistet werden kann, so gibt es doch einzelne Aufgaben, welche nur durch ein systematisches Zusammenwirken Mehrer erfolgreich zu lösen sind, und können selbst solche wissenschaftliche Vereine, welche sehr ungleiche Kräfte vereinigen, bei guter Leitung eben darin ihren Nutzen finden, daß sie auch die schwächern Leistungen Solchen zur Verfügung stellen, die sie zum besten Nutzen zu verwenden wissen. Namentlich ist hier das Anwachsen wissenschaftlicher Sammlungen durch die Thätigkeit dauernder und zahlreicher Vereine hervorzuheben. Im reinsten und eigentlichsten Sinne kommt die Association im Handel als Handelsgesellschaft (s. d.), Compagniegeschäft, Handelscompagnie vor, und hat sich zur Ausführung großartiger Unternehmungen namentlich in der Form der Actiengesellschaften erweitert. Diese Gesellschaften haben auch zunächst dazu die Veranlassung gegeben, daß der Ausdruck in die Tagessprache übergegangen ist. Man sah hier, wie durch die verhältnißmäßig geringen Beiträge vieler Theilnehmer ungeheuere Summen zusammengebracht und zu staunenswerthen Werken verwendet wurden. Man feierte nun die Bedeutung der Association, erwartete von ihr neue Zukunftsphasen, vergaß wol häufig, in wie mannichfaltigen und bedeutungsvollen Beziehungen jenes Zusammenwirken, das die Association begründet, bereits besteht und organisirt ist, und richtete neben den erfüllbaren und erfüllten Erwartungen auch solche darauf, zu deren Erfüllung sich bisher auch noch nicht der leiseste Anfang hat zeigen wollen. Daß sich Diejenigen, welche ein gemeinsames Interesse haben, für dessen Wahrung vereinigen, ist etwas ganz Natürliches, und bei vielen Angelegenheiten (doch keineswegs bei allen) werden sie vereinigt mehr wirken, als vereinzelt. Die menschliche Gesellschaft besteht aber aus Individuen, und auch das Individuum, auch der individuelle Zweck fodert seine Rechte. Es soll den Einzelnen die Freiheit bleiben, ja sie sollen von dieser Freiheit aus nach eigenem Ermessen ihren individuellen Zwecken nachstreben, so lange sie dadurch nicht die gleiche Freiheit Anderer widerrechtlich beeinträchtigen, oder gar dem Ganzen schaden. Einem Misbrauch der Freiheit tritt das Gesetz entgegen. Wo das Gesetz nicht hinreicht, da muß der Wille gewonnen werden durch den Einfluß der Einsicht in die wahren Interessen und durch die Gewalt der sittlichen Kräfte, welche den Egoismus bändigen, und ihm Gemeinsinn und Bruderliebe entgegensetzen. Die schönsten, die fast einzigen Beispiele, wie unter Aufrechthaltung der individuellen Freiheit doch die innigste, alles durchdringende Vereinigung des gesammten Lebens durch die Gesinnung erzeugt wurde, sind unter dem Einflusse der Religion geboten worden, namentlich in den ersten Christengemeinden, und werden sich schwerlich anders als in kleinen Genossenschaften gleichartiger Mitglieder bilden und erhalten können. Je größer der Kreis wird, desto mehr vermindern sich die Beziehungen, welche von Allen gleichmäßig getheilt werden, desto schwächer wird die Kraft des Gemeingefühls. Ebenso wird bei dem positiven Wirken und Schaffen zunächst von der Selbstbestimmung des Einzelnen ausgegangen werden müssen. Wozu die Einzelkraft nicht ausreicht, dafür muß der Staat die Kräfte vereinigen, wenn, aber auch nur wenn es im Interesse des Ganzen liegt, daß für die Sache gesorgt werde, und wenn der zu erwartende Vortheil den Nachtheil eines zwangsweisen Eingreifens in die individuelle Freiheit überwiegt. Wo dagegen das Letztere nicht anzunehmen, oder wo der Zweck die Gesammtheit nicht berührt, da tritt die freie Association ein, sobald das Interesse Viele berührt und der Sinn für derartiges Zusammenwirken im Volke verbreitet ist.

Eine große Rolle spielt die Association in gewissen, meist radicalen nationalökonomischen Systemen, z. B. in denen von Owen, St.-Simon und Fourier, überhaupt in dem Ideenkreise des Socialismus (s. d.). Die Association kommt aber hier in entschiedenster Übertreibung vor, will zwangsweise einrichten, was sich nur auf dem Wege der Freiheit durch Einsicht und Gesinnung bilden und halten kann, wirft dabei noch die wirksamsten Reizmittel geflissentlich weg, verleugnet die Rechte des Individuums vollständig, übersieht auch die unleugbare Thatsache, wie Vieles eben nur im Wege des individuellen Strebens und Wirkens mit Vortheil besorgt werden kann. Unabhängig von dem eigentlichen Socialismus und unter streuger Aufrechthaltung des Eigenthums hat man eine neue Anwendung der Association in gewissen einzelnen Beziehungen vorgeschlagen. So ist zuvörderst, nach dem allerdings sehr richtigen Grundsatz, daß diejenigen die geeignetsten Werkzeuge sind, deren eigene Interessen in unsere Interessen verflochten werden, zuerst für die Landwirthschaft, namentlich aber für das Fabrikwesen beantragt worden, den Lohn der Arbeiter in einem Antheil an dem Gewinne zu bestimmen. Hierher gehörige Vorschläge Adam Müller's, welche an L. von Albert in Köthen einen eifrigen Anhänger gewonnen hatten, bestimmten die köthensche Regierung, einen Versuch auf ihren Domänen zu machen. Die Sache ist aber mislungen und längst wieder aufgegeben. Am lebhaftesten hat man die Maßregeln bei dem Fabrikwesen in Vorschlag gebracht, wo sich allerdings das Bedürfniß der Hülfe am dringendsten kundthat. Hier sprach sich besonders der Engländer Babbage, dann auch R. von Mohl dafür aus. Die Sache scheint aber, wie viel sie auch für sich haben möge, unausführbar. Sollen die Arbeiter geradezu in einem aliquoten Antheile an dem Ertrage des Geschäfts bezahlt werden: dann versteht es sich von selbst und macht sich auch von selbst, daß sie ebenso den Verlust zu tragen haben. Wie können dies die Arbeiter aushalten? Oder man behält in Betreff des regelmäßigen Lohnes das zeitherige Verhältniß bei, gibt aber im Falle eines bestimmten Gewinnes Zuschläge zu dem Lohne. Doch diesen Gewinn braucht ja der Unternehmer, um die gehabten Verluste zu übertragen! Und welche Streitigkeiten würden sich aus dem ganzen Verhältnisse entwickeln! Der Arbeiter versteht nichts von den Umständen, von denen der Erfolg dieser Geschäfte abhängt; er würde die schlechten Geschäfte, von denen er unmittelbar zu leiden hätte, der verfehlten Speculation seines Principals, wol auch dessen persönlichem Aufwande u. dgl. anrechnen. Ferner würde sich fragen: welcher Theil des reinen Einkommens den Arbeitern zufallen, wie die Berechnung des Gewerbsertrags geschehen, wie es mit frühern Verlusten gehalten werden, wie man das Risico anschlagen, was für Grundsätze bei dem öftern Wechsel der Arbeiter befolgt werden sollen! Vom Staate vorgeschrieben, wie man verlangt hat, kann die Maßregel schon deshalb nicht werden, weil der Staat den Unternehmern nicht verbürgen kann, daß sie bei derselben bestehen können. Sie werden aber nicht dabei bestehen können, sobald die Folge der Maßregel eine durchschnittliche Erhöhung des Lohns ist, und dieselbe nicht allgemein in allen Industrieländern der Welt angenommen wird. Wird sie aber nicht Zwangspflicht, so wird sie auch unausgeführt bleiben.

In einem andern Sinne, in der Absicht nämlich, durch Vereinigung vieler kleinern Kräfte diesen die Concurrenz mit dem großen Capitale möglich zu machen, dadurch eine größere Vertheilung der Gewinne zu bewirken, und die üble Erscheinung zu beseitigen, daß neben dem im Ganzen steigenden Nationalreichthume doch die Massenarmuth zunimmt, hat man sich in Folge der neuesten Bewegungen, welche theilweise die Verbesserung der Lage der Arbeiter zum Losungswort nahmen, gleichfalls mit Associationen versucht. Diese Versuche sind aber meist an dem Mangel einheitlicher Leitung und an innern Zerwürfnissen gescheitert. In Geschäften namentlich, bei denen die Speculation ins Spiel kommt, wird der einzelne Unternehmer jederzeit einer aus vielen Mitgliedern bestehenden Association überlegen sein. Besser gediehen Associationen zum Zweck der gemeinsamen Herstellung und Erhaltung gewisser für Alle nützlichen Anstalten, z. B. einer großen Verkaufshalle, oder zur gemeinsamen Anschaffung von Rohstoffen. Die segensreichste Wirksamkeit haben die Vereine zur gemeinschaftlichen wohlfeilen Anschaffung von Lebensbedürfnissen gehabt, besonders wenn sie, wie die schon 1846 in Berlin entstandenen Liedtke'schen Spargesellschaften, mit einer Art Sparkasse verbunden waren, sodaß die Mitglieder im Sommer, wo manche Ausgaben wegfallen und der Verdienst am größten ist, Beiträge einschießen, die sie im Winter in der Form von Holz, Kohlen, Kartoffeln u. s. w. zurückerhalten. Auch durch Associationen zu gemeinschaftlichem Kochen, Waschen, Backen u. s. w. würde viel erspart werden können. Ob indessen, sowie Manche gehofft haben, die Association, oder vielmehr die Genossenschaft, der Weg sein wird, auf welchem sich neue Bindemittel der Gesellschaft an der Stelle untergegangener bilden, und zwar solche, die in Freiheit und Gegenseitigkeit, nicht in

Selbstsucht und durch Unterjochung wirken, läßt sich nicht voraussehen. Jedenfalls läßt sich so etwas nicht machen und einrichten, es muß werden, es mag sich in vielgestaltiger Weise entwickeln; und wenn man in der Association eine Idee der Zukunft zu suchen haben sollte, so kann doch Niemand das Wie bestimmen. Mit dem Namen Association hat man auch die in neuerer Zeit besonders in England und Frankreich hervorgetretenen Verbindungen der Arbeiter gegen ihre Arbeitsherren belegt. Sie sind so gefährlich für die Arbeit selbst, für die Industrie und die ganze Gesellschaft, daß ihnen energisch entgegengetreten werden muß; aber wichtiger noch bleibt es, daß solchen Erscheinungen durch Beseitigung der Ursachen möglichst vorgebeugt werde.

Association der Ideen, nennen wir diejenige Verbindung unserer Vorstellungen, vermöge deren sie sich einander unwillkürlich erwecken und miteinander verknüpfen. Diese Thatsache, daß sich, wenn auch nicht bei allen Individuen und unter allen Umständen gleichmäßig, die Vorstellungen ohne unser absichtliches Zuthun miteinander verknüpfen, und daß eine neu eintretende oft ganze Reihen älterer im Bewußtsein wieder hervorruft, hat die Psychologie schon längst auf die Frage nach den Gesetzen dieser Association geführt. Namentlich bieten sich hier folgende dar: 1) das Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit. Nach diesem Gesetze erwecken Vorstellungen, welche oft miteinander verbunden waren oder nacheinander folgten, einander wechselseitig in derselben Folge. Daher erinnern gewisse Orte an gewisse Ereignisse, welche dort vorgefallen sind, oder gleichzeitig wahrgenommene Ereignisse aneinander. 2) Das Gesetz der Verwandtschaft, Ähnlichkeit und Entgegensetzung der Vorstellungen. Nach diesem Gesetze erwecken und verdeutlichen sich Vorstellungen, deren Inhalt sich aufeinander bezieht. Ein Individuum erinnert an das andere, wenn es gewisse Züge mit demselben gemein hat, das Porträt an das Original, das Bejahende an das gerade Gegentheil. In einem solchen Verhältnisse stehen ferner insbesondere Subject und Prädicat, Ursache und Wirkung, Ganzes und Theil, Gattung, Art und Individuum, Nebenumstände und Hauptsache u. s. w. Diese unwillkürliche Verbindung unserer Vorstellungen ist als unwillkürlicher Gedankenlauf bei Kindern und Ungebildeten vorherrschend, und zeigt sich namentlich in dem Phantasiren. Bei eintretender Bildung des Verstandes wird mehr der nach Absicht und Zweck geleitete Gedankengang herrschend. Gleichwol wirken die unwillkürlichen Verbindungen immerfort, treten in unsere Unterhaltungen ein und bestimmen fast durchaus unsere Träume. Jeder einzelne Mensch hat auch seine eigene Ideenassociation, d. h. gewisse Vorstellungen verbinden sich bei einem Individuum leichter als bei einem andern, werden oft herrschend und bringen manche Eigenheiten, gewisse Meinungen, Vorurtheile, Neigungen und Abneigungen hervor. Dieses ist der Grund, warum die Kenntniß der Ideenassociation eines Menschen für den Menschenbeobachter sehr wichtig ist, und warum manche Menschen, welche dieselbe bei andern erforscht haben und benutzen, über dieselben oft eine sehr große Gewalt erlangen. Außerdem haben die Erscheinungen der Ideenassociation noch eine wissenschaftliche Bedeutung, indem sie eine Hinweisung auf die Ursachen und den Zusammenhang des geistigen Lebens enthalten. Sie führen fast unmittelbar darauf, daß die Vorstellungen selbst die sich verbindenden, einander unterstützenden oder hemmenden Kräfte sind, auf deren Wirksamkeit das geistige Leben beruht. In dieser Beziehung hat namentlich die Herbart'sche Philosophie die Phänomene der Association in ihrem Zusammenhange zu ergründen gesucht.

Assonanz, d. h. Anklang, ein musikalischer Vocalreim, ist nahe verwandt mit der Alliteration (s. d.). Wie diese in einer Gleichheit der Consonanten in mehren nahe aufeinander folgenden Wörtern, so besteht die Assonanz vorzüglich in einem Gleichklange der Vocale. Sie ist der span. und portug. Poesie eigenthümlich und harmonirt sehr wohl mit dem Charakter dieser an volltönenden Vocalen reichen Sprachen. Im Deutschen hebt sie sich nur durch häufige Wiederholung in einer zusammenhängenden Reihe vernehmlich genug hervor, wie bei Geßner: „Sie weinte Tag und Nacht, horchte stets nach dem Schalle aus dem Walde, und richtete ihre nassen Augen unablässig auf die fernen Auen." Die Versuche deutscher Dichter haben die Anwendbarkeit der Assonanz in dieser Sprache mindestens zweifelhaft gelassen. Die zweisilbige Assonanz kann im Deutschen in der zweiten Silbe fast nie anders als in dem stummen e gebildet werden, welches kaum hörbar ist; und auch die einsilbige wird zu sehr von den Consonanten übertönt, als daß sie ganz ihre Bestimmung erfüllte. Dennoch haben sie Einzelne, wie Friedrich Schlegel im „Alarkos" und in seinen Rolandsromanzen, und Apel in seinem „Gespensterbuche" mit Glück gebraucht. Nur der Übersetzer aus den genannten südeurop. Sprachen kann sie in vielen Fällen nicht entbehren, und Treffliches haben in dieser Beziehung Gries und Malsburg in ihren Übertragungen Calderon'scher Dramen geleistet. Vgl. Bärmann, „Die Assonanzen der deutschen Sprache" (Berl. 1829).

Assuan oder **Essuan**, am rechten Ufer des Nil der Insel Elephantine gegenüber gelegen, ist

die südlichste Stadt Ägyptens, das alte Syene, dessen Ruinen noch südwärts der Stadt vorhanden sind. Südlich von A. bildet der Nil seinen letzten, den zehnten Katarakt; seine Schiffbarkeit gewinnt also hier erst eine Bedeutung, welche der Stadt frühe und auch im Mittelalter während der Araberheerschaft einen verbreiteten Handelsruf verschaffte. Schon im Alterthum bemerkte man, daß die Sonne am längsten Tage zu Syene keinen Schatten wirft, und zog deshalb hier den Wendekreis des Krebses, der aber eigentlich südlicher liegt. Bei A. beginnt die Granitregion Ägyptens, die hier unter der modificirten Art Syenit vorkommt und schon in frühester Zeit zu Bauten und Denkmälern ausgebeutet wurde.

Assuncion oder Assumption, die Hauptstadt des südamerik. Staats Paraguay, am linken Ufer des Rio-Paraguay. Die schlechtgebaute, auf einer wellenförmigen Uferterrasse (loma) reizend gelegene Stadt zählt etwa 12000 E., und treibt in ihrem ansehnlichen Hafen einen lebhaften Binnenhandel mit Leder, Taback, Zucker und dem berühmten Paraguaythee (hierba im Handel), welcher in den Wäldern des Maracayugebirges von den Blättern und jungen Zweigen des Ilex paraguayensis gewonnen wird. Korn, Wein, Zeuge und Eisenwaaren werden von Buenos-Ayres her eingeführt. Die Bevölkerung der Stadt steht im Rufe großer Sittenlosigkeit, und selbst die Kinder der Reichen, namentlich die Mädchen wachsen ohne alle Erziehung auf. Kaufleute mit großem Vermögen können weder lesen noch schreiben. Der Abstammung nach sind die Einwohner sehr gemischt; in allen guten Häusern spricht man spanisch. Blos die Weiber des Landvolks verstehen nur die lingua, d. h. die Guaranisprache. Der schweizerische Naturforscher Rengger wurde hier von Francia sechs Jahr (1819—25) in einer Art Gefangenschaft gehalten.

Assyrien bei Griechen und Römern, Assur bei den Hebräern, Athura bei den alten Persern, hieß eigentlich die etwa 1600 □M. umfassende Landschaft, welcher im Ganzen das heutige Kurdistan entspricht. Die Grenzen waren im W. der Tigris, im N. das armenische Niphatesgebirge, im O. der medische Zagros und Choathros, im S. Babylonien. A. bildete eine weniger einförmige Ebene als Babylonien, indem die östlichen und nördlichen Gebirge ihm einige Mannichfaltigkeit verliehen, und besaß einen bedeutenden Reichthum an Getreide und Fruchtbäumen, nützlichen Hausthieren und edelem Wild. Auf der Grenzscheide der östlichen iranischen, d. i. medopersischen, und der westlichen semitischen Völker gelegen, mußte dieser Landstrich frühzeitig der Boden geschichtlicher Bewegung und Entwickelung werden. Die Geschichte A.'s ist in ihren Anfängen untrennbar von der Babyloniens, welches durch keine Natur- und Culturgrenze von ihm geschieden war, sondern nur die südliche Fortsetzung der assyrischen Tiefebene bildete. Die noch nicht lange entdeckten einheimischen Geschichtsquellen, welche lediglich in sehr complicirt geschriebenen Inschriften (s. Keilschrift) bestehen, sind indessen kaum in den allgemeinsten Momenten entziffert, und lassen auch keine genauen Nachrichten über die Anfangsepochen des assyrischen Reichs erwarten, indem die ältesten derselben nur bis in das 13. Jahrh. v. Chr. zurückzugehen scheinen, während auf ägypt. Monumenten Assur's Macht schon 2000 v. Chr. erwähnt wird. Wie in Babylonien, gab auch hier die auf fruchtbarem Boden sich zusammendrängende Volksmenge Anlaß zu rascher und großer staatlichen Entwickelung, und der semitische Volksstamm, zu dessen aramäischer Abzweigung die Assyrer nach der Sprache der Inschriften und der Gesichtsbildung auf den Kunstdenkmälern gehören, tritt hier mit vollständigem Aufgeben des ihm sonst eigenen Nomadenlebens als eroberndes, herrschendes und üppig genießendes Volk auf. Hält man nun die Vermuthungen, welche sich an die Keilinschriften im Allgemeinen und an die verschiedenen Formen der vorhandenen assyrischen Kunstdenkmäler knüpfen, zu den Berichten der classischen und hebr. Schriftsteller: so läßt sich die assyrische Geschichte mit Sicherheit in mindestens zwei große Perioden theilen. Die erste umfaßt die altassyrische Zeit. Nimrod geht nach dem Bericht des ersten Buch Moses nach Assur (dies ist die einzig richtige Deutung der zweifelhaften Stelle), um dort außer andern Städten auch Ninive zu gründen, welchen Ruhm die classischen Schriftsteller dem jedenfalls mit ihm identischen Ninus ertheilen. Vor ihm nennen die Chronologen noch andere Namen, und wenn die ägypt. Monumente wirklich schon 2000 v. Chr. von einer Blüte des assyrischen Reichs wissen, so sind die Anfänge desselben auch noch über die Zeit des Ninus, wie sie sich etwa nach Herodot's Angaben bestimmen läßt, hinaufzuschieben. Die Nachfolger desselben, unter denen seine Witwe und Thronfolgerin Semiramis sich besonders auszeichnet, vergrößerten das Reich durch bedeutende Eroberungen in Oberasien bis nach Baktrien, welches seine auf den ninivitischen Sculpturen dargestellten Tribute sendet, wenn nicht gar bis Indien, und hatten zugleich vielfachen Verkehr mit Ägypten. Die Königsnamen indeß, welche einheimische Denkmäler, besonders der berühmte Obelisk von Nimrud geben, wie Altibar, Beltakat, Hemenk oder Hevenk, Assarak, Assar-adan-pal (d. i. Sardanapal, hier schon einmal in

ganz früher Zeit auftretend), Temenbar I., Temenbar II., können noch nicht sicher mit denen bei griech. und röm. Schriftstellern identificirt werden.

Wenngleich eine chronologische Construction bei der Verschiedenheit der Angaben der Alten unmöglich ist, so scheint doch sicher, daß um die Mitte des 8. Jahrh. v. Chr. unter einem Könige, dem der in den assyrischen Königsreihen wol nicht ungewöhnliche Name Sardanapal beigelegt wird, durch Empörung Babyloniens und Mediens das Reich einen harten Stoß erlitt, ja sogar Ninive theilweise zerstört und entvölkert wurde, und ein vollständiger Wechsel des Religions- und Kunstcharakters, selbst eine bedeutende Umwandlung der Sprache eintrat. Das Reich erholte sich jedoch bald wieder, und Ninive wurde nachweislich theilweise aus den alten Trümmern wieder aufgebaut. Den Einfluß, welchen A. nach dem Osten zu verloren, ersetzte es durch bedeutende Eroberungen im Westen, und in diese zweite Periode des assyrischen Reichs, in die neuassyrischen Geschichte, gehören die assyrischen Denkmäler bei Beirut und auf Cypern, die ninivitischen Colonien der Weißen Syrer im kleinasiat. Pontus und die Gründung von Tarsus in Cilicien. Jetzt kamen die Hebräer mit den neuerstarkten Eroberern in Berührung, und aus den Büchern des Alten Testaments wissen wir von Phul's und Tiglat-Pilesar's Kriegen gegen Israel, Damascus und Syrien, Salmanassar's Siegen über das erstere und von Sanherib's unglücklichem Kriegszuge gegen Ägypten. Diese Königsreihe beschließt ein Fürst, dem gewöhnlich auch der Name Sardanapal gegeben wird, der indeß ein Sarakos oder Ninus II. gewesen sein mag. Nabopolassar oder Nebukadnezar, Statthalter von Babylonien, welches nach und nach wieder abhängig geworden war und wahrscheinlich im Lehnsverhältnisse zu A. stand, empörte sich und belagerte 597 zugleich mit dem Mederfürsten Cyaxares in Ninive den geschlagenen weichlichen König, welcher zuletzt sich, seine Weiber und Schätze, vielleicht an der durch das heutige Khorsabad bezeichneten Stelle, in Flammen begrub. Daß die assyrische Hauptstadt bei ihrer zweiten Zerstörung durch Brand unterging, zeigen die Ruinen unwiderleglich. Babylonien erhob sich nun rasch zu bedeutender Macht; Medien ward zugleich mit Persien durch Cyrus zu einem bedeutenden Reiche vereinigt. A. hat aber nie wieder eine selbständige Rolle gespielt, sondern ist nun als Provinz in die Schicksale der Meder, Perser, Syrer, Parther, Sassaniden, Neu-Perser und Türken verflochten gewesen. In seinem jetzigen verwahrlosten Zustande läßt sich kaum ahnen, was es unter irgend leidlicher Verwaltung sein könnte.

Assyrische Alterthümer. An den Punkten, welche der engl. Resident von Bagdad, Rich, 1820 ohne bedeutendere Erfolge durchsucht, der Historiker Niebuhr aber als künftige Fundorte assyrischer Alterthümer und Inschriften empfohlen, stellten seit dem Frühling 1843 Botta, franz. Consul zu Mosul, und durch ihn angeregt der Engländer Henry Layard bedeutende Ausgrabungen an. Die hügelartigen Schutthaufen, welche sich besonders am östlichen Ufer des Tigris von Keschaf an der Mündung des großen Zab nördlich bis Khorsabad am Dschebel-Maklub hinziehen, waren schon früher in Beziehung zu Assyrien gesetzt worden. Die überraschendste Fülle archäologischer Entdeckungen erwies die Richtigkeit der hauptsächlich auf Tradition und auf wenige Data gegründeten Vermuthungen. Geleitet durch die Notizen Rich's hatte Botta zuerst vergeblich die Hügel von Kojundschik untersucht, bis er durch aufgefundene Keilschriftfragmente auf das nordwestlich von Mosul gelegene Khorsabad geführt wurde. Die Nachgrabungen an dieser Stelle hatten die besten Erfolge, wie sie in seinem fünf Folianten umfassenden Prachtwerke dargelegt sind. Durch seine Entdeckungen wurde der Engländer Layard, welcher schon 1840 mit großem Interesse Mosul und die benachbarten Trümmerhaufen besucht hatte, zu eigenen Forschungen angeregt und durch seinen Gönner, Sir Stratford Canning, in den Stand gesetzt, einige vorläufige Nachgrabungen anzustellen, deren Erfolge zu Unterstützungen von Seiten des Britischen Museums halfen. Zunächst untersuchte Layard den Ruinenhügel von Nimrud, in welchem er vier Hauptgebäude, das eine mit 28 Sälen fand. Daneben war er auch beim Aufgraben des Hügels von Kojundschik glücklicher als Botta: hier fand sich ein durch Brand zerstörter Palast. Die interessante Geschichte seiner Reise und seiner Entdeckungen hat er in seinem Werke „Niniveh and its remains" (2 Bde., Lond. 1849; deutsch von Meißner, Lpz. 1850) erzählt, zu welchem eine Sammlung von 100 Tafeln gehört. Botta's Nachfolger im Consulat von Mosul, Rouet, übernahm mit dem Amt zugleich die Fortsetzung der archäologischen Nachgrabungen und begann mit glücklichem Erfolg bei Malthaijah und im Schenduk-Gebirge. Da wir nun in den Denkmälern von Nimrud, Khorsabad und Kojundschik wirklich ninivitische Monumente vor uns haben, wie Form und Sprache der Inschriften und die mit den Nachrichten der Alten über die große Königsstadt ziemlich genau zusammentreffenden Entfernungen der genannten Ruinenhaufen beweisen: so ist auf einmal endlich das sicherste und erste Material zur Kenntniß der assyrischen Kunst

und des assyrischen Lebens gewonnen. Sämmtliche Denkmäler sondern sich im Ganzen in die zwei großen Perioden des altassyrischen und des neuassyrischen Reichs. Der erstern, ausgezeichnet durch großartige Conception, gehören die Bau- und Bildwerke des nordwestlichen Palasts von Nimrud an; der spätern, voll Sauberkeit und Genauigkeit in der Ausführung, die von Khorsabad und Kojundschik und die des südwestlichen Palasts von Nimrud. Die Architektur konnte hier im Ganzen besser gedeihen als in Babylon, wo es an Bauholz und Bruchsteinen fehlte und nur getrocknete Lehmziegel, wie heute noch in Kurdistan, verwendet wurden: Assyrien hatte wenigstens Palmen und Pappeln und in den nördlichen Gebirgen Steinbrüche. Für Bildwerke fand sich Alabaster, Krystall, Jaspis, Thon, Kupfer u. s. w. Aber zu großartigen Säulen- und Gewölbeconstructionen fehlte dennoch das Material. So vermißt man an der assyrischen Architektur auf dem ersten Blick das Gigantische der ägyptischen; von Säulen findet sich keine Spur, ausgenommen in der Reliefdarstellung eines kleinen Pavillons mit ionischen Kapitälen, welche die Neuassyrier vielleicht durch ihren Verkehr mit Kleinasien hatten kennen lernen. Daher, und weil die im Innern aus Lehmziegeln aufgeschichteten, nur außen mit Platten bekleideten, wenngleich dicken Mauern keine gewölbte Decke tragen konnten, die geringe Breite der Säle, welche zwar 120—160 F. lang, doch nur 30—35 F. breit sind. Daß die Zimmer Fenster gehabt, davon findet sich in den vorhandenen Mauern keine Spur, obgleich die Reliefdarstellungen deren zeigen: man muß vielmehr annehmen, daß das Licht von oben eingefallen. Die Niedrigkeit des Bodens von Assyrien machte große Substructionen aus Quadern nöthig, wofür man in Babylonien gebrannte Backsteine gebrauchte, um die Gebäude gegen Überschwemmungen zu sichern. So stand der Palast von Khorsabad auf einer 40 F. hohen Terrasse. Die großen Effecte, welche nun durch rein-architektonische Verhältnisse nicht erreicht werden konnten, suchten die Assyrier durch die Ornamente zu ersetzen, und man kann sagen, daß die Sculptur hier, wie in Indien, und vielleicht auch die Malerei rein im Dienste der Baukunst gestanden. Die Wände der 28 Säle des Nordwest-Palasts von Nimrud waren mit Alabasterplatten voll Reliefdarstellungen und Inschriften bedeckt, welche sich, da dieses Gebäude einfach verschüttet wurde, sehr gut erhalten haben. Die Eingänge wurden von kolossalen geflügelten Stieren mit Menschengesichtern bewacht, an deren Stelle auch Löwen von gleich phantastischer Composition vorkommen.

Die allgemeinen Berührungen der assyrischen Sculptur mit ägyptischer (und etwa etruskischer) sind kaum von directen Einwirkungen abzuleiten. Der bildenden Kunst beider Völker ist es gemeinsam, möglichst volle Figuren zu zeigen, nicht zu decken, aber in der Behandlung derselben stehen beide einander fast gegenüber. Während die ägyptischen Figuren sich durch Sauberkeit und Leichtigkeit der Conture auszeichnen, erscheinen die assyrischen eher gedrängt und rund. Aber in dieser Gedrängtheit der assyrischen Figur zeigt sich eine Freiheit künstlerischer Bewegung, die sie werth macht, mit griech. verglichen zu werden. Das Lebensvolle der Auffassung zeigt sich besonders in der bis zur Manier getriebenen Darstellung der Musculatur bei Menschen und Thieren. Aber an ihrer Weiterentwickelung wurde auch diese Kunst durch die Herrschaft des Conventionellen gehindert, welche die ägyptische geradezu vernichtet hat. Was uns an den Reliefdarstellungen und an den freiern Bildwerken zunächst auffällt, ist die mythische Verbindung der Menschen- und Thiergestalt, in welcher die alle Formen versuchende, rasch zu künstlerischer Äußerung fortschreitende Phantasie des Semiten zu erkennen ist. In den Vordergrund treten die schon erwähnten kolossalen geflügelten Stiere oder Löwen mit Menschengesichtern von 15 F. Höhe, in den Ruinen von Khorsabad nur erstere, in denen von Nimrud beide; ferner auf Reliefs die menschlichgestaltete Gottheit mit dem Adlerkopf; das aus Persepolis bekannte Zeichen der höchsten Gottheit als eine geflügelte, von einem Kreise umschlossene Figur; der Menschfisch auf einem Monument von Khorsabad; Priester mit Lotosblumen u. s. w. Die Erklärung der Inschriften wird Licht über das Religionssystem der Assyrier verbreiten, in welchem wir jetzt schon die Vorstufe des altpersischen Staatsglaubens, wie er auf den Monumenten von Persepolis erscheint, erkennen dürfen. Zahlreicher sind die historischen Reliefs, begleitet von Hunderten von Keilschriften, welche die Wände der Säle schmückten. Erstürmung von Städten und Castellen mit Hülfe von Mauerbrechern, Sturmleitern und Fackeln, Kämpfe zu Land und zu Wasser mit sehr charakteristischer Zeichnung der verschiedenen Stämme in Gesichtsbildung und Tracht, besonders der semitischen Physiognomie der Assyrier selbst, bilden den Hauptinhalt dieser Darstellungen, welche, wie sie sich schon nach dem Äußern der Tracht der Könige, der Rüstung der Krieger u. s. w. unterscheiden lassen, theils dem alt-, theils dem neuassyrischen Reiche angehören und in den beigegebenen Inschriften ihren jetzt noch nicht entzifferten Commentar finden

werden. Das wichtigste und wahrscheinlich älteste historische Denkmal ist ein Obelisk aus schwarzem Marmor, von etwas über 6 F. Höhe, den der Erbauer des Nordwest-Palasts von Nimrud mitten in diesem errichtete (abgebildet in Layard's Prachtwerke, Tafel 53—56). Die Inschriften desselben berichten von 30 Jahren der Regierungsgeschichte dieses Königs; daneben sind Elefanten, Kameele, Affen u. s. w. abgebildet, die als Tribut dargebracht werden. Die Könige und die eine große Rolle spielenden Eunuchen zeichnen sich durch die ninivitische Pracht ihrer Kleidung aus, sowol in den Kriegsscenen als auf den Löwen- und Büffeljagden, welche die gewöhnliche Darstellung des königlichen Privatlebens bilden. Sonst wissen wir über das Privatleben der Assyrier überhaupt nur wenig aus den Denkmälern. Die von den alten Schriftstellern vielfach erwähnte Pracht Ninives wird durch die Denkmäler bestätigt, indem sie Alles bis ins Einzelne beherrscht. Die Gewänder sind prächtig gestickt, Tische, Sessel und sonstige Geräthschaften geschmackvoll und reich an Zierathen. Auch musikalische Instrumente zeigen die Monumente, aber nur von einer Gattung. Bilder gewerblicher Thätigkeit finden sich eben nicht; vom Gebrauch der Schrift im gewöhnlichen Leben zeugt ein Monument aus Kojundschik, auf welchem Eunuchen die Zahl abgeschnittener Köpfe, und ein anderes, wo sie Schafheerden verzeichnen. Sonst beschränken sich alle derartige, rein zufällige Darstellungen auf Füttern von Pferden, Schlachten von Schafen, Schwimmen auf Schläuchen, Fischfang, Reiten der Frauen auf Maulthieren u. s. w. Neben diesen größern Denkmälern finden sich in den Ruinen Elfenbeinarbeiten ägyptischen Charakters, Vasen von Glas, Geräthe von Kupfer, Thon u. s. w. Seit dem 6. Jahrh. v. Chr. waren diese Denkmäler verschüttet, und Xenophon beim Rückzug der Zehntausend fand hier nur vollständige Ruinenhaufen, welche von Spätern als Grabstätten benutzt worden sind. Die assyrische Kunst aber setzte sich nach Kleinasien und mehr noch in Persien fort, dessen Architektur und Sculptur fast als eine Degeneration derselben erscheint. Die sämmtlichen Denkmäler aber, welche schon entdeckt sind und noch entdeckt werden müssen, können ihre volle Erläuterung erst in der Entzifferung der Keilinschriften finden.

Ast heißt in der Botanik derjenige Theil eines Baums, der nicht unmittelbar von der Wurzel, sondern erst vom Stamme ausgeht, und aus welchem die Zweige und Blätter hervorkommen. Die Stellung der Äste ist sehr verschieden und gibt ein sicheres, charakteristisches Unterscheidungsmerkmal der Bäume. Die Äste entstehen immer in der Nähe des Blattes, entweder aus den Blattwinkeln, oder zwischen den Blättern. Junge, noch nicht ein Jahr alte Äste nennt man Reis. Bei den krautartigen Pflanzen liegen die Äste oft nieder und treiben Wurzeln in die Erde, die man Ranken oder Ausläufer nennt. In der Forstwissenschaft begreift man die Äste unter dem gemeinschaftlichen Ausdruck von Obergehölz, und scheidet bei der Berechnung des Werthes eines Baums den Stamm und das Obergehölz.

Ast (Georg Anton Friedr.), deutscher Philolog, geb. zu Gotha 1778, gest. 31. Dec. 1841, erhielt auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt eine gute wissenschaftliche Vorbildung, die er bei seinem Abgange durch die „Observationes in Propertii carmina" (Gött. 1799) auch öffentlich bewährte. Auf der Universität zu Jena, die er 1798 bezog, ging er von den theologischen Studien, denen er anfangs sich widmete, sehr bald zur Philologie über, angeregt besonders durch die Lateinische Gesellschaft unter Eichstädt's Präsidium; zugleich aber suchte er sich auch in den philosophischen Wissenschaften heimisch zu machen. Nachdem er sich bereits 1802 zu Jena habilitirt hatte, nahm er 1805 einen Ruf als ordentlicher Professor der classischen Literatur an der Universität zu Landshut an, mit welcher er in gleicher Eigenschaft 1826 nach München versetzt wurde, wo er als Hofrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften starb. Seine Vorträge waren gründlich und anregend. Dasselbe Lob gebührt seinen zahlreichen Schriften, unter denen wir anführen: die Übersetzung des Sophokles (Lpz. 1804); „Handbuch der Ästhetik" (Lpz. 1805); „Grundriß der Ästhetik" (Landsh. 1807); „Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik" (Landsh. 1808); „Grundlinien der Philosophie" (2. Aufl., Landsh. 1809), in denen er sich den Ansichten Schelling's nähert; „Grundriß der Geschichte der Philosophie" (Landsh. 1807; 2. Aufl., 1825) und „Hauptmomente der Geschichte der Philosophie" (Münch. 1829). In späterer Zeit beschäftigte er sich fast ausschließend mit der Erklärung der Platonischen Werke. Außer einer Einleitung in das Studium derselben, „Platon's Leben und Schriften" (Lpz. 1816), die zu den besten Untersuchungen der Art gehört, und außer der Bearbeitung mehrer einzelner Schriften des Plato, namentlich des „Phaedrus" (Lpz. 1810) und der „Politia" (2 Bde., Lpz. 1814), verdanken wir ihm eine Ausgabe sämmtlicher Werke Plato's mit lat. Übersetzung und sehr reichhaltigen Commentaren (11 Bde., Lpz. 1819—32), welcher er ein umfassendes „Lexicon Platonicum" (3 Bde., Lpz. 1834 — 39) als Schluß hinzufügte. Sein

Verdienst um ein gründliches Verständniß des Plato bleibt unbestritten, wenn man auch in seiner Erklärung ein bloßes Aufhäufen von Massen nicht ohne Grund getadelt hat.

Astarte (hebr. Aschtoreth) ist der Name der weiblichen Hauptgottheit der Phönizier, Karthager und Syrer, und im Allgemeinen aller polytheistischen Völker semitischen Stammes, deren Dienst auch bei den Israeliten bisweilen Eingang fand, besonders unter der Regierung des Salomo. Der Name ist etymologisch schwer zu erkennen, doch bedeutet er wahrscheinlich „Stern". Sowie Baal, mit dem sie häufig zusammen genannt wird, ursprünglich den Sonnengott bedeutet, so war A. die Mondgöttin; darum wurde sie auch mit Hörnern, als Sinnbild der Sicheln des wechselnden Mondes, abgebildet. Als Mondgöttin war ihr Dienst ein reiner, und sie selbst wurde die jungfräuliche Göttin genannt. In der spätern astrologischen Mythologie des vordern Orients wurde Baal zum männlichen Glücksstern, zum Planeten Jupiter, und A. zum weiblichen Glücksstern, zum Planeten Venus, und schon das älteste Morgenland betrachtete diesen Stern als die Schutzgöttin des Glücks und der Liebe. In dieser Eigenschaft wurde ihr ein wollüstiger Cultus gewidmet, bei dem Mädchen und Frauen sich preisgaben; alle öffentlichen Buhler und Buhlerinnen waren ihr geweiht. Haupttempel der A. waren in Tyrus und Sidon.

Aster (Sternblume), eine Gattung sehr schön blühender, zusammengesetzt-blütiger Gewächse. Die Blütenköpfe sind gestrahlt von weiblichen, selten geschlechtslosen Zungenblüten, welche eine andere Färbung haben, als die zwitterigen, röhrigen Scheibenblüten. Die Gattung ist außerordentlich reich an Arten, welche, um eine Übersicht möglich zu machen, in 6—7 Gruppen zusammengefaßt werden, die Manche auch als Gattungen betrachten. Zu den vorzüglichsten Arten gehört die neuenglische (Aster Novae Angliae), die in Nordamerika einheimisch ist, jetzt aber in unsern Gärten gezogen wird. Die allbekannteste Art ist die chinesische Aster (A. chinensis), eine Sommerpflanze, die bei uns in den mannichfaltigsten Spielarten cultivirt wird, und vor etwa 100 J. aus China eingeführt wurde. Unter den gefüllten unterscheidet man hauptsächlich die blätterig-gefüllten und die röhrig-gefüllten; die letztern sind die geschätztesten. Die Pflanze liebt einen fetten, lockern Boden. Man säet die Aster im April in Mistbeete oder Töpfe, pflanzt sie im Mai ins Freie, wo sie dann vom Juli bis in den Spätherbst blüht. Miniaturastern zieht man, indem man den Samen dicht in magern Boden säet und die Pflänzchen in kleine Töpfe versetzt.

Aster (Ernst Ludw.), preuß. General der Infanterie, Generalinspector der Festungen und Chef der Ingenieurs und Pionniers, wurde im Nov. 1778 zu Dresden geboren, wo sein Vater, Friedr. Ludw. A., als Generalmajor und Commandeur des sächs. Ingenieurcorps 1. Dec. 1804 verstarb. Seine Erziehung erhielt er im väterlichen Hause, und nachdem er 1794 in das sächs. Ingenieurcorps eingerückt und 1800 zum Lieutenant avancirt war, wohnte er dem Feldzuge von 1806 gegen Frankreich bei. Im J. 1809 wurde er als Capitän in den Generalstab versetzt, und gegen Ende des J. 1810 erhielt er den Auftrag, Napoleon den Entwurf zur Befestigung von Torgau vorzulegen. Als Generalstabsoffizier vom Kaiser nicht angenommen, kam er auf den Gedanken, sich als Ingenieuroffizier melden zu lassen, und fand nun sofort Annahme. Mit großer Umsicht und Offenheit begegnete er den Einwürfen des Kaisers, der im Wesentlichen den ihm vorgelegten Entwurf genehmigte. Im J. 1811 zum Major im Generalstabe befördert, machte er im folgenden Jahre den Feldzug gegen Rußland mit, und wurde 1813 zum Oberstlieutenant und Chef des Generalstabs der Festung Torgau ernannt. Als solcher nahm er, nach erfolgter Wiederbesetzung dieser Festung durch die Franzosen, seine Entlassung aus dem sächs. Dienste und trat als Oberstlieutenant in den russ. Generalstab. Im Feldzuge von 1813 führte er mehre kühne Unternehmungen mit einer Kosackenabtheilung in der Oberlausitz aus, und wohnte dann den Schlachten von Bautzen und Leipzig bei. Bei der Reorganisation der sächs. Truppen ward er Oberquartiermeister, später Chef des Generalstabs beim dritten deutschen Armeecorps, und 1814 Oberst. Nachdem er 1815 den erbetenen Abschied aus dem russ. Dienste erhalten, trat er als Oberst in das preuß. Ingenieurcorps, diente in dem Feldzuge in Frankreich als Chef des Generalstabs beim zweiten preuß. Armeecorps, und war in den Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance, sowie bei den Belagerungen der Grenzfestungen Maubeuge, Landrecy, Philippeville, Rocroy und Givet. Noch in demselben Jahre ward er zum Generalmajor befördert und erhielt seine Bestimmung als Generalinspector der preuß. Festungen. Hier eröffnete sich seiner Thätigkeit ein weites Feld, indem er vielfache Gelegenheit fand, seine gesammelten Kenntnisse in Anwendung zu bringen. Koblenz und Ehrenbreitstein wurden unter seiner Leitung befestigt und seine Leistungen in dieser Beziehung durch wiederholte Auszeichnungen gewürdigt. Unter Beibehaltung seiner Stelle als Ingenieurinspector ward A. 1825 zum Ge-

stungscommandanten von Koblenz und Ehrenbreitstein ernannt, 1827 zum Generallieutenant, 1837 zum Mitglied des Staatsraths und 1842 zum General. A. ist einer der gelehrtesten Offiziere und ein ausgezeichneter Mathematiker, hat das gesammte Gebiet der deutschen, franz., ital. und engl. Militärliteratur gründlich studirt, widmete sich aber vorzugsweise den Ingenieur- und Generalstabswissenschaften, für welche er auch ansehnliche Sammlungen besitzt. — **Aster** (Karl Heinr.), königl. sächs. Oberst der Armee, des Vorigen Bruder, geb. 4. Febr. 1782 zu Dresden, hat sich namentlich als militärischer Schriftsteller einen Namen erworben. Er veröffentlichte: „Lehre vom Festungskriege" (2 Bde., Dresden 1812; 3. Aufl. 1835), welche Schrift in mehre Sprachen übersetzt und in Preußen als Lehrbuch eingeführt wurde; „Unterricht für Pionnier-, Sappeur-, Artillerie- und Mineurunteroffiziere" (3 Hfte., Dresd. 1837—41); „Schilderung der Kriegsereignisse vor und in Dresden im J. 1813" (Dresd. 1844); „Die Schlacht bei Kulm" (Dresd. 1845). Schon gegen das J. 1830 nahm A. seinen Abschied aus dem activen Dienste, bekam jedoch 1844 noch den Titel eines Oberst. — **Aster** (Friedr. Ernst), ein dritter Bruder, geb. 1786 zu Dresden, war königl. sächs. Oberst und Abtheilungschef im Kriegsministerium; er erhielt nach seiner im März 1849 erbetenen Entlassung den Charakter als Generalmajor. — **Aster** (Adolf Wilh.), ein vierter Bruder, geb. 1793, königl. sächs. Major in der leichten Infanterie, zuletzt Stadtcommandant von Dresden, starb 1846.

Asterabad ist der Name einer Provinz und Stadt in Persien. Die Provinz erstreckt sich südöstlich des Kaspischen Meeres bis zum 58° ö. L. und wird von Dahestan durch den Fluß Aschun getrennt. Hier und da wird A. blos als ein Theil von Masanderan (s. d.) betrachtet, dem es in allen Beziehungen gleicht. A. ist das Hyrkania der Alten, die Heimat der Parther und der heutigen pers. Dynastie der Kadscharen. Die im Lande herumziehenden Horden werden bei den Alten mit verschiedenen Namen, wie Daha und Parni u. A. bezeichnet, jetzt werden sie sämmtlich unter dem Namen Turkman (s. d.) zusammengefaßt. Die Stadt A. liegt 36° 50′ n. Br. ganz in der Nähe einer Bucht des Kaspischen Meeres, unfern der Mündung des Flusses Ester. Sie war lange die Residenz der Kadscharenfürsten, ließ sich aber, wegen ihrer Lage in einem fernen Winkel des Reichs nicht zur Residenz der ganzen Monarchie erheben. Viele Gründe riethen aber den Kadscharen, sich nicht allzu sehr von den Erbländern, den Weiden der türk. Stämme zu entfernen. Deshalb wurde Teheran, am Fuße der hohen Bergkette, die Iran von Masanderan trennt, zur Hauptstadt erhoben. A. ist seit der Zeit sehr gesunken; doch bleibt die Stadt immer noch wegen ihres Handels nach allen Gegenden des Morgenlandes sehr wichtig, und hat eine Bevölkerung von 30—40000 Seelen. Von A. aus führt eine Straße nach Mesched, Khorasan und Afghanistan.

Asteriscus, d. i. Sternchen (*), nannten die griech. Grammatiker im Gegensatz zu dem Obelus oder Obeliscus, dem Spieß oder Kreuz (†), ein kritisches Zeichen, durch welches eine echte, mit Unrecht verdächtigte oder sonst billigens- und bemerkenswerthe Stelle angedeutet wurde. Verdächtige, untergeschobene oder sonst tadelnswerthe Stellen wurden durch den Obelus, gewöhnlich mit schwarzer Farbe, angezeichnet. Aber schon die Kirchenväter begannen diese Zeichen völlig gleichgültig zu willkürlichen Andeutungen zu benutzen. So gebraucht Hieronymus den Asteriscus an den Stellen seiner Bibelübersetzung, wo Theodotion mehr Worte als der hebr. Grundtext hat. In neuern Abdrücken älterer Schriften bedient man sich eines oder mehrer Sternchen zur Andeutung einzelner Lücken im Texte. Noch häufiger aber werden jetzt Sternchen und Kreuze gebraucht, um auf Anmerkungen unter dem Texte zu verweisen. Seitdem man angefangen hat, die Bogenzahl der Druckschriften durch arab. Ziffern zu bezeichnen, pflegt man das zweite Blatt des Bogens durch einen der Bogenzahl beigefügten Asteriscus bemerklich zu machen.

Asteroiden nennt man nach dem Beispiele des ältern Herschel die kleinen Planeten, welche zwischen Mars und Jupiter stehen und die Stelle eines einzigen großen Planeten einzunehmen scheinen, aus welchem sie vielleicht durch irgend eine gewaltige Revolution entstanden sind. Schon vor ihrer Entdeckung hatte Bode in Berlin die Vermuthung ausgesprochen, daß hier noch ein bisher unentdeckter Planet zu suchen sei, da das Gesetz, welches die Abstände der Planeten von der Sonne zu befolgen scheinen, auf eine Lücke hindeutete. Man kennt bis jetzt 13 derselben, welche sämmtlich erst im gegenwärtigen Jahrhunderte entdeckt worden sind: 1) Ceres, entdeckt am 1. Jan. 1801 von Piazzi in Palermo; 2) Pallas, am 28. März 1802 von Olbers in Bremen; 3) Juno, am 1. Sept. 1804 von Harding in Lilienthal; 4) Vesta, am 29. März 1807 von Olbers; 5) Asträa, am 8. Dec. 1845 von Hencke in Driesen; 6) Hebe, am 1. Juli 1847 von Demselben; 7) Iris, am 13. Aug. 1847 von Hind in London; 8) Flora, am 18. Oct. 1847 von

demselben; 9) Metis, am 26. April 1848 von Graham in Irland; 10) Hygiea, am 12. April 1849 von de Gasparis in Neapel; 11) Parthenope, am 11. Mai 1850 von Demselben; 12) Victoria, am 13. Sept. 1850 von Hind in London. Einen 13., noch unbenannten hat de Gasparis in Neapel am 2. Nov. 1850 entdeckt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Kreis dieser Planeten noch nicht geschlossen. Gemeinschaftlich ist allen ihre außerordentliche Kleinheit, sodaß sie in der Regel nur mit Fernröhren wahrgenommen werden können, weshalb man sie auch teleskopische Planeten genannt; ferner die große Excentricität ihrer Bahnen, die bei mehrern noch erheblich mehr von der Kreisgestalt abweichen, als die Mercurbahn; endlich die große Neigung ihrer Bahnen gegen die Ekliptik. Eine genaue Bestimmung des Durchmessers ist noch bei keinem einzigen möglich gewesen. Ihre mittlern Abstände von der Sonne betragen, so viel bekannt, zwischen 45½ und 64½ Mill. M., ihre Umlaufszeiten zwischen 1193 und 2014 Tagen.

Asthenie (eigentlich Abspannung), bezeichnet in der Medicin so viel als Schwäche; asthenisch heißt ein durch Schwäche des Körpers, des Gefäßsystems u. s. w. bedingter Zustand. Das Wort kam durch das Brown'sche System in Gebrauch, indem Brown die gesammten Krankheiten in sthenische und asthenische eintheilte, die Asthenie selbst aber in eine directe und eine durch Überreizung entstandene indirecte unterschied.

Ästhetik ist die Wissenschaft des Schönen, besonders der Kunst, als der vollendetsten Erscheinung des Schönen. So viel kann man als allgemein zugestanden betrachten; sogleich aber durchkreuzen sich die Ansichten über diese noch junge Wissenschaft, wenn man nur etwas näher auf den Gegenstand und die Behandlungsweise eingeht. Zwar philosophirte schon Plato über das Schöne; aber er sondert nirgends selbständig das Schöne vom Guten. Kunst und Schönheit dienen bei ihm überall nur seinen ethisch-politischen Zwecken. Aristoteles dagegen gibt aus der unermeßlichen Fülle seiner Kunstanschauungen die trefflichsten empirischen Regeln und Gesetze, sodaß seine Poetik auch jetzt nach Schiller's Ausdruck ein wahrer Höllenrichter für die Poeten ist. Allein diese Regeln und Gesetze bleiben bei ihm stets nur vereinzelte Auffassungen, empirische Abstractionen: nirgends läßt er seinem dogmatischen Standpunkte gemäß das Wesen der Kunst selbst aus der Natur der Welt oder des Menschen und innerer Nothwendigkeit entspringen. Doch aber war dies nöthig, wenn die Betrachtung der Kunst und Schönheit sich in Wahrheit zu wahrhaft wissenschaftlicher Geltung erheben sollte. Daher ist erst Derjenige, der den ersten Versuch einer solchen innern Begründung des menschlichen Kunstvermögens machte, der Begründer der eigentlichen Kunstphilosophie geworden. Dies ist Baumgarten, ein Schüler Wolf's. Baumgarten machte gegen Wolf, der in seiner Erkenntnißlehre nur das Denkvermögen berücksichtigt hatte, ein niederes Vermögen, die Sinnenerkenntniß (cognitio sensitiva), geltend. Und diese Theorie der Sinnenerkenntniß nannte er Ästhetik (Sinnenlehre). Die Schönheit ist ihm die Spitze derselben. Kant führt von seinem Standpunkte aus diese Theorie des ästhetischen Vermögens weiter in der Kritik der Urtheilskraft. Er geht davon aus, daß das Schöne Alle in gleicher Weise errege und befriedige; es sei daher die Zweckmäßigkeit der Form, aber wahrgenommen ohne Vorstellung eines Zwecks, Zweckmäßigkeit ohne Zweck, die nicht wie das Angenehme und Gute eigensüchtiges Interesse errege, sondern in freiem uninteressirten Wohlgefallen gefalle. Warum nur gewisse Gegenstände dieses Gefühl in uns hervorrufen, warum andere nicht, Das vermag Kant nicht zu beantworten, denn er fragt nirgends nach den objectiven Eigenschaften des Schönen, sondern immer nur nach den Einwirkungen desselben auf Gefühl und Sinne. Diese objective Erforschung des Schönen übernimmt, nachdem Schiller ihm bereits in seinen „Ästhetischen Abhandlungen" den Weg dazu gebahnt hatte, erst Schelling. Dieser begreift Natur und Geist, das Ideale und Reale als identisch, d. h. als gleich. Schön ist also Dasjenige, dessen sinnliche Existenz, dessen Realität durchweg der Idee, dem Idealen entspricht. Die Kunst ist die Spitze des Schönen, denn sie ist die vollkommenste, die absolute Ineinsbildung des Realen und Idealen, worin Seele und Leib wie mit Einem Hauche geschaffen: Inhalt und Form gehen im Kunstwerk schlechthin ineinander auf. Schelling hat auch hier wie in seinem ganzen System das Princip zwar entdeckt, aber nicht in seiner organischen Gliederung durchgeführt. Der Ästhetiker der Schelling'schen Schule ist Solger. Vollendet und in alle Einzelnheiten hinein durchgebildet erscheint dies Princip jedoch erst in Hegel; dieser erst wird für die gesammte Kunstbetrachtung durchaus epochemachend. Vgl. Hegel's „Ästhetik" (herausgegeben von Hotho, 3 Bde., Berl. 1835—38; 2. Aufl. 1842—43); Weiße's „System der Ästhetik" (2 Thle., Lpz. 1830); Vischer's „Ästhetik" (Thl. 1 und 2, Reutl. 1846—48); als besondere Monographien: Ruge's „Neue Vorschule der Ästhetik" (Halle 1837); Vischer, „Über das Erhabene und Komische" (Stuttg. 1837); Fischer, „Diotima" (Pforzh. 1849).

Die Hegel'sche Ästhetik geht also aus von der sogenannten Metaphysik des Schönen. Das Schöne ist, wie bei Schelling, die Idee in der Form begrenzter Erscheinung. Die erste Existenz des Schönen ist also das Naturschöne, das Schöne in Natur und, wie Vischer mit Recht hinzufügt, in der Geschichte. Dieses Naturschöne ist selten zufällig, flüchtig, untermischt mit Unschönem. Dieser Mangel kommt daher, weil es unbewußt ist. Bewußt existirt das Schöne im sinnlichen Geiste, in der Phantasie. Aber die Phantasie ist blos innerlich: sie muß sich daher verkörpern, sie muß ihr Gebilde verwirklichen, und diese Verwirklichung ist die Kunst. Das Kunstwerk existirt, losgelöst von seinem Urheber, unbefangen und absichtslos wie ein Werk der Natur; aber ebenso sehr stammt es aus dem Geist, es ist nur die objective Verkörperung des Ideals, jeder Rest roher Natur ist von ihm abgestreift. Die einzelnen Künste erscheinen folglich als das stufenweise Herausarbeiten des Geistes aus der Materialität. Die bildenden Künste (Architektur, Plastik, Malerei) sind stumme, massenhafte, noch durchweg materiale Künste; die Musik bewegt sich in der idealgesetzten Materialität des Tones; die Poesie auf rein geistigem Gebiete, sie ist der Übergang des Geistes zum reinen Denken. So ist die Ästhetik auf diesem Standpunkt in Wahrheit eine Wissenschaft des Schönen. Sie durchwandert das ganze Reich desselben. Die Kunst ist in diesem Reiche nur eine Provinz, wenn auch die hauptsächlichste.

Dies ist die gegenwärtige Behandlungsweise der Ästhetik. Aber wie sich in neuester Zeit überhaupt ein realistischer Widerstand gegen den sogenannten speculativen Idealismus von Fichte, Schelling und Hegel energisch geltend macht, so rührt sich dieser in der Ästhetik vor allem. Die Kunst, scheint es, kann nicht in ihrem eigensten Wesen erkannt werden, wenn man diese Erkenntniß ohne Weiteres von vornherein einer allgemeinen Wissenschaft des Schönen unterordnet. Die Kunst ist durchaus nicht eine solche Steigerung oder gar Überbietung der Naturschönheit; auch der größte Künstler vermag die schöne Natur nicht zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen. Die Kunst entspringt auch zunächst gar nicht einmal aus dem Drange nach einem solchen schönen idealisirten Gegenstande; der Ursprung der Kunst ist wesentlich ein monumentaler. Mit Recht sagt Kugler, einer unserer bedeutendsten Kunsthistoriker: „Der Ursprung der Kunst liegt in dem Bedürfniß des Menschen, seinen Gedanken an eine feste Stätte zu knüpfen, und dieser Gedächtnißstätte, diesem Denkmal eine Form zu geben, welche der Ausdruck des Gedankens sei. Aus solchem Beginn entwickelt sich stufenweise fortschreitend der ganze Reichthum und die ganze Bedeutung der Kunst, auch bis zu den spätesten unabhängigsten Leistungen hinab." Dies gilt nicht blos von den bildenden Künsten, sondern ebenso sehr von der Musik und von der Poesie. Daher sind alle ältesten Kunstzeiten symbolisch: die Sache, der Gedanke, überwiegt noch über die Form des Ausdrucks. Erst allmälig erstarkt auch die Form und wird dem Gedanken angemessen. Es ist ein Kernwort Goethe's, wenn er sagt: „Nicht die schönen Formen waren der Hauptzweck der griech. Kunst, sondern diese entwickelten sich umgekehrt nur aus dem Geiste derselben, als nothwendige Mittel zum Ausdruck schöner Gedanken." In der That, die schönen Formen sind nicht Zweck der Kunst, sondern nur Mittel. Die Kunst ist eine Sprache in sinnlich-natürlichen Formen, in Formen, Farben, Tönen und Gestalten, weil der Inhalt, den sie ausdrückt, aus der sinnlichen Anschauung, Empfindung und Liebe des Menschen kommt und deshalb nicht durch das abstracte Wort, sondern nur durch sinnliche Form darstellbar ist. Deshalb nun darf das Wesen der Kunst nicht aus einer Metaphysik des Schönen hervorgehn. Die Ästhethik muß eine anthropolische Grundlage haben. Ihr Ausgangspunkt muß nicht der Begriff des Schönen, sondern das Wesen der Phantasie sein. Die Phantasie verwirklicht sich im Kunstwerk. Das Kunstwerk ist aber wesentlich nach zwei Seiten hin bedingt und abhängig. Das eine mal ist es das Werk einer ganz bestimmten Kunstart, es ist ein Bauwerk, ein Bildwerk, ein Gemälde, ein Musikstück, ein Gedicht. Die Wissenschaft hat also nicht nur diese einzelnen Kunstarten abzuleiten, sondern auch die Gesetze darzustellen, die einer jeden Kunstart durch ihr Darstellungsmaterial naturnothwendig gegeben sind. Die Wissenschaft ist in diesem Sinne Formenlehre, Theorie des architektonischen, plastischen, malerischen, musikalischen, poetischen Stils. Dann auch ist das Kunstwerk einer ganz bestimmten Zeit und Nation angehörig; es ist innerster und individuellster Ausdruck derselben. Das Kunstwerk ist, wie man es treffend genannt hat, das in Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer bestimmten Zeit und Nationalität. Nach dieser Seite hin ist die Wissenschaft wesentlich Kunstgeschichte. Soll also die Ästhetik, wie es ihr Begriff verlangt, in der That volle und ganze Erkenntniß der Kunst sein, so muß sie Philosophie und Geschichte der Kunst zugleich sein. Die Ästhetik ist Encyklopädie der Kunstwissenschaft.

Asthma, bezeichnet im weitern Sinne jede Art von Athemnoth, d. h. erschwertes, mühsames, mit dem Gefühl des Luftmangels verbundenes Athemholen. Zufälle dieser Art und Personen die daran leiden, nennt man asthmatische. Im engern Sinne aber bezeichnet Asthma die in einzelnen Anfällen auftretende, krampfhafte Athemnoth, wobei der Kranke plötzlich von Erstickungsgefühlen befallen wird, sich aufrichtet und mit der größten Mühe, oft unter Anschwellen und Bläulichwerden des Gesichts, Luft in die Brust zu ziehen sucht, was ihm jedoch nur unvollkommen, unter Pfeifen und trockenem Rasseln in den Luftwegen, gelingt, bis endlich nach kürzerer oder längerer Dauer wieder ein freies Ein- und Ausathmen möglich wird. Man unterscheidet zwei Hauptarten des Asthma. Bei der einen ist die Stimmritze verengt, krampfhaft zugeschnürt, was man Stimmritzkrampf, Spasmus glottidis, auch unter den Namen Millar's Asthma, Juchkrampf, Crowing Inspiration, Laryngismus, Hühnerweh, Ausbleiben, Steckenbleiben der Kinder, falscher oder krampfhafter Croup u. s. w. nennt. Diese Erscheinung kommt besonders im Kindesalter vor. Die zweite, bei Erwachsenen gewöhnlichere Art, der Brustkrampf, die Brustklemme, auch Bronchienkrampf genannt, nimmt die gesammten Einathmungsmuskeln des Brustkastens in Anspruch und rührt gewöhnlich von einer Lungenkrankheit, dem Lungen-Emphysem her, besonders wenn dasselbe von zäher Schleimabsonderung in den Bronchien (dem trockenen oder vibratorischen Katarrh der franz. Ärzte) begleitet ist. Seltenere Ursachen asthmatischer Anfälle sind: Lungentuberkeln, Pneumothorax, Empyem, organische Herzfehler, Bronchienerweiterung, Zwerchfellskrankheiten u. s. w. Die Behandlung des asthmatischen Anfalls besteht darin, daß man dem Kranken frische Luft athmen läßt (oft eilen sie von selbst ans offne Fenster), ihre beengenden Kleidungstücke löst, auch wol krampfstillende Klystiere gibt, ableitende Hand- und Fußbäder macht, Senfteige legt, Äther oder Chloroform einathmen läßt u. dgl. Außer dem Anfall vermeide man die ihn bewirkenden Veranlassungen, welche bei verschiedenen Kranken verschiedene sind: z. B. Schlafen in fremden Zimmern oder ohne Nachtlicht, Einathmen von Rauch und Staub, von Riechstoffen, Übermaß im Essen oder Trinken, besonders Abendgelage, Erkältungen, Ärgernisse. Die Radicalcur ist schwierig und richtet sich nach dem zu Grunde liegenden Übel (wie alte Katarrhe, Emphysem, Herzübel u. s. w.) und dessen Ursachen. Eine trockene sonnige Wohnung, ein mildes Klima, kalte Waschungen und Begießungen, Flanellhemden, russische Dampfbäder, gewisse Mineralquellen u. s. w. haben in einzelnen Fällen gute Heilungen bewirkt.

Asti (Asta Pompeja), Stadt in Piemont, in der Division Alessandria, 5½ M. von Turin, am Tanaro, ist schön gebaut, Sitz eines Bischofs, hat 25000 E., ein altes Schloß, eine Kathedrale, mehre Paläste, Seidenmanufacturen, zwei besuchte Messen, ansehnlichen Handel mit wollenen Waaren, Leder und Hüten. In der Umgegend baut man Muscatweine, die in Piemont sehr geschätzt werden. Sie ist der Geburtsort des Dichters Alfieri. Im Mittelalter war A. eine der mächtigsten Republiken Oberitaliens und lange berühmt durch seine hundert Thürme. Im J. 1155 wurde A. von Friedrich I. verbrannt, im Oct. 1745 von den Franzosen erstürmt. Der bei A. erbaute Wein (Vino d'Asti) gehört zu den bessern Sorten in Piemont.

Aston (Luise), Schriftstellerin, bekannt durch ihren Eifer für die sogenannte Emancipation der Frauen, ist die Tochter eines Geistlichen in der Gegend von Halberstadt, und wurde noch sehr jung mit einem wohlhabenden Fabrikanten A., engl. Abkunft, vermählt. In dieser Verbindung lebte sie sehr unglücklich, was wol ihre eigenthümlichen Ansichten über die Gesellschaft und namentlich über die Stellung der Frauen in derselben hervorgerufen haben mag. Nach der Scheidung von ihrem Gemahl hielt sie sich an verschiedenen Orten auf, so in Berlin, wo das Erscheinen in Männertracht, Cigarrenrauchen u. dgl. ihr mehrfache Collisionen mit der Polizei zuzog, bis sie verwiesen ward. Manche über ihr Betragen erhobenen Anschuldigungen sind indessen sicherlich übertrieben. Das Jahr 1848 verbrachte sie ebenfalls in Berlin in enger Verbindung mit dem Kreise der Männer des „freien" Geistes. Später bewies sie eine rühmliche und aufopfernde Thätigkeit als Krankenpflegerin in den schleswig-holsteinischen Lazarethen. Sie schrieb „Wilde Rosen" (Berl. 1846), „Freischärler-Reminiscenzen" (Lpz. 1849), je 12 lyrische Gedichte, in denen ihre Lebensanschauungen, doch ohne hervorstechende Begabung niedergelegt sind. Dann „Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung" (Brüss. 1846), und die Romane: „Aus dem Leben einer Frau" (Hamb. 1847), „Lydia" (Magdeb. 1848), „Revolution und Contrerevolution" (Mannh. 1849), von denen die beiden ersten theilweise Selbsterlebtes enthalten. Zu Anfang des J. 1851 verheirathete sie sich mit Dr. Meier in Bremen.

Astor (Joh. Jak.), einer der unternehmendsten und reichsten Männer der neuern Zeit, wurde 1763 zu Walldorf bei Heidelberg von unbemittelten Ältern geboren. Im J. 1783 schiffte er

sich mit wenigen geringen Waaren nach Amerika ein. Hier suchte er die Kürschnerei zu erlernen, verband bald mit diesem Geschäft einen Pelzhandel, und trat später als Commis in die Dienste eines der thätigsten Pelzhändler in Neuyork. So mit Geschäftskenntnissen ausgerüstet, gründete A. mit einem kleinen Capitale eine eigene Handlung und arbeitete mit so viel Verstand und Ausdauer, daß er nach sechs Jahren schon ein Vermögen von 200000 Dollars erworben hatte. Obgleich der wachsende Einfluß der engl. Pelzgesellschaften im ganzen nördlichen Amerika seinem Unternehmen nicht günstig war, so rüstete er dennoch mit Genehmigung der Regierung zwei Expeditionen aus, von denen die eine zu Wasser, die andere zu Lande in das Oregongebiet vordringen und dort einen geregelten Verkehr mit den Eingeborenen eröffnen sollte. Nach mehren Unfällen und nach Besiegung vieler Hindernisse gelangten die Expeditionen an Ort und Stelle an, und gründeten 1811 an der Mündung des Columbia oder Oregon eine befestigte Niederlassung, welche man zu Ehren des Unternehmers **Astoria** nannte. Dem gewinnreichen Handel, welcher von hier aus theils mit den Eingeborenen, theils mit China und den russ. Besitzungen getrieben wurde, machte jedoch der Krieg von 1812 ein baldiges Ende. Astoria wurde von den Engländern besetzt, aber wegen seiner ungünstigen Lage wieder aufgegeben. Da die Vereinigten Staaten bei dem Frieden von Gent diese Angelegenheit außer Acht gelassen hatten und auch die von A. zur Wiederaufnahme der Niederlassung verlangte Unterstützung nicht gewähren wollten, so war er nun bei der Betreibung seines Handels durchaus auf seine eigenen Hülfsmittel angewiesen. Seine Handelsverbindungen erstreckten sich indessen über alle Länder der Erde und seine Schiffe besuchten alle Meere. Daneben besaß er große Länderstrecken in Missouri, Jowa und Wisconsin, sowie bedeutende Grundstücke in der Nähe von Neuyork, welche bei der raschen Vergrößerung dieser Stadt unverhältnißmäßig im Werthe stiegen, sodaß er im Stande war, bei seinem Tode 29. März 1848 ein auf 30 Mill. Dollars geschätztes Vermögen zu hinterlassen. A. hatte in seinem Testamente bedeutende Legate ausgesetzt, unter anderm 350000 Dollars für die Gründung einer öffentlichen Bibliothek in Neuyork. Die Geschichte A.s und die Gründung von Astoria hat sich Irving in seinem Werke „Astoria" zum Gegenstand gewählt.

Astorga (Emanuele d'), ein durch seine Schicksale nicht minder denn als Kirchencomponist berühmter Mann. A. wurde um 1680 in Sicilien geboren. Er war der Sohn eines angesehenen Reichsbarons, der im Kampfe gegen die Vereinigung der Insel mit Spanien von seinen Söldnern ausgeliefert und 1701 öffentlich hingerichtet ward. Mit seiner Mutter gezwungen, der schmählichen Hinrichtung des Vaters beizuwohnen, verfiel er in einen Zustand dumpfer Bewußtlosigkeit, während jene vor Entsetzen starb. Durch die Fürsprache der Prinzessin Ursini, der Oberhofmeisterin der Gemahlin Philipp's V., kam er in ein Kloster zu Astorga in Leon, nach welcher Stadt er sich später nannte. Hier ward er in der Musik gebildet, die damals, namentlich in Italien in der Blüte stand und überall Nacheiferung erweckte. Nach einigen Jahren gelangte er an den Hof des Herzogs von Parma, der ihn seiner musikalischen Talente wegen sehr hoch achtete, ihn jedoch wegen eines Verhältnisses zu seiner Tochter, welches er, aber ohne Grund, muthmaßte, sehr bald von seinem Hofe entfernte und an den Kaiser Leopold empfahl. Nach dem Tode Leopold's durchreiste er, unterstützt vom span. Hofe, fast alle gebildete Länder Europas. Zuletzt finden wir ihn in Prag, und man nimmt an, daß er sich in Böhmen in ein Kloster begeben und daselbst gestorben sei. Sein Hauptwerk ist die Meistercomposition des Stabat mater, dessen Original in Oxford aufbewahrt wird. Außerdem schrieb er eine Oper „Daphne", die 1726 in Prag aufgeführt wurde; auch wird ihm ein Requiem zugeschrieben.

Asträa, des Zeus und der Themis, nach Andern des Asträus und der Aurora Tochter, die Göttin der Gerechtigkeit, deshalb auch Dike genannt, war die letzte aller Göttinnen, die im ehernen Zeitalter, als die Menschen Waffen schmiedeten und Gewaltthaten verübten, die Erde, auf welcher sie bis dahin gewohnt hatte, verließ. Seit ihrer Rückkehr nach dem Himmel glänzt sie unter dem Namen der Jungfrau als Sternbild im Thierkreise. Die bildende Kunst stellt sie gewöhnlich mit einer Wage in der Hand und mit einem Sternenkranze um das Haupt dar. — **Asträa** heißt einer der kleinen Planeten oder Asteroiden, welcher 8. Dec. 1845 von dem pensionirten Postbeamten Hencke in Driesen (Mark Brandenburg) entdeckt wurde, als eine mehr als 38jährige Pause in der Planetenentdeckung, die Astronomen beinahe gewöhnt hatte, die Zahl jener Planeten, ja der Planeten überhaupt für geschlossen zu halten. Der Planet erscheint als ein Stern der neunten Größe, ist also für unbewaffnete Augen völlig unsichtbar. Nach den neuesten Bestimmungen von d'Arrest beträgt sein mittlerer Abstand von der Sonne 2577 Halbmesser der Erdbahn oder 53¼ Mill. M., seine Umlaufszeit 1511 $^{1}/_{10}$ Tage, die Neigung seiner Bahn gegen die Ekliptik 5° 19′ 23″ und die Excentricität derselben 0,188, sodaß seine

größte Entfernung von der Sonne etwa 62, seine kleinste etwa 43¼ Mill. M. beträgt. Seiner mittlern Entfernung von der Sonne nach ist Asträa unter den kleinen Planeten der siebente, und steht zwischen Parthenope und Juno.

Astrachan, ein tatarisches Königreich, ursprünglich eine Provinz des Reiches der Goldenen Horde, das 1554 von Iwan Wasiljewitsch unter russ. Herrschaft gebracht und mit Kaukasien zu einer Statthalterschaft vereinigt wurde. Gegenwärtig bildet A. eines der südöstlichsten Gouvernements des russ. Reichs in Europa, in der Größe von 2829 QM. mit 285500 E., das im S. vom Kaspischen Meere und Kaukasien, im W. vom Lande der Donschen Kosacken, im N. vom Gouvernement Saratow, im O. von Orenburg begrenzt wird. Das Gouvernement liegt im Bereiche der salzigen und sumpfigen Steppen des Kaspischen Meers, jedoch unter dem Einflusse eines continentalen asiat. Klimas im Extreme strenger Winter und heißer Sommer. Es ist durchströmt von der untern Wolga mit ihren Neben- und Mündungsarmen, und wird bewohnt von Kalmücken und Kirgisen neben Russen und vielen zum Theil nur zeitweilig im Interesse des Handels hier lebenden Fremden. — Die Hauptstadt **Astrachan** auf der Wolgainsel Seitza, 6 M. vom Einfluß der Wolga in das Kaspische Meer, ist der Sitz eines griech. Erzbischofs und eines armenischen Bischofs, hat 37 griech. und zwei röm.-kath., eine protest., zwei armenische Kirchen, 15 Moscheen, einen indischen Tempel, ein Gymnasium, ein Priesterseminar, einen botanischen Garten und viele Fabriken. Ihr Umfang beträgt mit den Vorstädten eine Meile. Sie zählt mit den Armeniern, Tataren, Persern und Hindus 45700 E. ohne die Fremden, die kommen und gehen. Die Häuser sind von Holz, schlecht und unbequem. Die Umgegend ist mit Gärten und Weinbergen bedeckt. Wichtig ist vorzüglich der Fang der Störe in der Wolga, welche gesalzen durch fast ganz Rußland versendet werden, die Caviarbereitung und der Seehunds- und Hausenfang. Vom Juli bis October wird die Gegend häufig durch Heuschreckenschwärme heimgesucht. Sonst handelte A. nach Khiva und Bokhara; jetzt beschränkt sich der Handel auf Persien und das Innere Rußlands, ist aber nicht unbedeutend. Ausgeführt werden Leder, Leinwand, Wollenzeug und andere europ. Waaren; dagegen von Persien eingeführt goldgewirkte seidene Binden und Zeuge, Stoffe von Seide und Baumwolle, Reis, Baumwolle, Rhabarber und einige andere Apotheker- und Spezereiwaaren, vornehmlich aber rohe Seide. — **Astrachan** nennt man ein feines Pelzwerk, das Fell einer Varietät vom gemeinen Schaf, des sogenannten bucharischen breitschnauzigen Schafs, das in der Bucharei, Persien, Syrien, Palästina und Ägypten lebt. Die Astrachanfelle kommen aus der Bucharei.

Astralgeister. Astral oder astralisch, vom griech. astron, Gestirn, bezeichnet Alles, was auf die Sterne Bezug hat. Die in dem Stern- und Feuerdienst der altorientalischen Religionen begründete Lehre, daß jeder Stern oder Himmelskörper von einem ihn durchdringenden Geiste beseelt sei, ging auch in die religiös-physikalischen Anschauungen der Griechen, der Juden, ja selbst der christlichen Welt über, und führte unter den verschiedenartigsten Einflüssen zu den verwickeltsten, abenteuerlichsten Ausbildungen. Die Geisterlehre oder Dämonologie des christlichen Mittelalters sah in den Astralgeistern bald gefallene Engel, bald Seelen von Abgeschiedenen, bald aus Feuer entstandene Geister, die zwischen Himmel, Erde und Hölle schweben und keinem dieser drei Reiche angehören. Je nach den Vorstellungen ward auch diesen Geistern verschiedene Einwirkung und Verkehr mit den Menschen beigelegt. Als im 15. Jahrh. das Geister- und Hexenwesen seine Höhe erreichte, systematisirten die sogenannten Dämonologen die Ausgeburten eines verworrenen und zerrütteten Zeitgeistes, und unter den bösen und dämonischen Geistern nehmen nun die Astralgeister die erste Stelle ein. Manche Geisterkenner rechnen auch die Ring-, Glas- und Metallgeister zu den Astralgeistern. Paracelsus und Andere legten indessen einem jeden Menschen einen Astralgeist bei, d. h. ein siderisches Element, an dem die eigentliche Seele, der Geist, hafte, und das noch einige Zeit fortlebe, nachdem der Mensch selbst schon gestorben.

Astrallampen pflegt man wegen ihres hellen Lichts diejenigen zur Beleuchtung von Zimmern dienenden Lampen zu nennen, deren Brennapparat nach dem System der Argand'schen Lampe ((s. d.) eingerichtet ist. Sie unterscheiden sich von andern Lampen dadurch, daß der Docht cylindrisch ist und das Öl die Flamme ebenfalls kranz- oder rinförmig umgibt.

Asträus, der Sohn des Titanen Krius und der Eurybia, zeugte mit Aurora die Winde Zephyrus, Boreas, Notus, sowie den Hesperus und die übrigen Sterne. Nach Spätern soll A. den Jupiter mit bekriegt haben und dafür in den Tartarus verstoßen worden sein.

Astrognosie heißt Kenntniß der Sternbilder und der dazu gehörigen einzelnen Sterne. Das beste Mittel, die Gestirne des Himmels kennen zu lernen, ist ein Himmelsglobus. Zu diesem Zwecke muß aber der Globus zuerst orientirt, d. h. gehörig gestellt werden. Dieses Orienti-

ren geschieht auf folgende Weise: 1) Man dreht den Globus sammt seinem Gestelle so, daß der Meridian (der messingene Kreis, welcher durch die beiden Pole geht) in der Richtung von Süd nach Nord zu liegen kommt, wozu man sich entweder einer Magnetnadel bedient, oder auch, da hier keine große Genauigkeit gefodert wird, nach der wenigstens ungefähr bekannten Lage des Nord- und Südpunktes richtet. 2) Man stellt den Globus auf die Polhöhe seines Orts, d. h. man dreht die Kugel in ihrem Gestelle mit dem Pole auf- oder abwärts, bis der sichtbare Pol, also in Europa der Nordpol, ebenso hoch über dem Horizonte, dem horizontalen Ringe des Gestells, steht, als die geographische Breite des Ortes beträgt, z. B. für Leipzig auf 51° 20′. 3) Man bringt den Ort der Sonne in der Ekliptik, wo sie sich an dem Tage, für welchen der Globus orientirt wird, gerade befindet, unter den Meridian und stellt den Zeiger der Stundenscheibe auf 12 Uhr. Diesen Ort der Sonne findet man für jeden Monatstag auf dem Horizonte des Gestells bemerkt, so z. B. für den 17. Dec. den 25. Grad des Schützen, die Länge der Sonne gleich 8 Zeichen 25 Grad. Man sucht daher auf dem Globus in der Linie der Ekliptik das Zeichen des Schützen und in diesem Zeichen den 25. Grad, und bringt diesen Punkt der Ekliptik unter den messingenen Meridian, während man den Zeiger der Stundenscheibe auf 12 Uhr stellt. Auf diese Weise ist der Globus orientirt, d. h. er stellt die Lage des Himmels und aller seiner Sternbilder so dar, wie er an diesem Tage zu Mittage in dem Beobachtungsorte in der That erscheint oder erscheinen würde, wenn man um Mittag die Gestirne sehen könnte. Will man daher auf dem Globus die Lage des Himmels für irgend eine nächtliche Stunde dieses Tages haben, z. B. für 10 Uhr Abends, so dreht man die Kugel um ihre Achse so lange von Ost gegen West, bis der Zeiger der Stundenscheibe, der erst auf 12 Uhr stand, 10 Stunden durchlaufen hat und nunmehr auf 10 Uhr steht. In dieser Lage wird der Globus als ein getreues Bild des Himmels anzusehen sein. Freilich muß man sich bei dem Gebrauch einer künstlichen Himmelskugel immer erst daran gewöhnen, sich in den Mittelpunkt der Kugel zu versetzen, um das auf der Oberfläche derselben Dargestellte demgemäß am Himmel aufzusuchen. Wollte man sich nicht im Mittelpunkte denken, so würde man großen Irrthümern ausgesetzt sein, weil der Natur der Sache nach am Himmel Dasjenige rechts erscheint, was auf der Oberfläche des Globus, von außen gesehen, links zu sehen ist, und umgekehrt. Viele ziehen der Himmelskugel die Sternkarten vor, mittels deren es, wenn man nur erst einige Fixsterne kennt, leicht ist, sich am Himmel zu orientiren und eine Kenntniß der Sternbilder und wichtigsten Sterne zu erlangen. Bode's kleinere Karten sind zu diesem Zwecke sehr zu empfehlen. Eine für den Unterricht in der Astrognosie sehr zweckmäßige Methode ist die der Alignements, bei welcher die Sterne in Gedanken durch gerade Linien verbunden und durch diese ihre Verlängerungen die Örter anderer Sterne bestimmt werden. Beschränkt man sich blos auf die größern Sterne, so kann man in wenigen Stunden einer hellen Nacht den ganzen sichtbaren Theil des Himmels kennen lernen. Außerdem suche man sich vor allem die Sternbilder des Thierkreises einzuprägen, weil dieselben in der Astronomie und physischen Geographie fortwährend Anwendung finden. Vgl. Bode, „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels" (9. Aufl., mit einer Himmelskarte und transparentem Horizont, Berl. 1823) und Westphal, „Astrognosie" (Berl. 1822).

Astrolabium, **Planisphärium**, **Analemma** oder **Winkelmesser** ist ein Instrument, um Winkel nach Graden, Minuten und zuweilen auch nach Secunden zu messen. Früher bestand das Astrolabium, auch astronomischer Ring genannt, aus einem in einzelne Grade eingetheilten Ringe, der an einem kleinen Ringe aufgehängt, eine verticale Lage einnahm und mittels eines sich um den Mittelpunkt drehenden Lineals (Alhidade) mit Absehen zum Höhenmessen gebraucht wurde. Jetzt besteht das Astrolabium gemeiniglich aus einer horizontalen Metallscheibe, die einen Halbkreis bildet und auf ihrem äußersten Umfange jene Eintheilung hat. Durch eine besondere Vorrichtung (Nonius oder Vernier, früher durch Transversalen) kann die genaueste Schärfe in dem Abnehmen der Winkel erreicht werden. Auf jener Scheibe sind zwei Absehlineale (Diopterlineale), gewöhnlich mit zwischenliegenden Fernröhren, angebracht. Eines derselben steht in der Richtung des den Halbkreis begrenzenden Durchmessers fest; das andere bewegt sich um den Mittelpunkt des Instruments. Indem man von dem Scheitelpunkte eines Winkels aus nach zwei in den Richtungen seiner Schenkel befindlichen festen Punkten visirt, wird auf der Scheibe des Instruments ein Bogen abgeschnitten, welcher das Maß des Winkels ist. In der neuern Astronomie bedient man sich dieses Werkzeugs nicht mehr, da man jetzt die viel bessern Theodoliten (s. d.) hat; wol aber in der angewandten Geometrie. Die Erfindung, das Astrolabium bei der Schiffahrt anzuwenden, machten die Ärzte Roderich und Joseph, sowie gleichzeitig Martin Behaim aus Nürnberg, als Johann II., König von Portugal, die Angabe eines Mittels wünschte,

wodurch man der Gefahr entginge, sich auf der See zu verirren; sie lehrten, wie man durch dasselbe auch ohne Magnetnadel auf der See wissen könne, in welcher Gegend man sei. Auch in der Marine ist das Astrolabium durch den viel genauern Sextanten schon längst verdrängt.

Astrologie oder Sterndeutekunst heißt die trügerische Kunst, welche aus der Stellung der Gestirne künftige Dinge, besonders das Schicksal der Menschen, vorherzusagen lehrt. Sie gehört zu den ältesten Arten des Aberglaubens und kommt schon in den Büchern Mosis hervor. Für die ersten Erfinder und Ausbilder dieser sogenannten Wissenschaft hält man allgemein die Ägypter. Am Anfange der christlichen Zeitrechnung verbreitete sich dieselbe auch nach dem Abendlande, besonders nach Rom. Bei den Römern spielten die Astrologen von ihnen Chaldäer oder auch Mathematiker genannt, eine wichtige Rolle und behaupteten sich sehr lange, obschon sie öfters durch Senatsbeschlüsse und kaiserliche Verordnungen bei Todesstrafe aus der Stadt und dem Reiche verwiesen und namentlich von den Kaisern Tiberius, Vitellius und Diocletian mit Erbitterung verfolgt wurden. Der bekannte röm. Dichter Manilius, Verfasser eines noch vorhandenen astronomischen Lehrgedichts, war der Astrologie ergeben, und selbst der treffliche Ptolemäus scheint, wie die ihm zugeschriebenen Schriften „Tetrabiblos" und „Centiloquium" bezeugen, von der allgemeinen Ansteckung nicht frei geblieben zu sein. Vom 7. bis zum 13. Jahrh. betrieben die Araber die Astrologie mit großem Eifer. Unter ihnen zeichneten sich besonders Messalah, Albumasar, Ali-Ben-Roboan, Alia-Ben-Ragel, Almansor, Zahel-Bebis u. A. aus. In den folgenden Jahrhunderten waren selbst die größten Gelehrten der Astrologie ergeben, wie der um die Wiederherstellung der Astronomie so verdiente Regiomontanus, Stöffler, welcher eine Ausgabe der Schriften der vorzüglichsten griech., röm. und arab. Astrologen besorgte, und der berühmte Mathematiker Hieron. Cardanus. Im 16. Jahrh. zeichneten sich Junctinus, im 17. Argold als Astrologen aus. Selbst Tycho-de-Brahe, und der große sonst so scharfsinnige Kepler, dem die Astronomie so außerordentlich viel verdankt, konnten sich von der Astrologie nicht ganz losreißen. Der Letztere sah zwar die Schwächen dieser Afterwissenschaft recht wohl ein, wollte jedoch einen gewissen Zusammenhang zwischen den Stellungen oder den sogenannten Constellationen der Planeten und den Eigenschaften der unter solchen gebornen Menschen nicht geradezu leugnen. Das Kopernicanische System versetzte der Astrologie den Todesstoß. Zwar fehlte es nicht an Versuchen, sie zu halten, namentlich gab sich Bapt. Morin (geb. 1583, gest. 1656) dessen „Astrologia Gallica" die Frucht einer 30jährigen Arbeit war, damit große Mühe; aber mit ihm ging die Astrologie im Abendlande zu Grabe. Ihre Nichtigkeit ist jetzt unter den christlichen Völkern allgemein anerkannt. Zwar hat sie noch im laufenden Jahrhundert in dem Schriftsteller J. M. Pfaff einen Anhänger gefunden, aber dessen Schriften „Astrologie" (Bamb. 1816) und „Der Stein der drei Weisen" (Bamb. 1821) sind völlig spurlos vorübergegangen. Dagegen ist der Orient dem Glauben an die Astrologie bis auf den heutigen Tag treu geblieben. In den astrologischen Regeln, nach welchen das Schicksal der Menschen vorher gesagt wurde, spielten die sogenannten Häuser eine wichtige Rolle. Man theilte nämlich den Äquator in zwölf gleiche Theile, und zog durch die Theilungspunkte und diejenigen beiden Punkte, in denen der Meridian den Horizont schneidet, Kreise, welche die Oberfläche des Himmels in zwölf Theile theilte, die man die himmlischen Häuser nannte. Das erste Haus, das im Osten zunächst unter dem Horizonte lag, hieß das Haus des Lebens oder das Horoskop, auch der östliche Winkel; das zweite war das Haus des Glücks oder des Reichthums; das dritte das Haus der Brüder; das vierte das Haus der Verwandtschaft oder der Himmelsgrund; das fünfte das Haus der Kinder; das sechste das Haus der Gesundheit; das siebente das Haus der Ehe oder der westliche Winkel; das achte das Haus des Todes oder die obere Pforte; das neunte das Haus der Religion; das zehnte das Haus der Würden und Kronen; das elfte das Haus der Freunde und Wohlthäter; endlich das zwölfte das Haus der Feinde oder der Gefangenschaft. Die Lage der 12 Häuser gegen den Horizont eines gegebenen Ortes der Erde für eine bestimmte Zeit, z. B. für den Augenblick der Geburt eines Menschen, nannte man Thema. Die Astrologie ist nicht nur für die Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes von erheblichem Interesse, sondern hat auch in der ältesten Zeit die Auffindung der ersten eigentlichen Kenntnisse der Astronomie und die Erhaltung der astronomischen Schriften der Alten veranlaßt.

Astronomie, Stern- oder Himmelskunde, heißt die Lehre von den Weltkörpern und deren Bewegungen. Es ist ein unendlicher Unterschied zwischen der ersten gedankenlosen Betrachtung des Himmels und der allgemeinen Übersicht, mit welcher man das Weltgebäude übersieht. Dazu wurde die Vereinigung der vorzüglichsten Geister aller Zeiten und aller Nationen erfodert. Man mußte viele Jahrhunderte hindurch Beobachtungen sammeln, sie zweckmäßig untereinander ver-

einden, aus den bloßen Erscheinungen die wahren Bewegungen hervorsuchen und allmälig zu der Erkenntniß der Gesetze jener Bewegungen und von diesen Gesetzen endlich zu dem Princip der allgemeinen Gravitation sich erheben, um dadurch die Phänomene des Himmels zu erklären. Man theilt diese Wissenschaft gewöhnlich in drei ihren Gegenständen nach verschiedene Abschnitte ein. 1) Die **sphärische Astronomie** beschäftigt sich blos mit den Erscheinungen des Himmels, wie sie unsern Sinnen sich darbieten, insofern wir alle Himmelskörper gleichsam an der innern Fläche einer Kugel (Sphäre) erblicken. Hierher gehört also die Lehre von dem Auf- und Untergange der Gestirne, von ihren Lagen gegen den Horizont, den Äquator und die Ekliptik, die Lehre von der wahren, mittlern und Sternzeit, die allgemeinen Erscheinungen der Präcession, Nutation, Aberration, Parallaxe, Refraction u. s. w. 2) Die **theoretische Astronomie** sucht aus diesen äußern Erscheinungen die wahren Bewegungen darzustellen, welche denselben zu Grunde liegen. Hierher gehört demnach die Bewegung der Erde um ihre eigene Achse und um die Sonne, die elliptische Bewegung der Planeten und Kometen nebst den von Kepler entdeckten Gesetzen dieser Bewegungen, die Verwandlungen der heliocentrischen Örter der Himmelskörper in geocentrische und umgekehrt, die Bestimmung der Elemente der Planeten- und Kometenbahnen aus Beobachtungen, die Berechnung der Finsternisse, Sternbedeckungen u. s. w. 3) Die **physische Astronomie** sucht die Ursache dieser Bewegungen in dem Gesetze der allgemeinen Schwere, welches sie in allen seinen Theilen entwickelt und auf die verschiedenen Erscheinungen des Himmels anwendet. Hierher gehört demnach die Theorie der elliptischen Bewegung der Planeten nach ihren ersten mechanischen Gründen, die Lehre von den gegenseitigen Störungen oder Perturbationen derselben, die Theorie der Bewegungen des Mondes und der übrigen Satelliten, die Lehre von den Ursachen der Präcession und Nutation u. s. w. Eine eigene Abtheilung dieser Wissenschaft, die von den Meisten zu einer der beiden erstgenannten gezählt wird, bildet die **praktische Astronomie**, welche selbst wieder in die beobachtende und die rechnende zerfällt. Jene enthält die Lehre von den verschiedenen Instrumenten, deren sich die Astronomen bedienen, von ihrer Einrichtung, Rectification und ihrem Gebrauche; diese lehrt die Art und Weise, wie man die Zeit, die geographische Länge und Breite, die Schiefe der Ekliptik, die Parallaxe der Himmelskörper, die Zeit der Rotation des Mondes und der Sonne aus Beobachtungen bestimmt und die letztern berechnet.

Der Anfang der Geschichte der Astronomie ist in Dunkel gehüllt. Die Unterscheidung der Jahreszeiten, die Beschäftigung mit Ackerbau und Schiffahrt, der Wechsel der Gestalt des Mondes und seine Finsternisse, sowie der immer wiederkommende Auf- und Untergang der Gestirne sind die ältesten eigentlichen Beobachtungen, welche wir in den Annalen der Vorzeit antreffen. Die Wahrnehmung der täglichen und jährlichen Änderungen des Schattens jedes freistehenden Baums mußte auf den Gebrauch des Gnomon leiten, dieses ersten und einfachsten astronomischen Instruments, welches schon in den frühesten Zeiten angewendet wurde, um dadurch die Abtheilungen des Tages, die Länge des Jahres und der Jahreszeiten, die Schiefe der Ekliptik und die Polhöhen der verschiedenen Beobachtungsorte kennen zu lernen. Eine genaue Bezeichnung der Epochen dieser ersten wissenschaftlichen Schritte ist unmöglich; doch läßt sich an dem hohen Alterthum derselben nicht zweifeln, da die Umlaufszeiten der Sonne, des Mondes und der Planeten, welche wir von den Völkern der Vorwelt erhalten haben, und die eine sehr lange Reihe aufmerksamer Beobachtungen voraussetzen, so genau sind, daß die neuesten und genauesten Beobachter nur sehr wenig an ihnen zu verbessern gefunden haben. Das älteste Volk, von dem wir einigermaßen zuverlässige astronomische Nachrichten aus jenen dunkeln Zeiten haben, sind die Chinesen, bei welchen die Sternkunde stets nicht blos als Wissenschaft, sondern auch zugleich als Religions- und Staatsangelegenheit in hohem Ansehen stand. Zwar ist die älteste astronomische Beobachtung, die man zu besitzen glaubt, nämlich die in China angeblich angestellte einer Conjunction von fünf Planeten (Saturn, Jupiter, Mars, Mercur und Mond), welche 2460 v. Chr. stattgefunden haben soll, aller Wahrscheinlichkeit nach nur erdichtet, aber gewiß scheint zu sein, daß unter dem Kaiser Yao, um 2300 v. Chr., die Astronomie in China bereits cultivirt wurde. Schon damals hatte man erkannt, daß das Sonnenjahr ziemlich genau 365¼ Tage enthält, und kannte die später von Meton in den griech. Kalender eingeführte Periode von 19 Sonnenjahren, sowie auch die Woche von 7 Tagen. Auch bestand schon damals das astronomische Tribunal, das sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten hat. Die älteste Nachricht, die wir von einer Sonnenfinsterniß haben, ist vom J. 2155 v. Chr.; sie soll den beiden Astronomen, die sie unrichtig berechnet hatten, das Leben gekostet haben; aber auch diese Nachricht ist wenig zuverlässig. Die ersten der Astronomie nützlichen Beobachtungen sind von dem

Kaiser Tschu-kong, der 1104—1098 v. Chr. regierte; es sind Solstitialbeobachtungen der Sonne an einem Gnomon angestellt in der Stadt Loyang, jetzt Honan-fu. Aus der Zeit 722—480 v. Chr. verzeichnete Confucius eine Reihe von 36 Finsternissen. Als der Kaiser Tschi-hoanti, von Andern Tsin-si-hoang genannt, um 230 v. Chr. alle Bücher im Reiche verbrennen ließ, weil sie, wie er glaubte, die Kraft des Volks schwächten, mögen viele interessante Beobachtungen verloren gegangen sein. In spätern Zeiten wurde nebst andern Wissenschaften auch die Astronomie in China wieder cultivirt, und im Mittelalter zeichnete sich namentlich der Astronom Koschu-king, um 1280, aus, welcher bessere Instrumente einführte; aber eine hohe Stufe erreichte die Astronomie der Chinesen, welche sich von den Beobachtungen nicht zur Theorie erheben konnten, niemals.

Auch die Indier machten schon in sehr frühen Zeiten bedeutende Fortschritte in der Astronomie. Sie kannten die siderische Umlaufszeit der Sonne und des Mondes sehr genau, wußten die Finsternisse vorauszuberechnen und hatten ziemlich genaue Planetentafeln. Vgl. Stuhr, „Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indern und über den Einfluß der Griechen auf ihre Bildung" (Berl. 1831). Bei den Chaldäern und Ägyptern war die Astronomie das ausschließliche Eigenthum bestimmter Kasten, welche ihre Kenntnisse vor dem Volke geheimhielten. Die erstern rühmten sich, schon seit 1900 J. vor Alexander d. Gr., also seit mehr als 2200 v. Chr., astronomische Beobachtungen zu besitzen, doch führt Ptolemäus keine frühern als die zwei Mondfinsternisse aus den J. 719 und 720 v. Chr. an. Sie kannten indeß die Periode der Wiederkehr der Sonnen- und Mondfinsternisse (von 223 Mondmonaten oder 6585 Tagen), von ihnen Saros, in neuern Zeiten Halley'sche Periode genannt, welche sie nicht ohne eine lange Reihe von Beobachtungen hätten auffinden können, und scheinen wirklich die ersten eigentlichen astronomischen Beobachtungen gesammelt zu haben, von denen uns noch mehre in des Ptolemäus „Almagest" erhalten sind. Nicht so weit sind die Ägypter vorgedrungen, wovon die religiösen Einrichtungen die größte Schuld tragen, doch wissen wir wenig Gewisses über ihre astronomischen Kenntnisse und Beobachtungen. Ihnen schreibt man die Eintheilung des Jahres in 12 Monate von 30 Tagen zu.

Die Geschichte unserer heutigen Astronomie beginnt eigentlich erst bei den Griechen, den Schülern der Ägypter, unter denen zuerst Thales, geb. 640 v. Chr., sich durch seine in Ägypten erworbenen astronomischen Kenntnisse auszeichnete und sie unter andern durch Vorhersagung einer Sonnenfinsterniß (610 v. Chr.) an den Tag legte, auch bereits lehrte, daß die Erde rund sei. Schon 13—14 Jahrh. v. Chr. scheinen die Griechen den Himmel in Sternbilder getheilt zu haben. Im Ganzen war die älteste Astronomie der Griechen mehr eine metaphysische Naturbetrachtung, die zu keinem Resultate führen konnte, weshalb auch Sokrates von aller weitern Beschäftigung mit der Astronomie als einer unnützen Arbeit abrieth. Von jener Art waren die Untersuchungen des Pherecydes, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, Pythagoras (geb. 540 v. Chr.), der indeß schon richtigere Begriffe gehabt zu haben scheint, namentlich über die doppelte Bewegung der Erde, des Philolaus, selbst die des Plato und Aristoteles. Die einzige aus jener Zeit der griech. Geschichte auf uns gekommene Beobachtung ist die des Solstitiums im J. 432 v. Chr., angestellt von den Athenern Meton und Euktemon, von denen der Erstere sich durch den von ihm in den griech. Kalender eingeführten Cyklus von 19 Sonnenjahren, welche fast genau 235 Mondumläufe enthalten, berühmt gemacht hat. Etwa 100 J. später zeichnete sich Pytheas in Massilia (dem heutigen Marseille) aus, von dem wir eine Solstitialberechnung des Gnomon haben, und gleichzeitig schlug der Athener Kalippus eine Verbesserung des Meton'schen Cyklus vor. Bedeutendere Fortschritte machte die Astronomie zur Zeit der Ptolemäer seit Gründung der alexandrinischen Schule, deren Mitglieder den einzig richtigen Weg einschlugen, die Geheimnisse der Natur durch sorgfältige Beobachtungen zu erforschen. Unter diesen Beobachtern der alexandrinischen Schule sind namentlich folgende zu nennen: Aristyll und Timocharis, welche um 290 v. Chr. ein vollständigeres Fixsternverzeichniß anfertigten, Aristarch von Samos, der mehr als alle seine Vorgänger die Astronomie mit neuen Entdeckungen bereicherte, Eratosthenes, der sich durch seinen Versuch, die Größe der Erde zu bestimmen, berühmt machte, und vor Allen Hipparch (160—125 v. Chr.), der unter allen Astronomen des Alterthums den ersten Rang einnimmt und die genauesten Beobachtungen anstellte. Nach Hipparch zeichnete sich außer Posidonius aus Rhodus, der um 60 v. Chr. beobachtete, und gleichfalls die Größe der Erde zu bestimmen suchte, nur noch Ptolemäus im 2. Jahrh. n. Chr. aus, der ein vollständiges System der Astronomie, den „Almagest", hinterlassen hat, welches Jahrhunderte hindurch als Hauptlehrbuch derselben diente und sich durch seine zwar unrichtige,

aber gleichwol sinnreiche Erklärung der scheinbaren Bewegung der Sonne und der Planeten (das von ihm benannte Weltsystem) Ruhm erwarb. Die Römer haben in der Astronomie nur sehr wenig gethan. Sie waren in dieser wie in so vielen andern Wissenschaften bloße Schüler und Nachbeter der Griechen. Was Sulpitius Gallus, Macrobius, Varro, Menelaus und Manilius geleistet, ist unbedeutend; besondere Erwähnung verdient aber Julius Cäsar, der sich um den röm. Kalender, den er in Verein mit dem griech. Astronomen Sosigenes verbesserte, ein großes Verdienst erworben hat.

Nach dem Sturze des weströmischen Reichs versank Europa wieder auf eine Reihe von Jahrhunderten in die Nacht der Barbarei und Unwissenheit, und wir müssen uns, um die Geschichte der Astronomie zu verfolgen, wieder nach Asien wenden, wo die Araber, außer andern Wissenschaften, namentlich auch die Astronomie cultivirten. Unter den thätigsten Beförderern derselben sind die Khalifen Almanzur, 754—775, der berühmte Harun-al-Raschid, 786—809, und dessen Sohn Almamun, 813—833, zu nennen, von denen der letzte selbst Beobachtungen anstellte, die Werke der Griechen übersetzen, die Schiefe der Ekliptik und einen Erdgrad messen ließ u. s. w. Die ausgezeichnetsten arab. Astronomen waren Alfargani (Alfraganus) um 850, Thabet-ben-Korrah (Thebit) um 860, Albatani (Albategnius) um 879, Ebn-Junis um 1004, Arsachel 1020, Alhazen 1100, Almanzur oder Almeon und Averrhoes (die vier Letzten in Spanien). Haben die Araber die Astronomie auch nicht erweitert, da sie sich zu viel mit der Astrologie beschäftigten und zu sklavisch an Ptolemäus hingen, so haben sie gleichwol der Wissenschaft entschiedene Dienste geleistet, und ihr Verdienst darf keineswegs gering angeschlagen werden. Unter den Persern der neuern Zeiten (denn die Geschichte ihrer frühern Astronomie ist uns beinahe gänzlich unbekannt), zeichnete sich aus Omar-scheian gegen 1050, welcher einen verbesserten Kalender einführte, der sogar den Gregorianischen an Genauigkeit übertrifft, Nasir-ed-din um 1250, und Tamerlan's Enkel, Ulugh-Beigh (1420—49), der durch seinen Eifer für die Astronomie alle frühern Herrscher übertraf, selbst ein ausgezeichneter Beobachter war und 1437 die Schiefe der Ekliptik maß.

Von der Astronomie der abendländischen Völker im Mittelalter ist wenig zu erzählen. Kaiser Friedrich II., 1219—50, that Mehres für die Astronomie, wie für die Wissenschaft überhaupt. Noch mehr pflegte die Astronomie König Alfons X. von Castilien, 1252—82, welcher die nach ihm benannten Alfonsinischen Tafeln berechnen ließ, die erste bedeutende astronomische Arbeit der neuern Zeit, die aber meist durch arab. Astronomen ausgeführt wurde. Noch sind aus dem 13. und 14. Jahrh. zu nennen Johann von Halifax, genannt Sacrobosco, gest. 1256, und Roger Baco, gest. 1294, beide Engländer, von denen der Letztere seiner Zeit weit voraneilte. Im Ganzen sind die Leistungen jener Zeit höchst unbedeutend. Erst im 15. Jahrh. trat eine Reihe thätigerer Astronomen auf, durch welche die Wissenschaft wesentlich gefördert wurde. Dahin gehören namentlich Purbach, gest. 1461, und dessen Schüler Johannes Müller, von seinem Geburtsorte, Königsberg in Franken, gewöhnlich Regiomontanus genannt, gest. 1476, welche beide als Restauratoren der Astronomie in Europa zu betrachten sind. Der Letztere erwarb sich nicht nur durch Übersetzungen griech. Astronomen, sondern auch durch eigene Beobachtungen und Arbeiten große Verdienste, wurde jedoch weit übertroffen von Kopernicus, gest. 1543, dem Urheber unsers Weltsystems und Vater der neuern Astronomie, der die Lehre von der Bewegung der Erde zuerst durch klare und triftige Gründe bewies. Von seinen Anhängern und Schülern sind zu nennen Rhäticus, Apianus (Vater und Sohn), Landgraf Wilhelm IV. von Hessen-Kassel, ein sehr eifriger Freund und Beförderer der Astronomie, Rothmann, Byrgius u. s. w. Des Kopernicus Gegner, Tycho-de-Brahe, gest. 1601, stellte zwar irrige Meinungen über das Weltsystem auf, erwarb sich aber durch seinen Fleiß und die Genauigkeit seiner Beobachtungen, die alle frühern übertrafen, großen Ruhm und hat eigentlich den Grund zur neuern praktischen Astronomie gelegt. In diese Periode fällt auch die Verbesserung unsers Kalenders, welche Papst Gregor XIII. mit Hülfe des Astronomen Aloysius Lilius im J. 1582 zu Stande brachte. In der ersten Hälfte des 17. Jahrh. glänzte Kepler, gest. 1631, eine Zeit lang Tycho's Schüler und Gehülfe, dem wir die nach ihm benannten Gesetze der Planetenbewegung verdanken, auf welche unsere ganze physische Astronomie gebaut ist. Um dieselbe Zeit machte Galilei, gest. 1642, mit Hülfe der kurz zuvor in Holland erfundenen Fernröhre wichtige Entdeckungen am Himmel, und wurde zugleich durch Auffindung der Fallgesetze der Gründer der neuern Mechanik; außerdem erwarben sich Hevel, Dominico Cassini, Huyghens, Gassendi u. A. Verdienste. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. überragte der unsterbliche Newton, der das alle Bewegungen der Himmelskörper leitende Gesetz der Gravitation oder allgemeinen Schwere fand, und

die von Kepler auf dem Wege der Erfahrung gefundenen Gesetze theoretisch begründete, alle seine Zeitgenossen. Durch weitere Ausführung der von ihm aufgestellten Theorie machten sich in der folgenden Zeit vor Allen Laplace („Mechanik des Himmels") und Gauß („Theorie der Bewegung der Himmelskörper") verdient, durch Beobachtungen und Entdeckungen am Himmel aber Flamstead, Halley, der zuerst eine Kometenbahn berechnete, Bradley, Tob. Mayer, Lalande, Zach, Maskelyne, W. Herschel, der 1781 den Planeten Uranus mit seinen Monden, Piazzi, der 1801 den Planeten Ceres, Olbers, der 1803 und 1807 die Planeten Pallas und Vesta, Harding, der 1804 die Juno entdeckte, Schröter, der die Oberfläche des Mondes genauer erforschte u. s. w. Die bedeutendsten Astronomen der neuesten Zeit endlich sind Airy, Arago, Argelander, Bessel, Encke, Gruithuisen, Hansen, Herschel der Jüngere, Leverrier, Littrow, Mädler, Santini, Schumacher, Struve und viele Andere. Zu bemerken ist noch, daß die Astronomie selbst in den untern Classen von Zeit zu Zeit Verehrer gefunden hat, wie die Beispiele Arnold's (s. d.), Palitzsch's (s. d.), der mit Herschel dem Ältern in Correspondenz stand, und des Sattlers Euler in Dresden beweisen, welche wenigstens in der beobachtenden Astronomie etwas leisteten. Die vorzüglichsten Lehr- und Handbücher der Astronomie sind Biot's „Traité élémentaire d'astronomie" (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1810), Lalande's „Astronomie" (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1793), Schubert's „Astronomie" (3. Aufl., Lpz. 1827), Delambre's „Astronomie théoretique et pratique" (3 Bde., Par. 1814), Woodhouse's „Elementary treatise on astronomy" (Lond. 1823), Brandes' „Vorlesungen über die Astronomie" (2. Aufl., Lpz. 1827), Littrow's „Theoretische und praktische Astronomie" (3 Bde., Wien 1821), Desselben „Vorlesungen über Astronomie" (2 Bde., Wien 1830), Desselben „Wunder des Himmels" (3 Bde., 2. Aufl., Stuttg. 1837), Piazzi's „Astronomie" (deutsch von Westphal, Berl. 1822) und Herschel's „Treatise on astronomy" (Lond. 1833, deutsch von Michaelis, Lpz. 1833; umgearbeitet unter dem Titel „Outlines of astronomy", Lond. 1850). Die Geschichte dieser Wissenschaft haben bearbeitet Delambre, Bailly, Laplace, Montucla, Kästner, Schaubach, Ideler u. A.

Astronomische Tafeln oder Tabellen können von sehr verschiedener Art sein. Die wichtigsten sind: 1) Planeten- und Mondtafeln, aus denen man für irgend eine gegebene Zeit den Ort eines Planeten oder des Mondes finden kann; 2) Sonnentafeln, welche dasselbe für die Sonne leisten; 3) Tafeln über die mittlere Rectascension und Declination der bedeutendsten Fixsterne zu einer bestimmten Zeit (sogenannte Sternkataloge); 4) Tafeln der Refraction; 5) Tafeln über die Acceleration der Fixsterne; 6) Tafeln der Aberration und Nutation; 7) Tafeln zur Verwandlung der Bogen in Zeit und umgekehrt. Jedes astronomische Jahrbuch sowie fast jedes Lehrbuch der Astronomie enthält astronomische Tafeln von größerer oder geringerer Ausdehnung. Unter den vielen hierher gehörigen Werken nennen wir nur die beiden classischen Werke des großen königsberger Astronomen Bessel: „Fundamenta astronomiae" (Königsb. 1818) und „Tabulae Regiomontanae" (Königsb. 1830).

Astronomische Zeichen. Die in der Astronomie und daher auch in fast allen Kalendern vorkommenden astronomischen Zeichen sind von dreierlei Art: 1) Zeichen der Sonne, der Erde und der Planeten, wobei zu bemerken, daß sieben dieser Zeichen zugleich auch zur Bezeichnung der Wochentage dienen: ♁ Erde, ☾ Mond (Montag), ☉ Sonne (Sonntag), ☿ Mercur (Mittwoch), ♀ Venus (Freitag), ♂ Mars (Dienstag), ♃ Jupiter (Donnerstag), ♄ Saturn (Sonnabend), ♅ Uranus, ⚳ Ceres, ⚴ Pallas, ⚵ Juno, ⚶ Vesta, ⯙ Asträa, ♆ Neptun, ⯚ Hebe, ⯛ Iris, ⯜ Flora, ⯝ Metis; für Hygiea ist eine Schlage mit einem Stern über dem Kopf, für Victoria ein Stern mit einem Lorberzweig vorgeschlagen. 2) Die zwölf Zeichen des Thierkreises: ♈ Widder, ♉ Stier, ♊ Zwilling, ♋ Krebs, ♌ Löwe, ♍ Jungfrau, ♎ Wage, ♏ Skorpion, ♐ Schütz, ♑ Steinbock, ♒ Wassermann, ♓ Fische. 3) Zeichen, die sich auf den relativen Stand der Planeten am Himmel oder gegen die Sonne, sowie auf ihren Stand in der Ekliptik beziehen. Über diese letztere Art astronomischer Zeichen s. Aspecten.

Asturien, span. Asturias, unter dem Titel eines Fürstenthums eine nördliche Provinz Spaniens, welche im O. von Altcastilien, im S. von Leon, im W. von Galicien und im N. vom Biscayischen Meere begrenzt wird, in das es mit dem Cap Peñas am weitesten einragt. A. umfaßt 173 □M. mit 466000 E., und ist als ein Theil des cantabrischen Küstengebirgs eine wilde Randgebirgslandschaft Hesperiens. Die niedern Vorberge von Leon und Altcastilien steigen allmälig zu dem die asturische Südgrenze verfolgenden Hauptkamm auf, welcher westlich mit der Sierra Peñamarella aus den galicischen Hochflächen hervorgeht, im mittlern Theile die 7—8000 F. hohe Peña-de-Europa bildet und sich östlich an das Alpenrevier der Liebana legt. Die Hauptstraße von Leon nach Oviedo überschreitet das Gebirge im Paß von Pajares. Steile und

finstere Thalschluchten zerklüften den Nordabfall, der aber nicht das Meerufer erreicht, sondern dieses einer zweiten parallelen Kette überläßt, welche durch die Sella in die westlichen Sierren von Peral und Noreña und die östliche Peñamellera zerspalten wird. Nur kurze Küstenflüsse durchrauschen mit reißendem Gefälle die tiefen Thalspalten, so die Navia, Pravia und Sella. Die noch bis zum August mit Schnee bedeckten Gebirgsgipfel sind öde und nackt, oft ragen 2—400 F. hohe Marmorfelsen steil aus ihnen empor. Waldungen fehlen dem Hauptrücken, und die Seitenlehnen sind mit Alpenweiden, die Thalsohlen mit grünen Wiesenteppichen bekleidet. Erst tiefer, wo die Thalgründe sich erweitern, sieht man Roggenfelder und nördliche Bäume, und erst fünf Meilen vom Hauptkamme trifft man Mais- und Weizenfelder, Kastanien-, Nuß- und Maulbeerbäume; einzelne Feigen-, Oliven- und Orangenbäume und Rebenpflanzungen an geschützten Stellen erinnern an einen wärmern Himmelsstrich. In den niedern Gegenden befördert der Einfluß der See große Fruchtbarkeit; in den hohen engen Thälern, die selbst im Sommer an eisigen Nächten und kalten Morgen leiden, ist der Anbau spärlich und der Ertrag kärglich. Hier wird die Viehzucht, besonders die des Rindviehs und einer berühmten, gewandten und starken Pferderace begünstigt; an der Küste aber lohnt die Fischerei reichlich. Öl und Salz fehlen der Provinz. Unter den verschiedenen Mineralien fördert man vorzugsweise Kupfer, Eisen, Blei, Kobalt, Arsenik, Marmor, Spießglanz und Steinkohlen. Auch findet sich in den Niederungen Torf und Bernstein. Der Araber konnte nicht festen Fuß in A. fassen; den Gothen war die Provinz im 8. Jahrh. schützender Zufluchtsort. Hier wurde Pelayo 718 zum König ausgerufen, dessen Nachfolger siegend mit den Ungläubigen kämpften und sich im 10. Jahrh. Könige von Leon nannten. Der Asturier hält sich daher für einen freien Hidalgo, und zeigt sich stolz darauf, unvermischt mit Juden und Arabern geblieben zu sein. Er ist einfach in seinen Sitten, tapfer bis zur Verwegenheit, aber weniger arbeitsam als der Galicier, weniger gesellig als der Biscayer. Viele Asturier, die sich nicht im Lande ernähren können, wandern in das übrige Spanien, um als Kutscher und Bediente ihr Brot zu suchen und den Rest ihrer Tage wieder in der Heimat vom ersparten Lohne zu verleben. Ein merkwürdiges Völkchen unter den Asturiern bilden die Vaqueros, die eine besondere Kaste ausmachen, sich blos untereinander verheirathen, im Winter an der Seeküste, im Sommer auf den Bergen von Leytariegos wohnen und nur der Herdenzucht ergeben, ein wahres Nomadenleben führen. Zu den vielen Freiheiten, welche A. im Zollwesen, wie in der Verwaltung seit 1823 wieder genießt, kam 1830 das seit 190 Jahren nicht geübte Privilegium, eine eigene oberste Junta (eine Art Provinzialcortesversammlung) berufen zu können, zur Entscheidung der innern Verwaltungsangelegenheiten und Einsprache in die Criminalurtheile. Schon seit 1388, wo A. zum Fürstenthume erhoben wurde, führt der Thronerbe in Spanien den Titel eines Prinzen von A. Die Hauptstadt der Provinz ist Oviedo, nach welcher seit 1833 auch die ganze Provinz benannt wird. Nächst Oviedo sind Gijon als erster und Aviles als zweiter Hafenplatz die bedeutendsten Städte.

Astyages, der letzte König von Medien, folgte seinem Vater Cyaxares um 590 v. Chr., ward aber von seinem Enkel Cyrus (s. d.), dem Sohne seiner Tochter Mandane und des Kambyses, in der Schlacht bei Pasargadä um 558 v. Chr. besiegt und des Thrones beraubt.

Astyanax, Sohn des Hektor (s. d.).

Asyl oder **Freistätte** nennt man den Ort, wo Verfolgte, selbst Verbrecher Sicherheit finden. Die Einrichtung der Asyle hängt mit den Einflüssen des religiösen und kirchlichen Lebens auf die Rechtspflege zusammen. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre u. s. w. eine solche Zuflucht, und es galt für Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt hinwegzureißen. Misbräuche, die daraus entstanden, gaben zuweilen Gelegenheit, die Heiligkeit eines solchen Asyls nicht zu achten, wie die Lacedämonier gegen Pausanias im Tempel der Minerva thaten. Ja man pflegte wol einen auf solche Weise Geflüchteten entweder auszuhungern, oder Feuer um die Freistätte anzulegen und ihn so zur Flucht zu nöthigen. Übrigens hatten nicht alle Tempel und heilige Örter das Recht der Freistätte, sondern nur die dazu geweihten. Kaiser Tiberius schaffte die Asyle gänzlich ab, mit Ausnahme der im Tempel der Juno und des Äsculap. Dieser heidnische Gebrauch, zu dem wir im jüdischen Alterthume Analogien finden, ging auch in das Christenthum über. Schon unter Konstantin d. Gr. wurden die christlichen Kirchen solche Freistätten, und Theodosius II. dehnte dieses Vorrecht 431 auf alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuser aus, die zum Gebiete der Kirchen gehörten. Es war hiermit ein Mittel gegeben, nicht blos Unschuldige vor ungerechter Verfolgung, namentlich die Sklaven vor der Strenge des Herrn zu schützen, sondern auch, die Strenge des Schuldrechts zu mildern. Die kirchliche Gesetzgebung erweiterte noch dieses Recht, wie denn z. B. die Synode zu Toledo 681 den Raum

der Freistätte auf 30 Schritte von jeder Kirche ausdehnte. Es ward aber auch durch dieselbe der Charakter des Asylrechts verändert, insofern allmälig der kirchliche Grundsatz geltend gemacht ward, daß der Sünder nicht Strafe erleiden, sondern zur Buße geführt werden solle; daher der verfolgende Richter später dem in ein Asyl Geflüchteten Freiheit von jeder Leibes- und Lebensstrafe geloben mußte. Ein Fortschritt lag darin, daß später päpstliche Verfügungen eine solche Intercession der Kirche bei Verbrechen gewisser Gattung, namentlich den schweren oder den gegen Kirche und Kirchengut gerichteten, versagten. Mit der weitern Entwickelung der Gerechtigkeitspflege traten andere Beschränkungen seiten der bürgerlichen Gesetzgebung ein, und heutzutage kann, in Deutschland wenigstens, das Asylrecht nirgends mehr als praktisch betrachtet werden. In einzelnen Staaten, wie z. B. in Sachsen, ist es durch ausdrückliche Gesetze aufgehoben. Früher verlangte man häufig, daß auch die Wohnungen der Gesandten wegen der den Letztern völkerrechtlich zustehenden Exterritorialität Freistätten sein sollten, was aber ebenfalls nirgends mehr zugestanden wird.

Asymptōte, wörtlich die Nichtzusammenfallende, heißt in der Geometrie eine gemeiniglich gerade, zuweilen aber auch krumme Linie von unbestimmter Länge, die neben einer andern krummen Linie von unbestimmter Länge fortläuft, dergestalt, daß ihre Abstände voneinander immer kleiner und kleiner werden, ohne daß sich beide Linien jemals treffen oder schneiden können. Sie zeigt die Richtung an, welcher sich ein Zweig der krummen Linie immer mehr nähert. Unter den Kegelschnitten hat die Hyperbel allein Asymptoten, und zwar zwei, die durch ihren Mittelpunkt gehen und mit der Achse gleiche Winkel machen. Man erhält sie, wenn man auf der Achse der Hyperbel in den Scheiteln derselben Perpendikel errichtet, welche der halben kleinen Achse gleich sind, und durch deren Endpunkte und den Mittelpunkt der großen Achse zwei gerade Linien zieht. Man kann die Asymptoten als Tangenten ansehen, deren Berührungspunkt in unendlicher Entfernung liegt.

Asyndĕton (griech., d. i. unverbunden) heißt als rhetorische Figur die Hinweglassung der im prosaischen Stile sonst erfoderlichen Bindewörter, insofern dadurch die Rede an Nachdruck und Lebendigkeit gewinnt. Sie findet vorzüglich statt, wo mehre Begriffe, die sich aufeinander beziehen, in einer Folge oder Steigerung nebeneinander gesetzt werden, um der Rede Raschheit und stärkern Ausdruck zu geben. Dies ist der Fall in den Stellen, wo die Rede eine schnelle Handlung oder bewegten Zustand des Gemüths ausdrückt, wie in dem Ausspruch des Cäsar: „Veni, vidi, vici" (d. h. ich kam, sah und siegte). Klopstock bringt diese Figur oft und sehr gehäuft an. So heißt es im siebenten Gesange der „Messiade":

Sie stürmten, ruften, standen, weinten, staunten, verfluchten, segneten.

Äßung oder **Aßung** heißt eigentlich Futter, Nahrung, Weideplatz, daher in der Forstsprache die Nahrung des Roth-, Dam- und Rehwildes, der Gemsen, Hasen, Kaninchen, des Auer-, Birk- und Haselwildes und der Trappen. **Sich äßen** heißt demnach: die Nahrung zu sich nehmen; **abäßen,** abfressen. **Geäße** nennt man auch das Maul beim Roth-, Dam- und Rehwild sowie bei den Gemsen, Hasen und Kaninchen. — **Atzung** nennt man das Jungenfutter bei Vögeln; die Ältern atzen die jungen Vögel.

Atalanta, die Tochter des Jasus und der Klimene, eine Arkadierin, berühmt als bogenkundige Jägerin, ward von ihrem Vater, der sich einen Sohn wünschte, auf dem Berge Parthenios ausgesetzt, von Jägern gefunden und erzogen, später jedoch ihren Ältern zurückgegeben. Mit ihren Pfeilen erlegte sie die Centauren Rhökus und Hyläus, die ihr Gewalt anthun wollten. Sie zog mit den Argonauten nach Kolchis, und war nachher bei der Jagd des Kalydonischen Ebers, dem sie den ersten Wurf beibrachte, weshalb Meleager ihr den Preis des Kampfes, den Kopf und die Haut des Ebers, darreichte. — **Atalanta,** die Tochter des Schöneus, Königs von Skyros, war berühmt durch ihre Schönheit und Schnelligkeit. Sie machte jedem ihrer Freier zur Bedingung, einen Wettlauf mit ihr zu bestehen, wobei derselbe unbewaffnet voranlaufen mußte, während sie mit einem Speer folgte. Holte sie ihn nicht ein, so war sie die Seinige; im Gegentheil war der Tod sein Loos. Viele hatten so den Tod gefunden, als Hippomenes, des Megareus Sohn, sie durch der Venus Hülfe überlistete. Die Göttin hatte ihm einige goldene Äpfel gegeben, die er während des Laufs, einen nach dem andern, ihr in den Weg warf. A. blieb zurück, um sie aufzuheben und Hippomenes erreichte vor ihr das Ziel. Hippomenes vergaß aber der Venus zu danken; zur Strafe dafür reizte diese ihn zu so heftiger Liebe, daß er seine Braut im Heiligthum der Cybele, bei welchem der Wettlauf gehalten wurde, umarmte. Darüber erzürnt, verwandelte Letztere Beide in jenes Löwenpaar, welches ihren Wagen zog. Beide Atalanten werden von den Mythographen oft verwechselt, und wahrscheinlich liegt Beiden Ein Mythus zu Grunde.

Ate, nach Homer die Tochter des Jupiter, nach Hesiod der Eris und stete Begleiterin der Dysnomia (der Gesetzesübertretung), war eine verderbenbringende Göttin, welche Alle zu Vergehungen verleitet. Selbst den Jupiter hatte sie bei des Hercules Geburt bethört, sodaß Letzterer durch Jupiter's übereilten Schwur dem Eurystheus unterthan ward. Dafür schleuderte sie Jupiter im Zorn aus dem Olymp auf die Erde, und schwur, daß sie nie in den Olymp zurückkehren solle. Seitdem durcheilte sie die Erde in ungemessener Schnelle und waltete verderblich über den Werken der Menschen. Aber ihr folgen die Töchter des Zeus, die Litai (die Gebete), runzelig von vielem Beten, mit trauriger Miene, die Augen stets zum Himmel gewandt, langsamen Fußes, die dem, welcher sie ehrt, nahen und viel Gutes erweisen, und den heilen, welchen die schnellfüßige A. verwundet hat, über denjenigen aber, der sie verstößt, die Rache der Göttin herabrufen. Bei den Tragikern erscheint sie in veränderter Gestalt als Rächerin, nicht als Anstifterin des Unrechts und fällt demnach mit der Nemesis (s. d.) und Adrastea (s. d.) zusammen.

Atellanen (fabulae atellanae), auch oscische Schauspiele (ludi osci) genannt, waren eine Art Volksdrama, das aus der alten oscischen Stadt Atella (in Campanien zwischen Capua und Neapolis) stammte, in Rom sehr früh Eingang fand und hier, wenn auch in mannichfach veränderter Gestalt, bis in die Kaiserzeit beliebt blieb. Denn auch, nachdem durch Livius Andronicus das griech. Drama in Rom eingeführt worden, ließ sich das Volk sein vaterländisches Lustspiel nicht nehmen; es wurde entweder zwischen Komödie und Tragödie eingeschoben, oder zum Schluß der übrigen Schauspiele aufgeführt, um die Gemüther nach dem Trauerspiele wieder zu erheitern und aufzuregen. Die Atellanen sind mit dem griech. Satyrspiel nicht zu verwechseln, wiewol die Natur beider ihnen eine Verwandtschaft durch Entstehung und Ähnlichkeit des Zwecks gibt. Als stehende Charaktermasken erscheinen in den Atellanen der Marcus und Bucco, beide ähnlich dem Arlechino der neuern Burlesken. Die Sprache in diesen Dramen blieb lange die oscische, die wegen des Alterthümlichen und Sonderbaren in den Wortformen schon an sich Stoff zum Lachen darbot; den Hauptstoff gaben Darstellungen des ital. Landlebens, im Gegensatz zum Stadtleben. Die Behandlung war im Ganzen anständiger und züchtiger als in den oft unsaubern Wechselgesängen, den Fescenninen. In den Atellanen traten röm. Jünglinge auf, da hingegen das Auftreten in dem eigentlichen, von den Griechen entlehnten Schauspiele den Verlust der bürgerlichen Ehre nach sich zog. Noch kennen wir die Namen mehrer Atellanendichter, wie Fabius, Dorsennus, Quintus Novius, Lucius Pomponius und Mummius. Von den Gedichten selbst haben wir nur vereinzelte Nachrichten und spärliche Bruchstücke, zusammengestellt in Bothe, „Poetarum latinorum scenicorum fragmenta" (Bd. 2, Lpz. 1834). Vgl. Schober, „Über die Atellanischen Schauspiele der Römer" (Lpz. 1825); Weyer, „Über die Atellanen der Römer" (Manh. 1826).

Ath oder **Aeth**, eine Stadt und starke Festung des Königreichs Belgien in Hennegau an der Dender, 3 M. von Bergen, mit 10000 E. Die Stadt besitzt bedeutende Leinwandmanufacturen, Kattundruckereien, Färbereien, Spitzen-, Handschuh-, Seifen- und ansehnliche Messerfabriken, Eisenhämmer u. s. w., und unterhält auch einen sehr lebhaften Handel. Die Kirche St.-Julien hat einen außerordentlich hohen Thurm. A. ward mehrmals belagert und erobert, namentlich 1697 von Catinat und Vauban, der hier die Parallelen zuerst systematisch gebrauchte. Im J. 1706 ward sie von den Alliirten unter dem holl. General Owerkerke belagert und 28. Sept. eingenommen. Die Franzosen eroberten sie 8. Oct. 1745 nach kurzer Belagerung, und 8. Nov. 1792 ward sie von diesen unter Berneron besetzt. Am 10. Juli 1794 vereinigte sich hier die franz. Nord- und Sambre-Maasarme.

Athalia, die Schwester Ahab's, Königs von Israel und Gemahlin Joram's, Königs von Juda, bahnte sich nach dem Tode ihres Sohnes Ahasja, durch die Ermordung sämmtlicher Prinzen, den Weg zum Throne. Nur des Ahasja junger Sohn, Joas, ward durch Josabed, die Schwester Joram's und die Gattin des Jojada, gerettet und heimlich im Tempel auferzogen. Ihn setzte, nachdem A. sechs Jahre regiert hatte, der Hohepriester Jojada 879 v. Chr. wieder auf den Thron seiner Väter. Herbeigezogen durch den Lärm des Volks, das hinzuströmte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat auch A. mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vor sich ging. Bei dem Anblicke des neuen Königs, umringt von Priestern, Leviten, Großbeamten des Reichs und dem jauchzenden Volke, gerieth sie außer sich, zerriß ihre Kleider und schrie Verrath. Jojada ließ sie sogleich durch Trabanten aus dem Bezirke des Tempels führen, mit dem Befehl, Alle niederzuhauen, die sie vertheidigen würden: an der Thüre des Palastes aber ward sie umgebracht. Die Altäre des Baal, die sie hatte aufrichten lassen, wurden umgestürzt, und das Bündniß mit dem Herrn, welches die Abgöttische zerrissen, wieder erneuert. Racine bearbeitete

diesen Stoff in einem berühmten Trauerspiele. Die Chöre desselben wurden nach Cramer's Übersetzung von Schulz (Kiel 1786) und neuerdings von Mendelssohn componirt. Poißl componirte eine Oper „Athalia."

Athămas, der Sohn des thessalischen Königs Äolus und der Enarete, Herrscher des nach ihm benannten Theils von Böotien am Kopaissee und am Fuße des Ptoongebirgs, zeugte mit der Nephele den Phrixus und die Helle, und nach deren Verstoßung mit Ino, der Tochter des Kadmus, den Learchus, Melikertes und die Eurykleia. Ino, von der Juno, welcher A. nebst seiner Gattin wegen der Erziehung des ihnen vom Mercur übergebenen Bacchus verhaßt war, bethört, verursachte Miswachs durch Dörrung des Samengetreides, und bewog die deshalb an das Orakel abgesandten Boten durch Bestechung dazu, daß sie aussagten, dem Unglück könne nur dadurch abgeholfen werden, daß des A. Kinder von der Nephele geopfert würden. Dieser Anschlag ward indessen vereitelt. Nephele, nach ihrer Verstoßung zur Göttin erhoben, rettete ihre Kinder auf einem Widder mit goldenem Vließe. Jedoch der Zorn der Juno hörte nicht auf. A. wurde durch dieselbe in Raserei versetzt, sodaß er seinen Sohn Learchus tödtete und die Ino verfolgte, welche sich mit dem Melikertes von der Klippe Moluris in Megaris ins Meer stürzte. Mit Blutschuld beladen und deshalb aus Böotien flüchtig geworden, begab sich A. nach Phthiotis in Thessalien, wo er Halos erbaute und sich mit Themisto, der Tochter des Hypseus, vermählte, mit der er den Schöneus, Erythrius, Leukones und Ptous zeugte. Der Mythus ist durch die tragischen Dichter und namentlich durch die spätern Mythographen vielfach verändert worden.

Athanasianisches Symbolum (oder nach dem Anfangsworte Symbolum quicunque), heißt das dritte der drei ökumenischen Symbole, weil es dem Athanasius (s. d.) zugeschrieben wurde. Dieses in einem Prolog und Epilog im Falle der Ungläubigkeit ewige Verdammniß drohende Bekenntniß bezieht sich im ersten Theile auf die sorgfältig auseinander gelegte Dreieinigkeit, im zweiten auf die Menschwerdung Christi. Bei dem Gewichte der Dreieinigkeitslehre vornehmlich fand das Symbol, namentlich seit dem 6. Jahrh., von Gallien aus in der occidentalischen Kirche allmälig allgemeine Verbreitung und Anerkennung, während die griech. Kirche es nicht vor dem J. 1000 gekannt zu haben scheint und nie ohne Veränderungen angenommen hat. Mit Ausnahme weniger Fractionen, vor allem der Socinianer, hat auch die protest. Kirche das Symbol anerkannt; allein die neuere Kritik hat zunächst die Abfassung durch Athanasius bedeutend in Zweifel gezogen. Das Symbol erscheint erst, und noch dazu unsicher, am Ende des 5. und Anfang des 6. Jahrh., ganz sicher erst als athanasianisch im J. 772, und der bis 1000 etwa fortdauernde Streit darüber bekundet die nur schwer überwundene Unsicherheit der Kirche. Athanasius selbst erwähnt des der Lehre nach allerdings wesentlich mit ihm übereinstimmenden Symbols nicht; ebenso wenig die Kirchenväter, welche, wie Athanasius an dem nicänischen Symbol Genüge hatten. Die ältesten Manuscripte der Werke des Athanasius kennen das Symbol ebenfalls nicht oder lehnen es geradezu ab, und ebenso spricht gegen die Echtheit die ursprünglich lat. Abfassung durch Athanasius, einen griech. Kirchenvater, die Ablehnung der griech. Kirche, und die zum Theil völlige Verschiedenheit des Ausdrucks von der des Athanasius selbst. Die neuere protest. und größtentheils selbst die kath. Kritik haben daher die Echtheit des Symbols fallen lassen, und mit überwiegender Wahrscheinlichkeit den Ursprung desselben in das 5. Jahrh. und nach Gallien, wo es zuerst erscheint, weniger wahrscheinlich nach Spanien verlegt, wobei die berühmte Vermuthung des Paschasius Quesnel, daß Vigilius, Bischof von Tapsus in Afrika um 484, Verfasser des sogenannten athanasianischen Symbols sei, als bloße Vermuthung behandelt wird. Jedenfalls ist somit das athanasische Symbol unter den drei ökumenischen Symbolen das jüngste, zugleich das dogmatisch strengste und starrste, sowie das gegen Andersgläubige dogmatisch unduldsamste. Sein Ansehen hat daher, wie es bis etwa 1679 ein übertriebenes war, seitdem abgenommen.

Athanasius, ein berühmter Kirchenlehrer, Patriarch von Alexandria, war daselbst gegen 296 geboren und erhielt eine christliche Erziehung. Nachdem er eine Zeit lang Geheimschreiber des nachmaligen Patriarchen Alexander von Alexandria gewesen, suchte er den heil. Antonius auf und führte bei diesem ein ascetisches Leben, bis er endlich wieder nach Alexandria zurückkehrte, wo er Diakonus wurde. Den erwähnten Patriarchen Alexander begleitete er auf die nicänische Kirchenversammlung, und besonders durch seinen Einfluß kam es bei der Verhandlung über die Lehren des Arius bis zur Verdammung desselben. Durch seine Feinde, die Arianer, angeklagt, ließ Kaiser Konstantin 335 A. vor die Synode von Tyrus laden, die ihn seines Amtes entsetzte, und nachdem die Synode zu Jerusalem 336 dieses Urtheil bestätigt, ward er nach Trier verwiesen. Seine Verbannung endigte nach Konstantin's Tode. Konstantius, der Kaiser des

Orients, rief ihn als Patriarchen 338 zurück, und sein Einzug in Alexandria glich einem Triumph. Doch sehr bald traten die Arianer aufs neue mit Anklagen wider ihn auf, und schon 341 ward er zu Antiochia durch 90 arianische Bischöfe abermals verurtheilt. Dagegen erklärten ihn 100 orthodoxe Bischöfe, die sich zu Alexandria versammelten, für unschuldig, und der Papst Julius bestätigte diesen Ausspruch unter der Zustimmung von mehr als 300 zu Sardica versammelten Bischöfen. Demzufolge kehrte er zum zweiten male 349 zu seinem Sitze zurück. Als aber, nachdem Konstantius 353 alleiniger Herrscher des Orients und Occidents geworden, die Arianer wieder ihr Haupt erhoben, wurde auch A. auf den Concilien zu Arles und Mailand 356 von neuem verurtheilt und seines Amtes verlustig. Indem er erklärte, nur einem ausdrücklichen Befehle des Kaisers weichen zu wollen, drangen plötzlich, als er sich gerade zur Feier eines Festes in der Kirche befand, 500 Soldaten in die Kirche, um sich seiner zu bemächtigen; jedoch den ihn umgebenden Geistlichen und Mönchen gelang es, ihn in Sicherheit zu bringen. Er flüchtete in die Wüsten Ägyptens, und als ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ward, zog er sich, um die Einsiedler, die seinen Aufenthaltsort nicht verrathen wollten, vor den Mishandlungen seiner Verfolger sicher zu stellen, in den völlig unbewohnten Theil der Wüste zurück, wohin ein treuer Diener ihm folgte, der ihm mit Lebensgefahr Nahrung verschaffte. Hier verfaßte er eine Menge Schriften voll Beredtsamkeit, die Gläubigen in ihrem Glauben zu stärken und die Kunstgriffe seiner Feinde zu enthüllen. Als Julian den Thron bestieg und den orthodoxen Bischöfen erlaubte, zu ihren Kirchen zurückzukehren, kehrte auch A. 361 nach Alexandria zurück. Die Milde, mit der er sich gegen seine Feinde benahm, fand in Gallien, Spanien, Italien und Griechenland Nachahmung und führte den Frieden in die Kirche zurück. Dieser Friede ward aber durch die Anklagen der Heiden, deren Tempel durch A.'s Eifer immer leerer wurden, sehr bald gestört. Sie reizten den Kaiser wider ihn auf, und A. mußte, um sein Leben zu retten, wieder in die thebaische Wüste flüchten. Nach Julian's Tode, als 363 Jovian den Thron bestiegen, kehrte A. zurück; als indeß nach acht Monaten Valens Kaiser ward und die Arianer die Oberhand gewannen, mußte er 367 abermals fliehen. Vier Monate verbarg er sich im Grabe seines Vaters, bis Valens, durch die dringenden Bitten und Drohungen der Alexandriner bewogen, ihm erlaubte zurückzukehren, worauf er ungestört bis zu seinem Tode 373 sein Amt verwaltete. Während seiner 46jährigen bischöflichen Amtsführung war er 20 J. in der Verbannung. A. gehört zu den bedeutendsten Männern, welche die Kirche aufweisen kann. Er war ein Mann von großem Verstande, vereinigte philosophische Kenntnisse mit Weltbildung, war strengen und entschiedenen Charakters, vermochte aber nicht die rechte Linie des Eifers gegen Das, was ihm häretisch erschien, zu finden. Seine Schriften sind polemischen, historischen und moralischen Inhalts. Die polemischen betreffen hauptsächlich die Lehren von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung Christi und der Göttlichkeit des Heiligen Geistes; die historischen sind von hoher Wichtigkeit für die Kirchengeschichte. In allen ist die Schreibart durch Klarheit ausgezeichnet und der Ton angemessen. Die beste Ausgabe besorgte Montfaucon (3 Bde., Par. 1698). Als eine Ergänzung derselben ist der zweite Band von Montfaucon's „Bibliotheca patrum" (1706) zu betrachten. Vgl. Möhler, „A. der Große und die Kirche seiner Zeit" (2 Bde., Mainz 1827).

Atheismus, ein Wort neuerer Zeit (gebildet aus dem Griech. atheos, d. i. ohne Gott oder gottlos), bezeichnet im Allgemeinen Unglauben an das Sein Gottes, oder genauer die Meinung, daß die Vernunftidee von Gott, mag er nun als (ethische) Persönlichkeit oder als ideale (moralische) Weltordnung gefaßt werden, keine Realität oder Wirklichkeit habe. Leugnet man blos die Möglichkeit eines hinlänglichen Beweises für das Sein Gottes, so heißt dieses skeptischer Atheismus; glaubt man aber das Nichtsein Gottes durch bestimmte Beweise erhärten zu können, so heißt dieses dogmatischer Atheismus, Gottesleugnung. Man unterscheidet auch theoretischen und praktischen Atheismus. Jener verwirft blos die objective Realität der Gottesidee, räumt ihr aber subjective Gültigkeit ein, d. i. betrachtet sie als das Regulativ unsers Strebens und Thuns, als für uns verpflichtendes Ideal; dieser aber verwirft die objective und subjective Gültigkeit der Gottesidee, und betrachtet sie und das Sittengesetz nicht als eine in der Vernunft nothwendig liegende Idee, sondern als eine zufällig durch Erziehung und bürgerliche Verhältnisse entstandene Vorstellung. Dem praktischen Atheismus liegt immer der Materialismus zu Grunde, der alles Ideale für nichtig hält. Gottesvergessenheit oder Gottlosigkeit bezeichnet aber nicht den praktischen Atheismus, sondern nur die gänzliche Vernachlässigung der Gottesidee im Handeln, und kann daher auch bei Denen gefunden werden, welche die Realität Gottes theoretisch nicht leugnen. Da aber der Glaube an Gottes Sein das Sittengesetz zugleich heiligt, die

Sittenlosigkeit aber nothwendig auf Abschwächung des Glaubens an Gott hinwirkt, so ist zur Zeit eines tiefen sittlichen Verfalls immer auch der Atheismus hervorgetreten, wie unter den Griechen nach dem Zeitalter des Perikles, unter den Römern nach des Augustus Zeit, im Mittelalter bei dem sittlichen Verfall des Klerus und der Laien, und in der sittenlosen Periode in Frankreich vor der Revolution. Niemals aber steht zu fürchten, daß der theoretische oder der praktische Atheismus allgemein werden oder Dauer gewinnen könne. Denn die Gottesidee ist, wie alle Ideen, der Vernunft wesentlich, und die ideale Anschauung steht mit der sinnlichen Anschauung auf gleicher Stufe der objectiven Gültigkeit, indem beiderlei Anschauungen nach einer innern, in der Gesetzmäßigkeit des Erkenntnißvermögens liegenden Nothwendigkeit geglaubt werden muß, und dieser Glaube sich gegen alle theoretische Zweifel geltend macht, also der Glaube an die Realität der Sinnenwelt gegen den Idealismus, und der Glaube an die Realität der Idealwelt gegen den Atheismus und Materialismus. Mit dem Vorwurfe des Atheismus ist man aber zu allen Zeiten zu freigebig gewesen, indem man dabei zu sehr von subjectiven Standpunkten ausging. So beschuldigten die alten Griechen einige ihrer Philosophen, welche nicht die Realität der Gottesidee, sondern die Vielheit der Volksgötter verwarfen, Atheisten zu sein. So wurden in der christlichen Kirche nach Feststellung des Dogma von der Dreieinigkeit, Diejenigen als Atheisten betrachtet und bestraft, welche die Dreipersönlichkeit Gottes oder die Gottheit Christi leugneten. Auch in der neuesten Zeit ging man von der christlich-theistischen Vorstellung von Gott, als einer außerweltlichen Persönlichkeit aus, wenn man die Idealisten und Pantheisten (Spinoza, Fichte, Schelling und Hegel) des Atheismus beschuldigte, da sie doch nicht das Sein Gottes überhaupt leugneten, sondern nur sein Sein als das einer von der Welt verschiedenen Persönlichkeit in Abrede stellten. (S. **Pantheismus**.) Den theoretischen Atheismus als ein Verbrechen ansehen und strafen zu wollen, ist unsinnig und ungerecht, da die wissenschaftlichen Überzeugungen nicht von unserm Willen abhängig sind. Selbst der praktische Atheismus kann nur insofern, als er in widergesetzliche Thaten ausbricht, eine Bestrafung von Seiten der bürgerlichen Gesellschaft unterliegen.

Athem oder **Odem** nennt man gewöhnlich die Luft, welche während der Exspiration aus den Lungen, durch die Nase und den Mund ausgeschieden wird. Diese ausgeathmete Luft ist der Träger der Stimme und Sprache, und enthält eine geringere Menge Sauerstoffgas, dagegen mehr kohlensaures Gas als die eingeathmete. Außerdem aber sind dem Athem viel wässerige Dünste, welche sich bei einiger Kälte der äußern Luft sichtbar nebelartig als Hauch niederschlagen, und andere Stoffe beigemischt, die von den Absonderungen in dem Munde, der Nase, der Luftröhre und den Lungen herrühren. Diese Absonderungen bewirken die Modificationen des Athems, welche sich durch den Geruch wahrnehmen lassen. Bei ganz Gesunden ist der Athem geruchlos; in der Jugend ist er häufig säuerlich und fade; er verliert diesen Geruch nach der Pubertätsepoche. Je älter man wird, desto mehr nimmt der Athem gewöhnlich einen unangenehmen Geruch an. Der übelriechende Athem aber hängt oft von örtlichen Krankheiten der Nase, des Mundes oder der Luftwege ab; auch wird er von schlechten Zähnen, Unreinlichkeit des Mundes, von manchen Speisen und fieberhaften Krankheiten erzeugt. In dem letztern Falle entspricht er bisweilen der Eigenthümlichkeit der Krankheit. Bei Frauen nimmt er öfters während der Menstruation, während der Schwangerschaft, während des Wochenbetts und Stillens einen unangenehmen Geruch an. In dem Ausdrucke „Athem holen“ bezeichnet man mit „Athem“ diejenige Luft, welche bei der Inspiration in die Lunge eingezogen wird.

Athen (Athenai), die Hauptstadt des alten Königreichs Attika (s. d.) und des spätern Freistaats, aus deren Mitte sich das Licht hoher Geistesbildung durch Jahrtausende bis auf die Gegenwart verbreitet hat, zählte in ihrer blühendsten Epoche 21000 freie Bürger, was auf eine Bevölkerung von mehr als 200000 E. schließen läßt. Sie soll von Cekrops 1550 v. Chr. gegründet worden sein und in den ältesten Zeiten den Namen Cekropia geführt haben, der in der folgenden Zeit blos der Burg eigen blieb. Angeblich erst unter der Regierung des Erichthonius ward sie der Athene oder Minerva zu Ehren Athen genannt. Das alte A. lag auf dem Gipfel eines Felsens mitten in einer weiten und schönen Ebene, welche erst in Folge der Vermehrung der Einwohner sich mit Gebäuden bedeckte. Dies veranlaßte die Unterscheidung zwischen Akropolis und Katapolis, oder oberer und unterer Stadt. Die Stadt lag an dem Saronischen Meerbusen, der östlichen Küste des Peloponnes gegenüber, und ward von zwei kleinen Flüssen, nördlich vom Kephissos, südlich vom Ilissos, umflossen. Von der See, auf der ihre Wichtigkeit wesentlich beruhte, lag sie ungefähr vier Stunden entfernt. Die drei Häfen: Phaleros, der Stadt am nächsten, Munychia, der entfernteste, und Piräeus, der bequemste und als Stapelplatz

des grich. Handels wichtigste, lagen südwestlich. Gegen Westen lag Salamis, gegen Nordwest Eleusis, gegen Norden Phylä und Dekelea, gegen Nordost Marathon und gegen Süden der Hymettus. An der Küste rings umher gab es prächtige Gebäude, deren Glanz mit denen der Stadt wetteiferte. Die Mauern, welche die Häfen mit der Stadt verbanden, waren von Bruchsteinen und so breit, daß sich Wagen auf denselben ausweichen konnten. Die Akropolis schloß das Herrlichste an Kunstwerken ein, was A. aufzuweisen hatte. Ihre Hauptzierde war das Parthenon oder der Tempel der Athene oder Minerva. Dieses prächtige Gebäude, welches noch in seinen Trümmern die Bewunderung der Welt ist, war 217 F. lang, 98 breit und 65 hoch. Von den Persern zerstört, wurde es herrlicher von Perikles um 444 v. Chr. aufgebaut. Hier stand die Bildsäule der Minerva von Phidias, dieses Meisterstück der Bildhauerkunst, von Elfenbein gebildet, 46 F. hoch und reich mit Gold geziert, dessen Gewicht auf 40—44 Talente (2000 — 2200 Pf.) geschätzt ward, welche einen Werth von ungefähr 800000 Thalern gehabt haben mögen. Den Eingang zum Parthenon bildeten die Propyläen, aus weißem Marmor gebaut. Dieses Gebäude lag auf der Nordseite der Akropolis, dicht dabei das Erechtheum, ebenfalls von weißem Marmor, bestehend aus zwei Tempeln, dem der Pallas und dem des Neptun, und ein anderes merkwürdiges Gebäude, Pandrosion benannt. In der Nähe des Tempels der Minerva stand auch der dieser Göttin heilige Ölbaum. Auf der vordern Seite der Akropolis sah man das Theater des Bacchus, bei der heutigen Kirche Panagia Spiliotissa, und das Odeum: ersteres für das eigentliche Schauspiel, letzteres für musikalische Unterhaltung und in ausgezeichneter Pracht erbaut. Von hier führte nördlich eine Straße (Tripodos) nach dem Prytaneion; von da nordwestlich war das Anakeion, der Tempel der Dioskuren, daneben ein heiliger Platz, und der Tempel des Pan und des Apollo in einer Grotte des Akropolisfelsens. Breite Marmortreppen führten durch die Propyläen auf die Burg Cekropia. In der Gegend Cinnä, gegen das Museion zu, lag der Tempel des Apollo Pythios. Auf dem Platze hinter der südöstlichen Ecke der Burg erhob sich das von Hadrian vollendete, allen Göttern heilige Pantheon, die von demselben Kaiser angelegte, aber erst unter Antonin ausgebaute Wasserleitung und das Didaskalion. Südlich von der Burg stand der alte von Pisistratus angefangene Tempel, Cimon's Haus, das Amazoneion, ein von Theseus zu Ehren seines Sieges über die Amazonen erbauter Tempel, und das Heiligthum des Herakles Menyses. In der nördlichsten Stadtgegend, Melite, hatten Themistokles und Phocion ihre Häuser. Auch in der untern Stadt gab es mehre herrliche Werke der Baukunst, z. B. das Pökile oder die Galerie zur Aufstellung historischer Bilder, den Thurm der Winde von Andronicus Kyrrhestes und mehre Denkmäler berühmter Männer. Zwei der herrlichsten Bauwerke befanden sich außerhalb der Stadt, nämlich der Tempel des Theseus und der des Jupiter Olympius, der eine auf der Nord-, der andere auf der Südseite der Stadt. Der erstere war von dorischer Bauart und dem Parthenon ähnlich, und auf den Metopen sah man die vornehmsten Thaten des Theseus trefflich abgebildet. Der Tempel des Jupiter Olympius war von ionischer Bauart und übertraf fast alle übrige Gebäude A.s an Pracht und Schönheit. Man hatte unermeßliche Summen darauf verwendet; er wurde nach und nach immer mehr vergrößert und verschönert und endlich von Hadrian vollendet. Das Äußere zierten ungefähr 120 cannelirte Säulen, 60 F. hoch und 6 F. im Durchmesser haltend. Das Innere dieses Gebäudes hatte wol eine halbe Stunde im Umfange. Hier stand die berühmte Statue des olympischen Jupiter, von Phidias aus Gold und Elfenbein gebildet.

Außer diesen Wunderwerken der Kunst zeigte die Stadt noch andere Plätze und Punkte, welche durch die damit verbundene Erinnerung der Nachwelt ewig theuer bleiben werden; so die berühmte Akademie, wo Plato lehrte, ungefähr drei Viertelstunden nördlich von der Stadt gelegen und einen Theil des Platzes ausmachend, der Kerameikos hieß; das Lyceum, jenseit des Ilissos auf der andern Seite der Stadt, wo der Stifter der peripatetischen Schule, Aristoteles, lehrte; nicht weit davon den Cynosarges, wo Antisthenes, der Stifter der cynischen Schule lehrte; den Hügel des Areopagus, wo diese würdige Versammlung ihre Entscheidungen aussprach; das Prytaneion oder Haus des Senats; den Pnyx, wo das freie Volk sich berathschlagte, u. s. w. Nachdem mehr als zwei Jahrtausende des Kriegs und der Zerstörung, sowie des Wechsels gebildeter und roher Beherrscher über die herrliche Stadt hingegangen, erwecken ihre Trümmer noch gegenwärtig Erstaunen und Bewunderung. Von der Akropolis steht noch ein nicht unbeträchtlicher Theil. Die Türken haben sie mit breiten unregelmäßigen Mauern umgeben, zu denen sie auch die Reste der alten Mauern benutzten, und in denen uns manches Bruchstück herrlicher Säulen erhalten ist. Von den Propyläen, welche den ehemaligen Eingang bil-

beten, war der rechte Flügel ein Tempel des Sieges. Vgl. Roß, Schaubert und Hansen, „Die Akropolis von A. nach den neuesten Ausgrabungen" (Abth. I, Tempel der Nike Apteros, Berl. 1839). Derselbe wurde erst 1656 durch das Auffliegen eines darin aufbewahrten Pulvervorraths vollends zerstört. Von dem gegenüberstehenden Flügel der Propyläen sind noch sechs Säulen übrig und zwischen ihnen hohe Bogen. Diese Säulen, zur Hälfte durch eine von den Türken an der Vorderseite derselben aufgeführte Mauer bedeckt, sind von Marmor, weiß wie Schnee und von der feinsten Arbeit. Jede derselben besteht aus drei bis vier Stücken, welche so künstlich zusammengesetzt sind, daß, obgleich sie stets der Witterung ausgesetzt waren, dennoch keine Trennung bemerkt wird. Von dem Parthenon, dessen Inneres von den Türken als Moschee gebraucht wurde, stehen noch an der östlichen Vorderseite acht Säulen und an den Seiten mehre Säulengänge. Von dem hintern Giebelfelde, welches den Kampf des Neptun und der Minerva um A. vorstellte, ist nichts übrig als der Kopf eines Seepferdes und die Figuren von zwei Frauen, ohne die Köpfe; von dem vordern dagegen, welches die Geburt der Athene darstellte, haben wir noch einzelne, gegenwärtig im Britischem Museum zu London befindliche Statuen, die mit Recht als die größten plastischen Meisterwerke, die auf uns gekommen sind, betrachtet werden. Vollzähliger sind die Metopen erhalten; sie stellten den Kampf der Centauren mit den Lapithen dar. Von allen Bildsäulen, womit dieses Gebäude geschmückt war, ist blos noch die des Hadrian vorhanden. Auf dem Ganzen dieses so sehr verstümmelten Gebäudes ruht noch ein unaussprechlicher Ausdruck von Hoheit und Größe. Auch von dem Erechtheum, dem Tempel des Neptunus Erechtheus, sind bedeutende Überreste vorhanden, vornehmlich die schönen weiblichen Bildsäulen, die man Karyatiden nennt und welche zwei Bogengänge bilden.

Von den beiden Theatern ist nur so viel übrig, daß man ihre Lage und ihre ungeheuere Größe bestimmen kann. Die Arena ist versunken und es wird Getreide darauf gebaut. In der Stadt selbst finden sich keine Denkmale mehr von gleicher Vortrefflichkeit und Größe. Nahe bei einer Kirche, die der Jungfrau Maria geweiht ist, stehen drei sehr schöne korinthische Säulen, die einen Architrav tragen. Man hielt sie für Überreste des Tempels des Jupiter Olympius; allein dies ist nicht gegründet. Wahrscheinlicher sind sie die Überreste des alten Pökile. Der Thurm der Winde von Andronicus Kyrrhestes ist noch ganz übrig. Seine Gestalt bildet ein Achteck; auf jeder Seite ist er mit erhabener Arbeit bedeckt, welche einen von den Hauptwinden darstellt, und die Arbeit ist vortrefflich. Das Gebäude verdankt seine Erhaltung dem Umstande, daß es Moschee eines Derwischordens wurde. Von den Denkmälern ausgezeichneter Männer, womit eine ganze Straße angefüllt war, ist nur ein einziges, das des Lysikrates, erhalten. Dasselbe besteht aus einem Fußgestell, einem runden Säulengange und einer Kuppel von korinthischer Ordnung. Von dem prachtvollen Gymnasium, welches Ptolemäus baute, sind nur in einigen verfallenen Mauern noch Überreste zu sehen. Außerhalb der Stadt wird die Aufmerksamkeit gefesselt durch die erhabenen Trümmer des Tempels des olympischen Jupiter. Von 120 Säulen sind 16 übrig; Bildsäulen sind gar nicht mehr vorhanden. Von den Fußgestellen und Inschriften fand man Einiges hier und da zerstreut, zum Theil unter der Erde vergraben. Der Tempel des Theseus dagegen ist fast ganz erhalten; doch ist Manches daran neuern Ursprungs. Die Bildhauerarbeiten an der Außenseite sind fast gänzlich verdorben, die, welche die Friese im Innern schmücken, wohlerhalten. Sie stellen die Thaten des alten Helden dar. Auf der Anhöhe, wo der Areopag seine Sitzungen hielt, findet man noch in den Felsen gehauene Stufen, sowie die Sitze der Richter, und diesen gegenüber die des Angeklagten und Anklägers. Der Hügel ist jetzt ein türk. Begräbnißplatz und mit Grabmälern bedeckt. Der Pnyx, der Versammlungsplatz des Volks unweit des Areopags, ist fast ganz noch in seinem ursprünglichen Zustande. Man sieht den in den Fels gehauenen Rednerstuhl, die Sitze der Schreiber, und an beiden Enden die Sitze derjenigen Beamten, welche Stillschweigen geboten und die Ergebnisse der öffentlichen Verhandlungen bekannt machten. Auch die Nischen sind zu sehen, wo Die, welche vom Volk eine Gunst zu erhalten wünschten, die dargebrachten Geschenke hinlegten. Noch läßt sich die Rennbahn, welche Herodes Atticus aus weißem Marmor erbaute, erkennen, wo die gymnastischen Übungen gehalten wurden. Der Platz des Lyceums ist nur durch eine Menge umherliegender Steine bezeichnet. Ein neueres Haus nebst Garten steht an der Stelle der Akademie. Der Piräeus hat fast gar nichts mehr von seinem alten Glanze; nur wenig Säulentrümmer finden sich hier und da. Dasselbe ist der Fall bei dem Phaleros und bei Munychia. Vgl. Forchhammer, „Zur Topographie A.s" (Gött. 1833) und Derselbe in „Kieler philologische Studien" (Kiel 1841, mit einem Grundriß von dem alten A.).

Gründliche Forschungen über die Trümmer A.s enthält Leake, „Topography of A. with some

remarks on its antiquities" (Lond. 1821, mit einem Atlas; deutsch mit Anmerkungen von Meyer und Müller, Halle 1829, mit Kupfern und Karten; 2. Aufl., deutsch von Baiter und Sauppe, Zürich 1844). Vgl. ferner Stuart's und Revett's Prachtwerk „Die Alterthümer zu A." (Lond. 1762; neue Aufl. 1825; deutsch, 3 Bde., Darmst. 1830—33), welches der Architekt Eberhard nachgebildet und, auf Zinkplatten abgedruckt, herausgegeben hat (28 Lief., Darmst. 1824—31); Hager und Hübsch, „Malerische Ansichten von A." (Darmst. 1823); Thürmer, „Ansichten von A. und seinen Denkmälern", nach der Natur gezeichnet und radirt (15 Blatt, Rom 1823) und besonders die Berichte von Roß im stuttgarter „Kunstblatt" (1835—40). Leake macht es wahrscheinlich, daß zu des Pausanias Zeit noch manche Denkmäler übrig waren, die der Periode vor den Persischen Kriegen angehörten, weil ein so vorübergehender Besitz, als Xerxes erzwang, ihm gerade nur Zeit gab, die Vertheidigungswerke und die hauptsächlichsten öffentlichen Gebäude zu zerstören. Während Themistokles bei der Herstellung der Stadt mehr auf den Nutzen sah, Cimon durch eigenen Reichthum und eine großartige Ansicht schon die Pracht beachtete, schien es Perikles vorbehalten, Beide durch seine Bauwerke weit zu überbieten. Doch was ihm mit dem Tribute der andern Staaten möglich gewesen war, konnte man in der Folgezeit nicht fortsetzen. So oft die Verwaltung der Staatseinkünfte in weise Hand fiel, sah zwar A. seinen alten Glanz zurückkehren; aber bald zeigte sich der Einfluß der Bildung, die von hier ausging, selbst bei Völkern, die in frühern Perioden nie in dem griech. Staatensysteme berechnet worden waren. Attika war keine Insel, und sobald folglich die natürlichen Hülfsquellen des fruchtbaren großen Macedoniens von einem kräftigen und aufgeklärten Beherrscher entwickelt worden waren, konnten die widerstrebenden Interessen einer Menge von Freistaaten nicht lange den strenggeübten Heeren eines kriegerischen Volks Widerstand leisten, die von einem thätigen, kräftigen und ehrgeizigen Monarchen geleitet wurden. Seit Sulla die Werke des Piräeus zerstörte, war der Verfall der Seemacht A.s entschieden, und mit ihr der Verfall der ganzen Stadt. Geschmeichelt durch die Triumvirn, durch Hadrian's Kunstliebe begünstigt, war A. wol zu keiner Zeit so glänzend als unter den Antoninen. Die Pracht von acht bis zehn Jahrhunderten lag noch vor Augen. Des Perikles Werke wetteiferten in Erhaltung mit den neuesten Bauten, und Plutarch bewundert selbst, wie die Gebäude des Iktinos, des Menesikles und des Phidias, die so überraschend schnell entstanden waren, diese aller Zeit trotzende Neuheit behalten konnten. Nirgends wol findet man so richtig gewürdigt als bei Leake, inwiefern die Nachrichten des Pausanias und Strabo über Griechenland beachtet werden müssen. Die Römer, aus Achtung vor einem Glauben, dem ihr eigener so verwandt war, und in der Absicht, ein Volk zu gewinnen, das höhere Bildung hatte als sie selbst, trugen Scheu, die Tempel zu berauben, wo die Kunstwerke als Weihgeschenke aufgehoben waren. Sie begnügten sich in A. mit Zwangsteuern, während aus Sicilien, wegen des frühern Einflusses von Karthago und Phönizien, die Tempelschätze selbst weggebracht wurden. Gemälde möchten eher zu des Pausanias Zeit von ihrer Stelle gebracht worden sein. Der Kunstsammler Verschleppungen im Großen, die Verzierung Konstantinopels zu einer Zeit, als das Selbstschaffen neuer Kunstwerke den Baumeistern nicht mehr möglich schien, christlicher Eifer, Einfälle der Barbaren zerstörten nach und nach in A., was die Kaiser bisher unangetastet gelassen hatten. Noch nach Alarich's Zeit stand jedoch, wie man glauben darf, der Koloß der Athene Promachos. Ungefähr im J. 420 ward die alte Religion und ihr Dienst zu A. vollständig aufgehoben, und seit Justinian, der selbst die Schulen der Philosophen schließen ließ, verlor sich auch die Erinnerung an die Mythen. Aus dem Parthenon ward eine Kirche der Panagia, und an des Theseus Stelle trat der heil. Georg. Der Gewerbthätigkeit, die sich noch erhielt, brachte Roger von Sicilien dadurch eine Wunde bei, daß er die Seidenweber mit sich nahm. Endlich fiel 1456 A. in Omar's Hände. Um die Schmach zu vollenden, erhielt die Stadt der Minerva das im Orient beneidete Vorrecht, als ein Leibgedinge des Harems von einem schwarzen Eunuchen verwaltet zu werden. Das Parthenon ward zur Moschee, und am Westende der Akropolis wurden die Veränderungen vorgenommen, die durch die neuern Erfindungen des Geschützwesens nothwendig geworden waren. Erst 1687, bei der Belagerung A.s durch die Venetianer unter Morosini, scheint der Tempel der ungeflügelten Nike zerstört worden zu sein, von dem noch herrliche Überreste im Britischen Museum aufbewahrt werden. Wahrscheinlich kannten die Venetianer nicht, was sie zerstörten; diese Wirkung des Geschützfeuers mochten sie nicht besorgen. Als Siegeszeichen wollten sie, nachdem ihnen die Burg am 29. Sept. geräumt worden, die Quadriga der Nike, die im westlichen Fronton des Parthenon stand, nach Venedig einschiffen; aber beim Abnehmen stürzte die Gruppe und zerstäubte. Schon 8. April 1688 ward A. von den Venetianern wieder den Türken überlassen, trotz der Erbietungen der

Einwohner, die der Rückkehrenden wilde Rache fürchteten. Gelehrte Reisende besuchten seitdem öfter A., und ihren Berichten und Zeichnungen verdanken wir das Verständniß einiger Denkmale, die in ihren Überresten jetzt unkenntlich geworden sind. Es wäre ungerecht, den Türken allein die Zerstörung so vieler ehrwürdiger Überreste Schuld zu geben. Mit altem Material zu bauen, war Jahrhunderte lang der Gebrauch der Griechen. Doch hat die heutige griech. Regierung ein Gesetz erlassen, welches sich nicht nur auf die Sicherung und Erhaltung der noch vorhandenen Denkmäler, sondern auch auf die Ausgrabungen erstreckt.

Dem Theseus soll A. nach der Sage die Begründung seiner Macht verdanken, indem er die übrigen Staaten Attikas, über die er als König geherrscht, dahin vermocht, sich A., als der Hauptstadt, unterzuordnen. Er soll das große Volksfest, die Panathenäen, gestiftet, die ersten gesetzlichen Anordnungen getroffen, und über strenge Beobachtung derselben gewacht, das ganze Volk nach drei Classen in Vornehme, Ackerbauer und Handwerker getheilt, den ersten das Recht, die Heiligthümer zu bewahren und die Gesetze zu erklären zugesprochen, die Stadt verschönert und erweitert, und das Land durch das Herbeiziehen von Fremdlingen mehr und mehr bevölkert haben. Bis auf Kodrus von Königen beherrscht, ward, als dieser 1068 v. Chr. den Tod im Kampfe gesucht und gefunden hatte, die königliche Würde in A. abgeschafft und ein auf Lebenszeit gewählter Archon mit der höchsten Gewalt bekleidet. Die Regierungszeit des Archonten ward 752 v. Chr. auf zehn Jahre, und 70 J. später, 683 v. Chr., auf ein Jahr festgesetzt; dagegen traten von dieser Zeit an neun Archonten an die Spitze der Regierung. Die erste förmliche Gesetzgebung erhielt A. durch den Archon Drakon; doch die Strenge seiner Gesetze empörte die Gemüther. Neue mildere Gesetze und eine zweckmäßige Verfassung gab Solon 594 v. Chr. Ihr zufolge sollte die Regierungsform demokratisch sein, und ein Senat von 400 Mitgliedern, gewählt aus den Volksstämmen, die Gewalt des Volks leiten. Das Volk war nach dem Vermögen in vier Classen getheilt Aus den drei ersten sollten die Staatsämter besetzt werden, die vierte nahm blos durch die Volksversammlung Theil an der Gesetzgebung. Allein auch diese Verfassung war zu künstlich, um zu bestehen. Hierauf trat Pisistratus, ein Mann von Talenten, Kühnheit und Ehrbegierde an die Spitze der armen Classe nnd bemächtigte sich der Herrschaft. Seine Regierung war glänzend und wohlthätig: doch seine Söhne, Hipparch und Hippias, vermochten sich nicht zu behaupten; jener ward ermordet, dieser vertrieben. Spätern Misbräuchen suchte nun Klisthenes, ebenfalls ein Freund des Volks, durch einige Änderungen in der Solonischen Verfassung vorzubauen. Er theilte das Volk in zehn Classen und ließ den Senat aus 500 Personen bestehen. Jetzt trat die glänzende Zeit des Persischen Kriegs ein, welcher A. auf den höchsten Gipfel des Ansehens erhob. Miltiades vernichtete bei Marathon, Themistokles bei Salamis die Persermacht, jener zu Lande, dieser zur See; die Freiheit Griechenlands ging aus einem Kampfe hervor, der ihr anfangs den gewissen Untergang zu bereiten schien, und begeisterte die ganze Nation. Die Rechte des Volks wurden erweitert; die Archonten und andere Obrigkeiten ohne Unterschied aus allen Volksclassen gewählt. Der Zeitraum von den Perserkriegen bis Alexander, 500—336 v. Chr., war für die Entwickelung der Verfassung A.s der bedeutendste und eigenthümlichste. Die höchste Blüte A.s führten Cimon und Perikles, um 444 v. Chr. herbei; doch ward durch Letztern auch der Grund zu der nachherigen Sittenverderbniß und dem allmäligen Verfall des Staats gelegt. Denn unter ihm begann der Peloponnesische Krieg, der mit der Eroberung A.s durch die Lacedämonier endigte. Die Überwundenen mußten sehr demüthigende Bedingungen von den Siegern annehmen. Indessen behielt der Staat noch den Schatten seines Daseins. Es wurden 30 obrigkeitliche Personen eingesetzt, welche den Staat regieren sollten, aber unter dem Schutze der lacedämonischen Besatzung Willkür und Grausamkeit ausübten. Nach acht schrecklichen Monaten zertrümmerte Thrasybul diese Tyrannei, stellte die Freiheit her und führte die alte Verfassung mit einigen Verbesserungen wieder ein. A. fing aufs neue an, sich unter den griech. Staaten zu erheben, und war im Bündnisse mit den Thebanern glücklich gegen Sparta. Allein dieser neue Zeitraum der Macht dauerte nicht lange. Ein gefährlicher Feind stand im Norden auf; es war Philipp von Macedonien. Im Phocischen Kriege hatten die Athener sich ihm widersetzt. Dafür nahm Philipp verschiedene mit ihnen verbündete Colonien weg. Die Griechen griffen zu den Waffen; allein die Schlacht bei Chäronea, 338 v. Chr., war das Grab ihrer Freiheit, und A., nebst andern Staaten Griechenlands wurde nun von Macedonien abhängig. Erfolglos versuchten die Athener nach Alexander's Tode ihre Freiheit wieder zu erlangen; sie mußten macedonische Besatzung in den Hafen Munychia einnehmen. Antipater verordnete, daß nur die Bürger an der Staatsverwaltung Theil nehmen sollten, welche über 2000 Drachmen im Vermögen besaßen. Bald darauf wurde A. von Kassander eingenommen, da es sich, gegen Phocion's Rath, auf die Seite

seiner Feinde geschlagen hatte. Kassander führte die Oligarchie wieder ein, und ernannte den Demetrius Phalereus zum Verwalter des Staats, der zehn Jahre demselben rühmlich vorstand. Aber die Athener, die ihn haßten, weil sie ihn nicht selbst gewählt hatten, riefen den Demetrius Poliorketes zu Hülfe, welcher die Stadt einnahm, die alte Verfassung wiederherstellte und dafür von den Athenern mit den ausschweifendsten Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Als er jedoch in den Krieg zog, erlosch die Zuneigung des wankelmüthigen Volks, das ihm bei seiner Rückkehr die Stadt verschloß. Er eroberte A., vergab indeß den Bürgern und ließ ihnen die Freiheit, indem er blos Besatzungen in dem Hafen von Munychia und in den Piräeus legte, die in der Folge von den Athenern vertrieben wurden, welche nun wieder eine Zeit lang ihre Freiheit behaupteten. Von neuem von Antigonus Gonatas besiegt, blieben sie in diesem Zustande, bis sie sich von Macedonien losrissen und dem Achäischen Bunde beitraten. Später verbanden sie sich mit den Römern gegen Philipp und behielten unter diesen ihre Freiheit. Als sie sich aber verleiten ließen, dem Mithridates gegen die Römer beizustehen, zogen sie die Rache Roms auf sich. Sulla eroberte A. und ließ ihm nur einen Schein von Freiheit, den es unter Vespasian vollends verlor.

Das **heutige Athen**, bei den Türken Athina oder Setines (letztere Benennung stammt aus den Zeiten der venetianischen Herrschaft), ist die Haupt- und Residenzstadt des neuen Königreichs Griechenland. Bis zur Zeit der griech. Revolution (1821) war A. eine Provinzialstadt von geringer Bedeutung, der Sitz eines griech. Erzbischofs (Metropoliten) und eines türk., vom Pascha in Euböa abhängigen Woiwoden. Die Ländereien waren meist in den Händen der vornehmen Türken, während die angesehenen Griechen (Archonten) einen nur verhältnißmäßig geringen Theil besaßen. Der Haupterwerbszweig bestand in Ackerbau und Viehzucht; die Industrie erstreckte sich nur auf die Stadt und Umgegend. Die Stadt selbst war völlig im türk. Stile erbaut, meist von hölzernen Häusern mit krummen Straßen, nach außen mit einer 1772 gegen die damaligen Raubzüge der Albanesen leicht aufgeführten Mauer versehen, die kaum 15 F. Höhe und 2 F. Dicke hatte. Als im März 1821 der Freiheitskampf begonnen hatte, wurde im Juni des folgenden Jahres A. nebst dem festesten Punkte derselben, der Akropolis, von den Türken übergeben. Vier Jahre lang blieb nun A. im Besitze der Griechen; eine Verfassung wurde organisirt, Schulen entstanden und selbst eine Buchdruckerei wurde vom Oberst Stanhope aus England herbeigeschafft. Aber im Aug. 1826 nahmen die Türken mit überlegener Macht die Stadt wieder ein, und im Juni 1827 fiel nach einer verzweifelten Gegenwehr auch die Akropolis. A. glich jetzt einem Schutthaufen und blieb in diesem verödeten Zustande, bis durch das Protokoll der Londoner Conferenz vom 3. Febr. 1830, die Vereinigung Attikas mit Griechenland ausgesprochen wurde. Von nun an begannen viele Griechen und andere Europäer sich wiederum hier anzubauen. Noch mehr geschah dies, als am 20. März (1. April) 1833 die Baiern förmlichen Besitz von A. nahmen, worauf der König Otto im Dec. 1834 die Residenz von Nauplia hierher verlegte. Albanier bilden aber immer noch einen großen Theil der Bevölkerung. Die türk. Sitten und Einrichtungen mußten den fränkischen weichen. Mit unglaublicher Schnelle erhoben sich öffentliche und Privatgebäude, gerade und breite Straßen wurden durch das alte Trümmergewirre durchgeschlagen, unter denen sich besonders die Hermes-, Äolus-, Athenen- und Neue Stadionstraße auszeichnen; endlich wurde im März 1836 der Grund zum königlichen Schlosse gelegt. Über die Verwaltung der Stadt ist der unmittelbar dem Ministerium des Innern untergeordnete Präfect (διοικητής) von Attika gesetzt, die städtischen Angelegenheiten aber besorgt ein Bürgermeister (δήμαρχος) nebst mehren Beisitzern und einem Gemeinderathe, die von der Gemeinde (δῆμος Ἀθηναίων) gewählt werden. Eine besondere Fürsorge hat man auch den geistigen Interessen gewidmet. Außer andern Bildungsanstalten wurde ein Gymnasium, eine durch Geschenke aus Deutschland und Frankreich vermehrte Bibliothek, und eine Universität gegründet, an welcher gegenwärtig 45 ordentliche und außerordentliche Lehrer angestellt sind. Die Zahl der Studirenden beläuft sich gewöhnlich auf 300, die von hier aus nach den verschiedenen Ländern der Pforte den Samen der Bildung und der Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen der Heimat tragen. Bereits sind aus der Druckerei zu Athen mehre interessante Werke hervorgegangen, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Die franz. Regierung hat zu A. ein archäologisches Institut gegründet und auch verschiedene Missionsgesellschaften haben daselbst ihre Stationen errichtet.

Athenagŏras, ein Platonischer Philosoph in der ersten christlichen Kirche, angeblich aus Athen und zu Alexandria Lehrer, ist durch eine griech. Apologie für die Christen an den Kaiser Marc Aurel, die er um 177 schrieb, als einer der ältesten Apologeten bekannt. In dieser „Legatio pro Christianis", herausgegeben von Lindner (Langensalza 1774), rechtfertigt er die Christen

gegen die unter den Heiden umlaufenden Beschuldigungen des Atheismus, der Blutschande und des Essens geschlachteter Kinder mit philosophischem Geist und in lichtvollem, bündigem Vortrag. Auch besitzen wir von ihm eine für die philosophische Religionslehre noch jetzt wichtige Abhandlung über die Auferstehung der Todten (Löwen 1541).

Athenaïs, eine Athenienserin von ausgezeichneter Schönheit, erhielt von ihrem Vater, dem Sophisten Leontinos, eine vortreffliche Erziehung. Um nach dem Tode des Letztern der harten Behandlung ihrer Brüder, denen der Vater sein ganzes Vermögen vermacht hatte, zu entgehen, begab sie sich nach Konstantinopel. Augusta Pulcheria, die Schwester und Lenkerin des Kaisers Theodosius II. wurde durch ihre Schönheit und Geistesvorzüge so angezogen, daß sie dieselbe zur Gemahlin ihres kaiserlichen Bruders bestimmte. A. ließ sich taufen und nahm den Namen Eudoxia an. Nachdem sie, seit 421 mit dem Kaiser vermählt, diesem eine Tochter geboren hatte, unternahm sie eine feierliche Wallfahrt nach Jerusalem. Später jedoch wurde sie, auf Betrieb der Pulcheria und in Folge der Verleumdungen des Eunuchen Chrysaphius vom Hofe verwiesen und starb 460 zu Jerusalem, wo sie unter manchen Kränkungen von Seiten ihrer Feinde in Andachtsübungen die letzten 11 J. ihres Lebens zugebracht hatte. Ihre Schriften, unter denen ein Heldengedicht von den Thaten des Theodosius in den Kriegen gegen die Perser, und die metrischen Bearbeitungen mehrer biblischer Bücher rühmend erwähnt werden, sind verloren gegangen.

Athenäum war ein Tempel der Athene oder Minerva zu Athen, in welchem Gelehrte und Dichter ihre Werke vorzulesen pflegten. Zu gleichem Zwecke errichtete der Kaiser Hadrian nach seiner Rückkehr aus dem Orient um 133—139 n. Chr. zu Rom in der Gegend des Forums das berühmte Athenäum, eine Art Akademie, die sich bis ins 5. Jahrh. erhielt, und worin theils Unterricht in der Poesie und Rhetorik von eigens dazu bestellten Lehrern ertheilt wurde, theils Schriftsteller ihre Producte öffentlich vorlasen, wie dies im Allgemeinen schon seit Augustus Sitte war. In neuerer Zeit hat man das Wort auch als Collectivtitel für verschiedene Abhandlungen gebraucht, so A. W. und Fr. von Schlegel, Günther und Wachsmuth. Auch führt eine zu London erscheinende literarische Zeitschrift den Titel „Athenaeum".

Athenäus, ein griech. Rhetor und Grammatiker, aus Naukratis in Ägypten, lebte zu Ende des 2. und zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., anfangs in Alexandria, später in Rom. Er hat ein Werk „Gastmahl der Gelehrten" („Deipnosophistae"), in 15 Büchern, von denen wir aber das zweite und den Anfang des dritten nur noch im Auszuge besitzen, geschrieben, in welchem in Gesprächsform fast alle Gegenstände der alten griech. Sitte, des häuslichen und öffentlichen Lebens, der Kunst und der Wissenschaft behandelt werden. Der Verlust einer Menge von Dichtern und andern Schriftstellern ist uns durch diese Sammlung wenigstens zum Theil ersetzt worden. Von der wichtigen Ausgabe des Casaubonus erschienen zuerst Text und die Übersetzung (Genf 1597), dann der Commentar (Lyon 1600), und endlich beide zusammen (Lyon 1612 und zuletzt 1664). Vollständig und auf neue handschriftliche Vergleichungen begründet ist die Ausgabe von Schweighäuser (14 Bde., Strasb. 1801—7). Eine gute und besonders in den Dichterfragmenten durchaus verbesserte Handausgabe gab Dindorf (3 Bde., Lpz. 1827).

Athene, s. Minerva.

Athenodōrus, aus Tarsus gebürtig, ein Anhänger der stoischen Philosophie der um die Zeit der Geburt Christi in Rom lebte. Er war der Lehrer des Kaisers Augustus, und ist nicht mit dem ältern **Athenodorus Kordylion** der ebenfalls aus Tarsus gebürtig und Vorsteher der pergamenischen Bibliothek, sowie Lehrer des Cato von Utica war, zu verwechseln. Schriften besitzen wir nicht von ihm.

Äther wird in der heutigen Physik die äußerst feine elastische Flüssigkeit genannt, von der die Physiker, um die Gesetze verschiedener Erscheinungen in der Natur zu bestimmen, annehmen, daß sie durch den ganzen Weltraum verbreitet sei. Scheinbar steht mit dieser Annahme in Widerspruch, daß die Planeten bei ihrer Bewegung um die Sonne keinen merklichen Widerstand erfahren, wie ihn eine im Weltraume verbreitete Flüssigkeit entgegensetzen müßte; allein dieser Umstand wird durch die im Verhältniß zur Dichtigkeit der Planeten sehr geringe Dichtigkeit des Äthers erklärlich, vermöge deren dieser Widerstand zu gering ist, um eine in die Beobachtung fallende Wirkung hervorzubringen. Zudem haben sich in der Bewegung einiger genau beobachteten Kometen, die Körper von viel geringerer Dichte als die Planeten sind, wirklich Zeichen eines solchen Widerstandes mit großer Bestimmtheit zu erkennen gegeben. Nach Euler ist der Äther fast 39 Mill. mal dünner und 1278 mal elastischer als die atmosphärische Luft; doch kann man dieser Bestimmung keine große Zuverlässigkeit beimessen. Viele Physiker erklären jetzt die Erscheinungen des Lichts durch Schwingungen des Äthers, ebenso wie man die Erscheinungen des

Schalls durch Schwingungen der Luft erklärt. — In der Chemie, Pharmacie und Medicin bezeichnet man mit Äther eine farblose, leicht bewegliche, das Licht stark brechende Flüssigkeit von eigenthümlichem Geruch und Geschmack. Sie ist sehr flüchtig, siedet bei + 35° C., hat ein spec. Gewicht von 0,713, brennt mit leuchtender rußender Flamme, und explodirt in Dampfform mit Luft oder Sauerstoff gemengt, wie Knallgas. Der Äther löst sich nur sehr wenig im Wasser auf. Er besteht aus 64,91 Proc. Kohlenstoff, 13,47 Wasserstoff und 21,62 Sauerstoff. Er läßt sich betrachten als das Oxyd (die Sauerstoffverbindung) eines hypothetischen Radicals, des Äthyls, und wird deshalb in der Chemie auch Äthyloxyd genannt. Vermöge seiner basischen Eigenschaften bildet er mit Säuren, wenn auch nur auf indirectem Wege, Verbindungen. So gibt es ein schwefelsaures Äthyloxyd, phosphorsaures, salpetrigsaures, oxalsaures, weinsaures u. s. w. Äthyloxyd, sowie, den Haloidsalzen entsprechend, Chloräthyl, Bromäthyl, Schwefeläthyl u. s. w. Will man Äther darstellen, so läßt man tropfenweise 75procentigen Alkohol auf heiße concentrirte Schwefelsäure fallen, wodurch, indem die Schwefelsäure dem Alkohol die Elemente des Wassers entzieht, Äther in einem geeigneten Apparate überdestillirt, welcher durch anderweitige Operationen von mitübergegangenem Alkohol und andern Substanzen gereinigt wird. Er dient zu vielen physikalischen Zwecken, und in der Chemie als Lösungsmittel vieler fettartiger und anderer Körper. Von seiner Bereitung mit Schwefelsäure her führt er auch den unpassenden Namen Schwefeläther. In der Medicin sind die verschiedenen Ätherarten seit ihrer Entdeckung als stark und schnell (belebend und erquickend) auf die Nerven wirkende Mittel bekannt und beliebt, besonders der aus Schwefeläther bereitete Liquor anodynus Hoffmanni (die sogenannten Hoffmann'schen Tropfen), sowie der Essigäther als Riechmittel, zu innerlichem Gebrauch, Einreibungen u. s. w. — In neuerer Zeit ist besonders die schmerz- und empfindungslos (betäubend) machende Eigenschaft des Äthers angewendet worden, um chirurgische Operationen, auch den Geburtsact, ohne Schmerz für den Betreffenden vollziehen zu können. Der Amerikaner Dr. J. K. Jackson war es, der 1847 zuerst dieses sogenannte Ätherisiren bei Operationen mit Erfolg in Anwendung brachte. Das Verfahren besteht darin, daß der zu Operirende vermittelst eines Apparats Ätherdämpfe einathmen muß, bis die beabsichtigte Wirkung eintritt. Das Verfahren kam rasch in allgemeine Aufnahme und ward vielfach verbessert. Auch bediente man sich bald des Chloroforms (s. d.) und anderer Mittel, um die gleiche Wirkung hervorzubringen.

Ätherische Öle oder flüchtige Öle (Huiles volatiles, essentielles, Essences; Volatile oils, Essential oils) sind meistens flüssige, stark riechende, Substanzen von brennendem Geschmack und geringerm specifischem Gewicht als Wasser. Die meisten sieden nicht über 160° C. Sie kommen vorzüglich in den verschiedensten Pflanzentheilen vor, denen sie einen charakteristischen Geruch ertheilen. Auch im Thierreiche finden sie sich, und im Mineralreiche treten sie als Naphtha, Steinöl auf. Viele entstehen bei chemischen Operationen, wie bei trockenen Destillationen, und durch Einwirkung verschiedener Substanzen aufeinander. Die in der Natur, und besonders im Pflanzenreiche vorkommenden sind gelblich gefärbt; im ganz reinen Zustande sind sie jedoch wahrscheinlich farblos. Man gewinnt die ätherischen Öle größtentheils durch Destillation der Pflanzentheile mit Wasser, wobei sie durch die Wasserdämpfe mit übergerissen werden und, im Falle sie leichter als Wasser sind, auf dem Destillate schwimmen. Sie bestehen entweder aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, oder nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff, und letztere sauerstofffreie flüchtige Öle sind meistens von derselben procentischen Zusammensetzung. Hierher gehört das Terpentinöl, Citronenöl, Wachholderöl, Sadebaumöl, Nelkenöl u. a. Zu den sauerstoffhaltigen gehören die Kampherarten, Baldrianöl, Bergamottöl, Zimmtöl, das dunkelblaue dickflüssige Kamillenöl, Rosenöl u. s. w. Die meisten flüchtigen Öle sind Gemenge von verschiedenen flüchtigen Substanzen, und häufig scheidet sich beim starken Abkühlen ein fester Körper aus, welchen man Stearopten, im Gegensatz zu dem flüssigen Eläopten, nennt. Der Geruch der Blumen rührt von solchen flüchtigen oder ätherischen Ölen her, welche beim Sonnenschein verdunsten, aber wieder von neuem in den Pflanzen erzeugt werden, und die Luft mit dem angenehmen Duft erfüllen.

Äthiopier (d. i. die von der Sonne Verbrannten) hießen nach den ältesten geographischen Vorstellungen der Griechen alle Völker, die den südlichen Rand der bekannten Erde bewohnten. Schon Homer schildert dieselben in seinen Dichtungen und unterscheidet zwischen den Äthiopiern des Ostens und Westens. Denselben Unterschied kennen auch Herodot und die spätern Geographen der Griechen und Römer. Äthiopien galt ihnen für alles Land südlich von Libyen und Ägypten, zwischen dem Rothen Meere im Osten und dem Atlantischen Ocean im Westen. Nach Plinius wurde das östliche Äthiopien durch den Nil vom westlichen geschieden. Das östliche Äthio-

pien, welches auch in der alten Geographie vorzugsweise Äthiopien genannt wird, umfaßte den alten Culturstaat Meroë, dessen Mittelpunkt sich im heutigen Nubien oder Sennaar befand. Man pflegt daher jetzt, wo die Gegenden am mittlern Nil Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden sind, die dort vorgefundenen Reste alter Cultur, Denkmäler u. s. w. äthiopische zu nennen. Ebenso heißt die 25. Dynastie der Ägypter die äthiopische Dynastie, weil sie von Schewek oder Sabakon, einem aus Nubien einbrechenden Eroberer, begründet wurde. Als später im heutigen Abyssinien oder Habesch christliche Königreiche entstanden, wurde der Name Äthiopien auf diese übertragen, weshalb man noch jetzt von äthiopischen Christen, einer äthiopischen Kirche u. s. w. spricht, und auch die Schriftsprache der christlichen Abyssinier, die Lesana Geez, gewöhnlich äthiopische Sprache zu nennen pflegt. Für das Land selbst ist der Name Äthiopien kaum noch im Gebrauch, sondern durch Abyssinien (s. d.) oder Habesch verdrängt worden. Dasselbe Schicksal hat der Name **Äthiopisches Meer** gehabt, mit welchem nur noch selten, auf Seekarten gar nicht mehr, der südliche Theil des Atlantischen Oceans belegt wird. In neuester Zeit hat man eine Inselgruppe des Rothen Meers in der Nachbarschaft von Nubien und Habesch den **Äthiopischen Archipel** genannt. Da übrigens schon bei den Alten die dunkele oder schwarze Farbe als die hervorstechendste Eigenschaft der Äthiopier galt, so hat auch Blumenbach in seiner Eintheilung der Menschenracen die Negervölker Afrikas und Australiens unter der Benennung **äthiopische Race** zusammengefaßt.

Äthiopische Sprache, Schrift und Literatur. In Abyssinien (s. d.) herrschen verschiedene, zum Theil noch sehr unvollkommen oder gar nicht bekannte Sprachen und Dialekte. Die vorzugsweise Äthiopisch, von den Eingeborenen aber Gees oder Geez genannte Büchersprache gehört zu dem semitischen Sprachstamme, und schließt sich am nächsten an den seit Mohammed aus Arabien selbst fast ganz verdrängten südarab. Dialekt des Himjaritischen an; doch ist dieselbe weniger reich und ausgebildet als die arab. Schwester. Sie soll noch jetzt in den Dörfern bei Sarawe gesprochen werden. Die eigenthümliche und von allen semitischen in Bildung und Richtung abweichende äthiopische Schrift ist ebenfalls identisch mit der himjaritischen Schrift, und bestand ursprünglich nur aus Consonanten, die von der Rechten zur Linken geschrieben wurden. Erst später, seit der Einführung des Christenthums, wurde nach dem Vorbilde der Griechen die Richtung der Schrift geändert und durch Hinzufügung der Vocalzeichen, die mit den Consonanten innig verschmolzen sind, ein vollständiges Syllabar begründet. Aus der Zeit vor der Einführung des Christenthums unter Konstantin d. Gr. sind bis jetzt nur unbedeutende Fragmente äthiopischer Inschriften bekannt geworden; seit jener Zeit aber wurde eine Menge Werke, meist kirchlichen und historischen Inhalts, verfaßt, von denen wir bereits an 200 kennen. Die ganze Bibel, das Alte Testament nach der Septuaginta, wurde von unbekannten aber christlichen Verfassern im 4. Jahrh. übersetzt. Das Alte Testament ist vollständig in Handschriften in Europa vorhanden, aber nur in einzelnen Theilen gedruckt, z. B. die Psalmen (äthiop. und lat. von Ludolf, Fkf. 1701; äthiop., Lond. 1815; vgl. Dorn, „De psalterio aethiopico", Lpz. 1825), ebenso besitzen wir das Neue Testament (2 Bde., Rom 1548, und in der londoner Polyglotte). Besonders reich ist die äthiopische kirchliche Literatur an Übersetzungen von Apokryphen, deren griech. Originale verloren gegangen sind; darunter sind namentlich wichtig die Übersetzung des Buches Henoch (engl. von Lawrence, 2. Aufl., Lond. 1833; deutsch von Hoffmann, Jena 1838; im Originaltext, Lond. 1840) und die „Ascensio Isaiae vatis" (äthiop. und lat. von Lawrence, Orf. 1819). Außerdem sind noch zu erwähnen „The didascalia, or apostolical constitution of the Abyssinian church" (engl. und äthiop. von Platt, Lond. 1834), und die Schrift „Synaxar" (Sammlung), welche das Leben der in Abyssinien verehrten Heiligen, Martyrologien und die Hymnen der äthiopischen Kirche in roher, unausgebildeter rhythmischer Form umfaßt. Von den nicht unwichtigen historischen Schriften ist noch nichts durch den Druck bekannt gemacht worden. Am berühmtesten ist das „Keber za Negeste", die traditionelle, mit vielen Legenden und Sagen vermischte Geschichte des einst mächtigen Reichs Axum enthaltend. Ferner das „Tarek Negushti", die Chronik der Könige, und andere Chroniken aus verschiedenen Zeiten, welche die Geschichte Abyssiniens bis auf die Gegenwart herabführen. Bearbeitet wurde die äthiopische Sprache auf eine meisterhafte Weise von Ludolf, der eine äthiopische Grammatik (Fkf. 1702) und ein äthiopisches Lexikon (Fkf. 1699) lieferte. Seit ihm ist verhältnißmäßig wenig für die genauere Erforschung dieser Sprache gethan worden; doch sind hier zu nennen Platt, Lawrence, Dorn, Hupfeld, Hoffmann, Rödiger, Ewald und die Missionare Isenberg, Blumberg, d'Abbadie u. A. Im 14. Jahrh. wurde die äthiopische Sprache durch eine Regierungsveränderung verdrängt, sodaß sie jetzt beinahe als eine todte Sprache, deren man sich nur zu allen

Arten schriftlicher Aufsätze bedient, zu betrachten ist. Statt ihrer ward das **Amharische** die herrschende Sprache, das zwar in allen wesentlichen Punkten mit dem Geez übereinstimmt, aber doch auch viele fremde urafrikanische Elemente enthält. Nach den schwachen Versuchen Ludolf's, der eine amharische Grammatik nebst Lexikon (Fkf. 1698) herausgab, erschienen vollständige Bearbeitungen dieser Sprache durch den deutschen Missionar der engl. Missionsgesellschaft, Isenberg, der eine amharische Grammatik (Lond. 1842) und ein amharisches Lexikon (2 Bde., Lond. 1841) veröffentlichte. Eine Literatur dieses Dialekts existirt noch nicht; man besitzt in ihm nur Übersetzungen der Bibel und andere religiöse Werke von den Missionaren Pearce, Isenberg, Blumberg u. A. Der Dialekt von Tigré, der in der Gegend von Axum geredet wird, steht der alten Geezsprache am nächsten, ist aber noch sehr wenig bekannt. Noch mehr gilt dies von den Sprachen Schoas, Enareas und den andern Stämmen des abyssinischen Landes. Vgl. die Aufsätze Ewald's in der „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes" (Bonn 1843—44) und im ersten Bande der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft" (Lpz. 1846).

Athleten, d. h. Kämpfer, Theilnehmer an körperlichen Wettstreiten, nannte man im engern Sinne in Griechenland Diejenigen, die aus den gymnastischen Wett- und Kampfübungen und Kampfspielen ihr Hauptgeschäft machten, besonders Ringer und Faustkämpfer. Ihre Kunst selbst hieß **Athletik**. Sie pflegten bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich zu kämpfen und ihre Lebensweise war diesem Zwecke gemäß eingerichtet, indem sie die größte Sorgfalt auf Kräftigung des Körpers anwandten. Aus den dabei gewonnenen diätetischen und chirurgischen Erfahrungen ist zum Theil die wissenschaftliche Medicin bei den Griechen entstanden. Bevor die Athleten bei öffentlichen Kämpfen zugelassen wurden, untersuchte man ihre Geburt, Sitten, Stand und Verhalten; ein Herold rief eines jeden Namen aus und foderte Jedermann auf zu sprechen, wenn er etwas Nachtheiliges von ihm wisse. Erst nach bestandener Prüfung und nachdem der Athlet einen Eid geschworen, daß er allen Erfodernissen genügt habe und die Kampfgesetze genau beobachten wolle, bekam er die Erlaubniß zu kämpfen. Die Paare der Kämpfer wurden durch das Loos bestimmt. Den Sieger belohnte nicht nur der Beifall der Menge, sondern auch Kronen und Bildsäulen. Man führte ihn im Triumph auf, schrieb seinen Namen in die öffentlichen Verzeichnisse, nannte auch wol die Olympiade nach ihm, und Dichter priesen ihn in Lobgesängen. Auch bewilligte man ihm Freiheiten, einen Jahrgehalt und bei den feierlichen Spielen den vornehmsten Platz. Besondere Ehre erwies ihm seine Vaterstadt, denn alle seine Mitbürger theilten seinen Ruhm. Vgl. Krause, „Gymnastik und Agonistik der Hellenen" (Halle 1835); Jäger, „Die Gymnastik der Hellenen" (Eßlingen 1850).

Athmen oder **Respiration**, nennt man diejenige Verrichtung der organischen Körper, welche in einer abwechselnden Aufnahme und Ausscheidung luftförmiger Stoffe besteht. Bei den Pflanzen und den niedrigsten Thieren, sowie bei den Eiern der Thiere, scheint dieselbe an kein besonderes Organ gebunden zu sein, sondern an der ganzen Körperoberfläche vor sich zu gehn. Bei der großen Mehrzahl der Thiere ist aber zur Vermittelung der Respiration ein eigenthümlicher Apparat vorhanden, dessen Bau und Einrichtung in den verschiedenen Thierclassen verschieden ist. (S. **Lungen**, **Kiemen**, **Tracheen**.) Fast durchgängig ist die Thätigkeit dieses Apparats mit gewissen, äußerlich mehr oder weniger sichtbaren Bewegungen bestimmter Körpergegenden (Athembewegungen) verbunden. Am deutlichsten sind diese bei denjenigen Geschöpfen, welche Lungen besitzen, also bei dem Menschen, den Säugethieren, Vögeln und Amphibien. Beim Menschen geschieht die Aufnahme von Luft in die Lungen oder das Einathmen (Inspiration) dadurch, daß die Brusthöhle erweitert wird, indem durch die Thätigkeit verschiedener Muskeln (Athemmuskeln) einestheils der Boden dieser Höhle, das nach oben gewölbte Zwerchfell, sich abflacht und nach der Bauchhöhle zu hinabsteigt, anderntheils die von den Rippen und den sie verbindenden und überziehenden Weichtheilen gebildeten Seitenwände der Brusthöhle sich heben und dadurch stärker wölben. Da nun die elastischen Lungen mit ihrer Oberfläche der Innenfläche der Brustwandungen überall luftdicht anliegen, so müssen sie nothwendig den Bewegungen der letztern folgen und sich bei der Erweiterung der Brusthöhle selbst mit erweitern, was durch eine stärkere Ausdehnung der unzähligen kleinen Bläschen geschieht, aus denen das Lungengewebe zum größten **Theile** besteht. Die in diesen Bläschen enthaltene Luft (denn nach dem ersten Athemzuge, mit welchem das Leben beginnt, wird die Lunge nie wieder luftleer) würde nun in dem Maße, als die **Bläschen** sich ausdehnen, dünner werden müssen, wenn nicht zu gleicher Zeit die äußere Luft vermöge ihrer Eigenschaft, in allen Räumen, in welche sie eindringen kann, sich gleichmäßig zu vertheilen, auch hier durch die Luftröhre und deren Verzweigungen, welche zuletzt in die Lungenbläschen münden, in dieselben einströmte, sodaß die Luft in ihnen nicht sowol an Dichtigkeit

verliert, als vielmehr an Menge zunimmt. Indem nach einer sehr kurzen Dauer die Thätigkeit der Athemmuskeln wieder aufhört, erfolgt durch das Heraufsteigen des Zwerchfells und das Zurücksinken der seitlichen Brustwände wieder eine Verengerung der Brusthöhle, und in demselben Maße ziehen sich auch die Lungen vermöge der Elasticität ihres Gewebes wieder auf ein geringeres Volumen zusammen. Dabei wird auf die in ihnen enthaltene Luft ein Druck ausgeübt, welcher sie nöthigt, in einer, der Verengerung der Brusthöhle entsprechenden Menge wieder aus den Lungen auszutreten. Diesen Austritt der Luft nennt man das Ausathmen (Exspiration). Die Lungen, mit den sie umschließenden Wandungen der Brusthöhle, verhalten sich also beim Ein- und Ausathmen gerade wie ein Blasebalg, welcher abwechselnd auseinandergezogen und zusammengedrückt wird. Die Brusthöhle dehnt sich übrigens beim Einathmen gewöhnlich nicht in allen ihren Theilen in gleichem Grade aus, sondern es herrschen in dieser Hinsicht gewisse, durch Alter und Geschlecht bedingte Verschiedenheiten. In der Kindheit erweitert sie sich besonders durch Herabsteigen des Zwerchfells, wobei der Bauch vorgewölbt wird, bei dem Manne mehr durch Ausdehnung des untern, bei dem Weibe mehr durch Ausdehnung des obern Theils der Rippenwandung. In die Luftröhre gelangt die Luft beim Einathmen aus der Nasen- und Mundhöhle und kehrt auf diesen Wegen beim Ausathmen auch wieder zurück. Eigentlich bildet die Nasenhöhle allein den Anfang der Luftwege, und die meisten Menschen athmen im ruhigen Zustande mit geschlossenem Munde. Nur in Fällen, wo sich die Lungen so stark ausdehnen, daß zur Füllung derselben die durch die Nase eindringende Luft nicht ausreicht, oder wo der Luft der Durchgang durch die Nase sehr erschwert oder ganz verschlossen ist (wie in manchen Krankheiten der Nase, als Schnupfen u. s. w.), oder endlich in Folge schlechter Gewohnheit, wird die Luft auch durch den Mund ein- und ausgeführt. Dies bewirkt, wenn es längere Zeit hindurch geschieht, Trockenheit und einen weißlichen Beleg der von ihr berührten Theile der Mundhöhle, vorzüglich der Zunge. Aus der Betrachtung der Athembewegungen ergibt sich von selbst, daß Alles, was die Erweiterung der Brusthöhle behindert, auch das Athmen beeinträchtigen muß, also nicht blos Kleidungsstücke, durch welche Brust- und Oberbauchgegend zusammengepreßt werden, sondern auch übermäßige Anfüllung des Bauchs mit Speisen oder Ausleerungsstoffen.

Für gewöhnlich gehen die Athembewegungen ohne unsern Willen vor sich. Dieser hat aber auf sie insofern einen Einfluß, als wir die Thätigkeit der Muskeln, durch welche sie bewirkt werden, nach Belieben verstärken (tiefer einathmen) oder wenigstens auf Augenblicke hemmen (den Athem anhalten), sowie auch in gewissem Grade beschleunigen oder verlangsamen und häufiger oder seltener sich wiederholen lassen können. Außerdem aber richtet sich die Stärke und Häufigkeit der Athembewegungen je nach dem Athmungsbedürfniß des Organismus, d. h. nach dem Maße, in welchem der, bei der Respiration in den Lungen stattfindende Gasaustausch für den Lebensproceß gerade erforderlich ist. Die eingeathmete Luft kommt nämlich in die innigste Berührung mit den sehr feinen und zarten Blutgefäßen, welche in den Wänden der Lungenbläschen sehr dichte Netze bilden, und gibt einen Theil (ungefähr ein Viertel) des in ihr enthaltenen Sauerstoffs durch die äußerst dünne Membran jener Gefäße an das in denselben vorbeifließende Blut ab, wogegen dieses eine entsprechende Menge der in ihm befindlichen Kohlensäure nebst Wasserdämpfen und ein wenig Stickstoff in die Lungenbläschen übertreten läßt, aus denen diese Gase zugleich mit dem zurückgebliebenen Theile der eingeathmeten Luft durch die Exspiration fortgeschafft werden. Durch diesen Gasaustausch nimmt das Blut, welches bei seinem Eintritt in die feinsten Gefäße der Lungen dunkelroth aussieht, eine hellrothe Farbe an, und erleidet überhaupt Veränderungen, welche für das Bestehen des ganzen Organismus von äußerster Wichtigkeit sind. Denn das Athmen gehört zu den Lebensbedingungen der organischen Körper; je höher diese organisirt sind, desto weniger können sie dasselbe auch nur auf kurze Zeit entbehren. Ein Mensch kann nicht leicht über eine Minute unter Wasser bleiben. In manchen krankhaften Zuständen, z. B. in der Ohnmacht, ist dagegen das Athmen oft viel länger aufgehoben, weil in ihnen das Athmungsbedürfniß und das Leben überhaupt fast auf Null gesunken ist; während solche Krankheiten, die zunächst nur eine Beeinträchtigung zwischen Luft und Blut in den Lungen herbeiführen, bei längerer Dauer auch eine Störung in den meisten übrigen Verrichtungen des Körpers zur Folge haben. Wenn das Athmungsbedürfniß nicht auf genügende Weise befriedigt wird, entsteht das Gefühl der Beklemmung und Beängstigung.

Für Erhaltung der Gesundheit ist es nothwendig, daß die einzuathmende Luft die gehörige Beschaffenheit habe, d. h. reine atmosphärische Luft sei. Die Verunreinigung der Luft durch gewisse Gasarten, wie Kohlenoxydgas, Kohlenwasserstoffgas, Schwefelwasserstoffgas u. s. w., wirkt wenigstens auf die höher organisirten Körper geradezu vergiftend. Aber auch ganz reine atmo-

sphärische Luft wird in einem geschlossenen Raume, wo keine Erneuerung derselben stattfindet, schon durch das Athmen selbst allmälig untauglich zur Unterhaltung des Respirationsprocesses, indem sich ihr Sauerstoff immer mehr vermindert, dagegen ihr Gehalt an Kohlensäure immer mehr zunimmt. Hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit, in den Wohnzimmern nicht nur der Gesunden, sondern auch der Kranken stets für gehörige Lüftung zu sorgen. Was die Zahl der abwechselnden Ein- und Ausathmungen, die in einer bestimmten Zeit gemacht werden (die Häufigkeit der Athemzüge oder die Respirationsfrequenz) anbelangt, so variirt dieselbe bei verschiedenen Personen selbst im gesunden Zustande und unter sonst gleichen äußern Bedingungen in hohem Grade. Erwachsene Menschen athmen in einer Minute durchschnittlich 12—16 mal, Kinder öfter; im Stehen und Sitzen ist die Respirationsfrequenz größer als im Liegen. In Krankheiten kann sie sehr bedeutende Abweichungen erleiden. Die Quantität der jedesmal ein- und ausgeathmeten Luft (die Größe der Athemzüge) beträgt bei erwachsenen Menschen von mittler Größe in vollkommen ruhigem Zustande ungefähr 500 Cubikcentimeter, während die Lungen solcher Menschen, im Zustande der größten Ausdehnung (bei möglichst tiefem Einathmen), ungefähr 4000 Cubikcentimeter Luft aufzunehmen vermögen. Die Zahl sowol, als die Größe der Athemzüge sind beide während des Schlafs verringert. In den nächsten 2—3 Stunden nach dem Essen (also während der Verdauung) sind sie größer, als an den übrigen Tageszeiten. Durch Körperbewegung werden sie gesteigert, durch Erhöhung der Luftwärme vermindert. Nach dem Genusse spirituöser Getränke sowie des Kaffees und Thees nimmt wenigstens die Größe der Athemzüge merklich ab.

At home. Unter diesem Titel waren die satirischen Darstellungen berühmt, welche der berühmte Komiker Matthews bis kurz vor seinem Tode, 1834, auf dem Theater der engl. Oper oder dem Adelphi gab, indem er den ganzen Abend hindurch allein auf der Bühne erschien, als wäre er zu Hause. Wie Foote in gleicher Absicht und zu demselben Zweck, um ein Verbot gegen seine satirischen Darstellungen zu umgehen, seine Freunde und Gönner zum Thee einlud, so kündigte Matthews durch große Anschlagzettel an, daß er at home, d. i. zu Hause sei. Das satirische und dramatische Talent, das er in diesen Darstellungen entwickelte, war außerordentlich, und die Mannichfaltigkeit der Charaktere, die er durch Stimme, Geberde und Costum dem Publikum vorführte, bewundernswerth. Später unterstützte ihn hierbei sein talentvoller Schüler Yates, und in wenigen Jahren brachte er ein großes Vermögen zusammen.

Athor oder **Athyr**, eigentlich Het-her (d. i. Behausung Gottes), Name einer ägypt. Göttin, welche im mythologischen System der Ägypter zur zweiten Götterordnung gehört, und Tochter des Ra (der Sonne) genannt wird. Die Griechen identificiren A. mit der Aphrodite. Ihr Typus war die Kuh, weshalb sie auf den Denkmälern in der Regel kuhköpfig, zwischen den Hörnern die Sonnenscheibe tragend, erscheint. Auch bei menschlicher Gestalt fehlen Sonne und Hörner fast nie. Sonst wird A. auch noch dargestellt als Kuh, welche hinter den Bergen hervortritt, als Vogel mit Menschenantlitz, Kuhhörnern und Sonnenscheibe u. s. w. Schon auf den ältesten Denkmälern trägt sie sehr oft als Schmuck einen Tempel auf dem Haupte. Daher stammen die fälschlich für Isisköpfe erklärten Hathor-Kapitäle an Bauwerken der Ptolemäerzeit. Ursprünglich hatte A. jedenfalls kosmogonische Bedeutung; später heißt sie „Herrin des Tanzes und Scherzes“, und hält die Stricke der Liebe und das Tamburin als Zeichen der Freude in der Hand. Königinnen und Königstöchter wurden vorzugsweise unter ihrem Bilde dargestellt. A. genoß einer ausgebreiteten Verehrung und hatte Tempel in allen Theilen Ägyptens. Ihr Hauptheiligthum befand sich jedoch, wenigstens in der spätern Zeit, zu Denderah (Tentyrah). Nach der Göttin war auch der dritte ägypt. Monat benannt.

Athos, jetzt gewöhnlich Hagion Oros, und bei den Italienern Montesanto genannt, eine 5 M. lange und bis zu 1½ M. breite Gebirgsreihe, welche halbinselartig von dem Thracischen Chersones aus zwischen dem Strymonischen und Singitischen Busen in das Ägäische Meer hervorspringt, und durch einen schmalen, nur eine Viertelmeile breiten Isthmus mit dem Festlande zusammenhängt. Nach der Sage soll sie von Athos, einem Sohne des Poseidon, oder von einem Giganten Athos, welcher sie gegen die Götter geschleudert, ihren Namen haben. Die höchste Spitze der an den schönsten Punkten reichen und gesunden Halbinsel erhebt sich im SO. bis zu einer Höhe von 5900 F. über dem Meere. Im Alterthum lagen mehre Städte, wie Dion, Olophyros, Thyssos, Kleonä, Akrothoon auf derselben; im Mittelalter wurde sie mit Klöstern bedeckt, von denen jetzt, außer vielen Klausen, Kapellen u. s. w. noch 21 bestehen. Die größten sind die Klöster Iyoron und Hagia-Laura, das reichste Vatopädi. In ihnen wohnen im Ganzen 4—6000 Mönche aller Nationen, welche eine Art mönchischer Republik unter Hoheit der Türken bilden,

denen sie jährlich einen Tribut von etwa 24000 Thaler entrichten müssen. Die Regierung besorgt das Protaton, zu welchem jedes Kloster einen Epistaten oder Igumen mit Vollmacht auf vier Jahre als Repräsentanten sendet; aus ihnen wird jährlich der Vorstand zur Verwaltung der Einkünfte und Rechtspflege gewählt. Der Sitz der Protaton ist zu Karies (Karyäs), dem Hauptflecken der Halbinsel, mit 1000 E. Daselbst residirt auch ein Aga, unter dessen Befehlen 12 Janitscharen stehen, als Vertreter der türk. Regierung. Die Mönche leben, weil sie der im Orient allgemein gültigen Regel des heiligen Basilius folgen, in strengster Ascese, genießen nur Gemüse, Früchte und Fische, beschäftigen sich mit Ackerbau, Gartenbau und Bienenzucht, und fertigen für den Bedarf und zum Verkauf Amulete, Geräthschaften, Heiligenbilder, Crucifixe u. dgl. aus Horn und Holz, auch kunstvolle Stickereien u. s. w. Unförmliche Bilder von Heiligen, Ansichten der Klöster u. dgl. werden auch zu Karies in einer Art von Druckerei gedruckt. Nur Männern ist der Zutritt zu den in Karies abgehaltenen Märkten gestattet, da alle Frauen von der Halbinsel verbannt sind, ja selbst weibliche Thiere nicht einmal geduldet werden. Die sehr bedeutenden Wallfahrten sind Hauptquelle der Einkünfte. Der Sage nach liegen hier die Schätze und die Krone der griech. Kaiser verborgen. Während gegenwärtig sich in einem jeden Kloster kaum zwei oder drei Mönche befinden, welche einige Bildung besitzen, und überhaupt Ackerbau, Verkehr und Alles in Verfall gerathen ist, war der Berg A. im Mittelalter Hauptsitz der griech. Wissenschaft, die ganze christlich-byzantinische Kunst hatte hier ihren Mittelpunkt. Die Bibliotheken, von denen fast jedes Kloster eine besitzt, liegen jetzt unbenutzt und verlassen. Außer Drucksachen finden sich in denselben viele zum Theil sehr schöne und alte Handschriften, welche in neuester Zeit mehrfach, z. B. von Minas und Andern, untersucht und nach dem Abendlande geführt worden sind. Der classischen Literatur gewähren sie nur wenig Ausbeute, mehr für Bibel und Kirchenväter; von Wichtigkeit sind die Handschriften in georgischer (zu Ivoron) und namentlich in altslawischer (bulgarischer) Sprache (z. B. zu Docheiru). Auch findet sich hier ein Schatz interessanter Urkunden. Die Klöster selbst, stets von einer hohen Mauer mit einem einzigen Thore umgeben, erscheinen von außen als unregelmäßige Massen, sie sind jedoch im Stile der Marcuskirche in Venedig aufgeführt worden und bergen fast sämmtlich treffliche Schnitzereien und Goldschmiedearbeiten. Auch finden sich fast überall Malereien und Fresken, welche eine authentische Probe des unwandelbaren byzantinisch-christlichen Stils liefern. Namentlich verdienen die Malereien zu Hagia-Laura und Vatopädi Beachtung, die von sehr hohem Alter sind, und einem Michael Panselinos beigelegt werden. Der Isthmus wurde von Xerxes, dessen Flotte hier scheiterte, durchstochen, wie die Untersuchungen von Choiseul-Gouffier, Hunt, Leake, Fallmerayer, Griesebach, Spratt bestätigen; jedoch nach einer Nachricht des Demetrius Skepsius bei Strabo ward der Kanal nicht vollendet.

Äthyl, s. Äther.

Ätiologie nennt man in der medicinischen Krankheitslehre den Abschnitt, welcher die Ursachen der Krankheiten behandelt, besonders die sogenannten entfernten Ursachen (causae remotae), nämlich die äußern Schädlichkeiten, die Fehler der Lebensweise und die constitutionellen Krankheitsanlagen. Obschon dies nun eigentlich die Hauptfragen der Heilkunde, besonders der im Große getriebenen sind, so haben doch heutzutage die Ärzte gerade diese Lehre sehr vernachlässigt, indem sie mehr dahin streben, das innere Wesen der Krankheitsprocesse durch pathologische Anatomie, Chemie, Physiologie, Diagnostik u. s. w. zu erforschen. Die Ätiologie wird aber auch ganz von Grund aus neu aufgebaut werden, und dann eine Menge Stoff in sich vereinen müssen, der jetzt noch der Diätetik und Hygieine, der Staatsarzneikunde, der Arzenei- und Giftlehre, der Physik und physikalischen Geographie, der Naturgeschichte (z. B. der Parasiten), ja sogar der Staatsökonomie angehört.

Atkins (Sir Robert), ein berühmter engl. Richter aus einer alten Familie der Grafschaft Gloucester, geb. 1621, betrat früh die juristische Laufbahn, war von 1671—79 unter Karl II. einer der engl. Oberrichter, vertheidigte dann 1683 den Lord Russel (s. d.) mit Freimuth, wenn auch fruchtlos, dann 1684 den Sprecher Williams, der wenigstens mit dem Leben davon kam. Im J. 1688 schloß sich A. Wilhelm von Oranien an, war 1689 Präsident des Schatzkammergerichts und erhielt 1690 den Vorsitz im Oberhause. Er zog sich 1695 vom öffentlichen Leben zurück und starb 1709. Seine politischen Abhandlungen sind wichtige Beiträge zur Zeitgeschichte.

Atlanten, auch Telamonen, heißen starke, männliche Bildsäulen, die zuweilen bei Prachtgebäuden statt der Säulen und Pfeiler zum Tragen des Gebälks oder besonderer Vorsprünge und Gesimse desselben angewandt werden. Sie verlangen natürlich, um in Harmonie mit den Architekturformen zu stehen, eine streng stilistische Behandlung.

Atlantis, einer uralten Sage nach, die Solon von den Priestern in Ägypten überkommen haben soll, der Name einer ungeheuern Insel im Atlantischen Ocean, die angeblich ebenso groß als Kleinasien und Libyen war. Über die Lage derselben sind die Angaben der Alten sehr unzuverlässig, und da sie in eine Gegend gesetzt wird, wo sich in späterer Zeit keine Insel fand, so kam man auf den Gedanken, daß sie untergegangen. Andere wollten in den Canarischen Inseln Überreste der versunkenen A. wiederfinden; noch Andere, wie Rudbeck in seiner „Atlantica", verstehen darunter die Skandinavische Halbinsel. Den meisten Anklang hat jedoch in neuester Zeit die Vermuthung gefunden, die Bircherod in einer Abhandlung „De orbe novo non novo" (Altd. 1685) zuerst aufstellte, daß vielleicht phöniz. oder karthag. Handelsschiffe, durch Stürme und Strömungen von ihrem Wege abgetrieben, an die amerik. Küste verschlagen worden, und von dort später glücklich nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt sein könnten, und daß also unter der Insel A. des Plato im „Kritias", sowie unter der großen namenlosen Insel, von welcher Diodor, Plinius nnd Arnobius sprechen, das heutige Amerika zu verstehen sei.

Atlantisches Meer, entweder nach dem Atlasgebirge oder nach der fabelhaften Insel Atlantis so benannt, heißt derjenige Theil des Weltmeers, welcher die Neue von der Alten Welt trennt, im Norden und Süden in offenem Zusammenhange mit den beiden Eismeeren steht und für die Entwickelungsgeschichte seiner Gestadeländer von unendlicher Bedeutung ist. In merkwürdiger Parallelität seiner Gegenküsten, gleicht der Atlantische Ocean eher einer mächtigen Strombahn als einem offenen Weltmeere. Der nördliche Theil gliedert die Küsten Nordamerikas durch das Eingreifen der Hudsonsbai, des Lorenzbusens, des Mexicanischen und Karaibischen Golfs fast ebenso, wie Europa durch die Ost- und Nordsee, das Aquitanische, Mittelländische und Schwarze Meer; wogegen der südliche Theil die südamerik. und afrik. Küsten nur wenig zersplittert. Der Einbiegung des Golfs von Guinea in Afrika entspricht die Ausbiegung Brasiliens, ebenso der Hervorragung Senegambiens und Sudans die Einspülung des Antillenmeers. Das Atlantische Meer ist seit dem 15. und 16. Jahrh. die große Straße für die Culturvölker Europas geworden, auf der sie nach allen Gegenden der Welt segeln, in den verschiedensten Richtungen kreuzend, welche durch die Luft- und Wasserströmungen vorgezeichnet werden. Die Hauptströmungen des Atlantischen Oceans sind: die südatlantische Strömung vom Vorgebirge der guten Hoffnung längs der Küste von Afrika bis zum Wendekreise des Steinbocks, parallel mit der Küste, daher nördlich, dann mehr westlich, eine Drift von 5 M. täglichen Laufes. Von der Congoküste an wird diese Strömung als Äquatorialströmung zum mächtigsten Meeresstrome, und bewegt sich anfangs auf der Südseite, dann auf beiden Seiten des Äquators, von Ost nach West quer über den Ocean, mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 15 M. innerhalb 24 Stunden. Wo die Strömung die amerik. Küste trifft, spaltet sie sich in zwei Hälften, von denen die eine längs der brasil. Küste gegen Süden, die andere längs der Küste von Guiana nach den Antillen hin strömt. Die Tiefe des Atlantischen Meeres ist außerordentlich verschieden; am geringsten ist sie, abgesehen von manchen Küsten, in der Region des Sargassomeers. Vor einigen Jahren ist mitten im Atlantischen Ocean, 230 M. südwestlich von St.-Helena, der Meeresgrund in einer Tiefe von 14556 engl. F. gelothet worden, die größte Meerestiefe, die man bisher mit dem Senkblei erreicht hat. Auf den fast täglich verfolgten Seestraßen des Atlant. Meeres erreichen Segelschiffe von Hamburg aus die nordamerik. Häfen der Ostküste in 40—50 Tagen, und Dampfschiffe in ungefähr 14 Tagen, die mittelamerik. Handelsplätze in 50—60 Tagen, Rio-Janeiro in 50—70 Tagen und die Capstadt in 60—70 Tagen (mit Dampf in ungefähr 40 Tagen), während die Rückfahrten durch Benutzung begünstigender Strömungen um 8—14 Tage verkürzt werden. Die Inselbildung des Atlantischen Oceans ist nur reichhaltig in der Nähe von Europas und Nordamerikas Küsten; im freien Oceane steht sie jedoch der des Großen oder Stillen Weltmeers beiweitem nach. Als Stationen erscheinen wichtig: Island und die Faröer zwischen Europa und Polaramerika, die Azoren und Bermuden zwischen Europa und dem mittlern und südlichen Nordamerika, Ascension, St.-Helena, Trinidad und Tristan-da-Cunha zwischen Afrika und Südamerika, die Falklandsinseln, Südgeorgien und Sandwichsland zwischen Südamerika und den antarktischen Gestaden. Der Größe nach ist das Atlantische Meer das zweite Weltmeer, mit einem Areal von 1,626000 QM., wenn man es im Norden und Süden durch die Polarkreise begrenzt.

Atlas, ein Gebirge im westlichen Theile Nordafrikas, der heutigen Berberei, deren eigenthümlichen physischen und geographischen Charakter es bestimmt, bildet mit seinen Höhenzügen die Scheidewand zwischen dem westlichen Theile des Mittelländischen Meers und dem Becken der Sahara. Schon Herodot erwähnt einen in die Wolken reichenden Berg dieses Namens, süd-

westlich von der kleinen Syrte, 20 Tagereisen westlich von den Garamanten, welchen die Eingeborenen die Säule des Himmels nennen. Von den spätern Schriftstellern, vorzüglich seit Polybius, wurde der Name A. stets von der Gebirgskette im Nordosten Afrikas gebraucht, welche sich von der Insel Cerne (bei dem heutigen Cap de Ger) nordöstlich durch Mauretania, Tingitana (das heutige Fez und Marokko) hinzieht. Bei den Eingeborenen hieß dieses Gebirge Dyris. Ptolemäus nannte es den Größern A., zum Unterschiede von dem Kleinern A., einem mit ihm parallel laufenden nördlichern Gebirge. Fälschlich nahm man daher später zwei bestimmt gesonderte nebeneinander laufende Ketten desselben an, den Großen A. und den Kleinen A. Die neuesten geographischen Beobachtungen haben diese Annahme widerlegt und dargethan, daß der A. überhaupt gar nicht als eine Bergkette zu betrachten sei. Er stellt sich vielmehr als ein höchst unregelmäßiges Gebirge dar, indem er aus einer Menge nach den verschiedensten Himmelsgegenden auslaufenden, theils durch Gebirgsknoten, theils aber auch blos durch Joche und öfters selbst nur durch niedere Hügelreihen miteinander verbundener Bergketten, Berggruppen und einzelner Berge besteht. Seine größte Höhe erreicht er in Marokko, wo er allein über die Schneelinie sich erhebt, und daher Dschebel-el-Theldsch (Schneeberg) heißt, und der Miltsin, Bibawan und Tagherain seine höchsten Gipfel bilden. Der südlichste sich hier verlaufende Zug der ganzen Gebirgsmasse trägt den Namen Dschebel-Hadnar. Die Höhen treten nahe an das Meer, und ihre Vorsprünge sind die Caps, welche am Atlantischen Meer bis zur Meerenge von Gibraltar und von da östlich ins Meer ragen. Das Höhensystem wird vollständig unterbrochen durch das Thal des Muluiaflusses, welcher den nordöstlichen Theil von Marokko durchfließt und 15⅓° ö. L. in das Mittelmeer mündet. Weiter nach Osten wird der A. niedriger, und in Algier erheben sich seine höchsten Gipfel, z. B. der Dschurdschura, nicht über 7000 F. Von Algier senkt er sich nach Osten immer mehr, bis er in seinem östlichsten Ausläufer, dem höchstens 1500 F. hohen Gharian im Tripolitanischen, in die Wüste, welche hier in der Großen Syrte bis ans Meer herantritt, abfällt. Zur Seite dachen sich die Gebirgszüge des A. sowol westlich und nördlich nach dem Meer, wie südlich nach der Wüste ab, und diese Abfälle sind durch die im A. entspringenden Flüsse gut bewässert und fruchtbar. An seinem Südabhange zieht sich das Biled-ul-dscherid hin. Ein ordentlicher Bergbau, der gänzlich fehlt, würde im A. sich reichlich belohnen.

Atlas, ein Titane, der Sohn des Japetus und der Klymene und Bruder des Menötius, Prometheus und Epimetheus, war durch Pleone, des Oceanus Tochter, oder Hesperis, die Tochter seines Bruders, Vater der Plejaden (s. d.). Da er mit den übrigen Titanen den Himmel stürmen wollte, verurtheilte ihn Jupiter, zur Strafe dafür das Himmelsgewölbe zu tragen. Nach der Erzählung späterer Schriftsteller war A. ein mächtiger König, welcher große Kenntniß der Astronomie besaß; ja man führt sogar drei A. an, einen maurischen, italischen und arkadischen. Zufolge der Ansichten der Alten von dem Himmelsgewölbe und seinem Verhältniß zur Erde, nach denen jenes auf einem festen Körper ruhen mußte, wurde dieser ursprünglich der Mythologie und Kosmographie angehörige Name in die Geographie hinübergezogen. — Bildlich nennt man **Atlas** (in der Mehrzahl Atlanten), nach Mercator's Vorgange im 16. Jahrh., eine Sammlung von Land- und Himmelskarten, weil früher auf dem Titel A. als Träger der Himmelskugel abgebildet war. Später hat man diesen Namen auch auf anderartige Sammlungen übergetragen. — In der Anatomie hat man dem ersten Halswirbel, welcher den Kopf, wie der Titane A. den Himmel trägt, den Namen **Atlas** gegeben.

Atlas (franz. Satin) ist ein geköpertes seidenes Zeug von vorzüglichem Glanze. Man hat halbseidenen, wollenen und leinenen Atlas, und hinsichtlich der Güte theilt man ihn in schweren, mittlern und leichten. Den besten gemusterten Atlas liefern die Franzosen; im glatten machen die Deutschen den Italienern den Rang streitig; der engl. ist schön, aber sehr theuer. Die schlechtesten Sorten sind der chinesische, der moskowitische, der ostindische, der Roll- und Bällchenatlas.

Verzeichniß

der im ersten Bande enthaltenen Artikel.

A.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



